Magazin für die Literatur des Auslandes

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Neunundsiebzigster Band.

Januar bis Juni 1871.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Goßmann.
1871.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue", die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechsaal".

Deutschland und das Ausland.

Littauen.

Böhmen.

Schweiz.

Holland.

Dänemark.

Schweden und Norwegen (Skandinavien).

England.

Belgien.

Frankreich.

Italien.

Römisches Alterthum.

Spanien.

Rußland.

Baltische Herzogthümer.

Polen.

Ungarn und Siebenbürgen.

Griechenland.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Türkei und europäische Nebenländer.

Orient.

Central-Asien.

Persien.

Arabien.

Ost-Asien.

Japan.

Aegypten.

Abessinien.

Central-Afrika.

Nord-Amerika.

Süd-Amerika.

Australien.

Neuseeland.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 7. Januar 1871. [№ 1.

Inhalt.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum achtundsiebzigsten Bande dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Das Deutsche Reich.

Neujahr 1871.

Die deutschen Geschicke erfüllen sich! Was unsere Großväter, unsere Väter und wir selbst seit dem Wiedererwachen des deutschen Volkes im Jahre 1813 vergebens erstrebten, das hat das Jahr 1870 uns gebracht: Einigkeit und Einheit!

Noch niemals ist, wie in den letzten sechs Monaten des Jahres 1870, ein so mächtiges, erhebendes Gefühl über ganz Deutschland verbreitet gewesen; noch niemals war die gesammte Nation, wie heute, von den hohen sittlichen Zwecken der gemeinsamen Aufgabe, welche sie in der europäischen Welt zu erfüllen hat, so durchdrungen; noch niemals erkannte unser Volk so wie jetzt die Gefahr, die dem deutschen Kulturleben von den dasselbe hassenden romanischen und slavischen Rassen droht, eine Gefahr, die uns eine mahnende Aufforderung ist, für alle Zukunft die Einigkeit und Einheit Deutschlands sicherzustellen.

Manches Begründete läßt sich allerdings gegen die Einigungs-Verträge von Versailles einwenden; mit Recht hat man beklagt, daß süddeutsche Staatsmänner in die Verfassung der seit vier Jahren geeinigten norddeutschen Staaten, trotz der anerkannten Mängel dieser Verfassung, keine Verbesserung gebracht, sondern neue schmerzliche Lücken gerissen haben. Aber was haben diese Verträge, was haben alle Verfassungs-Paragraphen neben jenem Sittengesetze der Einigkeit und Einheit zu bedeuten, das, obwohl ungeschrieben, in den Herzen des deutschen Volkes tief eingegraben ist und ihm täglich und stündlich die Mahnung zuruft, eins und einig zu bleiben, damit nicht seine Feinde ringsum wieder das deutsche Reich von seiner Höhe herab zu neuem tiefem Falle bringen.

Dieses große Sittengesetz, es reißt alle Widerstrebenden in Süd- wie in Norddeutschland mit sich fort; gegen ihren Willen wird es die Phalanx der sogenannten Conservativen, welche leider auch jetzt noch alle freien Männer in Europa und Amerika so mißtrauisch und feindselig gegen das deutsche Reich und seinen Kaiser stimmen, zu Rittern des deutschen Geistes machen. Die bisherigen Hemmschuhe der deutschen Bewegung, preußische wie baierische, sächsische wie schwäbische Particularisten, vermögen nicht länger dem Drange des deutschen Volkes Widerstand zu leisten; ja sie müssen selbst mithelfen, daß die große Mission des Germanenthums der romanischen und slavischen Welt gegenüber sich erfülle.

Und das neue deutsche Kaiserthum — kein Wiederaufleben ist es jener mittelalterlichen Institution, welche, wo es galt, die Geister zu knechten, die Unfehlbarkeit menschlicher Satzungen zu heiligen und das Ketzerthum auszurotten, Deutschland zum Bundesgenossen und Rivalen Rom's machte. Das neue Kaiserthum, in deutschem Boden ausschließlich wurzelnd und von der befreienden Idee des Protestantismus getragen und gehoben, wird und muß vielmehr ein Schirm der Gewissens- und der persönlichen Freiheit, ein Wahrer der Gleichheit — nicht jener chimärischen Gleichheit der durch die Verschiedenheit ihrer Natur- und Geisteskräfte, ihrer Tugenden und Leistungen ungleichen Menschen und Stände — sondern der Gleichheit vor Recht und Gesetz, der Gleichheit aller sittlichen und humanen Ansprüche an den Staat sein.

Keinerlei Geist der Eroberung wird das einige, in seinen Reichsgränzen wohlgeschützte, deutsche Volk beherrschen. Allerdings hegt dieses Volk für die außerhalb der Reichsgränzen wohnenden germanischen Stämme große Sympathieen; allerdings wird es jeden nationalen Schmerz, den diese Stämme erleiden, mit empfinden und zu lindern bestrebt sein; aber niemals wird und darf das Deutsche Reich daran denken, diese Stämme in der freien Entwickelung ihrer geschichtlichen Selbständigkeit, ihrer staatlichen Institutionen und Freiheiten zu hindern oder zu stören. Haben doch diese germanischen Völkerbildungen zum Theil, wie die in der Schweiz und an den Mündungen des Rheins und der Schelde, ein viel älteres Bewußtsein staatlicher Selbständigkeit und bürgerlicher Freiheit, sowie der Macht, die in der Eintracht liegt, als wir, die eigentlichen Deutschen. Und dort, wo, wie in Oesterreich-Ungarn oder am Baltischen Meere, das Geschick deutscher Volksstämme historisch und durch politische und sociale Verfassungen an die Geschicke nichtdeutscher, numerisch überwiegender Nationalitäten gebunden ist, dort wird der moralische Einfluß des geeinten Deutschlands auch den der nicht zum Reiche gehörenden Deutschen heben und sie feindlichem Andrängen gegenüber zu schützen wissen. J. L.

Voltaire, von David Friedrich Strauß.*)

Obgleich zur allerungünstigsten Stunde, hart vor dem Ausbruche des furchtbaren Kampfes erschienen, der je länger je mehr den ganzen Abgrund von Haß und Erbitterung zwischen den Deutschen und den Franzosen wieder aufreißt, hat David Friedrich Strauß's Buch über Voltaire bereits die zweite Auflage erlebt. Ist ein solcher Erfolg bei den bekannten Verhältnissen des deutschen Lesepublikums unter allen Umständen ungewöhnlich, so gränzt es an's Wunderbare, daß das Lebensbild eines Mannes, in dessen Charakter und Schriften sich die Tugenden und Untugenden seiner Nation auf das Vollkommenste darstellen, gegenwärtig bei uns so viel Theilnahme zu erregen vermag. Man ist jetzt in Frankreich sehr leicht damit bei der Hand, uns den Vorwurf zu machen, daß unsere Geistesrichtung ausschließlich national sei, während der französische Geist nach dem Universellen, Kosmopolitischen strebe. Dem gegenüber stellen wir mit Genugthuung die Thatsache fest, daß das deutsche Volk inmitten eines ihm von Frankreich aufgedrungenen nationalen Krieges genug Freiheit des Geistes besitzt, um sich eingehend mit einem Autor zu beschäftigen, der, wenn seine allgemeine Bedeutung nicht zu verkennen ist, doch vor allen Dingen, nach Goethe's treffendem Worte, der höchste unter den Franzosen denkbare, der ihrer Nation gemäßeste Schriftsteller ist.

Der große Meister, dem Voltaire diese Auferweckung verdankt, führt uns das Bild seines Helden nicht, wie einst dasjenige des Ritters Ulrich von Hutten, in dem weiten Rahmen einer Geschichte des Zeitalters, auf dem reichen Hintergrunde einer Darstellung der großen geistigen Bewegung vor, die dem achtzehnten Jahrhundert seinen unterscheidenden Charakter aufgeprägt hat. Wer, wie in der Biographie des streitbaren Ritters, ein Gesammtbild der Renaissance in Deutschland, so im „Voltaire" eine Kulturgeschichte der Aufklärung oder auch der Aufklärung in Frankreich zu finden erwartet, wird sich getäuscht sehen. Zu derartigen Erwartungen giebt indessen weder der Umfang des Buches noch die Art seiner Entstehung einen Anlaß. Ein Band von kaum fünfthalbhundert Seiten, von denen überdies nahezu hundert durch Beigaben aus Voltaire's Schriften und Briefwechsel eingenommen werden: das ist nicht der Raum für eine Aufführung im großen Stile, oder, wie Strauß früher einmal gesagt hat, für alle Instrumente seines Orchesters. Voltaire's Leben nach dem ganzen Reichthum seines Inhalts, der Breite seiner Beziehungen, der Tragweite seiner Wirkungen ausführlich zu beschreiben, dazu fehlte es dem Verfasser, wie er bekennt, diesmal an Muth und an den Werkzeugen.

Um so dankbarer haben wir es zu begrüßen, daß ein äußerer Anlaß uns diese zwar räumlich beschränktere, aber sagen wir es nur gleich frei heraus, an geistigem Gehalte dem Werke über Hutten ebenbürtige Biographie Voltaire's bescheert hat. Das Buch besteht aus sechs Vorträgen, welche vor der Prinzessin Alice von Hessen, Tochter der Königin Victoria, und einem erlesenen Zuhörerkreise gehalten worden sind. So ist der Darstellung etwas von dem frischen Reize geblieben, der das gesprochene Wort vor dem geschriebenen auszeichnet; sie ist überdies frei von dem gelehrten Ballast, von dem der Forscher als Darsteller sich so schwer losmacht. Die Spur seiner Entstehung trägt das Buch endlich an sich in der für die Oekonomie des mündlichen Vortrags gebotenen klaren und übersichtlichen Anordnung, in der Abrundung und Harmonie seiner Gliederung. Daneben läßt es allerdings auch bisweilen die Fehler erkennen, die mit eben diesen Vorzügen sich zu ergänzen pflegen. Hier und da vermochte selbst die große Kunst des Vortragenden nicht der übergroßen Fülle des Stoffes, den dies innerlich und äußerlich so reiche lange Leben darbietet, innerhalb der für die mündliche Darstellung gezogenen Schranken gleichmäßig gerecht zu werden: die Menge der mit sicherer Hand, aber doch nur im Vorübergehen gezeichneten Gestalten, die sich insbesondere in den ersten, die Jugend und das Mannesalter Voltaire's behandelnden Abschnitten herandrängen, ist manchmal etwas wirr und ruhelos — wie es freilich das Leben des Helden selbst in diesen Perioden eben war. Und auch wo mit dem reifern Alter die Wirksamkeit Voltaire's und damit der Kreis der Betrachtung sich auf eine Reihe bestimmter bedeutender Ziele fixirt, da bleibt doch dem Vortragenden durch die unerbittliche Begränzung seiner Zeit jede Möglichkeit benommen, sich in die Frage bis in's Einzelne zu versenken, und damit allerdings die Gefahr, den Leser durch eine Abschweifung zu ermüden, aber — Mancher würde es an der Hand eines solchen Führers auf diese Gefahr gern ankommen lassen.

Den Standpunkt, den Strauß bei seiner Betrachtung einnimmt, sei es vergönnt, mit seinen eigenen Worten kurz zu bezeichnen. „Wer etwa den Einfall hätte, eine Lobrede auf Voltaire zu halten, der wäre wenigstens nicht durch die lakonische Frage in die Enge zu treiben, wer ihn denn tadle? Denn getadelt — was sage ich: getadelt — geschmäht, verdammt, verflucht ist vielleicht kein Mensch in dem Maße worden, wie Voltaire. Schon zur Abwehr also hätte, wer Voltaire loben wollte, auch auf das einzugehen, was man an ihm getadelt hat, wären nicht beide, Lobrede wie Apologie, gerade die ungeeignetsten Wege, dem Wesen eines Menschen auf den Grund zu kommen und seinen Werth zu bestimmen. Der einzige rechte Weg ist der, Lob und Tadel vorerst ganz aus dem Spiele zu lassen, dagegen dem Lebens- und Entwickelungsgange desjenigen, den man sich zur Betrachtung und Darstellung ausersehen hat, Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden aus und in seiner Zeit wie sein Wirken auf dieselbe zu beobachten, seine Werke zu studiren, aus den Handlungen seine Triebfedern und Gesinnungen, aus den Schriften seine Fähigkeiten und Ansichten zu ermitteln, im Lichte den Schatten, aber auch im Schatten das Licht aufzusuchen, und so zuletzt ein Gesammtbild vor sich und Andern aufzustellen, dessen Ergebniß man um so weniger versucht sein wird, in einem kurzen Schlagwort auszusprechen, je sorgfältiger die Beobachtung war, und je bedeutender der Mann ist, dem sie gegolten hat."

Dieser echt geschichtlichen Methode ist Strauß durchweg treu geblieben. Auch wo es ihm als Deutschen und als Theologen unmöglich war, die Thaten und Meinungen Voltaire's zu billigen, ist sein Widerspruch unbefangen und selbst sein Tadel frei von Parteieifer. Vielmehr geht durch das ganze Buch, bei aller Objektivität, gerade weil der Persönlichkeit Voltaire's nirgends Zwang angethan wird, ein leiser, ergötzlicher Zug echten deutschen Humors, ein Zug, der namentlich in der Schilderung des Verhältnisses von Voltaire zu seinem größten Bewunderer, König Friedrich, und bei Erzählung der vielberufenen Abenteuer in Frankfurt bemerkbar hervortritt und jedenfalls viel wohlthuender berührt, als der tragische Ernst, mit dem diese Dinge von französischen Darstellern behandelt zu werden pflegen.

Voltaire's Leben theilt sich aus sich selbst heraus in vier Perioden. Die erste ist die der Jugend, während deren sich sein

*) Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1870. (451 S. fl. 8.)

Talent, sein Naturell und seine Lebensführung entwickeln. Mit seiner Flucht nach England (1726) beginnt der zweite Lebensabschnitt, in welchem Voltaire's Geist zunächst durch die gediegene englische Bildung reift und sich bereichert, so daß er nach seiner Heimkehr auf den verschiedensten Gebieten dichterischer und schriftstellerischer Thätigkeit mit immer steigendem Erfolge schöpferisch wirkt. In seinem weiteren Verlaufe ist dieser Abschnitt vornehmlich durch das Verhältniß zur „göttlichen Marquise" (Frau du Châtelet) und das gelehrte Stillleben auf ihrem Schlosse Cirey bestimmt, auch durch den Tod der Marquise (1749) begränzt. Der Aufenthalt des Dichters in Berlin und Potsdam eröffnet die dritte Periode,*) die nach einem glänzenden Anfang sich zur unruhigsten und unbehaglichsten dieses vielbewegten Lebens gestaltet, die aber bereits 1758 zum Erwerb eines Asyls in der französischen Schweiz und bald zu der bleibenden Ansiedlung in Schloß Ferney führt. Von da ab datirt die letzte Periode, die in jeder Hinsicht, wir mögen auf die Stellung und Haltung Voltaire's, auf die Zahl und das Gewicht seiner Arbeiten, oder auf den Umfang seines Wirkens und die Höhe seines Ruhmes sehen, als die bedeutendste und schönste seines langen und reichen Lebens zu betrachten ist.

Während nun die drei ersten Vorträge je eine dieser Lebensperioden im Wesentlichen chronologisch darstellen, so daß die Betrachtung der Schriften in die Erzählung der wunderbar wechselvollen Geschicke des Dichters verflochten ist, erheischt sein Leben, das sich mit der Ansiedelung in Ferney aus einem rasch fließenden Strom in einen ruhigen See verwandelt, für diese letzte Periode eine veränderte Behandlung.

Ohne die persönlichen Erlebnisse Voltaire's aus den Augen zu lassen, hält sich Strauß deshalb in der zweiten Hälfte seines Buches vorwiegend an die Sachordnung, indem er die gerade in dieser Periode umfangreichste Thätigkeit Voltaire's nach ihren verschiedenen Zielen überblickt: die Romane, die historischen Werke, die durch den Calas'schen Justizmord hervorgerufenen Schriften; dann, im fünften Vortrage, eine überaus lichtvolle Darstellung von Voltaire als Philosoph und in seinem Verhältniß zum Christenthum; endlich im sechsten eine Schilderung der Lebensweise des Patriarchen von Ferney, seiner Umgebung, seiner allmählich ausklingenden Freundschaftsbeziehungen, an die sich dann das seltsam bunte Finale der Pariser Reise mit der echt französischen Apotheose des dem Uebermaße dieser Ehrenbezeugungen bald erliegenden Greises anschließt.

Wollten wir es versuchen, das Lebensbild, welches diese Vorträge in gedrängtester und zugleich anmuthigster Darstellung vor uns aufrollen, hier in dem zwerghaft verjüngten Maßstabe einer Skizze wiederzugeben, so würde nothwendig das Ebenmaß der meisterlichen Zeichnung gestört, die Bestimmtheit und Klarheit der Züge verwischt werden. Wir glauben unseren Lesern besser zu dienen, indem wir uns darauf beschränken, das Urtheil von Strauß über einige der bedeutendsten Momente aus Voltaire's persönlichem und schriftstellerischem Lebensgange zu veranschaulichen. Zwar ist die Auswahl schwierig; aber wir erleichtern sie uns, indem wir sie hauptsächlich auf solche Punkte richten, in denen Voltaire als Mann und als Schriftsteller mit Deutschland vorzugsweise in Berührung steht. Es sind zum Theil Momente, wo Haß und Gunst der Parteien, von deren Streite dies Charakterbild in so hohem Grade verwirrt wird, am härtesten zusammenzustoßen pflegen.

*) Wir werden auf diese Periode, nach der Darstellung von Strauß, in einem besonderen Artikel zurückkommen. D. R.

Daß unter diese Momente Voltaire's Bedeutung als dramatischer Dichter zu stellen ist, dafür darf nur an die „Hamburgische Dramaturgie" und an den Kampf erinnert werden, in welchem Lessing's unerbittlicher Scharfsinn seine schärfsten Pfeile gerade gegen die damals auch das deutsche Theater unumschränkt beherrschenden Tragödien des französischen Euripides gerichtet hat. „Zaire", „Merope", „Semiramis", sie bilden durch Lessing's geniale Kritik Marksteine in der Entwickelung der deutschen Literatur. Zwei andere von Voltaire's Tragödien, „Mahomet" und „Tancred", sind durch Goethe's Uebersetzungen, die den Stücken mehr Fülle als im Original verliehen haben, bei uns bekannt geblieben. Was darüber hinausgeht, und somit die eigentliche Masse von Voltaire's dramatischen Werken, denn er hat nicht weniger als 27 oder 28 Tragödien und 15 Komödien, Opern, Fest- und gesellige Spiele hinterlassen, das findet heutzutage in Deutschland, abgesehen etwa vom Schulgebrauch, wohl nur selten noch Leser. Es gilt aber von Voltaire's Dramen dasselbe Geständniß, welches Jacob Grimm in Bezug auf andere Größen des französischen Parnaß so unumwunden abgelegt hat. „Dois-je vous répéter", schreibt er an Michelet, „un aveu que nous faisons communément en Allemagne? J'ai souvent ouvert, avec la meilleure volonté du monde, Corneille, Racine et Boileau, et je sens tout ce qu'ils ont de talent, *mais je ne puis en soutenir la lecture*, et il me parait évident qu'une partie des sentiments les plus profonds qu'eveille la poésie est restée lettre close pour ces auteurs." Ja die Deutschen können sich, wenn sie über die dramatischen Leistungen Voltaire's, wie über die französische Dichtkunst überhaupt, keine allzuhohe Meinung haben, auf Voltaire's eigenen Ausspruch berufen, daß von allen gebildeten Nationen die französische die am wenigsten poetische sei.

Dem gegenüber ist, wenn man Voltaire's Bedeutung als dramatischer Dichter gerecht würdigen will, daran zu erinnern, daß seine Schöpfungen Erzeugnisse seiner Zeit und seines Volkes sind und als solche beurtheilt werden müssen. Sie verdanken ihre durchschlagenden Erfolge in Frankreich vor Allem dem Umstande, daß sie auch in ihren Fehlern echt französisch sind. „Und die Fehler einer ganzen Nation", hat Voltaire einmal sehr charakteristisch bemerkt, „sind eigentlich keine Fehler, weil es ja nicht darauf ankommt, was an und für sich gut oder schlecht ist, sondern was die Nation dafür gelten lassen will." Lessing's Kritik, so begründet sie vom Standpunkt des klassischen Geschmackes und von dem der unabhängigen deutschen Poesie ist, geht doch darin zu weit, daß sie auf die nationale Beschränkung des französischen Dichters gar keine Rücksicht nimmt.

Strauß zeigt sich, den Fortschritten literargeschichtlicher Erkenntniß entsprechend, hierin viel unbefangener. Er weist die Verdienste nach, die sich Voltaire um die französische Tragödie namentlich bei seiner Rückkehr aus England durch mannigfache Erweiterung hergebrachter Schranken erworben hat. Zugleich aber schildert er, wie der Dichter in anderen Fragen, in denen er anfänglich den freieren Regungen der englischen Dichtung zu folgen schien, im Verlauf der Jahre unvermerkt wieder in das Fahrwasser nationalen Vorurtheils zurückgekehrt ist. Auch seine Polemik gegen Shakespeare, die ihm in Deutschland unverziehen bleibt, — wie oft ist wohl sein Wort, der Hamlet scheine das Werk der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden zu sein, bei uns citirt worden? — läßt recht deutlich erkennen, wie wenig Voltaire trotz seines löblichen Anlaufs im Stande gewesen ist, über den eigenen Schatten zu springen. Strauß führt das Sendschreiben an, das Voltaire zwei Jahre vor seinem Tode gelegentlich des Erscheinens einer französischen Shakespeare-Ueber-

setzung (von Letourneur) an die Pariser Akademie erließ. „Stellen Sie sich vor, meine Herren," ruft der greise französische Dichter seinen Collegen zu „stellen Sie sich Ludwig XIV. vor in seiner Galerie zu Versailles, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate; ein Hanswurst in Lumpen gehüllt dringt durch die Reihen der Helden, der großen Männer und der Schönheiten, die diesen Hof bilden, und stellt an sie das Ansinnen, Corneille, Racine, Molière zu verlassen, um einen Seiltänzer, der glückliche Einfälle hat und Grimassen macht. Wie glauben Sie, daß ein solches Ansinnen aufgenommen worden wäre?" Und wie hier der Maßstab der höfischen, ceremoniellen Poesie von Voltaire als der allein berechtigte hingestellt wird, so verräth er uns gerade bei den Erörterungen über Shakespeare an einer andern Stelle ganz naiv das Geheimniß der klassischen französischen Dramaturgie, deren höchstes Gesetz nicht Wahrheit, Natur und Schönheit, sondern die Etikette ist.

Neben dem ästhetischen Werthe von Voltaire's Tragödien darf aber ihre Tendenz nicht außer Acht gelassen werden. Strauß weist mit Nachdruck darauf hin, daß, wenn Lessing in einem besondern Falle die Bretter seine Kanzel genannt hat, Voltaire sie immer so betrachtet und gebraucht und unter andern Tugenden vornehmlich religiöse Duldung und Abscheu gegen Aberglauben und Fanatismus von den Brettern herab gepredigt hat. Ganz besonders ist der „Mahomet" von dieser Tendenz erfüllt, wie er denn neben dem Namen des Propheten auch „der Fanatismus" betitelt ist. Mahomet, sagt Voltaire in der Vorrede selbst, ist nichts anders als Tartüffe mit den Waffen in der Hand, und er fügt hinzu, wie der Tartüffe viel Gutes gewirkt habe, so sei dies auch vom Mahomet zu hoffen, da die Zeit für dergleichen Verbrechen im Kleinen und Großen noch lange nicht vorüber sei. Daß der Dichter dieses Stück dem Papste widmete, „dem Oberhaupte der wahren Religion eine Schrift gegen den Stifter einer falschen und barbarischen", wie er sich in der Zueignung ausdrückte, ist ebenso bezeichnend für Voltaire, als es für die Zeit bezeichnend ist, daß es damals einen Papst gab (Benedict XIV., le bonhomme Lambertini, wie er dafür bei Voltaire hieß), der für die Widmung in einem heiteren Schreiben sich bedankte.

P. D. Fischer.

Goethe's Sprüche in Prosa, von G. von Löper.

G. Hempel's Universal-Bibliothek der deutschen Literatur ist auch während des so manche literarische Unternehmungen unterbrechenden deutschen Nationalkrieges auf ihrem Wege unbeirrt fortgegangen. Daß wir es bei diesem Unternehmen nicht mit einem gewöhnlichen Buchhändlergeschäft zu thun haben, sondern hier eine würdige Wiedergabe unserer Klassiker mit genauester Sorgfalt und Gewinnung der besten Kräfte erzielt werden soll, ist keinem Urtheilsberechtigten unbekannt, der diese Sammlung einer genaueren Prüfung unterworfen hat. Vor Allem ist für Goethe und Herder hier viel mehr geschehen, als man von einer solchen Ausgabe zu fordern berechtigt ist. Die neueste rühmliche Frucht liegt uns in der Ausgabe von „Goethe's Sprüchen in Prosa" vor. Der durch seine Ausgabe des dritten Bandes der „Gedichte" und des „Faust" vortheilhaft bekannte Herausgeber, G. v. Löper, hat sich nicht auf eine möglichst genaue Text-Ausgabe beschränkt, sondern zum erstenmal die Sprüche erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Schon aus einer flüchtigen Durchsicht der reichlichen Anmerkungen drängt sich Jedem die Ueberzeugung auf, daß es zu der Entdeckung der Quellen großartiger Belesenheit, feinsinniger Spürkraft und unermüdlicher Ausdauer bedurfte. Eine Reihe Sprüche, die früher für Plotinisch galt, ist hier zum erstenmal auf Hippokrates zurückgeführt; auch von außerordentlich vielen anderen Sprüchen hat Löper zuerst die zum Theil sehr versteckte Quelle aufgefunden, ein Verdienst, das nur derjenige voll zu würdigen im Stande ist, der die ungemeine Schwierigkeit aus Erfahrung kennt. Bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Stellen ist auch dem Herausgeber die Lösung des Räthsels nicht gelungen; die meisten derselben (wir fügen Nr. 875 hinzu) hat er in der Vorrede angeführt und den Leser, der zufällig im Stande sein sollte, den Ursprung nachzuweisen, zur Mittheilung freundlich aufgefordert. Wir müssen uns außer Stande bekennen, hierzu augenblicklich irgend einen Beitrag zu geben, ja wir glauben, daß zu diesen ungelösten Räthseln auch noch Nr. 158 hinzukommt, da das Aeschyleische Bruchstück, welches von Löper beibringt, unmöglich von Goethe durch den Vers:

Die Klugen haben miteinander viel gemein,

wiedergegeben sein kann. Es muß hier wohl eine Verwechslung zu Grunde liegen. Außerdem ist für die literar-geschichtliche Erklärung und die Deutung der in ihrer Knappheit oft schwierigen Sprüche hier sehr viel geschehen, auch durch Beibringung ähnlicher Aeußerungen Goethe's selbst u. a. In der Vorbemerkung hat der Herausgeber sich über die hohe Bedeutung dieser bisher so wenig gekannten Sprüche warm ausgesprochen, und wir hoffen, daß sein Bemühen, die Aufmerksamkeit auf diese reiche Fundgrube edler, in klassischer Form ausgesprochener Weisheit hinzulenken, von Erfolg gekrönt sein werde. Manches über ähnliche Spruchsammlungen hat Herr von Löper aus seiner reichen Kenntniß beigebracht; die Erwähnung von Klinger's höchst gehaltvollen, leider gleichfalls wenig beachteten „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur" haben wir vermißt. Auch hätte wohl auf Herder's schöne Ausführung über Gedanken (pensées) und Maximen in der „Adrastea" (jetzt Werke zur schönen Literatur und Kunst 17, 36 ff.) Rücksicht genommen werden können. In der Anordnung ist Herr von Löper mit Recht größtentheils der von den Herausgebern überlieferten gefolgt, nur daß er alle Sprüche in ein großes Ganzes zusammengestellt und durchlaufend nummerirt und die drei Gruppen nach Goethe's Vorgang Ethisches, Kunst, Natur überschrieben hat. Hiernach hat er auch die auf Kunst und das Kunstschöne bezüglichen Sprüche in den „Maximen und Reflexionen" ausgesondert und als zwei Abtheilungen den über Kunst handelnden vorangehen lassen, und auch die übrigen unter besondern Ueberschriften gegebenen Sprüche als einzelne Abtheilungen bezeichnet. Die ältesten dieser Sprüche gehören dem ersten Jahrzehend des Jahrhunderts an; denn die wenigen aus früheren Werken des Dichters ausgezogenen sind nur zur Verknüpfung in diese Reihe gekommen. Die erste Sammlung von Sprüchen gab Goethe in den „Wahlverwandtschaften", und es scheint, daß er sie damals in dieser Folge dachte und niederschrieb, sich nicht auf eine früher angelegte Sammlung stützte. Später wird er einzelne ihm als bedeutend auffallende Sprüche Anderer schriftlich angemerkt, und auch eigene Gedanken, die ihm treffend gefaßt schienen, niedergeschrieben haben. Einzelne der von dem Herausgeber nicht nachgewiesenen Sprüche mag der Dichter sich aus dem Gespräche gemerkt haben, wie wir einmal einer von Grüner ihm mitgetheilten Anekdote begegnen. Anderes mag von Riemer aus Goethe's Tagebüchern ausgezogen sein, in denen sich Bemerkungen finden wie (am 26. September 1809): „Schönes mit dem Abgeschmackten

durch das Erhabene vermischt". Daß Goethe große Stöße mit einzelnen oder Reihen von Sprüchen besaß, wissen wir aus der Geschichte der „Wanderjahre". Eine genauere Untersuchung dürfte hier wohl noch manches feststellen. Die beiden Register der alphabetisch geordneten Sprüche und der in den Sprüchen und Bemerkungen vorkommenden Namen bilden eine sehr dankenswerthe Zugabe dieser neuesten vortrefflichen Leistungen der Hempel'schen Sammlung, bei welcher der Verleger kein Opfer von Zeit, Mühe und Aufwand scheut. H. D.

Ein Vorschlag zur Reform des Völkerrechts.*)

Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges haben den berühmten Verfasser des „Naturrechts auf dem Grunde der Ethik" veranlaßt, mit einem Vorschlage zur Reform des Völkerrechts hervorzutreten. Indem Trendelenburg die Meinung Kants, daß der Krieg vollständig vermieden werden könne, bekämpft, weist er nach, wie die nationale Entwickelung der Völker etwas zu eigenartiges sei, als daß ein Schiedsgericht fremder Völker die sich aus ihr ergebenden Conflicte lösen könne. Wenn also der Krieg nicht völlig aufgehoben werden kann, so soll unser Streben darauf gerichtet sein, ihn an bestimmte Rechtsnormen zu binden, die von der Willkür des einzelnen Volkes unabhängig sind. Trendelenburg schlägt nun zu diesem Zwecke die Einsetzung eines internationalen Ausschusses vor. Derselbe soll vor dem Ausbruch eines Krieges einen Versuch gütlicher Ausgleichung machen; er soll die Pflichten der Neutralen bestimmen, über die Aufrechthaltung der Genfer Convention wachen, für die Art und Weise der Kriegführung allgemein verbindliche Rechtssätze aufstellen, damit nicht durch gegenseitige Repressalien der Kampf immer erbitterter werde u. s. w.

Alle diese Vorschläge ergeben sich unmittelbar aus den vorliegenden Thatsachen und sie wollen ihr Ziel nicht höher stecken, als es wirklich erreichbar ist, wenn auch vielleicht nicht ohne Schwierigkeiten und Kämpfe. Es zeigt sich hier ein characteristischer Unterschied zwischen Kant und Trendelenburg, einem Philosophen des 18. und einem des 19. Jahrhunderts. Kant stellt sein Ideal rein nach den Gesetzen der Vernunft auf ohne irgend zu fragen, inwiefern es unter den thatsächlich gegebenen Verhältnissen durchführbar sei, und so bleiben Ideal und Leben in schroffem Gegensatz; Trendelenburg dagegen untersucht in erster Linie, wie weit es überhaupt möglich sei, dem Schrecken des Krieges entgegenzuarbeiten, und an das hier gefundene Resultat knüpft er dann seine Vorschläge. Wenn durch ein solches Verfahren die Wissenschaft einer unmittelbaren Einwirkung auf das Leben fähig wird, so können wir nur den Wunsch aussprechen, daß die von Trendelenburg gegebene Anregung reiche Frucht tragen möge. E.

*) „Lücken im Völkerrecht", von Adolf Trendelenburg.

Böhmen.

Böhmens ethnisches und ethisches Verhältniß zu Deutschland.

Herr Professor Dr. Ludwig Schlesinger hat im December 1870 in Prag einen Vortrag über „die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens" gehalten, der jetzt vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Vorträge in Prag" im Druck herausgegeben worden ist (16 S. Pr. 10 Kr. Oe. W.). Der berühmte Historiograph von Böhmen entwickelt in diesem Vortrage den Grundgedanken: „Auf einem Stücke deutscher Erde kann sich der Idee nach nur ein Stück deutscher Geschichte entwickeln." Er weist nach, daß Böhmen ein organischer Bestandtheil von Deutschland ist, ein Glied an dem großen Körper und abhängig von diesem in den verschiedensten Wechselbeziehungen, nicht isolirt von demselben, sondern durch tausend Venen und Adern auf das Innigste mit ihm verbunden. Der kleine, andersprachige Stamm, der, wie durch einen Zufall, in diesen Theil Deutschlands hineingesprengt worden — „er ist nicht im Stande, seine Ureigenthümlichkeiten zu bewahren, sondern muß sich der nächsten Umgebung assimiliren, und zwar um so rascher, da diese von einem ihm in der Kultur überlegenen Volke gebildet wird. Daher ist es den Tschechen niemals vollständig gelungen, dem Lande den deutschen Charakter zu entziehen, und selbst in den Zeiten seiner eminent nationalen Blüthe trug das Reich weitaus mehr germanischen, als slavischen Habitus an sich."

Ist auch, fährt der Verf. fort, seit dem Jahre 1866 das Band zerschnitten, welches das Bundesland Böhmen, das vormalige erste weltliche Kurfürstenthum, politisch mit Deutschland durch mehr als ein Jahrtausend verknüpft hatte, so fesseln doch tausend andere, durch keine Gewalt der Erde zerreißbare Bande Böhmen an das deutsche Vaterland. Nicht bloß die deutschen, sondern auch die slavischen Bewohner des Landes sind von der deutschen Kultur in jeglicher Richtung durchdrungen.

Mit Recht hebt Herr Schlesinger hervor, daß es das höchste Verdienst der Deutschböhmen um das Land sei, im Volke der Freiheitsidee eine Gasse gebahnt und einen freien Mittelstand geschaffen zu haben, der im Stande war, die unerträgliche Tyrannei des alleinherrschenden Adels zu brechen. „Kein slavisches Volk, auch die Tschechen nicht ausgenommen, entwickelte aus eigener Kraft einen freien Bürgerstand. Bei den Slaven theilte sich die Bevölkerung von jeher in herrschende Junker und dienende Knechte; erst die Deutschen waren es, die den freien Bürgerstand, wie so viele andere Factoren der Kultur, nach Osten verpflanzten und bei den slavischen Völkern importirten."

Lange hat der deutsche Bürgerstand gleichwohl unter den Keulenschlägen des slavischen Morgensterns zu leiden gehabt. Durch die Wladislavische Landesordnung wurde der Bauer, den das deutsche Recht selbständig gemacht hatte, wieder in die alten Fesseln drückender Leibeigenschaft geschlagen. Die böhmische Geschichte unter den Přemesliden wie unter den Jagellonen, unter den Luxemburgern wie unter den Habsburgern, bewegt sich stets in dem viciösen Zirkel des Kampfes der Nationalen, d. h. der Tschechen, gegen jede Entwickelung einer freiheitlichen Verfassung, des Kampfes zwischen Junkerthum und Krone, des Vorherrschens der slavischen oder der germanischen Ideen.

„Wir Deutschen", sagt der Verfasser am Schlusse seines Vortrages, „stehen mannhaft ein für das alte Oesterreich, dessen Kultur-Mission wir vorzüglich erfüllen halfen. So lange wir in unserem hohen Berufe nicht gestört werden, so lange man unsere Nationalität und unser wohlerworbenes Recht nicht angreift, werden wir mit Liebe und Hingebung die Träger der österreichischen Idee bleiben. Unser Posten an den Marken des deutschen Reiches ist ein schwieriger, aber auch ein ehrenhafter. Wir haben ihn durch viele hundert Jahre mit Muth und Ausdauer vertheidigt; wir rufen noch lange nicht, wie man uns

gern vorwerfen möchte, um die Einziehung dieses Postens. Wir weisen mit gerechter Entrüstung jene perfide Verdächtigung zurück, welche unser heiliges Nationalgefühl mit angeblichen Agitationen Preußens in Verbindung bringen will. Gegenwärtig hat der deutsche Riese den wälschen Uebermuth gezüchtigt, wie es die Welt noch nicht gesehen. Wir Deutsche freuen uns, daß der Erzfeind unserer Nationalität, der auch der Erzfeind Oesterreichs von jeher gewesen, niedergeworfen worden ist bis zur erbarmungswürdigen Ohnmacht. Wenn auch unsere Verdienste um Bildung und Gesittung, unsere Treue für das Reich und die Verfassung, unsere Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit nicht mehr respectirt werden sollten, wird es doch wohl Niemand wagen, uns angesichts der titanenhaften Aeußerung deutscher Urkraft dem slavischen Moloch zu opfern. Rasch vollziehen sich in der Gegenwart die Schicksale der Fürsten und Völker. Ruhig kann der Deutschböhme der Zukunft entgegensehen; denn wenn auch das Aergste über ihn hereinbräche und er zum Schmerzensschrei genöthigt wäre, so würde doch nicht seine Existenz in Frage gestellt werden, sondern die jenes Staates, der seine besten Bürger vernichten wollte."

Belgien.

Ein Belgier über Volkszustände und deutsches Leben im Elsaß.

In dem zu Gent erscheinenden vlamischen Wochenblatt „Het Volksbelang" befinden sich die Berichte zweier Genter, eines Arztes und eines Kaufmanns, über eine Reise, die sie kürzlich durch Elsaß und Deutschlothringen unternommen. Bei dem Vertrauen, welches den beiden Niederländern von den Einwohnern, mit denen sie in Berührung kamen, geschenkt wurde, vermochten sie die dortigen Zustände näher und besser kennen zu lernen, als die deutschen Besucher des Elsasses, deren Berichte bisher bekannt geworden sind. Wir tragen daher zur richtigen Würdigung der elsäßischen Volkszustände bei, wenn wir hier aus dem niederländisch geschriebenen Berichte der wackeren Genter Einiges in's Hochdeutsche übertragen:

„Einer von uns, dem das Besuchen der Hospitäler in Straßburg weniger von Interesse war, hatte einem Kaufmann dieser Stadt, mit welchem er in Handelsbeziehungen stand, einen Besuch abgestattet. In seiner Eigenschaft als Belgier ward er außerordentlich gut aufgenommen und wurde er eingeladen, mit mir noch am Abend desselben Tages wiederzukommen. Hierdurch erhielten wir Gelegenheit, uns im Kreise einer Straßburger Gesellschaft zu bewegen, die Denkart derselben kennen zu lernen und den Geist der Elsässer etwas zu studiren. Mehrere andere Bürger der Stadt, die wahrscheinlich begierig waren, aus dem Munde von neutralen Ausländern Urtheile über den wirklichen Stand der Dinge zu hören, trafen wir an diesem Abend im Hause des Straßburger Kaufmanns.

„Groß war in dieser Gesellschaft die Kundgebung französischer Gesinnungen. Man hätte glauben sollen, daß das achtunddreißigtägige Bombardement ihre gemachte oder wahre Begeisterung etwas abkühlte; aber durchaus nicht. Sie behaupteten, daß sich die Stadt noch lange hätte halten können, und überaus heftig waren die Auslassungen über General Uhrich. Er habe sich, sagten sie, während der Belagerung wenig gezeigt, niemals sei er an den gefährlichen Punkten zu sehen gewesen. Man behauptete, daß er die Stadt verlassen habe, noch bevor den Einwohnern die Uebergabe der Festung bekannt war. Mit Einem Worte: man erklärte ihn für einen Feigling, für einen Verräther.

„Der General hat bereits auf alle diese Vorwürfe öffentlich geantwortet. Doch ist man in gleicher Weise auch gegen Bazaine aufgetreten, welcher noch zwei Tage vor der Uebergabe von Metz „der muthige, ruhmreiche Feldherr" genannt worden war. Heute wird bereits wieder die Rechtschaffenheit von Aurelles de Paladine angezweifelt, nachdem man ihn vor acht Tagen als denjenigen bezeichnet hatte, „der die Siege wieder unter die französischen Fahnen gerufen". Sehr bald dürften wir auch Trochu und Favre als Verräther bezeichnet sehen, und wer weiß, was selbst Herrn Gambetta passirt. So aber waren die Franzosen allezeit: siegen sie, dann ist der Triumph ihrem Muthe zu danken, und werden sie geschlagen, dann sind ihre Feldherren Verräther.

„Unsere Elsässer sind in dieser Hinsicht bei der grande nation in die Schule gegangen. Auch sie sind nicht im Stande zu glauben, daß Frankreich eine Niederlage erlitten, und das Wort Verrath lag ihnen beständig auf der Zunge. Ohne sie zu verletzen, verhehlten wir ihnen gleichwohl unsere Ansicht nicht, daß Uhrich sehr wohl daran gethan, die Stadt zu übergeben, und daß, was die Nationalitäten-Frage betreffe, es uns recht scheine, daß Elsaß und Deutschlothringen wieder zum gemeinsamen deutschen Mutterlande zurückkehrten. In der Gesellschaft befanden sich zwei Männer, welche unserer Ansicht beipflichteten; der Eine war ein Doctor, der in Berlin studirt hatte, und der Andere ein Brauer, der mit einer Frau aus Baden verheiratet ist. Aber alle Anderen waren ganz auf französischem Leisten beschuht. Paris war für sie die Weltstadt; von Frankreich allein können Freiheit und Gleichheit kommen; Deutschland aber war ihnen in Bismarck und König Wilhelm personificirt.

Die Unterhaltung fand natürlich in französischer Sprache statt, aber das Französisch war mit deutscher Zunge gesprochen und mit deutschem Kopfe gedacht. Alle diese Leute hatten dieselbe Erziehung genossen, wie unsere Bourgeoisie in Flandern. In den Unterrichtsanstalten wurde ihnen von den Elementarschulen an nichts als Französisch gelehrt; es war ihnen verboten, ein Wort Deutsch zu sprechen, selbst auf der Straße. Später wurden sie nur mit der französischen Literatur bekannt gemacht; Geschichte wurde ihnen in französischer Sprache vorgetragen. Für sie giebt es nur französische Heroen, und Hand in Hand geht damit Mißachtung alles Fremdländischen, Herabsetzung alles Deutschen.

„Wollen wir uns ein recht deutliches Bild des Elsaß machen, so brauchen wir in Belgien nur um uns zu blicken und wahrzunehmen, welches der Zustand des vlamischen Theiles unseres Landes ist. Unlängst wurde in der belgischen Kammer ein Vergleich zwischen Wallonen und Vlamingen hinsichtlich ihrer Geistesentwicklung und Bildung gezogen. Was der Genter Volksvertreter Herr de Maere bei dieser Gelegenheit über Flandern sagte, kann Wort für Wort auf das Elsaß angewandt werden.

„Ebenso wie wir Vlamingen, haben auch die Elsässer keine gebildete Sprache. Die große Menge versteht weder Deutsch noch Französisch, obwohl sie ihre Bedürfnisse in beiden Sprachen kundgeben kann. Die Bourgeoisie versteht zwar Französisch genug, um Romane in dieser Sprache zu lesen, aber einen erhabenen Gedanken, einen logischen oder sittlichen Begriff vermögen sie weder in deutscher noch in französischer Sprache auszudrücken, oder auch nur zu verstehen, wenn er ihnen in einer dieser beiden Sprachen vorliegt oder vorgetragen wird.

„Sie sprechen zwar hundertmal mehr Deutsch, als die höheren Klassen in Flandern Vlamisch, aber ebenso wie hier, sind die Gespräche, die sie in der Landessprache führen, mit französischen Wörtern gespickt, welche letztere häufig in deutsche Endungen auslaufen. Die Frauen stehen ebenfalls bei uns im Vergleiche mit den Elsässerinnen noch zurück. In einem elsässischen Salon kann man mindestens jede einheimische Dame in deutscher Sprache anreden und sicher sein, von ihr verstanden zu werden und auch wohl, wenn auch keine zierlich hochdeutsche, doch eine elsässisch-plattdeutsche Antwort von ihr erwarten; in Flandern dagegen würde es als ungebildet erscheinen, wenn wir eine Dame, mit welcher wir nicht sehr „intim" sind, in vlamischer Sprache anreden wollten.

„Aber, wie gesagt, die Elsässer sprechen ebenso wenig als die heutigen Vlamingen, eine gebildete Sprache. Ein Volk, das in diesem Zustande lebt, nimmt an der Kultur der Sprache, die es redet, sowie der betreffenden Nationalität, nicht den geringsten Antheil. So bleiben denn die Elsässer geistig ebenso von Frankreich, als von Deutschland getrennt, und daher die Rohheit, die Verwilderung des im Grunde so begabten elsässischen Volkes.

„Dieser Art waren die Betrachtungen, die wir, der Doctor und ich, mit einander austauschten, während mein Freund beschäftigt war, dem übrigen Theile der Gesellschaft die drei großen Schlachten in der Umgegend von Metz mit einer strategischen Sachkenntniß zu erklären, welche seine Zuhörer in Erstaunen setzte. Er hatte eine Landkarte vor ihnen ausgebreitet, und während er ihnen die militärischen Operationen des General Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl am 14., 16. und 18. August deutlich machte, setzte ich mein Gespräch mit dem Doctor fort.

„Bei uns, sagte ich zu diesem, giebt es Viele, die gegen die Annectirung von Elsaß und Lothringen sind, weil Deutschland wahrscheinlich die Bevölkerungen nicht darüber befragen, kein Plebiscit veranstalten werde, um der Einverleibung eine gesetzliche Form zu verleihen. Der Doctor lachte darüber laut auf. Je heiliger, sagte er, das Princip der Volkssouveränetät ist, um so tiefer müßte es aufgefaßt und zur Anwendung gebracht werden. Die Entscheidung über das Schicksal eines Landes, über die staatlichen Zustände von Jahrhunderten, kann man unmöglich einer überbildeten, mangelhaft unterrichteten Bourgeoisie und noch viel weniger einer unverständigen Masse von Bauern überlassen, die unter den Einflüssen ihres Pfarrers oder ihres Hofjuden sich befinden, von denen der Eine geistig und der Andere materiell sie ganz in seinen Händen hat. Die Elsässer sind außer Stande, über die Sache ihrer Nationalität ein klares Urtheil abzugeben. Es würde abgeschmackt, lächerlich und unwürdig sein, sie die Rolle von Nizza und Savoyen spielen zu lassen. Einst, wenn deutscher Unterricht und deutsche Erziehung sie wieder auf den richtigen Weg der Volksbildung geleitet haben werden, von welchem sie durch Frankreich gewaltsam abgezogen wurden — erst dann werden sie über ihr Nationalgefühl sich klar geworden, und dann wird auch ihr Ausspruch darüber unzweifelhaft sein.

„Und als ich dem Doctor in diesen Ansichten vollständig beistimmte, fuhr er fort: Ich gehe noch weiter. Das deutsche Elsaß kann mit dem absorbirenden und centralisirenden französischen Volke nicht vereinigt bleiben, ohne daß seiner deutschen Natur und seinem deutschen Charakter Gewalt angethan, ohne daß die Eigenschaften eines deutschen Stammes und die Vortheile, die damit verknüpft sind, verloren gehen. Ein Stamm kann unmöglich mit Bewußtsein hinter der Bildung seines Volkes und seiner Zeit lange zurückbleiben, eine Nationalität kann keinen Selbstmord begehen. Ich bin, fügte er hinzu, ein echter Demokrat, ein heftiger Gegner der ultramontan-imperialistischen Partei, aber gerade in Folge meiner demokratischen Grundsätze habe ich kein Verständniß für Garibaldi, der Italien zu seiner Einigkeit verhalf und jetzt für Frankreich ficht, welches Nizza behält, wo er sogar die nationale Bewegung unterdrücken hilft. Alle Freunde des Lichtes sollten vielmehr jauchzen und jubeln darüber, daß der Mord eines Volksstammes, wie ihn Frankreich von langer Hand vorhat, abgewandt wird, indem Elsaß und Deutschlothringen zu ihrer gemeinsamen deutschen Mutter zurückkehren.

„Was insbesondere Straßburg betrifft, bemerkte der Doctor schließlich, so wird der protestantische Theil der Stadt, wie des gesammten Elsaß, insofern er auch jetzt noch französisch gesinnt, binnen weniger als fünf Jahren ganz so national denken, wie irgend ein Gau im alten Deutschland. Mit den Ultramontanen freilich, mit Leuten vom Schlage des Herrn Keller, dem früheren Vertreter der Stadt im gesetzgebenden Körper und jetzigen Capitain der Franctireurs, dürfte man seine liebe Noth haben. Diese Kerle haben hier sowohl, als in anderen Ländern, kein Vaterland; für sie giebt es nur Ein Oberhaupt: den Papst, nur Eine Sehnsucht, und das ist Rom!"

Frankreich.

Rahel und Custine.*)

Aus dem unerschöpflichen Nachlaß ihres berühmten Oheims hat Ludmilla Assing abermals eine Briefsammlung an die Oeffentlichkeit befördert, die in dem gewaltigen Gang der neuesten Geschichtsereignisse wohl wenig bemerkt werden wird, obgleich sie gerade durch dieselben ganz besonders merkwürdig erscheint. Das Buch vereint die Sprachen der beiden Kulturvölker, die jetzt um die Spitze der Intelligenz blutig mit einander ringen. Ludmilla Assing theilt die Briefe des Marquis de Custine in französischer, in deutscher Sprache die Briefe Rahel's, der Gattin Varnhagen's, mit.

Rahel's Briefe wurden natürlich auch in's Französische übersetzt und dem deutschen Original beigefügt; Dr. Loeb, dem diese Aufgabe zufiel, mag manche Schwierigkeit darin gefunden haben, denn Rahel's Eigenthümlichkeit scheint uns unübersetzbar.

Der Marquis de Custine verstand dieselbe so vollkommen, daß er, wenn er darauf gründlich antworten wollte, mitten in seinem feinen Französisch, ein gutes Deutsch zu schreiben beginnt. Der ganze Briefwechsel besitzt überhaupt einen großen Reiz darin, daß Jeder in seiner eigenen Sprache schreibt und wo er dem gegenüber doch nicht ganz deutlich zu werden fürchtet, mit großer Geläufigkeit in der fremden Sprache sich ausdrückt. Um bedeutenden Inhalt drehen sich diese brieflichen Plaudereien nicht, es ist überhaupt wohl kaum ein ernsteres persönliches Interesse vorhanden gewesen, dem sie entsprangen; nur gegenseitige Anregung und die oberflächliche Freundschaft der vornehmen Welt waren die Grundlagen dieses Verhältnisses. Von

*) Lettres du Marquis de Custine à Varnhagen d'Ense et à Rahel Varnhagen d'Ense. Bruxelles, C. Muquard (Henry Merzbach, successeur) libraire de la cour, 1870.

beiden Seiten ist auch wohl unzweifelhaft ein wenig Eitelkeit als Sporn hinzugekommen. Herr von Custine konnte es wissen, daß der vertrauliche Verkehr mit einer so berühmt geistreichen Frau, wie Rahel war, ihm einen Nimbus geben mußte, nach dem treffenden französischen Sprichwort: „dis-moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es.“ Als angehender junger Autor schmachtete er gewiß danach, für ebenso geistreich wie Rahel zu gelten. Diese aber ließ ihrer bekannten Vorliebe für vornehme Leute freien Lauf, indem sie den jungen Marquis und seine liebenswürdige hochgeborene Mutter in ihren engsten Umgangskreis aufnahm. Rahel selbst hat diese bei ihr so oft getadelte Vorliebe in ihrer ausdrucksvollen, etwas derben Weise zugestanden, indem sie sagte: „daß Aristokraten bezaubernd sind, weiß ich, sie müßten denn schauderhaft sein.“

Der Briefwechsel mit Rahel beginnt im Sommer 1816 und endet mit wenigen Pausen im Jahr 1831. An Varnhagen sind ebenfalls Briefe vorhanden bis zum Tode Custine's im Jahr 1857. Letztere geben ein deutliches Bild von dem damaligen literarischen und politischen Leben in Frankreich, weshalb sie gerade im jetzigen Augenblick eine fesselnde Lektüre darbieten werden.

Als ein charakteristisches Urtheil aus französischem Munde über französischen Wankelmuth, führen wir hier einen Ausspruch Custine's an. Er beschreibt die Pracht und die Begeisterung, welche bei dem Leichenzuge des ersten Napoleon herrschten, als Louis Philipp die politische Komödie aufführen ließ, den kaiserlichen Sarg nach Paris zu überführen. Dann ruft Custine aus: „Mit solchem Triumphgeschrei begrüßte das französische Volk den Mann, den es vor fünfundzwanzig Jahren wie einen Auswurf behandelt hatte. Wahrlich, der gallische Hahn eignet sich trefflich zu einer Wetterfahne! Wir sind nichts, weil wir nichts opfern wollen, wir können nur nehmen.“ Das „Lügensystem“, welches in Frankreich schon damals herrschte, wird mehrfach von Custine gegeißelt, und zwar zur Zeit der Orleans. „Frankreich ist toll in der Politik, aber es ist das amüsanteste Land, es geht nur dadurch unter, daß es nicht ehrlich an etwas glaubt, daß es zu nichts Vertrauen hat. Aber verloren kann Frankreich doch nie gehen, denn es repräsentirt einen zu großen Theil der Civilisation. Schon unsere Sprache allein genügt, um uns vor dem Untergang zu schützen; denn sie enthält Elemente des Lebens, die nicht entbehrt und nie ersetzt werden können.“

Ueber Victor Hugo, der damals in seiner Glanzepoche stand, werden sehr scharfe, aber richtige Urtheile gefällt. Die Herausgeberin findet es nöthig, darüber einige Entschuldigungen einzuschalten, daß sie dieselben nicht ausgemerzt habe! Lamartine, Dumas, Balzac kommen nicht viel besser weg. Von Georges Sand sagt Custine, sie habe das Verhältniß des Weibes zum Manne umgekehrt und allen Zaubers beraubt, sie sei eine cigarrendampfende Omphale zu den Füßen des Herkules.

Aus den scharfen Urtheilen über zeitgenössische Schriftsteller entnimmt man mit leichter Mühe, daß Custine selbst schrieb. Sein Werk über Rußland ist auch bei uns sehr viel gelesen worden, weniger bekannt sind seine Romane „Ethel“ und „Aloys“. Letzterer ist besonders merkwürdig, weil er die Lebensgeschichte des Verfassers enthält. Dieselbe wird in kurzen Umrissen freilich den romantischen Beigeschmack verlieren, doch ist sie immerhin interessant genug. Sein Großvater war der berühmte General Custine, sein Vater starb unter der Guillotine; seine Mutter, eine schöne, geistreiche Frau, geborene von Sabran, entfloh mit dem Knaben im Arm, geleitet von einem sansculottischen Schuster, nach der Schweiz, wo sie den Freiherrn von Hardenberg kennen lernte und, von ihm unterstützt, sogar einen angenehmen Salon in Basel machte, der von den Diplomaten häufig besucht wurde. Ihr Sohn Astolf, geboren im Jahr 1793, entwickelte frühzeitig dichterische Phantasie und witzige Laune. Er erhielt einen deutschen Hauslehrer, Bärstecher, der zugleich ein Beschützer und Verehrer der verwittweten Mutter gewesen sein soll, wie Ludmilla Assing erzählt und entschuldigt. Im Jahr 1811 lernte der bekannte Deutsch-Franzose Dr. Koreff den jungen Custine in Paris kennen und brachte ihn zu Talleyrand nach Wien, wo er 1814 die diplomatische Laufbahn betrat, sie aber bald wieder verließ und Reisen in Deutschland machte, namentlich mit seiner Mutter auch in Frankfurt a. M. längere Zeit verweilte. Er schloß eine überspannte Freundschaft mit dem Herzog Gustav von Mecklenburg, von dem er stets sprach wie von einer Geliebten. Auch lernte er Rahel zu dieser Zeit kennen. Die französische Art, Heiraten zu planen, brachte seine Mutter auch in Deutschland in Anwendung. Astolf wurde nach Karlsbad geführt, um die Gräfin Adelheid Pappenheim, Enkelin des Fürsten Hardenberg, zu heiraten. Es wurde jedoch nichts aus der Sache. Eine Tochter des Marschalls Moreau ward dann für ihn ausgesucht, aber auch dies Projekt gelang nicht. Endlich verlobte er sich mit einer reichen und vornehmen Dame in Paris, zerriß aber dies Bündniß auf ungestüme Art kurz vor der Hochzeit. Man sagt, daß religiöse Skrupel ihn dazu bewogen hätten, und sein Roman „Aloys“ enthält die nähere Auseinandersetzung derselben. In Beziehung auf seine Heiratspläne findet sich in der Sammlung ein sehr merkwürdiger Brief von Rahel, in welchem sie ihm dringend davon abräth und die Ehe als ein „sittliches Joch“ bezeichnet. Daß eine deutsche Frau eine so frivole Ansicht aussprechen konnte, wird manchen Verehrer von Rahel abschreckend berühren. Der Franzose beschämte sie durch seine richtigere Würdigung des Familienlebens, indem er sich in sehr glücklicher Ehe mit einem Fräulein von Courteaumert verband. Er verlor jedoch Gattin und Kind nach kurzer Zeit.

Um seinen Kummer zu zerstreuen, begann er zuerst zu schriftstellern und literarische Bekanntschaften zu machen. Chateaubriand und die Recamier, sowie auch Frau von Genlis, nahmen seine Arbeiten in Schutz, doch gelang es ihm nicht, bekannt zu werden. Ein furchtbares Ereigniß veranlaßte es, daß er auf sehr seltsame Art die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Man fand in der Umgegend von Paris eines frühen Morgens den blutenden nackten Körper eines Mannes; beraubt, mißhandelt und bewußtlos, hatte der unglückliche Custine eine ganze Nacht auf freiem Felde gelegen. Er war das Opfer eines rohen Mordanfalls gewesen. Sonderbarerweise wurde an diesen Vorfall eine Kette von Verleumdungen gereiht, die auch den Ruf des Unglücklichen antasteten. Man wollte wissen, daß er in Folge irgend eines Fehltrittes durch Spiel, Liebe oder Weinrausch in diese Lage gebracht worden sei. Anstatt Theilnahme zu erfahren, kamen ihm diese Angriffe gegen seine Ehre zu Ohren. In Verzweiflung hierüber, zog er sich längere Zeit ganz auf sich selbst zurück, unternahm große Reisen und widmete sich ausschließlich der Literatur. Sein großes Vermögen erlaubte ihm jeden Lebensgenuß, den er aber fast nur in geistigen Erregungen suchte und fand.

In dieser Zeit kam er auch nach Berlin, und sein Verkehr mit dem Ehepaar Varnhagen wurde lebhafter als zuvor angeregt. Rahel's Briefe enthalten einmal eine sehr hübsche Charakteristik ihrer Freundschaft für Custine. Sie schreibt ihm unterm 30. October 1829: „Wissen Sie, was unter uns Beiden so schön ist? Daß wir gar kein Verhältniß zu einander haben,

keine Forderung einer an den andern; daß ich alt bin und Sie jung; Sie doch ein Mann, ich eine Frau. Sie ein Franzose, ich eine Deutsche; Alles eine Bürgschaft, daß wir es selbst sind, die einander conveniren, nicht unser Alter, unser Geschlecht, unser Land."

Rahel und Custine hatten sich im Laufe ihrer Correspondenz so in einander gelebt, daß sie oft ihre Sprachen wechselten und Rahel sehr gut französisch, Custine sehr gut deutsch schrieb. Der Briefwechsel ist reizvoll wie eine geistreiche Conversation, wenn der Leser auch oft Widerspruch erheben möchte. Rahel's Lieblings-Witzwort: „Sie haben Sinn für den Unsinn", muß allerdings manchem ihrer Aussprüche zur Entschuldigung gereichen.

F. v. Hohenhausen.

Italien.

Ein Blick in's freie Italien.

Seit Adolf Stahr sein „Jahr in Italien" schrieb und demselben nach Verlauf von zwölf Jahren seine „Herbstmonate in Oberitalien", als Supplement folgen ließ, sind viele mit diesen Büchern in der Tasche nach dem Lande gepilgert, „wo die Citronen blühen", haben sie vielen, vielen Andern die Sehnsucht dahin erregt und ist es allgemein anerkannt, daß seit Goethe und Winckelmann nicht besser und gründlicher über Italien geschrieben worden ist, daß diese Bücher, wie man es bei Reisebeschreibungen so sehr selten findet, in ebenso hohem Grade belehrend wie anregend und unterhaltend sind. Ist es aus vorgedachten Gründen selbstverständlich, daß diese Arbeiten mehrere Auflagen erleben mußten, und wäre es vollständig überflüssig, beim Erscheinen einer neuen Auflage auf das Buch von neuem aufmerksam zu machen oder wohl gar etwas zu dessen Empfehlung zu sagen, so gesellt sich bei der uns vorliegenden neuen Auflage der „Herbstmonate"*) zu dem bereits vorhandenen Interesse doch noch ein wesentlich neues, dessen wir hier mit einigen Worten gedenken möchten.

Die „Herbstmonate in Oberitalien" sind das Ergebniß eines Aufenthaltes, den der Verfasser im Herbste des Jahres 1858 in Oberitalien nahm. Wir verdanken demselben die Schilderung der Villeggiatur am Comer-See, der Städte Genua, Mailand, Bergamo, Verona, Venedig, Namen, die Stahr mit dem vollsten, lebendigsten, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft umfassenden Inhalt zu erfüllen weiß. Aber die Gegenwart Italiens war — bei allen Schätzen der Natur und Kunst, die verschwenderisch darüber ausgestreut — eine traurige; es seufzte nach Einheit und Freiheit, die Krallen des österreichischen Doppeladlers hielten Mailand und Venedig mit eisernen Griffen fest; Mittel- und Süd-Italien seufzten unter der Herrschaft der kleinen Tyrannen. Im Herbste 1861 besuchte Adolph Stahr Oberitalien wieder, und was drei Jahre vorher der Traum der Patrioten gewesen, was unerreichbar in weiter Ferne zu liegen schien, ist zur Wahrheit geworden — es giebt ein Königreich Italien, die italiänische Einheit und Freiheit ist erkämpft auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino im Jahre 1859, in der Volkserhebung des Jahres 1860.

Zwar ist Venedig durch den eiligen Friedensschluß von Villafranca noch im österreichischen Besitze geblieben, zwar ist Rom noch die Hauptstadt des Kirchenstaates, aber schon betrachtet man die Vereinigung beider mit dem Königreich Italien nur noch als eine Frage der Zeit.

Unter dem Titel „Ein Blick in's freie Italien" schildert uns der Verfasser in einem den sechs ersten Büchern seiner „Herbstmonate" hinzugefügten siebenten Buche die Eindrücke, welche er bei seinem Aufenthalte am Comer-See, in Mailand und Turin, der damaligen provisorischen Hauptstadt des Königreiches von demselben empfangen. Sie sind außerordentlich erfreulicher Natur. Eins der herrlichsten Länder Europas ist nach Jahrhunderten schweren Druckes, geistigen und moralischen Todesschlafes zu neuem Leben, neuer Freiheit, neuer Regsamkeit erwacht. Wohl muß dies ein großes, erhabenes, einziges Schauspiel gewesen sein, und nicht zu verdenken ist es einem Manne, wie Stahr, der demselben mit warmem Herzen und offenem Sinne zuschaut, dem die Vergangenheit Italiens, Alles was es geleistet und gelitten, wie ein offenes Buch aufgeschlagen liegt, wenn er, von diesem Schauspiele fortgerissen, größere Hoffnungen auf Italien setzte, wenn er von dort aus vergleichende Blicke auf Deutschland warf, die nicht zu Gunsten unseres Vaterlandes ausfallen konnten. Jedes Wort, was er geschrieben, hatte damals seine volle Berechtigung und es ist gut und nützlich, daß der Verfasser daran nichts geändert; wir bedürfen solcher Spiegel der Zeit um so mehr, als sie unsäglich rasch schreitend, uns gar keine Ruhe zur Einkehr und Umschau läßt.

Was liegt zwischen jenen Herbstmonaten von 1861 und dem Jahre 1870! Venedig und Rom sind dem Königreich Italien erobert — durch deutsches Blut. Der Beschützer oder eigentlich der Zwingherr Italiens sitzt, ein Gefangener Deutschlands, auf einem deutschen Schlosse, in ganz anderer Weise als Italien, ohne fremde Hülfe hat Deutschland in zwei glorreichen Kriegen, die es, den ersten zwiespältig, den zweiten einmüthig führte seine Einheit, seine Weltstellung erkämpft, ein neues deutsches Reich, einen deutschen Kaiser erstehen lassen. Garibaldi, der Mann mit dem starken Arm, dem reinen Willen und dem Kindesherzen, aber auch dem Kindeskopfe, kämpft gegen Deutschland, dem Italien so viel zu verdanken, für Frankreich, das sich seine Hülfe recht anständig durch Nizza und Savoyen bezahlen ließ, das seine Chassepots bei Mentana gegen Italien probirt hat und das, als Republik in die Fußstapfen des Kaiserreiches tretend, jetzt schon, um sich die Hülfe des Clerus zu sichern, dem Papste die Herstellung seiner weltlichen Herrschaft versprochen haben soll.

Wie Professor Stahr sich zur „deutschen Frage" stellt, das hat er durch eine Reihe geharnischter Aufsätze und Briefe bewiesen, welche er vor und nach Sedan in der Nationalzeitung veröffentlicht hat. Er gehört zu Denen, welche sich von dem Worte „Republik" nicht blenden lassen, der eine volle, gründliche Abrechnung Deutschlands mit Frankreich verlangt, gleichviel, welche Regierungsform dasselbe angenommen, und der sich weder von Gefühlspolitik leiten, noch von persönlicher Freundschaft in seinem strengen aber gerechten Urtheil über kosmopolitische Schwärmer beirren läßt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt der 1861 von ihm gethane „Blick in's freie Italien" 1870 eine noch erhöhte Bedeutung.

J. H.

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1871.

Nord-Amerika.

Friedr. Spielhagen: Deutsche Pioniere in Amerika.*)

Die Zahl derer, welche in dem furchtbaren Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich nur einen Krieg dynastischer Interessen erblicken, ist in Deutschland glücklicherweise gering und auch im Auslande nicht allzu bedeutend; betrübend ist es aber immerhin, daß sie vorhanden ist, nicht weil dadurch an der Entwicklung und den Ergebnissen des Krieges das Geringste geändert werden wird, sondern weil es den Beweis liefert, wie viele Leute, die sich ein Urtheil über die Erscheinungen im Völker- und Staatsleben anmaßen, nichts gethan haben, um zu einem solchen Urtheil befähigt und dadurch berechtigt zu sein. Wer sich nur einigermaßen vertraut gemacht mit der Geschichte, sich einigermaßen gewöhnt hat, die Dinge im Zusammenhange zu betrachten, der kann und wird in diesem Kriege nichts anderes sehen, als einen jener großen Wendepunkte der Geschichte, die wie gewaltige Marksteine hervorragen und als Gränzpunkte ganzer Zeitabschnitte betrachtet werden. Solche ungeheuere Weltumwälzungen werden nicht „gemacht", sie kommen wenn die Zeit erfüllet ist, scheinbar durch die geringsten Anlässe. Der dreißigjährige Krieg entbrannte, weil man in Prag die kaiserlichen Gesandten aus dem Fenster warf, der von 1870 ist auf die Vorgänge in Ems zurückzuführen, doch wird Niemand diese als die eigentlichen Kriegsursachen gelten lassen. Jahrhunderte hindurch aufgehäufter Zündstoff, Jahrhunderte lang geübte und ertragene schwere Unbill wurden zum Austrag gebracht; es ist ein Kampf um die höchsten Prinzipien, die höchsten Güter der Menschheit, der von den Deutschen gegen die sogenannten Träger der Civilisation geführt wird. Diese Lehre zu predigen, diese Anschauung fort und fort, in jeder Form zur Geltung zu bringen, ist Pflicht unserer Literatur; jeder Versuch, der nach dieser Seite gemacht wird, ist dankenswerth; doppelt erfreulich und verdienstvoll ist es aber, wenn eine derartige Arbeit in eine so vollendete Form gegossen wird, wie die uns vorliegende, wenn die Beweisführung einem ganz neuen Boden entnommen, die Sache unter eine ganz neue, eigenthümliche Beleuchtung gebracht wird.

Friedrich Spielhagen's neueste Erzählung „Deutsche Pioniere" hat anscheinend nichts mit der deutschen Frage zu thun und liefert in der That doch einen bedeutenden Beitrag dazu. Es ist die Geschichte deutscher Ansiedler in Amerika, Abkömmlinge jener Pfälzer Familien, welche ihre, erst von einem Melac verwüstete, dann durch andere Unglücksfälle heimgesuchte schöne Heimat verließen und im fernen Westen nach einer Stätte ausschauten, wo sie ungestört leben und arbeiten konnten. Ihnen nach kommen Auswanderer, welche die jämmerlichen Zustände der Heimat, die kleinstaatliche Tyrannei und Ohnmacht zur Auswanderung zwangen; aber der Fluch der Zerrissenheit und Uneinigkeit des Vaterlandes folgt ihnen in die neue Welt. Sie sind eine Beute der gewissenlosesten Speculanten, welche die Unglücklichen als Bettler und was schlimmer ist, als Leibeigene dem Lande überliefern, in dem sie eine bessere Zukunft gehofft; sie sind dem ansässigen, sich auf ein starkes, geachtetes Mutterland stützenden holländischen und englischen Element ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, womit sich aber doch schon eine gewisse Besorgniß und ein aus dieser Besorgniß erwachsender Haß paart, denn trotz der Verkommenheit der neu anlangenden Deutschen, macht sich bei den länger Eingesessenen doch bereits ihre Tüchtigkeit geltend. Man fürchtet, sie könnten nach und nach einen zu breiten Raum gewinnen, macht ihnen den auf alle mögliche Weise streitig, läßt sie hülfelos auf weit vorgeschobenen Posten den Angriffen der Indianer gegenüber.

In dieser Lage befindet sich eine deutsche Colonie am Canada-Creek, welche den räuberischen Ueberfällen der Indianer in wahrhaft entsetzlicher Weise preisgegeben ist und denselben, so heldenmüthig Einzelne sich wehren, dennoch erliegen muß, weil ihnen der Fluch ihrer alten Heimat in die neue gefolgt ist — die französischen Nachbarn und die Uneinigkeit. Erst als sie mit gemeinsamem festen, man könnte beinahe sagen: gewaltsamen Entschlusse alle ihre kleinen Privatangelegenheiten dem großen Ganzen unterordnen und wie Ein Mann den verbündeten Franzosen und Indianern gegenübertreten, gelingt es ihnen, den Feind in glänzender Weise zurückzuschlagen, ihren Ansiedelungen einen dauernden Frieden zu schaffen. Als die Pioniere der Civilisation, tragen sie dieselbe in den fernen Westen, vertheidigen, befestigen sie dort. Was 1758 das kleine Häuflein am Creek, das that 1870 das geeinte Deutschland gegen die ebenfalls mit wilden Horden anstürmenden Franzosen.

Während der Verfasser mit gewohnter Meisterschaft das farbenreiche Gemälde dieser Ansiedelung am Creek und gleichzeitig die prächtigste Darstellung der jungfräulichen Natur vor uns entrollt, mit glühenden Farben den Heldenkampf der Deutschen schildert und die einzelnen handelnden Personen lebenswahr und plastisch unserm Auge vorführt, giebt er uns zugleich die Herzensgeschichte eines jungen Paares so zart und duftig, so fest und treu, so innig und doch frei von jeder krankhaften Sentimentalität, daß wir uns dadurch lebhaft an zwei der schönsten Blüthen unserer Literatur gemahnt fühlen, an Goethe's „Hermann und Dorothea" und Immermann's „Oberhof". Namentlich an Hermann und Dorothea errinnert das Paar, dessen Originalität durch diesen Vergleich selbstverständlich nicht angetastet werden soll. Wie Hermann Dorothea von der Schaar der Flüchtlinge trennt und sie angeblich als Dienerin in sein Elternhaus führt, so löst Lambert Sternberg mit schweren Geldopfern die aus Deutschland anlangende, in Newyork landende Katharina aus den Händen der betrügerischen Speculanten und führt sie, die sich als seine Magd betrachtet, in seine ferne Heimat am Creek. Dorothea kommt in ein wohlgeordnetes, wohlhäbiges Bürgerhaus; Vater und Mutter empfangen sie als ihre Tochter; ihr ist nach schweren Stürmen sofort die Ruhe beschieden. Katharina wird es nicht so gut; sie folgt Lambert in eine rauhe, noch nicht urbar gemachte Gegend, in ein Blockhaus, das er mit einem jüngern Bruder allein bewohnt, einem kräftigen, guten, aber wilden Naturmenschen, der Katharina kaum sieht, als er schon in der heftigsten Leidenschaft für sie entbrennt und in rasender Eifersucht gegen den Bruder lodert. Kaum angelangt, muß sie alle Schrecken der unsicheren Lage erfahren, Zeugin, ja Theilnehmerin des Entscheidungskampfes sein, aber sie bewährt sich. Spielhagen hat in Katharina das echte deutsche Weib geschildert, liebend und treu, arbeitsam, sinnig, verständnißvoll, muthig, opferbereit und milde; Lambert ist der deutsche Mann in des Wortes edelster Bedeutung und es macht einen herzerfrischenden Eindruck, wie dieses Paar durch Noth und Graus zum schönen harmonischen Liebes- und Eheleben gelangt.

Um Katharina und Lambert gruppiren sich mit mehr oder weniger scharfen Strichen, ernst und humoristisch, aber immer

*) Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Friedrich Spielhagen. Berlin, 1871, Otto Janke.

treffend und lebenswahr geschildert, die übrigen deutschen Ansiedler: Konrad, Lambert's Bruder, ein echter Sohn der Wildniß, der den Heldentod stirbt, gleich dem alten Christian Dittmar, der mit seiner prächtigen Gattin so Entsetzliches erfahren, der würdige Pfarrer, die Nachbarn mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern.

Das Buch ist Friedrich Kapp, „dem gründlichen Forscher, dem geistreichen Darsteller des Deutschthums in Amerika" gewidmet. Trägt ihm der Verfasser damit in würdiger Weise eine Dankbarkeit ab für das, was er für unser nationales Bewußtsein gethan, so sind wir Alle Herrn Spielhagen das Gleiche für diese seine neueste geistvolle Schöpfung schuldig. Die Anerkennung, welche die „Deutschen Pioniere" finden, giebt sich übrigens auch äußerlich kund, denn es ist bereits eine zweite Auflage nöthig geworden. J. H.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Hundert Jahre jüdischer Geschichte.*)
1750—1848.

Herr Professor Grätz hat vor Kurzem den elften Band seiner Geschichte der Juden veröffentlicht und damit einen vorläufigen Abschluß dieses Werkes, welches einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden, von den Tagen der Makabäer bis auf unsere Zeit, umspannt, erzielt. Der Verf. kann mit stolzer Befriedigung auf seine Arbeit blicken. Als er an dieses Unternehmen herantrat, haben wohl die Kundigen ihr leises Bedenken geäußert, ob denn eine quellenmäßige, umfassende Behandlung der jüdischen Geschichte überhaupt schon möglich sei; viele waren der Meinung, es fehle noch an Bausteinen um der jüdischen Geschichte einen ihrer würdigen Dom zu errichten; die Forschung im Einzelnen, „erst seit einigen Jahrzehnden betrieben, habe noch nicht so zahlreiche und sichere Resultate gewonnen, als daß man schon jetzt das Facit derselben ziehen könnte." Indeß Herr Grätz hat diese Bedenken glänzend dadurch widerlegt, daß er weit mehr geleistet hat, als jemals erwartet werden konnte; er hat es sehr ernst genommen mit der Quellenforschung, sich gewissermaßen die Monographien über die einzelnen Gegenstände selbst geschrieben und eine Fülle neuen Materials herbeigeschafft.

Es ist natürlich, daß, wer aus verborgenen, fast verschütteten Schachten so massenhaften Stoff an's Tageslicht fördert, nicht lauter gediegenes schlackenreines Gold an den Markt bringt; eine Kritik, die am Achill die verwundbare Ferse aufspürt und nun frisch darauf los schließt: Achill ist an der Ferse verwundbar, also ist er es am ganzen Körper, hat bei Grätz kein allzuschweres Spiel; aber wem Nörgeln und Verkleinern kein Herzensbedürfniß ist, der wird nicht vergessen, daß, wer eine Wissenschaft fast neu anbaut, nicht zu vergleichen ist mit dem, der auf gegebenen Grund fortbaut. Bei dem Forscher, der Griechenlands Schicksale darstellt, darf auch ein kleines Versehen streng gerügt werden; wer bei der Nachlese auf einem längst abgemähten Felde dennoch Aehren übersieht, der verdient Tadel; bringt jedoch Einer reiche unerwartete Aerndte in die Speicher der Wissenschaft, so sollte man's nicht so genau nehmen, wenn beim raschen Mähen auch eine Kornblume in die Getraide-Garben gekommen.

Das Werk von Grätz wird die Grundlage für die jüdische Geschichtsforschung bleiben; es wird verbessert aber nicht übertroffen werden; die Spätern werden weiter sehen als er, aber auch der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, blickt über dessen Gesichtskreis hinaus. Ja, wir wagen die Behauptung, manche seiner Tadler haben nur aus seinen Büchern ihn tadeln gelernt.

Auch der neueste Band enthält eine Fülle reicher Belehrung über die den Jetztlebenden interessanteste Periode der jüdischen Geschichte, über die letzten hundert Jahre. Moses Mendelssohn eröffnet den Reigen: es war ein Moment von der größten Tragweite, als Lessing und Mendelssohn sich beim Schachspiel in Berlin kennen lernten. Es war die Geburtsstunde des modernen Judenthums, es war auch die Geburtsstunde jenes erhabenen Evangeliums der Humanität, des „Nathan", auf welchen Deutschland mit Recht stolz ist; denn was auch klügelnde Professoren-Weisheit dagegen sagen mag, der gesunde Menschenverstand läßt sich nicht ausreden, daß Mendelssohn das Urbild des Nathan gewesen ist. Ist es Zufall, daß Lessing, „dieser deutscheste der Deutschen," wie man ihn wohl genannt hat, mit Mendelssohn, dem Juden, „der so ganz nur Jude scheinen wollte", einen so innigen Freundschaftsbund geschlossen hat?

Schon Heine, der ebenso leicht- als tiefsinnige Spötter, hat erkannt, daß eine enge Verwandtschaft bestehe zwischen dem deutschen und dem jüdischen Geiste. Dieselbe keusche Scheu vor der Heiligkeit der Familie, dieselbe innige Hinneigung zur Gemüthlichkeit des häuslichen Heerdes, dieselbe echt religiöse Gesinnung bei tiefem Widerwillen gegen alle hierarchischen Gelüste, derselbe Hang zum Sinnen und Grübeln über die Weltprobleme, endlich die scharfe rücksichtslose Kritik, die auch die Waffen des schneidenden Witzes gegen die falschen Götter führt, ja auch die letztere Eigenschaft ist beiden, den Deutschen wie den Juden, gemeinsam. Wer diese Eigenschaft für keinen Vorzug hält, sondern ob derselben an den Juden mäkelt und kritelt, der streiche nur getrost Männer wie Lessing, wie Strauß aus dem goldenen Buche der deutschen Literatur. Es kann sein, daß Heine mehr das spitze Stilet, Lessing mehr das breite Schwert des Witzes geführt. Aber auch Lessing ist ein köstlicher Protest gegen die Behauptung der Witzlosen, als müsse der Streit der Meinungen stets mit salbungsvoll langweiliger Würde ausgetragen werden, als seien guter Humor und ernstes Denken unverträgliche Gesellen.

Dieser innigen Verwandschaft des Juden mit dem Deutschen, den allerdings die Deutschthümler, „diese gemüthlichen Sklaven mit schwarzrothgoldener Livree", wie Heine sie nennt, so gern wegläugnen möchten, ist es zuzuschreiben, daß die politische, soziale und wissenschaftliche Erhebung des Judenthums von Deutschland und hauptsächlich von Berlin ihren Ausgang genommen hat. Ja, auch die politische Erhebung; denn ist es auch leider nicht zu leugnen, daß Deutschland sich von allen Kultur-Nationen hat übertreffen lassen in der praktischen Anerkennung der Juden als vollberechtigter Staatsbürger, so ist es nichtminder wahr, daß von Berlin die erste Anregung zur Emancipation ausgegangen ist.

Unvergessen bleibe es, daß Dohm, ein königlich preußischer Kriegsrath und ein Bewunderer Mendelssohns, zuerst als Anwalt des verachteten Stammes auftrat; er erst weckte Mirabeau, „den großen Donnerer", der durch die Macht seines Wortes den Bau des Feudalismus zerbrach und auch den Wall des Vor-

*) Geschichte der Juden vom Beginn der Mendelssohn'schen Zeit (1750) bis in die neueste Zeit (1848) von Prof. Dr. H. Grätz (Geschichte der Juden, IX. Band). Leipzig, Robert Friese.

urtheils gegen die Juden erschütterte und endlich stürzte. Nicht in Paris, wo der judenfeindliche Voltaire den Ton angab, sondern in Berlin, wo Mendelssohn die philosophische Stimmung beherrschte, wurde Mirabeau, der als Gesandter Frankreichs im Jahre 1786 nach Preußen gekommen war, veranlaßt, die Rechte der Juden unter die Obhut seiner siegreichen Beredtsamkeit zu nehmen.

Aber was hätte den Juden die politische Gleichberechtigung genützt, wenn sie nicht selbst aus dem Wust des Mittelalters sich herausgearbeitet, wenn sie nicht das Ghetto, in welches sie sich selbst gebannt hatten, durch die Verwilderung des Judenthums in seiner Wissenschaft, in seinen religiösen Bräuchen, in seiner äußern Erscheinung, geöffnet und den Geist der Zeit eingelassen hätten. Es ist ein tiefes Wort von Zunz: „die Gleichstellung der Juden in Sitten und Leben muß aus der Gleichstellung des Judenthums hervorgehen.“ Auch diese Emancipation des Judenthums vom Wust der Jahrhunderte ging von Berlin aus. Der Kulturverein, an dessen Spitze Zunz, Gans und Moser standen, ging zwar zu Grunde, weil er allzuweit die Gränzen seiner Thätigkeit absteckte, aber das Saatkorn, das er in die Zeit gelegt hatte, ging nicht verloren; Zunz schrieb jene gelehrten Werke, ohne welche Grätz viele Partien seiner Geschichte nicht hätte schreiben können. Auf dem Boden des deutschen Judenthums, den Mendelssohn für moderne Ideen urbar gemacht hatte, gediehen fröhlich die Saaten der Wissenschaft. Polen erzeugt nur wilde Schößlinge; in Italien blühte hier und da eine Blume der jüdischen Poesie; in Deutschland erstanden, gezeitigt und erzogen von deutscher Gelehrsamkeit, die Zunz, Frankel, Jost, die Riesser, Steinheim, Bernays, die Geiger, Herzheimer und Sachs, die Erneuerer des Judenthums. Was in Frankreich an jüdischer Wissenschaft blühte, war, wie Salomon Munk, nur eine deutsche Pflanze im fremden Kunstgarten. Auch der Kampf zwischen dem alten, abgelebten Ghetto-Judenthum und dem neuen, vom Geist des Jahrhunderts durchhauchten entbrannte da am heftigsten, wo geistige Regsamkeit und warme Hingabe an die Ideale des Lebens am häufigsten sich vorfanden, in Deutschland; und wiederum war es Berlin, wo die Gegensätze am schärfsten aufeinander stießen und wo in Sachs, dem hochgestimmten Prediger, welcher an den Ufern des Jordan heimisch war wie in den Gefilden Attika's, welcher Griechen- und Judenthum in herrlichem Einklang zu einer erhabenen Persönlichkeit verschmolz, auch die Versöhnung dieser scheinbar so schroffen Kontraste sich vollzog.

Gegenüber diesem reichen Leben der deutschen Juden nimmt sich Alles, was dieser Stamm anderswo geleistet hat, recht geringfügig und ärmlich aus, und es muß wohl sein, daß Deutschland etwas vom „nordischen Judäa“ an sich hat, da es sonst fast unerklärlich wäre, warum gerade in unserem Vaterlande die Juden sowohl in ihrer eigenen Wissenschaft, als in der Wissenschaft und dem Leben des Landes, sich so regsam und thätig zeigen.

Natürlich konnte in dieser flüchtigen Skizze nur mit kurzen Andeutungen der Zusammenhang zwischen Deutschthum und Judenthum aufgezeigt werden. Gründliche und genauere Belege hierzu bietet das Buch von Grätz in überreicher Zahl. Aber damit ist der Werth der Grätz'schen Arbeit nicht erschöpft. Wollten wir auf Alles hinweisen, was in diesem Buche den gebildeten Geist anzuziehen im Stande ist, wir müßten es fast ganz ausschreiben. Besonders lehrreich ist die Darstellung des Chassidismus, für dessen Geschichte Grätz neue Quellen entdeckt hat. Reich an bisher unbekannten Daten ist auch das Kapitel, welches von den Leiden erzählt, die die Vernunftreligion des Konvents über die französischen Juden gebracht hat; die Göttin der Vernunft war eine gestrenge Herrin und litt nicht, daß die Juden den Sabbath hielten, die Synagogen besuchten und die Bibel lasen, ein todeswürdiges Verbrechen war es gar, Rabbiner zu sein. Auf dies Alles und noch vieles Andere hat Grätz zuerst aufmerksam gemacht; sein Werk, für dessen Theile bis zum siebenten Band schon eine zweite Auflage nothwendig geworden ist, bildet durch das glänzende Kolorit der Darstellung, durch die warme Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand auch eine angenehm fesselnde Lektüre; besonders aber dieser letzte Band enthält viele fein gezeichnete Portraits und spannt das Interesse des Lesers sowohl durch die Neuheit des Stoffes, als die mit tiefen Bemerkungen durchwebte künstlerische Darstellung.

Ostasien.

Eine englische Prinzen-Erzieherin in Siam.

Mistreß Leonowens, die Wittwe eines englischen Offiziers, welche sechs Jahre lang Erzieherin der Kinder des Königs von Siam in Bangkok war, hat über die Beobachtungen, die sie in dieser Zeit am Hofe des Königs und in seinem Lande gemacht, ein Buch geschrieben, das ungemein viel Neues und Interessantes enthält und das unter dem Titel: „The English Governess in Siam“ im Druck erschienen ist. Der Brief, worin der König Frau Leonowens aufforderte, die Stellung als Gouvernante seiner Kinder zu übernehmen, ist sehr charakteristisch und lautet folgendermaßen:

Englische Zeitrechnung, 1862, 26. Februar.
Bangkok, großer königlicher Palast.

„An Frau A. H. Leonowens!

„Madame! Wir sind sehr erfreut und zufriedenen Herzens, daß Sie Willens sind, die Erziehung unserer geliebten königlichen Kinder zu übernehmen. Wir hoffen, daß Sie, indem Sie uns und unseren Kindern (welche die Engländer Bewohner eines finstern Landes nennen) Unterricht ertheilen, auf das Beste bemüht sein werden, uns Kenntnisse der englischen Sprache, Wissenschaft und Literatur zu verschaffen, daß Sie aber nicht versuchen werden, uns zum Christenthume zu bekehren, da die Bekenner Buddha's ebenso durchdrungen von der Macht der Wahrheit und Tugend sind, wie die Bekenner Jesu, und sie mehr den Wunsch hegen, mit englischer Sprache und Literatur, als mit neuen Religionen sich bekannt zu machen.

„Wir laden Sie ein, in unseren königlichen Palast zu kommen, um hier zum Nutzen unserer selbst und unserer Kinder Ihr Bestes zu thun. Wir erwarten, Sie mit dem rückkehrenden siamesischen Dampfboote „Chow Phya“ hier zu sehen.

„Wir haben dem Herrn William Adamson und unserem Consul in Singapore geschrieben, um sie zu autorisiren, die besten Anordnungen in Ihrem und unserem Interesse zu treffen.

„Ihr wohlgesinnter
S. S. P. P. Maha Mongkut.“

Kleine literarische Revue.

— **Volksthum und Heerwesen.***) Der Vortrag, aus welchem diese kleine Schrift entstanden ist, wurde, noch bevor sich die Aussichten auf den jetzigen Krieg eröffneten, im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehalten. Der Verf. stellt darin, von den höchsten Gesichtspunkten ausgehend, die Entwickelung des Heerwesens in allen bekannten Zeiten im völkerpsychologischen Sinne dar. Die Wehrverfassung ist nach ihm diejenige Seite des Charakters einer Nation, welche die Grundlagen der letzteren am Großartigsten und Vollgiltigsten zum Ausdrucke bringt; sie ist zugleich das vorzüglichste Mittel für die geschichtlichen Lebensäußerungen eines Volkes und das vornehmste Werkzeug, wenn Nationen sich entgegentreten und aneinander messen wollen.

In der neuesten Zeit sind zwei große Thatsachen zu Tage getreten: Es hat sich gezeigt, daß diejenige Nation, welche sich so gern die kriegerischste der Erde nennt, die französische, trotz ihrer Erfolge unter Carnot und Napoleon I. eine sehr unkriegerische ist: niemals hat die allgemeine Wehrpflicht dort eingeführt werden können. Und zweitens: gerade nachdem Deutschland durch die Folgen des dreißigjährigen Krieges und die Erfolge des französischen Schlachtenkaisers bis zur Ohnmacht erschüttert war, fing es an, die sicherste Grundlage des Volksthums, die allgemeine Wehrpflicht, bei sich einzuführen. Streng genommen, ist dies nur eine Wiederherstellung der ältesten deutschen Wehrverfassung; denn in der allgemeinen Wehrpflicht ist der alte deutsche Heerbann wieder erstanden, und das deutsche Offiziercorps repräsentirt noch immer das uralte Institut des Heergeleites, der Gefolgschaft. Der Verf. steht mit Recht den höchsten Triumph deutschen Wesens darin, daß seit die allgemeine Wehrpflicht seit 1868 alle deutsche Stämme umfaßt und nur Einen obersten Feldherrn kennt, und daß auf dessen Ruf sich das ganze deutsche Volk in Waffen zu den Fahnen sammelt. Die inzwischen eingetretenen großartigen Ereignisse sind eine thatsächliche bestätigende Probe auf des Verfassers Ausführungen, die sicherste, welche derselbe sich hat wünschen können.

— **Eine kritische Anthologie von Theod. Storm.****) Was wäre wohl mehr geeignet, das Gemüth zu erfrischen, zu beleben, zu neuem Kampfe zu kräftigen, als ein tiefer, voller Trunk aus jenem ewigen Jungbrunnen der Menschheit — der Poesie. Aber um in der That diese kräftigende Wirkung ausüben zu können, bedarf es der echten wahren Poesie, die zwar oft täuschend nachgeahmt, dennoch nie ersetzt werden kann. Und wer nach den Kennzeichen fragt, die die wahre, aus innerer Nothwendigkeit geborne Poesie von der nur, wenn auch noch so gut gemachten unterscheiden, dem muß man mit dem Dichterworte antworten: „Wenn Du's nicht fühlst, so wirst Du's nicht erjagen." — Die Perlen unsrer Lyrik zu sammeln, sie ohne jeden andern Grund, als ihren eignen Werth aufzureihen, hat Th. Storm in vorliegender Anthologie unternommen. Er war wie Wenige dazu befähigt, denn das Gefühl für den feinen undefinirbaren Reiz, der gerade unserer deutschen Lyrik innewohnt, ein Gefühl, das in Storm's eignen Produktionen in so anziehender Weise zu Tage tritt, hat ihn auch bei dieser Auswahl geleitet, die im Grunde nichts anders zu geben beansprucht, als die Gedichte, die dem Verf. während einer dreißigjährigen Umschau lieb und werth geworden und geblieben sind: „Die Phrase wird hoffentlich in diesem Buche keine Stelle gefunden haben," sagt er in der Vorrede, und als Rechtfertigung für eine Vermehrung der schon so großen Fluth von Anthologien bemerkt er, daß die meisten derselben „der Mittelmäßigkeit einen zu großen Raum gewähren." M. St.

— **Gerstäcker's Kaiser Maximilian in Mexiko.** Friedrich Gerstäcker hat die Geschichte des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko zum Gegenstand einer romantischen Darstellung gemacht, die in vier Bänden uns vorliegt.*) Von der Landung des Kaisers bis zu dem Trauerspiele von Queretaro, werden hier alle Momente dieses vierjährigen Rassen-, Parteien- und Intriganten-Kampfes mit der Sach- und Personen-Kenntniß geschildert, die der Verfasser in so hohem Maße besitzt. Die den Generalen Juarez und Bazaine gewidmeten Kapitel dürften in diesem Augenblicke ganz besonderes Interesse erregen, da die Zusammenstellung und Vergleichung dieser beiden Heerführer zugleich ein treffendes Schlaglicht auf das heutige Treiben der republikanischen Condottieri in Frankreich wirft. Aus der ganzen Darstellung geht hervor, daß so lange noch die romanischen Länder Amerikas und Europas unter dem geistigen Joche ihrer Priester sich befinden, an eine sittliche Erhebung und an eine allgemeine Kultur der Bevölkerungen dieser Länder nicht zu denken ist.

— **Die Wunder des Mikroskops.****) Es ist dies anerkannt eines der werthvollsten Werke der im Spamer'schen Verlage erscheinenden populär-wissenschaftlichen, reich ausgestatteten und doch zugleich wohlfeilen, illustrirten Familien- und Volks-Bibliothek. Die erste Auflage der „Wunder des Mikroskops" erschien im Jahre 1856 und wurde damals bereits als eine wahrhafte Fundgrube für die Kenntniß der Welt im kleinsten Raume von uns und anderen literarischen Organen bezeichnet. Die zweite, 1860 erschienene Auflage war durch den neuen, wichtigen Abschnitt: „Das Mikroskop im Dienste der Heilkunde, Gesundheits-Polizei und Rechtspflege" bereichert. Die acht Abschnitte des reichhaltigen Werkes, welche die mikroskopischen Wunderwelten des Wassers, des Erdbodens, der Luft, des Pflanzenbaues, der niederen und der höheren Thier-Organisationen und der Anatomie des Menschen umfassen, die mikroskopischen Untersuchungen der Krankheits-Ursachen durch Pilzbildungen, Trichinen ꝛc. darlegen und Anleitungen zur Benutzung des Mikroskopes als Waaren-Prüfer (zur Entdeckung von Fälschungen der Nahrungs- und Heilmittel, der Bekleidungsstoffe ꝛc.) enthalten, sind sämmtlich, nach Maßgabe der seit einem Jahrzehnd gemachten neuen wissenschaftlichen Beobachtungen, in der vorliegenden dritten Auflage verbessert und erweitert worden. Auch die treffliche Einleitung des Herrn Willkomm über die technische Einrichtung und Benutzung des Mikroskops ist durch eine

*) Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Januar 1870 von Max Jähns, Hauptmann. Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin, Ferd. Dümmler (Harrwitz und Goßmann), 1870.

**) Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Hamburg, Wilhelm Mauke, 1870. (XX und 714 S. in Prachtausgabe mit Goldschnitt.)

*) In Mexiko. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867, von Friedrich Gerstäcker. 4 Bde. Jena, Hermann Costenoble, 1871.

**) Die Wunder des Mikroskops, oder die Welt im kleinsten Raum. Von Dr. Moritz Willkomm, Direktor des botanischen Gartens zu Dorpat. Dritte Auflage. Mit 1200 Text-Abbildungen. (366 S. gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.) Leipzig, Otto Spamer, 1871.

von Herrn E. Ebeling herrührende Abhandlung „über die Messung der Vergrößerung des zusammengesetzten dioptrischen Mikroskops und die Messung der Objekte" vermehrt. Ebenso sind ältere Abbildungen, die dem jetzigen Stand der Wissenschaft nicht mehr entsprachen, durch neue ersetzt worden, während viele andere, nach wissenschaftlichen Vorbildern oder unmittelbar nach mikroskopischen Präparaten gezeichnete Illustrationen neu hinzugekommen sind.

— **Das „sociale Deficit von Berlin"** stellt Herr Dr. S. E. Hupps, in einem statistischen Ueberblick zusammen, den das Jahrbuch der Stadt Berlin für das J. 1871 enthält und der auch in einem Separat-Abdruck erschienen ist.*) Leider fehlen viele ältere Ermittelungen, aber mit Genugthuung sehen wir aus dem Gegebenen, daß die Prostitution in Berlin lange nicht so ausgedehnt ist, als ihr Ruf, daß Berlin in diesem Stücke vor Wien, Paris, London die Segel streichen muß. Höchst interessant sind auch die Angaben über die vielberufene Louis-Wirthschaft. — Der Verf. kommt zu der Ueberzeugung, daß die in Berlin eingeführte Art der Ueberwachung dieser Categorie von Frauenzimmern durchaus die beste ist, weil sie in jeder Weise den Rücktritt in eine geordnete Lebensweise offen läßt, daß die Einführung der Bordelle, die von so vielen Seiten als nothwendig erachtet werden, der bedeutendste und entschiedenste Rückschritt auf dem Wege der öffentlichen Sittlichkeit sein würde. Der Verf., der als Statistiker mit Zahlen beweist, kennt nur zwei Mittel, welche wirklich erfolgreich der Prostitution entgegenwirken können: 1) Durchgreifende Ausführung des vom Stadtrath Zelle gemachten Vorschlages der Aenderung unserer Vormundschafts-Verhältnisse durch Selbsthülfe. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle, welche eine Reform des „Pflicht-Vormundschaftswesens" als dringend nothwendig erscheinen lassen. So lange dieses Institut in bisheriger Weise fortbesteht, wird für die sittliche Erziehung der weiblichen Waisen nichts oder werden nur negative Resultate erzielt. Gewöhnlich werden zu Vormündern über mittellose Personen Männer des niederen Bürgerstandes ernannt und verpflichtet, wie Schneider, Schuhmacher, Drehorgelspieler, die schon für sich und ihre eigene Familie Sorge die Fülle haben. Für die Vormünder ist diese Pflicht eine Last oder eine Strafe, für die Bevormundeten ist sie schädlich. Von den Frauenzimmern, welche im Jahre 1861 der Controlirten-Liste zutraten, haben über 70 Procent unter Pflichtvormundschaft gestanden. 2) Die Bestrebungen zu besserer Verwerthung der Frauenarbeit. Gelingt es, dem weiblichen Geschlecht neue Arbeitsquellen zu eröffnen, in welche der Eintritt auch für die Mädchen von zweifelhafter Vergangenheit nicht ausgeschlossen ist, so werden sich die viel beklagten Mißstände des socialen Deficits ohne Frage bessern.

Literarischer Sprechsaal.

Der Notenwechsel, der kurz vor dem Jahresschlusse zwischen dem preußischen und dem österreichischen Kabinet über die Neugestaltung des deutschen Reiches stattgefunden, hat dem deutschen Volke dies- und jenseits der Gränzen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wahrhaft wohlgethan. Seit dem Jahre 1866 hatten bereits viele Stimmen in der Presse und auf der Rednerbühne, im Norden wie im Süden, es ausgesprochen, daß keinerlei politische Scheidung die Herzen des deutschen Volkes von denen seiner Stammesbrüder in Oesterreich-Ungarn zu trennen vermöge. Nur die Staatsmänner, die Bismarck und die Beust, waren mißtrauisch in ihrer diplomatischen Reserve geblieben. Hie Mainlinie! rief uns Oesterreich zu; hie deutsches Ausland! erwiderte ihm Preußen. Die großen Ereignisse von 1870 haben mit den Welfen auch die Waiblinge begraben. Die Einigung Deutschlands machte auch in Oesterreich allen partikularistischen Gegenströmungen ein Ende. Das Volk und die Presse von Deutschösterreich-Ungarn blieben bei allen Wechselfällen des Krieges Deutschlands treue Freunde, während Volk und Presse in England und Rußland, in Skandinavien und Italien großentheils scheel sahen und nicht aufhörten, uns zu befeinden. — Zwischen dem neuen deutschen Reiche und der Ostmark an der Donau kann und wird — wie es die deutschen Bevölkerungen auf beiden Seiten wünschen — fortan ein ungetrübt friedliches und freundschaftliches Verhältniß stattfinden. Beide Theile bedürfen des Friedens und der gedeihlichen Entwickelung ihrer Kräfte. Beide Theile sind durch eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit, durch eine gemeinsame Literatur ihrer Denker und Dichter auf einander angewiesen, und Beide werden solidarisch für deutsche Ehre und deutsche Unantastbarkeit einstehen.

Die deutsche „Londoner Zeitung" vom 24. December eröffnet ihr Blatt mit einem sinnigen Artikel „Weihnachten", worin sie, die besondere deutsche Bedeutung dieses Festes hervorhebend, einen Blick auf die Weihnachtsfeier der tapfern Wacht am Rhein wirft, die in dieser rauhen Jahreszeit ihren schweren Vorpostendienst vor den Wällen von Paris voll Opfermuth und Treue thut. Das Blatt reiht daran die folgenden, wahrhaft religiös-patriotischen Betrachtungen:

„Wohl sind viele und herrliche Blüthen dem rauhen Winde zum Opfer gefallen, der nun seit Juli über Frankreichs Gauen weht, wohl entbehrt manches Muttersöhnchen um Weihnachten der trauten heimatlichen Pforte. Aber die Glocke wird noch ertönen. Aufgehen werden die Thore von Paris und der Weihnachtsbaum wird auch angesteckt — wenn auch nicht dort (mit Ausnahme derjenigen Sendungen, die heimische Liebe dorthin schafft), doch in unserm deutschen Vaterlande. Denn dort ist uns wieder ein neues Evangelium verkündet worden, ein Kindlein ist uns geboren, das Deutsche Reich, noch unscheinbar und versteckt, überschattet von den vielen Staaten: Hessen, Sachsen, Würtemberg, Baden, Bayern und Preußen, aber gleichwohl liegt es schon ruhig und heiter auf dem Schoße des deutschen Volks und staunt sich den Löwen und den Adler an und den zornig aufbrausenden Hahn. Und den Hirten auf dem Felde, die den treuen deutschen Gedanken wahrten, einem Lessing, Herder und Schiller, hatte es schon im vorigen Jahrhundert ein Engel vorhergesagt. Und die drei Könige kamen aus dem Morgenlande und brachten die gewaltigen Geschenke des Herzens, der Goethe mit dem ewig singenden und klingenden Worte, der Cornelius mit der mächtig ragenden Gestalts-Offenbarung, und der Beethoven mit den Alles belebenden, Alles erwärmenden Tönen. Nun strahlt und leuchtet das Kind durch alle Welt."

Das Dorf Bondy bei Paris, dessen Name bei Gelegenheit der Beschießung des Mont Avron und des Bahnhofes von Noisy le Sec viel genannt wurde, hatte in den Zeiten des Rinaldo Rinaldini in Italien und des Schinderhannes in Deutschland eine Art räuberischer Berühmtheit in Frankreich.

*) Berlin, Guttentag.

Im Walde von Bondy hatte der große Cartouche, dessen Name jetzt noch durch den vieler tapferen Bullenbeißer verewigt wird, sein Hauptquartier. Dort spielte einst auch die später nach dem Städtchen Montdidier verlegte Geschichte von dem Hunde des Aubry, der den Mörder seines Herrn entdecken half und der dann einen öffentlichen Kampf auf Tod und Leben mit diesem Mörder geführt haben soll. Im Schlosse von Bondy, wo im März 1814 das Hauptquartier der verbündeten Monarchen war, empfing am letzten Tage dieses Monats, um 6½ Uhr Morgens, einige Stunden nach der Kapitulation von Paris, der Kaiser Alexander von Rußland eine Deputation der Municipalität von Paris, die um seinen Schutz für die Hauptstadt bat. Der Kaiser versprach diesen Schutz mit den freundlichsten Worten, die allerdings den Anschein sich gaben, als ob die Russen allein es gewesen wären, von denen die Franzosen besiegt worden. „Ich bin es nicht," fügte der Zar hinzu, „der diesen Krieg provocirte. Napoleon hat meine Staaten ohne irgend einen Grund überfallen, und es ist nur eine gerechte Vergeltung der Vorsehung, wenn ich, der Beherrscher Rußlands, mich jetzt hier, vor den Mauern seiner Hauptstadt befinde."

In seinem Vorworte zu der im Jahre 1838 gedruckten Gedichtsammlung des elsässischen Volksdichters Daniel Hirtz (Drechslermeister in Straßburg, geb. 1805) sagt Herr Dr. Eduard Reuß, Professor an der protestantischen, theologischen Facultät in Straßburg: „Wir reden deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Thun, deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Schlagbäume und Zollstätten trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer seines Ursprungs vergessen, um des eiteln Flitterstaats Napoleonischer Barbarei willen, noch jetzt im Liede die eiserne Ruthe küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an unsere Nationalität legt. Unsere Sänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen."

Im Vereine für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. hielt am 2. und 9. November Herr Dr. Wilhelm Stricker über die deutsch-französischen Gränzbezirke zwei Vorträge, die jetzt gedruckt vorliegen.*) In historischer, wie nationaler Beziehung hat der Verfasser die Frage über die Rücknahme von Elsaß und Deutschlothringen nach allen Seiten beleuchtet, wobei ihm die beiden trefflichen Arbeiten von Richard Böckh über die „statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" (Berlin, Dümmler, 1866) und über „der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (Berlin, Guttentag, 1869) geistvoll benutzte Grundlagen boten. Zahlreich sind aber auch die literarischen, im Elsaß selbst erschienenen, von ihm genannten Schriften, die er zu seiner Darstellung benutzen konnte. Gleich uns gelangt Herr Stricker zu dem Resultate, daß, wenn unserer Zeit nicht die Revindication jener kerndeutschen Landstriche gelänge, dieselben für das Mutterland auf ewig verloren sein würden — so systematisch und unbarmherzig sei das System, das die französische Regierung gegen das deutsche Volk in Elsaß und Lothringen befolge. „. . . Was aber durch das bisherige System erreicht worden ist, liegt in der Thatsache vor, daß zwei Drittel der Schüler der Volksschulen dieselben verlassen, ohne in ihrer Muttersprache gebildet, und ohne, was kaum anders sein kann, der französischen Sprache mächtig geworden zu sein. Die Entbildung der deutschen Bevölkerung, ihre Herunterbringung auf den Durchschnittsstand der Bildung der französischen Nation, das ist es, worauf die französische Regierung, bewußt oder unbewußt, beharrlich hingearbeitet hat, und damit hat sie einen Angriff gegen die Religion, die Moral und die Civilisation des Elsasses ausgeübt, während es kaum mehr Mühe gekostet haben würde, die in ihrer Muttersprache ausgebildete Bevölkerung auch die französische Sprache zu lehren. Noch bis 1867 bestanden in Straßburg für Arbeiter und Handwerker regelmäßige deutsche Sonntags-Vorträge, wissenschaftlichen und literarischen Inhalts, woran sich der Geologe Prof. Schimper, der Prof. der Physiologie Dr. Küß, jetzt Maire von Straßburg, und Dr. Mühl betheiligten; sie scheiterten zuletzt an der fortschreitenden Französirung."

*) Frankfurt a. M., F. B. Auffarth. (Zum Besten der Verwundeten.)

Hans Breitmann, der von Charles G. Leland erfundene Deutsch-Amerikaner, hat während des deutsch-französischen Krieges nicht zuhause bleiben können und ist als Freiwilliger unter die Uhlanen gegangen, deren wundersame Kreuz- und Querzüge, deren Eroberungen und Requisitionen in Frankreich er soeben in einem Bändchen neuer Balladen beschreibt.*) „Der preußische Uhlane von 1870", sagt der Dichter in der Einleitung, „scheint dazu bestimmt, in der Sagen-Chronik des französischen Krieges die Stelle einzunehmen, die während der Invasionen von 1814—15 der Kosak eingenommen. Er ist ein großer Reisender: Nancy, Barleduc, Commercy, Rheims, Chalons, St. Dizier, Chaumont wissen alle von ihm zu erzählen. Der Uhlan ist überall zu Hause, quartiert sich auf das Freundlichste bei allen Maires und Schulzenämtern ein und bittet nicht allein sich selbst zu Tische, sondern noch eine unendliche Zahl seiner Kameraden, die, wie er sagt, stündlich erwartet werden können. Er trägt eine blaue Uniform mit gelben Aufschlägen, und am Ende seiner Lanze befindet sich ein Fähnlein, das einem schmutzigen Taschentuch sehr ähnlich ist. Zuweilen treibjagt er Paarweise, zuweilen zu Dreien und zuweilen zu Fünfen. Wenn er ein Dorf einnimmt, so fouragirt er; kömmt er nach einer Stadt, so nimmt er sie in Besitz und macht sie wörtlich zum Gefangenen seiner Lanze und seines Speers. Es ist eine notorische Thatsache, daß Nancy, ohne Widerstand zu leisten, von fünf Uhlanen, Barleduc aber von zweien eingenommen wurde."— Hans Breitmann, der während des amerikanischen Krieges bereits als Freiwilliger gegen die Rebellenstaaten gekämpft hatte und dessen damalige Thaten von Leland besungen worden sind, hat jetzt wieder das Glück gehabt, in Liedern besungen zu werden, die sich in England und Amerika einer gleichen Popularität zu erfreuen haben.

*) Hans Breitmann as an Uhlan. By Charles Godofrey Leland. London, Trübner & Co., 1871.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mathäikirchstraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 14. Januar 1871. [Nº 2.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das Völkerrecht im gegenwärtigen Kriege.

Der berühmte Staatsrechtslehrer Bluntschli in Heidelberg hat als Prorektor der Universität zur Geburtstagsfeier Karl Friedrichs von Baden am 22. November 1870 eine Rede über das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege gehalten und sie dem Druck übergeben.*) Solch eine Stimme verdient in ganz Europa gehört und für die Neugestaltung des europäischen Systems ganz wesentlich beachtet zu werden. Wir beschränken uns hier darauf, die Hauptwahrheiten dieser wissenschaftlichen Autorität abgekürzt neben einander zu stellen und hier und da einen Satz zu verdeutlichen, zu verstärken.

Er beginnt mit der widerwärtigen Erscheinung, daß die Franzosen ganz unfähig geworden, wirkliche Zustände und Verhältnisse zu erkennen. Sogar der sogenannte kluge Napoleon war von dem diplomatischen und polizeilichen Lügensystem so verdummt worden, daß er sich von seiner Frau zu dem heillosesten und frechsten aller Kriege verführen ließ. Es war aber nicht bloß die Frau, sondern die ganze Nation mit ihrer schreienden Presse. Die, welche der Napoleonischen Herrschaft alle Schuld beimessen — und das thun die republikanischen Herren heute noch — sind den furchtbarsten blitzenden und donnernden Thatsachen gegenüber immer noch so verblendet geblieben, daß sie nicht sehen, wie diese republikanischen Retter sich und die unglückliche Nation noch viel ärger betrügen, als jemals Napoleon mit seinen Schergen. Diese furchtbare Erscheinung erklärt sich wohl nur dadurch, daß die Nation des Wahrheitssinnes ganz entwöhnt, besonders dazu erzogen ward, sich blindlings der Tyrannei jeder beliebigen Staatsgewalt, der Parteiführer, der Kirche zu unterwerfen. Der Glaube aber an ihre eigne Unübertrefflichkeit und Unüberwindlichkeit, bisher durch keinerlei Erfahrungen zu erschüttern, jeder Prahlerei in dieser Richtung ein williges Gehör zu schenken und jeden als Verräther zu brandmarken, der unangenehme Wahrheiten spricht — das ist ein ganz eigenes französisches Gewächs aus der Jahrhunderte langen mehr oder weniger räuberischen Geschichte und faulen Größe heraus. Es ist nun so weit gekommen, daß wir das ehemals bewunderte und gefürchtete Volk weniger bemitleiden als verachten müssen.

Staat und Polizei haben die Deutschen oft getadelt, sogar mißhandelt, weil sie sich keiner Autorität ohne Vorbehalt und Prüfung unterwerfen wollen. Die Wissenschaft sollte sogar umkehren, der gründliche deutsche Forschergeist mit seiner schonungslosen Untersuchung auch des Höchsten und Heiligsten sich vor einem staatspolizeikirchlichen Papstthum beugen. Wäre dies gelungen, würde sich unsere Ueberlegenheit gegen die Franzosen schwerlich so glänzend geltend gemacht haben. Gerade in der muthigen Wahrheitsliebe, der gründlichen, rastlosen und unbestechlichen Prüfung des Wesens der Dinge und in der Bekämpfung aller überspannten und falschen Autoritäten liegt ein Hauptvorzug des germanischen Geistes vor dem romanischen, ein Hauptgrund deutscher Ueberlegenheit über die Franzosen und Romanen überhaupt. Wer seine Kräfte nicht richtig bemißt und die wirklichen Verhältnisse nicht richtig schätzt, kann auch in der Politik, im Staate, im Vaterlande und in dessen Vertheidigung nichts Großes und Dauerhaftes schaffen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht Bluntschli zur Beleuchtung des modernen Völkerrechts über, dessen Mängel und Schwächen während dieses Krieges entsetzlich zu Tage getreten sind. Hätten Europas Fürsten und Völker gewußt, daß das Völkerrecht zugleich Völkerpflicht bedeute, so wäre dieser Krieg nicht gewagt oder der Versuch dazu sofort unterdrückt worden. (Gewußt haben sie es wohl, aber sie waren viel zu sehr napoleonisirt, um das Wissen in Werk zu verwandeln.)

Die Wissenschaft hat den Grundsatz erwiesen, daß jeder erlaubte Krieg einen Rechtsgrund voraussetzt und niemals bloß Interessen oder Leidenschaften, sondern nur Verletzungen oder Bedrohungen des Rechts einen Völkerkrieg rechtfertigen können. Unsere ganze civilisirte Weltordnung beruht auf dem Grundsatze, daß es dem Menschen nicht verstattet ist, wider den Menschen bloß um des Vortheils willen oder aus Haß und Rache Gewalt und Zwang zu üben, sondern nur soweit die Rechtsnothwendigkeit die Gewalt adelt und den Zwang zu ihrem Schutze fordert. Keine Gewaltübung aber ist furchtbarer und in ihren verderblichen Wirkungen auf die allgemeine Wohlfahrt so schwer zu mäßigen als die des Krieges, der fortwährend das Leben, die Gesundheit und das Vermögen von vielen Tausenden bedroht und die Wohlfahrt und Existenz ganzer Völker in Gefahr bringt. Einen Krieg ohne zwingenden Rechtsgrund zu beginnen, ist daher das schwerste Verbrechen an der Menschheit.

Nun denke man an die französische Kriegserklärung vom 14. Juli, ganz erwiesen unter dem Jubel, der Raublust und Eroberungsleidenschaft der ganzen Bevölkerung erlassen! Eine zurückgenommene spanische Kronkandidatur, hernach ein dem Könige von Preußen schuldgegebener Hintergedanke, welcher Frankreich und das europäische Gleichgewicht bedrohe! Der

*) Das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870. Eine Rektoratsrede am 22. November 1870 von Dr. J. C. Bluntschli, derzeitigem Prorektor der Universität Heidelberg. Heidelberg, Fr. Bassermann. 1871.

Hintergedanke selbst zugegeben, wie konnte er zu einer Kriegsursache werden? Und nun gar die empörende Zumuthung, daß der greise König, das Oberhaupt der deutschen Nation, wegen dieses möglichen Hintergedankens dem französischen Imperator Abbitte leiste! War dies eine Rechtsforderung? Nein, die überlegteste, frechste Beleidigung der dreifachen Ehre des Familienhauptes, des deutschen Königs und des deutschen Volkes.

Die Verantwortung dafür fällt der ganzen französischen Nation zu, in zweiter Linie dem völkerrechtlich verwahrlosten Europa. Die neutralen Mächte waren veranlaßt und, in Sorge für das Völkerrecht und den Völkerfrieden, dazu verpflichtet, den Friedensbruch zu verhüten. Eine offene Erklärung schon über Recht und Unrecht hätte durch ihr moralisches Gewicht dazu genügt; denn trotz aller eitlen Ueberschätzung hätte keine französische Regierung gewagt, einem europäischen Rechtsspruch der Art entgegen den frechsten aller Kriege zu unternehmen. Es fand sich nur Ein Staatsmann und dies war ein Russe, der diese Erklärung verlangte. Um so größer die Schande für die übrigen Großmächte, namentlich England, daß sie nicht nur feig diesem Verlangen sich entzogen, sondern den Krieg hinterher unter dem heuchlerischen Deckmantel der Neutralität, aus gemeiner Gewinnsucht, für die Franzosen unterstützten. So war das deutsche Volk gezwungen, ganz allein alle seine Kräfte anzustrengen und seine ganze Existenz einzusetzen, um sich gegen den seit Jahrhunderten beinahe hundertmal wiederholten, diesmal frevelhaftesten und frechsten aller Angriffe des räuberischen, rachsüchtigen Nachbars zu vertheidigen. Deutschland wußte lange vorher, daß es seinen weltgeschichtlichen Beruf nicht ungestört durch Frankreich erfüllen könne. Es rüstete sich daher gründlich, sorgte aber auch zugleich dafür, ein verbessertes Kriegsrecht geltend zu machen. Dies geschah zunächst durch die Erklärung der norddeutschen Bundesgewalt vom 18. Juli, daß die französischen Handelsschiffe wie neutrale behandelt und nicht weggenommen werden würden. Damit verzichtete Deutschland freiwillig auf das barbarische Recht der Seeleute und zwar edelmüthig genug und zum ersten Male in der Weltgeschichte ohne Bedingung der Gegenseitigkeit. Das „edle" französische Volk, die „erhabene" französische Republik hatte hier Gelegenheit, sich noch ein größeres Verdienst um die Veredelung des Völkerrechts zu erwerben und doppelte Ehre zu gewinnen, aber statt dessen braucht sie nicht nur die Gewalt der als mächtig gerühmten Kriegsmarine, sondern auch feige List, um friedliche Handelsschiffe unter falscher Flagge heranzulocken und sich so des Raubes wohlfeil zu versichern. Der zweite deutsche Versuch, die Schrecken der Kriegsgewalt zu mildern, wurde eben so sehr mißverstanden als mißhandelt. Ich meine die hochherzige Proklamation des Königs Wilhelm an die französische Nation vom 11. August, welche das moderne Rechtsprinzip, daß der Krieg nur ein Streit der Staaten und ihrer Heere sei, und die friedlich lebenden Privatpersonen möglichst geschont werden müßten, zum ersten Male mit voller Energie verkündigt hat: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern. Diese werden deshalb fortfahren, die Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu genießen, so lange sie nicht selbst durch feindselige Unternehmungen gegen die deutschen Truppen Mir das Recht nehmen, ihnen Meinen Schutz zu gewähren."

Wie haben die Franzosen diesen von unserem Könige zum ersten Male proclamirten Vorzug des modernen Kriegsrechts vor dem barbarischen des Alterthums verstanden und beachtet? Sie haben die Gränzen zwischen Kriegführung und Räuberei, kriegerischem Heldentod und Mord in unzähligen Fällen verwischt und verwechselt; sie verstanden es gar nicht, sie glaubten nicht daran. Deshalb flohen sie massenweise aus den Dörfern und den Schlössern beim Herannahen des deutschen Heeres, als wenn es aus Räubern und Mördern bestände. Die Umgegend von Paris wurde ganz menschenleer, und grade dadurch ward es oft zur unvermeidlichen Nothwendigkeit, Privateigenthum zu zerstören und zu verwüsten. Der disciplinirte Soldat lebt mit seinen Quartiergebern gern in Frieden, und ich selbst kenne Beispiele aus Privatbriefen, daß sich zwischen einquartierten deutschen Soldaten und französischen Familien, bei denen sie längere Zeit einquartiert waren, nicht nur vollkommene Friedlichkeit, sondern auch wahrhaft rührende Freundschaft, Anhänglichkeit und gegenseitige Dankbarkeit entwickelte, so daß sie sich beim endlichen Abschied mit Thränen der Rührung umarmten; aber wenn der deutsche Soldat die Thüren verschlossen, die Lebensmittel absichtlich verdorben oder vergraben fand, so trieb ihn die Noth, die Thüren gewaltsam aufzusprengen und der Zorn über den heimtückischen Krieg dieser Civilpersonen, gegen welche er nicht Krieg führte, reizte ihn, die Habe des Feindes rücksichtslos anzugreifen. So verwildern mit der Dauer solchen Krieges und der Gewöhnung an seine Schrecknisse die Sitten, und das empfindliche Gefühl, durch jedes Unrecht verletzt, wird durch immer wiederholte Gewalt- und Greuelthaten abgestumpft. Die deutschen Soldaten sind gerade durch diese französischen Massenentweichungen, absichtliche Verheimlichung oder Zerstörung von Nahrungsmitteln, noch mehr aber durch tückische oder verzweifelte Mordanfälle von Seiten der Civilpersonen aus Fenstern und Hinterhalten nicht selten so wüthend gemacht worden, daß sie Privateigenthum zerstörten und ganze Dörfer niederbrannten. Man hat es dem Könige und seinem Heere somit oft ganz unmöglich gemacht, Wort zu halten.

In Bezug auf Requisitionen bemerkt Bluntschli, daß es sehr schwer sei, die nöthigen Gränzen und das erträgliche Maß festzuhalten, namentlich hinsichtlich der Geldcontributionen. Hier sei man offenbar oft zu weit gegangen und die Klagen des Bischofs von Orleans schienen vielfach auf Thatsachen zu beruhen. Aber es verdiene Erwähnung, daß in manchen Fällen durch die höheren Commandanten bedeutende Ermäßigungen bewilligt worden seien.

In Beziehung auf Einnahme von Städten reiche offenbar die alte militärische Regel: „Offene Städte, die nicht vertheidigt werden, dürfen nicht beschossen, Festungen aber jederzeit bombardirt werden", nicht mehr aus, und es muß heißen: „Wo Stadt und Festung verbunden sind, ist, wenn die Beschießung nothwendig wird, diese vorzugsweise auf die Festungs- und Vorwerke und deren Zugänge, also auf Mauern und Thore zu richten, die inneren Stadttheile dagegen, d. h. die Wohnungen friedlicher Bürger, möglichst zu schonen."

Der deutsche König und das deutsche Heer haben Festungen, besonders Paris gegenüber eine Schonung und Langmuth bewiesen, welche ihnen sogar zum Vorwurfe gemacht ward. Dieser ist insofern berechtigt, als unser deutscher Kriegszweck, möglichst rasch Frieden und gründliche Sicherheit vor künftigen Bedrohungen und Ueberfällen zu erzielen, dadurch verzögert ward.

Als ein Zug edler Menschlichkeit ist die Entlassung flüchtiger Weiber und Kinder aus belagerten Städten zu erwähnen.

Den schroffsten Widerspruch zu dem modernen Grundsatze, daß der Krieg ein Kampf der Staaten und ihrer Heere sei und friedliche Civilpersonen geschont und geschützt werden müssen, bildet die Ausweisung der Deutschen aus Paris, sogar aus ganz Frankreich. Diese Brutalität hat nur in der

Fremdenvertreibung des Alterthums und des Mittelalters einzelne schwache Vorbilder, aber in der neueren Kriegführung steht sie vereinzelt als eine um so größere Schandthat da, als weder die Deutschen im Vaterlande noch in Paris dazu irgend eine Veranlassung gegeben hatten und es den deutschen Kriegs- und Landesherren nie und nirgends einfiel, dagegen Repressalien zu gebrauchen. Hoffentlich wird die Entschädigung, welche von Frankreich dafür bezahlt werden muß, für die Zukunft als Warnung dienen und die völkerrechtliche Schonung friedlicher Privatpersonen ohne Unterschied der Rasse und Nationalität gesichert werden.

Auch andere Verhältnisse des Völkerrechts verdienen nach den Erfahrungen dieses Krieges schärfere Bestimmung. Afrikanische Bestien ohne Ehre, ohne Achtung vor den Frauen, ohne Begriff von Mein und Dein sind von der großen Nation, der civilisirtesten und feinsten der Welt, zum ersten Male in einem Kriege zwischen zwei civilisirten Völkern Europas erschienen. Man war in Frankreich ganz stolz auf diese Kanibalen und drohete mit besonderer Wollust, daß diese in Deutschland durch Mord und Brand, Verbrechen und Unzucht aller Art ganz besonders zur Vernichtung der deutschen Kraft und Sittlichkeit beitragen würden. Der civilisirte Krieg wird durch eine solche neue Barbarei verunstaltet. Ein völkerrechtliches Verbot solcher Verwendung barbarischer Truppen gehört daher mit zu den Aufgaben eines bevorstehenden Congresses.

Ueber Behandlung der Kriegsgefangenen ist wohl von beiden Seiten keine Klage berechtigt; aber wie steht es mit den Franctireurs? Müssen sie gefangen und gehangen werden? Bluntschli sagt darüber: „Freiwillige Kriegsschaaren sollen als ordentliche Soldaten behandelt werden, wenn sie im Anschluß an die geordneten Heere oder wenigstens in sich militärisch geordnet, militärisch und mit Beachtung des Kriegsrechts kämpfen.“ Demnach gehören wohl unzählige Franctireurs als Freibeuter und Wegelagerer an den Galgen. Wenn sie heute eine Feldpost überfallen, morgen einen Nachzügler ermorden, dann wieder die Schienen der Eisenbahnen aufbrechen und nach solchen Tücken wieder als friedliche Bürger und Bauern den Schutz der bewaffneten Macht genießen wollen, so verdienen sie, gefangen, nicht das Schicksal eines ehrlichen Kriegers, auch nicht Pulver und Blei, sondern den wohlfeilsten Strick, sofern er nur fest genug ist. Offener Kampf gegen den Feind darf auch friedlichen Bürgern eines Landes nicht als Verbrechen angerechnet werden, so lange er auf den Feind in der Schlacht oder auf dem Marsche gerichtet ist; der heimtückische Mord aber, den sich die Franzosen so oft mit oder ohne Uniform erlaubten, ist auch dann mitten im Kriege ein Verbrechen, wenn er von Soldaten in Uniform verübt wird, also noch mehr als That der Privatrache in Civil.

Die Genfer Convention von 1864, das rothe Kreuz auf weißem Felde, war jetzt zum ersten Male ein Triumph der Menschlichkeit aller Nationen; desto größer ist die Schmach für die Schlachtenbummler und die Cavaliere, die es mißbrauchten, und die Franzosen, welche es verhöhnten und auf Verwundete, Aerzte und Krankenträger schossen. Alle Nationen wetteiferten in der Pflege der Verwundeten auf beiden Seiten. Der nächste Schritt und die natürliche edle Folge würde sein, daß alle diese Nationen wetteifern, jede Verwundung mit Kriegswaffen zu verhüten.

Endlich die Neutralität! Hier liegt das Völkerrecht noch sehr im Argen. Englische und nordamerikanische Gesetze verbieten Ausrüstung von Kriegsschiffen auf neutralem Gebiete, aber nicht Lieferung von Waffenvorräthen. Dies haben sich denn auch die Engländer und Amerikaner gehörig zu Nutze gemacht. Daher muß die Neutralität dahin verschärft werden, daß sie sich nicht nur jeder Theilnahme an der Kriegführung, sondern auch jeder Unterstützung derselben enthalte; dies ist noch eine wesentliche Aufgabe eines künftigen Congresses.

Dieses neue Völkerrecht ist eine der wesentlichsten und schönsten Pflichten des neuen deutschen Reiches. Deutschland hat als Weltgericht, hoffentlich auf Jahrhunderte, über das räuberische Frankreich entschieden. Schon Friedrich der Große sagte, daß, wenn er deutscher Kaiser wäre, ohne seine Bewilligung kein Kanonenschuß in Europa fallen dürfte. Sein edler Enkel ist jetzt deutscher Kaiser. Das alte, erhabene, poetische deutsche Kaiserthum mit dem Rothbart begraben, sei mit Kaiser Weißbart wiedererstanden. Wir sind berufen, nach dem Siege über Frankreich heilig verpflichtet, die erste und wahre Großmacht der Kultur, des Friedens und der Freiheit in Europa zu werden, die starke Bürgschaft für den Frieden Europas, für die Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Völker. Das neue Völkerrecht dazu liegt in unseren Händen, ist um so mehr unsere Pflicht, unser Beruf, als das wiederbelebte deutsche Kaiserthum sich an die Größe und das Wesen des alten anschließen muß, wenn es nicht zu einem bloßen deutschen Bunde herabsinken will. Bis auf dieses Gebiet führt uns Bluntschli nicht; es ist aber so wesentlich und so reich an Inhalt und Ideal, daß ich mich veranlaßt fühlte, es in meiner Broschüre: „Das neue deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte“ mit besonderer Liebe und Begeisterung zu beleuchten, so daß ich mit gutem Gewissen darauf hinweisen und es der Beachtung der deutschen Staatsmänner und des deutschen Volks empfehlen darf.

Dr. H. Beta.

F. v. Holtzendorff: Encyklopädie der Rechtswissenschaft.

Als Savigny's genialer Blick in dem Rechte die stetig fortwirkende Kraft des Volksgeistes erkannte, leitete ihn vorwiegend die gründliche, am Studium der römischen Rechtsquellen genährte Erkenntniß des geschichtlichen Werdeganges der Rechtserzeugung. Die unmittelbare Anschauung des Prozesses, vermöge dessen die Rechtssätze, im Anschlusse an die wirthschaftlichen und politischen Bedürfnisse eines Volkes und im engen Zusammenhange mit dem gesammten nationalen Leben, sich erst in der gemeinsamen Ueberzeugung befestigen, um sodann auf geordnetem Wege durch die gesetzgebenden Organe die förmliche Sanction zu erhalten: — die praktische Betheiligung an dem legislativen Wirken eines freien Staates ist dem großen Geschichtschreiber des römischen Rechts versagt geblieben. Darin liegt der Grund, daß er den gesetzgeberischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen nur geringe Theilnahme zuwandte, ja sogar gegen den Beruf der Gegenwart zur Gesetzgebung überhaupt in einer unendlich oft citirten Schrift Mißtrauen äußerte. Die Häupter der vorzugsweise von ihm begründeten historischen Juristenschule haben bis auf die jüngsten Tage den Rechtsbildungen, welche die Gegenwart sowohl auf dem politischen als auf dem wirthschaftlichen Gebiete in's Leben ruft, geringes Verständniß, ja oft unverhüllte Abneigung entgegengebracht. Im Gegensatze zu England, das unter den Verfechtern seiner constitutionellen Freiheiten von jeher die bedeutendsten juristischen Autoritäten des Landes zählte, haben die Grundlagen des deutschen Verfassungsrechts ohne die Beihülfe, ja oft im Kampfe mit den Männern

gelegt werden müssen die unser Volk als die vornehmsten Träger der deutschen Rechtswissenschaft zu betrachten gewohnt war.

Glücklicherweise sind diese Zeiten vorüber. Aus unscheinbaren Anfängen und trotz der widrigsten Gegenströmungen ist das Verfassungsrecht zu einer Macht im Volksleben emporgewachsen, die sich nicht mehr ignoriren läßt. Unaufhaltsam vollzieht sich im politischen wie im wirthschaftlichen Leben der deutschen Nation eine Umwandelung des überkommenen Rechts zu Gestaltungen, welche dem modernen Rechtsbewußtsein entsprechen. Im Staat, in der Gemeinde, im großen wie im kleinen Verkehr schwinden die Schranken, vermöge derer die enge Anschauung erst des Mittelalters, dann des mehr oder weniger wohlwollenden Absolutismus die freie Thätigkeit zu beherrschen, zu beaufsichtigen und für eigennützige Zwecke auszubeuten wußte. Auf allen Gebieten menschlicher Arbeit bricht sich der Gedanke der Selbstverantwortlichkeit Bahn. Es ist derselbe Gedanke, der für die Neubildungen unserer staatlichen und communalen Verfassung das belebende und leitende Princip ist, und dem die mannigfaltigen gesetzgeberischen Bestrebungen auf allen Gebieten des Rechtslebens, mit denen wir unsere parlamentarischen Körperschaften an allen Orten beschäftigt sehen, ihre Anregung und Richtung entnehmen.

An dieser Arbeit sich zu betheiligen, ist für den freien Bürger des werdenden deutschen Reichs nicht mehr Sache der behaglichen Muße oder der freien Wahl, sondern einfache Pflicht. Das Gesetz beruft jeden selbständigen Mann zur Mitwirkung an den wichtigsten Acten des Staatslebens; es legt vor Allem dem Gebildeten, will er nicht die Entscheidung der bedeutendsten Fragen dem Zufall der Zahlen und Meinungen preisgeben, die Verpflichtung auf, sich über die Grundlagen, die Ziele und Zwecke der im Entstehen begriffenen neuen Rechtsbildungen zu unterrichten. Ein Staat, dessen gesetzgebender Körper aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgeht, eine Verwaltung, die sich mehr und mehr nach den Prinzipien des Self-government gestaltet, ein Rechtsverfahren, das auf der thätigen Mitwirkung des freien Bürgers als Geschworener, Schöffe, Friedensrichter u. s. w. basirt ist: alle diese Dinge können nur dann zu segensreichen und guten Ergebnissen führen, wenn die Gebildeten unseres Volkes sich auf's Tiefste davon durchdringen, daß diese Rechte zu ihrer Voraussetzung und Grundlage eine stetige Theilnahme, ein wachsendes Verständniß, eine unermüdete Pflichterfüllung haben.

Der Rechtswissenschaft liegt es ob, den Gebildeten diese Theilnahme und dies Verständniß für die Entwickelung des modernen Rechtslebens zu vermitteln. Jemehr sich dieser Aufgabe Männer zuwenden, welchen wir sonst auf den Höhen und in den Tiefen gelehrter Forschung begegnen, desto besser werden die Erfolge sein. Längst hat die Geschichtsforschung sich daran gewöhnt, die Resultate streng wissenschaftlicher Untersuchungen in klassischer Form zum Gemeingute des Volks zu machen; ihrem Beispiele sind die Naturwissenschaften gefolgt; selbst die Theologen haben sich dazu verstanden, über die höchsten Fragen ihrer Wissenschaft vor dem gesammten Publikum zu verhandeln. Sollte allein die Lehre, welche der griechische Weise vor allen anderen für eine männerwürdige Beschäftigung erachtete, die Lehre vom Staate und seinen Rechtsordnungen, einer volksthümlichen Behandlung sich verschließen?

Alle diese Gesichtspunkte lassen uns auf das lebhafteste das Unternehmen einer Encyklopädie der Rechtswissenschaft begrüßen, das unter der Leitung und Mitwirkung von Herrn Prof. Franz v. Holtzendorff in Berlin rüstig zum Abschlusse fortschreitet. In Verbindung mit einer Zahl der namhaftesten deutschen Juristen, unter denen namentlich hervorragende jüngere Kräfte unserer Universitäten, bietet der als einer der thätigsten Beförderer der modernen Rechtsentwickelung bekannte Herausgeber eine Bearbeitung des gesammten vorhandenen Rechtsstoffes in doppelter Form. Zunächst systematisch, in einer Reihe von zusammenfassenden Darstellungen der einzelnen Rechtsdisciplinen, welche von den philosophischen Grundlagen des Rechts und dem Ueberblicke über die Geschichte und die Quellen der deutschen Rechtsentwickelung zu den verschiedenen Zweigen des Privat- und des öffentlichen Rechts der Gegenwart aufsteigend, den Inhalt des ersten Bandes bilden. Und sodann alphabetisch, in gedrängtester Form als Rechtslexikon, ein Hand- und Nachschlagebuch für das Studium und für die Praxis, wie sie in ähnlicher Gestalt sich längst in dem klassischen Lande des Self-government und als Dictionnaires du droit oder de l'administration auch in Frankreich eingebürgert haben. Von diesem Rechtslexikon, das zwei Bände umfassen wird, ist soeben der erste (A—J) vollendet worden.

Was den systematischen Theil anlangt, so genügt es, die Namen der Verfasser zu nennen, um einerseits von dem Werthe und der Bedeutung der Arbeit zu überzeugen, und andererseits die Annahme auszuschließen, als habe man sich diesem Falle einer tendenziösen Behandlung des Rechts zu versehen, wie sie in umfangreichen Staatswörterbüchern u. s. w. vom Standpunkte der verschiedenen politischen Parteien zu Tage getreten ist. Offenbar ist nicht politische Gesinnungs-Genossenschaft, sondern der Beruf zu einer wissenschaftlichen und dabei gedrängten und anziehenden Darstellung bei der Auswahl der Mitarbeiter bestimmend gewesen. An eine rechtsphilosophische Einleitung von Prof. Ahrens, die namentlich einen kulturgeschichtlich sehr interessanten Ueberblick des historischen Entwickelungsganges der Rechts- und Staatsidee gewährt, schließen die Darstellungen der geschichtlichen Grundlagen und der Quellen unseres Rechts, und zwar des römischen Rechts von Professor Bruns, des kanonischen von Prof. Hinschius, des deutschen von Prof. Brunner, welcher dieser Arbeit einen sehr dankenswerthen Ueberblick über die Geschichte der französischen, normannischen und englischen Rechtsquellen angereiht hat, endlich der neueren Privatrechts-Codificationen, insbesondere der Gesetzgebung Friedrichs des Großen und Napoleons, von Prof. Behrend. Es folgt dann das gegenwärtige Recht, und zwar zunächst das Privatrecht, in einer vortrefflichen, durch Präcision und Schärfe ausgezeichneten Darstellung des heutigen römischen Rechts von Bruns, welcher sich kürzere Abrisse des deutschen Privatrechts von Behrend und des Handels-, See- und Wechselrechts von Prof. Endemann anschließen; sodann das öffentliche Recht, im weitesten Sinne des Worts, wo dann das Kirchenrecht in P. Hinschius, das Strafrecht in Prof. Geyer, der Civil- und Strafprozeß in Prof. John, das Verwaltungsrecht in Prof. Ernst Meier, und das deutsche Verfassungs- sowie das europäische Völkerrecht in dem Herausgeber, Prof. v. Holtzendorff, die competentesten Bearbeiter gefunden haben.

Wenn die genannten Darstellungen sämmtlich bestrebt sind, ihren Gegenstand in dem vorgeschrittensten Entwickelungsstadium zur Erscheinung zu bringen und insbesondere von den Ergebnissen der neuesten Literatur Rechenschaft zu geben, so tritt dies am Uebersichtlichsten in den Aufsätzen des Herausgebers zu Tage, welcher jedem Abschnitte eine kurzgefaßte literarische Notiz beigefügt hat, wobei die jüngsten Erscheinungen vorzugsweise berücksichtigt worden sind. — Wir dürfen den stattlichen Band, der diese systematische Bearbeitung des gesammten Rechts in sich

schließt, als eine für die Wissenschaft wie für das gebildete Publikum gleich werthvolle Gabe bezeichnen.

Der lexikographische Theil, von dem, wie bemerkt, bis jetzt der erste Band vorliegt, ist dazu bestimmt, die systematischen Darstellungen durch Erörterung der specielleren Fragen in alphabetischer Ordnung der Artikel zu ergänzen. Er beschränkt sich indessen nicht auf ein Sachrepertorium der Rechtswissenschaft, sondern enthält zugleich ein vollständiges Verzeichniß aller hervorragenden Juristen, in allerdings überaus kurzen biographischen Notizen, bei denen, neben der peinlichen Sorgfalt, mit der die Jahreszahlen der Beförderungen, Rang- und Standeserhöhungen u. s. w. jedesmal registrirt sind, die gänzliche Abwesenheit einer Würdigung der literarischen Bedeutung einigermaßen auffallend ist. Die sachlichen Artikel zeichnen sich auch in diesem Theile durch sorgfältige Benutzung der neuesten Literatur aus. Trotz der durch den geringen Umfang des Werks gebotenen Kürze enthalten sie fast durchgängig gediegenes und lehrreiches Material, das in den meisten Fällen für eindringenderes Studium willkommenen Anhalt und ausreichende Fingerzeige gewährt. Als musterhaft sind in dieser Hinsicht besonders die das Verwaltungsrecht behandelnden Artikel von Prof. Ernst Meier hervorzuheben. — Wir zweifeln nicht, daß die Holtzendorff'sche Encyklopädie der Rechtswissenschaft sich bei dem deutschen Volke, das gegenwärtig mehr wie je berufen ist, der rechtlichen Gestaltung seiner öffentlichen wie seiner wirthschaftlichen Zustände die lebhafteste Theilnahme zuzuwenden, einbürgern und sich als ein gewissenhafter und zuverlässiger Rathgeber bewähren wird.

F.

Baltische Herzogthümer.

Die baltische Petition of Rights vom Jahre 1870.*)

Seit den Tagen der letzten Stuarts ist nicht wieder mit so viel Loyalität, Standhaftigkeit und Besonnenheit für die theuersten Güter des Volkes von einer Landesvertretung gekämpft worden, als das seit einigen Jahren von den Ritterschaften der baltischen Herzogthümer geschieht. Wenn wir jene drei Bürgertugenden hier und dort gleich setzen, so müssen wir jedoch den Muth der Sachsen an der Ostsee weit über denjenigen setzen, den die Sachsen des Insellandes im 17. Jahrhundert der sie bedrängenden Tyrannei entgegenstellten. Die Gewalt, auf welche dieselbe schließlich immer zurückgriff, stützte sich hier nur auf wenige Tausende von Soldaten aus der Mitte desselben Volkes, während die große Masse des Bürgerstandes, besonders in der Hauptstadt, sowie die kleineren Grundbesitzer auf dem Lande, mit Leib und Gut zum Parlamente standen. In den Ostseeprovinzen dagegen waltet derselbe unheilvolle Zustand ob, wie früher in den Elbherzogthümern, daß der Herzog zugleich Herrscher eines viel größeren fremden Reiches ist und daß er, indem er in dessen Mitte seinen Wohnsitz hat und dort erzogen ist, seinen ursprünglichen Stammgenossen entfremdet ist. Es gehört daher viel mehr Muth dazu, als die Engländer 1628 bei der berühmten Petition of Rights bewiesen, wenn die livländischen Stände, wiederholt von ihrem Herzog zurückgewiesen, im Januar 1870 in einer Adresse alle ihre Beschwerden freimüthig aufführten und begründeten, indem sie ihn um „Wiederherstellung der Landesverfassung" baten. Sie wußten, daß sie durch diesen Schritt den Haß und Neid der Russen, mit welchem sie schon seit anderthalb Jahrhunderten zu kämpfen hatten und der seit dem Anfang der Sechziger Jahre sich verdoppelt hatte, zu den gefährlichsten Ausbrüchen anreizten und daß sie der riesigen Slavenmacht, wenn sie vom Zaren-Herzog gegen sie aufgeboten wurde, nichts entgegensetzen konnten, als das Bewußtsein ihres guten Rechts. Als Alexander einen Rath von Würdenträgern über diese Angelegenheit zusammenberief, machte sich die moskowitische Auffassung auf den Antrag des Ministers des Innern, Timaschef, geltend, den Landmarschall der livländischen Ritterschaft wegen dieser „faktiösen Demonstration" dem Kriminalgericht zu übergeben, die Zuständigkeit der Landtage zu beschränken und dem General-Gouverneur Albedinsky einen Verweis zu ertheilen dafür, daß er den Beschluß des Landtages, welcher die Abfassung und Ueberreichung der Bittschrift festgestellt hatte, zugelassen habe. Der Kaiser, stets vor entscheidenden Schritten zurückschreckend und zu halben Maßregeln geneigt, entschloß sich aber bekanntlich, ohne die der Beschwerde beigelegte Denkschrift einer Prüfung zu unterziehen, folgenden Bescheid zu ertheilen:

„Da sowohl die allgemeinen als die lokalen Gesetze ihre Kraft nur von der souveränen Gewalt entnehmen, so ist die livländische Ritterschaft mit den in ihrem Gesuche auseinandergesetzten Bitten entschieden zurückzuweisen, und das um so mehr, als diese Bitten selbst mit der Einleitung zum Provinzial-Codex nicht übereinstimmen."

Unbeirrt durch diesen Erfolg beschloß die ehstländische Ritterschaft am 11./23. März 1870, eine Beschwerde von gleicher Art, wie die livländische, an den Kaiser abzusenden. Sie ist bisher noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Da sie sich durch Kürze und Bündigkeit, sowie durch männlichen Freimuth auszeichnet, so können wir es uns nicht versagen, sie hier vollständig wiederzugeben:

Supplik der ehstländischen Ritterschaft an S. K. M. Alexander II., Selbstherrscher aller Reußen.

„Ew. Majestät getreue ehstländische Ritterschaft, gedrückt von schweren Mißständen der Gegenwart und erfüllt von banger Sorge für die nächste Zukunft des Landes, wagt es, vertrauungsvoll ihrem Herrn und Kaiser zu nahen, von dem allein sie, nächst Gott, Schutz und Hülfe zu erwarten hat.

„Seitdem vor wenigen Jahren das Nationalitätsgefühl des russischen Volkes sich, unter der Führung einer feindlichen Presse, gegen alles nicht Nationalrussische gewandt hat, ist die Wirkung dieser Zeitströmung in mehrfachen, speziell für die Ostseeprovinzen erlassenen Anordnungen zu Tage getreten, welche die theuersten Errungenschaften unserer Vergangenheit, die höchsten Güter unserer Existenz mit Vernichtung bedrohen. Die deutsche Sprache, seit mehr als sechs Jahrhunderten mit dem Kultur- und Rechtsleben des Landes unzertrennlich verbunden, soll prinzipiell zurückgedrängt und den Gebieten des öffentlichen Lebens immer mehr entrückt werden. In zahlreichen Zweigen der Administration, die mit dem täglichen Geschäfts- und Verkehrsleben der Bevölkerung in engem Connex stehen, ist die innere Geschäftsführung russisch geworden. Die Folge davon ist, daß aus den wichtigsten Verwaltungsbehörden, wie namentlich aus der Gouvernements-Regierung, die einheimischen Beamten allmählich entfernt werden. An ihre Stelle sind Beamte russischer Nationalität, die mit der Sprache des Landes, mit den lokalen Gesetzen, Einrichtungen und Verhältnissen nicht bekannt sind, aus verschiedenen Theilen des Reichs berufen worden. Unter ihrem Einflusse leidet sicht-

*) Supplikеn der Livländischen und Ehstländischen Ritterschaften an Kaiser Alexander II. Nebst Memorial. Bern, K. J. Wyß.

lich die Verwaltung des Landes. Die Bevölkerung fühlt mit tiefer Verstimmung, daß dieser Personenwechsel nicht der Wohlfahrt des Landes dienen kann, daß für dieselben fremde, dem Interesse der Provinz feindliche Motive maßgebend gewesen sind; sie sieht, daß mannigfache Maßnahmen der neuen Administration direkt gegen das deutsche Element des Landes gerichtet sind, das zu allen Zeiten fest und treu zu seinem Herrscherhause und Ew. Majestät gestanden hat, und immer entschiedener wird das Bewußtsein, daß der Zwiespalt zwischen den Interessen der Bevölkerung und den Tendenzen der lokalen Administration von Tage zu Tage sich vergrößern muß.

„Seit dem Jahre 1867 ist die baltische Bevölkerung in beständiger Unruhe erhalten worden durch Maßregeln im Gebiete des Schulwesens und des höheren Unterrichts, welche in Verbindung mit den auch anderweitig hervortretenden Tendenzen erkennen lassen, daß Zwecke verfolgt werden, die unter dem Vorwande, die Erlernung der russischen Sprache zu fördern, die Muttersprache aus der ihr allein gebührenden Stellung verdrängen sollen. Unsere Schulen entsprechen bereits gegenwärtig dem Bedürfniß nach Erlernung der russischen Sprache, soviel Schulen überhaupt im Stande sind, eine Sprache zu lehren. Wenn aber die Bestimmung des Ukases vom 3. Januar 1850 über die Kronbehörden auf die Schulverwaltungen ausgedehnt, und die Regeln für die Geschäftsführung und Correspondenz derselben auch auf diese zur Anwendung gebracht werden, so sieht sich das Land einer Auffassung gegenüber, welche eine geordnete Schulverwaltung schließlich unmöglich machen muß. Der Eindrang von Tendenzen in das Schulfach, welche seinem Wesen völlig fremd sind, müssen in dem Maße, als sie weiter greifen, dieses tief sittliche Gebiet immer schwerer schädigen. Es wäre damit die geistige Verarmung der zukünftigen Generation beschlossen und der deutschen Bevölkerung des Landes die traurige Gewißheit gegeben, daß sie mit ihrem ganzen Sein und Wesen, mit dem Rechte an ihrer eigenen Fortentwickelung dem Nationalitätsprinzip geopfert werden soll. Diese tief in das geistige und materielle Leben unseres Landes eingreifenden Veränderungen sind im Laufe der letzten Jahre vorbereitet, beschlossen und theilweise bereits durchgeführt worden, ohne daß den verfassungsmäßigen Ständen der Provinz die Gelegenheit geboten worden wäre, an maßgebender Stelle ihre Meinung zur Geltung zu bringen. Selbst die provinzielle Presse ist verurtheilt durch eine im Vergleich mit den übrigen Theilen des Reichs exceptionell streng gehandhabte Präventiv-Censur, sich stumm gerade den Fragen gegenüber zu verhalten, welche das Wohl und Wehe des Landes am tiefsten berühren. Ein drückendes Gefühl der Rechtsunsicherheit lastet auf allen Gemüthern; wir fühlen, daß jeder Augenblick neue Gefahr den höchsten Gütern unseres Landes bringen kann, ohne daß wir die Möglichkeit hätten, unsere Stimmen zu erheben zu ihrer Vertheidigung, weder in den Berathungen der höheren Gesetzgebungs-Organe, noch vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung. Unter dem Einflusse dieser Verhältnisse und der durch sie hervorgerufenen Stimmung empfinden wir es schwerer denn je, daß unsere Landeskirche sich noch immer in einer gedrückten Stellung befindet. Das Recht der vollen Bekenntnißfreiheit ohne jeden Gewissenszwang ist noch heute durch die Criminal-Gesetzgebung des Reiches ernstlich bedroht, und schwere Strafen stehen auf der Bethätigung religiöser Ueberzeugung durch Lehre, Bekenntniß und kirchliche Amtshandlungen. Nur der persönlichen Huld Ew. Kaiserlichen Majestät haben wir es bisher zu danken gehabt, daß in manchen Beziehungen eine mildere Praxis gewaltet hat. So dankbar wir diese Kaiserliche Gnade anerkennen, so tief beunruhigt es uns gerade gegenwärtig, daß die Gleichberechtigung unserer Landeskirche noch immer nicht ihre Anerkennung in der Gesetzgebung gefunden hat, daß die freie Bethätigung unserer religiösen Ueberzeugung noch immer von weltlichen Strafen bedroht ist.

„Kaiserliche Majestät! In unseren Herzen lebt das feste Bewußtsein, daß alle die hohen und heiligen Güter, um deren Schutz wir gegenwärtig Ew. Majestät anflehen, unserem Lande für immerwährende Zeiten ohne alle Reservation feierlichst garantirt worden sind, als es sich dem Scepter Rußlands unterwarf, und dieses Bewußtsein wird immer, wie auch die Folgen ungünstiger Verhältnisse sein mögen, zu der Quelle unseres Rechts zurückkehren, dem vertragsmäßig gegebenen Worte eines der größten Herrscher aller Zeiten. Die ehstländische Ritterschaft beruft sich auf diese ihre Rechtsgrundlagen, nicht um den fortschreitenden Geist der Zeit mit der Waffe alter Privilegien entgegenzutreten, wohl aber um unter allen Gefahren den Kern ihrer historischen Errungenschaften zu retten:

„die Freiheit des religiösen Bekenntnisses ohne allen Gewissenszwang, das Recht eigener Fortentwickelung auf den gegebenen Grundlagen deutscher Nationalität, einheimischer Verwaltung und Rechtspflege.

„Ew. Maj. gehorsame ehstländische Ritterschaft hat es gewagt, in unbeschränktem Vertrauen auf ihres Herrn und Kaisers Gerechtigkeit und Huld rückhaltlos ihre Beschwerden und Befürchtungen auszusprechen und bittet, Ew. Majestät wolle die getreue Provinz in ihren Rechten schützen und vor Angriffen bewahren.

„Am 11. März 1870.

So weit die Ehstländer. Aus der Adresse der Livländer, welche, nebenbei bemerkt, einstimmig angenommen wurde, heben wir nur noch zwei Beschwerden hervor, welche in der ehstländischen nicht erwähnt sind: 1) die Bedrängniß der baltischen Presse, namentlich den Anfeindungen der russischen gegenüber, wogegen wir in diesen Blättern schon öfter unsere Stimme erhoben haben; 2) das Verbot des Ministers des Innern vom Jahre 1845, der Provinz Livland den Titel eines Herzogthums zu geben, da doch die Kaiser von Rußland seit Peter d. Gr. bis auf den heutigen Tag diesen Herzogstitel führen und er auch in landesherrlichen Verordnungen bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein gebraucht worden ist. Da dieser Titel auch von staatsrechtlicher Bedeutung ist, so sehen wir keinen Grund, warum von deutscher Seite die widerrechtliche russische Auffassung angenommen und die drei deutschen Ostseeländer immer nur als „russische Provinzen" oder gar „Gouvernements" bezeichnet werden sollen; wir werden fortfahren, sie die „baltischen Herzogthümer" zu nennen.

E. K.

England.

Die parlamentarische Regierung in England.*)

Der Geheime Rath und das Cabinet.

Das ausgezeichnete Werk des Anglo-Canadiers Alpheus Todd über die parlamentarische Regierung in England, welches

*) Ueber die parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung, Entwickelung und praktische Gestaltung, von Alpheus Todd. Aus dem Englischen übersetzt von R. Assmann. Zweiter Band. Berlin, Julius Springer, 1871. (XI und 652 S. gr. 8.)

an Herrn R. Assmann einen sehr gewandten und einsichtigen Uebersetzer gefunden, ist durch die Herausgabe des zweiten Bandes vollendet und gewährt nunmehr einen großartigen Gesammtüberblick über die ganze höchst verwickelte Maschinerie der britischen Staatsleitung. Dem Autor haben zunächst die praktischen Gebrauchszwecke des canadischen Parlaments, bei dessen Unterhaus er als Bibliothekar angestellt ist, vorgeschwebt, und das hat bewirkt, daß er das Detail der parlament. Geschäftsführung schon dem ersten Bande einverleiben mußte, während nach streng systematischen Grundsätzen dem Abschnitte über das königliche Amt und die Stellung der Krone nicht jenes Detail, sondern die „Geschichte und Entwickelung der königlichen Räthe und das innere Getriebe des Cabinets“ hätte folgen sollen. Herr Todd hat also die Lehre vom Ministerrath, von den Ministern der Krone und den Staats-Departements in der zweiten Hälfte seines Werkes nachgeholt, und zwar mit meisterhafter Klarheit und Gediegenheit als unbedingter Herr über seinen Stoff. Was Herrn Todd besondere Ehre macht, ist neben seiner Unparteilichkeit und seinem sich nie verleugnenden Streben nach Objektivität der Darstellung sein historischer Sinn, sein Bewußtsein von der geschichtlichen Größe Englands, seine Kenntniß der Ueberlieferungen seines Stamm-Vaterlandes und der richtige Takt, mit welchem er die Geschichte der Institutionen und die Präcedenzfälle ihrer Anwendung zu einem festen, markigen Leitfaden, gleichsam dem Ariadnefaden durch das parlamentarische Labyrinth, zu verflechten weiß. Ueberall, in der unscheinbarsten Auseinandersetzung, fühlt der denkende Leser den freiheitstolzen Bürger einer großen Nation heraus; überall merkt man, daß es sich hier um öffentliche Anstalten handelt, welche aus den tiefen Wurzeln eines uralten Freiheitsbaumes herausgewachsen sind; überall begleitet uns das Gefühl, daß wir uns auf traditionellem Boden, auf einem ehrwürdigen Acker des Rechtes befinden und daß die Uebung von Jahrhunderten, die sorgsame Pflege einer langen Reihe von Geschlechtern das Gewordene so stark gemacht hat. Mag man nicht blind sein gegen die Unvollkommenheiten dieser politischen Gebilde, man verhehlt sich doch nimmer: ihre Ganzheit ist wahrhaft aus Einem Guß, ihr architektonischer Bau ist ehrfurchtgebietend. Die Fehler der Tagespolitik einzelner Staatsmänner Altenglands können uns das nicht in Vergessenheit bringen. Das englische Staatswesen ist nicht musterhaft, aber es ist und bleibt für alle Zeiten ein mächtiges und glänzendes Beispiel von der Möglichkeit und dem fruchtbaren Segen der politischen Freiheit.

Das erste und nächste Bollwerk wider den Absolutismus des Herrschers ist die ihm auferlegte Pflicht, in allen Stücken berathen zu sein. Todd erklärt: „Man kann dreist behaupten, daß keine Periode unserer Geschichte besteht, wo der Souverain nach Gesetz und Verfassung in Reichsangelegenheiten hätte ohne Jemandes Rath handeln dürfen.“ Schon die angelsächsischen Könige waren von einer auserlesenen Schaar vertrauter Rathgeber umgeben, welche zu den hervorragendsten Gliedern der großen Reichsversammlungen, der witenagemote, gehörten, aber andererseits als Räthe des Königs im engeren Sinne von dem Großrathe der Nation unterschieden waren. Ein Gleiches war unter den normannischen Herrschern der Fall, die Vornehmsten der Geistlichkeit und des Adels, zumal des Letzteren, bildeten um die Person des Königs das concilium privatum, assiduum, ordinarium, welcher permanente Rath als Gerichtshof den Namen „curia regis“ führte. Alle obersten Hof- und Staatswürdenträger nebst den Erzbischöfen von Canterbury und von York waren Mitglieder desselben. Im Gegensatze zu ihm bestand eine andere Adelsversammlung, die nur bei besonderen Veranlassungen eigens berufen wurde und auch die höchsten Beamten unter sich zählte: diese Versammlung hieß das magnum concilium; wenn aber große allgemeine Angelegenheiten des Reichs erörtert werden sollten, für welche neue Geldbewilligungen erforderlich schienen, so wurde eine noch umfangreichere Versammlung eingeladen: das commune concilium oder allgemeine Reichsparlament. Des Königs „ordentlicher“ oder „permanenter“ Rath war denn nichts Anderes, als der spätere Geheime Rath (king's council oder privy council), er stand, insofern er den engeren Rath der Krone und die nächsten Vertrauensmänner derselben verkörperte, den beiden anderen Rathsversammlungen gegenüber. Unter diesen war das „magnum concilium“, der große Rath, in einem steten Umwandlungsprocesse begriffen; seine Abgränzung gegen das commune concilium wurde dadurch illusorisch; der „große Rath“, der die Barone des Reichs vereinigte, wurde selbst das Parlament der Nation und der hohe Adel also die wirkliche Volksvertretung. Bis auf König Johann ist die Theilnahme der „Gemeinen“ (commoners) d. h. des niedern Adels und der Städte an den Parlamenten nicht nachweisbar; erst der vom König Johann berufene große Reichsrath, der die Magna Charta errang, hat nicht bloß persönlich erschienene Lehnsmannen der Krone, sondern auch Vertreter von solchen umfaßt und hiermit schon den Keim des Repräsentativ-Systems in sich getragen. Allein eine ausdrückliche Berufung der commoners zum Parlament und eine Vertretung der kleineren Barone nicht durch die großen, sondern durch die kleineren selber hat erst das im 49. Regierungsjahre Heinrich's III. anno 1265 von Simon von Montfort, Grafen von Leicester berufene Parlament gebracht, von dem mit Recht die Entstehung des Unterhauses datirt wird.

Mittlerweile hatte schon unter König Heinrich II. aus dem „ordentlichen“ oder „permanenten Rathe“ sich die curia regis als ein eigener Gerichtshof entwickelt (es ist das die spätere King's Bench, jetzige Queen's Bench), dem bald noch andere Gerichtshöfe of law und of equity folgten. Diese neueren Gerichtshöfe mit ihrem geregelten Verfahren stachen sehr vortheilhaft gegen die weniger förmlichen Proceduren des permanenten Kronrathes ab, der seinerseits, auch nach der Bildung der besonderen Gerichtshöfe, richterliche Gewalt übte und seine Befugnisse mit eifersüchtiger Strenge aufrechterhielt. Soweit die Prärogative der Krone reichten, so weit konnte auch der königliche Rath, dessen Mitglieder nicht verantwortlich waren, rechtskräftige Urtheile fällen, während überdies seine Zustimmung zu allen wichtigen legislativen wie executiven Akten des Königs vonnöthen war. Seine ausgedehnte Macht schien deshalb um so mehr an dem Großrath der Nation ein Gegengewicht zu erheischen; in Bezug auf die Rechtsprechung war das der „hohe Hof des Parlaments“, das magnum concilium oder das Haus der Lords, dessen Versammlungen die Mitglieder des königlichen Rathes als vertraute Diener der Krone zwar von jeher beiwohnen durften, doch waren sie vom Stimmrecht ausgeschlossen, wie sich das eigentlich auch von selbst versteht. Die königlichen Räthe hatten vor dem Hause der Lords nur eine berathende Stimme und auch diese fand eifrigen Widerspruch, als das Haus der Gemeinen, zum integrirenden Bestandtheil des Parlamentes herangewachsen, sich das Recht der Anklage aller hohen Beamten erstritten hatte. Dies veranlaßte, daß die Wege des Geheimen Rathes und des Parlamentshofes fortan auseinander gingen, daß die Verbindung zwischen Lords und Kronräthen sich lockerte und der Geheimrath, dem das Vertrauen der Krone nach wie vor einen starken An-

halt verlieh, allmählich eine unabhängige Competenz für sich in Anspruch nahm. 1397, unter König Richard II., wurde der Rath völlig vom Parlamente getrennt, seine Pflichten und Befugnisse gesetzlich geregelt und letztere nunmehr ohne ferneren Widerspruch anerkannt. Sicher in seiner Rechtssphäre, gelangte er danach zu einem bisher unerreichten Höhepunkte der Macht und des Ansehens; denn die Tendenz der Fürsten aus dem Geschlechte der Tudor zielte auf die möglichste Erweiterung der Kronrechte ab, sie wünschten, womöglich ganz ohne Hülfe des Parlaments zu regieren, und zu diesem Zwecke war die Staatslenkung durch das Organ des königlichen Rathes das geeignetste Mittel. Heinrich VIII., der in Sachen der Geheimraths-Regierung eine wahre Meisterschaft entwickelt hat, wußte die Stimme der Nation so geschickt fern zu halten, daß in den fast 40 Jahren seiner Herrschaft das Parlament im Ganzen nur 3½ Jahre getagt hat: in den ersten 20 Jahren seiner Regierung haben alle Sessionen desselben zusammengenommen noch nicht die Dauer von 12 Monaten erreicht!

Diejenigen, welche nur gelegentlich einen Blick auf englische Staatseinrichtungen geworfen haben, dürften sich vielleicht wundern, daß man des modernen Ministerraths wegen so tief in die Reichsgeschichte von England zurückgreift. Allein diese Einrichtungen sind eben nur aus ihrer Geschichte zu verstehen; das Modernste ist in England von altem Datum, und was uns das Einfachste und Natürlichste scheint, hat auf den zwar stetigen, aber langsamen, vielverschlungenen Wegen einer sehr allmählichen Entwickelung seine heutige Gestalt erlangt. So ist es auch mit dem privy council gewesen. Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts, bis zur Thronsteigung Heinrich's VII. (1485), hatten sich im Schoße des Geheimen Rathes mannigfaltige Verwaltungs-Functionen und feste Normen des Verfahrens ausgebildet, welche dem persönlichen Belieben des Herrschers eine rechtliche Schranke zogen. Schon in jener Periode gehörten gewisse oberste Staatsbeamte regelmäßig dem Geheimrath an, wie der Lord-Kanzler, der das große Staats-Siegel führte, der Lord-Schatzmeister, der Geheim-Siegel-Bewahrer, der das Geheim-Siegel des Königs führte, der Kämmerer und der Hofmarschall, ferner gewöhnlich auch die Erzbischöfe von Canterbury und von York, sowie 10 bis 15 andere geistliche und weltliche Lords und zwar solche zumeist, die den beiden Häusern des Parlaments genehm waren. Der von allen denkenden Politikern des Festlandes so hoch geschätzte und heiß begehrte Staatsrath, nämlich ein Rath von Vertrauensmännern der Krone, welcher aus den höchsten Beamten, den bedeutendsten Staatsmännern ohne Unterschied der Partei und in summa aus den gewiegtesten Talenten des Landes sich rekrutirt und an oberster Stelle einen Damm gegen die Willkür aufrichtet, ist der altenglische Geheime Rath (privy council) schon im letzten Jahrhundert des Mittelalters gewesen und das englische Volk hat seine Wichtigkeit sehr wohl gewürdigt. Unter Heinrich VIII., der freilich durch Einreihung armer commoners die Unabhängigkeit des Rathes zu untergraben suchte, war er die einzige, leider oft nur formale Schranke wider die Ausschreitungen eines unersättlichen Despotismus, aber, obgleich Heinrich VIII. im wahren Sinne des Wortes sein eigener Minister war, ganz hat er sich doch der legalen Einflüsse des Rathes nicht entziehen können, indem doch wenigstens ein privy councillor stets in allen Regierungs-Angelegenheiten zwischen dem Könige und den Ministern die Mittelsperson gemacht haben soll. Der König von England ist wahrhafter, mit allen Attributen seiner Macht bekleideter Herrscher nur als „king in council", als „König im Rath" und hiervon ist nicht einmal Heinrich VIII. geradezu abgewichen. Wenn die von König Eduard VI. 1553 gegebene Instruction für den Geschäftsgang des Rathes durch die Anordnung verschiedener Fach-Commissionen zu den schlimmen Uebergriffen der unter dem Namen „Sternkammer" in der Geschichte bekannten und übel berufenen Gelegenheit gab, so sind diese und ähnliche Auswüchse der Geheimraths-Praxis bloß vorübergehende Erscheinungen an einem an und für sich gesunden und dem Staate wohlthätigen Organismus. Daß der Rath nie oder höchst selten ein stummer Handlanger des Monarchen war, enthielt eine bedeutsame Bürgschaft für die Gesetzmäßigkeit aller Staats-Akte der Krone. In der Selbständigkeit, in der Kraft und der Würde dieser Körperschaft lag auch ihre Fähigkeit begründet, der Krone eine Stütze zu sein. Ihr Zurücktreten hinter den Ministerrath (das Cabinet Council) ist daher von den verschiedensten Seiten, sogar von festländischen Doctrinärs, als ein Unglück bezeichnet worden. Indessen dieses Unglück haben die Stuart's verschuldet. Denn ohne die kopflosen Versuche Karl's I., die Bollwerke einer uralten Verfassung zu brechen, würde das Parlament nicht zu so gewaltiger Machtfülle emporgestiegen sein und würde das höhere Maß von Verantwortlichkeit, welches das Parlament zu seiner Selbstvertheidigung auf die eigentlichen Minister als die nächsten Vollstrecker der königlichen Willkürhandlungen häufte, nicht dadurch eben die Stellung der verantwortlichen Minister so weit über die der andern Rathsglieder erhöht haben.

Das englische Staatsrecht kennt im Grunde noch heute kein Minister-Cabinet. Die Leiter der obersten Verwaltungs-Geschäfte haben ihre Autorität und ihre Verantwortlichkeit noch heute nicht als Cabinets-Minister, nicht als Theilnehmer an dem Parlaments-Ausschusse, den ein sehr unberechtigter Sprachgebrauch zum vertrautesten Rathskreise der Krone stempelt, sondern als Mitglieder des Geheimen Rathes, als privy councillors und als Solche werden sie vereinigt. Dem Rechte nach, in der Theorie und nach dem Buchstaben der Verfassungs-Gesetze hat der Geheime Rath bis zur Stunde seine Machtstellung bewahrt und gilt noch immerfort für den alleinigen rechtmäßigen und verantwortlichen Rath der Krone. Auch hat er einige Ueberbleibsel seiner einst so ausgedehnten Gerichtsbarkeit gerettet; er darf noch in Hochverrathsfällen die Voruntersuchung führen und Verhaftsbefehle erlassen, er übt durch Berathung der Krone in Betreff der Verleihung von Freibriefen noch jetzt eine Jurisdiction erster Instanz, er hat die Appellations-Gerichtsbarkeit über die Colonieen und Dependentien der Krone sich ausschließlich beigelegt und zu behaupten verstanden. Alle großen politischen Capacitäten, die hervorragendsten Parlamentsmitglieder, die obersten Richter und die vornehmsten Verwaltungs-Chefs, die beiden Erzbischöfe Englands, der Bischof von London, die Häupter des königlichen Hofstaates haben Sitz und Stimme im privy council, aber trotzdem ist er bloß der Schatten seiner Vergangenheit, nur aus formellen Rücksichten, zur Legalisirung der Anordnungen des Cabinets und der Staats-Departements wird er noch alle drei bis vier Wochen zu einer Plenarsitzung um die Person der Königin versammelt, Beschlüsse und Entscheidungen von sachlicher Tragweite darf er nicht fassen, die merkbarsten Lebenszeichen giebt er in seinen Commissionen (committees), in denen er theils als Gerichtshof, theils als specielle Verwaltungs-Behörde (z. B. für Beaufsichtigung des öffentlichen Unterrichts, der Gesundheitspflege, für das Veterinär-Departement u. s. w.) fungirt. Die übrigen Stücke seiner Gewalt hat die Parteiregierung an

sich gerissen, an ihrer Spitze das Cabinet, welches hinter dem Rücken der Krone arbeitet, da das Staatsoberhaupt bei den Sitzungen desselben nicht zugegen sein darf. In Gegenwart des Staats-Oberhauptes wird nichts beschlossen! Aber die Parteiregierung ist es auch, welche durch Erhöhung des ministeriellen Einflusses, durch das lawinenartige Wachsthum einer der jeweilig herrschenden Partei dienstbaren Beamtung an den Grundsäulen der traditionellen Verfassung rüttelt und nicht bloß die segensreiche Wirksamkeit des Geheimrathes zu stürzen droht, sondern noch mehr—: das self-government der Nation! Davor bewahre die Vorsehung Englands Volk!

Trauttwein von Belle.

Englische Zeitungen und deutsche Politiker.

Die diesjährige erste Nummer der Londoner Fortnightly Review bringt aus der Feder zweier Deutschen, des Historikers Heinrich v. Sybel und des Herrn Karl Blind, zwei von den verschiedenen politischen Standpunkten dieser Schriftsteller ausgehende, an die Engländer gerichtete Artikel zur Berichtigung der in der englischen Presse sich kundgebenden deutschfeindlichen Ansichten über den Krieg in Frankreich und die Annectirung von Elsaß und Deutschlothringen. Beide, der nationalliberale und der demokratische Deutsche, stimmen darin überein, daß in der Consolidirung Deutschlands eine Bürgschaft für die friedliche Zukunft und die Freiheits-Entwickelung Europa's liege, doch während Heinrich v. Sybel in dem neuen protestantischen Kaiserthum das überwiegende Moment dieser Bürgschaft erblickt, erwartet Karl Blind erst von der völligen Beseitigung der mittelalterlichen, feudalistischen Ideen in Deutschland die Consolidirung des europäischen Friedens und der Freiheit. Beide sind dagegen wieder darin übereinstimmend, daß von den heutigen Franzosen, die nur stümperhafte, unkluge Nachahmer der Republikaner von 1792 seien, Nichts für die Entwickelung der Freiheit und einer menschenwürdigen Zukunft Europas zu erwarten sei.

Die großen Zeitungen und noch weit mehr die Volksblätter Englands treten diesen Artikeln der Fortnightly Review einstimmig entgegen. „Wir hoffen", sagt Daily News, „weit mehr für Europa von einer französischen Republik, als von einem deutschen Kaiserreich. Deutsche Einheit und Macht ist zwar wünschenswerth, aber noch wünschenswerther für den Welttheil ist Frankreichs Einheit und Macht." — Als ob Europa nicht schon hinlänglich durch die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte belehrt wäre, was es von Frankreichs Einheit und Macht zu erwarten habe! Ebenso abgeschmackt ist, wenn die Engländer sagen, sie seien so lange auf Seite der Deutschen gewesen, als diese die Angegriffenen waren; nunmehr aber, da Deutschland der angreifende Gewalthaber sei, müßten sie entschieden Partei für Frankreich nehmen. Als ob der heutige Angriff der französischen Hauptstadt und der Kampf gegen die Provinzen etwas Anderes, als eine Fortsetzung der Nothwehr und der Vertheidigung des angegriffenen Deutschlands wären! Wir hätten zwar, meint der, seine Snider- und Remington-Gewehre, seine Chassepots von Birmingham und seine Säbel von Sheffield an die Franzosen liefernde, menschenfreundliche John Bull, das Recht gehabt, Napoleon und seine Armee zu schlagen, aber das republikanische Frankreich zu vernichten, hätten wir kein Recht. Wohlgesprochen, weiser Daniel! Aber gieb uns nur auch das Mittel an, uns vor der Vernichtung durch Deine Kanonen, Deine Flinten und Deine Schwerter zu schützen, ohne daß wir Deine Schützlinge, die Franzosen, vernichten oder gefangen nehmen.

Dänemark.

Das Thorwaldsen-Jubiläum und das Thorwaldsen-Museum.

Das Thorwaldsen-Jubiläum ist, den Nachrichten zufolge, welche darüber an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, in Kopenhagen würdig gefeiert worden. Die öffentliche Feier ist vorzugsweise eine volksthümliche gewesen und hat von neuem bewiesen, eine wie große Anhänglichkeit die Einwohnerschaft von Kopenhagen ihrem liebenswürdigen Thorwaldsen bewahrt.

Zum Mittelpunkte der Feier hatte man, abgesehen von dem früheren Wohnhause des Künstlers, das Thorwaldsen-Museum gemacht, das in seiner Mitte das Grabmal des Gefeierten birgt. Der Gedanke, dieses Grab zum Ziele einer Jubiläums-Wallfahrt zu nehmen, war eben so natürlich, wie seine Ausführung ergreifend gewesen sein muß. Das Innere des Museums-Gebäudes ist ein weiter, lichter, glasbedeckter Raum. In der Mitte desselben liegt ein einfacher wie zum Hügel geformter Grabstein, auf welchem des Künstlers Name, sowie die Daten seiner Geburt und seines Todes eingegraben sind: der 19. November 1770 und der 24. März 1844. Der Stein ist über und über von üppig wucherndem Epheu umrankt. Licht und Grün bilden den einzigen Schmuck des im übrigen ganz kahlen Raumes. Unter dem Steine das Gruftgewölbe, rings umher Korridore, Kabinette und Säle mit den Werken Thorwaldsens. Es ist ein Raum wie geschaffen zur Aufnahme einer Feier-Versammlung.

Die Kopenhagener haben der ihnen noch in frischer Erinnerung vorschwebenden Person Thorwaldsens eine rührende Huldigung gebracht. Die Huldigung aber, die dem Künstler gebührte, und die an der Sammlung seiner Werke zu manifestiren war, scheint im Hintergrunde geblieben zu sein. In dieser Beziehung hätte das Programm des Jubiläums die Zukunft mehr berücksichtigen können. Mit geraden Worten: der Zustand des Thorwaldsen-Museums ist der Art daß die Gelegenheit des Jubiläums hätte ergriffen werden sollen, um es dem Inhalte würdiger und der Weltstadt Kopenhagen angemessener einzurichten.

Die innere Ausstattung des Gebäudes ist es, welche dem Auge sich unangenehm aufdrängt. Die Kunst ist zu dem Verlangen berechtigt, ihrer glänzenden Stellung gemäß zu wohnen, und besonders da, wo sie als eine zu verehrende Gottheit behandelt wird, darf sie einen ihrer würdigen Tempel beanspruchen. Das Gebäude aber, in welchem der Genius Thorwaldsens im Namen dieser Gottheit thront, gleicht in seiner Staffirung eher einer Calvinistenkirche als einem solchen Tempel.

Ich besuchte das Thorwaldsen-Museum zuletzt im Jahre 1869. In den zehn Jahren, welche seit meinem früheren Besuche verstrichen waren, schien sich eine gewisse Trübseligkeit in den Räumen eingebürgert zu haben, die den erfrischenden Eindruck der Schöpfungen Thorwaldsens beeinträchtigte. Die Gebilde seiner heiteren, neckischen Ideen litten unter einem Hauche der Vernachlässigung. Sie konnten sich des Staubes, welcher sich von dem rauhen Fußboden ablöst, nicht erwehren. Die blendende Weiße des Marmors war stellenweise mit einem schmutzigen Grau überzogen. In noch stärkerem Grade war der Gips diesem Schick-

sale verfallen. Nichts war gethan, um Thorwaldsens Werken eine würdige, harmonirende Umgebung zu verschaffen. Kalt, kahl und starr waren die Wände geblieben. In allzu bescheidener Weise hatte schon ursprünglich die Malerkunst mit Fresken den Tempel geschmückt. Die Zeit — erst wenige Jahrzehnde — hatte diesem Schmucke den größten Theil seines Glanzes abgestreift. Die Architektur ist nur praktisch, in der Gesammtanlage und Eintheilung des Gebäudes, bemüht gewesen die Bildhauerkunst zu unterstützen. Jetzt machte sie einen höchst nüchternen Eindruck. Die Fenster bestrebten sich mit gutem Erfolge, so viel Licht als möglich vom Eindringen abzuhalten. Ein einziger Raum darf sich schmeicheln, von verbindlichem Oberlichte begünstigt zu werden. Es ist der Raum mit dem Grabsteine, und was allein von diesem Oberlichte profitirt, ist der Epheu der dem Steine sein Immergrün leiht. Nichts auch war gethan, um dem Publikum den Genuß der Kunstwerke ein wenig bequemer zu machen. Die besten Werke sind in einer Reihe von Kabinetten, wenn ich mich nicht irre, auf der Nordseite aufgestellt; in jedem Kabinette eine große Figur oder Gruppe. Es ist keine unbillige Erwartung, in jedem dieser Kabinette einen Sitz zu finden, um die Idee des Meisters mit Muße studiren zu können. Diese Erwartung wird nur halb erfüllt, insofern nämlich, als sich je zwei Kabinette in einen Sitz zu theilen haben. Der Zufall hat es gewollt, daß gerade das Kabinet mit Thorwaldsens anmuthigster Schöpfung, mit seiner Venus, eines Sitzes entbehrt. Mit einem Assessor aus dem Staate Lippe-Detmold welcher wie ich den Wunsch hegte, das Marmorbild in Ruhe zu betrachten, trug ich die Bank des benachbarten Kabinets, wo sie vor Jason im Augenblicke überflüssig erschien, hinüber zur Venus. Es war ein aus dem härtesten Holze primitiv massiv erbautes Möbel. In Venus und dieser Bank berührten sich gewissermaßen die Extreme. Durch die Versetzung der Bank hatten wir, glaube ich, ein schweres Vergehen gegen die Gesetze des Museums begangen. War es nun das schlechte Gewissen, war es die Härte des dänischen Holzes — genug, wir verließen Bank und Venus bald wieder, ohne zur rechten Weihe des Genusses gelangt zu sein.

Das Museum ist durch die Munificenz der Kommune Kopenhagen und mit Hülfe einer öffentlichen Subscription entstanden. Man sollte meinen, daß bei Gelegenheit des Jubiläums die Mittel zu den Kosten von Verbesserungen leicht hätten beschafft werden können. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß die guten Kopenhagener die Uebelstände nicht empfinden. So mögen sie verzeihen, daß sie von auswärtigen Verehrern Thorwaldsens darauf aufmerksam gemacht werden. G. H.

Italien.

Märchen aus Santo Stefano.*)

Seit die Wissenschaft die große Bedeutung erkannt hat, welche die im Volke lebenden Märchen verdienen, wandte sich diesem Gebiet, welches sonst wohl den Kindern als ihr spezielles Eigenthum überlassen worden, die Aufmerksamkeit der größten Forscher zu. Dankbar wird jeder neue Beitrag aufgenommen, der einen unbekannten Theil dieses unendlich reichhaltigen und noch so ungenügend ausgebeuteten Materials wissenschaftlich behandelt oder wenigstens wissenschaftlicher Behandlung zugänglich macht. Auch die vorliegende Sammlung von 35 Volksmärchen, die der Herr Herausgeber sich nach Grimm's Vorbild von Leuten aus dem Volke in Santo Stefano (bekanntlich in Toskana) erzählen ließ, weist auf den bedeutungsvollen Zusammenhang hin, in dem das Märchen zu der Sage steht. Besonders sind es die heiligen Sagen des uralten Sanskrit-Volkes, welche die geistreiche Einleitung als den Kern, aus dem sich diese Märchen entwickelt haben, betrachtet. Der Laie darf sich eigentlich wohl kein Urtheil über die Ansichten erlauben, welche der gelehrte Herr Verfasser in dieser Vorrede darlegt; aber wir müssen doch das Geständniß wagen, daß manches darin doch gar zu unhaltbar und zu gesucht scheint. Wenn z. B. die Jungfrau Maria, die ja auch im deutschen Volksmärchen eine nicht unbedeutende Rolle spielt, durch Herbeiziehung einiger Citate aus dem Rigveda als bloße Personification der dort gefeierten Morgenröthe hingestellt wird, so möchte sich doch mancher Einwand dagegen aufdrängen. Ueberhaupt ist es wohl etwas gewagt, alle die im Märchen so häufig und in den verschiedensten Gestalten wiederkehrenden Träger guter oder böser Charaktere auf einen ganz bestimmten und ziemlich eng beschränkten Kreis der Gestalten des Rigveda zurückführen zu wollen, wie es der Herr Verfasser versucht.

Durch die Sammlung dieser bisher noch nicht gedruckten Märchen hat sich Herr De-Gubernatis jedenfalls sehr verdient gemacht. Bei jeder Nummer giebt er an, von wem er sie sich erzählen ließ, und es ist ihm gelungen, im Wiedergeben den einfach volksthümlichen Ton zu treffen, der die reizenden Grimmschen Märchen so anziehend macht. Die Darstellung ist freilich sehr gedrängt und giebt eigentlich nur das Thatsächliche wieder, wie es zur Vergleichung mit andern derartigen Volksprodukten nothwendig und für den wissenschaftlichen Gebrauch auch vollkommen genügend ist. Ueberall drängen sich Vergleiche mit den bekanntesten deutschen Volksmärchen von selbst auf, und es ist sehr interessant, dann die verschiedenen Auffassungen und Varianten zu beobachten. Hier und da sind freilich auch Anklänge aus anderen Sphären. So erinnert „Der König von Spanien“ (Nr. 7) an die Lyrnésage, überhaupt an das unentrinnbare Fatum der Alten, und „Hänschen ohne Furcht“ (22) an den Faden der Ariadne; auch das Bild der Turandot und des Simson drängt sich in „Das Räthsel und die dankbaren Thiere“ (24) flüchtig auf. Sehr hübsch ist „Die Pfauenfeder“ (2[illegible]), das an unser Märchen vom Machandelbohm erinnert. In „Die Prinzessin, die nicht lacht“ (25) ist die Gans, die in dem entsprechenden deutschen Märchen eine große Rolle spielt, in zwei junge Adler verwandelt. Echt italiänisches Element ist in der mit köstlicher Ironie erzählten Briganten-Geschichte „Der Dieb“ (25), in der am Schluß der Richter, als er einsieht, daß der Dieb ihn stets überlisten wird, ihm nicht nur verzeiht, sondern ihn in den Schooß seiner eigenen Familie aufnimmt, wo er ihn in Frieden die Frucht seiner heiligen Mühen genießen läßt (il frutto elle sue sante fatiche). Auch „Gevatter Elend“ (32) zeigt viel Humor; Gevatter Elend erhält von Jesus, der mit Sankt Peter Reisen macht, um den Ländern Namen zu geben, für die ihm bewiesene Gastfreundschaft drei Geschenke, durch deren Hülfe er dann den Tod, der ihn holen will, immer anführt und sich nicht von ihm überlisten läßt, sogar auch dann nicht, als der Tod, wahrscheinlich als letztes und stärkstes Mittel, es in Gestalt eines Jesuiten

*) Le Novelline di Santo Stefano raccolte da Angelo De-Gubernatis e precedute da una introduzione sulla parentela del Mito con la Novellina. Torino, presso Augusto Federico Negro, 1869.

versucht. Aber Gevatter Elend ließ sich nicht fangen; der Tod zog daher in Verzweiflung ab, und kam nicht wieder: „Gevatter Elend lebt noch heute, denn das Elend hat kein Ende", so schließt das Märchen. M. L.

Kleine literarische Revue.

— **Max Müller's Essays.** Von diesen englischen Arbeiten des deutschen Gelehrten in Oxford ist kürzlich der dritte Band ausgegeben worden.*) Dieser Band ist hauptsächlich der deutschen Literatur gewidmet. Außer einem Essay über den Vater des Verf., den Dichter der „Wanderlieder", Wilhelm Müller, finden sich darin Abhandlungen über das Nibelungen-Lied, über die Reformation, über Schiller, über Baco von Verulam in Deutschland, über Bunsen, über Theodor Mommsen's Geschichte von Rom u. A. Von Letzterer sagt er: „Der Umstand, daß es ein leicht lesbares Buch ist und dadurch auch ein populäres geworden, hat den Zorn vieler Kritiker erregt, die es augenscheinlich unter der Würde eines gelehrten Professors halten, wenn er seine Wissenschaft gehörig verarbeitet und der Welt nicht Alles und Jedes, was er bei seinen Lesestudien zusammengehäuft, sondern nur das mittheilt, was er als wirklich wissenswerth und wichtig erkennt."

— **„Natur und Gemüth".** Unter diesem Titel erhalten wir, bereits in zweiter Auflage, Beiträge zur Aesthetik der Pflanzenwelt von Karl von Hippel,**) ein sinniges, fast die Gränze prosaischer Darstellung überschreitendes Büchlein. Mit Recht macht Hippel darauf aufmerksam, daß der Umgang mit der Natur eine ganz andere Sinnesart verlange, als der gesellige Verkehr und dessen Ersatz, moderne Romanlektüre. Es ist in der That eine schwierige Aufgabe, mit dem bloßen Worte landschaftliche Stimmungsbilder zu malen, die durch sich selbst wirken sollen, ohne daß sie einer menschlichen Handlung, wie im Roman, zur Folie dienten. Ist die Auffassung der nordischen Natur, wie sie hier hervortritt, auch mitunter etwas weiblich, so ist sie doch durchaus naiv, nicht sentimental. Der Verfasser ist begnügt in seligem Empfangen der tausend Eindrücke und hat seinen Sinn auf's feinste geschärft. Er sieht selbst in der Zerstörung noch die Schönheit, in dem Untergang das Neue werden. Gesunder ist diese Naturbetrachtung ohne Zweifel, interessanter ist aber für uns Stadt- und Weltmenschen die poetische Stimmung, mit der z. B. ein Lenau die Natur auffaßt. Wohl dem, der in unserem tief erregten Leben, in der wüsten Prosa unserer Zustände, sich den kindlich reinen Sinn erhalten kann, der zu solchem Naturgenuß befähigt und ihn in vollem Maße erhält! Die Spaziergänge Hippels vom ersten Vorfrühling bis zum Spätherbst führen uns vor: 1. Die Erle als Uferbaum. 2. Einen Auenwald unter dem ersten Gewitter. 3. Die Kiefer in der norddeutschen Haide. 4. Tanne und Fichte im Gebirge (Hochsommer). 5. Eine Buchenwaldung im Spätherbst. Wir geben als Pröbchen die sinnige Betrachtung des Schneeglöckchens: — — „Es ist, als wären sie selbst erstaunt über ihre gar so frühe Botschaft, und die weichen Formen und durchsichtigen Farben, im wunderbarsten Gegensatze zur rauhen Jahreszeit, kaum angehaucht von Frühlingsluft, geküßt vom Sonnenstrahl und schon verwelkt, überwuchert von den folgenden Geschlechtern der Gräser und Kräuter, beschattet und in Todesschlaf gewiegt vom ersten Laub der Bäume, kennzeichnen sie in unserem Herzen wie Träume und Phantasien, die lieblich vorüberspielen und Andeutung geben von einer ersehnten, schöneren Zeit."

*) Chips from a German Workshop. Vol. III. London, Longmans, 1870.

**) Berlin, 1871, A. Duncker.

— **Ostfriesisches Jahrbuch.***) Vorzugsweise ist es die einheimische Geschichte, Volkssitte und Lebensweise, die dieses Jahrbuch in populärer Sprache und im Gewande der Erzählung vorträgt und schildert. Das uns vorliegende zweite Heft des ersten Bandes enthält u. A. die Erklärung volksthümlicher Thiernamen in Ostfriesland, dasselbe in Bezug auf die Namen der natürlichen und künstlichen Wasserzüge, dann Schilderungen der Vergnügungen vor 200 Jahren, Sagen und sagenhafte Erzählungen. In dem einleitenden Artikel „Zur Geschichte der Nordsee" giebt der Verf. eine Erklärung des Namens Friesland, von der er behauptet, daß er sie nicht aus Grimm, Eccard, Pictorius, „oder einem andern Folianten" zusammengesucht, sondern die er selbst „mit der Muttermilch und Muttersprache eingesogen" habe. Nach dieser prätentiösen Vorausschickung erklärt er, daß „Fries" vom ostfriesisch-plattdeutschen Freese = Rand, Küste herstamme. „Jede andere Deutung des Freesennamens ist unzulässig", lautet dann kurz der kategorische Imperativ des Erklärers. Abgesehen von diesen kleinen Mängeln, die meistens unter dem provinziellen kleinen Gesichtskreis auftauchen und bei erweitertem Horizont auch wieder verschwinden, hat das Jahrbuch viele bildende und belehrende Angebinde für die Ostfriesen, und können wir dem Wunsche der Herausgeber (wer sie sind, wird nicht gesagt): daß bald ein Verein für Heimatskunde zur Förderung und Pflege ostfriesischen Wesens gegründet werden möge, nur unsere Zustimmung geben und unser beifälliges Fiat zurufen.

— **Fabbrucci's italiänische Theaterstücke.** Unter dem Titel „Teatro italiano moderno" hat der verdiente Lector der italiänischen Sprache an der Berliner Universität, Herr Prof. Fabio Fabbrucci, ein hübsch ausgestattetes Bändchen**) herausgegeben, in welchem er den Freunden seines schönen Idioms eine Auslese neuerer Dramen, Komödien (von Giraud und Nota) sowie ernste Schauspiele (von Metastasio, Niccolini und Alfieri) darbietet. Die kleine Sammlung, die von jedem der genannten Dichter ein Stück enthält, darf bei der geringen Verbreitung, welche den italiänischen Originalausgaben bei uns beschieden ist, auf freundliche Aufnahme rechnen.

Literarischer Sprechsaal.

In der Vorrede zur kürzlich erschienenen fünften Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" wirft Gervinus zur Beantwortung der Frage, warum er nicht lieber seine un-

*) Altes und Neues aus Ostfriesland. Herausgegeben unter Mitwirkung von Kennern und Freunden ostfriesischen Landes und Volkes. Emden und Aurich, W. Haynel, 1870.

**) Berlino, presso F. A. Herbig.

vollendete „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen“ fortsetze, statt seine Geschichte der deutschen Dichtung neu zu bearbeiten, einen Blick auf die Zustände Deutschlands im Jahr 1870 (die Vorrede ist vom November datirt). Er wendet sich dabei an die Manen der Brüder Grimm und Dahlmann's, welchen Freunden er die älteren Auflagen der Literargeschichte gewidmet hatte, und erlaubt sich die nur bei dem paradoxen Verächter vieler anderer Dinge, auf die das deutsche Volk stolz ist — z. B. unserer Instrumentalmusik — erklärbare Voraussetzung, daß er sich jenen großen Todten „in seinen Gedanken über die neueste Aera deutscher Geschichte weit näher weiß, als den großen Massen der Lebenden, deren berauschte Begeisterung über unsere Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen an unsere nächste Zukunft“ sie so wenig getheilt haben würden, als er selbst. „Gewiß,“ so fügt er hinzu, „jene beiden Alterthumsforscher voll ehrfürchtiger Liebe zu dem herrlichen Vaterlande hätten in Freude gezittert bei der Aussicht auf die Wiederversammlung verlorener Stämme zu der deutschen Familie; gewiß, jener tiefere Geschichtsforscher hätte geschwelgt bei dem Anschauen des gewaltigen Dramas, in welchem die Nemesis, die selten ihre Spiele in so deutliche Scene setzt, den französischen Gewalthaber aus seinem persönlichen Herrscherthum in die selbst gegrabene Grube der Vernichtung hinabschleuderte — aber die Freude wäre ihnen bitter und unheilbar vergällt gewesen durch die Rückerinnerung an die Ereignisse, die vor vier Jahren (1866) die neue Macht und Einheit Deutschlands eingeleitet haben.“ — Welfische oder schwarzgelbe Phantasieen können es nur sein, die den Verf. der Geschichte des 19. Jahrhunderts zu der Hypothese verleiteten, daß, wenn Preußen nach der Schlacht von Sadowa den „edelmüthigen Sieger“ gespielt und den alten deutschen Bund in einen „wahren freien Bund unter preußischer Schirmherrschaft“ verwandelt hätte, dann Alles „unangefochten von Außen und im Innern“ geblieben wäre, dann sowohl die Napoleoniden, als die Habsburger und die mit ihnen verbündeten depossedirten Fürsten Deutschlands Einheit und Größe zugestanden haben würden, ohne daß es der jetzigen schweren und blutigen Opfer bedurft hätte! O, naive Einbildung eines Geschichtschreibers, der allerdings sehr wohl daran thut, die Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht weiter zu schreiben!

In der letzten Sitzung der **geographischen Gesellschaft von Berlin** hat die Frage über die Zweckmäßigkeit der Erwerbung einer **deutschen Flotten-Station in Ostasien** und speziell des Hafens von **Saigon** in dem seit sieben Jahren von den Franzosen eroberten Nieder-Cochinchina, am Eingange des chinesischen Meeres, welcher Hafen vielleicht bei der Abschließung des Friedens von Deutschland und Frankreich zu erwerben sein möchte, zu einer hauptsächlich das **Klima** und die **Botanik** dieser Tropen-Gegend betreffenden wissenschaftlichen Erörterung Anlaß gegeben. Es ist zwar von einem der Vortragenden das Klima von Saigon in einem rosigen Lichte dargestellt und deshalb die Erwerbung des Hafens sehr empfohlen worden; aber Alles, was, soviel wir uns erinnern, zur Zeit der französischen Besitznahme des Landes von Engländern und Holländern über die wenig beneidenswerthe Eroberung gesagt wurde, welche die Franzosen dort gemacht,*) ist wenig geeignet, uns den Wunsch hegen zu lassen, daß dort eine deutsche Niederlassung gegründet werde. Die geographische Gesellschaft, deren Präsident, Herr Dr. **Adolf Bastian**, einer der größten Kenner Ostasiens ist die es in Deutschland giebt, wird die interessante Frage noch weiter erörtern, und es wurde zu diesem Zwecke eine Denkschrift über „Deutschlands Interesse in Ostasien“ (16 S. in 4.) unter die Mitglieder vertheilt. Die Bemerkung eines der letzteren, daß diese Gesellschaft von Gelehrten, im Gegensatze zu den die Sache allein verstehenden Marinebeamten, weder berechtigt, noch competent sei, über die Frage zu urtheilen, war gewiß ebenso seltsam, als unberechtigt.

*) Der eine Theil des Landes ist mit stagnirenden Gewässern bedeckt, der andere eine mit Rohr und Schilf überwachsene Sumpfzone und deshalb, bei großer Fruchtbarkeit des angebauten Bodens, die Sterblichkeit außerordentlich groß. D. R.

Der Newyorker „Demokrat“ vom 3. December bespricht die jetzt in den Vereinigten Staaten herrschende Stimmung über den deutsch-französischen Krieg und ist der Ansicht, daß das gute Recht Deutschlands auch jetzt noch von den Amerikanern überwiegend anerkannt werde, besonders, wenn die Stimmen nicht bloß gezählt, sondern gewogen würden. Einer der geschätztesten amerikanischen Schriftsteller, **Bayard Taylor**, der sowohl Deutschland als Frankreich sehr genau kennt, hat kürzlich an den Redacteur des Newyorker „Demokrat“ ein Schreiben gerichtet, worin er mit Bezug auf die Redactions-Mitglieder der Newyorker Tribune, zu denen er selbst gehört, sagt:

„Wir sind durch und durch so Deutsch, wie jemals, und ebenso ist es die Tribune. Was mich betrifft, so denke ich, daß die provisorische Regierung Frankreichs Schande über den republikanischen Namen bringt. Ich kenne in der Geschichte nichts so Kindisches und Hysterisches, als das Verfahren dieser Regierung. Frankreich ist in diesem Augenblicke nicht annähernd so geeignet zur Republik, als es 1848 war. Wir sehen jetzt, wie demoralisirt es durch das kaiserliche Regiment geworden.“

In ähnlicher Weise hat bekanntlich auch der englische Historiker **Thomas Carlyle** sein Verdammungs-Urtheil über das heutige Frankreich ausgesprochen.

Eine in Pest seit dem 5. Januar 1871 erscheinende „ungarisch-jüdische Wochenschrift“, herausgegeben von Dr. M. Kayserling und Dr. S. Kohn, erinnert an den im Jahre 1818 in Berlin verstorbenen deutsch-elsässischen Dichter L. M. **Büschenthal**. Geboren zu Straßburg im Jahre 1784, hatte dieser sich früh durch sein poetisches Talent ausgezeichnet. In seinem 16. Jahre hat er eine Ode an den damaligen ersten Konsul Bonaparte, und zwar zugleich in französischer und in deutscher Sprache gedichtet, ohne daß man zu unterscheiden vermochte, ob die deutsche oder die französische Dichtung das Original oder die Uebersetzung sei. Seine Begeisterung für den jungen Kaiser Napoleon, dem er nach seiner Thronbesteigung eine dreisprachige Ode (außer französisch und deutsch auch hebräisch) widmete, wurde jedoch bald durch den Despotismus des Cäsaren abgekühlt. Büschenthal, dessen poetische Ideale Schiller und Jean Paul waren, ging nach Deutschland (Neuwied, Wien und endlich Berlin), und hier erschienen zwei Ausgaben (1807 und 1813) seiner „Gedichte“ in zwei Bänden. Sein Trauerspiel „der Siegelring des Salomo“ ist erst nach seinem Ableben, 1820, gedruckt worden. Der Dichter, welcher jüdischer Religion war, hatte deshalb während seines ganzen Lebens viel mit Vorurtheilen und mit Unduldsamkeit zu kämpfen.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 21. Januar 1871. [№ 3.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich der Große und Voltaire, nach D. F. Strauß.*)

Die Beziehungen Voltaire's zu dem großen Preußen-König sind seit mehr als einem Jahrhundert ein Tummelplatz für literarische Turniere gewesen, bei denen sich die Schriftsteller der beiden Nationen, um deren hervorragendste Vertreter es sich hier handelt, in geschlossenen Reihen gegenüber zu treten pflegen. Wir rechnen es Strauß zum besonderen Verdienst an, daß seine Darstellung, durchaus auf den wirklichen und dauernden Werth dieses einzigen Verhältnisses zwischen dem König und dem Schriftsteller gerichtet, die Zerwürfnisse, welche dasselbe getrübt, ja wiederholt zerrissen haben, im richtigen Lichte vorübergehender Entfremdungen zeigt. Ohne irgendwie zu beschönigen oder zu vertuschen, theilt der deutsche Biograph mit seltener Unparteilichkeit Lob und Tadel nach beiden Seiten aus; vor allen Dingen aber bringt er neben dem Vielen, was Friedrich und Voltaire trennte, auch das zur Anschauung, was sie verband und wodurch ihre Freundschaft für die Literatur ihrer beiden Nationen wichtig und bedeutend geworden ist.

Unserm Vorsatze getreu, versuchen wir nicht, Strauß die wechselvolle Geschichte dieser Freundschaft nachzuerzählen. Zudem sind die äußeren Ereignisse, gerade dieses Theils von Voltaire's Leben, namentlich sein Aufenthalt in Preußen und die Katastrophe, mit welcher derselbe endigte, ziemlich bekannt und auch in diesen Blättern bereits früher mehrfach erörtert worden. Man wird die Erzählung von den Verlegenheiten, in die Voltaire sich in Berlin durch seine habsüchtigen Speculationen und seine unbezähmbare Fehdelust verwickelte, und von der Tragikomödie seiner Gefangenschaft in Frankfurt bei Strauß nicht ohne Genuß und Behagen lesen. Unbekümmert um den Staub, der gerade um diese Dinge durch den patriotischen Eifer deutscher und französischer Apologeten und Ankläger reichlichst aufgewirbelt worden ist, hält sie sich bei diesen Thorheiten nicht länger auf, als zur Sache gehört, und erweckt hie und da durch die getreue Wiedergabe der Persönlichkeiten und Situationen eine entschieden berechtigte humoristische Stimmung.

Mit größerer Freude wenden wir uns zu der glänzenden Charakteristik des Briefwechsels zwischen Friedrich und Voltaire, mit der Strauß die Darstellung ihrer Beziehungen einleitet. „Am 8. August 1736 schrieb Friedrich den ersten Brief an Voltaire und eröffnete damit eine Correspondenz, die mit wenigen Unterbrechungen, die beinahe 42 Jahre bis zu Voltaire's Tode fortdauern und für beide Männer immer mehr zum Lebensbedürfniß werden sollte. Dieser Briefwechsel, wie er in der neuesten Ausgabe der Werke des großen Königs in drei stattlichen Bänden und 570 Nummern vor uns liegt, bietet von mehr als Einer Seite ein nicht gewöhnliches Interesse. Es sind die zwei bedeutendsten Männer ihrer Zeit, die Vertreter zweier Nationen — denn Friedrich, wenn auch französisch gebildet, verleugnet doch die deutsche Art und Natur keineswegs —, in ganz verschiedenen Lebensstellungen, doch Einer wie der Andere in der seinigen der Erste, die sich so vertraut, wie es zwischen einem Fürsten und einem Schriftsteller möglich ist, in all' den verschiedenen Situationen, wie sie sich in einem ereignißreichen Leben während eines so langen Zeitraumes ergeben, einander mittheilen. Eben diese Veränderungen in der Stellung, der äußeren sowohl als der inneren, der beiden Männer verleihen ihrem Briefwechsel in seinem Verlaufe die spannende Anziehungskraft eines Dramas, eines Romans. Aeußerlich, wie der Prinz zum König, der König zum siegreichen Feldherrn, dann zum weisen Gesetzgeber und Herrscher, endlich durch furchtbare Schicksalsproben hindurch zum unüberwindlichen Helden, zum großen Manne des Jahrhunderts emporwächst; während auf der anderen Seite der Schriftsteller, bei steigender Leistung doch äußerlich noch in schwankender Stellung, nach mancherlei Ortswechseln und Versuchen sich endlich eine Existenz zu gründen weiß, in welcher er dem königlichen Gönner in fürstenmäßiger Unabhängigkeit gegenüber steht — schon diese Veränderungen in der äußeren Stellung der beiden Theile bringen in ihren brieflichen Verkehr einen Wechsel des Tons und der Stimmung, der Lichter und Farben, der nicht bloß reizend, sondern, da es zwei gehaltvolle Menschen sind, die sich darin zeigen, zugleich überaus lehrreich ist. Die tiefste Anziehungskraft des Briefwechsels liegt aber in den inneren Wandlungen, welche das Verhältniß der beiden Männer erfährt. Der Anfang gleicht einem schönen Morgen: der 24jährige Prinz, voll Kraftgefühls und Bildungsdranges, der aber Alles, was in ihm ist, erst künftig noch zu bewähren hat, kommt dem 42jährigen, längst weltberühmten Schriftsteller mit der wärmsten Huldigung entgegen, die von diesem gewandt und anmuthig, mit freundlicher Zuvorkommenheit erwiedert wird. Einzelne Vorzeichen möglicher Trübung des schönen Verhältnisses fehlen während der folgenden Jahre, die beide Männer einigemale zusammenführen, zwar nicht; doch erst, als es dem Einen gelungen ist, den Andern ganz an sich zu ziehen, erst als Voltaire zu bleibendem Aufenthalt an Friedrich's Hof gekommen ist, ergeben sich ernste Verwickelungen; die Anziehung schlägt mit

*) Vgl. Nr. 1 des „Magazin" von 1871.

Einem Male in Abstoßung um; der Briefwechsel hört auf, und aus den Aeußerungen beider Theile in Briefen an dritte Personen spricht eine Erbitterung, die das Verhältniß als unwiderbringlich vernichtet erscheinen läßt. Und doch ist es das nicht; aus der Asche zucken erst nur einzelne Funken des unverloschenen Antheils auf, die sich langsam und stufenweise zwar nicht mehr zur himmelan lodernden Opferflamme von ehemals, doch zum stetigen Herdfeuer entzünden, das den fröstelnden Lebensabend der beiden Männer wohlthätig erwärmt. Es ist Entzweiung und Versöhnung, Verwicklung und Lösung, und, wenn auch nicht Läuterung, doch Beschwichtigung in diesem Briefwechsel; nach den lieblichen, doch auch mitunter leichten oder manierirten Melodieen des Anfangs, den zerreißenden Dissonanzen der Mitte, denen eine lange Pause folgt, klingt er am Ende noch ebenso sanft als ernst harmonisch aus und läßt in dem befriedigten Gemüthe einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurück."

Strauß läßt dieser allgemeinen Charakteristik, in der wir zugleich eine Probe seiner bewunderungswürdigen Darstellungskunst mittheilen wollten, einen Ueberblick über den geistigen Inhalt des Briefwechsels nach seinen vorzüglichsten Themen folgen, in welchen die Erzählung der äußeren Ereignisse und die Betrachtung der während des Aufenthalts in Berlin entstandenen schriftstellerischen Werke Voltaire's eingeflochten sind. Schon die Zahl und der Gehalt dieser Werke, unter denen das bereits früher begonnene, aber in Preußen vollendete und 1751 in Berlin erschienene „Zeitalter Ludwig's XIV.", weitaus die gediegenste seiner historischen Arbeiten, obenansteht, bestätigen die Richtigkeit der Bemerkung, welche Voltaire's neuester und bester französischer Biograph Gustave Desnoiresterres in dem seiner Zeit auch im „Magazin"*) mit verdientem Lobe hervorgehobenen Buche „Voltaire et la société française" über den anregenden Einfluß Friedrich's auf Voltaire's literarische Thätigkeit gemacht hat. Wie viel dagegen Friedrich dem ihm als Dichter weit überlegenen, als Schriftsteller mindestens ebenbürtigen Franzosen an Belehrung und geistiger Nahrung, und dann, in späteren Jahren, an Unterhaltung und Trost zu verdanken hatte, das ist von Niemanden öfter und bereitwilliger anerkannt worden, als von dem großen Könige selbst.

Und was ist es denn gewesen, was den großen König zu Voltaire hingezogen, und was die Verbindung zwischen diesen so ungleich gearteten Menschen trotz aller Entfremdungen so viele Jahre, ja bis über das Grab hinaus lebendig erhalten hat? Wäre Voltaire, wie ihn der berühmte Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in dem glänzenden Charakterbilde des preußischen Heldenkönigs wiederholt schlechthin nennt,**) wirklich ein schlechter Mann gewesen: wie hätte Friedrich's Jugendliebe zu ihm die schwere Prüfung der späteren Zerwürfnisse überdauern, wie hätte der durch die Stürme des siebenjährigen Krieges gestählte, unbestechliche Menschenkenner sich auf's Neue dem früheren Freunde mit Zuneigung und mit Achtung nähern können? Nur eine geistige Verwandtschaft zwischen dem König und dem Schriftsteller kann uns das Räthsel ihrer Freundschaft genügend lösen. Und diese Geistesverwandtschaft ist die Kampfgenossenschaft, in welcher Friedrich mit dem großen, seinem Jahrhundert auf so vielen Gebieten mit der Fackel der Forschung, der Freiheit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit voranleuchtenden Schriftsteller sich im Verlauf der Jahre in immer steigendem und innigerem Grade verbunden fühlte.

Noch vor wenig Jahren sind uns in dem gediegenen Vortrage, in welchem der Secretair der Berliner Akademie am Gedächtnißtage Friedrich's des Großen Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft dargestellt hat, mit den eindringendsten und beredtesten Worten die Ursache des ungeheuren Einflusses vergegenwärtigt worden, den Voltaire auf sein Zeitalter ausgeübt hat. Gegenüber der Geringschätzung, mit der die Leistungen von Friedrich's berühmtestem Freunde heut vielfach abgeurtheilt werden, war es ebenso mannhaft als gerecht, daß E. du Bois-Reymond hervorhob, wie wir heutzutage Alle mehr oder minder Voltaireaner seien. „So gewaltig ist Voltaire durchgedrungen, daß die idealen Güter, um die er ein langes Leben hindurch mit unermüdetem Eifer, mit leidenschaftlicher Hingebung, mit jeder Waffe des Geistes, vor Allem mit seinem schrecklichen Spotte rang, daß Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit, uns gleichsam zum natürlichen Lebenselement geworden sind, wie die Luft, an die wir erst denken, wenn sie uns fehlt; mit Einem Worte, daß was einst aus Voltaire's Feder als kühnster Gedanke floß, heute Gemeinplatz ist."

Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit — Voltaire hat mit der Feder für sie gestritten, Friedrich aber hat nicht minder hart als der Schriftsteller danach gerungen, diese hohen Ideale durch seine unvergleichliche Pflichttreue als Herrscher zu verwirklichen und sein Volk zu ihnen zu erheben. — Beide, der Schriftsteller wie der König, haben aus diesen Quellen den Muth und die Ausdauer zu ihrem Wirken geschöpft, Beide sind sich, als die Ungleichheit ihrer Anlagen, vornehmlich die unedlere Art des Franzosen, sie im Leben feindlich getrennt hatte, in dem Kampfe um diese Güter wieder als Streitgefährten und als ebenbürtige Geister begegnet. Mit vollstem Rechte feiert deshalb du Bois-Reymond am Schlusse seiner geistvollen Rede Beide als ewig verbundenen Doppelstern. „Auseinander strebend und im complementären Lichte des Kriegers und Staatsmanns des Dichters und Denkers funkelnd, hält sie doch zusammen Ein idealer Schwerpunkt, der ihre siegende Bahn bestimmt: Geistesfreiheit und Humanität."

Wenn bei Strauß die geistige Grundlage des Verhältnisses zwischen Friedrich und Voltaire nirgends in gleich energischer und anschaulicher Weise zusammengefaßt ist, so ist seine Auffassung doch wesentlich die gleiche, und er bringt für dieselbe bei Darstellung der persönlichen Beziehungen ungemein anziehende Beläge bei. Seine Anführungen aus dem Briefwechsel der Freunde bestätigen in einer für uns wohlthuenden Weise, wie namentlich in den späteren Jahren die Wärme der persönlichen Empfindung reiner und kräftiger bei dem Könige vorwaltet, und wie es Friedrich über sich vermocht hat, um der geistigen Gemeinschaft willen die ihn abstoßenden Seiten von Voltaire's Naturell gelassen zu tragen, ja sich die Gebrechen desselben freundlich zurechtzulegen. „Sie haben mir", schreibt er ihm im Sommer 1759, „Alles in Allem genommen, mehr Vergnügen als Verdruß gemacht. Ich erfreue mich mehr an Ihren Worten, als Ihre Bosheiten mir weh thun. Hätten Sie keine Fehler, so würden Sie das Menschengeschlecht allzutief demüthigen, und die Welt hätte Grund, neidisch auf Ihre Vorzüge zu sein. So wird man sagen: Voltaire ist der schönste Geist aller Zeiten; aber ich bin zum mindesten sanfter, ruhiger, umgänglicher als er; und das macht dem gewöhnlichen Menschenvolk Ihre Ueberlegenheit erträglich." — Vielfach zeugen die Briefe Friedrich's von der Freude an Voltaire's Schriften. Während er die alten

*) Vergl. den Aufsatz in Nr. 39 des „Magazin" von 1869: „Neue biographische Ermittelungen über Voltaire."

**) G. Freytag, Aus neuer Zeit. S. 237, 245.

immer wieder liest, ist er gespannt auf die neuen. Sie begleiten ihn auf seinen Reisen, sind sein Trost in kranken Tagen. „Voltaire und ich", schreibt er ihm einmal, „haben die Tour durch Schlesien zusammen gemacht und sind mit einander zurückgekehrt; ich muß sagen, Sie sind ein guter Gesellschafter." Und ein andermal meint der König, er wisse Voltaire's Dramen guten Theils auswendig und werde sich, falls ihm einmal die andern Hilfsquellen ausgehen sollten, als Souffleur der Voltaire'schen Stücke sein Brod zu verdienen suchen. Den tieferen Grund der Anziehungskraft zwischen Beiden berührt der schöne Brief, worin der König seine volle Anerkennung für Voltaire's Auftreten in der Calas'schen Angelegenheit ausspricht. „Das Unternehmen", schreibt er ihm, „wird Ihnen Ehre machen, und die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuße des Thrones und die Mächtigen der Erde genöthigt, Mißbräuche abzustellen. Fahren Sie fort, Wittwen und Waisen zu beschützen, die unterdrückte Unschuld, die von hochmüthiger Gewalt zu Boden getretene menschliche Natur aus dem Staube zu erheben, und sein Sie versichert, daß Niemand Ihnen mehr Glück dazu wünscht, als der Philosoph von Sanssouci." Zu Voltaire's flammender Entrüstung über die Ungerechtigkeit der französischen Gerichtshöfe, über den schändlichen Mißbrauch der Criminalrechtspflege, bietet sich in dem Eifer, mit dem der große König darauf hielt, daß seine Richter ohne Ansehen der Person gleiches Recht für Alle sprächen, die schlagendste Parallele. Und wie der Schriftsteller seine Forderung nach Gerechtigkeit unablässig und mit allen Waffen seines Geistes verfochten hat, so war dem Herrscher jener bekannte Müller Arnold'sche Proceß, in welchem sein Adlerblick eine Beugung des Rechts zu Gunsten des Mächtigen wahrzunehmen glaubte, der willkommene und mit aller Energie seines Geistes erfolgte Anlaß zu der Justizreform, welcher der preußische Staat die in ihren Grundlagen noch gegenwärtig wesentlich unerschütterte Gesetzgebung des Landrechts und der Gerichtsordnung verdankt.

P. D. Fischer.

Otto Müller: Zwei Dichterleben.

Bürger und Lotichius.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich unsere belletristische Literatur in hervorragender Weise mit dem Leben deutscher Dichter, ihm entnimmt sie gern die Stoffe für dramatische, Roman- und Novellen-Dichtungen, und seit Heinrich Laube's „Karlsschülern" und Gutzkow's „Königslieutenant" ist eine ganze Anzahl Schriftsteller ihnen auf das Gebiet gefolgt, und die Werke derselben, wenn wir namentlich die mehr oder weniger dichterisch gefärbten Behandlungen der Biographien berühmter deutscher Musiker beifügen, mögen wohl schon verschiedene Seiten unserer neuesten Bücherkataloge füllen. Wer wollte auch diesen Stoffen die Berechtigung, zu einer poetischen Behandlung vorwiegend geeignet zu sein, absprechen? Ist doch der wahre Dichter und der bedeutende Künstler eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß sein Leben meist von dem der Menge so abweichende Einzelnheiten bietet, daß sie wohl die Phantasie eines Schriftstellers anregen und ihm ein zur poetischen Behandlung anregendes „schätzbares Material" liefern können. Nur liegt hier die Gefahr sehr nahe, daß die Dichtung der Wahrheit Gewalt anthun mag und so das große Publikum, dem die Sichtung zwischen beiden erschwert ist, zuletzt nicht mehr weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört, daß also das historische Bild des Dichters oder Künstlers mannigfach entstellt erscheinen wird. Zu solcher Befürchtung wurden wir durch die Lectüre eines Buches angeregt, welches das Leben eines unserer volksthümlichsten Dichter, nämlich Gottfried August Bürger's, zum Gegenstande hat und so eben in dritter Auflage erschienen ist.*) Die schnell auf einander folgenden Auflagen dieses Werkes zeugen mehr als alles Andere von der Beliebtheit des Stoffes, und wahrlich, kein Name eines deutschen Dichters, selbst die unserer Heroen Schiller's und Goethe's nicht ausgenommen, erfreut sich einer so allgemeinen Bekanntschaft und Beliebtheit beim deutschen Volke, als der des Dichters der unsterblichen „Lenore". Was Wunder also, wenn dasselbe gern zu einer Lectüre greift, die ihm einen Blick in das schicksalsreiche Leben seines Lieblings und in die Seele eines seiner reichbegabtesten Söhne verheißt. Und dabei läuft von selbst der Wunsch mitunter, dies Leben, auf welchem so mancher dunkle Schatten lastet und auf welches Mit- und Nachwelt so manchen Vorwurf gehäuft, von den Flecken möglichst gereinigt zu sehen, so daß die Verehrung, welche man den großen Schöpfungen des verklärten Poeten weiht, auch ungetrübt sich auf sein Leben übertragen können. In diesem Sinne ist die in neuer Auflage vor uns liegende Schrift Otto Müller's offenbar verfaßt, von der es, da wir ihre Bekanntschaft voraussetzen müssen, nicht nöthig sein wird, viel zu sagen. Von seiner ersten Hochzeit mit Dora Leonhardt im Jahre 1774 an verfolgt der dichtende Biograph das äußerlich und mehr noch innerlich so bewegte Leben Bürger's bis an seinen Tod; wir werden in die ungeheuren Seelenkämpfe des Dichters geführt, namentlich in seine Kämpfe zwischen der Pflicht gegen die Gattin und der Liebe zu seiner angebeteten Molly, die so recht eigentlich neben der des Dichters selbst die Hauptfigur in dem Roman bildet; wir empfinden mit ihm die kurze Seligkeit ihres endlich ihm vergönnten Besitzes, wie den namenlosen Schmerz über ihren Verlust nach dem so kurzen Glück. Daneben erregen überall bekannte Personen unser lebhaftes Interesse, neben dem excentrischen und seiner wilden Phantasie nie Herr werdenden Hahn die anderen Mitglieder des Hainbundes, auch die Gestalten fürstlicher Mäcene, wie vor Allen die Karl August's von Weimar, treten in den Kreis des Dichters, und dabei thun wir einen tiefen Blick in die Verhältnisse der Göttinger Universität in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in das bewegte bunte Studentenleben der Georgia Augusta: Alles Bilder, die unser Interesse mannigfach wachrufen und fesseln. Aber den Mittelpunkt der Dichtung bilden doch immer die beiden Gestalten Bürger's und seiner Molly, und ihr Seelenleben ist mit so viel Wärme geschildert und in so hoch poetischer Begeisterung gehalten, daß wir die Absicht des Darstellers keinen Augenblick verkennen, den Schatten, welchen dies Verhältniß in das Leben des Dichters geworfen, hinwegzuwischen. Nur Eins vermissen wir dabei: die historische Treue und die geschichtliche Gerechtigkeit, und wenn wir auch zugeben wollen, daß man das Leben eines Dichters mit anderem Maße messen und ihm schon diese oder jene Verirrung seiner Phantasie und seines Gefühls zu Gute halten muß — es giebt doch ein allgemein gültiges, ewiges Sittengesetz, das Niemand ungestraft verletzen darf. Dieser Verletzung aber hat sich August Bürger schuldig gemacht, indem er die seiner Gattin angelobte Treue innerlich brach und so das

*) Bürger, ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Dritte Auflage. 2 Bände. Stuttgart, A. Kröner, 1870.

Leben der Schuldlosen zu einem qualvollen machte, von dessen Pein nur der Tod sie erlösen konnte. Diese Schuld wird Niemand, auch der wohlwollendste Dichter oder Biograph nicht von dem Leben des unglücklichen, weil charakterschwachen Liebling des deutschen Volkes hinwegnehmen können.

Zu gleicher Zeit ist der Verfasser mit einem zweiten Roman vor die Oeffentlichkeit getreten, der ebenfalls ein deutsches Dichterleben behandelt*), und wenn er in jenem uns von Neuem ein in seinem Sinne verkanntes Dichterleben vorführt, so macht er in diesem uns mit einem deutschen Dichter bekannt, dessen Name vielleicht den Meisten seines Volkes bisher ebenso unbekannt geblieben ist, wie seine Dichtungen. Sagt doch selbst der ein Jahrhundert später lebende Pollhystor Morhof von ihm, den er einen Phönix unter den deutschen Dichtern nennt, daß sein Name sogar den Deutschen fast ganz unbekannt gewesen. Es ist dies der poëta laureatus Lotichius — ein Name, den sicherlich Viele unserer Leser zum erstenmale hören, wie wir gestehen, daß wir seine Bekanntschaft auch erst durch die Dichtung des Herrn Otto Müller gemacht haben. Diese allerdings auffallende Erscheinung erklärt sich zur Genüge durch den Umstand, daß Lotichius ausschließlich in lateinischer Sprache dichtete, und doch ist er ein deutscher Dichter gewesen, da seine Stoffe, nach den Versicherungen derjenigen, die sie kennen, vorwiegend deutsche Interessen, die Liebe zum deutschen Vaterlande, seine Geschicke und seine Helden, behandeln. Nachdem er seine Jugend in dem Hause seines Lehrers Jacob Micyll, damals Rector der Lateinschule zu Frankfurt am Main, verlebt, bezog er als neunzehnjähriger Jüngling die Universität Wittenberg, wo er als Melanchthon's erklärter Lieblingsschüler zu den Füßen des herrlichen Meisters saß und seinen begeisterten Vorträgen über das hellenische Alterthum lauschte. Neben dem Studium der griechischen Literatur und Sprache lag er hier und später in Erfurt und Leipzig dem der Naturwissenschaften, besonders der Medicin und Botanik mit regem Eifer ob. Als er einen Band lateinischer Gedichte herausgab, wurde er von den Besten seiner Zeit als talentvoller Dichter anerkannt und aufgemuntert. Erst nach der unglücklichen Schlacht von Mühlberg, als die evangelische Sache verloren schien und Melanchthon und seine Schüler von Wittenberg nach Magdeburg flüchteten, erwachte im Getümmel der Waffen sein jugendlicher Muth; er nahm Kriegsdienste in einem Magdeburger Reiter-Regiment, und nun begann für ihn eine Zeit unsäglicher Drangsale und Beschwerden, bis ihn der Tod seines Vaters in die Heimat, in's Hanauische, zurückrief. Nach wohlbestandener Prüfung kehrte er als junger Magister artium liberalium nach Schlüchtern zurück, von wo er bald darauf als Erzieher und Reiseführer mit drei jungen deutschen Edelleuten zuerst nach Frankreich ging und nach einem Aufenthalt von vier Jahren im Jahre 1555 seine Zöglinge nach Italien, der Wiege der wiederauflebenden europäischen Kultur, begleitete. Von Padua, wo bald nach ihrer Ankunft die Pest ausbrach, siedelten sie nach Bologna über, und hier machen wir im folgenden Jahre die Bekanntschaft des deutschen Magisters und lateinischen Poeten. Wir werden in das Leben der Deutschen auf einer italiänischen Universität in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt, und erleben hier die mannichfachsten Schicksale, die ihn und diesen oder jenen seiner Zöglinge betreffen, bis sein immer wachsender Ruf ihn als Professor in die deutsche Heimat nach Heidelberg zurückführt. Aber schon ist seine Kraft, wenn auch nicht gebrochen, so doch gestört und die Klarheit seines Geistes getrübt durch ein Gift, welches eine eifersüchtige Italiänerin gemischt und das er statt eines jugendlichen Freundes, für den es bestimmt war, in einer Speise genossen hat. Wenn auch seine kräftige Natur dem Gifte Widerstand leistet und er nach schwerer Krankheit sein Leben rettet, so ist doch seine spätere Wirksamkeit vielfach durch einen temporären Wahnsinn, der ihn von Zeit zu Zeit heimsucht, gestört, bis der Tod an jenem Tage, da ihm die höchste Ehre, die Krönung als Dichter, zu Theil wird, dem gequälten Leben ein Ende macht. Wie viel an dieser durch vielfache romantische Episoden verzierten Leben des bisher unbekannten Dichters wahr ist, können wir freilich nicht nachweisen, da uns bisher auch der Name des Dichters unbekannt geblieben; doch zeichnet sich diese Schrift vor der erstgenannten durch größere Ruhe und ein mehr geschichtliches Kolorit aus, und jedenfalls muß es als ein Verdienst des Verfassers anerkannt werden, daß er uns mit einem Manne bekannt gemacht hat, der nach den Zeugnissen, die uns über ihn und sein Wirken aufbehalten sind, eine für seine Zeit sehr bedeutende Erscheinung gewesen und der es wohl verdient, daß nicht nur die Dichtung, sondern auch die literarische Forschung sich mit ihm und seinen Werken eingehender beschäftigt. Dr. Z.

*) Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Otto Müller. 3. Bde. Stuttgart, A. Kröner. 1870.

Aus der Jugendzeit, von Adolf Stahr.*)

Die Jugendgeschichte eines hervorragend bedeutenden Mannes wird, treu erzählt, neben dem biographischen immer auch zugleich historischen und kulturgeschichtlichen Werth haben, denn in den Erlebnissen des einzelnen, bedeutenden Menschen spiegeln sich die Weltereignisse ab, und zwar um so klarer, je reiner und größer die Spiegelfläche ist, die die Strahlen zurückwirft. Es hat aber nicht Jeder eine Geschichte, wenn er auch noch so viel erlebt, während umgekehrt der wahre Mensch auch im weltentlegensten Dorfe und in den allerengsten Verhältnissen an sich und Andern Bedeutendes erleben kann.

Das Bändchen Jugenderinnerungen, mit denen Adolf Stahr so eben die deutsche Lesewelt beschenkt hat, und das hoffentlich nur der Anfang einer größeren Reihe von Lebensmomenten ist, bildet einen Beleg für das Obige.

Die ersten Erinnerungen des Knaben, (Stahr ist 1805 geboren) fallen in die Zeit des großen Befreiungskrieges; einzelne bedeutungsvolle Züge haben sich dem kindlichen Gemüthe tief eingeprägt, vielleicht um so tiefer, als sie noch nicht oder nur halb verstanden wurden, denn solche Eindrücke hält ja das Gedächtniß mit besonderer Zähigkeit fest. Gerade dadurch, daß Stahr sie ohne alle spätere Zuthat, mit einem einfachen Pathos, das an Erkmann-Chatrians Schilderungen erinnert, wiedergiebt, wirken sie so ergreifend, zumal in diesen Tagen, wo man unwillkürlich getrieben wird, die große Vergangenheit mit der noch größeren Gegenwart zu vergleichen.

Aber auch abgesehen von diesem Interesse ist das kleine Buch von erziehlichem Werthe, da es mit großer Treue den Bildungsgang und die von einem trefflichen Vater geleitete Erziehung des Knaben schildert. Obgleich in der in vieler Hinsicht so begünstigten Stellung eines Landprediger-Sohnes er-

*) Lebenserinnerungen von Adolf Stahr. Schwerin i. M., Hildebrand's Verlag, 1871.

wachsen, konnte Stahr doch schon früh den Ausspruch des römischen Dichters auf sich anwenden:

„Der, der da strebt, das erwünschte Ziel der Bahn zu erreichen,
That und ertrug als Knabe schon viel, trug Hitze und Kälte;
Lernte entbehren der Lust. —"

Ein großer Gewinn würde mancher Jugend- und Volksbibliothek durch den Besitz des kleinen Werkes erwachsen.

Belgien.

Alfred Michiels: Die Rechte Frankreichs auf Elsaß und Lothringen.*)

Diese vor einigen Tagen in Brüssel erschienene Schrift, deren Verfasser einen vlamischen Namen trägt, wiewohl er ein geborener Pariser ist,**) hat den von ihr proklamirten Zweck, Europa den Beweis zu liefern, daß die Deutschen, welche behaupten, auf Elsaß und Lothringen historische Rechte zu besitzen, kein Wort von der Geschichte der betreffenden Lande wissen, welche ganz unanfechtbar zu Frankreich gehörten.

Die historische Darlegung dieser Thesis ist das kuriosesfte, was man sich denken kann.

Der Verfasser beginnt damit, daß er, auf die Autorität von Dom Calmet sich stützend, behauptet, im Mittelalter, zur Zeit der Feudalherrschaft, habe Lothringen keinen Theil des deutschen Reiches gebildet; ja es sei in keiner Weise mit ihm verbunden gewesen, da es keinem Kreise des Reiches angehört habe; auch hätten seine Souveraine dem Kaiser niemals den Homagial-Eid geleistet. Ebenso sei es den Königen von Frankreich nicht lehnspflichtig gewesen. Es habe sich demnach zwischen den beiden mächtigen Nachbarn frei und als unabhängiger Staat erhalten.

Nichtsdestoweniger erkennt Herr Michiels auf der folgenden Seite seines Buches an, daß mehrere Landstriche des heutigen Lothringens sich in einem politischen Abhängigkeits-Verhältnisse befanden, daß die Herzoge von Bar dem Könige von Frankreich den Lehns- und Huldigungs-Eid leisteten, und daß die Bisthümer Metz, Toul und Verdun dem deutschen Reiche lehnspflichtig waren. Aber nachdem die Bürger von Metz das Joch des geistlichen Regiments abgeschüttelt hatten, wurde ihr Beispiel von den Einwohnern Touls und Verduns nachgeahmt. Sie entrissen ihren Bischöfen die von diesen bis dahin gehandhabte Rechtspflege und ließen ihnen Nichts, als die Mitra und das Kreuz, die Symbole der bischöflichen Würde. Die drei Städte stellten sich dadurch auf gleiche Linie mit den freien Reichsstädten Deutschlands, sagt Herr Alfred Michiels; sie schlossen sich wieder dem deutschen Reiche durch die schwachen Bande eines Lehnsverhältnisses an, welches ihnen keinerlei ernstliche Verpflichtung auferlegte.

Wie schwach nun aber auch die Bande dieses Lehnsverhältnisses gewesen sein mögen, müßten sie doch immerhin bei jedem wahrheitsliebenden Manne große Bedenken gegen die Vertheidigung der von unserem Verfasser aufgestellten Thesis erregen. Aber als ein richtiger Pariser, hüpft Herr Michiels frisch und fröhlich über diese Schwierigkeit hinweg und gelangt dadurch mit Einem Sprunge bis zu René, Herzog von Anjou, Grafen von Provence und von Guise, dessen Gelangung zur Herrschaft, wie der Verf. sagt, Lothringen zu einer gänzlich französischen Provinz machte.

Wir haben hier also eine Gelangung zur Herrschaft, welche ein zwiefaches Ergebniß hatte: erstlich verwandelte sie einen Herzog von Anjou in einen Vasallen des Kaisers, und zweitens machte sie ein deutsches Reichslehen zu einer französischen Provinz! ....

Um seine Behauptung zu beweisen, erinnert der Verfasser daran, daß René einer jüngeren Linie der königlichen Familie von Frankreich angehörte, daß der Herzog von Bar, sein mütterlicher Großoheim, ihm alle seine grundherrlichen Besitzungen vermacht und ihn mit der Erbin des Herzogthums Lothringen vermählt hatte, daß René auf diese Weise Herzog von Bar, Marquis von Pontamousson und Herzog von Lothringen geworden; daß der zweite Sohn René's die Tochter Ludwig's XI. heiratete; daß die Fürsten des Hauses Lothringen jahrelangen Aufenthalt am Hofe von Frankreich nahmen und daß die beiden regierenden Familien ununterbrochen eheliche Verbindungen mit einander eingingen.

In den Augen des Herrn Alfred Michiels erscheint es unzweifelhaft, daß die eben erwähnten Umstände dahin führen mußten, die Lothringer in Franzosen zu verwandeln. Gleichwohl berichtet er demnächst, wie unter der Regierung Heinrich's II. von Frankreich der Connetable von Montmorency sich der Stadt Metz „durch Hinterlist bemächtigte, durch eines jener Strategeme, welches die Kriegskunst aller Zeiten als prinzipiell zulässig erachtete." Herr Michiels sagt sogar bei dieser Gelegenheit, „daß der Connetable den Einwohnern von Metz erklärte, er kenne ihre feindseligen Gesinnungen gegen den König ebenso, wie ihre Umtriebe zu Gunsten des Kaisers." Der Verfasser scheint nicht zu merken, welcher Widerspruch zwischen diesen Thatsachen und der angeblichen Wahrheit sich befindet, die er der Welt verkündet.

Der übrige Theil der vorliegenden Schrift ist von derselben Beweiskraft.*) Als historische Arbeit verdient sie kaum beachtet zu werden, wiewohl der Verfasser die Prätension hat, den Beweis geliefert zu haben, „daß die Vereinigung der drei Bisthümer sowohl, als des übrigen Lothringen und des Elsaß, mit Frankreich in der allergesetzlichsten und tadellosesten Weise stattgefunden habe."

Als Diatribe, als eine Schmähschrift heftigster Art ist die Leistung des Herrn Alfred Michiels vielleicht das Extravaganteste, was das heutige französische Marktschreierthum hervorgebracht hat. Dergleichen Schriften widerlegt man nicht. Wenn Aerger und Zorn gewisse Formen annehmen, dann werden sie zum Possenspiel!

Brüssel. P. A. F. Gerard.

*) Les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine, par Alfred Michiels. Bruxelles, 1871. (80 p.)

**) Herr Michiels ist unter Anderem auch der Verfasser einer Geschichte der vlamischen Malerschule (Histoire de la peinture flamande), wovon nächstens der neunte Band erscheinen soll. D. Red.

*) Die Behauptungen des Herrn Michiels in Bezug auf die geschichtlichen Verhältnisse des Elsasses sind sogar noch viel widerspruchsvoller und wahrheitswidriger, als die in Bezug auf Lothringen. D. R.

Schweden.

Stimmen für Deutschlands Sache.

Auch in Schweden fängt es endlich an, zu tagen; ja, es fängt an, in die skandinavischen Köpfe Licht zu kommen. Das unwissende Geschrei der Zeitungen, die, mit alleiniger Ausnahme der Gothenburger Handels- und Schiffahrts-Zeitung, schon gegen das von Frankreich muthwillig angegriffene Deutschland und noch mehr für die schmählich unterlegenen, sich und ihr Land zerfleischenden Franzosen Partei nahmen, wird allmählich durch die Stimmen unterrichteter und besonnen urtheilender Männer verdrängt. Eine Schrift des Mag. Hans Forsell, Lehrers an der Universität Upsala, worin die Naturgemäßheit der Sympathieen Skandinaviens mit deutscher Denkart, deutscher Wissenschaft und Literatur nachgewiesen wird, ist bereits in zwei Auflagen vergriffen. Forsell läßt weder die Abreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark, noch das alle Freunde des Lichtes und des Fortschritts tief verletzende Gebahren der „kleinen aber mächtigen Partei in Preußen", als berechtigte Motive eines Nationalhasses gelten, wie er sich gegen Deutschland seit zwanzig Jahren in den skandinavischen Ländern verbreitet habe. Wie er meint, würden die dänischen Landstriche von Nordschleswig, wenn sie nur fest und beharrlich blieben, ihre Wiedervereinigung mit dem skandinavischen Mutterlande schon durchsetzen, und was die Junker und Reactionaire in Norddeutschland betreffe, so sei ihres Regimentes Endschaft im neuen und intelligenten deutschen Reiche ebenso mit Sicherheit zu erwarten, wie das schmähliche Scheitern der Pläne der Ultramontanen und der Dunkelmänner in Süddeutschland.

Einen noch größeren Leserkreis, als Forsell's Schrift, erwarb sich die vom alten General Hazelius in Stockholm veröffentlichte Broschüre „über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, dessen Ursachen und nächste Folgen".*) Der hochgeachtete Veteran tritt in dieser Schrift offen dem Treiben der schwedischen Journalistik entgegen, indem er den französischen Vorwand des Krieges als eine Verhöhnung des öffentlichen Rechtes brandmarkt und die ausländischen Schmeichler des Ehrgeizes und der Eitelkeit der Franzosen dafür mit verantwortlich macht, daß diese wähnen, sich, ohne Rücksicht auf das Recht anderer Nationen, Alles erlauben zu dürfen, während sie sich selbst für unantastbar und ihre Hauptstadt, à la Victor Hugo, dessen bekannte Adresse der schwedische Verf. „eine der wunderbarsten Wasserfluthen nennt, die jemals aus dieser Feder geflossen", für das größte Heiligthum der Welt erklären. „Frankreich", sagt General Hazelius, „hat allerdings das Recht, sich, wenn es durchaus so will, in seiner Verzweiflung in den Abgrund zu stürzen, sich unter dem Schutte von Paris und seiner anderen Städte begraben zu lassen, aber es hat kein Recht, Deutschland dafür verantwortlich zu machen"..... „Unerhört in der Geschichte ist es, daß eine Nation einer andern zuruft: „„Halt, Du hast kein Recht mehr, mich anzugreifen, nachdem ich Dir gesagt, daß ich den von mir begonnenen Krieg gegen Dich einstellen will; jetzt lasse mich, oder ich tödte mich selbst"".....

In seiner weiteren Entwickelung der Frage sagt der schwedische Kriegsmann, daß in unserer Zeit von der lateinischen Rasse, welche ihre Rolle als herrschende ausgespielt, die Macht gewichen und auf die volksaufgeklärte germanische Rasse übergegangen sei. Dies sei nicht allein kein Unglück für die skandinavischen Nationen, sondern müsse von denselben vielmehr als ein neuer Sonnenaufgang der Kultur begrüßt werden. Gehörten doch diese Nationen selbst der germanischen Rasse an, mit welcher sie verwandte Sprachen, verwandte Sitten und ein verwandtes Gemüthsleben hätten. Schwedens größter König sei für die Glaubensfreiheit Deutschlands gefallen, und diese Glaubensfreiheit sei auch heutzutage noch, wie Deutschlands Wissenschaft und Literatur, das belebende geistige Element der skandinavischen Völker.

*) Kriget emellan Tyskland och Frankrike, dess orsaker och närmaste foljder, af J. A. Hazelius. Stockholm.

Frankreich.

Paris vor 1870.

Wenn wir jetzt an Paris denken, so haben wir die belagerte und kämpfende, entbehrende und entsagende, hungernde und — sinnlose Riesenstadt vor Augen. Noch lange wird dies Bild unsere Einbildungskraft beschäftigen, auch wenn die Spuren der Belagerung längst wieder verwischt sein werden. Hier nun ist ein allerliebst geschriebenes Werkchen, das unsere Blicke noch einmal nach dem alten, dem „unentweihten" Paris zurückführt: Genrebilder aus dem modernen Babel von Friedrich Carl Peterssen.*) Es ist das heitere, bewegliche, plaudernde, sich amüsirende Paris, das uns hier von einem offenbar sehr gründlichen Kenner der Seinestadt in einer Reihe glücklich gezeichneter Bilder vorgestellt wird. Allerdings nicht von jener Seite, von welcher sich der genußsüchtigste Theil der in das moderne Babel strömenden Fremden vorzugsweise angezogen fühlte. Paris, das alte Paris, hatte auch seine tief gemüthlichen Seiten, und diese sind es, welche Herr Peterssen mit feinem Blicke herausgefunden und mit Vorliebe geschildert hat.

Wenn der Pariser die Puppenkomödien in den Bretterbuden der Elysäischen Felder besucht — und es zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin — so ist's, um von ganzem Herzen über — sich selbst zu lachen. Der Guignol, wie er's nennt, ist der drolligste Spiegel, in den ein Pariser hineinschauen kann. Seine Züge werden in diesem Komödienspiegel freilich stark und grob, aber er unterhält sich bei ihrem Anblick ganz ausgezeichnet. Dem harten Gläubiger wird stets Bezahlung — mit dem Besenstiel. Der Schwächere siegt immer über den Stärkeren, der Kleine über den Großen, die Frau, gemäß dem in Frankreich bestehenden Verhältnisse, über den Mann, der Kluge über den Dummen. In jedem Falle giebt's Schläge, und je kräftiger dieselben angebracht werden, desto größer das Gaudium der Pariser. Ein durchgebläuter geriebener Advokat, ein theurer Arzt, dem das erhoffte Honorar durch Vermittelung des spanischen Rohres dargereicht, ein grober Gendarm, dessen breiter Rücken plötzlich von einem Arm der Volksjustiz windelweich geschlagen, ein Ehemann, der von Madame mit Ohrfeigen regalirt wird — das sind Typen, die ihres Eindrucks auf den Pariser sicher sein können. Man ist stolz auf die „französischen Hiebe", die da ausgetheilt werden. In großen Actionen haben dieselben sich aber seit 1870 nicht bewährt, und sie werden daher wohl inzwischen auch im Guignol um ihren Credit gekommen sein.

Weiterhin schildert Herr Peterssen eine Arbeiter-Hochzeit —

*) Stuttgart, A. Kröner, 1870.

ein ungetrübtes „Fest der Handwerker". Hier beweist der Pariser Ouvrier, was er in Anstand, Witz, Tafelfreuden, burschikosem Gesang, Spiel und Tanz leisten kann. Der deutsche Professor war Ehrengast; er wohnte dem Feste von A bis Z bei, hörte des Maires Copulationsformel, das eiserne „Au nom de la loi!", machte in der Kirche Saint-Sulpice bei der Trauung die Erfahrung, daß die heilige Stätte sich zum Geldmarkte — nach der Bezeichnung eines Ouvriers — umwandelte, und schmauste, sang und tanzte dann in Belleville mit den Leutchen bis zum Frühlicht.

In bunter Abwechslung folgen Bilder aus dem Leben des Pariser Zigeuners, der allen Lagen des Daseins — und sie sind meist trübe genug — die poetische Seite abzugewinnen weiß; von einem leidenschaftlichen Erfinder, der für Milliarden Erfindungen in seinen Papieren, aber nicht einen Sous in der Tasche hat; von dem bunten Treiben im Rothen Schlosse; von dem „Anraucher", dem Barrikadenhelden Ormel, der seine republikanischen Betrachtungen beim Schwarzrauchen irdener Pfeifenköpfe weiterzuspinnen liebt und dabei ein hübsches Stück Geld verdient; von dem Straßen-Jongleur, von zärtlichen Rendez-vous der Arbeiter und Arbeiterinnen und von Mißverständnissen, die da mitunterlaufen, von dem philosophischen Decrotteur, von den Ordensgratulanten, vom Pariser Sporttreiben 2c. 2c.

Eins der interessantesten, aber auch der ernstesten Kapitel ist den Pariser Deutschen gewidmet. Nach der Vertreibung aller Deutschen aus Frankreich hat der Spuk, den der Verfasser in diesem Kapitel geistreich behandelt, wahrscheinlich auf lange Zeit sein Ende erreicht. Aber hoffentlich kommt die Zeit wieder, wo der Deutsche in Frankreich mit Ruhe seinen Geschäften nachgehen konnte, und für diesen Fall soll, so wünschen wir, Herr Peterssen sein Kapitel von den „Radbrecher-Typen" nicht vergeblich geschrieben haben. Es ist das Kapitel von den Deutschen, die in Paris ihre Sprache theils absichtlich, theils leichtfertig verwälschen. Der Verfasser theilt dieselben in drei Klassen: 1) Klasse der Gecken; 2) Klasse der Gleichgiltigen oder Flauen, und 3) Klasse der Unzurechnungsfähigen.

Der Unzurechnungsfähigen sind unzählige; man findet sie hauptsächlich auf der Straße als Gassenkehrer, in vornehmen Häusern als Lakaien, theilweise auch in den Werkstätten. Der Verf. notirte in einem Bierhause das Gespräch von dreien solcher Leute. Um diese zu kennzeichnen, sei es hier wiedergegeben:

Erster Gast (zum zweiten): „Jesses, ist das aujourd'hui 'ne Hitze!"

Zweiter Gast: „Dreißig degrés bei Chevallier!"

Dritter Gast: „Ah bah! trente! ist viel, ma foi!"

Zweiter Gast: „'s wird schlimm um die moisson aussehen."

Erster Gast: „Na, um's blé gerad' nicht; aber 's légume steht schlecht, und die haricots verts sind verflixt theuer."

Dritter Gast: „Das Brod ist bon-marché, und das ist die Hauptsach'!"

Erster Gast: „Wär's nur auch der Wein! Aber der impôt ist zu hoch; cinq sous par litre, das verwinde ein Mensch!"

Zweiter Gast (sich erhebend): „Garçon, voilà vier Sous, und zwei Sous pourboire, macht six. Adieu, messieurs!"

Dritter Gast (nach seiner Mütze langend): „Messieurs, auf Wiedersehen!"

Erster Gast (aufspringend): „Attendez! ich komm' mit. Zwei bock, garçon, huit sous, et deux pour vous, macht zehn."

Das Hauptkontingent zur Klasse der Gleichgiltigen liefern die mittleren Stände. Ihre charakteristischen Merkmale bestehen nicht sowohl in der direkten Vermischung französischer und deutscher Redensarten und Wörter, als vielmehr in der unwillkürlichen Anwendung französischer Satzbau- und sonstiger Regeln auf die hochdeutsche Mundart. Die daraus entstehenden Gallicismen sind in der Regel hölzern und steif, und noch dazu von einer klassischen Inkorrektheit. Solche Leute konjugiren frischweg „sein" mit „haben", kehren sich den Henker an das Regiertwerden der Fälle, lassen Inversionen Inversionen sein und übersteigen alle Hindernisse mit dem Selbstbewußtsein von Menschen, die ihrer Sache einmal gewiß sind. Erkundigt man sich bei einem Solchen nach seinem Alter, so erwiedert er mit der unbefangensten Miene: „Ich habe so und so viele Jahre". Fragt man ihn, ob er kürzlich einen Bekannten gesehen, so antwortet er möglicherweise: „Ich habe ihn gestern begegnet!" oder: „Er ist krank gefallen", oder: „Er hat kalt und warm erwischt!" Das Imperfektum ist ihm zur Mythe geworden und das dem Fluß der Rede, im Deutschen besonders, nicht immer Vorschub leistende Particip ist ihm mindestens so geläufig, wie einem Franzosen.

„Mit der Klasse der Gecken steigen wir in gesellschaftlicher Beziehung theilweise noch höher hinauf, haben wir uns hauptsächlich unter der sog. haute volée umzusehen und einen Krebsschaden aufzudecken, der unaufhörlich am Marke unserer herrlichen Sprache nagt. In jenen Kreisen ist man freilich auch kein Feind von rein französischen Floskeln, und das Französische wird daselbst nicht selten reiner und korrekter gesprochen, als in den Salons der Pariser Aristokratie selber. Was aber im Deutschen hauptsächlich zu Tage tritt, das ist das Französiren, das Haschen nach gallischer Zimperlichkeit auf Kosten der Reinheit der eigenen Mundart und das, ich möchte sagen, unwillkürliche Einstreuen französ. Wörter mit deutscher Endung... Es macht einen artigen Eindruck, ich versichere Ihnen, wenn man auf der Straße einem nobelgekleideten Menschenkinde begegnet, von dem man weiß, daß es in demselben Lande geboren und erzogen worden wie wir, und dieses Menschenkind nun den noblen Mund aufthut und unser Trommelfell mit einer Frage behelligt, etwa wie diese: „Ah comment va, mon cher? Wie conduirt man sich? Wie süpportirt man die Existenz?" — Ach, Vieles ist schön im Leben, aber das nicht."

Das einzige in die Politik hinübergreifende Kapitel ist das mit der Ueberschrift: „Sand in die Augen!" Der Verf. schrieb es jedenfalls vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und stellte darin den Satz auf, daß wohl schwerlich in einem Stadtkreise mehr Sand, und vielfacher Sand in die Augen gestreut werde, als in dem modernen Babel an der Seine. Der Krieg mit dem, was ihm voranging, hat den Satz auf's Glänzendste gerechtfertigt. Furchtbar sind jetzt die Folgen des Sandstreuens, und so gut hat man diese Kunst verstanden, daß sich kaum noch die Hoffnung hegen läßt, das französische Volk werde jemals wieder die Fähigkeit erlangen, vom Sande befreit, einen hellen, klaren Blick um und in sich zu werfen!

England.

Naturstudium und Naturdichtung.

Das Klima Englands, das, ebenso fern von der extremen Kälte wie von der übermäßigen Hitze der kontinentalen Länder, einem beständigen Frühlinge gleicht, hat auf Lebensweise, An-

schauungen und Gewohnheiten der Bewohner den entschiedensten Einfluß geübt. Sie leben im Allgemeinen mit der Natur auf einem weit intimeren Fuße als wir; sie verkehren mit ihr wie mit einer vertrauten und bequemen Hausgenossin, während wir uns schon für sehr begünstigt halten, wenn wir ihr nur alljährlich einen kurzen Sommerbesuch abstatten können; daß sie uns dann oft recht frostig aufnimmt und uns von ihren immensen Schätzen nur wenig zu schauen giebt, ist wohl natürlich. — Das große Verständniß, das der Engländer für alle Erscheinungen der Natur hat, seine Neigung, die ihn eigenen Grundbesitz, und sei er noch so klein, als das Ziel aller irdischen Wünsche betrachten läßt, spiegelt sich auch in seiner poetischen Literatur ab. Keine andere Nation hat einen solchen Schatz von feinen, glücklichen Beobachtungen, von treffenden, dem Naturleben entnommenen Vergleichen, von anmuthigen Naturschilderungen aufzuweisen, als die englische.

Neu bestätigt wird diese Erfahrung durch ein bereits in zweiter Auflage vor uns liegendes Werk: Nature-Study as applicable to the Purposes of Poetry and Eloquence.*) Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, den Poeten künftiger Tage mehr Methode in der Art ihres Naturstudiums zu empfehlen, da er „einen höchst beklagenswerthen (lamentable) Mangel daran" in den meisten bisherigen Leistungen findet. Den Hauptinhalt des Buches bildet eine reiche Sammlung von kurzen Stellen englischer und einiger anderer Dichter, die verschiedene Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens schildern. Diese Sammlung enthält so viel Schönes, Treffendes, Ergreifendes, daß sie eigentlich eine schlagende Widerlegung des Verfassers bildet, denn wenn ohne Methode so Gutes hervorgebracht werden konnte, so kann man kaum glauben, daß mit ihr noch höhere Resultate erzielt werden mögen. Daß „die bloße Wissenschaft die vollständigste Antipodin der Poesie sei, daß diese beiden entgegengesetzten Pole einander wohl nie berühren und umfassen werden," giebt Herr Dircks selber zu (S. 21). Dennoch eifert er mit etwas schulmeisterlich aussehendem Zorn gegen die Dichter, die „von der Natur als einem geheimnißvollen Wesen reden", die sich von ihrem Geiste angeweht fühlen u. s. w. und offenbar doch keine recht klare Vorstellung damit verbinden, was sie sich unter „Natur" eigentlich zu denken hätten. Selbst unser Goethe muß sich in dieser Hinsicht herben Tadel gefallen lassen, obwohl doch er gerade zur Genüge bewiesen hat, daß er die Natur auch noch mit anderm als bloß dichterischem Auge zu betrachten verstand. Hingegen findet Humboldt's Natur-Auffassung vollste Anerkennung, und seine Ansichten der Natur werden häufig citirt. Was der Verf. eigentlich unter der Methode des Naturstudiums für den Dichter versteht, sagt er erst am Ende seines Werkes im XII. Kapitel desselben, doch erfährt man auch hier mehr, was er nicht darunter verstanden wissen will, als daß er Positives gäbe. „Die beschreibende Poesie", sagt er, „kann nicht treu genug in ihrer Wortmalerei sein ..... allein gleich den Gemälden wird sie immer die Spuren von des Dichters eigenthümlicher Behandlungsart an sich tragen. Und nicht nur das, sondern ein Dichter erhebt sich zu den Sternen, ein anderer überklimmt Gebirge und durchmißt wüste Strecken, während ein Dritter nur für Blumen, Felder und die belebte Natur Interesse hat; Alle werden verschiedene Grade der Vortrefflichkeit in diesen verschiedenen Richtungen erreichen. Der Dichter kann wenig mehr als Genauigkeit in der Beschreibung zu erreichen versuchen.... Der Schüler wird lange Zeit hindurch für sein Talent genügende Beschäftigung finden, wenn er nur bestrebt ist, Anschaulichkeit und Treue in Schilderung der Dinge und Erscheinungen, die sich ihm täglich darstellen, zu erzielen, seien sie nun irdischer oder himmlischer Art. — Aber in keinem Falle kann die Wissenschaft mehr für ihn thun, als daß sie ihm eine gute Grundlage allgemeiner Bildung verleiht."

*) By Henry Dircks. Edinburgh, Nimmo, 1870.

Von positiven Rathschlägen giebt der Verf. folgende: Generalisation des Gegenstandes, dann Partikularisation desselben, und glaubt damit dem Dichter ein gutes Handwerkszeug eingehändigt zu haben. Wir aber glauben, daß die Dichter, die geborenen nämlich, fortfahren werden, auch ohne dieses Handwerkszeug, die Seele des Hörers zu rühren, zu ergreifen, zu erheben, zu trösten und sei es oft auch nur mit wenigen Worten — gerade die von Herrn Dircks mit äußerst feinem Gefühl zusammengestellte Sammlung liefert unzählige Beispiele dafür, — und was die andern sogenannten Dichter betrifft, nun, was sie mit oder ohne Naturstudium schaffen, ist ja im Grunde gleichgiltig — wo der Prometheusfunke fehlt, bleibt eben die bestmodellirte Natur nur — Thon.

M. St.

Holland.

Einiges über holländischen Polemiken-Styl.

Es mag beiläufig dreihundert Jahre her sein, daß in Deutschland in den sogenannten gebildeten, oder — was gleichbedeutend sein sollte — gelehrten Kreisen ein Ton angeschlagen zu werden pflegte, der ebensowenig seinem Zeitalter zum Lobe gereicht, wie den Individuen, von denen er ausging. Man erräth sofort, daß wir die Reformationszeit im Auge haben. Und wahrlich die Häupter sowohl der katholischen, wie der protestantischen Partei wetteiferten damals an Rohheit der Sprache, an Gemeinheit des Ausdrucks, unsere eben in der Umgestaltung begriffene deutsche Sprache so zu einer wahren Klassicität der Grobheit ausbildend. Diese Zeiten sind aber gottlob vorbei, und nur beim Kärner oder im Munde des Lastträgers begegnet man heutzutage noch zuweilen einer Sprache, welche an jene der damaligen Zeit gemahnt.

Es giebt aber ein Land, wo die bei uns vor dreihundert Jahren überstandene Krisis erst im 19. Jahrhundert eintreten zu wollen scheint, und dieses ist — Holland. Unsere Absicht ist es gewiß nicht, den Holländern Rohheit oder Mangel an Lebensart vorzuwerfen; wir haben bei einem langjährigen Aufenthalte unter ihnen sogar zahllose Beweise des Gegentheils erfahren. Doppelt überraschen muß es uns daher, wenn wir in Sphären, an welche mit Recht der Anspruch auf Bildung gestellt werden darf, eine Sprache sich breit machen sehen, wie sie durch keine Heftigkeit der Leidenschaft gerechtfertigt werden kann.

Als Illustration des hiermit Angedeuteten wollen wir vor der Hand bloß ein Beispiel aus mehreren herausgreifen, und als eines der sprechendsten des Verhältnisses zwischen zwei hervorragenden Persönlichkeiten der niederländischen Gelehrtenwelt gedenken. Dasselbe hat schon zu wiederholten Malen in Holland gerechtes Aufsehen gemacht und verdient wohl auch in Deutschland einmal besprochen, oder vielmehr — gerügt zu werden.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die mehr oder weniger stichhaltigen Gründe zu untersuchen, welche den nunmehr in behaglicher aber keineswegs „stiller" Zurückgezogenheit auf einem reizenden Landsitze in der Nähe Harlem's lebenden Professor Dr. J. van Vloten veranlaßten, dem in Leiden wohnhaften

und an der dortigen Hochschule thätigen Professor Dr. M. de Vries ewigen unversöhnlichen Haß zu schwören. Soviel uns bekannt ist, — und dies geht ziemlich klar aus van Vloten's eigenen Schriften hervor — datirt dessen Zerwürfniß mit de Vries noch aus der Zeit, wo Ersterer Professor zu Deventer war und auf die erledigte Lehrkanzel für Philologie an der Universität zu Groningen aspirirte. Was Prof. de Vries anbetrifft, so haben wir zwar nicht die Ehre ihn persönlich zu kennen, hören ihn aber allgemein als einen — wir betonen die Epitheta — durchaus rechtlichen und ehrenhaften Charakter schildern. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung dieses Mannes hingegen vermögen wir keinen Augenblick im Zweifel zu sein und erkennen wir ihn unumwunden als das Haupt der gegenwärtigen Philologen-Schule Hollands an. Uebrigens haben de Vries' namhafte Verdienste auch schon außerhalb der Niederlande anerkennende Würdigung gefunden, und erst kürzlich äußerte sich Rud. v. Raumer in seiner „Geschichte der germ. Philologie" (S. 730) folgendermaßen über ihn: „Durch seine gelehrten Arbeiten und als Lehrer der niederl. Sprache und Literatur an der Universität Leiden, gründete er eine neue Epoche der einheimischen Wissenschaft."

Nun scheint es, als ob Prof. de Vries in der obenerwähnten Angelegenheit van Vloten's ein entscheidendes Wort zu sprechen gehabt und die erledigte Professur in Groningen dem zwar jüngeren, aber äußerst thätigen Philologen H. E. Moltzer zuwenden zu sollen geglaubt hätte. Ob er hiebei blos aus innerer Ueberzeugung, oder, wie sein Gegner behauptet, aus Vorliebe für seinen ehemaligen Schüler gehandelt, wollen wir nicht näher erörtern; soviel ist aber gewiß, daß dem Deventer'schen Professor, bei Herausgabe einer Sammlung alter niederländ. Prosastücke, der unliebsame Irrthum unterlief, leibhaftige „Dekane" in Wärme spendende „Decken"*) zu verwandeln und daß unter so bewandten Umständen es Hrn. de Vries nicht schwer fallen mußte, seine Vorliebe für Hrn. Moltzer, der, nebstbei gesagt, um die mittelniederländische Literatur sich vielfach verdient gemacht hat, mit seiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen, wird Jedermann zugeben. Sei dem übrigens wie ihm wolle, Hr. van Vloten fühlte sich durch diese Zurücksetzung ebenso sehr verletzt wie benachtheiligt, und von jener Zeit stammt sein unauslöschlicher Haß gegen den „Leidener Sprachdiktator", wie er Hrn. de Vries spöttisch zu nennen pflegt.

Soweit mag Hrn. van Vloten's Handlungsweise, wenn auch nicht vollkommen gerechtfertigt, doch immerhin begreiflich erscheinen; was hingegen das äußerste Mißfallen jedes Gebildeten erregen muß, ist die Art und Weise, wie derselbe seit einer Reihe von Jahren seinem Unmuthe gegen seinen Gegner in der Oeffentlichkeit Luft zu machen beliebt. Es liegt uns nichts ferner, als auf die Details dieser langwierigen, eigentlich ziemlich einseitigen Polemik — denn Prof. de Vries verhält sich gegen van Vlotens Angriffe meist passiv — näher einzugehen. Wir wollen nur auf die jüngste von van Vloten ausgegangene Schmähschrift verweisen, welche an beleidigender selbst ehrenrühriger Grobheit Alles überbietet, was unter gebildeten Menschen bisher noch erhört worden, und deren Aufschrift allein hinreichen würde, um unsere Ansicht in ihrem vollen Umfange zu bestätigen; dieselbe lautet wörtlich: „An den unverschämten Bauernbetrüger Dr. M. de Vries." Letzterer ist nämlich seit mehreren Jahren mit der Herausgabe eines großartigen, im Maßstabe unseres deutschen, von Grimm angelegten Lexikons des gesammten niederländ. Sprachschatzes beschäftigt, — eine Arbeit, welche ihm von Seite des literarischen Kongresses und mittelbar von der holländischen Regierung übertragen wurde, und welche in Anbetracht ihres großartigen Planes wohl zur Lebensaufgabe dieses tüchtigen Gelehrten sich gestalten dürfte. Auf diesen Umstand anspielend, eröffnet Dr. van Vloten seine oberwähnte Epistel mit folgenden Worten:

„In der jüngst erschienenen Lieferung des unvollendbaren Riesenwerkes, womit Sie, als Opfer Ihrer Habsucht und im Interesse Ihres Beutels, aber zur Unehre Ihres Namens, Ihre nur allzu leichtgläubigen Landsleute zu hintergehen fortfahren, haben Sie sich, mir gegenüber, einer unverschämten Betrügerei schuldig gemacht, auf welche ich im Interesse einer ehrlichen und uneigennützigen Wissenschaft, sowie meines eigenen unbefleckten Namens nicht umhin kann, die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken." In diesem Tone fährt der Verf. fort, angeblich eine wissenschaftliche Frage müde zu hetzen, welche schließlich nur auf einen heftigen Ausfall gegen seinen Rivalen Moltzer hinausläuft, der hier als „professoraler Stümper" und als „gedankenloser Nachplapperer" behandelt wird.

Der kleinlichen aber darum doppelt unwürdigen Rache, de Vries' Namen an Stellen zu verschweigen, wo derselbe mit Fug und Recht angeführt werden sollte, wie wir dies neuerlich in der zweiten Ausgabe von van Vloten's „Geschichte der niederländischen Literatur"*) zu beobachten Gelegenheit hatten, — wollen wir hier nicht weiter gedenken. Der erbitterte „Hochlehrer" geht aber in seinem Grimme soweit, auch alle jene Individuen in seinen Zorn einzubegreifen, welche zu der Hauptperson seines Hasses in irgend einer näheren Beziehung stehen.

So konnte es nicht fehlen, daß auch Dr. E. Verwijs, seitdem er durch seine Betheiligung an der Herausgabe des oberwähnten „Wörterbuches" mit Dr. de Vries in nähere Verbindung getreten ist, die Zielscheibe von Prof. van Vloten's Angriffen wurde. Derselbe giebt seit beiläufig anderthalb Jahren eine philologische Zeitschrift, betitelt „De Taal- en Letterbode" heraus, in welche Hr. v. Vloten es keineswegs verschmähte, anfänglich einen Aufsatz über „Jacob van Oostvoorne" einrücken zu lassen. Freilich wußte er sich gar bald über eine von Seite der Redaktion begangene Indiscretion zu beklagen, und wenige Monate nachher trat er in einer eigenen Broschüre öffentlich gegen Dr. Verwij's auf. Diese ganz in dem mehrfach bezeichneten Tone gehaltene Schrift führt den auf Deutsch schwer wiederzugebenden Titel: „Ploerten-Kritiek." Ploert bedeutet eigentlich so viel wie „Lotterbube" und demnach wäre die Uebersetzung „bübische Kritik" noch bei weitem zu milde. Daß natürlich bei einer so günstigen Gelegenheit der erzürnte Deventerer Professor nicht ermangelt, seine Rede auch mit häufigen Ausfällen gegen des Angegriffenen Lehrmeister — de Vries — zu würzen, braucht nach der vorausgegangenen Darstellung nicht erst gesagt zu werden. Zu seiner gewöhnlichen, an gemeine Grobheit streifenden Derbheit der Sprache fügt aber Hr. van Vloten in dieser letzterwähnten Schrift noch eine Reihe der plumpsten Verdächtigungen, welche offenbar darauf abzielen, die in gutem Einvernehmen lebenden Leidener Freunde untereinander und namentlich die Herausgeber des „Taal- en Letterbode" mit seinem Hauptgegner zu entzweien, was ihm jedoch angesichts der überaus plumpen Anlage seiner Intriguen nicht gelingen dürfte.

---

*) Beides lautet „deken", nur das Geschlecht ist verschieden.

*) Auf S. 103 bei Citirung des Maerlant'schen „Spieg. hist." werden die beiden Herausgeber desselben — die Herren de Vries und E. Verwijs — gar nicht genannt.

So fährt der quiescirte Professor van Vloten schon seit einer Reihe von Jahren fort, aus bloß persönlichen Rücksichten dem gesammten gebildeten Publikum Hollands das unerquickliche Schauspiel eines Kampfes zu geben, der im Prinzipe sowohl wie noch mehr durch die Art und Weise seiner Durchführung allenthalben Aergerniß erregt und dabei trotzdem seinem Gegner ebenso wenig zu schaden, wie ihm selbst zu nützen vermag, wohl aber dazu geeignet ist, im In- und Auslande das Ansehen des holländ. Professorenthumes zu beeinträchtigen, ja dasselbe völlig zu discreditiren. Es wirft in der That kein günstiges Licht auf den Professorenstand, wenn hervorragende Persönlichkeiten desselben ihre besten Kräfte in bübischer Befriedigung persönlicher Feindseligkeiten vergeuden, und noch dazu sich soweit vergessen, in unwürdiger, ja gemeiner Weise ihre Kollegen zu befehden.

In Holland ist es Herrn van Vloten bereits gelungen, sich durch sein nicht nur unmanierliches, sondern zuweilen sogar perfides Auftreten um alles Ansehen in den Augen der Oeffentlichkeit zu bringen; die deutschen Fachmänner kennen ihn bis jetzt — trotz mancher verzeihlicher Irrthümer — als den Verfasser mehrerer nicht ganz verdienstloser Arbeiten auf dem Gebiete der niederländ. Sprachkunde und Literaturgeschichte. Er sehe zu, nicht auch Deutschland zu derselben Ansicht zu bekehren, wie seine Landsleute. Mögen diese Zeilen bis nach seinem ruhigen Wohnsitz Kleveroord dringen; vielleicht werden sie ihn — in seinem eigenen Interesse — bestimmen, in Zukunft sein Rachegefühl zu bezähmen, oder bei etwaigen Ausbrüchen desselben doch einer gemäßigteren, würdigeren Sprache sich zu befleißen.

A. G.

Rußland.

Ein Streit deutscher und russischer Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft.

Zwei kleine Broschüren, eigentlich nur für gelehrte Kreise bestimmt, haben einen Streit hervorgerufen, welcher durch eine politische Zeitung auch vor den Richterstuhl des großen nichtgelehrten Publikums gezogen worden. Wir erachten es, angesichts dieser Thatsache, für angezeigt, über die Sachlage zu referiren, ohne für jetzt ein positives Urtheil abzugeben.

Die beiden Schriften heißen: „Die Begründung der Chemie durch Lavoisier"*), von Jacob Volhard, Dr. und Professor der Chemie an der Universität München, und „Ueber den Zustand der Chemie in Frankreich"**), von Dr. Hermann Kolbe, ord. Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Die russische chemische Gesellschaft trat zunächst mit dem Ausdruck des öffentlichen Bedauerns über diese beiden Schriften auf, und zwar wie sie sagte, weil durch diese Abhandlungen in das Gebiet der Wissenschaft ein fremdes Element eingeführt werde. Mit Eifer aber erließen darauf vier russische Gelehrte, die Herren N. Zinin, A. Butlerov, D. Mendelejeff und A. Engelhardt eine Erklärung in der St. Petersburger Zeitung, in welcher sie ihre Indignation über jene Abhandlungen aussprachen.

So verschiedener Ansicht man immerhin über die sachliche Begründung der Erklärung, sowie über diesen Schritt überhaupt sein mag, so bleibt doch immerhin der Beweggrund dazu anerkennenswerth. Die russischen Chemiker setzen nämlich voraus, daß diese Aufsätze lediglich durch die jetzt zwischen Deutschland und Frankreich obwaltende Feindseligkeit hervorgerufen seien. Der Siegesrausch in Deutschland, behaupten sie, sei jetzt so unwiderstehlich, daß selbst friedliche Männer der Wissenschaft davon hingerissen und zum Streit begeistert werden, um den Feind nicht blos mit Feuer und Schwert, sondern auch mit Wort und Gedanken und selbst auf Kosten der Wissenschaft und Wahrheit zu bekämpfen. Hier müssen wir einschaltend bemerken, daß beide Abhandlungen, welche in Separatabdrücken aus dem „Journal für praktische Chemie" vorliegen, eine große Anzahl von Annahmen und Behauptungen, welche bis dahin gang und gebe gewesen und neuerdings, namentlich in der „Geschichte der chemischen Lehren" von Adolph Wurtz ihren Abdruck gefunden, auf das richtige Maß zurückzuführen und zu berichtigen streben.*)

Vor einigen Monaten, sagen nun die russischen Chemiker, sei es möglich und gerecht gewesen, solchen Behauptungen entgegenzutreten; zu jener Zeit würde dies einfach als richtiges oder unrichtiges Streben nach geschichtlicher Wahrheit aufgefaßt worden sein; wer aber so lange geschwiegen habe, der sollte auch noch länger zu schweigen verstehen, denn in den Worten, die jetzt, seit dem erbitterten Kriege, geredet worden, könnten sie (die russischen Chemiker) von ihrem neutralen, „von Blut und Siegesrausch freiem Standpunkt aus" nicht umhin, den Mangel des feinen Humanitäts-Gefühls und statt dessen Erbitterung zu erblicken. Um die Besprechung dieses wissenschaftlichen Gegenstandes in einer politischen Zeitung zu motiviren, heißt es am Ende jener Erklärung, daß die objective Beobachtung zu dem bedeutungsvollen Schluß führe, selbst Männer der exacten Wissenschaft können die feinen Humanitätsgefühle einbüßen, sobald ihr Land von einer leidenschaftlichen Erregung bewältigt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sei diese Sache nicht nur für den Chemiker, sondern für Jedermann belehrend, und das Gefühl der Bitterkeit, mit welcher sie die Abhandlungen von Volhard und Kolbe gelesen, werde einem jeden freistehenden und objectiv anschauendem Manne verständlich.

In einer „Berichtigung"**) von Prof. Dr. Volhard in München weist der Verfasser nun aber nach, daß seine Abhandlung bereits im November 1869 aus zwei Vorträgen entstanden und schon am 1. Mai 1870 in den Händen der Redaction des „Journal für praktische Chemie" sich befunden. Berücksichtigt man nun von einem ganz neutralen Standpunkt aus, daß das betreffende Heft jenes Journals bereits im Beginn des Juli im Buchhandel erschienen und daß auf dem Titelblatt desselben ausdrücklich der Vermerk sich befindet: „Geschlossen am 1. Juli", so erscheint von vornherein das ganze Echauffement der russischen Herrn Chemiker unnöthig und ihre Entrüstung sogar bedenklich vom Parteistandpunkte aus gefärbt. Oder sollte man Wahrheiten und Thatsachen oder auch Behauptungen, welche man doch für die ersteren hält, lediglich deshalb unterdrücken, weil das eigene Volk mit dem des Gegners gerade im blutigen Kriege steht? Dies wäre auf dem Gebiete der exacten Wissenschaft denn doch wohl eine so zarte Rücksicht, daß man sie als unerhört bezeichnen müßte. Aehnlich verhält es sich nun

*) Leipzig, J. A. Barth.

**) Derselbe Verlag.

*) Das Paradoxon, mit welchem Herr Wurtz sein übrigens verdienstvolles Werk beginnt: „La chimie est une science française" hat zur Zeit auch in unseren Blättern gerechte Bedenken erregt. D. R.

**) Leipzig, J. A. Barth.

auch mit der Abhandlung von Dr. Kolbe, dessen Polemik ebenfalls zu den Zeitereignissen nachweisbar nicht in der entferntesten Beziehung steht. K. N.

Arabien.

Der Ramadhân in Arabien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

In keiner anderen Epoche des Jahres offenbart sich eigenthümlicher die Physiognomie moslemischer Städte, als im heiligen Monat Ramadhân. Das gezwungene Fasten bei Tage, das Essen nach Sonnenuntergang und unmittelbar vor Beginn der Morgendämmerung bewirken, daß alle Gewohnheiten des Lebens der übrigen elf Monate, in diesem einen in das grade Gegentheil umschlagen. Sind die Araber sonst ein Volk der frühen Stunden, das mit den Hühnern aufsteht und zu Bette geht, so macht sie der Ramadhân zu Langschläfern und zu Nachtschwärmern; sind sie sonst von einer stoischen Mäßigkeit, so entschädigen sie sich in diesem Monat für das Tagesfasten durch einen fast übertriebenen Speisegenuß und Küchenluxus, denn in dieser Epoche scheint selbst der Aermste nur von Einer Rücksicht erfüllt, nämlich der, seinen durch Fasten gepeinigten Magen durch eine Anzahl möglichst leckerer Gerichte zu entschädigen. Auch das Straßenleben bietet den diametralen Gegensatz zu dem der übrigen Monate. Sonst bei Tage belebt und des Nachts in Dunkelheit gehüllt, sind die Gassen nun über Tags wie ausgestorben, aber des Nachts funkeln sie von einem Lichtmeer, das die Unzahl kleiner Lämpchen aus Bazaren und Buden erzeugt. In keinem Monat ist auch der Moslem ein strengerer Beobachter seines Sittengesetzes und seiner religiösen Vorschriften. Es ist gleichsam der orthodoxe Monat. Ist dies schon in andern Ländern des Islam der Fall, um so mehr hier, in Dschedda, wo mich der diesjährige Ramadhân hinführte, der Hafenstadt Mekkas, der Schwelle des heiligen Gebiets, in dem alle Orthodoxie gipfelt und in ihrem Ausdruck potenzirt erscheint.

Nirgends vielleicht wird dem Ramadhân mehr Wichtigkeit beigelegt, als hier. Seinen Anfang genau zu bestimmen, das ist eine Art von Lebensfrage für alle Ulema's, Mufti's, Kadi's, Fakih's (Schriftgelehrten) u. s. w. Dieser Anfang findet bekanntlich am neunten Neumond des Mondjahres statt, aber eine astronomische Bestimmung dieses Zeitpunkts nützt gar nichts. Der Neumond muß gesehen und von den religiösen Respectspersonen bezeugt worden sein. Nicht eher kann der heilige Monat anfangen. Dies Jahr war nun gerade zu Ende des achten Monats die in Dschedda sehr kurze (meist nur 2—3 Tage dauernde) jährliche Regenzeit eingetreten, der Himmel folglich umwölkt und die Späher nach dem Neumond hatten am Abend des 23. November, an dem schon Neumond im Kalender stand, nichts von ihm sehen können. Man bereitete sich deshalb allgemein vor, den 24. November noch als zum vorhergehenden Monat gehörig anzusehen und hätte diesen Tag über gewiß ohne Fasten zugebracht, wenn nicht Abends um 9 Uhr ein wichtiges Ereigniß eingetreten wäre, das der ganzen Sache eine veränderte Gestalt verlieh. Die Kanonenschüsse, welche den Anfang des Ramadhân verkündigen und die gewöhnlich um Sonnenuntergang erfolgen, da man nur dann den Neumond sieht, ertönten nämlich diesmal zu Aller Ueberraschung in jener späten Abendstunde. Bald raunte man sich in die Ohren, daß ein Courier auf einem Hadschin (so nennt man hier und in Aegypten die schnelllaufenden Kameele, die sonst Mähari heißen) in 3½ Stunden von Mekka gekommen sei, um den Bewohnern der Hafenstadt anzukündigen, daß man in der heiligen Stadt glücklicher gewesen und den Neumond wirklich gesehen habe, der Ramadhân also beginnen müsse. In vierthalb Stunden eine Entfernung zurückzulegen, zu der die Pilger zwei Tagereisen brauchen, das ist ein beinahe übermenschliches Kunststück. Aber der Anfang des Ramadhân ist eine so wichtige Sache, aller Gläubigen ewiges Heil scheint so eng damit verknüpft, daß Alles, was darauf Bezug hat, Wunder wirkt, selbst jenes größte Wunder, einen Moslem aus seiner stoischen Apathie aufzurütteln und ihn die liebgewordene Langsamkeit mit der ihm so unangenehmen Eile vertauschen zu machen. Der Araber, der auf dem Hadschin diese wichtige Nachricht nach Dschedda trug, wurde deshalb auch reich belohnt und vom Gouverneur eingeladen, den ganzen Monat über sein Gast zu sein. Da Aehnliches schon in früheren Jahren manchmal vorkam, so giebt es förmliche Spekulanten auf die Ehre und den Vortheil, Boten der wichtigen Kunde zu sein. Zuweilen sollen diese Leute selbst in ihrem Eifer zu weit gehen und eine Nachricht von Mekka bringen, die ihnen dort gar nicht aufgetragen wurde. So soll es vor mehreren Jahren vorgekommen sein, daß ganz Dschedda von einem solchen Boten angeführt wurde und den Ramadhân einen Tag zu frühe begann, ein kleines Unglück, über das der stoische Moslem sich aber viel eher tröstet, als über die ungleich größere Calamität, ihn einen Tag zu spät angefangen zu haben.

Dadurch wurde nun aber die ganze Stadt Dschedda in Verlegenheit gesetzt, denn Viele hatten ihre Einkäufe für die erste Ramadhân-Nacht auf den folgenden Tag verschoben, und im Ramadhân pflegen die meisten Läden bei Tage geschlossen zu sein. Diesmal mußte man dies aber anders halten. So kam es, daß an diesem ersten Ramadhân-Morgen ein sonst in diesem Monat unerhörtes Frühleben in den Straßen herrschte. Die Läden thaten sich auf, wie an einem andern Tage, die Kameelkarawanen durchzogen lärmend die Straßen, ganze Schaaren halbwilder Beduinen, mit dem blauen Hemd, das ein Ledergürtel festhält, mit dem rothgelben Seidentuch auf dem Kopf und dem fürchterlich großen krummen Dolchmesser (Dschembiye genannt) im Gürtel, tummelten sich auf Plätzen und Bazaren, die Kaufleute in ihrer reichen und geschmackvollen Tracht saßen gravitätisch vor ihren Buden, kurz es war ganz dasselbe Treiben, wie wenn wir noch gar nicht im heiligen Monat lebten.

Sogar der Sklavenmarkt, der sonst im Ramadhân zu schlummern pflegt, hatte am heutigen Morgen (zum letztenmal in diesem Monat) noch einmal seine Thüren geöffnet, und ich erhielt so Gelegenheit, dieses Institut, das in den andern Ländern des Islam sich jetzt, da es officiell verboten ist, scheu dem Tageslicht entzieht, an der Quelle zu studiren. In Dschedda hat nämlich das Tanzimat und alle die anderen humanitarischen Gesetze, welche die europäischen Mächte der Pforte abgerungen, niemals so recht Fuß fassen können. In früheren Zeiten soll es zwar vorgekommen sein, daß der englische Consul, auf der Ausübung der abolitionistischen Gesetze bestehend, zuweilen beim Pascha darauf drang, daß dieser eine Haussuchung bei den Sklavenhändlern veranstaltete und den dort vorgefundenen Sklaven die Freiheit gab. Aber dieser schöne menschenfreundliche Eifer ist längst erkaltet. Die Consuln, wie alle im Orient lebenden Europäer, entgehen nicht dem Einfluß des Mittelpunkts, in dem sie sich bewegen. Die Apathie der Orientalen

steckt sie an und lähmt ihre Schwingen. Zudem sehen sie auch bald ein, daß Alles, was sie erreichen, nur elendes Stückwerk, meist nur Oberflächliches ist. Fast jeder neue Consul kommt zwar mit eifrigen Vorsätzen her, bald aber erlahmt er, tröstet sich mit dem „Inschallah" (Wie es Gott gefällt) der Orientalen und läßt die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. So ging's auch in Bezug auf das Sklavenwesen hier in Dschedda; da lange kein Consul mehr Einsprache dagegen erhob, so hat es sich nun wieder aus seinem Versteck herausgewagt und steht jetzt von Neuem in verhältnißmäßiger Blüthe.

Es war ein seltsames Gefühl, das mich erfaßte, als ich diesen Sklavenmarkt betrat. Wirkte einestheils die fürchterliche Häßlichkeit, die dicken Lippen, Plattnasen, der stupide Ausdruck und dabei das blödsinnige Lachen der echten Neger abschreckend auf mich, so konnte ich mich andererseits doch nicht des Mitleids erwehren, wenn ich sah, wie diese menschliche Waare von einigen rohen Beduinen, die sie in barschester Weise anschrieen, betasteten, auszogen, kurz wie ein zu kaufendes Thier behandelten, verhandelt wurde. Besonders erregt wurde jedoch mein Mitleid durch den Anblick der abessinischen Sklaven, die sich von den Negern im Aeußern auf's Vortheilhafteste unterscheiden, ebenso regelmäßige Züge, wie die meisten Europäer, und dabei fast immer einen höchst gewinnenden, sanften, halb schwärmerischen, halb melancholischen Gesichtsausdruck besitzen. Diese Leute als menschliche Waare zu behandeln, kommt uns fast ebenso vor, als wenn man unsere Landsleute verkaufen würde. Bei den echten Negern berührt uns die Sache weniger fühlbar, besonders da diese, wie ihr beständiges Lachen andeuten dürfte, ihr Loos gar nicht so schwer zu empfinden scheinen. Unter den Abessiniern dagegen sah ich keinen einzigen lächeln. Stumme Resignation, stille Schwermuth lag auf allen Gesichtern. Solche Menschen so roh behandelt zu sehen, schien mir empörend. Die Araber dagegen scheinen gar keinen Unterschied zwischen den Abessiniern und den echten Negern, die doch so tief unter jenen stehen, zu machen. Im Gegentheil, sie scheinen sogar mehr Sympathie mit Letzteren zu hegen. Der echte Neger, der so gut wie keine Religion besaß, ehe er Sklave wurde, ist dem gewöhnlichen Moslem auch deshalb willkommen, weil bei ihm alle Kultusbegriffe tabula rasa sind, auf der mit Leichtigkeit das dürftige Gebäude von Aberglauben, die spärliche Dosis religiöser Erkenntniß, die der Araber dem Sklaven zu Theil werden läßt, eingegraben werden kann. Der Abessinier dagegen war in den meisten Fällen Christ, ehe er in Sklaverei fortgeschleppt wurde; schon aus diesem Grunde ist er oft dem Moslem verhaßt; dann muß bei ihm zuerst der ursprüngliche Glaube ausgetilgt werden, und das ist mühsamer; auch genügt ihm selten eine so niedere Stufe von Kultusbegriffen, wie die, mit der die Neger abgefunden werden. Auch dieser Gegensatz der Confessionen des Sklaven und des künftigen Herrn ist geeignet, tiefes Mitgefühl mit den Abessiniern zu erregen. Wie schwach auch immer ihre eigene Erkenntniß sein mag, so muß ihnen doch der Fanatismus der Moslems im höchsten Grade drückend erscheinen, der Alles, was man sie in ihrer Jugend gelehrt, verdammt. Dieses Mitgefühl zu steigern, trägt auch wohl die örtliche Nähe ihres Vaterlandes bei. Wenn man bedenkt, daß dieses Vaterland nur wenige Tagereisen von hier entfernt ist, so wird der Contrast zwischen der Freiheit, die sie dort genossen und dem jämmerlichen Stande, das hier ihr Loos ist, uns besonders nahe gelegt.

Man hat viel von der guten Behandlung der Sklaven von Seiten der Moslems gesprochen. Im Ganzen hat es damit auch seine Richtigkeit. Doch giebt es Ausnahmen. Die Beduinen zum Beispiel behandeln ihre Sklaven nicht viel besser, als das liebe Vieh. Außerdem können die Herren oft mit dem besten Willen dem Sklaven kein erträgliches Loos bereiten, da sie selbst kaum das tägliche Brod haben. Hier hat nämlich Jedermann Sklaven, Reiche wie Arme. Der Ankauf kostet zwischen 30 und 50 Thaler, und dafür hat man also umsonst einen Diener, dessen Bekleidung und Unterhalt auch keine großen Auslagen erfordert. Man giebt ihm ein Hemdentuch und täglich ein Stück trockenes Brod; mehr bekommen die allerwenigsten Sklaven. Die Arbeit, die man von ihnen fordert, ist freilich auch nicht groß, aber immer noch groß für die mangelhafte Ernährung.

Dieser erste Ramadhân-Tag war übrigens auch der letzte in diesem Monat, an dem Sklaven verkauft wurden. Wie alle Geschäfte, so ruht auch dieses im heiligen Monat. Der ganze Handel beschränkt sich auf den täglichen Consum. Die Kaufleute und wohlhabenderen Männer bleiben über Tags zu Hause und die Straßen sind hauptsächlich dem zahlreichen bettelarmen Volk überlassen, an dem jede moslimische Stadt Ueberfluß besitzt. Die Kaffeehäuser, die zwar so zu sagen geschlossen sind, bieten diesem Volk dennoch insofern ein Asyl, als vor jedem zahlreiche Bänke auf der Straße selbst stehen und natürlich nicht hineingenommen werden; das wäre eine hier zu Lande ganz unerhörte Vorsicht. Da sitzen sie gelangweilt und im Halbschlaf die Zeit vergähnend. Die gewohnte Cigarette oder Wasserpfeife, die hier selbst der Aermste raucht, entbehren sie schwer. Ihre Laune ist gewöhnlich über Tags eine sehr schlechte. Auch ist es sprichwörtlich geworden, daß der Ramadhân ein Monat des Zanks und Streits ist. Fast täglich sieht man Scenen von Raufereien und Prügeleien in diesem heiligen Monat. Ja, man behauptet sogar von manchen Leuten, die der derberen Klasse des Volks angehören, daß sie keinen Abend die Fasten brechen, ohne vorher ihr kleines Streitchen, das oft ein großes wird, „genossen" zu haben. Dieses gemüthliche „Streitchen" ist für diese Leute ein nothwendiges Ramadhân-Vergnügen, eben wie bei uns der „Sonntagsrausch".

Die vornehmere Klasse der hiesigen Bevölkerung läßt sich im Ramadhân nicht viel blicken. Bei Tage schlafen diese Herren, stehen höchstens gegen 2 Uhr Nachmittags auf, dann sind noch drei Stunden bis zum Bruch der Fasten und diese werden gemüthlich verdämmert. An Geschäfte denkt Niemand, die ganze Regierung scheint zu schlummern. Es ist förmlich ein Sprichwort: „Im Ramadhân giebt's keine Regierung und kein Gericht". Sicher ist, daß kein Richter in diesem Monat Recht spricht. Kein Schuldner kann zum Bezahlen angehalten werden; kurz es ist ein wahrer Schlaraffen-Monat. Nur die Präventivgefangenen, welche oft ganz unschuldig in Untersuchungshaft kamen, verwünschen diesen Monat, denn da es in ihm keine Gerichtssitzungen giebt, so bleiben sie ruhig im Gefängniß, gleichviel, ob schuldig oder unschuldig.

Selbst die Europäer können in diesem Monat nicht zu ihrem Recht kommen. Ich kenne einen, welchem zwei Tage vor dem Ramadhân eine Summe Geldes gestohlen wurde und dessen, vom Consul unterstützte Klage man nicht einmal anhören wollte, weil „es Ramadhân sei". Nach dem Ramadhân wird natürlich der Dieb das Geld verzehrt und der Europäer das Nachsehen haben. Dies Alles gilt freilich in bevorzugtem Grade nur von hier, vom heiligen Gebiet von Mekka und Medina, wo der alte Islam mit all' seinen guten und schlechten Seiten noch in seiner ungeschwächten Kraft fortbesteht. Dies mag im Ganzen recht viel Nachtheile mit sich bringen, aber, ich weiß nicht, ob ich diesem Wesen nicht am Ende noch den Vorzug vor dem elenden

Zwitterzustand von Civilisations-Komödie und halber Kultur, die von Europa nur die Laster entlehnt, wie Aegypten uns ein Beispiel liefert, vorziehen soll. Hier wenigstens findet der Orient-Reisende noch den wirklichen Orient, in Cairo ein Bastardding, das ihn nur anwidern kann. Doch diese Frage soll hier nicht erörtert werden. Kehren wir zum Ramadhân zurück.

Dieser Monat ist mehr als ein anderer die Zeit der großen Staatsvisiten bei Pascha und Vornehmen. Jeden Abend sitzen diese Persönlichkeiten, rauchend und Kaffee trinkend, in ihrem „Medschleß" oder „Divân" und erwarten die Besuche. Nur in den ersten Tagen ist es nicht Sitte, solche zu machen. Dann bleibt gewöhnlich jede Familie für sich. Hier in dem heiligen Gebiet ist man so fromm, diese ersten Abende mit Absingen des Korans zuzubringen. Selbst die Kaufleute thun dies. Neulich Abend wollte ich Einen besuchen, vernahm aber auf seiner Thürschwelle schon den näselnden Singsang, mit dem der Koran abgeleiert wird, und hütete mich also wohl, die fromme Uebung zu unterbrechen. Sind aber die ersten Abende vorbei, dann gehen die Besuche an. Der erste gilt gewöhnlich dem Pascha. Dieser, ein alter, ziemlich roher Türke, empfängt zwar recht schlecht und ist keineswegs artig (den Europäern soll er zuweilen geradezu den Rücken kehren); dennoch erfordert es die Sitte, daß man ihn besucht. Dort findet man gewöhnlich die ersten Beamten, die reicheren Kaufleute, die den Abend in ziemlich langweiligen Gesprächen, oder mit Schweigen, das nach dem arabischen Sprichwort bekanntlich „Gold" ist, zubringen.

Ueberhaupt ist der Ramadhân im heiligen Gebiet nicht kurzweilig. Von Vergnügungen, wie sie in Cairo und Tunis vorkommen, ist hier keine Rede. Höchstens regt sich eine einsame Darbuka (thönerne Trommel) oder ein klimpriger Kanun (eine Art Guitarre) in einem Kaffeehaus ihr monotones Geräusch zu erheben, wozu manchmal die Stimme eines näselnden Sängers sich hören läßt. Ein Koragus (Polichinell) soll zuweilen zu Stande kommen. Heuer war dies noch nicht der Fall. Die Tänzerinnen und Tänzerknaben werden hier durch alte Araber aus Yemen mit langen, weißen Bärten ersetzt, deren vor Alter steife Glieder eben keine graziösen Bewegungen zur Schau tragen. Aber alle diese Vergnügungen sind nur im allermäßigsten Grade vorhanden. Selbst in Mekka steht es damit nicht viel besser. Auch dort sind die Ramadhân-Vergnügungen höchst spärlicher Natur.

Nur ein gewisses schlechtes Viertel scheint die Traditionen anderer moslimischer Städte in dieser Beziehung aufrecht zu erhalten. Dieses Viertel, das den unübersetzbaren Namen „Nârret etzaketr" führt, befand sich zur Zeit meiner Pilgerfahrt nach Mekka (1860) noch in der Stadt Dschedda selbst. Jetzt sind alle seine Insassen vor das eine Stadtthor, Bab Yemen, verwiesen, wo sie sich in einem Gewirre von Strohhütten angesiedelt haben.

Dieses bei Tag zu besuchen, ist für einen Europäer schon gefährlich, bei Nacht geradezu unmöglich, denn jenes Gewerbe in Brod zu setzen, wird von den Moslems gleichsam als ein „Glaubensmonopol" angesehen. Wehe dem Christen, der es wagen wollte, einer dieser vom Fanatismus aller Dscheddaner gleichsam gehüteten Personen eine Erklärung zu machen. Den Moslems allein ist es gestattet, hier die Ramadhân-Vergnügungen, die immer bei Nacht stattfinden, mitzumachen. Da ich diesmal nicht verkleidet reiste, so kann ich also nicht als Augenzeuge von jenen Lustbarkeiten berichten. Nach der Aussage meiner arabischen Diener sollen sie aber groß sein und es dort sehr hoch hergehen. Nach dem freilich, was ich bei einem Gang, den ich bei Tage durch jenes Viertel machte, von seinen Bewohnerinnen sah, boten sie des Verführerischen sehr wenig und also mögen ihre Tänze und Gesänge eines Hauptreizes entbehren. Es sind meist sehr häßliche Negerinnen; hier und da nur sieht man eine Weiße, die aber mit jenen an abschreckenden Eigenschaften wetteifert. Eine einzige sah ich aus der Entfernung, die erträglich aussah. Aber diese Dame war eine so fanatische Jüngerin Mohammed's, daß sie bei meinem Anblick laut aufschrie und in Verwünschungen gegen alle Europäer im Allgemeinen und mich im Besondern ausbrach, dabei sehr energisch mit der Hand fortwinkte. Es ist mancher seltsame Widerspruch im mohammedanischen Volksleben. So sollen dieselben Frauen, die doch ein selbst nach arabischen Begriffen verbotenes und vom Koran verdammtes Gewerbe ausüben, die strengsten Beobachterinnen der Fasten im Ramadhân sein.

Natürlich besuchen die verständigeren Moslems jenes Viertel niemals, genießen also keine seiner lärmenden Ramadhân-Vergnügungen. Für sie müßte der Ramadhân gewiß entschieden langweilig sein, wenn dieses stoische Volk überhaupt die Langeweile kennte. Aber so ist einmal der Moslem. Selbst der Städter aus Stambul oder Cairo, den sein Unstern hierher führt, klagt nicht über die Monotonie von Dschedda, obgleich er zu Hause doch der nach arabischen Begriffen köstlichsten Vergnügungen die Hülle und Fülle besaß. In dieser Genügsamkeit, die die Gegensätze vom lebhaftesten Vergnügensleben zur stoischen Kasteiung ohne Klagen erträgt, liegt ohne Zweifel ein Vorzug dieses Volkes, ein Vorzug, den wir Europäer ihnen beneiden können und der sie für so manches Andere, was ihnen abgeht, entschädigt.

Kleine literarische Revue.

— **Gutzkow's „Gefangener von Metz".** Mit Theilnahme hat das Berliner Publikum ein neues dramatisches Werk des Dichters von „Zopf und Schwert" und „Uriel Acosta" auf der Bühne begrüßt. Seine Studien des 16. Jahrhunderts, die den Verf. des Romans „Hohenschwangau" mit den Epigonen des Ritterthums im Zeitalter der Reformation in historisch-poetische Verbindung gebracht, haben ihm auch den Stoff zum „Gefangenen von Metz" geliefert, welcher Letztere ein französischer Prinz ist, der zur Zeit des Kampfes der drei Bisthümer gegen Kaiser Karl V. in die Hände des deutschen Condottiere Albrecht Alcibiades, Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, gefallen und von diesem, bei seiner Theilnahme an den Grumbach'schen und anderen Händeln und Fehden mit nach Süd- und Mitteldeutschland, in Erwartung des Lösegeldes, das für den Gefangenen aus Frankreich kommen sollte, geführt worden war. Dem Verfasser gab diese Episode Gelegenheit, die in der denkwürdigen historischen Uebergangs-Periode Mitteleuropas hervortretenden Gegensätze von deutscher und französischer Ritterlichkeit, von Römischen und Luther'schen Intriguen, von den Halblingen, die bald in deutschem, bald in französischem und bald in römischem Interesse gesinnt waren und handelten, zur Anschauung zu bringen. Im fünften Bande seines „Hohenschwangau" (Kap. 38) hat Gutzkow die Grundzüge jenes Markgrafen Albrecht gezeichnet, eines schwankenden Lutheraners, eines Rachedürstenden und Verzweifelnden, der seiner Selbsterhaltung jeden Grundsatz opferte und der sich sogar Sr. Heiligkeit in Rom gegen gute Bezahlung als Kriegsoberster empfehlen ließ. Die Gefangen-

nehmung des Herzogs von Aumale vor Metz und dessen Behandlung in Deutschland waren nichts weniger, als ritterlich. Inzwischen haben die Intriguen des Prinzen zu seiner Befreiung, die Liebeshändel, die er zu diesem Zwecke mit den Frauen seiner deutschen Hüter anzuknüpfen verstand, dem Dichter zu einem, die historischen Persönlichkeiten geschickt modifizirenden Lustspiele Gelegenheit geliefert, das nicht bloß in der jetzigen Zeit des erneuerten Kampfes um die deutsch-französischen Halblinge in Lothringen, auf welche es manche treffende Anspielung enthält, sondern auch noch später ein effektvolles Theaterstück bleiben dürfte, — besonders wenn der Dichter vielleicht in den beiden letzten Akten einige Korrekturen im Sinne einer mehr wirksamen und eingreifenden Handlung vornimmt.

— **Zwei religiöse Gedichte aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts** haben in dem Herrn Gymnasiallehrer Dr. Albert Freybe in Parchim einen Bearbeiter gefunden.*) Den Text des ersten Gedichtes: Ein Seel vor Gottes Füßen lag, hat K. Bartsch in dem 37. Bande der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur herausgegeben; das zweite Gedicht: Das Spiel von den zehn Jungfrauen, eine Opera seria, gegeben in Eisenach, am 24. April 1322, ist in einer Handschrift in dem thüringischen Mühlhausen von Friedr. Stephan 1846 aufgefunden und 1847 durch den Druck veröffentlicht worden. Dieselbe Handschrift enthielt auch das geistliche Gedicht von der seligen Katharina. Von beiden Spielen gab 1855 Ludwig Bechstein in der Wartburg-Bibliothek den Urtext nebst Auslegung und Uebertragung. Eine zweite Handschrift vom Jahre 1428, welche das Spiel von den zehn Jungfrauen hinter einem Gedichte von der heiligen Elisabeth in oberhessischer Mundart enthält, hat Max Rieger in Darmstadt aufgefunden und in der Zeitschrift Germania den Text edirt. Herr Freybe hat nach beiden Bearbeitungen das Spiel übertragen. Er findet in beiden Gedichten echt lutherische Anschauungen vor Luther, und in diesem theologischen Standpunkte, den beide Gedichte einnehmen, liegt ihm auch ihr Hauptwerth für die Gegenwart. E. M.

— **„Vom Rhein und Rhone."****) Unter diesem Titel bietet der bekannte und beliebte Erzähler Gustav vom See der deutschen Lesewelt zwei Novellen, von denen die eine, „ein Carneval", sich in Köln zuträgt, die andere, „aus dem Wallis", auf dem Hintergrunde der Schweiz spielt, was wohl den Gesammttitel erklären mag, denn mit dem Inhalt der Erzählungen haben die beiden genannten Flüsse sonst nichts zu schaffen. — Gustav vom See besitzt in hohem Grade die Kunst zu erzählen, was man nicht von allen Erzählern behaupten kann: er weiß seine Zuhörer zu fesseln, sei es, daß er Ereignisse berichtet, oder Empfindungen schildert; seine Charakteristik ist fein, die Situationen natürlich und ungezwungen, die Naturschilderungen lebendig. Wenn seine Erfindung sich nicht gerade durch Kühnheit auszeichnet, so entbehrt sie doch auch andererseits der Unwahrscheinlichkeiten, die so häufig die Erzeugnisse moderner Schriftsteller ungenießbar machen. Jedem, der in der schweren Zeit seine Gedanken von den herben Sorgen der Gegenwart ablenken, der sich in das heitere Reich der Fiction auf Stunden flüchten möchte, empfehlen wir die beiden einfachen und doch so fesselnden Erzählungen. M. St.

*) Leipzig, Justus Naumann's Buchhandlung, 1870.
**) Novellen von Gustav vom See (G. v. Struensee). Breslau, Ed. Trewendt, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Die bekannten, falschen Denunciationen der deutschen Kriegführung durch die Herren Chaudordy und Chanzy, die würdigen Kumpane Gambetta's, erinnerten uns an den Kunstgriff verfolgter Diebe, welche am Lautesten „Halt den Dieb!" schreien. Jenes Diebesgeschrei hat inzwischen die gute Folge gehabt, daß Graf von Bismarck in einem, für künftige Geschichtsschreiber des Krieges eine reiche Fundgrube zur Charakterzeichnung der heutigen Franzosen bildenden Aktenstücke, in seinem Cirkulare aus Versailles vom 9. Januar, aller Welt den Beweis liefert, mit welcher Ehr- und Treulosigkeit, mit welcher Bravour des Bravo's, mit welchem den Turcos und Negern abgelauschten Gefühle der Menschlichkeit die heutige französische Regierung, das französische Volk des neunzehnten Jahrhunderts, Krieg unter civilisirten Nationen führt. Nein, kein Wort ist zu hart gewesen, das, gleich beim Beginn des Krieges, Adolf Stahr, du Bois-Raymond, Thomas Carlyle, Bayard Taylor u. A. gegen das Gesindel in Frankreich geschleudert haben. In würdiger Weise schließt Graf von Bismarck seine unwiderlegliche Anklage-Akte mit nachstehenden Worten:

„Die Regierung der nationalen Vertheidigung regt die Volksleidenschaften auf, ohne irgend welches Bestreben, ihre Wirkungen in den Schranken der Gesittung und des Völkerrechts zu halten; sie will den Frieden nicht, denn sie beraubt sich durch ihre Sprache und ihre Haltung der Möglichkeit, ihn, selbst wenn sie ihn wollte, der von ihr erzeugten Stimmung der Massen gegenüber, zur Annahme zu bringen. Sie hat Kräfte entfesselt, welche sie nicht zu beherrschen und nicht innerhalb der Schranken des Völkerrechts und der europäischen Kriegssitte zu halten vermag. Wenn wir dieser Erscheinung gegenüber zur Handhabung des Kriegsrechtes in einer Strenge genöthigt sind, welche wir bedauern, und welche weder in dem deutschen Volkscharakter, noch, nach Ausweis der Kriege von 1864 und 1866, in unserer Tradition liegt, so fällt die Verantwortung dafür auf die Personen, welche ohne Beruf und ohne Berechtigung die Fortsetzung des Napoleonischen Krieges gegen Deutschland unter Lossagung von den Traditionen europäischer Kriegführung übernommen und der französischen Nation aufgezwungen haben."

„Frankreich in seiner tiefsten Erniedrigung", heißt ein kräftiger Artikel der jetzt sehr gut redigirten deutschen „Londoner Zeitung", dem wir folgende Stellen entlehnen: „In demselben Augenblick, in welchem der allmächtige Diktator an der Garonne der Welt mittheilt, daß Frankreich durch die Republik zur Pflicht, zur Tugend zurückgekehrt ist, folglich über seine Feinde triumphiren muß; daß die Republik in ein Stadium von heiliger Unverletzbarkeit getreten und selbst ihren Gegnern „Ruhe und Sicherheit" gewährt — in demselben Augenblick ist es jedem Zuschauer, der sich nicht in verstocktem Eigensinn den Thatsachen verschließt, vollkommen klar, daß dieses Frankreich, daß diese Republik vielmehr in den letzten Zügen liegt und daß nur eine an verwegenen Leichtsinn gränzende Kühnheit mit solchen Phrasen um sich werfen kann. „Lang lebe die Republik!" jauchzte die Menge dem entgegen, der sich zu ihrem Retter aufgeworfen, der aber in Wirklichkeit sie und ganz Frankreich immer näher dem Abgrunde zuführt. „Lang lebe die Republik!" das sind für uns die letzten

Seufzer einer todtkranken Nation, einer Nation, die, gleich dem Untersinkenden, der hastig noch nach einem Strohhalm greift, zum Aeußersten schreitet; die jeden Weg einschlägt, wenn er einen Funken von Hoffnung bietet. Es berührt Jeden, der Wahrheit und Humanität im Busen trägt, schmerzlich, einem solchen Schauspiel beiwohnen zu müssen, mit ansehen zu müssen, wie eine Nation sich bis zum Tode selbst betrügt und betrogen wird; wie Frankreich im Angesicht der ganzen Welt einen Selbstmord begeht, der seinesgleichen in den Annalen der Geschichte kaum zu finden vermag; wie es zum Selbstmord greift, einfach weil es nicht im Stande ist, der Wahrheit in's Antlitz zu sehen, weil es der republikanischen Tyrannei ebensowenig loszuwerden vermag, wie es mit eigener Kraft diejenige abschütteln konnte, welche ihm zwanzig Jahre Gift, Lüge und Trug in die Ohren träufelte, die es aller seiner sittlichen Kraft so weit beraubt, daß es das selbst heraufbeschworene Unglück jetzt nicht tragen kann."

„Armes Frankreich! Haben die Werke Deiner Dichter und Philosophen keine besseren Früchte getragen? Sind Deine sittlichen Kräfte in dem Maße versiecht, ist Dein Stolz dahin gekommen, daß Du lieber Deine Schicksale in die Hände eines Lügners legst, als Dich aufraffst auf die Höhe der Wahrheit? Ist Dir Alles, was den Mann zieret, ist Dir jede männliche Tugend dermaßen abhanden gekommen, daß Du den Fremden, den Du übermüthig zum Kampfe herausgefordert, meuchlings ermordest, weil er Deine Herausforderung angenommen, weil er zurückverlangt, was ihm Deine Väter gestohlen?"

Der 15. Januar, der Tag, an welchem Franz Grillparzer sein achtzigstes Lebensjahr vollendete, ist nicht bloß in Deutschösterreich, sondern auch im ganzen deutschen Lande durch theilnehmende Erinnerungen an den Dichter gefeiert worden. Mehrere unserer gelesensten Blätter, namentlich die „National-Zeitung", die „Schlesische Ztg." (Letztere aus der Feder des nun auch bereits im achten Jahrzehnd des Lebens dichtenden und noch immer jugendfrischen Karl v. Holtei) haben dem edeln Greise die Glückwünsche des deutschen Volkes dargebracht. Die Vertreter des Geisteslebens, die idealen Dichter und die tüchtigen Wissenschafts-Männer Deutschösterreichs, werden zu allen Zeiten ein Stolz der gesammten deutschen Nation bleiben. Wir wissen übrigens, daß der Dichter der „Sappho" und des „treuen Dieners seines Herrn", bei aller gut österreichischen Gesinnung, niemals zu den verbohrten Widersachern des ketzerischen Nord- und Mitteldeutschlands gehört hat. Freilich ist der wackere Grillparzer darum auch niemals von den Bewunderern Metternich's sehr bewundert worden. Kaiser Franz, dem es ein Gräuel war, daß einer seiner Hofkammer-Beamten Verse machte, die in ganz Deutschland gelesen wurden, beehrte ihn darum mit seiner Allerhöchsten? Mißachtung, und trotz des Dichters Begeisterung für das Haus Habsburg, wie sie sich z. B. in „König Ottokar's Glück und Ende" zu erkennen giebt, haben die halbslavischen und halbungarischen Kaiserlichköniglichen ihm seinen deutschen Idealismus als einen unverzeihlichen Fehler angerechnet. Grillparzer aber, der nach seinem ersten Debüt mit der fatalen „Ahnfrau" zum Heerbanne Müllner's, des jetzt vergessenen Schicksalstragödien-Dichters, gezählt wurde, hat es nur seiner idealistischen Natur zu verdanken, daß seine späteren Werke, Dramen wie lyrische Dichtungen, den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur sich anreihen dürfen. Wir hoffen, sein romantisch-ideales Schauspiel: „Der Traum ein Leben" nächstens wieder auf der Berliner Hofbühne zu sehen.

In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft (7. Januar) kam ein (auch in Petermanns „Mittheilungen", 1871. II., abgedrucktes) Schreiben des Afrika-Reisenden Dr. Nachtigal aus Kuka vom 15. Juli 1870 zur Mittheilung, worin derselbe seine Audienz beim Sultan (Scheich) von Bornu schildert, welchem er die Geschenke des Königs von Preußen überreichte, als Anerkennung für den Schutz, den der schwarze Sultan den deutschen Reisenden Barth, Vogel, v. Beurmann, Rohlfs u. A. gewährt hatte. Dr. Nachtigal kam in Begleitung eines türkischen Gesandten in Kuka an und wurde bei seinem Einzuge vom ältesten Sohne des Sultans und von einem zahlreichen, bunt gekleideten und bewaffneten Gefolge empfangen. Die königlichen Geschenke, bestehend aus einem vergoldeten Thronsessel, den Bildnissen des Königs, der Königin und des Kronprinzen von Preußen, einigen Zündnadelgewehren, einer goldenen Uhr, einem Fernrohr und mehreren kostbaren Stoffen, wurden vom Negerfürsten mit sichtlichem Wohlgefallen aufgenommen. Geringeren Beifalls erfreute sich dagegen eine bronzene Stutzuhr wegen der darauf befindlichen massiven Figur, da dergleichen Nachahmungen der menschlichen Gestalt, die einen Schatten werfen, für Teufelswerke gelten und deshalb den Koran-Gläubigen ein Gräuel sind. Besondere Bewunderung erregten die Zündnadel-Gewehre, denen der Sultan sofort einen ausgezeichneten Platz in seinem Arsenal anwies.

Ein Artikel der „Kölnischen Zeitung" vom 11. Januar mit der Ueberschrift „Deutschland und die Flamänder" beweist schon durch diese Ueberschrift, daß die Kölnerin ihre Kenntniß der Zustände des germanischen Bevölkerungstheiles von Belgien lediglich aus französischen Quellen schöpft. „Flamand", ist die wallonische Verstümmelung von „Vlaaming". In der Stadt Köln, die mit Antwerpen und Amsterdam gleichen Antheil an der Ehre hat, Rubens und Vondel zu den Ihrigen zu zählen, sollte man doch wissen, daß diese großen Männer durch ihre Abkunft keine „Flamands", sondern „Vlamingen" waren. Nun ist zwar jener Artikel nicht geradezu feindselig gegen das germanische Volkselement in Belgien, aber was uns viel schlimmer scheint, die große deutsche Zeitung schildert die „vlamische Bewegung," diese edeln germanischen Bestrebungen, als eine Danaiden-Arbeit, als ein vergebliches Bemühen, eine gesunkene Nationalität, eine armselige Bauern- und Kleinbürger-Sprache, der glänzenden Erscheinung des französischen Kulturlebens gegenüber, als gleichberechtigt, als gleich würdig, der Welt darzustellen. Um das Maaß der Verletzung des niederländischen Nationalbewußtseins voll zu machen, citirt die „Kölnische Zeitung" einen Artikel der Revue de Belgique vom 15. Dec., worin ein wegen seiner kindlichen Auffassung der vlamischen Bewegung bekannter Herr van der Kindere seinen Landsleuten den Vorschlag macht, sie möchten doch, wenn sie nun einmal von ihrer germanischen Sprache nicht lassen wollten, lieber hochdeutsch reden, was ihnen gar nicht schwer fallen könne. Wir, im neuen Deutschen Reiche, haben durchaus kein Verlangen, dem Mißtrauen, das ungerechterweise außerhalb Deutschlands gegen unsere Politik verbreitet ist, eine Art Berechtigung dadurch zu geben, als wollten wir die seit Jahrhunderten wissenschaftlich gepflegte und durch mannigfaltige Werke der schönen Literatur und der Poesie ausgezeichnete niederdeutsche Sprache irgendwo durch unsere hochdeutsche Sprache verdrängen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Wallbachstraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet. Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 28. Januar 1871. — [№ 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zum 18. und 24. Januar 1871.*)

Die Tage des achtzehnten und des vierundzwanzigsten Januar bilden eine Zeit großer Gedenktage Preußens. Der 18. Jan. 1701 war der Krönungstag des Kurfürsten Friedrichs III. von Brandenburg, als König Friedrich I. von Preußen, und am 24. Januar 1712 wurde diesem Könige ein Enkel geboren, der die kleine preußische Monarchie zur Weltmacht erhob.

Große Waffenthaten waren es allerdings, welche diesen beiden Erhebungen des Hohenzollern-Hauses vorangegangen waren und ihnen die Weihe gegeben hatten, aber noch größer und ruhmwürdiger waren die Thaten des Friedens, die Thaten des Geistes und des edeln Menschenthums, durch welche der Vater Friedrich's I., der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und der große König Friedrich II. die Berechtigung Preußens, an der Spitze Deutschlands zu stehen und eine Vormacht Europa's zu werden, auf unvergängliche Weise dargethan haben.

Diese Tage des Januar bringen uns jetzt, in der denkwürdigen Zeit der Einigkeit und Einheit Deutschlands, eine neue deutsche Erhebung des Hohenzollern-Hauses, die höchste, die ihm von der Mitwelt verliehen werden kann. Möge auch die Nachwelt, wie nach den beiden früheren Erhebungen Preußens in Deutschland, dankbar anerkennen, daß mit den glorreichen Waffenthaten des dritten großen Fürsten dieses Hauses nicht minder große und ruhmwürdige Thaten des Friedens, des Geistes und des edeln Menschenthums verbunden waren!

Lange lebe und regiere

König Wilhelm I., Kaiser der Deutschen!

*) Da unsere Zeitschrift bei ihrer Ausgabe stets antedatirt ist und die Zusammenstellung des Blattes in der Regel bereits acht Tage vor seinem Datum geschlossen wird, so können wir die auf bestimmte Tage Bezug habenden Artikel nicht immer zur entsprechenden Zeit liefern. D. R.

Bücher und Buchhandel.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

I.

Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst.

„Durch Nacht zum Licht."

In ganz entgegengesetzter Weise wie die Erfindung des Schießpulvers wirkte im Lauf der Zeiten die Buchdruckerkunst auf die Beziehungen der Völker unter einander. Durch das Schießpulver wurden die „stehenden Heere" hervorgerufen und mit diesen die Kriegsbereitschaft der Staaten erleichtert; der Friede zwischen den Nachbarn erwies sich fortan als etwas stets, so zu sagen, auf Schrauben Gestelltes.*)

Während also die schwarze Kunst der Pulvermüller der internationalen Bedrohung und Trennung dienstbar ist, eint die schwarze Kunst der Letternsetzer die Denker aller Welttheile zu friedlichem Austausch der höchsten (geistigen) Güter.

Erst seit der Entstehung gedruckter Bücher konnte wissenschaftliche Bildung in alle Volksschichten eindringen. Bis dahin gab es nur enge Gränzen für das Lernen und Forschen.

Der Buchhandel bestand viele Jahrhunderte hindurch bloß darin, daß man ein Buch abschreiben und für Geld und gute Worte Anderen „zukommen" ließ. Die Sprache der alten Griechen enthält schon besondere Bezeichnungen für Bücherabschreiber, Schönabschreiber und Bücherverkäufer. Ursprünglich copirten die Buchhändler selbst; später wurden Hilfskräfte verwendet, um den Bücherbedarf der Gelehrten zu beschaffen. Der wissenschaftliche Brodkorb hing hoch; Plato mußte für drei Pythagoräische Bücher nach heutigem Geld 1500 Thaler zahlen. Aristoteles kaufte ein Werk des Speusipp für 2250 Thlr.

Bei den alten Griechen gab es nicht minder wie in späteren civilisirteren Tagen buchhändlerische Briganten, welche gewissenlos-gewinnsüchtig das handhabten, was man heut „Nachdruck" nennt. Eine Tradition bringt uns hiervon Kunde; sie lautet, in's Deutsche übertragen: „Hermodor, ein Zuhörer Plato's, schrieb dessen Discurse fleißig nach, verhandelte sie in Sicilien und machte damit viel Geld". — Auch fälschte man wohl Copieen zu Originalen, indem man die Papierrollen eine Zeit lang in Getraide legte.

Ueber das Bücherwesen bei den Römern haben wir umfassendere Nachrichten, wie über das der Griechen.**) Den Bücherabschreiber im Allgemeinen nannte man librarius, den Abschreiber alter Bücher antiquarius; die Buchverkäufer hießen bibliopolae. Vornehme Römer hielten sich ihre eigenen Copisten, so daß man vor der Kaiserzeit keine Buchhändler mit offenen Geschäften kannte. Bemerkenswerth ist in Bezug auf unsere „Frauenfrage" (Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts) das Vorhandensein weiblicher Schreib-Dienstboten. Juvenal, indem er die bösen

---

*) Es giebt ein altes, niederdeutsches Sprichwort: „Man kann nich länger Fre holn (Friede halten), as de Naber (Nachbar) will."

**) Gymnasial-Director Göll hat in einer 1865 zu Schleiz gedruckten Rede über den Buchhandel bei den Römern viele Einzelnheiten mitgetheilt.

Weiber abcapitelt, spricht von solchen „Schreibmamsells". Uebrigens beurkundet sich diese Angelegenheit durch eine alte Inschrift, in der sich eine weibliche Persönlichkeit ausdrücklich als scriptrix libraria bezeichnet.

Die Buchhändler in der Kaiserzeit waren alles das in einer Gestalt, was jetzt gesondert Buchdrucker, Buchladenbesitzer und Buchbinder sind. Diesem Sachverhalt entsprechend, ersehen wir aus einem Epigramm Martialis (I, 3), daß man von diesem Schriftsteller zwei im Format verschiedene Ausgaben gleichzeitig für den Verkauf anfertigte, eine kleine, portative und eine größere für Bibliotheken.*)

Die Hauptthätigkeit der damaligen Buchhändler bestand in der Auswahl, Anlernung und Ueberwachung der Abschreiber. Das Nichtvorhandensein eines geistigen Eigenthumsrechts begünstigte dieses Geschäft. Die Autoren, namentlich die Dichter, vereinnahmten für ihre Geistesprodukte Anerkennungsbeweise und Auszeichnungen seitens ihrer freigebigen Gönner. In einzelnen Fällen waren dies sehr beträchtliche „Honorare". In den Tagen des Kaisers Augustus gab es eine Menge hungriger Dichter, die das Versemachen professionel betrieben. Plautus, gest. 184 v. Chr., konnte vom Verkauf seiner Tragödien nicht leben; er mußte sich zum Mahlen auf Handmühlen und anderen niederen Arbeiten verdingen.

Wie in der kaiserlichen Metropole, wurde auch gleichzeitig und gleichmäßig in den großen römischen Provinzialstädten der Buchhandel (und die Papierfabrikation) ein bedeutendes Gewerbe, dessen Blüthe eine wesentliche Förderung erhielt durch das in Lyon, Autun und anderen Städten Galliens eifrig betriebene Studium römischer Schriften. In Marseille bestand eine Lehranstalt für griechische Literatur und Kunst. Auch zu Brindisi und Neapel fehlte es nicht an Buchläden. Was in solchen „Weisheits-Kaufhallen" vorräthig, konnte man ersehen aus den Placaten an den Eingangssäulen. Hier hielten die Gelehrten auch ihre Zusammenkünfte für Discurse und Vorlesungen. Unter Kaiser Augustus entstand der Brauch, daß jeder Schriftsteller sein „opus" verlas, bevor er es veröffentlichte. (Geschähe dies gegenwärtig noch, so bliebe manches unnütze und überflüssige Buch ungedruckt.)

Man hielt die Buchpreise theils mäßig, theils übertrieben hoch; letzteres namentlich bei berühmten Autoren oder einfältigen Käufern. In der hellenisch-kosmopolitischen Zeit machte die Mode in jedem vornehmen Hause eine Bibliothek zum unabweisbaren Bedürfniß.

Die Gestalt der Bücher in vorchristlicher Zeit wurde bedingt durch den dafür verwendeten Stoff, der anfänglich nur beugsam, später steif war. Solch' Letzteren benutzte zuerst Attalus von Pergamo; daher das Wort „Pergament". Die Bücher aus beugsamem Stoff wurden entweder gefaltet wie Damenfächer, oder gerollt. Die Rollenform ist von den Israeliten bei ihrer „Thorah" beibehalten worden.

Im Mittelalter zog sich die Leselust, die Buchsammel-Passion und die gesammte Buchherstellung meist in die Klöster zurück. Kirchenväter und Bischöfe hielten sich Schreiber, welche theils alte, theils neue Schriften gut und sauber copiren mußten. In den Handel kam nur sehr wenig, und manches davon war unecht.

Erst nach dem Entstehen der Universitäten begann wieder, zum Theil unter Aufsicht dieser Hochschulen, einiger weltlicher Buchhandel (stationarii). Einzelne Abschreiber gruppirten sich zu förmlichen Schreibschulen. Durch solche erleichterte sich ein schnelles Abschreiben; folglich vermehrten sich die Bücher und, da diese Schreiber auch den Handel mit Schriften übernahmen, der Bücherabsatz.*) Begünstigend wirkte übrigens das Billigerwerden des Linnenpapiers, welches nun an Stelle des kostbaren Pergaments trat.

Deutschland, obwohl es mit seinem Handel und Gewerbe, mit seinem Reichthum und seiner Einwohnermenge keinem andern europäischen Land nachstand, Italien ausgenommen, erhielt erst zwei Jahrhunderte später wie Italien, Frankreich und England, privilegirte Hochschulen. Schuld an dieser Verzögerung sind die Streitigkeiten des deutschen Kaisers mit dem Papst, sowie die inneren Wirren. Jedoch nachdem unsere mittelalterlichen Vorfahren in den Besitz jener wissenschaftlichen Centralpunkte gelangt waren, mußten sie noch bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst ankämpfen gegen die Seltenheit und Kostbarkeit der benöthigten Weisheitsquellen und Fachstudien-Grundlagen. Eine Concordanz kostete im 14. und 15. Jahrhundert 100 Goldkronen, ein Livius 120 — Preise, für die man damals ein Landgut kaufen konnte. Melanchton bekam erst als Magister die Bibel in die Hand. Viele der bedeutendsten Rechtslehrer mußten auf den Besitz eines corpus juris verzichten. Die Büchersammlungen der Fürsten und Klöster waren meist nicht so beschaffen, daß sie den Gelehrten hätten viel nützen können. — Einzelne Bücher vererbten sich als unveräußerlicher Familienbesitz, oder blieben als Brautgut in der Familie. Einige fromme und gelehrte Männer vermachten ihre Schriften an ein Stift oder eine hohe Schule, mit dem Beding, sie armen Studirenden unentgeltlich zum Lesen zu geben. Jedes einem Kloster geschenkte Buch wurde am Altar feierlich in Empfang genommen. Als probates Mittel gegen das „Ausführen" von Büchern dienten in den Bibliotheken handfeste Ketten, welche die (an den Ecken mit Stahlplatten versehenen) werthvollsten Folianten und Quartanten untrennbar machten von dem Leserult. Ueber den Verkauf hochwerthiger Bücher fertigte man besondere „Instrumente" an. Eine Bibel kostete gewöhnlich 1000 Goldgulden. Eine griechische Handschrift von Plato's Werken kostete im J. 1477 2000 Mailänder Ducaten. Zu berücksichtigen haben wir hierbei, daß Lehrer und Lernende auf den Besitz schön geschriebener, mit colorirten Zeichnungen versehener und mit Geld verzierter Bücher sehr erpicht waren, so daß die Abschreiber mehr malen als schreiben mußten. Mit der Pracht der Handschriften steigerte sich auch deren Umfang und Schwerfälligkeit. Zum Lesen bedurfte man wohl zwei oder drei Pulte auf einmal, und zum Aufbewahren eines solchen Gelehrsamkeits-Monstrums einen großen Schrank oder noch mehr.**)

Einzelne Große und Reiche ergaben sich mit lobenswerther Unersättlichkeit der „nobeln Jagdpassion" auf alte Handschriften. König Alphons von Aragonien erklärte, er wolle lieber seine sämmtlichen Kleinodien missen, als eines seiner Bücher. Lorenzo Medici wünschte sich so viel Gelegenheit zum Büchereinkaufen, daß er darüber sein Hausgeräth verpfänden müsse. König

*) Eine solche Taschenformat-Ausgabe war es, welche Martial zu dem stolzen Ausspruch berechtigte: „Im Schnee, vor dem Feinde, im fernen Dacien durchblättert mein Buch der abgehärtete centurio."

*) Die Geschichte der (1347 gegründeten) Prager Universität von Hanslik, Prag 1851, berichtet, daß Gelehrte, von nah und fern, durch beeidete „Scriptoren" und „Rubricatoren" hier sich Abschriften besorgen ließen.

**) Ueber Handschriften-Hersteller, Handschriften-Verleiher, Handschriften-Handel und Handschriften-Preise im Mittelalter findet man Ausführliches in einer von Albr. Kirchhoff verfaßten Monographie; Leipzig 1853, Selbstverlag.

Alphons von Neapel schloß mit dem Mediceer Cosimo Friede, weil dieser mitten im Kriege ihm einen neuentdeckten Livius abtrat. Der Ungarnkönig Mathias Corvinus ließ in Griechenland und Asien Handschriften sammeln, und hielt sich vier Schreiber zu Florenz, dreißig in seiner Hauptstadt. Von seinen 50,000 kostbar in Maroquin gebundenen Büchern mögen jetzt nur noch ein Paar Hundert vorhanden sein; den Rest zerstörten die Türken. Ein lateinisches Evangelienbuch, in goldenen Lettern auf feinstem Velinpapier geschrieben, kam in die Hände Philipp's II. von Spanien und wurde lange im Escurial aufbewahrt. Man zeigte es hier den Fremden nur dann, wenn sie von Geistlichen oder hohen Adeligen begleitet waren, die ehrfurchtsvoll, entblößten Hauptes, und Fackeln tragend, in feierlicher Stille das Kästchen umstanden, wo dieses Buch eingeschlossen war.

Sehr verdienstlich ist die Verbreitung handschriftlicher Bücher seitens der „Brüder des gemeinsamen Lebens". Ihr Wirken in Holland und Norddeutschland reicht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts.*)

Mehr als ein halbes Hundert deutsche Jubelschriften, Festreden und Gedenkberichte, die 1840, anläßlich der 300jährigen Erinnerung an das Inslebentreten der Buchdruckerkunst, gedruckt vom Stapel liefen, bezeugen uns, wie unermeßlich großartig und unvergeßlich dankenswerth der Umschwung, den die neu erfundene „Typographie" in die Büchermisère brachte. Alle Wissensdurstigen priesen die neue Art der Buchherstellung als eine göttliche Wohlthat; denn man konnte fortan für die gleiche Geldsumme eine zehnfach größere Bücherzahl erhalten.

Indeß, der Handschriftenhandel hörte nicht urplötzlich auf. Für die neue typographische Arbeit wurde erst nach und nach die benöthigte handliche Raschheit gewonnen. Auch widmete man dem korrekten Druck eine Sorgsamkeit, für die heutigen Tags weder die gleiche Zeit, noch die gleichen Kosten aufgewendet werden. Die „Korrektoren" waren damals meist Gelehrte, die sich durch feierlichen Schwur verpflichten mußten, keinen Druckfehler stehen zu lassen.

Man konnte also noch während mancher Jahre neue Werke auch handschriftlich verbreiten. Die Zeitungsleser gaben aus einer besonderen Ursache den geschriebenen „Avisi" den Vorzug vor den gedruckten „Gazzetti". Erstere entzogen sich nämlich der streng gewordenen Censur; und man wollte für sein Geld etwas „Pikantes" haben. Das Pasquinomäßige jener auf losen Blättern handschriftlich verbreiteten, ein Mal wöchentlich erscheinenden Zeitbilder hat sich vererbt auf unsere Münchener „Fliegende Blätter" und deren Konkurrenten.**)

Das erste Meisterwerk in lateinisch-gothischer Schrift gedruckt, die Psalmen Davids, erschien 1457. Bis 1462 hielt man die neu erfundene Buchdruckerkunst in Mainz geheim. In diesem Jahr überrumpelte Adolph von Nassau, als Gegenbischof, die Stadt. Während des Kriegsgetümmels zerstreuten sich die Kunstverwandten überall hin.***)

Im sechsten Jahrzehnd des 15. Jahrhunderts verbreitete sich somit die Buchdruckerkunst in ganz Europa. In Italien empfing man die deutschen Buchdrucker mit vorzüglicher Aufmerksamkeit. Pannarz und Sweynheim wurden in Rom mit Prachtausgaben von alten Klassikern beauftragt. Die Neapolitaner wollten Sixtus Rißinger aus Straßburg zum Bischof machen; aber dieser, von Heimweh befallen, zog es vor, nach Deutschland zurückzukehren. Man hielt ja zu Straßburg die Buchdruckmeister auch hoch in Ehren; dem 1478 allda verstorbenen Mentel ließ man die größte Glocke läuten. Eine noch erheblichere Auszeichnung ertheilte Kaiser Friedrich III. (1439—1493), indem er den Schriftsetzern und Buchdruckern erlaubte, Wappen zu führen und ihre Kleidung mit Gold zu schmücken; eine Auszeichnung, welche bisher nur der Adel und die Gelehrten besaßen.*)

Von der Mannigfaltigkeit des Inhalts der durch den Buchdruck riesig sich mehrenden Büchermenge spricht Luther, indem er anräth, nicht zu viele Bücher zu lesen, „weil dies mehr Verwirrung mache, als daß man etwas Gewisses und Standhaftes daraus lerne, gleichwie derjenige, welcher allenthalben wohnt, wo er hinkommt, und an keinem gewissen Ort bleibt, nirgends wohnt und an keinem Ort fest daheim ist — und gleichwie wir in der Gesellschaft nicht täglich aller guten Freunde Gemeinschaft brauchen, sondern etlicher weniger und auserlesener."

Ein 1788 vom Nürnberger Magister Panzer angefertigtes Verzeichniß von 1035 Büchern, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1520 zu Nürnberg in deutscher Sprache herausgegeben wurden, liefert uns einen interessanten Nachweis des damaligen Lesestoffs. Selbstverständlich gingen aus den Nürnberger Officinen massenhaft Bibeln hervor, in vielerlei Ausgaben und Gestalten. Ein anderer sehr verbreiteter Artikel waren: Reisebeschreibungen. Beispielweis sei deren eine mit ihrem Buchtitel genannt: „Hie vahet an d' Schildberger, der vil wunders erfahren hat in der Heydenschaft und in d' Türkey." — Dann gab es neben mehreren theologischen und einigen historischen Schriften:**) Vokabelbücher, Lebens- und Gesundheitsregeln nebst Liebesgeschichten. So z. B. „Das Buch der Natur, d. i. die Eigenschaften und Natur des Menschen" — „Ortus sanitatis, oder Garten der Gesundheit; Arzneibuch von allen Gebrechen des Menschen, wie man den helfen soll zu ihrer Gesundheit und Stärke" —, „Regimen sanitatis; Ordnung wie sich der Mensch zu den Zeiten dieser grausenlichen Krankheit der Pestilenz halten soll." — „Hienach folget ein nützlich Regiment: wer sich danach haltet, der mag sein Leben lang in Gesundheit bleiben." In mehreren Ausgaben erschien: „Ein Regiment der Kinder." — Neben dem Ernsten („Das Buch, das ist der Brunn' des Raths, aus welchem ein bekümmerter oder betrübter Mensch Trost, Weisheit und Rath empfahet." — „Ars moriendi" und „Cato moralissimus") lieferte man auch mancherlei Humoristisches, z. B. „Klag' etlicher Stände; ganz kurzweilig zu lesen" — „Vom Joch der harten Eigenschaft der Liebe" (in quarto). — „Ob einem

*) S. Ullmann „Reformatoren vor der Reformationszeit", Hamburg, 1842, Bd. II.

**) Das erste Bücher-Censur-Mandat in Deutschland wurde 1486 öffentlich bekannt gemacht, vom Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Bartoldus.

***) Wir sehen also die Mainlinie, der von anno 66 bis anno 70 für Deutschlands staatliche Gestaltung eine aparte Rolle vom Schicksal vorbehalten war, auch in der Geschichte des deutschen Kulturlebens denkwürdig hervortreten. Ist Mainz in Sachen des Buchdrucks und der Büchercensur uns wichtig geworden, nicht minder einflußreich war die Nachbarstadt Frankfurt — wir werden dies später anführen — hinsichtlich Buchinquisition, namentlich aber als Wiege der deutschen Buchhändler-Corporation.

*) Ausführliches über die Geschichte der Buchdruckerkunst findet sich in der 1840 vom verstorbenen Dresdener Oberbibliothekar, Dr. Falkenstein, bei Teubner in Leipzig herausgegebenen Säcularschrift, ein durch Facsimiles sehr werthvolles und lehrreiches Buch.

**) Daß deren Zahl in Deutschland so gering, beklagt Luther. „Wie jämmerlich sind so viel große, treffliche Geschichten und Thaten untergegangen, die nicht beschrieben sind; die Griechen und Römer allein haben Historienschreiber."

Mann gut sei, zu nehmen ein ehelich' Weib oder nicht." Letztgenanntes Buch, ein Foliant, erschien 1472 in drei Ausgaben.

In Summa ersehen wir, daß schon damals in hochtönenden, vielverheißenden Buchtiteln das Mögliche geleistet wurde, und daß der Buchhandel sich zu einer der Humbug-Schriftstellerei dienenden Magd erniedrigte.

Als Rechtfertigung des auf dem Reichstag zu Speyer 1570 gegebenen Befehls, daß in allen gedruckten Büchern der Name des Verfassers genannt sein solle, nebst Jahreszahl des Erscheinens und Verlagsort, führt Lessing das Gespräch dreier Landfahrer an, in welchem es heißt: „Wie unbedacht fallen die Drucker auf die Bücher oder Exemplare, ungeachtet ob ein Ding gut oder bös sei; sie nehmen an Schandbücher, Buhlbücher, Sauflieder und was ihnen vor die Hand kömmt und ihrem Säckel zuträglich, dadurch dem Leser Geld geraubt, sein Sinn und Herz verwüstet wird, und ihm viel Zeit verloren geht."

Die ersten Buchdrucker waren auch Buchhändler. Faust und Schäffer reisten zum Verkauf ihrer Produkte nach Frankreich. Hans Gronenberg, welcher in den Jahren 1509—1523 Buchdrucker in Wittenberg war und die meisten Drucksachen herstellte, welche dort in den ersten 20 Jahren dieser Universität erschienen, gewann mit Luthers ersten Schriften — wie uns der große Reformator in heiterer Laune berichtet — „ein groß Geld, so daß ein Pfennig zween erworben", erklärte aber, offenherzig und genügsam wie er war, nach einiger Zeit: „Herr Doktor, es trägt allzuviel; ich mag nicht solche Exemplare haben." Luther selbst verdiente bei der Schriftstellerei wenig; er verlangte und erhielt, nach damaligem Brauch, vom Buchhändler statt Honorar nur eine gewisse Zahl Druckstücke gratis. L. W.

Max Piccolomini in Schiller's Wallenstein historisch.*)

Die kleine Schrift liefert aus dem Archive des Nachoder Schlosses historische Notizen über das Leben und den Tod des wirklichen Max Piccolomini, dessen Charakter, wie der Verfasser bemerkt, mit dem des poetischen ganz übereinstimmt; nur seine Liebe zu Thekla ist eine Fiction des Dichters. Nach einer Sage, soll Schiller selbst das Nachoder Archiv benutzt haben. Joseph Silvio Graf Piccolomini, genannt Max, war der Sohn des Obristen Aeneas Piccolomini und der Katharina, Tochter des Raphael Herrn von Adimari. Der berühmte Aeneas Sylvius, Kanzler des Kaisers Friedrich III. und nachmaliger Papst Pius II., war eigentlich der letzte Piccolomini. Er adoptirte jedoch die Söhne seiner Schwester Laudemia und den Enkel Aeneas seiner Schwester Katharina. Letzterer war der Urgroßvater des Silvio Piccolomini, von dem zwei Söhne stammten: Silvio Aeneas und Octavio, der berühmte österreichische General-Lieutenant. Der Sohn des Silvio Aeneas war Joseph Silvio, später Max genannt, ein Name, der, wie der Verfasser vermuthet, ihm in der Firmung beigelegt wurde. Max Piccolomini war also nicht Octavio's Sohn, sondern Neffe. Octavio selbst war bei der Ermordung Wallensteins erst 35 Jahre alt und konnte schwerlich schon einen Sohn, wie ihn Schiller in dem Obristen Max Piccolomini schildert, haben. Thekla, die Tochter Wallensteins von seiner zweiten Gemahlin Isabella von Harrach, war damals noch im zartesten Kindesalter. Sie hieß eigentlich Maria Elisabeth und vermählte sich später mit dem Grafen Rudolph von Kaunitz. Das Leben Max Piccolomini's verfloß ganz im Feldlager. Er fand seinen Tod in der Schlacht bei Jankau, am 6. März 1645. An der Spitze seines Cuirassier-Regiments hatte er den Schweden schon eine furchtbare Niederlage beigebracht, als eine feindliche Kugel sein Pferd im Schenkel verwundete. Es stürzte und mit ihm Max. In diesem Augenblicke nahten zwei schwedische Reserve-Schwadronen und nahmen ihn gefangen. Man setzte ihn in einen Wagen und schickte ihn zur Bagage. Durch eine Attaque von österreichischen Reitern wurde er wieder befreit, bei einem erneuerten Angriff der Schweden jedoch schwer verwundet und abermals gefangen. Damit er nicht zum zweiten Male entkomme, ermordeten ihn die Schweden, und nur den Anstrengungen seines Obrist-Lieutenants Friedrich von Fritema gelang es, seine Leiche ausgeliefert zu erhalten, die in der Stadtkirche von Nachod beigesetzt wurde. Sein Oheim Octavio, der ihn wie einen Sohn liebte, war außer sich, als er seinen Tod erfuhr. „Ich habe seines heroischen Gemüthes wegen meine ganze Speranza auf ihn gesetzt," soll er gesagt haben. Dieser Tod war es wohl auch, der Octavio noch in seinen späteren Jahren vermochte, dem ehelosen Stande zu entsagen. Er vermählte sich in seinem 52. Lebensjahre, im Jahre 1651, mit der Prinzessin Marie Benigna von Sachsen-Lauenburg. Die Ehe blieb kinderlos. Seit 1634 Besitzer der Herrschaft Nachod, wurde Octavio 1642 Herzog von Amalfi und 1654 ward er in den deutschen Fürstenstand erhoben. Er starb den 10. August 1656 und wurde in der Kirche in der Roßau zu Wien beigesetzt. E. M.

*) Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau, am 6. März 1645. Eine geschichtliche Quellenstudie aus dem Schloßarchiv zu Nachod. Von Arnold Freiherrn von Weyhe-Eimke. Pilsen, Steinhäuser und Korb, 1870.

England.

W. R. Greg: Die wahre Bedeutung und die Zwecke des gegenwärtigen Krieges.

Einer der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden Kritiker Englands, Herr William Ruthbone Greg, der Verfasser der bereits in zwei Auflagen verbreiteten, vielgelesenen „Literary and Social Judgments" und „Political Problems for our Age and Country", hat sich jüngst auch über die Frage des deutsch-französischen Krieges vernehmen lassen und tritt in einer klar und ruhig das Für und Wider abwägenden Schrift den vulgären, für Frankreich Partei nehmenden Kreisen des englischen Publikums mit Entschiedenheit entgegen. „Der große Zweikampf, seine wahre Bedeutung und dessen Zwecke"*; heißt die im Verlage der wackeren deutsch-patriotischen Buchhändler Trübner u. Co. (London, 60, Paternoster-Row) erschienenen Schrift, die es verdient, auch in Deutschland von allen englischen Bücherfreunden angeschafft zu werden.

Der Verf. verwahrt sich dagegen, von persönlichen Sympathieen oder Antipathieen geleitet zu sein, die mit Fragen des Rechtes unter Völkern nichts zu thun haben dürfen. Er sagt: „Weder der Wehruf und die Angst des Leidenden, noch sogar seine sonstigen guten Eigenschaften, dürfen uns gegen seine

*) The Great-Duel, its true Meaning and Issues (durch einen Druckfehler steht auf dem Haupttitelblatt, statt des letzteren Wortes: Uses). By W. R. Greg. London: Trübner & Co., 1871, (77 S., zum Besten des Victoria-Institute for Providing for the Widows and the Orphans of the German Soldiers.)

moralischen Fehler und seine jetzige Schuld blind machen; ebenso wenig darf uns die Härte und Strenge der strafenden Gerechtigkeit, wie unerbittlich sie auch sein möge, verkennen lassen, daß, trotz alledem, Gerechtigkeit waltet. Wir können einräumen, daß, als Individuen, die Franzosen besonders angenehm und oft liebenswürdig, die Preußen dagegen unliebenswürdig und abstoßend sind; wir können der kosmopolitischen Anschauung der Dinge zugänglicher sein, als der patriotischen; wir können, gleich Jacoby und Garibaldi, schwärmen für den Traum einer Universal-Republik, können für ausländische Demokraten mehr eingenommen sein, als für einheimische Monarchisten oder Adelige; wir können dem celtischen oder dem germanischen Typus des Charakters und Geistes den Vorzug geben — das Alles darf uns bei Erwägung der Frage: welche der beiden kämpfenden Nationen unzweifelhaft im Recht oder im Unrecht sei, nicht beeinflussen."

Um seine Unparteilichkeit zu beweisen, wirft der Verfasser zunächst einen Rückblick auf die Geschichte Preußens seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, und dieser fällt keineswegs zum Preise dieses durch die Kühnheit und die Seelengröße einiger seiner Fürsten mächtig emporgekommenen Staates aus. Die Regierungs-Prinzipien, welche in Preußen bis in die neueste Zeit geherrscht, sind, wie Herr Greg meint, keineswegs ein Anzeichen und eine Bürgschaft dafür, daß Deutschland künftig unter der Aegide Preußens ein Hort des Friedens, der Freiheit und des Rechtes in Europa sein werde. Aber der Verf. fügt hinzu, daß man von der jüngeren Generation in Preußen, wie im übrigen Deutschland, mit vollem Recht andere Prinzipien erwarten dürfe, als die noch in alten gewohnten Anschauungen erzogene und groß gewordene ältere Generation hege. Mindestens sei in Preußen und Deutschland ein ganz anderes sittliches Moment in die Waagschale Europas zu werfen, als die Seite der Schale darbiete, die ein Blick auf Frankreichs Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewähre. Auch verspricht er sich von einer engeren Verbindung des süddeutschen mit dem norddeutschen Volkselement die endliche Beseitigung jener strammen bureaukratischen Herrschaft, durch welche Preußen in der ganzen civilisirten Welt so unbeliebt geworden sei.

Auf den Krieg in Frankreich selbst übergehend, geißelt der Verfasser die unkritischen, in englischen Zeitungen und öffentlichen Versammlungen sich kundgebenden Auffassungen des Krieges mit großer Schärfe. Bei den Franzosen, sagt er, sei es seit Jahrhunderten eine fixe Idee, daß die Gränzen ihres Landes nach Osten unaufhörlich erweitert werden müssen, während die Deutschen nie etwas Anderes gewollt und auch jetzt nichts Anderes wollten, als sich innerhalb ihrer nationalen Gränzen erhalten und darin befestigen. Den Deutschen sei es weder um „Victorien", noch um „Glorien", zu thun, sondern lediglich um Frieden und um Bürgschaften dafür, daß dieser Frieden nicht unversehens wieder durch ihre ehrgeizigen, ruhelosen Nachbarn gestört werde.

„Nichts weiter", sagt Herr Greg, „wollen die Deutschen als eine Rectification ihrer Gränzen, und Jeder, der die Landkarte sich ansieht und die Umrisse des Landes studirt, muß zugestehen, daß die Gränzen Deutschlands sehr dringend dieser Rectification im Interesse sowohl des naturgemäß friedfertigen, als in dem des naturgemäß aggressiven Nachbars bedürfen. Ein Fluß ist, wie jetzt allgemein zugegeben wird, die schlechteste Gränze, die ein Staat haben kann. Dagegen bildet das nur wenige Meilen westlich vom Rhein gelegene Vogesen-Gebirge ebenso eine natürliche wie eine starke Gränze. Eine von Saargemünd bis nahe von Montbéliard gezogene Linie umfaßt einen Gebietsstreifen, der förmlich gespickt mit Festungen ist, von denen jede Einzelne in französischen Händen eine Bedrohung des Friedens für Deutschland ist, wie Bitsch, Pfalzburg, Straßburg, Schlettstadt, Neubreisach und Belfort. Daß der Besitz dieses schmalen Landstriches ein wesentliches Moment der Sicherheit Deutschlands gegen die Angriffe seines ruhelosen Nachbarn sei, haben die höchsten militairischen Autoritäten stets zugegeben. Am Entschiedensten hat dies der Herzog von Wellington ausgesprochen. Am 17. October 1814 schrieb er: „„Alles Gebiet auf dem linken Rheinufer sollte einer einzigen Macht allein gehören, und zwar müßte Preußen diese Macht sein."" Nun, diese sehr bescheidene Rectification der Gränze ist das einzige, worauf Bismarck bis jetzt bestanden hat, und Niemand kann behaupten, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese Forderung nicht außerordentlich gemäßigt sei. Welche weitergehende Forderungen die Sieger stellen, nachdem die Eroberung Frankreichs vollständig stattgefunden und die Opfer und Anstrengungen Deutschlands zu diesem Zwecke in's Unendliche vermehrt worden, können wir nicht vorhersagen. Lothringen und Metz zu verlangen, würde, wie wir glauben, unbillig und unpolitisch sein. Lothringen ist in hohem Maße französisch, und Metz ist so nahe von Paris, daß es unzweifelhaft, auch wenn sie verdient wäre, eine Erniedrigung für Frankreich sein würde, diese Stadt abzutreten. In deutscher Hand würde sie fortdauernd ein Gegenstand der Aufregung für die Franzosen sein, und es scheint ganz unmöglich, daß diese Stadt lange im Besitz Deutschlands verbleibe. Auch ist — und das bildet den großen Einwurf — ihre Abtretung nicht nothwendig, wenn auch vielleicht die Schleifung der Festungswerke es sein mag."

„Aber, ruft das französische Ministerium des Auswärtigen, accompagnirt von seinen hiesigen Nachsprechern, Gebietsabtretung ist eine Demüthigung und eine Ehrenverletzung; unsere widerstrebenden Mitbürger dem Eroberer als Friedenspreis ausliefern, würde feig und niederträchtig sein; es ist ebenso unsittlich, so etwas zu fordern, als darauf einzugehen. Hierauf können wir nur erwiedern, daß eine solche Einrede im Munde von Franzosen einfach unschicklich ist. Gebiet abtreten zu müssen, ist allerdings für einen mächtigen Staat etwas Demüthigendes, aber für Frankreich ist die Demüthigung nicht größer, als sie für Deutschland gewesen sein würde; es ist eine Demüthigung, die sich Frankreich selbst zugezogen, die es seinem Feinde aufzuerlegen die Absicht hatte und die nun mit vollem Recht auf dasselbe zurückfällt. Jules Favre sagt: Ein Verlust an Gebiet würde für Frankreich ein Verlust an „prestige" sein. Zugestanden; aber gerade diese Idee des französischen „prestige" ist es, die im Interesse des europäischen Friedens zerstört werden muß. Was die Verletzung der Ehre betrifft, so liegt sie in der ursprünglichen Missethat, nicht aber in der ihr folgenden Buße. An dem Tage, an welchem Frankreich erklärte, Krieg zu Zwecken der Eroberung und der Dictatur in Europa führen zu wollen, fand diese Verletzung seiner Ehre statt"....

....„Dieser französische Krieg bis auf's Aeußerste", fügt der Verfasser der vorliegenden, die Vertheidiger des französischen Verfahrens nach allen Richtungen hin widerlegenden Schrift, am Schlusse derselben hinzu, „diese guerre à outrance ist weder mit den Prinzipien der Gerechtigkeit vereinbar, noch eines irgendwie glücklichen Ausgangs fähig. Ein Volk, welches solche Niederlagen erlebt hat — Niederlagen in einer so schlechten Sache — und das sich gleichwohl halsstarrig weigert, Genugthuung zu geben, oder das, nachdem es, als der beleidigende Theil, im Zweikampf unterlegen, seinen Gegner um die Früchte seines

Sieges zu betrügen sucht — ein solches Volk gewährt der Welt ein Schauspiel, welches jedes Gefühl von Gerechtigkeit auf das Tiefste empört."

Abessinien.

Französischer Einfluß in den Hafenorten des Rothen Meeres.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Massaua, den 12. December 1870.

Es ist eine nicht zu unterschätzende Thatsache, daß Frankreich unter allen europäischen Mächten es bis jetzt am Besten verstanden hat, sein Prästigium im Orient aufrecht zu erhalten. Wenn ich hier den Ausdruck „Orient" gebrauche, so verstehe ich erstens vorzugsweise die moslimischen Länder darunter und zweitens fasse ich den Begriff nicht politisch allein, sondern ethnographisch in's Auge, daß heißt: ich beurtheile hier den französischen Einfluß weniger danach, wie er sich auf die Regierung und die Hauptstadt, sondern danach, wie er sich auf das Volk in allen den weiten Provinzen des Halbmondreiches geltend macht. Bei der hohen Pforte und überhaupt in Konstantinopel mag das Prästigium Frankreichs durch die neuesten Ereignisse viel gelitten haben. In den Provinzen aber, namentlich den mehr abgelegenen, in den kleineren Städten, wohin politische Nachrichten nur stückweise und meist verstümmelt dringen, erfreut es sich noch fast seines alten Glanzes. Auch in den Hafenorten des Rothen Meeres ist dies der Fall. Frankreich und England sind hier fast die einzig bekannten Mächte. Wie verschieden jedoch ihr Auftreten! England tritt überall schwerfällig, mit der biedern Solidität des John Bull auf, vergeudet enorme Summen, macht kostspielige Expeditionen, giebt aber das Errungene, wenn anders es nicht von großer handelspolitischer Wichtigkeit ist, bald wieder auf, so daß es fast scheinen möchte, als schlüge es sein Prästigium gering an. Frankreich dagegen geht diplomatisch schlau zu Werke. Es wendet wenigstens in diesem Erdtheile keine großen Summen an; es setzt die Welt nicht durch verschwenderische Expeditionen in Erstaunen, aber es erreicht mit kleinen Mitteln seine Zwecke oft erfolgreicher, als England mit großen. Hat es einmal Fuß gefaßt, so läßt es das Erreichte nicht wieder fahren. Es ist fast beispiellos, daß ein französisches Consulat im Orient, sei es auch noch so unbedeutend, abgeschafft wurde, denn die Franzosen verfolgen in ihrer auswärtigen Politik den Grundsatz, das Kleine nicht zu unterschätzen, einen Grundsatz, dem die Engländer fast immer entgegenhandeln. So hat England seine Consulate fast in allen Häfen des Rothen Meeres aufgehoben, während es früher große Summen auf ihre Errichtung und Erhaltung gewendet hatte, deren Früchte nun natürlich verloren sind.

Frankreich dagegen hat ein Minimum ausgegeben, aber es hält seine Consulate aufrecht, und so kommt es, daß man in den Hafenorten des Rothen Meeres heutzutage von allen Consulats-Flaggen fast nur die französische sieht und, da bei diesen Völkern das in die Augen Fallende Alles gilt, fast nur Frankreich respektirt, und zwar erreicht es ein solches Resultat mit so geringem Aufwand von Mitteln, daß selbst, wäre der Handel vollkommen Null, die Genugthuung, welche dem Nationalgefühl dadurch wird, nicht zu theuer bezahlt wäre. Der Handel ist aber nicht null. Er ist sogar nicht unbedeutend, wenn er vielleicht auch noch nicht den mächtigen Ziffern entspricht, welche der Großspekulant, John Bull, verlangt. Der direkte Handel mit Europa würde noch viel bedeutender sein, wenn in diesen Hafenorten europäische Kaufleute mit namhaftem Kapital existirten, denn die Einfuhr aus Europa, die jetzt über Kairo und durch Vermittlung dortiger Handelshäuser hierhergeht, würde dann ihren Weg direkt nehmen. Die Abwesenheit von Consuln ihrer Nationen schreckt aber die Mehrzahl der Europäer davon ab, sich in diesen Hafenorten niederzulassen. Die Anwesenheit ihrer Consuln zieht dagegen die Franzosen her, und so kommt es, daß unter den wenigen Europäern, welche in diesen Hafenorten angesiedelt, die meisten Franzosen sind, obgleich gerade die französischen Artikel den bescheidensten Prozentsatz der Einfuhr aus Europa bilden. Die englischen und deutschen Waaren, die in Menge nach Dschedda, Hodeida, Sawakin, Massaua gehen, müssen jetzt ihren Weg über Konstantinopel und Kairo nehmen, wo natürlich die einführenden Großhändler schon einen namhaften Vortheil von ihnen ziehen, so daß ihr hiesiger Preis mit ihrem wahren Werthe ganz außer Verhältniß zu stehen kömmt.

Wie wohl es Frankreich verstanden hat, mit geringem Aufwand von Mitteln verhältnißmäßig Bedeutendes zu erzielen, beweisen so recht die beiden Consulate in Dschedda (Arabien) und Massaua (Ostafrika). In ersterer Stadt giebt es jährlich die kleine Summe von 3000 preußischen Thalern aus und hat dafür ein vollständig eingerichtetes Viceconsulat mit einem Viceconsul, der das schönste Haus von Dschedda bewohnt, einen nicht geringen Einfluß besitzt und überall mit einem für andere Nationen zwar beleidigenden, vom französischen Standpunkt aus jedoch ohne Zweifel lobend anerkannten Auftreten den Namen der „großen Nation" zur Geltung zu bringen weiß, einem französischen Kanzler, Dragoman, Consulatsdiener u. s. w. Wie viel hier der Einfluß dieses Consulats zur Geltung gelangt ist, beweist zur Genüge der Umstand, daß der Chef desselben sich vor Kurzem erlauben konnte, vom Pascha die Ausweisung eines in Dschedda angesiedelten deutschen Kaufmanns zu verlangen, weil derselbe sich erkühnt hatte, wahre Nachrichten über die Kriegsereignisse zu verbreiten, während der Franzose sich das Privilegium anmaßte, den Würdenträger mit der Quintessenz Pariser Lügen-Telegramme zu unterhalten. Auch mir persönlich war es vorbehalten, den Einfluß dieses Herrn auf eine gewiß nicht angenehme, besonders für mein Nationalgefühl beleidigende Weise zu verspüren, indem es demselben gefiel, den Koch des Hauses, in welchem ich die Gastfreundschaft genoß, gefänglich einziehen zu lassen, unter dem Vorwand, derselbe habe die Frau Consulin beleidigt, in Wirklichkeit aber, um mir, dem verhaßten „Prussien", einen Streich zu spielen. Daß letzteres der wahre Beweggrund, ging aus der Aussage mehrerer Zeugen hervor, welche gehört hatten, wie die Frau Consulin (in ihrer französischen Ueberhebung alle Vorsicht vergessend) sich laut gerühmt hatte, es sei ihr gelungen, dem verhaßten „Prussien" die Lebensmittel zu entziehen. Der gewählte Vorwand war in der That auch zu läppisch, um bei irgend Jemand Glauben zu finden. Die „Beleidigung" bestand nämlich darin, daß der Koch, der früher bei der Consulin gedient, es bei ihr aber nicht hatte aushalten können, ihrem Dienst denjenigen bei meinem Gastfreund vorgezogen hatte. Es ist wahr, die Französin hatte ihm die absurde Bedingung gestellt, er dürfe bei keinem andern Europäer in Dschedda dienen und fühlte sich nun „beleidigt", weil der arme Teufel, um nicht Hungers zu sterben, diese kategorische Bedingung verletzt hatte. Es gelang mir zwar, mit Hülfe des englischen Consulats, der übermüthigen Französin Paroli zu bie-

ten und den Pascha zu bewegen, den „Delinquenten“ zu befreien. Aber nicht ohne große Mühe gelang mir dies, denn der Pascha schien ganz von Frankreich eingeschüchtert, und es bedurfte wiederholter Drohungen, die Sache nach Konstantinopel zu melden, um den Würdenträger in so weit mürbe zu machen, daß er uns Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diese Genugthuung verdankte ich übrigens lediglich einem glücklichen Zufall. Der englische Consul in Dschedda ist nämlich schon seit einem Jahr auf Urlaub abwesend und nur durch einen armenischen Dragoman vertreten, der eben erst von schwerer Krankheit genesen war. Wäre ich 14 Tage früher gekommen, so hätte das englische Consulat mir gar keinen Schutz gewähren können, da der einzige Mann, der es repräsentirt, bettlägerig war.

Und dennoch giebt England für ein so mangelhaft besetztes Consulat beinahe das Doppelte aus, als Frankreich für ein vollzähliges. Dieser englische Schutz wurde mir übrigens auch nur in Folge ausnahmsweiser Umstände zu Theil, indem ich mir direkt von London aus eine officielle Empfehlung an das Consulat verschafft hatte. Eine solche ist nämlich bei den englischen Consulaten nothwendig, während der Schutz der französischen jedem Europäer, der ihn anruft, bereitwillig gewährt wird und zwar officiellen Instruktionen gemäß. Auch dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, das Prästigium Frankreichs zu heben; denn ihm zu Folge sehen sich alle Europäer, die nicht Engländer, auf den französischen Schutz, als den einzigen, der ihnen zugänglich ist, angewiesen; sie gelten denn auch den Einheimischen gegenüber für Franzosen, vermehren dadurch das Ansehen des französischen Consulats (denn im Orient wächst dieses Ansehen durch die größere Zahl der Schutzbefohlenen) und tragen so indirekt zur Hebung des Prästigiums Frankreichs bei. Frankreich erreicht dadurch auch noch den Vortheil, daß es eine Maßregel, die vielleicht im Grunde nur egoistisch ist, im Licht einer humanen Liberalität erscheinen lassen kann.

In Bezug auf das Consulat von Massaua zeigt sich die kluge Politik Frankreichs der englischen gegenüber in noch viel schlagenderer Weise. Hier wendet Frankreich noch viel weniger (kaum 1000 Thaler jährlich) auf die Erhaltung seines Consulats, und dennoch ist es in Massaua besser vertreten, als vielleicht irgendwo anders. Es besitzt eben die Klugheit, die richtigen Leute auszuwählen. So hat es sich in dieser Hafenstadt Abessiniens die Dienste desjenigen Europäers gesichert, der mehr, als irgend ein anderer unter den Lebenden, Land und Leute der Küste sowohl wie des Innern kennt. Dieser Mann ist der berühmte Afrika-Reisende **Munzinger**, dessen Erfahrungen und Kenntnisse abessinischen Wesens, der Sprache, der Rechtszustände, der Diplomatie (die hier eine ganz andere, als im moslimischen Orient), dessen ausgedehnte Verbindungen in den verschiedenen Provinzen des alten Aethiopiens ihn in einer für Europäer früher vielleicht beispiellosen Weise befähigen, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Munzinger erfreut sich einer solchen erstaunlichen Popularität im Innern dieses Landes, daß kaum irgend ein politisches Ereigniß daselbst stattfindet, bei welchem man nicht seinen Rath oder seine Vermittlung zu erlangen sucht, und obgleich er damit sehr vorsichtig ist, zum Beispiel nur selten eine direkte Antwort ertheilt, so wird er doch nach wie vor in Anspruch genommen. Bei dem Fürsten gilt er nicht weniger, als beim Volk. Dies geht so weit, daß ihm sogar vor Kurzem vom Fürsten von Tigre, Dädschasch Kasa, die Statthalterschaft einer Provinz übertragen wurde, nämlich der Provinz Bogos (Keren), eines von den übrigen Staaten dieses Fürsten etwas abgelegenen und vielfach gefährdeten Gränzlandes, dessen Erhaltung Kasa nicht erfolgreicher sichern konnte, als indem er es durch die Ernennung eines europäischen Statthalters gleichsam unter consularischen Schutz stellte. Munzinger's Stellung als Consul muß freilich von derjenigen als Statthalter von Bogos juristisch geschieden werden, und streng genommen kann die von ihm verwaltete Provinz durchaus nicht den consularischen Schutz beanspruchen. Aber diese feinen juristischen Unterscheidungen finden im Orient in der Praxis keine Anwendung. Hier steht man nur die Person an und vermag nicht einzusehen, daß diese einen zwiefachen juristischen Charakter trägt. Man erkennt aber, welchen Zuwachs das Prästigium Frankreichs dadurch gewinnt, daß ein französischer Consul zugleich Statthalter (d. h. beinahe unabhängiger Herr) einer abessinischen Provinz ist und daß diese so de facto, wenn auch nicht de jure, unter französischem Schutz steht. Indeß selbst ganz abgesehen von dieser Einzelheit, zieht Frankreich schon einen namhaften Vortheil aus dem allgemeinen Einfluß des Mannes, den es zu seinem Consul zu ernennen die Klugheit hatte.

England hatte ebenfalls früher Herrn Munzinger seine Vertretung übertragen, welcher ihm auch, namentlich zur Zeit der abessinischen Expedition, die werthvollsten, ja fast unschätzbare Dienste leistete. Es ist unbegreiflich, wie diese Großmacht die Ungeschicklichkeit begehen konnte, diesen Posten aufzugeben und somit Frankreich das ganze Terrain zu überlassen. Aber England hat von jeher in den abessinischen Angelegenheiten mit Schwerfälligkeit und Ungeschick gehandelt. Es hat kostspielige Gesandtschaften (z. B. die in Salasye in Schoa) veranstaltet, theuer bezahlte Consuln in's Innere geschickt, seine Missions-Gesellschaften haben es sich enorme Summen kosten lassen, um in Abessinien Fuß zu fassen, lange Intriguen waren gesponnen worden, um ein den Engländern günstig gesinntes geistliches Oberhaupt für Habesch zu gewinnen, und dies Alles sollte schließlich nur zu dem unerfreulichsten Resultat führen, nämlich dazu, daß die bekannte, mit lächerlich übertriebenem Aufwand für einen so kleinen Zweck in Scene gesetzte, militärische Expedition nothwendig wurde. Welche Früchte aber hat England für den Handel oder die Sicherheit seiner Unterthanen von dieser Expedition geärndtet? Gar keine. Es hat in Abessinien das Chaos zurückgelassen, so unbefriedigende und zersplitterte Zustände, daß jetzt der Europäer mehr als je den Gewaltthätigkeiten der Eingebornen ausgesetzt ist.

Man sagt, England treibe jetzt ausschließlich Handelspolitik. Eine solche Beschränkung ist aber jeder Großmacht faktisch unmöglich und England hat selbst durch seine abessinische Expedition bewiesen, daß es nicht immer ausschließlich aus Kaufmanns-Rücksichten handelt. Jede Großmacht muß ihr Prästigium im Ausland aufrecht erhalten, selbst eine so vorwiegend handeltreibende, wie England, denn diese Aufrechterhaltung trägt immer, wenn auch indirekt, gleichfalls für den Handel ihre Früchte. Ich will nicht behaupten, daß das Prästigium Englands jetzt wesentlich verringert ist. Die Erinnerung an die abessinische Expedition ist zu frisch, um nicht den Eingebornen noch einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Aber welche ungeheure Opfer wurden nöthig, um dieses durch Theodor's Vergehen gefährdete Prästigium wiederherzustellen! Wie verschieden dagegen das System Frankreichs! Dieses sorgt durch eine schlaue, niemals ermattende Diplomatie in wirksamster Weise für die Aufrechthaltung seines Ansehens. Es handelt continuirlich, England dagegen gleichsam in Sprüngen, indem es eine Zeitlang gar nichts für Aufrechthaltung seines Prästigiums thut, dann aber, wenn es dieses gefährdet steht, mit einem einzigen Hand

streich das Gleichgewicht wiederherzustellen sucht. Der Zweck wird vielleicht auf beide Arten erreicht, aber die eine kostet einen immensen Aufwand, die andere eine sehr geringe Auslage von Mitteln. Auch ist der Eindruck, welchen diese beiden Handlungsweisen auf die Eingebornen machen, sehr verschieden. Diese haben mehr Respekt vor einer beständig gegenwärtigen, unaufhörlich wachsamen Vertretung, als vor einer nur aus der Ferne, gleich einem am Horizont auftauchenden Gewitter, drohenden Macht. Auch wissen sie recht gut, wie schwer sich England heutzutage dazu entschließt, energisch einzugreifen. Mag es auch gewitterartig drohen, die Erfahrung lehrt, daß die Gewitter sich oft verziehen. Die abessinische Expedition namentlich, mit ihrer unsinnigen Verschwendung wird wohl auf lange Zeit hin noch in England als Abschreckungsmittel wirken, um es von jeder ähnlichen zurückzuhalten. Ich glaube, daß England heutzutage manchen Cameron ruhig in Gefangenschaft lassen dürfte, lieber als tief in seine Taschen zu greifen, um zehn oder zwölf Millionen Pfund Sterling zu dessen Befreiung auszugeben. Sollte es ihm aber überhaupt jemals wieder einfallen, einen Nachfolger Cameron's nach Abessinien zu schicken, so möchte vielleicht der Rath nicht überflüssig sein, doch ein etwas weniger betrunkenes Individuum zu seinem Stellvertreter zu erwählen. Hier, in Massaua, wo man fast Alles weiß, was in Abessinien vorgeht und vorgegangen ist, giebt es nämlich nur Eine Stimme darüber, daß Cameron durch sein unanständiges, stets unter dem Einfluß des Branntweinrausches stehendes Benehmen die Einsperrung und Mißhandlung seiner Landsleute, sowie seiner selbst verursachte, indem er den Halbbarbaren Theodor, dem gegenüber gerade ein vorsichtiges und würdevolles Benehmen angezeigt gewesen wäre, durch seine groben Verletzungen des Anstandes, ja durch thatsächliche, im Rausch ihm zugefügte Beleidigungen bis zum Aeußersten reizte. Auch die Auswahl dieses Mannes für den schwierigen Posten eines Vertreters in Abessinien zeugt so recht von der Ungeschicklichkeit Englands. Welch' ein Abstand zwischen diesem Trunkenbold, der außerdem von abessinischen Angelegenheiten auch nicht das Geringste verstand, und dem klugen und erfahrenen Vertreter Frankreichs, und dennoch giebt letztere Macht für ihre Vertretung kaum den fünften Theil von dem aus, was jener Consul an Gehalt bezog! Aber freilich Cameron war ein Engländer, darum mußten auch 12 Millionen auf seine Befreiung gewendet werden und Munzinger ist ein Schweizer; darum wurde ihm das Consulat entzogen!

Indeß nicht nur in der Politik, auch in andern Beziehungen hat Frankreich hier seinem Rivalen mit Erfolg den Rang streitig gemacht, so zum Beispiel im Missionswesen. Welche Summen haben nicht die englischen Missions-Gesellschaften ausgegeben, um Stationen in Abessinien zu gründen und mit welchem Erfolg? Kein Mensch ist von ihnen „bekehrt" worden und schließlich mußten alle diese Stationen aufgegeben werden. Dagegen hat Frankreich, das hier viel später auftrat, auch durch seine Missionare in Abessinien festen Fuß gefaßt; an 60,000 Eingeborne sollen durch diese zu Katholiken gemacht worden sein und noch heutzutage bestehen die von ihnen gegründeten Stationen blühend fort, eine in Massaua, eine in Bogos, eine in Hamazien; sogar im fernen Schoa haben sich diese Missionare festzusetzen gewußt. Ein französischer Missionar handelt aber überall mehr im Dienste und Interesse Frankreichs, als in dem seiner Religion. Diese Leute sind die geschicktesten politischen Agenten, und Kaiser Napoleon III. hatte von seinem Standpunkt aus ganz Recht, wenn er die Mission in Abessinien begünstigte und reich ausstattete, denn alle Seelen, welche dieselbe für das „Reich Gottes" gewinnt, sind zugleich für das weltliche Interesse Frankreichs gewonnen. Eine bequemere und zugleich ungefährlichere Weise, das Prästigium Frankreichs zu heben, könnte kaum erfunden werden, denn als Geistliche und Glaubensboten scheinen die Missionare mit der Politik nicht das Geringste zu thun zu haben, können somit zu keinen Reclamationen anderer Regierungen Anlaß geben und dennoch sind sie wirksamere Instrumente der Diplomatie, als manche Gesandte und Consuln.

Jeder Eingeborne nämlich, den diese Leute „bekehrt" haben, wird ein fanatischer Franzosenfreund, dem Frankreich über Alles geht und der kein wünschenswertheres Lebensziel kennt, als an der „Französirung" womöglich des ganzen Orients mitzuarbeiten.

Es ist bekannt daß Frankreich in einer andern Gegend des Orients, nämlich im Libanon-Distrikt, bereits einen noch größeren Triumph seiner Nationalität gefeiert hat, indem es die dortigen Maroniten erst katholisch, dann zu französischen Schutzbefohlenen und einen Theil derselben auch der Sprache nach zu halben Franzosen, Alle aber zu glühenden Franzosenfreunden zu machen verstand. Auch dort waren die Missionare die thätigsten Werkzeuge der französischen Politik. Wenn die abessinischen Missionare so fortfahren können, wie sie begonnen, so wäre es wohl denkbar, daß aus Abessinien ein zweiter Libanon und aus den hiesigen monophysitischen Christen französisch gesinnte Papisten würden, ähnlich den einst monotheletischen, nun aber ohne Ausnahme römisch-katholischen Maroniten. Freilich der Monophysitismus, zu dem sich bekanntlich Armenier, Kopten und Abessinier bekennen, scheint mehr Widerstandskraft gegen die Uebergriffe Roms zu besitzen, wie z. B. die geringe Zahl der unirten Armenier und Kopten beweist, als der jetzt fast ganz verschwundene, d. h. von Rom verdrängte Monotheletismus. Außerdem dürfte auch die verringerte Macht Frankreichs weniger Anlockung zu moralischen Annectirungen bieten und so hoffentlich Abessinien mit der „Bekehrung" und „Französirung" verschont bleiben.

Aber es bedurfte eines so epochemachenden Ereignisses, wie des jetzigen Krieges, um den Uebergriffen der „großen Nation", wie überall, so auch in den Uferländern des Rothen Meeres Halt zu gebieten. Noch zu Anfang dieses Jahres zeigte sich die Macht Frankreichs in diesem Meere so überwiegend, daß es wirklich den Anschein hatte, als solle das Wort Lesseps': „Auch das Rothe Meer wird bald ein französischer See sein, wie es das Mittelländische schon ist", in nicht ferner Zukunft in Erfüllung gehen.

Aegypten, als dessen Oberhaupt der den Franzosen schmeichelnde Khedive für die „große Nation" Propaganda machte, war fast ein französischer Vasallenstaat geworden. Der Suezkanal war ein Stück Frankreich mitten zwischen Afrika und Asien hineingeschoben. In Dschedda und den andern Hafenstädten wirkten sachverständige und ihrer Mission vollkommen gewachsene Vertreter für die Aufrechthaltung und Vermehrung des französischen Prästigiums. Ja, damit an allen beiden Gränzen dieses Meeres die Tricolore ihre Herrschaft geltend mache, so ließ Kaiser Napoleon an der Meerenge Bab el Mandeb den trefflichen Naturhafen von Scheich Said, angeblich durch eine Handelsgesellschaft, aber in Wirklichkeit für die Regierung erwerben und zwar für ein Spottgeld, auch hier den Beweis liefernd, mit wie geringen Mitteln diese Nation es versteht, große Erfolge zu erzielen. So schien in der That das ganze Rothe Meer von dem Netz der Pariser Spinne umstrickt, aber zum Unglück für sie, verhindert der Krieg die straffe Anziehung der Fäden. Jetzt droht dieses ganze Werk auseinanderzufallen. Der Khedive beginnt wetter-

wendisch zu werden und soll sich bereits über Frankreich mokiren. Die Suezkanal-Gesellschaft soll dem Bankrott nahe sein und ernstlich daran denken, nach dem Krieg den Kanal, wahrscheinlich an eine englische Gesellschaft, zu verkaufen. Die in Scheich Said begonnenen Hafenbauten sind eingestellt und zu ihrer Wiederaufnahme dürfte sobald kein Geld vorhanden sein. Selbst die Missionare scheinen, von den Ereignissen gedrückt, ihre „Arbeit" eingestellt zu haben, denn auch für sie ist das Geld der „nervus rerum", und Geld hat die Propaganda von Lyon und Rom jetzt nicht überflüssig. Hier, in Massaua, steht das Missionshaus zum Beispiel ganz leer. Ueberall ist der großen Nation Stillstand geboten und es steht zu hoffen, daß ihre Uebergriffe nun für lange Zeit unmöglich gemacht sind. Auch das Rothe Meer wird kein „französischer See" und das Wort des Herrn von Lesseps zu Schanden werden.

Holland.

Niederländische Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde.

Es fehlte in Niederland bisher an einer Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde, und diesem Mangel ist jetzt abgeholfen durch die seit dem 1. Januar d. J. in Amsterdam erscheinende Halbmonatschrift „Onze Eeuw" („Unser Jahrhundert"*), herausgegeben von H. Tiedeman. Das uns vorliegende erste Heft wird, nach einer kurzen Einleitung des Herausgebers, mit einer Abhandlung über „die Principien der neueren Geschichtschreibung", von Dr. J. van Vloten, eröffnet, worin die deutsche historische Schule von Niebuhr und Ranke als maßgebend für die „Kunst" der Geschichtsdarstellung bezeichnet und namentlich auch auf Maurenbrechers „Methode und Aufgabe der historischen Forschung" hingewiesen wird.

Ein demnächst folgender Artikel über „das Amsterdamsche Archiv" von J. ter Gouw, stellt die großen archivalischen, theils auf dem Rathhause und theils in der „Eisernen Kapelle" von Amsterdam befindlichen Sammlungen als höchst belangreich dar. Die Urkunden der „Eisernen Kapelle" reichen bis in das dreizehnte Jahrhundert hinauf. Sie ruhete Jahrhunderte lang in einer Truhe, die in einem gewölbten Raume der Kapelle hinter einer eisernen Thür verborgen war, welche Letztere man mit Kalk übertüncht und unsichtbar gemacht hatte. Nur der Magistrat von Amsterdam hatte das Recht, diesen Raum zu betreten, und dies soll in der Zeit vom Ende des 15 bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts nur fünf Mal, und zwar in den Jahren 1588, 1635, 1732, 1761 und 1805, geschehen sein. Die in diesem Archive aufbewahrten Urkunden sind außerordentlich gut erhalten, und Documente, die dem Mittelalter angehören, sehen aus, als wären sie gestern ausgefertigt. Minder wohlerhalten sind die archivalischen Schätze des Rathhauses, da Letzteres mehreremal im Laufe der Zeit durch Brandschaden heimgesucht wurde. Für dieses Archiv hat hauptsächlich die alte „Charterkammer" den Grundstock gebildet. Nicht bloß für die Geschichte der Stadt Amsterdam, sondern auch für die der gesammten, vereinigten Niederlande, sind diese archivalischen Schätze von außerordentlicher Wichtigkeit.

*) Onze Eeuw op het gebied van geschiedenis en van staatskunde. Veertiendaagsch Tijdschrift, onder leiding van H. Tiedeman. Amsterdam, Abraham Frijlink.

Gegenwärtiger Stadtarchivar von Amsterdam ist der rühmlichst bekannte Dr. G. Scheltema, der bereits im Jahre 1850 ein analytisches Register der Urkunden in der „Eisernen Kapelle" geliefert hat. Ein später (1862) von ihm herausgegebenes Werk „Het Archief van Amsterdam" umfaßt beide Sammlungen unter 27 Rubriken, denen eine historisch-kritische Uebersicht vorangeht. Endlich hat Herr Scheltema im Jahre 1866 die Herausgabe eines vollständigen Inventars der beiden archivalischen Sammlungen begonnen, dessen erster Theil die „Charters oder Pergamentbriefe", 600 an der Zahl, umfaßt, und vom Jahre 1275 bis zum Jahre 1562 reicht. Der zweite, kürzlich ausgegebene Theil dieses Inventars umfaßt viele Tausende von Urkunden, von welchen, ihrem Inhalte nach, eine Reihe von etwa hundert Briefen hervorgehoben ist, die mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnen und ungemein viel Interessantes enthalten: unter Anderm ein Schreiben Philipps II. von Spanien, vom 2. Mai 1556, woraus hervorgeht, daß die Stadt Amsterdam dem Könige eine halbe Tonne Gold geliehen, über welche er Obligationen ausstellte, deren Form er vorschrieb. Ein Schreiben des Prinzen Moritz von Oranien vom 6. December 1599, mit welchem diese Reihenfolge abschließt, ersucht die Stadt Amsterdam, nicht allein die gewöhnlichen Kriegssteuern zu zahlen, sondern auch im Extraordinarium für die Unterhaltung eines Feldlagers zu sorgen.

Nach Art der „Chronique des quinze jours" in der Revue des deux Mondes folgt demnächst in „Onze Eeuw" eine Halbmonats-Chronik der zeitgeschichtlichen Ereignisse, woran sich eine Binnenlandsch und eine Buitenlandsch Overzicht knüpft. Bibliographische und kritische Anzeigen bilden den Schluß der Zeitschrift, die wir auch deutschen Lesekabinetten zur Anschaffung, sowie deutschen Verlegern zur Einsendung ihrer historisch-politischen Novitäten*) empfehlen.

*) Durch Vermittelung der Engelmann'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Baltische Herzogthümer.

Ein baltischer Bewunderer des Grafen Bismarck.

In der unscheinbaren Form einer „Correspondenz" aus Riga tritt auch in dem neuesten Heft der „Baltischen Monatsschrift" wieder der Bewunderer Preußens und besonders des Grafen Bismarck mit einer Darstellung der Bedeutung dieses Staatsmannes für die Herstellung der Einheit Deutschlands auf. „Das Verhältniß von Wille und That," sagt er, „von Kopf, Herz und Hand bei uns Deutschen ist wirklich ein anderes, als bei anderen Völkern; der Leitungsdraht, welcher sie verbindet, welcher sonst blitzschnell vom Gehirn zur Hand telegraphirt und diese in Bewegung setzt, hat bei uns, wie es scheint, eine nur relative, nicht, wie sonst, absolute Leitungskraft. . . . Haben die Deutschen nun nicht schon seit 60 und mehr Jahren von deutscher Einheit gesprochen, geträumt, getrunken und gesungen? Haben sie nicht sprechen können, erhaben wie die Götter vom Olymp? — und die Hand blieb ruhig, als ob sie nicht zu demselben Körper gehörte, als ob das große Räthsel von dem psychisch-physischen Zusammenhang zwischen Wollen und Handeln, der große Gränzstreit zwischen Geist und Materie für uns gar nicht existirte.

„Wer nun aber diesen Mangel im Zusammenhang zwischen Wollen und Thun im deutschen Volke zu ergänzen versteht, wer die Schwingungen des Volksgehirnes bis zu den Gliedern zu leiten vermag — der ist der größte Mann unserer Zeit, und vor ihm soll sich beugen, was deutsch ist! Die Psyche und die Physis des Volks in genaue Verbindung mit einander zu setzen, dort im Kopf und Herzen die Gedanken zum Willen zu sammeln, sich gestalten zu lassen, und dann die Leitung zu vermitteln hierher zur physischen Handlung, das, nur das ist seine Bedeutung. Aber dieses ist größer, als daß ein Mensch es ganz und allein ausführen könnte, und wer es auch nur theilweise und für die bedeutendsten Gehirnschwingungen vollführt — er ist ein Moses! Ja, ein Moses an Kraft und Größe, der sein Volk hinausführen soll aus der Knechtschaft in das Land der Verheißung, vor dem das Meer zurücktritt zu beiden Seiten und dann hinten zusammenbrechend Pharao und sein Volk verschlingt, der im Volke den Glauben an sich selbst, das Vertrauen in seine Aufgabe und seine Kraft wieder weckt, so daß es nicht zurückbebt vor dem Gange, auf welchem die Natur selbst sich ihm entgegenzustellen scheint — ein Moses, der unverwandt auf das Ziel des mühseligen Weges hinblickt und unentwegt der großen Idee, die ihn leitet, der Wolke bei Tag und der Feuersäule bei Nacht, folgt, seinem Arm vertrauend, wenn die Feinde den großen Siegeszug aufzuhalten drohen; ein Moses endlich, der unter Donner und Blitz, mit den Tafeln des Gesetzes in der Hand, vom Sinai herabsteigt, den großen Bund zu gründen auf Jahrhunderte."

Man wird gestehen, daß eine größere Verherrlichung unseres Bundeskanzlers wohl nicht ausgesprochen werden kann, und wir müssen noch hinzufügen, daß, wenn auch die hier laut gewordene Stimme aus den Ostseeprovinzen an Beredsamkeit dort vielleicht wenige ihres Gleichen finden würde, doch die Gesinnung in Bezug auf Preußen in dem verlassenen deutschen Tochterlande überall die gleich warme und zustimmende ist, daß man in jedem Schloß, in jedem Bürger- und fast in jedem Bauernhause die Bilder des Königs Wilhelm und seines ersten Ministers findet.

E. K.

Japan.

Die Ainos von Jeso.*)

Ein amtlicher Besuch, den ich voriges Jahr in Hakodate machte, gab mir die lang ersehnte Gelegenheit, über dies merkwürdige und fast unbekannte Völkchen einige selbständige Beobachtungen zu machen.

An dem genannten Orte lernte ich den Schreiber eines Getraidepächters kennen, welcher Letztere einige Jahre in Karafto gewohnt hatte und die Aino-Sprache sehr gut verstehen sollte.**) Die wenigen Redensarten, die er mir beibrachte, wurden größtentheils von den Aino's verstanden, mit welchen ich nachmals zusammentraf.

Die einzigen Aino-Dörfer, zu denen man von Hakodate aus leicht gelangt, sind Otsube und Urap. Sie liegen nicht weit von der Spitze der Volcano-Bai. Das Erstere, welches mir allein zugänglich war, enthält fünf bis sechs Hütten mit etwa dreißig Bewohnern. Die Hütten bestehen aus Pfählen, deren Bedachung dicke Strohmatten bilden. Der Fußboden aus gedämmter Erde hat in der Mitte einen Raum für das Feuer. Thüren und Fenster sind bloße Löcher mit biegsamen Stäben, in welche Stroh dick eingeflochten ist. Hinter der einen Hütte steckten einige weiße Stäbe, von deren oberen Enden Spähne herabhingen, in der Erde. Diese erklärten die Aino's für ihre Götter, schienen sie aber nicht besonders zu ehren.

Die Tracht der Männer besteht aus einem Unterkleide und einem oberen mit knappen Aermeln, das bis zu den Knieen reicht. Der Stoff ist grobes, blaues Baumwollenzeug, das von einem Ende zum andern, zu größerer Dauerhaftigkeit, kreuzweise mit Stoßnäthen versehen ist. Unter den Knieen trugen sie meist stroherne Gamaschen und dergleichen Schuhe, aber ohne Socken. Die Weibertracht unterschied sich nur durch größere Länge und weitere Aermel. Auch windet das Weib einen schmutzigen Lappen um den Kopf. Die Männer haben ungefähr denselben Wuchs wie die Japaner, aber das ungeheuer buschige Bart- und Haupthaar der älteren Männer läßt ihre Köpfe fast ungeheuer erscheinen. Man gestattet dem Barte die vollste Entwickelung, so daß er bei Einigen zwölf bis vierzehn Zoll lang sein mochte. Das Haar am Vorderhaupte wird entweder geschoren oder ganz kurz abgeschnitten, aber hinten und an den Seiten läßt man es so lang wachsen, daß es zuweilen auf die Schultern fällt. Die Farbe ist wahres Schwarz, ungleich dem (in ungesalbtem, also natürlichen Zustande) röthlichbraunen Haare der Japaner. Auch Leib und Gliedmaßen sind mit ungefähr zolllangen, schwarzen Haaren dicht bedeckt.*) Die Hautfarbe ist braun; die etwas kurze Nase ist wohlgeformt.

Das weibliche Geschlecht habe ich abschreckend häßlich gefunden. Die Haare fallen den Weibern in erstaunlicher Fülle auf die Schultern herab. Ihre Nase ist breit und platt, der Mund scheinbar unnatürlich groß, weil sie ihn rund herum tätowiren und die Tättowirung an beiden Enden zuspitzen. Es scheint, daß nur verheiratete Weiber dieser Unsitte huldigen.

Die gewöhnliche Nahrung der Aino's sind, so scheint es, gekochte Fische und Reis, doch essen sie auch das Fleisch von Rothwild, Hasen u. s. w., die sie mit Hunden jagen und mit Pfeilen erlegen.**) Der Schießbogen, welcher, wenn er nicht gespannt ist, einem gewöhnlichen Stocke mit abgeschälter Rinde gleicht, hat ungefähr drei Fuß Länge. Die Pfeile, etwa zwei Fuß lang, sind ohne Federn; die eine Seite der widerhakigen, hölzernen Spitze ist ausgehöhlt und mit einem Gifte gefüllt, das angeblich aus dem gemeinen Larisensporn (larkspur), einer wilden Pflanze, gezogen wird. Sake (Süßbier) und Tabak erhalten die Ainos von ihren Beherrschern, den Japanern. Der Tabak wird sehr fein geschnitten, wie in China und Japan, auch haben ihre Tabakspfeifen gleiche Form wie die der Chinesen und Japaner.

Alle Bewohner des Dorfes verstanden japanisch und sprachen es auch, wenngleich in roher Weise. Unter einander bedienten sie sich nur ihrer ganz eigenthümlichen (kurilischen) Landessprache, für die es kein Alphabet giebt.

*) Bekanntlich eine zum japanischen Reiche gehörende Insel im Norden der großen Insel Nippon oder des eigentlichen Japan.

**) Karafto und Tarakai sind die wahren Namen der langgestreckten und schmalen Insel im Norden von Jeso, welche in Europa, vermöge eines lächerlichen Mißverständnisses, noch immer Sachalin oder Saghalian genannt wird.

*) Kein Wunder also, daß diese Leute bei den Chinesen Mao jin, d. i. Haar-Menschen, heißen!

**) Warum aber nennen die Japaner sie Krebs-Barbaren? Dieses bedeutet nämlich der Name Jeso. Eben diese Bedeutung hat ihr anderer chinesischer Name Hia-ji.

Das Zahlwort der Ainos bildet die Einer von Sechs an durch Abzug von Zehn. Beispiel: tobescham, zwei von zehn, also acht; denn tap heißt zwei und wam zehn. Die Zahlen 30, 50, 70 und 90 werden so ausgedrückt, daß man 20 mit 2, 3, 4, 5 multiplizirt und zehn abzieht. Beispiel: Zwanzig ist hot (genauer sue-hot 1 × 20), dreißig aber wam-be do-hot, d. i. zehn von zweimal zwanzig oder 2 × 20 — 10. Noch etwas künstlicher verfahren, beiläufig bemerkt, unsere Stammesgenossen, die Dänen, wenn sie z. B. 50 durch 3 × 20 — ½ 20 ausdrücken.

(Satow in der Zeitschrift Phoenix.)

Kleine literarische Revue.

— **Galileo Galilei.** Vor zwanzig Jahren hat Marino Marini, der Präfekt der päpstlichen Archive, eine Schrift unter dem Titel: „Galilei und die Inquisition (Rom, 1850), mit Angaben aus den Acten der Inquisition herausgegeben. Diese Schrift hatte ganz das parteiliche Gepräge des päpstlichen Archivars, so daß sich Biot vor etwa zwölf Jahren veranlaßt sah, eine Abhandlung mit der Ueberschrift: „Die Wahrheit über den Prozeß des Galilei“ (La vérité sur le procès de Galilée. Journal des savants, 1858), zur Berichtigung des Thatbestandes zu schreiben. In neuester Zeit hat aber Herr Henri de l'Epinois in seinem Werke: „Galilée, son procès, sa condamnation, d'après des documents inédits“ (Paris, 1867) alle bisherigen Angaben überboten und sehr schätzenswerthe Mittheilungen aus den Schriften der Vaticanischen Bibliothek gemacht. Darauf stützt sich nun Herr E. Wohlwill in seiner vorliegenden Schrift.*) Darin will er darthun: „daß die allgemein verbreitete Darstellung des denkwürdigen Prozesses gegen Galilei in den Hauptpunkten entweder ganz unhaltbar ist, oder doch den jetzt bekannten Urkunden gegenüber nicht als erwiesene geschichtliche Wahrheit betrachtet werden kann.“ Das ist ihm aber nur zum Theil gelungen. Die ganze Schrift des Herrn Wohlwill dreht sich um das Protokoll von 1616 und um die Einhaltung des darin niedergelegten Wortlauts, der bezüglichen Verweise und Verbote. Viele Autoren, und Marini unter ihnen, haben nämlich behauptet, daß Galilei in jenem Jahre der Befehl ertheilt wurde, seine Aufstellungen nach dem Kopernikanischen System „in keiner Weise zu lehren“, daß dieser Befehl im Protokoll vom 26. Februar 1616 ausdrücklich erwähnt sei, und daß Galilei gegen diesen „Befehl“ gehandelt und sich also versündigt habe. Nun sei aber dieser „Befehl“ gar nicht ertheilt worden, weder vom Kardinal Bellarmin, noch von irgend einem Mitgliede der Congregation des Index, und, die Inquisition hat daher Galilei auf Grund eines rechtlich werthlosen und niemals ernstlich geprüften Dokuments verurtheilt.

— **Shakespeare's Antonius und Kleopatra** bietet uns Professor F. A. Leo auf Grundlage der Tieck'schen Uebersetzung in einer Bühnen-Einrichtung. Dieselbe ist mit kundiger und geschickter Hand hergestellt. Ob sie aber ihren Zweck erreichen wird, steht dahin. Bis jetzt hat sich das Drama „Antonius und Kleopatra“ bei uns nicht recht einbürgern wollen, während es doch in England vielfach gegeben wird, eine absolute Unmöglichkeit also nicht vorliegt. Bei näherer Betrachtung sieht man übrigens leicht den Grund. Auf unserer Bühne halten sich überhaupt nur die Stücke des großen Briten, in welchen er völlig unerreichte, neue menschheitliche Typen geschaffen, wie sie die Poesie bis dahin überhaupt nicht kannte. Als solche sind Hamlet, Richard III., Lear, Othello, Falstaff z. B. zu bezeichnen. Anders ist es mit den Stücken, in welchen zwar der gewaltige Genius des Dichters mit derselben Macht waltet, die aber nicht zum Unterschiede von gleichzeitigen Dramatikern ein völlig neues, diesen unfaßbares Problem bringen, sondern nur dasselbe mit größerer Kunst. Hierzu gehört aber ohne Zweifel die vorliegende Tragödie.

*) „Der Inquisitionsprozeß des Galileo Galilei. Eine Prüfung seiner rechtlichen Grundlage nach den Acten der Römischen Inquisition.“ von Emil Wohlwill. Berlin, R. Oppenheim, 1870.

Literarischer Sprechsaal.

Die Wiener (alte) „Presse“ bringt in ihrem Feuilleton vom 21. Januar aus der Feder des Herrn Professors R. Perkmann überaus anziehende „Deutschfranzösische Wanderbilder von Wien bis Kairo“, die einen erfreulichen Beweis dafür liefern, welchen großen moralischen, das Ansehen und die Achtung der Deutschen im Orient fördernden Eindruck die Erfolge Deutschlands gegen das anmaßende Frankreich auf die Staaten der Levante bereits gemacht haben. Der österreichische Gelehrte, der unmittelbar nach den Siegen bei Weißenburg und Wörth seine Reise auf der Donau durch Ungarn und Rumänien nach Konstantinopel angetreten hatte und der überall mit einem, dem hochgebildeten Manne zur Ehre gereichenden stolzen Gefühle als Landsmann der Besieger des bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Kaisers der Franzosen aufgetreten war, beschreibt die überraschende Sensation, welche sowohl in Stambul, als in Griechenland und Aegypten die deutschen Siegesnachrichten gemacht. Im sogenannten „Janitscharen-Museum“ (Arsenal) von Konstantinopel ließ der wachthabende Offizier, als er erfahren hatte, daß Herr Perkmann und seine Begleiter Deutsche seien, die Wache in's Gewehr treten und salutiren. „Napoleone abasso!“ riefen überall freudig die der lingua franca kundigen Moslim. Selbst die Beduinen bei den ägyptischen Pyramiden gaben ihre Bewunderung der deutschen Tapferkeit zu erkennen und feierten den Namen Bismarck, der ihnen jetzt ebenso geläufig ist, wie der eines ihrer muhammedanischen Heiligen. In Mytilene empfing den Reisenden der Direktor des Gymnasiums, Professor Lälius, der sich mit Stolz einen Schüler von August Böckh, Ottfried Müller und Thiersch nannte, der in Berlin, Göttingen und München studirt hatte und der jetzt, zum Dank für den griechischen, klassischen Unterricht in Deutschland, deutsche Sprache und Literatur in Griechenland ausbreiten hilft. Auf der Ueberfahrt von Rhodos nach Cypern hörte Herr Perkmann auf dem Verdecke des Dampfbootes von tiroler Sängern zum erstenmale die Klänge des vaterländischen Liedes „Die Wacht am Rhein“, und seine Schilderung des Eindruckes, den diese in einer schönen Mondscheinnacht auf dem Meere gesungene, deutsche Hymne auf ihn und die übrigen Passagiere machte, ist wahrhaft herzerhebend.

Ein Freund unseres Blattes in Ungarn hat uns kürzlich eine Sammlung von deutschungarischen Blättern, deren Publikationsstätten von Preßburg bis Temesvár, von Pest-

Ofen bis Hermanstadt und Kronstadt reichen, zugesandt. Der gütige Freund hat uns dadurch den Beweis vorgelegt, wie thätig und regsam die deutsche Publicistik in Ungarn und Siebenbürgen der magyarischen gegenüber ist. Nach Hunderten zählen diese Blätter in allen Dimensionen und zu den verschiedensten Zwecken: über Politik und Handel, über Theater und Frauenmoden, für Arbeiter und für Müßiggänger schreibend. Aber leider ist uns dadurch auch eine schöne Illusion geraubt worden. Wir hatten bisher geglaubt, der deutsche Geist sei in Ungarns Presse ebenso würdig und achtunggebietend vertreten, wie in anderen fernen Niederlassungen deutschen Bürgerthums und deutschen Fleißes, z. B. in den Baltischen Herzogthümern und in den Vereinigten Staaten. Doch dieser auf Löschpapier oder auch auf Velin gedruckte, deutsche Mischmasch aus Ungarn und Siebenbürgen hat, mit wenigen Ausnahmen,*) nur einen betrübenden Eindruck auf uns gemacht. Da ist keine Spur von deutscher wissenschaftlicher Bildung und Würde, nirgends auch nur die Ahnung eines Gefühls der Verwandtschaft mit dem großen Stamme, der in diesem Augenblick um seine politische Selbständigkeit, um seine Stellung unter den Völkern Europas einen Kampf auf Tod und Leben führt. Im Gegentheil findet sich in diesen, meistens von Unwissenheit und Rohheit strotzenden Blättern die unverhohlenste Sympathie mit französischem Deutschenhaß, mit Franctireurs und Turcos, mit Cancan und Grisetten. Eine sogenannte große Zeitung, der „Ungarische Lloyd", liefert in ihrem Feuilleton vom 11. Januar zwei von einer Dame aus dem Französischen übersetzte, poetische Episteln eines jungen bretagner Mobilgardisten und eines alten Bretagners über die Heldenthaten der Moblots gegen die Deutschen, und der Rival jener „großen Zeitung", der „Pester Lloyd", bringt dafür in seinem Feuilleton die Uebersetzung des französischen Seeschlangen-Romanes „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meere", von Jules Verne. Ein drittes deutsches Blatt der Hauptstädte Pest-Ofen, die „Ungarische Presse" begrüßt die Friedens- und Freundschafts-Note des deutschen Bundeskanzlers vom 14. December mit einem Timeo Danaos und ruft zweimal: Was kann uns Gutes von der Weser kommen? Die Ungarin hat augenscheinlich die Weser mit der Spree verwechselt. Ein viertes dieser saubern Blätter läßt sich von Wien telegraphiren: aus Dresden sei die Nachricht gekommen, „daß zwischen dem Kronprinzen von Sachsen und dem Könige von Preußen heftige Differenzen stattgefunden in Folge der stetigen Exponirung der Sachsen vor Paris und des ihnen bewiesenen, bis zur förmlichen Bewachung gehenden Mißtrauens; der Kronprinz hätte dem Könige den Degen vor die Füße geworfen und wäre verhaftet worden; König Johann wäre, um zu Gunsten seines Sohns zu interveniren, heimlich nach Versailles gereist." Eines der dutzendweise in Pest produzirten, sogenannten humoristisch-satyrischen Wochenblätter, „Die Gelse",**) stellt Folgendes an die Spitze des Blattes vom 15. Januar: „Neuestes. Oberst Garibaldi drohte, die in seiner Gefangenschaft sich (sic) befindlichen 200 Preußen erschießen zu lassen, doch überlegte er sich's, denn dieselben sind kein (sic) Schuß Pulver werth." — Mit solchem Aberwitz wird die deutschungarische Presse den Magyaren, obwohl diese auch nicht das Pulver erfunden haben, schwerlich imponiren!

*) Zu diesen Ausnahmen zählen wir das in Hermanstadt erscheinende „Siebenbürgisch-Deutsche Wochenblatt", die von einigen hochgeachteten deutschungarischen Schulmännern, namentlich von Herrn Professor Dr. Joseph Rill in Pest, redigirten pädagogischen Journale &c. D. R.

**) Ein sehr bezeichnender Name! „Gelse" heißt nämlich in den gemeinen Mundarten Oberdeutschlands ein „geschnittenes Schwein". D. R.

Aber wie traurig sieht es um die Zukunft der Deutschen in Ungarn aus, die unter dem Einflusse einer solchen Presse erzogen werden!

Das seit dem 1. Januar in Berlin erscheinende Deutsche Handelsblatt, herausgegeben von Dr. Alex. Meyer, liegt uns jetzt in seinen drei ersten Nummern vor. Wir haben darin die scharfsinnige, in handelsrechtlichen und handelspolitischen Angelegenheiten seit einer Reihe von Jahren thätige Feder des Herausgebers mit Vergnügen wieder erkannt. Wir nennen unter den von ihm selbst herrührenden Artikeln vor Allem seine Zusammenstellung der von deutschen Handelskammern und Börsen-Vorständen bei der ständigen Deputation des deutschen Handelstages eingegangenen Gutachten über die Folgen, welche die Einverleibung von Elsaß und Deutschlothringen für Deutschlands Handel und Industrie haben wird, und demnächst seine in Nr. 2 enthaltenen Betrachtungen über die Eisenbahnen und die Uebelstände ihrer Bevormundung durch den Staat, wie sie durch den gegenwärtigen Krieg zur Erscheinung gekommen sind. Der Verfasser verspricht sich von dem Uebergange des staatlichen Oberaufsichtsrechtes an die Bundeskanzlei des Deutschen Reiches Abhülfe für jene Uebelstände, deren hauptsächliche Quelle er in dem Umstande erblickt, daß das Ministerium, welches bisher dieses Oberaufsichtsrecht geübt, den Privatverwaltungen gegenüber zugleich Richter und Partei sei, indem es, wo es sich um die Concessionirung neuer Privatbahnen handle, welche den Staatseisenbahnen Concurrenz machen können, stets im Interesse der Abwehr dieser Concurrenz und zum Nachtheile des Verkehrs und des Nationalreichthums entscheide. Auch der Artikel (in Nr. 3) über die Klagen des Grundbesitzes, worin das Uebertriebene und Unbegründete eines Theiles dieser Klagen nachgewiesen wird, ist, wie wir vermuthen, aus der Feder des Herausgebers. Ueber das deutsche Münzwesen und die Frage: ob nationale oder internationale Münzreform? haben die Herren G. Millauer und K. Braun (Wiesbaden) lesenswerthe und belehrende Beiträge geliefert. Auch eine Reihe von gerichtlichen Entscheidungen in interessanten Handelsrechtsfällen ist mitgetheilt, so daß das neue Journal dem Publikum, für das es zunächst bestimmt ist, und nicht bloß diesem, gewiß eine sehr willkommene Erscheinung ist.

Herr W. Freiherr v. Biedermann bietet uns in der vorliegenden Schrift*) viele ansprechende und nützliche Beiträge zum völligen Verständniß der Goethe'schen Gedichte. Die Schrift ist im Wesentlichen Wiederabdruck der in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung von 1869" enthaltenen Recension: Goethe's Gedichte und deren Ausgabe von Strehlke" (Berlin, Hempel). Am Schlusse zählt der Verfasser eine Anzahl Gedichte auf, die seiner Meinung nach von dem genannten Herausgeber übersehen sind.

*) Zu Goethe's Gedichten. Von Woldemar Freiherrn v. Biedermann. Leipzig, Serbe, 1870.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 4. Februar 1871. [№ 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Bücher und Buchhandel.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

II.

Der Buchhandel der Neuzeit.

In Deutschland verblieb den Buchdruckern noch geraume Zeit der Handel mit ihren Arbeitserzeugnissen. Besondere Buchhändler, welche auf eigene Rechnung drucken ließen — „Verleger" nach heutiger Bezeichnung — gab es zuerst in Italien, gegen Ende des 15. Jahrhunderts. In Augsburg nannte sich 1508 Joh. Rinmann „Buchführer" und in einigen seiner späteren Verlagsartikel (bis 1522): „teutscher Nation namhaftigster Buchführer". In Nürnberg dagegen betrieb Anton Koburger vom J. 1470 bis zu seinem Ableben 1513 das Doppelgeschäft eines Buchdruckers und Buchhändlers, und zwar in sehr ausgedehnter Weise; er wurde durch Reellität zum reichen Mann. Nach einiger Zeit hatte er 24 Pressen in Gang und beschäftigte ein über hundert Köpfe starkes Gehülfenpersonal: Setzer, Correctoren, Drucker, Illuministen (von Anfangsbuchstaben), Buchbinder, Lehrlinge und Comtoiristen.

Koburger war ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten. Er hielt es für Ehrensache, nur sauber und geschmackvoll ausgestattete, druckfehlerfreie Bücher herzustellen. Namentlich lieferte er prächtige und schnell auf einander folgende Bibelausgaben. Die „deutsche Bibel von 1483" war das erste künstlerisch reich geschmückte Buch, welches aus Koburger's Presse hervorging. In der Jenenser Bibliothek wird ein solches Exemplar aufbewahrt. Zu Koburger's Hauptverdiensten gehört seine Einwirkung auf die Entwickelung des Holzschnitts. (Albrecht Dürer.)

Koburger leitete seinen in sechzehn großen Städten etablirten Buchhandel mit außerordentlicher Umsicht und Pünktlichkeit. Sein Absatzgebiet erstreckte sich südlich bis Venedig, nördlich bis Lübeck, und östlich bis zur ungarisch-türkischen Gränze. In Paris befand sich eine Koburger'sche Buchfactorei und in Lyon (welches damals als Buchhandels-Metropole mit Venedig rivalisirte) eine Buchdruckcommandite. Ein gelehrter Pariser Drucker gab nicht mit Unrecht Koburger 1499 in einem Briefe den Ehrentitel: „König der Buchdrucker".

Das erste Prachtwerk welches mit deutschen Buchstaben hergestellt wurde, erschien 1517 auf Kosten Kaiser Maximilian's I.: „Die geverlichkeiten u. eins teils der Geschichten des loblichen streytparen u. hochberühmten Helds u. Ritters Herrn Tewrdank's." Neben diesem glanzvollen, persönlich liebenswürdigen, ritterlichen Kaiser sind nennenwerth wegen freigebiger Vervielfältigung werthvoller, guter Drucksachen: die reichen, rührigen, hochgebildeten Augsburger Patricier. Ulrich Fugger besoldete den großen Gelehrten Stephanus, damit dieser ihm den Druck der vielen Handschriften besorge, welche er ankaufte. Der „Stadtpfleger" Marcus Welser betheiligte sich an einer Augsburgischen Notabeln-Genossenschaft, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf eigene Kosten eine große Zahl Bücher („ad insigne pinus") drucken und verkaufen ließ.

Viele unter den frühesten Buchdruckern gehörten selbst zu den Gelehrten, und gaben ihre Verlagswerke selten anders heraus, als mit selbstverfaßten, zweckmäßigen Einleitungen und Anmerkungen. Fand man doch damals, wie uns ein Chronist meldet, „nicht spärlich unter den Studenten Buchdrucker, ja sogar Buchbinder." Erst im Lauf des 16. Jahrhunderts schwand das hohe Ansehen des Buchdruckerstandes, nachdem die Sortiments- und dann die Verlagsbuchhändler sich den Vorrang hinsichtlich der Buchverbreitung angeeignet.

In den Kleinhandel mit Druckstücken theilten sich Buchbinder, Hausirer und Krämer. Ein Breslauer Berichterstatter erwähnt, daß auf dortigem Hühnermarkt Milch, Kräuter, Früchte, Wildprett, Vögel und Bücher feilgeboten würden. — Daß die Buchbinder Concurrenten der Buchhändler, lag in der Natur der Sache. Anfänglich erschienen die meisten Bücher eingebunden, zur Bequemlichkeit des Verkehrs mit dem Publikum. Größeren Buchhändlern war es erwünscht, nur neue, uneingebundene Waare zu verkaufen. In den kleinen Städten, auf dem Lande und bei Jahrmärkten pflegte das Publikum beim Buchbinder Nachfrage zu halten nach Spielkarten, „fliegenden Blättern" und Gebetbüchern; dies veranlaßte die Buchbinder, auch anderweite Druckwaare zu führen. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, rief bei Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Buchhändlern und Buchbindern die Einrichtung hervor, daß der um das Buchhändler-Privileg Nachsuchende, Falls er den Buchhandel nicht ordnungsmäßig erlernt hatte, zur Ablegung eines Examens angehalten werden konnte. Im J. 1659 erhielt in Berlin der Buchdrucker Völker das erste Buchhandels-Privileg.

Im Kurfürstenthum Sachsen wurde 1678 bei einem Vergleich zwischen den streitenden Parteien festgesetzt, daß Buchbinder und Hausirer künftig nur solche Druckschriften verkaufen dürften, welche höchstens 12 Bogen stark.

Erst nachdem sich das Publikum daran gewöhnt, den eigentlichen „Buchhändler" mit Besorgung des benöthigten Lesebedarfs zu beauftragen, endete der Wochen- und Jahrmarkts-Detail-Buchhandel und die Buchhandels-Hausirerei. (Bekanntlich treibt Letztere neuerdings wieder „neue Blüthen, neue Knospen".)

Die Buchhändler en gros setzten bald nach Erfindung der

Buchdruckerkunst ihre Waare als Meßnovitäten und Exportartikel in Cours auf den großen Verkehrsstraßen und in den Haupthandelsplätzen. Wir exemplificirten dies bereits an Koburger. Der vieler Länder Städte umfassende venetianische Welthandel bahnte auch den Büchern eine mannigfache und weitreichende Verbreitung. In Leipzig ließ sich um 1560 der venetianische Buchhändler Petrus Valgivius nieder und verkaufte hier zwanzig Jahre lang die Schriften der italiänischen Gelehrten.

Die vermehrte Buchproduction, sowie die zwischen den Gelehrten sich vervielfältigenden Beziehungen, und andererseits die sich steigernde Nachfrage nach Büchern bewirkten eine Einigung der Buchhändler zu gemeinsamem persönlichem Verkehr, gelegentlich der Messen zu Frankfurt am Main. Der Augsburger Bürger und Buchhändler Georg Willerius druckte 1564 den ersten Katalog für die Frankfurter Büchermesse. Für die in Leipzig erschien ein solcher zuerst 1594. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts mit Frankfurt gleichen Rang einnehmend, erlangte Leipzig seit 1650 als Buchhandelsplatz das Uebergewicht. Der letzte Frankfurter Meßkatalog gehört dem Jahr 1649 an. Die bisherigen „Buchläden" in der Frankfurter „Buchgasse" verwandelten sich in Weinschenken (Sic transit!).

Zu den Ursachen des buchhändlerischen Flors in Frankfurt gehört der Umstand, daß die dortigen Buchhändler vielfach den literarischen und brieflichen Verkehr der Gelehrten unter einander vermittelten, während die Posteinrichtungen noch sehr mangelhaft waren. Unter den Ursachen des Verfalls der Frankfurter Buchhändlermesse steht in erster Reihe die dort etablirte kaiserliche Censurcommission. Leipzig konnte binnen Kurzem Frankfurt als Buchverbreitungs-Centrum überflügeln, weil die sächsischen Kurfürsten den Leipziger Verlegern Schutz gegen Nachdruck gewährten.*)

Mit dem Schluß des 17. Jahrhunderts beendete der deutsche Buchhandel seine erste Entwickelungsphase. Anfänglich bloß handwerksmäßig producirend (resp. reproducirend), gewann er nun, zu speculativer Thätigkeit übergehend, eine Organisation, vermöge deren ihm allein die hochwichtige Aufgabe zufiel, aus der großen Menge des handschriftlichen Angebots das zur Drucklegung und kaufmännischen Verbreitung auszuwählen, was nach Zeit und Umständen dem Lesebedürfniß angemessen ist. — Was wäre alle Schreibkunst und alle Buchdruckkunst ohne „Buchhandel"?

Während jetzt viel zu viel gedruckt wird und die deutsche Literatur pyramidale Dimensionen erlangt hat, mußten unsere (deutschen) Voreltern lange harren und schmachten, bis auch ihnen jener Nationalreichthum an eigenen, guten (von Deutschen für Deutsche teutsch geschriebenen und teutsch gedruckten) Bücherschätzen einbescheert wurde, welcher die veredelnde Zierde des sprichwörtlich gewordenen Volks der „Denker und Dichter" ist.**) Andere Nationen gelangten eher wie wir in den Besitz einer National-Literatur. In Italien brachten die Geistesheroen Dante, Petrarca, Boccacio ihre Muttersprache zur Geltung; England erfreute sich des phänomenalen Glanzes eines Shakespeares und Milton; alle Welt bewunderte die Leistungen Molières und Racine's; Spanien besaß seinen Cervantes, Lope de Vega und Calderon, Portugal eine „Lusiade" (Camoens). Nicht unsern deutschen Buchhandel dürfen wir anklagen, wenn unsere Vorfahren betreffs des Nichtbesitzes eines eigenen, die Sprachschönheit, die Gedankenfülle und die fortschreitende Geisteserleuchtung zum Ausdruck bringenden Bücherthums den Nachbarn nachstanden, welche das deutsche Volk als politisch uneins und ohnmächtig geringschätzten und als literarische Habenichtse belächelten. An dieser Armseligkeit sind zumeist schuld: die Männer der Wissenschaft, welche beliebten, den Obscurantismus zu dulden und den Aberglauben zu nähren.

In Ulm wurde 1499 ein für viele Jahre eingerichteter Kalender herausgegeben, welcher u. A. den Einfluß angiebt, den die Planeten ausüben beim Haus- und Thurmbau, bei der Gartenarbeit, in Rechtshändeln und in der Liebe ꝛc.; auch wurden die Zeiten genannt, in denen man sich die Haare schneiden lassen, kaufen, fischen, neue Kleider anlegen soll u. s. w.

Der 30jährige Krieg kommt in Betracht als ein weiterer Hemmschuh für den Aufschwung deutscher Geisteskultur. Deutschland war und blieb in seinem Schriftenthum in trauriger Unselbständigkeit. Der Friede zu Münster (1648) machte statt der bisher üblichen lateinischen die französische Sprache, ihres Wohllauts und ihrer sicheren Ausdrucksweise halber, zur Geschäftssprache der Fachpolitiker. Die französischen Einwanderer nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) verwälschten auch den mündlichen Privatverkehr in den höheren deutschen Volksschichten. Der Historiker Leti berichtet, daß er während eines sechswöchentlichen Aufenthalts in Berlin zur Zeit des großen Kurfürsten nie einen Edelmann oder eine „Dame" bei Hofe habe deutsch reden hören.

Die Gelehrten, von den übrigen Ständen abgesondert lebend, fuhren meist fort, in Mönchslatein zu schreiben. Zur Zeit König Friedrich Wilhelm's I. (1713—1740) gab es noch Prediger in Berlin ꝛc., die ihre Reden lateinisch ausarbeiteten und dann in's Deutsche übersetzten.

Luther mit seiner bieder-hochdeutschen Schreibweise hatte Deutschlands sprachliche Einheit angebahnt und deutsches Selbstgefühl gehoben.*) Die sogenannte „fruchtbringende Gesellschaft", ein Jahrhundert nach Luther, zeigte einen regen Sinn für die Herrlichkeit der deutschen Sprache und Denkart, wirkte jedoch wenig. Der 1728 gestorbene Philosoph Thomasius, ein Leipziger resp. Hallenser, machte zwar die deutsche Sprache seit 1682 zur Gelehrtensprache, aber die gesammte deutsche Gelehrsamkeit war als unfruchtbringendes Gezänk und pedantische Grübelei bei allen Gebildeten anrüchig geworden.

Erst das Zeitalter des Größten der Deutschen — des „alten Fritz": Fridericus Borussorum Rex — rief endlich eine deutsche National-Literatur hervor. Uns wurde jetzt ein Klopstock, Gellert, Lessing, Herder, Goethe und Schiller geboren. Ihre Geistesprodukte, in genießbarer, schöner Form uns dargebracht, lieferten dem deutschen Volk die ihm so lange vorenthaltenen eigenen, guten Bücherschätze. Was bisher nach diesem Ziel hin geleistet worden, waren nur Anfänge und Versuche.

Im J. 1747 schrieb Sulzer aus Berlin an Bodmer: „Es giebt insonderheit am Hofe der Königin Mutter Frauenzimmer von großem Geist, die jetzt anfangen, deutsche Schriften zu lesen." Den maßgebenden Anlaß zur Verbesserung der deutschen Schreibweise verdanken wir dem königlichen Sieger von Roßbach. Die Niederwerfung der „großen Nation" weckte das

---

*) Eichhoff, Versuch einer Geschichte des deutschen Buchhandels.

**) Süddeutsche Gemütlichkeit glänzt mit herrlichen Reimwerken; norddeutsche Derbheit imponirt mit scharfen Kritiken.

*) In seinen hier wiederholt citirten Tischgesprächen äußerte er einmal: „Es ist keine verachtere Nation, denn die Deutschen. Italiäner heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser, und alle anderen Länder" (thun desgleichen).

deutsche Kraftgefühl. Friedrich's Mißachtung der schlechten, geschmacklosen deutschen Literatur und seine eigenen gediegenen schriftstellerischen Leistungen in französischer Sprache ermunterten den deutschen Genius, Zeugniß davon zu geben, daß man fähig und bereit sei, aus langem Schlaf zu erwachen. Nun erst konnten alle Klassen des deutschen Volks Bücher in die Hand nehmen, welche das Herz erwärmen und den Geist allseitig aufklären.*)

Auch auf den Buchhandel übte der „alte Fritz" einen wohlthätigen Einfluß. Der durch Sachsens Kurfürsten im österreichischen Sinn beeinflußte Leipziger Büchermarkt athmete auf während des toleranten Interregnums gelegentlich der preußischen Besetzung Leipzigs im siebenjährigen Kriege —, zum großen Verdruß der Dunkelmänner des heil. römischen Reichs. Seit 1765 bestrebte sich der in der Geschichte des deutschen Buchhandels Epoche machende Leipziger Buchhändler Reiche, verschiedene geschäftliche Uebelstände zu beseitigen.

Wenn man im vorigen Jahrhundert ein Buch kaufen wollte, bestellte man es beim Buchhändler; dieser notirte es sich und besorgte es auf der nächsten Ostermesse. Bis dahin mußte sich der Besteller gedulden. Der Autor war mit der Publication eines Novums ebenfalls auf die Ostermesse verwiesen. Das Versenden von neuen Sachen an die „Sortimenter" kam erst im gegenwärtigen Jahrhundert auf. Die besseren Landstraßen und sodann die Eisenbahnen tilgten ein Hauptleiden des Buchhandels. Fortan verloren auch die Messen ihre frühere Bedeutung. Jetzt, bei der fortdauernden Centralisirung des deutschen Buchhandels, besteht der Meßverkehr nur noch für das Abrechnungs-Geschäft.

Die neuere Phase des deutschen Buchhandels begann nach der in den Befreiungskriegen sich wiederholenden Beseitigung des französischen „prestige", 1815. Wer sich unterrichten will über das, was Alles auf deutschem Büchermarkt erschienen vom J. 1700 an bis 1858, und welche Sonderbedeutung das Jahr 1815 hierbei hat, dem sei das bändereiche Heinsius'sche allgemeine Bücherlexikon empfohlen. — Die neueste Buchhandels-Phase steht uns jetzt bevor.

Deutsche Geschichtsschreiber und Dichter haben treulich der deutschen Einheitssache Pionierdienste geleistet und somit dem Waffensiege anno Domini 1870 das hohe nationale Ziel vorgezeichnet. Den Soldaten der Presse insgesammt liegt es nun ob, das Franzosenthum in unserer deutschen Literatur zu bekämpfen. Fort also mit der verächtlichen Nachäffung französischer Schmutzromane und französischer Lotterdramen!

Wenn wir einen Blick richten auf die Vervollkommnung der Geschwindigkeit des Buchdrucks, so gebührt deutscher Erfindungs-Begabtheit die hohe Ehre, die Stereotypie und die Schnellpresse hervorgerufen zu haben. Erstere verdankt man dem Prediger Müller 1706, letztere dem Sachsen König und seinem Genossen Bauer 1814. — Halten wir eine Musterung ab über die sachlichen und persönlichen Mittel und Kräfte, welche dem deutschen Buchhandel zur Verfügung sind, so ersehen wir, daß Leipzig — wo im J. 1795 nur 20 Buchhandlungen existirten, und im J. 1799 46 nebst einigen Antiquaren und 8 Buchdruckern, die zugleich Buchhändler — im J. 1868 225 Buch-, Kunst- und Antiquarhandlungen aufweisen konnte, mit einem Personal von ca. 900 Mann. Im J. 1799 kamen 300 fremde Buchhändler zur Messe; gegenwärtig halten ungefähr 1300 auswärtige Handlungen in Leipzig Lager und lassen ihren Verlag hier einliefern. Anno 1868 wurden von Leipzig aus ca. 1500 Centner Bücherballen spedirt. Während des Jahres 1869 erschienen in Deutschland 11,305 Werke. Der deutsche Buchhandel zählt (die Filialhandlungen excl.) über 3500 Firmen. 750 derselben beschäftigen sich ausschließlich mit dem Verlagsbuchhandel.

Der wackere „Bädecker" berichtet uns in seinem 1864 ausgegebenen Reisehandbuch von 40 Druckereien in Leipzig, mit über 50 Hand- und Maschinenpressen.*) Bädecker's leicht transportables „Rothbuch" steht ebenso wie manches Prachtwerk den vielgerühmten englischen Bucheinbänden nicht nach. Der deutsche „Verleger" ist folglich in der Lage, seine neuen Sachen dem Publikum rasch und in guter Ajüstirung vor's Auge zu führen. Legionen von Schriftstellern liefern so viel „Rohstoff", daß es dem deutschen Buchhandel ein Leichtes ist, nicht nur die meisten, sondern auch die besten Bücher zu haben und zu verbreiten.

Von Herzen wünschen wir ihm, daß er demgemäß im Sturmschritt und „mit Eleganz" die gesammte civilisirte Welt erobere, diesseit und jenseit des Wendekreises des „Krebses".

Unendlich viel hätte hier noch gesagt werden können über Bücher und Buchhandel. Mancherlei ist zu berichten von den Schicksalen und Eigenschaften der Druckschriften, von ihrem Gebrauch und Mißbrauch, von der Bücherliebe und dem Bücherhaß, vom Bücherkaufen und Bücherverleihen, von Censur und Nachdruck u. s. w. Ein besonderes Kapitel müßte der (parteiischen und unparteiischen, der gründlichen und leichtfertigen) Bücherkritik gewidmet werden; ein anderes dem Verhältniß der Bücher zu den Zeitschriften und Feuilletons. Eine Abhandlung über Honorar- und Annoncen-Angelegenheiten dürfte ebenfalls von Interesse sein. Manches Curiosum könnte man deponiren über Buchtitel und Vorwort. In den voranstehenden Zeilen sollte nur ein Einblick in den historischen Theil der Bücherentstehung und Bücherverbreitung skizzirt werden, als ein Hinweis darauf, wie lehrreich und ergötzlich die Beantwortung einer großen Summe von Fragen betreffs Ursprung, Vermehrung und Verbesserung der Bücher und des Buchhandels; namentlich aber sollte die vorliegende kulturgeschichtliche Skizze hindeuten darauf, wie wichtig uns Deutschen es sein muß, über die Vergangenheit und Zukunft unserer Literatur-Production und Multiplication uns Rechenschaft zu geben. Wir Deutsche können stolz sein auf unsere Bibliotheken und unseren Buchhandel. Bleiben wir uns nur treu in dem Bewußtsein der eigenen Kraft und der hohen sittlichen Würde.

Graf L. W.

*) S. die Jenaische Literaturzeitung vom 21. August 1786. — Friedrich der Große motivirt ausdrücklich seine französische Schriftstellerei, indem er (1751) im Vorwort der Mémoires de Brandebourg sagt: Diese Sprache sei „la plus polie et la plus repandue en Europe et elle parait en quelque façon fixée par les bons auteurs du siècle de Louis XIV." — Einzelne unverbesserliche gelehrte deutsche Perrückenstöcke konnten es noch nach dem siebenjährigen Kriege nicht unterlassen, sich mit hochkomisch thörichter, mittelalterlich unnützer Buchmacherei breit zu machen. Das Krasseste der Art leistete im J. 1773 der Consistorialrath Schimmelmann, welcher ein Buch edirte, „von den den Sachen dirigirend beigelegten Namen", welches er, wie Fama behauptet, Friedrich dem Großen einsandte, um sich mit dieser Schrift für die eben erledigte General-Superintendentur von Pommern zu empfehlen. In diesem opus bewies er, daß die Russen Sieger sein würden in ihrem (1774 beendeten) Türkenkriege, weil die Türken den Namen „Konstantinopolitaner" führten. Eine seltsame, phantastische Wortklauberei.

*) Wie fabelhaft rasch sich ein Buch herstellen läßt, zeigte eine Druckerei in Philadelphia, wo die eben erschienenen zwei Bände Geschichte Englands von Macaulay behufs Nachdrucksausgabe in 50 Stunden gesetzt, stereotypirt, gedruckt und broschirt wurden.

Eine Staatsschrift aus dem 17. Jahrhundert über das Deutsche Reich.*)

Gerade in diesem für die politische Entwickelung Deutschlands hochwichtigen Augenblicke, in dem fast sämmtliche äußern und inneren Verhältnisse Deutschlands in einer Neugestaltung begriffen sind, dürfte es angezeigt erscheinen, auf die unter dem in der Anmerkung genannten Titel veröffentlichte Schrift eines der epochemachenden Staatsrechtslehrer des 17. Jahrhunderts aufmerksam zu machen. Wir haben es hier mit einer der zahlreichen, geist- und gedankenreichen Flugschriften aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege zu thun, von denen nur zu bedauern ist, daß sie durch die fremde (lateinische) Sprache, durch den verwahrlosten Zustand, in dem sich die Mehrzahl derselben befindet, einem weitern Leserkreise entzogen sind. Als einen recht glücklichen Griff können wir es bezeichnen, daß gerade diese Schrift von dem Herrn Herausgeber zur Verdeutschung und Erläuterung gewählt ist, denn gerade sie führt uns mitten hinein in eine Periode des gewaltigsten Ringens, des Strebens nach Zielen, deren Erreichung in ihrer Art kaum möglich erschien; sie ist es, die zum ersten Mal es offen und klar aussprach, daß die bestehenden Zustände des Reiches monströs, die Umgestaltung der Monarchie in einen Föderativstaat unerläßlich sei.

Die äußere Oekonomie der Schrift ist sauber und concis. Sie zerfällt in acht Kapitel, in deren erstem „die Anfänge des deutschen Reiches", eine eben so gedrängte als wahrheitsgetreue Darstellung von Deutschlands Entwickelung seit dem Beginn deutscher Geschichte bis auf die Zeit des Verfassers gegeben wird. Dem schließt sich im zweiten Kapitel die Aufzählung der einzelnen Reichsglieder, die Charakterisirung ihrer Machtverhältnisse und im dritten die Darstellung „der Entstehung und Entwickelung der Reichsstände" an. Im vierten und fünften Kapitel werden die Stellung des Reichsoberhauptes, des Kaisers, seine Wahl, seine Machtbefugnisse und deren gesetz- und gewohnheitsmäßige Schranken besprochen, woran sich im sechsten eine eingehende Erörterung „der Staatsform des deutschen Reiches" schließt. Mit offenem Visir tritt P. gegen die spintisirenden Theoretiker in die Schranke, die nach den Regeln der Kunst aus dem deutschen Reich bald eine Monarchie, bald eine Demokratie oder Aristokratie herausdemonstriren; er weist nach, daß Deutschland keins von dreien, „sondern fast ein monströses Staatsgebilde zu nennen ist, das im Laufe der Zeit durch die träge Nachgiebigkeit der Kaiser, durch den Ehrgeiz der Fürsten und die Ruhelosigkeit der Pfaffen aus der einstigen Monarchie entstanden ist .... Wie man einen Felsblock leicht einen Berg hinunterrollen, aber nur mit unsäglicher Anstrengung wieder hinaufwälzen kann, so wird Deutschland ohne die erschütterndsten Bewegungen und eine gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse sich nicht wieder in die Form einer Monarchie zwängen lassen, sondern es nähert sich mehr und mehr der Verfassung einer Förderation von Bundesgenossen ungleichen Rechts, indem die Stände die Hoheit des Kaisers gebührend anzuerkennen und zu ehren haben". (p. 106.)

In einem folgenden Kapitel „Deutschlands Macht und Deutschlands Schwäche" entwickelt er zuerst die edlen, reichen Anlagen der deutschen Stämme, die Fruchtbarkeit und den Reichthum des weiten im Herzen Europas gelegenen Landes, um dann zu dem betrübenden Schluß zu kommen, daß Unklarheit und Unbestimmtheit der Machtbefugnisse eines Jeden und in Folge dessen Uneinigkeit und ewige Händel zwischen den einzelnen Ständen alle diese Vortheile nutzlos machten, das Reich als solches dem Auslande machtlos preisgäben. So gelangt er denn in seinem letzten, dem achten Kapitel, zur Besprechung der Reformen, die er dem Reich für nothwendig erachtet, der „Staatsraison" des deutschen Reiches, zu deren Erreichung ihm nicht das Schwert, sondern der Friede, das fest zu begründende Gesetz, der Kompromiß der mit einander streitenden Interessen als einziges Mittel erscheint. Dennoch vermag selbst dieser hochsinnige Patriot sich nicht ganz dem Druck der bestehenden, beängstigenden Verhältnisse zu entziehen. Mißtrauen — damals wohl berechtigtes Mißtrauen — spricht aus dem Programm, das er schließlich aufstellt. „Wenn nur ein Föderativstaat ein Oberhaupt an seine Spitze stellt, so ist dabei die größte Vorsicht zu beachten, um den Versuchen, eine monarchische Herrschaft zu gründen, vorzubeugen. Vor Allem dürfen Heer und Festungen nicht unter dem Bundesoberhaupte allein stehen. Dieses ist ferner auf bestimmte Grundgesetze zu verpflichten, und es muß ihm ein ständiger Bundesrath zur Seite stehen, der die Bundesgenossen repräsentirt und die laufenden Verwaltungsgeschäfte nach vorher von ihnen festzustellenden Grundsätzen und nach ihren Beschlüssen besorgt. Alle auswärtigen Angelegenheiten müssen zuerst vor diesen Rath kommen, dann muß den einzelnen Ständen darüber berichtet und zuletzt ein allgemeiner Beschluß gefaßt werden." (p. 127.) Ob Pufendorf, lebte er heute, sich mit diesen Forderungen begnügen, ob er dem, was heutzutage wirklich erreicht ist, unbedingt zustimmen würde? Wir wagen kaum, dies unbedingt zu bejahen.

Was die Ausstattung der Schrift betrifft, wie sie uns in deutscher Uebersetzung, mit einer Einleitung und zahlreichen Noten versehen, vorliegt, so läßt dieselbe nur wenig zu wünschen übrig. In der Einleitung giebt uns Herausgeber eine sehr detaillirte Biographie P's, der sich eine mit großem Fleiße zusammengetragene Charakteristik der Monzambano-Literatur (der Herausgeber zählt 36 Schriften) anreiht. Die Noten unter dem Text geben die nöthigen Aufschlüsse über die von P. berührten politischen Verhältnisse und Persönlichkeiten, sowie eine Charakteristik der von P. aufgestellten Prinzipien. Der Text selbst ist in ein ansprechendes leicht fließendes Deutsch übertragen, so daß durch diese Arbeit eine Kenntnißnahme von den politischen Verhältnissen unseres Landes in früheren Zeiten wohl auch in weiteren Kreisen zu erwarten steht. Dies dürfte um so mehr der Fall sein, wenn die vom Hrn. Herausgeber versprochene „Allgemeine Einleitung über die Verfassung und die Reform-Bestrebungen im 17. Jahrhundert", deren Erscheinen wir freudig begrüßen werden, einen sicheren Wegweiser für das Studium dieser Epoche geliefert haben wird. J.

*) Severinus von Monzambano (Samuel von Pufendorf): Ueber die Verfassung des deutschen Reiches. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Harry Breßlau. (138 S.) Berlin, 1870, L. Heimann.

Peltre nach der Belagerung von Metz.

Zum dritten Male ist über Metz Schnee gefallen und zum dritten Male hat ein warmer Windeshauch das Eis gelöst und die Straßen befreit, aber immer und immer wieder treten auf dem viel betretenen königlichen Platz und der Esplanade jene tausend Kreise aus dem schlammigen Erdboden hervor, welche die Stellen bezeichnen, wo die tausend Zeltlazarethe der Bazaine'schen Armee standen.

Ja, die Spuren des Krieges, selbst die geringsten, werden langsam verwischt! Drei, vier kräftige Granatschüsse in zehn Minuten, und ein blühend schönes Dorf steht in Flammen, und nicht zehn Jahre sind hinreichend, es wieder erstehen zu lassen, und nicht dreißig, um den Schmerz in mancher Mutter, mancher Gattin Herz ersterben zu lassen, die ihr Theuerstes verloren. — Der Wagen, der uns von der place royale nach Peltre fuhr, hatte schnell die grünen Wälle hinter sich und rollte durch die einst so schönen Gärten hin, die Metz umgeben. Wo die Eisenbahn das jetzt mächtig ausgetretene Flüßlein Seille überbrückt, ist auch für die Landstraße ein Thor durch den Bahndamm gebrochen, und jenseits beginnt eine neue Welt von Dörfern Wäldern in der tiefen Ebene, hinten die grünlich blauen, oben meist schneebedeckten Hügel zwischen den Wassergebieten der Seille und der Mosel. Hier liegt Peltre, vielleicht dasjenige Dorf, welches das traurigste Schicksal in diesem ganzen schmerzensreichen Kriege gehabt hat. Es ist am 27. September 1870 fast gänzlich niedergebrannt worden. Man fährt durch einen Schloßpark ein. Das Schlößchen selbst ist ein Trümmerhaufen, aus dessen Kellerfenstern ein Paar Mädchenköpfe den vorüberfahrenden Wagen anstarren; aber Hecken, Gitter, Säulen, Treppenreste, Brücken zeigen, daß der Besitzer ein Mann von nicht gewöhnlichem Geschmack war. Es folgen ein Paar Häuser, von denen die Umfassungsmauern stehen, der inwendige, durchaus ausgehöhlte Raum ist schwarz angeräuchert, zu ebener Erde liegt Geröll aller Art von Steinen, rostig gebrannten Metallstücken, verkohlten Balken. So sieht auch das Stationshaus der Eisenbahn aus. Eine improvisirte Bretterbaracke, bei der bunt durcheinander Fensterreste und halbgeschwärzte Thüren benutzt sind, beherbergt den Bahnbeamten und ein Paar Schildwachen. Denselben Anblick gewähren die weiteren Häuser, zehn, zwanzig, durch deren Fensterlöcher man den Himmel sieht, deren Fußboden ein wüster Haufen von Mauerresten ist. Endlich einige Häuser, die halb oder in denen wenigstens ein oder zwei Zimmer erhalten sind; ein einziges mit einem neuen Dach, die Mauerlücken mit Kalk oder Holz geflickt, die Fenster aus Glasresten zusammengekittet, oder erneuert. Hier hält der Wagen; es ist die Mairie. Der deutsche Beamte spricht mit dem Maire, einem kräftigen Graukopf in der blauen Blouse, über die Art, wie man die Straßen von den Bollwerken, Barrikaden, Schützengräben &c. befreit, die noch vom Sommer her störend stehen geblieben sind. Die Gemeinde kann ihrer Pflicht nur nachkommen, wenn die Paar Männer, die noch als Tagelöhner arbeiten können, aus einem Wohlthätigkeitsfond bezahlt werden. Der Schulmeister, ein kleiner Herr mit einer Brille, und der deutsche Polizei-Commissar treten hinzu. Zwei braunschweigische Soldaten mit geladenem Gewehr folgen der besseren Sicherheit halber auf der Dorfstraße. Während der nöthigen Messungen und Besichtigungen spreche ich mit dem wackern Schulmeister. Die Gemeinde hatte vor dem Kriege 450 Seelen. Jetzt sind nur noch 280 da. „Wo sind die andern hin?" „Todt, entflohen, nach allen Richtungen zerstoben, obdachlose Bettler!" „Und die Greise und Matronen?" „Haben wir nicht mehr, die sind alle todt!" „Wie denn, sind sie erschossen oder verbrannt?" „Nicht ein Einziger; beide Heere hatten die größte Schonung für die Einwohner, aber sie sind an Aufregung, Schreck und Elend draufgegangen, 30 Personen allein an Epidemieen." „Und wovon leben die hier gebliebenen Personen?" — Der Schulmeister berichtete mir nun, daß sie, oft 6—8 Familien, in einer erhaltenen Stube lägen, daß die wenigen Männer, die arbeiten können, auf der Eisenbahn beschäftigt werden und dann theilen, wie die ersten Christen. Fleisch giebts nicht, Brod selten, aber Gemüse finden sich. Das Theuerste ist die Feuerung. Die Weiber suchen unter den Trümmern Holzreste und finden von Möbeln, Balken, Brettern noch zuweilen ein brennbares Stückchen.

Wir waren mittlerweile in ein zerstörtes Fräuleinstift gekommen; die Kinder waren nach Haus geschickt, die Nonnen nach Metz geflüchtet, da konnte es nach Herzenslust brennen. Und es hat gebrannt. Wunderbar machte es sich, daß eine Anzahl unverbrannter Sprungfedern die Stellen andeuteten, wo die Schlafsäle des Institutes gelegen waren. Malerisch aber sah die in Trümmern stehende Kirche des Stifts aus. Ganze Wandstücke ruhten auf kleinen Pfeilerresten und es hätte keines Simsons bedurft, um hier eine Wand einzureißen; man mußte sich in Acht nehmen, heftig aufzutreten. Durch Schmutz und Schnee wurden Reste des Mosaik-Fußbodens sichtbar, die Kirchengefäße oder Leuchter waren in zerschmolzenem Kupfer und Messingresten zu erkennen. Nicht anders sah die Kirche des Orts aus. In den Kellergewölben waren einige hundert verkohlte Koffer mit verkohlten Kleiderresten, der Garderobe der Pensionärinnen.

Endlich fragten wir nach der Schule. — Die Kinder laufen wild umher. Das Schulhaus liegt in Trümmern. In dem einzigen großen Zimmer, das erhalten ist, wohnt eine Familie mit sieben Kindern. Weder der Maire noch der Schulmeister hatten bis jetzt das Herz, sie hinauszuweisen.

Das ist Peltre bei Metz, dessen malerische Reste nur noch von Photographen besucht werden, die aus dem Verderben ein kleines, aber profitables Geschäft machen.

Es ist nur ein unbedeutend kleines Fleckchen, und die Paar Bauerhäuser fallen nicht in's Gewicht bei diesem entsetzlichen Kriegsverderben. Aber die Franzosen, die diesen Krieg wollten, thäten gut, seine Folgen einmal an einem solchen Exempel zu betrachten. Und Gott sei Dank, daß diese Granatäpfel in kein deutsches Dorf geflogen sind!

Als Friedrich der Große die zerstörten schlesischen Dörfer nach der festen Erwerbung dieses Landes wieder aufbauen ließ, und jeden Sommer hinreiste und zusah, daß Alles recht ginge, muß sein Herz höher geschlagen haben, als nach einer gewonnenen Schlacht.

Möchte es unserm Friedrich, dem Kaisersohne, beschieden sein, mit ähnlichem Hochgefühl den Wiederaufbau der Dörfer Deutschlothringens, dem jüngsten Schmerzenskinde des deutschen Reiches, zu leiten! L. L.

Zur Grillparzer-Feier.

Im vollen Bewußtsein meiner durchaus deutschen Denkweise, fühle ich mich berechtigt und, als langjähriger Leser und Verehrer dieses Literatur-Magazins, verpflichtet, aufmerksam zu machen, daß sich in die Grillparzer-Notiz der dritten diesjährigen Nummer S. 43 Irrthümer eingeschlichen haben, welche jeden Kenner österreichischer Verhältnisse schmerzlich berühren und in so manchen Kreisen einer gewissen Abneigung gegen deutsches Urtheil über unser Land und Volk unliebsame Nahrung geben.

Mag sein daß Kaiser Franz, dieser wegen seiner Volksliebe, Gerechtigkeit und Ordnung, trotz so manchem andern, noch immer unvergeßliche Fürst wirklich zu wenig Sinn für die sicherste und wichtigste Bürgschaft einer gedeihlichen Staatsentwickelung: die Wissenschaft, hatte, mag sein, daß er in vielleicht übertriebener Hochhaltung des Grundsatzes: „Niemand könne zweien Herren

dienen", auf dichtende Beamte nicht viel hielt, das ist aber doch entschieden unrichtig, daß er unsern Grillparzer mißachtet und daß dazu der Beifall beigetragen habe, den die Verse dieses Dichters in Deutschland gefunden. Im Gegentheile! Gerade in Deutschland mußte Grillparzer am längsten auf Anerkennung warten. Das Stuttgarter „Morgenblatt" hatte ihn 1819 Nr. 3 geradezu verhöhnt; der Berliner „Figaro" ihm noch 1830 Nr. 237 „die Gabe, antike Stoffe zu behandeln", abgesprochen; K. Barthel, Vilmar und Gervinus, dieser noch 1853 in der vierten Auflage seines Nationalwerkes, wissen nichts anderes als die abgedroschene, aus Einem Stücke genommene Beschuldigung fatalistischer Grundidee zu wiederholen; erst in neuester Zeit hat auch im außerösterreichischen Deutschland eine bessere und eindringlichere Beurtheilung, namentlich durch Gottschall, der übrigens unsern Dichterheros noch immer einer „gewissen Engherzigkeit" zeiht, und durch Julian Schmidt, Platz gegriffen, der übrigens offen sagt: „Im nördlichen Deutschland ist Grillparzer wenig bekannt.". Eine so beschränkte Anerkennung Deutschlands hätte ihm also auch bei Kaiser Franz nicht schaden können, selbst wenn dieser wirklich, was ganz und gar nicht der Fall war, übersehen hätte, daß Grillparzer stets nicht bloß ein Deutscher, sondern auch ein guter Oesterreicher war. Eben diese Eigenschaft nahm den Kaiser, der den, obwohl in keiner Weise zum Hofstaat gehörigen Dichter, bloß um dessen Kunstanschauung zu fördern, auf seiner großen Reise durch Italien mitgenommen hatte, für ihn immer mehr ein, und allbekannt ist in Wien, wie hoch der Fürst die Dramen „Ottokars Glück und Ende" und den „treuen Diener seines Herrn" stellte, ja aus Anlaß des letzteren nur zarte Besorgniß hegte, daß es in gewissen Kreisen dem Dichter ob seiner Loyalität verübelt werden möchte.

Eben deshalb ist es auch unrichtig, daß man unserm Grillparzer in officiellen Kreisen seinen „deutschen Idealismus als unverzeihlichen Fehler angerechnet" habe. Da er seiner deutschen Gesinnung niemals den österreichischen Staatsgedanken geopfert hatte, wenn er auch, wie alle gebildeten Deutsch-Oesterreicher, diesen Staatsgedanken in deutscher Bildung am sichersten wußte, so galt er vielmehr stets und überall, besonders aber nach seiner Radetzky-Hymne, als der spezifische Dichter Oesterreichs.

So viel zur Verwahrung, als wäre man ihm, wie so manchem andern österreichischen Talente, zuerst außerhalb der Gränzmarken Oesterreichs gerecht geworden. Ist in neuerer Zeit zu der Anerkennung, die er in der engeren Heimat gefunden, auch die des ganzen Deutschland getreten, so kann uns dies nur zur Genugthuung gereichen. Die Einstimmigkeit aber, mit welcher unser ganzes Reich, vom Monarchen, der ihm das Großkreuz des Franz-Josephs-Ordens und eine Pensions-Zulage von 3000 Gulden aus der Privatschatulle verlieh, bis in die untersten Kreise den 80sten Geburtstag des Dichters beging, obwohl derselbe seit mehr als 30 Jahren kein vollständiges Werk veröffentlicht hat, mag beweisen, daß die Anerkennung, die er hier gleich bei seinem ersten Auftreten gefunden, nicht nur nicht verblaßt, sondern nach allen Richtungen vertieft und für alle Zeiten gesichert ist. Wir haben an ihm einen Dichter-Philosophen, der nicht mit schönen Worten spielt, sondern die tiefsten Ideen im Gewande der herrlichsten Sprache und mit einer unvergleichlich tiefen Kenntniß des Seelenlebens verkündigt, wie dies besonders in der von dem Doctoren-Collegium der philosophischen Facultät ihm als dessen Ehrenmitgliede überreichten Adresse betont und an Belegstellen aus allen Werken des Dichters aufgezeigt wurde.

Wer diese übrigens noch nicht kennt und sich zunächst im Allgemeinen über sie und über die weiteren Personalien Grillparzers unterrichten will, der sei hiermit freundlichst an Laube's wackere Arbeit im „Familienbuch des österreichischen Lloyd" (Triest 1853, S. 370—380) und an Dr. v. Wurzbach's „Festschrift zum 80sten Geburtstage Franz Grillparzer's" (Wien, 1871) gewiesen.

Schließlich bleibt nur noch zu bemerken, daß auch bei dieser Feier an den Wunsch, der greise Dichter möge uns noch lange erhalten bleiben, allseits der sich anschloß: er möge nun endlich sowohl mit seinen bisher nicht veröffentlichten Werken hervortreten, als auch die Veranstaltung einer Gesammtausgabe seiner Schriften in einer ihrer würdigen Ausstattung erlauben.

Wien. Dr. v. H.

Es möge uns verstattet sein, diese Berichtigung unseres hochgeschätzten Wiener Freundes, sofern sie ein Vorwurf für das Berliner Publikum von 1830 sein soll, mit einer Anmerkung zu versehen. Wer der Kritiker Grillparzer's im damaligen Berliner „Figaro", einem kleinen obskuren Witzblatte, war, wissen wir freilich nicht; keinesfalls aber war es eine Stimme von Bedeutung. Dagegen wissen wir positiv, daß um jene Zeit, trotz der Beherrschung der deutschen Theater durch Oper und Ballet, einige Dramen Grillparzer's nie ganz von der Berliner Hofbühne verschwanden und hier stets mit Sorgfalt in Scene gesetzt wurden. Die klassische Darstellung der Dichterin von Lesbos durch Frau Wolf-Malcolmy, der lieblichen Melitta durch die für die Rolle wie geschaffene, junge Roggé (nachmalige Frau v. Holtei) und des zwischen Idealismus und Naivetät schwankenden Phaon durch Rebenstein hat einen lange dauernden Eindruck auf die Habitués des königl. Schauspielhauses gemacht. Ebenso brachte das von Zeit zu Zeit in Berlin wiederkehrende Gastspiel der berühmten Schröder Grillparzer's „Medea" (in der Argonauten-Trilogie) dort oft in Erinnerung. Wenn von einigen Literarhistorikern behauptet wird, Grillparzer's Name sei in Norddeutschland wenig bekannt, so war das eben nur — eine Behauptung, die sich auf die durch des Dichters eigene Schuld mangelhafte Verbreitung seiner gedruckten Werke stützt. Der Herausgeber dieser Blätter*) erinnert sich, daß, als er im Sommer 1833 in Wien war und in den Salons der Freifrau von Eskeles zu Hietzing, in welchen auch Herr v. Pilat, Jarcke, Frhr. v. Hammer-Purgstall und andere literarische Notabilitäten der Hauptstadt sich bewegten und wo er die Ehre hatte, dem Dichter der „Sappho" vorgestellt zu werden, er diesem von der Verehrung erzählte, die ihm in Berlin von hochgebildeten Kreisen zu Theil würde, welche sich nicht wenig darüber wunderten, daß er seine neueren dramatischen Arbeiten dort so spät, oder gar nicht zur Aufführung bringen lasse. Aber so mild und wohlwollend auch der berühmte Wiener Dichter dem jungen Berliner Journalisten gegenüber war — er wich doch allen Bitten, Vertrauen zu uns Norddeutschen zu fassen, entschieden aus; er hatte sich wahrscheinlich durch solche Berliner Urtheile, wie das des völlig autoritätlosen „Figaro", einschüchtern lassen. J. L.

*) Damals bereits Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes" und zugleich Mitredacteur der „Allg. Preuß. Staatszeitung".

Belgien.

Belgien und die vlamische Partei. *)

Wenn eine politische Frage, seit langer Zeit im Streite der Parteien hin- und hergeworfen, einmal von dem unbefangenen Standpunkt des wissenschaftlichen Forschers beleuchtet wird, so gewinnt sie gewissermaßen eine neue Gestalt; vor dem klaren Blicke des Forschers, welcher in den vorgefundenen Zuständen die Ergebnisse einer vorausgegangenen Entwickelung oder Verwickelung wiederfindet, verkörpert sich die lebende Streitfrage zu einer geschichtlichen, und in dem bisherigen Verlaufe derselben zeigen sich ihm die Keime der Zukunft, welche bei richtiger Pflege sich in ersprießlicher Weise entwickeln würden. Eine solche ernsthaft und bei aller Mitwirkung persönlicher Beziehungen zur Sache selbst doch objektive Untersuchung, welche beide streitende Theile aufklären und belehren soll, wird in der Regel bei keiner von beiden unbedingten Beifall finden; denn fehlt ihr gleich das Gehässige der Angriffe und Vorwürfe, mit welchen die politischen Parteien sich täglich bekämpfen, so kann es nicht fehlen, daß sie die Schwächen beider Seiten bloßlegt; die zu Tage kommenden Wahrheiten erscheinen dann um so herber, und der Leser, der diese Herbe empfindet, sagt es sich nicht, wie viel tiefer der sie empfinden mußte, welcher bei seiner gewissenhaften Arbeit zu ihrer Klarlegung genöthigt war. Auch in der Lösung des Problems, wie sie seine wissenschaftliche Betrachtung herausstellt, darf er nicht auf sofortige Zustimmung derjenigen rechnen, denen sie zum Heile gereichen soll; denn diese Lösung, auch wenn sie sich nur aus dem innersten Wesen des Gegenstandes ergeben hat, kann doch nicht innerhalb der hergebrachten Losungsworte liegen, in deren Herrschaftsgebiete sich die Zunge der Parteien und ihrer öffentlichen Organe bewegt. Und es bedarf der Zeit, bis der neue Gedanke in den Gemüthern den Eingang findet, welcher seine Verwirklichung im äußeren Leben verbürgt.

Mit diesen Worten läßt sich die Stellung kurz bezeichnen, welche die Schrift des Professors Leo van der Kindere: „Belgien und die vlamische Frage im Jahre 1870", einnimmt. Sie ist das Ergebniß des philosophischen Denkens des Verfassers, angewandt auf den Conflict der politischen und nationalen Zustände, welcher die ihn umgebenden Verhältnisse durchdrungen hat. In derjenigen Stadt Süd-Niederlands lebend, in welcher die französirende Neigung der höheren Klassen bisher stärker als in irgend einer andern niederdeutschen Stadt sich geltend gemacht, und in welcher ebenso die Unterdrückung des vlamischen Volksthums sich bis zum äußersten, nämlich bis zu dem Frevel verstiegen hat, daß diesem Volk, welches den Stamm der Brüsseler Einwohner und noch heute die Mehrheit derselben ausmacht, selbst der Elementar-Unterricht in seiner Muttersprache versagt bleibt, hatte der Verfasser beim Hinausblicken aus dem Kreise, welcher ihn selbst umgiebt, das volle Maß der Erniedrigung seiner Landsleute vor Augen. Selbst zur Thätigkeit an einer Anstalt berufen, welche die Aufgabe hat, in einer dem Volke fremden Sprache die höchsten Schätze der Bildung zu verbreiten, vermochte er es, das in dieser Weise Erreichbare zu ermessen; selbst in eine Versammlung gewählt, welche das Volk von Brabant vertreten soll, konnte er wahrnehmen, wie viel dasselbe von dem gegenwärtigen belgischen Staatsorganismus erwarten dürfe; und als thätiger Mitarbeiter eines großen Volksbildungs-Vereins konnte er den wahren Werth dieses Volkes, die Uebel, an denen es krankt, und auch die Mittel zu seiner Heilung erkennen.

Schon aus dem Zusammentreffen eines solchen Umfanges persönlicher Wahrnehmung mit einem hohen Maße philosophischer und sprachlicher Kenntniß und Bildung des Verfassers dieser Schrift ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß ihr Werth ein bedeutender sein muß, selbst wenn eine oder die andere Ansicht des Verfassers nicht richtig wäre, also wenn die Folgen, welche derselbe von der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes erwartet, oder die Folgen, welche er von der Anwendung der von ihm empfohlenen Mittel verheißt, nicht völlig dem entsprechend eintreten sollten. Ob dieses der Fall, entzieht sich für jetzt der Beurtheilung; das aber wird Jeder, der die kleine Schrift mit Aufmerksamkeit liest, zugeben müssen, daß diese Behandlung der vlamischen Frage von einer durchgängigen Gedankenstrenge und logischen Beweiskraft ist, und gegenüber einer solchen Geistesarbeit muß der Tagespresse, der hochdeutschen wie der niederdeutschen, die Berechtigung bestritten werden, das in ihr gefundene Endergebniß zurückzuweisen.

Gerade bei Besprechung einer Arbeit wie die vorliegende, in welcher jeder Absatz gleichsam das Glied einer geistigen Kette bildet, fällt es schwer, sie nicht ganz wiedergeben zu dürfen. In dieser Verlegenheit befinden wir uns gegenüber unseren Lesern, und wir möchten in diesem Falle von der üblichen Art der Besprechung insofern eine Ausnahme machen, als wir einen Theil derselben vollständig abdrucken, damit unsere Leser in den Stand gesetzt sind, in der Art der Betrachtung dieser Sache ganz dem Gedankengange des Verfassers zu folgen. Wir wählen hierzu den kürzeren ersten Theil, welcher den bisherigen Stand der vlamischen Frage und die in der Behandlung derselben begangenen Fehler darlegt, wir theilen denselben um so lieber vollständig mit, als wir uns nirgend sonst einer gleich präcisen und klaren Zusammenfassung der in Betracht kommenden Verhältnisse erinnern. In einem zweiten Artikel werden wir dann aus dem längeren zweiten Theile der Schrift, welcher die zukünftige Entwickelung dieser Frage in's Auge faßt, die Hauptgedanken und die wichtigsten Stellen unsern Lesern vorführen. Zur Einleitung aber wird es nicht unwichtig sein, die Mittheilung voranzuschicken, daß, wie dem Schreiber dieser Zeilen bekannt ist, Herr van der Kindere seine Ansichten über die vlamische Frage und ihre Lösung bereits vor dem deutsch-französischen Kriege ganz in derselben Weise ausgesprochen hatte, wie sie nun in dieser Veröffentlichung vor uns liegen.

„Das Jahr 1870", beginnt das Werk, „wird die wirkliche Revolution des neunzehnten Jahrhunderts sich vollenden sehen: es wird die Ueberlegenheit Deutschlands in das Gebiet der Thatsache hinüberführen, jene Ueberlegenheit, deren nahende Verwirklichung man leicht voraussagen konnte, und welche doch die oberflächlichen Geister in ihrem Starrsinn nicht sehen wollten, weil sie eben bis dahin noch nicht thatsächlich, sondern nur moralisch vorhanden war. Von nun an ist Deutschlands Einheit kein Traumbild mehr, und wenn dieses Werk, so lange im Volksbewußtsein vorbereitet und durch den Genius hervorragender Denker gereift, sich leider nur durch die Mitwirkung des Schwertes hat verwirklichen können, so ist es doch um deswillen nicht minder naturgemäß und gesund. Auch die Natur hat ihre schrecklichen Wehen, sie gebiert nichts ohne Schmerz.

Die Herstellung eines mächtigen Deutschlands, Herrn seiner Geschicke und berufen, die leuchtende Sonne Europas zu wer-

*) La Belgique en 1870 et le parti flamand, par M. Leon Vanderkindere. (Extrait de la Revue de Belgique du 15 Decembre.)

den, ist also nicht der glückliche Erfolg der Kraft, es ist die Verwirklichung der geschichtlichen Nothwendigkeit. Vermöge dieses Rechtstitels ist Deutschland seiner Zukunft sicher, und wird dasselbe auch auf die politische Weltgestaltung beträchtlichen Einfluß üben. Belgien, so klein es ist, wird nicht das letzte Land sein, welches merkt, daß ein neuer Wind die Welt durchweht. Mag es sich darüber erschrecken oder erfreuen, die Stunde kommt bald, wo es wissen muß, nach welcher Seite hin es seinen Weg bestimmt einschlägt: zu der Civilisation hier, die im Erlöschen ist, oder zu der, welche dort aufgeht voll Kraft und Glanz.

Sind wir für immer verdammt, Frankreich zu folgen, den Rücken gegen die Zukunft gekehrt? Ach! ich würde es wohl fürchten, erinnerte ich mich nicht, daß hier noch ein anderer Theil sich birgt, ein Schlachtopfer, das nicht leben, nicht sterben kann, unkenntlich geworden durch sein Leiden: unser vlamisches Volk! auch dies ist germanischen Ursprunges, und kann nicht auch dieser arme Zweig, so lange vom Mutterstamme abgelöst, auf's Neue wieder ergrünen!

Ich meine, der Augenblick ist günstig, noch einmal diese alte vlamische Frage aufzuwerfen, die so oft, so vergebens behandelt worden ist. Was verlangt sie? was verspricht sie? was kann sie halten?

Meine Absicht ist nicht, alle die Beschwerden auf's Neue aufzuzählen, und alle die Sophismen auf's Neue zu widerlegen, welche auf diesem kleinen Gebiete gehäuft worden sind. Eine Zeile genügt, Alles zu sagen und Alles zu widerlegen: ein Volk ist weder frei noch glücklich, wenn es nicht den ganzen Gebrauch seiner Nationalsprache hat. Von allen Zwingherrschaften ist diejenige die am meisten tyrannische und die schmerzlichste, welche gegen den Ausdruck des Gedankens selbst sich richtet. Besitzt denn Der Menschenrechte, welcher am öffentlichen Leben keinen Theil nehmen darf? Nun, das ist genau die Lage des Vlamen in Belgien. Trotz aller Versprechungen der Verfassung, welche ihm die Erhaltung seiner Sprache verbürgt, wird er nur französisch regiert, das heißt: er wird in seinem Vaterlande so behandelt, wie anderwärts diejenigen Volksstämme behandelt werden, welche durch Eroberung unterworfen sind. Der König und die Minister reden nur französisch, der Senat und die Kammer verhandeln nur französisch, die ganze Verwaltung ist französisch, die Rechtspflege wird nur französisch geübt, französisch wird das Heer kommandirt, in französischer Sprache der mittlere und höhere Unterricht gegeben, so daß, kurz gesagt, der Vlame, dieses freie Glied des belgischen Volkes, in dem er dem Namen nach alle bürgerlichen Rechte besitzt, in einer Sprache regiert und gerichtet wird, die er nicht versteht, so daß der Vlame kein Amt in der Rechtspflege, der Verwaltung oder dem Heere versehen, keine Wirksamkeit in den politischen Körperschaften, im Unterrichtswesen oder vor Gericht ausüben, ja nicht einmal seinen Heerd und sein Land vertheidigen kann, ohne eine fremde Sprache gelernt zu haben, und zwar die Sprache derjenigen, welche seine Freiheit im Keime vernichtet, und seinem alten Wohlstande den ersten Stoß gegeben haben.

Diese einfachen Thatsachen, welche ich absichtlich in kürzester Form vorführe, sprechen wohl laut genug! Und was kann man entgegenhalten? etwa die kleinen Reformen ohne jede Tragweite, die als schmerzstillende Mittel die allzu lauten Klagen beschwichtigen sollen? Nein, diejenigen, welche es nicht gewagt haben, diese unbedeutenden Zugeständnisse zu weigern, haben sich ebensowenig in Betreff ihrer wirklichen Werthlosigkeit getäuscht, wie diejenigen, welche sie empfangen haben, und der wahre Gedanke der Gegner der vlamischen Bewegung, das heißt fast der ganzen „liberalen" Partei, ist, daß man in Belgien ganz allmählich dahin gelangen müsse, den Gegensatz der beiden Sprachen zu beseitigen, und zu diesem Behufe diejenige von beiden tödten müsse, welche am wenigsten Lebenskraft besitzt.

Ich will den Liberalismus wegen dieses Vorhabens nicht verurtheilen; ich gebe gern zu, daß, geleitet von dem lebhaften Wunsche, das Volk glücklich zu machen und es aus den klerikalen Fesseln zu befreien, er außer in diesem heroischen Mittel keine Hoffnung sah; aber das ist gewiß, er befand sich nicht auf der Höhe des Problems, welches er lösen wollte. Im Grunde haben wir in Belgien nur ein uns wirklich eigenthümliches Problem, die vlamische Frage; alle anderen politischen oder socialen Fragen haben wir mit der Mehrzahl der europäischen Staaten gemein, und haben wir nicht die Geschicklichkeit sie zu lösen, so nehmen sich unsere Nachbarn die Mühe, uns den Weg zu weisen; aber die vlamische Frage ist ausschließlich unsere Aufgabe, uns allein bleibt die Ehre oder die Schande ihrer Entwirrung. Die liberale Partei hat sie in Händen gehabt und hat Nichts damit anzufangen gewußt; irregeleitet durch ihre verkehrte französische Erziehung, hat sie noch nicht einmal die ersten Grundbegriffe davon verstanden; hier, wie überhaupt in der großen Politik, hat sie ihren gänzlichen Mangel an philosophischer Kenntniß bewiesen; sie hat noch nie begriffen, was die Bedeutung und das Recht einer Volkssprache ist, und noch mehr, sie hat nie gewußt, daß sie allein die Grundlage der lebendigen Nationalität ist. Durch ihr rein formales System getäuscht, hat sie gemeint, man könne ein Volk durch Gesetze machen und könne es leben lassen, ohne ihm die unentbehrlichsten Lebensbedingungen darzubieten. Sie verfuhr ungefähr wie ein Naturforscher, der verschiedene Thiere auf einen köstlichen Rasenteppich sorgsam einzäunt und dabei nur Eins vergißt: daß sie kein Gras fressen.

Vergessen wir nie das so wahre Wort Wilhelms von Humboldt: Die Völker sind Gesammt-Individuen. Ja, Individuen! das heißt, sie haben bestimmte, durch ihr Temperament und ihren Charakter vorgeschriebene Eigenschaften und Bedürfnisse. Und der erste Ausdruck dieses Charakters ist die Sprache; sie ist es, welche die innere Welt mit der äußeren in Verbindung setzt; sie ist der Zeiger, der die Stunden des Denkens anmerkt.

Aber alle Sprachen, sagen unsere Gegner, gelten sich gleich; alle sind gleichmäßig geeignet, die Beziehungen der Menschen untereinander zu vermitteln; warum also sträubt man sich so hartnäckig dagegen, die französische Sprache anzunehmen! Ja, wenn man sagen will, daß man in allen Sprachen der Welt um Brot bitten könne und wenn Brot zum Leben genügt, dann schweige ich. Aber wenn man an höhere menschliche Interessen denkt, an den Verkehr sittlicher Wesen, an ihre Vervollkommnung und vor Allem an ihre Belehrung, wie kann man da übersehen, daß die Formen, in welche sich der Gedanke kleidet, von ungleichem Werthe sind! Alles in der Natur hat seine Abstufungen; wie die Rassen verschieden sind, so haben auch die Sprachen ihr persönliches und unvertilgliches Gepräge. Der Gegenstand braucht hier nicht vom allgemeinen Standpunkte aus ergründet zu werden; es handelt sich nur um Französisch und Vlamisch, um eine romanische und eine germanische Sprache, die einander gegenüber stehen. Nun, wie werthvoll auch die Eigenschaften der ersteren, ihre Feinheit, Präcision und Klarheit sind, Ein Punkt ist es, in dem sie unzweifelhaft der letzteren nachsteht: als Volkssprache, als Mittel, die Unwissenden in alle Errungenschaften des modernen Geisteslebens einzuführen, hat sie nicht die nothwendige Biegsamkeit, diese plastische Kraft, welche neue Worte schafft, ohne unverständliche Worte zu schaffen. Das

Vlamische, wie alle germanischen Mundarten, versteht es, mit einem Wörterschatz, der Niemandem fehlt, durch verschiedene Combination dieser Wörter zu den neuesten Ausdrücken zu gelangen, auf diese Weise prägt es dem Gedanken tausende von Formen ein, ohne dem Gedächtniß eine widerwärtige Arbeit aufzulegen. Nun, das höchste sociale Erforderniß ist heutzutage der öffentliche Unterricht, und es ist nicht meine individuelle Ansicht, sondern eine von Allen anerkannte Thatsache, daß das am besten unterrichtete Volk auch das stärkste und glücklichste wird, und nicht dasjenige Volk kann sich am schnellsten und am besten unterrichten, welches die eleganteste, künstlichste und glätteste Sprache, sondern das, welches die geschmeidigste Sprache hat, eine Sprache, welche zugleich wissenschaftlich und volksthümlich ist.

Es ist bedauerlich, daß eine Partei, deren Beruf es war, die Massen aufzuklären, diese einfachste Wahrheit nicht begriffen hat. Noch mehr, die Gefahr liegt nicht hierin allein, sondern selbst wenn das Vlamische die Inferiorität hätte, welche man beliebt, ihm zuzuschreiben, so wäre es dennoch eine ebenso zweideutige wie abenteuerliche Politik, es zu beseitigen und durch das Französische ersetzen zu wollen. Es ist überhaupt ohne die traurigsten Eingriffe ganz unmöglich, die Sprache einer Völkerfamilie an die Stelle der Sprache einer anderen Völkerfamilie zu setzen; sie haben eben nichts gemein, nicht Worte, nicht Grammatik. Man muß die Erziehung geradezu von der Wiege wieder anfangen. Und vergißt man denn, daß bei uns diese ungeheure Anstrengung gerade von denjenigen Klassen verlangt wird, welche am wenigsten zur Geistesarbeit geeignet sind? Inmitten der Finsterniß, in welcher sie leben, finden sie kaum in der eigenen Sprache die paar Ausdrücke, deren sie im täglichen Leben bedürfen, und nun, anstatt in dem schrecklichen Kampfe mit dem Elende und der Unwissenheit diejenigen vom Drucke zu befreien, welche ein leichteres und erleuchteteres Leben anstreben, beschwert man sie noch mit einer neuen Last. Ihr sollt die Sprachen eurer Lehrer lernen, denn diese verschmähen es, die eurige zu lernen! Hier ist es nicht nur die Schranke der gesellschaftlichen Stellung, was Arme und Reiche scheidet, es sind nicht bloß die Vorzüge und Vorurtheile der Glücklichen, gegenüber den Arbeitern mit schwieliger Hand, hier ist es mehr, es ist der Ocean einer Sprache, welcher den Abgrund zwischen zwei Theilen derselben Bevölkerung ausfüllt. Im Alterthum hat die Verschiedenheit der Sprachen und der Abstammung überall die Sclaverei erzeugt, die Heloten in Sparta, die Plebejer in Rom waren unbestritten die alte Bevölkerung fremder Abstammung, welche die arischen Sieger unterworfen hatten. Es konnte auch nicht anders sein. Denn wie soll man die, welche uns nicht verstehen, anders regieren, als mit dem Stock! Heut ist die Sclaverei verschwunden, die Vlamen sind vollberechtigte Bürger, aber diese Rechte hat man ihnen gefesselt. Wie eingepuppte Insecten müssen sie, um zu erwachen, erst ein neues Kleid anziehen; sie müssen damit anfangen, ihre Sprache abzulegen; sprechen sie französisch, dann gehören sie zu den Lebenden.

Aber was heißt denn eigentlich der Wechsel der Sprache? was anders als alle Bande zerschneiden, welche die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen, seine Gedanken, seine Empfindungen, seine Erinnerungen entblättern, die feste Haut abreißen, die uns ganz umgiebt und richtiger gesagt, mit dem Herzen eins ist! Die Sprache verändern heißt: mit den fremden Worten fremde Gedanken annehmen, dem Strom einer Civilisation folgen, in der man nicht frei zu athmen vermag, sich geistig soweit umformen, wie es irgend die Natur gestattet, mit Einem Worte, eine neue Nationalität annehmen.

Kann man irgend Jemanden zu solchem Opfer nöthigen? Die Nationalität ist das väterliche Haus, sie ist die natürliche Mitte, in der das Wesen sich von selbst entwickelt; was unaufhaltsam die modernen Völker treibt, sich nach Stammesverwandtschaft zu vereinigen, ist nicht der Wunsch stärker zu werden, es ist das von jedem empfundene Bedürfniß, an den zahlreichen Wohlthaten des nationalen Lebens theilzunehmen, auf der weiten Erde einen engeren Kreis zu finden, in dem seine Fähigkeiten sich entfalten, in dem die gemeinsamen Ueberlieferungen und Hoffnungen gepflegt werden, es ist das Bedürfniß, seine eigene Sprache, seine eigene Geschichte und vor allem seine Literatur zu haben, diesen Schatz, gesammelt durch diejenigen Männer, welche als Träger des Gedankens der ganzen Nation, deren unbewußtem Streben bestimmten Ausdruck zu verleihen wußten. Oder bildet man sich ein, daß die Vlamen Racine, Voltaire und Victor Hugo als ihre Nationaldichter singen werden?

Die Verwirklichung aller ihrer schönen Traumbilder ist den Vlamen untersagt, während sie sehen, wie andere dicht neben ihnen sie verwirklichen. Läßt man ihnen überhaupt ihre Sprache, so behalten sie dieselbe doch nur als eine untergeordnete, die nicht würdig ist, in das Reich des modernen Liberalismus einzudringen. Und dann wundert man sich noch, daß sie sich in die Arme des Priesters werfen, welcher es nicht verschmäht, sie in ihrer Mundart zu trösten! Was ist denn die einzige Zuflucht des Vlamen, der nur vlamisch kann und der sich der Umgestaltung, die man von ihm fordert, nicht beugen will oder nicht beugen kann, als sich in dem engen Raume abzuschließen, auf dessen einer Seite das Wirthshaus, auf dessen andrer die Kirche steht? Geistlose Andacht und stumpfsinnige Trunkenheit, das ist der Balsam, den er auf seine blutenden Wunden legen kann. Um ihn her bewegt sich die Welt, aber er hat keine rechte Vorstellung von der Bewegung der Himmelskörper; er tappt umher, denn er weiß, daß man ihn nicht versteht und ihn verachtet; ihm fehlt das Selbstvertrauen und er mißtraut den andern. Mit dem Eigensinn eines Kindes oder eines Wilden hält er an alten Gebräuchen und Mißbräuchen fest. Wie sollte er auch zum Vollbewußtsein seiner Würde gelangen!

Das ist die erniedrigende Ohnmacht, in die man einen Theil unseres Volkes versetzt und wenn man bedenkt, daß die lebendige Kraft der Nation in dem eigentlichen Volke ruht und daß seine unteren Schichten, wie aus einer unerschöpflichen Quelle, alle die Talente emporschnellen sollen, welche bestimmt sind, ihr den allen gemeinsamen neuen Lebenssaft zu geben, dann muß man sich fragen: welche sonderbare staatsmännische Begabung zeigt eine Regierung, welche diejenigen zur Unfruchtbarkei verdammt, von welchen sie ihre Bereicherung zu erwarten hätte! Für die Augen jedes aufmerksamen Zuschauers ist es klar, daß man sich bitter täuscht, wenn man vom jetzigen Systeme irgend eine Frucht erwartet: der Erfolg kann nur darin bestehen, daß ein mit wirklich kostbaren Eigenschaften begabtes Volk über allen Ausdruck heruntergebracht wird; indem man es seiner eigenen Ueberlieferungen beraubt und es in die französischen Geleise hineintreibt, die ebensosehr seinem natürlichen Gefühl, wie seinen wirklichen Bedürfnissen widerstreben, wird man höchstens dahin gelangen, eine Bastardnation zu schaffen, gleich ungeschickt zum Gebrauche beider Sprachen, lächerlich in ihren ungestalten Versuchen, und von vornherein dem Tode geweiht."

Rußland.

Rußland und der Panslavismus.

In letzterer Zeit hat Rußland viel von sich reden gemacht. Zuerst war es die famose Depesche vom 31. October v. J., in welcher sich Fürst Gortschakoff Namens der russischen Regierung von den Bestimmungen des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 lossagt und die zerrissenen Fetzen den europäischen Mächten mit der Insinuation vor die Füße wirft, andere passende und ihm genehme Vertragspunkte mit ihm zu vereinbaren. Das war das äußerlich hervortretende Anzeichen der russischen Angriffspolitik. Innerlich schäumt und gährt es aber schon länger und heftiger im Zarenreich. Seit den großen Siegen der deutschen Heere über die französischen Armeen, seit den glorreichen Tagen von August und September des vergangenen Jahres, hat sich der russischen Staatsmänner und der öffentlichen Organe daselbst eine Stimmung bemächtigt, die derjenigen in Frankreich nach den Siegestagen von 1866 verzweifelt ähnlich sieht. Man fühlt auch in Rußland jetzt „patriotische Beklemmungen"; man blickt mit dem größten Mißbehagen auf den Ruhm der Deutschen und ihre fortschreitende Einigung; man rüstet und kündigt ohne Hehl den auszufechtenden Strauß mit dem deutschen Nachbar an, dessen Verbrechen gerade in seiner tapfern Abwehr der gallischen Anfälle besteht, und man stachelt die nationalen Leidenschaften zu einem Kreuzzuge gegen Deutschland auf.

Es sind sehr böse Symptome, die da bei unserem östlichen Nachbar zum Vorschein kommen. Wir wollten nicht gern ein unheilverkündender Symptomatograph sein — aber es ist eine tiefe Krankheit im Staate der Moskowiten im Anschleichen oder bereits im Ausbruche, eine Krankheit, bei welcher die Völker vor dem Delirium vom nationalen Schwindel befallen werden, die also mit dem Nationalitäts-Schwindel beginnt und mit der Eroberungssucht im Kriege endigt, und es hilft nichts, den Vogel Strauß zu spielen und den Kopf vor der Gefahr zu verstecken. So lange der gegenwärtige Kaiser Alexander II. lebt, wird sich der furchtbare Kampf zwischen Deutschland und Rußland vielleicht noch aufhalten lassen, vielleicht auch nicht einmal während seiner Lebenszeit; kommt aber der jetzige Thronfolger mit seinem unverhohlenen Deutschenhaß zur Regierung, dann hat der Frieden zwischen uns und Rußland am längsten gewährt. Noch einmal, wir wollen keine pessimistische Prophezeiung machen, aber ebenso wenig können wir unsere Augen vor der anrückenden Zukunft verschließen. Man lese doch die russischen Zeitungen; man beachte, was dortlands in Flugblättern und Broschüren zu Markte gebracht wird; man unterrichte sich doch, was hohe Militairs, wie General Fadejeff (in seinem jüngsten Buche über die politische und militairische Bedeutung Rußlands) und andere russische Würdenträger verschreiben, was für eine Linie der Politik sie einhalten und anrathen — und nun vergleiche man damit das Verhalten der französischen Presse und ihrer hochgestellten Auftraggeber während der vier Jahre vor dem Verhängnißvollen Juli des Jahres 1870, und man wird dann die gleiche Wirkung aus den gleichen Ursachen von selbst ableiten. Ist es doch die lehrende Geschichte, ist es doch die Vergangenheit, die über die Gegenwart richtet, die auch die verborgene Zukunft uns etwas entschleiert.

So Rußland macht von sich reden und es wird erst noch von sich reden machen. Vor der Hand und in Voraussehung dessen, was es mit der Zeit gebären wird und womit es jetzt schwanger geht, sucht es die öffentliche Meinung durch ausländische Stimmen („Le Nord" in Brüssel ist ein Beispiel davon) für sich einzunehmen, verbreitet es Schriften, die das Zarenreich und seine Reformen aus dem Nachtschatten der Barbarei in das günstige Licht europäischer Civilisation bringen sollen. Die Broschüre des Herrn von Choiseul-Gouffier*) ist eine derartige Schrift.

Scheinbar anklagend, scheinbar auf die vom Panslavismus dräuende Gefahr hinweisend, ist diese Schrift in Wahrheit eine Apologie Rußlands. Geschrieben in einem schwerfälligen Französisch, aus welchem der Esprit verdampft und das Phlegma geblieben ist, zeigt sie der Welt in gleißender Uebertünchung, was Rußland in letzter Zeit für Fortschritte gemacht hat. Da der Verfasser aber genau unterrichtet, gut eingeweiht ist in die Veränderungen und Umgestaltungen der russischen Verwaltungszweige, so können wir aus seiner Schrift da einen Fingerzeig und dort manchen belehrenden Auszug schöpfen.

Im Ueberblick der Vorgeschichte gesteht Herr v. Choiseul ein, daß die russische Civilisation nicht sonderlich viele Zeichen des eigenen nationalen Lebens darbiete. Byzanz, der Orient und Deutschland lieferten ihre Beiträge zu der Bildung des russischen Reichs. Die nordischen Geschichtschreiber mögen das nicht Wort haben und suchen dem mit allerlei Ausflüchten und Lügen abzuhelfen. Es hat sich in neuester Zeit eine historische Schule in Rußland gebildet — Herr Kastamarov ist darunter an erster Stelle zu nennen — die behauptet, daß Rußland ureigenthümliche Einrichtungen hatte, deren Spuren bei allen Slaven anzutreffen seien. Da sie schon im Schönfärben sind und sich in dieser idealisirenden Darstellung sehr gefallen, gehen diese Geschichtschreiber weiter und behaupten, daß Rußland schon vor dem 15. Jahrhundert eine Art nationaler Vertretung (zemskaja-duma soll sie geheißen haben) besaß, die einerseits die Machtherrlichkeit der Zaren und andererseits die Autonomie der Gemeinden in Schranken hielt. Mit den Reformen, die man nach den empfindlichen Niederlagen im Krimkriege in Angriff nahm, hat man das in ein System gebracht. Heute lehrt man auf allen Kanzeln der russischen Universitäten, wie der bescheidensten Gemeindeschulen, heute wiederholt man es in allen Tonarten: daß es keine größere Nation, keine ruhmreichere Geschichte als die russische gebe; daß keine Civilisation, keine Religion klarer sei, als diejenige, die in den Grundsätzen des orthodoxen griechischen Glaubens ihre Stütze habe.

Greifen wir indeß nicht vor und folgen wir dem Verfasser in seiner Skizzirung der geschichtlichen Begebenheiten, wie sie Rußland betreffen, bis auf die heutige Zeit. Rußlands Existenz als europäische Macht ist von der Regierungszeit Peters des Großen (17. Jahrhundert) herzuschreiben. Peter schuf eine Armee, errichtete eine Flotte. Seit seiner Regierung tritt Rußland erobernd in Europa auf, denn bis dahin hatte es sein Eroberungsfeld nur in Asien gesucht. Zweihundert Jahre, bemerkt unser Verf., zweihundert Jahre haben dieser Macht genügt, um zahlreiche schwedische Provinzen und den größten Theil Polens zu erobern und mit dem Reichsgebiet zu verschmelzen. Weiter sind die am Azovschen und Schwarzen Meere gelegenen und vormals unabhängigen Besitzungen der Kosaken heutzutage südliche Provinzen Rußlands. Der Staat der Tataren in der Krim ist einverleibt; Bessarabien ist der Türkei entrissen;

*) „La Russie et le panslavisme." Nancy, Sordoillet et fils. Berlin, Kommissions-Verlag der Stuhr'schen Buch- und Kunsthandlung 1870.

Alles in diesem zweihundertjährigen Zeitraum. Die Schwachheit der benachbarten Nationen, ihre Uneinigkeit machen Rußland diese Eroberungen leicht. Das wäre so weit richtig.

Nun kommt aber der Verf. auf die innere Gestaltung und Verwaltung zu sprechen, und da guckt ihm gleich der französische Pferdefuß hervor. Die deutschen Männer, die dem damaligen Zarenreich ihren Unterricht, ihre Talente, ihre Dienste anboten, und in denen Rußland, nach den eigenen Worten des Verfs., geschickte Verwaltungs-Beamte, zur Leitung der Unterrichts-Anstalten fähige Gelehrte fand: diese Männer nennt Herr v. Choiseul „deutsche Abenteurer (avanturiers allemands)"! Es fällt ihm zwar schwer, aber er muß doch einräumen, daß diese „Abenteurer" dem russischen Staate, als wäre er ihr wahres Vaterland, treu dienten, ohne ihn zu eigennützigen Zwecken auszubeuten. Er muß weiter zugeben, daß es die „Fremden", daß es vorzugsweise die Deutschen sind, die Rußland die Leistungen ihres Genies widmen und die den Grund zu seiner relativen Größe legen. „Bald erhält die russische Diplomatie, die fast ausschließlich von Deutschen vertreten ist, jenen verdienten Ruf der Geschicklichkeit, den sie bis auf unsere Tage behalten hat."

In den Universitäten, die man nach deutschem Muster eingerichtet hatte und in denen wieder die Fremden lehrten, will's aber nicht vorwärts gehen, und dafür giebt der Verf. mehrere Gründe an. Erstlich verbot das sehr beschränkte amtliche Programm selbst den Schatten eines liberalen Unterrichts in den philosophischen, politischen und literarischen Wissenschaften; zweitens waren die Professoren selbst unbedeutend und verachteten dabei gründlich ihre Schüler, denen gegenüber sie sich sagten: Es bedarf keiner Anstrengung bei dem Vortrage für solche Zuhörer, die ihn zu verstehen nicht befähigt sind. Diese Verachtung des Slaven, sagt unser Autor, „ist dem Deutschen angeboren (incarné)". Das ging so fort bis zum Krimkriege, dessen unglücklicher Ausgang das Vertrauen des russischen Herrschers in seine Unfehlbarkeit und in die Trefflichkeit seines Regierungssystems sehr erschütterte und ihn, wie schon erwähnt, zu inneren Reformen bewog.

Was geschah nun zunächst? Da man die erlittenen Niederlagen der allgemeinen Unwissenheit, der Unfähigkeit der Regierung wie der Heerführer und vor Allem dem Mangel an nationalem und vaterländischem Gefühl zuschrieb: warf man sich auf die Nationalitäts-Idee, ergriff und verbreitete man das Zeichen des Panslavismus. Das brachte eine stürmische Bewegung in die Geister, wo solche waren. Die Herren Hertzen und Ogarew bemächtigten sich sofort dieses Gedankens und gründeten zu dieser Zeit „Die Glocke", die bald durch ihre kühnen Angriffe, wie durch ihre überraschenden Mittheilungen der geheimsten Polizeimittel, eine außerordentliche Verbreitung erhielt. Aber dieses Blatt und andere im Ausland gedruckte Zeitschriften, welche alle die Umgestaltung des russischen Staates auf Grund liberaler Prinzipien und dabei die Heranziehung der anderen slavischen Völker zu einem nationalen Bund predigten, wurden der Petersburger Regierung anfänglich sehr unbequem; sie wußte nicht, was sie mit der panslavistischen Idee machen und wie sie sich zu dieser Bewegung verhalten solle. Unterdrückte sie sie, so konnte es leicht geschehen, daß die umwohnenden slavischen Völker gierig nach dem ausgesteckten Ziele panslavistischer Einigung, sich den Polen in die Arme warfen und diesen ihre Unterstützung liehen, anstatt ihren Hort und ihre Zuflucht bei der russischen Regierung zu suchen. Begünstigte sie sie aber und schrieb sie den Panslavismus offen auf ihre Fahne, dann lief sie Gefahr, ganz Europa in Allarm und gegen sich aufzubringen.

Die Alternative war voll Schwierigkeiten und die Gefahr bedenklich. Das Reformbedürfniß war gerecht und dringend, man konnte es nicht abweisen; und andererseits konnte man doch nicht die fortwährende Agitation solchen Männern wie Hertzen und Genossen überlassen, ohne etwas von Amtswegen zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther zu thun. Welchen Ausweg die russische Regierung ergriffen, welche Wahl sie getroffen hat, das werden wir im eingehaltenen Augenmerk auf den Ideengang der vorliegenden Broschüre in einem folgenden Artikel erörtern.

Frankreich.

Graf Gasparin über die Neutralisirung des Elsaß.

Graf Agénor von Gasparin, der bekannte Stimmführer der französischen Protestanten,*) dessen Vater mit Guizot zu den tüchtigsten Mitgliedern des aufgeklärten Kabinets von Ludwig Philipp gehörte, in welchem er selbst eine ehrenwerthe Stellung als Unterstaatssecretair einnahm, hat sich im Journal de Génève über die Kriegs- und Friedensfrage in einer Reihe von Artikeln ausgesprochen, die jetzt gesammelt erschienen unter dem Titel: „Das Elsaß eine neutrale Republik."**) Wie schon aus diesem Titel ersichtlich, bekennt sich Herr v. Gasparin nicht zu der fixen Idee der Gambetta und Consorten: „Pas un pouce de notre territoire, pas une pierre de nos forteresses." Er will den Deutschen die zu ihrer Sicherheit nothwendige Garantie in der Ablösung des Elsaß und Deutschlothringens von Frankreich gewähren, aber diese, um sie nicht einem politischen Gewissenszwange unterworfen zu sehen, zu einer neutralen Republik vereinigen, welche eine Vermittelung, ein versöhnendes Moment, zwischen Frankreich und Deutschland bilden soll. Abkömmlinge der vor der Tyrannei Ludwig's XIV. und seiner Reunionskammern nach Pennsylvanien geflüchteten Elsässer redeten auch heutzutage dort noch die deutsche Sprache und bewahrten mit ihrem protestantischen Glauben die deutsche Sitte. „Die republikanische Staatsform ist daher für das Elsaß nichts Neues." Der Verf. meint, die kräftigen Sitten dieses kleinen Ländchens, seine Neigung für die Freiheit in gesetzlichen Schranken, sein Fernhalten von allen Extremen, machten es besonders für die Selbstregierung geeignet. Er hält seinen Vorschlag für den besten Ausgleich der divergirenden Interessen Deutschlands, Frankreichs und des neutralen Europas. Die Neutralisirung des Elsasses würde für die gerechte Empfindlichkeit der Franzosen nichts Verletzendes haben. Die Abtretung der Provinz sei freilich ein schmerzliches Opfer für Frankreich, auch die Schleifung seines ganzen östlichen Festungsgürtels eine bedeutende Schwächung seiner militärischen Macht, allein das Eine sei immerhin mit der Ehre vereinbar und das Andere strategisch zu verschmerzen, da, wie der gegenwärtige Krieg bewiesen habe, die Uneinnehmbarkeit der Festungen eine Mythe sei.

Der Verfasser warnt die französischen Republikaner vor dem ferneren Beharren in dem Gedanken einer das Land völlig verwildernden guerre à outrance, da der steigende Despo-

*) Eine seiner bekanntesten Schriften ist im J. 1843 unter dem Titel: Intérêts généraux du protestantisme en France, erschienen.

**) La republique neutre d'Alsace. Par le comte Agénor de Gasparin. Génève et Bâle, H. Georg, libraire.

tismus von unten nothwendig wieder zu dem Despotismus von oben, zu einem Napoleon in vermehrter Potenz, führen müsse.

Jedenfalls zeigen die Vorschläge Gasparin's, wenn sie auch mehr idealer als praktischer Natur sind, daß es auch noch in Frankreich Männer giebt, die sich nicht von der verletzten Nationaleitelkeit bis zum Wahnsinn hinreißen lassen. Die von ihm beantragte Neutralität der Elsässer soll diesen gewissermaßen Gelegenheit geben, nach Art der um den Besitz des echten Ringes streitenden Brüder in Lessing's „Nathan", an dem Wohlgefallen der Menschen zu prüfen, wer von den Streitenden, die Deutschen oder die Franzosen, im Besitz des echten Ringes sei.

Schweden.

Die Schrift des Generals Hazelius über den Krieg.

Die kürzlich von uns (Nr. 3 des „Magazin") erwähnte Schrift des schwedischen Generals **Hazelius** ist jetzt in einer deutschen Uebersetzung erschienen.*) Sie ist vielleicht weniger prägnant und schlagend durch ihre staatsrechtlichen Deductionen, als die Schrift des Universitätslehrers von Upsala, Herrn **Hans Forssell**, deren wir gleichzeitig gedachten und von der wir, da sie noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, nächstens einige größere Auszüge liefern werden; aber bei der hohen persönlichen Achtung, die der alte schwedische Krieger in seinem Vaterlande genießt, übt seine Schrift unstreitig einen noch größeren Einfluß auf das Publikum. Sie ist ebenso populär als geradsinnig abgefaßt, und es ist nur zu bedauern, daß der wahrscheinlich nichtdeutsche Uebersetzer den vollständig treffenden deutschen Ausdruck nicht immer zu finden gewußt, wenn auch im Allgemeinen gegen seine Korrektheit nichts einzuwenden sein mag.

Wir bemerken, daß der schwedische General, der die Sache der Deutschen in so warmer Weise verficht, es doch als einen Irrthum bezeichnet, wenn die Deutschen die im feindlichen Heere dienenden Ausländer — die Italiäner und Spanier im jetzigen Kriege, oder die Schweden im Kriege von 1864 — bei ihrer Gefangennehmung nicht als gleichberechtigt auf völkerrechtliche Behandlung wie die Inländer ansahen, oder wenn sie den Grundsatz aussprachen, „daß man in einer Uniform stecken müsse, um ein Recht der Vertheidigung seines Landes zu besitzen und für einen ehrlichen Krieger angesehen zu werden."

Am Schlusse seiner Schrift sagt der schwedische General: „Da zu hoffen ist, daß die Wiedervereinigung des dänischen Nordschleswig mit dem Mutterlande näher als jemals bevorsteht, indem Preußen diese Hand der Versöhnung dem skandinavischen Norden reichen wird, so schwindet damit jede Veranlassung auch zu Dänemarks feindseliger Stimmung, sowie zu irgend einer berechtigten Abneigung Schwedens gegen Deutschland. Wir können alsdann nur, nach wie vor im engsten Bunde mit Dänemark, **Deutschlands Freundschaft** wünschen. Oder ist es zweifelhaft, nach welcher Richtung wir uns mit unseren Sympathieen und unserer Bundesgenossenschaft zu wenden haben: ob nach Süden oder nach Osten? Wir haben die Wahl! Alle Wege aber werden durch Freundschaft und Wohlwollen geebnet, während Bitterkeit und Haß sie verschließen. Die Presse ist das Sprachrohr der Gesinnung, aber mehr **zum**, als **vom** Volke. Es wird ihr freilich ein größeres Gewicht beigelegt, als sie eigentlich besitzt, aber gerade darin liegt ihre Bedeutung. Auch die Mächtigen im Auslande beurtheilen nach der Presse eines Landes die Physiognomie des Volkes, und hören in ihr die Stimme desselben. Es mag unrichtig sein, aber es gilt einmal als allgemein angenommen. Die Presse ist in unserer Zeit mächtiger, als die Diplomatie; sie vermag Alles niederzureißen, was diese aufbaut. Möge daher die Presse Schwedens fortan mit leidenschaftslosem und vorurtheilsfreiem Blick in die Zukunft schauen und sich mit einiger Toleranz gegen Andersdenkende ihres Einflusses und ihrer Macht zu unserem Wohle bedienen!"

*) Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. Von General J. H. Hazelius, Chef des königlich schwedischen topographischen Corps. Berlin, Allgem. Deutsche Verlagsanstalt (Sigismund Wolff). 48 S.

Schweiz.

Die Schweiz, ihre Staatskunde und Statistik.

Die Länder- und Völkerkunde der Schweiz hat eine außerordentliche Bereicherung erfahren durch das auf den mühsamsten statistischen Studien beruhende Werk: „Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz; im Verein mit einer Anzahl schweizerischer Gelehrten und Staatsmänner herausgegeben von **Max Wirth**, Director des Eidgenössischen statistischen Büreau."*)

Das großartige Unternehmen ging hervor aus der Erkenntniß, daß seit der Einrichtung des neuen Bundes, seit der Verallgemeinerung und Vertiefung der statistischen Forschungen, die ihren Mittelpunkt in dem Eidgenössischen statistischen Büreau haben, und nachdem inzwischen sowohl Volks- und Viehzählungen stattgefunden haben, als auch übereinstimmende Civilstandsregister überall angeordnet sind, die vor 20 Jahren erschienene letzte Ausgabe von Franscini's Statistik der Schweiz als veraltet betrachtet werden muß, sowie andererseits auch Berlepsch's Schweizerkunde den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen kann. Das Zustandekommen des Werkes ist „in erster Linie der eifrigen Mitwirkung des ersten Präsidenten der schweizerischen statistischen Gesellschaft, Herrn Diakon Spyri, zu verdanken." Neben ihm aber den eigentlichen Mitarbeitern, deren Namen wir bei der Angabe der bearbeiteten Abschnitte geben. Ein solches Werk bedarf in der That der vereinten Kräfte vieler, denn es ist durch die eigenartigen politischen und territorialen Verhältnisse wohl kein Land in der Welt mannigfaltiger als gerade die Schweiz. Die politische Einheit besteht bekanntlich aus der Conföderation von 25 souveränen Cantonen mit 25 verschiedenen Criminal- und Civil-Rechten und Prozeßverfahren und die Bodengestaltung führt uns innerhalb weniger Stunden durch die verschiedensten Klimate Europa's. Daraus ergeben sich die mannigfaltigen Produkte des Bodens, daraus die Verschiedenheiten der Ernährungsweise; wir finden den Hirten und Jäger, den Ackerbauer und Winzer, den einfachen Handwerker des Hochthals, den Fabrikarbeiter in großartigen, mit allen Mitteln der Technik ausgestatteten Etablissements, auf dem engsten Boden zusammengedrängt.

*) Erster Band. I. Buch. Das Land. 273 S. gr. Lexicon-Octav. II. Buch. Das Volk. III. Buch. Der Verkehr, I. Heft. S. 277—538. Zürich, Orell, Füßli und Comp.

Zu dem 1. Buche gehören folgende Arbeiten:
1) Gränzen, von Oberst H. Siegfried, Chef des eidgenössischen topographischen Büreau's.
2) Bau des Bodens, Berge, Thäler und Gewässer, von J. Siegfried.
3) Flußregulirungen, mit graphischen Darstellungen der Flußlängenprofile, von Ingenieur Lauterburg.
4) Allgemeines Klima der Schweiz, von Dr. A. Mühry.
5) Heilquellen und Kurorte, von Dr Meyer-Ahrens.
6) Das Thierreich, von C. Mösch.
7) Die Hausthiere. (Eidgenössische Zählung.)
8) Die Bienenzucht, von Prof. W. Menzel.
9) Der Holzbau, von Prof. E. G. Gladbach.

Das 2. Buch bringt zunächst Alterthümer von J. Uhlmann, dann Abhandlungen über den Ursprung der Stämme (vom Herausgeber) und über die Sprachen (von A. Gatschet), und reichhaltige Nachweise des Büreau's über die Zahlenverhältnisse von 1860, Geburten, Trauungen, Sterbefälle, Auswanderung.

Vom 3. Buch, Verkehr, liegen bis jetzt vor 1) das Postwesen (vom Eidgen. Postdepartement). 2) Das Telegraphenwesen. 3) Das Zollwesen. 4) Das Münzwesen (vom Münz-Director Alb. Escher). 5) Maaß und Gewicht (von Prof. Paalzow). 6) Eisenbahnen (vom stat. Büreau). 7. Schifffahrt (von Dr. Roth-Herder). 8) Jagd (von C. Mösch).

Die Ausstattung des Buches ist glänzend, der lateinische Druck klar und sauber; der Subscriptionspreis von 40 Centimes pro Bogen ist mäßig. Auf den außerordentlichen Reichthum des gebotenen im Einzelnen einzugehen, müssen wir uns hier versagen, doch hoffen wir Gelegenheit zu finden, einige besonders interessante Punkte noch zu berühren. F. S.

Nord-Amerika.

Meteorologische Beobachtungen im Luftballon.

Das „Franklin-Institut" von Newyork hat der jetzt gleichzeitig in Frankreich und in England mit außerordentlichem Eifer betriebenen Aeronautik auch seinerseits eine besondere Sorgfalt zugewandt durch Ernennung einer eigenen Section behufs wissenschaftlicher Erforschung atmosphärischer und meteorologischer Erscheinungen vermittelst Luftballons. Herr Professor John Wise hat kürzlich im Namen dieser Section einen Bericht erstattet, dem wir, nach Anleitung des geschätzten physikalischen Berichterstatters des „Beobachters am Hudson", Herrn J. G. G., Folgendes entlehnen:

„Die Erscheinungen, welche dem Aeronauten in den höheren Luftregionen die Wolken darbieten, sind überaus mannigfacher Art. Bald sind die Wolken dicht, bald verdünnt, bald warm, bald kalt, bald hell, bald dunkel. Einige sind mit Ozon überladen; trifft man aber auf eine Wolke letzterer Art, so wird man von Heiserkeit befallen, insofern der angeregte Sauerstoff die Schleimhäute der Luftwege reizt; man nimmt zuerst durch den Geruch dessen Anwesenheit wahr, bald aber auch seine Wirkung durch Jucken der Haut des Gesichts und der Hände. Nähert sich der Ballon einer Wolke, so tritt elektrische Aufregung ein; dasselbe geschieht, wenn der Ballon von einer Luftströmung in die andere geräth. Der feine Sand, den der Luftschiffer als Ballast mit sich führt, wird dann zum Theil in einem Strom aus dem Korb nach oben gegen den Ballon getrieben; ein gleiches trägt sich mit dem fein geschnittenen Notenpapier zu, das zum Aufzeichnen der Beobachtungen dient und das solchenfalls eine Zeit lang am Ballon haften bleibt, zuletzt aber abfällt. Der Berichterstatter vernahm bei solchem Vorkommen ein knisterndes Geräusch, auch ist nach ihm die Stille über den Wolken so tief, daß selbst ein auf Erden nicht hörbarer Ton in diesen hohen Regionen leicht vernommen wird. Wenn der Ballon zuweilen auf unerwartete Luftströmungen stößt, wird er entweder hin und her geworfen oder um seine senkrechte Axe gedreht. Die ihn kreuzenden Strömungen sind stets von elektrischen Aeußerungen begleitet. Das Gas, beim Aufsteigen von der Erde völlig durchsichtig, wird wolkig, sobald es in die Nähe der Wolken geräth. Selbst in vollkommen heller Luft nimmt es diese Gestalt an, sobald der Ballon in die Region des Gefrierpunktes kommt. So erzählt Hr. Wise, daß bei einer Luftfahrt am 4. Juli, in einer Höhe von 19,000 Fuß über der Meeresfläche, sein Haar sich bereifte, auch eine Reifwolke aus dem Halse des Ballons hervordrang.

„Die Atmosphäre ist nach einem starken Gewitter stets hell und heiter, ja durchsichtig; solchenfalls hat der Beobachter oben eine weite Umsicht über die Erde unter ihm. Die Aussicht ist in der That unaussprechlich ergreifend, wenn man an der Meeresküste aufsteigt. Vom Lande aus ist bekanntlich ein Fahrzeug auf der See höchstens auf eine Entfernung von zwanzig Meilen sichtbar. Die Erdkrümmung beträgt acht Zoll per Meile und verhindert so, da diese Dimension im Quadrat der Entfernung zunimmt, daß das Schiff in weiterem Abstand in Sicht kommt. Das Aufsteigen vom Hafen in Boston bot dem Aeronauten einen herrlichen Anblick dar: Schiff um Schiff tauchte wie durch Zauber am Horizonte empor. Bei hellem Wetter lassen sich Fahrzeuge auf hundert Meilen unterscheiden, sobald dem Betrachtenden die Sonne im Rücken steht; befinden sich Wolkenfelder zwischen ihm und den Schiffen, so hat es das Ansehen, als segelten diese über oder unter den Wolken einher; ebenso scheint der Schlangenlauf eines Gewässers bald über bald unter den Wolken sich hinzuwinden. „„Natürlich sind dies Gesichtstäuschungen, aber ohne optische Kenntnisse würden sie für Mysterien gelten: auch beweisen sie nur, wie unsere Sinne uns täuschen können in Fällen, wo die Wissenschaft nicht ausreicht ihre Irrthümer zu berichtigen!""

„Den merkwürdigsten Unterschied zwischen der Ansicht vom Erdboden aus und dem von Oben, bietet dem Beschauer die Gewitterwolke, die sogen. Dunkel- oder Sturmwolke (nimbus) dar: von der Erde aus betrachtet, gleicht sie einer heftig bewegten verworrenen Masse bleifarbenen Dunstes. In mäßiger Entfernung vom Boden aus gesehen, erscheint sie symmetrisch; oben und unten ausgebraucht, und zusammengeballt in der Mitte, schweift sie der Länge nach über die Erde hin gleich einer ungeheuern rauch- und dunstauspustenden Maschine, während sie ihren untern Theil langsam hinterdrein schleppt. Der elektrische Geschützdonner macht bei ihrem Dahinjagen einen großartigen und erschütternden Eindruck. — Es ist thunlich sowohl über als hinter oder inmitten dieses erhabenen Phänomens hinzusegeln. Der Berichterstatter schildert in Bezug darauf nach Selbsterfahrung einige dieser eindrucksvollen Naturerscheinungen in ihren Einzelheiten, die von der Pracht und der Gewaltigkeit derselben ein lebhaftes Bild liefern.

„Nicht alle Gewitterwolken entladen Donnerschläge; sobald ein gewisses Raumgebiet der Atmosphäre eine Anzahl solcher Wolken umfaßt — und unser Luftschiffer sah selbst deren sieben

auf einmal — so schlägt sich der Regen in starken Güssen daraus nieder, wobei jedoch keine Donnerschläge erfolgen. Die Entladungen finden statt, sobald ein paar oder mehrere solcher Wolken zusammentreffen. Diese zerstreuten Dunkel- oder Sturmwolken herrschen in den Monaten April und Mai vor und bringen das sogenannte „Aprilwetter" fertig. Während der Sommerhitze walten sogenannte „Donnerwetter" vor: ihr steter Begleiter ist Hitze, die wie allbekannt denselben vorausgeht. Sie treten plötzlich ein und sind von Schnee, Hagel und Regen begleitet, der erstere zerschmilzt und verwandelt sich theils in Hagel, theils in Regen. Hagelkörner enthalten in der Mitte einen Schneekern. Beim Aufsteigen erscheint der Niederschlag aus der Wolke aufgelöst bis man an den untern Theil derselben gelangt, wo er sich zu dichtem Nebel gestaltet. Steigt man darin weiter aufwärts, so wird der Nebeldunst dünner und verschwindet zuletzt ganz; dort wird zudem die Wolke warm und, je höher man steigt, um so wärmer, kraft der Strahlung und Brechung der Sonnenstrahlen im Medium (im feinsten Wasserdunst nach den von Tyndall erklärten Gesetzen?); darauf folgt jenes schon erwähnte juckende Gefühl auf der Haut des Gesichts und der Hände, der Berührung mit Nesseln vergleichbar, sowie leichte Heiserkeit und stärkerer und geringerer Druckschmerz auf Hinterkopf und Ohren im Falle höheren und rascheren Emporsteigens.

„Es ist unmöglich, inmitten einer Gewitterwolke den Ballon in gerader Stellung zu erhalten; eine Erscheinung, die der Luftschiffer nach ihrer Eigenthümlichkeit so graphisch schildert, daß dem Leser fast selbst schwindlich dabei wird. Deshalb muß derjenige, welcher die Naturerscheinungen in diesen Regionen zu erforschen trachtet, sich — wie Herr Wise räth — vorerst darauf gefaßt machen, von einer Art Angst befallen zu werden: jedoch macht nach kurzer Zeit und einigem Nachdenken dies Gefühl eifriger Wißbegierde Platz, in den Grund dieser Erscheinungen tiefer einzudringen. — Nachdem noch die mannigfachen Schwankungen und Umdrehungen beschrieben sind, die dem Luftschiffer und seinem Ballon in den Gewitterwolken zustoßen, wird bemerkt, wenn dem Luftschiff in allen diesen Fällen etwas zustößt, so ist entweder ein Fehler in seiner Konstruktion oder Mangel an gewöhnlicher Geschicklichkeit in seiner Handhabung von Seite des Aeronauten daran schuld. Auch sind nicht wenige, wenn nicht die Meisten derer die sich des Luftschiffs bedienen, der dazu erforderlichen Eigenschaften baar und von Solchen werden dann Geschichtchen erzählt, wie ihnen „das Blut aus den Nägeln gespritzt, der Ballon sich von oberst zu unterst gekehrt und sie mit Mühe und Noth der Lebensgefahr entgangen."

„Man mag es für eine gefährliche Forschungs-Methode halten — sagt Prof. Wise — drei bis vier Meilen in die Luft hinaufzusteigen: aber wenn wir die Anzahl der gemachten Luftreisen mit der der Seereisen und die in beiden vorgekommenen Unfälle vergleichen, werden wir kein ungünstiges Verhältniß bei den ersteren antreffen. Das Gesetz atmosphärischen Widerstands ist so sicher, als das atmosphärischer Schwankung."

Nachdem noch die Bewegungsmomente, welche im Wasser und der Luft vorwalten, mit einander verglichen sind, bemerkt Herr Wise: „Dies genügt, um zu zeigen, daß man bei Nacht und Tag, bei ruhigem Wetter, wie im Sturm, in die Höhe steigen kann, um die Erscheinungen jener höheren Regionen zu untersuchen ohne sich dem Vorwurfe des Leichtsinns auszusetzen. Bedenkt man zudem, daß wir noch heute die Quelle der Elektrizität in den Wolken nicht kennen; nicht wissen, ob sie im Gewitter ein Ursprüngliches oder eine bloße Wirkung ist, ob nur eine Art Geräusch oder zwei im Gewitter den Lärm verursachen, ob er nur durch die Wolken dringt oder im Zusammentreffen mit soliden Körpern entsteht; ob der Schlag von einer Wolke zur andern gelangt oder unmittelbar nach der Erde fährt? — alle diese noch ungelöst'en Fragen sollten uns auffordern, uns jedes Mittels zu bedienen, um uns Aufschluß darüber zu verschaffen und der Sache auf den Grund zu kommen."

Kleine literarische Revue.

— **Moritz von Oranien-Nassau**, historisches Drama in fünf Acten von K. W. Batz.*) Das Drama enthält manche geschickte Scene, wird aber schwerlich Jemanden recht erwärmen. Daß der rechte poetische Funken fehlt, documentirt schon die in der Vorrede niedergelegte Auffassung des Verfassers vom historischen Drama. Daß dasselbe irgendwie von den Dramen, welche nicht historische Süjets behandeln, von den „Erzeugnissen der freiwaltenden Phantasie", einen Unterschied haben muß, leuchtet ein. Auch geben wir Herren Batz recht, daß man bei unsern Dramen bis jetzt wenig von diesem Unterschiede merkt. Daß er aber darin besteht, daß sich der Dichter eines historischen Dramas so genau wie möglich an die wirklichen einzelnen Facten zu halten hat, ist entschieden unrichtig, widerstrebt auch der teleologischen, durchgeistigten, zweckmäßigen Auffassung von Geschichte, welche seit Hegel die Nation beherrscht, denn dieser gegenüber werden die einzelnen Facten in ihrer Wirklichkeit immer nur etwas bloß zufälliges sein. Daß alle Kühnheit und Freiheit der Conception bei einer solchen Anschauung unmöglich, ist ersichtlich und diese wäre uns lieber als die genaue Datirung der Handlung, die sich beinahe auf den Kalendertag erstreckt, wo man denn zuletzt dahin käme, sich erkundigen zu müssen, was es gerade für Wetter gewesen, als Sokrates den Giftbecher trank oder Heinrich IV. ermordet wurde.

— **Der Mönche-Krieg.** Unter diesem Titel bietet uns Dr. Alexander Winklewski eine gewandte und fließende Uebersetzung des polnischen komischen Heldengedichtes Monachomachia vom ermländischen Fürst-Bischofe Ignaz Grafen Krasicki. Da der Autor selbst ein Geistlicher war, wird man seinen satyrischen Schilderungen wohl Glauben schenken müssen. Dieselben zeichnen sich durch einen gesunden und treffenden Humor aus, ohne indessen irgendwie ins Hämische vom Regirenden zu fallen. Daß der Dichter mannigfache Anfeindungen in Folge seines freimüthigen Auftretens zu erdulden hatte, versteht sich von selbst. Er sah sich deshalb genöthigt, diesen mit einem zweiten Gedichte, Antimonachomachia betitelt, entgegenzutreten. Krasicki, ein Freund Friedrichs des Großen und Voltaire's, ist wohl der beste humoristische Poet, den die polnische Literatur kennt: er gebietet über eine reiche Fülle von Laune und Geist. Etwas Hyperbolisch sagt der Uebersetzer: „Krasicki's heitere Muse übertrifft in der That alle seine Vorbilder: Ariost, Tassoni, Boileau und Gresset, und kein Zweiter nach ihm hat so anmuthig und fröhlich, so decent und mild satyrische Dichtungen verfaßt, wie er."

*) Auf Anregung des Herrn Batz ist kürzlich zu Leipzig eine „Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten" zusammengetreten, die den Verkehr mit Theater-Manuscripten zwischen den Autoren etc. und den Bühnenverwaltungen in die Hand nehmen und nach bestimmten Grundsätzen leiten will. D. R.

— **Durch Thüringen.** Gedichte von Murad Effendi.*) Aus Temesvár ist diese kleine Gedicht-Sammlung uns zugegangen. Sie ist dem Großherzoge von Sachsen-Weimar-Eisenach gewidmet. Wenn sich hinter dem muselmännischen Namen des Verf. nicht ein deutscher Pseudonym verbirgt, so muß man anerkennen, daß der orientalische Dichter sich mit Deutschland bis zur innigsten Vertrautheit beschäftigt hat. Seine Gedichte verrathen nicht nur eine genaue Kenntniß thüringischer Geschichte und thüringischer Sagen, sondern auch eine Begeisterung für deutsche Kultur und deutsches Wesen überhaupt, welche sonst nur dem Deutschen selbst eigen zu sein pflegt. Die deutschen Verse, aus denen stellenweise ein etwas burschikoser Schwung hervorbricht, lesen sich nicht übel und lassen auf viele Uebung in der Handhabung der gebundenen Redeform schließen.

— **Die Frauenfrage im Gewande der Erzählung.** Wir haben von einer ebenso gelungenen wie dankenswerthen Arbeit zu berichten, welcher sich die schon durch ihre „Blumenmädchen" rühmlich bekannte Schriftstellerin Frau Emma Laddey in Stuttgart unterzogen hat. Unter dem Titel „Auf eigenen Füßen, Erzählungen für Deutschlands Töchter",**) veröffentlicht dieselbe soeben eine Reihe von Lebensbildern, deren jedes einzelne die Nothwendigkeit darthut, daß die Frau zur Erwerbsthätigkeit befähigt und dadurch „auf eigene Füße" gestellt werden müsse. Jedes einzelne Bild ist ebenso klar wie liebenswürdig, frei von jeder Uebertreibung, ohne jede pathetische Polemik, mit welcher manche Verfechterinnen der Frauenfrage derselben mehr schaden als nützen. Die Verfasserin wirkt nur durch eine einfache aber fesselnde Schilderung und durch das Beispiel, das ja in der Erziehung ein so bedeutender Factor ist und die Frauenfrage ist doch in erster Linie eine erziehliche. Irren wir nicht, so sind viele der geschilderten Personen und Verhältnisse dem wirklichen Leben entnommen. Von den sieben Erzählungen erscheinen uns die gelungensten „Kunst und Brod" — „Der Onkel aus Amerika" — „Zwei Frauen" — und „Auf gleicher Flur", weniger sagen uns zu „Durch Nacht zum Licht" und „Die Emancipirte", obgleich gerade in dieser eine ganz prachtvolle Charakteristik eines Agitators für die Frauenfrage, der im Grunde nur seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, gegeben ist; dagegen können wir der Verfasserin nicht verschweigen, daß wir „Die arme Sarah" als verfehlt betrachten. J. H.

— **Brodlose Künste.** Die Verlagshandlung von A. Hartleben (Wien, Pest und Leipzig) bringt zwei Büchlein auf den Markt, die Kunst, Dichter zu werden und die Kunst, Sänger zu werden. Beide richten sich an Dilettanten. Insofern nun der Dilettantismus für den Gesang einen Sinn hat, der für's Versemachen aber nicht, lassen wir die Kunst Sänger zu werden in dem bescheidenen Sinn, in dem sie der Verfasser nimmt, gern gelten, zumal Herr Gotthold Carlberg als Dirigent von gemischten Chören wirklich mancherlei brauchbare Winke und Regeln vorzubringen hat. Wozu aber der von Otto Müller fabricirte Abriß einer Verslehre und sogenannten Poetik auf 58 kleinen Seiten nebst ca. 120 Seiten Proben und einem Reimlexikon (sehr oberflächlich) gut sein soll, ist uns geradezu unerfindlich. Wer O. L. B. Wolff's poetischen Hausschatz zu Rathe zieht, ist in jeder Hinsicht unendlich viel besser berathen. F. E.

*) Durch Thüringen. Gedichte von Murad Effendi, Verf. der „Klänge aus dem Osten". Temesvár, Druck bei Gebrüder Magyar, 1870.

**) Stuttgart, A. Kröner.

Literarischer Sprechsaal.

Hermann Grimm, der Sohn und Neffe der Brüder Grimm, wendet sich in einem Artikel der Kölnischen Ztg. gegen Gervinus, der bekanntlich in der Vorrede zur neuesten Ausgabe seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" (Nr. 3 unseres „Magazin" von 1871) behauptete, daß die Brüder Grimm, sowie Dahlmann, wenn sie noch lebten, ebensowenig als er (Gervinus) mit „den großen Massen der Lebenden deren berauschte Begeisterung über unsere Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen an unsere nächste Zukunft" getheilt haben würden. Auf eine erste Antwort hierauf, welche der Abgeordnete Dr. Karl Braun (Wiesbaden) in der National-Zeitung ertheilte, hat Gervinus in einem Artikel der Augsb. Allg. Ztg., diesen Gegner gewissermaßen perhorrescirend, sich auf das Zeugniß der nächsten Angehörigen der von ihm citirten Todten berufen. Dieses Zeugniß giebt nun Wilhelm Grimm's Sohn in würdigster Weise ab. Er sagt zunächst von seinem Vater:

„Was Gervinus giebt, soll als eine authentische Erklärung seiner Vorrede gelten. Gäbe er nichts weiter, in der That, so würde ich, wie ich früher gethan, die Dinge auf sich beruhen lassen. Allein Gervinus bringt etwas ganz Neues. In der Vorrede waren beide Brüder genannt: jetzt dagegen finde ich Wilhelm ausgeschlossen. Seine reinliche Seele soll die Fragen, um die es sich handelt, gar nicht berührt haben. Wie wäre das zu verstehen? Mein Vater würde sich gescheut haben, heute deutlich zu erklären, wie er sich zu den neuesten Ereignissen und zu den Gegnern der durch Preußens Vorangehen errungenen deutschen Einheit stellte? Allerdings überließ Wilhelm in politischen Dingen das Wort gern seinem älteren Bruder und es entsprach seiner Neigung, für sein Theil mehr zurücktreten zu dürfen. Er wich sogar — ich darf das aussprechen, ohne Mißverständniß zu besorgen — darin von Jakob ab, daß er im Abbruche des Alten, aus dem das Neue sich gestalten sollte, behutsamer war als dieser, der am liebsten den ganzen Bau zusammengeschüttelt hätte, im festen Glauben, die Steine müßten sich aus eigener Kraft beinahe zum neuen zusammenfügen. Jakob selbst hat in seiner Denkrede auf Wilhelm diese Charakterverschiedenheit mit so schönen Worten hervorgehoben. Und deshalb sollte Wilhelm heute kein entschiedenes Urtheil zu geben haben? Gervinus war ja in Berlin, als mein Vater starb. Er erinnert sich vielleicht, mit welchen Worten er aus der Welt ging. Im heftigsten Fieber liegend und in seinen Phantasieen mit ängstlicher Hast von Einem zum Andern eilend, werden endlich seine Gedanken ruhig und geordnet. Als habe er einen weiten Zuhörerkreis um sich, begann er in bedächtiger Klarheit, die Lage der öffentlichen Verhältnisse zu erörtern. Es war, als solle er den Beweis liefern, daß der Gedanke an die Lage des Vaterlandes den Sieg davon trage über die Macht der Krankheit. Er sprach lange, er hob den sich überall zeigenden Fortschritt hervor und endete mit dem Hinweise auf den damals in die Regierung eingetretenen Prinz-Regenten, auf dessen Wirken er die größten Hoffnungen setzte. Wir standen Alle und hörten; es war nicht,

als ob die letzten Athemzüge eines Mannes dazu verbraucht würden, so zu reden."

In Bezug auf seinen Oheim sagt dann der Verfasser des Artikels:

„Weil Jakob Grimm, in unwandelbarer Anhänglichkeit, seine Heimat Hessen liebte, müßte er deshalb — ist dieses Gervinus' Meinung? — das Ende der dort eingenisteten jämmerlichen Wirthschaft bedauert und das Aufblühen des Landes in der neuen Verbindung verkannt haben? Weil er, ehe Schleswig-Holstein für Deutschland wiedergewonnen, der Druck Oesterreichs siegreich abgeworfen und der verbrecherische Uebermuth Frankreichs bestraft war, mit Sorge und Mißtrauen in die nächste Zukunft sah, wie wir Alle thaten, weil er eine Uebergangspolitik verwünschte, deren Ziele und Abschluß damals Niemand anders aufzufassen im Stande war, deshalb sollte er heute dem lebendigen Schaffen der Männer entgegen gewesen sein, denen wir das deutsche Kaiserthum verdanken? Mitten im Frühlingssturm der neuerwachten neugeeinten deutschen Kraft sollte Jakob Grimm, abseits unter einer windstillen Felsecke stehend, nichts von seinem Wehen empfunden und mit schwerer Beängstigung die Einheit des Vaterlandes nahen und sich gestalten gesehen haben? Nur für unversöhnlichen Tadel hätten seine Lippen Worte gehabt? Sein Bild steht zu Vielen anders vor der Seele . . . Das Gefühl, mit dem die Brüder Grimm in allen Wurzeln ihres Daseins im hessischen Boden liegen, kennt Jeder, der überhaupt von ihnen weiß. Möge in allen Hessen niemals etwas von dieser Liebe verloren gehen und die große Vereinigung, die sich heute vollzieht, all den einzelnen Landschaften Deutschlands zu Gute kommen, damit niemals, wie in Frankreich, ein einzelner Punkt im erhöhten Maße das Vaterland zu repräsentiren scheine und das Uebrige und das Ganze keinen Schaden leide. So empfinden wir heute Alle. Warum sollte Jakob Grimm anders empfunden haben? Obgleich er niemals in seiner Liebe zu Hessen nachließ, war er doch völlig in seiner neuen Heimat festgewachsen. Auf seinem Leichensteine, bestimmte er, sollten nur das Jahr und der Tag seiner Geburt, nicht aber stehen, wo er geboren sei. Ein deutscher Boden sollte als Geburts- und Grabstätte für ihn gelten. Er erwartete von Preußen den Ausgang zur endlichen Befreiung und Vereinigung Deutschlands, ohne für die Folge dabei Bedingungen vorzuschreiben. Es schien viel verloren zu der Zeit, als er starb, und wenig Hoffnung war, es würde der Verlust so bald wieder eingeholt werden. Niemals aber hat Jakob Grimm Zweifel gehegt, daß es geschehen müsse und auf welchem Wege es geschehen müsse. Was hätte ihm an Föderalismus heute und an künstlichem Aufbau eines neuen Bundesstaates gelegen, dessen Kraft und Stärke nicht allein in den natürlichen Verhältnissen läge, die sich von selbst ergaben?

„Wir sind hinaus über diese architektonischen Versuche. Unsere Gegenwart und Zukunft nimmt uns für Anderes in Anspruch. Ein Volk, das solche Kriege führt, das von Tag zu Tag der Kanonendonner, der fern aus Frankreich herüberhallt, in athemloser Spannung hält, weiß und fühlt, daß es auf eigenen Füßen stehe und daß die Fragen innerer Politik diejenige Erledigung finden werden, welche am meisten den Bedürfnissen des Landes entspricht. Denn Jedermann ohne Unterschied fühlt, daß wir ohne das die Kämpfe der Zukunft, die unsere eigene Kraft gegen uns beschwören wird, nicht bestehen könnten."

Die Verlagsbuchhandlung der Herren Trübner & Co. in London hat in einem Bändchen von 130 Octavseiten, das zum Besten des „Victoria-Instituts für Witwen und Waisen der deutschen Soldaten" verkauft wird, eine englische Ausgabe der offenen Briefe berühmter deutscher und englischer Autoren über den deutsch-französischen Krieg veranstaltet.*) Es umfaßt dieses Bändchen 1) zwei Briefe von Theod. Mommsen an das Volk von Italien, abgedruckt in der Perseveranza und im Secolo von Mailand; 2) das Schreiben von Strauß an Renan, vom 13. August 1870; 3) fünf Briefe von Max Müller an das Volk von England, abgedruckt in der Times vom 29. August bis zum 7. November, mit einer Nachschrift aus Oxford vom 6. December 1870 ausgestattet; endlich 4) das geharnischte Schreiben von Thomas Carlyle über den Krieg, datirt aus Chelsea vom 11. November und abgedruckt in der Times.

Diese Sammlung bildet ein unwiderlegliches, glänzendes Plaidoyer der deutschen Sache den rechtsverdrehenden, schamlosen Anklagen des politischen Pöbels und der Völkerrechts-Rabulisten des Auslandes gegenüber.

Der bekannte Pater Hyacinthe, der in Folge der Freimüthigkeit seiner Predigten in der Kathedrale von Notre-Dame in Paris aus seinem Vaterlande vertrieben wurde, von wo er nach Amerika ging, befindet sich jetzt in London, wo er kürzlich in den Hanover-Rooms zum Besten seiner vom Kriege heimgesuchten Landsleute einen Vortrag über die gegenwärtigen Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich hielt. Als ein treuer Freund seines Vaterlandes, verleugnete der Pater auch bei dieser Gelegenheit seinen Freimuth nicht und redete er unverhohlen von den politischen Schwächen und Sünden der Franzosen. Er bestritt, was man vielfach, besonders in England, behauptet, daß der gegenwärtige Kampf ein Rassen- oder Religions-Krieg sei. Frankreich, sagte er, habe durch seine italiänische Politik das Recht aller Nationen, einig und eng verbunden zu sein, anerkannt und kein Recht, um die Einigung Deutschlands sich zu kümmern. Ebenso wenig habe es ein Recht, seinem alten Hange nach sogenannten natürlichen Gränzen Raum zu geben. Die Abtretung von Elsaß und Deutschlothringen sei keine Lebensfrage für Frankreich; es würde durch den Verlust dieser Provinzen ebensowenig eine Macht zweiten Ranges, wie England es durch Verlust von Calais und der Normandie geworden. Ueber die Folgen des Krieges sagte der Pater: „Deutschland wird einen politischen Körper bilden, wie es seiner Bildung und Moral entspricht, und welcher, auf Frieden und Freiheit gegründet, einen Brennpunkt der Civilisation im Herzen Europas bildet. Frankreich wird, sich selbst wiedergegeben, die Ideen seiner großen Revolution verwirklichen und der innern Verderbniß ein Ziel setzen."

Heinrich Laube hat, im Anschlusse an sein Buch über „das Burgtheater", ein literargeschichtliches Essay über das norddeutsche Theater geschrieben, worin er, wie es scheint, seine letzte, anderthalbjährige Wirksamkeit als Theaterdirektor in Leipzig theoretisch verwerthen will. Das erste Kapitel dieses Essay, welches die „N. Fr. Presse" vom 29. Januar mittheilt, reicht von der Neuberin und Lessing bis zu Iffland und Graf Brühl.

*) Letters on the War between Germany and France.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin. Mattbäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 11. Februar 1871. [Nº 6.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Johannes Reuchlin.*)

Die Geschichte führt die Streiche, mit denen sie alte, tief eingewurzelte Institutionen erschüttert oder gar niederwirft, niemals plötzlich und unversehens; vielmehr bereitet sie nach Art weiser Feldherren den Angriff von langer Hand vor: bevor z. B. durch die französische Revolution die Axt an den Feudalismus gelegt wurde, unterwühlten die Montesquieu und Diderot, die Voltaire und Rousseau mit Spott und Ernst den Boden, in dem die Wurzeln des alten Regime ruhten; ehe das Christenthum erstand, hatte schon die griechische Philosophie, die Stoa und die Schule Epikurs — dem Geist der Geschichte und des Fortschritts dienen die verschiedenartigsten Strebungen — das Ansehen des Heidenthums so geschwächt, daß nach dem Zeugniß des Cicero kein Augur den andern ohne zu lachen anschauen konnte; das Christenthum traf gebahnte Wege, traf Herzen, glaubenslos und nach Glauben dürstend. Auch die Reformation, mit den beiden genannten das größte und folgenreichste Ereigniß der letzten zwei Jahrtausende, ist nicht an Einem Tage geboren worden; das Mönchlein hätte den schweren Gang mit dem Papstthum nicht bestanden, wenn es nicht schon lange vor Luther Reformatoren in Deutschland gegeben hätte. Die Scholastik, eine Art von Philosophie, ursprünglich zu dem Zwecke ausgebildet, um die Veste des Glaubens mit dem Willen des Gedankens zu umzäunen, hatte aus sich selbst heraus den Gegner erzeugt; denn der Gedanke erträgt es nicht lange, sklavisch zu dienen; eine Weile beugt er sich geduldig dem Joche, aber plötzlich besinnt er sich auf seine eigene Herrlichkeit und bricht das Joch. Der Humanismus ist gewissermaßen das Kind der Scholastik, allerdings ein sehr ungerathenes und unfolgsames, das in dem störrigen Wesen gegen die alte Mutter noch bestärkt wurde durch eine Erscheinung, die man längst todt und begraben wähnte, die aber plötzlich das Grab verlassen, die Leichentleider abgeworfen hatte und frisch und fröhlich in blühender Jugend durch das Jahrhundert schritt. Das griechische und römische Alterthum war wieder lebendig geworden; es war der gefährlichste Feind jener Pfaffen-Wirthschaft, in der jede Spur echter Religion verloren gegangen war. Diese Wiedergeburt des menschlichen Geistes vollzog sich in Deutschland hauptsächlich durch Johannes Reuchlin; er ist der Bannerträger des deutschen Humanismus; Ulrich v. Hutten nennt zwar auch den Erasmus einen Deutschen und beide, Reuchlin und Erasmus, die Augen Deutschlands; aber es widerstrebt uns, einen Mann unserem Volke zuzuschreiben, der bekanntlich kein deutsches Wort hat lesen können.

Der Humanismus in Deutschland war weit anders geartet als der in Italien. In Rom war mit den heidnischen Schriftstellern auch das Heidenthum wieder erwacht; es war die Religion der gebildeten Stände; nicht am Wenigsten gelitten war diese Weltanschauung am päpstlichen Hofe selbst, am Hofe Leo's des Medizeers. Natürlich, oder vielmehr höchst unnatürlich, war dies kein Grund, auf die reichen Pfründen zu verzichten; man machte mit der andächtigsten Miene die Formen mit, die man hinterher im engern Kreise verspottete. Die misera contribuens plebs, besonders des „barbarischen" Deutschland, mußte den Würdenträgern der katholischen Kirche durch Ablaßgeld und sonstige Spenden die Mittel geben, bei gutem Wein mit guter Laune das Christenthum zu verspotten. Für solche Frivolität war der Deutsche zu „schwerfällig"; er war der Barbar, der Italiens übertünchte Gottlosigkeit sich nicht zu eigen machen konnte. Auch Reuchlin war trotz seiner humaniora kein Abtrünniger; aber ihm genügte das starre Dogma nicht: er wollte, was die Kirche lehrte, seinem Gemüth, seinem Geiste näher bringen, und da er nicht den Muth hatte zum Reformator, so wurde er — Mystiker.

Diese religiöse Neigung, die ihn zum eifrigen Adepten der jüdischen Kabbala machte, führte ihn zum Studium der hebräischen Sprache; durch ihn zuerst, der auch das Griechische in Deutschland eingebürgert hat, wurde die Sprache der Bibel heimisch in der deutschen Wissenschaft. Aber die Bibel in der Ursprache lehrte oft etwas ganz anderes, als die von der Kirche recipirte, verderbene vulgata enthielt. Wir wissen, welche Rolle die lutherische Bibelübersetzung in der Entwickelung des Protestantismus spielt; sie wäre nicht möglich gewesen ohne die Reuchlin'schen Studien.

Aber Reuchlin sollte wider seinen Willen noch größere Verdienste sich um die Reformation erwerben. Am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland noch keine öffentliche Meinung; der Gang der Politik, der Zweck der Mönche, der Streit der Gelehrten — die Volksmassen blieben davon unberührt; des Volkes Herrscher, des Volkes Lehrer, sie schrieben ja in einer fremden Sprache, als ginge, was sie verhandelten, den deutschen Bürgern nichts an. Wahrscheinlich wäre an dieser Klippe, an der Starrheit der Massen die Reformation gescheitert, hätte nicht ein glücklicher Zufall, kurze Zeit vor dem Auftreten Luthers, eine öffentliche Meinung geschaffen und eine Luther günstige Gährung und Aufregung hervorgerufen. Wir meinen den bekannten Streit zwischen Pfefferkorn und den Dominikanern einerseits und Reuchlin und den Humanisten auf der andern Seite. Anfangs handelte es sich um eine Verbrennung des Talmud. Reuchlin hatte in der Ueberzeugung, daß Meinungen

*) Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke, von Dr. Ludwig Geiger. Leipzig, Duncker und Humblot.

nicht mit Feuer und Schwert bekämpft werden dürfen, den Talmud in Schutz genommen. Die Dominikaner drangen beim Kaiser auf Vernichtung aller hebräischen Schriften. Bald jedoch wurde dieser Streit um den Talmud, über den eigentlich auf beiden Seiten völlige Unkenntniß herrschte, zum Kampf der Dunkelmänner und Mönche mit allen denen, welchen die Aufklärung, die Wiedergeburt Deutschlands und der Kirche am Herzen lag. Die Polemik wurde immer heftiger, und auf beiden Seiten griff man zur deutschen Sprache, um auch das Herz und die Leidenschaft des Volkes für den Zweck der Gelehrten und Theologen zu gewinnen. Diese Wendung zum Volke wurde für das Papstthum verhängnißvoll. Während früher die lebhafteste politische Bewegung nur leicht und leise die Oberfläche der Volksströmung kräuselte, erregte dieser Streit die innersten Tiefen des deutschen Volkes; es wurde zum Richter berufen, aber den Richtspruch des Volkes durften die Mönche nicht hervorrufen, denn sie konnten ihn nicht ertragen. Mochte auch der Judenhaß in den Massen stark genug sein, um für den Moment den Triumph über Reuchlin und seinen Anhang zu erleichtern: damit war nichts geholfen; der streitbare Hutten, der kühne Luther legten bald noch andere Fragen dem Richtspruch des Volkes vor, und Mönch- und Papstthum war in Deutschland gerichtet.

Reuchlin steht in der vordersten Reihe Derer, welche die deutsche Wissenschaft befreit haben von der italischen Fessel; indem er Hebräisch und Griechisch lehrte, den Urtext der Bibel, „die hebräische Wahrheit", zu Ehren brachte, stürzte er eine Säule, auf der der hierarchische Bau ruhte, die ungenaue, von Irrthümern strotzende Uebersetzung der vulgata, durch deren Schnitzer, wie Luther sich ausdrückt, schändliche Ketzereien in die christliche Kirche sich eingeschlichen hätten. Sein Streit endlich mit den Mönchen weckte den Geist des Volkes und der Gelehrten; er schuf die öffentliche Meinung, die Luther vorfand und mit deren Hülfe er siegte.

Reuchlin hat der Reformation die Waffen geschmiedet, und in diesem Verhältniß kann sein eigenes Sträuben, mit Luther und Melanchthon in Eine Reihe gestellt zu werden, nichts ändern. Nachdem Ranke und Gervinus zuerst in flüchtigen Umrissen auf die Bedeutung dieses Mannes und seiner Polemik mit den Mönchen für den günstigen Verlauf der Reformation hingewiesen hatten, war es David Friedrich Strauß vorbehalten, in seinem Werke über Hutten, dieser unerschöpflichen Fundgrube für die Kenntniß und das Verständniß des deutschen Humanismus, den hochwichtigen Gegenstand mit der diesem Schriftsteller eigenen Klarheit und Gründlichkeit ins volle Licht zu stellen. Auf dieser von Strauß geschaffenen Grundlage hat Dr. Ludwig Geiger seine Biographie Reuchlin's aufgebaut; der Verfasser hat sich durch ernste und gründliche Monographieen, die er über einzelne Punkte der Wirksamkeit Reuchlin's in Zeitschriften und auch in Buchform veröffentlichte, tüchtig vorgearbeitet; selbst die jüngst in diesem Blatte mit glühendem Lob erwähnte Arbeit des Verfassers „Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland", ist in ihrem hauptsächlichsten Inhalt eine Vorstudie für dieses größere Werk; aber auch was andere Gelehrte für seinen Stoff geleistet haben, hat der Autor emsig zusammengetragen; u. A. sind auch die vielen neuen Daten über den Reuchlin'schen Streit, welchen Grätz im neunten Bande seiner „Geschichte der Juden" zuerst ermirt hat, zum größten Theil aufgenommen und verwerthet; letzteres Werk hat Herr Dr. Geiger allerdings mehr benutzt als gewürdigt. Alles in Allem verdient es dankbare Anerkennung, daß der junge Autor durch dieses mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitete Lebensbild Reuchlin's die Aufmerksamkeit wieder auf ihn gelenkt hat, auf ihn, der den Schleier der Unwissenheit, welchen die Pfaffen über Deutschland gewoben, mit mächtiger Hand zerrissen, auf ihn, der sein Vaterland dem Lichte der Wissenschaft geöffnet hat.

Vorträge von Frau Dr. Goldschmidt in Leipzig über die Stellung der Frauen in kulturgeschichtlicher Beziehung.

„Willst Du genau erfahren was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen ist am meisten dran gelegen, daß Alles wohl sich zieme, was geschieht." War uns doch ganz ängstlich zu Sinn, als wir zu dem ersten, einleitenden Vortrag von Frau Dr. Goldschmidt gingen. Es beschlich uns ein Gefühl kopfschüttelnder Verwunderung, was wohl die Frauenfrage, die auch sonst in ruhigen, den Aufgaben des Friedens hingegebenen Tagen noch so vielfach wie ein wilder, illegitimer Schößling am Baume unserer Kultur angesehen wird, nur jetzt wolle, inmitten des schauerlichen Getöses der Waffen, inmitten der wildwallenden Brandung einer auf's Höchste erregten Volksleidenschaft, die Alles verschlingt, was nicht in engster Beziehung zu dem specifisch deutschen Staatsgedanken steht! — Aber als wir den klaren, melodischen Tonfall dieser Stimme vernahmen und der von bedeutenden Gedanken und feiner, tiefsittlicher Empfindung durchwebte Stoff sich vor unseren Augen in anmuthiger, echtkünstlerischer Gliederung aufbauete, war jeder Zweifel an der Berechtigung der Frage, selbst in unserer schweren, den höchsten vaterländischen Interessen schmerzvoll zugekehrten Gegenwart, gänzlich verschwunden. Wir mußten anerkennen, daß wir niemals mehr als bei dieser Gelegenheit die tiefeinschneidende Bedeutung einer durchgreifenden Reform auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung zu würdigen vermochten.

Die Ausführungen der Rednerin legen der Gesellschaft in der That eine der ernstesten, heiligsten Verpflichtungen auf. Gerade in dieser schreckensvollen Zeit, in der die zwei gebildetsten Nationen der Welt in einen Kampf sonder Gleichen begriffen sind und die längst bezwungen geglaubten, blinden Naturmächte in den Menschen in roher Entfesselung ein Werk wildester, furchtbarster Zerstörung vollbringen — gerade jetzt ist das Loos der Frau, deren einzig auf das Gemüth gestellte Persönlichkeit das finster an sie herantretende Verhängniß ungleich schwerer empfindet, als der Mann, um so beklagenswürdiger. Wir Männer, wenn wir durch persönliche Antheilnahme an den kriegerischen Großthaten des Vaterlandes unser Leben einsetzen, oder auch sonst zu dem Bewußtsein unserer unlösbaren, solidarischen Zusammengehörigkeit mit den Geschicken unseres Volkes aufgerüttelt wurden, wir sind durch Erziehung, Beruf, Lebensstellung, durch die tausendfachen Anforderungen, welche jederzeit Staat und Gesellschaft an uns stellen, durch die practische Bethätigung des täglichen Lebens in mehr oder minder großem Wirkungskreise, für bedeutsame, geschichtliche Wendepunkte vorbereitet und bringen ihnen eine verständnißvolle Auffassung entgegen. Welch' eine ganz ausnahmsweise rüstige Kraft, welch' eine besondere Tapferkeit der Seele muß aber die Frau an den Tag legen, über welche die Sturmesfluth der Ereignisse jählings und warnungslos hereinbricht, falls sie nicht von den Wellen begraben werden soll! Selbst in den intelligenteren Ständen größtentheils ohne irgendwie politische Bildung, mit kaum oberflächlichstem Verständniß für die wichtigsten Aufgaben ihrer

Zeit, ohne Kenntniß der Bedingungen, unter welchen sich geschichtliche Prozesse vollziehen und die in jedem Volkswesen wirksam sind, steht die Frau den großen, miterlebten, historischen Umwälzungen, den folgenreichsten Wandlungen im Völkerleben und, namentlich als Deutsche, dem erschütternden Ringen eines Volkes, das zur Nation werden will, halt- und urtheilslos gegenüber! In dem stockenden, athemlosen Herzen nichts als das Eine vernichtende Gefühl, daß man ihr den Geliebten, den Gatten, den Sohn von der Seite reißt, daß sie die Geborgenheit des eigenen Daseins einer grausam ungewissen Zukunft preisgeben muß, im Interesse eines unverstandenen, staatlichen Gedankens, zu Gunsten von geschichtlichen Consequenzen, die lauter Räthsel für sie sind. Wie wahrhaft zerstörend solche Opfer die arme Frau treffen müssen, die sich nur in einem unbewußten, gleichsam zufälligen Zusammenhange mit den staatenbildenden Grundgesetzen ihrer Zeit befindet und für welche der, zumeist aus einem mit Zuckerwasser verdünnten Geschichtsunterricht der „höheren Töchterschulen" und höchstens noch aus einer saffianledernen Goldschnittsliteratur geschöpfte, und von einer romantischen Mystik umschleierte, Begriff der Vaterlandsliebe sich noch nicht zu jener concreten, tiefernsten Realität verdichtet hat, die in klarerkannter, entäußerungsstolzer Bürgerpflicht mehr als das bloße Leben hinzugeben vermag, davon kann sich der aus härterm Stoff geformte und in des Daseins mannigfachen Wechselfällen gefestigte Mann nur schwer eine richtige Vorstellung machen.

Dieses traurige, verworrene Schwanken angesichts von, das innerste Lebensprincip des Staates und des Individuums berührenden Vorgängen, deren unbefangene Würdigung ein ungestörtes Gleichgewicht des Denkens und Fühlens voraussetzt, war gewissermaßen der Canevas, in welchen die Rednerin die schöne, farbenreiche Zeichnung ihres Vortrages hineinwirkte. Leider müssen wir es uns, schon des begränzten Raumes wegen, versagen, den gleichzeitig von warmer, patriotischer Begeisterung getragenen Ausführungen weiter zu folgen. Nur im Vorbeigehen können wir noch der geistvollen Widerlegung der von Klemm in seinem Geschichtswerk über die Frauen aufgestellten Theorie von den activen und passiven Geschlechtern gedenken, ebenso der Schilderung der in ihren Hauptrepräsentanten: Indianer, Neger, Eskimos, Lappen, Finnen, vorgeführten Naturvölker, aus welchen abermals hervorgeht, daß es keine denkbar niedrige Kulturstufe bei den Menschen gibt, auf welcher der Frau nicht das Loos der Mühseligsten und Beladensten zu Theil geworden wäre.

Mit hoffnungsvoller Spannung erwarten wir die weiteren Vorträge der Frau Dr. Goldschmidt. Wir versehen uns zu dem ernsten, wissenschaftlichen Eifer der edlen Frau und zu der Flamme echten, reinen Menschenthums, die sie treu und sorgsam im Busen hütet, daß sie auch ferner dieselbe Höhe und feinsinnige Originalität des Gedankens bewähren wird, die uns den ersten Abend so genußreich gestaltete.

Varnhagen und kein Ende.

Daß der alternde Goethe etwas kleinstädtisch und schwach geworden, dafür war mir immer ein merkwürdiger Beweis das folgende naive Bekenntniß seines Reisejournals: „Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen: Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante, einheften lasse, und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich dann bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant **genug** (!) bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk (!!) eine Weile fortzusetzen, **so kann ich eine große Masse zusammenbringen.**" (S. Bd. 22, S. 24 u. f. der Ausg. in 36 Bn.)

O Goethe! Solches Aktenmachen, solches Sammeln von Predigtauszügen und Preiscouranten und von Observationen dazu, eigenen und fremden, Comödienzetteln und Zeitungen cum notis variorum — das konntest Du für eine nützliche **Beschäftigung** halten und der wahren, zweckerfüllten **Arbeit** voranstellen? Was soll ich mich nun noch über Varnhagen ärgern?

In der That, hier ist ein Talent im Sammeln und Aufbewahren von allerlei Abfällen des geselligen Lebens, wie es wohl nicht leicht wieder gefunden werden möchte. Der Beobachtende ist nach einer ebenfalls Goethe'schen Bemerkung immer im Vortheil gegen den Handelnden, aber es ist auch ein Vortheil danach! möchte ich hinzufügen. Der bloß observirende, ordnende, sammelnde, referirende Mensch verliert eben durch diese fortwährende Thätigkeit das Gefühl des Unterschiedes des Wichtigen und des Nichtigen, er wird zur Allerweltsklatschschwester, er glaubt, die Geschichte seiner Zeit in ihren tiefsten Geheimnissen zu erfassen und er sammelt doch nur den Staub, den das Wehen des Zeitgeistes aufwirbeln ließ.

Zu dieser Bemerkung veranlaßt die neueste Publication aus den hinterlassenen, unverbrannten Papieren Varnhagen's. Ich muß jedoch zur Entschuldigung hinzufügen, daß sie nicht durch Varnhagen selbst verdient ist, sondern durch die etwas pietätlose Weise, mit der seine geschätzte Nichte diese Convolute buchhändlerisch ausbeutet. Varnhagen selbst würde doch etwas bescheidener mit solchen Mittheilungen gewesen sein. Wenigstens hat er in den Publicationen, die der Verherrlichung seiner Gattin Rahel gewidmet sind, diese Zurückhaltung noch einigermaßen gezeigt. Jetzt aber muß auch alles das an's Licht der Oeffentlichkeit, was Rahel jemals an dummen und klugen, an geistreichen und nebelnden Briefen erhalten hat. Es giebt Gesetze zum Schutze des geistigen Eigenthums; wäre es nicht wirklich zeitgemäß, Gesetze zum Schutze des Briefgeheimnisses zu erlassen? Darf in der That der zufällige Erbe von alten Briefpacketen daraus drucken lassen, was ihm einfällt? Ein Mensch wenigstens, der besorgen müßte, politisch oder literarisch oder als Künstler interessant zu werden, könnte sich nicht mehr getrauen, an den besten Freund zu schreiben: „Pumpe mir mal zehn Thaler", ohne dabei zu bemerken: „Das Recht der Veröffentlichung dieses Autographon's wird vorbehalten."

Doch unsere Zeit hat bereits das feinere Gefühl gänzlich eingebüßt, wir wissen gar nicht mehr, was Discretion ist.

Der Eindruck der sogenannten „Biographischen Portraits" (Brockhaus 1871, 351 S. groß 8.) ist denn im Ganzen ein unerquicklicher, ärgerlicher. Die Zeit- und Sittengeschichte wird wenig daraus gewinnen, daher wir dem Publikum den Rath geben, solche Machwerke der Speculation in keiner Weise zu begünstigen, damit den Urhebern die Lust vergehe, ferner auf die gemeine Klatsch-

sucht der Leute zu rechnen. Das Beste in dem Buche ist eine alte Arbeit Varnhagen's über Joh. Heinrich Voß und seine Stellung zu Fritz Stolberg, die sehr brav geschrieben ist, aber doch wohl schon einmal irgendwo gedruckt sein wird. Die Mittheilungen über Koreff sind für unsere Zeit wirklich zu unbedeutend, als daß man die Lectüre der 58 S. nicht für Zeitvergeudung halten müßte. Was geht uns dieser Schwindler an? Ueber Clemens Brentano läßt sich liebevoller sprechen, als es Varnhagen vermochte. Manches, was er Frau Rahel über das Allerweltsgeistreichsein und das uninteressirte Interessantsein schreibt, ist vielleicht wahr und verdient, jedenfalls ehrlich. Daß der aberwitzige Tiefsinn oder tiefsinnige Aberwitz sich angenehm läse, fand ich nicht. Aber was liest ein armer Referent nicht? Die Briefe der armen Frau von Fouqué hätten wir aus Discretion zurückgehalten (damit man sie nun aber nicht erst recht für interessant halte, füge ich gleich bei, sie sind gräßlich langweilig); die Charakteristik Varnhagen's mag genug sein. Die Skizze über Graf Kleist wäre ohne Nennung des Namens eine interessante Novellenstudie. Varnhagen ist hier wirklich fein in der Auffassung. Daß aber die ehrliche Seele, die Gräfin Josephine von Puchta, ihre Briefe an Rahel hier muß veröffentlicht sehen und ihr ganzes wechselvolles Leben mit allen seinen Leiden der Welt preisgegeben wird, könnte sie veranlassen, sich im Grabe umzukehren. Der zimperliche Varnhagen hat nicht den Muth, für die Freundin seiner Frau männlich einzutreten. Das allein würde ihm das Recht geben, von ihr so unumwunden zu sprechen. Wir können allen Frauen nur rathen, mit ihren Briefen behutsam zu sein. Der Gatte ihrer vertrautesten Freundin kann eine Nichte haben, die all' sein Geschriebenes erbt und die auf „Frauenbriefe" schlimm ist; es kann dann zu ihren Leiden noch als letzte Strafe kommen, daß ihre Kinder die Geschichte der Herzensverirrungen ihrer braven Mutter gedruckt zu lesen bekommen. S. 211—300 sind französische Causerieen von Henri Campan abgedruckt. Wenn man sie nicht liest, hat man keinen Schaden. Endlich kommt ein obscurer Mensch, Gesandtschafts-Attaché, ein gewisser Scholz, mit ziemlich trivialen Briefen zu Worte. Der gute Mann hat gewiß nicht gedacht, daß wir schon hier auf Erden von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben müßten, das wir reden. Franz Sandvoß.

Belgien.

Eine neutrale Stimme über die Kriegführung der Deutschen und der Franzosen.

Die zu Gent erscheinende, hochgeachtete Revue du droit international et de législation comparée bringt im Schlußheft des Jahrgangs 1870 aus der Feder ihres Hauptredacteurs, Hrn. Rolin-Jaequemyns, eine ausführliche Abhandlung über den gegenwärtigen Krieg, welche die Fülle der durch das ungeheure Ereigniß zu Tage tretenden Thatsachen und Streitfragen einer ebenso einsichtigen als unparteiischen Prüfung vom Standpunkte des Völkerrechts zu unterziehen sucht. Ohne dem Urtheile der Geschichte oder der politischen Betrachtung vorzugreifen, stellt sich der Verfasser die schwierige, aber fruchtbare Aufgabe, die Entstehung und die Führung des Kriegs, sowie das Verhältniß der Kriegführenden zu den Neutralen nach den Grundsätzen der Rechtswissenschaft zu erörtern.

Im ersten Abschnitte, der die Ursache des Krieges behandelt, wird das allgemeine Verdammungsurtheil, das sich bei allen Urtheilsfähigen über die Frivolität und Frevelhaftigkeit der französischen Provocation gebildet hat, nach einer sorgfältigen Untersuchung der Verhandlungen auf das Entschiedenste bekräftigt. Der Verfasser sieht sich dabei in der Lage, bei Abweichungen der von beiden Parteien veröffentlichten Aktenstücke die deutschen vorzuziehen, weil während des ganzen Krieges die deutschen amtlichen Publicationen, soweit eine Prüfung derselben möglich war, eine Genauigkeit bewiesen haben, die den französischen zu oft gefehlt hat, und weil überdies die Darstellung, welche die kaiserlich französische Diplomatie von den Unterhandlungen vor dem Ausbruche des Krieges wiederholt gegeben hat, mit ihrem eigenen Verhalten und mit den in St. Cloud aufgefundenen Depeschen in offenem Widerspruche steht. So interessant und lehrreich die Erörterungen sind, welche Hr. Rolin-Jaequemyns an die einzelnen Phasen dieser Unterhandlungen knüpft, und so befriedigend das Ergebniß seiner Betrachtungen durchgehends für das deutsche Nationalgefühl ist, so glauben wir doch, uns eines näheren Eingehens auf diesen Theil seiner Abhandlung enthalten zu dürfen, da es sich hier um Fragen handelt, in denen die öffentliche Meinung der gesammten gebildeten Welt sich längst und laut zu Gunsten der Deutschen ausgesprochen hat.

Ein gleich günstiges Urtheil dürfen wir, was die Haltung unseres Heeres während des Krieges betrifft, zwar mit voller Zuversicht erwarten. Indessen hat sich hierüber bei aller Anerkennung, welche der deutschen Mannszucht von der großen Mehrzahl unparteiischer Berichterstatter gezollt wird, eine Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung noch nicht in gleichem Maße herausgestellt. Zudem ist die Regierung der französischen Nationalvertheidigung, während sie die Schuld ihrer kaiserlichen Vorgängerin am Ausbruche des Krieges offen anerkennt, mit besonderem Eifer bemüht, die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges auf Deutschland zu wälzen. Sie hat zu wiederholten Malen mit Aufbietung bedeutender advocatorischer Gewandtheit vor ganz Europa den Vorwurf unnöthig harter und völkerrechtswidriger, ja barbarischer Kriegführung gegen die Deutschen zu erheben und zu begründen gesucht. Diesen Anklagen gegenüber ist das Urtheil einer unparteiischen, durch wissenschaftliche Arbeit ausgezeichneten Stimme wie die des Herausgebers der Revue de droit international von ganz besonderer Bedeutung. Die eingehende Erörterung der Mittel und Ziele der Kriegführung vom Standpunkte des Völkerrechts ist für den gegenwärtigen Kampf auch insofern besonders beachtenswerth, als derselbe für die Rechtswissenschaft ein ungemein ausgedehntes Beobachtungsmaterial und eine Reihe erheblicher neuer Gesichtspunkte darbietet.

Was zunächst den Gebrauch der Angriffs- und Vertheidigungsmittel betrifft, so constatirt Hr. Rolin-Jaequemyns eine Anzahl von offenen Verletzungen des Völkerrechts, deren sich die französische Kriegführung durch das Bombardement offener Städte, wie Saarbrücken und Kehl, sowie durch die Verwendung afrikanischer Horden als Soldaten, schuldig gemacht hat. „Indem die französische Regierung sich dieser Schaaren bediente, welche sich kein Gewissen daraus machen, Verwundete auf dem Schlachtfelde zu verstümmeln und zu ermorden, fehlte sie in doppelter Hinsicht gegen ihre internationalen Pflichten, sowohl gegen die Araberstämme, deren Barbarei sie gebrauchte, statt sie zu civilisiren, als gegen die europäischen Nationen, welche sie mit dieser illegalen Masse bedrohte." Er constatirt ferner, daß die Austreibung der Deutschen aus Frankreich, wenngleich durch

keine positive völkerrechtliche Satzung verboten, doch als eine unnütze, grausame und deshalb ungerechte Maßregel, bei welcher die französische Regierung nicht sowohl dem Gesetze der Nothwendigkeit, als dem rachsüchtigen Vorurtheil des eigenen Volkes Folge leistete, von der ganzen Welt verurtheilt worden ist.

Eingehend wird das Verhalten der Deutschen gegenüber der Bevölkerung der von ihnen besetzten französischen Landestheile geprüft. Hier erheben sich eine Anzahl der wichtigsten Streitfragen, die auf französischer Seite den Stoff zu den erbittertsten Vorwürfen abzugeben pflegen. Das Auftreten von nicht militärisch disciplinirten Streitkräften, Franctireurs, Freischaaren aller Art, bewaffnete Bürger und Bauern, welches eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten des gegenwärtigen Kampfes bildet, hat zu Repressivmaßregeln von Seiten der Deutschen geführt, deren Berechtigung von der französischen Regierung, wie von der Presse, auf das Heftigste in Abrede gestellt wird. An der Hand der bewährtesten Autoritäten weist nun Herr Rolin-Jaequemyns nach, daß, abgesehen von dem Falle der levée en masse, welcher in Frankreich noch nicht vorliegt, militärische Abzeichen und auf Flintenschußweite erkennbare Uniformen völkerrechtlich stets als das nächste und unerläßlichste Unterscheidungszeichen von solchen Streitkräften betrachtet worden ist, welche auf Behandlung als Soldaten Anspruch erheben. Er hebt ferner hervor, daß die Theilnahme am Kriege unter allen Umständen nur der Bevölkerung der noch nicht vom Feinde occupirten Landestheile gestattet sei, und daß eine Verletzung dieses Grundsatzes es vollständig rechtfertigt, die Zuwiderhandelnden als Rebellen anzusehen. Hiernach tritt er den Ausschreitungen der französischen Presse, welche ihren unglücklichen Landsleuten den Meuchelmord und den Brigantenkrieg als erlaubte Hülfsmittel empfohlen habe, mit allem Nachdrucke entgegen. Ebenso entschieden weist er die Anschuldigungen, welche von französischer Seite, z. B. von dem Senator Leverrier, gegen die Behandlung der französischen Landesbewohner durch die Deutschen erhoben worden sind, als großentheils unbegründet zurück. Leverrier hatte auf Grund der Proclamationen der deutschen Heerführer, durch welche die Bewohner der occupirten französischen Landestheile vor feindseligen Handlungen gegen die deutschen Truppen gewarnt wurden, die deutsche Kriegführung une guerre de sauvages genannt, sich aber dabei die gröbsten Verdrehungen zu Schulden kommen lassen. Dem gegenüber, ruft Herr Rolin-Jaequemyns aus, muß man sich fragen, ob solche Anschuldigungen, die auf grundfalscher Auslegung eines vor Augen liegenden Textes beruhen, nicht in höherem Maße die Bezeichnung „wild" verdienen, als die dem Gegner zur Last gelegten Ausschreitungen? Und wenn er daran den Tadel knüpft, daß die von der deutschen Proclamation angedrohten Strafen allerdings in mancher Beziehung, namentlich in der Collectivhaft der Gemeinden, allzustreng seien, so hat ihm glücklicherweise die bedeutend mildere Praxis der deutschen Militär- und Civilbehörden hierin Recht geben.

Mit gleicher Gründlichkeit wird sodann die Behandlung erörtert, welche beide kriegführende Theile der Person und dem Eigenthum des Gegners, sowohl zu Lande als zu Wasser, gewährt haben. Mit Befriedigung verweilt der Verfasser hier bei den Grundsätzen, zu denen sich die deutsche Heeresleitung vom Beginne des Feldzuges an bekannt hat. Er hebt hervor, daß die Schonung des feindlichen Privateigenthums zur See, wie sie von Seiten der Deutschen beobachtet worden ist, einen Fortschritt civilisirter Gesittung über die Gränzen des positiven Völkerrechts hinaus enthält, und daß auch im Landkriege das von den Deutschen angewendete Prinzip der Requisitionen sich im Allgemeinen auf die unmittelbaren Lebensbedürfnisse ihrer Truppen beschränkt hat und hierin liberaler ist, als das System Napoleon's I.

Von ganz besonderem Interesse sind die Bemerkungen über die Behandlung der Gefangenen. Der Verfasser freut sich, daß über diesen Punkt erhebliche Klagen von keiner Seite vorliegen, während noch in keinem Kriege so riesenhafte Massen von Gefangenen gemacht worden sind. Den Deutschen sind in dieser Hinsicht durch ihr Waffenglück die allerausgedehntesten Verpflichtungen zugefallen. Viele Thatsachen beweisen, daß die Haltung der deutschen Regierungen wie des deutschen Volkes gegen ihre mehr als 300,000 unglücklichen Gäste den erleuchteten Ideen unseres Zeitalters entspricht. Ueberall in Deutschland sind die französischen Gefangenen mit Schonung, vielfach mit sympathischer Menschenliebe behandelt worden. Mehrfache Schritte, sowohl seitens der Regierungen als der privaten Hülfsthätigkeit, haben dazu beigetragen, das Loos der Gefangenen in Deutschland zu erleichtern. Die Vertheilung von Correspondenzkarten, die unentgeltliche Beförderung der Gefangenenbriefe, die Thätigkeit des amtlichen Nachweisungs-Büreaus, sowie die des Hülfsvereins für die französischen Gefangenen, werden mit verdientem Lobe hervorgehoben.

Der Takt und die Unparteilichkeit des Verfassers treten besonders erfreulich hervor bei den Erörterungen, die er dem schwierigen Thema der Friedensverhandlungen und vorzugsweise den künftigen Friedensbedingungen widmet. Er berührt zunächst die Bedenken, die über die Legitimation der gegenwärtigen Machthaber Frankreichs zur Führung von Unterhandlungen und zum Abschlusse eines Friedens bestehen. Um verhandeln zu können, muß eine Regierung nicht allein thatsächlich existiren, sondern sie muß auch dafür einstehen können, daß die von ihr vereinbarten Stipulationen vom Volke angenommen werden. Sodann wird die thörichte Meinung, als seien die Deutschen nach dem Sturze des Kaisers rechtlich zur Einstellung der Feindseligkeiten verpflichtet gewesen, kräftig zurückgewiesen. Die Behauptung, König Wilhelm habe nur gegen den Kaiser, nicht gegen das französische Volk Krieg führen wollen, ist unrichtig. Diese dem Könige fälschlich beigelegte Erklärung würde sogar eine durchaus unberechtigte Einmischung in das Selbstbestimmungsrecht der französischen Nation enthalten haben. — Die Weigerung der deutschen Regierung, Paris während des angebotenen Waffenstillstands mit Lebensmitteln versehen zu lassen, wird durch Verweisung auf Thiers unterstützt, der das gleiche Verfahren des General Bonaparte bezüglich der Belagerung von Mantua (1796) in seiner Geschichte der französischen Revolution ausdrücklich gebilligt hat.

Was die künftigen Friedensbedingungen betrifft, so steht der beinahe einstimmigen Forderung Deutschlands nach Wiedererwerb der ihm während seiner Schwäche und durch die ungerechtesten Mittel entrissenen Provinzen die schroffe Weigerung der Franzosen gegenüber, auch nur einen Zoll ihres Gebietes abzutreten. Herr Rolin-Jaequemyns prüft den deutschen Anspruch vom Standpunkte des Rechts. Und vom völkerrechtlichen Gesichtspunkte erscheint ihm die Weigerung der Besiegten, bei aller Abneigung, ihnen Unrecht zu geben, eine vollständig haltlose. In jedem siegreichen und aus gerechtem Grunde unternommenen Kriege ist es bisher das unbestrittene Recht des Siegers gewesen, den Friedensschluß von der Abtretung eines Theiles des Gebiets des Besiegten abhängig zu machen. Frankreich ist eine der Nationen, welche dies Recht am Ausgedehntesten benutzt haben, auch wenn der Krieg ohne gerechte Ursache von fran-

zösischer Seite begonnen worden war. Auch diesmal war es, als Frankreich den Krieg begann, offenbar seine Absicht, von diesem Rechte im Falle des Sieges Gebrauch zu machen. Können die Franzosen die Abschaffung dieses Rechts jetzt deshalb verlangen, weil die Anwendung desselben sich gegen sie kehrt? Giebt man das Recht des Krieges einmal als dasjenige Verfahren zu, zu welchem die Nationen im äußersten Falle greifen, so muß man auch die Folgen tragen. Alsdann erscheint ein Opfer an Landgebiet, das dem ungerechten Angreifer vom Sieger auferlegt wird, als poena temere litigantis, welche der Richter über den Kläger verhängen darf. Es ist das eine Anwendung des Prinzips der gemeinschaftlichen Verantwortlichkeit der Nationen, ohne welches keine internationale Gerechtigkeit möglich ist.

Anders wäre es, wenn Preußen systematisch auf die Vernichtung Frankreichs ausginge. Denn die Todesstrafe ist gegen Nationen womöglich noch ungerechter, als gegen Individuen. Aber das ist eine Anklage, gegen die Preußen sich immer verwahrt hat, und die durch die in seinem Namen bisher erhobenen Forderungen nicht begründet wird. Es läßt sich nicht behaupten, daß Frankreichs Dasein von dem Besitze von Provinzen abhängen sollte, die ihm während einiger der glänzendsten Perioden seiner Geschichte, unter Franz I., Heinrich IV. und Richelieu nicht gehört haben.

Soweit der Verfasser. Wir hoffen, daß die lichtvolle und unbefangene Erörterung, die mitten unter dem Geräusch der Waffen mit überzeugendem Nachdruck auf die Grundsätze des Völkerrechts hinweist, von dem weiten, über alle civilisirten Länder der Erde verbreiteten Leserkreise der Revue du droit international mit Ernst erwogen werden wird. Ihr Verfasser ist von dem Wunsche geleitet worden, durch richtigere Erkenntniß von der Bedeutung des Kriegsrechts und seinen Folgen zur Beendigung des mörderischen Kampfes beizutragen. Gleich ihm wünschen wir lebhaft, daß Frankreich, wenn es sich zum Nachgeben endlich gezwungen sieht, nachgeben möge ohne das Verlangen, sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen, sondern mit dem Entschlusse, in seiner innern Entwickelung den Ersatz für die Schäden zu finden, die ihm der Krieg verursacht hat.

P. D. Fischer.

Die vlamische Beschwerde über den französischen Volks-Unterricht.

Der „Nederduitsche Bond van Antwerpen", ein in dieser großen Handelsstadt für Erhaltung und Hebung des vlamisch-niederländischen Sprachgeistes und Volkssinnes thätiger Verein, hat an die Abgeordneten-Kammer in Brüssel eine Bittschrift gerichtet, welcher jeder Menschenfreund nur den besten Erfolg wünschen kann. In dieser von dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn Frans van Elsen, und von dem Schriftführer, Herrn Frans van Boghout, unterzeichneten Vorstellung heißt es:

„Auf beinah sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Staates ist unsere Muttersprache, als Vermittlerin der Gedanken, in unwürdiger Weise verdrängt, und selbst unter günstigeren Verhältnissen ist ihr mit Noth der untergeordnete Rang der ausländischen Sprachen (deren Unterricht eingeführt ist) angewiesen. Dies ist eine schmachvolle Verkennung unserer Sprache!

„Vom ersten Schritte, den der Vlaming auf der Bahn des Lebens thut, und den ganzen Weg entlang, den er zu seiner Geistesbildung zurückzulegen hat, wird ihm der Gebrauch seiner Muttersprache untersagt, erhält er von seinem eigenen Lande den Unterricht in einer fremden Sprache und muß er im Schoße von Vlamisch-Belgien als ein Ausgestoßener ohne Vaterland sich fühlen. Dies ist eine Kränkung seiner Rechte als Mensch und als Bürger!

„Der Geist, welcher gewohnt war, bei der Arbeit des Gedankens diesen in ein vlamisches Gewand zu kleiden, dem das tägliche Leben in vlamischen Sprachformen entgegentritt, muß sich selbst verleugnen, sobald er in den Dunstkreis des Unterrichts tritt, wo er nur französisch lernen, denken und fühlen soll. Dies ist eine Naturwidrigkeit, welche für die Geistesentwickelung selbst nur nachtheilig sein kann.

„Dies dürfte genügen, um Ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken und um die Abstellung unserer gerechten Beschwerde herbeizuführen. In Ihrer Sorge für den Unterricht, in Ihrer Ueberzeugung, daß strenge Rechtserfüllung das Wohl des Staates bildet, daß die Muttersprache das heiligste Erbe eines Volkes ist, werden Sie sich beeilen, Folge zu geben unserem Gesuche: daß in den vlamischen Provinzen unseres Landes für alle Grade des Unterrichts, sowie seiner Preisbewerbungen und Prüfungen, dem Vlamischen die Stelle eingeräumt werde, welche das Französische seit beinah einem halben Jahrhundert unrechtmäßigerweise einnimmt."

England.

Der Ehebund der Prinzessin Louise von England.

Die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Louise von England mit dem Herzoge von Lorne, einem einfachen Nobleman, beschäftigt alle Kreise der englischen Gesellschaft, als das erste Beispiel seiner Art, in hohem Grade. Wir entnehmen daher einer angesehenen Londoner Wochenschrift folgende Betrachtungen:

„Mitten in einem sehr großen Kriege, einem Kriege, dessen Geschichte noch nach Jahrhunderten mit Sorgfalt studirt werden wird, wurde die englische Aufmerksamkeit von der Beobachtung des Kampfes abgezogen durch die Verlobung einer begabten jungen Prinzessin mit einem viel versprechenden, aber bis jetzt noch durch Nichts ausgezeichneten jungen Mann. Ja, es wird dies als ein Ereigniß empfunden. Es giebt wohl kaum zehn gebildete junge Engländer, die nicht eine stille aber entschiedene Genugthuung empfunden hätten bei der offiziellen Ankündigung, daß an einem Tage des nächsten März die Prinzessin Louise den Marquis von Lorne heiraten werde. Der Marquis, obgleich aus einem sehr alten Geschlechte, das Jahrhunderte hindurch eng mit unsrer Geschichte verbunden war, ist zwar bis jetzt nur für seines Vaters Bauern ein wichtiger Mann, und die Prinzessin, obgleich zur Thronfolge de jure berechtigt, und populär dadurch, daß man von ihr mit oder ohne Grund annimmt, sie sei ganz anders als andere Prinzessinnen, ist de facto sehr weit vom Throne entfernt — dennoch interessirt sich jedermann dafür und man ist sehr zufrieden mit diesem socialen Ereigniß. — In Wahrheit, die Engländer, die in der Staatspolitik eigentlich Republikaner sind, sind in Bezug auf Socialpolitik entweder Aristokraten oder Demokraten, und diese Verbindung gefällt ihnen, weil sie einen Sieg dieser Ideen über die monarchische Idee anzudeuten scheint. Ein Mitglied der königlichen Familie heiratet einen Unterthan, wenn auch einen sehr vornehmen, mit

Zustimmung des Souverains, und wir kehren damit zu unserer Nationalität zurück, das ist das öffentliche Urtheil.

„Die Royal Marriage Act ist vielleicht von allen europäischen Gesetzen in der Idee das brutalste, aber obgleich sie immerfort angegriffen wird, ist sie noch nicht abgeschafft. Das Land hat gefühlt, daß die Akte auf gewisse Weise das Volk aus einem gefährlichen Dilemma rettete, einem Conflikt zwischen zwei sich bekämpfenden Gedankenströmungen: dem Wunsche, demokratischen Grundsätzen zu folgen, und dem Entschluß, monarchische Institutionen aufrecht zu erhalten. Es ist ganz schön und gut und auch wahr, zu behaupten, daß Ein Mensch so gut ist wie der andere; aber der Prinz, der ein Hausmädchen heiratete, würde in England nicht zur Regierung gelangen können, und wenn das Gesetz nicht hindernd eintritt, so geht die Neigung mancher Prinzen dahin, Hausmädchen zu heiraten oder noch Schlimmeres. Die Akte band daher alle Nachkommen Georg's III., welche zu heiraten wünschten, an die vorher schriftlich zu erlangende Erlaubniß des regierenden Herrschers, und obgleich eine solche Art der Abhängigkeit völlig gegen englische Denkweise verstieß, da man gern annimmt, jeder Mann und jede Frau müsse das Recht haben, ganz nach eignem Geschmacke zu wählen, so fand man doch die Einrichtung zweckmäßig. Die Akte war im Grunde sehr schlecht redigirt, denn sie ließ den wichtigsten Punkt, die Wahl des regierenden Herrschers selber, ganz außer Acht, so daß z. B. Königin Victoria, wenn sie wollte, das Recht hätte, einen Musiklehrer zu heiraten, aber gleichwohl erreichte sie ihren Zweck, den königlichen Stamm auf sich selber einzuschränken, und das Volk im Großen und Ganzen billigte das. Man wünschte keine Miß Fitzherbert (Geliebte Georg's III.) gekrönt zu sehen. In den letzten Jahren jedoch hat die Akte ihre Popularität eingebüßt. Es waren da eine Menge Kinder und Enkel im Hause, und es schien wahrscheinlich, daß es zu Folgendem kommen würde: eine Menge junger Herren von unermeßlich hohem Range und keinem Besitz, keiner Aussicht auf den Thron können keine reiche Erbinnen bekommen, und sind daher mit ihren Ansprüchen an das Volk gewiesen. Andererseits sind viele junge Damen von hohem Range, für die England sich in unerklärlicher Weise warm interessirt, zu Convenienz-Heiraten gezwungen. Man fühlte, daß eine Aenderung eintreten müsse, doch fühlte man zugleich, daß eine Gesetzes-Aenderung nicht zweckmäßig wäre, und man wünschte daher, die Königin möchte für diejenigen zwar zur Thronfolge Berechtigten, doch voraussichtlich nicht dazu Gelangenden von der Strenge des Usus nachlassen, zur großen Befriedigung auch derer, die den namenlos großen Zauber, der im königlichen Geblüt liegt, nicht recht verstehen können.

„Die Ehrfurcht, die die Masse der Menschen für hohe Geburt hegt, ist begreiflich genug — lange Dauer irgend welcher Art regt immer die Einbildungskraft an. Nicht ganz so verständlich ist es aber, warum zwei ganz besonderen Familien „oder vielmehr dem protestantischen und katholischen Zweige derselben Familie, die sich vom deutschen Kaiser herleitet" (?), so besondere Ehrfurcht gezollt werden soll. Warum werden die Savelli nicht mehr geachtet als die Bourbonen oder die Welfen, da sie doch mindestens zwei Jahrhunderte älter sind? und warum erscheint es für ein griechisches Parlament ganz natürlich, Prinz Georg von Dänemark zum Könige zu wählen, und sehr unnatürlich, wenn seine Wahl z. B. auf Lord Stanley gefallen wäre? Dieser Aberglauben besteht doch nun aber einmal, und indem die Königin die Heirat ihrer Tochter mit dem Häuptlinge der Campbells zugiebt, durchbricht sie die mystische Abgeschlossenheit des königlichen Geblütes, und wahrlich, das ist etwas sehr Gutes. Die Times bemüht sich sehr, die Stellung der Campbells zu übertreiben, und allerdings ist sie in einer Hinsicht eigenthümlich. Sie allein sind keine Unterthanen, die der Krone ihren Rang verdanken, sondern sie sind die Repräsentanten von souveränen Fürsten, die ihre Stellung innerhalb des Reiches selber gewählt haben; denn der Marquis von Lorne ist der direkte Abkömmling von „Maarmor des Westens", der als ein souveräner Fürst seine Schaaren einst gegen Macbeth führte. Nichtsdestoweniger ist der Herzog von Argyll jetzt gesetzlich nur ein Unterthan." — Die Schwierigkeiten der Etikette, die der Artikel noch des Breiteren erörtert, und die wir hier übergehen, würden noch viel größer sein, wenn die Prinzessin der Thronfolge näher stände; so aber würde sie erst die zwanzigste in der Reihe sein, und die neunzehn dazwischen stehenden Prinzen und Prinzessinnen gehören alle besonders kräftigen und langlebenden Familien an.

Schließlich widerspricht der Artikel noch der weitverbreiteten Ansicht, daß Souveräne das Recht haben müßten, ebenso nach ihrer Herzensneigung zu wählen wie andere Leute. „Die Wohlfahrt einer Nation ist unendlich wichtiger, als die Wohlfahrt eines Individuums, und ein Herrscher hat nicht mehr Recht, sich in seinen Neigungen gehen zu lassen, wenn es dem Staate irgend welchen Schaden bringt, als es ihm gestattet ist, seinen Abneigungen freien Spielraum zu gestatten."

Nord-Amerika.

Die Waffensendungen nach Frankreich.

Schon seit einiger Zeit ist es öffentlich gerügt worden, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika in empörender Weise die Neutralität durch großartige Waffensendungen nach Frankreich verletzen. Londoner Blätter bringen eine Zusammenstellung über diese Waffenausfuhr Amerikas bis zum 16. November. Danach stellt sich die Gesammtsumme der Ausfuhr auf 378,500 Stück Infanterie-Gewehre und Carabiner, 45,000,000 Stück und 11,000 Kisten Patronen, 55 Kanonen, 5 Gatling-Batterieen und 2000 Pistolen; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß außer den aufgeführten Posten noch andere nach Frankreich befördert worden sind.

Geradezu skandalös erscheinen jedoch diese Thatsachen, wenn wir erfahren, daß die betreffenden Waffen aus den Arsenalen der Vereinigten Staaten selbst stammen und daß sie mit Wissen der Regierung (durch Unterhändler natürlich) nach Frankreich verschifft werden. Dieser Umstand hat unter den Deutschen in St. Louis zu einer lebhaften Bewegung geführt.

Auf Veranlassung unseres braven Landsmannes, Dr. med. Kinner wurde eine Protestversammlung der Deutschen am 5. Januar d. J. einberufen. Die „Westliche Post" berichtet über den Verlauf derselben:

„Gemäß einem in allen hiesigen deutschen Blättern enthaltenen Aufruf fand gestern Abend in der Turnhalle — der alten Hochwacht der deutschen Fortschrittspartei des Westens — eine Versammlung der hiesigen Deutschen statt, um Protest gegen den schmählichen Waffenschacher einzulegen, den, leider schon zu lange, die gegenwärtige Administration, freilich nur „sekondhändig" nach Frankreich betreibt.

Die große Halle war nahezu gefüllt und zum großen Theil

von Veteranen im Dienste der Fortschritts-Bewegungen, die schon vor zehn Jahren, allerdings unter ganz anderen Verhältnissen, dort die Vereinigten Staaten-Arsenale zum Gegenstand ihrer Discussion gemacht hatten.

Dr. Häußler wurde zum Präsidenten und Herr Fred. Röver zum Secretär erwählt.

Nachdem der Präsident den Zweck der Versammlung auseinandergesetzt hatte, ernannte er die folgenden Herren als Comité zur Abfassung von Beschlüssen: E. Preetorius, Dr. Castelhun, Wm. O'Oench, Dr. Kinner und E. R. Tittmann.

Als sich das Comité zurückgezogen hatte, sprachen mehrere Herren in der Versammlung. Besonderen Beifall fand die Rede des Herrn Daniel Hertle, der die Perfidie der gegenwärtigen Administration brandmarkte und namentlich darauf hinwies, daß dieselben Waffen, die in der Hand von Deutsch-Amerikanern die Rebellion in der neuen Heimat zu Boden geschlagen, jetzt für schnödes Geld den Feinden unserer Brüder in der alten Heimat jenseits des Oceans in die Hände geliefert würden.

Daß dieser schmähliche Schacher sogar von hier, aus unserem Arsenal, daß seinerzeit den Fels bildete, und zwar den deutschen Fels, an dem sich die Woge der Rebellion im Südwesten brach, betrieben wurde, und noch betrieben wird, bewies Hr. Dr. Kinner durch aus officiellen Quellen geschöpfte Angaben, aus denen hervorgeht, daß während der letzten Wochen von drei Firmen in New-York Sendungen von Kriegsmaterial zum Export nach Frankreich abgingen.

Von welchem Umfange diese Sendungen waren, geht daraus hervor, daß die geringste derselben aus 20,000 Sätteln, 6400 Springfield „Rifles" und 10,600 dreizölligen Granaten bestand.

Inzwischen kehrte das Comité zurück und brachte die folgenden trefflichen Beschlüsse ein, die unter donnerndem Beifall einstimmig angenommen wurden, nachdem ein Amendement, dieselben auch der Staats-Legislatur mit Rücksicht auf die bevorstehende Senatorenwahl einzuschicken, als nicht ganz mit dem eigentlichen Zweck der Versammlung übereinstimmend, abgelehnt worden war:

1. Es ist selbstverständlich, daß in dem gegenwärtigen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die beide mit den Vereinigten Staaten in Frieden leben, unsere Regierung eine ehrliche Neutralität bewahren und die Gesetze, welche die Begünstigung einer der kriegführenden Parteien verbieten, ihrem Geiste nach ausführen sollte. Eine feige Umgehung dieser völkerrechtlichen Gesetze ist nicht weniger anstößig, als ihre offene Verletzung, und es ist zum Allermindesten eine moralische Pflicht der Regierung gegen andere Völker sowohl, wie gegen die eignen Bürger, sich jeder Einmischung zu enthalten, geschehe dieselbe nun offen und direct oder heimlich, indirect und unter dem Deckmantel von legalen Spitzfindigkeiten.

2. Ungeachtet dieser klaren Pflicht ist es notorisch, daß während der letzten Monate zahlreiche Schiffe, mit, für Frankreich bestimmtem Kriegsmaterial aller Art beladen, unsere Häfen verlassen haben; daß die meisten dieser Waffen, wenn nicht alle, den Vereinigten Staaten-Arsenalen entnommen wurden; daß dieser Handel täglich fortgesetzt wird, und daß in diesem Augenblicke sogar aus dem Innern des Landes Waffen der Regierung nach der Seeküste gehen, dort ohne Zweifel in die Hände französischer Unterhändler zu gelangen, und so mit der Ausrüstung unserer Armee die Heere Frankreichs zu bewaffnen.

3. Die Politik der Administration bei diesem massenhaften Verkauf von Kriegsmaterial ist falsch und muß von jedem wahren Amerikaner verdammt werden, da der Krieg nur unnöthiger Weise verlängert wird, wenn man die Franzosen ebenso schnell wieder mit Waffen versieht, als ihnen dieselben von den Deutschen abgenommen werden. Auch gerathen unsere freundschaftlichen Beziehungen zu einer Nation in Gefahr, welche die mächtigste Europa's ist und, ungleich anderen, während unseres eignen Krieges mit Herz und Hand auf Seiten der Union stand, gar nicht zu reden von den Gefühlen der großen Klasse unserer Adoptivbürger, die jetzt dieselben Waffen gegen ihre nächsten Freunde gebraucht sehen müssen, womit sie einst für die Existenz der amerikanischen Republik eingetreten sind.

4. Will sich die Administration mit der Ausrede vertheidigen, daß gerade jetzt der beste Preis für jenes Kriegsmaterial erzielt werden kann, so macht sie sich damit in den Augen der ganzen Welt verächtlich. Denn so handelt keine große, erleuchtete und humane Nation, so handelt höchstens eine Trödler-Firma, die in völkerrechtlichen Satzungen kein Hinderniß für schmutzigen Schacher sieht.

5. Der Secretär dieser Versammlung soll eine Abschrift dieser Beschlüsse unsern Repräsentanten im Congresse, Herrn Karl Schurz im Vereinigten Staaten-Senate und Herrn G. A. Finkelnburg und E. Wells im Hause übersenden, mit der Bitte, dem Gegenstande und dem Verfahren unserer Administration diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdienen.

6. Wir laden unsere Mitbürger in allen Theilen des Landes ein, ihren feierlichen Protest einzulegen gegen die Politik, Kriegsmaterial während eines Conflictes zweier Nationen, mit denen beiden wir im Frieden leben, in einer Weise zu verkaufen, die diese Beziehungen gefährdet und uns in den Augen der Welt als ein Volk hinstellt, dessen Freundschaft und guter Wille nur so lange Etwas werth sind, als sie der Aussicht auf ein „Geschäftchen" nicht störend in den Weg treten.

Rußland.

Rußland und der Panslavismus.

II.

Im vorigen Artikel haben wir die Frage, wie sich die russische Regierung bei der schwierigen Wahl zwischen der Annahme der liberalen und panslavistischen Bewegung und ihrer Verleugnung verhalten werde, offen gelassen und zur Beantwortung für diese Fortsetzung reservirt. Demgemäß haben wir zunächst die Thatsache zu verzeichnen, daß sich Rußland für den Panslavismus entschied. Was die freisinnigen Ideen betrifft, so nahm man sie nicht an, aber man wies sie auch nicht ab. Man verfuhr dabei, wie Herr v. Cholseul-Gouffier in seiner Schrift „La Russie et le panslavisme" berichtet, auf folgende Weise:

Man proclamirte liberale Verbesserungen — auf dem Papier. Man nahm jenes System an, welches sich in andern Staaten und namentlich in Frankreich so fein bewährt hat: man legte die Lockspeise für die niedern Schichten, man köderte die Masse, indem man sie emporzuheben und ihre Lage zu verbessern versprach. Man schaffte also zuerst die Leibeigenschaft ab und gab dem großen Haufen eigenen Besitz, Grund und Boden. Das verfing ganz prächtig, gewann die Massen mit Einem Schlage und fesselte sie mit unzerreißbaren Banden der Schuld und

Dankbarkeit an den Herrscher und seine helfenden Beiräthe. So konnte die moskowitische Regierung auf ihrem traditionellen Wege des Absolutismus fortschlendern und sich doch dabei den Anschein geben, als habe sie den Anforderungen des liberalen Fortschritts entsprochen, als habe sie ihre Vergangenheit abgeschworen — ein System, das man, nach den Worten des Herrn von Choiseul, die gekrönte Demokratie nennt und das man dem französischen Cäsarismus entlehnt hat.

Eine ganz neue Schule von Staatsmännern, an ihrer Spitze der Staatskanzler Fürst Gortschakoff und der Kriegsminister Milutin, bildete sich und eignete sich dieses Programm an. Man überließ sich dem Studium der Geschichte, der Literatur, des Alterthums in nationaler Richtung, und bewies mit Hülfe dieser Wissenschaft das ansehnliche Alter der russischen Civilisation (lieber Leser, lache nicht!), die da auch reich sei an nationalen Denkmälern und Einrichtungen. Fehlten die Beweise, so erfand man sie, wobei Schriftsteller und Professoren sich im Wetteifer überboten und ein besonderes Talent entwickelten, ohne Rücksicht darauf, daß selbst einheimische Geschichtschreiber und Chronisten, wie Karamsin und Nestor, von einer solchen Vergangenheit und Denkwürdigkeit nichts sagen und nichts wissen.

Einmal das Verdienst und die Existenz der frühern nationalen Civilisation bewiesen, ging man noch einen Schritt weiter: man bewies ihre Wichtigkeit auch für die Zukunft und pries die Wohlthaten, die aus ihrer Annahme den andern slavischen Völkern erwachsen würden — folglich müßten sich diese andern slavischen Völker mit den Russen vereinigen. Da hat man nun den Panslavismus fix und fertig, und so ward er begründet. Früher hatten ihn nur einige sentimentale Träumer schüchtern anzurathen gewagt; jetzt hat er eine ganze Gesellschaft für sich, die sich eigens in Moskau zu seiner Verbreitung gebildet hat. (Herr v. Choiseul-Gouffier kann diese Darstellung, die übrigens ganz richtig und zutreffend ist, nicht beendigen, ohne daran die hämische Bemerkung zu knüpfen: daß die gedachte Gesellschaft den Pangermanismus, der ganz Deutschland ergriffen, zum Muster genommen habe.)

Jetzt begann auch ein neuer Zeitraum für die öffentliche Thätigkeit. Um diese Tendenzen, um den Glauben an die herrliche russische Zukunft in die Massen zu bringen, mußte man den Beistand der Presse anrufen. So war es also das erste Mal, daß man der Presse eine wichtige Stellung einräumte, um sie dafür als mächtiges Erweckungs-Mittel zu benützen. Und wieder war es das französische System, das man hinsichtlich des Preßgesetzes zur Anwendung brachte. Man beschränkte sich aber nicht lediglich auf die Nachahmung und formelle Handhabung eines solchen Gesetzes mit seinen Verwarnungen und Suspensionen, sondern man entlehnte ihm auch seine geheime Kunst. Man bestellte eine officiöse Presse in weitreichenden Abstufungen. Man berief Herrn Katkov (den famosen Redacteur der „Moskauer Zeitung") und theilte ihm seine Rolle zu: nach den Prinzipien der Regierung eine neue periodische Presse zu begründen. Herr Katkov hatte bis dahin einen Anstrich von Liberalismus gehabt; deswegen wies man ihn aber nicht ab, oder vielmehr gerade deswegen wählte man ihn. Als Verhaltungsregel gab man ihm auf: die im Auslande gegen Rußland agitirende russische Presse anzugreifen, die sie leitenden Männer verachtungswürdig, sie als Revolutionäre, als Anarchisten, und so darzustellen, als würden sie Rußland geradeswegs zur sozialen Republik führen, wofern die conservativen Klassen, die Adeligen, die Reichen, deren Grundsätze sie untergraben, deren Ansprüche auf Grundbesitz sie angreifen, noch länger ihrem Einflusse unterworfen blieben. So füllte sich denn die „Moskauer Zeitung" Tag für Tag mit den pathetischesten Artikeln über die Rolle, die Rußland in der slavischen Welt zu spielen von der Vorsehung berufen sei. Dazu wählte man das aufgestellte Beispiel von der italiänischen Einigung und die von Bismarck augenfällig dargelegten Absichten zur Herbeiführung der deutschen Einheit, und leitete daraus das natürliche Recht Rußlands ab, die „unterdrückten Brüder" in der Türkei und in Oesterreich „zu befreien" und zum großen Reich zu führen. Das erwies sich als überaus nützlich und lohnend in doppelter Hinsicht. Einerseits streute man damit den Samen der Anziehung für die außerrussischen Slaven und den Keim zum Rechtstitel für den künftigen Krieg aus, und andererseits lockte man damit zugleich im Innern den nationalgesinnten vornehmen Adel und entwand dadurch das Heft den Herren Hertzen und Consorten. Herr Katkov ward dadurch zum wichtigen Mann und erwarb sich das Ansehen einer Regierung in der Regierung.

Hand in Hand mit diesem politischen Treiben in der Höhe ging das bestechende Verfahren in der Tiefe. Die Befreiung der Leibeigenen ward ausgesprochen, ja wohl! man gab ihnen sogar Felder, Wiesen und Gärten, die man den ehemals herrschaftlichen Eigenthümern wegnahm. Aber die Leibeigenen hatten nicht viel davon: es war eben ein Eigenthum, das doch kein Eigenthum ist, wie der Liberalismus der russischen Regierung auch nur Schein und kein Liberalismus ist. Ein Ukas ordnete nämlich die Vertheilung so an: Jede Familie bekam ein Grundstück, das vom herrschaftlichen Gut losgelöst wurde, aber es gehörte nicht ihr, sondern — der Gemeinde. Diese Gemeinde hatte die Theilung alle drei Jahre nach der Zahl der Orts-Insassen von Neuem vorzunehmen, so daß ein Familienhaupt dieses Jahr zum Beispiel zehn Morgen Landes benützen, nach dem Triennium aber nur sechs oder auch weniger Morgen (je nach der angewachsenen Zahl der Einwohner) bebauen konnte. Daß die mit starken Befugnissen ausgestattete Gemeindebehörde eben nicht mit vorwaltender Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verfuhr, sich vielmehr von Verwandtschafts- und allerlei andern Einflüssen bei der Theilung leiten ließ, ist bei den russischen Zuständen leicht begreiflich. So kommt es, daß der arme Leibeigene in der „Befreiung" nur den Herrn gewechselt hat; ja es giebt Gegenden und Fälle, wo er ärger daran und factisch ärmer geworden ist, als vordem. Den Haupttrumpf spielte die russische Regierung in den polnischen Provinzen aus, denn hier betrieb sie die „Befreiung" der Bauern und die damit in Verbindung gebrachte Beraubung der großen Grundbesitzer mit besonderer Wollust, um die Revolution von 1863 zu rächen und diese an ihren Führern, an den adeligen und reichbegüterten Grundherren, zu strafen und die Bauern an sich zu ziehen.

Auf andern Gebieten, die den Verkehr befördern und die Ansammlung von Truppen bei der Kriegführung erleichtern sollten, war die Petersburger Regierung inzwischen auch nicht müßig. Sie baute Eisenbahnen, deren sie jetzt in einer Ausdehnung von 10,000 Kilometern (ungefähr 1428 deutsche Meilen) fertiggestellt und in Betrieb gesetzt hat. Aber unser Autor ist der Ansicht, daß der nationale Wohlstand sich trotz dieser Reformen in Rußland nicht gehoben hat. Die Eisenbahnen, gebaut mit Hülfe fremder Kapitalien, seien nicht bezahlt und trügen nicht einmal die den Actionären von der Regierung garantirten Zinsen. Gleichwohl hat diese Regierung doch Geld genug, um in Böhmen panslavistische Stimmung zu wecken und durch ihre Agenten die Tschechen zu Agitationen zu ermuntern, welche dem österreichischen Staate viel Sorgen machen. Dabei unterhält

sie eine auf das gleiche Ziel gerichtete Bewegung und Aufregung bei den Ruthenen in Galizien und bei den Slaven in der Türkei. Da bietet sich wieder Herrn v. Choiseul eine Gelegenheit zu einem Hiebe auf die deutsche Vormacht und er theilt ihn auch gleich aus, indem er fragt: „Entwickelte Preußen seit 30 Jahren nicht die gleichartige Thätigkeit in Deutschland, um da die Resultate herbeizuführen, die in der heutigen Zeit ihre Vollendung finden?“ ....

Die bisher in freier Uebersetzung gegebenen Auslassungen führen diesen französischen Schriftsteller zu der Ueberzeugung, daß wir in Kurzem eine neue politische Krise in der orientalischen Angelegenheit zu erwarten haben. Die in außerordentlichem Umfange jüngst stattgehabten Rekruten-Aushebungen, die Verkündigung des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht und die Aufkündigung einiger Bestimmungen des Pariser Vertrages von 1856 sind ihm genügende Anzeichen dafür. Angesichts dieser unvermeidlichen Krise fragt er:

„Wird Preußen mit Rußland gehen oder gegen dasselbe?“

Darauf läßt er sich von den Verhältnissen im gegenwärtigen Kriege die Antwort ertheilen. Rußlands Haltung seit Beginn dieses Krieges, seine Bedrohung Oesterreichs, wenn dieses sich für Frankreich in den Krieg mischen sollte, seine durch die Decorationen der preußischen Prinzen und Generale offen kundgegebene Sympathie für Deutschland, seine Billigung der auf die Einverleibung von Elsaß und Deutsch-Lothringen gerichteten deutschen Bestrebungen: das Alles liefert Herrn v. Choiseul den Beweis, daß zwischen Preußen und Rußland ein Abkommen bezüglich der Umgestaltungen in Europa vereinbart ist. Ohne diese Vereinbarung ist es ihm unbegreiflich, wie Rußland in seinen auswärtigen Journalen das Prinzip der Abtretung der gedachten Provinzen unterstützen könne, indem es die deutsch redende Bevölkerung fremder Länder dem deutschen Vaterlande als berechtigten Anspruch zuweist, ein Prinzip, das Rußland doch selbst bedrohe, denn kraft dieses nämlichen Prinzips könnte ja Preußen die Ostsee-Provinzen beanspruchen.

Worin besteht aber diese Vereinbarung?

Herr v. Choiseul-Gouffier giebt sie uns in folgender prophetischen Ankündigung, die wir natürlich ohne alle Gewähr hier anführen: Rußland fühlt sich durch Preußen bereits im Norden beengt. Bald wird sich das Baltische Meer verwandeln in einen preußischen See, der nach dem Belieben des militärischen Befehlshabers im Kieler Hafen zu sperren sein wird, noch bevor man Dänemark ganz aufgesogen hat. (?!) Deswegen ist die Annahme begründet, daß Rußland sich in einem Vertrage verbindlich gemacht habe, auf die Oberherrschaft im Norden zu verzichten und da nur eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Weiter sei Rußland bereit, abzutreten die Ostsee-Provinzen und einen großen Theil des westlichen Staatsgebiets, das zwischen dem Niemen und der Dwina gelegen ist. Diese letztern Gebietstheile seien für Preußen deswegen nothwendig, weil sie zur Belebung des Handels in Königsberg und Memel wesentlich beitrügen (?). Als Gegenleistung für diese Gebiets-Abtretung würde Preußen Rußland freien Spielraum zur Eroberung der Türkei lassen, benebst gewisser anderer slavischer Provinzen, wobei auch Ungarn der russischen Eroberung leicht unterliegen könnte (?), denn Rußland brauchte da nur sein heimisches System anzuwenden: die Gütervertheilung, wodurch es einestheils in dem Ruin der großen Grundbesitzer die Hauptmacht der ungarischen Nationalpartei lahm legen, und anderntheils an den dotirten Bauern eine seiner Herrschaft günstig gestimmte Klasse erhalten würde.

Unser Autor besteht jedoch nicht hartnäckig auf dieser Combination; er läßt auch eine andere Möglichkeit zu. Sollte, schreibt er in seinem Schlußkapitel, sollte eine geheime Convention dieser Art nicht bestehen, „dann ist es klar“, daß früher oder später ein Zweikampf zwischen Rußland und Preußen ausbrechen wird, sei es wegen der orientalischen Frage, sei es um willen der Obergewalt im Norden, um den Besitz der deutschen Provinzen Rußlands. Siege Rußland in diesem Kampfe, so gehe die ungehinderte Eroberung Konstantinopels und die Vereinigung der Slaven zu einem kolossalen Reich als Ergebniß daraus hervor; falls es aber unterliege, würde Preußen nicht versäumen, nicht allein die Ostseeprovinzen mit dem littauischen Gebiet, sondern auch den größten Theil des Königreichs Polen sich einzuverleiben.

In jedem Falle sei eine vollständige Umgestaltung des Besitzstandes in Europa bevorstehend. Wenn die russisch-preußischen Anschläge zum Siege gelangen, dann werden die Staaten zweiten Ranges entweder völlig verschwinden, oder doch zu einer gänzlichen Vernichtung ihrer politischen Bedeutung herabgebracht werden. Und da bricht Herr v. Choiseul-Gouffier in die weitere Klage aus: „Die lateinische Civilisation mit ihrem wunderbaren Genie, sie wird ausgelöscht und für lange Zeit durch jene anti-liberalen Grundsätze verdrängt werden, welche ihre Verkörperung finden in diesen zwei nordischen Großmächten, die ihre ganze Politik auf die Gewalt, die Eroberung und die Rechts-Verachtung gründen.“ (Frankreich hat das in seinem Leben nicht gethan!) Dann kommt wieder eine Prophezeiung: „Das von nun an dem Absolutismus überlieferte Europa, gestützt wie es sein wird auf die trägen Massen und auf die Bayonette, und weiter in politischer Einrichtung so eingetheilt, daß zwei ungeheure Gruppen von befreundeten Völkern zu einer dritten, der Anglo-Amerikanischen, in Gegensatz gestellt sind“ (als ob diese dritte Gruppe mit der großen deutschen Völkergruppe nicht auch gut Freund sein könnte!): „wird der Herrschaft des andern Welttheils verfallen, wenn beide Welttheile widerstehen sollten der Gleichgestaltung, die mit der Zeit zu erwarten ist“ ...

Dem Einwand, daß diese Voraussagungen mehr gewagt, mehr „astrologisch“ seien, begegnet Herr v. Choiseul-Gouffier mit der passenden Frage: „Wenn Jemand nach dem Krimkriege die politischen Ereignisse von 1866 bis 1870 mit ihren Folgen vorausgesagt hätte — hätte man eine solche Voraussagung nicht auf die gleiche Weise taxirt?“ ... Diese prophetischen Enthüllungen verleihen der tendenziös zugespitzten Broschüre — aus der trotz aller Bemängelung eine freundliche Herausstreichung Rußlands und auf dessen Gewinnung abgesehene stellenweise Anrühmung unverkennbar hervorleuchtet — ein besonderes Interesse.

Kleine literarische Revue.

— **Erasmus von Rotterdam.**[*]) Das vorliegende Werk giebt sich, ohne allgemeine kulturhistorische Zwecke im Auge zu haben, als ein bloßes Repertorium von Gedanken-Aeußerungen des verdienstvollen niederländischen Mitarbeiters der großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Durch vollständige Nachweise aus den eigenen Schriften des Erasmus wird dessen Stellung

*) Erasmus, seine Stellung zur Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit. Von Franz Otto Stichart, Pfarrer. Leipzig, Brockhaus. (VIII und 398 S.)

zur Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit klar gemacht und sein geistiges Bild uns vorgeführt. Das Buch zerfällt in folgende fünf Abtheilungen: 1) Erasmus über die Kirche und den Clerus (Kirche, Dogmen, Papst, Kardinäle, Bischöfe, Weltpriester, Theologen, Mönche); 2) Erasmus über Gottesdienst und Ceremonien (Heiligen- und Reliquiendienst, Sacramente ꝛc.); 3) Erasmus über den christlichen Glauben (Bibel und Tradition, Dreieinigkeit, Sünde, Gnade, Tod, Hölle, Ketzer und Heiden); 4) Erasmus über eine Reform der Kirche, wobei über die Befähigung desselben zum Reformator gehandelt wird, und 5) Luther und sein Werk. Dem Ganzen ist eine kurze Lebensbeschreibung des Erasmus vorangeschickt.

— **Historische Arbeiten in Rußland.** Der Großfürst-Thronfolger hat, als Präsident des Vereins für russische Geschichte, dem Archive desselben vor Kurzem sämmtliche Privatbriefe und Schriftstücke der Kaiserin Katharina II. übergeben, welche demnächst gedruckt und publizirt werden sollen. Gegenwärtig sammelt der Thronfolger Materialien zu einer Geschichte der Belagerung von Sebastopol. Der fünfte Band der Sammlung dieses historischen Vereins ist voll interessanten Stoffes, wozu vor Allem die Briefe von La Harpe, Erzieher des Kaisers Alexander I. an diesen und an andere Mitglieder der kaiserlichen Familie gehören. Im Uebrigen scheinen die zahlreichen neuen Arbeiten auf dem Gebiete der russischen Geschichte meistens auf eine nationale und soziale Umwälzung des russischen Reiches berechnet zu sein. Der im J. 1870 erschienene Theil der „Geschichte Rußlands“ von Prof. Solovieff (Bd. 19 u. 20) umfaßt die Regierungszeit der Kaiserin Anna und bietet viel Neues dar, da es dem Verfasser vergönnt war, die geheimen Archive bei seinen Studien zu benutzen, was früher nicht verstattet wurde. Prof. Kostomarov hat nach Beendigung seiner „Geschichte Kosciuszko's und der polnischen Revolution von 1794“ ein historisches Essay über den „Beginn der Autokratie im alten Rußland“ publizirt. Von A. Pypin sind „Skizzen der Socialbewegung unter Alexander I.“ erschienen. Zabielin hat, als Seitenstück zu seinem „Häuslichen Leben der Zaren“, eine Beschreibung des „häuslichen Lebens der Zarinnen“ herausgegeben, welche beide Werke eine Art von Kulturgeschichte Rußlands im 16. und 17. Jahrhundert bilden. Aus den nachgelassenen Papieren des gelehrten Priesters P. Maroschkin in Kasan ist kürzlich ein zweiter Band seiner „Jesuiten in Rußland“ publizirt worden, der bis zum J. 1820 reicht. Interessant sind auch die historischen Forschungen über den „Adel in Rußland“ von A. Romanowitsch-Slavatinsky und über die „Städte des südwestlichen Rußland“ von W. Antonowitsch. Von des Fürsten Wassiltschikov „Selbstverwaltung in England, Frankreich, Deutschland, Amerika und Rußland“ ist der zweite Band erschienen.

— **Die Vierteljahrshefte des Preußischen Staatsanzeigers für 1870***) bilden einen stattlichen Band von reichem Inhalt, die Staatskunde Deutschlands und besonders Preußens, die Statistik des Zollvereins, die Geschichte Preußens und speciell Berlins, die Kriegswissenschaft, den Unterricht und das Schulwesen des preußischen Staates, die Gesetzgebung und die Rechtspflege, die Kunst, den Handel und die Industrie nach den verschiedensten Richtungen hin besprechend. Das vierte Quartal ist reich an belehrenden Artikeln über das Elsaß und Deutschlothringen, sowie an Uebersichten von Frankreichs Land- und Seemacht, und an interessanten kriegsgeschichtlichen Rückblicken. Es ist das große Verdienst des jetzigen Curatoriums des „Preußischen Staatsanzeigers“, dieses amtliche Blatt mit so reichhaltigen, wöchentlich in einem bis zwei Bogen erscheinenden, „besonderen Beilagen“ ausgestattet zu haben, die es in jeder Beziehung mit den wissenschaftlichen Beilagen der Augsburger „Allg. Ztg.“ und der officiösen „Leipziger Zeitung“ aufnehmen können. Wir zweifeln nicht, daß das Curatorium diesem Beiblatte des Staatsanzeigers mit dem Eintritte des Friedens eine noch größere Sorgfalt widmen und dadurch das officielle Organ der Regierung zugleich zu einem würdigen Vertreter der wissenschaftlichen und literarischen Kräfte des großen Deutschen Reiches machen werde.

*) Dritter Jahrgang. 54 Bogen in 4 Heften in Fol. (Pr. 1 Thlr. der Jahrgang.) Berlin, Druck und Verlag der k. Geh. Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Literarischer Sprechsaal.

Wie verkommen das sittliche Gefühl der heutigen Franzosen, und zwar selbst der Gebildeten, ist, das ersehen wir aus einzelnen Aeußerungen auch derjenigen Männer, die bisher zu den Vertretern der erhabensten, nämlich der religiösen Poesie, zu den Nachfolgern Chateaubriand's und Lamartine's auf dem französischen Parnaß gezählt wurden. Herr Victor de Laprade, Mitglied der Académie Française, zu deren Ehrensitz er im J. 1858, in Anerkennung seiner Dichtungen: „Colère de Jésus“ (1840), „Poëmes evangéliques“ (1852) und „Symphonies“ (1855) erhoben wurde, Professor der französischen Literatur an der Sorbonne, hat sich nicht gescheut, in einer von ihm gedichteten Ode „A Guillaume“ den Meuchelmord zu predigen, und zwar empfahl er seinen Landsleuten, dem Deutschen Kaiser vor oder in Paris ein gleiches Loos zu bereiten, wie dem Volkstribun Marat durch Charlotte Corday bereitet wurde. Diese Ode wurde in Versailles in zahlreichen Abschriften und Autographieen verbreitet. Sie verdient, als eine ewige Schmach für das heruntergekommene Geschlecht des jetzigen Frankreich, in allen historischen Bibliotheken aufbewahrt zu werden. In hundertfünfundzwanzig Alexandrinern à la Henriade apostrophirt die Ode Laprade's den König Wilhelm, welchen sie mit den ärgsten Geißeln des Menschengeschlechts auf Eine Linie stellt, und dem sie zuruft:

„Und seh' ich Dich dereinst so unter'm Messer enden,
„Klatsch' ich, als Christ und als Poet, Bravo mit beiden Händen.“

In der Fortnightly Review vom 1. Februar befindet sich aus der Feder des Professor Cairnes eine Abhandlung mit der Ueberschrift: „Ein National- oder ein stehendes Heer“? worin der Verfasser einen vergleichenden Blick wirft auf die Lasten einerseits und auf die Vortheile andererseits des Systems der stehenden Heere, wie es noch in England mit dem ganzen Mißbrauche der Käuflichkeit der Offiziersstellen geduldet wird, des Systems der Volksheere, wie es in Preußen einerseits und in der Schweiz andererseits eingeführt ist, und endlich des gemischten Systems, wie es in Frankreich unter Napoleon III. zu Stande gekommen. Nach des Verfassers Berechnung, kostet dem Staat in England jeder Soldat jährlich 100 Pfd. Sterl., indem dieses

bei einem Militär-Budget von 14 Millionen nur 140,000 Mann im Mutterland, in Ostindien und den Kolonieen unter den Waffen erhält. In Frankreich, bei einem Militär-Budget von ebenfalls 14 Millionen Pfd., kostet jeder Soldat 41 Pfd., und in Preußen endlich, bei einem Militär-Budget von 7 Millionen Pfd., kostet jeder Soldat nur 29 Pfd. jährlich. Natürlich giebt der englische Professor der Volkswirthschaftslehre dem preußischen System, das sich überdies in den letzten Kriegen so außerordentlich bewährte, den Vorzug vor den beiden anderen Systemen. „Allgemeine Wehrpflicht", ist jetzt die allgemeine Parole in Europa, aber der Verfasser verhehlt sich nicht, daß dieses, in England auf preußische Weise angewandt, doch die höchsten Bedenken für die Entwickelung der Nationalkraft und des Nationalreichthums, sowie für die Zukunft der bürgerlichen Freiheit und der Selbstbestimmung haben würde. Er ist der Ansicht, daß die allgemeine Wehrpflicht in einem freien Lande in keiner anderen Form zur Anwendung gelangen könne, als in der Schweiz. Dort seien die drei großen Vortheile desselben: die Wehrfähigkeit des ganzen Volkes zur kräftigsten Vertheidigung des Landes gegen jeden Angriff, die volle volkswirthschaftliche Ausnutzung der Arbeitskräfte zur Zeit des Friedens, und die größtmögliche Schonung der Finanzen des Staates, mit einander verbunden, ohne daß von Zeit zu Zeit der Frieden, die Freiheit und das Recht des Landes seitens einer Alles überwuchernden Militär-Autokratie bedroht seien. Die Schweiz verwende jährlich nicht mehr, als den dritten Theil einer Million Pfund Sterling auf die Besoldung ihrer Militärstämme, ihrer Offiziere und deren Bildungsanstalten, sowie auf die Bestreitung der Kosten der zu den periodischen Waffenübungen einberufenen Dienstpflichtigen, und gleichwohl habe das kleine Land bereits unmittelbar nach der jüngsten französischen Kriegserklärung ein tüchtiges Heer von 40,000 Mann an seinen Gränzen versammelt gehabt.

Ludw. Aug. Frankl hat zu der, als Nachfeier des Grillparzerfestes stattgefundenen Aufführung der „Ahnfrau", welche die k. k. Hofschauspieler am 24. Januar im Theater an der Wien veranstalteten,*) einen Prolog geschrieben, den der Hofschauspieler und Regisseur des Burgtheaters, Dr. Aug. Förster, gesprochen hat. Es ist ein schönes, schwungvolles Gedicht, das mit folgender Strophe beginnt:

> Die Feste sind verrauscht, Musik und Lieder,
> Es ging ein Lenz als Blumenregen nieder,
> Und um zu schmücken uns'res Dichters Haupt,
> Ward seines Schmucks ein Lorbeerwald beraubt.
> Die Jugend und die holden Frauen kamen
> Zur Huldigung, des deutschen Volkes Herz;
> Wir sah'n sein Bild in Marmor und in Erz,
> Von Aller Mund scholl sein erlauchter Namen.

In wehmüthiger Erinnerung an die Zeit, an die vielen Jahre, in denen der Dichter mit dem Mangel an Kunstsinn des österreichischen, wie des gesammten deutschen Publikums hat kämpfen müssen, heißt es dann in der Dichtung weiter:

> Und doch! Wir wollen trüben nicht die Stunde —
> Auch er war kein „Prophet im Vaterland",
> Wo der Gedanke ward, das Licht verbannt,
> Es schlug, den Geist ihm hemmend, manche Wunde.
> Doch kennt Ihr Pflanzenart, die umgebogen
> Vom Gärtner, trauernd ihre Zweige senkt,
> Und immer wieder, wenn herabgezogen,
> Die grünen Spitzen auf zum Lichte lenkt.
> Nicht konnten sie den Geist ihm niederzwängen,
> Ein treuer Sohn, wenn auch die Mutter hart,
> Die Heimat liebt' er doch, bis mit Gesängen,
> Bis sie geschmückt mit seinen Kränzen ward.

*) Im Theater an der Wien wurde am 31. Januar 1817 die „Ahnfrau", von Grillparzer, zum erstenmal aufgeführt.

Wir haben kürzlich (Nr. 4 des „Magazin") den rohen, unwürdigen Zustand der deutschungarischen Presse charakterisirt und daran gerechte Besorgnisse für die Zukunft des Kulturlebens der Deutschen in Ungarn geknüpft. Ein Korrespondent der Nationalzeitung in Pest (Nr. 58) sucht uns in dieser Beziehung zu beruhigen, indem er den in Ungarn herrschenden, in der deutschen, wie in der magyarischen und slavischen Presse sich kundgebenden Gährungsprozeß der lange unterdrückt gewesenen politischen und nationalen Leidenschaften als vorübergehend darstellt und die Hoffnung ausspricht, daß derselbe bald einer besseren Erkenntniß, namentlich der Vorzüge des vielgelästerten Deutschlands, weichen werde. „Der Gährungsprozeß", sagt er, „welchen Ungarn jetzt mit seiner vielsprachigen Bevölkerung durchmacht, wird ein friedliches Ende erreichen. Es fehlt nicht an gesunder Tüchtigkeit und an redlichem Willen. Nur sind die Verhältnisse eben noch unfertig, und vor Allem bedarf Ungarn zu seiner gedeihlichen Entwickelung einer Reihe von Jahren ungestörten Friedens und, nach der Ansicht aller ruhigen Politiker, eines guten Einvernehmens mit dem deutschen Nachbarreich. Und weil ich fürchte, daß die leidenschaftlichen Aeußerungen der hiesigen Blätter in der deutschen Presse einen Wiederhall finden und die Herstellung dieses Einvernehmens gefährden könnten, habe ich ihre Bedeutung auf das rechte Maß zurückzuführen gesucht. Die ungarische Volksvertretung besteht freilich nicht aus lauter Mitgliedern, die die Eigenschaften eines Solon und eines Aristides in sich vereinigen, das ungarische Ministerium ebensowenig; aber immerhin sind die Männer, welche im Reichstage und in der Regierung sitzen, unabhängiger von der öffentlichen Leidenschaft und viel mehr getragen durch das persönliche Vertrauen ihrer Wähler, als die Presse. Die Presse von Pest, die für die winzige Zahl der Blätter, welche ernsthaft zu nehmen sind, verhältnißmäßig viel tüchtige Kräfte zählt, arbeitet unter den schwierigsten Verhältnissen; aber darum bleibt es doch wahr, daß sie nur die Leidenschaften der verschiedenen Theile der Bevölkerung des ungarischen Staates vertritt, daß die Interessen des Staates weitaus in erster Reihe von dem Reichstage und von der Regierung vertreten werden. Die Presse Deutschlands kann ihre Stellung zu Ungarn nicht nach der Sprache bemessen, die von den Wortführern der Pester Zeitungen geführt wird, sondern vielmehr nur nach den Beschlüssen des Reichstages und den Maßnahmen der Regierung."

Beim Schlusse unseres Blattes gehen uns aus London allerlei Enthüllungen über die Machinationen zu, welche gemacht werden, um in der großen Presse Englands die öffentliche Meinung über den deutsch-französischen Krieg zu fälschen. Unsere nächste Nummer wird darüber einige Mittheilungen bringen.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 18. Februar 1871. [N° 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Kant und sein Friedens-Ideal.

Die gewaltigen Aufklärungskämpfe des vorigen Jahrhunderts, für deren Licht, Wärme und Wirklichkeit wir auch noch in diesem mit allen möglichen Waffen kämpfen müssen, sind von Herman Hettner in seinem großen, jetzt vollendeten Werke: Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Braunschweig, Vieweg u. Sohn), wesentlich auch als Kulturgeschichte in Politik, Religion, Wissenschaft und Kunst, mit Lust und Liebe, Gründlichkeit und Klarheit warm und wahr geschildert worden. Die zweite Auflage des ersten und zweiten Theiles ist ein Beweis, daß sie vom Volke anerkannt wird. Um das Ganze zu würdigen, ist ein kurzer Rückblick nöthig. Die Aufklärungs- und kulturgeschichtliche Literatur des vorigen Jahrhunderts ist eine kosmopolitische, wenigstens in Bezug auf Europa, insofern die Hauptkulturvölker unseres Erdtheiles daran Theil genommen, eins für und gegen das andere geschaffen und gewirkt haben. Hettner fängt mit Recht in England an und zwar mit der englischen Literatur von 1660 bis 1770, also von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Naturwissenschaften die unphilosophische Erfahrungs-Philosophie und ein seichter Deismus den eigentlichen Boden für die selbständigen Bewegungen und Kämpfe des sich klärenden Geistes bilden. Diese Errungenschaften wurden in Frankreich von Voltaire, Rousseau, Montesquieu und den sogenannten Encyklopädisten Diderot u. s. w. übernommen, französirt, zugespitzt, verschärft, aber auch jämmerlich verflacht. Doch die Wirkungen ihrer Lehren waren eben so frucht- als furchtbar für Leben und Bildung aller übrigen Völker. Erst die deutschen Geister stiegen in die Tiefen hinab, um gute Grundlagen für freie, schöne Gestaltungen des Geistes und Lebens zu legen. Freilich für die großen Massen, den gebildeten Pöbel und viele Machthaber arbeiteten sie lange vergebens. Auch gelten sie sogar heutzutage noch vielen Frommen im Lande, manchen Staats- und Schulmännern, als Feinde. Unsere politischen Heilande demokratischer, socialistischer und communistischer Verirrung bezogen ihre Weisheit, ihren Fanatismus für Bewaffnung und den „Marsch von Arbeiter-Bataillonen" gegen Capitalisten und Könige noch bis ganz neuerdings aus dem durch und durch verlogenen und durch verschiedene Revolutionen demoralisirten Frankreich. Wir lernen diese Lehren, aus welchen erst die große Revolution als lange angebetetes einziges Heilmittel gegen alle möglichen Leiden der Staaten und Völker und dann die späteren Umwälzungen aus einer Tyrannei in die andere hervorgingen, im zweiten Bande ebenso gründlich kennen, als die Folgen der englischen Revolution im ersten. Erst im dritten Theile und dessen drei selbständigen Büchern werden wir mit unserem deutschen Geistesleben zu Hause gehörig vertraut und zwar vom Westfälischen Frieden, von Thomasius, Leibniz, Wolff und Gottsched an durch das Zeitalter Friedrich's des Großen hindurch mit dem Siege des trockenen Rationalismus und der sogenannten Popularphilosophie und mit Klopstock, Wieland, Lessing und Winckelmann. Endlich krönt sich das ganze Werk im dritten Buche durch Schilderung der Glanzzeit deutscher Literatur, des klassischen Zeitalters vom ersten Werden bis zum vollendeten Abschluß in der dreiundachtzigjährigen Leiche Goethes, bei deren nacktem Anblick wir noch an die Schönheit seines Lebens erinnert werden. Mit dieser Leiche schließt das ganze Werk.

Wir hätten allerdings gewünscht, daß der Verfasser uns zuletzt noch wenigstens einen Blick zum Fenster hinaus aus diesem Todtenzimmer in das jüngere Leben vergönnt hätte. Oder wollte er durch diesen Schluß überhaupt das tragische Schicksal und Ende unserer großen, klassischen Glanzzeit andeuten? Ja wahrlich, mit Ausnahme Schillers erlebten die größten Helden unserer klassischen Literatur noch die größten Demüthigungen, und ihre geistigen Jünger wurden zum Theil wie Verbrecher verfolgt, eingesteckt und hernach zur Brodlosigkeit verdammt. Die staatliche und volksthümliche Erhebung aus der Schmach von Jena und dem Frieden von Tilsit führte zur Freiheit im Innern und zu den Freiheitskriegen gegen den alten räuberischen Feind Deutschlands.

Aber die Früchte dieses Kreuzzuges und heiligen Krieges wurden verboten, und wer sie nur pflegte, nicht einmal pflückte, wurde durch Schmalz, Fürst Wittgenstein und Kamptz insofern fast immer ein „Heiliger", als er im Kerker auf alle irdischen Güter verzichten lernen mußte und vom Volke ganz im Stillen bewundert und angebetet ward. Ja, das Ende unserer großen klassischen Zeit war ein wahrhaft tragisches, und doch am Ende auch wieder nicht. Aus dem tragischen Tode der Person geht der Sieg des Geistes hervor. Die Geister Kant's, Lessing's, Schiller's, Jean Paul's und selbst Goethe's in den Wanderjahren, welche die Bedingungen für die Verwirklichung der heldenmüthigen Errungenschaften des deutschen Geistes in Philosophie, Wissenschaft, Kunst und Literatur ebenso schön als klar ausgesprochen hatten, wurden über ein halbes Jahrhundert lang staatlich und polizeilich geächtet und verfolgt. Selbst was Kant unter dem Geisteshenker Wöllner hatte aussprechen dürfen, also lange vor den Freiheitskriegen, galt hernach und zum Theil heute noch als staatsgefährliche Lehre. Hätte man auf ihn und seine philosophischen und dichterischen Nachfolger gehört, so wären wir

über ein halbes Jahrhundert früher zur deutschen Einheit und Freiheit und zu dem Genuß der Früchte gekommen, die wir jetzt erst aus dem blutigsten aller Kriege, aus dem massenhaft mit deutschem Heldenmuthe gedüngten Boden zu ziehen und zu zeitigen hoffen, wenn Herr von Mühler und die sich in ganz Europa noch viel furchtbarer bewaffnenden Staaten es erlauben.

Was sagte Kant „zum ewigen Frieden"? Sein Ideal ist das friedlich-freie Bündniß freier Staaten. Als Bürgschaft dafür gilt ihm erstens die freie Staatsidee, das Wesen der republikanischen Verfassung, die unter König und Kaiser fast noch besser gedeihen kann, als unter Präsidenten. „Wenn die Beistimmung des Staatsbürgers dazu erfordert wird (sagt er wörtlich), um zu beschließen, ob Krieg sein soll oder nicht, so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eignen Habe herzugeben, die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern, zum Ueberfluß des Uebels endlich noch eine den Frieden selbst verbitternde, wegen naher und immer neuer Kriege nie zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen, sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen, dahingegen in einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, dieser also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgiltig überlassen kann."

Zweitens. „Soweit die Natur weislich die Völker trennt, welche der Wille jedes Staates gern unter sich durch List oder Gewalt vereinigen möchte, so vereinigt sie auch anderseits Völker, die der Begriff des Weltbürgerrechts gegen Gewaltthätigkeit und Krieg nicht würde gesichert haben, durch den wechselseitigen Eigennutz. Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann und der früher oder später sich jedes Volkes bemächtigt." (Merkur erschien neuerdings schon allmächtig, aber der Großmachts- und Größenwahnsinn eines napoleonisirten Volkes und der Napoleonismus überhaupt, der durch feierlichen europäischen Vertrag von 1815 auf ewig von dem Throne Frankreichs verbannt war und als Nemesis der verleugneten Freiheitskriege nun erst recht auf den Thron kam und ganz Europa demoralisirte, erwies sich nun doch mächtiger.) „Weil nämlich unter allen der Staatsgewalt untergeordneten Mächten," fährt Kant fort, „die Geldmacht wohl die zuverlässigste ist, so sehen sich die Staaten, freilich wohl nicht eben durch Triebfedern der Moralität, gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittlung abzuwehren, gleich als ob sie deshalb im beständigen Bündniß ständen." (Gegen Napoleon gelang dies nicht, grade weil sie im feigen Merkurialismus ihn zu sehr fürchteten und durch den Krieg, auf Deutschland allein gewälzt, gute Geschäfte zu machen hofften.) „Auf diese Art garantirt die Natur durch den Mechanismus in den menschlichen Neigungen selbst den ewigen Frieden, freilich mit einer Sicherheit, die nicht hinreicht, die Zukunft desselben theoretisch zu weissagen, aber doch praktisch zulangt und es zur Pflicht macht, auf diesen nicht bloß chimärischen Zweck hinzuarbeiten."

So begründet Kant auf eine vernünftige Weise den freien Bund freier Völker, für welchen auch Lessing, Herder und Schiller, sogar Goethe und andere Heroen des vorigen Jahrhunderts mit Begeisterung arbeiteten. Diesen freien Bund freier Völker betrachtet Kant so sehr als höchste Menschheitsidee, daß er in dessen endlicher Erreichung Zweck und Ziel aller Geschichte sieht. Wenn das neue Deutsche Reich seine Aufgabe begreift und nicht wieder zum „Deutschen Bunde" herabsinkt, wird es die Großmacht und die Bürgschaft des Friedens freier Völker unter sich werden und endlich verwirklichen, was die edelsten und größten Geister unseres Volkes als höchstes Menschheitsideal besangen, durchdachten und erstrebten.

Der Kern der Kant'schen Geschichtsphilosophie, in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" schon 1784 begründet, läuft auf dieses Freiheitsbündniß hinaus. „Was hilft es", fragt er, „an einer gesetzmäßig bürgerlichen Verfassung, d. h. an der Anordnung eines Gemeinwesens zu arbeiten, wenn die Staaten einander doch selbst wieder dieselben Uebel zufügen, die die einzelnen Menschen drückten und sie zwangen, in einen gesetzmäßigen bürgerlichen Zustand zu treten? Man müßte die ganze Geschichte für zwecklos halten, wenn man nicht annehmen dürfte, daß sie endlich dies größte Problem der Menschheit, die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft, zu Stande bringen würde, und daß alle Kriege nur ebenso viele Versuche sind, dies nothwendige Gleichgewicht endlich zu finden. Dieser Glaube ist der Chiliasmus der Philosophie." —

Dies sind die Endergebnisse der großartigen Kant'schen Gedankenwelt, auf welche auch Hettner das Ideal der Humanität und den ganzen letzten Band seiner Literaturgeschichte gründet. Obgleich er sich im letzten Bande am ausgedehntesten mit Goethe beschäftigt, der sich mit Politik und Staat nicht gern abgab, endigt doch dessen Weisheit in dem Bestreben, diesem Ideale zu huldigen. Das Ende des zweiten Faust-Theiles ist die Verherrlichung einer praktischen Arbeit, der Gewinnung freien Bodens, um darauf die menschliche Freiheit täglich zu erobern.

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß. —
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieße jetzt den höchsten Augenblick."

Diese Vorgefühle haben alle unsere edelsten Männer des vorigen und dieses Jahrhunderts gehegt, gepflegt und ausgesprochen, sind aber dafür nicht selten grimmig bestraft worden. Wenn wird dem ungestraften Vorgefühle das Gegenwarts- und Wirklichkeitsgefühl folgen?

H. Beta.

Betrachtungen über die Volksseele von Berlin.*)

Wenn wir im Nachstehenden bei einer Arbeit, welche ihrem Umfange nach unbedeutend zu sein scheint, eingehender verweilen, als bei manchem bändereichen Werke, so geschieht dies,

*) Von Dr. H. Schwabe. Separat-Abdruck aus „Berlin und seine Entwickelung". Städtisches Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. Herausgegeben vom statistischen Büreau der Stadt Berlin. Vierter Jahrgang. Berlin, J. Guttentag.

weil die kaum zwei Bogen umfassende Schrift in der That eine außerordentliche Fülle des Interessanten, Ueberraschenden und Belebrenden enthält. Die kleine Arbeit macht nämlich zum ersten Male den Versuch, die geistigen und seelischen Momente der Bevölkerung unserer Hauptstadt, soweit sie in statistischem Material zu Tage getreten sind, darzulegen und zu beleuchten; sie wagt sich in die geheimsten Kreise des inneren Seelenlebens der Bevölkerung hinein und sucht dieselben dem Auge zuzuführen. Die Statistik ist hier beinahe vollständig alles schwerfälligen Zahlen- und Tabellenwerkes entkleidet, und der Leser hatte wohl noch nie Gelegenheit, diese bisher so steife Dame in dem anmuthigen Gewande eines frischen, blühenden Mädchens einherwandern zu sehen, welches mit naiver Offenheit die innersten und tiefsten Geheimnisse ausplaudert.

Hat der Verfasser in seinen früheren Schriften den Versuch gemacht, durch graphische Darstellungen die Resultate der Statistik dem größeren Publikum näher zu rücken, ein Weg, den Herr Schwabe anerkanntermaßen mit großem Erfolg betreten, so hat er hier die massenhaften Tabellen und schwerfälligen Listen eines großstädtischen Volkszählungs-Apparates derartig durchgearbeitet, fein durchgesiebt und destillirt, daß in der That nur noch die Quintessenz, die feinen geistigen Lebensnerven des großstädtischen Riesenleibes dem Leser gleichsam unter der Lupe in klarer, anschaulicher Weise vorgeführt werden. Das dürre Skelett der herkömmlichen Statistik ist einmal wirklich mit Fleisch und Blut umgeben und belebt worden, und diese Art der Darstellung muß dazu beitragen, das Interesse für Statistik zu steigern.

Die Arbeit zerfällt in fünf Abtheilungen. In der ersten, „Psychologische Wirkung der Altersverhältnisse" weist der Verfasser durch statistische Tafeln nach, daß in Berlin von sämmtlichen Altersklassen, die lebensfrischesten, kräftigsten und strebsamsten, nämlich die 20—30jährigen, am stärksten vertreten sind, während das höhere und Greisenalter die schwächsten Altersklassen sind.

„Wie viele Eigenthümlichkeiten unserer Stadt erklärt nicht diese Thatsache!" ruft Dr. Schwabe. „Man denke an das Selbstgefühl, mit dem erfahrungsmäßig gerade diese Altersklassen — die 20—30jährigen durchdrungen sind, man vergegenwärtige sich die Zielpunkte emporstrebenden Ehrgeizes, das Jagen, sei es nach Ehren und Würden, sei es nach materiellen Gütern; man beobachte das Streben nach Anerkennung mit allen seinen lautern und unlautern Mitteln; man werfe einen Blick auf das Vereinswesen, welches als treuer Genosse dem Mann wie der Frau in allen erdenklichen Lagen, Zielen und Beziehungen des Lebens zur Seite steht, und bedenke, wie es gährend, brodelnd, magnetisch anziehend, alle Kräfte in Bewegung setzend und jeglichem Streben ein Ziel bietend, gerade auf die kräftigsten Altersklassen wirkt, so wird man finden, daß obige Tabelle ein helles Licht auf die ameisenartige Regsamkeit der Großstadt wirft, in der die Welt sich schneller um ihre Achse zu drehen scheint, als auf dem Lande, wo der Mensch in Behaglichkeit „nachbarlich mit seinem Acker zusammenwohnt".

Der Verfasser stellt hierauf eine die Verhältnisse der Altersklassen in Thüringen, Würtemberg und Berlin veranschaulichende Tafel auf, wodurch seine Behauptung über die Verhältnisse der Altersklassen in Berlin bestätigt wird und schließt nach einer sehr geistreichen Abhandlung über das Greisenalter und dessen Einfluß folgendermaßen:

„Die relativ geringe Zahl alter Leute in Berlin wird daher zur Folge haben, daß sie weniger Einfluß gewinnen, und da dieser ein conservativer ist, daß die Bevölkerung unserer Großstadt zu rascherem Fortschritt und Wechsel geneigter ist, als eine Bevölkerung, in der verhältnißmäßig viele alte Leute sind. Die Greise nehmen eine bestimmte Autorität in Anspruch und je weniger Greise, desto weniger Autorität. Irren wir nicht, so ist der Respekt vor Sitten und Gesetzen in Berlin im Sinken begriffen. Und wenn es wahr ist, daß Berlin keine Ideale hat und keine Autoritäten anerkennt, so steht das letztere sicher mit der Art und Weise im engen Zusammenhange, in der diese Altersklassen in der Bevölkerung vertreten sind."

Diese Erklärung der Ursache einer von uns schon lange wahrgenommenen Eigenthümlichkeit unserer Großstadt, die man ja danach als eine „berechtigte" gelten lassen muß, hat uns im höchsten Grade interessirt, und wir möchten nun gern noch die Ursache der Ursache kennen lernen, d. h. an den Verfasser die Frage richten, ob die Statistik keine Auskunft giebt, weshalb das Verhältniß der Altersklassen in Berlin gerade ein solches ist?*)

Im zweiten Abschnitte „Verheiratete und Unverheiratete", sind die Gründe, weshalb es in Berlin weniger Verheiratete als in kleineren Städten und auf dem Lande giebt, auseinandergesetzt und dürfen als bekannt hier übergangen werden; dagegen sind die Schlußfolgerungen, welche der Verfasser aus diesem Umstande zieht, zum großen Theil wieder neu und überraschend. Er befürchtet zuvörderst aus der relativen Vermehrung der Ehelosigkeit und der damit im engsten Zusammenhange stehenden Vermehrung der unehelichen Kinder eine Depravation des Familienlebens und demgemäß eine Schwächung der Wirksamkeit und Regsamkeit der sittlichen Idee, außerdem aber, wie er an einer andern Stelle sagt, ist ihm noch ein anderer Einfluß der Unverheirateten auf die Gesellschaft bedenklich.

„Je größer die Anzahl der Hagestolze und ehelosen Frauen ist, desto mehr wird der Gesammttypus der Bevölkerung nach Egoismus, Einseitigkeit und geistiger Armuth hingedrängt, wenn nicht Vorkehrungen dagegen getroffen werden. Diese lassen sich in diesem Falle in ein einziges Wort zusammenfassen, in das Wort Bildung. — Die Großstadt gerade bietet ja in reichem Maße einestheils die Mittel und Wege zur Erklimmung jener Höhe der Bildung, andererseits zahlreiche Anknüpfungspunkte zur Bethätigung einer ersprießlichen Arbeit und Regsamkeit. Sie trägt so wieder das Correctiv in sich für die ungesunden Zustände, die sie geschaffen. Und in der That, der aufmerksame Beobachter des Berliner Lebens wird sagen: trotzdem die Statistik nachweist, daß wir Ueberschuß haben an unverheirateten Männern und Frauen des reiferen Alters, so hat man doch verhältnißmäßig selten Gelegenheit, jenen Typus der alten Jungfern und Junggesellen zu beobachten, wie ihn die kleine Stadt so reichlich ausbrütet."

Der Umstand, daß es in der Großstadt relativ mehr Geschiedene giebt, als auf dem Lande und in kleinen Städten, erklärt Dr. Schwabe einmal aus dem Grunde, daß die Möglichkeit in das innere und äußere Wesen einer Person einzudringen, dort weit schwerer sei als hier und Täuschungen somit häufiger eintreten müssen; ferner aber gewährt dem Großstädter die große Mannichfaltigkeit der Anschauungen mehr Gelegenheit zu Vergleichungen, die bei schon vorhandenem Gegensatze diesen schärft und zuspitzt und endlich stehen damit natürlich noch mancherlei

*) Ein Hauptgrund ist die große Anziehungskraft, welche Städte wie Berlin für junge strebsame Leute im Alter von 20—30 Jahren besitzen, die aus den preußischen Provinzen und aus dem übrigen Deutschland hierher kommen. Man denke nur allein an die vielen Militairs in diesem Alter, die hier garnisoniren und auch nach ihrer Dienstentlassung hier verbleiben. D. R.

andere Factoren im Zusammenhang, so die geringe Achtung der gesetzlichen Autorität, die Geringschätzung der Religion, der kirchlichen Satzungen u. s. w.]

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Beschäftigung in ihrer Beziehung zur industriellen und bürgerlichen Gesellschaft, der, so interessant und lehrreich er im Ganzen ist, uns doch keine besonderen Momente zum Hervorheben bietet. In einem ungleich höheren Maße ist dies dagegen beim vierten Abschnitte, „die Confessionen", der Fall. Wir erfahren daraus, daß von 630,000 Protestanten, die Berlin bewohnen, durchschnittlich am Sonntag 11,900, also nicht ganz 2 pCt., die Kirche besuchen und daß unter 23,969 Beerdigungen nur bei 3777 (bei 15 pCt.) ein Geistlicher zugegen war. „Demnach", sagt der Verfasser, „ist die Herrschaft, welche die protestantische Hierarchie ausübt, keine glänzende oder beneidenswerthe. Die Masse ist aus dem Verbande gefallen."

Anders ist dies bei den Katholiken, hier sind alle Theile Hülfskräfte und erhöhen dadurch das Bewußtsein der Stärke und Einheit der Masse. Dagegen kann die Gewöhnung der Katholiken an unbedingten Gehorsam auch im Gebiete des Denkens nicht verfehlen, die geistige Frische und Regsamkeit zu beeinträchtigen, den Sinn für freie Institutionen zu trüben und die unparteiische Beurtheilung neuer Ideen und liberaler Anschauungen zu erschweren. Der erwähnte Mangel an Regsamkeit kann das Bildungsbedürfniß nicht fühlbar werden lassen, und es tritt dies in der That auch in auffallender Weise bei der katholischen Jugend zurück. Von 100 katholischen Knaben besuchen 14 höhere Lehranstalten, von 100 evangelischen 26; von 100 katholischen Mädchen 10, von evangelischen 21; dagegen genießen von 100 jüdischen Knaben 56, von 100 jüdischen Mädchen 66 höheren Unterricht. J. H.

Dramatisirtes Friedensverlangen.

Zu Neujahr 1871 lasen wir eine ganze Menge lyrischer Ergüsse, die, wie sonst den bevorstehenden Frühling, diesmal die Sehnsucht nach dem Frieden ausdrückten. Fern sei von uns, die berechtigte Sehnsucht eines wirklich mit Widerwillen Krieg führenden Volkes zu mißachten, aber die Lyrik war meistentheils schwach, wie überhaupt die Poesie hinter der Größe der Thaten kläglich nachstümpert. Wenn wir nun gar den großen Hesekiel nicht hätten!

Nun kommt aber die dramatische Muse eines Herrn Hermann Sallmayer mit einem „Fürst und Volk gewidmeten" Opus „Der Sieg des Geistes oder Krieg dem Kriege, dramatisches Märchen in einem Prologe, Vorspiel und drei Acten," das in der Stadt Kant's erschienen.*) Ein wunderliches Spiel! Drama? nein! Ein langgesponnenes Disputatorium ohne Charaktere, ohne Handlung, ohne Geist. Ohne Geist? Ist doch das Wort Geist immer das dritte, wie das erste: Krieg und das zweite: Gold. Doch ich muß leider dabei bleiben, ohne Geist, wiewohl der Verfasser ein gebildeter Mann ist. Auch enthält das angebliche Märchen durchaus nichts Märchenhaftes, das curiose Vorspiel etwa abgerechnet. In diesem nämlich kommen die Eisengnomen mit den Goldgnomen beinahe in eine verderbliche Prügelei. Glücklicherweise kommt der Erzfürst und der Goldfürst dazu und beide appelliren an die Entscheidung des Geistes an sich, der sich durch seine vier Diener als Elementengeist ausweist. Der hält eine lange Rede, deren kurzer Sinn ist, daß Dauerndes nur „der Geist" begründen könne, er sei der Lenker aller Dinge u. s. w.

Im Vorspiel disputiren der Vertreter des „Geistes" Philosoph und Volksbeglücker Demophilus, der Kriegsmann Krato und der Goldmann Eutychius, d. h. wieder die märchenhaften Figuren Geist, Eisenfürst, Goldfürst. Demophilus hält wieder die langen Reden über den Sieg des Geistes; er räth zur Menschlichkeit und verspricht Seite 17:

> Das Höchste dieser Welt will ich erstreben:
> Ein edles Herz durchs ganze Menschenleben.

Wahrscheinlich meint er sein eigenes Herz und die Dauer seines eigenen Lebens.

Im ersten Act ist Eutychius (Goldfürst) reicher Armeelieferant und strebt danach, Finanzminister zu werden. Er benimmt sich höchst ordinär, und da die Truppen ohne Sold und Nahrung, so hofft er von der seinerseits künstlich gesteigerten Finanzcalamität Alles. Demophilus kommt auch und dringt auch, nachdem er erst mit den Lakaien in Conflict gerathen, vor die gute Königin. Da entsteht Aufruhr. Das Heer ist geschlagen, hat sich empört, seinen Feldherrn gemordet, will Geld und Nahrung. Der Minister Jacub weiß keinen Rath, als Eutychius zum Kronschatzmeister zu machen. Dazu bedarf es, nach der Meinung der Königin, die dem Adel Eigennutz vorwirft, eines neuen Gesetzes: „es kann fortan Jeder Minister werden, der Geist, Talent und hohen Sinn hat." Vorher hat Demophilus einen langen Traum, erzählt von dem glücklichen Lande, wo Alles auf breitester demokratischer Grundlage ruht. Krato wird Feldhauptmann, das Heer jubelt und zieht wieder in den Krieg, Demophilus wird — — Lehrer der Königin, d. h. also wohl Vorleser. Der alte Streit bricht — o Himmel! — er bricht von neuem aus, wer Recht behalten werde, der Krieger, der Geldmann oder der Wassermann, der Salbader Demophilus, der den Anderen im Reden jedenfalls überlegen ist. Aber das ist ja langweilig, höre ich meine geduldigen Leser ausrufen. — Ich kann's nicht leugnen, ja, es ist herzlich langweilig und wird auch nicht besser. Ich kann ja aber auch aufhören. F. S.

*) [illegible]berg, Braun & Weber.

England.

Der Krieg und die öffentliche Meinung.

Da mit Unrecht die Urtheile dieser oder jener großen Zeitung London's für den Ausdruck der öffentlichen Meinung Englands gehalten werden, empfehlen wir die folgenden, zum Theil vor der Capitulation von Paris geschriebenen, englischen Briefe der Durchsicht unseren Lesern. Sie rühren von dem Mitredacteur eines bedeutenden Londoner Tageblattes (nicht der Times) her und sind die Antwort auf eine Anklage, welche von Berlin aus gegen die schwankende Haltung der Zeitung gerichtet worden war:

I.

Ich stimme mit jeder Silbe Ihres Briefes überein. Als ich in Vertretung der Redaction das Blatt fünf Wochen lang leitete, also vom Falle Sedan's bis zur Uebergabe Straßburgs, vertrat ich die deutschen Anschauungen. Die spätere Wandlung der Zeitung widerte mich so an, da in ihr weder der Muth der früheren Ueberzeugung, noch der heutigen französischen Sympathieen her-

vertritt — nichts als Augendienerei gegen die blödsinnige Unwissenheit der Aristokratie und der Ultras — daß ich mich jeder Betheiligung an der äußeren Politik der Zeitung entschlagen habe. Ich bin wohl in diesem Augenblicke einer der konsequentesten und unverzagtesten Parteigenossen Deutschlands in Großbritannien. Uebrigens stehen viele der tüchtigsten und einflußreichsten Liberalen auf derselben Seite: nur machen sie nicht so viel Lärm, wie die französische Clique. Mir scheint, daß die Uebertreibungen der letzteren schon jetzt eine Umkehr der Anschauungen anbahnen. Ich hoffe, daß die Deutschen den Krieg bis ans Ende führen und den Schreiern auf den Boulevards die Zähne und Krallen verkürzen, so daß der gallische Hahn wenigstens ein halbes Jahrhundert lang sein Krähen lassen muß. Paris muß eingenommen, volle Kriegsentschädigung und zum Allermindesten die Vogesengränze erlangt werden. Dann kann mit einem einigen und friedlichen Deutschland Europa Ruhe haben. Allerdings habe ich weit mehr persönliche Freunde unter den Franzosen als unter den Deutschen, aber meine Freundschaftsgefühle verhindern mich nicht, die Gerechtigkeit der deutschen Sache und die Weltbedeutung des deutschen Sieges zu erkennen.

London, den 20. Januar 1870. Ihr P.

II.

Machen Sie jeden beliebigen Gebrauch von meinem letzten Brief. Ich verberge meine Gefühle hier nicht, habe also auch nichts gegen Ihre Veröffentlichung in Berlin. Seien Sie versichert, daß die Franzosenfreunde in England nicht die gedankenreicheren und ernsteren Liberalen umfassen. Ich könnte viele neben Carlyle, Francis Newman, Charles Kingsley, Grant Duff, Anthony Trollope, Lewes, Merrivale ꝛc. nennen, die ganz auf deutscher Seite stehen. Unzweifelhaft existirt viele menschliche Theilnahme für den Besiegten und viele eingebildete Theilnahme für den Schwachen, die eigentlich nichts weiter, als Eifersucht gegen den Starken ist. Was mich anlangt, so bedauere ich die französischen Wittwen und Waisen von Herzen, aber ich bedauere die deutschen Wittwen und Waisen noch mehr: weil ich weiß, daß die Leiden des Krieges, die Paris empfindet, Frankreich moralisch bessern können, während für Deutschland Kummer und Verlust unverdient sind. Ich hoffe nur, daß Deutschland darauf besteht, volle Entschädigung für alle Opfer und volle Sicherheit gegen fernere Angriffe zu erhalten. Ich fürchte, Frankreich steht ein entsetzlicher Augenblick des Aufruhrs und Bürgerkrieges bevor, wenn der Krieg zu Ende ist. England und ganz Europa schulden den deutschen Heeren und Bismarck einen großen Dank. Ich höre, daß Mazzini die Thorheiten Garibaldi's mißbilligt und beklagt: und welche Undankbarkeit liegt nicht darin! Hätte Preußen nicht 1866 Oesterreich besiegt, so hätte Italien nicht Venedig zurückerhalten, und hätte nicht Deutschland 1870 Frankreich besiegt, so würde Rom noch heute eine französische Besatzung und der Papst seine weltliche Macht besitzen. Don Quijote hat niemals für imaginärere Dinge gekämpft, als die allgemeine Republik Garibaldi's. Er wird entdecken, daß er, wenn nicht nach dem französischen Sprichworte: pour le roi de Prusse, so doch für eine Wiedergeburt der Monarchie gekämpft hat: nicht für das Kaiserreich, daß Preußen zu Boden geschlagen, aber sicher nicht für eine Republik, welche die Majorität der Franzosen fürchtet oder haßt, so sehr wir das Gegentheil wünschen möchten. Dabei hat Garibaldi die letzte Chance verloren, seine Heimat wiederzugewinnen.

London, den 28. Januar 1870. Ihr P.

Allerdings ist nach dem Abschlusse der Capitulation von Paris den großen Zeitungen Englands ein ganz neues Licht wieder aufgegangen. Graf Bismarck, den sie, weil er dem Minister Jules Favre das freie Geleit zum Londoner Kongreß über die Pontus-Frage verweigerte, als groben Verächter des Völkerrechtes dargestellt hatten, ist ihnen jetzt, und zwar gerade wegen dieser Weigerung, ein Staatsmann, der seines Gleichen nicht hat, der alle kommenden Ereignisse vorherzusehen und für seine großen Zwecke zu benutzen weiß. Die Times vom 7. Februar enthält unter der Ueberschrift „A retrospect of the siege of Paris" einen Artikel voll Bewunderung des staatsmännischen Blickes, den Graf Bismarck zu Ferrières sowohl, als in Versailles, in seinen Verhandlungen mit Favre bewiesen, welcher Letztere dem großen englischen Blatte jetzt nichts weiter, als ein sentimentaler Schauspieler ist. Der Grundgedanke dieses angeblich von einem Franzosen in Paris am 1. Februar geschriebenen Artikels ist, daß die Männer der bisherigen provisorischen Regierung, des Gouvernement de la defense nationale, durchaus nicht die Gedanken des französischen Volkes repräsentirt haben, daß sie vielmehr ihren eigenen Willen an die Stelle des Volkswillens gesetzt. „Das Kaiserreich", heißt es in diesem Artikel, „begann den Krieg gegen den Willen der Nation, und die Republik hat ihn gegen die innere Ueberzeugung derselben Nation fortgesetzt." Wäre Gambetta, sagt unser retrospectiver Artikel, auf seiner Ballonreise von Paris nach den Provinzen verunglückt und hätte er bei dieser Gelegenheit den Tod gefunden, so würde Paris wahrscheinlich schon viel früher capitulirt haben und Frankreich wäre nicht in sein jetziges namenloses Elend verfallen.

Holland.

Holländische Zeitungspolemik gegen den Gothaischen Kalender.

Wie empfindlich unsere nordniederländischen Nachbarn jetzt in Betreff ihrer Nationalität sind — obwohl diese von Niemand in der Welt bedroht wird — geht aus einer seltsamen Polemik der holländischen Presse gegen eine statistische Tabelle des Gothaischen Kalenders hervor. Die französische Ausgabe desselben, der „Almanac de Gotha" von 1871, enthält nämlich in Tabellenform eine „Repartition de la population de l'Europe entre les différentes nationalités." Diese Tabelle umfaßt zunächst die beiden Gruppen der germanischen und der romanischen Völker in Europa, und es wird darin constatirt, daß es in diesem Welttheile 91,400,000 Germanen (31 pCt. der Gesammtbevölkerung Europas) und 96,·00,000 Romanen (32,8 pCt. dieser Gesammtbevölkerung) giebt. Die Gruppe der Peuples Germaniques gliedert der Almanac de Gotha in die drei Unterabtheilungen Allemands, Anglo Saxons und Scandinaves, wobei die Niederländer, die sich doch bisher oft selbst als „Nederduitsche" bezeichneten, unter den Allemands aufgeführt sind. Daher nun das Geschrei der Holländer, die mit Einemmal durchaus nicht den Namen „Deutsche" führen wollen (obwohl sie es sich gefallen lassen müssen, daß die Engländer sie nur als Dutch kennen und nennen) und die nun bereits hinter dieser Tabelle des Gothaischen Kalenders den Grafen Bismarck erblicken, der die alten Vereinigten Niederlande in eine Seitentasche des neuen Deutschen Reiches stecken will.

Dem Herausgeber des Kalenders, Herrn Dr. Hermann

Wagner in Gotha, sind deshalb, und zwar nicht bloß in holländischen öffentlichen Blättern, sondern auch in Privatbriefen, viele Grobheiten an den Kopf geworfen worden. „Diese Briefe aus Niederland", schreibt er selbst an den Herausgeber der Noord-Hollandsche Courant, „sind in einer so insolenten beleidigenden Form abgefaßt und enthalten so viele Schmähungen gegen Deutschland, daß ich, um meine Ehre als Deutscher zu wahren, kein Wort darauf erwiedern werde." Herr Wagner fügt dann hinzu, das Mißverständniß der Holländer sei wahrscheinlich dadurch herbeigeführt worden, daß er in der Ueberschrift der Tabelle das Wort „Nationalitäten" gebraucht, während es vielleicht besser gewesen wäre, dafür „Sprachstämme" zu setzen. Die holländischen Blätter haben sich jedoch keineswegs bei dieser Gothaischen Erklärung beruhigt, und nur das im Haag erscheinende „Vaderland", ein auch gegen die niederländischen Brüder in Belgien humaner gesinntes Blatt, als seine meisten holländischen Kollegen, spricht sich in folgender würdiger Weise über die Sache aus:

„Wir hegen das Vertrauen, daß Niederlands Volksbestehen auf festeren und sichereren Grundlagen ruht, als auf der Behauptung, daß in einer Tabelle dieser Art unsere Nationalität eher dem skandinavischen oder dem angelsächsischen, als dem deutschen Volksstamm hinzugefügt werden sollte."

Nicht minder ergießt das von einem höheren Standpunkt aus redigirte „Vaderland" seinen wohlverdienten Spott über diejenigen seiner holländischen Kollegen, die auch in dem zu ihrer Kenntniß gekommenen Umstande, daß der Redacteur einer deutschen Literaturzeitung einen Bericht über die holländische Literatur im J. 1870, welchen ein wegen seiner österreichisch-partikularistischen Ansichten bekannter Wiener Gelehrter zu schreiben sich erboten hatte, nicht angenommen hat, eine Bedrohung der Selbständigkeit der niederländischen Sprache und Literatur sehen und darin eine Gefahr für die vereinigten niederländischen Provinzen dem neuen deutschen Reiche gegenüber erkennen. Es gehört in der That die nationale Empfindlichkeit der von jeher gegen Deutschland mißtrauischen Holländer dazu, um in jener Tabelle des Gothaischen Kalenders, wie in dem Redactions-Verfahren der deutschen Literatur-Zeitung,*) einen Angriff auf die doch von allen Ehrenmännern Europas geachtete Freiheit und Selbständigkeit der Niederlande zu erblicken.

Belgien.

Belgien und die vlamische Partei.**)

Vorschläge zur belgischen Reform.

Im zweiten Theile seiner Schrift beleuchtet Herr van der Kindere die Schwierigkeiten, welche sich der Wiedererhebung des vlamischen Volkes entgegenstellen. Diese Schwierigkeiten, deren ungeheure Tragweite die vlamische Partei selbst bis jetzt nicht wahrzunehmen scheint, liegen theils in der Verfassung des Königreichs, theils in den dermaligen Sprachverhältnissen des Volkes selbst, nämlich in der untergeordneten Stellung, welche das Vlamische, in der hohen Stellung, welche das Französische einnimmt.

Die belgische Verfassung ist antivlamisch. Sie hat das Staatswesen centralisirt, indem sie die eine Sprache zur amtlichen erhoben und die andere als nicht amtliche dieser untergeordnet hat. Sollen beiden Theilen der Bevölkerung gleiche Rechte gesichert werden, so bedarf es einer so gründlichen Reform, daß die Constitutions-Fanatiker sie nicht mit Unrecht als Umsturz bezeichnen würden. Denn die Vlamen müßten das Recht haben, sich ihrer Sprache in allen Lebensverhältnissen zu bedienen, in den politischen Körperschaften, sowie in den Berichten an alle Behörden, müßten sie vlamisch sprechen dürfen, die Volksschule sowie der mittlere und höhere Unterricht müßten vlamisch sein, es müßten vlamische Gerichtshöfe durch alle Instanzen eingerichtet werden mit vlamischen Richtern und Anwälten, die Armee müßte in vlamische und wallonische Regimenter zerfallen. Diese Forderungen bilden ein zusammenhängendes Ganzes der allgemeinsten staatsbürgerlichen Rechte; daß von denselben auch nicht ein einziges entbehrlich ist, davon kann man sich leicht überzeugen: man frage nur den Wallonen, auf welches von ihnen er seinerseits Verzicht leisten würde.

Die Verleihung dieser Rechte an die vlamische Bevölkerung ist aber in dem gegenwärtigen Belgien nicht durchführbar; denn dieses ist so genau nach französischem Modelle hergerichtet, daß es sich aus dem Musterlande provincialer und communaler Selbständigkeit in einen centralisirten Staat verwandelt hat. Die Gleichberechtigung der Sprachen unter Beibehaltung der Centralisation würde erfordern, daß alle Beamten sich beider Sprachen bedienen könnten; den Wallonen aber scheint es unmöglich, diesen barbarischen, von Consonanten starrenden Dialekt zu bewältigen, und sie würden außer sich sein, wenn man sie zu einer so übermenschlichen Anstrengung nöthigen wollte, — gerade so wie es jetzt die Vlamen sind, von denen man verlangt, daß sie sich des Französischen bedienen müssen. Und selbst wenn eine solche Zweisprachigkeit des Landes und Volkes durchführbar wäre, so dürfte man sie doch nicht wünschen: Daß ein Mensch zwei Nationalsprachen rede, ist eine ebenso abgeschmackte Zumuthung, wie daß er zwei Mütter habe; die Nationalität ist ebenso ausschließlich Eine, wie die Mutterliebe; sie theilen, heißt sie tödten!

Das Vorbild der Schweiz und die Geschichte Oesterreichs zeigen deutlich, daß für Staaten, welche aus verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzt sind, die einzige vernünftige Organisation die Bundesverfassung ist. Jede Provinz muß einen kleinen Staat für sich bilden, der sich selbst regiert, seinen Landtag, seine Besteuerung, sein Unterrichtswesen, seine Rechtspflege für sich hat, seine Truppen aushebt und einübt, und vor Allem seine eigene Sprache hat; die Centralregierung des Bundes aber darf keine andere Aufgabe haben, als Reibungen zwischen den Provinzen zu verhindern, die gemeinsamen öffentlichen Dienstzweige zu leiten und den Bund in Krieg und Frieden nach Außen hin zu vertreten. Wir fügen hinzu, daß die Verwirklichung dieses Vorschlages des Herrn van der Kindere durch die scharfe und regelmäßige Scheidung der beiden Sprachgebiete und namentlich dadurch außerordentlich erleichtert wird, daß die Sprachgränze zumeist mit der Gränze der Provinzen (so in Flandern und Limburg) oder mit der der Arrondissements (so in Brabant und Luxemburg) sehr nahe zusammenfällt.

*) Wir wollen nur bekennen, daß wir selbst diese angeklagte Literaturzeitung sind. Die Red. des „Mag. f. d. Lit. des Auslandes."

**) Nach van der Kindere: La Belgique en 1870 et le parti flamand. Vgl. Nr. 5 des „Magazin". Die Redaction verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß sie überall die Ansichten des folgenden Artikels und seine Schlußfolgerungen theilt.

Die zweite Schwierigkeit liegt in der bevorzugten Stellung, welche das Französische bei den höheren Klassen der vlamischen Bevölkerung selbst erlangt hat. Der Verfasser zeigt, wie diese Zustände sich aus der Herrschaft des Katholicismus entwickelt haben, welcher in der spanischen Zeit jede edle und freie Seele verfolgte und vernichtete und den Rest unter seinem dicken Moraste begrub; die Mitschuld trägt hier wie überall die ungeschickte Politik des Hauses Oesterreich, welches nichts that, um die vlamischen Unterthanen dem großen deutschen Vaterlande wieder anzuschließen, vielmehr vorzog, dieselben in fremder Sprache zu regieren. Von den Ländern wahrer Aufklärung und Freiheit durch die Religion geschieden, wandten sich nun die liberalen Belgier dem zugleich katholischen und revolutionären Frankreich zu, welches schon in früherer Zeit seinen Einfluß über Flandern erstreckt hatte. So kamen in der höheren Gesellschaft die französischen Ideen zur Geltung, ihre Civilisation wurde französisch. Wer sich heut als wohlerzogen zeigen will, meint nur französisch reden zu dürfen, und die Damen von Welt würden sich für beschmutzt halten, wenn aus ihrem Munde ein einziges Wort jenes vulgären Patois entschlüpfte, das man den kleinen Leuten überläßt; ja selbst viele Flaminganten bedienen sich in ihrer Familie der französischen Sprache, welche sie vor der Oeffentlichkeit verdammen. „Meines Erachtens, und ich sage es mit Kummer," sagt der Verfasser, „ist es nur eine schöne Täuschung, wenn man glaubt, daß die vlamische Sprache ihre verlorene Stellung wiedergewinnen könne; man wird sich nicht entschließen, das wieder aufzuraffen, was zur Mundart der armen Leute herabgesunken ist; man wird dem Vlamischen nie die geachtete Stellung wieder einräumen, welche ihm zukommt; und so lange man nicht ihre Sprache im öffentlichen und Privat-Leben, in den Salons wie in den Hütten spricht, sind die Anstrengungen der Flaminganten fruchtlos."

Soll man nun daran denken, die vlamischen Provinzen wieder an Holland anzuschließen? Viele wünschen dies, indem sie die Revolution von 1830 beklagen; und doch ging diese aus dem wirklichen Bedürfnisse des Volkes hervor, und auch sie war eine historische Nothwendigkeit. Ueberhaupt verkennt man ganz die Natur des Uebels, woran wir kranken, wenn man das Heil von Holland erwartet. Dem vlamischen Volk, welches fortdauernd physisch und geistig weiter zurückgeht, fehlt es an Lebenskraft. Wie sollte ihm Holland die sittlichen Elemente darbieten, durch die es sich wieder aufrichten könnte; hat doch Holland selbst den rechten Weg verloren und treibt in seiner unsinnigen Furcht vor Deutschland auf das Frankreich zu, welches wir fliehen müssen. Ueberhaupt kann nicht ein Stern zehnter Größe uns aus der Sphäre des benachbarten Frankreichs ziehen, in welcher wir jetzt kreisen; dazu gehört eine glänzende Sonne, eine ganze und eigene Civilisation.

Deutschland ist der natürliche Mittelpunkt für Flandern! Die Vlamen sind Germanen, ihre Sprache ist, wie Jedermann weiß, eine germanische Mundart, und an der Mutterbrust muß sie sich wieder stärken und aufrichten. Das Vlamische, frühzeitig ausgebildet, hat sich auch zeitiger festgestellt und seit dem Mittelalter keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Dagegen ist mit der Ausbildung des Hochdeutschen eine neue Periode der Entwickelung Germaniens angebrochen. Das Hochdeutsche ist die wirkliche Sprache des heutigen Lebens; schon haben sich vor ihr die Mundarten der sächsischen Stämme gebeugt, und wie groß auch die unleugbaren Vorzüge der älteren Formen sein mögen, sie sind durch das Naturgesetz selbst verurtheilt, dem Hochdeutschen den Vorrang einzuräumen, in gleicher Weise wie das Provençalische, trotz seiner hochbedeutenden Eigenschaften, der französischen Sprache weichen muß.

Was von der Sprache gilt, das gilt auch vom Volke: Der Vlame ist beim Mittelalter stehen geblieben; in seinen Processionen, Kirmessen, Scheibenschießen, da lebt er noch mit der alten Wärme und Freudigkeit, und betritt man eine der alten Kirchen, welche wir heut nicht mehr zu bauen verstehen, so meinen wir auf den Bänken dieselben andachtsvollen, runzlichten Gesichter zu sehen, welche Memlinck gemalt hat. Der Deutsche dagegen gehört dem heutigen Leben an. Dichtkunst, Wissenschaft und Philosophie haben sich dort zur höchsten Blüthe entfaltet; der deutsche Geist hat die Welt verjüngt, und wie wir in den geologischen Schichten die Erzeugnisse verschiedener Schöpfungsperioden erblicken, so wird man in der Geschichte der Menschheit an der Erschaffung eines neuen geistigen Bodens die germanische Periode erkennen.

Wie der Wallone seine verhältnißmäßige Ueberlegenheit dadurch erlangt hat, daß er durch die französische Sprache an dem vollen Leben des großen Frankreichs — groß trotz aller seiner Schwächen und Laster — theilzunehmen vermochte, so muß in gleicher Weise der Vlame sich an Deutschland anschließen. Dann wird auch er aus dem engen Kreise seiner Vorurtheile heraustreten, und es wird ihm der ganze Reichthum einer lebendigen und mächtigen Civilisation offen stehen; hier wird er seine wahre Natur wiederfinden, sein Nationalgeist wird neu erwachen.

Der Einfluß des kaiserlichen Frankreichs mit seinen lockeren Sitten, seiner flachen Literatur, seiner unersättlichen Sucht nach Gewinn und Genuß hat bei uns eine Abneigung gegen ernste Arbeit und ernstes Leben verbreitet. Gewiß darf man das Französische nicht unbedingt verdammen; es hat seine werthvollen Eigenschaften und deshalb haben auch seine Fehler die Berechtigung zur Existenz; auch dürfte man dem Vlamen keinen Vorwurf machen, gelänge es ihm, sich die Vorzüge des Franzosen anzueignen. Aber der vlamische Stamm ist eben für diese Art oberflächlicher und koketter Vorzüge nicht gemacht; er ist nach seiner ganzen Anlage ein ernstes Volk. Was er bedarf, und es ist hohe Zeit, daß er dies zurückfordere, das ist das ganze Erbtheil der germanischen Eigenschaften: Würde, Sittlichkeit, Redlichkeit, die Liebe zur Forschung, den Eifer für die Wissenschaft, den Geist des Gesetzes und der Ordnung, das volle Pflichtgefühl des freien Mannes!

Wollen die Vlamen nicht kläglich zu Grunde gehen, wollen sie wieder zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen, so müssen sie die deutschen Gedanken in sich aufnehmen, und dazu gehört die Erlernung der deutschen Sprache. Dieser Vorschlag ist nicht neu, nur schien zu seiner Verwirklichung bisher die Zeit noch nicht reif. Auch jetzt ist dieselbe nicht leicht; es gehört dazu eine Art von Enthusiasmus, jener unbedingte Trieb, der oft ganze Klassen der Gesellschaft einem bestimmten Ziele zuführt. Den Anstoß zu einer solchen Umgestaltung kann man nicht von den niederen Klassen erwarten, welche in tiefen Schlaf versunken sind, ebenso wenig von der Regierung, die in solchen Dingen machtlos ist, der gebildete Theil des Volkes ist es, den man überzeugen muß. Im Ganzen sind schon jetzt die Aufgeklärteren der deutschen Sache günstig; sie würden es mehr sein, kännten sie Deutschland besser. Sobald sie seine wahre Größe erblicken, die ganze Tiefe des deutschen Geistes ahnen werden, so werden sie sich begierig den deutschen Gedanken, den deutschen Schriften zuwenden; dann werden sie deutsch lernen, und dafür sorgen, daß ihre Kinder es lernen. Dann wird auch die Regierung hinzutreten müssen; sie wird alsdann den mittleren und höheren Unterricht vollständig

umgestalten, indem sie dem Studium des Hochdeutschen in den Vlamischen Provinzen dieselbe Stelle einräumen wird, wie dem des Französischen in den Wallonischen Provinzen.

„Man verstehe wohl," sagt Herr van der Kindere, „bei dieser Reform, welche uns retten würde, liegt die Schwierigkeit nicht in der Ausführung, sondern nur darin, daß man sich zuvor von ihrer Nothwendigkeit überzeugen muß. Versucht man erst die Hand an's Werk zu legen, so sind drei Viertel der Arbeit schon gethan. Die Verwandtschaft der beiden Sprachen, um deren Wiederverbindung es sich handelt, ist nämlich in der That so groß, daß auch heute noch die nicht gebildeten Einwohner beider Länder sich ohne besondere Mühe verstehen, — ich habe davon ganz auffallende Beispiele erlebt*), — und daß sechsmonatliche Uebung ein Kind, das die eine Sprache redet, in Stand setzt, die andere zu sprechen." Das Vlamische wird dann immer noch die Mundart unseres Volkes bleiben und als solche auch in unserer Literatur fortleben, aber die Sprache der höheren Gesellschaft, des geschäftlichen Verkehrs und des Unterrichts wird dann hochdeutsch sein. Unser Schulwesen namentlich würde bei diesem Wechsel unendlich gewinnen; bereichert durch eine Unzahl deutscher Lehrbücher würde es in wenigen Jahren weit über das französische Schulwesen hinaus sein.

„Die Beziehungen zwischen den höheren und niederen Klassen," fährt Herr van der Kindere fort, „würden dann sowohl leichter wie fruchtbringender sein. Die unteren Klassen hätten nicht mehr zwei verschiedene Sprachen zu lernen, sondern nur zwei sich nahe stehende Formen einer und derselben Sprache; es wäre dies nichts anderes, als was in England, Frankreich, Italien, Deutschland, kurz in allen civilisirten Ländern geschieht, wo sich die verschiedenen Dialekte erhalten haben. Die höheren Klassen ihrerseits hätten dann keinen Vorwand mehr, zu vergessen, daß ihre erste Pflicht und ihr schönstes Vorrecht darin besteht, Bildung und Sittlichkeit im ganzen Volke zu verbreiten; denn für den, welcher deutsch kann, ist das Studium des Vlamischen nur Spiel. So eröffnet sich unserem Volke ein höchstes und unerschöpfliches Glück."

„Dann wird Belgien, das zugleich romanische und germanische Land, seinen wahren Beruf erfüllen: die Verbindung der großen Nationen des Continents. Denn auf seinem neutralen Gebiete werden sich die Gedanken vermählen, die am Rhein und an der Seine erblüht sind. Dann ist es nicht mehr eine schlechte Copie Frankreichs, sondern das Miniaturbild der westeuropäischen Civilisation."

„Niemals ist die Bestimmung eines Landes klarer vorgezeichnet, niemals einem kleinen Lande eine glänzendere Aufgabe gestellt worden. Ist nun Belgien so von Vorurtheil befangen oder so gleichgiltig gegen sein Geschick, um sie auszuschlagen? Möchte sich Belgien doch überzeugen, daß, um nur das finstere Dasein fortzusetzen, in dem es jetzt sich hinschleppt, es kaum des Lebens lohnt. Was hat es seit seiner Unabhängigkeits-Erklärung gethan? — Vierzig schöne Jahre verloren, ohne den mindesten Vortheil daraus zu ziehen. Man hat ihm eine Verfassung gegeben, deren Grundsätze vorzüglich sind; fortwährend bewundert es diese Grundsätze und versteht doch nicht, sie zu handhaben. Die Preßfreiheit hat die Herrschaft von Zeitungen begründet, die in den Händen von Ausländern sind, welche nicht ein Wort von den Aufgaben unseres Staatswesens begreifen; das Vereinsrecht hat unser Land mit Klöstern bedeckt; die Unterrichtsfreiheit hat fast die ganze Jugend den Händen der Geistlichkeit überantwortet; die Sprachfreiheit hat Belgien französirt bis in's innerste Mark. Heute, nach soviel Anstrengungen, steht Belgien wieder auf demselben Punkte, von dem es ausging: die Gewalt ist in den Händen der clericalen Partei. Während ganz Europa nach Volksbildung verlangt, läuft Belgien den Ignorantinern nach; während ganz Europa die Erweiterung des Stimmrechtes vornimmt und die Zukunft der arbeitenden Klassen ernstlich in Bedacht nimmt, verweigert Belgien hartnäckig auch die geringste Reform. Unsere Doctrinäre haben vielleicht Recht, wenn sie den Fortschrittsmännern zurufen: das Land will an der Verfassung nicht gerührt wissen! Aber dieses Wort ist zugleich die schmählichste Verurtheilung der ganzen bisherigen Regierung; denn ein Land, das nie das Bedürfniß fühlt, einen Schritt vorwärts zu thun, ein solches Land liegt im Todesschlaf. Alles verwandelt sich; was unbeweglich wird, das versteinert."

„Inzwischen ist England fortgeschritten und Deutschland neu erstanden. Ohne die Freiheiten zu besitzen, deren wir uns rühmen, hat Deutschland Bildung und Kraft gewonnen, die zwei Mächte, denen die Welt gehört, und die vereinigt zum Heile führen müssen. Sein Volk ist unterrichtet und gesittet, es weiß zu denken und weiß zu handeln; es hat gelernt dem Gesetz zu gehorchen, es versteht sich selbst zu beherrschen, und das ist die erste Tugend des Mannes; es schreitet mit festem Tritte auf dem Wege vorwärts, welcher einer dauernden und fruchtreichen Freiheit zuführt."

„Du alter Artevelde", so schließt Herr van der Kindere seine treffliche Arbeit, „der Du für mein armes vlamisches Volk gestorben bist, Du hattest gefühlt, daß seine Kraft im germanischen Bündniß ruhte! Deine Blicke wandten sich dem edlen England zu, dem schon im vierzehnten Jahrhundert die Morgenröthe des künftigen Glückes dämmerte. Warum kannst Du nicht heute wieder unter uns sein! Sähest Du in den Straßen von Gent, was aus Deinen stolzen Kampfgenossen geworden ist, Du würdest schmerzliche Thränen weinen; aber Deine Beredsamkeit würdest Du wiederfinden. Du würdest ihnen die Größe Deutschlands malen, Du würdest sie ihren eignen Verfall mit Händen greifen lassen, und Du würdest ihnen zeigen, daß es auch jetzt ihre germanischen Brüder sind, bei denen sie ihr Heil suchen müssen! Würden sie Dir glauben?"

*) Die gleiche Wahrnehmung wird jeder aufmerksame Beobachter machen, wie auch der Referent schon bei einem zweitägigen Aufenthalte in Brüssel ein hübsches Beispiel derart erlebte: Längs des Kanals gehend, auf welchem Schiffe gezogen wurden, sahen wir, wie ein Schiffstau einem feingekleideten Herrn den Cylinderhut abschlug und in's Wasser warf. Eine Anzahl junger Brabanter sah der Sache mit stumpfem Lächeln zu. Mein Begleiter, der vortrefflich französisch sprach, forderte sie in dieser Sprache auf, Stangen zu holen und den Hut zu fischen; — vergebens, er hätte es ebensogut auf chinesisch sagen können! Die Schlingel scheinen kein Französisch zu verstehen, sagte er mißvergnügt, was soll man mit ihnen reden? ich werde es einmal auf pommerisch versuchen! Er wiederholte nun seine Aufforderung in pommerischem Plattdeutsch; augenblicklich kam Leben in die Gruppe, die Stangen wurden geholt, der Hut gefischt.

Frankreich.

Eine scharfsinnige geographische Conjectur.

Gegenüber dem den Franzosen im Allgemeinen nur zu oft gemachten Vorwurf einiger Ungründlichkeit und Leichtfertigkeit in wissenschaftlichen Dingen, und ganz besonders ihrer vermeinten Unwissenheit in der Geographie, können wir es uns

nicht versagen, einen Beleg dafür beizubringen, zu welcher umsichtigen Forschung und darauf sich stützenden, überraschend geistvollen Hypothese einen französischen Gelehrten ein so unscheinbares Object, wie der in einem Büchercatalog ihm aufstoßende abgekürzte Titel eines alten Buches anzuregen vermag. Um die luminöse Conjectur, zu derengleichen selbst unsere Karl Ritter oder Petermann sich schwerlich verstiegen haben würden, nach Gebühr zu würdigen, genügt es, den betreffenden Passus mit diplomatischer Genauigkeit herzusetzen. In dem neuerdings als Supplement von Brunet's Manuel du libraire erschienenen Dictionnaire de géographie ancienne et moderne à l'usage du libraire et de l'amateur de livres, — par un bibliophile (nämlich von dem bekannten Bibliographen **Pierre Deschamps**), Paris, 1870, Firmin Didot frères findet sich, S. 1154, folgender Artikel:

„SCHULZIUM. — Localité inconnue; est-ce *Schulpforta*, pet. ville de Prusse (Saxe) anc. abb. de Citeaux, dans les bâtiments de laquelle le duc Maurice de Saxe établit, en 1543, un célèbre collége? Nous trouvons aux catal. de Varennes de Béost, sous le n° 515: *Scrutinium Cinnabarinum* ...... *opera et studio Godofredi.* Schulzii, 1680, in 12.“ *)

Daß Herr Deschamps durch die so glücklich ausfindig gemachte und so kühn ausgebeutete Identität der Anfangssylbe *Schul* in den beiden fraglichen Wörtern seiner Sache ziemlich gewiß gewesen und wohl nur aus Bescheidenheit die Localität als unbekannt und seine sinnreiche Entdeckung durch die Form der Frage einstweilen nur als Hypothese bezeichnet hat, erhellt aus dem am Schluß des Bandes befindlichen alphabetischen Verzeichniß der Oerter mit deren lateinischer Version, in welchem, S. 1568, „Schulpforta“ ohne weiteres Bedenken durch „*Schulsium*“ übersetzt ist.

Es drängt sich hierbei die praktische Betrachtung auf, ob es sich nicht vielleicht empfehlen dürfte, eine convenable Anzahl der noch zu erwartenden französischen Kriegsgefangenen in dem bis dahin unbekannt gewesenen, durch Herrn **Deschamps** aber für die Geographie und die Welt gewonnenen preußischen Orte **Schulzium** unterzubringen, da zu hoffen, daß diese vorgeschobenen Pioniere der Weltcivilisation, womit der Himmel uns so überreichlich segnet, daselbst als in der eigensten und ausschließlichen geographischen Errungenschaft ihres gelehrten Landsmannes sich besonders heimisch fühlen würden.

Schweden.

Hans Forssell: Deutschland, Frankreich und Schweden.*)

I.

Mag sich in dieser lehrreichen und interessanten Schrift auch noch ein fernes leises Echo von den Mißklängen vernehmen lassen, welche aus der schwedischen Presse, aus Sympathie für Dänemark, leichtsinnig, parteiisch und unwahr gegen Deutschland und Preußen, zu unserem Schmerze, zu uns herübergetönt sind, so beleuchtet doch der schwedische Verfasser hier das Verhältniß zwischen Deutschland, Frankreich und Schweden im Ganzen mit einer objectiven Unparteilichkeit und historischen Sachkenntniß, die uns mit Hochachtung für ihn erfüllen. Er tadelt das bisherige scheußliche Streben Frankreichs, für dessen eitle Herrschaft und eigne Machtstellung und zur vorgeblichen Aufrechthaltung des sogenannten europäischen Gleichgewichts, Deutschland in schmachvoller Zersplitterung und Erniedrigung zu erhalten; er läßt der Bildung und Humanität der großen deutschen Nation alle Gerechtigkeit widerfahren und erkennt ihre vollkommene Berechtigung zu der angestrebten Einigung an; er tadelt die schwedische Presse wegen ihrer ungerechten Parteilichkeit und Leichtgläubigkeit auf Grund der französischen Lügenberichte und sucht seine Landsleute von ihrer ganz unbegründeten gespensterhaften Furcht vor der vermeintlichen deutschen Eroberungslust und vor dem „Alles verschlingenden Preußen“, sowie von der dadurch künstlich erregten Apathie gegen Deutschland und Preußen, zu befreien, als deren natürliche Bundesverwandte Schweden und Norwegen sich betrachten müssen.

„Von allen Nachbaren Deutschlands“, sagt der Verfasser, „sind wir (Schweden) Diejenigen, welche vor einer Vermischung mit speciell deutscher Nationalität am wenigsten uns zu fürchten haben, und Diejenigen, welche für Angriffe eines preußischen Eroberers die am wenigsten schwachen Punkte bieten. Unsere ideellen und materiellen Gränzen gegen die wachsende Großmacht sind natürlich und scharf gezeichnet; wir haben kein Deutschthum in unserm Innern und kein Halbdeutschthum an unsern Gränzen; wir haben keine halbschwedischen Landstriche gegen Deutschland zu behaupten. Wir sind sowol durch unsere Lage, als auch durch unsere Geschichte, Staaten aus Einem Gusse. Deshalb müssen wir nicht auf künstliche Weise gegen Deutschland Mißtrauen und Unwillen aufkommen lassen. — Auch erscheint es, wenn man einige Decennien zurückdenkt, fast wie ein Wunder, daß solche Stimmung, wie die jetzige, gegen Deutschland entstehen konnte. Eine feindselige Stimmung gegen Deutschland von Seiten unserer gebildeten Klassen würde damals als eine Ungereimtheit betrachtet worden sein. Die große Masse, deren politisches System sich hauptsächlich auf die vaterländische Tradition gründet, hat darin noch weniger einen Samen zur Erbitterung gegen Deutschland finden können. Vor bald viertehalb Jahrhunderten waren es einige übermüthige Krämer, welche in Schweden einen Nationalhaß gegen Deutsche hervorriefen; und zur Versöhnung desselben bedurfte es nur der Handelsfreiheit einer oder zweier Generationen. Seitdem haben wir mit Deutschland große historische Erinnerungen, die Erinnerungen kriegerischer Thaten und ideeller Siege gemeinsam gehabt; unser größter König verschaffte sich Ehre und Segen unter den Deutschen, und aus Deutschland erhielt Schweden darauf ein Fürstengeschlecht, dessen Erinnerung es nie vergißt. Im Uebrigen zieht sich durch unsere Kultur im weitesten Sinne des Worts eine Verwandtschaft mit der Kultur Deutschlands, ohne irgend welche unfreie Abhängigkeit. Selbständig seit den ältesten Zeiten, hat unser Volksstamm seine Entwickelung durchgemacht neben der Deutschlands. Selbst unsere volkswirthschaftlichen Interessen sind mit denen Deutschlands nahe verbunden, ohne von ihnen abhängig zu sein. Mit Einem Wort wir würden unsere Vorzeit und uns selbst verleugnen und leichtsinnig handeln, wollten wir uns in den Harnisch eines unversöhnlichen Hasses gegen Deutschland

---

*) Untersuchung über Zinnober &c. (von dem als medicinischen Schriftsteller bekannten Dr. Gottfried Schulze in Halle.) Es ist zu bemerken, daß in dem Buche selbst die Angabe des wirklichen Druckorts auf dem Titel („Hall. Saxon. Sumptibus Simon Joh. Hübneri. Anno 1680“) nicht fehlt und wir demnach die kostbare Bereicherung der Geographie der Weglassung desselben in dem von Herrn Deschamps citirten Katalog und dem daselbst aus Versehen, wie es scheint, zwischen den Vor- und Familiennamen des Autors gerathenen Punkt verdanken.

*) Tyskland, Frankrike och Sverigo. Af Hans Forssell. Stockholm, A. L. Norman, 1870.

kleiden, der für Dänemark die traurige Frucht einer mit uns in dieser Beziehung völlig ungleichen historischen Entwickelung ist.

„Daß Dänemark aus reinem Selbsterhaltungstrieb in Deutschland einen Feind erblickt, ist natürlich. Würden aber Schweden und Norwegen, welche von Deutschland kaum Etwas zu befürchten hatten, ihre Volksstimmung von gleicher Bitterkeit und Feindseligkeit beseelen lassen, so wäre das eine Absurdität, die in unserer Freundschaft für Dänemark keine Entschuldigung findet."

Der Verfasser sagt dann weiter: „So stark unsere natürlichen Verbindungen mit Deutschland, so schwach sind die Fäden, welche unser Nationalleben mit Frankreich verknüpfen. Unser Verhältniß zu den beiden Nationen ist auf der einen Seite wie das zu einem Bruder und auf der andern wie das zu einem befreundeten Fremdling. Wir werden „„Franzosen des Nordens"" genannt; aber dieses Epitheton kann niemals so gedeutet werden, als ob wir größere Aehnlichkeit mit den Franzosen, als mit den Deutschen hätten. Wir sind auch mit Frankreichs Kultur ziemlich vertraut, und gleich England, Italien und Deutschland, sind wir der französischen Nation für einige der schönsten Freiheits- und Humanitäts-Ideen, welche von dorther über die Welt verbreitet worden, sehr dankbar. Vielleicht haben wir uns auch, infolge unserer Naturanlage oder unserer historischen Verhältnisse, leicht einige den Franzosen eigenthümliche äußere Formen aneignen können. Wenn man aber das Beste und Edelste unserer nationalen Lebensäußerungen prüft, so wird wohl Niemand darin romanischen Geist entdecken. Frankreich war einst für uns, wie für das übrige Europa, der Lehrmeister in Form und Styl. Aber wir protestirten gegen die Schule, wir sprengten die Fesseln der angelernten Technik und wir schufen uns aus eignen Mitteln eine Literatur. Frankreich brachte uns politische Ideen, aber wir brauchten keine politischen Institutionen von ihm zu entlehnen, und wir gingen, frei von romanischen Staatsprincipien, unsern eigenen Weg, da wir uralte politische Freiheit und Institutionen besitzen, die sich ohne äußere Einflüsse verjüngt haben. Im Uebrigen sind wir ebenso wenig, wie andere Völker Europas, von dem verderblichen Einflusse des oberflächlichen, eitlen und sittenlosen Frankreich befreit geblieben; aber wir haben mit unseren edelsten Kräften gegen diesen Einfluß gearbeitet und unsere Verachtung gegen französischen Leichtsinn und Charlatanismus wach gehalten. Und war unsere Erbitterung gegen dieses Wesen geringer, als die Deutschlands, so hatte dies wohl darin seinen Grund, daß wir nicht, wie Deutschland, von der unaufhörlichen und nahen Berührung mit jenem Lande zu leiden hatten. Wir waren in der glücklichen Lage, das Beste zu wählen und das Uebrige zu lassen, obgleich wir in manchen Stücken auch eine schlechte Wahl getroffen haben.

„Ebenso ist es im politischen Leben. Wir hatten keine Sympathien für die bureaukratische Centralisation, welche in der Heimat der Revolutionen die beständige Frucht der Revolution war, und wir hatten keinen Anlaß, den auf ungesunde Principien gebauten Cäsarismus zu lieben.

„Vor etwa zwanzig Jahren wünschte Schweden fast einhellig einem freien Deutschland Wohlergehen und Glück zu der Einigung. Man bedauerte es, daß ein Volk von so viel Geisteskraft und materieller Stärke in einem Zustande politischer Zersplitterung und Schwäche verbleiben soll. Die deutsche Einigung wurde als ein großer Freiheitsgedanke betrachtet und wir gönnten den Deutschen dieses ihr politisches Ideal. Wir vergaßen nicht, daß, wenn Preußen auch einige „Lücken" in seiner Verfassung hatte, es in seiner gesünderen Kommunalverwaltung und in seiner freieren Presse eine unendlich viel sicherere Bürgschaft für seine Freiheit besaß, als Frankreich. Und vor Allem wenn wir mit Preußens Abgeordnetenhause Frankreichs Corps législatif verglichen, so konnten wir, bezüglich des preußischen Volkes, nur sehr vortheilhafte Schlußsätze aus der unerschütterlichen Freiheitsliebe ziehen, welche es innerhalb der Gränze des Gesetzes an den Tag legte.

„Nicht nur die natürliche Verwandtschaft und Gemeinschaft der Kultur unter den deutschen Staaten gewähren eine wirkliche und feste Grundlage für deren Verschmelzung zu einem einzigen Staate, es sind unleugbar auch große und mächtige Kräfte in dem Volke selbst, um solche Verschmelzung zu fordern und zu fördern. Ein Republikaner mag bedauern, daß Deutschland ein starker monarchischer Staat wird, ein Socialist mag trauern, daß sich weniger Aussichten für Lassalles politische Glaubensverwandte eröffnen. — — Wir, die wir an die historische Nothwendigkeit von Deutschlands Einigung zu einem Staate glauben, wagen die Ueberzeugung auszusprechen, daß der neue Bund in sich selbst eine große vielversprechende Zukunft birgt und eine Bürgschaft für Deutschlands und Europas Glück und Frieden ist.

„Es giebt in Preußen gegen den Despotismus Gegengewichte von der größten Bedeutung: die kommunale Selbstverwaltung, eine auf Ehre haltende Aristokratie und die hohe Bildung des Bürgerstandes.

„Ein Staat, in welchem der Schulunterricht seit mehr als einem Jahrhundert obligatorisch ist, in welchem eine große Lehrfreiheit die Wissenschaft zu ihren höchsten Triumphen geführt und in welchem die streng ausgeübte Wehrpflicht bei allen Volksklassen ein tiefes Gefühl gleicher bürgerlicher Pflichten hervorgerufen hat, ein solcher Staat kann unmöglich der Herd aller möglichen Unfreiheit sein oder werden.

„Das Einigungswerk Deutschlands fing gerade da an, wo es anfangen sollte: mit der Organisation derjenigen Einrichtungen, welche nothwendig Einigung und Centralregierung fordern, mit der Umbildung des Rechtswesens in allen möglichen Richtungen und mit einer gleichartigen Vertheilung der bürgerlichen Pflichten, welche kein Land so, wie Preußen, auszuüben versteht."

Nachdem der Verfasser die preußischen Reformen in Bezug auf das Gesandtschafts- und Consulatewesen die Armee und die Flotte, das Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen angedeutet und hervorgehoben, daß der Reichstag des Norddeutschen Bundes auf dem Gebiete der Gesetzgebung mehr in drei Jahren, als alle Landtage von ganz Deutschland in eben so vielen Decennien geschaffen hat, nämlich: das Gesetz über „Freizügigkeit, Heimatrecht und Indigenat", die „Gewerbeordnung", die Abschaffung des „Wuchergesetzes", der „Schuldhaft" und des „Beschlags auf Löhne", die Gesetze über „Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften", über „Actien- und Kommanditgesellschaften", über „Banknotenzettel-Emission", über „das literarische Eigenthumsrecht", das „Strafgesetz", das „Gesetz betreffend die Rechtspflege", „das höchste Bundesgericht für Handelssachen" ꝛc., fügt er hinzu:

„Das Frankfurter Parlament erscheint als eine Karrikatur, wenn es an die Seite dieses Norddeutschen Reichstages gestellt wird, dessen Leiter der Graf Bismarck ist. Unsrerseits wagen wir hieraus den Schluß zu ziehen, daß das frische Leben, welches die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes durchdringt, in nicht geringem Maße auch auf Preußens innere Entwickelung zurückwirken wird."

Rußland.

Rußlands Kriegsmacht.*)

Seit dem Zerfall der deutschen Kaisermacht wurde unsere Nation stets von zwei Seiten, von Westen und von Osten, bedroht und beraubt. Im Westen blieb unser Feind immer derselbe — es war Frankreich, mit dem wir jetzt abrechnen. Im Osten wechselte er: unter der Herrschaft der Jagellonen war es hauptsächlich Polen; es entriß uns damals die wichtigen Gebiete des Deutschen Ritterordens, Preußen und Livland. Aber seit Stefan Bathory's Tode verfiel es vollständig und ging unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. Preußen wurde durch die Hohenzollern für Deutschland wiedergewonnen, Livland ging aus Polens Hand, auf dem Umweg über Schweden, in die eines noch gefährlicheren Gegners der Deutschen über. Der Zar der Moskowiten trat mit und durch diese Eroberung in die Reihe der europäischen Fürsten, und zwar sogleich mit so schwerem Gewicht, daß er über fast alle Küstenländer des Baltischen Meeres längere Zeit, wie über seine eigenen Besitzungen, gebot. Es lag an der Vaterlandslosigkeit der damaligen Deutschen, daß sie ihm hauptsächlich die geistigen Mittel boten, um aus seinem barbarischen Volke eine Macht ersten Ranges zu machen. Leider dauert dieses Verhältniß noch bis auf den heutigen Tag fort, wenn auch das Zuströmen der werthvollen deutschen Kräfte bedeutend nachgelassen hat; es ist zu erwarten, daß es völlig aufhören werde. Diese Erwartung beruht auf zwei Gründen: einmal, weil der deutsche Diener russischer Interessen immer weniger und weniger Dank, sondern in steigendem Maße Haß und Zurücksetzung von den rechtgläubigen Slaven für seine Mühen zu erwarten hat, noch mehr aber, weil der Deutsche jetzt endlich ein Vaterland besitzt, welches alle seine Söhne braucht, ihnen auch ihre Dienste zu lohnen und allen seinen Kindern Schutz zu gewähren im Stande ist. Immerhin ist dieses Verhältniß noch immer manchem Deutschen nicht in das Bewußtsein gelangt.

Auch der anonyme Verfasser der Broschüre „Die Heeresmacht Rußlands", offenbar ein deutscher Offizier, gehört zu dieser Klasse. Mit Recht hegt er die Besorgniß, daß man ihm den Vorwurf machen werde, er habe ein „zu glänzendes Bild" von dem russischen Heere entworfen; er entgegnet darauf, er habe „in Nichts übertrieben", vielmehr „sine ira et studio" geschrieben. Wir können ihm jedoch kaum das Recht zugestehen, mit einem Werke, welches einer solchen Gemüthsstimmung, d. h. ohne Vaterlandsgefühl, entsprungen ist, vor sein heimatliches Publikum zu treten. Denn wenn es wirklich in Rußland mit dem gesammten Heerwesen so vortrefflich bestellt wäre, wie er das darstellt, so läge darin eine furchtbare Gefahr nicht blos für Deutschland, sondern für ganz Europa. Es darf nachgerade denn doch keinem Deutschen, am Wenigsten einem gebildeten und einem Schriftsteller, unbekannt sein, was die russische Bewegungspartei offen ausspricht, daß alle Länder, besonders Oesterreichs und der Balkan-Halbinsel, in denen Slaven und „Rechtgläubige" wohnen, mit dem russischen Reiche vereinigt werden müssen und daß dieses alsdann die Herrschaft über ganz Europa zu führen habe. Noch weniger darf es dem Deutschen unbekannt sein, daß die Russen schon jetzt durch die Unterdrückung der deutschen Sprache und Kultur, sowie der protestantischen Religion in den Ostsee-Provinzen, indem sie dort einen Vorgeschmack von ihrer Herrschafts-Ausübung über ganz Europa geben, sich als unsere Nationalfeinde erweisen.

Zum Glück können wir mit Sicherheit annehmen, daß der Anonymus dennoch in der That ein „zu glänzendes Bild" vom russischen Heerwesen gezeichnet hat. Wenn er auch nicht absichtlich „übertrieb", so hat er sich doch unbewußt durch den Schein blenden lassen. Die Russen verstehen diese Kunst des Blendens ja so vortrefflich. Potemkin, mit seinen gemalten taurischen Dörfern, war gewiß nicht der erste und nicht der letzte Künstler dieser Art. Um die so vortheilhaften Aussagen des Verfassers zu widerlegen, sind wir in der günstigen Lage, die Aussprüche eines Mannes aufzuführen, der in das russische Heerwesen jedenfalls unvergleichlich besser eingeweiht ist, als der deutsche Offizier, den man ohne Zweifel nur dasjenige davon hat sehen lassen, was man wollte; es ist der General Fadejew. Hr. Julius Eckardt hat sich das Verdienst erworben, dessen Werk über „Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik" in's Deutsche zu übersetzen.

Dasselbe ist in der That mit einer Helligkeit der Einsicht nicht blos in militärische, sondern auch in politische und soziale Angelegenheiten, mit einer Gründlichkeit geschrieben, wie man sie einem Russen nicht zutraut. Freilich kommen auch arge Oberflächlichkeiten und Schnitzer darin vor, indeß steht der deutsche Bearbeiter desselben Stoffes ihm in diesem Punkte kaum nach. Das geschieht namentlich, wenn er die Festungen Rußlands herzählt und beschreibt, dabei aber das wichtige Reval vergißt, dagegen Riga nennt, dessen Werke bereits seit 12 Jahren abgetragen sind. Fadejew dagegen sündigt gegen die Geographie des eigenen Vaterlandes, indem er dem General-Gouvernement Littauen (S. 54) einen „Küstenstrich" zuschreibt, da doch bekanntlich Kurland bei Polangen unmittelbar an Ostpreußen gränzt und somit Russisch-Littauen ganz vom Meere abschneidet. Eine andere Oberflächlichkeit begeht er (S. 32), indem er bei der Berechnung der Streitkräfte Frankreichs nur die Linientruppen und die Nationalgarde nennt, die Mobilgarde aber ganz vergißt. Noch schlimmer ist es, daß er an derselben Stelle die ganze Streitmacht des Norddeutschen Bundes mit Einschluß der Landwehr auf 707,000 Mann berechnet, weiterhin (S. 38) dagegen diejenige des alten Preußen allein „bei einer Bevölkerung von 18½ Millionen" auf 720,000 Soldaten angiebt. Diese letztere Berechnung dürfte die richtigere sein; denn in dem gegenwärtigen Kriege hat Preußen allein in seinem neuen Umfang mit 24 Mill. Seelen bis zum Januar d. J. bereits gegen 800,000 Vaterlandsvertheidiger über die französische Gränze geschickt, wobei nur die wiederhergestellten Verwundeten und Kranken, welche mit den Ersatztruppen den Weg wiederholt machten, zweimal gerechnet sein mögen. Außerdem stehen aber sicher noch 200,000 Mann in Preußen selbst unter den Waffen.

Diese beiden falschen Angaben (von der Truppenmacht Frankreichs, welche sich unter Trochu und Gambetta außerdem noch einer ungeheuren Vermehrung fähig erwiesen hat, und Preußens) sind aber allein schon hinreichend, das ganze Gebäude Fadejews von der Wehrhaftigkeit Rußlands als ein auf Sand gebautes erscheinen zu lassen. Der patriotische General behauptet nämlich, daß Rußland in ganz Europa keine aufrichtigen und zuverlässigen Freunde unter allen Völkern habe, weil es in Kultur und Religion ihnen sämmtlich fremd und antipathisch sei — und wir können ihm darin nicht widersprechen. Er folgert daraus,

*) Die Heeresmacht Rußlands, ihre Neugestaltung und politische Bedeutung. Von ***. Berlin, Carl Duncker.

General Fadejew über Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. Deutsch von J. Eckardt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

daß es sich früh oder spät auf einen Krieg mit einem Bunde von mindestens zwei Groß- und einigen kleineren Mächten zugleich, wenn nicht mit dem ganzen Welttheil gefaßt machen muß; daß es dazu die Kräfte jeder Art besitze, das sucht er durch einen Plan zu einer Umgestaltung des gesammten Heerwesens nachzuweisen. In der That trägt der Plan in allen seinen Theilen den Charakter der Sachkenntniß und des tiefen Durchdachtseins an sich. Er besteht in der Hauptsache darin, daß zunächst die Volksmiliz, welche die Zaren in verschiedenen großen Kriegen bereits mehrere Mal einberufen haben, nicht mehr das Geschöpf des Augenblicks ohne alle Vorbereitung sein, sondern schon im Frieden organisirt, regelmäßig alljährlich für kurze Zeit zusammenberufen und in den Waffen geübt werden soll. Dadurch erhielte das Reich ein Heer von 480,000 Mann, welches im Kriege die Festungen, die Küsten, die unsicheren Provinzen und die nicht in erster Linie gefährdeten Gränzen besetzen und sichern könnte. Die stehenden Truppen mit Einschluß der zu den Fahnen berufenen Urlauber würden alsdann ungetheilt für den Angriffskrieg zur Verfügung stehen. Ueberdies sollen die jetzt vorhandenen 47 Divisionen auf deren 60 gebracht werden, wogegen sich allerdings wenig Schwierigkeiten erheben. Die vermehrten Kosten sollen hauptsächlich durch vermehrte Beurlaubung, nämlich nach 5, anstatt wie bisher, nach 8 Jahren Dienst bei der Fahne, vermieden werden. Das würde allerdings schon an Infanterie, bei einer Stärke von 12,000 Mann die Division, ein Heer von 720,000 Mann geben.

Auch die reguläre Kavallerie, welche bisher vernachlässigt wurde, soll vermehrt werden, und zwar durch Umwandlung der irregulären Kosaken in reguläre Regimenter, wogegen Herr Fadejew eine stärkere Benutzung der Reiterstämme der Steppen als irreguläre Reiter verlangt. Einige von diesen findet er bereits so merklich „russificirt“, daß er sie schon als „Unseresgleichen“ gelten läßt. Er wird aus diesem Grunde auch keinen Anstoß daran nehmen, wenn wir Westeuropäer auch keinen großen Unterschied zwischen Russen und Kalmücken oder Baschkiren machen.

Also die Berechnung der russischen Waffenmacht nach der Zahl, bei Ausführung des dargelegten Planes, finden wir völlig richtig — nicht aber ihr Verhältniß zu derjenigen eines großen europäischen Bündnisses; denn da tritt die schon oben erwähnte, falsche Veranschlagung der Truppenmenge Preußens, jetzt Deutschlands, sowie Frankreichs störend dazwischen. Auch bei Oesterreich sind die „Reserven“ mit 150,000 Mann zu niedrig veranschlagt, denn die dortige Landwehr und die Honveds dürften im Kriege doch leicht auf 400,000 Mann gebracht werden. Nun ist zugegeben, daß Rußland die Zahl seiner Soldaten auch noch viel weiter vermehren könnte, denn die Männer lassen sich ja dort nach Millionen zählen, und ihre Umwandlung in uniformirte Waffenträger hängt ja nur vom Willen des Zaren ab. Allein in je größerem Umfange von diesem unerschöpflichen Menschenmaterial Anwendung gemacht wird, desto schwieriger wird das Hinderniß zu bewältigen sein, daß die Russen kein Kulturvolk sind, wenigstens den Westeuropäern gegenüber. Um so unermeßliche Schaaren zu bewaffnen, auszurüsten, zu verpflegen, zu führen, wird es ihnen an Industrie, an Geld, an Kredit, an Gemeinsinn, an Gewissenhaftigkeit, an Intelligenz fehlen, und das um so mehr, je mehr die Deutschen des Reiches, welche ihnen das Alles bringen, ausgetrieben oder russificirt werden. Wenn Hr. Fadejew auf Einführung von Filzpanzern zur Vollendung der russischen Unüberwindlichkeit im Kriege dringt, so ist das auch schon ein Gegenstand, worin dieses Heer schwerlich Anderen in Europa den Vorrang ablaufen wird; denn wenn diese Wehr wirklich sich brauchbar zeigt, so wird sie in bester Beschaffenheit schon in Deutschland und sonst im Westen vollständig eingeführt sein, während man an der Wolga und Weichsel noch immer Versuche mit untauglichen oder doch mangelhaften Wehrstücken der Art macht, die von „nationalen“ Spekulanten geliefert wurden. So ist es mit den Hinterladungs-Gewehren gegangen, von denen nach und nach vier Arten in Anwendung gekommen, drei wieder verworfen worden sind, während wohl noch der größte Theil der Infanterie alte Vorderlader führt. Daß im übrigen Europa überall jene Bewaffnung durchgeführt worden, ist bekannt.

So viel ist sicher, daß gegenwärtig das russische Heerwesen das norddeutsche in Nichts übertrifft, in Wenigem ihm gleichkommt. Die Anpreisungen des Anonymus werden vielfach von Fadejew widerlegt; so wenn er die Verpflegung als „vorzüglich“ darstellt, dieser aber mittheilt, daß der alte Unfug der Uebernahme derselben durch die Regiments-Befehlshaber noch fortbesteht. So soll nach jenem die Infanterie sehr gut schießen und manövriren, während dieser zugesteht, daß sie darin anderen Nationen sehr nachstehe. Jener nennt die russische Kavallerie „in jeder Beziehung ausgezeichnet“, dieser giebt zu, daß das ungünstige Urtheil des Auslands über sie begründet sei, und schiebt die Schuld auf die bei ihr angewendete, altpreußische Methode der Ausbildung. Wenn Fadejew die jetzige preußische Reiterei als denselben Mängeln unterworfen und als ziemlich schlecht ansieht, die französische dagegen lobt, so wird ihn der gegenwärtige Krieg hierin, wie in vielen anderen Dingen, wohl eines Besseren belehrt haben. E. K.

Nord-Amerika.

Miscellen aus den Vereinigten Staaten.

Der Mormonenstaat. — Weibliche Aerzte in Boston. — Angebliche Erfindung des verstorbenen Ericson. — Karl Anschütz. — Irish Bull. — Zuchtlosigkeit der Jugend.

Eine Reihe von Entscheidungen ist so eben von dem Oberrichter des höchsten Gerichtshofes in Utah (Mormonenstaat) gefällt worden, die, wenn sie von den Vereinigten Staaten aufrecht erhalten werden, den langen Streit zwischen diesen beiden Mächten abkürzen werden. Die Hauptschwierigkeit für die Vereinigten Staaten im Durchführen ihrer Gesetze bestand darin, daß ein besonderes Gesetzbuch mit lokalen Gebräuchen in Utah existirte, das von Specialgerichtshöfen und Beamten ausgeführt wurde. Mit diesem Mechanismus konnten die „Heiligen“ vielen Verordnungen der Staatsbehörde trotz bieten. Die neuen Entscheidungen des Oberrichters Mr. Kean zielen dahin, die Mormonen dieser Macht zu berauben. Er hat festgestellt, es gebe in Utah nur Eine Souveränetät, die der Vereinigten Staaten; und alle daraus sich ergebenden Consequenzen, nämlich, daß alle dem entgegenstehenden Gesetze oder Gebräuche ungiltig sind.

Jüngst ist der Fall vorgekommen, daß ein Schwede und ein Engländer um ihre Naturalisation eingekommen sind. Sie wurden gefragt, ob die Kongreßakte, welche die Polygamie verböte, in ihren Augen bindende Kraft besäße? Der Schwede erwiderte, daß er die Polygamie als von Gott geordnet ansähe, und daß er Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Der Engländer verweigerte die Antwort, indem er sagte, das sei seine

eigne Angelegenheit, nicht die des Gerichtshofes. Hierauf wurde beiden Applikanten vom Chief Justice die Naturalisation verweigert, da der Schwede bewiesen habe, er sei nicht (und der Engländer es zweifelhaft gelassen habe), wie das Gesetz verlangt: „ein Mann von gutem moralischen Charakter, der den Grundsätzen der Constitution der Vereinigten Staaten und ihrer Aufrechterhaltung ergeben sei."

In diesem Lande führte der Richter ferner aus, mag Jeder die Religion bekennen, die ihm gut dünkt, oder alle Religionen verwerfen, wenn er das für richtig hält, Niemand aber darf die Religion als Vorwand nehmen, um den Landesgesetzen nicht zu gehorchen. — Da nun der Mormonenstaat keinen andern Zuwachs als den durch die Geburten haben kann, so ist leicht abzusehen, daß die Einwanderung der „Heiden" ihm ein Ende bereiten wird.

Aus dem Jahresbericht des Hospitals für Frauen und Kinder in Boston ersehen wir, daß sowohl der Präsident als die drei leitenden Aerzte der Anstalt dem weiblichen Geschlechte angehören, während die Directoren, oder das Comité aus achtundzwanzig Personen beider Geschlechter besteht. Unter den besuchenden Aerzten befindet sich auch die unseren Lesern bereits bekannte Frau Dr. Marie Zakrzewska. Auch Dr. Helene Morton, über deren Doctorprüfung in Zürich Prof. Rose im vorigen Jahre im „Frauen-Anwalt" berichtete, scheint hier eine Anstellung gefunden zu haben. Die Resultate dieses in jeder Hinsicht neuen Unternehmens sind, dem Berichte nach, ganz außerordentlich günstig.

Im Hospital selber wurden 189 Fälle behandelt, außerhalb desselben 386 und durch Verabreichung von Medikamenten 3177. Von ersteren wurden 131 als geheilt entlassen, 27 als gebessert, 7 als ungebessert, 20 blieben im Hospital und nur 4 waren im ganzen Jahr gestorben. Zahlreich sind die Fälle in denen die ärztliche Hülfe, die den Frauen gewährt wurde, zugleich die Existenz oder doch das Wohlbefinden der ganzen Familie rettete.

Möchte doch auch in Europa das Vorurtheil, das sich noch immer dem Studium der Medicin seitens dazu berufener Frauen, entgegenstellt, mehr und mehr schwinden. — Kann man auch zugeben, daß während unter hundert Männern vielleicht Einer wirklichen Beruf für die Medicin hat, unter Frauen wahrscheinlich nur die Fünfhundertste von der Natur mit den nöthigen Gaben ausgerüstet ist, so sieht man doch nicht ein, mit welchem Rechte grade dieser die Ausübung eines auch für Andere so segensreichen Berufes verwehrt werden kann; und wer steht dafür, daß nicht mit dem Maße der Möglichkeit, sie zu bethätigen auch die Fähigkeit selber wächst? daß also in einigen Jahren schon dieselben Kreise, die Einen weiblichen Arzt geliefert haben, deren drei und vier stellen?

Wie der Scientific American berichtet, hat der berühmte schwedisch-amerikanische Mechaniker Ericson angeblich eine Maschine erfunden, deren Wirksamkeit und wunderbare Leistungen die aller seiner früheren Erfindungen, wie namentlich des Schrauben-Schleppschiffes, der sogenannten „Monitors" und der calorischen Maschinen, noch bei Weitem übertreffen sollen. Die „Sonnenmaschine", wie die neue Erfindung genannt wird, hat die Aufgabe, die Strahlen der Sonne zu sammeln, zu concentriren und als Betriebskraft zu benutzen. Der Erfinder selbst soll ein sehr sinnreiches Modell dieser Maschine hergestellt haben, welche Letztere jedoch nur in Aequatorial-Zonen, oder mindestens in solchen Ländern, die fast unausgesetzt von den wärmsten Strahlen der Sonne getroffen werden, praktisch zu verwerthen sein würde, alsdann aber in einem solchen Grade, daß dadurch alles Brennmaterial — alles Holz und alle Steinkohle — zur Erzielung der stärksten Betriebskraft auf Erden, überflüssig werden würde. Der Verf. des Artikels im Scientific American hat berechnet, daß in dem heißesten Erdgürtel, dessen Ausdehnung 220,000,000 Quadratfuß beträgt (?) 22,300,000 Sonnenmaschinen, jede von hundert Pferdekraft, in Thätigkeit gesetzt werden und neun Stunden täglich produktiv arbeiten könnten. — Wir theilen diese Notiz nach einem Referate des Newyorker „Demokrat" mit, ohne jedoch dafür aufzukommen, daß es nicht amerikanischer Humbug, was um so wahrscheinlicher ist, da Ericson bereits seit längerer Zeit nicht mehr unter den Lebenden sich befindet.

Am 30. December 1870 starb in Newyork der Musikdirector Karl Anschütz. Er war kein Mitglied der berühmten Schauspieler-Familie von Wien, sondern stammte aus Coblenz, wo sein Vater königl. Staats-Procurator war und er im Februar 1813 geboren wurde. Anschütz war ein gründlicher Kenner der klassischen Musik und hat durch seine Wirksamkeit in Amerika sehr viel dort zur Läuterung und Verbreitung des höheren Kunstsinnes beigetragen. Von seinem Urtheile über gewisse neuere Richtungen in der musikalischen Composition zeugen folgende Aussprüche von Anschütz, die der Newyorker „Demokrat" mittheilt: Als ihm Franz Liszt vor einigen Jahren mehrere seiner Compositionen zugeschickt, erwiederte er ihm: „Du wirst anerkannt als größter Klavierspieler, aber noch viel größer würdest Du dastehen, wenn Du vom Componiren ablassen wolltest." — Von Richard Wagner's Werken hielt er den „Lohengrin" für das bedeutendste, aber er bemerkte, daß Wagner mit weit geringerer Noten-Verschwendung Größeres vollbracht haben würde. — Jacob Offenbach war, als Anschütz noch das Orchester in Coblenz dirigirte, dessen erster Cellist dort gewesen und sandte ihm in späterer Zeit eine seiner Operetten zur Beurtheilung ein. Darauf erwiederte ihm Anschütz: „Der edeln Kunst wäre wohler, wenn Du Cellist geblieben wärest." Und als man dem Verstorbenen die Leitung der französischen „Opera bouffe" in Newyork und der Offenbach'schen Opernaufführungen antrug, erwiederte er dem Unternehmer: „Und wenn Sie mir 500 Dollars für jeden Abend böten, ich würde sie zurückweisen; denn solche Schandmusik mag ich nicht dirigiren."

Die irländischen Katholiken von Albany, der zweiten Hauptstadt und dem Sitze der Legislatur des Staates Newyork, haben kurzlich in einem großen Meeting folgende, ihrer irländischen Abstammung zur charakteristischen Ehre gereichende Resolution gefaßt:

„Die persönliche Unabhängigkeit des Pontifex Maximus
„ist ein kostbares Recht amerikanischer Bürger."

Ueber die Zuchtlosigkeit der eingeborenen amerikanischen Jugend, besonders in der Hauptstadt Newyork, liefern dortige Blätter merkwürdige, traurige Belege. Die Tribune bemerkt bei Constatirung einiger solcher widerwärtiger Thatsachen, daß die eingeborene Jugend Newyork's jeder nützlichen Thätigkeit durchaus abgeneigt und nach nichts Anderem trachte, als den großen Haufen der müßigen und nach Aemtern jagenden Straßen-Politiker zu vermehren. „Die Leute," fügt die Tribune hinzu, „welche unsere Keller fundamentiren, unsere Häuser aufbauen,

unsere Zimmerarbeit verrichten, sind sämmtlich in Europa geboren und werden nur von dort aus neu rekrutirt. Unter den Handwerkern unserer doch seit dreißig Jahren mächtig emporgewachsenen Stadt giebt es jetzt, wie uns scheint, weniger geborene Amerikaner als damals, und ebenso hat sich die Zahl der Lehrlinge in den Handwerkstätten außerordentlich verringert."

Kleine literarische Revue.

— **„Die Reihenfolge der Präfecte des Departements Niederrhein",***) lautet der Titel einer kleinen Flugschrift, welche zuerst als Artikel in der amtlichen „Straßburger Zeitung" abgedruckt war. Sie ist, wie schon dieser Titel anzeigt, in deutscher Sprache geschrieben und hat einen der bedeutendsten und gediegensten Historiker des Elsasses, einen genauen Kenner seiner Heimat, zum Verfasser. Derselbe giebt aus urkundlicher Wissenschaft eine Menge höchst interessanter Einzelheiten über die Präfectur-Verwaltung des „Niederrheins" und über Leben und Schicksale derer, die an der Spitze dieses elsässischen Departements gestanden haben. Am Anziehendsten sind die Mittheilungen über den Marquis v. Lezay-Marnésia (Präfect 1810—1814) der unter allen seinen Collegen das beste Andenken hinterlassen hat, weil er ein wahrhafter Wohlthäter der Provinz gewesen, ferner über Baron Malouet unter der Restauration, über Choppin d'Arnouville, der 1836 bei dem Straßburger Attentat Louis Napoleon's das Unglück hatte, von den Aufständischen festgenommen zu werden, über Louis Sers, der während des Julikönigthums eine unermüdliche Thatkraft und Energie, aber auch sehr starke Centralisations-Tendenzen entfaltet hat, über Cäsar West, den glücklichen Bewillkommner Napoleon's III., und endlich über Migneret, einen der redlichsten und tüchtigsten Beamten, die das Bonapartische Regiment aufzuweisen hatte. Migneret hat am 5. December 1855 die „Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses" in's Leben gerufen und 1862 auf die Stiftung der „literarischen Gesellschaft von Straßburg" einen wirksamen Einfluß geübt. Sein Nachfolger, Baron Pron, den der Sturz des zweiten Kaiserreichs von seinem Posten vertrieben hat, ist aus richtigem Taktgefühl nicht mehr mitgeschildert worden.

Die kleine Schrift liefert ein buntfarbiges und höchst lehrreiches Bild von politischen Zuständen, die jetzt der Vergangenheit angehören, deren Kenntniß aber für die Neugestaltung der Dinge im Elsaß von äußerster Wichtigkeit ist. Als deutsche Veröffentlichung eines Elsässers von älterer Generation und als eines von den Erstlingen der neuen Epoche des Landes verdient diese Arbeit um so mehr Beachtung. T. v. B.

— **Ein telegraphisches Wörterbuch.** Die Herren Longmans und Comp. in London kündigen ein „telegraphisches Wörterbuch der englischen Sprache", herausgegeben vom Major Frank Bolton, an. Dasselbe bildet einen vollständigen „Codex" zur Aufgebung und Lesung telegraphischer Depeschen über jeden Gegenstand, und zwar ist das Wörterbuch derart zusammengestellt, daß alle Wörter und viele Sätze der englischen Sprache durch eine einzelne Sylbe, oder durch eine kleine Anzahl von Buchstaben oder Zahlen, ausgedrückt werden können.

*) Straßburg 1870, Druck von Friedrich Wolff. 15 S. gr. 8.

— **Domschke's Zeichenhefte als methodische Anleitung zum Freihandzeichnen.***) Der für die Förderung des Zeichenunterrichts an Schulen unermüdlich thätige Professor C. Domschke in Berlin hat jüngst zur Ergänzung seines „Wegweisers für den praktischen Unterricht im Freihandzeichnen" sechs Zeichenhefte mit erläuterndem Text herausgegeben, welche durch die einfachsten Mittel mathematisch-ästhetischer Demonstrationen dem Schüler eine „methodische Anleitung zum Freihandzeichnen" gewähren. Jedes Heft besteht aus zwölf Blättern, auf denen der Schüler nach gegebener Vorschrift und Anlage zu zeichnen hat. Ueberall findet ein strenges Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren statt, in allen Aufgaben wird andrerseits aber auch die freie Selbstthätigkeit des Schülers zu wecken gesucht, ja, es sind die Aufgaben überhaupt so angelegt, daß sie das Nachdenken herausfordern und verwickeltere Constructionen, als die vorgezeichneten, wie von selbst an die Hand geben. Schritt vor Schritt wird der Schüler von Zirkel und Lineal emancipirt und auf die Erzeugung fester und scharfer Linien hingewiesen, so daß er Sicherheit und Schwung in den Formen gewinnt. Auch die Seite der Geschmacksbildung ist hierbei keineswegs vernachlässigt; es muß vielmehr die Sorgfalt, mit welcher Hr. Prof. Domschke den Schönheitssinn des Schülers anzuregen und zu veredeln strebt, rühmend anerkannt werden. T. v. B.

*) Methodische Anleitung zum Freihandzeichnen. 6 Hefte nebst erläuterndem Text, von C. Domschke, Professor. Berlin, 1871, R. Landau.

Literarischer Sprechsaal.

Wenn in der Stadt der Ranke, der Raumer, der Pertz, der Droysen und so vieler anderen, in der Darstellung der neueren Geschichte Europas einen berühmten Namen habenden, akademischen Lehrer und historischen Archivisten ein Dichter und literarischer Kritiker einen Cyklus von öffentlichen Vorträgen über das Halbjahrhundert preußisch-deutscher Geschichte von 1815—1865 ankündigt, so scheint dies ein gewagtes Unternehmen. Hat, so frägt man, der vor zwei und vor drei Jahren in seinen Vorlesungen über die neuere deutsche Literatur in Berlin mit Beifall überschüttete Dichter dadurch auch das Recht erlangt, hier mit jenen Meistern der historischen Darstellung und der geschulten Geschichtsstudien zu concurriren? Allerdings! antwortet darauf das Berliner Publikum. Ja, wenn Ranke, Raumer, Pertz oder Droysen öffentliche Vorträge über die Geschichte unserer Zeit hielten, dann würde Robert Prutz gewiß nicht daran gedacht haben, ihnen in Berlin Concurrenz zu machen. Aber was alle diese Männer auf dem Lehrstuhl vorgetragen, oder durch den Druck veröffentlicht haben, das geht nicht weiter als bis zum J. 1815, wenn darin auch die vortrefflichsten Quellen und Gesichtspunkte zur Erkenntniß und Beurtheilung der folgenden Zeit gegeben sind. Und diese Quellen und Gesichtspunkte hat Prutz, wie seine erste, am 10. Februar gehaltene Vorlesung erkennen läßt, mit gewohntem Scharfsinn und mit schöner, populärer Redegabe benutzt. Was Prutz uns, nach einer patriotischen Einleitung über die großen deutschen Ereignisse des Jahres 1870 und über die sittliche Macht der unter Preußens Führung zur Erscheinung gekommenen Einheit Deutschlands, von den Keimen dieser natio-

nalen Wiedergeburt sagte, die bereits in den Männern von 1808 bis 1815, in den Thaten der Stein und Hardenberg, der York und Gneisenau, der Wilhelm v. Humboldt und Fichte, sich offenbarte, das läßt uns erwarten, daß er den Wahlspruch „Durch Nacht zum Licht" glänzend und allüberzeugend durchführen werde.

Auch in diesem Jahre wird Herr Dr. Eduard Lichtenstein, praktischer Arzt in Berlin, wieder einen Cyklus von physikalischen Vorträgen vor einem Publikum von Nichtstudirenden halten. Diesmal werden es acht Vorlesungen sein „über die Luft, die wir athmen, ihre wesentlichen, zufälligen und fremdartigen Bestandtheile." Es sind naturwissenschaftliche Studien mit Hinblick auf Kultur und Gesundheitspflege, denen sich dann noch einige besondere Vorträge über den „Athmungsprozeß" anschließen sollen.

Trübner's Literary Record, Nr. 65,*) eröffnet sein Blatt mit lateinischen Sinngedichten Ulrich von Huttens auf den Deutschen Reichsadler und den Gallischen Hahn. Das achte dieser elf Epigramme: „Ad Gallum de fortunae mutabilitate" schließt mit folgenden Versen:

Frivola fortuna est, tempus mutabile. Certe
Gloria, sit quamvis magna, caduca tua est.

Eine alte Prophezeiung, die das genannte englische Blatt dem Münchener Lat. Cod. 10816 Fol. 159 entnimmt, lautet folgendermaßen:

Nulla salus Gallo, per Gallum perdimus omnes,
Sub Gallo nullus vivere Teuto potest.
Libertas Germana iugum perferre recusat
Sed nisi praevenias, Teuto, vasallus eris. . . .
Quod si conjunctis Alemannia viribus hostem
Obstaret, dudum Gallia nulla foret.

Freiherr v. Dalwigk, der großherzoglich hessische Talleyrand, hat, wie öffentliche Blätter berichten, das Pech gehabt, daß gerade zur Zeit, als er sich in Versailles befand, um die Staatsverträge des neuen Deutschen Reiches zu unterzeichnen, die Papiere Rouher's, des vertrauten Ministers Napoleon's III., im Schlosse von La Soulaye, und darunter, schwarz auf weiß, die Beweise aufgefunden wurden, daß der großherzogliche Premier im Juli 1870 gar nicht sehr betrübt darüber gewesen sein würde, wenn die kaiserlich französischen Heere das linke Rheinufer Deutschlands besetzt hätten und in Süddeutschland eingedrungen wären. In der Darmstädtischen ersten Kammer, wo auch Heinrich von Gagern, der alte ehrenwerthe Präsident des deutschen Parlaments in Frankfurt, jetzt aber Vertreter der deutschen Politik des Freiherrn von Dalwigk in Wien, erschienen war, um sich für die neuen Verträge zu erklären, war dem großherzoglichen Talleyrand das Wort entschlüpft, daß man die jetzigen Verträge ebenso wenig, als die im Jahre 1866 erfolgte Abtretung des hessischen Hinterlandes an Preußen, „Hochverrath" nennen dürfe. „Das also ist das Maß Ihres freien Willens", rief man dem Minister entgegen; „Sie stellen die Einführung der Reichsverfassung einer aufgezwungenen Gebietsabtretung gleich."

---

*) London, Januar 31, 1871.

Während Herr Dr. Petermann in Gotha im Begriff ist, den von ihm verfaßten ausführlichen Bericht über die erste, vom Cap. Koldewey mit dem Schiffe „Grönland" im Jahre 1868 veranstaltete deutsche Nordpol-Expedition herauszugeben, ist der „Verein für die deutsche Nordpolfahrt" in Bremen mit der Redaction der beiden Berichte über die 1869—70 veranstalteten Grönlands-Forschungen des Cap. Koldewey, von der „Germania", und des Cap. Hegemann, von der (untergegangenen) „Hansa", eifrig beschäftigt. In neuerer Zeit ist dem Bremer Verein die Nachricht zugegangen, daß Se. Maj. der Deutsche Kaiser gestattet hat, dem neu entdeckten Landstrich an der Ostküste Grönlands, zwischen dem 73. und 77. Gr. N. Br., den Namen „König-Wilhelms-Land" beizulegen, während ein schönes, romantisches Thal des nördlichen Theiles von Ostgrönland den Namen „Königin-Augusta-Thal" führen wird.

In Brüssel existirt seit acht Jahren, unter der Benennung „Libre Pensée", ein Verein von Freidenkern, der am 30. December 1870 seine jährliche Generalversammlung abgehalten, in welcher der Schriftführer des Vereins, Herr M. van Meenen, einen jetzt auch im Druck erschienenen Bericht über die Wirksamkeit desselben während des abgelaufenen Jahres abgestattet.*) Zu den Hauptmerkmalen seiner Thätigkeit in dieser Zeit zählt der Verein den Kampf gegen die Jubiläums-Procession, welche im Juli 1870 das Domkapitel der Kathedrale von Brüssel, zur Erinnerung an das vor 700 Jahren hier stattgefundene Juden-Autodafé, beabsichtigt hatte, und die lediglich in Folge der vom Verein in der Presse und auf der Rednerbühne entwickelten Agitation unterblieben ist. Im Uebrigen sind es nur kleine, bescheidene Erfolge, deren die „Libre Pensée" sich rühmt, z. B. daß unter ihrer Aegide in Brüssel und im übrigen Belgien eine Anzahl von „bürgerlichen Beerdigungen", d. h. ohne Assistenz der Geistlichkeit, stattgefunden hat. Der Verein behauptet zwar, daß seine Tendenzen im belgischen Volke täglich mehr Anklang finden, aber die unerheblichen Thatsachen, die er dafür anführt, und noch mehr dasjenige, was uns die öffentlichen Blätter über die kürzlich in Brüssel stattgefundenen Demonstrationen zu Gunsten des Papstes berichten, lassen die moralische Wirksamkeit der „Libre Pensée" in Belgien in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen. Es geht diesem Vereine, wie dem von Herrn Dr. Löwenthal in Dresden gestifteten Cogitanten-Verein und allen ähnlichen Verbindungen der Welt, welche wähnen, sie könnten die im Volke lebende religiöse Ueberzeugung durch irgend eine philosophische Schulansicht verdrängen. Es sind immer nur vereinzelte Adepten, die eine solche atheistische Propaganda gewinnt, während das Volk, das für dergleichen Theorieen kein Verständniß hat, den Lehrern des Unglaubens den Rücken zukehrt und aus Furcht, in seiner Gewissensruhe bedroht zu werden, nun um so leichter von Aberglauben und Fanatismus sich berücken läßt. Nur wenn auf der Grundlage der bestehenden religiösen Ueberzeugungen ein neues gesundes Gebäude aufgeführt wird, das, während es dem Licht und der Wärme den freiesten Zutritt gestattet, lediglich gegen die verpestenden Einflüsse der Stagnation und der Finsterniß einen Damm bildet, ist auch eine vortheilhafte Einwirkung auf das geistige Leben und die moralische Gesundheit des Volkes zu erwarten.

---

*) Rapport sur les travaux et la situation de la Libre Pensée pendant l'année 1870. Bruxelles, imprimerie de H. D. Reynders, 1871. (19 p.)

Schulprämien.

Folgende Artikel unseres Verlages empfehlen sich durch inneren Gehalt und ansprechende Ausstattung zur besonderen Berücksichtigung als Schulprämien:

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil ward, war für den Verfasser ein Antrieb, dasselbe noch mehr zu einem harmonischen Ganzen anzuordnen.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Drei Theile. 8. geh. 3 Thlr. In drei eleganten Halbleinwandbänden 3 Thlr. 10 Sgr.

Durch Mittheilung zahlreicher Proben in Text und Uebersetzung eignet sich das Werk besonders zum Privatstudium der Schüler höherer Gymnasialklassen.

Voigt (Professor F.), Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Thlr.

In dieser neuen Auflage ist das Werk bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die objektive Darstellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die besondere Berücksichtigung, die der Culturgeschichte gewidmet wird, sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes. (19)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Ernst Fleischer** in **Leipzig** sind nachstehende **anerkannt vorzügliche Unterrichtsbücher in neuen Auflagen** soeben erschienen: (20)

Bouilly, J. N., Contes à ma fille. Mit grammatischen und sachlichen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Dr. **Ed. Hoche.** 3. verbesserte und erweiterte Auflage. 16. broschirt 15 Ngr.

Voltaire, Histoire de Charles XII, Roi de Suède. Avec des notes grammaticales et historiques et un vocabulaire par **Dr. Ed. Hoche.** A l'usage des écoles. Seizième édition. 16. broschirt. 10 Ngr.

Ferner erschienen in demselben Verlage **als Fortsetzung:**

Collezione di scrittori italiani. Arricchita con annotazioni e spiegata per l'uso degli studiosi della lingua italiana da **Carlo di Reinhardstoettner.** Auch unter dem Titel:

Sammlung italienischer Schriftsteller mit Anmerkungen versehen und für Studirende der italienischen Sprache erläutert von **Carl von Reinhardstöttner.**

fasc. III: **La Merope** del Marchese **Scipione Maffei.**
fasc. IV: **Le mie prigioni.** Memorie de **Silvio Pellico** da Saluzzo.
8⁰. Preis jedes Bändchens 8 Ngr.

Die früher erschienenen ersten 2 Bändchen enthalten:
fasc. I: **La divina commedia di Dante Alighieri.** L'inferno: Canto I—XVII. 8⁰. Preis 8 Ngr.
fasc. II: **La divina commedia di Dante Alighieri.** L'inferno: Canto XVIII—XXXIV. 10 Ngr.

Die Leipziger Pädagogische Gesellschaft hat diese Sammlung in ihrer letzten Monatssitzung einer Besprechung unterzogen, welche in folgenden Worten des Referenten gipfelt: **„Dieses ausgezeichnete Werk ist der Form und dem Inhalt nach sehr geeignet, der sich bei uns jetzt rasch Bahn brechenden italienischen Sprache als schönste Empfehlung zu dienen."**

Obige Bücher können durch **alle** Buchhandlungen bezogen werden.

Leipzig, Januar 1871. **Ernst Fleischer.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Deutsches Handelsblatt.

Wochenblatt für Handelspolitik und Volkswirthschaft.

Zugleich Organ für die amtlichen Mittheilungen des Deutschen Handelstages.

Herausgegeben von **Dr. Alexander Meyer.**

Vierteljährlich 13 Nummern von einem bis zwei Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die ersten vier Nummern (Januar) enthalten u. a. folgende Artikel: (21)

Amtliche Mittheilungen des deutschen Handelstages. Die Einverleibung von Elsass und Lothringen. Von Dr. Alexander Meyer. – Post- und Eisenbahnverhältnisse in Frankreich. – Zur Orientirung über die Bankfrage. — Die Norddeutsche Anleihe. Von Julius Schweitzer. — Die Handhabung des Wechselstempelgesetzes. — Das Münzwesen und der Krieg von H. Millauer. — Der Krieg und die Eisenbahnen. — Die Klagen des Grundbesitzes. — Münz-Reform, nationale oder internationale? von Dr. K. Braun. — Der Markt für Manufacte. — Der Geldmarkt seit Beginn des Krieges von Julius Schweitzer. — Die Lage der Bankfrage. — Der Lumpenausfuhrzoll, von J. Faucher. — Humanität und Volkswirthschaft. — Der Verkehr in Kupons. — Der Kohlenmangel in Sachsen und den angrenzenden Ländern. — Die Transport-Kalamität. — Handelsgerichtliche Entscheidungen. — Miscellen. — Literatur.

Die erste Nummer ist als Probenummer gratis zu erhalten.

Zur Beethoven-Literatur.

Ludwig van Beethoven. Ein musikalisches Charakterbild von C. Mensch. Mit dem Portrait Beethovens. 19½ Bogen 8⁰. Elegant geheftet 1½ Thlr., elegant gebunden 1⅚ Thlr. Leipzig, Verlag von F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). (22)

Die vorliegende Schrift gehört offenbar zu dem Gelungensten, was die Beethoven-Literatur aufzuweisen hat. In einfacher, edler dabei warmer Sprache wird darin ein anziehendes, ergreifendes, treues Bild des großen Meisters entworfen und seine erhabenen Schöpfungen eingehend erklärt und gewürdigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht nur jeder gebildete Laie hier eine höchst anziehende Lectüre findet, sondern daß das Buch auch den Musiker und Kunstkenner befriedigen und als nützliches Nachschlagebuch dienen wird. Die äußere Ausstattung, namentlich das beigegebene Portrait, ist vortrefflich.

BIBLIOTHEKS-NRN. 1-18,000 auf gelbem oder rothem Papier à Mille 1⅔ Sgr. baar empfiehlt (23)

Oskar Leiner in Leipzig.

Im Verlage von **A. Kröner** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (24)

Germanistische

Kleinigkeiten.

Von

Adolf Bacmeister.

7 Bogen gr. 8⁰. Geheftet.
Preis 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr. rhein.

Inhalt: Alte Familiennamen. — Das Fremdwort im Deutschen. — Stab oder Meter? Stenotelegraphie. — Deutsche Schlecht- und Rechtschreibung. — Der Ursprung der Sprache.

Im Verlage von **F. Henschel,** Berlin erschien soeben: (25)

Strubnnek, Dr. F. W., Herrschaft und Priesterthum. Geschichtsphilosophische Skizzen. 10½ Bogen. geh. 24 Silbergr.

Maywald, Dr. Max, Die Lehre von der zweifachen Wahrheit. Ein Versuch der Trennung von Theologie und Philosophie im Mittelalter. 4 Bogen. geh. 10 Sgr.

Eyferth, Dr. Max, Ueber die Zeit. Philosophische Untersuchung. 9 Bogen mit 18 Holzschnitten. 24 Silbergr.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe. 17. Auflage 1870.
Mit 60 Holzschnitten.
In elegantem Reliefband mit Goldschnitt.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (26)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Markgrafenstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86, Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 25. Februar 1871. [№ 8.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Leibniz'sche Gedanken in der neuern Naturwissenschaft.

Nach einem Vortrage von du Bois-Reymond.*)

Die Philosophie hat fast im ganzen Verlauf ihrer Entwickelung die Beziehungen zur Naturwissenschaft auf's Genaueste gepflegt und gehütet; und sie befand sich sehr wohl dabei, sie stand in Achtung und war der Gegenstand eifrigen Studiums; erst beim Beginn unseres Jahrhunderts löste sich dieses Verhältniß sehr zum Nachtheil der Philosophie; denn gerade damals war die Naturwissenschaft dabei, aus den Kinderschuhen zu treten; gerade von diesem Zeitpunkte ab machte die „Erziehung des menschlichen Geistes durch die experimentelle Beschäftigung mit der Natur, durch welche allein ihm das heilsame Mißtrauen in seine Kraft, die nöthige Achtung der Thatsache und Gleichgiltigkeit gegen die Deutung, die richtige Ergebung gegenüber unlöslichen Aufgaben eingeflößt wird"; gerade von diesem Zeitpunkte ab machte diese Erziehung auf fast allen Gebieten menschlichen Wissens überraschende Fortschritte; um so schwerer rächte es sich an den Philosophen, daß sie sich von dem Genuß der Früchte einer solchen Erziehung ausschlossen, daß sie ihre Wissenschaft auf den Isolirschemel setzten. Fichte wurde spöttisch der merus philosophus genannt, dessen Kopf die Metaphysik allein „unvermischt mit minder wichtigen Dingen" ausfüllte. Hegel construirte die Natur a priori, trennte das „reine Denken" von der Empirie und brachte dadurch sein System in unverdienten Mißkredit. Es ist allerdings lächerlich, zu behaupten, daß die Fortschritte der Naturforschung die Philosophie überflüssig gemacht hätten; denn eine Meinung dieser Art verkennt und verrückt die Gränzmarken der einzelnen Wissenschaften; aber richtig ist, daß die Philosophie eine Frucht sein müsse, die aus dem Boden der Empirie emporwachse; die „Königin der Wissenschaften", wie Platon sie stolz genannt hat, muß sich um ihre Unterthanen kümmern, sonst werden diese unbotmäßig und die Königin muß ihre Herrschaft niederlegen. Die Philosophie ist ein leeres Wortgespinnst, wenn die Erfahrung ihr keinen Stoff zuführt: und diese wiederum ist blind, wenn erstere der Erfahrungswelt nicht über ihr Wesen die Augen öffnet. Den innigsten Connex dieser beiden gleichwichtigen Offenbarungen der menschlichen Denkkraft hat besonders Leibniz in der glänzendsten Weise in sich selbst verkörpert. Hin und wieder hört man wohl Leibnitz, der so mannigfaltige Kenntnisse in sich vereinigte, als Polyhistor bezeichnen; aber einen Polyhistor nennen wir einen Gelehrten, der zwar vieles weiß, jedoch nichts versteht, nicht schöpferisch und neubildend sich erweist. Leibniz hingegen war der vielseitigste, und zugleich nach jeder Seite seines Wissens originelle Denker. Du Bois-Reymond äußert sich hierüber in seinem am Leibniztage in der Akademie gehaltenen Vortrage tief und trefflich folgendermaßen:

„Mit Kant endet die Reihe der Philosophen, die im Vollbesitze der naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihrer Zeit sich selber an der Arbeit der Naturforscher betheiligten. Leibniz dagegen steht noch als mathematischer Physiker so groß da, daß man seine Leistungen in der von uns eigentlich sogenannten Philosophie verschweigen oder herabsetzen könnte, ohne daß er aufhörte, als einer der gewaltigsten Geister zu erscheinen. Und man würde irren, wollte man die Verbindung der mathematisch-physikalischen mit der spekulativ-historischen Richtung in Leibniz aus einer polyhistorischen Neigung herleiten, die ihn auch juristischen Erörterungen, diplomatischen Quellenstudien, sprachwissenschaftlichen Forschungen zutrieb. Hätte nur ein äußerliches Band, durch Zufall und Laune geknüpft, diese ungleichartigen Dinge in seinem Kopfe zusammengehalten, dann wäre Leibniz nicht der würdige Heros des Kultus, den beide Klassen der Akademie ihm mit gleicher Inbrunst weihen. Nicht Vielwisser war er, sondern, so weit der Mensch es kann, All- und Ganzwisser, und sein Erfassen, sein Erkennen war stets zugleich schöpferischer Akt. Dem Insekte gleich, das Honig sammelnd den Blüthenstaub von Zweig zu Zweig trägt, hinterläßt sein beweglicher Geist, indem er von Disciplin zu Disciplin schweift, reich befruchtende Spur, auch wo er nur tändelnd sich niederzulassen scheint." Aber je umfassender der Geist Leibnizens gewesen, je strenger die Schulung war, welche die Mathematik ihm gegeben hat, desto dringender wird die Frage, woher kömmt es, daß das „Endergebniß so unbefriedigend, die Schlußfolge so gewagt, der Bau übereinander gethürmter Aufstellungen so willkürlich erscheint, daß man zweifelt, ob es sich um die Wahrheit und nicht bloß um ein Spiel scharfsinnigen Witzes handelt?" Unser Physiologe erklärt sich diese Schwächen zum Theil daraus, daß die Naturforschung damals noch nicht auf der jetzt erreichten Höhe stand; die Hauptschuld aber mißt er der Theologie bei, die das Zeitalter Leibnizens noch ganz in ihren Fesseln hielt und es unumschränkt beherrschte. Leibniz philosophirt nicht voraussetzungslos, „er stellt die großen Prinzipien vom zureichenden Grunde und von der Stetigkeit auf; aber der Wille Gottes, der doch frei, d. h. ohne zureichenden Grund handelt, gilt ihm als zureichender Grund." Wir möchten doch das allerdings theologisch

*) Abgedruckt in dem Monatsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

stark influirte Zeitalter nicht ganz für die logischen Schwächen seines großen Sohnes verantwortlich machen; davor warnt uns die Thatsache, daß es Spinoza möglich gewesen ist, diese Fesseln zu brechen und seinen Geist in das Reich der Freiheit aufzuschwingen. Einer außerordentlichen Individualität ist es eben zu jeder Zeit gegeben, sich geistig unabhängig zu machen, wenigstens die Abhängigkeit weit mehr einzuschränken, als L. der Zeittheologie gegenüber es vermocht hat. Gerade dieser Umstand beweist vielleicht, daß der Schwerpunkt seines Geistesvermögens nicht in der Kraft metaphysischer Forschung gelegen hat. Aber wenn auch die Schwächen seines Systems jetzt längst aufgedeckt und widerlegt sind, so ist dennoch noch heute, wie du Bois-Reymond aus dem Reichthum einer erstaunlichen Gelehrsamkeit heraus nachweist, die Spur seiner Spekulation in den Naturwissenschaften dem tiefer Blickenden sichtbar. „Es ist merkwürdig zu sehen, wie zuweilen solche Philosopheme, nachdem sie das Schicksal menschlicher Meinungen durchlebt haben, geglaubt und bestritten, gepriesen und verlacht, zuletzt durch ihresgleichen verdrängt und scheinbar vergessen wurden, im Bewußtsein folgender Geschlechter doch noch gleichsam ein latentes Dasein fristen, wie sie mißverstanden, nur formell noch bestehend und mit anderm Inhalt gefüllt, nach Jahren wieder auftauchen und wenn das Glück gut ist, zuletzt in so veränderter Gestalt einen dauernden Platz in der Wissenschaft erobern."

Das, was der akedamische Redner hier ausführt, ist eben nur die Uebertragung des hochwichtigen neueren Theorems, daß keine Kraft verloren geht, auf die Geschichte der Philosophie, und L. selbst hat hervorgehoben, daß wer die Systeme der Philosophen der oft den Sinn verhüllenden und entstellenden Formeln entkleidet, plötzlich im Kern derselben eine frappante Aehnlichkeit entdecken wird. An den drei Grundbegriffen der Leibniz'schen Philosophie: dem Optimismus, den Monaden und der prästabilirten Harmonie weist du Bois-Reymond diese Wanderung und Wandelung nach. Alle drei Begriffe sind logisch unhaltbar. Die Lehre von der besten Welt ist keine Rechtfertigung des Bösen, keine Theodicee, weil es ja in Gottes Macht stehen mußte, nicht nur diese beste von vielen möglichen Welten zu schaffen, sondern eine, in der überhaupt für das Prinzip des Bösen kein Platz ist; über die Natur der Monas kann man nicht gut in's Klare kommen, da sie immateriell sein soll und dennoch gelehrt wird, daß der Raum mit Monaden erfüllt ist; und endlich ist die Lehre von der prästabilirten Harmonie, nach welcher die Außenwelt nicht auf die menschliche Seele wirkt, sondern ein Nebeneinander der äußern Erscheinungen und der Seelenempfindungen besteht, keine wissenschaftliche, weil sie das Räthsel, wie Leib und Seele auf einander wirken können, nicht löst, sondern läugnet. Aber eine Analogie zum Leibniz'schen Optimismus findet du Bois-Reymond in der gewiß unbestreitbaren Ansicht, daß diese Welt insofern die bestmögliche ist, als sie Thieren, Pflanzen u. s. w. die Bedingungen der Existenz bietet. Die Unvollkommenheiten der Organismen aber, an denen kein Mangel ist, sind Zeichen des Compromisses der zwischen den Bedingungen der Außenwelt und der Organisation einerseits und den zum Bestande des Organismus nöthigen Förderungen andererseits stattfand; sie entsprechen sonach dem Uebel in Leibniz' bester Welt; dieser selbst lehrt, daß die Welt zwar nie ganz vollkommen, aber stets gleich vollkommen sei, indem sie nach dem Grundsatz von der Erhaltung der Kraft an Stelle der eingebüßten Vollkommenheiten stets neue gewinnt. Die Monas findet Hr. du Bois Reymond, nachdem freilich die bei Leibniz immaterielle sich mit einem Leib, mit Materie bekleidet hat, in den Infusorien und Zoospermien wieder, aus deren steter Thätigkeit Buffon Welt und Leben erklärt, vor Allem aber in der heute allgemein recipirten Zellentheorie, deren Zusammenhang mit der Monadologie einem Manne wie Johannes Müller so in die Augen fiel, daß er für Zellen den Terminus „organische Monaden" vorgeschlagen hat. Und selbst die prästabilirte Harmonie ist noch nicht ganz in den Hintergrund geschoben und überwunden. Zwar haben sich die Physiologen größtentheils der Locke'schen Lehre von der tabula rasa zugewandt, und Helmholtz verwirft den Nativismus, d. i. die Lehre von den eingebornen Ideen als etwas Unerklärliches; indeß, wenn wir uns das Problem etwas genauer ansehen, so schiebt der Sensualismus die Frage hinaus, aber er beantwortet sie nicht. Tabula rasa ist eben nur ein bildlicher Ausdruck und wenn auch die Physiologen viele einzelne psychische Vorgänge mit glänzendem Scharfsinn physiologisch erläutert haben, der causale Zusammenhang zwischen Leib und Seele in seinen wichtigsten Funktionen ist unaufgeklärt, und wir haben keine andere Zuflucht als die „den Knoten zerhauende" prästabilirte Harmonie. „Die positiv angenehme Wirkung der Harmonie und Melodie sind ein unergründliches Geheimniß." Es ist keine Erklärung für die Anziehung denkbar, welche die schönen Formen des einen Geschlechts auf das andere ausüben, geschweige denn für die individuellen Neigungen, denen Liebe entspringt." Diese und zahllose andere Vorgänge in der Natur lassen an der „Durchführung der empiristischen Ansicht verzweifeln, man fühlt sich widerwillig, doch unausweichlich auf eine prästabilirte Harmonie zurückgewiesen. Gegenüber solch überwältigender Masse des Unerklärlichen verliert man die Freude daran, diese Masse um ein verschwindendes Bruchtheil zu verringern. Die Physiologie ist zwar die Wissenschaft von den näheren Bedingungen des Bewußtseins in der Welt; doch ist leicht zu zeigen, daß es nie gelingen kann, auch nur die ersten Stufen des Bewußtseins, Lust und Unlust, denkend zu begreifen."

Nachdem so der geistesklare, von seiner Wissenschaft nicht berauschte Physiologe die theilweise Berechtigung der prästabilirten Harmonie, in's Moderne übersetzt, d. h die Nothwendigkeit des Zugeständnisses, daß die Naturforschung die wesentlichen psychischen Vorgänge nicht erklären könne, nachgewiesen hat, schließt er mit folgendem herrlichen Gleichniß: „In den mittelalterlichen Bauten Italiens sieht man oft Tempeltrümmer einer versunkenen Religion als Werkstücke eingemauert. Seiner Bestimmung entfremdet, fesselt der marmorne Architrav einen Augenblick den sinnigen Wanderer. Achtlos vorüber eilt die Menge. So birgt der unscheinbare, aber sichere Bau heutiger Empirie manche Trümmer einer glänzenden, einst die Wissenschaft beherrschenden Spekulation, in der unsere Zeit das Heil nicht mehr sucht. Von Vielem, was wir, des Ursprungs unserer Schätze nicht immer eingedenk, das unsere nennen, könnte Leibniz, nach zweihundert Jahren wiederkehrend, im sicheren Gefühl geistiger Urheberschaft sagen: das ist Geist von meinem Geist, und Gedanke von meinen Gedanken."

Neue naturwissenschaftliche Schriften.

Jedenfalls ist es eins der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, daß die Naturwissenschaft nach allen ihren verschiedenen Seiten hin mehr und mehr im ganzen großen Volke zur vollen Anerkennung gelangt. Die immer größern Vortheile, welche die fortwährend

neuen Gaben der Chemie, Physik, Botanik u. s. w. dem täglichen praktischen Leben gewähren, müssen wohl Jedermann zu der Einsicht führen: welche außerordentlich große Wichtigkeit die Kenntniß dieser Wissenschaft auch für jeden Gebildeten hat. Hieraus nun wiederum erklärt sich die Erscheinung der reichlichen literarischen Produktion auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete — und wir möchten fast die Behauptung aufstellen, daß trotz derselben doch noch keineswegs das Bedürfniß übersättigt worden, wie dies auf manchen anderen Gebieten der Literatur allerdings wohl bereits der Fall sein mag.

Ueberblicken wir die uns vorliegenden naturwissenschaftlichen Schriften, so müssen wir zunächst konstatiren, daß dieselben sämmtlich mehr oder weniger einem wirklichen Bedürfniß Genüge zu leisten suchen, indem sie Fragen besprechen und Verhältnisse erörtern, welche für das praktische Leben von Bedeutung sind. Gehen wir hier auf die einzelnen dieser Schriften näher ein.

Niemand wird es uns verargen, wenn wir einen der Altmeister der populären naturwissenschaftlichen Darstellung, unsern verehrten Lehrer Roßmäßler, allen übrigen vorangehen lassen. Er war es, der, als Menschenfreund und als Gelehrter von gleich hoher Bedeutung für weite Kreise, in streng wissenschaftlicher und doch so klarer, anmuthender, herzinniger, möchten wir sagen, Darstellung eine Reihe von Werken schuf, welche in der Bibliothek keiner gebildeten Familie fehlen sollten. Leider erlebte er die Auflagen seiner Lieblingsbücher, wie „Der Mensch im Spiegel der Natur"*) nicht; ja nicht einmal die Vollendung seines letzten sinnigen Büchleins „Für freie Stunden"**), welches jetzt sein treues Portrait trägt, sollte er mehr sehen. „Der Wald"***), jenes an Text und Ausstattung in gleicher Weise gediegene Prachtwerk Roßmäßler's, erscheint jetzt in zweiter Auflage, und es gereicht uns zur Freude, im Interesse der Hinterbliebenen, mehr aber noch in Ehrerbietung und Verehrung, die Freunde des Verstorbenen, sowie alle Leser überhaupt darauf aufmerksam machen zu können.

Dem „Walde" schließt ein anderes Forstbuch sich an. Es heißt „Säen und Pflanzen"†), Handbuch der Holzerziehung für Forstwirthe, Forstbesitzer und Freunde des Waldes. Welchen Werth dies Werk für die betreffenden Kreise haben muß, das geht nicht allein daraus hervor, daß sein Verfasser, der Forst-Direktor Heinrich Burckhardt, einer der hochgeachtetsten Forstmänner seiner Gegend, ist, sondern auch und noch viel mehr daraus, daß „Säen und Pflanzen" seit 1854 bereits in der vierten Auflage vorliegt, ein Erfolg, der bei einem Buch von 23 Bogen doch gewiß bedeutsam erscheint.

Die „Ornithologie Nordost-Afrika's"††) von M. Th. v. Heuglin, ist bis zur achten Doppellieferung gediehen und zeigt sich durchweg als ein Werk, welches dem berühmten Namen des Reisenden durchaus Ehre macht und zugleich durch die prachtvollen Farbendruckbilder die Leistungen der Fischer'schen Kunst-Anstalt in das vortheilhafteste Licht setzt.

Hieran schließt sich wiederum das in allen Fachkreisen rühmlichst bekannte und von der deutschen ornithologischen Gesellschaft in Berlin zum Organ erwählte „Journal für Ornithologie"†††), welches wir noch deshalb besonders hier erwähnen, weil soeben ein „General-Index" von zwei jungen Ornithologen, A. Reichenow und M. Helm, in Verbindung mit dem Herausgeber Dr. J. Cabanis, verfaßt und erschienen ist, wodurch die Ausbeutung des überaus reichlichen wissenschaftlichen Materials ungemein erleichtert wird.

Die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"*), herausgegeben von Virchow und von Holtzendorff, bietet wiederum eine Reihe vorzüglicher naturwissenschaftlicher Beiträge. „Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung, von Dr. Karl Zöppritz", heißt eine Arbeit, welcher kein Sachverständiger die Anerkennung versagen wird, die aber ebenso durch die Bedeutung ihres Inhalts, als durch die klare Darstellung wichtig ist. Die „Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht" sind von Dr. H. Settegast, Direktor der landwirthschaftlichen Akademie in Proskau. Der Verfasser hatte sich kürzlich durch das auch in diesen Blättern mit Anerkennung besprochene Werk „Die Thierzucht"**) ein sehr bedeutendes Verdienst um alle strebsamen gebildeten Landwirthe erworben. Im ganz kleinen Rahmen bietet er jetzt dieselben Gesichtspunkte zur Beurtheilung des bedeutsamen Gegenstandes hier einem weiteren Publikum. „Das Eisenhüttenwesen", von Dr. H. Wedding, ist eine mit Illustrationen ausgestattete Darstellung, welche für Jedermann ebenso interessant, als für den Fachmann wichtig erscheint.

Vorzugsweise ansprechend erscheint uns der Vortrag „Die Alchymie und die Alchymisten" von Dr. Gustav Levinstein, nicht allein weil er einen Gegenstand beregt, der seit Alters her aller Welt Interesse abgewonnen hat, sondern auch weil wir hier, in einer anregenden geistvollen Darstellung die düsteren und doch immerhin bedeutungsreichen Bilder jener alten Goldmacher an uns vorüberziehen sehen. In dieser Weise bildet die Schilderung jener längst dahingeschwundenen Vergangenheit den besten Anhalt zur Beurtheilung der theilweise daraus hervorgegangenen hochwichtigen Bestrebungen der Gegenwart. „Das Leben in den größten Meerestiefen" von Dr. Ernst Haeckel, mit einem Titelbild in Kupferstich ist ein sehr interessanter Vortrag über ein inhaltvolles Thema, in welchem namentlich auch die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft Berücksichtigung gefunden haben. „Die theologische Bildung der norddeutschen Ebene", von Dr. Justus Roth, ist eine mit großer Belesenheit und nach eigenen Forschungen gegebene Darstellung der Gestaltung unserer Heimat, die für jeden Gebildeten und Wißbegierigen wichtig erscheinen muß. „Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen", von Jacob Nöggerath, führt uns an der Hand des geschätzten Bonner Professors durch ein vorzugsweise reizvolles Stückchen Natur und Menschenthätigkeit. Den Beschluß der uns vorliegenden Hefte macht der Vortrag „Moderne und antike Heizungs- und Ventilations-Methoden", von Dr. J. Berger, eine Darstellung, welche man im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt recht sehr beherzigen sollte.

K. R.

Deutsches Lied der Elsässer.***)

Die Wacht auf den Vogesen.

Hoch durch's Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus es wiederhallt;

*) Leipzig, Robert Friese. **) Breslau, Trewendt.
***) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.
†) Hannover, Rümpler.
††) Cassel, Th. Fischer. †††) Cassel, Th. Fischer.

*) Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. **) Breslau, Korn.
***) Dieses vortreffliche deutsche Lied ist uns aus Straßburg zugegangen, und zwar als die Dichtung eines geborenen Elsässers, der als Franzose erzogen wurde, aber schon in der Schule, wie später auf der Universität und im Leben, stolz auf seine deutsche Nationalität war. D. R.

Das tönet wie ein mächt'ger Schritt,
Als riss' es Eich' und Tannen mit;
Voran, voran Du deutsche Braut,
Der Wasgau hat Dich jetzt erschaut!

Hoch auf dem Berg nun steht es da,
Das Riesenweib Germania;
Sie kam herauf vom kühlen Rhein:
Ich mag nicht länger drunten sein;
Hier nach dem Berg stand längst mein Sinn,
Hier bleibt die Wacht mein Hochgewinn!

Hier steh' ich, reck' die Arme aus,
Sei mir gegrüßt mein Felsenhaus,
Seid mir gegrüßt, ihr Tannenhöhn,
Dem deutschen Aug' wie wunderschön!
Wie ist die Aussicht weit und breit
So strahlend hier in Herrlichkeit!

Hier schaut mein Blick, in Stolz erglüht,
Als wie ein Garten aufgeblüht
Die deutsche Heimat weit und breit,
Wie nirgends sonst, voll Lieblichkeit!
O Elsaß drunten, edler Hort,
Jetzt bleibst mein eigen fort und fort!

Hier schaut mein Blick von Stolz entbrannt,
Hinüber dann in's wälsche Land:
Im tiefsten Mark hat's Dir gegraust,
Als Du gefühlet meine Faust;
Nun hüt' Dich ferner, hüt' Dich fein
Vor meines Schwertes Blitzesschein!

Hier thront' ich schon vor manchem Jahr,
Hier bleib' ich jetzt und immerdar;
Nun wettert drunten in dem Thal,
Kanonen donnert allzumal!
Gekommen ist die deutsche Braut,
Dem Wasgau ewig angetraut!

Straßburg, den 5. December 1870.

Belgien.

Deutschland und Belgien vor und in dem Kriege von 1870.*)

Die in der Anmerkung genannte, zu Brüssel im Monat November in französischer Sprache erschienene Schrift dürfte bereits in Deutschland bekannt sein, besonders in den höheren Regionen der Gesellschaft, da sie von einer Feder herrührt, die nicht den gewöhnlichen schriftstellerischen Kreisen, sondern einer Sphäre angehört, welche, vermöge ihrer Position, veranlaßt ist, allen politischen Ereignissen und ihren möglichen Folgen die höchste Aufmerksamkeit zu widmen.

Ein kräftiger conciser Styl, gemäßigt in der Form, ohne dadurch der Freimüthigkeit etwas zu vergeben, spricht für die tiefen Ueberzeugungen des Autors und für die Zuverlässigkeit seiner Angaben. Derselbe behandelt die Angelegenheiten des belgischen Landes, die Denkweise und die Bestrebungen des belgischen Volkes in einer Weise, die uns unzweifelhaft darüber läßt, daß er Land und Volk genau kennen zu lernen bemüht war. Gleichwohl möge uns gestattet sein, nicht mit ihm übereinzustimmen, wenn er, um die unbesonnenen Sympathieen zu erklären, die sich in neuerer Zeit hier kundgaben, die Ansicht ausspricht, daß Belgien, gleich der Schweiz an der Gränzlinie verschiedener Nationalitäten gelegen, keiner derselben vollständig angehöre, daß es keine eigentlich homogene Gruppe bilde, daß in Belgien die gallischen und germanischen Elemente vermischt seien und sich in fast gleichen Verhältnissen die Waage halten, so daß dadurch jede exclusive Tendenz entschieden ausgeschlossen sei. Wir müssen hierauf erwidern, daß die neuere Geschichtsforschung — nicht die Geschichtschreibung, welche sich auf das Zeugniß von Autoren stützt, die sich seit unvordenklicher Zeit bloß nach einander abgeschrieben und wiederholt haben — sondern eine Forschung, auf tiefe Quellen-Studien gestützt, unwiderleglich den ausschließlich germanischen Ursprung des belgischen Volkes festgestellt hat.

Allerdings ist die Bevölkerung Belgiens seit der Zeit des Alterthums nicht unvermischt geblieben: wie überall, haben auch hier viele fremde Elemente Eingang gefunden. Der Gebrauch der lateinischen Sprache in allen geschriebenen Documenten der ersten Jahrhunderte und die Nachbarschaft eines Volkes, bei dem durch verdorbenes Latein eine romanische Sprache erzeugt wurde, erklären zur Genüge die Einführung dieses Idioms in einigen Provinzen Belgiens, besonders da, wo die Mönche den Gebrauch desselben begünstigten. Aber Jedermann weiß, daß, welches auch die Zahl von Fremdlingen sei, die sich in einem bereits bewohnten Lande niederläßt, welches auch die Sprache sein möge, die sie mitbringen, dadurch der Geist der ursprünglichen Bevölkerung schwerlich modificirt wird und daß er selbst dann, wenn er sich modificirt, leicht wieder die Oberhand gewinnt.

Ich will nicht wagen, zu behaupten, daß die Annahme der romanischen Sprache seitens eines Theiles der belgischen Bevölkerung ohne Einfluß auf den Geist dieses Theiles, d. h. der Wallonen, geblieben sei, aber es steht fest, daß dieser Einfluß zu allen Zeiten unter ihnen, gewissermaßen instinctmäßig und aus Antipathie der Rasse, bekämpft worden ist. Die Landesgeschichte bezeugt uns, daß zwischen den Bewohnern Belgiens und denen des alten celtischen Galliens ein gewisses Gefühl des Mißtrauens, ja der Abneigung, welches je nach den Umständen mehr oder weniger hervortrat, in dauernder, unvertilgbarer Weise bestanden hat.

Daß dieses Gefühl des Mißtrauens auch noch in neuester Zeit bei uns tief begründet war, dürfte von Niemand bezweifelt werden, besonders wenn man die nachstehenden Stellen der vorliegenden Schrift gelesen:

„Während seines achtzehnjährigen Bestehens hat das Bonaparte'sche Kaiserreich Belgien in beständiger Aufregung erhalten. Nicht erst die Enthüllungen der Affaire **Benedetti**, nicht erst die neueren Entdeckungen in den Archiven der Tuilerieen haben die ehrgeizen Pläne und die Eroberungs-Projekte der kaiserlichen Politik zu unserer Kenntniß gebracht; seit Jahren haben wir dieselben im Auge behalten, haben wir sie der Oeffentlichkeit preisgegeben und unter allen Formen, in denen sie sich darstellten, bekämpft. Bald klagte man die öffentliche Meinung in Belgien der unversöhnlichen Feindschaft gegen Frankreich, gegen sein Staatsoberhaupt und seine Institutionen an, und sprach man von der Nothwendigkeit, unsere bürgerlichen Freiheiten, unsere Preßfreiheit und das Gastrecht zu beschränken, das wir politischen Flüchtlingen schenkten; bald denuncirte man uns gar

*) L'Allemagne et la Belgique pendant et après la guerre de 1870. Bruxelles. — In öffentlichen Blättern ist die Andeutung gemacht worden, daß die vorliegende Schrift aus der Feder des Königs der Belgier geflossen ist. D. Red.

als einen Herd der Demagogie, auf welchem alle Complotte gegen das Leben des Kaisers geschmiedet wurden. Eines schönen Tages bot man Alles auf, um uns mit Güte oder Gewalt in einen Zollverband, oder einen Militärverein mit Frankreich zu ziehen. Zu einer anderen Zeit versuchte man es, sich durch Ankauf unserer Eisenbahnen der strategischen Linien Belgiens zu bemächtigen. Jedesmal haben wir diese arglistigen Pläne durchschaut und zurückgewiesen, so daß sie scheiterten. Wir sind weder Insinuationen, noch Drohungen gegenüber einen Schritt zurückgewichen. Belgien ist durchweg seines Geschickes Herr geblieben, indem es jede auswärtige Einmischung ablehnte und alle seine Verpflichtungen erfüllte, ohne irgend einer seiner Prärogativen etwas zu vergeben.

„Eine Folge davon ist eine andauernd gereizte Politik uns gegenüber gewesen. Viele Jahre hindurch haben Pariser Blätter, die zu diesem Zwecke subventionirt wurden, einen unablässigen kleinen Krieg gegen Belgien und dessen Regierung, sowie gegen unsere Institutionen, geführt: das Pays, die Patrie, die France, die Liberté, der Constitutionnel und der Figaro haben nicht aufgehört, uns durch Hetzereien, Beleidigungen und Verleumdungen zu verfolgen. Die Namen der Literaten, welche diesen annexionistischen Feldzug gegen uns leiteten: die Pic, Cassagnac, Jourdan, van Ryck haben einen europäischen Ruf bekommen. Die Einen bedienten sich der Waffe des Spottes, während die Anderen es mit der Einschüchterung versuchten; täglich kam man mit neuen Klagen, neuen Anschuldigungen und neuen Beschwerden. Hat man nicht im Monat Juli 1870, als die öffentliche Meinung gegen den, ohne allen Grund und ohne jede Entschuldigung provocirten, brudermörderischen Krieg einstimmig sich aussprach, in Paris die Belgier als preußischgesinnt verschrieen? Welche Zornausbrüche und welche Schmähungen wurden bei dieser Gelegenheit laut! König Leopold und die Gräfin von Flandern waren es, welche die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern auf das Tapet gebracht; die belgischen Staatsminister und Generale waren sämmtlich dem Herrn von Bismarck verkauft; die belgische Neutralität war ein Fallstrick; alle Sympathieen Belgiens waren auf der Seite Deutschlands; alle Vertheidigungsmaßregeln waren gegen Frankreich gerichtet; der zufällige Unfall an der Brücke von Blandain hätte sehr ernste Mißhelligkeiten hervorrufen können."

Der Verfasser konstatirt, daß während dieser langjährigen Bedrängniß Belgiens durch das Kaiserreich, Ersteres stets in Deutschland Theilnahme und Unterstützung gefunden habe; er bedauert ungemein, daß in der letzten Zeit zwischen diesem Lande und Belgien ein vorübergehendes Mißverständniß eingetreten und daß die deutsche Presse in demselben Augenblicke, wo die französische Belgien gegenüber die Waffen niedergelegt, eine feindselige Stellung gegen dieses Land eingenommen habe. Er meint, daß diese Umwandlung großentheils der Haltung und Sprache gewisser in Belgien erscheinender Blätter zuzuschreiben sei, welche jedoch keineswegs die Ansicht der Belgier repräsentirten. Da die Presse in Belgien völlig frei sei, so hätten ausländische Publicisten, die in ihrer Heimat nicht denselben freien Spielraum gefunden, hier ihre Rednerbühnen aufgeschlagen, sehr oft um ungesunde Theorieen und Lehren des Umsturzes der socialen Ordnung zu verbreiten. Einige derselben handelten unter dem Einflusse heftiger politischer Leidenschaften, Andere jedoch trieben ihr Geschäft bloß aus Speculation.

Es ist wirklich ein Irrthum, die von diesen Leuten gegründeten oder redigirten Blätter als belgische zu betrachten. Indépendance z. B., über deren Haltung sich die deutsche Presse mit Recht so häufig beklagt, für deren Ansichten aber mit Unrecht das belgische Volk verantwortlich gemacht wird, ist für Belgien ebensogut, wie für Deutschland, ein ausländisches Organ. Der Director dieses Blattes, Herr Bérardi, ist Franzose und schreibt demselben, ohne Widerspruch zu dulden, seine politische Haltung vor. Die Gründer des Journals, die das Actiencapital hergegeben, sind zum vierten Theil Deutsche und zu drei Vierteln Franzosen. Der größte Theil der Mitarbeiter gehört Frankreich an. Etoile, welches die Sache der Orleanisten verficht, steht gleichfalls unter der Leitung eines Franzosen. Seine politische Uebersicht des Auslandes, die sich gegen Deutschland oft so feindselig zeigt, wird von einem deutschen Israeliten redigirt. In neuerer Zeit hat ein bekannter Prozeß, der des Engländers Doulton, Unternehmers der Bauten an der Senne, den Beweis geliefert, daß beide ebengenannte französische Zeitungen sich gerade nicht mit ihrer Unbestechlichkeit brüsten können.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift begnügt sich nicht, im Allgemeinen darzuthun, daß die politischen Tendenzen der Belgier keineswegs der Art sind, wie man es in Deutschland voraussetzt, sondern er geht auch im Einzelnen auf die Fälle von feindseliger Tendenz ein, welche die deutsche Presse dem belgischen Volke vorgeworfen. Nicht ein einziger dieser Fälle, wenn man sie näher prüft, bestätigt die Anschuldigungen und Vorwürfe, die unserem Volke von der deutschen Presse gemacht worden. Die von Letzterer als feindselig bezeichneten Handlungen der belgischen Bevölkerung werden entweder als erfunden, oder als ungenau dargestellt, nachgewiesen. Der Verf. erklärt die Thatsachen und berichtigt sie dergestalt, daß kein Zweifel, keine Verdächtigung mehr aufkommen kann.

„Was die allgemeinen Tendenzen betrifft", sagt der Verf., „so haben die in dieser Richtung erhobenen Anschuldigungen keine andere Grundlage gehabt, als die Polemik gewisser Zeitungen, die jedoch durchaus nicht als Ausdruck der Gesinnung des belgischen Volkes gelten können. Nicht Ein öffentlicher Akt, nicht Eine Volks-Demonstration haben in dieser Hinsicht den Verdacht und die Anklage Deutschlands zu rechtfertigen vermocht. Belgien — und das allein ist es, was aus dieser Untersuchung unumstößlich hervorgeht — hält vor Allem fest an seiner Nationalität und an seinen Institutionen. Um diese unverletzt zu erhalten, hat es sich große Opfer auferlegt; es würde deren noch größere gern bringen, wenn die Umstände es erheischen sollten. Jedes Vasallenthum wiederstrebt ihm; jede Abhängigkeit vom Ausland ist ihm zuwider: dies haben dreißig Jahre energischen Widerstandes den Franzosen bewiesen."

Der Verfasser hätte, wenn er weiter in die Geschichte des Landes zurückgegangen wäre, noch hinzufügen können, daß der Antagonismus der Bevölkerungen von Frankreich einerseits und von Belgien andererseits durch eine unwiderlegliche historische Thatsache bezeugt wird: nämlich durch die ununterbrochene Aufrechterhaltung der Scheidewand, welche seit der Zeit der Römer die überrheinischen Gallier von den Germanen unserer Ländergebiete trennte. Der ausgedehnte Wald, von welchem Cäsar spricht, und der sich von der südlichen Gränze des gegenwärtigen Belgiens ausbreitete, existirt allerdings nicht mehr, aber die Gränzlinie desselben ist darum nicht verwischt. Obwohl diese Scheidewand materiell nicht mehr vorhanden, steht doch fest, daß ihre moralische Kraft allen Umwälzungen, die auf beiden Seiten stattgefunden, Widerstand geleistet. Wohl ist einigemal der Versuch gemacht worden, sie umzustürzen und die beiden Länder zu vereinigen, aber diese erzwungene Vereinigung ist nie von Dauer gewesen. Bei der ersten großen Erschütterung ist der Riß wieder eingetreten und

die Scheidewand wiedererstanden. Sie existirt noch heutzutage, fast an denselben Punkten, wo Julius Cäsar sie vor beinah zweitausend Jahren fand.

Brüssel. P. A. F. Gerard.

Frankreich.

Herr Alfred Michiels und die Geschichte von Elsaß-Lothringen.*)

In Nr. 3 des „Magazin" hat bereits die Michiels'sche Schrift aus der Feder des Herrn P. A. F. Gerard in Brüssel die Abfertigung gefunden, die ihr, ihrem Tone nach, gebührte. Gleichwohl möge es, nach dem geschätzten belgischen Kritiker, auch noch einem Deutschen gestattet sein, die Beweisführung Michiels, sowohl was Lothringen, als ganz besonders was das Elsaß betrifft, dem deutschen Publikum vor Augen zu stellen, und schließlich ein kleines Pröbchen der schriftstellerischen Verve des unhistorischen Franzosen zu liefern.

Nach einer Apostrophe an die Muse der Geschichte, auf daß sie ihm Kraft verleihe, die Lügensaat deutscher und englischer Geschichtsschreiber und Journalisten zu widerlegen, die Furie deutscher Kriegsknechte auf Frankreichs keuschem Boden gebührend zu brandmarken, und nach einer Auseinandersetzung über die volle Berechtigung Frankreichs auf Lothringen, wie sie von Gerard bereits entwickelt ist, geht Michiels in der zweiten Hälfte seiner Schrift zur Darstellung der französischen Ansprüche auf das Elsaß über. Richelieu, nach M. die personificirte Uneigennützigkeit, rettet die deutschen Fürsten und den Protestantismus, und macht zum Dank dafür seinen Herrn zum Protektor Deutschlands und, woran ihm mehr lag, zum Herrn des militärisch von Frankreich occupirten Elsaß. Der Friede von Münster, Nymwegen, Ryßwyk bestätigt einfach den status quo oder vielmehr beeinträchtigt Frankreichs Größe noch, indem dieses freiwillig die eroberten Gebiete aufgiebt, um nur Elsaß zu behalten. Alles ist hier für unsern leichtblütigen Verf. Klarheit, Licht und Gewißheit; in den zehnfachen Verträgen mit ihren verschieden formulirten Artikeln sieht er nichts, als deutsche Pedanterie, und in der Klausel, die dem deutschen Kaiser die Oberlehnsherrschaft über das Elsaß reservirt, nichts als eine Puppe für Leopold I., den er mit den Ausdrücken Schwachkopf und beschränkter Pedant regalirt. Mit kühnem Sprunge setzt unser Verfasser über die Raubkriege Ludwigs XIV., über die Reunionen, über den Fall Straßburgs durch den Verrath des Fürstenbergers am 28. September 1681 hinweg. Straßburg ist ihm, der die deutschen Territorialverhältnisse des 17. Jahrhunderts nicht kennt oder wahrscheinlicher nicht kennen will, die erste der Zehnstädte, während er doch einige Seiten vorher bei der Aufzählung dieser Städte Straßburgs Namen nicht hineinzuschmuggeln gewagt hat. Die Reunionen sind nach seinen Begriffen, ähnlich der Anschauung Ludwig's XIV., die natürlichen Consequenzen der Verträge, die die Landvogtei Elsaß und die drei Bisthümer nebst ihren Dependenzen Frankreich überließen, während doch seit jenen Zeiten bis auf den heutigen Tag von deutscher Seite ununterbrochen gegen eine derartige exorbitante Auslegung der betreffenden Formeln feierlich protestirt wurde, Proteste freilich, die Herr Michiels kühn genug ist, vollständig todtzuschweigen. Jener Raub- und Verwüstungskriege endlich, die noch heute jedes deutsche Herz empören, gedenkt Herr Michiels nur an Einer Stelle, beim Tode Turenne's, und zwar in folgenden Ausdrücken: „Turenne stirbt im Herzogthum Baden im Augenblick des Beginns einer entscheidenden Schlacht. Ich habe vor 3 Jahren den Ort gesehen, wo eine Kanonenkugel diesem edelmüthigen Vertheidiger deutscher Freiheiten die Brust durchbohrte. Die Franzosen suchen den Ort und das Grabmal des großen Mannes auf; und so sollten die Nachkommen jener Bevölkerung, die er vom Despotismus befreite, wie zu einem heiligen Grabe dorthin pilgern; doch alle Laster sind Geschwister und die Undankbarkeit ist das letzte Glied im Reigen deutscher Untugenden" (p. 36); um dann später (p. 72) noch einmal darauf zurückzukommen: „Jene 22 deutschen Universitäten mögen uns antworten, wenn sie es vermögen; aber man bildet in Deutschland nur stumpfe Compilatoren aus, wie man dort Henker ausbildet; sie durchwühlen die Urtexte, ohne etwas davon zu verstehen, sie tragen Urkunden zusammen, deren Sinn ihnen entgeht. Wenn während der Kriege vor 2 oder 300 Jahren die feindlichen Heere ihnen hier und da eine Kuh geraubt, einen Haufen Heu verbrannt haben, so gedenken sie daran mit Bitterkeit, der unschätzbaren Dienste vergessen sie. Sie haben nur ein Gedächtniß für das Uebel, das ihnen zugefügt ward, die Wohlthaten vergessen sie schlennig."

Und dieser selbe Mann entblödet sich nicht, Ranke's französische Geschichte zu citiren, wenn er die Uebergabe Straßburgs erzählt; freilich weiß er wohl die Sätze zu wählen, die ihm, losgelöst vom Vorhergehenden und Folgenden, in seinen Kram passen, um gleich darauf, in diametralem Gegensatz zu Ranke's Darstellung, jeden Widerstand, jeden Protest der Bürgerschaft abzuleugnen. Wohlgemuth nennt er die Erzählungen Scherer's, Adolph Schmidt's, also besonnener Forscher, bei der Ueberrumpelung von Metz durch Montmorency blöde Ammenmärchen und Kindereien. Den Beweis für seine Behauptungen bleibt er, wie gewöhnlich, schuldig.

Noch mehr Unglück hat Herr Michiels mit seinem Citate aus Friedrich's II. Werken. Wenn der große König im Jahre 1738, damals noch als Kronprinz, an Voltaire, angesichts der unermeßlich aufsteigenden Gewalt Frankreichs in den letzten dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts, in einem Briefe voll der malitiösesten Ironie die Politik des französischen Kabinets Deutschland gegenüber auf das glücklichste persiflirt und davon spricht, daß nach dem Erwerb von Elsaß und Lothringen Frankreich nur noch einen Schritt zu thun brauche, um bis zum Rhein vorzudringen, das kleine Luxemburg und Trier, ein lumpiges Herzogthum Lüttich, die Barrièreplätze, Flandern und einiges Andere würden von selbst nachfolgen, so nimmt Herr Michiels dieses Alles für baare Münze, ruft den großen König frischweg zum Zeugen für die Berechtigung französischer Velleitäten auf, und erfüllt unbewußt alle Bedingungen, um sich selbst gründlichst ad absurdum zu führen. Diese wenigen Proben mögen genügen, die Gewissenhaftigkeit des Verfassers betreffs seiner historischen Forschungen, seinen Scharfsinn in der Interpretation fremder Ideen dem deutschen Publikum gegenüber zu erläutern. Unterlassen können wir aber schließlich nicht, unsern Lesern wenn auch nur eine Stelle des Buches hier wiederzugeben, um sie den Stil des Mannes erkennen zu lassen, dessen geistige Fähigkeiten sie eben zu bewundern Gelegenheit hatten.

*) Les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine, par A. Michiels.

Das Aufkommen Preußens im Lauf der Jahrhunderte schildert er (p. 74/75) folgendermaßen: „Et la Prusse, la sobre, la chaste, la dévote, la clémente héritière du pays des Vandales, est-ce qu'elle est venue au monde toute grande? Est-ce que ce boa constrictor n'a pas enveloppé de ses anneaux toutes sortes de proies? En 1415, Frédéric de Hohenzollern, burgrave de Nuremberg, achète à l'empereur Sigismond le margraviat de Brandebourg, un sol désolé où rien ne pousse sans culture, pas même de la bruyère, pas même des ajoncs, région stérile comme l'enfer, où les sapins, au bout de trente ans, ont dix pieds de haut. Et cette contrée lugubre devient le centre d'un État qui ronge peu à peu les États voisins comme une lèpre et un cancer. Le mal gagne de proche en proche: les domaines de l'ordre Teutonique sont dévorés, puis le territoire de Königsberg (sic), puis Magdebourg sur l'Elbe, Minden, Halberstadt sur le Weser (!), Cummin (sic) à l'embouchure de l'Oder (!), la Poméranie ultérieure enfin et le duché de Clèves. Le dix-huitième siècle commence: l'ulcère grandit toujours. Il attaque en Suisse les principautés de Neuchatel et de Valengin, sur les rives de la Baltique la ville de Stettin et la Poméranie citérieure: il mange au flanc de l'Autriche la grasse Silésie. Le chancre alors se trouve arrêté: les frontières de la Pologne le contiennent un moment; c'est un espace bien vaste à corroder, à infecter, à couvrir d'une dartre sanguinolente. Mais tout devient facile, quand on n'est point gêné par des scrupules. Frédéric II regarde cette brave Pologne, qui a longtemps défendu l'Europe contre les Tartares et les Musulmans: il la toise, il la juge trop forte pour lui. Alors il propose à deux complices de se jeter ensemble sur elle, de la tuer, de la dépecer, et de s'en partager les lambeaux. La Russie et l'Autriche, comme des spadassins expérimentés, acceptent la proposition. L'héroïne malade est prise au dépourvu, terrassée, démembrée: la Prusse en engloutit un morceau. Croyez vous sa faim apaisée? Oh! que non pas. Elle se fait adjuger en 1815 un lambeau de la Saxe, et la plus grande parties des provinces rhénanes. Puis elle se calme, elle ferme ses yeux avides, elle digère. Mais voilà qu'en 1864, la bête immonde se réveille: elle a une faim terrible, et elle cherche une ample pâture; le Sleswig, le Holstein, le duché de Lauenbourg ne font que stimuler son appétit. Alors, en 1866, elle fond sur le Hannovre, sur la Hesse électorale, sur le duché de Nassau, sur les villes libres de Francfort et de Hambourg (!), les étrangle et se les incorpore; gardant l'Allemagne du Sud pour une autre occasion, elle la mord et lui tire du sang, goûte sa victime future. Mais le traité de Prague met en cages les États méridionaux, interdit à la Prusse d'y toucher. Qu'y faire? etc. Mit derartigen Schmähungen geht es weiter, bis mit einem Haupttrumpf das ganze Pamphlet schließt. —

Es könnte dem Einen und Andern vielleicht gerathener erscheinen, derartige Schmutzschriften überhaupt todt zu schweigen, gar keine Notiz von ihnen zu nehmen. Wer aber weiß, daß diese Sachen immer noch ihr Publikum finden in Frankreich und den Nachbarstaaten, dem muß daran gelegen sein, durch Nachgehen auf einer solchen Spur den geistigen Ausgangspunkt jenes Fanatismus klar zu legen, der in diesem Augenblicke Millionen Menschen romanischer Nationalität, Allem was deutsch heißt gegenüber, erfüllt. Dies war der Grund, weshalb wir einen Augenblick bei dieser durch ihre Maßlosigkeit vor andern hervorragenden Schrift verweilten. Das aber möchten wir kühn behaupten, daß, wie Ein Gambetta genügte, Frankreich in materieller Hinsicht der Erschöpfung nahe zu führen, so ein Dutzend Skribenten à la Michiels mehr als hinreichend sein möchten, Verstand und Vernunft der Franzosen wüst und brach zu legen.

J.

Italien.

Alfred v. Reumont für den römischen Pontifex.*)

Unwillkürlich fühlen wir Deutsche, stellt man uns als Schiedsrichter hin zwischen Papstthum und Königreich Italien, uns bei weitem zum größten Theil für die Sache dieses letzteren von vornherein eingenommen, d. h. für die Sache des Nationalitäts-Prinzips gegenüber den heutzutage nicht mehr aufrecht zu erhaltenden Ansprüchen einer versteinerten Theokratie, für die Sache jenes selben Nationalitäts-Prinzips, auf Grund dessen sich in diesem Augenblick unser eigenes Vaterland regenerirt und wiedergefunden hat, dessen Wirkungen in den konvulsivischen Zuckungen des gesammten europäischen Staatensystems seit mehr denn einem Jahrzehnd deutlich wahrnehmbar sind. Wenn in einem solchen Augenblicke ein bedeutender Mann, der durch seine wissenschaftlichen Leistungen seinem Namen einen guten Klang bereitet hat, dessen ganzes Wirken eben an dem in Frage kommenden Ort vor sich gegangen, wenn ein solcher Mann es unternimmt, das so vielfach angefeindete Papstthum der italiänischen Regierung gegenüber zu vertheidigen, das sinkende Wrack nicht nur standhaft zu halten, sondern den Grund des Unterganges eben seinem Angreifer als eigene Schuld zurückzugeben, so verdient ein solcher Versuch wohl einen Augenblick der Betrachtung.

Und in der That ist die kleine Schrift des berühmten Geschichtschreibers der Stadt Rom nicht sowohl der Versuch einer theoretischen Rechtfertigung der Prinzipien des kirchenstaatlichen Regiments (Verf. verwahrt sich p. 17 in parenthesi selbst gegen eine derartige Absicht), als vielmehr ein Herzensschrei aus tiefster Noth, der durch die frevelhaften Angriffe, die unwürdige Politik des heimtückischen Gegners über die ewige Stadt heraufbeschworen sei. Einige kurze Notizen über den Inhalt der kleinen Schrift werden Art und Zweck derselben deutlicher erkennen lassen.

Den Anfang des Endes, die intellektuelle Ursache zu dem immer mehr um sich greifenden Abfall in den römischen Provinzen sieht Verf. in der arglistigen Politik Napoleon's III. Italien gegenüber seit dem J. 1859, jenes Bonaparte, dessen Familie im Unglück und Sturz dem Papstthum Asyl und Schutz verdankt habe. Das Ende des Kriegs führte auch die Lostrennung Bologna's vom päpstlichen Stuhl durch Plebiscit herbei. Theoretische Begründung habe dann diese völkerrechtswidrige Praxis durch die 1860 erschienene, damals hohes Aufsehen erregende Broschüre: Le Pape et le Congrès erhalten, die die Incompatibilität der zur Ausübung der geistlichen Autorität nothwendig erachteten weltlichen Gewalt mit einem größeren Gebiete dargethan habe. Dann der achtzehntägige Feldzug im September 1860, unternommen wegen der Verweigerung der geforderten Truppenauflösung, im Augenblicke, als Garibaldi den Süden Italiens siegreich durcheilend, Miene machte, auch das päpstliche Gebiet mit seinen von nationalem Patriotismus begeisterten Schaaren mit einem Schlage zu besetzen. Der Romagna gleich, gingen Umbrien und die Marken durch Abstimmung zum Königreich Italien über und „der Kirchenstaat umfaßte nun ein, statt von 3 Millionen, von einigen 700,000 bewohntes, großentheils aus brachliegenden Weidetriften, Sumpfland und unwegsamem Gebirge bestehendes Gebiet. Damit begann eine neue Phase. An Stelle des früheren Heerkörpers trat zum guten Theil die

*) Pro Romano Pontifice. Rückblick und Abwehr von Alfred von Reumont. (32 S.) Bonn, A. Henry, 1871.

aus dem Peterspfennig besoldete Fremdenlegion, die indeß nur durch französische Hilfe den Angriff Garibaldi's im Herbst 1867 überwältigen konnte. Nicht bitter genug kann Reumont diesen Zug schildern:

„Im September erfolgte der Garibaldische Angriff, der die Freibeuter bis vor die Thore Rom's führte, welche eine Verschwörerbande ihnen zu öffnen bereit stand. Die Rückkehr der Franzosen, deren Ehre doch so sehr auf dem Spiele stand, und das Gefecht bei Mentana, welches die merveilles der Chassepots verkündete, setzten dem glorreichen Unternehmen ein Ziel." Dann im letzten Jahre die vergeblichen Unterhandlungen Ponza's di San Martino, der Einmarsch der italiänischen, die Kapitulation der päpstlichen Truppen. Die Politik, die seit Jahren auf dieses Ziel bewußt lossteuerte und jede gute Gelegenheit, sich ihm zu nähern, sorgfältig und rücksichtslos wahrnahm, erscheint R. als eine Politik nicht des Rechts, sondern der Gewalt und der Revolution: Wo bleibt der Titel rechtlichen Besitzes, fragt er, wenn derart ein Souverän dem andern gegenüber vorgeht? Was ist das Streben der Großstaaten, das sich unter dem Namen des Nationalitäts-Prinzips verbirgt, anders, als der Ausbruch der brutalen Gewalt dem legitimen Recht gegenüber?

Victor Emanuel prätendire, sich der Römer gegen den päpstlichen Druck annehmen zu wollen. Wenn nun R. das päpstliche Regiment auch durchaus nicht als vollkommenes hinstellen will, so glaubt er doch, daß dies nicht Schuld Pius' IX., sondern der unglücklichen Zeitverhältnisse sei, die dem Papste billige Reformen unmöglich machten, seinen Gegnern aber leicht den Grund zu den anscheinend gerechtesten Beschwerden gäbe.

Soweit liege eine Verletzung des politischen Rechtes des souveränen Papstes vor, jenes Rechtes der freien Selbstbestimmung, ohne das eine Souveränetät überhaupt nicht denkbar sei. In höherem Maße werde durch das neuerliche Vorgehen der italiänischen Regierung das Interesse der gesammten katholischen Welt verletzt. Und dies ist das punctum saliens, von dem aus R. allein glaubt, eine richtige Würdigung der neuern italiänischen Politik herbeiführen zu können. Den Augenblick der ernstesten, europäischen Verwickelungen und innerer, kirchlicher Spaltungen in Folge des ganz unzeitgemäßen, letzten Vatikanischen Concils habe die italiänische Regierung benutzt, um die letzte Stütze der weltlichen Herrschaft des Papstes zu zertrümmern, einer Herrschaft, die eine moralische, kirchliche politische Nothwendigkeit gewesen sei. Nicht aus prinzipiellen Gründen erklärt sich R. für einen Anhänger dieser weltlichen Macht des Papstes, von der er im Gegentheil nicht Bedenken trägt, zu äußern, daß sie wie ein Bleigewicht dem Geistlichen an der Ferse gehangen, unvortheilhaft und verweltlichend auf die Kirche gewirkt habe. Aber elf Jahrhunderte seien unvermögend gewesen, das Räthsel zu lösen, wie der besitzlosen Kirche ihre Freiheit zu sichern wäre, und aus diesen rein praktischen Gründen sucht er den status quo in's Unbestimmte hinaus zu verlängern. Von diesem Standpunkt aus, wir wiederholen es, kann er nicht umhin, das ganze Vorgehen der italiänischen Regierung im letzten Jahre als rechtlos zu brandmarken, es wegen seiner tastenden Behutsamkeit und Kompromiß-Versuche der Lächerlichkeit und Würdelosigkeit zu zeihen; von ihm aus, erklärt er das Problem, an dessen Lösung die italiänische Regierung seit zehn Jahren sich abmühe, der freien Kirche im freien Staat für unlösbar.

Der Schmerzensschrei aus des Herzens Nöthen, als den der Inhalt der ganzen, kleinen Schrift erscheint, gipfelt in den Schlußworten, in denen er die Ungerechtigkeit hienieden unwiderleglich klar zu entwickeln meint. „Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich. Dem Könige und seiner Regierung trotzend und ihren Pardon zurückweisend, ein Parlamentsmitglied in spe, spaziert Guiseppe Mazzini gemüthlich einher auf den Stätten seiner vierzigjährigen Conspirationen, „um", wie es im Devil's Walk heißt, „zu sehen, wie seine Aktien stehen". Der letzten Handbreit eines tausendjährigen Reiches beraubt und unter königliche Kuratel gestellt, seinem eigenen Wort zufolge ein Gefangener, sitzt im Vatikan Pius IX. Da muß man wahrlich mit dem Psalmisten ausrufen: Clamabit ad me et ego exaudiam eum, cum ipso sum in tribulatione."

Eine beredte Vertheidigung fürwahr dieses so viel und heftig angegriffenen Prinzips, doch leider nicht ebenso begründet als beredt. Der schwächste Punkt in der Beweisführung R.'s, und dies wird man hoffentlich schon aus unserer flüchtigen Skizze herausgefühlt haben, ist seine Distinktion zwischen der prinzipiellen und thatsächlichen Berechtigung des Papstthums auf den weltlichen Besitz. Fällt jene erstere fort, so kann diese zweite freilich immer noch genügend erscheinen zur Garantie der bestehenden Verhältnisse, keineswegs aber darf man, gleich dem Verfasser, aus der Verletzung dieser Besitztitel das Verderben der Welt herausprophezeien wollen. Nun erhebt sich freilich R. zu einem höheren, allgemeineren Standpunkt, dem Interesse der gesammten katholischen, also orthodoxen Kirche, von dem aus er den bestehenden Zustand am sichersten zu vertheidigen meint. Vergißt er dabei aber nicht, daß die christliche Kirche fast fünf Jahrhunderte hindurch und unter viel schwierigeren Verhältnissen, bei weit niedrigerem Stande allgemeiner Gesittung, auch ohne weltlichen Besitz nicht nur bestanden, sondern selbst unerwartet schnelle und großartige Fortschritte gemacht habe? daß in dem Stande menschlicher Gesittung, wie er heutzutage fast durchgehend sich findet, ganz andere Garantieen für das Oberhaupt einer bestehenden Religion liegen, als Rosse und Reisige und der Besitz eines kleinen, dem gänzlichen Pauperismus schleunig zueilenden Landes? Und ist denn jenes Nationalitäts-Prinzip so gar abschätzig zu behandeln, wie R. es an verschiedenen Stellen seiner Schrift thut, ist es wirklich jenes brutale Recht der Gewalt, das vor zehn Jahren die Blüthe Italiens aus unmuthiger Unthätigkeit auftrieb zum Wiedererwerb, zur Regeneration der unter dem Despotismus verwahrlosten Südhälfte des herrlichen Landes; jenes Prinzip, das sie, nachdem dieses erste Ziel errungen, heutzutage gleichsam mit magnetischer Kraft wieder vorwärts getrieben, den eisernen Ring, der beide Reichshälften hermetisch von einander schied, zu sprengen, die frühere Kapitale der Welt und des Landes wiederum zu dem zu machen, wozu Natur und Geschichte sie bestimmten? Und ist denn auch jenes Plebiscit, bei dem aus den Reihen der gesammten Bevölkerung sich auch nicht einige wenige Hundert entschlossene Nein hervorwagten, seinerseits auch nur ein Akt brutaler Gewalt?

Fern sei es von uns, die Politik der italiänischen Regierung in den letzten zehn Jahren nach Außen wie nach Innen in Allem zu billigen und gutzuheißen; anerkennen aber müssen wir, daß sie, von einem großen Gedanken beseelt, redlich, wenn auch nicht immer erfolgreich, versucht hat, denselben zu verwirklichen. Fern sei es gleicherweise von uns, den persönlichen Anschauungen des Verf. zu nahe treten zu wollen; doch wir glauben, daß er gerade durch das Uebermaß seiner Angriffe und Beschuldigungen das am meisten beeinträchtigt hat, was er am sehnlichsten von dieser Schrift erhoffte, — ihren Erfolg.

J.

Griechenland.

Das Ethnikon Hemorologion für das Jahr 1871.

Die Buchhandlungen Brockhaus in Leipzig und Reinwald in Paris, sowie der Photograph K. Demetrios Konstantinos in Athen, versorgen Griechenland mit der Fortsetzung des schönen griechischen Kalenders auf das Jahr 1871 (ΕΘΝΙΚΟΝ ΗΜΕΡΟΛΟΓΙΟΝ), herausgegeben von Marinos Papadópulos Bretós (544 S. gr. 8.). Es ist bereits der elfte Jahrgang und er, wie die früheren, sorgt wieder für vielfache Bedürfnisse der Belehrung und Unterhaltung. Das Aeußere ist derart, daß wir mit einigem Neide darauf blicken. Nach den üblichen Kalender-Notizen, Festen, Geburtstagen der königlichen Familie, Fixirung des Alters des Jahres 1871 (Es ist z. B., nach der immer noch festgehaltenen, blödsinnigen Vorstellung, das 7379ste nach Erschaffung der Welt, gemäß der Septuaginta; das 5875ste nach der Rechnung der Lateiner, oder das 5631ste nach der der Hebräer. Seit der πυργοποιία, d. i. seit dem Bau des babylonischen Thurmes, sind 4624 Jahre verflossen u. s. w. Wann wird dieser Schwindel aufhören?) folgt ein sehr ausführliches, der griechischen Orthodoxie gemäßes Kalendarium und Martyrologium, dem immerhin werthvolle historisch-biographische Notizen beigefügt sind. Es folgen die türkischen Monate, die Osterlage, griechische und römische von 1871—1890, Finsternisse und eine genealogische Tabelle über alle regierenden Häupter der civilisirten Welt, in welcher für Gallia noch ganz gemüthlich Ναπολέων Γ. regiert. Daß die Ereignisse den Druck genealogischer Kalender überholen, hat man öfter erfahren. Dann belehrt man die Griechen über die Ursache der zwiespältigen Jahresrechnung, den sogenannten alten und neuen Stil. Mit Recht wird ein anderer Schwindel, der des Wetterprophezeiens, fortgelassen, aber doch allgemeine Anzeichen nach dem landwirthschaftlichen Kalender von Nauplia für Schiffer und dergl. gegeben. Den geschichtlichen Erinnerungen dient die chronologische Tafel über die hauptsächlichsten Ereignisse der Befreiungsgeschichte 1821—30. Recht nützlich mag für das hellenische Volk das große Einmaleins bis 20 × 20 sein! (arabische Zahlen). Gewiß nützlich aber sind die vergleichenden Uebersichten über Maße, Gewichte, Münzen.

Nachdem so auf LXXX Seiten das Bedürfniß befriedigt, folgt der unterhaltende und belehrende Theil, der vorzugsweise für Hellenen berechnet ist und uns das höchst ehrenvolle Bestreben zeigt, durch vielseitige Volksbildung das heutige Hellenenvolk dazu zu führen, die Rolle der Nachfolger ihrer großen Ahnen mit einigem Anstande zu spielen. So erhalten sie eine Einführung in die Archäologie, indem man von italiänischen Museen redet, und der Kalender spendirt einige mittelmäßige Holzschnitte, Kopf der Niobe, einige Reliefs vom Parthenon, die mediceische Venus und dergl. Ein anderer Aufsatz ist der edlen Pantheia, der treuen Gattin des Königs Abradatas von Susa, gewidmet. Demetrios Paparregopulos bietet zwei Gespräche, zwischen Penelope und Xenophon und zwischen Calligula und seiner Geliebten Pauline. Angelos S. Blachos giebt ein Lustspiel, das Mädchen des Trödlers. Doch es würde zu weit führen, hier den ganzen übrigen reichen Inhalt noch aufzuführen. Wir finden Erzählung, Gedichte, auch hübsche antikisirende Gnomen, musikalische Beiträge, sogar philologische Erörterungen.

Das von guten Schriftstellern gegebene Beispiel der Reinheit der Sprache und möglicher Classicität finden wir überall befolgt, und der Eifer, mit dem man auch das Fremde sich anzugleichen bestrebt ist, wie wenn z. B. für Livrée οἰκοστολή gebildet wird, hat etwas rührendes. Für den Nichtgriechen sind die Accente gewiß eine kleine Hülfe, ob für Griechen aber nicht bloßer Zopf, möchten wir diesen zu erwägen geben. Freilich sehen wir, daß dieses Volk noch heute über Oxytonon oder Perispomenon ein Langes und Breites erörtern mag. Von den Holzschnitten heben wir noch hervor die S. 474 ff. Köstlich sind besonders die Griechenland-Reisenden (περιηγηταί τινες).

Möchte auch dieses Buch recht günstig auf die Hebung der edleren Bildungstriebe wirken, welche in der jungen und noch schwachen politischen Restauration des Volkes ruhen, damit es allmählich zu der Festigkeit erstarke, die eine völlige Selbständigkeit verdient und erträgt! F. S.

England.

Karl Simrock's Quellen des Shakespeare.*)

Nach einem Zeitraume von vierzig Jahren ist es dem hochgeschätzten Nestor auf dem Felde der germanistischen und der Shakespeare-Literatur Karl Simrock vergönnt, die zweite Auflage seines Werkes über die Quellen Shakespeare's dem Publikum darzubieten. Die Novellen, Erzählungen und Märchen zusammenzustellen, aus denen Shakespeare die Stoffe seiner Dramen geschöpft hat, ist schon öfter von Engländern wie von Deutschen versucht worden; was aber das Simrock'sche Werk vor andern auszeichnet, ist, daß er zuerst darauf hingewiesen hat, wie Sh. immer solche Stoffe wählte, die ein Gemeingut ihrer Zeit waren, die gewissermaßen die Mythologie derselben bildeten. „Es ist ein Zeugniß seines hohen Genius, daß er eben solche Sagen am liebsten ergriff," sagt der Verf. in der Vorrede, „die durch die allgemeine Verbreitung, die sie sich verschafft, schon ihre Gewalt über die Herzen bewährt hatten."

Außer der Erzählung oder den Erzählungen, denen Shakespeare seine Stoffe entnommen, giebt Simrock auch zu jedem Stücke noch eine Reihe von treffenden Bemerkungen.

„Dem Leser, sagt er in der Vorrede, der von unserm Buche allen Vortheil ziehen will, den es darbieten kann, rathen wir vor dem Lesen eines Shakespeare'schen Stückes die von uns mitgetheilte Quelle desselben und nach dem Lesen des Schauspiels unsere Anmerkungen einzusehen. . . . . Vielleicht wird es ihm dann vergönnt sein, einen Blick in die Werkstätte des Shakespeare'schen Genius zu werfen und die geheimen Verrichtungen seines Geistes zu belauschen, durch die er aus einem unscheinbaren aber edlen Stoffe die gewaltigsten und lieblichsten Gebilde hervorrief. Dies ist belehrend und bildend zugleich; es wird dem Kritiker wie dem schaffenden Talent Anregung und Förderung, Allen aber Genuß gewähren."

In der That staunt man oft über die Intuition des Genius, die ihn mächtig packende Stoffe da erkennen ließ, wo uns nur Gewöhnliches entgegentritt; wie aus dem unscheinbaren Faden die geschickte Hand köstliche Spitzengewebe zu fertigen weiß.

Noch eine andere Bemerkung drängte sich uns auf: eine wie vorschauende Kraft dem Dichter häufig eigen ist; so konnte

*) Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. Mit sagengeschichtlichen Nachweisungen. Von Karl Simrock. Zweite Auflage. 2 Bände. Bonn, Adolf Marcus, 1870.

Homer bei Schilderung des Achilläischen Schildes und künstlicher Geräthe aller Art einen Grad der Kunst-Industrie voraussehen, den erst viel spätere Jahrhunderte erreichten; so hat auch Shakespeare vielfach Erfindungen späterer Zeiten dichterisch antizipirt. Wir erinnern an den Schlaftrunk, den Julie (in Romeo und Julie) nimmt und der in allen seinen Wirkungen ganz den anästhetischen Mitteln, besonders dem Chloroform, entspricht, die die medizinische Wissenschaft unserer Tage entdeckt hat.

M. St.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Die Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau.*)

Eine Bibliothek ohne Katalog hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem Hause ohne Fenster; wer einen ausgebildeten Tastsinn hat und oft im Hause verkehrt, der mag sich wohl darin zurecht finden; aber da die Bibliotheken bekanntlich nicht ausschließlich für die Bibliothekare da sind, so ist für jede größere Büchersammlung, die dem öffentlichen Gebrauch zugänglich werden soll, ein gedruckter Katalog eine unabweisbare Nothwendigkeit. Herr Dr. Zuckermann hat sich für die Seminar-Bibliothek, die aus ungefähr 9000 Bänden besteht, darunter 116 Manuscripte und 50 alte hebräische Druckwerke, dieser Aufgabe unterzogen und sich dadurch den lebhaften Dank aller derer erworben, die diese an seltenen Werken so reiche Sammlung benutzen wollen.

Eine solche Arbeit ist zumal bei hebräischen Büchern nicht leicht. Denn in der jüdischen Literatur herrscht seit mehr als tausend Jahren die Unart, daß die Büchertitel nicht etwa dem Zwecke dienen, den Inhalt anzudeuten, sondern daß sie ganz äußerliche Spielereien enthalten; da heißt z. B. ein Buch „der Schild des Salomo". Der Titel läßt erwarten, daß in dem Buche der Schild des weisen Königs beschrieben wird, und der orientalische Alterthumsforscher hofft vielleicht von ihm dieselbe reiche Ausbeute für seine Wissenschaft, die „der Schild des Achill" für die Kenntniß des hellenischen Alterthums liefert. Weit gefehlt! denn dieser „Schild des Salomo" ist nichts anderes, als eine Widerlegung von Angriffen, die irgend ein Schriftsteller Namens Salomo erfahren hat; der Titel ist nur gewählt, weil er an irgend ein Schriftwort anklingt; in ihm suchen wir vergebens ein Anzeichen, worüber uns das Buch unterrichten will. Wer darauf neugierig ist, der muß sich das Buch näher ansehen. Für den Verf. eines hebräischen Katalogs erwächst daraus eine nicht geringe Arbeit, die freilich durch die bibliographischen Leistungen von Wolf, Steinschneider, Fürst und Zedner nicht unwesentlich gefördert worden ist, und die Verpflichtung, neben dem hebräischen Titel auch eine deutsche Ueberschrift zu liefern, welche die behandelte Materie erkennen läßt. Die wörtliche Uebersetzung des hebräischen Titels ist ein ganz nutzloses Geschäft, denn der nicht-jüdische Gelehrte, für den sie hauptsächlich berechnet ist, wird dadurch nicht klüger, als er gewesen ist.

Diese und noch andere Forderungen, die an ein tüchtiges bibliographisches Buch zu stellen sind, hat der emsige und umsichtige Herr Verfasser völlig erfüllt. Als eine originelle Seite dieser Katalogisirung betrachten wir die Erwähnung der den einzelnen Büchern vorgedruckten Approbationen, welche seit dem 17. Jahrhundert unter den Juden Sitte wurden. Diese Approbationen sind nicht so gleichgiltig, als es den Anschein hat; sie enthalten vielmehr eine Fülle historischer Notizen und sie sind wegen ihrer Reichhaltigkeit eine Fundgrube für den jüdischen Geschichtsschreiber. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Herrn Dr. Zuckermann, auch diese Empfehlungsschreiben in das bibliographische Schema mit aufzunehmen.

*) Katalog der Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau, von Dr. B. Zuckermann. Erster Theil. (Vorwort. Handschriften und Druckwerke. Bibel.) Breslau, 1870.

Kleine literarische Revue.

— **Tabellen zur allgemeinen Geschichte.***) Die Brauchbarkeit dieses historischen Hülfsmittels für Schulen würde noch erhöht werden, wenn der Verfasser, etwa in einer zweiten Auflage, manche Lücken ausfüllen und manche formelle Mängel entfernen wollte. So vermissen wir die Geschichte Aegyptens unter den Ptolemäern; wenigstens hätten die drei ersten Ptolemäer und die unter ihnen aufblühende Alexandrinische Kulturepoche erwähnt werden müssen. — Ebenso fehlt die Geschichte Syriens unter den Seleuciden, die Geschichte der Parther und die der Juden nach dem Exil, so daß man die Namen der Makkabäer und Herodianer vergebens sucht und nicht einmal die Geburt und den Tod Christi und die Entstehung des Christenthums verzeichnet findet. Die literar- und kulturhistorischen Notizen sind sehr sparsam. In der griechischen Geschichte haben nicht einmal Plato und Aristoteles Platz gefunden, ebenso wenig in der neueren Geschichte Kopernicus, Galilei, Kepler, Newton, und wenn der Verfasser Shakespeare in der englischen Geschichte erwähnt, warum in der deutschen nicht auch Lessing, Schiller und Goethe? In der Schreibung der Fremdwörter und Eigennamen schwankt der Verfasser oft zwischen dem Richtigen und Falschen: so schreibt er Oligarchie und Olygarchie, Sidon und Sydon, Mytilene und Mythilene, Timotheus und Thimotheus. Auch Druckfehler sind in Namen und Zahlen nicht selten. Gerade in einem Schulbuche bedarf es der sorgfältigsten Correctur.

E. M.

— **P. Goldschmidt's Geschichts-Tabellen.** Unter dem Titel: „Geschichts-Tabellen zum Gebrauch in höheren Schulen"**), ist vor wenigen Wochen von Dr. Paul Goldschmidt in Berlin eine Zusammenstellung der wichtigeren Daten der Weltgeschichte vom Auftreten Moses' an bis zum Jahre 1870 veröffentlicht worden, die sich durch ihre zweckgemäße Anlage und ihre Vollständigkeit zum Gebrauch in Schulen für Lehrer wie für Lernende empfiehlt. Einer schon bestehenden, guten Gewohnheit gemäß, finden wir auch hier die bedeutsamsten Daten durch fette Schrift ausgezeichnet, die so von selbst das Lehrobject für die jüngeren Schüler darbieten. Eine erfreuliche Zugabe sind 14 genealogische Tabellen, die die bedeutendsten Dynastieen alter und neuer Zeit umfassen und ganz besonders dem Geschichtslehrer manche kostbare Minute, die ihm die Ordnung dieser verwickelten und weit

*) Zum Gebrauch für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium von Dr. Carl Wolff. Berlin, Verlag von Carl Habel. 1871.

**) Berlin, Oppenheim, 1871.

zerstreuten Notizen sonst gekostet hat, ersparen werden. Besondere Berücksichtigung hat, sowohl in den geschichtlichen, wie in den genealogischen Tabellen mit Recht die preußisch-deutsche Geschichte und die Dynastie der Hohenzollern gefunden. J.

— **Koldewey's Bericht über die erste deutsche Nordpol-Expedition.** Das neueste Ergänzungsheft zu Petermann's geographischen Mittheilungen enthält den mit einer historischen Einleitung ausgestatteten Bericht des Capt. Koldewey über die erste, im J. 1868 stattgefundene deutsche Nordpolar-Expedition, mit einem farbigen Titelkupfer des Schiffes und mit zwei Originalkarten nebst einer Reihe kleinerer Skizzen. Die Hauptkarte umfaßt im Maßstabe von 1 zu 5,000,000 den genauen Kurs der ganzen Expedition, die specielle Darstellung des Polar-Eises, Temperatur-Beobachtungen, die Meeres-Isothermen, Tiefen-Messungen, Meeresströmungen, das Vorkommen von Treibholz u. s. w., wie auch den gegenwärtigen Standpunkt der Polarforschungen von Ostgrönland bis Gillis-Land im Osten von Spitzbergen. Die zweite Karte giebt eine Darstellung der neuen Aufnahmen in dem verhältnißmäßig großen Maßstabe von 1 zu 400,000. Zum erstenmale sind hier auf der Karte der Nordpolar-Region eine Reihe deutscher Namen eingetragen, Namen von Freunden und Unterstützern der Expedition, u. A. „Wilhelm-Insel" (nach Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser und König von Preußen), „Augusta-Bucht" (nach J. M. der Kaiserin und Königin), „Bismarck-Straße," „Roon-Insel," „Kap Moltke" u. s. w., im Ganzen dreißig deutsche Namen, unter denen auch deutsche Gelehrte zahlreich vertreten sind, doch ist bescheidenerweise der des Herrn Dr. Petermann selbst bisher nicht unter ihnen.

— **Vaterlandslieder aus Ostfriesland.** Wie die Ereignisse des Jahres 1866 in keinem Theile unseres Vaterlandes freudiger begrüßt wurden, als in Ostfriesland, so wetteiferte dasselbe auch 1870 mit den andern deutschen Gauen in opferfreudiger patriotischer Gesinnung. Manches ist darüber in politischen Zeitungen berichtet, hier möchten wir auf eine poetische Gabe hinweisen, wie sie uns aus jener Gegend (Frisia non cantat) selten zu Theil wird. Frl. Marie Ihering, eine Schwester des berühmten Juristen, giebt uns in dem Büchlein „1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs-, und Sieges-Gedichte"*) eine Sammlung von patriotischen Liedern, die uns die großen Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit in ihrem Zusammenhange vorführen. Die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, die überall hervorleuchtet, sowie eine künstlerisch durchgebildete Form lassen diese Gedichte als einer allgemeinen Beachtung würdig erscheinen. E.

— **Bibliographisches.** Soeben wird von der antiquarischen Buchhandlung von J. A. Stargardt in Berlin das Verzeichniß der vom Prof. Larsow hinterlassenen reichen Bibliothek ausgegeben, das für Orientalisten viel Werthvolles darbietet. In Vorbereitung befindet sich ebendaselbst ein Verzeichniß von kulturhistorischen Werken in fremden Sprachen, darunter viele literarische Seltenheiten. — Das Antiquarium für Autographen und Portraits von Rich. Zeune in Berlin hat das 16. Verzeichniß seiner werthvollen Sammlungen ausgegeben, worin sich unter Anderem Briefe sämmtlicher preußischer Herrscher, vom großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm I. befinden; ferner ein merkwürdiges Schreiben des Königs Karl II. von England an den großen Kurfürsten, der bekanntlich ein persönlicher Freund des nachmaligen Königs Wilhelm III. von Oranien war; ein Brief von Ernst Moritz Arndt aus seinem Todesjahre (1859), worin sich die prophetischen Worte befinden: „Früher oder später werden wir mit den alten Erbfeinden wieder blutig anbinden müssen; mögen wir dann in allen Königen und Fürsten des Vaterlandes feste, treue Herzen finden und in Einigkeit und Einheit dran und drauf schlagen!" ꝛc. ꝛc.

— **„Mutterliebe"**, Dichtungen von Ch. Gruß, betitelt sich ein Bändchen Gedichte, welche sämmtlich die Mutterliebe in den verschiedensten Lebenslagen verherrlichen, und zum Besten des Pestalozzi-Vereins der Provinz Brandenburg, im Selbstverlage des Verfassers, erschienen sind. Das Thema ist ein so schönes, unerschöpfliches, daß man an der Behandlung desselben die strengsten Anforderungen stellen müßte; in Anbetracht des guten Zweckes, den das Buch hat, sehen wir aber von jeder Kritik ab und begnügen uns damit, auf sein Dasein aufmerksam zu machen und ihm guten Erfolg zu wünschen.

Literarischer Sprechsaal.

Aus Deutschösterreich tönt wieder zu uns ein Schmerzensschrei des dort von Slaven und Ultramontanen bedrohten Kultur- und Rechtslebens, ein Ruf, den das geeinte Deutsche Reich unmöglich überhören kann. Hussitischer Deutschenhaß hat sich mit römischem verbündet, um das cisleithanische Oesterreich dem Bildungseinflusse des deutschen Geistes, der Freiheit germanischer Forschung zu entrücken. Deutschland hat, indem es im Jahr 1866 auf die politische Verbindung mit seinen von Habsburgs polynationalem und polyglottem Scepter beherrschten Stammesbrüdern verzichtete, dadurch keinesweges der Pflicht sich entziehen können, diesen beizustehen, wenn sie einen Hülfruf an uns richten. Eine Knechtung der deutschen Nationalität ist zunächst in Böhmen zu befürchten, wo tschechische Organe bereits darauf angetragen haben, die alte deutsche Universität Prag, die Stiftung Kaiser Karl's IV., zu slavisiren. Ein Tscheche, Herr Jiretschek, der jetzt Minister des öffentlichen Unterrichts, und ein anderer Tscheche, Herr Habietnek, der jetzt Justizminister in Deutschösterreich geworden, sollen wirklich die Absicht haben, dieses Attentat auf deutsche Wissenschaft und Kultur zu begünstigen. Nun, dahin wird es wohl nicht kommen, daß wieder, wie zur Zeit der Hussiten, die deutschen Studirenden von Prag nach Leipzig auswandern. Vielmehr hoffen wir, daß man von Deutschland aus unseren bedrängten Brüdern in Böhmen, Steiermark, Kärnten, Krain ꝛc. eine kräftige Hand der Unterstützung und der Rechtswahrnehmung leihen werde.

Karl v. Holtei widmet in der „Schlesischen Zeitung" seinem Freunde, dem verstorbenen Fürsten Pückler-Muskau, einen Nachruf, in welchem es heißt: „Sein Schaffensdrang, diese poetische innerste Nothwendigkeit, die reichen Bilder niemals ruhender Phantasie nach außen sichtbarlich zu gestalten und in

*) Aurich, Verlag von Dunkmann. Der Reinertrag ist für die Wittwen und Waisen der gefallenen deutschen Krieger bestimmt.

Wirklichkeit lebendig dargestellt zu sehen, was in seiner Seele Traum gewesen, hatte ihn bis zum Tode nicht verlassen. Und das in einem Zeitalter, welches danach trachtet, Baumwuchs und Waldespracht der mörderischen Axt zu verkaufen; geldgierig niederzuschlagen, was Urväter säeten, was Väter pflegend hegten... in solcher Zeit war er, der dahinsterbende Greis, noch vom Todtenbette aus eifrig besorgt und thätig bedacht, daß bepflanzt, daß grün geschmückt werde, was er als dürren Sand übernommen; daß frischrieselnde Bäche den scheinbaren Tod in blühendes Leben verwandelten. Er, dessen Leben bereits erlosch, der nicht mehr hoffen durfte, reinen, vollen Genusses sich künftig zu erfreuen! Für wen hat er es gethan, der Kinderlose? Für wen hat er — wo gar viele seiner Standesgenossen Krieg führen gegen alt-ehrwürdige Stämme, weil sie aus Holz Gold machen wollen... für wen hat er all' seine übrigen, längst sehr geschmälerten Einnahmen auf kostbare, vielen armen Arbeitern guten Verdienst bringende Anlagen verwendet? Für die Idee! Für die Schönheit der Ideale, die seinem Geiste vorschwebten. Und, wie gesagt, in welcher Epoche hat er's gethan? Mitten im vorherrschenden Materialismus rücksichtsloser Spekulationen. Er war ein Aristokrat durch und durch. Deshalb war er auch, was der richtige Aristokrat immer sein muß, will er seinem Stande Ehre machen, zugleich ein durchaus liberaler; in Wissen, Streben, Kunstsinn, geselligem Verkehr, liberal, human, wohlwollend."

Die holländische Presse hat schon wieder einmal Gelegenheit gefunden, empfindlich gegen die deutsche zu sein und gegen unsere angeblichen Annexionsgelüste zu protestiren. Die wenig bekannte Berliner „Industrie-Zeitung" ist diesmal das „Karnickel" welches angefangen, indem sie die volkswirthschaftliche, aber selbst von diesem Standpunkt aus unverständige Behauptung aufgestellt, Holland und Belgien würden die natürlichen Gränzen des neuen Deutschen (oder wie die Holländer sagen: preußischen) Reiches bilden, und die natürlichen, großen Hülfsquellen dieser beiden Länder würden erst dann vollständig zu ihrer Entwickelung gelangen, wenn sie dem Lande zufielen, dem sie rechtmäßig zuständen. Natürlich ist diese Behauptung des Berliner Blattes in Deutschland selbst sehr wenig gelesen und noch weniger beachtet worden; dafür aber haben fast sämmtliche holländische Blätter davon Akt genommen, und weil sie dies klugerweise gethan, stellen sie jetzt an die preußische Regierung das naive Verlangen, sie möge jene Ansicht des Berliner Blattes amtlich dementiren lassen! In ihrer gewohnten Unwissenheit motiviren die holländischen Publicisten diese naive Forderung damit, „daß in einem Lande, wo die Freiheit des Wortes und der Presse so beschränkt ist, wie in Preußen, dergleichen Aeußerungen, wie die der Berliner Industrie-Zeitung, sehr compromittirend für die Regierung sind."

Was in dem sprachlich getheilten, aber nur in Einer Sprache verwalteten und regierten Belgien für kuriose Conflicte möglich sind, geht aus einer Polemik des Journal de Liége mit der in Gent erscheinenden Zeitung La Flandre hervor. Das Lütticher Journal hatte ein Aergerniß daran genommen, daß der allgemein geachtete, vlamische Dichter, Prof. Emanuel Hiel in Brüssel, als er kürzlich ein ihm neugeborenes Kind in das Civilregister von Schaarbeek (einer Vorstadt von Brüssel) eintragen ließ, sich weigerte, ein in französischer Sprache ihm vorgelegtes Protokoll über diesen Akt zu unterzeichnen, da dies nicht die Sprache der Bevölkerung des Ortes Schaarbeek sei. Auf die Bemerkung des wallonischen Blattes, es sei dies lächerlich, da ja allbekannt, daß Herr Prof. Hiel ebenso gut französisch spreche und schreibe, als vlamisch, erwidert das Journal von Flandern: „Gesetzt man legte einem Bewohner Lüttichs dort ein in vlamischer Sprache abgefaßtes Civilstands-Protokoll vor — würde er sich nicht weigern, dieses von der öffentlichen Behörde in einer der Landesbevölkerung unverständlichen Sprache ausgefertigte Schriftstück zu unterzeichnen? Und wenn darauf der Civilstandsbeamte sagte: Aber Sie verstehen ja vlamisch, so würde der Lütticher mit Recht erwidern: Das geht Sie nichts an!" — Dies sind in der That ganz schlagende, jedem Unbefangenen einleuchtende Argumente, aber die „Franskiljons" in Belgien haben ebenso wenig Sinn für gesunde Logik, als für das natürliche Recht ihrer vlamischen Landesgenossen.

Uns geht aus Bukarest ein neues deutsches Blatt zu, das den Titel „Freier Orient" führt und dessen Redaction sich die seltsame Aufgabe gestellt hat, rumänische Kultur nach dem Osten zu tragen. Rumänische Kultur!! Allerdings, fügt die Redaction bescheiden hinzu, werde sie sich zu diesem Zwecke mit deutscher und mit slavischer Kultur verbinden. Was das Blatt unter seiner Verbindung mit deutscher Kultur versteht, ist, nach den uns vorliegenden Nummern des „Freien Orient" vom 1. und 15. Januar 1871, jedenfalls als eine Mesalliance zu betrachten. So bringt die erste Nummer desselben einen Leitartikel über „das unter Preußen geeinigte Deutschland und die Bedrohung germanischer Nachbarlande", worin ganz gemüthlich insinuirt wird, das neue Deutsche Reich habe es auf „Annections- und Reunions-Expeditionen" gegen Deutschösterreich, die deutschen Kantone der Schweiz und das Königreich der Niederlande abgesehen. Der „Freie Orient" hat dies von einem Niederländer in Amsterdam erfahren, was allerdings möglich ist, da es in dieser Stadt zahlreiche Leute giebt, die dergleichen Abgeschmacktheiten glauben und daher aus Angst alle Welt, mit Einschluß der Rumänier, um Beistand anflehen.

Was aber speciell die rumänische Kultur betrifft, so kann folgende verbürgte Nachricht aus Bukarest als charakteristisches Symptom derselben gelten: „Am 3. (15.) Januar wird hier das Fest der sogenannten „Wasserweihe" dadurch gefeiert, daß in Anwesenheit des Fürsten und vieler hohen Beamten ein Kreuz in's Wasser geworfen und dann von irgend einem Bauern, der sich dem kalten Bade freiwillig unterziehen will, wieder herausgeholt wird. Nach Beendigung dieser Ceremonie pflegt der Pöbel in jedem Jahre eines oder mehrerer Juden, die zufällig auf der Straße sind, sich zu bemächtigen und sie unter Verhöhnungen und Mißhandlungen in's Wasser zu werfen. Die Polizei sieht gewöhnlich dieser Schandthat ganz ruhig zu und hat auch noch niemals von der rumänischen Regierung einen Verweis deshalb bekommen. In diesem Jahre aber begnügte sich die rumänische Kultur nicht, am Platze der Wasserweihe selbst zwei Juden in den Fluß zu werfen, sondern auch mitten in der Stadt warf die jeunesse dorée fünf andere Juden, unter denen ein siebzigjähriger Greis, in die Dembowiza. Die Polizei sah auch dies ruhig mit an und beschränkte sich darauf, den aus dem Wasser gezogenen und sich bei ihr beklagenden, zähneklappernden, armen Leuten den guten Rath zu ertheilen, so eilig als möglich nachhause zu gehen."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 4. März 1871. [Nº 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Dramen aus hoher Feder auf der Bühne.

In einer der zahlreichen Wohlthätigkeits-Soireen, die in Berlin jetzt die einzige Geselligkeit ausmachen, kamen zwei neue Productionen unseres Prinz-Poeten zur Darstellung: Cleopatra, Trauerspiel in einem Aufzuge und Wo liegt das Glück? Lustspiel in einem Aufzuge.

Es ist eine neue glückliche Inspiration, in dem engen Rahmen eines einzigen Aktes die märchenhafte Poesiegestalt der ägyptischen Königin hervortreten zu lassen und so gleichsam die Quintessenz ihrer romantischen Erlebnisse und ihres Schönheits-Zaubers zu geben, der einst die römischen Weltherrscher bestrickte und durch Jahrhunderte wie eine Wunderblume gepriesen wurde. Es war dem Dichter vollkommen gelungen, dies reizvolle historische Bild wieder zu beleben und als Kunstwerk zu gestalten. Mit sicherer Hand zeichnet er in wenigen, aber inhaltreichen Worten die einzelnen Charaktere und Situationen. Die beiden Vertrauten der Königin, zwei Jungfrauen mit scharf contrastirender Eigenthümlichkeit, Iras und Charmion, geben die Exposition des Stückes in einem reizenden Stimmungsbild. Charmion bringt einen vergoldeten Korb voll tropischer Blumen, unter denen die giftige Natter verborgen schläft, welche Cleopatra vom Hohenpriester weihen ließ, um ein Befreiungsmittel in Bereitschaft zu haben, wenn es ihr nicht gelingt, Octavianus Augustus ebenso in die Fesseln ihrer Schönheit zu schlagen, wie einst Cäsar und Antonius. Charmion spricht von Todessehnsucht und von der Pracht der Todtenfeier in Aegypten, „das die Majestät des Todes versteht", wie kein anderes Land. Diesem düster-schönen Mädchenbilde gegenüber, strahlt Iras, die andere Vertraute, in Lebenshoffnung und Erinnerungsfreude; sie erzählt mit Begeisterung von den glücklichen Zeiten, die sie unter Cleopatra's feenhaftem Scepter erlebt hat, von den Meerfahrten mit Fackelbeleuchtung, von den Mahlzeiten, bei denen man auf Rosenblättern lag und Perlen im Feuerwein des süßesten Rausches auflösen ließ, von den Palmenhainen, wo Myrthen und Lorbeeren dufteten und Harfenklänge das Herz bewegten und endlich von der Königin selbst, für deren Liebreiz und Milde sie keine Vergleichung finden kann.

Da rauscht der Purpur-Vorhang und man erblickt Cleopatra, zu deren Füßen ein junger schöner Römer liegt, Cornelius Dolabella, ein Liebling des Augustus, durch seinen Liebes-Enthusiasmus beweisend, wie machtvoll noch immer Cleopatra über Männerherzen zu herrschen versteht, obwohl ihre Jugendsonne sich zum Untergange neigt. Cornelius ahnt sein Schicksal; er ist nicht der Erste, der den Tod im Kusse der Zauberin fand; er ahnt, daß sie ihn vergessen wird, wenn der Weltherrscher Augustus vor ihr erscheint. Er beredet sie zur Flucht mit ihm; er malt ihr aus, wie Augustus sie demüthigen, wie sie bei seinem Triumphzuge nach Rom als besiegte Sklavin im Königsmantel erscheinen, wie kalt er bei ihrem Flehen, wie machtlos ihr Reiz ihm gegenüber sein werde. Aber Cornelius ahnt nicht, daß seine Worte nur dazu beitragen, in Cleopatra das glühende Verlangen zu steigern, noch einmal die Macht ihres Schönheits-Scepters an dem stolzen Weltbeherrscher Augustus Octavianus zu versuchen; sie widersteht den Bitten des verliebten Jünglings und geht mit der Spannung der leidenschaftlichsten Empfindungen von Frauen-Eitelkeit, Herrschsucht und heftigem Verlangen nach der Liebe eines Helden dem siegreichen Augustus entgegen. Sein kalter Stolz reizt sie nur noch mehr; sie beginnt alle Ränke ihrer oft bewährten Koketterie zu entfalten, um ihn zu überwinden, zu bezaubern, aber er bleibt scheinbar felsenfest; da ergreift sie der Schmerz tiefverwundeter Frauen-Eitelkeit. Verschmäht zu sein, ist eine Schmach, die sie noch nie erfahren; sie stürzt fort, Verzweiflung im Herzen und legt die Natter an ihren Alabaster-Hals.

Kaum ist sie ihm entschwunden, so entdeckt der eisenharte Weltbeherrscher, daß er sie liebt, daß seine Phantasie in Flammen steht, daß er durch Cleopatra ein nie geahntes, nie genossenes Glück erringen könnte; er will sie zurückrufen — sie um Gegenliebe bitten, ihr einen Thron anbieten — da erscheint Cornelius, reißt den Vorhang auseinander und zeigt dem liebeglühenden Augustus die erstarrte Leiche der schönsten Frau, der er seine Weltherrschaft zu Füßen legen wollte. Cornelius ersticht sich im Uebermaß des Schmerzes um die verlorene Geliebte, und der kaiserliche Augustus ruft: „Mit ihr versank mir eine neue Welt!"

Selbstverständlich erfordert jede der an sich kurzen, aber inhaltreichen Rollen eine gewisse Meisterschaft der Darstellung, wie sie von den Koryphäen der Berliner Hofbühne auch im vorliegenden Falle geleistet wurde.

Das Lustspiel desselben hohen Verfassers gehört zu jener Art feiner Conversationsstücke, die man eigentlich nicht mit dem Maßstabe messen darf, den man an ein regelrechtes Lustspiel zu legen gewohnt ist. Es ist vielmehr ein Spiegelbild der Gesellschaft, in der Art jener „Proverbes", die durch Alfred de Musset und Octave Feuillet in Aufnahme gekommen sind.

Die Beherrscherin eines ganz kleinen Kleinstaats, selbst noch jung und schön, hat eine reizende Nichte, Prinzessin Teresita, die unter der Etikette und strengen Erziehung ihrer Tante viel zu leiden hat. Ein Vetter der jungen Dame, Herzog Amadeo, wird heimlich von ihr geliebt, aber öffentlich gehaßt, weil er seine Huldigungen der regierenden Fürstin zugewendet, nachdem er erst mit Teresita getändelt hat. Er sieht in der reiferen Schönheit sein Ideal und vielleicht auch die Erfüllung eines ehrgeizigen Traums. Die Dame seines Herzens hat aber ihrerseits auch mehr Ehrgeiz als Liebessehnsucht; sie geht hinter dem Rücken ihres jungen Freiers Unterhandlungen mit einer auswärtigen Macht ein, die ihren König mit ihr zu vermählen beabsichtigt. In Folge dessen behandelt sie den Herzog Amadeo so grausam und kalt, obwohl sie ihn eigentlich liebt, daß er sich plötzlich wieder an Prinzessin Teresita wendet und sich mit ihr verlobt in dem Augenblicke, wo die Fürstin einen Korb von ihrem königlichen Freier erhält. Die Strafe, daß dieselbe einen ersehnten Thron und ein mißhandeltes Herz zugleich verliert, ist eine durchaus wohlangebrachte poetische Gerechtigkeit. Die unweibliche Schwankung zwischen Ehrgeiz und Liebe mußte derselben anheim fallen, und die Frage: „Wo liegt das Glück?" wurde überzeugend beantwortet durch ein liebendes Paar.

Da der Versuch gelungen ist, die dramatischen Arbeiten des Prinzen Georg auch auf einer so beschränkten Bühne und vor einem so gewählten Publikum (des Concertsaals im Schauspielhause) zur Darstellung zu bringen, so steht zu hoffen, daß recht bald einige Wiederholungen stattfinden werden.

Das neue Deutschland in der Zeitschrift des Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann.*)

I.

Der Katholicismus im gegenwärtigen Kriege.

Von der periodischen Schrift „Deutschland", über deren ersten Band wir im vorigen Jahre berichtet haben, liegt uns der zweite Band vor. Er enthält drei Aufsätze und am Schlusse ein erneuertes Programm des Herausgebers. „Die Zeitschrift will — heißt es in ihrem ankündigenden Programme — zur Selbsterkennung Deutschlands in seiner eigensten Kraft und Begabung, ohne Selbstruhm, wirken, indem sie von den Fortschritten deutscher Wissenschaft und Kunst und deren nationaler Bedeutung und Wirken in Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens und künstlerischen Leistens in einer für alle Gebildeten faßlichen Sprache, also nicht für die Fachgelehrten allein, spricht. Sie will auf diese Weise den Gang unserer Literatur in der Gegenwart überblicken und die besondere Kraft Deutschlands, auch das deutsche Oesterreich mit eingeschlossen, zeigen. Sie will in echter deutscher, d. h. christlicher Weise, aber so, daß auch Katholiken an ihr mitwirken, nur der Wahrheit, keiner Partei in keinem besonderen Interesse, dienen."

Wir haben gegen dieses Programm nur das Eine einzuwenden, daß die echt deutsche Weise, in welcher die Zeitschrift der Wahrheit parteilos dienen will, angeblich die „christliche", d. h. doch wohl, nach dem bekannten Standpunkte des Herausgebers, die evangelisch-orthodoxe, sein soll, die nur noch die Mitwirkung der Katholiken zuläßt. Dieser confessionellen Beschränkung, die eine parteilose Anschauung von vornherein unmöglich macht, mag es auch zuzuschreiben sein, daß schon nach der Erscheinung des ersten Bandes die Erwartung, welche der Herausgeber von dem Entgegenkommen eines größeren Publikums gehabt haben mochte, nicht erfüllt zu sein scheint; denn er macht in dem Programm den Fortbestand der Zeitschrift von der Bedingung abhängig, daß die Zahl der abgenommenen Exemplare nicht weit hinter 1000 zurückbleibe. Wir übrigens wünschen von Herzen der Zeitschrift einen glücklichen Fortgang, weil der Wahrheit am besten gedient wird, wenn alle Parteien Gelegenheit haben, sich auszusprechen, wozu noch kommt, daß unter den Mitarbeitern Männer sind, deren Stimmen man immer und überall gern hören wird.

Der erste Aufsatz: Deutschland und Frankreich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, vom Herausgeber, giebt eine im Ganzen wohlgelungene Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des französischen und deutschen Volkes und ihrer Regierungen in der Vergangenheit, ein Bild der jetzigen Ereignisse und Verhältnisse und die Aussicht auf die Zukunft. Daß Frankreichs gegenwärtiges Unglück die verdiente Strafe früherer Sünden des Volkes und seiner Leiter ist, das leugnen die Verständigen unter den Franzosen selbst nicht. Was sie Jahrhunderte lang an Deutschland gefrevelt haben, ist ihnen endlich anheim gekommen. Aber was wird aus Frankreich jetzt werden? Der Verfasser meint sehr richtig: „Mit dem gegenwärtigen Volke kann gar nichts werden; es wird immer derselbe Kreislauf wiederkehren. Soll aus Frankreich noch etwas Gesundes, politisch Lebensfähiges werden, so gilt es eine Umkehr von den falschen Wegen, also vor Allem von der leichtsinnigen und fleischlichen Zerstörung des Familienlebens, wie sie die Wurzel des Staatslebens zerfressen hat. Sittliche häusliche Ordnung, sittliche ernste Erziehung der Kinder, sittliche ernste Arbeit des Berufes, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels u. s. w., mit der Möglichkeit für den Arbeiter für sich und seine Zukunft zu sorgen, tüchtiger Schulunterricht und wirkliche Bildung, statt der oberflächlich glatten, gewandten, aber inhaltslosen Rhetorik, der verzerrten Darstellung der Geschichte, der heuchlerischen Theologie, der windbeutelnden Philosophie, dies ist das Programm, welches Frankreich braucht." Und wie nur mag dieses Programm verwirklicht werden? Der Verfasser meint: einzig durch die Religion. Auch darin stimmen wir mit ihm überein, wenn er unter Religion den lebendigen Glauben an Gott und seine sittliche Weltordnung versteht, gleichgiltig, in welcher Form der Dogmatik und des Cultus diese Religion auftritt. Allein dem Verfasser ist die Form die Hauptsache, nicht das Wesen. Es kommt ihm nicht auf die Religion, sondern auf die Confession an. Der Katholicismus ist ihm unfähig, die sittliche Wiedergeburt herzustellen; nur der evangelisch-orthodoxe Glaube ist dies im Stande, und diesen müssen die Franzosen annehmen, mögen sie immerhin sich auch Katholiken nennen, da auf den Namen nichts ankommt. „Hier — sagt er — muß ich wiederholen, was ich schon öfter gesagt, was ich trotz aller Beschuldigung von „Katholiken-Hetze", wie sie ein ergrimmter Pfaffe kürzlich auf mich geschleudert hat, immer wieder sagen werde, die gegenwärtige Gestalt der katholischen Kirche kann Frankreich diese Wiedergeburt nicht schaffen, sie kann sie nur hindern. Hier reichen keine Weihrauchdüfte, keine Murmelmessen, keine inbrünstigen Marien-Anbetungen, keine mecha-

*) Deutschland. Eine periodische Schrift zur Beleuchtung deutschen Lebens in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft, Weltstellung und Zukunft, im Verein mit Mehreren herausgegeben von W. Hoffmann, Dr. der Theologie, Generalsuperintendent und Hofprediger. Erster Jahrgang, 1870. Zweiter Band. Berlin, Stilke und van Muyden. 1871.

nisirte Religion der Rosenkränze, kein allmächtiges, seinen Gott schaffendes Priesterthum, auch keine Werke der Barmherzigkeit, keine gutmüthig-idyllischen Pfarrhäuser aus, so schön Manches darin sein mag. Hier hilft nur die lebendige Predigt des Evangeliums von Jesu Christo, dem gottmenschlichen Erlöser und einzigen Mittler, von der Rechtfertigung vor Gott durch ihn, die im Glauben ergriffen wird. Ich sage nicht, daß die Katholiken sollen Protestanten werden und habe es nie gesagt, aber daß sie evangelisch werden sollen und von sich thun, was dem Mittelalter als äußerliche Zucht wohl etwas nützen, nie aber ein Volk geistig wiedergebären konnte. So lange Frankreich diesen Weg nicht betritt, so lange die Nation nicht statt elender Glorie den Frieden mit Gott sucht und findet, wird es mit dem Unterrichte, dem Familienleben, der Erziehung nichts werden und die Nation wird in ihrem Pfuhle liegen bleiben und — ein schrecklicher Gedanke so vielen Millionen gegenüber — verrotten."

In der That eine harte Anklage gegen den Katholicismus, die nicht bloß einen ergrimmten Pfarrer, sondern jeden Katholiken, dem die Ehre seiner Religion nicht gleichgiltig ist, tief verletzen muß. Es müßte denn der französische Katholicismus ein von dem Katholicismus anderer Völker verschiedener sein, was er doch nicht ist, und dann gilt die Anklage auch dem deutschen Katholicismus, und doch haben unsere katholischen Mitbürger im gegenwärtigen Kriege mit demselben Gottvertrauen und derselben Hingebung, wie die Bekenner aller anderen Confessionen, für die deutsche Unabhängigkeit und die deutsche Einheit gekämpft, und ein katholischer König war es, von welchem die Anregung ausging, unserem Könige die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen: Jetzt, wo es gilt, das getheilte Deutschland zu einen, säet der Verfasser von Neuem Zwietracht, erweckt den Religionshader wieder, der Deutschland so sehr geschädigt hat. Nicht der Katholicismus als solcher ist an dem Verfalle Frankreichs schuld, sondern der Katholicismus, der sich von herrschsüchtigen Hierarchen und Despoten zu ihren weltlichen Zwecken brauchen ließ, der jesuitische Katholicismus, dem die Könige und Völker dienen sollten zur Erlangung seiner eigenen Weltherrschaft. Diesem Katholicismus haben die Bourbonen gehuldigt, haben die Orleans Concessionen gemacht, hat Napoleon III. geschmeichelt, und sie sind zu Grunde gegangen. Dieser Katholicismus war es, der für die Liederlichkeiten am Hofe Napoleons III., wie einst an den Höfen Ludwigs XIV. und XV. Absolution hatte, der das Volk in Dummheit und Aberglauben erhielt und nicht den Ausschreitungen des Pöbels im Namen der Religion entgegentrat, sondern sie als Schreckmittel benutzte, die Aengstlichen an sich zu fesseln. Von diesem Katholicismus freilich wird sich Frankreich frei machen müssen; es wird den ultramontanen Katholicismus gegen den nationalen, wie er ihn einst in der gallicanischen Kirche besessen, vertauschen müssen. Aber davon allein hängt die Wiedergeburt Frankreichs noch nicht ab.

Das Hauptübel der Franzosen ist die Nationaleitelkeit, der maßlose Ehrgeiz, die Sucht, die grande nation zu sein, ein Uebel, das aus Uebertreibungen von ursprünglich löblichen Eigenschaften entstanden ist. Eine weise Regierung braucht nur das Zuviel auf das richtige Maß zurückzuführen, um aus den Franzosen ein achtungswerthes Volk zu machen. Was anders war es, was uns Deutschen in den Befreiungskriegen 1813—1815 und eben jetzt die herrlichsten Siege verschafft hat, als das Nationalgefühl, das der Volksehre willig Gut und Blut opfert? Zu ihren selbstsüchtigen Zwecken haben deutsche Regierungen dieses Nationalgefühl lange Zeit ebenso gewaltsam unterdrückt, als es französische Machthaber maßlos gesteigert haben. Darum hat Frankreich noch eine Zukunft, wenn es neben seiner Nationalität auch andere Nationalitäten achten lernt, wenn es sich entschließen kann, mit den Völkern nicht in den Künsten des Krieges, sondern des Friedens zu wetteifern.

Wie ganz andere Schwächen aber hat der gegenwärtige Krieg an den Engländern offenbart! Das fromme protestantische, den Deutschen stammverwandte England hat gegen alle früheren Traditionen seine Sympathieen den Franzosen geschenkt; es hat, als es noch Zeit war, Frankreich nicht von dem ungerechten Kriege abgehalten, offenbar aus Neid über die immer mehr wachsende Bedeutung deutscher Industrie und deutschen Handels, aus Furcht, daß ein geeinigtes Deutschland zur See ihm ein gefährlicher Nebenbuhler werden könnte; es hat, Neutralität heuchelnd, den Franzosen die Waffen gegen uns geliefert, damit seinen Fabriken der Gewinn nicht entgehe; es hat, angeblich aus Menschlichkeit, die Beschießung von Paris zu hindern gesucht, damit ihm Frankreich aus Dankbarkeit den Handelsvertrag nicht kündige, und es möchte uns jetzt noch um den vollen Siegespreis bringen, weil es weiß, daß es einst im Orient Frankreichs mächtigen Beistand gegen Rußland nicht wird entbehren können. Wie jetzt die Eitelkeit der Franzosen ihre Strafe gefunden, so wird einst England seine Selbstsucht büßen müssen, und wenn ihm dann der Tag von Ilium kommt, so wird ihm, wie einst dem Krämervolk der Karthager, ein Sturz werden, aus dem es nie wieder erstehen wird. Hüten wir uns daher, mit dem Verfasser den Verfall Frankreichs einzig dem Katholicismus zur Last zu legen, und den Sieg Deutschlands als einen Sieg des Protestantismus zu betrachten; mögen wir nicht wieder in den Fehler verfallen, der uns nach 1815 die Reaction brachte, daß wir in falscher Demuth unsere Erfolge einer besonderen Gunst des Himmels zuschreiben. Wir haben gesiegt, weil wir unseren Gegnern an Tüchtigkeit überlegen waren, und wir waren ihnen an Tüchtigkeit überlegen, weil bei uns alle Stände und alle Confessionen den Werth sittlicher und intellectueller Bildung zu schätzen wissen.

Neue Schriften über Elsaß und Deutschlothringen.

Der nationale Typus der Bevölkerung.

Zu keiner Zeit vielleicht ist im Innern von Deutschland so viel über Elsaß und Lothringen geschrieben worden, als heutzutage, nachdem die siegreichen Schlachten und Belagerungen des Jahres 1870 beide Gränzmarken den deutschen Waffen eröffnet und dem unmittelbaren Einflusse Deutschlands wiedererobert haben. Die Zahl der Schriften über die Elsässisch-Lothringische Frage ist in der That Legion. Den Stimmen von Heinrich von Treitschke („Was wir von Frankreich zu fordern haben") und Wilhelm Maurenbrecher („Elsaß eine deutsche Provinz", Berlin, W. Weber 1870), welche am frühesten sich vernehmen ließen, ist eine gewaltige Schaar Anderer gefolgt, die in ihrer weit überwiegenden Mehrheit dahin übereinstimmen, daß Elsaß und Deutschlothringen unter keinen Umständen an Frankreich zurückzugeben sind, sondern von jetzt an, und wofern es die Vorsehung will, für immer bei Deutschland verbleiben sollen. Eine kleine, aber sehr inhaltreiche historische Skizze des gelehrten Rudolf Usinger: „die Gränze zwischen Deutschland und Frankreich" (Berlin, 1870, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, 66 S. gr. 8) hat diesen Wünschen und Hoffnungen im Gewande pragmatischer Erzählung den tüchtigsten und den beredtesten Ausdruck geliehen.

Nur über die Frage, in welcher Art und in welchem Umfange die Wiedervereinigung mit Deutschland vor sich gehen soll, hat in dieser reichen Literatur ein Widerstreit der Meinungen sich geltend gemacht. Während die Einen den sofortigen Anschluß der eroberten Länder an den preußischen Staat verlangen (und dies ist auch die Ansicht, die Maurenbrecher mit lebhafter Wärme vertheidigt), sind Andere dafür in die Schranken getreten, daß Elsaß und Lothringen dem Reiche als solchem angehören müßten, als reichsunmittelbare Gebiete zu behandeln seien und Reichsstatthalterschaften (jedoch nicht erbliche) aus ihnen zu bilden wären. Diese Meinung findet man in einer Skizze von Dr. Gustav Lenz „die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche“ (Greifswald 1870, L. Bamberg, 69 S. gr. 8) am besten und kräftigsten befürwortet; sie hat auf den ersten Anblick etwas Bestechendes für sich, nur schade, daß Diejenigen, welche sich genauer mit elsässisch-lothringischen Studien beschäftigt haben, sie aus inneren Gründen nicht zu theilen vermögen. Die gegebenen praktischen Verhältnisse sind zu sehr dagegen. Aber, wie dem auch sei es ist eine Ansicht, über die man nicht ohne Weiteres den Stab brechen darf. Die andere Frage, in welchem Umfange Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden sollen, ist womöglich noch verschiedener beantwortet worden: die stärkste Stimmenzahl hat der Vorschlag vereinigt, daß principiell die Sprachgränze das entscheidende Moment abgeben soll, allerdings ein im Einzelnen oft schwieriges, aber noch nicht das schlechteste Auskunftsmittel!

Um überhaupt einen Einblick in die Sachlage zu gewinnen, muß man vor Allem in's Auge fassen, daß Elsaß und Lothringen ihrer Natur nach Uebergangsgebiete sind, welche vom Deutschthum zum Wälschthum die Brücke schlagen. Durch beide Länder hindurch windet sich die Sprachgränze des deutschen und des französischen Volkes, aber Gränzen scheiden nicht nur, sie verbinden auch und weil sie eben keine unübersteigliche Schranken (keine chinesische Mauer!) verkörpern, ist das Gränzland immer streitig gewesen und haben die Marksteine beider Völker, politisch wie sprachlich, sich öfter verschoben. Ludwig Spach beginnt seinen trefflichen Abriß der Geschichte des Nieder-Elsasses mit dem Hinweis auf dieses lange Hin- und Herschwanken des Besitzstandes über die Wasgau-Länder und in der That liegt in diesen Schwankungen der Kern ihrer historischen Tragik und sehr viel von ihrem Charakter. Nach dem Vertrage von Verdun (843 nach Christus), der Deutschland von Frankreich trennte, hat es fast noch ein Menschenalter gedauert, bis das Elsaß (und zwar 870 im Vertrage von Marsna oder Mersen) endgiltig mit Deutschland verbunden ward.

Lothringen war damals nur zum Theil mit Deutschland verbunden und ist erst 880 vollständig zu ihm gekommen. Es war bis auf einen Theil des Barrois (Herzogthums Bar) deutsches Reichsland. So war es politisch, allein andererseits hat der Sieg der romanischen Sprache in drei Viertheilen von Oberlothringen dieses altdeutsche Herzogthum gar früh dem inneren Reichsverbande entfremdet. Jahrhunderte, bevor die Könige von Frankreich der Herrschaft über die schönen Thäler der Maas und der Murthe sich bemächtigen konnten, war der größere Theil von Lothringen französisch geartet, und das hatte bald auch politische Folgen! Als 1552 die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun von Heinrich II. überfallen und Frankreich einverleibt wurden, gelang der Streich um so besser, weil der Typus dieser Landschaften vorwiegend schon der französische war. Sehr Wenigen ist es bei uns bekannt und doch eine urkundlich massenhaft verbriefte Wahrheit: die freie Reichsstadt Metz mit dem deutsch anklingenden Namen, das Metis des frühen Mittelalters, die Hauptstadt der Mediomatriker in der keltisch-römischen Epoche, hat sich in den Tagen ihrer völligen Unabhängigkeit nach romanischen Statuten nach wälsch gearteten Ordnungen regiert, die zwar manche Aehnlichkeit mit den Institutionen der rheinischen Städte darbieten, aber im Wesentlichen nicht das Produkt des germanischen Geistes sind! Das deutsch redende Element der Bevölkerung von Metz stammt von Einwanderungen aus späterer Zeit, datirt meist sogar erst aus dem 19. Jahrhundert: sein Hauptstock besteht aus deutsch-lothringischen Fabrikarbeitern, die sich zum stärksten Bruchtheile in sehr armseliger, verkommener Lage befinden. Aber demungeachtet hat Metz wirklich und wahrhaftig dem deutschen Reichskörper angehört, wie ganz Lothringen die längste Zeit seiner Geschichte politisch ein integrirender Theil Deutschlands gewesen ist; ja das eigentliche Herzogthum „Lothringen und Bar“ galt noch bis zum Wiener Frieden von 1735 für einen Bestandtheil des deutschen Reiches und fiel erst 1766 bei dem Ableben von Stanislaus Leszczynski definitiv an Frankreich. National dagegen war der lothringische Charakter vorwaltend romanisch, wovon nur das Land zwischen Mosel und Saar, die einstige „baillage d'Allemagne“, welche bis 1751 in deutscher Sprache nach ihren deutschen „Landbräuchen“ regiert ward, zu Gunsten des Deutschthums eine durchgreifende Ausnahme gemacht hat.

Umgekehrt hat das Elsaß, seit der Name der Landschaft in der Geschichte vorkommt, in unvergleichlich vorherrschendem Grade seinen deutschen Charakter bekundet. Die Elsässer germanischen Stammes, ein Gemisch von Rheinfranken und Alemannen, haben das kelto-romanische Element der Urbevölkerung zu den Zeiten der Völkerwanderung in die Berge der Vogesen zurückgedrängt, über welche hinaus das Wälschthum nur an wenigen Stellen hervorragt. Außer dem Steinthal (Ban de la Roche) an der oberen Breusch, wo eine romanische Bevölkerung lutherischen Bekenntnisses angesiedelt ist, außer der Gegend von Markirch (Ste. Marie aux mines), ferner den „Quatre Baroches“ (Vier Pfarreien) im Val d'Orbey oder Urbisthale (Canton Lapoutroye) und an den südlichsten Ausläufern des Sundgaues, wo Belfort (sprich: Béfort) einen ganz romanischen Umkreis beherrscht, findet man nur wenige Spuren romanischer Sprache und Sitte im Volksthum des Elsasses, dessen innerster Kern, trotz der Arbeit von zwei Jahrhunderten, deutsch geblieben ist. Mag es politisch dem Franzosenthum sich angeschmiegt haben, national ist das Elsaß ein deutsch geartetes Land, und insofern bildet es stellenweise den schärfsten Gegensatz zu Lothringen. Das eben erwähnte Markirch giebt hiervon ein anschauliches Beispiel. Bis zur französischen Revolution wurde der Ort (gegenwärtig eine Fabrikstadt von 18,000 Seelen) halb zu Lothringen, halb zum Elsaß gerechnet; der Leberbach oder die Lièvrette durchschnitt das Städtchen in der Weise, daß auf dem linken, dem nördlichen Ufer römisch-katholische Lothringer romanischer Zunge, auf dem rechten, dem südlichen Ufer deutsch-lutherische Elsässer germanischen Stammes wohnten! Und so eng waren dabei die beiden Stadttheile verschlungen, daß im Lande die Redensart ging, zu Markirch werde das Brod im Elsaß geknetet und in Lothringen gebacken. — Auch der Anbau der Wohnplätze hat auf der lothringischen und auf der elsässischen Seite des Gebirges, oder besser, bei den Romanen und bei den Germanen, einen grundverschiedenen Typus. Während die romanischen Gemeinden, z. B. Lapoutroye (zu deutsch: „Schnierlach“)

und Orbey, aus vereinzelten Weilern und Gehöften bestehen und sich oft stundenlang hinerstrecken, bilden die deutschen Ortschaften des Elsasses geschlossene Sammelpunkte von Einwohnerschaften, deren Glieder dicht aneinander gebaut haben. Im Elsaß ist es eine Seltenheit und kommt fast nur in den romanischen Gebirgsthälern vor, daß eine und dieselbe Commune mehrere Ortschaften enthält, in Lothringen ist es schon ganz gewöhnlich. Bloß Deutschlothringen gleicht auch in dieser Hinsicht dem ihm stammverwandten Nieder-Elsaß. Saar-Union, wo Bockenhain oder Buchenhain (Bouquenom) mit Neu-Saarwerden durch eine Brücke über die Saar verbunden ist, macht hiervon nur eine scheinbare Ausnahme, denn beides sind festgeschlossene Städtchen, jedes von einheitlichem Charakter. Während die Gemeinde und das Gemeindeleben bei den Romanen etwas Künstliches an sich haben, oft sogar imaginäre Größen sind, trägt bei den Germanen die Gemeinschaft den Stempel des Naturwüchsigen, des Leibhaftig-Eigenartigen an sich, ist der selbstverständliche Ausdruck ihres socialen Wesens. Es ist viel und zeugt von richtiger Selbsterkenntniß, wenn hier und da französische Autoren diese Erscheinung ehrlich und klar gewürdigt haben. Denn die Schwäche der französischen Ortsverwaltung, ihre Vernachlässigung des „lokalen self government" im Gegensatze zu der Stärke des germanischen Gemeindelebens hat sehr tiefe, in der Volksnatur der Romanen liegende Gründe.

Nach obigen Andeutungen ist die Beschreibung von Elsaß und Lothringen kein leichtes Werk. Umfassende Bekanntschaft mit der Geschichte, Sitte und Sage, mit den Gewohnheiten und Einrichtungen dieser Gränzländer, mit ihrer Vergangenheit und Gegenwart sind dazu nöthig. Daß seit sechs oder acht Monaten eine Menge von Dilettanten in alsatischen und lotharingischen Sachen sich dieses Feldes bemächtigt haben, ist zumal den Elsässern gegenüber, welche die Heimatkunde mit besonderer Vorliebe pflegen, ein empfindlicher Uebelstand. Auch die besten Absichten müssen scheitern, wo man des Stoffes nicht völlig Herr ist. Sollen Schriften von Nichtelsässern über das Elsaß irgend einen Erfolg erzielen, so müssen sie von herzlicher Sympathie für das Land und seine Bewohner erfüllt sein; sie müssen die geistige Eroberung der Provinz im Auge haben und sie müssen zu diesem schönen Zwecke einen tüchtigen Vorrath von Wissen und praktischer Einsicht in die Verhältnisse mitbringen. Alles, was den Provinzial-Patriotismus der Elsässer und Deutschlothringer verletzen kann, muß aus solchen Schriften verbannt sein. Leider werden diese Gesichtspunkte nur allzu häufig vernachlässigt.

Ein angenehm geschriebenes und durch gute Anordnung des Stoffes weit bessere Vermuthungen erregendes Büchlein: „Das Elsaß mit Deutschlothringen, Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage" von Dr. Friedrich Steger (Leipzig, 1871, Quandt u. Händel, VIII und 95 S. 8.) giebt den deutschen Freunden und Kennern Alsatiens einen recht unwillkommenen Beleg all' der Schwierigkeiten, an denen der bestgesinnteste Dilettant auf diesem Gebiete scheitern muß. Der Inhalt der Steger'schen Beschreibung ist aus drei Büchern entlehnt: aus Adolphe Joanne, Itinéraire général de la France, Vosges et Ardennes, aus Paul Huot, Des Vosges au Rhin, excursions et causeries alsaciennes (Paris et Strassbourg 1866) und Stöber, Die Sagen des Elsasses. Diese drei Bücher, von denen höchstens das dritte mit freier Auswahl benutzt werden darf, hat Herr Steger ohne sorgfältige Prüfung und Vergleichung mit Quellenwerken als sichere Autoritäten betrachtet und ausgebeutet, obgleich Joanne und Huot zahlreiche Fehler enthalten, wobei die des Colmarischen Appellations-Gerichts-Rathes Huot um so gefährlicher sind, als sie mit einem Schein von genauer Kenntniß der von ihm bewohnten und bewunderten Provinz auftreten. Aber Herr Steger hat diese Irrthümer weit überboten. Es fällt Huot bei allen seinen chronologischen Phantasieen nicht ein, so etwas zu behaupten, wie z. B., daß die Thomaskirche in Straßburg 1681 nach der Capitulation den Protestanten von Ludwig XIV. eingeräumt worden sei. Hr. Steger hat jedenfalls an die „Neue Kirche", die 1870 eingeäscherte, gedacht, während er „Thomaskirche" schrieb. Auch bezeugt Huot überall warmgefühlte Hochachtung für die großartigen Reste der deutschen Vergangenheit der Provinz und läßt dem gewerblichen und merkantilen Fortschritt ihrer Gegenwart alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Die Skizze des deutschen Autors dagegen trägt eine gewisse Geringschätzung der elsässischen Werkthätigkeit zur Schau. Er geht sogar so weit, die Einwohnerzahlen herabzumindern, die so zahlreichen, stark bevölkerten Mittelstädte des Elsasses (selbst Colmar, das 30,000 Einwohner zählt) für „Landstädte" auszugeben, nachdem er gründlich betont hat, wie viel das Elsaß in manchen Stücken zurück sei! Das ist nicht die Art, Sympathieen zu erwecken! Wenn aber dem Erfinder der „Ackerstadt Colmar" die ärgsten Verwechselungen unterlaufen, wenn unter seinen Händen die Plixburg im Münsterthale sich in eine „Nixburg" verwandelt, wenn er seine französischen Gewährsmänner nicht einmal richtig zu übersetzen versteht, so müssen seine schroffen Behauptungen dem Einheimischen noch seltsamer klingen! Uns scheint es eine patriotische Pflicht der deutschen Unternehmer von Schriften, die über Elsaß und Lothringen sich verbreiten, vor Allem auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit des zu gebenden Inhalts zu achten! Elsaß und Lothringen mit ihrer üppig reichen Kulturgeschichte verdienen wahrlich die gediegenste Behandlung. Je kürzer der Autor sich faßt, desto sorgsamer muß er jeden Fehler zu vermeiden suchen, der das Mißtrauen der Eingeborenen heraufbeschwören und die Besucher aus Innerdeutschland zu schädlichen Irrwegen verleiten könnte. Sollen Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden, so müssen sie auch mit Herz und Seele wieder zu Deutschland sich finden, ihre Sache will daher von Allen, die sie angeht, mit Liebe gepflegt sein. Möge das der Allmächtige dieser Sache gewähren!

Trauttwein von Belle.

Belgien.

Ein vlamisches Volkslied.

Unter dem Titel „Vlaanderen, o Vlaanderen!" bringt die treffliche, vlamisch-niederländische Zeitschrift De Zweep ein mit den gedruckten Noten einer vlamischen Volksmelodie ausgestattetes Lied von Frans de Cort, das auch hochdeutschen Lesern leicht verständlich und ansprechend sein wird, weshalb wir es in der Originalsprache folgen lassen:

Zoo rijk en welig,[1] als weleer[2]
Zijn nog uwe Gouwen;
Zoo vroom en kuisch, zoo lief en teer[3]
Zijn nog uwe Vrouwen;

1) üppig; 2) dereinst; 3) zart.

Kloek zijn nog uwe Zonen thans[1]
Als in den Tijd des Wijzen Mans,
Vlaanderen, o Vlaanderen!

Maar uwe schoone, zoete Taal[2]
Wordt miskend, verstooten
Uit Vorstenhof en Statenzaal,
Uit den Woon der Grooten;
Zelfs in het Burgers Huisgezin[3]
Neemt haren rang eene andere in,
Vlaanderen, o Vlaanderen!

Wij toch, — als 't Ouderlievend[4] Kind
Moeder beide en Vader
Met eender Hart vereert en mint, —
Minnen u te gader,[5]
O Moedertaal, de rijkste Waard,
O Vaderland, het schoonste op Aard![6]
Vlaanderen, o Vlaanderen!

Frans de Cort

Die Germanen in Elsaß, Deutschlothringen und Französisch-Flandern.

Der amerikanische Schriftsteller Charles G. Leland, der Dichter der humoristischen Breitmanns-Balladen, hat über die „vlamische Bewegung“ eine Schrift abgefaßt, die bei Trübner u. Co. in London erscheint und den Engländern, welche bisher noch keine Ahnung von der Sache hatten, die interessante Neuigkeit mittheilt, daß das von ihnen protegirte Königreich Belgien nicht bloß und lediglich von Franzosen bewohnt wird, sondern zum größten Theile eine germanische Bevölkerung hat. In dieser Beziehung hat Herr Leland zugleich an den Herausgeber von Trübner's Literary Record ein Schreiben gerichtet, worin er sich folgendermaßen über die germanischen Bewohner von Elsaß, Deutschlothringen und Französisch-Flandern ausspricht:

„Mein Herr! Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß viele Germanen in Elsaß und Deutschlothringen den Ueberlieferungen ihrer Abstammung untreu geworden und daß sie, verblendet durch bodenlose Eitelkeit, lieber verachtete Anhänger Frankreichs, als geachtete Freunde ihrer eigenen Rasse sein wollen. Sie stellen sich in dieser Beziehung weit unter die armen, unwissenden schwarzen Sklaven von Amerika, denn diese, so nachahmungssüchtig sie auch von Natur sind und wie leicht sie sich durch die Schaustellungen der weißen Aristokratie in den Südstaaten blenden lassen, sind doch während des Rebellionskrieges dem wahren Interesse ihrer schwarzen Brüder stets treu geblieben. Ja, ich wiederhole es, bei der schmählichen Bewunderung ihrer frech anmaßenden französischen Gebieter müssen diese deutschen Nachäffer des Franzosenthums vor den schwarzen Sklaven Amerika's, was die wahre Manneswürde betrifft, die Segel streichen.

„Aber von einem anderen Theile der alten germanischen Rasse in Frankreich kann dies nicht gesagt werden. Ich meine die Tausende von Vlamingen, welche die vlamisch-niederländische Sprache in dem sogenannten Westhoek, d. h. in Französisch-Flandern, sprechen, und deren Sympathieen, wie aus einigen Artikeln der Brüsseler Zweep und anderer vlamischen Blätter hervorgeht, unzweifelhaft germanischer Natur sind. Zwischen diesen Vlamingen und den Franzosen existirt keine Sympathie; ja es sind zahlreiche Merkmale vorhanden, daß sie das französische Joch gern von sich abschütteln würden, um sich mit einer vorherrschend vlamischen Nation zu verbinden. Gewiß dürfte der Geist der Nationalität und der Einheit, der sich in neuerer Zeit bei den Vlamingen offenbart hat, dereinst dazu führen, die jetzt getrennten Bruchstücke dieser edeln Rasse wieder miteinander zu vereinigen und ihnen den gebührenden Rang unter den Völkern anzuweisen. Sollte die Landkarte von Europa wirklich einmal mit Rücksicht auf das, was der einfachste Verstand und der Fortschritt der Civilisation erheischt, umgestaltet werden, dann muß sich Frankreich gefaßt machen, den Westhoek abzutreten.

„Ich empfehle diesen Theil des vlamischen „manifest destiny“ der ernsten Beherzigung Ihrer Leser.

Charles G. Leland.“

1) jetzt; 2) Sprache; 3) Häuslichkeit; 4) Aelteraliebend; 5) zusammen; 6) Erden.

Frankreich.

Von französischer Volksbildung.

In den Tagen, als in Metz das Salz ausging und das Moselwasser faulig wurde, als die Pferderippen keine schmackhaften Cottelets mehr gaben und man aus zusammengefegten Brod- und Kuchenresten ein Brod zu backen anfing, an das Alle, die es gekostet, mit Schauer zurückdenken, gingen zwei französische Offiziere, ein Premier-Lieutenant aus der schönen Vogesenstadt Zabern und ein Hauptmann aus Toulon, in der verzeihlichen Absicht auf die preußischen Vorposten zu, sich gefangen nehmen zu lassen, da sie mit Recht annahmen, daß in Wesel, Königstein, Glogau, oder wo sie sonst hinverschlagen werden dürften, Brod und Fleisch und Wasser schmackhaft wären, und die Gefahr von Kugeln, Typhus oder Pocken unsanft berührt zu werden, in jenen idyllischen Baracken nicht zu fürchten sein möchte. Das Unglück wollte jedoch, daß diese wackern Offiziere arretirt, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu je zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt wurden. Wie nun das deutsche Heer in Metz einzog, wurde den Herren das Herz schwer im Kerker, und da sie meinten, Deutschland könne kein großes Interesse haben, sie einzusperren, so machten sie ein sauberes Begnadigungsgesuch und adressirten es au Roi Frédéric Guillaume IV. à Versailles!

Im Grunde genommen, waren diese Tapfern mit ihren Kenntnissen zeitgenössischer Geschichte nur um ein Dutzend Jahre zurück, und das ist für das heutige Frankreich nicht viel, denn dies Land ist soweit zurück, daß man, klänge es nicht allzu absurd, dreist sagen könnte, es ist hinter den großen Ideen von 1789 zurückgeblieben.

Man macht sich oft nicht die rechte Vorstellung davon in Deutschland, der Grimm über den frevelhaften Krieg ist noch zu groß. Wenn unsere Million Krieger an den heimischen Heerd zurückkehren werden, wird der Haß dem milderen Gefühl der Verachtung und des Mitleids mit der Armseligkeit Platz machen, von der tausend Anekdoten nicht ausreichen.

Neulich standen drei Burschen vor dem Kriegsgericht zu Metz, alle noch bartlos, zwei davon bucklig, der einzige gerad gewachsene ein Schneider, die hatten sich von einem Spezerei-Krämer einer kleinen lothringischen Stadt, für 5 Franken die Person, als Freischützen anwerben lassen. Der Werber, nichts weniger als eine politisch angelegte Persönlichkeit, entschuldigte sich damit, daß er im Rufe gestanden, Gelder zum Werben zu haben,

daß ihm alle Lungerer das Haus gestürmt und mit Brandstiftung gedroht hätten, wenn er nicht zahle; üble Dinge, so Etwas, wie Ohrfeigen, die die Frau Gemahlin dem Eheherrn verabreicht, kamen zur Sprache, das Motiv der That wurde nicht aufgeklärt, ein Schill oder Hofer war der Spezerei-Mann jedenfalls nicht, aber die drei Angeworbenen versüßten dem Gerichtshof das Leben durch eine Eingabe, daß sie ihre That gereue, daß sie längst alles Interesse für Frankreich verloren hätten, daß sie nun Preußen als Vaterland hätten, et que l'amour pour la nouvelle et grande patrie s'aggrandit tous les jours, et qu'ils espéraient devenir des braves soldats dans la belle armée du chevaleresque Roi Guillaume.

Aber nicht bloß die Schneider sind so einfältige Gesellen. Auch in den Ständen, die bei uns die Gebildeten heißen, giebt es Zeichen einer bodenlosen Bornirtheit. Arg ist, aber erklärlich, wenn von 20 Delegirten des Kreises, die die zur Entschädigung designirten Kriegsschäden abschätzen — also bloß ihren verarmten Mitbürgern helfen sollen, acht krank oder verhindert sind, mit der deutschen Verwaltung oder nach deren Anleitung zu arbeiten; wahrhaft grauenerregend aber ist die Erklärung eines öffentlichen Arztes in Ars, der, von dem Auftreten der Pocken durch die Behörde unterrichtet, und aufgefordert, die Bewohner zu impfen, in einem mit der Grandezza eines Esels abgefaßten Schriftstück antwortet, daß er grundsätzlich Befehle der deutschen Verwaltung nicht befolge. Also lieber mag ein Dorf verseuchen, wenn der Doktor nur den Grundsatz rettet!

Aber wie soll man die Knechte loben, kommt das Aergerniß doch von oben! — Ist denn das System des Cantonal-Arztes ein anderes, wie das von Gambetta? Hat dieser Diktator nicht ganz Frankreich ruinirt in ähnlicher Verblendung? Und das dumme Land hat sich ruiniren lassen! Nun lerne aber Einer die Franzosen auskennen! An den Placaten, die in der rue du petit Paris in Metz bei dem schönen Brunnen kleben, steht immer, so wie etwas Neues kommt, ein blaublousiger Hufschmied mit rother Nase. Hätte er jemals weiße Wäsche, so hätte er die französischen Farben beisammen. Da aber seine Wäsche stets so dunkel ist, daß die Frage: „Wer trägt denn Ihre Hemden, wenn sie rein sind?" berechtigt erscheinen dürfte, so ist wenigstens das Herz trikolor gefärbt. Vor Kurzem machte nun unser Hufschmied sein Auditorium mit dem Dekret Gambettas bekannt, das alle Generale, Senatoren, Präfekten und drei Viertel des gesetzgebenden Körpers von der Wahl ausschließt. „Das ist gegen die Freiheit", schreit ein Anderer, „wir sollen frei wählen." — „Ihr werdet aber doch die Männer nicht wählen," replicirt der Hufschmied, „welche zwanzig Jahre Feinde der Freiheit waren?" — „Nein", rufen alle zurück. „Voilà!" sagt der Hufschmied stolz. — Ein jugendlicher Freiwilliger, der eben in ein pommersches Ersatzbataillon eingetreten ist, mischt sich leichtsinnig in das Gespräch. „C'est une bêtise," sagt er, „tous ce que Vous avez dit, ce n'est pas logique" . . . „Guter Freund", sagt der Hufschmied, „Ihr wart die zwanzig Jahre nicht hier; wir können darüber mit Euch nicht reden."

Acht Tage nachdem die Wahlen vorüber sind, klebt man im Auftrage des Maire wieder Zettel an, auf denen das Ministerium der Landesvertheidigung das Dekret Gambettas desavouirt. Da steht auch wieder der Hufschmied und seine Jünger. Inzwischen ist große Stimmungs-Aenderung eingetreten. Gambetta ist 66⅔ Prozent im Cours gesunken. „Das Plakat hat keinen Werth, acht Tage nach den Wahlen, sagt Einer. Es ist lächerlich so etwas Veraltetes zu affichiren!" — „Die Regierung mußte es veranlassen, sagt der Hufschmied mit Nachdruck, oder wollt Ihr, daß man Euch vorschreibt, wen Ihr wählen sollt?" — „Es ist zwar verspätet, aber doch loyal," meint ein Droschkenkutscher und knallt mit der Peitsche. — „Voilà", sagt der Hufschmied, und hat wieder Recht, der Kerl! L. L.

Italien.

Deutsche Literatur in Italien.

Unter dem Titel „Proben literarischer Kritik"*) veröffentlicht Herr Giuseppe Pitrè in Palermo eine Reihe von Aufsätzen über verschiedene literarische Gegenstände, deren einer auch die deutsche Literatur der Gegenwart behandelt. Quadro storico critico della Letteratura Germanica nel Secolo nostro, ist der Titel einer Schrift, die 1868 vom Professor Tommaso Gar in Venedig herausgegeben wurde, und vier Vorlesungen enthält, die derselbe über diesen Gegenstand am R. Instituto Veneto gehalten hatte, dessen Vice-Präsident er ist.

Der vorliegende Aufsatz des Herrn Pitrè, der denselben Titel hat, giebt nur einen sehr gedrängten Auszug der erwähnten Schrift. Daß mancherlei kleine Irrthümer und Mißverständnisse der zahlreich angeführten Namen mit unterlaufen, ist wohl begreiflich, da unser Idiom grade den italischen Ohren besonders rauh und unfaßbar klingt; dennoch fanden wir deren weniger als in manchen ähnlichen italiänischen Schriften.

Immerhin kann das Bestreben der Italiäner, sich mit unserer Literatur vertraut zu machen, uns nur erfreulich sein. Beruht doch auf dem gegenseitigen Kennen- und Verstehenlernen der Nationen die einzige Hoffnung der Friedensfreunde. Machen wir es, wie die Natur selber es macht, die unmittelbar nach der Zerstörung auf den Ruinen ihr leises Schaffen wieder beginnt, unbeirrt und unbesorgt um den Erfolg. So wollen auch wir versuchen, jeder an seinem Theile, wieder da weiter zu säen und zu bauen an dem Werke der Weltliteratur, wo die grause Zerstörung, die der Krieg herbeigeführt, es unterbrach.

M. St.

Garibaldi: Cantoni, der Freiwillige.**)

Garibaldi hat sich in Marseille eingeschifft, um nach Caprera zurückzukehren; er geht um vieles ärmer, als er gekommen — er hat der französischen Republik seinen Ruhm zum Opfer gebracht, ein Opfer, dessen sie nicht werth war und das ihr nicht das Geringste genützt hat. Unter den Erfahrungen, die wir während der ereignißreichen Monate, welche jetzt hinter uns liegen, im Guten, wie im Bösen machen mußten, war Garibaldis Auftreten eine der bittersten. Wir hatten diesen Mann geliebt, verehrt, er war für uns ein Held, eine antike Gestalt, lebendig geworden, um unserem nüchternen, skeptischen Jahrhundert zu beweisen, daß das Ritterthum noch nicht ausgestorben, daß es noch Menschen giebt, welche inmitten des Materialismus das Ideal in seiner ganzen Reinheit aufrechterhalten können.

---

*) Saggi di Critica Letteraria, per Giuseppe Pitrè. Palermo, Lauriel. 1871.

**) Cantoni, der Freiwillige. Geschichtlicher Roman vom General Giuseppe Garibaldi. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest und Leipzig.

Dem Jahre 1870 war die hohe Aufgabe vorbehalten, darzuthun, daß nicht nur einzelne Menschen, daß ganze Nationen sich das Ideal bewahrt haben und im rechten Augenblicke alle kleinlichen Rücksichten von sich werfend, Gut und Blut daran setzen können, das Ideal zur Wirklichkeit zu machen, und daß das deutsche Volk ein Volk ist, das solches vermochte; dem Jahre 1870 war es dagegen auch beschieden, einzelnen Männern die Ruhmeskrone zu rauben, mit denen Freund und Feind ihr Haupt umgaben, wir wollen den Deutschen, an den wir dabei denken, nicht nennen, sondern nur den Italiäner — Garibaldi. Haben wir durch ihn eine arge Täuschung erlitten, so müssen wir uns doch anklagen, daß uns dieselbe nicht ganz unverdient zu Theil geworden. Hätten wir es nicht verschmäht, von Garibaldis schriftstellerischen Arbeiten Kenntniß zu nehmen, hätten wir in der Voraussetzung, daß Garibaldi der Krieger und Mensch durch Garibaldi den Schriftsteller nur beeinträchtigt werden könnte, nicht geflissentlich von seinen Romanen ferngehalten, so würden wir doch eher auf das gefaßt gewesen sein, was wir von ihm erwarten dürfen. Ein Kopf, der Cantoni den Freiwilligen ausbrüten kann, der sich in solchen Sprüngen, in solchen Widersinnigkeiten ergeht, dem ist auch jede andere gegen die gesunde Vernunft und das richtige Gefühl streitende Handlung zuzutrauen; dem kann man Proklamationen, wie die kürzlich gegen den Deutschen Kaiser erlassene nicht übel nehmen.

Der Leser verlangt vom Referenten gewöhnlich, daß er ihm das Buch, worüber er berichtet, skizzire; so sehr wir aber diese Forderung als berechtigt anerkennen, müssen wir uns doch außer Stande erklären, sie zu erfüllen — weil von einem leitenden Faden eigentlich keine Rede ist. Cantoni ist ein italiänischer Freiwilliger, dem ein junges Mädchen, Ida, folgt. Beide werden mehrmals verwundet, bestehen allerlei Fährlichkeiten, heiraten sich endlich und finden 1867 auf den Gefilden von Nomenzio ihren Tod. Im Uebrigen will der Roman die italiänischen Kämpfe von 1848 und 1849 schildern; wir befinden uns aber, wir wissen nicht wie, unversehens in Südamerika, kehren ebenso unvermittelt nach Italien zurück, sind aber auf den Schlachtfeldern von Solferino oder von Mentana, um plötzlich dem Bombardement Roms durch Oudinot, dem General der zweiten französischen Republik, beizuwohnen. Wenn sich überhaupt ein leitender Gedanke in dem Buche findet, so ist es der Priesterhaß, dem der Verfasser auf jeder Seite die Zügel schießen läßt; wir sind nun weit entfernt, mit ihm über die Berechtigung zu diesem Gefühl streiten zu wollen, können aber nicht umhin zu gestehen, daß die Art und Weise, wie er es zum Ausdruck bringt, komisch wirkt, um so mehr, wenn man bedenkt, daß er bei seiner neuesten Expedition in Frankreich doch ziemlich vertraut mit diesen Geschmähten war.

Die Schlußworte dieses Romans von Garibaldi bilden den Ausspruch Dantes „ein einiges Italien, wenn nothwendig, mit dem Teufel zu errichten" und er geht hin und kämpft gegen die, welche Italien Venetien und Rom erkämpft, für die, welche das schon einmal befreite Rom dem Papste wieder überliefert, den italiänischen Freischaaren ein Mentana bereitet haben und sich ihr Befreiungswerk im Jahre 1859 recht anständig durch Nizza und Savoyen bezahlen ließen, an dessen Herausgabe die französische Republik als unrechtmäßig durch das Kaiserreich erworbenes Gut wohl schwerlich denken wird. Nach Allem, was wir von Garibaldi gesehen, würde es uns aber nicht wundern, wenn er jetzt von Caprera wieder nach Nizza ginge, um an der Losreißung desselben von Frankreich thätig zu sein. J. H.

Schweden.

Hans Forssell: Deutschland, Frankreich und Schweden.

II.

Wir fahren fort, aus der Schrift des Herrn Forssell einige Auszüge zu liefern:*)

„Die Geschichte lehrt uns unzweideutig, daß wir vor einem Wendepunkte der ganzen Entwickelung Europa's stehen, welcher während sechs Decennien vorbereitet worden und sicherlich ein Kapitel abschließt, das über drei Jahrhunderte gewährt hat. Sie zeigt uns auch, daß das, was jetzt zum Durchbruch gekommen ist, sehr wenig, — wenn überhaupt etwas, mit dem zu schaffen hat, was Preußen an der Eider, aber viel mehr mit dem, was Frankreich am Rhein, an der Donau und an der Elbe bezwungen hatte. Sie sagt uns endlich, daß das Jetztgeschehene eine Vergeltung ist, welche nicht eine menschlich niedere Rache, sondern die nemesis divina, eine gewisse tragische Nothwendigkeit, genannt werden kann.

„Es fällt gewiß Niemanden ein, zu bestreiten, daß Graf Bismarcks Klage gegen Frankreichs Politik während der letzten Jahrhunderte in sich Wahrheit enthält. Aber es liegt noch etwas mehr darin, als eine Klage wegen beständiger Kriege. Frankreich hat nicht bloß Deutschlands Fürsten und Völkern reiche Länder entrissen; es hat nicht bloß zu verschiedenen Malen mit seinen Legionen Deutschland überschwemmt und die fruchtbarsten Provinzen dieses Landes zum Schauplatz der gräßlichsten Verwüstungen gemacht; es hat nicht bloß Deutschlands Kaiser erniedrigt, Oesterreichs Macht zerstört und auf das zerstückelte Preußen getreten; es hat noch Schlimmeres gethan, was keine friedliche Versöhnung hat verwischen können. Frankreichs Macht beruhte nämlich auf Deutschlands Zersplitterung. Es hat geherrscht durch Theilen; es hat aufgehetzt die Baiern gegen die Schwaben, die Sachsen gegen die Preußen, die Rheinländer gegen die Hannoveraner. Und während Baiern, Sachsen, Würtemberg, Preußen und alle übrigen selbständigen Staaten mit Frankreichs Beistimmung und Schutz wechselweise einander verriethen, wußten Deutschlands Männer nicht, wo sie eigentlich ihr Vaterland hatten. Solche Erinnerung gehört natürlich zu denjenigen, welche niemals vergessen werden können, am wenigsten in dem Augenblick, wo Frankreich noch einmal Deutschlands Zersplitterung als eine für das europäische Gleichgewicht unter französischem Präsidium nothwendige Bedingung in Angriff nehmen wollte, und am Allerwenigsten von Männern, welche sich das Ziel gesteckt, diese Zersplitterung zu vereiteln und Deutschland zur Einigung zu führen.

„Gerade dies, daß Frankreich darauf zu rechnen wagte, noch einmal mit nur Einem der deutschen Staaten Krieg zu führen, während die übrigen sich neutral verhalten sollten, beweist, daß auf Frankreichs Seite die Tradition von der Dictatur in Europa noch in ihrer ganzen Kraft lebte. Und daß Frankreichs Aufforderung zur Neutralität der süddeutschen Staaten mit einer Kriegserklärung erwidert wurde, beweist wiederum, daß die Zeit gekommen war, um mit Einem Male der Zersplitterung Deutschlands ein Ende zu machen."

„Es war eine besondere Fügung, daß gerade Frankreich diese Schlacht für Deutschlands Einheit schlagen sollte.

„Graf Bismarck hat nach dem Kriege des Jahres 1866 beim Siegesfeste seine Ueberzeugung mit den Worten ausgesprochen:

*) Vgl. Nr. 7 des „Magazin".

„Meine Herren, wir werden noch einmal kämpfen müssen, um diesen Sieg zu befestigen." Und es darf einem Staatsmann, welcher vor Allem Deutschlands Einigung anstrebt, nicht verdacht werden, daß er sich zu diesem unvermeidlichen Kriege gegen Frankreich gut vorbereitete. Wir, die wir in Frankreichs Ansprüchen nur die unberechtigte Frucht einer Jahrhunderte alten unnatürlichen Politik erblicken, betrachten Deutschlands Vorbereitung zum Kriege nur als die berechtigte Selbstvertheidigung."

„Das deutsche Volk hat jetzt eine Aufgabe, welche alle Kräfte in Anspruch nehmen wird: die Befestigung und Ausbildung des deutschen Einheitsstaates. Zur Erreichung dieses großen Zieles hat Deutschland sowohl Macht als auch Recht. Wäre das deutsche Volk ein Volk von Sklaven, unfähig, innere Freiheit zu erwerben und zu erhalten, nur ein Werkzeug für ehrsüchtige Eroberer, dann wäre dieser große Sieg nur ein Ausgangspunkt für neue unbegränzte Eroberungen; dann würde das deutsche Volk für das neue Europa, was der gesunkene Römerstaat für die antike Welt war und was das revolutionäre Frankreich für das alte Europa wurde.

„Man hat während des letzten Decenniums von gewissen Seiten Alles gethan, um solche Auffassung des deutschen Volkes bei uns Nordbewohnern zu befestigen. Aber hat man dabei auch auf alle Elemente wirklicher Freiheit Rücksicht genommen, welche in Deutschland ein Gegengewicht gegen Despotismus ausüben: auf den ungewöhnlichen Fonds von Bildung und Humanität, welche in Deutschland gegen beklagenswerthe Aeußerungen von Rohheit und Gewalt reagiren würden?

„Das deutsche Volk besitzt in weit höherem Grade, als eines von den Völkern, welche die Rolle von Eroberern gespielt, mehr als Rom, mehr als Frankreich, mehr als Rußland jenen sittlichen Ernst und jenen tief nüchternden Sinn, welche die Bedingungen wirklicher Freiheit sind. Bei dem Geschwätz über deutschen Nationalstolz und deutsche Nationalisirungslust scheint man in Schweden ganz vergessen zu haben, daß diese Erscheinungen am Gefährlichsten gerade bei dem Volke hervorgetreten sind, welches jetzt von seinem Feinde bezwungen ist, — und daß dieses Volkes klingende Schlagwörter: „„Liberté, égalité, fraternité"" nicht kosmopolitischer sind, als „Sittlichkeit, Gesinnungstüchtigkeit und bürgerliche Ehre." Und was war die französische Civilisations-Arbeit bei fremden Völkern? Holland, Italien, Deutschland und Spanien können lange und scheusliche Geschichten davon erzählen. „Liberté" bedeutete französische Präfecte; „égalité" bedeutete an den Bettelstab bringende Kriegssteuern und Contributionen; „fraternité" bedeutete Conscriptionen. Die französische Kultur bedeutete erzwungene Annahme französischer Gesetze und oftmals der französischen Sprache."

„Die deutsche Armee-Organisation greift auf eine eigenthümliche Weise in das ganze Leben des Volkes ein, nimmt ohne Schonung jede mitbürgerliche Kraft in Anspruch und kann deshalb unmöglich ohne den Einfluß derjenigen Kräfte sein, welche in jedem Staate unwiderstehlich für den Frieden wirken. Ein Heer, das Tausende von Gutsbesitzern und Banquiers, Gelehrten und Handwerkern, Kaufleuten und Landleuten in seinen Reihen zählt, kann nicht ein Werkzeug für unaufhörliche Kriege werden."

„Alle jene in Wolken schwebende Zukunftsträume von einer Gewalt, welche niemals verwirklicht werden kann, sind für die Ruhe Europas nicht bedrohlich; und am Allerwenigsten hat unsers Erachtens Schweden den geringsten Anlaß, bei Preußen feindliche Absichten gegen unsere Häfen und Küsten vorauszusetzen."

Ungarn.

Das Deutschthum in Ungarn und die Presse.*)

Sie haben in einer der jüngsten Nummern Ihres Blattes einige Mittheilungen aus in Ungarn erschienenen deutschen Blättern gebracht, und daraus Schlüsse auf die Haltung der deutschen Bewohner Ungarns gezogen. Der Gegenstand verdient im Interesse der Kultur und der Ehre des deutschen Namens die eingehendste Beachtung, und hierzu ein Scherflein beizutragen, ist Zweck dieser Zeilen, deren Verfasser in Ungarn gebürtig und mit den Verhältnissen daselbst vertraut genug ist, um in dieser Sache ein Wort mit dareinreden zu dürfen.

Vor Allem bemerken wir, daß, wenn wir von deutschen Bewohnern Ungarns sprechen, nicht die zahlreichen fremden Deutschen gemeint sind, die bei industriellen oder commerciellen Etablissements mehr oder minder bedeutende Stellungen einnehmen, die bei Eisenbahnen in Ungarn in Verwendung stehen, oder dort auch selbständige Unternehmungen führen; — wir meinen die eingeborenen oder naturalisirten Landes-Angehörigen, die mitunter die ungarische Sprache radebrechen, deren Kinder ungarisch erzogen werden, und von welchen nicht Wenige ihre Namen magyarisiren, — kurz wir haben Diejenigen vor Augen, die sich mit Stolz Ungarn nennen, die in Masse aber, ohne es zu wissen oder zu wollen, deutsches Wesen erhalten und verbreiten helfen, und unter Anderem auch das zahlende und ernährende Publikum der oben erwähnten deutschen Zeitungen ausmachen.

Daß in diesen Bewohnern und deren Organen das deutsche Wesen so getrübt zur Erscheinung kommt, daran ist zum Theil wohl die auch in anderen Ländern und zu anderen Zeiten nicht selten wahrgenommene Thatsache schuld, daß deutsche Kolonisten gern fremdes Wesen annehmen. Proteische Fähigkeit, Eitelkeit, nicht selten auch materieller Vortheil wirken hierbei mit, und ehe man sich's versieht, ist der Deutsche — oberflächlich wenigstens — hier ein Engländer, dort ein Amerikaner, anderwärts ein Ungar u. s. w. Diese Umwandlung ist aber in den meisten Fällen nur eine oberflächliche; und wenn irgendwo, so kann im Punkt der Nationalität das Wort zutreffend angewendet werden: Naturam si furca expellas, tamen usque recurret. Alle möglichen in diesem Punkte mitwirkenden Faktoren sind nicht im Stande, aus einem Menschen seine angestammte Nationalität bis auf die letzte Spur auszutreiben und ihn in einen neuen nationalen Menschen umzuwandeln, am wenigsten aber, wo Viele auf Einem Fleck beisammen eine solche Umwandlung anstreben. Alles, was im besten Falle hierbei gewonnen wird, geschieht auf Kosten tüchtiger Entwickelung, somit der Kultur; denn nur wer im Denken und Sprechen nicht mit sich selbst im Widerspruch ist, bei dem kann die ihm innewohnende Kraft sich ungehemmt entwickeln. Es ist daher stets zu beklagen, so oft und unter welchen Umständen immer wir Deutsche in einer Nationalitäts-Versteckensspielerei begriffen sehen, selbst wo hierbei — nebst den oben generell angeführten Faktoren — so plausible Motive mitwirken, wie bei den Deutschen in Ungarn.

Sie werden wohl schon von dem „Schwabenhaß" der Magyaren gehört haben. Diese haben denselben oft genug offen eingestanden, und ihn als Haß gegen die österreichischen Deutschen erklärt, resp. gegen die Bestrebungen derselben, Ungarn zu unterjochen und zu germanisiren. Wir geben zu, daß dieser Haß exi-

*) Von einem unserer Mitarbeiter in Wien.

stirte und auch seine Berechtigung hatte. Damit aber, daß diese Berechtigung aufgehört hat, ist jener Haß nicht geschwunden; er besteht fort, obgleich man in magyarischen Blättern und Büchern fortwährend dem Ausdruck ungeheuchelter Verehrung für die deutsche Nation begegnet. Es genügt aber auch keineswegs, diesen Schwaben- oder Deutschen-Haß einfach zu constatiren. Die Sache bedarf der Erklärung.

Die meisten Uebel, an welchen Ungarn laborirte, besonders der Rückstand der magyarischen Nationalität in der Kultur, wurden den hemmenden Bestrebungen der Wiener Central-Regierung zugeschrieben. Nun aber hat diese aufgehört, für Ungarn zu existiren; der Kaiser von Oesterreich hat sich als König von Ungarn krönen lassen, hat die Verfassung und Selbständigkeit des ungarischen Reiches feierlich beschworen; ein selbständiges nationales Ministerium leitet die Regierung des Landes und verfügt, wenn auch noch keineswegs über genügende, so doch über viel größere Mittel als ehedem, welche alle zu Kulturzwecken und was in Ungarn damit gleichbedeutend ist, zu nationalen Kulturzwecken verwendet werden. Es bestehen Staats-Subventionen für ungar. Maler und Musiker, für ungarische Dichter soll heuer zum ersten Mal ein namhafter Betrag in das Budget des Unterrichts-Ministeriums eingestellt werden, die Zahl der Professoren an der Pester Universität und am Ofener Polytechnikum ist namhaft vermehrt worden, eine neue Universität ist in Klausenburg im Entstehen begriffen; nachdem früher bloß das magyarische Nationaltheater in Pest aus fundirten Mitteln eine nicht zu überreichliche Subvention bezog, ist die nationale Regierung gegenwärtig in der Lage, die magyarischen Theater in Klausenburg und Ofen mit namhaften Beträgen zu unterstützen; — dazu kommt noch das beinahe ununterbrochene Tagen des ungarischen Reichstags in Pest, die oft wiederkehrenden Versammlungen der Vertretungskörper der Komitate und Städte —, und schließlich der erhebliche Aufschwung, welchen die magyarische Tagespresse in den letzten Jahren genommen hat; kurz überall ein lange oder nie erträumtes kräftiges Pulsiren des nationalen Lebens. — Zieht man aber das Facit dieses Aufschwunges, so freuen sich Diejenigen am wenigsten damit, die davon am meisten befriedigt sein sollten. Denn mindestens in demselben, wenn nicht in größerem Maße, gedeiht materiell die deutsche Tagespresse in Ungarn; der Verleger der besten magyarischen Werke, klagt öffentlich darüber, daß er die Verluste, welche er durch seinen magyarischen Verlag erleidet, nur in Folge des Gewinnes tragen kann, welchen ihm der (versteht sich fremde, und zumeist deutsche) Commissionsbetrieb bringt; nicht bloß in Pest, sondern auch in Provinzialstädten hört man so viel, ja noch mehr deutsch sprechen, als ehedem. Ein Provinzblatt brach vor Kurzem in die komische Klage aus, daß die Zigeuner, diese angestammten Leibmusikanten der Magyaren, keine rechte nationale Weise mehr zu spielen vermögen, und sich lieber mit Walzern, Polkas u. s. w. produciren. Die magyarische Literatur producirt höchst selten ein nicht gänzlich verfehltes und nicht gedankenlos abgeschriebenes Werk; die ungarischen Theater bringen es zu keiner einzigen Production, die zu den daran gewendeten Subventions-Opfern in einem auch nur schwach entsprechenden Verhältniß ständen u. s. w. Kurz, das Uebel ist bedenklich, denn frische Luft und freie Bewegung verfehlen bei dem Patrioten die gehoffte Wirkung.

Die Diagnose ist verschieden. Die Opposition schwört Stein und Bein, daran sei der Ausgleich mit seinen gemeinsamen Angelegenheiten schuld; die Regierung sei in Folge dessen selbst zu wenig national, um die Nationalität gehörig fördern, und der Denationalisirung energisch genug entgegentreten zu können oder zu wollen. Andere wieder meinen, die Wiener Centralisten lauern und wirken noch im Verborgenen, oder Diejenigen, die von deutschem Wesen angekränkelt sind, seien nicht patriotisch genug, um sich von diesem Gebreste zu befreien. So lasen wir erst vor wenigen Tagen bei Gelegenheit eines zumeist von Juden, weil vom jüdischen Frauenverein in Pest arrangirten Maskenballs in einem dort erscheinenden ungarischen nicht oppositionellen Blatt das freundlich gehaltene avis au lecteur, daß auf diesem Ball leider kein Wort Ungarisch gehört worden sei.

Niemand unter den über diese Erscheinung trauernden Patrioten geht auf die Geschichte zurück, Niemand denkt daran, daß die Magyaren von der Zeit an, wo sie das ungarische Reich gründeten, bis etwa vor hundert Jahren an eine eigne magyarische Kultur nicht einmal im Traum dachten, und Religion und Wissenschaft durch italiänische Geistliche, Handel und Gewerbe aber durch in's Land gerufene und mit eigenen Privilegien ausgestattete Deutsche pflegen ließen, — und Niemand scheint etwas davon zu wissen oder wissen zu wollen, daß die Kultur eines Landes sich in der Richtung fortentwickeln muß, in welcher sie ihre ersten Impulse erhielt. Dazu kommt der fortwährende lebendige volkswirthschaftliche Contact mit Oesterreich und mit Deutschland, die täglichen geistigen und materiellen Bedürfnisse, die nicht warten, bis für alle im Inland, in nationaler Quelle Deckung vorhanden ist, und die auch die Magyaren nöthigen, mit Deutschen in Verkehr zu bleiben, deutsche Bücher zu kaufen u. s. w. Die sogenannte „Germanisation“, das heißt, das Deutschbleiben der Vorhandenen, und das Zuströmen neuer deutscher Elemente ist also etwas, das ganz unabhängig ist von den Germanisationsbestrebungen der ehemaligen österreichischen Centralregierung, oder von den böswilligen Absichten irgend eines oder auch noch so vieler heute mehr oder minder einflußreichen Menschen. Es ist nun entweder ein absichtliches oder ein blindes Verkennen thatsächlicher Verhältnisse, wenn die Magyaren über Germanisation, das heißt über ein actives, willkürliches Eingreifen irgend eines fremden Willens klagen, und das geschieht so oft, als in Pest ein neues deutsches Blatt erscheint oder sonst in irgend einer Weise das Vorhandensein deutscher Elemente sich kundgiebt. Die Abneigung gegen das Deutsche ist nach dem Allen kein Deutschenhaß überhaupt, sondern der Haß gegen das Deutsche, das im Innern nicht abzuschütteln ist, die Furcht vor der denationalisirenden Wirkung des deutschen Wesens, das sogar bis in das Bollwerk der magyarischen Nationalität, die ungarische Sprache, dringt, und hier in Form von mehr oder minder komischen Germanismen auftritt.

Die Furcht, der eigenen Nationalität verlustig zu werden, sprechen die Magyaren wohl zuweilen aus, allein sie bringen die grausame Eventualität stets nur mit im Schooß der Zukunft sich bergenden fürchterlichen Ereignissen in Verbindung, mit nichts weniger als mit einem großen Völkerbrande, in welchem die germanische und die slavische Welt um die Weltherrschaft ringen werden. Von dem täglichen Umsichgreifen, von der unausgesetzten stillen Arbeit des deutschen Wesens schweigen sie, nicht als ob sie diese „Gefahr“ nicht merkten, sondern weil man sich schämt, mit derselben die eigene Schwäche einzugestehen.

Von den Deutschen in Ungarn haben nur die intelligentesten diesen Denationalisirungs-Prozeß klar vor Augen, und selbst unter diesen wünscht ein Theil ganz ehrlich und aus vollem Herzen den Denationalisirungs-Prozeß der Magyaren zu paralysiren. Sie sagen: die Magyaren sind eine Nothwendigkeit im Interesse der Freiheit; wären diese nicht mit ihrer Widerstandskraft, ihrem Heldenmuth, ihrem Freiheitseifer, so wäre das constitutionelle Leben

in der österreichischen Monarchie niemals aufgekommen u. s. w. Leute, die so denken, üben das Magyarisiren an sich und Anderen mit religiösem Eifer. Andere sehen wohl auch den Denationalisirungs-Prozeß, und haben kein edles Motiv, denselben zu bekämpfen, aber sie finden ihren Vortheil dabei, in Ungarn keine deutsche Gesinnung zu hegen und hegen darum auch keine. Dann kommt die Masse der Gedankenlosen, die sich von den Nationalen in's Schlepptau nehmen lassen. Endlich giebt es auch Solche, die klug und weise etwas zu sehen glauben und sich danach richten. Diese sehen, daß in den Schulen die Unterrichtssprache die ungarische ist, daß im Parlament bloß ungarisch gesprochen wird, u. s. w. und sie behaupten, daß ehe eine Generation dahin gegangen, Ungarn durchaus magyarisirt sein werde. Darauf hin halten sie sich heute schon nicht für gebunden, sich für deutsches Interesse zu erwärmen.

Hierzu kam nun der Krieg des Jahres 1870 mit den großartigen Kundgebungen deutscher Tüchtigkeit und deutscher Macht, und wenn sich auch viele meiner deutschen Landsleute in Ungarn im Herzen darüber gefreut haben mögen, so fanden es doch die wenigsten für angemessen, dieser Freude Ausdruck zu geben. Vielmehr nahmen die meisten wieder jetzt nur um so mehr das mot d'ordre von den Magyaren, die nun glaubten, jener Völkerbrand sei nahe, in welchem ihre Nationalität untergehen werde. Ein nicht geringer Factor der anti-deutschen Stimmung während des Krieges waren auch die in Ungarn zahlreichen Juden, die als solche aus Gründen, welche nicht näher erörtert zu werden brauchen, den Franzosen freundlicher gesinnt sind, als den Deutschen und namentlich den Preußen. Wie aber das Publikum, so die Zeitungen, die vom Publikum gehalten und erhalten werden. Leider ist es ganz besonders die Dunkelmänner-Politik des preußischen Herrenhauses und des preußischen Cultus-Ministeriums, die in Ungarn den scheinbar berechtigten Hohn und Spott, wie in Elsaß und Deutschlothringen den Haß und die Unversöhnlichkeit der unter beiden Bevölkerungen sehr einflußreichen Federn der Israeliten provocirt. Ja, nicht bloß in Ungarn, sondern auch in den alten Kulturländern Europas, in England, Schweden, Italien und der Schweiz, hat das Mißtrauen, das dort dem neuen deutschen Kaiserthum begegnet, keinen anderen Grund, als die bekannte, innere Politik Preußens.

Die Klärung dieses so sehr getrübten Ausdrucks deutschen Wesens kann jedoch nicht ausbleiben, und sie würde rasch eintreten, wenn nur ein Organ vorhanden wäre, welches einerseits die vorhandenen berechtigten magyarisch nationalen Elemente nicht allein mit der erforderlichen Schonung zu behandeln, sondern auch mit gebührender Gerechtigkeit zu würdigen wüßte, andererseits es sich aber zur Aufgabe machte, die Deutschen in Ungarn zu einem des deutschen Namens würdigen Selbstbewußtsein zu erwecken.

Noch ein Wort über die deutsch-ungarischen Zeitungen.

Nr. 4 des „Magazin" enthält über die Jämmerlichkeit der deutschen Zeitungen Ungarns einen Artikel, der das Treiben und die Gemeinheiten der deutschen Zeitungspresse dieses Landes ganz wahr und richtig, aber viel zu mild und nachsichtig schildert.

Wer, wie ich, nahe an dreißig Jahre in Pest als Buchhändler gelebt hat, darf und muß sich wohl eine Meinung und ein Urtheil über diese traurigen, wirklich beklagenswerthen Zustände gebildet haben.

Die deutschen Zeitungen Ungarns gehen aber Hand in Hand mit dem niedrigen, zerfahrenen Standpunkte der ganzen sogenannten deutschen Bevölkerung Ungarns, die nahe an zwei Millionen zählt, hauptsächlich aber der deutschen Einwohnerschaft Pest-Ofens. Dieser Bevölkerung, selbst den höheren Klassen, ist jeder deutsche Sinn, jedes deutsche Bewußtsein abhanden gekommen, es ist eine total verkommene Rasse, die sich sogar nicht scheute, ihre guten, alten deutschen Familiennamen zu Tausenden in magyarische Namen zu übersetzen, während es in Frankreich mit Einschluß des Elsaß, unter den dortigen Hunderttausenden von Deutschen wohl kaum vorgekommen, daß deutsche Namen gegen französische vertauscht worden. Kurz, jene früher deutsche, in großer Anzahl reiche Einwohnerschaft hat jedes deutsche Gefühl eingebüßt, ja sie ließ — was selbst von den Magyaren bewundert wurde —, ihr großes, früher recht gutes, deutsches Theater ganz eingehen und besucht dafür das — ungarische National-Theater!

Während des jetzigen Krieges wurde jede der unzähligen Lügendepeschen von Gambetta und Genossen, die natürlich stets vom „Pester Lloyd" und vom „Ungarischen Lloyd" mit Genugthuung gebracht wurden, mit Jubel aufgenommen, während die Versailler Erzschrift-Depeschen fast immer angezweifelt wurden! Diese deutsch geschriebenen Zeitungen, der „Pester Lloyd" an der Spitze, werden total im magyarischen Sinne, in magyarischer Gehässigkeit gegen alles Echt-Deutsche redigirt, was kaum zu verwundern ist, wenn man Blicke in das redactionelle Treiben und Personal geworfen hat. Keiner dieser Leute hat auch nur Einen Begriff deutschen Selbstgefühls, kann ihn auch nach seinen persönlichen Eigenschaften nicht haben.*)

Ein ganz anderer, Achtung gebietender Volksstamm ist der der „Deutschen in Siebenbürgen," der sogenannten Siebenbürger Sachsen. Dieser leider nicht sehr zahlreiche deutsche Stamm an der äußersten Gränze der Civilisation hat mit einer Zähigkeit und Ausdauer, ja mit einem wahren Märtyrerthum allen Angriffen der Magyaren widerstanden, hat sich innigste Anhänglichkeit an das große deutsche Reich bewahrt.

Nach meinen Wahrnehmungen sollte man nie mehr von einem wirklichen Deutschthum in Ungarn sprechen, denn was davon noch dort ist, macht uns — wahrlich keine Ehre, ja gereicht uns zur Schmach!

X.

Süd-Amerika.

Politische und soziale Zustände von Columbien.

Das Diario de Carácas vom 17. Januar enthält einige interessante Artikel über die politischen und sozialen Zustände der Vereinigten Staaten von Columbien, und da der Inhalt derselben bisher wohl kaum über den Ocean gedrungen, so beeilen wir uns, dem deutschen Publikum Einiges daraus mitzutheilen. Wir verdanken das betreffende Zeitungsblatt der Güte des Herrn von Gülich, der als Geschäftsträger des Norddeutschen Bundes für Venezuela in Carácas weilt.

Der Leitartikel — P. Casanova unterzeichnet — weist, mit trübem Seitenblick, auf die noch immer überwiegend revolutionäre Gestaltung seines Landes, darauf hin, mit welcher Freude

---

*) Wir glauben doch, daß in dieser Beziehung einige, wenn auch sehr vereinzelte Ausnahmen zu gestatten sein möchten. D. Red.

und welchem gerechten Stolze, vor Allem aber mit welchem Wunsch zur Nacheiferung ganz Venezuela auf die glänzenden und raschen Resultate blicken sollte, welche die Friedenspolitik des Bruderlandes Columbien ununterbrochen erzielt. Er berichtet, wie Handel, Industrie und Gewerbe gepflegt werden, wie selbst Kunst und Wissenschaft anfangen, feste Wurzeln zu fassen und frisch zu keimen; wie Columbien sich in allen Sphären menschlicher Thätigkeit frei und aus eigener Kraft entwickelt, sich nach Innen und Außen hin eine feste Neugestaltung zu geben weiß. Er zeigt, wie seine Städte aufblühen, wie Ackerbau und jede Art der Bodenkultur gepflegt wird, wie jetzt, wo nicht mehr mit Privilegien und Vorrechten aller Art gefeilscht wird, seine Flüsse und Meere mit Dampfern bedeckt sind; wie in der geringen Zahl seiner Häfen sich stets Massen von Schiffen, mit den Fahnen aller Nationen beflaggt, drängen; wie Reichthum und Wohlstand wachsen; wie Columbien, die ärmste und unter allen südamerikanischen Republiken vielleicht kläglichst bedachte, dennoch mit dem Auslande im lebendigsten Verkehr steht und der aufrichtigsten Sympathieen und des größten Kredites genießt.

Ein Gleiches hofft der Verfasser bald von Venezuela sagen zu können: er prophezeit überhaupt den Staaten der America Latina eine unermeßliche Zukunft, unter der Bedingung, „daß sie auf jede Weise die Stetigkeit des Friedens aufrecht erhalten, welcher der südamerikanischen Politik weite und lichtvolle Horizonte eröffnen und durch sie und in ihr der Menschheit Tage des Glückes, der Civilisation fruchtbare Elemente, der Freiheit und Ordnung eine unerschütterliche Basis geben soll und wird."

„Seit vor wenig Monden (heißt es in einem weiteren Artikel des Diario de Caracas) der General Eustorgio Salgar die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten von Columbien angenommen, hat er, von würdigen und sachverständigen Männern umgeben, durch seine lautere und hohe Politik die Republik in vollem Frieden und glücklichem Wachsthume und Gedeihen nach jeder Richtung hin erhalten. Als Secretaire stehen ihm jetzt zur Seite die Herren Salvador Camacho, Roldan und Felipe Zapata; zum secretario de guerra aber wurde an Stelle des bekannten, ausgezeichneten Schriftstellers Rafael Núñez, Consul für Columbien in Liverpool, Herr Amador Fierro, Expräsident von Bolivar, ernannt.

„Mit großer Thätigkeit wird an der Eisenbahn gearbeitet, welche von der Hauptstadt der Republik bis zum Magdalena-Flusse führen soll; an der Spitze dieser Unternehmung steht einer der durch regen Eifer und praktischen Unternehmungsgeist ausgezeichnetsten Männer Columbiens, Herr Nicolas Pereira Gamba. Auch in den übrigen Staaten ruht keine der einmal begonnenen, mannigfachen Arbeiten für das öffentliche Wohl: vielmehr vernehmen wir mit Freude, wie gewaltsam jene Völkerschaften, trotz aller der Hindernisse, die ihre Entfernung von den Seeküsten und jedem größeren schiffbaren Flusse ihnen entgegenstellt, das Bedürfniß fühlen, mit dem großen Bildungsstrome des Jahrhunderts zu schwimmen, und welche Anstrengungen sie machen, um schnelle Erfolge zu erringen. So wird z. B. im Staate Santander, der mit Recht für das Herz der Republik gilt, unablässig an den Verbesserungen des materiellen Wohlstands gearbeitet; so ist in den Küstenstaaten die Eisenbahn von Barranquilla nach Satanilla beinahe fertig; so wurde in Cundinamarca der im October vorigen Jahres dort zusammenberufenen Versammlung ein Projekt zum Bau einer Bahn von Bogotá nach dem wichtigen Orte Facatativá vorgelegt. Der Entschluß der Versammlung betreffs dieses Planes ist noch unbekannt. In diesem Staate, dessen Organisation bedeutende Hindernisse im Wege standen, verstand es sein jugendlicher, aber energischer und treu-republikanischer Präsident Cornelio Manrique sie mit leichter Hand wegzuräumen.

„In Boyacá reichte der Präsident Felipe Pérez, der sich trotz seiner Jugend schon um sein Vaterland verdient gemacht, in der letzten Versammlung einen Specialbericht ein, der uns lebhaft gefesselt und mit Thatsachen bewiesen hat, in wie hohem Grade Boyacá sich unter der Leitung des geistreichen Schriftstellers und Publicisten entwickelt hat.

„In Santander herrscht dieselbe Ruhe, dieselbe Wohlfahrt. Der junge General Solon Wilches, der, wie fast alle Militärpersonen Columbiens, in erster Reihe eine Civilstelle bekleidet, ist zum Präsidenten erwählt worden. Alle Parteien werden ihn begünstigen; denn seine strenge Rechtlichkeit und sein echt republikanischer Sinn sind bekannt und geachtet.

„Zu bevollmächtigten Ministern hat Herr Salgar ernannt: für Costa Rica Antonio Maria Pradilla, für die Republiken des Großen Oceans Don Manuel Maria Mallarino; zum General-Consul für England José Eusebio Otálora. — Der General Santos Gutierrez hat leider den Posten eines Bevollmächtigten Columbiens für Frankreich und England abgelehnt; an seine Stelle trat der ausgezeichnete Literat Caicedo.

„Einen deutlichen Beweis für das lebendig pulsirende Geistesleben der columbianischen Staaten legen die Haupt-Tagesblätter ab, die wir aufmerksam und voll Interesse lesen: La Ilustracion, redigirt von Madiedo, El Diario de Cundinamarca, von José Benito Gaitan (einem Jüngling von edlem Sinn, hohem Geiste und großer Bescheidenheit); El Liberal, von Anibal Galindo; La Revista de Colombia, von Medardo Rivas; El Bien Público, von Lozano Otero und J. Maria Samper, Alles Leute von continentalem Rufe. Vor Allem aber die Universitäts-Annalen, eine höchst werthvolle Publikation, die der Rector Manuel Ancizar leitet, und die Revista Cientifica des Antonio Vargas Vega, der zu den hervorragendsten medicinischen Größen und zu den mannhaftesten Geistern jenes Landes zählt, dessen Reichthum und dessen glückliche Zukunft uns mit Jubel füllt.

Ferner wurde am 1. Oktober in der Stadt Bogotá das Liceo Colombiano errichtet, eine literarische Corporation, deren Chef José Maria Gutierrez de Alba, eine Perle in Spaniens Dichterkrone sein wird, so lange er in Bogotá residirt. Vice-Präsident und Secretaire sind die Herren José Joaquin Ortiz, Ricardo Silva und Leopoldo Aria Vargas.

„Daß als Präsident einer solchen ersten literarischen Gemeinschaft ein Spanier auftritt, den Bogotá mit der gebührenden Hochachtung aufgenommen, das begrüßt ein dortiges Zeitungsblatt „als das erste Glied in der Kette herzlicher Sympathie-Beweise, die von nun an Columbien mit Spanien einen soll." Und in der That, wir Südamerikaner, die wir Spanien lieben, und sein Volk nicht verantwortlich machen wollen für die unerhörten Schandthaten einer Regierung, die in böser Stunde von Neuem in die Asche der alten Zornes- und Hassesgluth blies und den Républicas del Pacifico einen unsinnigen Krieg erklärte, wir nehmen mit freudigem Beifall jedes Zeichen der Sympathie auf, das zwei Nationen, welche Rasse und historische Ueberlieferungen dazu berufen, in gemeinsamer Arbeit vorwärts zu schreiten, einander geben.

„Während dies in Bogotá geschieht, hat jenseits des Oceans die spanische Akademie den Beschluß gefaßt, in Amerika Succursal-Akademieen zu schaffen und hat zu diesem Zwecke in jeder Republik mehrere Correspondenz-Mitglieder ernannt. Die literarischen Zeitschriften Madrids, besonders die „América", welche

der berühmte Dichter **Victor Balaguer** redigirt, veröffentlichen Proben columbianischer Literatur. In Columbien hat die Akademie mit glücklicher Hand drei wahrhaft und mit Recht populäre Schriftsteller, denen die Literatur dieses Landes viel verdankt, dazu erwählt; es sind: José Maria Vergara, José Manuel Marroquin und Miguel Antonio Caro.

„Die columbische Regierung hat sich vorgenommen, weitreichende Maßregeln zur Verbesserung des Landes, zur Organisation des öffentlichen Unterrichtes sowie zu einer Reform aller Finanzverhältnisse zu treffen. Und in der That beginnt sie schon das Beabsichtigte auszuführen: in England hat sie Unterhandlungen mit den Inhabern columb. Bons angeknüpft, und vor Kurzem wurde hier in Caracas in einem englischen Flugblatt unter dem Titel: New Granada Bonds, die Correspondenz des Präsidenten des Comité de Acreedores de Colombia und des Finanz-Secretairs desselben Landes veröffentlicht. Wir glauben, daß der Plan von den Gläubigern acceptirt werden wird. Der Kredit Columbiens auf dem Londoner Geldmarkt und allen anderen bedeutenden Punkten Europas wächst von Tag zu Tag, und muß wachsen bei der gewissenhaften Rechtlichkeit, mit der es seit geraumer Zeit seine Verpflichtungen zu erfüllen sucht.

„Kurz alle Nachrichten, die uns zukommen, alle Daten über Columbien bestätigen uns darin, dieses Land als eine der glücklichsten lateinischen Republiken, als ein Land anzusehen, dem es gelungen ist, das schwierige Problem, demokratische Institutionen unter dem Schutze der Ordnung und Ruhe zu gründen und mit dem sicheren Hinblick auf eine Zukunft der Freiheit und der Civilisation, zu lösen." C. M.

Kleine literarische Revue.

— **Das Kaiserthum der Hohenzollern.***) Die kleine und, wie es im Vorwort heißt, „im Mai vorigen Jahres geschriebene, im August gedruckte" Schrift, hat den Zeitpunkt abgewartet, in welchem das von ihr für die nächste Zukunft Vorhergesagte, die Erneuerung des deutschen Kaiserthums durch die Dynastie der Hohenzollern, wirklich in Erfüllung gegangen ist. Sie sucht durch eine historische, klar und gedrängt gehaltene Betrachtung der innern deutschen Politik der letzten fünfzig Jahre darzuthun, daß das, was sich schon zweimal, in den Jahren 1804 und 1848, als leicht erfaßbar den preußischen Regenten darbot, von einem höheren Gesichtspunkt aus zurückgewiesen werden mußte, um heute sich in der Form zu verwirklichen, in der es dem gesammten Deutschland zum Heile gereicht.

— **„Die evangelische Bewegung in Spanien."****) Wie der Titel der Broschüre besagt, bietet sie das Ergebniß einer Reise nach Spanien, die der junge Graf Bernstorff, Sohn des preußischen Botschafters in London, im Auftrage des Comité's zur Förderung des Evangeliums in Spanien im Anfange vergangenen Jahres unternommen hat. Verfasser, der sich redlich bemüht, etwaige Vorurtheile gegen eine vom Auslande zu fördernde Propaganda in Bezug auf Spanien zurückzuweisen, indem er an einer Reihe von Beispielen nachweist, daß die geistige Strömung wirklich nach dieser Richtung hindränge, daß aber die Schwierigkeit der äußeren Verhältnisse eine besonders sorgsame Unterstützung dringend erheische, kommt, nach Aufzählung der schon bestehenden protestantischen Gemeinden in Madrid, in Andalusien und auf den spanischen Inseln, und nach kurzer Charakteristik ihrer Leiter, der durch ihre früheren unglücklichen Schicksale zumeist bekannten Carrasco, Ruet, Cabrera, Alhama, Trigo und Anderer, zu dem Schlusse, daß es dreier Dinge in diesem Augenblicke vorzüglich bedürfe: einer Zusicherung von genügenden Geldmitteln zum Ankauf von Kirchen, der Sendung eines hervorragend befähigten, deutschen Geistlichen, der seine dortige Wirksamkeit zu seiner Lebensaufgabe mache, der Gründung eines Lyceums endlich zur Ausbildung von Predigern und Lehrern.

*) Von Dr. R. Hocker. Köln, 1871.

**) Reisebericht von Andreas Graf von Bernstorff. Berlin, 1870. Max Matthies.

— **Die Lehre von der zweifachen Wahrheit.***) Daß die Wahrheit nur Eine, sollte man denken, wäre wohl die allereinfachste Wahrheit. Allein die Philosophen des Mittelalters, von der Autorität der Kirche, die ihnen ja meistentheils nicht nur etwas Aeußerliches, sondern eine ihrem denkenden Ich einwohnende Schranke war, mußten trotzdem von ihr, wenn sie anders mit consequentem Schlußvermögen ausgestattet waren, von ihr abstrahiren, um einigermaßen die Harmonie zwischen denken und glauben zu retten. So entstand die Ansicht, daß etwas philosophisch richtig, aber theologisch falsch sein könne und umgekehrt. Die beiden Begriffe stehen hier in schroffer Negativität einander gegenüber, und wurde nicht etwa der Versuch gemacht, wie in der modernen Philosophie, das Theologische nur als ein Anderes des Philosophischen zu fassen — bekanntlich Hegels letztes Endziel. So finden wir denn die Lehrsätze des kühnsten Rationalismus als philosophische Ergebnisse bezeichnet, während der Theologie gegenüber das Credo quia absurdum est des Tertullian sein Recht behält. Das Denken verhält sich eben rein äußerlich, sowohl in diesen Ansätzen einer skeptischen Auffassung, als auch in den unterwürfigen, und von dem ersten Begründer der hier behandelten Lehre, Simon von Tournay, wird erzählt, daß er einst stolz über seine scharfsinnigen Erörterungen der Dreieinigkeit ausgerufen: „O Jesulein, Jesulein, wie sehr auch ich in dieser meiner Untersuchung deine Religion gekräftigt und erhöht habe, wahrhaftig, wenn ich es böswillig und als Gegner wollte, so würde ich noch mit viel stärkeren Vernunftgründen und Argumenten sie zu schwächen und in Mißcredit zu bringen wissen." Den Ursprung dieser freieren Richtung sieht der Verfasser in Averroes, und der durch ihn angeregten Idee der Religionsvergleichung. Auch dem Einfluß des großen Hohenstaufen Friedrich II. schreibt er einen großen Antheil zu. Bekanntlich wird ja auch diesem ein Buch „de tribus impostoribus" angerechnet, welcher Titel nacheinander unter den Werken von Averroes, Friedrich II. Peter von Vineis, Arnold von Villeneuve, Boccaccio, Macchiavelli, Pomponazzi, Cardanus, Bernhard Ochino, Mich. Scovea, Campanella, Giordano Bruno, Spinoza, Hobbes und Vanni figurirt. Paris und Padua, letzteres selbst in späterer Zeit, waren die Stützpunkte der weitverbreiteten Lehre, die übrigens auch mannigfache Gegner fand, unter denen die bedeutendsten Albert der Große, der sie im Auftrage des Papstes bekämpfte, und Raimund Lullus sind.

*) Ein Versuch der Trennung von Theologie und Philosophie im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der scholastischen Philosophie von Dr. Max Maywald. Berlin, 1871, F. Henschel.

— **Italiänische Zeitschrift für Anthropologie und Ethnologie.** In Florenz hat sich in neuester Zeit eine „Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie" gebildet, als deren Organ soeben das erste Heft eines „Archivio per l'antropologia e la etnologia", herausgegeben von den Professoren P. Mantegazza und F. Finzi, erschienen ist.*) Die gediegenen Artikel des Journals, sowie seine bibliographisch-kritische Revue, liefern den Beweis, daß die Herausgeber auch mit allen Erscheinungen der deutschen Literatur auf den Gebieten der Anthropologie und der Ethnologie vertraut sind.

Die deutsche „Zeitschrift für Ethnologie," von A. Bastian und R. Hartmann,**) das Organ der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte," hat bereits ihren zweiten Jahrgang mit der Lieferung V.—VI. von 1870 beendigt. Die vielseitige Thätigkeit des Professors Dr. Virchow, welcher Präsident der genannten Gesellschaft ist, macht sich besonders im zweiten Jahrgange dieser Zeitschrift bemerklich, die ebenfalls mit sehr interessanten Abbildungen ausgestattet ist.

— **Cremer's niederländische Kriegsskizzen.** Der geschätzte holländische Novellist und Dorfgeschichten-Erzähler J. J. Cremer, dem es nicht bloß um eine müßige Unterhaltung, sondern stets auch um sittliche Belehrung seines Publikums zu thun ist, hat soeben ein Skizzenbuch unter dem Titel: „Ist der Krieg ein nothwendiges Uebel?" (De oorlog een noodzakelijk kwaad?) erscheinen lassen. Wie die französisch-elsässischen Novellisten Erkmann-Chatrian in ihren Erzählungen, so schildert der niederländische Zeichner in seinen Skizzen die Nachtseiten des Kriegs- und Schlachten-Ruhmes. Nach Deutschland und Frankreich zur Zeit des Ausbruches und des Fortganges der jüngsten Kämpfe führt er seine Leser, um ihnen in drei Zeitbildern, als Folgen einiger kurzen, erhebenden und, wie Herr Cremer meint, illusorischen Augenblicke, eine Reihe von dauernden Glückstörungen und furchtbaren Leiden vor Augen zu führen. Besonders das unglückliche Frankreich ist der Gegenstand seiner menschenfreundlichen Sympathieen. Der Holländer, mit seinem vollständigen Mangel an Verständniß der Vaterlandsliebe, des Nationalgefühls und der Opferwilligkeit der Deutschen, ist auch in diesen Skizzen wieder überall zu erkennen. Mit Recht rufen daher die in dieser Beziehung viel höher stehenden und gesunder denkenden Vlamingen ihren nordniederländischen Brüdern zu: „Wäret Ihr, wie die Deutschen im J. 1870, in Eueren friedlichen Heimstätten, in Eueren Arbeiten für Volkswohl und Volksbildung, so muthwillig gestört und so unerhört herausgefordert worden — Ihr würdet sicher, nachdem Ihr Euern friedenstörenden, angreifenden Nachbar in sein Land zurückgetrieben, dieses nicht mit der langmüthigen Schonung behandelt haben, mit welcher die Deutschen zu Anfang des Krieges gegen Frankreich verfuhren. Nur nachmals, als die verletzte französische Eitelkeit zu allen Mitteln der Tücke und der Bosheit griff, hat die Schonung in die Strenge eines strafenden Gerichtes sich verwandelt."

— **Ein Bojar, russischer Roman von Alexander von Fall.*****) In diesem Romane befindet sich eine recht anziehende Schilderung der russischen Zustände, wiewohl er in echt realistischem Sinne nur eine getreue, photographische Darstellung der Schwächen der russischen Gesellschaft liefert, ohne irgend welche vermittelnde Reflexionen oder erklärende, tiefergehende Motivirungen, wie wir sie in den gehaltvollen Romanen von Gutzkow, Freytag, Spielhagen und Auerbach bewundern. Einige sehr gelungene Bilder, wie z. B. die Schilderung der St. Petersburger Polizei, das Diner bei dem General-Gouverneur in Moskau, das Leben in dem kleinen Kreisstädtchen Tultschin u. a. m. abgerechnet, läßt die ganze Erzählung aber eine trostlose Leere in dem Gemüthe des Lesers zurück. Das Ensemble erinnert an die Romane von Carl Detleff: „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande".

*) Firenze, G. Pellas. 1871, fascicolo primo (gr. 8. 148 S. mit 4 Tafeln, Abbildungen von Negerköpfen rc.)

**) Berlin, Wiegandt und Hempel.

***) Ein Bojar. Bilder aus dem russischen Leben von Alexander von Fall. 2 Bände. Leipzig, Grunow, 1870.

— **Zur russischen Bibliographie.** Der bekannte russische Bibliograph W. J. Meschow hat seinen verdienstvollen, in Nr. 51 unseres „Magazin" vom Jahre 1869 besprochenen „Russischen Bücherkatalog" durch einen ersten Anhang im Jahre 1870 bereichert und in diesem ein ziemlich vollständiges Verzeichniß auswärtiger Besprechungen, Kritiken und Uebersetzungen „russischer Literatur" geliefert. Insbesondere wünschenswerth wäre eine klare Uebersicht oder ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Uebersetzungen russischer Autoren, mit anderen Worten „die russische Literatur im Auslande", sei es in Deutschland, Frankreich oder England. Für Literaturfreunde, Buchhändler, Bibliothekare u. s. w. wäre dies ein ganz besonders erfreuliches bibliographisches Hülfs- und Handbuch.

— **Gesammelte Schriften von Bauernfeld.** Die Verlagshandlung von Wilhelm Braumüller in Wien hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, eine Gesammtausgabe der Schriften Bauernfeld's, des geist- und fruchtreichen österreichischen Bühnendichters, zu veranstalten. Bauernfeld's Arbeiten sind seit mehr als dreißig Jahren dem deutschen Publikum lieb und vertraut, sie fehlen im Repertoir keiner Bühne, sie sind und werden bei jeder neuen Aufführung nach ihren Vorzügen gewürdigt, man kennt ihre Mängel und Schwächen, und so dürfen wir uns wohl auf eine einfache Anzeige und Empfehlung der neuen Ausgabe beschränken und von einer Kritik um so mehr absehen, als uns bis jetzt nur die drei ersten Bände vorliegen, welche die Erstlings- und Jugendwerke des Verfassers enthalten; nach diesen kann und darf aber ein Schriftsteller, der eine so reiche literarische Vergangenheit hinter sich hat, nicht beurtheilt werden. Das Werk wird vollständig zwölf Bände enthalten, und wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen. J. H.

Literarischer Sprechsaal.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta hatte dem Dichter Franz Grillparzer zu seinem achtzigsten Geburtstage in einem Schreiben gratulirt, in welchem sie sich in überaus sinniger Weise als eine „Tochter Weimars" bezeichnete, die zu solcher Beglückwünschung des deutschen Dichters ganz besonders veranlaßt sei. Der würdige Jubilar hat darauf in nachstehender Weise geantwortet:

„Ew. Majestät haben geruht, Sich meines achtzigsten Geburtstages zu erinnern. Theils bedeutende Unpäßlichkeit, theils die Furcht, mit meinem ehrfurchtsvollen Danke in den Jubel über die Kapitulation von Paris ungehört hineinzugerathen, haben mich gehindert, diesen Dank früher auszusprechen.

„Also zuerst Ehrfurcht der Kaiserin-Königin! Dann ist aber noch Etwas, das hundertfach in meinem Herzen wiederklingt: die Tochter Weimar's! Ja, Majestät! dort ist, trotz Main- und Rheinlinie, das wahre Vaterland jedes gebildeten Deutschen, und als solchen mich erachtend, unterzeichne ich mich, als Ihr tiefergebener, ja gewissermaßen Ihr Unterthan ehrfurchtsvoll

„Wien, 16. Februar 1871. Franz Grillparzer".

Der Cäcilien-Verein in Berlin, unter der Leitung des Musikdirectors Alexis Holländer, hat uns am 25. Februar einen klassisch-musikalischen Genuß bereitet, der die lebhafteste Anerkennung verdient. Das von John Milton in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gedichtete und von Händel in der der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für England komponirte Oratorium „Allegro e Pensieroso" hat Gervinus unter dem Titel „Frohsinn und Schwermuth" aus dem Englischen übertragen und Robert Franz mit einer neuen Instrumentation ausgestattet, durch welche Letztere namentlich die von Händel in Mitwirkung genommene Orgel-Begleitung auf das Eindrucksvollste ersetzt wird, so daß der berühmte Gegner der deutschen Instrumentalmusik dadurch selbst Gelegenheit gegeben hat, seine Theorie zu widerlegen.*) Milton hat in dieser Dichtung, die in den englischen Ausgaben seiner poetischen Werke gewöhnlich unmittelbar hinter dem Paradise Lost und dem Paradise Regained abgedruckt ist, den Gegensatz zwischen Frömmigkeit und Freidenkerei, die eingebildeten Genüsse die in der Uebertreibung beider Seiten dieses Gegensatzes liegen, und endlich den Triumph des die richtige Mitte zwischen Beiden haltenden Maaßvollen dargestellt. Daß er den Pietismus mit Pensieroso und das freireligiöse Moment mit Allegro bezeichnete, geschah aus Rücksichten die er den puritanischen Richtungen seiner Zeit schuldig war, welcher er jedoch vergebens die humane Richtung des Maaßhaltens empfahl. Die Zeit Händels war dagegen die des englischen Deismus, der ebenfalls — wie ja zu allen Zeiten bei den extremen Parteien die Richtungen, welche die Mitte halten, keine Gnade finden — den Grundgedanken Milton's nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte. Jedenfalls fällt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dieser Gedanke auf einen fruchtbareren Boden, und so können wir den Männern nur Dank wissen, welche diese Milton'sche Dichtung mit der erhaben-naiven Composition Händels in Deutschland eingeführt haben. Die Ausführung von Seiten des Cäcilien-Vereins und der Berliner Symphonie-Kapelle war musterhaft.

Der „Frauenbildungs-Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit" in Breslau hat seinen in der Jahresversammlung vom 30. Januar, von der Vorsitzenden, Frau Anna Simson, erstatteten Bericht über seine Thätigkeit im J. 1870 drucken lassen, die sich vorzugsweise in folgenden Richtungen zu erkennen gab: 1) in der Fortbildungsschule; 2) in wöchentlichen wissenschaftlichen und musikalischen Vorträgen; 3) in Lesezimmer und Bibliothek; 4) in der Ausbildung von Kinderpflegerinnen und 5) in einer Nähstube mit Nähmaschinen ꝛc. Der Bericht über jeden einzelnen Zweig giebt Zeugniß von der aufopfernden, segenreichen Wirksamkeit der Frauen, die sich der Leitung unterzogen haben, sowie der Männer, von denen sie unterstützt werden. Dem Schlusse des Berichts entlehnen wir Nachstehendes:

„Außer der Leitung vorbenannter Einrichtungen des Vereins hatte sich der Vorstand sofort nach Beginn des Krieges beim Bundespräsidium um Anstellung von Frauen im Postdienste für die Dauer des Krieges verwendet. Der Verlauf des Jahres zeigte, wie zeitgemäß dieser Schritt gewesen, der ablehnend beantwortet wurde. Es ist zu hoffen, daß bei der Neugestaltung Deutschlands die Einrichtungen der Südstaaten, wo Frauen bereits lange bei der Post, Eisenbahn und Telegraphie beschäftigt sind, auf den Norden übertragen werden, nicht aber dort, wie es 1866 in Sachsen bei dem Eintritt in den Norddeutschen Bund geschah, die Frauen wiederum aus einem Berufe verdrängt werden, dem sie nach vielen übereinstimmenden offiziellen und nichtoffiziellen Berichten durchaus gewachsen sind und den sie auf's Beste ausfüllen.

„Der Frauenbildungs-Verein gehörte 1870 dem Schlesischen Central-Gewerbevereine und dem Verbande deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine an. Er steht ferner in Beziehungen zu den gleichartigen Vereinen in Berlin, Hamburg, Bremen, Leipzig, Dresden, Darmstadt, Kassel, Wien, Stuttgart, Braunschweig, mit denen er seine Druckschriften austauscht. Wo dies bisher nicht geschah, sollen Verbindungen vermittelt werden. Dem Frauenbildungs-Vereine gehörte der Nätherinnen-Verein an, dessen Mitgliedern dadurch der Besuch der Versammlungen und des Lesezimmers, sowie Benutzung der Bibliothek freisteht. Der evangelische Hausfrauen-Verein überwies im Anfange des Jahres dem Frauenbildungs-Vereine einen Beitrag von 10 Thlrn. zur Ausbildung der Kinderpflegerinnen. Ferner stellt die Vorsteherin des Lyceums, Frl. Amalie Thilo, eine gewisse Anzahl Eintrittskarten zu den Vorlesungen des Lyceums dem Vorstande zur Verfügung, um dieselben Mitgliedern des Frauenbildungs-Vereins zur Hälfte des ordnungsmäßigen Preises zu überlassen. Ebenso gewährt der Humboldt-Verein den Mitgliedern des Frauenbildungs-Vereins die Eintrittskarten für die von ihm angeregten Vorträge zu zwei Drittel des Preises."

In England hat eine Frau den ersten Preis für gute Bewirthschaftung eines Landgutes erhalten, der unter dem Protektorat der britischen Ackerbau-Gesellschaft von einem Privatmanne gestiftet worden ist. Der Preis bestand in einer Schale im Werthe von 100 Guineen (700 Thlr.). 21 Güter hatten sich zur Preisbewerbung gemeldet. Die Besitzerin von Ash Grove, welches den Preis davontrug, in Bezug auf allgemeine Verwaltung mit Hinblick auf Nutzen, Erträgniß der Aernten, Güte und Zweckmäßigkeit des Viehstandes, des Graslandes, und den Zustand der Zäune, Hecken, Wege u. s. w., heißt Mrs. M. E. Millington.

Das zu Konstantinopel in neugriechischer Sprache erscheinende Journal Neologos vom 1. December (1. November a. St.) meldet: „In der ersten diesjährigen Winter-Versammlung der Hellenischen philologischen Gesellschaft (Hellenikos philologicos Syllogicos) in Konstantinopel hielt Madame Dora d'Istria (Helena Kolzov-Massalsky, geb. Fürstin Ghika) in griechischer Sprache einen Vortrag über das Indische Epos und über die Arbeiten des Professors Corresio in Turin, die Sanskrit-Literatur betreffend. Es ist dies sicher das erste Mal, daß in der Stadt des Sultans ein literarisches Fest stattgefunden, bei welchem eine Dame den Vorsitz führte."

---

*) Vgl. G. G. Gervinus: „Shakespeare und Händel."

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken: (27)

Kriegsbilder eines Nachzüglers

aus dem

deutsch-französischen Kriege.

von

Friedrich Gerstäcker.

(Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. VIII. Band.)

In elegantem Buntdruck-Umschlag. Preis 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung

und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Vierter Band. (28)

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

5. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter.** (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (29)

Klinkerfues, Dr. W., Theoretische Astronomie. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Erste Abtheilung. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (30)

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

30. u. 31. Bändchen.

Das Wintermärchen. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Perikles, Fürst von Thrus. Uebersetzt von Nicolaus Delius.

Der Verfasser der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegeben neuen Shakespeare-Uebersetzung sind abgemein anerkannt, weshalb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Die noch fehlenden 7 Bändchen befinden sich bereits im im Druck, sodaß die Sammlung binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (31)

Deutsche Vierteljahrsschrift f. öffentl. Gesundheitspflege.

Herausgegeben von Dr. Göttisheim in Basel, Baurath Hobrecht in Berlin, Prof. Dr. C. Reclam in Leipzig, Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt a. M., Dr. Wasserfuhr in Stettin. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Tafeln. II. Bd. III. Heft. Gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschien soeben der 90. Theil der I. Section (A—G), enthaltend die Artikel **Gregorius** (Heilige, Kirchenväter und Gelehrte) — **Grezin.**

Die Artikel über Griechenland sind bereits in den Theilen 80—87, von welchen auch eine Separatausgabe erschien, enthalten.

☞ **Frühern Subscribenten auf das Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.** (32)

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (33)

Quandt, Pastor. **Anna Maria von Schürmann,** die Jungfrau von Utrecht. (Frauenspiegel IX.) 10 Sgr.

In neuer, verbesserter und sehr vermehrter Auflage ist erschienen: (34)

Mahn, Dr. **K. A. F.,** Die **Kunst** oder **Methode,** das **Französische** auf die leichteste und schnellste Art **sprechen** und **schreiben** zu lernen. 8. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erscheinen in unserem Verlage:

Das Kaiserreich und der Friede.

Leibniz'sche Gedanken in der neueren Naturwissenschaft.

Zwei Festreden in öffentlichen Sitzungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaft gehalten von (35)

Emil Du Bois Reymond,

beständigem Secretär.

Zum Besten des Berliner Hülfsvereins für die Deutschen Armeen im Felde.

Velinp. geh. 6 Sgr.

Zur Erinnerung

an

Gustav Magnus.

Nach einem am 14. December 1870 in der General-Versammlung der Deutschen Chemischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage

von

Aug. Wilh. Hofmann.

Mit Portrait und Facsimile.

Velinpapier. gr. 8. 28 Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann).

Vor Kurzem ist erschienen: (36)

Unser wiedergewonnenes Land.

Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebietes im Elsaß und in Lothringen.

8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Desinfection.

Die unter diesem Titel im Auftrage der Deutschen Chemischen Gesellschaft von den Herren *O. Liebreich, O. Schär* und *H. Wichelhaus* herausgegebene Tabelle haben wir zum Verlag übernommen und den Preis derselben auf 3 Sgr. gestellt.

Bei direkter Bestellung liefern wir das Dutzend Exemplare franco unter Kreuzband für 1 Thaler. (37)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 11. März 1871. [№ 10.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das Deutsche Reich und der Friede.

Deutschland, welches seit Jahrhunderten, nach einem bekannten Ausspruche von Metternich, ein bloßer geographischer Begriff war — es ist jetzt in dem Zusammenstoße mit dem Nachbarland, in welchem vor gerade tausend Jahren der carolingische Vertrag ein deutsches Reich national begründet hatte, wieder ein Weltreich in der edelsten Bedeutung geworden.

Nicht mehr wird fortan unser Vaterland ein in der Luft schwebendes, bloß von „Denkern und Dichtern" bewohntes „Reich der Träume" sein. Nein, dieses große Reich der Mitte Europas wird seine hohe Kulturaufgabe erfüllen, indem von ihm nach allen Radien des Welttheiles hin Sitte und Gesittung, Friede, Freiheit und Rechtsachtung ausgehen werden.

Deutschland hat wiedererrungen, was ihm ein Jahrtausend innerer Zwiste und äußerer Kriege geraubt: Einheit und Weltmacht, und es wird jetzt in Einigkeit und Frieden der Welt das Beispiel geben, daß ein großes intelligentes Volk, auch ohne republikanische Verfassung und Formen, die res publica zur res sacra erheben kann, indem es die Menschenwürde und das Menschenrecht in der sittlichen Erziehung der Jugend, in der Achtung der individuellen Freiheit, wie der Selbstverwaltung der Gemeinden und der Corporationen, vollständig zu ihrer Geltung kommen läßt — vollständiger, als alle jene überlauten Schreier in den Republiken Frankreichs, der Schweiz und der Vereinigten Staaten es vermögen.

Was der große deutsche Prophet Lessing von der Zukunft der drei monotheistischen Religionen verkündet hat, das wird sich für alle Völker erfüllen, die sich zu diesen Religionen bekennen: Es wird unter ihnen um den Besitz des echten Ringes der Humanität, der die Wunderkraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ein Wettkampf eintreten, in welchem ein Volk mit dem andern in unbestochener, von Vorurtheilen freier Menschenliebe wetteifert und wobei der wahrhaft göttliche Segen, welchen die Werke des menschlichen Fleißes schaffen, nicht mehr durch die ungöttliche Heimsuchung der menschenmordenden Kriege bedroht wird. J. L.

Das neue Deutschland in der Zeitschrift des Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann.

II.

Der Katholicismus im neuen Deutschen Reich.

Der Verfasser des zweiten Aufsatzes, der pseudonyme Germanus Sincerus, dessen treffliches Sendschreiben an die Fürsten Deutschlands im ersten Bande jetzt Gottlob! seine glückliche Erledigung gefunden hat, wendet sich hier in einem zweiten Sendschreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland, sie an ihren Beruf als Deutsche mahnend, und wir wünschen, daß dieser Mahnbrief ebenso bald seine Erledigung finden möge, wie der erste, wenn auch nicht ganz im Sinne des Verfassers.

Zwei Fragen sind es, die der Verf. aufwirft: „Welche Aenderungen wird sich die katholische Kirche müssen gefallen lassen, um mit dem Staate und mit den Protestanten nicht im bloßen Kriegszustande zu leben? und kann die katholische Kirche mit der protestantischen in Einem Nationalverbande, in demselben Staatsleben vereinigt sein, ohne daß eine von beiden wesentlich beschädigt wird?" Es handelt sich, wie man sieht, um die wahre Parität zwischen beiden Kirchen, die der Verfasser nur dann für möglich hält, wenn die katholische Kirche eine national-deutsche wird, und das kann sie nur werden, wenn sie sich dem Einflusse der Jesuiten entzieht. Als im vorigen Jahrhundert der Jesuiten-Orden aufgelöst wurde, fühlte die katholische Kirche seinen Sturz als eine Befreiung von einem Banne, unter welchem sie ihrem wahren Wesen entfremdet worden war. In diesem Orden war der Gedanke einer allgemeinen, an keine Nation, kein Land und keine Verfassungsform gebundene Kirche zu einer falschen Uebertreibung geworden. Wenn auch das Christenthum keine Nationalität kennt, so wird doch die Kirche durch sie in ihrer Gestalt gar sehr bedingt. Die Herstellung der nationalen Kirche ist daher die Pflicht der Bischöfe, der ursprünglichen Werkzeuge des heiligen Geistes; denn wenn auch dem Papste, dem Bischofe von Rom, als solchem, ein primatus honoris zukommen mag, so doch nicht der principatus über die Kirche und ihre Hauptvertreter die Bischöfe. Auf die Vernichtung der bischöflichen Macht war es in dem sogenannten vaticanischen Concil von den Jesuiten abgesehen, daher das Dogma von der Infallibilität. Das vaticanische Concil war aber kein ökumenisches, die Zustimmung zu dem Dogma keine allgemeine, die Bischöfe sind also nicht daran gebunden.

„Meine feste Ueberzeugung ist — sagt der Verfasser — daß das römische Papstthum durch die Geschichte der Völker als eine überlebte, nicht ferner mögliche Institution gerichtet ist, und daß es durch den letzten krampfhaften Versuch, sich wieder emporzubringen, der eben das vaticanische Concil ist, sich völlig unmöglich gemacht hat. Von ihm kommt mit allen hochherzigen Ge-

fühlen eines einzelnen Papstes, wie Pius IX., mit allem Weihrauch der kirchlichen Hofsprache, mit allem hohenpriesterlichen Bombast der herkömmlichen Phraseologie der katholischen Kirche keine Hülfe mehr, sondern die Kirche muß sich unter dieser Führung zersetzen und untergehen. Wo ist also die Hülfe zu suchen, als bei den Trägern des Amtes, welches vor dem Papstthum bestand, und welches durch sein Herzblut das Papstthum aufgenährt hat, nämlich des bischöflichen Amtes? Wenn der katholischen Kirche noch geholfen werden soll, so sind es die Bischöfe, die ihr zu helfen haben. Denn sie kann keine Macht in der Welt von dieser Pflicht freisprechen. Aber wie können sie es? Es giebt nur Einen Weg zur Hülfe, wenn sie thun, was das Papstthum hätte thun sollen und, verführt durch die kranken Gelüste nach absoluter Herrschaft, durch die Versuchungen des Teufels, der ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, und welchen es unterlegen ist, nicht mehr gethan hat. Es ist die Anerkennung des Rechts der Nationalitäten in der Kirche . . . Auf die Gewinnung der National-Kirchen muß also die Arbeit der Bischöfe gerichtet sein. Diese aber ist nur auf dem concreten Wege möglich, daß die Gemeinden und die Aemter, wenigstens die in der apostolischen Zeit lebendig gewesenen, wiederhergestellt werden. Wenn der Priester mit diesen aus der Gemeinde erwachsenen Organen umgeben in derselben waltet, so wird er seine höheren Gaben frei sich bewegen lassen, und das katholische Volk wird nicht ferner in roher Unwissenheit blos nachbeten und mechanisch zum Gottesdienste eingeübt werden. Dann wird der Priester als Vertreter der Gemeinde, die sich kennt und fühlt, auf der Diöcesan-Synode erscheinen und wird wirklich Vertreter eines lebendigen Leibes sein. Der Bischof aber, von seinen Priestern, Erzpriestern, Archidiakonen umgeben, wird seiner Synode in Kraft vorstehen können und von ihr aus in die größere Metropolitan-Synode hinein Licht und Leben mitbringen. Das wäre ein wirklich gliederreicher Leib, der in dem National-Concilium seine reiche Ergänzung und Handreichung fände. Nur auf solche Weise könnte eine wirkliche Nationalkirche entstehen, in welcher das Nationalleben kirchlich geweiht und geheiligt würde."

Die Kirchenspaltung in Deutschland, meint hierauf der Verfasser sehr richtig, würde aber, auch dann nicht, wenn schon die katholische Kirche eine nationale Verfassung hätte, eine einheitliche deutsche Nationalkirche, die weder evangelisch, noch katholisch ist, aufkommen lassen, sondern höchstens eine halbe, die keine ist. Darum dringt er darauf, daß sich beide Kirchen auch in der Lehre gegenseitig verständigen, und geht speciell auf die Concessionen ein, welche die Katholiken von ihrer Seite machen könnten, ohne das eigentliche Wesen des Katholicismus zu zerstören. Er zweifelt jedoch selbst, ob die katholische Christenheit mit Einem Schlage darauf eingehen werde. Gesetzt aber, sie ginge darauf ein: was wäre damit gewonnen? Doch auch nur wieder eine Halbheit. Denn was soll mit denen geschehen, die nicht mehr auf dem orthodoxen Standpunkte der evangelischen und katholischen Kirche stehen und deren Zahl eine nicht geringe ist und immer größer wird, je mehr die Bildung in den Laienkreisen wächst, in den theologischen Kreisen aber durch die äußere Autorität ihre nothwendigen Gränzen findet? Auch darauf hat der Verfasser eine Antwort: „Es ist zwar unbestreitbar, daß der Protestantismus ein Doppeltes in sich trägt, nämlich die Freiheit von menschlicher Auctorität und die Gebundenheit an das Wort Gottes, und daß auch dieses letztere vielfacher Auslegung fähig ist. Es wird daher innerhalb des Protestantismus leicht geschehen, daß Einzelne, ja daß Viele die negative Seite der bloßen Freiheit einseitig betonen und zuletzt blos den absoluten Werth der persönlichen religiösen Ueberzeugung ohne Rücksicht auf ihren Inhalt gegenüber aller Auctorität, auch der des Wortes Gottes, aufstellen und dadurch ungläubig, widerkirchlich, irreligiös werden. Dies ist der After-Protestantismus, der stets zu bekämpfen sein wird. Ebenso wird es geschehen daß die Bindung an das Wort Gottes zwar festgehalten, aber in einseitiger und willkürlicher Auslegung desselben Verzerrungen der christlichen Wahrheit geschaffen werden, welche zu Secten mannigfacher Färbung führen. Auch dies ist eine Gefahr, die beständig zu bekämpfen sein wird, und die um so stärker hervortritt, je weniger die Kirche selbst der biblischen Wahrheit ihre volle Herrschaft und ihren klaren Ausdruck giebt. Vor diesen beiden Gefahren des Protestantismus schrecken gerade die frommen Katholiken am meisten zurück und decken sich mit der Einheit der Kirche und ihrer auctorativen Lehre. Aber sie vergessen, daß besonders der Unglaube und die Irreligiosität mit Berufung auf die Freiheit der Ueberzeugung, also der After-Protestantismus, in der katholischen Kirche selbst einen breiten Raum gewonnen hat und immer mehr gewinnt, mit dem Nachtheile, daß hier Viele nicht wagen dürfen, ehrlich ihre Farbe zu bekennen, und die es thun, aus der Kirche scheiden müssen, während der Protestantismus der Aufrichtigkeit Bahn läßt und doch das Land nicht leicht zerreißt, das noch eine geordnete Einwirkung auf die Verkommenden ermöglicht. Die Heuchelei und Unwahrheit ist in der katholischen Kirche, gedeckt durch die Formen und den Schein der Einheit, eine Gefahr, die ich für viel größer und schlimmer halte, als allen Abfall und alles Sittenwesen des Protestantismus, weil es der Kirche selbst den Schein anwirft, als hülfe sie mit Bewußtsein die heuchlerische Lüge aufrechthalten."

Also in beiden Kirchen Abfall und Ketzerei, nur in der katholischen Kirche nicht so offen, wie in der protestantischen. Dieses Uebel, sagt der Verfasser, ist beständig zu bekämpfen, natürlich mit Worten; denn zu Gewaltmaßregeln giebt sich der moderne Staat nicht mehr her. Wie aber, wenn der Kampf mit Worten, d. h. die theologischen Zänkereien, wie vorauszusehen, zu keinem Resultate führen? Wahrscheinlich wird man dann, wie bisher, nur mit um so größerem Erfolge bei vereinten Kräften beider Kirchen, die Gebiete, auf denen der Unglaube und die Ketzereien hervorwachsen, in um so genauere Obhut nehmen: man wird das Band, das jetzt schon die Schule an die Kirche knüpft, um so straffer ziehen; man wird ein noch strengeres Censorenamt über Wissenschaft und Kunst üben, damit jene der offenbarten Wahrheit nicht widerspreche, und diese, selbst in der Nachahmung der Natur und der Antike, die Schranken des Christlich-Conventionellen nicht überschreite. Armes Deutschland, wenn das die Errungenschaften nach so herrlichen Siegen und nach so schweren Opfern sein sollten! E. M.

Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung.*)

So heißt eine kleine reizende Schrift, die wir um so lieber empfehlen, als der Ertrag der deutschen Invalidenstiftung zu Gute kommen soll. Das Ganze ist ein gelehrter Scherz, der besonders in den Kreisen der Philologen ansprechen wird. Das

*) Forschungen über die Quellen des Kutschkeliedes im grauen Alterthume nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Mit einer Hieroglyphen-Tafel von Wilhelm Ehrenthal. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871. 48 S. 8.

bekannte Lied, dessen Anfangszeilen „Was kraucht dort in dem Busch herum? Das ist gewiß Napolium“ nach der Melodie „Drück nit so, drück nit so“, der Referent schon vor Jahren von den Schülern eines mecklenburgischen Gymnasiums auf einer Turnfahrt jedesmal anstimmen hörte, wenn die Colonnen in einen Wald (das ist „Busch“ für den Norddeutschen) traten und das, wie man weiß, auf die Franzosenhetze von 1813 zurückreicht, hat in seiner Modernisirung eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt, ja der angebliche Kutschke ist ein nationaler Typus des großen deutschen Krieges geworden, eine stehende Figur unserer Witzblätter und Theater. Da es der Kritik nicht gelang, einen dichtenden Füsilier Kutschke nachzuweisen, so hielt sich unser Verfasser für berechtigt, der Frage nach dem Ursprunge dieses Liedes mit allen Mitteln philologisch-historischer Kritik näher zu treten und seine Resultate sind wahrhaft staunenswerth. Nicht nur ein lateinisches Original fand sich aus dem 13. Jahrhundert „Quid repit illic per lucum? Ni fallor, est Napolium“, sogar ein hebräisches, von Dr. Jakobson aufgefunden, wird uns als vermuthlicher Urtext der lateinischen Vulgata geboten. Wir theilen Strophe 2 in lat. Lettern mit (S. 15):

Wegam schām, halo tir'u, hitjaz'bu samsummim
Und dort auch, seht ihr wohl, haben sich aufgestellt schlimme Gesellen,
Al pene hassade bemichneschem adummim.
Auf offenem Feld in ihren Hosen roth.
Al mah seh omdim schām muchanim?
Wozu doch steh'n sie dort bereit?
Chisku we'imzu, wenitra'e phanim!
Muthig und tapfer! wir wollen sie besehen Angesichts!

Nicht übel sind die „chaldäischen Bildungen“ „wehaschmirsja und die ganze Schmiere“ und „wehakkisserajah“ und die Kaiserei.“ Durch die „rothen Hosen“ wird der Untersucher auf Nahum geführt (Nah. 2, 4: „Sein Heeresvolk siehet wie Purpur“). Noch merkwürdiger aber ist die Keilschrift S. 18 und das Tempel-Fragment von Karnak. Ganz vorzüglich gelungen ist die Deutung der angeklebten Hieroglyphen-Tafel, zugleich eine höchst geistreiche Persifflage der Deutekünste der Aegyptologen und anderer Archäologen. S. 25 erhalten wir den Anfang unseres Liedes in hieratischer Schrift (14 Jahrh. vor Chr.) und S. 27 eine Sanskrit-Strophe, die in der Uebersetzung lautet: „Wer kriecht hier umher in dem schrecklichen grauenvollen Walde? Es ist der Kaiser Napläu, und dadurch ist große Gefahr uns genaht. Sicher kriecht er dort umher, auf unser Verderben sinnend; darum kommt herbei, o Freunde! ihn, den Schurken, wollen wir tödten.“ Der Verf. glaubt an die Identität des alten vedischen Hymnendichters Kutsa mit Kutschke. Weiter folgen noch alte Texte unseres Liedes arabisch, altnordisch (sehr gelungen), altfranzösisch, provenzalisch und mittelhochdeutsch. Wir fürchten dem Ertrage des so überaus feinen Büchleins keinen Abbruch zu thun, hoffen vielmehr ihm recht viele Freunde zu erwerben, wenn wir die mittelhochdeutsche Bearbeitung,*) deren sich ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide nicht zu schämen hätte, hier ganz geben (S. 35):

Daz ist daz liet von Kutscheken.

Wer ist der ime bosche krouch? (kroch)
deist wan Napolium der gouch (Gauch).
Wes (warum, wozu) gât er dort ein kriechen an?
wol ûf, gesellen, jaget in dan! (von dannen.)

Ouch sihe ich an des veldes ort (Ende)
vil rôter hosen stânde dort.
Waz ist in (ihnen) dâ ze stân geschehen?
wol ûf, die müezen wir besehen.

Die bühsen (sprich büchsen) und din viurin maget (feurigen Mitrailleusen, Mägde, Jungfern, Mamsell'n,)
die schellent (tönen), deiz (daß es) manc (manches) ôre klaget.
Lât (lasset) schellen hin, lât schellen wider:
wol dan, gesellen, slaht (schlaget) si nider!

Napolium, Napolium,
din dinc ist komen an ein drum (deine Sache ist zu Trümmern gegangen).
Wol dan mit gote! so wirt vrî
din werlt (Welt) von dîner keiserî.

Der Franzeis gelph (Uebermuth) und üppekeit
wirt ie und iemer hin geleit (gelegt, niedergeworfen)
wol hin un gein Paris! den lôn
da geben wir der grrant nazjôn.

S. 39 fgd. folgen noch Uebersetzungen in neuere Sprachen, holländisch, dänisch, englisch, russisch, polnisch, litthauisch, oberwendisch, italiänisch, spanisch, zuletzt auch französisch. Vergessen wir auch nicht die vom Herausgeber, einem gelehrten Landwehr-Lieutenant, herrührende Uebertragung in die Sprache Pindars, die das Idiom der alten Griechen glücklich bereichert durch das Verbum κραύχομαι und die Substantiva Ῥωθώσικοι, μιτραιλίκη und ἡ μεγαμαυλίκη die Großmaulschaft.*) F. S.

Belgien.

F. Laurent: Der Katholicismus und die Religion der Zukunft.**)

Unser Zeitalter, welches so reich ist an politischen Umwälzungen, scheint, wenn man die letzten Jahrzehnde überblickt, auf dem religiösen Gebiete weit weniger fortschrittsbegierig zu sein. Es ist sogar angeklagt worden, daß es in dieser Beziehung sich dem Stationarismus ergeben habe. Aber, so sehr auch der Kampf der politischen und der sozialen Verhandlung den Vordergrund des Schauplatzes eingenommen hat, auch die religiösen Ideen haben für das 19. Jahrhundert ihre Macht behauptet und an den Tag gelegt. Die Reaktion des Ultramontanismus und die Reaktion der protestantischen Orthodoxie sind nicht so ganz stillschweigend vor sich gegangen. Gelehrte und Ungelehrte, Laien und Eingeweihte in die Wissenschaft der Offenbarungen Gottes haben theils ihren lauten, energischen Widerspruch, theils ihre an Fanatismus gränzende Unterstützung bekundet. Die Schriftsteller, welche die höchsten und wichtigsten Fragen des Glaubens wie der Vernunft erörterten, haben sich der Aufmerksamkeit eines überraschend ansehnlichen Leserkreises zu erfreuen gehabt. Skeptiker, wie Apologeten sind gehört worden, Einzelne der Letzteren fast ebenso viel, als die Ersteren, ohne daß die Freisinnigen irgend ein Recht hätten, über Mangel an Theilnahme zu klagen. Der Strom der Litteratur ist sogar, was den Eindruck auf die

*) Von Herrn Prof. K. Bartsch in Rostock.

*) Sollte es nicht μεγαλομαυλίκη heißen oder mit doppeltem λ με-γαλλο-μαυλίκη?

**) F. Laurent, prof. à l'univ. de Gand, Etudes sur l'histoire de l'humanité Tome XVI: La réaction religieuse. Paris, Bruxelles, Leipzig, A. Lacroix, Verboeckhoven, 1869. Tom. XVII.: La religion de l'avenir, ibid. 1870. (2 voll. gr. in 8° de 630 et 687 pag.)

Mehrzahl der Leser anlangt, dem Liberalismus in unvergleichlichem Grade günstig gewesen, der Strom der Thatsachen aber hat zwar die stärksten Hemmnisse entgegengesetzt, doch er hat unter dem Einflusse des politischen Liberalismus in den praktisch bedeutsamsten Punkten sich fügen müssen. Auch über dem Felde der Religion schwebt etwas Neues in der Luft, es fragt sich nur, welcher Art dieses Neue, das in Ahnungen vor dem innern Sinn aufsteigt, sich erweisen wird?

Zu denen, welche an die „Religion der Zukunft“ glauben und deren Anfangsgründe dem Zeitalter predigen wollen, gehört der rastlos eifrige Geschichtsphilosoph, Prof. F. Laurent in Gent, ein geharnischter Vorkämpfer der modernen Humanitätsidee, erwachsen und erstarkt in dem heftigen Schlachtgetümmel der bitterbösen religiös-politischen Gegensätze des belgischen Staatslebens. In Belgien, wo Ultramontanismus und Freidenkerthum sich fast unvermittelt, schroff und herb gegenüberstehen, sind Laurent's Etudes sur l'histoire de l'humanité seit 1850 in ziemlich rascher Folge an die Oeffentlichkeit getreten und haben der liberalen Partei ein Arsenal von geistigen Waffen geliefert. Sie tragen den unverkennbaren Stempel ihres Ursprunges an sich, denn ihr Urheber ist kein bloßer Stubengelehrter, sondern ein Mann der sozialen Bewegung, der an dem selfgovernment von Staat und Gemeinde lebhaften Antheil nimmt. Das muß man wissen, um das Feuer und die Rücksichtslosigkeit seiner Sprache begreiflich zu finden. Weder nach dem Zuschnitt deutscher Preßgesetze, noch nach dem Geiste des deutschen Idealismus und deutsch-wissenschaftlicher Discussion sind Laurent's „Studien“ zu bemessen, sie stürmen in weiten Gewaltmärschen auf das Ziel des Verfassers, auf die Niederreißung der Burgen des Gegners los und schonen dabei weder Freund noch Feind. Zwei seiner jüngsten Studien: „La réaction religieuse“ und „La religion de l'avenir“, als besonderes Werk betitelt: „Le Catholicisme et la religion de l'avenir“ (Première et seconde partie), von denen aus geschickter Feder eine umsichtige und maßvoll gedrungene Uebersetzung in Aussicht stehen soll, haben gerade für Deutschland ein hohes Interesse, weil sie das geschichtsphilosophische Moment des Geisterstreites von Rechts und Links auf seinem Gipfelpunkt zeigen. Was der freie Gedanke zerstört und was er aufbauen will, versucht Laurent zu entwickeln; aber die innerste Wohnstatt dieses freien Gedankens, der eine Welt der Idee an die Stelle der drückenden Wirklichkeit setzen möchte, ist immerdar unser Deutschland gewesen. Die Ideen des religiösen Fortschritts haben stets in Deutschland ihren Mutterschooß gefunden; von Deutschland ist die Reformation ausgegangen, Deutschland war es, das dem Protestantismus den dauerndsten Rückhalt geliehen, die deutsche Reformation hat auch das Wachsthum der calvinischen Kirche mächtig beeinflußt. Mit dem Proteste der deutschen Reformatoren trat die Hälfte des deutschen Volkes aus dem Kreise des bisherigen traditionellen Christenthums heraus und vollzog sich eine kirchliche Revolution, welche die Gränzen einer bloßen Reform der Kirchenzucht und des kirchlichen Lebens weit hinter sich ließ. Mag die kulturhistorische Bedeutung dieses Bruchs mit der Tradition auch von den Protestanten selbst oft verleugnet oder geschmälert worden sein, die Thatsache des Bruches kann Niemand aus dem Dasein hinwegfegen; in ihr liegt das schwerwiegendste Stück deutscher Geschichte, deutscher Geistesarbeit, Seelentragik und deutscher Katastrophen.

Indem nun aber die Hälfte der Deutschen protestantisch geworden, die Hälfte katholisch geblieben ist, hat die Behandlung der Religionsfrage in Deutschland einen anderen, milderen Charakter, als unter den Romanen. Wie verschieden urtheilt Lessing über die Nachtschatten des Aberglaubens und wie sein französ. Analogon: Voltaire? Auch David Strauß hat in seinen Verträgen über Voltaire die Schuld der Frivolität von dem großen Christenthumshasser nicht abwaschen mögen und Voltaire hat ungeachtet seines Glaubens an den persönlichen Gott und Schöpfer, den Glauben selbst zu verlästern gesucht, indem er den Vorwurf betrüglicher Täuschung, wenn nicht gegen die Person Christi, so doch gegen alle objektiven Elemente des Offenbarungsglaubens erhoben hat. Wie sehr aber ist dieser Vorwurf bei Lessing abgeschwächt! In dem berühmten Märchen von den drei Ringen ist er, der Intention des Erzählers nach kaum, mehr als ein Mittel, für jeden Bekenner Duldung in Anspruch zu nehmen. Laurent, der heftige Angreifer des heutigen Katholizismus, steht, schon weil er alle Umschweife und Ausflüchte mit Abscheu verwirft, dem radikaleren Zweifel eines Voltaire näher, als der milderen Auffassung Lessing's. In der romanischen Welt, der Laurent, obgleich ein Luxemburger, durch Geburt und Erziehung angehört, haben die Ausbrüche des „Écrasez l'infame!“ einen langen, noch immer fortzitternden Nachhall bewahrt. Bei den Freidenkern romanischer Zunge spielen Lug und Trug der Priesterschaft eine viel größere Rolle, als bei den germanischen Nationalisten. Diese fühlen sich mehr abgerückt von den praktischen Wirkungen des die Sinne fesselnden Kultus der Katholiken. Die Gebräuche der Gegner ärgern sie nicht stark: wer muthet denn ihnen zu, diese Gebräuche mitzumachen, dem Glauben an deren Heilskraft Rechnung zu tragen? Prof. Laurent widmet dem neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß 56 Seiten Text, und das Wunder von La Salette, das am 19. September 1846 in der Diöcese Grenoble soll vorgekommen sein, wird allein mit 33 Seiten bedacht. Aber Prof. Laurent schreibt zunächst für katholische Leser, er ist von katholischen Aeltern gezeugt, er ist durch seine Lebensgeschichte und seine Lebenserfahrungen von allen Kämpfen der Philosophie mit dem Katholicismus in Mitleidenschaft gezogen, er ist Belgier, d. h. Bürger eines Staates, in welchem der Ultramontanismus eine Macht entfaltet hat, wie nirgend sonst: daher die Ausführlichkeit seiner Kritiken der modernen Hervorbringungen des katholischen Geistes, seiner Züchtigung von Vorgängen, welche die deutsch-protestantische Geschichtsphilosophie nur bedauert oder mit Stillschweigen übergeht.

Diese Stellung zur katholischen Kirche hindert Laurent keineswegs, den wahren Ursachen des Rückfalls in den Anschauungskreis vergangener Jahrhunderte, dem Aberglauben wie dem radikalen Zweifel der Gegenwart, scharf auf den Grund zu spüren. Er ist nicht so sehr von dem Haß gegen das Sektenwesen durchdrungen, um nicht unbefangen anzuerkennen, daß die Uebertreibungen der einen Seite die der andern heraufbeschwören. Unglaube und gleichgiltige Ablehnung des Religiösen haben auch nach Laurent weiten Spielraum in unserer Zeit, der Materialismus hat, nicht bloß wie im 18. Jahrhundert die gebildeten Stände, er hat auch die Massen der Bevölkerung ergriffen, „Kraft und Stoff“ sind aus der Studirstube eines Büchner auf den Markt des täglichen Verkehrs getreten; der prinzipielle Atheismus ist in England, der Schweiz und selbst in Deutschland von kurzsichtigen Fanatikern des Unglaubens gelehrt worden; es ist eine Saat der Religionsverachtung üppig genug aufgegangen, und sie hat am entgegengesetzten Pole der Geisterwelt wucherische Früchte getragen. Würden ohne die Ausschreitungen des Skeptizismus die Denksäulen für die Proklamation der unbefleckten Empfängniß, die Anbetung des heiligen Rockes zu

Trier, der Aufschwung jener merkwürdigen Springprozession von Echternach und jüngst noch die Dogmatisirung der alleinigen Unfehlbarkeit des Papstes möglich geworden sein? Naturam expellas furca, tamen usque recurret! Wer allen Glauben ausrotten will, wirft die Menschen dem unbedingten Autoritätsglauben in die Arme. Hätte nicht das 18. Jahrhundert, zumal in Frankreich, alles Maß der Zweifelsucht überstiegen, nimmermehr hätte in unsern Tagen ein Veuillot das 19. Jahrhundert als das des Mariendienstes verherrlichen können! In den Seelen der Zeitbürger brennt ein Durst nach Glaubensgehalt, wohnt eine Sehnsucht nach Aufrichtung von Tempeln für die wahre Religion des Einen, geistigen, persönlichen Gottes und Schöpfers aller Dinge! Ohne dieses tiefe Sehnen der Gemüther nach Lebensvertiefung durch die Macht des Glaubens und des Gebets würden nicht inmitten der Welt moderner Technik und Industrie Tausende und Abertausende zum Standpunkte der Religion des Mittelalters zurückgekehrt sein! Nachkommende Geschlechter werden wohl dereinst staunen, wenn sie in einer rheinischen Chronik lesen, daß am 7. Februar 1871 eine Prozession von 19,000 Menschen bei strengster Winterkälte die ehrwürdige Stadt Aachen durchzog, um der heiligen Jungfrau eine besondere Bitte an's Herz zu legen!.. Welch' ein Contrast mit den Gesinnungen der Aufklärungszeit! Gehen wir einer neuen Periode geistiger Abhängigkeit entgegen?

Das Gewissen der unparteiischen Zeitkämpfer ruft ein klares und zuversichtliches Nein! Der Standpunkt des Mittelalters, auch für die Gottesverehrung, ist unwiederbringlich veraltet! Die Menschheit kehrt niemals um, selbst wo sie auf's Innigste in sich einkehrt. Ob die Protestanten-Vereine den Protestantismus retten werden oder nicht, ob die freien Gemeinden, denen Laurent eine große Zukunft verheißt, den Keim der Zukunfts-Religion enthalten oder an Glaubensmangel zu Grunde gehen, soviel steht unerschütterlich fest, daß dem Ueberfluthen der religiösen Rückwärtsbewegung durch zahllose Widerstandskräfte Einhalt geboten ist. Haben doch sogar Kirchenlichter der unfehlbaren Papstkirche die Idee der „Entwickelung“ für ihre dogmatischen Darlegungen bestens acceptirt und zu verwerthen getrachtet; haben doch die rechtgläubigen Lutheraner den „geschichtlichen Christus“ auf ihr Banner geschrieben und die rechtgläubigen Unionisten das Recht der freien Forschung als den Kern der Gewissensfreiheit bekannt! Die Denkfreiheit, die Glaubensfreiheit und die freie Forschung sind, wie ein Berliner Staatsforscher erklärt hat, die Ecksteine, auf denen die moderne Gesellschaft wie auf granitenen Säulen ruht. Denkfreiheit, Glaubensfreiheit und freie Forschung schafft Niemand mehr vom Erdboden fort, sowenig als die Macht, welche dem Gedanken der politischen Freiheit einwohnt! Auch in katholischen Ländern, beim katholischen Volk gelten die Protestanten nicht mehr für Leute, welche nothwendig zur Hölle fahren müssen. Es lebt in den Gemüthern eine Ahnung von einer tieferen Erfassung des Religionsgehaltes, welche den Zwist der Secten versöhnt, den gemeinsamen Ueberzeugungen Aller zum Durchbruch verhilft. Die schwarze Kunst des historischen Faust ward nicht vergeblich erfunden, sie ist eine ewige Waffe des Lichts. In diesem Glauben stimmen auch die freisinnigen Christusbekenner mit Laurent überein, denn der Glaube an die Wiedervereinigung der getrennten Theile des Reiches Gottes auf dem Grunde des freien Gehorsames unter das Pflichtgebot, der Glaube an den Einen Gott aller Erdenbürger ist das Evangelium der mit dem Seelenbedürfniß verschwisterten Vernunft, die Religion der wahren Freiheit und der freien Wahrheit —: es ist dieser Glaube, der Niemanden um seines Glaubens willen verketzert und verflucht, die Religion der allumfassenden Liebe, die Religion der Zukunft!

Trautwein von Belle.

England.

Die Diplomatie und die Presse Englands.

Dem völlig bodenlosen und Donquixotischen Kampfe der englischen Diplomatie und Presse gegen die Friedensbedingungen, welche Deutschland an Frankreich gestellt, ist nun endlich durch den Abschluß der Friedenspräliminarien ein Ziel gesetzt. Selbstsüchtig in einem Maße, wie keine andere Nation der Welt, nicht nur wenn es ihre Sicherheit und Unabhängigkeit, sondern auch wenn es die bloße Vermehrung ihrer Reichthümer und ihres Handels betrifft, hat die Diplomatie der Engländer, die nicht gewagt hatte, den Ausbruch des Angriffskrieges gegen Deutschland auch nur durch die drohende Aufstellung einer Panzerflotte im Kanal oder in der Nordsee zu verhindern, verlangt, daß wir auf die Gränz-Abtretung verzichten, die allein eine Bürgschaft gegen einen baldigen neuen Angriff Frankreichs bildet. Graf Bismarck hat diesem Verlangen mit der ihm gebührenden, stillschweigenden Mißachtung begegnet, und auch für diesen Theil seines staatsmännischen Verfahrens kann ihm die deutsche Nation nur Dank sagen.

Das Gebahren der englischen Zeitungen könnte leicht zu der Annahme verleiten, daß den englischen Publicisten jede gesunde Auffassung der allgemeinen Welthändel abhanden gekommen sei. Glücklicherweise liefern die Stimmen, die sich dagegen in Reviews und Magazines, sowie in zahlreichen Broschüren, vernehmen lassen den Beweis, daß der politische Verstand in England noch nicht ganz ausgestorben ist. Eine Anzahl solcher kürzlich wieder im Verlage von Trübner & Co. in London erschienenen Broschüren ist uns vorliegend, die sämmtlich das Treiben der großen englischen Zeitungen bekämpfen. In einer derselben: „Europe of the Near Future“ (Europa in naher Zukunft) sagt der Verfasser, Prof. Francis W. Newman:

„Es giebt in der Welt zwei große Nationen, welche Englands natürliche Verbündete sind und gern seine engsten Freunde sein möchten: die freien Staaten Amerikas und das vereinigte Deutschland — aber unglücklicherweise thut die Londoner Presse, gleichwie während des amerikanischen Bürgerkrieges, so jetzt in der deutschen Krisis, ihr Möglichstes, um uns bei beiden Nationen verhaßt zu machen. Einer meiner Freunde, der sehr viel für Londoner Zeitungen schreibt, erzählte mir, daß er es elf verschiedenemal versucht hat, aber stets vergebens, in eines der gedachten Tagesblätter ein Schreiben zu Gunsten Deutschlands hineinzubringen. Auch ich habe es, wenn auch nicht mit solcher Ausdauer, vergeblich durchzusetzen gesucht.

„Jeder edle, wohldenkende Mensch stellt an sich selbst gewiß die höchsten sittlichen Anforderungen, aber alle anderen Menschen beurtheilt er nach dem Maßstabe der in ihrem Lande und zu ihrer Zeit vorherrschenden Ansichten. Derjenige, der diese Regel umkehrt, indem er sich selbst sehr laxe, Anderen dagegen sehr strenge sittliche Anforderungen stellt, zieht sich dadurch Hohn und Verachtung zu. Ganz dasselbe gilt von der Beurtheilung der eigenen

Nationalität gegenüber anderen Nationen. Diejenigen Engländer, welche die öffentliche Meinung unseres Landes zu vertreten scheinen, machen das ganze britische Volk im Auslande verhaßt, indem sie bei Anderen die gewöhnliche politische Handelsweise Englands, gegen welche sie niemals den leisesten Protest erheben, auf das Strengste verurtheilen."

Der Verf. weist demnächst auf dasjenige hin, was England vor einigen Jahren gethan, als die Sikh's in ähnlicher Weise, wie jetzt die Franzosen gegen Deutschland, einen Eroberungszug gegen das britische Ostindien unternahmen. Ja, als der König von Birmah bald darauf — nicht etwa auch Eroberungen machen wollte, sondern lediglich die Zahlung von armseligen tausend Pfund Sterling für Eingangszölle verweigerte, wurde ihm das ganze Land Pegu abgenommen. Endlich frägt der Verfasser die Londoner Zeitungen, die so eifrig für die französische Nationalität der uralten deutschen Provinzen Elsaß und Deutschlothringen kämpfen, warum sie denn nicht für die Rückgabe Gibraltar's an die Spanier sich begeistern? Auch die Restitution der Normandie-Inseln Guernsey, Jersey ꝛc. an die Franzosen würde ein des englischen Nationalitäts- und Rechtsgefühls würdiges Thema der Besprechung der großen Zeitungen London's sein.

An einer anderen Stelle sagt der Verfasser: „England braucht nicht zu besorgen, daß Deutschland in Zukunft eine gar zu ruhige Zeit haben werde. Mit Rußland auf der einen und mit dem romanischen Europa auf der andern Seite — von Dänemark und seinen Gedanken der Rache ganz abgesehen — wird Deutschland eine große schwere Aufgabe zu erfüllen haben, und es ist noch keine Gefahr vorhanden, daß es dafür allzumächtig sei. Wahrlich, für England wäre es eine kluge und aufgeklärte Politik — als großmüthig sie zu bezeichnen, scheint nicht am richtigen Orte zu sein — die Entwickelung der deutschen Einheit mit Beifall zu begrüßen und aus voller Seele zu wünschen, daß Deutschland mehr und mehr erstarke und größer werde durch die willige Beistimmung freier Völker."

Die deutsche „Londoner Zeitung" ertheilt ihren englischen Kollegen folgende Lection zur Berichtigung ihrer Kenntnisse über die Zugehörigkeit von Elsaß und Deutschlothringen:

„Schon Friedrich der Große hat sich über die Bedeutung von Elsaß und Lothringen für Deutschland in seiner Schrift „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe", vom Jahre 1738, zwei Jahre vor seiner Thronbesteigung, ausgesprochen. Herzog Franz von Lothringen verschacherte damals auf Betreiben des Römischdeutschen Kaisers, welcher immer nur das österreichische Hausinteresse im Auge hatte, das deutsche Herzogthum Lothringen an Frankreich. Dies Ereigniß veranlaßte den preußischen Kronprinzen, nachmaligem König Friedrich II. zu einem Vergleich der südöstlichen Provinzen Deutschlands mit den Thermopylen und der Landschaft Phokis und deren Abtretung seitens des alten Griechenlands an König Philipp von Macedonien mit dem Verluste von Elsaß und Lothringen an Frankreich.

„„Die Geschichte Frankreichs"", sagt Friedrich, „„liefert uns ein Beispiel, an das man nicht denken kann, ohne sich jenes Zuges aus der alten Geschichte zu erinnern. Man versteht leicht, daß ich von der Abreißung des Elsaß und Straßburgs sprechen will. Diese Landschaften, jetzt Deutschland entrissen, waren ehemals für dasselbe gleich den Thermopylen, und Lothringen, welches jüngst durch Frankreich weggenommen wurde, entspricht in seiner Lage der Bedeutung von Phokis. Die Art und Weise der Abreißung, welche so sehr derjenigen des Königs Philipp gleicht, deutet auch auf eine vollkommene Gleichheit der Absichten. Philipp beschränkte sich nicht auf die Thermopylen: er drang weiter. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich dessen, was ein Weiser dem Könige von Epirus sagte, als er dessen gewaltige Kriegsrüstungen wahrnahm. Weshalb, fragte der Weise, häufst du alle diese Waffen und Vorräthe an? Um Italien zu erobern, antwortete Pyrrhus. Und wenn Italien erobert ist, Herr? Dann, lieber Kineas, bemächtigen wir uns Siciliens; hernach bedarf es nur eines guten Windes, und Karthago fällt in unsere Hände; darauf durchschreiten wir die Wüste Lybiens; Arabien und Aegypten werden uns nicht widerstehen; Persien und Griechenland werden desgleichen unterworfen werden.""

„Die Herren Thebaner in England werden es dem deutschen Volke nicht verargen, wenn ihm sein großer König bei der Zurücknahme des spoliirten Elsaß und Lothringen eine bessere Autorität ist, als mit all seiner Weisheit das ganze England, welches nicht im Stande ist, seinen Blick über den Silberstreifen des Meeres hingleiten zu lassen ohne davon geblendet zu werden und Flimmern zu bekommen."

Frankreich.

D. F. Strauß über ein Wort Voltaire's.

Ecrasez l'infâme! Ueber diese auch in unserem Blatte früher vielfach besprochene Voltaire'sche Formel spricht sich David Friedrich Strauß in den bereits in zweiter Auflage vorliegenden sechs Vorträgen über Voltaire folgendermaßen aus:

„Ich darf diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einer Formel zu gedenken, die man Voltaire ganz besonders zum Vorwurfe gemacht hat: es ist das berüchtigte écrasez l'infâme, das er, als sein ceterum censeo, und meistens wie eine Geheimformel in abgekürzter Schreibart: écr. l'inf..., an den Schluß einer großen Anzahl seiner Briefe an die vertrautesten Gesinnungsgenossen, wie d'Alembert, Damilaville u. A. gesetzt hat. Man hat in dem infâme oft niemand Geringeres gesehen, als Christus, und daher eine Blasphemie darin gefunden. Allein Christus kann schon deswegen nicht damit gemeint sein, weil l'infâme in diesem Voltaire'schen Refrain kein Er, sondern eine Sie ist. Dies erhellt aus allen den Fällen, wo der Satz noch weiter fortgeführt und auf das Wort infâme allemal mit einem weiblichen Pronomen zurückgedeutet ist. Z. B. an d'Alembert: Adieu, mon cher philosophe, si vous pouvez écraser l'inf., écrasez-*la* et aimez-moi. Friedrich, der gleichfalls unter den Eingeweihten war, an Voltaire: J'approuve fort la méthode, de donner des nasardes à l'inf. en *la* comblant de politesses. Wohl; aber wer ist denn nun dieses infame Femininum, dem Voltaire und seine Freunde den Untergang geschworen haben? Auch darüber lassen uns ihre Briefe nicht im Zweifel. „Ich wünschte," schreibt Voltaire an d'Alembert, „daß Sie die Infame zermalmten, das ist der Hauptpunkt. Vous pensez bien, que je ne parle que de la superstition; car pour la religion, je l'aime et la respecte comme vous." Und wieder d'Alembert an Voltaire: . . . cet infâme fanatisme, que vous voudriez voir écrasé et qui fait le refrain de toutes vos lettres etc. Also der Aberglaube, der Fanatismus; doch das sind noch allzu abstracte Begriffe; wo haben sie in der Wirklichkeit ihren Sitz?

Wenn Voltaire an d'Alembert schreibt, er wünschte die Infame in Frankreich auf den Zustand reducirt, worin sie in England sich befinde, und wenn Friedrich gegen Voltaire äußert, bei den Griechen und Römern haben die Philosophen gedeihen können, weil ihre Religion keine Dogmen gehabt habe; mais les dogmes de notre infâme gâtent tout — so ist klar, daß unter der Infamen, deren Vernichtung das Losungswort des Voltaire'schen Kreises war, die Kirche, ohne Unterschied der Confessionen, als die Trägerin des Aberglaubens und des Fanatismus zu verstehen ist." — „Wir dürfen nie vergessen, heißt es etwas weiter S. 280, daß es die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenser-Kriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten; und wenn er in einer seiner angeblichen Londoner Homilien den Satz aufstellt: „„Wer mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich, oder ich bringe dich um"" — hat dieser Satz vielleicht an seiner furchtbaren Wahrheit etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?"

Schweden.

Gedichte von Carl XV., König von Schweden und Norwegen.*)

Was der Herr Uebersetzer uns in diesen Gedichten König Carls XV. bietet, ist nur eine kleine Blumenlese aus den poetischen Erzeugnissen des gekrönten Sängers. Die schwedische Literatur weist zwei Sammlungen von Dichtungen auf, welche unter der Chiffre C, d. h. derjenigen des Königs Carl XV. erschienen sind. Beide sind von Samson und Wallin in Stockholm verlegt; die eine wurde 1863, die andere 1865 veröffentlicht. Sie umfassen zusammen nicht weniger als 20 Druckbogen. Einzelne der Gedichte sind zwar bereits in's Deutsche übersetzt, aber nur gelegentlich, und so ist Carl XV. als Dichter in Deutschland bisher fast unbekannt geblieben. Nur erwünscht kann es uns sein, ihn in einer größeren Anzahl von Dichtungen kennen zu lernen. Knüpfen sich doch mancherlei Fragen an die Vorstellung von diesem dichtenden König. Wie verträgt sich die Lyra mit dem Scepter auf dem nordischen Throne? Ist der König oder der Dichter vorherrschend in den poetischen Ergüssen? Macht sich das französische Blut der Dynastie, das der König Carl XV. in seinen, wenn auch nicht in diesen Gedichten, ausgesprochenen Sympathien mit dem Deutschenhaß der exaltirtesten Franzosen leider nicht verleugnet, auch in den Versen irgendwie bemerklich, oder hat es sich von der schwärmerischen Macht der nordischen Natur überwältigen lassen?

Der Uebersetzer hat sich mit diesen Fragen nicht befaßt; er spricht nur seine Ueberzeugung von dem poetischen Werthe der Gedichte aus: man habe es nicht nur, wie es so oft der Fall sei, mit den poetischen Lucubrationen eines neuen purpurgebornen Schöngeists und Belletristen, sondern mit einem wirklichen Poeten von Apollo's Gnaden und von Odins Saft und Kraft zu thun. Das unterschreiben wir gern. Freilich müssen wir dem Herrn Uebersetzer zu bedenken geben, daß er selbst das Seinige gethan hat, seinen Sänger einer für den Poeten sehr wichtigen Eigenschaft, der Originalität, zu entkleiden, indem er in den Anmerkungen auf die schwedischen und deutschen Vorbilder hinweist, in deren Zauberkreis die Muse Carls XV. nicht selten getreten ist. Aber wer möchte es dem König-Sänger zum Vorwurfe machen, daß er es nicht verschmäht hat, bei Tegnér. Geijer und Heine in die Schule zu gehen? Kraft und Wahrheit im Ausdrucke, Gemüthstiefe, Sinn für die poetischen Erscheinungen der nordischen Natur, die königliche Vaterlandsliebe konnten ihm die besten Meister nicht geben. Diese Vorzüge gehören ihm ursprünglich, und sie leuchten in der That aus jedem Verse hervor.

Wir kennen Carl XV. als militärwissenschaftlichen Autor, als Publicisten, als tüchtigen Landwirth — er hat, auch in Deutschland, schon manchen gewiegten Landmann durch seine praktischen Rathschläge in Erstaunen gesetzt —, als jovialen Sänger deutscher Volks- und Studentenlieder, als geschickten Waidmann, als virtuosen Musiker — der Dichter in ihm schließt den Kreis seiner Universalität. Und hier wiederum eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit der Formen und des Inhalts. Dieselbe Gewandtheit in der epischen wie in der lyrischen Form.

Conventionelle Rücksichten scheint sich der König so wenig in der Poesie wie im persönlichen Verkehre aufzulegen. Er giebt sich, wie er ist, und maßgebend für ihn ist allein das Gesetz der Schönheit; es wird von ihm erfüllt durch männliche Kraft und Würde, durchsetzt mit einem elegischen Zuge, welcher dem dichtenden Herrscher der schwedischen Nation wohl ansteht. Stimmungslieder im Style Lenau's wechseln mit geharnischten und markigen Versen ab. Aber mit größter Vorliebe versenkt er sich in die grauen Tiefen der nordischen Vorzeit. Er ist offenbar mehr Skalde als Troubadour, und von dem Prickeln französischen Blutes ist keine Spur zu entdecken!

Königliche Gedichte sind zuweilen politische Gelegenheitsgedichte und verdienen als solche mehr Beachtung als manche Thronrede. Betrachtet man die beiden ersten Gedichte unserer Sammlung: „An Schweden" und „Vormals", so kommt man unwillkürlich zu der Frage, aus welcher Veranlassung, zu welcher Zeit mag König Carl sie geschrieben haben? Vermuthlich im Jahre 1863 oder 1864, bei Gelegenheit der dänischen Händel mit Deutschland. In dem ersteren Gedichte ruft er seinem Volke u. A. zu:

> Dein Name ist von Ruhm umglänzt,
> Mit Lorbeer'n ist dein Haupt bekränzt:—
> O, flichtst du dir nicht neue?
> Bist müde du zu kämpfen schon
> Für Recht und Freiheit, Ehr' und Treue,
> Für deine heilige Mission?

Und:

> Wohlan, Du kleine Reiterschaar,
> So schwinge wieder wunderbar
> Das Schwert des Herrn hienieden!
> Mit ihm in goldener Sonnenpracht
> Wirst glorreich du für Licht und Frieden
> Dann schlagen deine schönste Schlacht!

In „Vormals" wird noch energischer an die kriegerische Vergangenheit Schwedens erinnert und damit die schwächliche Gegenwart verglichen. Der Sänger spricht mit Verachtung von der Jetztzeit und ihrer Neigung zu schnödem Golde (dessen die Schweden jedoch sehr bedürftig sind), von der Gesellschaft, die von der Milch einer kleinen feigen Denkungsart ängstlich unter Weibersorgen gleich dem Schwächling großgesäugt sei und der Selbstsucht Sklavenkette trage. Nachstehende Verse des Königs darf man wohl, trotz seiner Sympathien mit französischer Anmaßung mehr auf Frankreichs, als auf Schwedens Volk beziehen:

---

*) Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Berlin, Sigismund Wolff, 1871.

„O des Hohn's nun,
O der Schmach!
Gleichwohl rühmt sich
Dieses Volk noch
Seiner Freiheit!
Mit den blut'gen
Siegeslorbeern
Seiner Väter
Prunkt und prahlt's,
Von dem Erbtheil
Andrer Tage
Nur noch zehrt's." u. s. w.

G. H.

Ungarn.

Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II., 1740—1790.*)

Die kleine, auf besonderem Quellenstudium beruhende Schrift besteht aus vier Einzelstudien über die innere Entwicklungsgeschichte Ungarns unter Maria Theresia und Joseph II., deren leitender Gedanke die Darstellung des Kampfes ist zwischen provinzieller Autonomie und monarchischem Centralismus, zwischen dem geschichtlich Hergebrachten und dem, was die Zeit fordert, zwischen Kirche und Staat, zwischen kirchlichem Selfgovernment und staatlicher Allmacht.

Die erste Studie giebt die Geschichte der drei Reichstage unter Maria Theresia von 1741—1765; die zweite behandelt die Maßregeln der Theresianischen und Josephinischen Zeit zu Gunsten der deutschen Sprache; die dritte: Ungarn unter Joseph II. und Leopold II., führt uns einen Vertheidiger der Josephinischen Regierungsmaßregeln in der Person des weltkundigen und gebildeten Predigers der Protestanten-Gemeinde zu Olaszi, Joseph Kereszteſi vor, aus dessen Tagebuche, als einem treuen Spiegelbilde der damaligen bewegten Zeit, uns der Verfasser interessante Auszüge liefert; die vierte Studie endlich: Ungarisches Kirchenwesen in den Tagen Maria Theresia's und Joseph's II., stellt in drei zusammenhängenden Abschnitten die confessionellen Zustände Ungarns, vor und nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens, dar. Daran knüpft sich ein Wort zur Verständigung über Joseph II. als Reformator, worin der Verfasser folgendes Endurtheil über den Kaiser giebt:

„Man darf nicht immer die Fluth papierner Verordnungen, den mechanischen Charakter, den beamtenmäßigen Schlendrian der Josephinischen Epoche vor Augen behalten, man muß auch des Geistes eingedenk sein, der über diesem Wuste stand und die Völker Oesterreichs insgesammt mit sich fortreißen wollte, dahin, was als Besseres, als wahrhaften Fortschritt auch die besonnenen Gegner der gewaltsamen Maßregelungen erkannten; man muß eingedenk bleiben des Mannes, der nicht unbeweglich, unnahbar und undurchdringlich, wie jener Herrscher im Escurial, seine Befehle dictirte, sondern in ewiger Regsamkeit seine Lande durchpilgerte und, dem Niedrigsten zugänglich, überall gern und rasch half, überall nachbesserte, der Stimme der Oeffentlichkeit bereitwillig sein Ohr lieh und jene edle Selbstverleugnung bevorzugter Naturen besaß, die es nicht scheut, endlich selbst ihren Irrthum, ihre Selbsttäuschung einzugestehen. Was der größte Zeitgenosse unter den gekrönten Häuptern des Continents Jahrzehnde früher ausgesprochen: „Der Fürst, weit entfernt, der absolute Herr seiner Völker zu sein, ist in Wahrheit nur ihr vorzüglichster Diener" — diesen idealen Grundsatz hat Joseph II. mit allem Feuer seiner Seele gehegt und in zahlreichen Aussprüchen verewigt und festgehalten, aber eine maßlose Vergötterung der Staatsgewalt ließ ihn, der in der That im Dienst der Staatsidee aufging, den Völkern gerade in der entgegengesetzten Rolle erscheinen. Sie machte ihn unduldsam, taub gegen die mächtige Stimme des historischen Rechtes, das im echten Sinne nicht das Veraltete, sondern das organische Werden, das lebendig Fortwirkende bezeichnet, und so fiel denn auch die Saat des wirklich Besseren gar oft auf steinigen Boden, zwischen Dornen und Disteln. Denn, wie sein Zeitgenosse Filangieri so treffend sagt: „Die Gesetzgebung wirkt, wenn sie überzeugt. Die Stimmen der Allgemeinheit sind für die Gesetze nicht unerheblich; ihre Kraft ist unzertrennlich von jener Geneigtheit der Geister, welche einen freien, wohlwollenden und allgemeinen Gehorsam zu Wege bringt".

E. M.

*) Geschichtliche Studien im Bereiche des inneren Staatslebens von Dr. Franz Krones, Prof. an der Universität in Graz. Graz, 1871. Leuschner und Lubensky's k. k. Universitäts-Buchhandlung.

Rußland.

Rußland vor und nach dem Krimkriege.

Noch niemals hat der Despotismus seine geisttödtende und darum kraftverzehrende Natur in verhältnißmäßig kurzer Zeit so unwiderleglich bewiesen, als in Rußland unter der Herrschaft des Kaisers Nikolaus. Dabei war er sehr wohl im Stande, weniger tief Blickende über seine Erfolge zu täuschen; fast in ganz Europa lagen die Gewalthaber bewundernd vor ihm auf den Knieen; nicht allein innerhalb der heiligen Allianz, so weit sie nach der Juli-Revolution noch fortbestand, glaubte man allein durch Unterwürfigkeit unter seine Weisungen und Winke gegen alle Gefahren von Innen und Außen gesichert zu sein; selbst Ludwig Philipp, welcher seinen Thron ganz anderen Gewalten und Elementen zu verdanken hatte, war während seiner ganzen Regierungszeit angelegentlich um die Gunst des nordischen Zaren beflissen. Am Meisten unterlag der Täuschung über den Werth und Erfolg des Systems dessen eigener Meister selbst. Als er das Werkzeug, welches er sein Leben hindurch mit aller Sorgfalt behandelt, für welches er alle Kräfte des Reiches verwendet und aufgebraucht hatte und das er nun für unwiderstehlich hielt an das Werk anlegte, als er sein wohlgeschultes, stattliches und zahlreiches Heer zur Besitznehmung des Erbes eines „kranken Mannes" in Bewegung setzte, da erfolgte Fehlschlag auf Fehlschlag, das ganze, vielbewunderte, stolze Gebäude seiner Macht zeigte sich durch und durch morsch und wurmstichig. Es brach krachend zusammen; mit ihm endete auch sein Meister. Noch nirgends ist uns ein Bild von den Zuständen Rußlands während dieser Zeit vorgekommen, welches mit wenigen Pinselstrichen das Wesentliche und Charakteristische derselben so treffend und zugleich anziehend darstellte, als in dem Aufsatze „die russische neue Aera" von J. Eckardt in dem unten angeführten Sammelwerk.*)

Nicht übertrieben erklärt er es, wenn ein französischer Berichterstatter jener Zeit die Behauptung aufstellte, es sei noch nie

*) Jungrussisch und Altlivländisch. Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker u. Humblot.

ein Mensch so gefürchtet worden, wie dieser Monarch, dessen redliche, aber beschränkte Natur in dem Glauben daran, daß „Gehorsam gegen die Obern" die höchste Forderung aller conservativen Politik sein müsse, das Reich in ein nur flüchtig übertünchtes Grab verwandelt hatte.

Der kleine Adel in den Provinzen war dazu verurtheilt, nach den Launen der General-Gouverneurs die Hofsitten nachzuahmen und in dem Armeedienst oder der niederen Büreaukratie zu verkümmern; die Mißhandlung seiner Bauern war die einzige Aeußerung freien Willens, die ihm zu Gebote stand, denn der Nichteintritt in den Staatsdienst war identisch mit dem Verlust des größten Theils der adligen Rechte. Von Jugend an wurde der russische Edelmann in dem Glauben erzogen, der Gamaschendienst im Heere sei sein angeborner Beruf, ein kaiserliches Lächeln das höchste erreichbare Ziel. Ihre Kinder auf die Universität zu schicken, durften Familien, die sich dem Hofe bekannt wußten, kaum wagen. Konnten sie an diesen verpönten Pflanzstätten der Wissenschaft doch mit liberalen Ideen infizirt werden, die unfehlbar nach Sibirien oder in die schweigsamen Kasematten der Peter-Paulsfestung führten.

Nicht nur die Befangenheit, Härte und Einseitigkeit der Anschauungen des Kaisers hatten während der fünfziger Jahre in erschreckender Weise zugenommen; auch der ungünstige Einfluß, den dieselbe auf die Staatsmaschine übte, war fühlbarer denn je geworden. Das unter seiner ehernen Regierung aufgewachsene Geschlecht rückte allmählich in die höheren Aemter ein und bezeichnete durch den Mangel an selbständigem Urtheil und technischer Ausbildung einen empfindlichen Rückschritt gegen früher. Von Jugend auf daran gewöhnt, in der Erfüllung der kaiserlichen Wünsche die höchste menschliche Aufgabe, in der sorgfältigsten Erfüllung der Vorschriften über Uniform und Disciplin den sichersten Weg zu Rang und Orden zu sehen, waren die jüngeren Staatsdiener außer Stande, die überkommenen Einrichtungen auch nur auf dem Standpunkt zu erhalten, den dieselben zu der Zeit eingenommen hatten, in welcher noch einige Ueberlebende aus der Schule Alexanders I. in den Geschäften gesessen hatten. Die jüngeren Beamten zeichneten sich durch eine Kenntnißlosigkeit, Oberflächlichkeit und Frivolität aus, die selbst die älteren Zeitgenossen des Kaisers in Schrecken setzten; was ließ sich auch von Leuten erwarten, denen man auf der Universität oder Fachschule nicht einmal die freie Benutzung der physikalischen und chemischen Instrumente gestattet hatte um diese für den Fall eines plötzlichen Besuches des Kaisers in möglichst intaktem Zustande aufweisen zu können? Und doch war das Wohl und Wehe des Staats ausschließlich von dieser Büreaukratie abhängig, denn keiner der einzelnen Funktionen gouvernementaler Thätigkeit lief eine entsprechende Strömung privater Arbeit parallel. Während im übrigen Europa private Bildungsanstalten mit den öffentlichen wetteiferten, große Industrielle mit Cameral- und Verwaltungsbeamten um die Palme rangen, das Rechtsleben eben so durch Advokaten und Fachgelehrte ausgebildet wurde, wie durch die Richter, war es in Rußland die Krone, d. h. die Büreaukratie, von der alles Heil, alle Thätigkeit erwartet wurde. Die heilsame Concurrenz Privater wurde systematisch zurückgedrängt und beseitigt, weil man sie lästig und unbequem fand. Dazu kam, daß die Zahl der mit wichtigen justiziären und administrativen Aemtern betrauten Militairs jährlich zunahm und die Verachtung bürgerlicher Kenntnisse steigerte. Hohe Fünfziger, wie die Minister Kankrin und Perowski, die nie eine Waffe in Händen gehabt hatten, mußten sich gefallen lassen, von Geheimräthen zu Generallieutenants umbenannt zu werden, weil dem soldatischen Kaiser der Anblick von Civiluniformen auf die Dauer unerträglich geworden war. Die wirklichen Talente verschwanden mehr und mehr aus der höheren Administration, um Gamaschendienern der unwissendsten und zugleich der verderblichsten Art Platz zu machen: mit dem Ministerium des Innern wurde der General Bibikof, ein Wütherich aus der Araktschejew'schen Schule, betraut, an der Spitze des Communikationswesens und der öffentlichen Bauten stand der bekannte Graf Kleinmichel, dessen einziges Verdienst in der Abneigung gegen Eisenbahnen bestand. Nikolaus war von der Ueberzeugung, daß sein persönliches Regiment jede Selbständigkeit der Minister überflüssig mache, so lebhaft durchdrungen, daß ihm die gefügigsten Werkzeuge seines Willens die liebsten waren: der seiner Unfähigkeit wegen bekannte Geheimrath Brock war zum Finanzminister ernannt worden, weil er es verstanden hatte, kaiserlichem Verlangen gemäß, den Bericht über eine schwierige und complicirte Angelegenheit in die kurze Spanne von fünf Minuten zusammenzudrängen!

Es fehlte nicht an leisen Warnungen, als Nikolaus den orientalischen Krieg vorbereitete, Kisselew und Brunnow, die Botschafter in Paris und London mahnten ab. Solche Vorstellungen, welche mit der ängstlichsten Vorsicht gemacht werden mußten und dadurch in möglichst abgeschwächter Form an das Ohr des Gewaltigen kamen, prallten jedoch an ihm, der sich für den einzig urtheilsfähigen und willensberechtigten Mann im ganzen Reiche hielt, wirkungslos ab, er mußte sein Schicksal erfüllen. Nur schlimm, daß das zugleich das Schicksal vieler Millionen war. Hr. Eckardt schildert mit lebhaften Farben, wie es sich vollzog, dann aber, wie das schwere Unglück des Staates eine unwiderstehliche Reaktion in der Richtung auf Reform und Freiheit herbeiführte. Alexander II., welcher in Gehorsam und Verehrung gegen seinen Vater und in seinen Vorstellungen von der Selbstherrlichkeit des Monarchen aufgewachsen war, ließ es auch an Versuchen, möglichst wenig an dem bisherigen System zu verändern, nicht fehlen. Aber der allgemeine Zug war so mächtig, daß wohl auch ein kräftigerer Fürst, als Alexander, in ihn eingelenkt haben würde. Alles, was er dann zuvörderst zur Milderung des Systems vornahm, wurde von den Russen mit so überschwänglichem Danke aufgenommen, daß er auch dadurch auf dem neuen Wege immer mehr befestigt und weiter gedrängt wurde.

So entstand denn jene weitgreifende Umwälzung in der Gesetzgebung, welche für Rußland die Bedeutung eines neuen Zeitalters hat, und in welcher die Reorganisation des Heerwesens, deren Bedürfniß dazu den ersten Anstoß gegeben hatte, beinahe unbemerkt blieb und vor der überwiegenden Bedeutung der übrigen neuen Gesetze weit zurücktrat. Die meiste Aufmerksamkeit in der ganzen Welt hat unter ihnen bekanntlich und mit Recht die Aufhebung der Leibeigenschaft erregt. Mit ihr hängt auch zusammen die Aufhebung der Prügelstrafe, die Einführung einer sehr freisinnigen Gemeinde- und Kreisordnung. Die Censur wurde nur in den beiden Reichshauptstätten aufgehoben, Preßfreiheit aber deswegen noch keineswegs eingeführt. Wichtig war auch die neue Gerichtsordnung und die Einführung von Schwurgerichten. Für letztere hat sich das russische Volk noch unreif erwiesen; die Aburtheilung der Angeklagten erfolgt größtentheils nach dem Gefühl der Geschworenen, nicht nach dem Gesetz. Auch in anderer Beziehung hat sich diese Unreife für die Freiheit zu erkennen gegeben. Wie der Ursprung der Bewegung der Geister zur Erlangung derselben in dem Schmerz über das Fehlschlagen des Versuches, die Macht des Reiches auszudehnen, gesucht werden muß, so ist das Bedürfniß derselben auch in den Gränzen stehen

geblieben, als die Reformen zur Kräftigung des Staates nach Außen dienen, alles übrige bleibt den Russen unverständlich und gleichgiltig. So vereinigen sich auch jetzt noch alle Parteien und alle Preßorgane mit der Regierung in dem Bestreben, die Befreiung der Bauern in ihren letzten Folgen durchzuführen, um durch diese Erstarkung der Masse des Volkes auch die äußere Macht zu erhöhen. Dagegen kann es ihnen die Regierung noch bei Weitem nicht zu Dank thun in der Durchbrechung des öffentlichen Rechtes in den national nichtrussischen, mit dem Reich durch Verträge oder doch durch besondere Zusicherungen der Zaren verbundenen Gebieten, besonders in Finnland und den baltischen Herzogthümern, sogar nicht in dem grausamen und unmenschlichen Verfahren gegen die Polen; dort überall erkennen die Russen kein Recht, kein Gesetz, kein Erbarmen. „Werdet rechtgläubig und sprecht russisch, oder ihr geltet uns mit Leben, Eigenthum und Gewissen soviel wie ein Wild auf der Treibjagd!" so ruft man den schwächeren Völkern des Reiches zu.

Mit diesem Rückschlag in dem Aufschwung des russischen politischen Lebens, dessen Entstehungsgeschichte eingehend geschildert wird, schließt der Aufsatz von Eckardt, welcher unserer Darstellung zu Grunde liegt. Auf demselben „jungrussischen" Boden bewegt sich eine Charakteristik Alexander Herzens und seiner merkwürdigen publicistischen Wirksamkeit. Die anderen Artikel des Buches stehen damit nur in sehr losem inneren Zusammenhange. Besonders würden die Aufsätze über den Buchhändler Hartknoch in Riga, den Verleger von Werken Kant's, Herder's, Hamann's u. A., dann über die deutschen Kulturbeförderer unter Peter dem Großen, Admiral Sivers, Münnich, H. Fick, viel besser in des Verfassers Buch „Baltische und russische Kulturstudien" gepaßt haben. E. K.

Nord-Amerika.

Wiederauftauchen des Knownothingthums.

Bekanntlich hat Präsident Grant in seiner jüngsten Botschaft eine warme Theilnahme an den Tag gelegt für die neue deutsche Einigung, wie sie dem blutigen Werke des nunmehr glücklich zu Ende geführten Krieges entsprossen, und dadurch bei den Franzosen gewaltigen Zorn erregt, deren unverbesserliche Eitelkeit nun einmal nicht begreifen kann, daß die Welt Anderen als ihnen Sympathieen entgegenträgt, zumal wenn diese Anderen die deutschen Barbaren sind, welche ihnen soeben himmelschreiende Vergewaltigung angethan haben. Gewiß dürfen wir uns dieser transatlantischen Theilnahme im gegenwärtigen Augenblicke, wo uns im Auslande fast überall nur Abneigung und Mißgunst begegnen, doppelt freuen, würde sie nur nicht durch Tendenzen anderer Natur, die sich in den Vereinigten Staaten wieder zu regen beginnen, einigermaßen beeinträchtigt.

Aus allerhand Erscheinungen und Kundgebungen geht nämlich hervor, daß das sogenannte Knownothingthum — jene bornirte und brutale Opposition wider Alles, was nicht amerikanischen Ursprungs — welches man durch die Stürme des letzten Jahrzehndes hinweggefegt, todt und abgethan glaubte, von Neuem frech das Haupt zu erheben beginnt. Wir erfahren dies u. A. durch einen deutschen und speziell Berliner Landsmann, Herrn Johann Ruhm. Derselbe, seit langer Zeit in Tenessee ansässig und Senator dieses Staates, hat den leidigen Gegenstand zum Thema einer am 20. Januar auf dem Capitole von Nashville gehaltenen vortrefflichen Rede gewählt, die mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurde und, als die Meinungsäußerung eines hervorragenden Vertreters des deutschen Elementes in der Union, auch bei uns ein mehr als gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen darf.

Herrn Ruhm's Rede ist zunächst eine Polemik gegen den „reichsten Grundbesitzer des Staates", wie er sagt, einen General Harding, der sich hatte beikommen lassen, die Grundsätze des entschiedensten Knownothingthums zu proklamiren und, wie es scheint, von einer „kleinen, aber mächtigen" Partei im Lande getragen wird. Tenessee gehörte, wie man weiß, vor dem großen Secessionskriege zu den sclavenhaltenden Staaten der Union. Als man die Zwangsarbeit der Neger auf den Plantagen nicht mehr haben konnte, war durch die Vermittelung eines Einwanderungs-Agenten in Newyork, auf einer Pflanzung eine Schaar von Deutschen eingeführt worden, welche man in jeder Weise völlig als die Nachfolger der ehemaligen Schwarzen behandeln zu können glaubte. Die armen Deutschen protestirten gegen diese Härte, namentlich gegen die ihnen gewährte ungenügende und ungenießbare Nahrung, und da ihre Einwendungen fruchtlos blieben, so verließen sie den ungastlichen Platz. Wer möchte ihnen das verübeln? General Harding und seine Partei aber benützten den Anlaß zuvörderst zu wüthenden Schmähungen gegen die gottlosen, unfähigen, indolent unverschämten, von Gott verlassenen Dutchmen", wie sie die Deutschen nennen, und später zu einem Bannfluche wider alle Nichtamerikaner, also zu einem Bekenntniß des ausgeprägtesten Knownothingthums, wie es in den fünfziger Jahren in den Vereinigten Staaten an der Tagesordnung war.

„Was brauchen wir die fremden Einwanderer?" ruft ein Organ von General Harding's Partei aus. „Sie müssen der Fluch unseres Landes, der Ruin unseres Volkes werden. Wenn auch vielleicht einige Wenige durch diese Emigration Nutzen haben mögen, für die Massen wird sie der Tod sein. Unser Land bevölkert sich selbst rasch genug, und zwar mit einer hochgesinnten und männlichen Bevölkerung. Wie viel Hab und Gut werden diese armseligen Vagabunden mitbringen? Sind ihre Köpfe so ausgezeichnet? Ist ihre geistige und sittliche Begabung eine so hoch kultivirte? Wir glauben es nicht. Und mehr, ... mit einigen dreißigtausend von diesen Einwanderern wird Tenessee den Radikalen gehören!"

Das ist des Pudels Kern. Die Partei der großen Plantagen-Besitzer, dieser südstaatlichen Junker, fürchtet die freisinnige Strömung, die mit den fremden Emigranten in's Land kommen würde. Sie fürchtet insbesondere auch die größere Theilung des Grundeigenthums, welches sich jetzt nur in einigen wenigen Händen befindet. „Das Land, welches ohne die fremde Einwanderung unseren Kindern verbleiben würde, sollen wir diesem Abschaum des europäischen Pöbels, diesen schäbigen, knickerigen, filzigen Fremden preisgeben?" fragt General Harding, voll aristokratischen Ingrimms.

Dagegen nun, wider diese junkerhaft engherzigen und selbstsüchtigen Anschauungen wendet sich unserer wackerer Landsmann in Tenessee in seiner höchst beachtenswerthen Rede, in welcher er vor Allem nachweist, wie die derzeitige Blüthe der Vereinigten Staaten wesentlich das Werk der fremdländischen Einwanderung ist. „Wenn General Harding", ruft er mit berechtigtem Stolze aus, „jemals den Westen unserer Union bereist hat, wahrhaftig sehr trübe müssen alsdann seine Augen gewesen sein, falls ihm die Thatsache entgangen ist, daß jener „Grind

und Abschaum" Städte erschaffen hat wie Chicago, St. Louis u. a. m. und die blühenden Gefilde und reichen Aerndten von Illinois und Indiana, von Minnesota und Wisconsin und den anderen Staaten des großen Westens, welche wie durch Zauber entstanden sind; Städte, die in aller Pracht von Metropolen glänzen, endlose Breiten der fruchtbarsten Aecker, lachende Landschaften und stattliche Farmhäuser, Dörfer und Ortschaften im ganzen Lande umher voller Handel und Wandel, voller unternehmender Gewerbsleute, voller Kirchen und Schulen für die Reichen und für die Armen. Ja, das Alles hat der „Grind und Abschaum von Europa" zu Werke gebracht!"

Mit dieser Entwickelung hat der Süden der Vereinigten Staaten bis jetzt nicht Schritt halten können, eben weil ihm seither die fremde Einwanderung und damit das Zuströmen von Capital und arbeitenden Händen gebrachen. Wenige große Grundeigenthümer haben sich in das ganze Areal getheilt und ziehen dadurch von ihrem Grundbesitz einen weit geringeren Nutzen, als wenn sie ihren Ueberfluß von zum Theil unkultivirt liegenden Ländereien in kleinen Parzellen an fleißige Einwanderer veräußern oder auch nur verpachten würden. Während z. B. Südcarolina bei einem Total von 9400 Farmen über 2700 von einem Areal von mehr als tausend Ackern zählt, hat Pennsylvanien von im Ganzen 1044 Farmen nur 17, Rhode Island bei 2250 Farmen gar bloß 16 aufzuweisen, deren Flächeninhalt mehr als tausend Acker beträgt. Es bedarf aber keines Wortes, welche Staaten unter den genannten dreien sich der größten materiellen und geistigen Blüthe zu erfreuen haben. Und doch ist der Süden so überschwänglich reich an Erzeugnissen der Natur, daß er bei gehöriger und rationeller Ausbeutung leicht die volkswirthschaftliche Entwickelung aller übrigen Staaten in Schatten stellen könnte.

Auch Tenessee umschließt ein überreiches Gebiet von unentwickelten Ländereien und Wäldern, wo noch viele Generationen von Einwanderern sich eine glückliche Heimat gründen können. „Sollen wir Fremden", so schließt Herr Johann Ruhm seine Rede, „unsere Landsleute einladen, zu uns zu kommen und uns zu helfen bei der Ausbeutung dieses Reichthums, oder sollen wir ihnen sagen: bleibt weg! Vorurtheile der allerantediluvianischesten Art widersetzen sich der Entwickelung dieser unserer ungeheueren Hülfsquellen. Kommt nicht, denn Euer warten nur Hohn und Beleidigung von seiten unserer Aristokraten, der alten Sklavenbesitzer. — Ich meine, da giebt es keine Wahl. Vielmehr ist es unsere Pflicht, mit Hand und Fuß anzukämpfen wider dies neue unvernünftige Knownothingthum und unser schönes Tenessee mit seinem herrlichen Klima, seinem fruchtbaren Boden und der ihm winkenden glänzenden Zukunft von den verderblichen Einflüssen einer verrotteten Partei zu befreien, die wie ein Alp auf ihm lasten und seine Entwickelung hemmen."

Aus den endlosen „Cheers", die der begeisterten Ansprache folgten, dürfen wir wohl schließen, daß es bis jetzt bloß vereinzelte Bestrebungen sind, welche das Knownothingthum wieder auf den Schild zu heben versuchen, allein daß sich, den gewaltigen Umgestaltungen der jüngsten Vergangenheit zum Trotz, derartige Tendenzen überhaupt von Neuem zu rühren wagen — das ist ein Zeichen der Zeit, dessen Bedenklichkeit nicht unterschätzt werden darf.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Antikritik des Verfassers der Geschichte der Juden.

In Nr. 2 des „Literarischen Centralblattes" hat ein Recensent unter dem Schilde der Anonymität, M. L. den Band meiner „Geschichte der Juden von Mendelssohn bis 1848" beurtheilt, zwar etwas spät — da dieser Band beinah seit einem Jahre (bei Oskar Leiner, Leipzig) die Presse verlassen hat — aber gerade zur rechten Zeit, um eine, wie es scheint, beabsichtigte praktische Wirkung hervorzubringen. Ich theile nicht die allgemeine Aversion der Schriftsteller gegen die Recensenten; ich bewundere vielmehr ihre Kunst und kenne die Handgriffe, die man anwendet, um ein Buch oder einen Schriftsteller, so zu sagen, todt zu machen. Man stellt Kraftwörter oder kurze Sätze in Reih und Glied, scheidet daraus Alles aus, was im Zusammenhange auf einen andern Sinn schließen lassen könnte, verdichtet die Schatten und interferirt das Licht, betont Alles, was dem Buche zum Nachtheil und verschweigt Alles, was ihm zum Vortheil gereicht, und man kann sicher sein, bei leichtgläubigen Lesern oder solchen, welche der Sache fern stehen, eine außerordentliche Wirkung zu erzielen. — Meinem Recensenten muß ich einräumen, daß er seine Kunst versteht oder vielmehr eine Virtuosität darin besitzt. Er hat etwa zwanzig Auszüge aus meinem 600 Seiten starken Buche so meisterhaft strategisch gruppirt, daß es in den Augen solcher Leser gerichtet und vernichtet erscheinen könnte. Eigentlich hat Herr M. L. mehr das Amt eines öffentlichen Anklägers, als das des Kritikers geübt; denn er formulirt drei Anklagepunkte, welche in einer fieberhaft aufgeregten Zeit im Stande sind, Animositäten nicht gegen mein Buch, sondern gegen meine Person und auch gegen ganz Unschuldige zu erwecken. Ich kann mich indessen nur an den Recensenten halten, um den Lesern das Verfahren desselben an einigen eclatanten Beispielen anschaulich zu machen.

Der Hauptkunstgriff des Recensenten besteht in der mutatio temporum, scheinbar eine Geringfügigkeit, aber in dieser Sache von außerordentlicher Tragweite. Ich hatte in diesem Bande meiner Geschichte zu erzählen, wie sich meine Glaubensgenossen von Mendelssohn bis zum Beginne von 1848 in den Kulturstaaten aus der Niedrigkeit, Erniedrigung und Verachtung allmählich emporgearbeitet und welche Förderung und Hindernisse sie dabei gefunden haben. Meine Aufgabe war eine doppelte: die Geschichte der innern Läuterung und der äußern Befreiung darzustellen und zugleich den Connex dieser beiden Momente nachzuweisen. Ich hätte die Thatsachen fälschen müssen, wenn ich hätte verschweigen sollen, daß die Emancipation von Frankreich ausging, dort zwar Anfangs auch auf Widerstand stieß, aber einmal gesetzlich fixirt, nicht mehr rückgängig gemacht wurde. Deutsche haben zwar zuerst ihre Stimmen für die Befreiung der Juden erhoben, Lessing indirekt und Dohm direkt; aber sie fanden kein Gehör. Ich mußte also darstellen, wie viel Anstrengung gemacht werden mußte, bis in Deutschland der Leibzoll aufgehoben und bis 1812 die volle Gleichstellung in einzelnen deutschen Staaten gesetzlich eingeräumt wurde, daß trotzem die Praxis hinter dem Gesetze zurückblieb, und daß es der politischen Eruption von 1848 bedurfte, um diese Gleichstellung hier thatsächlich und dort auf dem Papier zu gewähren. Ich mußte also genetisch auf den letzten Grund zurückgehen, warum die Emanzipation in Deutschland auf so nachhaltigen Widerstand stieß. Die Juden in diesem Lande waren durchschnittlich nicht schlimmer, als

die in Frankreich, Holland, Dänemark und England, und doch hatten sie soviel zu erdulden, ehe ihnen Freiheit der Bewegung und die Erlaubniß, sich aus dem Ghetto zu befreien, eingeräumt wurde, und eben soviel um das Eingeräumte zu behaupten, während die Juden in den außerdeutschen Ländern die politische und soziale Gleichstellung verhältnißmäßig leicht erhielten und unverkümmert behielten. Keine Literatur hat soviel judenfeindliche Schriften producirt, wie die deutsche. Ich fand also den letzten Grund dieser Erscheinungen in einer schwer zu überwindenden Antipathie der Deutschen gegen die Juden, die nach Heine auf dem Gesetze der gleichnamigen Polarität beruhen soll, weil das innere Leben der Deutschen mit dem der Juden so viel Aehnlichkeit hat. Als Historiker mußte ich diese Antipathie analysiren, und wenn diese Analyse nicht schmeichelhaft ausfiel, so ist es nicht meine Schuld. Es versteht sich aber von selbst, daß wenn ich bei dieser historischen Analyse von den Fehlern der Deutschen spreche, es sich lediglich auf die Vergangenheit, auf das *vorige Jahrhundert* und das *erste Viertel dieses Jahrhunderts* bezieht, auf die Zeit der Misère. Von dem gegenwärtigen Deutschland, welches seit 1848 einen so wunderbaren Aufschwung genommen hat, hatte ich keine Gelegenheit, zu sprechen.

Die Geschicklichkeit des Recensenten besteht eben darin, daß er das *war* in *ist* verwandelt, daß er das, was ich von der *Vergangenheit* aussagte, ohne Weiteres *auf die Gegenwart angewendet* sein läßt. Damit stempelt er mich einerseits zum Deutschenfresser und andererseits zum Bewunderer der Franzosen *unserer Generation*. Als wenn Vollblutsdeutsche niemals dem deutschen Volke seine Fehler vorgehalten, als wenn das junge Deutschland und die Schule der Hallischen Jahrbücher es niemals mit der Lauge des Spottes übergossen hätten. — Habe ich die Fehler meiner Glaubensgenossen nicht ebenso scharf gerügt? Recensent läugnet es zwar, und giebt vor: ich hätte lediglich von ihren „Unarten" gesprochen; aber das gehört eben zu seinem Kunstgriff, mich der Parteilichkeit zu zeihen. Gleich im Anfang, Seite 2, schildere ich meine Glaubensgenossen. „Eine Genossenschaft zum Gespötte nicht bloß für Boshafte und Gedankenlose, sondern fast noch mehr für Wohlwollende und Denker, ja, die sich in ihren eignen Augen verächtlich vorkam, nur ehrwürdig durch häusliche Tugenden und alte Erinnerungen, aber die einen wie die andern durch Nebendinge entstellt, bis zur Unkenntlichkeit verunziert, die mit bitterer Ironie sich selbst geißelte und von welcher derjenige, der ihr volles Bewußtsein vertrat (Mendelssohn) sagen konnte: „„Meine Nation ist in einer solchen Entfernung von Kultur gehalten, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung verzweifeln möchte."" — S. 409 erzählt mein Buch: „Auf seiner langen Weltfahrt und in seiner Völkerschau hatte das Judenthum trotz seiner Abgeschlossenheit Verkehrtheiten angenommen, sie seinem Wesen so einverleibt und weiter ausgebildet, als wenn sie ihm ursprünglich und eigenthümlich wären ꝛc." Den Tugenden und Vorzügen der Deutschen ließ ich Gerechtigkeit widerfahren, wo sich Gelegenheit dazu bot Seite 406 z. B. „Sie (Börne und Heine) haben den Franzosen Hochachtung vor der *Kernhaftigkeit des deutschen Geistes* beigebracht und den ewigen Spott zum Schweigen gebracht, in dem sich die westrheinischen Nachbarn über die Tölpelhaftigkeit und traumhafte Nebelhaftigkeit der Deutschen zu ergehen pflegten." Ich betonte die *deutsche Gedankentiefe* gegenüber der französischen Eleganz (S. 407), nenne Seite 378 die Deutschen „das kernige Volk mit häßlicher Rinde." Mein Buch spricht (Seite 377) „von ihrer großen Tapferkeit und ihrem Muthe," und wenn ich dabei von ihrer Bedientenhaftigkeit gegenüber den Großen, von ihrer Titelsucht, von ihrer Unkultur bei der Menge wissenschaftlicher Mittelpunkte spreche, so geschieht es (bei der Schilderung von Börnes Bedeutung) eben *im Sinne Börnes*, der an dem deutschen Volke diese Fehler wahrgenommen, sie ihm vorgehalten hat und es davon heilen wollte. Jene Anerkennung der Vorzüge des deutschen Volkes auch in der Zeit der Misère verschweigt Recensent, um mich zum Deutschenfresser zu stempeln.

Ich soll den Deutschen (scil. der Gegenwart) falsches Nationalgefühl, falsche Religiösität, Hochmuth, Neid, Furcht vorgeworfen haben. Wörtlich steht aber Seite 338 bei Schilderung der Vorgänge, welche den Hep-Hep-Judensturm herbeigeführt haben: „Aus falschem Nationalgefühl, falscher Religiösität, aus Hochmuth, Neid, Furcht und andern dunkeln Gefühlen entwickelte sich ein giftiger Judenhaß, der, von Außen betrachtet, lächerlich erschien, im Innern aber eine blutige Katastrophe ahnen ließ." Habe ich damit sagen wollen: das *deutsche Volk im Allgemeinen* und in der Gegenwart *besäße* diese häßlichen Eigenschaften?

Ein zweiter Anklagepunkt gegen mich ist, daß ich die Franzosen gerühmt habe, zwar die *Franzosen von früher*, aber gleichviel, auch das ist ein Verbrechen. Ich habe zwar Bonaparte wiederholentlich und nachdrücklich „den Volksunterdrücker und Muttermörder der Freiheit, den Zertreter des Rechts und der Freiheit" (S. 319) genannt, habe seine Unthaten bei passender Gelegenheit geschildert; aber ich habe ihn auch „Held" genannt, und das macht mir Recensent zum Vorwurfe, wie er überhaupt leugnet, daß die Franzosen auch Helden hatten. — Ist es eine Blasphemie, Mendelssohn auf Eine Linie mit Lessing zu stellen, der bekanntlich Jenen über sich stellte? Diese Blasphemie habe ich mir zwar nicht zu Schulden kommen lassen, ich bemerke vielmehr (S. 10): Mendelssohn bewunderte in seinem christlichen Freunde die Gewandheit und Zwanglosigkeit, den Muth und die abgerundete Bildung, den sprudelnden Geist und die Kraft, mit welcher dieser eine neue Welt auf seinen Riesenschultern trug." Gleichviel, es paßt meinem Ankläger, mich Lessing herabsetzen zu lassen. In Bezug auf „Nathan" bemerke ich (S. 38): „*Als sollte dieses* herrliche Drama ..... der Judenheit gehören, hat ein Sohn Israels die Geburt desselben gefördert. Lessing brauchte, um es zu vollenden, einen Vorschuß und fand unter den Christen keinen Helfer. Ein Jude, Wessely, obwohl er nicht zu den Reichen gehörte, machte ihm den Vorschuß und erbat sich nur die Ehre, ein Schreiben von Lessing's Hand zu besitzen." Auch durch diese Wendung soll ich die deutsche Nation beleidigt haben! Ich hätte glauben sollen, daß der Satz (S. 14) Gnade vor den Augen des hyperpatriotischen Recensenten gefunden haben sollte: „Mendelssohn, der Jude, fühlte sich von dem Hasse Friedrichs des Großen gegen das deutsche Wesen und seiner Vorliebe für das Franzosenthum verletzt". Auch das wird zur Anklage. — Das Vis-à-vis: „rechts Montesquieu, Mirabeau, links Luther, Friedrich der Große, Goethe, Fichte" ist lediglich ein Manoeuvre des Recensenten. In meinem Buche findet sich diese markirte Parallelisirung nicht. Von Luther's Judenfeindlichkeit sprach ich allerdings, und ich durfte sie als Historiker nicht verschweigen, da er in seinem im Alter geschriebenen Buche (von den Juden und ihren Lügen) die Juden als Leibeigene und Zigeuner behandelt wissen wollte; den Rabbiner sollte man die Zunge von hinten ausschneiden. Ich habe auch erzählt, daß er in der Jugend gerecht von den Juden sprach. Auch habe ich nicht verfehlt, die Judenfeindlichkeit der Franzosen Voltaire, Bonald, Poujoulat u. A. gebührend zu brandmarken.

Von einem höhern Leben der Gesammtheit in der Civilisation, wobei zweierlei Patriotismus neben einander bestehen könne, scheint Recensent keine Ahnung zu haben. Er bemerkt gegen mich, daß ich so kurzsichtig sei, den Gegnern (der Juden) Waffen in die Hand zu drücken. „Denn wenn es ein specifisch jüdisches Nationalbewußtsein giebt, so bestehen auch specifisch jüdische Nationalinteressen, und warum sollten diese ..... nicht einmal mit den deutschen oder französischen oder englischen Nationalinteressen in Conflict gerathen?" Es ist die alte Intoleranz: Fühle und denke ganz so wie ich, oder hinweg mit dir! Vermag sich der Rec. die Erscheinung nicht zu erklären, wie die Deutschen in Amerika, England und den englischen Colonien, ohne ihre Pflicht gegen das Land ihres vollen Bürgerthums zu verabsäumen, mit Begeisterung an Deutschland hangen und also ein allgemeines und specifisches Nationalbewußtsein nebeneinander haben und bethätigen? Der Conflict spukt lediglich im Kopfe des Rec., daher mag ich mit ihm nicht weiter darüber rechten.

Der dritte Anklagepunkt gegen mich ist, daß ich „einen erbitterten Haß gegen das Christenthum zur Schau trage". Nun ja, das Christenthum Constantins des Großen, d. h. der intoleranten und verfolgungssüchtigen Staatskirche, das Christenthum, das die Religion der Liebe in Haß verwandelt, das Christenthum der Macht und des Stolzes liebe ich nicht, wie ich auch das Judenthum der Pietisten in meiner Geschichte gebrandmarkt habe. Aber das Christenthum Jesu, das Christenthum der Sanftmuth und Demuth kann ich schon darum nicht hassen, weil ich es als einen Ausfluß des Judenthums ansehe. Jesu Bedeutung und Mission habe ich im III. B. meiner Geschichte charakterisirt; das hätte Rec. nachlesen sollen, ehe er aus dem Dunkel den Pfeil gegen mich abdrückte.

Noch mehr als für das Christenthum ist sein Eifer für Schleiermacher erglüht, es ärgert ihn, daß ich von dessen Theologie nicht mehr eingenommen bin. Ich sollte „ohne Schatten eines Beweises Schleiermacher's Umgang mit Henr. Herz verdächtigt haben". Kennt Rec. wirklich nicht Schleiermacher's Briefe? Dann lese er nach, Schleiermacher's Leben aus Briefen I. S. 187, 194 und H. Herz Erinnerungen S. 116. Weiß er nicht, daß Schlegel's „Lucinde" auf dieses Verhältniß bezogen wurde? Dann lese er nach, Schleiermacher's Leben das. S. 228.

Nachdem ich das Verfahren des Rec. in den Hauptpunkten anschaulich gemacht, brauche ich auf Nebenpunkte nicht einzugehen. Eines begreife ich nicht, warum denn Rec. nicht Kapital aus meiner Schilderung der Deutschthümelei geschlagen hat; wie sie von Thorheit zu Thorheit taumelte, bis sie von der Demagoge-Untersuchungs-Commission eingefangen wurde? Auch die thatsächliche Berichtigung des Rec. ist nur ein Aushängeschild. Ich habe viele Zeugnisse über die Betheiligung der Juden am Befreiungskriege zusammengestellt (S. 320, Anmerk.), darunter auch eins vom Staatskanzler Hardenberg. „Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer Mitbürger gewesen, und wir haben unter ihnen Beispiele des wahren Heldenmuths und der rühmlichen Verachtung der Todesgefahr aufzuweisen." Meine Angabe von 55 gefallenen jüdischen Landwehroffizieren bei Belle-Alliance stammt aus der Zeitschrift Sulamit Jahrg. IV. B. II. S. 48, aus der preußischen Gesammtliste der Gefallenen. Da ich auf die Zahl kein Gewicht legte und im Texte nur bemerkte, im preußischen Heere befanden sich viele jüdische Krieger, darunter viele Landwehr-Offiziere, brauchte ich sie anderweitig nicht zu verifiziren. Sollen wirklich bei Belle-Alliance Alles in Allem nur 24 Offiziere gefallen sein? Das geht mich nichts an, ich habe Quelle gegen Quelle. Meine Angabe, daß den jüdischen Invaliden (Offizieren ist ein Druckfehler) ihre Pension entzogen wurde, beruht auf der aktenmäßigen Quelle in Jolowicz Geschichte der Juden in Königsberg in Pr., S. 127. — Was der Rec. mit der gar nicht zur Sache gehörigen Bemerkung will, daß 1813 die Juden in Westpreußen sich massenhaft von der Landwehrpflicht loskauften, eigentlich will, begreife ich nicht, es sei denn, daß er angesichts der opferwilligen, glühenden Vaterlandsliebe der Juden im gegenwärtigen Kriege, ihren Patriotismus verdächtigen und einen Hep-Hep-Sturm inauguriren möchte. Das dürfte ihm doch schwerlich gelingen! Die Deutschen von 1871 sind nicht mehr dieselben von 1793, 1804 und 1819. Nur Herr M. L. scheint zurückgeblieben zu sein.

Prof. Graetz.

Kleine literarische Revue.

— **Wieder unser, von Berthold Auerbach.**[*]) Beim Ausbruche des Krieges befand sich der Dichter der Dorfgeschichten in seinem lieben heimischen Schwarzwald, „wo einst der Tolpatsch johlend mit den Genossen heimwärts zog und jetzt der Bahnhof steht," und wo allmählich der schwäbische Zopf dem deutschen Volksbewußtsein weicht. Und was bis zum Juli 1870 daran noch fehlte, das haben Louis Napoleon, Ollivier und Gramont vollends zu Stande gebracht. War auch damals die Preußenscheu, besonders in Württemberg, noch nicht überwunden — das „System Mühler" wirkt dort auch heutzutage noch mit abschreckender Gewalt — so betrachtete man doch bereits die Moltke, die Roon und die Bismarck als deutsche Männer, auf deren Schutz man vertrauen könne. Die Ernennung des Kronprinzen von Preußen zum Führer der süddeutschen Heere bezeichnet einen Wendepunkt im Nationalleben Süddeutschlands. Diesen Wendepunkt mit seinen charakteristischen Merkmalen hat Auerbach in seiner bekannten, gedankenreichen und doch volksmäßigen Weise in dem vorliegenden Büchlein geschildert, in welchem auch seine Briefe über die Belagerung von Straßburg, die in der Allgemeinen Zeitung standen, und viele andere seiner Darstellungen des Elsaß wieder abgedruckt sind. Der Schwarzwald ist mit dem Wasgenwald nahe verwandt, und darum versteht Auerbach das Elsaß und dessen Volk, das er von längerer Zeit her kennt, vielleicht besser, als die meisten Anderen, die in Deutschland darüber geschrieben haben. Wir theilen folgende aphoristische Bemerkungen aus seinem Buche mit:

„Welch eine Macht ist das Nationalbewußtsein, das sich aus großer staatlicher Gemeinschaft in den Seelen gefestigt hat! Das können wir an den besiegten Franzosen und sogar an den Elsässern kennen lernen. Inmitten aller Corruption bewahren die Franzosen und die zu Frankreich gezwungenen Deutschen ein unerschütterliches Nationalgefühl. Mag sich solches aus der Anmaßung des Prestige zum Nationalstolz und zum Hochmuth ausgebildet haben — die Grundempfindung ist ehrenhaft und lehrreich. Kein Franzose in Civil- oder Militär-Beamtung schloß sich den Siegern an. . . ."

„Ich muß es wiederholen: Nach meinen Wahrnehmungen, liegt der Hauptgrund des Widerstrebens in den Elsässern darin,

---

[*]) Wieder unser. Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage. Von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta, 1871.

daß sie mit dem Deutschwerden sich einer Ehre beraubt, an Ansehen und Vornehmheit zu verlieren glauben. Der Elsässer glaubt, damit nicht nur seinen Antheil an der Gesammtehre, sondern auch ein Hauptstück persönlichen Ansehens zu verlieren..."

„Wenn also der Elsässer sehen wird, daß der neue Geist des deutschen Volkes auch in der Beamtenwelt sich dahin erweist, daß die Ehre des Nichtangestellten hochgehalten wird, und wenn er nach außen die Wahrnehmung macht, daß der Deutsche fortan seine gerechte Geltung in der Welt sich erobert hat, so daß Jeder mit vollem Selbstgefühl sagt: Ich bin ein Deutscher, dann — und Beides läßt sich mit voller Zuversicht erwarten — dann sind die Elsässer nicht nur zurückerobert, sondern auch wiedergewonnen."

— **Die Befestigung großer Städte.***) Das Werk des vor Straßburg gefallenen Ingenieur-Hauptmanns Hertzberg, von dem Bruder desselben nach seinem Tode vor Kurzem publizirt, verdient gerade in diesem Augenblicke, am Schlusse der erstaunlichen 4½monatlichen Belagerung von Paris, eine sorgfältigere Beachtung. Schon regen sich überall die Pläne sorgsamer Politiker betreffs Befestigung der Hauptstadt ihres Landes nach dem Muster von Paris, schon sind in der Londoner Presse wirkliche Voranschläge diskutirt und Pläne für die Fortifikation Londons und der Themse-Mündungen zur Sprache gebracht worden und alles dies hat der beharrliche Widerstand von Paris zu Wege gebracht, an dessen Widerstandsfähigkeit auch nur für kürzere Zeit die große Mehrzahl unter uns entschieden zweifelte. Daß dies ein Vorurtheil war, dürfte durch die neueste Erfahrung hinreichend erwiesen sein; die wissenschaftliche Entkräftung dieses Vorurtheils blieb noch vorbehalten, und zu dieser zeigt uns das vorliegende Werk den Weg. Dasselbe ist aus einer Reihe einzelner Aufsätze hervorgegangen, die der Verfasser schon früher im Laufe einer anhaltenden und eingehenden Polemik betreffs der „Entfestigungsfrage" von Köln niedergeschrieben und im letzten Jahre zu einer Art wissenschaftlich-empirischen Systems zusammengefaßt, druckfertig, theils schon im Druck begriffen, hinterlassen hat.

Nachdem Verf. im ersten Theile des Werks die Einwürfe gegen die systematische Anwendung von Festungen überhaupt aus militärischen und staatsökonomischen Gründen zurückgewiesen und den faktischen Vortheil der Festungen für den Besitzer, und den Nachtheil für den Gegner an Beispielen aus den Kriegen der letzten hundert Jahre nachgewiesen, die sich durch ihre Anschaulichkeit und Ueberzeugungskraft empfehlen, kommt er im zweiten Theile auf die speziellen Einwürfe gegen die Befestigung großer Städte zu sprechen, wobei er zuerst der Befestigung großer Städte vor der Anlage spezieller Militärfestungen den Vorzug giebt, dann aber auch ganz besonders theils auf die indirekten Vortheile aufmerksam macht, die die Größe der vom Feinde eingeschlossenen Stadt der dort zusammengeströmten, gut verproviantirten Bevölkerung gewähre, theils die „bedeutenden und direkten Nachtheile hervorhebt, die aus eben diesen Verhältnissen der Cernirungs-Armee erwachsen, deren Munitionsvorrath in vielen Fällen weit eher erschöpft sein, als Mangel und Hungersnoth oder Alles vernichtender Brand die Stadtbewohner zur Uebergabe mahnen würde. So kommt er zu dem Schlusse, das nicht in der Aufgabe, sondern in der Erweiterung der Befestigungen großer Städte das Heil derselben beruhe. „Wer in seiner Stadt bleiben zu müssen glaubt, wirke von seinem Standpunkt aus mit, daß sein Wohnort zu einer in jeder Weise starken und gewaltigen, ja zu einer unangreifbaren Festung werde, was beinahe eine Bürgschaft dauernden Friedens darstellt. Das ist in dieser Frage schließlich für den Staat, wie für den Einzelnen die einzig richtige Lösung." J.

*) Betrachtungen über die Befestigung großer Städte. Ein Wort für die Stadtfestungen. Von Karl Adolf Hertzberg, Preuß. Ingenieur-Hauptmann. (Gefallen vor Straßburg 2. September 1870.) Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Gustav Hertzberg, außerord. Prof. der Geschichte an der Universität Halle. (144 S.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1871.

— **Die „Wahrheit" von St. Louis.** Unter den Titel „die Wahrheit" erscheint seit dem 1. Januar d. J. zu St. Louis im Staate Missouri, eine „Zeitschrift für freie Menschen," deren erstes Monatsheft uns zugegangen ist. „Die Wahrheit" ist ein erfreulicher Beweis von dem Fortschritte literarischer Gesittung unter unseren Landsleuten in den Vereinigten Staaten. Der Herausgeber. Dr. S. H. Sonneschein, gehört, wie er in seinem Programme sagt, dem geistlichen Stande an, ist jedoch entschlossen, auch in kirchlichen Dingen stets der Wahrheit treu zu bleiben. Ihm ist, wie er hinzufügt, die Politik „die edle Kunst, das Volkswohl und den Völkerfrieden zu begründen und zu erhalten"; ihm ist die Religion „das Ideal der Sittlichkeit und Humanität auf Erden" und endlich ist ihm die Literatur „das sprachlich und gedanklich keusche Mittel für Geistes- und Herzensbildung."

Literarischer Sprechsaal.

Edgar Quinet's naturwissenschaftlich-philosophisches Werk, „die Schöpfung" (la Création), gewissermaßen eine Geschichte der Erde, nach den vorweltlichen geologischen Ueberlieferungen erzählt und den ersten Spuren der Menschen und des menschlichen Geistes bis zu den von ihm erreichten Höhepunkten folgend, wird nächstens in einer autorisirten deutschen Ausgabe, eingeführt von Prof. Bernhard von Cotta, bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen. Wir haben in Nr. 24—26 des „Magazin" v. J. Quinet's Werk in sehr eingehender Weise besprochen und dasselbe als eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit bezeichnet.

Ueber den Werth des Missionswesens sagt Adolf Bastian in dem gehaltvollen Vorwort zu den „Reisen in China" (ein Werk, auf das wir demnächst näher eingehen werden): ‚Als Träger der Bildung, sind die Missionäre, wenn nicht in civilisirten Staaten, so doch unter Naturvölkern stets eines Erfolges gewiß, indem sie zur Abschaffung barbarischer Gebräuche beitragen können; aber diese würden mit der Aufklärung von selbst fallen, da sie aus Unverstand hervorgehen, nicht aus verderbtem Gemüth. Wenn der Fürst von Dahomey Sklaven schlachtet auf dem Grabe seiner Ahnen, so erfüllt er eben die ihm heilige Kindespflicht, die ihm die Gebeine der Dahingeschiedenen mit Menschenblut zu waschen befiehlt. Weit entfernt, eine Sünde zu begehen, würde er sich in seinen Augen einer großen Sünde schuldig machen, wenn diese Schlächterei unterbliebe. Die Suttee, die man verhindert, sich mit ihrem Gemahl

zu verbrennen, siecht gramvoll dahin, da ihr jetzt die Hoffnung genommen ist, je in den Himmel einzugehen, der Dayak, dem das Handwerk des Kopfabschneidens gelegt wird, glaubt sich für immer verloren. Diese wahnwitzigen Verwirrungen der Menschennatur verschwinden stets von selbst in geläuterten Staatsverhältnissen (meistens rascher als in Rom, wo dem Vergraben der Gallier das der Griechen folgte), und die Aufgabe des Missionärs liegt nur eben darin, die bei ihrem Wegfall in dem Geiste des Wilden leer gelassene Stelle durch neue Morallehren auszufüllen, nicht aber in zweiter Auflage durch den abstrusen Wust symbolischen Aberglaubens."

In Anlehnung an das oben von dem Mitverbrennen der Wittwe gesagte, sei hier noch an einen Ausspruch Jakob Grimm's erinnert (Ueber das Verbrennen der Leichen 268, s. Kl. Schr. II., S. 307): „Wie hat sich die oft gefühllose Weichherzigkeit der Neueren Luft gemacht gegen den herben Brauch des Mitverbrennens der Frauen im Alterthum, und doch billigen wir, daß die Ehe, wenn sie ihres (Gesetz ausdrückenden) Namens werth sei, ewig*) und unauflöslich heiße, und preisen als seltenes Glück, daß hochbejahrte Eheleute auf denselben Tag hingerafft werden. Denn erhebend ist es, wenn gesagt werden konnte: Bis sex lustra tori nox mitis et ultima clausit, arserunt uno funera bina rogo (Martial 10, 71). Wer es versteht, daß Bürger für das Vaterland, Freund für den Freund, Geliebter für die Geliebte, so lange die Welt steht, starben und sterben, wird nicht zweifeln, daß die meisten Frauen freudig mit den Männern gestorben sind; selbst die starke Macht der Sitte mußte ihren freiwilligen und viele Ausnahmen duldenden Entschluß bestimmen, und Niemand schilt Gewohnheit oder Gesetz, die ein Kriegsheer zur Schlacht entsenden, in welchem auch Unentschlossene oder Unfreiwillige mitstreiten und fallen. Barbarisch und grausam sollten also nicht die heidnischen Völker heißen, deren Ehefrauen mit den Männern verbrannt werden durften, sondern die christlichen, unter denen haufenweis Ketzer und Hexen den Flammen überliefert wurden; jenes beruhte auf einem geheiligten Band der Natur, dies auf der Priester verblendetem Eifer."

In Nr. 4 der Zeitschrift „Im neuen Reich" berichtet Herr Ed. Böhmer über den kürzlich erschienenen Provenzalischen Almanach (Armana Prouvençau) auf das Jahr 1871. Bekannt ist, daß die provenzalischen Mundarten, die sich vom eigentlichen Französisch weit mehr unterscheiden, als etwa das Holländische und Vlamische vom Hochdeutschen, noch von etwa sechs Millionen Bewohnern Frankreichs gesprochen wird. Aus dem vorerwähnten Almanach ersehen wir, daß im provenzalischen Volke nicht bloß noch große Anhänglichkeit für ihre alte Sprache und Poesie, für ihre „Liebeshöfe" und „Rosenköniginnen", sondern auch eine entschiedene Abneigung gegen das Franzosenthum der Pariser sich erhalten hat. Trotz der vom Krieg hervorgerufenen Ausbrüche des Hasses gegen die Deutschen, ist doch auch die Liebe der Provenzalen zu den Parisern durch den Krieg eher vermindert, als vermehrt worden. So heißt es in der „Jahreschronik" des Almanachs: „Zum Teufel mit jener Centralisation, dem Werkzeuge der Knechtung, das die Despoten geschmiedet und welches Frankreich unvorbereitet, waffenlos, nackt und bloß, in einen ungeheuern Krieg gestürzt! Statt die Nation zu uniformiren und zu kaserniren, wollen wir sie verjüngen durch provinzielle und kommunale Selbständigkeit. Mögen die Departements eines und desselben Gebietes ihre Aufgaben und Kräfte vereinigen; mögen die Generalconseils aus departementalen Körperschaften, die schwach und willenlos sind, zu Gebiete-Vertretungen sich gestalten und mit wirklicher Macht ausgestattet werden, so daß sie nicht mehr die Diener ihrer Präfekte sind. Und die Nationalversammlung, statt immer in einer und derselben Stadt zusammenzutreten, möge jährlich den Ort ihrer Zusammenkunft verändern und abwechselnd im Süden und im Norden tagen. Dann würden wir die Sieger nicht mehr einem Usurpator oder einer Handvoll Insurgenten zur Beute fallen sehen, und in allen Provinzen würde wieder Leben erstehen; edler Wetteifer und Anhänglichkeit an die Heimat, Liebe zum Vaterland und der alte Stolz würden neue Triumphe feiern."

Einen interessanten Beitrag zur Literatur des deutsch-französischen Krieges verdanken wir den französischen Kriegsgefangenen. Von ihnen waren bekanntlich mehrere Tausend in der Festung Spandau bei Berlin internirt. Unter diesen fand sich ein gewandter Kopf, der auf den Gedanken kam, zur Kürzung der Zeit ein illustrirtes Blatt zu gründen, lediglich von französischen Kriegsgefangenen in Spandau geschrieben und mit Bildern ausgestattet. Es wurde ein Redactions-Comité erwählt, und so entstand die kleine illustrirte Zeitschrift „Le Prométhée", die seit dem 5. Januar allwöchentlich erschienen und, zum Preise von 2½ Sgr. pro Nummer, auch dem Publikum zugänglich gemacht ist. — Das Journal, wöchentlich ein halber Bogen ansehnlichen Formates, ist authographirt in der uns einigermaßen ungeläufigen runden französischen Currentschrift und darum, weil namentlich auch der Spandauer Steindrucker nicht überall seine Schuldigkeit gethan hat, stellenweise beinahe so schwer zu entziffern, wie ein alter Mönchscodex. Der Inhalt ist durchaus harmloser Natur, nur „Causerie", sowohl in ungebundener, wie in gebundener Form, vielfach aber von jenem Esprit durchblitzt, welchen wir dem französischen Nationalcharakter trotz alledem und alledem vindiciren müssen. Die Illustrationen im „Prométhée" sind leichte Croquis im Karrikaturen-Genre, nach Art der bekannten Chargen Cham's im Journal amusant. Auch die jeder Nummer beigegebenen Rebus sind oft mit Scharfsinn erdacht. In diesem Augenblicke rüstet man den Heimtransport der halben Million in Deutschland internirter Franzosen; auch das Spandauer Franzosenlager wird bereits abgebrochen, und damit dürfte der „Prométhée" seine kurze Laufbahn geschlossen haben.

Zu den bestunterrichteten und vorurtheilfreiesten Organen der nichtpolitischen, periodischen Presse in Nordamerika gehört das in Newyork erscheinende Wochenblatt „The Nation", das besonders auch während der ganzen Dauer des deutsch-französischen Krieges eine wahrhaft achtunggebietende, objective Haltung sich bewahrt hat. Weit entfernt, den republikanische Grundsätzen ihres Landes irgend etwas zu vergeben, zeigt die „Nation" doch auch stets eine richtige Auffassung von der ehrenwerthen, monarchischen Haltung der Deutschen. Wir könnten namentlich den Publicisten in der Schweiz und in England empfehlen, ihrer groben Unwissenheit in Sachen der Deutschen durch fleißige Lesung der „Nation" etwas abzuhelfen.

---

*) Auch dieses Wort ewig hängt mit êwa, ê = Ehe zusammen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86,
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 18. März 1871. [№ 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die allgemeine Landestrauer und der amerikanische Decoration-day.

Es läuft die Nachricht durch die Zeitungen, daß zum Gedächtniß unserer in dem glorreich beendeten Kriege Gefallenen eine (angeblich mehrwöchentliche) Landestrauer angeordnet werden solle. So sehr jeder Patriot aus tiefstem Herzen die furchtbaren Opfer, welche dieser Krieg erforderte, betrauern wird, Opfer, die um so schwerer wiegen, als das Todesloos Familienväter, theure Gatten und in den meisten Fällen heldenhafte Jünglinge, den Stolz der Aeltern, in der Vollkraft ihrer Jahre getroffen hat, so tief schmerzliche Anklänge die Feierkunde des Friedens in den Herzen der Hinterbliebenen der Gefallenen wachgerufen haben mag, so ernste und wichtige Bedenken lassen sich dennoch gegen eine „allgemeine Landestrauer" geltend machen.

Ein Anderes ist der Tod im natürlichen Verlauf der Dinge, ein Anderes der Heldentod des Siegers auf dem Felde der Ehre. Dem ersten folgt des Herzens Klage, und nur die Zeit vermag den Schmerz zu lindern; zu der Trauer um den Tod des Helden aber gesellt sich der tröstende und erhebende Gedanke, daß der Geschiedene sein Leben hingegeben hat für das Theuerste, was der Mensch besitzt, für sein Vaterland. Ist eine „allgemeine Landestrauer", wie sie für einen im ruhigen Verlauf der Dinge dahingeschiedenen Fürsten wohl gerechtfertigt ist, wohl die richtige Weise, das Andenken unserer gefallenen Helden zu ehren? Dürfte nach der uns jetzt umwogenden festlichen Stimmung der Friedens- und Einzugsfeier eine „allgemeine Landestrauer" wohl den Charakter jener edlen erhebenden Weihe besitzen, die eine ernst nationale Feier verlangt? Das menschliche Herz ist ein eigen Ding, und bei aller Theilnahme für das Loos der uns genommenen Helden, übertönt das Gefühl des durch ihren Heldentod herrlich Errungenen den Schmerz um den Verlust weit. Daher dürfte an Stelle einer allgemeinen Landestrauer eher eine nationale, alljährlich an einem bestimmten Datum sich wiederholende eintägige Todtenfeier am Platze sein.

In dieser Weise ehren die Bürger der stolzen nordamerikanischen Republik alljährlich das Gedächtniß ihrer in dem letzten glorreich beendeten Kriege Gefallenen durch den „Decoration-day", die herrlichste und edelste nationale Feier, die ich kennen zu lernen das Glück hatte. Es war am 29. Mai des vergangenen Jahres, als ich in der Bowery von Newyork einen ungeheuren Menschenzug antraf. In Reih und Glied, Musik-Corps an der Spitze, marschirte derselbe mit Fahnen hinaus nach Greenwood, dem Kirchhofe von Newyork. Es waren die überlebenden Mitglieder der Staaten-Armee, geordnet nach ihren Regimentern. Jeder trug einen Kranz oder einen Strauß, um ihn auf die Gräber seiner gefallenen Kameraden niederzulegen, und ganze Hügel von Guirlanden und köstlichen Blumen wurden zu gleichem Zwecke auf reich geschmückten Wagen in dem Zuge mitgeführt. Alle Amerikanerinnen rechnen es sich zur Ehre, an der Herstellung dieser Kränze mitzuarbeiten, welche die Gräber der Tapferen zu zieren bestimmt sind.

Aber diese Krieger ruhen freilich nicht mehr zerstreut auf Hunderten von Schlachtfeldern. Die große Pietät gegen die Todten, ein eigenthümlicher und schöner Zug des amerikanischen (angeblich nur für den Mammon interessirten) Volkes hat den gefallenen Helden auf großen National-Friedhöfen gemeinschaftliche Grabstätten bereitet. Man suchte ihre irdischen Reste auf den Schlachtfeldern von Virginien, Pennsylvanien, Kentucky, Missouri ꝛc.; man förderte sie zum Theil Hunderte von Meilen und bettete sie gemeinschaftlich in Reih und Glied, wie sie im Kampfe gestanden; so sah ich auf dem Friedhof von Arlington eine ungeheure Gräberreihe, und auf jedem Grabe prangte eine Tafel von weißem Marmor; so fand ich auf dem Friedhof von Cincinnati die Angehörigen je eines Regiments gemeinschaftlich ruhend unter großen Hügeln, auf denen Kanonenröhre gleich Obelisken aufgerichtet waren. Die peinlich sorgsame Wartung dieser Todtenstätten, ihr Denkmäler-Schmuck, ihre prachtvoll parkähnliche Anlage hat mich oft zur Bewunderung hingerissen. Père La Chaise in Paris erscheint ärmlich gegen den Greenwood-Cimetery von Brooklyn, den Mount Auburn von Boston, den Springgrove von Cincinnati. So mancher deutsche Heldenjüngling ruht unter diesen Hügeln, und seinen Angehörigen in der Heimat mag die Nachricht zum Troste dienen, daß die große Union alljährlich ihrer gefallenen Krieger gedenkt und daß fremde Hände sein Grab ungeheißen bekränzen.

Wer, so möchte ich bei dieser Gelegenheit fragen, gedenkt bei uns (von den Angehörigen abgesehen) noch der Todten von Sadowa?

Ich wage nicht, den Vorschlag zu machen, die Leichen unserer Tapfern zu sammeln und in deutscher Erde gemeinschaftlich zu betten, obgleich dieser Plan hier unendlich leichter ausführbar wäre, als in Amerika, wo der Staat drei Millionen Dollars zu gedachtem Zwecke verausgabte.

Möglich ist die Sache und einer großen Nation würdig

Aber eine alljährliche eintägige nationale Todtenfeier zum Andenken an unsere gefallenen Helden möchte ich befürworten; sie erscheint mir unendlich viel sachgemäßer und würdiger, als eine, abgesehen von dem persönlichen Gefühl, mit so vielen Inkonvenienzen verknüpfte, einmalige „allgemeine Landestrauer". Als solcher nationaler Feiertag dürfte sich kein Datum besser eignen, als der Tag der Kriegserklärung von Seiten Frankreichs.

Dr. Vogel.

Heinrich Maurus: Ueber Besteuerungsreform.*)

Was wir in einem früheren Artikel (Nr. 18 des Mag. von 1870): über „die österreichischen Staatsgebrechen", aus dem Werke von Maurus entnommen, war nur ein kleiner Auszug aus der Einleitung, die freilich schon für sich allein ein ganzes Lehrgebäude enthält und in ihrem wichtigen Inhalte manche dickleibige Bücher der literarischen Fabrikanten übertrifft. Schlägt man aber gleich das erste Kapitel in Maurus' Buch nach, so sieht man, daß der innere Theil wie ein herrlicher Palast den Glanz des prächtigen Vorbaues in der Einleitung wiederstrahlt und die angeregten Erwartungen in reichem Maße erfüllt. Das Thema von der Besteuerung führt den Verf. gleich zu der Einrichtung der stehenden Heere, die er lediglich vom finanziellen Standpunkt betrachtet. „Nicht danach, sagt er, wird in unsern modernen Staaten heute gefragt, was die Landesvertheidigung an Geld und persönlichen Diensten der Staatsbürger fordert, sondern nur danach, wieviel überhaupt möglich sei, von Beiden aufzubringen, um das größtmögliche Heer gerüstet und auch in Friedenszeiten auf den Beinen zu haben."

In der methodischen Durchführung seines Prinzipes, alle Angaben mit statistischen Daten zu belegen, reiht der Verf. auch hier die Zahlen seinen theoretischen Ausführungen an. Es wird demnach die Größe der stehenden Heere in den Hauptstaaten des europäischen Continents ziffermäßig also angegeben: Norddeutscher Bund 843,394 Mann; Süddeutschland 156,760 M.; Oesterreich 853,000 M; Frankreich 800,000 M.; Rußland 827,350 Mann; Italien 348,461 M.; zusammen also: 3,828,965 Mann. Dazu kommt aber noch die Landwehr: im norddeutschen Bunde 185,552 M.; in Süddeutschland 43,411 M.; Oesterreich 200,000 Mann; Frankreich (Mobilgarde) 550,000 M.; Rußland (Irreguläre und Lokaltruppen) 229,223 M.; Italien (Mobilgarde) 132,000 Mann; zusammen eine Landwehr von 1,340,186 Mann, so daß in den vorstehenden sechs Staaten allein 5,169,151 Mann jahraus jahrein dem Militärdienst verschrieben sind! Nimmt man nach einer sehr mäßigen Berechnung nur an, daß ein Drittheil der stehenden Heere, also 1,300,000 Mann, in vollster rüstiger Jugend in müßigem Soldatendienst festgelagert ist; rechnet man weiter hinzu, daß die Kraft von 300,000 Pferden und Lastthieren hier festgebannt wird; zieht man weiter die Summen in Betracht, welche von diesen Armeen verschlungen werden, und die sich beispielsweise bloß in Nord- und Süddeutschland — mit Zugrundelegung der im norddeutschen Bunde veranschlagten Posten von 225 Thlr. pro Mann — auf 87 Millionen Thaler und in Oesterreich (nach dem Militärbudget von 1868) auf rund hundert Millionen Gulden belaufen: so kann man ermessen, welche ungeheure Summen von Geld und Arbeitskraft hier verschwendet werden und welche Lasten gerade um dieser Verschwendung willen das Volk zu tragen hat! Es ist dagegen wieder ziffermäßig nachgewiesen, daß mit der nämlichen Geldsumme, welche in Deutschland und Oesterreich nöthig ist, um je 10,000 Soldaten zu haben, die Marschbereitschaft und Ausrüstung von mehr als siebenmal so viel (77,000) Milizsoldaten bestritten werden kann.

Nun könnte man sich etwa damit beruhigen und trösten, daß die Handlungen und Ausgaben der Regierung doch von der gewählten Vertretung bewilligt und controlirt werden. Maurus führt uns aber in eindringlicher Sprache zu Gemüthe, wie hinfällig dieser einschläfernde Trost ist, und sagt darüber: „In der That bemüht sich der moderne Liberalismus in Europa seit mehr als fünfzig Jahren mit der Durchführung dieser Anschauung, und derselbe meint diesen Zweck vor Allem dadurch erreichen zu können, wenn die Erhebung der von der Regierung beanspruchten Geldmittel und die Art der Verwendung der Steuern von der Zustimmung einer Volksvertretung abhängig gemacht sei, und die Minister für ihre Gebahrung der letztern gesetzlich verantwortlich erklärt werden. Allein was sind die thatsächlichen Erfolge dieser Steuerbewilligungs-Rechte und Ministerverantwortlichkeits-Gesetze für das Volk? Zählten vor fünfzig Jahren die öffentlichen Beamten in Deutschland z. B. nach Zehntausend, die Soldaten nach Hunderttausend, so zählen heute die ersteren nach hunderttausend, die Soldaten aber schon nach der Million. Ja man ist sogar allseitig stolz auf diese Steigerungen und berechnet danach die Größe und Macht des Staates und die Höhe seiner Entwickelung. Die Volksvertretungen aber bewilligen, wenn auch unter manchem Redeschwall und Seufzer, schließlich die für die vermehrten Auslagen nöthigen größern Steuern, und die Ministerverantwortlichkeit bleibt auf dem Papiere, wie so manches Andere, was dem Besten des Volkes dienen soll."

Unser Vf. plaidirt daher für die direkte Gesetzgebung durch das Volk selbst. Können wir dieser Forderung aus manchen Gründen auch nicht zustimmen, so glauben wir doch auf des Verf. Ansichten hinweisen zu müssen. Maurus meint nämlich, daß zur Wahl des Abgeordneten oder des Vertrauensmannes für die Gesetzgebung eine viel größere politische Reife und ein viel schärferes Urtheil von Seiten der Wähler nöthig sei, — vorausgesetzt, daß man gut wählen und seinen Mann prüfen will — als für die Abstimmung über Annahme oder Ablehnung eines objektiven Gesetzes. Stimme nun gar, wie in Frankreich, das Volk über die Person seines Monarchen oder über die künftige Regierungsform ab, so sei es sicher auch reif, über die Gesetze abzustimmen.

Sei nun aber die Vertretung durch Abgeordnete einmal im Gebrauch und im Bestande, so solle man doch diesen Gewählten zu den persönlichen Dienstleistungen nicht auch noch die Kosten auflasten, und Maurus tritt daher für die Diäten-Bezahlung ein. Letztere sei schon deswegen gerechtfertigt und auch nothwendig, weil ja die Abgeordneten das Geschäft der Gesetzgebung für das Volk übernehmen, also diesem Zeit und Mühe ersparen. „Denn im andern Falle, wenn diese Volksvertretung ein unentgeltliches, ein bloßes Ehrenamt sein würde — wie dies allerdings in einigen Staaten besteht, — ist die nothwendige Folge davon, daß in der Regel nur die Reichen und Vornehmen oder Staatsbeamte, welchen für das Erscheinen im Parlamente von Seite der Regierung unter Fortbezug ihrer Besoldung natürlicherweise gern Urlaub ertheilt wird, im Stande sind, die auf

---

*) „Die moderne Besteuerung und die Besteuerungsreform vom Standpunkte des gemeinen Rechtes dargestellt" von Dr. Heinrich Maurus. Heidelberg, Carl Winter, 1870.

sie gefallenen Wahlen anzunehmen, weil nur sie auch gleichzeitig die Mittel besitzen, um ohne Beeinträchtigung ihres Einkommens oder Erwerbes und ohne Gefährdung eines Dienstverhältnisses, von ihrem Heimats- oder Beschäftigungsorte auf längere und stets unbestimmte Zeitdauer abwesend sein zu können."

Getreu seinem vorgedachten Prinzipe, giebt der Verf. auch hier statistische Belege zu den einschlägigen Ausgaben. Die Kosten der preußischen Volksvertretung waren pro 1867 mit 240,000 Thaler veranschlagt, was 0,15 pCt. der Gesammtsumme aller ordentlichen Auslagen per 153,624,858 Thlr. desselben Jahres ausmacht. Die Ausgaben für den cisleithanischen Reichsrath in Oesterreich beliefen sich pro 1868 auf 425,061 Gulden, wozu noch die Kosten der 17 Landtage mit beiläufig der Hälfte dieser Reichsraths-Ausgaben kommen, so daß die Auslagen der gesetzgebenden Versammlungen daselbst 0,2 pCt. der Summe der ordentlichen Auslagen per 271,076,758 Gulden des Jahres-Budgets betragen. In Frankreich betrugen die Kosten des gesetzgebenden Körpers und des Senates pro 1868 rund 9 Millionen Francs, wozu man noch die Auslagen für das Staatsministerium, den Staats- und Geheimrath rechnen müsse, mit 3,042,400 Fr. für diese, und also mit 12,042,400 Fr. für alle zusammen, so daß sich die Kosten der Gesetzgebung in diesem Staate auf 0,77 pCt. der Summe aller ordentlichen Ausgaben per 1,548,900,621 Francs stellen. In England stiegen die Kosten des Parlaments auf circa 88,000 Pfund Sterling, was auf die Gesammtauslage des Staates nach dem Veranschlage pro 1867/68 per 68,134,000 Pfund einen Betrag von 0,13 pCt. ergiebt.

Ebenso verstandesscharf und hier zu unserer vollsten Befriedigung zieht der Verfasser gegen die hohen Gerichtskosten zu Felde. Die Besteuerung der Rechtsprechung durch Stempel, Urtheilstaxen, Sporteln, Gerichtsgebühren 2c. sieht er als drückende Ungerechtigkeit an, weil einmal Recht zu geben und Recht zu sprechen eine Angelegenheit der Gesellschaft selbst ist, mithin ihr nicht erst verkauft werden und der Arme in ihr auch nicht durch die unerschwingliche Bezahlung dieser Kosten hintangesetzt und benachtheiligt werden darf; und dann, weil die Rechtsprechung mehr den Reichen, also Denjenigen zu Gute kommt, welche nicht nöthig haben, von den Gerichten Gebrauch zu machen, während gerade die Armen ihre Zuflucht bei den Gerichten suchen und diese ihr Recht den Reichen opfern müssen.

Die Kosten an Geld, Zeit und Mühe wachsen aber noch durch die doppelten und dreifachen Gerichte, und der rechtsgelehrte Verfasser steht gar nicht ein, wozu der Instanzenzug in Prozeßsachen bestehe. Denn entweder die Gerichte erster Instanz sind mangelhaft organisirt und ihr Urtheil ist verbesserungsbedürftig: warum bestehen sie dann? oder sie sind ebenso bewandert in den Gesetzen und so urtheilsfähig wie die höheren Gerichte: wozu sollen diese wieder? In England giebt es auch keinen Instanzenzug im Strafprozeß-Verfahren, und es fallen daselbst alle derartige Kosten weg, während die Kosten des Justizdienstes in Preußen 12,185,900 Thaler oder 7,93 pCt. der ordentlichen Staatsausgaben ausmachen, und in Oesterreich die Justizverwaltung die Summe von 7,410,369 Gulden oder 2,73 pCt. der ordentlichen Staatsausgaben erfordert, wobei der oberste Gerichtshof allein die Kosten von 313,310 Gulden oder 4,22 pCt. der Justizausgaben verbraucht.

Wie nun die Rechtsprechung eine Angelegenheit der Gesellschaft ist, so soll jene auch durch die Mitglieder dieser Gesellschaft, durch die Geschworenen, voll und unverkürzt zum Ausdruck kommen, und Dr. Maurus begehrt daher auch hier den Wegfall aller büreaukratischen Einmischung und zünftigen Richterei. Er schreibt: „— Jeder solche Prozeß (mit Voruntersuchung und berghohen Aktenstößen) ist in der Regel, bevor er zur Entscheidung der Schuldfrage vor die Geschwornen gebracht wird, von den richterlichen Beamten für die Versetzung in den Anklagestand bereits in schriftlicher Weise, regelrecht mittelst Klage und Vertheidigung, und nicht selten vor allen Instanzen, durchgearbeitet und verhandelt worden, als ob es gar keine Geschwornengerichte gäbe. Daher wird auch durch die moderne Geschworenen-Gerichtsbarkeit das Prozeßverfahren weder billiger im Allgemeinen, noch für die Parteien." Aber auch die Unparteilichkeit habe wenig oder gar nichts gewonnen. Denn der vorsitzende Gerichtshof mache sich sein Urtheil im Vorhinein aus den Prozeßakten und aus dem Studium des fraglichen Falles, und da ihm auch die Leitung der Verhandlungen und das Recht der Fragestellung anheimgegeben ist, sei es ihm ein Leichtes, auf die Anschauung und den Urtheilsspruch der Geschworenen bestimmend einzuwirken.

Daß unser Verfasser für den unentgeltlichen Gebrauch der staatlichen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten ist, versteht sich bei ihm von selbst. Denn es sei nicht allein eine Pflicht der Gesellschaft, allen Staatsbürgern die Wohlthat des Unterrichts und der Erziehung angedeihen zu lassen, sondern es erwachse ihr noch ein Vortheil daraus. „Die Wirkungen von Unterricht und Erziehung kommen auch nicht bloß dem betreffenden Einzelnen, welchem sie ertheilt werden, sondern nicht weniger der Gemeinschaft selbst zu Gute, und es ist daher auch von diesem Standpunkte aus eine prinzipielle Ungerechtigkeit, für Etwas noch besonders steuern zu sollen, woraus die Gesellschaft ohnedies Nutzen zieht." Ebenso ungerecht erscheint ihm die Besteuerung der Diplome und amtlichen Zeugnisse durch Taxen, und die Erhebung von Gebühren für Erfindungspatente. Es klinge wie Ironie, wenn in den Staaten moderner Kultur mit ihrem Pauperismus und ihrem Proletariate, mit ihren die Möglichkeit zur Verschaffung einer erträglichen Existenz verkümmernden Institutionen, mit ihren Privilegien und Vorrechten für die Großen und Begüterten — wenn in diesen Staaten auch die Erfindung und sogar noch die Lohnarbeit besteuert wird!

Schon aus dem bisher Gesagten werden unsere Leser entnommen haben, durch welche Beseitigungen und Verbesserungen Dr. Maurus zu reformiren gedenkt. Aber eine starke Abtheilung seines gediegenen Werkes befaßt sich noch ausschließlich mit den Vorschlägen zur Besteuerungs-Reform. Aus dieser überaus werthvollen Arbeit können wir aus Mangel an Raum hier nur das anführen, daß der Verfasser eine durchgreifende Staats-Reorganisation beantragt, und durch diese veränderte Organisation eine Herabminderung der Steuern auf zwei Fünftel des bisherigen Betrages erzielen will. Wir möchten dieses Buch in gegenwärtiger Zeit vorzugsweise dem der Steuerreform sehr bedürftigen, französischen Volk empfehlen. B.

Zur Kutschke-Literatur.

In der Schweiz sagt man, wenn der Todtenschein eines in die Fremde gegangenen Landsmannes nach der Heimat gesendet ist: „Der N. N. ist zurückgekommen in einer papierenen Kutsche." Dieser volksthümlichen Ausdrucksweise umgekehrt entsprechend, nannte man während des jüngstverflossenen Krieges das eine und andere Soldatenlied, welches ab und zu, bald nach

seinem Entstehen — Dank sei dafür gezollt unserer expeditiven Feldpost — von jenseit des Rheines den Landsleuten daheim überliefert wurde: ein Kutschke-Lied. Im Herbst anno 70 (nach Sedan) sah man auch im Vaterland etwelche Reimwerke unter der Kutschke-Flagge vom Stapel laufen, als Seitenstück und Fortsetzung jener „frohmüthigen" Lebenszeichen und Kriegsberichte.

Der Name „Kutschke" ist ein wirklich existirender Personal-Eigenname. Die Zeitungen verkündeten kürzlich die Verleihung des königl. preuß. Allgemeinen Ehrenzeichens an einen Dorfschullehrer Kutschke in Westpreußen. Auch enthält das Berliner Adreßbuch dieses nomen proprium. Sehr erklärlich also, daß man den als „Füsilier August Kutschke" bezeichneten Verfasser des sogenannten Napoliumliedes für eine thatsächlich vorhandene Persönlichkeit hielt. Man glaubte dieselbe beim königl. preuß. 40. Infanterie-Regiment. Eine Erklärung seitens des betreffenden Truppen-Commandeurs in der Kölnischen Zeitung beseitigte den Irrthum. Indeß die Kutschke-Poesie wurde fortgesetzt und, wie bereits gesagt, vielgestaltig. Hieraus entstand die Kutschke-Mythe und, wenn wir so sagen dürfen, ein Kutschke-Cultus.

Den Spree-Athenienser ist „Knetschke" eine allbekannte, sehr beliebte, urkomische Bühnenfigur. Diesen Knetschke im guten Angedenken, war es eine zufällige Alliteration, die den „Kutschke" den Berlinern mundrecht machte. In der Metropole des Preußenstaats erhob man, in scherzhafter und liebevoller Weise, das Wort „Kutschke" zu einer Gesammtbezeichnung für solche Füsiliere, Grenadiere ꝛc., die das „Zeug" zum Dichter komischer Heldengesänge darthaten; und später widmete man diesen Ehrentitel allen unseren wackeren Vaterlandsvertheidigern, weil sie bei schwerer Kriegsarbeit sich einen unbeugsamen Humor bewahrten: jene rechte und echte Feldsoldaten-Freudigkeit und Heiterkeit, deren Vater im Preußenheere der „alte Dessauer" ist, Fürst Leopold Serenissimus, Infanterissimus. Ein werthvolles Stück Kriegsgepäck, dieses imponderabile jocosum! Aeußerte doch van Swieten, Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, in seinen Schriften über die Sorge für die Gesundheit beim Heere, es sei sehr nützlich, dem Soldaten auf irgend eine Weise die „Fröhlichkeit" zu verschaffen. Dem dictum: „Der Sieg ist auf Seiten der starken Bataillone", läßt sich in diesem Sinn eine besondere Deutung geben.

Wenn eine Berliner Zeitung drei Initialbuchstaben vorschlug für die Illumination bei der Heimkehr der Truppen: W, dem Kaiser geltend, F, seinem Thronerben, dem das Vaterherz und die allgemeine Liebe den Namen „Fritz" attribuirt, und ein K, — so meinte man, dieses „K" möge für „Kutschke" in Flammen strahlen, zum Willkomm der ganzen Armee, d. i. dem lebendigen Heldengedicht. „Kutschke" ist somit ein Kriegs- und Siegesruf geworden, wie „Hurrah!", eine Devise und ein epitheton ornans.

Gleichviel, wie das Wort „Kutschke" in Cours kam — es entstand wohl ähnlich wie „Heurich" als Scherzwort bei einer marschirenden Truppe*) —, gleichviel wer das Napoliumlied construirte und als „Kutschkelied" in die (Weser-)Zeitung brachte; Kutschke und das Kutschkelied waren ein rechtes Wort zur rechten Zeit.

Der Anfang des Kutschkeliedes, die vierzeilige erste Strophe, ist nicht neu. Derselbe hat notorisch als Marschgesang fortgelebt im Bereich des königlich preußischen IV. Armeecorps (Provinz Sachsen); *) so zu sagen eine Soldaten-Reliquie „aus der Franzosenzeit" von anno 13. Damals eines unter den vielen versificirt hervortretenden kriegerischen Stimmungsbildern, beginnt, wie mehrere unserer alten Reimwerke aus den Jahren 1813, 14, 15, auch dieses Lied mit einer Frage. Wir erinnern an Arndt's deutsches Vaterlandslied, an sein Scharnhorstlied: „Wem gebührt der höchste Preis" und an sein Blücherlied: „Was blasen die Trompeten Husaren heraus?" Ferner (aus dem März 1813): „Was ist das für ein Feldgesang, welch hoher Ruf und Donnerklang? Der König ruft, u. s. w.", oder: „Was tönen die Trommeln und Hörner? Sie rufen in's Feld." Nach Niederwerfung der französischen Vergewaltiger sang man: „Wo ist das Volk, das, kühn von That, der Tyrannei den Kopf zertrat? Groß, unbezwungen steht es da; es ist dein Volk, Borussia!" Stägemann's Rheinübergangslied hebt an: „Was gleitet durch der Wogen Schooß in dunkel stiller Nacht?"

Anläßlich der Großbeerener Schlacht entstanden die Verse: „Was sieht man durch die Haiden herziehen? Was strömt bei Großbeeren zusammen? Des Oudinot's fränkische Schaar will Berlin." Allbekannt ist der Eingang des Körner'schen Gesanges zu Ehren der Lützower Jäger: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?"

In einzelnen solcher Lieder richtet sich der fragende Blick auf den Franzosenkaiser. So z. B. „Wo ist denn jetzt ihr großer Kaiser? Er, der den zweiten Gott so längst gemacht! — Er ist nach Haus (geflohen im russ'schen Winter); er wurde heiser, weil er zu früh gelacht." — Demgemäß reimte man anno 1813 auch die, 1870 als zeitgemäß erneute, Frage nach dem im Busch herumkriechenden Napolium. Man beschloß Anfang August 1870, zu thun was die Väter thaten: den Herumkriecher (sive den Hecht im Karpfenteich, wie Leo in Halle „Ihn" nannte) fortzujagen. Unsere Altvordern drückten sich, mit ihrem unparlamentarischen modus vivendi, etwas stärker aus in ihrem Napoliumlied; denn hier heißt es ursprünglich: „Schlag ihn todt, Patriot." Nun wird in der Original-Dichtung Napolium gründlich „besehen", d. h. versehen mit vernichtenden Schlägen auf die unterschiedlichen Theile seines Körpers: gereimte Keulen- und Kolbenschläge, ähnlich denen, die man in Prosa an der Katzbach und bei Großbeeren verabfolgte, das „Kutschkelied" in Keilschrift.

Das alte Kutschke- vulgo Napoliumlied, nur fragmentarisch reproduzirt 1870, war ein „frohmüthiger" Sang 1813; das neue Napolium- vel Kutschkelied erheiterte unsere Vaterlandsvertheidiger „draußen" und uns daheim anno 70.

Deutschlands Krieg fand sichere Förderung und glückliche Endschaft durch ein dreifaches K: Kriegszucht, Kriegskunst und Kriegsgesang. Unsere „Wehrmänner" und strammen „blauen Söhne", unsere schneidigen Schlachten-Denker und Lenker, nebst unseren Feldpoeten, sie all zusammen in harmonischer Einigung, dies war, dies ist und bleibt: der wahre „Kutschke!"

Geschrieben Berlin den 5. März 1871.

G. L. W.

*) Ueber den Ursprung des Zurufs „Heurich" giebt die „Geschichte des zweiten schlesischen Husarenregiments", Berlin bei R. v. Decker erschienen 1860, Aufschluß in einer Note zu Seite 219. — „Kutschke" ist ein modernes „Heurich!".

*) Wenn in der E. Wachsmann'schen „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder aus dem Jahr 1870" (erschienen in Berlin bei Liebheit und Thiesen zum Besten patriotischer Hülfsvereine, Preis 10 Sgr.), der Verfasser des neuen, weltbekannten Napoliumliedes bezeichnet ist, Seite 368, als „alter Sechsundzwanziger", so möchte dies mit obiger Angabe wohl in Einklang zu bringen sein; denn das 26ste Infanterie-Regiment gehört zum IV. Armeecorps.

Frankreich.

Heinrich IV. und Philipp III.

Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa, 1598—1610.*)

Wir können das in der Ueberschrift genannte Buch des jungen Historikers, der nach Vollendung desselben in den französischen Krieg gezogen, als eine tüchtige, aus dem umfassendsten Quellenstudium hervorgegangene Arbeit bezeichnen. Es ist gewiß eine zeitgemäße Aufgabe, heute, wo das französische Uebergewicht in Europa hoffentlich für immer gebrochen ist, zu untersuchen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen Frankreich den überwiegenden Einfluß, den bisher Spanien auf die europäischen Angelegenheiten geübt, erlangt habe. „Die folgenreiche Entwickelung — meint der Verfasser — liegt innerhalb der Jahre 1598 bis 1610. Während Lerma's Regierung in Spanien den Wendepunkt dieses Reiches zum Verfalle bezeichnet, ist Heinrich IV. der Begründer des französischen Uebergewichts in Europa. Die späteren Zeiten haben nur die Früchte reifen und brechen sehen, die in jenen zwölf Jahren gepflanzt worden sind."

In der das erste Kapitel bildenden Einleitung heißt es „Am Ende des 15. Jahrhunderts, als Deutschland und Italien in unheilbare Zerrüttung verfallen waren, während England sich mühsam aus den Wirren des Bürgerkrieges herausarbeitete, gab es nur zwei Völker, die äußerlich stark und innerlich geschlossen genug waren, um die Vormacht und das Uebergewicht in Europa anstreben zu können: Spanien und Frankreich. Beide ehrgeizig und kriegerisch und geleitet von begabten, weitaussehenden Fürsten, mußten sie dasselbe Ziel verfolgen und so unvermeidlich auf einander stoßen. Die nahe Nachbarschaft, ja selbst die enge Rassen-Verwandtschaft stärkten noch die gegenseitige Feindschaft. Das unverkennbare Streben der spanischen Habsburger nach der Weltherrschaft steigerte die Gegnerschaft der Valois und ihrer Nachfolger, der Bourbonen, auf den höchsten Gipfel. Als nun die große Kirchenspaltung entstand, blieben beide Nationen wesentlich katholisch, aber gerade deshalb mußte es sich entscheiden, welche von ihnen die Führerschaft der katholischen Völker übernehmen sollte. Die Stellung Karl's V. als römischen Kaisers, der düster fanatische Sinn der Spanier selbst entschieden für diese. Damit aber kam Frankreich in eine sehr eigenthümliche Lage, denn durch seine religiösen Interessen auf Spanien hingewiesen, wurde es durch seine politischen jetzt mehr als je demselben gegenübergestellt. Der Ausgang dieses Dilemma's blieb keinen Augenblick zweifelhaft: das französische Nationalgefühl war bereits so sehr erstarkt, daß es auf politischem Gebiete sofort den Sieg über die religiösen Beweggründe davontrug. Während also Franz I. und Heinrich II. in ihrem eigenen Lande die Reformirten schaarenweise verbrannten, schlossen sie sich auf das engste an die deutschen Protestanten und an England an. In den schlimmsten Tagen der Liga war das französische Volk nicht durch Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Verheißungen dahin zu bringen gewesen, um der Religion willen das Land an Spanien zu überliefern. Der Sieg, den dann durch Heinrich IV. die gemäßigte Partei gewonnen hatte, konnte selbstverständlich nur zur Befestigung dieser Lage beitragen. Nach seinem Uebertritte zum Katholicismus änderte Heinrich nicht im mindesten seine Politik, und während er sich bei jeder Gelegenheit als den ergebensten Sohn der Kirche bekannte, setzte er sein Bündniß mit den Reformirten, mit England, Holland und den deutschen Protestanten fort. Hierdurch hatte sich nun die Sachlage so gestaltet, daß einstweilen, besonders in Frankreich selbst, dann aber auch im übrigen Europa, der Gegensatz zwischen den beiden Religionen etwas zurücktrat und dafür die Gegnerschaft zwischen dem französisch-englisch-holländischen und dem spanisch-kaiserlichen Interesse sich mehr in den Vordergrund stellte." — Eine Schilderung der europäischen Zustände nach dem Frieden von Vervins, 2. Mai 1598, bildet den Hauptinhalt des ersten Kapitels.

Das zweite Kapitel handelt von dem französisch-savoyischen Kriege, 1598—1601. Dieser endete mit dem Frieden von Lyon, welcher, scheinbar vortheilhafter für Savoyen als für Frankreich, Heinrich IV. durch die Besitznahme der Bresse und des Ländchens Gex den Nutzen brachte, seine Gränzen besser abzurunden, den Marsch der Spanier von Italien nach den Niederlanden unterbrechen und als Nachbar in nähere Berührung mit der Schweiz treten zu können, wodurch ihm der Einmarsch in Italien zu jeder Zeit geöffnet war. — In dem dritten Kapitel, mit der Ueberschrift „Oppositionsregungen", 1600—1602, bespricht der Verfasser die Verhältnisse der Hugenotten und die Stellung Frankreichs zu den deutschen Protestanten. Den Hauptinhalt bildet die Verschwörung des Marschalls Biron. Dem Verfasser standen außer den bekannten Quellen noch unbenutzte handschriftliche zu Gebote, wodurch es ihm gelungen ist, in der Darstellung des Ereignisses manche neue Punkte hinzuzubringen, andere in ein helleres Licht zu stellen und sicherer zu begründen.

Das vierte Kapitel „Scheinfrieden", 1602—1605, beginnt mit einer Charakteristik Heinrich's IV. Der Verfasser erkennt in ihm mit den Anderen den Sanguiniker, den Mann von aufgewecktem Wesen, Witz und Heiterkeit, schneller Entzündbarkeit kühnem Muthe, hochfliegenden Plänen, Verachtung des Kleinlichen, Großmuth gegen die Feinde, aber auch voll Unbeständigkeit in seinen Neigungen, Achtlosigkeit gegen Dinge und Personen und Hinneigung zu sinnlichen Ausschweifungen. Dazu kamen die intellectuellen Vorzüge einer klaren Einsicht und eines scharfen Sinnes für Takt, für das in jedem Augenblick zu jeder Sache Gehörende und Passende. „Aber — fährt der Verfasser fort — in der langen Schule des Unglücks, die Heinrich in seiner Jugend und im Beginne seines Mannesalters durchzumachen gehabt, hatte sein Charakter eine wesentliche Veränderung erfahren, zum Guten und zum Schlimmen. Da hatte er Ausdauer gelernt, zähe Beharrlichkeit, starres Festhalten an einem noch weit entfernten Zwecke trotz plötzlichen scheinbaren Abbiegens; da hatte er die Menschen geringschätzen und ihnen mißtrauen gelernt, sowie von Grund aus die Kunst der Verstellung und das Vergessen aller Skrupel im Kampfe mit dem Gegner. Indem nun beide Arten von Eigenschaften in einander spielen die ursprünglichen und die angelernten, entsteht in Heinrich's Denk- und Handlungsweise jene eigenthümliche Mischung, die uns das Verständniß seiner Persönlichkeit oft so sehr erschwert. Im persönlichen Auftreten, im Verkehr mit anderen Individuen kommt mehr sein eigentlicher Charakter hervor, dagegen auf die große Politik wendet er die Eigenschaften und Künste an, die ihn sein vielbewegtes Leben gelehrt hatte. Nur in einzelnen Ausbrüchen, in schnell verklingenden Bravaden tritt hier Heinrich's rasches und feuriges Temperament an das Licht; im Großen und Ganzen erscheint er als vorsichtiger, kalter, schlau berech-

*) Von Dr. M. Philippson. Erster Theil. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1870.

nender Politiker, der, ein hohes, aber noch fernes Ziel im Auge, einstweilen nur vertheidigungsweise verfährt, jeden Fehler des Feindes klug benutzend, um denselben immer mehr zu isoliren, bis endlich Frankreich genugsam erstarkt, Spanien hinreichend vereinsamt sein würde, daß er den entscheidenden Schlag wagen könnte." — Der König bestimmte allein die äußere Politik. Der Herzog von Sully schreibt sich zwar in seinen Memoiren einen großen Einfluß auf dieselbe zu, im Allgemeinen aber war er mehr auf die inneren Angelegenheiten, besonders die Finanzverwaltung, beschränkt, wozu er ein besonderes Geschick besaß. Sein Stolz und seine herrische und absprechende Art machten ihn für das diplomatische Fach untauglich.

Das Mißlingen der Genfer Escalade trieb Savoyen auf die Seite Frankreichs, und die Graubündner Händel hatten die Folge, daß sich die italiänischen Staaten Frankreich näherten. Nach dem Tode des Papstes Clemens VIII. fielen die beiden Papstwahlen des Mediceers Leo XI. und des Borghese Paul V. im französischen Interesse aus. Während sich Spaniens Kräfte im Kriege mit den Niederländern und in unzähligen kleinen, meist unfruchtbaren Unternehmungen verzehrten, suchte Frankreich sich mit einer Kette ergebener Freunde und Bundesgenossen zu umgeben, seine Kräfte sorgfältig aufzusparen, um im rechten Moment den entscheidenden Schlag auf die Gegner ausführen zu können. Spanien erfüllte zwar noch immer die Welt mit seinen Ansprüchen und Thaten, aber schon begann damals sich die Ueberzeugung von Frankreichs Ueberlegenheit festzusetzen; man erkannte aus dem fast regelmäßigen Mißlingen von Spaniens Unternehmungen, daß dieses bereits Schiffbruch gelitten an materiellen, ganz besonders aber an geistigen Kräften. Mit immer wachsendem Vertrauen und mit immer größerer Sicherheit setzte der französische König seinen Weg fort; noch wenige Jahre und er glaubte an dem Ziele zu stehen, nach welchem er so lange gestrebt; er hoffte, nur den Arm erheben zu dürfen, um mit kräftiger, aber kurzer Anstrengung die Früchte langer Mühen und Sorgen zu pflücken und einzubringen. — Der zweite Theil der verdienstlichen Arbeit Philipson's wird zeigen, wie diese Hoffnung erfüllt worden. E. M.

Spanien.

Eine Stimme aus Spanien über die Ueberlegenheit Deutschlands.

Während in Italien sowohl die Reactionäre als die Liberalen die siegreichen Waffen der Deutschen, denen allein Victor Emanuel und sein Königreich Italien den Besitz Venetiens und Rom's verdanken, mit gemeinem Neid und Hohn verfolgten, hat in Spanien die gesammte, progressistische sowohl, als demokratische Presse die deutsche Sache während des Krieges mit ihren besten Wünschen begleitet. Die Madrider „Nacion" begrüßte die Errichtung des deutschen Kaiserreichs, „die Einigung des von Klopstock besungenen deutschen Vaterlandes" als „ein Bollwerk für die politische Freiheit Europa's," und der frühere spanische Minister Casanovas del Castillo eröffnete seine diesjährigen, im literarisch-wissenschaftlichen Verein des „Atheneo" von Madrid gehaltenen Vorträge mit einer Rede über die Ereignisse des Jahres 1870, die dem kenntnißreichen und vorurtheilsfreien Staatsmann alle Ehre macht.

Nachdem der Redner einen Blick auf die deutsche Geschichte von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart geworfen, sagte Herr Casanovas: „Mögen wir nun die der Zahl nach außerordentlichen, der Beschaffenheit nach unübertrefflichen Streitkräfte, die Deutschland im gegenwärtigen Kriege entwickelt, oder mögen wir die Tüchtigkeit seiner sozialen und politischen Einrichtungen in's Auge fassen, aus welcher eben naturgemäß seine militärische Ueberlegenheit entspringt, so müssen wir anerkennen, daß der gegenwärtige Aufschwung Deutschlands alle denkbare Anzeichen der Dauer an sich trägt. Diese Vermuthung wird unterstützt, wenn wir eingehend die militärische Schwäche prüfen, die, zum allgemeinen Erstaunen der Welt, Frankreich jetzt bewiesen, eine Schwäche, die — so schmerzlich uns auch das Geständniß sein mag — bei den übrigen lateinischen Nationen ebenso groß, wenn nicht noch größer ist.

„Das Deutsche Kaiserreich, das jetzt vor unseren Augen sich aufbaut, ist ein anderes, als jener verworrene deutsche Staat des Mittelalters, der bis zu den Anfängen des 16. Jahrhunderts von den Bannstrahlen des Vaticans in Schranken gehalten und beherrscht, dann von dem Genius der lateinischen Rasse, der den mächtigen Geist Karl's V. durchdrang, in Fesseln geschlagen wurde. Nachmals vollends durch den dreißigjährigen Krieg niedergedrückt, war dieser Staat bald seiner ganzen Macht beraubt. Erst mit dem Glanze der Waffen Friedrichs II. trat auch wieder eine Rückkehr des alten Glanzes für Deutschland ein, was nachmals auch das Meiste dazu beitrug, Napoleon I. zu besiegen. Heute seht Ihr dasselbe Land mit einem völlig freien, geistigen Blicke, während das Volk bewaffnet ist von der Zehe bis zum Scheitel. Sein Herz ist nicht bloß zuversichtlich, sondern voll Glauben an den Sieg. Es übertrifft alle anderen Völker an Wissen, alle anderen an Können. Kein anderes Land weiß besser, was es will, kein anderes will eifriger, was es kann, als Deutschland. . . ."

„Aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, so fuhr der Redner fort, kann kein unparteiischer Mann der lateinischen Rasse die Ueberlegenheit der Deutschen mehr leugnen. Dieser Ueberlegenheit sind, nach dem Urtheile der besiegten Franzosen mehr als irgend etwas Anderem, die kriegerischen Triumphe der Deutschen beizumessen. Von ihr rührt — und das ist mit noch größerer Sicherheit anzunehmen — die soziale Disciplin her, die in Deutschland mit der unbeschränkten Freiheit der Forschung Hand in Hand geht. In der Metaphysik, die sich neben die Theologie gestellt, sind die Deutschen, nach dem Geständniß Aller, die Ersten unter den Zeitgenossen; ja selbst der Materialismus empfängt von Deutschland seine vorgerücktesten Apostel. Wohin man auch blicken mag — überall hat die lateinische Rasse Ursache, die germanische zu beneiden, und demüthig das Haupt vor ihr zu beugen. Die letzten Bollwerke der Größe und der Weltbeherrschung der lateinischen Rasse waren das päpstliche Rom und das französische Heer. Die gleichzeitigen Katastrophen, die Beide vor unseren Augen erlebten, besiegeln vielleicht den in jeder Beziehung unvermeidlichen Fall des Romanenthums.

„Doch die Menschheit verfällt darum nicht, wenn auch eine Rasse verfällt. Dem theilweisen Verfall folgt vielmehr gewöhnlich, nachdem ein besserer Stamm den Platz des verfallenen eingenommen, ein allgemeiner Fortschritt. Und selbst die gefallenen Völker genießen dann im Schooße der Humanität, die ein Vaterhaus für Alle ist, die von der glücklicheren Rasse für die gesammte Menschheit gewonnenen Güter."

Schweiz.

Die Sprachverhältnisse in der Schweiz.

In dem großen von Max Wirth herausgegebenen Sammelwerke „Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz"*) befindet sich ein eingehender Aufsatz: „Die Sprachen und Dialecte der Schweiz", von A. Gatschet, auf den wir uns im Folgenden stützen.

Für die „Disparatheit" (?) — warum nicht einfach Verschiedenartigkeit — der schweizerisch-romanischen Dialecte glaubt Gatschet die Anfänge schon in der römischen Zeit suchen zu müssen. Die Helvetier waren Kelten, welche der römischen Kultur und Sprache erlagen. Erst nach der Auflösung des weströmischen Weltreiches (476) treten Germanen in größeren Massen auf den Boden der Schweiz. (Burgundionen und Allemannen.) Das Burgundionische der Westschweiz wich allmählich dem Romanischen, während das Allemannische der Ostschweiz dauerte. (Frühe Pflege in St. Gallen.)

Als Sprachgränze, welche mannigfache Sprachinseln nicht einschließt oder nicht ausschließt, wird folgende Linie angegeben: Eingetreten in die Schweiz bei Lützel, zieht sie sich östlich von der Birs an der bernisch-solethurnischen Gränze hin bis an den Bielersee, umgeht diesen bei Neuenstadt, folgt dann dem Laufe der Broye, durchschneidet von der Mündung des Chandonbaches in den Murtensee ausgehend, den Kanton Freiburg in der Quere, folgt vom Oldenhorn aus den höchsten Alpenspitzen bis zum Wildstrubel, umgeht östlich vom Einfischthal das Oberwallis (einige piemontesische Gemeinden südlich vom Monte Rosa sprechen ebenfalls deutsch), durchschneidet quer das obere Tocciathal, umgeht Bosco (Tessin) und folgt dann vom Gotthard und Crispalt der Wasserscheide der Tödikette bis Trins und Ems, von wo aus sie, das Thal von Churwalden östlich, die Thäler von Davos und Prättigau südlich umgehend, die Schweiz in der Gegend von Finstermünz verläßt.

Die Schweiz bietet den ausgeprägtesten Dialectismus dar, doch weicht er, wie überall, dem erobernden Schriftdeutsch mehr und mehr, daher es an der Zeit gefunden wird, eine lexikalische und grammatische Fixirung derselben zu beschaffen. Zum Theil ist dies übrigens in werthvollen Arbeiten geschehen.

Das Romanische der Schweiz zerfällt in die französischen Patois, die italiänischen in Tessin und Graubünden und in das sog. Rhätoromanische, das Romaunsch und das Ladin. Das Deutsche gliedert sich nach den Mundarten der Alpenkette, der Ebene und des Jura. Nach der Volkszählung vom 10. December 1860 sprachen von 2,510,494 Einwohnern deutsch 69,51 pCt., französisch 23,37 pCt., italiänisch 5,43 pCt., romanisch 1,69 pCt.

Die französischen Patois gehören zur langue d'oc oder dem provençalischen, jetzt nur auf dem Lande; in den Städten herrscht die französische Conversationssprache. Dem Italiänischen verwandt ist die Mundart des Wallis, während der Genfer Dialect sich der französischen Schriftsprache nähert. Wissenschaftlich am meisten erforscht sind, durch Bridel († 1845 in Montreux) die Patois der Ebene, die waadtländischen und freiburgischen. Die Mundarten des Jura zerfallen in die des neuenburgischen und des Berner Jura. Im letzteren Kanton spricht ein Sechstel von den 467,141 Einwohnern französisch.

Das Italiänische in Tessin und Graubünden (Misox-Mesocco, Calanca, Bregell-Bregaglia, Puschlav-Poschiav) gehört zur niederlombardischen Mundart. Der Wortvorrath ist überall ziemlich derselbe, wie auch die syntactischen Eigenheiten. Eine plausible Eintheilung hält Gatschet für schwierig, doch versucht er nach den Naturgränzen folgende (für das einzelne sich auf schätzbaren Mittheilungen der Herren G. Ghiringhelli und Gymnasialdirector Franscini in Bellinzona beziehend):

1. Das Luganesische, a) um Lugano, b) im Bezirke Mendrisio.
2. Das Locarnische, a) um Locarno, b) des Verzascathales, c) des Maggiathales (la Vallemaggia).
3. Das Leventinische, a) des Livinenthales, b) des Blagnothales, c) der Riviera.
4. Das Bellinzonesische, a) des Misoxerthales, b) des Calancathales, c) um Bellinzona.
5. Der Bregeller Dialect.
6. Der Poschiaviner Dialect.

In Tessin sprechen von 116,343 Einwohnern 99,54 pCt. ital., nur 0,41 pCt. deutsch, in Bünden von 90,713: 13,64 pCt. ital., in Wallis wird nur in 134 Haushaltungen ital. gesprochen.

Das Rhätoromanische, einst eine viel weiter verbreitete Sprache, sprechen gegenwärtig von den 90,713 Seelen des Kantons Bünden nur noch 42,45 pCt. oder 8858 Haushaltungen. Dazu kommen noch 5—6000 Rhätoromanen in Gröden und Enneberg.

Von den beiden Hauptdialecten herrscht das Romaunsch im Flußgebiete des Rheins, von Chiamutt bis Tamins, in Lugnetz, an einer Strecke des Hinterrheins und im unteren Thale der Albula. Der ladin'sche Dialect herrscht im Engadinerthal und im Münsterthal. Der Ausdehnung nach verhält sich Ladin zu Romaunsch wie 2:5. Beide werden wieder nach „ober" und „unter" geschieden (supra- und subsylvanischer Dialect und ober- und unterengadinisch). Im Einzelnen bezieht sich der Vf. auf Otto Carisch, Wörterbuch der rhätischen Sprache.

Das Deutsch der Schweiz bildet, wie schon bemerkt, einen Bestandtheil des allemannischen Dialectes. Auffallend kann uns die Bemerkung erscheinen, daß die Alpendialecte die weicheren und harmonischeren seien, während die Mundarten der ebenen Nordschweiz rauher und accentuirter klingen.

Zu den alpinen Mundarten rechnet man: 1) den Bündner Dialect. „Das dortige Deutsch hört sich so an, als ob es die aus dem Schriftdeutschen angelernte Sprache der Romanen sei." Von den 90,713 Seelen sprechen 43,84 pCt. deutsch.

2. Der Glarner Dialect, nur 33,360 Bewohner.
3. Der Dialect der Urkantone, in Uri 14,741, in Schwyz 45,039, in Unterwalden 44,902. Auch der südliche gebirgige Theil von Zug ist hieher zu rechnen.
4. Der Dialect der Berneroberländer, zerfällt in den oberhaslischen, den mitteloberländischen und den Simmenthaler Dialect. Oberhasli hat 7220 Seelen, das Amt Interlaken 20,960, Ober- und Niedersimmenthal, Saanen, Frutigen 32,860.
5. Der Oberwalliser Dialect, von 32,8 pCt. der 90,792 Seelen gesprochen.

Zu den Mundarten der ebenen Schweiz gehört: 1. Die östliche Dialectgruppe (Appenzellisch, St. Gallisch, Thurgauisch). Dem appenzellischen hat Dr. Titus Tobler eine gewissenhafte lexikalische Arbeit gewidmet. Er unterscheidet noch 4 Unterdialecte.

2. Der Züricher Dialect (226,265 Einwohner).
3. Der Luzernisch-aargauische Dialect.
4. Der Berner Dialect mit a) Seeländer-Mundart, b) Oberaargauer, c) Emmenthaler, d) Mittelländischer Mundart, ca. 315,000 Seelen.

*) Zürich, Orell, Füßli. Vergl. No. 5 des „Magazin".

5. Der Freiburger Dialect, von 26,16 pCt. der 105,523 Seelen des Kantons gesprochen.

Die Mundarten des Jura endlich, an das Breite, Behagliche und Singende der schwäbischen Redeweise streifend, zerfallen in 2 Gruppen, die Basler und Schaffhauser Dialecte.

F. S.

Belgien.

Der vlamische Dichter Jan van Beers.*)

Ich würde in den Niederlanden unter den lebenden keinen Dichter nennen können, dessen Name mehr genannt, dessen Gedichte mehr gekannt, dessen Poesie mehr gelesen wird, als Jan van Beers. Er ist ein Vlaming und wurde 1821 in Antwerpen geboren, wo er zur Zeit wieder lebt. Man hat von ihm zwei Sammlungen von Gedichten: „Jongelings-droomen" und „Levensbeelden", worin sich die beliebtesten Stücke seiner Muse befinden, wie: „De Blinde" by 't Kerkportaal, „De zieke (kranke) Jongeling", „Livarda", u. s. w. Letzteres ist in Deutschland durch eine Uebersetzung von Ida von Düringsfeld bekannt.

Die Begeisterung des holländischen Volkes für den vlamischen Dichter ist völlig berechtigt; Begabung und Talent kann man van Beers nicht absprechen; doch erscheint es deshalb eben um so bedauernswerther, daß die Muse des gefühlvollen und beliebten Sängers auf Irrwege gerathen ist, indem er sich einer Sentimentalität hingegeben, die in Krankhaftigkeit ausgeartet ist.

Den Reichthum seiner Dichtergaben haben wir wieder Gelegenheit, in der so eben erschienenen Sammlung von Gedichten van Beers, unter dem Titel „Gefühl und Leben" wahrzunehmen. Nehmen wir daraus z. B. sein Gedicht: De Oorlog (der Krieg), ein Oratorium, von einem vlamischen Musiker komponirt. Es ist ein feuriger Protest gegen den Krieg. Melodisch und reizend ist in der Einleitung des Gedichtes die Beschreibung des Lenzes und der Segnungen, welche er bringt — des Menschen, dem er jedes Jahr seine Früchte zuführt, des Menschen, der sich selbst Herr der Schöpfung nennt. Die Geister der Finsterniß feuern ihn an zum Streit: er verleugnet seinen besseren Theil, er träumt von Blut. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Trompete erschallt, die Trommel wird gerührt, der Angriff befohlen. Mütter klagen um ihre Söhne, Jungfrauen um ihre Geliebten: die Arbeiter sehen die Früchte ihres Fleißes vernichtet. Krieger muntern einander auf zum Streit. Meisterhaft ist die nun folgende Beschreibung des Schlachtfeldes, wo der Mensch dürstet nach Brüderblut, um Lorbeeren zu gewinnen, oder Verrath aussinnt, um siegreich zu sein. Ebenso vorzüglich ist die nächtliche Stille gezeichnet, welche dem Streit ein Ende macht: die Sieger jubeln und danken Gott für den Sieg, die Ueberwundenen klagen über den Verlust der Freiheit und über den Untergang ihrer guten Sache. Und in dieser Stille geht der Tod über's Schlachtfeld hin; der allein ist gnädig gegenüber den grausamen Menschen, und im Tode sind die Kämpfer wieder Brüder geworden. Wölfe und Geier eilen herbei, angelockt durch den Blutgeruch, menschliche Leichname suchend, und zwischen diesen schleicht der brutale Mensch herum, wie ein Schakal, spürend nach Beute und die Gefallenen plündernd. Rührend schön ist andererseits die Wehklage des Verwundeten, um dessen Haupt die Raben krächzen, als warteten sie auf seinen Tod, der Angstschrei der Mutter, die ihren Sohn sucht, und ihr Leben für das seine geben will, wenn sie ihn nur einen Augenblick wiedersehen dürfte — endlich dieser letzte Ruf eines Sterbenden, lechzend vor Durst:

> Dorst! . . . ik heb dorst!
> Om Godes wil
> Eenen teug, die 't branden still'
> In mijne borst!
> . . . .
> Ha! daar lacht en schittert weder,
> Door het dichte loof beschut,
> Vriendlijk-teeder
> Vaders hut!
> Moeder laat het scheprad neder; —
> Hoor het sprankelend geklater
> Van 't naar boven rijzend water . .
> Moeder! Moeder! om Godes wil,
> Eenen teug, die 't branden still'
> In mijne borst . . .
> Weg 't is weg! . . . ik sterf van dorst!

Dieses prachtvolle Oratorium allein schon verleiht dem Bande einen höheren Werth, als derartige Sammlungen meistens haben. Wir weisen außerdem noch auf folgende Dichtungen hin: Maerlant, gesprochen bei der Enthüllung des Standbildes dieses altniederländischen Dichters in Damme, und „De Stoomwagen" (die Locomotive), gedichtet bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums der Eisenbahnen in Belgien. Ferner enthält dieser Band drei epische Dichtungen: Begga, eine Erzählung aus dem vlamischen Volksleben; De Zoon van den Metseldiener (Der Sohn des Bau-Handlangers) und Martha de Zinneloore (die Wahnsinnige), beide nach dem Provenzalischen des Jasmin.

L—g.

*) Gevoel en Leven. Poëzie van Jan van Beers. Amsterdam, H. J. van Kesteren.

Holland.

Zum holländischen Polemiken-Styl.

In Nr. 3 Ihrer Zeitschrift befindet sich ein A. G. unterzeichneter Artikel „Ueber Polemikenstyl in Holland."*) Der Inhalt dieses Artikels veranlaßt mich zu einer Entgegnung, um deren Aufnahme ich ergebenst bitte.

Schon die Ueberschrift des fraglichen Stückes ist nicht gut gewählt; es kann doch nur von einer Polemik die Rede sein, wenn mindestens zwei sich an einem Kampfe betheiligen. In der angezogenen Sache blieb aber der allerdings sehr unglimpflich auftretende Professor stets ohne Antwort von dem angegriffenen Theile; denn der hochverehrte Gelehrte in Leiden hat nicht nur fast immer, sondern stets ein würdiges Schweigen bewahrt.

Ferner scheint es mir einigermaßen zweifelhaft, ob man

*) Um Mißverständnissen zu begegnen, welche die Chiffre A. G. erregt hat, bemerken wir, daß der Herausgeber der Westermann'schen Monatsschrift, Herr Dr. Adolf Glaser, der unserer Zeitschrift früher einige Beiträge über holländische Literatur geliefert, nicht der Verfasser des Artikels „Einiges über holländischen Polemiken-Styl" ist.

D. Red.

einem Gelehrten, der, wie A. G. bekennt, überall als ein ehrenwerther und hochverehrter Mann bekannt ist, wirklich die schuldige Achtung zollt, wenn man im Auslande die gemeinen Schimpfreden, die ein geifernder Zorn gegen ihn schleuderte, mit minutiöser Genauigkeit wiederholt.

Die Redensarten des sich so weit vergessenden Holländers geben aber noch immer nicht das Recht zur Behauptung, daß die rohen Worte, die man in Deutschland jetzt nur noch „im Munde eines Kärrners oder Lastträgers hört," in Holland als „Polemikenstyl" noch gebräuchlich sind. Die Sphären, die vermöge ihrer Stellung ein Recht auf Bildung haben, sind Gottlob! auch in Holland nicht hinter den Anforderungen seiner Formen zurückgeblieben.

Ferner spricht Herr A. G. von den mehr oder weniger stichhaltigen Gründen des sich so weit vergessenden Gelehrten. Wenn Herr A. G. nicht fest überzeugt ist, daß diese Gründe aller Stichhaltigkeit beraubt sind, so mußte er die Behauptung später nicht aufstellen, der Leidener Professor sei eine so durchaus ehrenwerthe Persönlichkeit.

Wenn Herr A. G. sich als Literat oder Sprachforscher längere Zeit in Holland aufhielt, so ist die Behauptung sehr zu bezweifeln, daß derselbe den Leidener Gelehrten nicht persönlich kenne. Man kommt als deutscher Gelehrter nicht nach Niederland, wird nicht mit dessen literarischen Verhältnissen so bekannt, als es Herr A. G. doch zu sein scheint, ohne das Haupt der literarischen Bewegung kennen zu lernen.

Es bedarf sicher keiner Untersuchung, ob der niederländische Gelehrte „aus innerer Ueberzeugung oder nur aus Vorliebe für den Schüler" den Grund zu dem ewigen Haß des an Idiosynkrasie leidenden früheren Kollegen gelegt habe.

Auf welchem Standpunkt der moralischen Gerechtigkeit steht Herr A. G., wenn er nach den aufgeführten Gründen, den lächerlichen Haß zwar nicht gerechtfertigt, aber doch begreiflich findet?

Die ganze sehr unbedeutende Sache wäre den deutschen Gelehrten gar nicht bekannt geworden, die Gefahr vor der möglichen Mißachtung holländischer Gelehrten bestände also nicht, wenn nicht Herr A. G. für gut befunden hätte, das Publikum davon zu unterhalten.

Mit der Aufnahme obiger Zeilen werden Sie Alle verpflichten, welche die Ehre haben, Herrn Professor M. de Vries in Leiden persönlich zu kennen.

Arabien.

Die Divane der sechs alten arabischen Dichter.*)

Die vorliegende Publication des Prof. Dr. Ahlwardt ist für die Entwickelung der arabischen Philologie und Literaturgeschichte von der größten Bedeutung, da dieselbe uns Gedichte aus der ältesten Periode der arabischen Dichtung vorführt. Es sind ja gerade die ältesten Denkmäler einer Sprache, die aus der frischen Jugendkraft eines Volkes hervorgingen, es sind jene Gedanken und lebensvollen Bilder einer frühen Zeit, die vom Hauch der Dichtung getragen, eine schöne Gestaltung gewannen, welche den aufmerksamen Beobachter schon im Keim die frischen Grundzüge erkennen lassen, aus denen später die geistige Entwickelung eines Volkes hervorging.

Ferner aber ist es noch das specielle Interesse der Philologie, aus den Denkmälern des altarabischen Geistes ein reiches Material für die spätere Ausbildung der Sprache in lexicalischer, bellettristischer und grammatischer Hinsicht zu gewinnen.

Bisher stehen verhältnißmäßig nur geringe Bruchtheile der älteren Dichtung dem Arabisten zu Gebote. Vor Allem ist auch in weitere Kreise die Kunde von den sieben Muallaqat gekommen und häufig wird jene Erzählung wiederholt, daß vor Mohammed auf den Märkten zu Okkaz nach den Geschäften die Dichter der verschiedenen Stämme aufgetreten wären, um im Wettsang mit einander zu wetteifern Die Gedichte aber, welche allgemein als die schönsten anerkannt wurden, wären in Gold geschrieben, an dem National-Heiligthum der alten Araber, an der Kaba aufgehängt worden. Bis der letzte Labid derselben seine Kaside heruntergenommen hätte, als Mohammed seine zweite Sure, die „Kuh" offenbarte, damit nichts Menschliches neben dem Göttlichen hinge. Daher stammt der Name Muallaqat und Muddsahabat. (Aufgehängte oder Vergoldete.)

Diese Erzählung mag lieblich sein und von den Muslim gern gehört werden; ihr fehlt nur eine Kleinigkeit, wie Nöldeke in seinen Beiträgen zur arab. Poesie zeigt, nämlich die Wahrheit, und ist sie überhaupt erst im III. und IV. Jahr der Hedschra nachzuweisen.

Aber eins beweist eine solche Erzählung denn doch. Sie giebt nämlich Kunde von dem ganz bestimmten Bewußtsein des arabischen Volks, daß ihre Vorväter in der Wüste mit zarter Sorge die Blume der Dichtung gehegt und in der Dichtung das edelste und erhabenste ihres Geistes niedergelegt, daß sie im Bewußtsein ihrer Kraft, bei den rauhen Stürmen fortwährender Kriegszüge ihre geistige Entwickelung nicht vergessen und ein treues Bild ihres geistigen und äußeren Lebens in diesen Gedichten niedergelegt haben.

Obwohl nun aber die Verehrung der alten Dichtung bei den Arabern sich nicht leugnen läßt, so macht sich doch in der späteren Zeit eine andere Strömung geltend. Die Commentatoren späterer Dichter und spätere Kunstrichter*) behaupten steif und fest, die Dichtung der späteren sei viel feiner als die jener alten Heiden (vor Mohammed); die neuere Dichtung sei so lieblich wie der Perlenthau im Blüthenkelch, oder „noch zarter als die Thräne im Aug' des von Lieb' getroffenen" und dergleichen mehr.

Mögen in dieses Urtheil viele der späteren Kunstkritiker eingestimmt haben, so ist dasselbe doch durchaus nicht so zu verstehen, als ob man fortan das Studium der alten Dichter gänzlich bei Seite geworfen, oder, wie Andere meinen, dasselbe im Orient mehr vergessen, dagegen in Afrika und Spanien mehr betrieben habe. Wir können bei einer solchen Annahme nicht erklären, woher es kam, daß die Grammatiker, Commentatoren und Lexikographen sich gerade am liebsten der Citate aus alten Dichtern bedienten, um eine grammatische Eigenthümlichkeit, eine Sinnerklärung oder eine Wortbedeutung wissenschaftlich zu belegen. Wir müssen vielmehr also urtheilen, daß zum ernsteren Studium der Sprache bei den Gebildeteren im ganzen arabischen Reich das Studium der alten Dichter nie bei Seite gesetzt ward, ob-

*) The Divans of the Six Ancient Arabic Poets Ennabiga, Antara, Tharafa, Zuhair, Alqama and Imruulqais and the Collection of their Fragments, edited by W. Ahlwardt, Prof. of Oriental Languages at the University of Greifswald. London Trübner, 1870.

*) cf. Das Urtheil Wahidi's in Mutanabbi carmina p. 2 ed. Dieterici und Ta'alibis' Urtheil in Dieterici's Mutanabbi und Seifuddaulah, p. 16.

wohl viele Bellettristiker mit ihren Anhängern an demselben nicht den gleichen Geschmack fanden. — Hierfür dient es auch als Zeugniß, daß die von Ahlwardt benutzten Handschriften dieser sechs alten Dichter, von denen vier auch als Muallaqat-Dichter berühmt sind, in allen Theilen des Reichs verfaßt wurden.

Für unsere Wissenschaft und unseren Geschmack ist freilich die Frage längst entschieden; wir sagen einfach, die Heimat der arabischen Dichtung ist die Wüste, ihre Jugendfrische fällt in die alte Zeit des kräftigen, freien Beduinenlebens; da ist Alles natürlich, und der Gang des Liedes dem frischen Leben entsprechend. Der Dichter findet in der Wüste die Trümmerstätte des Lagers, in dem die Geliebte einst weilte; bangend fragt er die Trümmer, wo jene hingezogen, und da diese keine Nachricht geben, zieht er weiter als irrender Ritter, den Gefahren der Wüste und den Blutfeinden kühn und einsam trotzend. In diese Schilderung flicht der Dichter die innigsten Gefühle seines Lebens ein. So stehen jene alten Kasiden als ein Bild des altarabischen freien, äußeren wie inneren Lebens vor uns; lebendig und kräftig sind die einzelnen Züge gezeichnet. Die spätere Dichtung aber ist, wie sich auch die Dichter brüsten, weder natürlich, noch jugendlich frisch. Denn sie erfinden keinen neuen Gedankengang für die Kasida; auch jene Schmeichler, die mit den Ketten der Wohlthaten an den Chalifenthron gefesselt sind und im üppigen Leben in Bagdad oder Basra schwelgen, müssen, wenn sie dichten wollen, sich geistig in die Wüste versetzen; daher werden sie unnatürlich, gekünstelt in Anlage und Wendung des Gedankens, schwer verständlich und unklar. Nur bisweilen, wenn nämlich der Dichter selbst als Kriegsmann ein dem Beduinenleben ähnliches Leben führt, erreicht der spätere Dichter einen ähnlichen Schwung des Gedankens und der Form, wie z. B. Mutanabbi im 4. Jahrh. der Hedschra.

Aus dem Gesagten wird erhellen, von welcher Bedeutung für die arabische Philologie die Herausgabe der alten Dichter ist; sie sind die hauptsächlichen Träger für unsere Kenntniß der arabischen Sprache und können wir deshalb das vorliegende Werk, welches eine so bedeutende Lücke in unserer Kenntniß ausfüllt, als ein Hauptbuch, ein standard work, dieser Wissenschaft bezeichnen, und schließt dasselbe mehrere Vorarbeiten, wie die von de Slane, Sozin, Derenburg ab.

Dieses Hauptwerk für den Arabisten hat für seine Bearbeitung in Prof. Ahlwardt eine Hauptkraft gefunden.

Prof. Ahlwardt machte schon seit langer Zeit das Studium der arabischen Dichtung und vorzüglich das der alten Dichter zum Mittelpunkt aller seiner Studien.

Seit dem Jahre 1855 hat derselbe dies Werk, die Gedichte der sechs alten Dichter, bei allen seinen Studien stets im Auge behalten. Bei der Durchforschung sehr vieler Dichterwerke, Commentare und Literaturgeschichten hat er eine sorgfältige Sammlung aller hier und da zerstreuten Verse dieser Dichter veranstaltet, um dieselben mit dem von al A'lam (lebte zu 410—76 d. Hedschra) zusammengestellten Divan zu vergleichen.

Hierbei begegnete Prof. Ahlwardt das Eigenthümliche, daß er viele, in anderen Werken sich vorfindende Verse jener Dichter in dieser Sammlung der sechs Dichter nicht wiederfand.

Diese Schwierigkeit löst sich bei der Ansicht, daß al A'lam sich auf die Autorität von al Asmai (um 210) stützte und somit nach der Ansicht dieses alten Kritikers jene nicht aufgenommenen Verse als weniger sicher zurückgewiesen wurden.

Wir finden daher in dieser Ausgabe Ahlwardt's zuerst die weniger bezweifelten Gedichte dieser sechs in dem Divan und sind dann die sich sonst noch vorfindenden Verse in einem Anhang zusammengestellt.

Was nun die Form anlangt, so erscheinen die Verse in der Ahlwardt'schen Ausgabe vollständig vocalisirt. Doch entbehren sie des Commentars, der sonst bei vielen größeren Dichterwerken hinzugefügt wird. Gewiß ist, daß die Commentare viel Ueberflüssiges enthalten; viele Commentatoren leben von Wiederholungen, bisweilen aber gewähren sie doch gute Winke, sicheren Anhalt zum Verständniß; oft auch enthalten sie werthvolle Notizen. Hoffentlich ist es dem gelehrten Herausgeber gestattet, bei einer etwa folgenden Uebersetzung das Werthvolle aus den Commentaren mitzutheilen.

Durch eine höchst reichhaltige Angabe der verschiedenen Lesarten, wobei der Verfasser nicht nur Handschriften, sondern auch die gedruckten Hauptwerke berücksichtigt, ist dem wissenschaftlichen Gebrauch dieses Buchs eine höchst werthvolle Beihülfe gegeben: an Vollständigkeit des Apparats übertrifft das Werk alle früheren Publicationen der arabischen Philologie.

In der Correctheit des Textes hat Prof. Ahlwardt von Neuem seinen guten Ruf bewährt, und entspricht die Constituirung des Textes durchaus den heutigen Ansprüchen der arabischen Philologie. F. D.

Kleine literarische Revue.

— **Der Altai, von B. v. Cotta.** In dem Prospecte eines nächstens bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden großen Werkes: „Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten", von Prof. Bernhard v. Cotta, sagt der Verfasser: „Beinah im Centrum des asiatischen Continentes erhebt sich das Altaigebirge zu 6—7000, in seinen höchsten Gipfeln sogar zu mehr als 10,000 Fuß über den Meeresspiegel. Dasselbe war bisher nur vorübergehend von Naturforschern und insbesondere von Geologen bereist, und die Resultate dieser Bereisungen sind fast nur in Tagebuchform, nicht als umfassende Schilderungen veröffentlicht worden. In Folge eines Auftrages von Seiten des kaiserlich russischen Hausministeriums hat der Verfasser im Jahre 1868 Gelegenheit gehabt, einen Theil dieser entlegenen Gebirgsgegend während zweier Sommermonate unter sehr günstigen Verhältnissen zu bereisen und geologisch zu untersuchen. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Expedition, auf welcher ihn einige jüngere Männer begleiteten, liegen in diesem Werke vor und gewähren nun unter Benutzung der vorausgegangenen Arbeiten einen allgemeinen Ueberblick über den geologischen Bau dieses Erdraumes, so wie einen specielleren Einblick in die Natur seiner Erzlager-Stätten. Durch diese, in vieler Beziehung lehrreiche Schilderung wird zunächst die früher bereits erkannte Thatsache auf's Neue bestätigt, daß die Gesteine, aus denen die festere Erdkruste besteht, sowie ihre Lagerungsverhältnisse, ganz unabhängig von der geographischen Breite und Länge, überall auf unserer Erde sich in analoger Weise wiederholen, während doch zugleich jede Gegend manche besondere Erscheinungen darbietet."

— **Hildebrandt und Schirmer.***) Persönliche Eindrücke, welche die Verfasserin (Frau Ada Pinelli, geb. v. Treskow) in dem Verkehr mit den dahingegangenen beiden Künstlern in den fünfziger

*) Von Günther von Freiberg. Berlin, A. Duncker (Gebrüder Paetel), 1871. (94 Seiten.)

Jahren zu Berlin gehabt, zeichnet sie mit anmuthiger Feder, anspruchslos und doch lebendig. Ein Bild der beiden Männer wird skizzirt; interessante Aussprüche über Kunst und Leben hören wir aus ihrem Munde; sie bewegen sich in den Kreisen, in welchen man des Lebens Noth nicht kennt und in welchen man auch des Lebens Probleme mit fröhlichen Augen betrachtet. Irrt Referent nicht, so ging ein Zug der Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande durch das Gemüth der jetzt in Italien lebenden Verfasserin, als sie das kleine Büchlein schrieb.

— **Gegen die Folgen der Kriegsstrapazen.***) Ein Veteran medizinischer Wissenschaft, mit der humanen Gesinnung eines warmen Menschenfreundes und eines Gentleman, ertheilt in der unten bezeichneten kleinen Schrift Aerzten und Verwundeten einige Rathschläge. Jenen sagt er, sie möchten möglichst wenig die Sonde anwenden; diesen: sie möchten die Heilquellen von Wiesbaden mit zuversichtlichem Vertrauen gebrauchen; den nicht verwundeten, aber sich ermattet fühlenden älteren Offizieren räth er dringend eine Badekur in Gastein. — Der Anhang enthält eine anschauliche Beschreibung des Baracken-Lazareths zu Berlin.

— **Zwei vlamische Dichterinnen.****) Mit Theilnahme begrüßen wir dieses Büchlein: es ist ein schönes Lebenszeichen der vlamischen Poesie. In dem größten Theile der vlamischen Erzeugnisse liegt allerdings etwas Unnatürliches, etwas Gesuchtes, und es scheint, als ob die Vlamingen dies mehr billigten, als tadelten. Die Poesieen der Schwestern sind einfache, liebe Gedichte, die früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen, und hier zum erstenmale gesammelt sind. Uns gefiel bei der Lectüre besonders das Gedicht De tweede Vrouw, von Rosalie Loveling, obwohl wir im Allgemeinen ihrer Schwester Virginie den Vorzug geben. Anmuthig sind diese Verse, aber oft mit einer sehr sentimentalen Färbung. Wenn sie ein wenig frischer, aufgeweckter wären, würden sie mehr unserem Geschmack entsprechen.

Literarischer Sprechsaal.

Professor Heinrich von Sybel in Bonn hat auf das Pamphlet des Herrn Alfred Michiels, Elsaß und Lothringen betreffend, in einer besonderen Schrift geantwortet, die in französischer Sprache in Brüssel, unter dem Titel „Les droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine", im Druck erschienen ist. Gleich dem geschätzten belgischen Kritiker, der in unserem Blatte, ebenso wie einer unserer deutschen Mitarbeiter, dem unhistorischen Franzosen heimgeleuchtet, so folgt auch der Geschichtslehrer von Bonn dem Herrn Michiels Schritt vor Schritt in seinen Behauptungen, die in ihren inneren Widersprüchen und in ihrer gänzlichen Unhaltbarkeit aufgezeigt werden. Demnächst benutzt Herr von Sybel aber auch die Gelegenheit, den Franzosen den Gang der Ereignisse vor Augen zu halten, welche den Rückfall von Elsaß und Deutschlothringen an ihr altes Stammland zur Folge gehabt. Er zeigt ihnen, daß lediglich das Wahnbild der Suprematie auf dem europäischen Continent, welches die Franzosen stets gepflegt, die ihrerseits niemals eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten geduldet, während sie ihre Nachbarn in Deutschland, Oesterreich, Italien, Spanien, Belgien und in der Schweiz stets in der Freiheit der Action gehindert und in ihrer Unabhängigkeit bedroht haben, nothwendig zuletzt das gegenwärtige Ergebniß haben mußte. Er zeigt ihnen, daß selbst Männer, wie Thiers, von diesem Wahnbilde besessen gewesen seien und durch ihre historischen Werke, wie durch ihre parlamentarischen Reden, nicht wenig dazu beigetragen hätten, die allgemeine Verblendung zu steigern. Louis Napoleon würde vielleicht auch ferner noch gezögert haben, das vereinigte deutsche Volk gegen sich in die Schranken zu fordern, wenn ihn nicht die immer ungestümer werdenden Vorwürfe, daß er die Würde Frankreichs der wachsenden Macht Deutschlands gegenüber nicht zu wahren wisse, zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht hätten, auf den Rath der Ollivier, Gramont und Leboeuf va banque zu spielen.

Unseren Lesern wird folgende Bemerkung über eine Rechts-Eigenthümlichkeit des Deutschen Reiches, welche Prof. Franz v. Holtzendorff in einer Abhandlung über „Reichs-Strafrecht und Landes-Strafrecht" macht*), interessant sein: „Die Einheit des Strafrechts bildet eine Eigenthümlichkeit, welche das deutsche Reich vor anderen Bundesstaaten auszeichnet. Weder die Schweiz, noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine einheitliche Strafgesetzgebung. Selbst Großbritannien entbehrt der vollen Gemeinsamkeit, da England und Schottland sowohl im Strafprozeß, als auch vielfach im Strafrecht verschiedenen Gesetzen unterworfen sind. Die Schweiz und Nordamerika haben ihr Bundesstrafrecht nur so weit ausgedehnt, als die Bundesgewalt des strafrechtlichen Schutzes für sich selbst und die mit ihr zusammenhängenden Institutionen bedarf. Für Deutschland liegen die Dinge indessen so, daß das Reich nicht nur sich selbst, sondern auch seine staatsrechtlichen Elementarkörper, die einzelnen Staaten, gegen rechtswidrige Angriffe zu vertheidigen hat. Nur innerhalb eines beschränkten Gebietes kann die Gesetzgebung der einzelnen Staaten fernerhin Strafen androhen. Ihr verbleibt im Großen und Ganzen wenig, außer der Androhung polizeilicher und disciplinarer Strafen."

Am Schlusse der inhaltreichen Abhandlung, worin besonders auch auf die Conflicte hingewiesen ist, die möglicherweise aus der Stellung des Reichsstrafrechts zur Militair-Gerichtsbarkeit, namentlich in Preußen, sowie zu den Verordnungen der Verwaltungs-Polizei der einzelnen Länder entstehen können, sagt der Verfasser: „Die Gleichmäßigkeit der akademischen Vorbildung auf den deutschen Universitäten war die nothwendige Vorbedingung für die Einheit des Rechtes. Mit unsäglicher Mühe haben die juristischen Facultäten, sogar bis zur Fiction gehend, das gemeine deutsche Recht überall als Basis der praktischen Vorbildung festgehalten. In dieser Thatsache liegt aber gleichzeitig ein Hinweis auf die Zukunft. Für gleichmäßige Anwendung des Reichsrechtes innerhalb eines in fünf-

---

*) Der Krieg und die Mittel, seine feindlichen Folgen für Gesundheit und Leben zu bekämpfen von Dr. Jüngken. Berlin, R. v. Decker. (35 Seiten.)

**) Gedichten van Rosalie en Virginie Loveling. Groningen, J. B. Wolters, 1870.

*) Besonderer Abdruck aus Holtzendorff's „Allgemeiner Strafrechts-Zeitung", 1871, Heft I. Leipzig, J. A. Barth. (24 S.)

undzwanzig Staaten getheilten Gebietes ist die wissenschaftliche Einheit der juristischen Denkweise sehr wesentlich. Durch den Dualismus von Landes- und Reichsrecht ist es nun aber nothwendig geworden, daß diese Einheit nicht, wie bisher, eine bloß privatrechtliche in ihren Grundzügen bleibe. Vielmehr fordert gerade das Reichsstrafrecht vermöge seiner nahen Beziehung zu der Gesammtheit der reichsrechtlichen Verhältnisse ein bedeutendes Maß staatsrechtlicher Einsicht auch bei den Richtern."

Eines der bestredigirten Volksblätter von Berlin, die „Tribüne" (deren Beiblatt, die „Berliner Wespen", dem „Kladderadatsch" eine sehr glückliche Concurrenz macht) bringt über das jetzige undeutsche Treiben im alten deutschen Oesterreich ein geharnischtes Wort, das gewissermaßen aus dem Herzen des deutschen Volkes gesprochen ist. Die „Tribüne" sagt in diesem Artikel, in welchem sie darthut, daß man in Deutschland nicht mehr ruhig zusehen könne, wenn jedes neue Ministerium in Wien darauf hinarbeitet, den Einfluß der deutschen Elemente in Oesterreich zu schwächen:

„Die Deutschen im Deutschen Reich haben ihre Kraft nicht gekannt. Auch die Deutschen in Oesterreich kennen sie noch nicht. Hoffen wir, daß das jetzt anders werde, daß angesichts der deutschen Erfolge auch die Energie unserer Stammesgenossen in Oesterreich erwache und daß die gesammten Deutschen sich zu einer Einheit zusammenschließen, an welcher alle Versuche fernerer Herabwürdigung abprallen. Das Sporengerassel der Magyaren, der glatte Hohn der Polen, das unfläthige Schimpfen der Tschechen müssen den Deutschen kalt und entschlossen finden. Keine Unterdrückung fremder Nationalität; aber noch weniger sentimentales Nachgeben gegen halbcivilisirte Rassen, die nicht werth sind, uns die Schuhriemen zu lösen! Diese drohen jeder Augenblick mit der rohen Gewalt. Nun gut; man zeige ihnen einmal die deutsche Faust, und je eher, desto besser. Denn wer da glaubt, daß die höher und höher geschwollene Anmaßung der Deutschfeinde in Oesterreich ohne Strenge oder gar Gewalt unterdrückt werden könne, der irrt sich. Das Unkraut ist zu hoch geschossen, als daß es anders als mit scharfen Instrumenten ausgerottet werden könnte. Die Deutschen in Oesterreich mögen versichert sein, daß ganz Deutschland in Nord, West und Süd zu ihnen stehen wird, wenn sie den von Rußland heimlich begünstigten Anmaßungen der Tschechen, Ruthenen u. s. w. die Zähne weisen. Auch hat es mit dieser Begünstigung Rußlands nicht all zuviel auf sich. Man weiß in St. Petersburg so gut wie bei uns, daß ein Deutsches Reich niemals das Vordringen russisch-slavischen Einflusses bis ins Herz Deutschlands, also bis tief in Böhmen hinein und bis zur Gränze Schlesiens, Sachsens und Bayerns dulden wird."

Wir haben neulich bereits (Nr. 8 des „Magazin") das echt deutsche Lied eines echten, alten Elsässers, „die Wacht auf den Vogesen", mitgetheilt, eines Elsässers, der trotz des frivolen, entnervenden und erbarmungslosen Druckes, welchen die französische Herrschaft seit zwei Jahrhunderten auf seine Vorfahren und ihn selbst geübt, ein deutsches Gemüth und die Liebe zu deutscher Sitte und Art sich bewahrt hat. Gott sei Dank! dieser deutsche Sinn ist noch nicht völlig erloschen in dem urdeutschen Gau, der durch das Verdienst des Benediktiner-Mönchs Otfried von Weißenburg, um das J. 870, die Geburtsstätte unserer hochdeutschen Schriftsprache war. Noch sind die Nachkommen des Meisters Gottfried, des Sängers von „Tristan und Isolde", der Johann Tauler, der Geiler von Kaisersberg, der Sebastian Brant, Thomas Murner, Johann Fischart, Michael Moscherosch und Hirschfeld von Grimmelshausen nicht sämmtlich gallisirt, gleich den Schölcher, den Nefftzer, den Dollfuß und anderen elsässischen Mulatten. Die „Straßburger Zeitung" hat kürzlich eine ganze Galerie von Bildern lebender elsässisch-deutscher Dichter in ihrem Feuilleton eröffnet, eine Galerie, die für uns Deutsche jetzt ein viel größeres Interesse hat, als die des Louvre. Dieselbe Zeitung erzählt, daß unter den Landleuten des Elsaß eine gewisse Befriedigung unverkennbar sei, nicht mehr von „wälschen" Beamten als Franzosen zweiter Klasse mit Hochmuth behandelt zu werden. Die Brüsseler Zweep vom 12. März, die eine niederländische Uebersetzung des Liedes von Mühl, „die Wacht auf den Vogesen" enthält, berichtet: „Kürzlich sagte uns ein Elsässer, bevor drei Jahre vergehen, wird unser Land vollständig mit dem deutschen Vaterlande verschmolzen sein, wird unsere gesammte Bevölkerung sich glücklich preisen, aus den Klauen des französischen Geiers befreit zu sein. Ja, sie wird sehr bald begreifen, daß sie, als verlorener Sohn, in den Schooß des Vaterhauses zurückkehrt, wo ihr alle Wohlthaten der deutschen Wissenschaft und Kultur zu Theil werden und wo sie die wahre Freiheit wieder genießen wird, die ihr seit Jahrhunderten von französischer Großsprecherei genommen war."

Das „Deutsche Handelsblatt" (Nr. 10) liefert den Nachweis, daß Handel und Schifffahrt der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durch ihren gegenwärtigen hohen Zolltarif ungemein benachtheiligt werden und bemerkt: „Die Stellung, welche Nord-Amerika im System des Welthandels gegenwärtig einnimmt, ist dem Auslande gegenüber wahrlich keine glänzende. So wie es unseren Tagen beschieden ist, daß sich in ihnen der Handel erst wahrhaft zum Welthandel gestalten kann, so beeinflußt die Betheiligung an diesem Welthandel auch im höchsten Grade jede wirthschaftliche Existenz. Der Welthandel fordert unbedingt den Aufschluß der Gränzen des Landes, mithin jedenfalls die Abschaffung hoher Zölle. Die Vorsehung hat die natürlichen wie die geistigen Gaben verschiedenartig über die ganze Erde vertheilt und ihre Bewohner mit Anlagen ausgestattet, welche nicht blos individuell, sondern nach ganzen Ländergruppen von einander abweichen. Hierdurch werden sie zum gegenseitigen Verkehr gezwungen und so erweitert sich allmählich die Civilisation zum Welthandel. Je größer diese Freiheit des Verkehrs im ungehinderten Austausch sowohl der Arbeit, als des Capitals wirklich besteht, um so mehr dehnt der Welthandel sich aus."

Trübners Record (London, Febr. 28) bringt dem Deutschen Kaiser ein Glückauf! in lateinischer Sprache, von Felix Dahn. Die erste der fünfzehn Strophen lautet:

Macte senex imperator,
Barbablanca, triumphator,
Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam!

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 25. März 1871. [№ 12.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Eine Gedächtnißrede auf den Kirchenstaat.

Unter diesem Titel bringt das dritte Heft (Band II.) der bereits mehrfach mit verdienter Anerkennung erwähnten „Protestantischen Vorträge"*) einen von Herrn Prof. v. Holtzendorff im Berliner Unionsverein gehaltenen Vortrag, der, von der Besetzung Roms durch die Italiäner ausgehend, die Stellung des Papstthums zum Protestantismus und insbesondere zu dem wesentlich durch protestantische Kraft neu errichteten deutschen Kaiserthum in prägnanter Weise veranschaulicht. Ein geschichtlicher Rückblick auf die Entstehung und die Mißregierung des Kirchenstaates führt zur Erörterung der Frage, ob die päpstliche Herrschaft in Rom jetzt unwiederbringlich zu Ende sei. Diese Erörterung weist, indem sie auf die vielfachen Wechselfälle des Geschickes erinnert, die in alter wie in neuer und neuester Zeit sehr unerwartete Wiederherstellungen des Papstthums auch in seinem weltlichen Besitz mit sich gebracht haben, auf die keineswegs abgebrochenen Beziehungen des Papstes zu Frankreich hin; sie erinnert an den schwankenden Charakter der italiänischen Politik, an die Macht, mit welcher der Klerus noch immer die Gewissen des italiänischen Volks beherrscht. Nachdrücklichst werden aber auch die Deutschen und insbesondere die deutschen Protestanten davor gewarnt, sich dem herkömmlichen Wahne von der Machtlosigkeit des Papstthums zu überlassen. In schneidigen Worten wird namentlich hingewiesen auf die Ueberlegenheit der römischen Curie im Vergleich zur protestantischen Orthodoxie. „Welche Antithese zwischen der weltbeherrschenden Macht des Papstthums und der sich infallibel dünkenden Landeskirche von Mecklenburg, zwischen der römischen Messe und wiederausgegrabenen Kernliedern! Wieviel besser der lateinische Gesang, der der Menge unverständlich bleibt, als das Gesangbuch, an dem die Gemeinde Anstoß nimmt! Wieviel großartiger die Inquisition gegen einen Galilei, als ein mecklenburgischer Ketzerprozeß gegen Baumgarten!"

Sind es also die geistlichen Grundlagen der päpstlichen Gewalt, auf denen auch nach dem Verlust des weltlichen Besitzes ihr Anspruch auf Beherrschung der Geister und damit zugleich ihre Hoffnung auf Wiederherstellung des Kirchenstaats beruhen, so kann ihr auch nur eine höhere geistige Macht, die Macht einer freien protestantischen Volkskirche mit begründeter Siegesaussicht entgegentreten. Nur durch Begründung freier protestantischer Gemeinden ist in Rom wie in Deutschland der Kirchenstaat, dessen Anhänger gegenwärtig auch bei uns offen das Haupt erhoben, dauernd zu stürzen.

Das Nachwort, welches der Verfasser seinem beredten Aufrufe zur Wachsamkeit gegen die Einflüsse des Ultramontanismus beigegeben hat, ist wesentlich der Bedeutung gewidmet, welche dem wiedererstandenen deutschen Kaiserthum, wie für alle Richtungen des nationalen Lebens, so auch für die fernere Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland und namentlich für die Stellung des römischen Papstthums zu Deutschland nothwendig beizulegen ist. Die Hoffnungen, mit denen gerade die unbedingtesten Anhänger des Papstthums sich für den, wie sie vorgeben, geschichtlichen Beruf des deutschen Kaisers als Schirmherrn des Katholicismus erfüllt zeigen, die Gelüste auf Wiederholung deutscher Römerzüge, die in den Kreisen der deutschen Römlinge laut werden, kennzeichnen deutlich, wie unumgänglich in Zukunft auch für alle kirchliche Entwickelung in Deutschland auf das Kaiserthum Rücksicht zu nehmen ist. Prof. v. Holtzendorff, der vom Standpunkte der freien kirchlichen Reformpartei nicht minder als aus nationalen und politischen Gründen das protestantische Kaiserthum der Hohenzollern mit Freuden begrüßt, unterläßt nicht, schon gegenwärtig auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die sich aus der Unvollständigkeit der deutschen Reichsverfassung für die Gestaltung des kirchlichen Lebens ergeben. Er hält es für ein schweres Gebrechen an jeder Verfassung, welche sich um die sogenannte freie Kirche im Staate nicht kümmern will und die kirchlichen Dinge sich völlig selbst überläßt. Aber größere Bedenken erweckt ihm eine Reichsverfassung, welche sich grundgesetzlich um kirchliche Angelegenheiten auch in äußersten Fällen nicht bekümmern darf.

Ohne das Gewicht dieser Bedenken zu erkennen, dürfen wir doch daran erinnern, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Stellung der Kirche in Deutschland durch die Verfassungen der Einzelstaaten in einer wesentlich befriedigenderen Weise geordnet ist, als in Italien. Freilich sind die verfassungsmäßigen Verheißungen noch nicht überall, und am wenigsten in Preußen, zur Wirklichkeit geworden. Aber die Ziele für eine gesunde Entwickelung der kirchlichen Dinge sind bei uns gegeben, die Bahn zu ihnen ist geöffnet: von dem Verständniß, dem Willen und der Beharrlichkeit des deutschen Volks hängt es ab, sich vermöge seiner Landesvertretungen überall eine den besonderen Verhältnissen jedes Staates entsprechende Ordnung seiner kirch-

*) Berlin, F. Henschel. (Acht Hefte für 1 Thlr., einzelne Hefte 5 Sgr.)

lichen Verfassung zu erringen. Das ist z. B. in Baden unter sehr ungünstigen Umständen gelungen; wir bezweifeln nicht, daß ein Gleiches auch in Preußen erreicht werden wird. Je weniger wir nöthig haben, die Reichsgewalt in das Gewirr der religiösen, confessionellen und dogmatischen Gegensätze, durch welche der Ausbau einer Kirchenverfassung sich stets Bahn zu brechen haben wird, hinein zu verflechten, desto besser wird es um den Kaiser und auch um die Kirche stehen. Wohl ist von einem deutschfeindlichen Clerus, der im Bunde mit dem Particularismus nicht verfehlen wird, gegen das Reich zu agitiren, mancherlei Störung und Schädigung zu besorgen. Aber als eine schlimmere Gefahr für das geistige Leben unseres Volks würden wir es ansehen, wenn die Verfassung des Reiches die Mittel böte, auf dem Gebiete des geistigen und des kirchlichen Lebens eine ebenso straffe Centralisirung zu versuchen, wie sie für die diplomatischen und militärischen Dinge unerläßlich und, Gott sei Dank, ja nun auch im wesentlichen erreicht ist. Möge Deutschland sich die Mannigfaltigkeit seines Kulturlebens, die Unabhängigkeit seiner religiösen und kirchlichen Entwickelung, bewahren, pflegen und mehren! Wir erblicken in ihnen sicherere Bürgschaften für den völligen Untergang des Kirchenstaates, als in irgend welcher Machtbefugniß der Reichsgewalt.

„Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph."*)

Wir dürfen dieser Schrift viel Gutes nachsagen, dürfen aber auch manche Ausstellungen nicht verschweigen. Sie ist mit Geist, mit Scharfsinn, mit großer Umsicht verfaßt, dabei mit einer Sicherheit, die uns in Erstaunen setzt, mit einem Behagen, welches sich auch dem Leser mittheilt, ja, diese Sicherheit, und zwar der Opposition, diese Behaglichkeit, sie gehen auch auf den Kritiker über. Schon am Titel haben wir eine Kleinigkeit auszusetzen. Wer zuviel sagt, der sagt zu wenig. Soll man das Prädikat „Weltphilosoph" in dem Sinne nehmen, in welchem man jeden Philosophen auch einen Weltweisen nennt, dann ist das Ehrenwort dort zu schwach, denn Hegel ist mehr, als ein gewöhnlicher Weltweiser. Soll es so viel heißen — und das soll es offenbar —: Hegel ist ein Denker, den die ganze, civilisirte Welt anerkennt, bewundert, so ist das nicht gegründet, denn wie viele Gebildete sind mit Hegel noch völlig unbekannt, und wie Viele von Denen, die ihn kennen, sind seine entschiedensten Gegner. Der Verfasser der Schrift hat sich also in jener Beziehung offenbar übernommen. Und sogar, wenn wir den Kern jenes Ehrentitels herausschälen, daß der Autor mit demselben ausdrücken will: Hegel's System und Methode, sie sind vollendet, wie es bis dahin noch keine derartige Vollendung gab, so ist das von ihm doch auch nur eine subjektive Behauptung, der nicht Wenige widersprechen werden.

Gehen wir auf die Schrift des Herrn Prof. Michelet selbst ein. Sie hat folgende drei Hauptmomente: „1. Hegel's Bedeutung für die Philosophie; 2. für den Staat; 3. für die Religion." Keiner dieser Abschnitte genügt uns. Zwar ist der Verfasser gründlich bewandert in Hegel's Werken. Er ist ein genauer Kenner der Hegel'schen Dialektik. Er übt dieselbe mit großer Gewandtheit aus. Wie er aber den ganzen Hegel einseitig faßt und versteht, so ist solcher Einseitigkeit auch seine eigene Dialektik unterworfen. Sie gleicht einem Siebe durch welches alle Körner hindurchfallen, einem Netze, dessen weitlöcherige Maschen Alles hinwegfließen lassen. Man ersieht aus der Schrift, daß der Autor Gedanken hat, bisweilen sogar tiefe Gedanken; sobald er aber dem Wellenschlage der Dialektik sich hingiebt, ist er leer an Gedanken. Ihm ist dasselbe begegnet, was schon mancher Hegel'sche Dialektiker erfuhr, z. B. der vortreffliche Hinrichs. Er glaubt Gedanken, wohl gar Ideen zu geben, und giebt doch nur Dialektik. Auf diesem Salzwasser der Dialektik — denn der Verfasser ist nicht ohne Salz des Witzes — kann der tiefere Mensch verdürsten. Die Alten haben dem Meere das Beiwort „ἀτρύγετος" (unfruchtbar, dürr) gegeben. Sehr sinnvoll klingt darin das Wort: „τρυγητός" (Weinlese) mit an. Nun wahrlich, auf dem Meere der Dialektik des Verfassers wird man weder Trauben ärndten, noch den Wein des Gedankens schöpfen; es ist auf seinem Schaukel- und Wellenspiel der Dialektik, auf dem eine Woge die andere überschlägt und immer so fort, Alles unwirthlich und öde; es ist kein Wasser des Lebens, sondern Wasser des wesenlosen Seins. Füllt nun unser Autor mit so unerquicklichem Naß noch gar einen Ehrenbecher, um seinem Meister und Jubilar einen Toast auszubringen so ist das ein wahrhaft unglücklicher Vorgang, und der geniale Alte, der Genius Hegel's hätte wohl einen durchaus anderen Becherklang verdient. Wir bekennen uns nicht zum Hegel'schen System, aber sicher ist Hegel einer der größten Denker aller Zeiten. Was nun aber auch die einzelnen Abtheilungen vorliegender Schrift angeht, Hegel, der trotz seiner unausmeßbaren Größe stets bescheiden und selbstlos war, würde es entschieden abgelehnt haben, daß erst durch ihn die Philosophie exakt geworden sei. Alle wahre Wissenschaft ist exakt. Die Lehre Hegel's vom Staat ist ebenfalls von dem Verfasser höchst einseitig verstanden worden. Er bewährt sich als Glied der äußersten Linken, die mit dem reinen Nichts anfängt, in der Methode mit dem puren Nichts sich zufrieden weiß, im Resultat mit dem bloßen Nichts endet. Ebenso in Nichts zerfließen läßt der Verfasser die Religion bei Hegel. Eine Religion ohne persönlichen Gott! Bleibt da auch nur noch eine kleinste Lebensspur übrig von der unerschöpflichen Lebensfülle des Christenthums? Alles und jedes wird wieder zu einem höchst gefährlichen Salzwasser, in dem höchstens ein ganz gewöhnlicher, rationalistischer Häring, wenn es überschüssig hochkommt, ein pantheistischer Wallfisch noch leben kann, aber kein Mensch mit einer unsterblichen Seele. Ja, unsterbliche Seele! da kommen wir unserm Seefahrer gut oder vielmehr schlecht an! —

Mit welcher Eingenommenheit von sich, nicht von Hegel, muß der Autor Hegel's Religionsphilosophie studirt, auch nur gelesen haben!

Dieses Werk enthält nicht bloß eine, sondern viele Stellen, in denen Hegel ganz klar dem absoluten Geiste nicht bloß Bewußtsein, sondern Bewußtsein von sich, damit Subjektivität, Persönlichkeit, noch ganz abgesehen vom Menschen, als unumgänglich nothwendig zuerkennt.*) Das Alles wird bei unserm Autor wieder vom Salzwasser absoluter Negation angezehrt, und ebenfalls in das pure Nichts aufgelöst. Das heißt gründlich irren, gründlich falsch sehen, gründlich vorbeischießen. Sehen wir aber auch von Hegel'n ab, wie kann sich unser Jubelredner bei einer so grundfalschen, kläglichen, durch und durch unwissen-

---

*) Eine Jubelschrift von C. L. Michelet. Leipzig, Duncker und Humblot, 1870. (113 S.)

*) Man vergl. meine Kritik der philosophischen Schriften Immanuel von Fichte's und Franz Hoffmann's in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Anm. d. Verf.

schaftlichen Weltanschauung beruhigen? Antwort: Weil er sich von früh auf in sein dialektisches Garn eingesponnen hat, aus dem er nun nicht mehr hinauskann. Er sperrt sich in dem engen Horizonte seiner Begriffsentwickelung ab, und glaubt an den Wahn seiner Vorstellungen. Der Verfasser, wiefern er sich als einen so monotonen, negativen Dialektiker giebt, im größten Theile seiner Schrift, ist bedauernswerth. Wie kann er sich einbilden, daß solch' sophistisches Spiel mit Begriffen die Existenz des Universums erkläre? Was setzt das für eine Gedankenleerheit voraus, zu meinen, Gott habe nur in der menschlichen Vernunft Wirklichkeit, oder die Welt wie wir sie jetzt in Erfahrung bringen, sei ewig, und schon ewig so gewesen, wie sie ewig so bleiben werde, und die Gattung allein daure, das menschliche Individuum zerfahre in Nichts! Man sieht genugsam, das Salz dieser Dialektik hat alles außer dem ewigen Prozeß von Erscheinungen, die kommen und gehen und wieder kommen, hat alles eigentliche Sein angefressen, und doch ist eine solche Weltanschauung selbst völlig ungesalzen.

Da, wo der Verfasser sich um etwas seiner Dialektik begiebt, da ist er nicht bloß unterhaltend, da ist er ein tüchtiger Denker, und auch das rechnen wir ihm hoch an, daß er seinen Enthusiasmus für seinen Meister einen so feurigen Ausdruck verleiht, und alles profane Volk von ihm abwehrt. Der Verf. muß viel Lebensfrische, vielen Geist haben, daß er eine so triste Weltansicht in seiner Dialektik darlegen kann, und dennoch bei sich aushält, eine Behaglichkeit kund giebt, zuzusehen, sich daran zu weiden, wie die grausame, wahnsinnige Weltmutter: Substanz, ihre Kinder hinauswirft in's Dasein, Lust an ihrer Qual hat Lust an dem ungeheuren Spektakel ohne Sinn, ohne Zweck, ohne Bewußtsein, ohne Weisheit, dann sie mit Gier wieder verschlingt, und schon wieder ein zahlloses Gezüchte derselben Art und Gattung von sich giebt, um es nach kurzer Frist ebenfalls wieder zu verspeisen. Es giebt nun einmal — wir haben den ausführlichen Nachweis darüber an einem andern Orte geliefert — siderische und tellurische Naturen, welchen letzten es nicht einfällt, daß die Erde auch einer Verklärung fähig ist, und daß alle Kreatur solcher harrt. Wenn daher der Autor im Stande ist, auch seinerseits die Absurdität anzudeuten, daß die Sternenwelt etwas sehr Unwichtiges sei, so wissen wir, daß er eine einseitig tellurische Natur ist, und daß er keine Ahnung von der unendlichen Bedeutung der Astronomie hat. Wie sollte auch Herr Michelet im Stande sein, etwas über den Geist oder Nichtgeist der Gestirne festzustellen? Er hat eben keinen Sinn, kein Organ für Astronomie, am wenigsten für einen ganz neuen Idealismus, der sich von jener erhabenen Wissenschaft aus eröffnet, nach ihren bewunderungswürdigen Entdeckungen in neuerer und neuester Zeit. Man darf unserem Autor daher nicht zumuthen, was er nicht hat; thäte man es, so wäre es etwa so, wie wenn man Jemandem, der kein musikalisches Gehör hat, zutrauen sollte, von den Tonwundern Mozart's oder Beethoven's entzückt zu sein. Allen Respekt also vor den hervorragenden Eigenschaften unseres Autors und seines Buches, welches schwer wiegende Dinge, goldene Schätze tief unten im Meeresgrunde uns blicken läßt; was hilft das aber, wenn der Schiffer kein Taucher ist, wenn er sie nicht zu heben, heraufzubringen vermag? Wenn Hegel nur der wäre, für den der Verfasser ihn ausgiebt, wenn der absolute Geist Hegel's von sich nichts wüßte, ebenso wenig vom Universum und dessen Herrlichkeit, so wär' Hegel auch nicht entfernt ebenbürtig mit Franz von Baader, der den Theismus mit vollster Evidenz nachweist, eben so wenig wie mit Schelling, dessen Unwille erst durch den Herrn der Welt sein volles Licht empfängt. Der absolute Geist dagegen unseres Autors ist ebenso blind, wie der Wille Schopenhauer's; er rast in's Blaue hinein mit seinen Geburten, und weiß nicht, was er begeht, und aller Uebel Ursprung bleibt vollständig unerklärt. Ohne einen persönlichen Gott ist das Sein, das Universum eine logische Unmöglichkeit.

Was die Beilagen des vorliegenden Buches betrifft; „Ueber Kuno Fischer's Anti-Trendelenburg", von Hartmann's „Versuch einer Weltanschauung in der Philosophie des Unbewußten", „Wie Dr. Friedrich Harms in den Abhandlungen der systematischen Philosophie sich auf Hegel's Lehrstuhl ausnimmt", so können wir nirgend einen organischen Zusammenhang derselben mit der „Jubelschrift" entdecken. Aus Mangel an Raum dürfen wir des Näheren auf diese Arbeiten nicht eingehen. Jedenfalls ist die über Herrn von Hartmann die bedeutendste. Herr Michelet giebt über das so merkwürdige, höchst interessante Werk: „Philosophie des Unbewußten", welches die Wissenschaft weithin befruchten wird, zwar nur ein Referat; dieses aber ist so gründlich, übersichtlich, ein solches Meisterstück, daß wir es jedem Referenten als Muster empfehlen können. Aber die Kritik soll mehr als referiren, sie soll charakterisiren, selbständig reproduciren. Wo der Verfasser sich dazu erhebt, fesselt er uns wieder doppelt durch Geist, durch Behaglichkeit seiner Zwischenreden, durch pikante Mittheilung der Nachwehen, die das Hartmann'sche Buch in ihm einige Tage hindurch hervorgerufen hat.

Alles in Allem zu sagen: Sicher ist die vorliegende Schrift des Herrn Michelet unter allen, die zum Jubelfeste des großen Denkers erschienen, eine der vielsagendsten. Wir ermahnen den selbständigen Leser zur Lektüre! Wird es auch etwas Seekrankheit geben, so ist die Fahrt doch auch ergötzlich und anfrischend. Alexander Jung.

Aus Beethoven's Briefen.

Zu den Schriften, die durch die Säkularfeier von Beethoven's Geburtstag hervorgerufen worden, gehört auch ein Werkchen: „Aus Beethoven's Briefen" (zur Charakteristik des Meisters) von Dr. Joseph Schlüter.*) Es ist dies im Wesentlichen nur ein Auszug aus den zwei Bänden Beethovenscher Briefe, die Prof. Nohl vor einigen Jahren bei Cotta in Stuttgart erscheinen ließ. „Wenige im Publikum werden sich in ihrem Besitz befinden", sagt der Verf. in der Vorrede, „Wenige auch Zeit und Muße haben, sich durch den weiten Kreis wirthschaftlicher, geschäftlicher und anderer wenig bedeutender Beziehungen zu dem durchzulesen, was an sich Werth und Reiz hat, was allgemein anzusprechen und Genuß zu bereiten vermag. In ihrer chronologischen Folge bilden jene Briefe freilich ein werthvolles, ja unentbehrliches Repertorium für den gewissenhaften Biographen und Forscher, aber eben deshalb keine rechte Lektüre für den nicht gern in alles Kleinste und Einzelne eingehenden Musikfreund. Aus dieser Erwägung entstand der vorliegende Versuch, durch kritische Sichtung des Werthvollen u. s. w. eine auch für sich bestehende bequem und angenehm zu lesende Schrift herzustellen."

Nach Lessing besteht die Kunst, Briefe zu schreiben, darin,

*) Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1870.

sie ohne Kunst zu schreiben, und in diesem Sinne werden die brieflichen Mittheilungen bedeutender oder irgendwie hervorragenden Menschen immer einen eminenten biographischen Werth haben, gerade ihre Kunstlosigkeit läßt uns Blicke thun in die geheime Werkstatt der Seele, und wenn sie uns auch nicht immer Aufschluß über die Leistungen des Schreibenden auf anderen Gebieten geben, so sind sie doch zur Gewinnung eines Vollbildes der betreffenden Persönlichkeit unschätzbar, sowie sie oft von bedeutendem kulturhistorischen Interesse sind. Im Interesse künftiger Historiker und Biographen wäre es recht zu wünschen, daß der Brief nicht ganz und gar durch das Telegramm verdrängt werde, wozu in unserer überbeschäftigten Zeit alle Aussicht vorhanden ist.

Die Briefe Beethoven's sind in der vorliegenden kleinen Sammlung in folgende drei Rubriken eingetheilt: An die Freunde; Lieben und Leiden; Kunst und Leben. Zur Beurtheilung des Menschen Beethoven bieten sie im Ganzen wenig Material: er ist und bleibt eine problematische Natur, eine Hieroglyphe des Geistes. Wenn einzelne Briefe an Freunde uns auch in ein Herz blicken lassen, das warmer freundschaftlicher Empfindung fähig ist, wenn wir in den wenigen Ergüssen an die Geliebte auch eine tiefe Leidenschaft ahnen, so finden sich doch auch wieder so zurückstoßende Züge, und der Verf., der die einzelnen Briefe durch biographische Notizen und durch Zeugnisse Mitlebender verbunden hat, kann selbst seinen Helden oft so wenig entschuldigen, daß man schließlich den Eindruck behält, den ja auch die meisten seiner unsterblichen Werke hervorbringen, den einer wühlenden, strebenden, in sich tief unglücklichen Seele. Die Verklärung und Versöhnung, die aus einigen seiner Tondichtungen uns mit so überwältigendem Glanze entgegenleuchtet, seinem Leben hat sie gefehlt, das hat er nicht zum reinen Kunstwerk gestalten können, wie dies z. B. Mendelssohn in so hohem Grade gelungen ist; deshalb fehlt auch Beethoven's Briefen jene entzückende, durchsichtige Klarheit, die die Mendelssohn'schen Jugendbriefe so erquickend macht, wie einen frischen Trunk aus lauterer Quelle.*)

Ein deutlicheres Bild von Beethovens Wesen als seine eigenen Briefe uns zu zeichnen vermögen, erhalten wir aus einem Briefe Bettina's an Goethe, den der Verf. an rechter Stelle einschaltet. „Das ganze menschliche Treiben geht an ihm auf und nieder", so schreibt sie, „er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene. Was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagewerk ist, und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den flachen Ufern des Alltagslebens vorüber getragen wird. Er selber sagte: ‚Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht einsieht, daß Musik höhere Offenbarung ist, als alle Weisheit und Philosophie!' — —"

Nicht nur von biographischem, sondern auch von kulturhistorischem Interesse ist der Anhang des Werkchens: Bei Beethoven's. Er enthält in gedrängter Kürze die Aufzeichnungen des alten Bäckermeister Gottfried Fischer und seiner Schwester Cäcilie (F. starb erst 1864), die lange Jahre hindurch mit Beethoven's Aeltern in einem Hause in Bonn lebten und sich daher des Knaben B. noch wohl erinnerten, auch über seine Aeltern und Großältern manche charakteristische Züge beizubringen wußten. — An den Rhein zurückzukehren, blieb Beethoven, wie die Erfüllung so manches anderen natürlichen Wunsches, immerdar versagt.

So sei denn die kleine Schrift allen denen warm empfohlen, die das Verlangen empfinden, des großen Meisters Züge sich in der Nähe einzuprägen. M. St.

---

*) Wunderbar ist es auch, daß die Liebesverhältnisse der beiden Geistes-Heroen: Beethoven und Rafael, in ein so tiefes Dunkel gehüllt sind, daß wir zu ihrer Beurtheilung, bei letzterem auf 2—3 Sonette, bei ersterem auch einige Brieffragmente und karge Ueberlieferungen beschränkt, an die Vermuthung und dichterische Ausschmückung gewiesen sind.

Ungarn.

Joseph Freiherr von Eötvös.

I.

Ungarn hat jüngst durch den Tod seines Kultus- und Unterrichts-Ministers, des Freiherrn Joseph v. Eötvös, einen überaus herben Verlust erlitten, der alle Kreise des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens dieses Landes in die tiefste Trauer versetzt und der auch im Auslande mit großer Theilnahme und aufrichtigem Beileide aufgenommen wurde. Denn Baron Joseph Eötvös war auch außerhalb der Gränzen seines Vaterlandes ehrenvoll bekannt; er gehörte durch seine staatsmännischen und schriftstellerischen Leistungen einem weiteren Gebiete an. Natürliche Begabung, wie eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung stellten ihn auf die Kulturhöhe unserer Zeit, deren warmer Verehrer und Bewunderer er gewesen, ohne jedoch die vielen Flecken und Mängel zu übersehen, welche die moderne Kultur annoch verunstalten. In seinem Vaterlande trat Eötvös als einer der begeistertsten Apostel und Fürsprecher dieser modernen Kultur auf; doch wäre es gefehlt, in ihm den Fürsprecher blinder Nachäffung des Fremden und einen Verächter des National-Heimischen zu erblicken. Eötvös hatte ein tiefes patriotisches Gefühl, voll Liebe und Anhänglichkeit für seine Nation, die er erhalten, die er geistig und materiell vorwärts zu bringen strebte in der richtigen, von ihm immer wieder betonten Erkenntniß, daß Ungarns Zukunft nur durch die Aufnahme und Pflege der geistigen und materiellen Kultur, durch den innigen Anschluß an die westeuropäische Civilisation, insbesondere durch die geistige Verbindung mit Deutschland, unbeschadet der eigenen Nationaliät, gesichert sei. Als ein Weiser, als ein mit den Gaben der tiefsten Einsicht in die Bedingungen und das Wesen des Staaten- und Völkerlebens ausgestatteter Mann, als ein vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens stellte er sich an die Spitze seiner Nation, sie zum lebendigen, lebengebenden Fortschritte aufmunternd. Was dieser Mann seinem Vaterlande gewesen, was er demselben in seinen unvergänglichen Arbeiten als Denker, Dichter und Staatsmann geleistet und wie seine Persönlichkeit und deren Einfluß auch auf weitere Kreise wohlthuend gewirkt, das in Kurzem zu schildern, ist Aufgabe nachfolgender Zeilen, die freilich trotz alles Strebens ihres Verfassers nur ein schwaches Bild von dem Leben und Wirken dieses eminenten Geistes zu entwerfen vermögen, schon darum, weil ein großer Theil des biographischen Materials, namentlich die Briefe des Verblichenen, bisher noch unzugänglich.

Eötvös stammt aus einem altungarischen Adelsgeschlechte, von dessen Mitgliedern viele in Municipal- und Staatsämtern

dem Wohle ihres Vaterlandes treu gedient haben. Dem Namen „Eötvös" begegnen wir in der Geschichte Ungarns zuerst im 15. Jahrhundert, wo im J. 1439 bei Gelegenheit eines Streites zwischen den deutschen und magyarischen Bürgern von Ofen der Ungar „Johann Eötvös" von seinen Gegnern überfallen, und getödtet, worauf sein Leichnam verstümmelt in die Donau geworfen wurde. Wenn dieser Johann Eötvös der Stammvater der heutigen Freiherrn-Familie ist, was allerdings nicht genau nachgewiesen werden kann: so würde diese Familie bürgerlicher Abkunft sein; denn „Eötvös" (lies „Oetwösch") bedeutet im Ungarischen „Goldschmied". Genauere Nachrichten über die Familie Eötvös, die das Prädikat von Vásáros-Namény, einem Marktflecken im Bereger Komitate führt, haben wir aus dem 16. Jahrhundert, wo mehrere Mitglieder der Familie als Komitats-Beamte von Bereg und Szatmár, wohin die Eötvös später gezogen, erscheinen.

Eine bedeutende Persönlichkeit dieser Familie ist dann Nikolaus v. Eötvös, der im österreichischen Erbfolgekrieg unter der Kaiserin-Königin Maria-Theresia als Anführer der Szatmárer Komitats-Insurrektion für seine Königin kämpft, später den Rang eines kaiserlichen Generals und für seinen Zweig das Baronat erhält (1742). Ein Sohn dieses Nikolaus ist Ignaz Freiherr v. Eötvös (geb. 1763, gest. 1838), der Großvater unseres Dichters und Staatsmannes. Baron Ignaz v. Eötvös zeichnete sich gleichfalls als Staatsmann aus; er besaß in hohem Maße das Vertrauen seiner Monarchen Joseph II., Leopold II., Franz I. und Ferdinand I., die sämmtlich ihn mit den ehrenvollsten und wichtigsten Aemtern betrauten. Außerdem hatte er Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und einen starken Trieb zur Einsamkeit, die er auf seinem Gute Sályi im Borsoder Komitate aufsuchte, um dort den Wissenschaften leben zu können. Er hinterließ mehrere juridische Schriften. Die Naturanlagen und Charakterzüge des Großvaters kehrten im verstärkten Maße abgeklärter und veredelter in seinem Enkel wieder.

Unseres Helden Vater hieß gleichfalls Ignaz; er bekleidete nach einander die Aemter, als Administrator, dann als wirklicher Obergespan des Sároser Komitats, wurde später kaiserl. Kämmerer, königl. ungar. Hof-Vicekanzler, wirkl. geh. Rath und im J. 1841 Oberstschatzmeister (Tavernikus); er starb am 21. August 1851. Seine Gemahlin, die Mutter des Dichters, war eine geborne Freiin von Lilien, Sternkreuzordens- und königl. ungar. Palast-Dame, die 1858 in ihrem 72. Jahre starb. Wie aus dieser flüchtigen Skizze der Familiengeschichte ersichtlich ist, gehörte Freiherr Joseph von Eötvös den höchsten Kreisen der ungarischen Aristokratie an und wäre es somit demselben ein Leichtes gewesen, begünstigt durch die Lage der Verhältnisse, rasch die Stufenleiter wichtiger und einflußreicher Staatsstellen zu erklimmen. Allein er verschmähte diesen leichten Weg der Konvenienz und Protektion und zog es vor, sich die Bahn des Lebens durch die Kraft des eigenen Geistes zu ebnen und kämpfend und ringend für das Höchste und Beste — für Wahrheit, Freiheit und Bildung — auf- und vorwärts zu dringen.

Freiherr Joseph v. Eötvös wurde am 13. Sept. 1813 in Ofen geboren, hatte also bei seinem am 2. Februar d. Jahres erfolgten Tode das 58. Lebensjahr noch nicht vollendet. Die erste Erziehung erhielt er im älterlichen Hause, theils in Ofen, theils auf dem väterlichen Gute Ercsi (Stuhlweißenburger Komitat, jetzt dem Baron Sina gehörig), wo seinem Wunsche gemäß auch seine sterbliche Hülle zur Ruhe bestattet wurde. Die niederen Gymnasialklassen besuchte Eötvös in Ofen, die philosophischen und juridischen Studien beendigte er in den Jahren von 1826—1831 an der Pester Universität. Zwanzig Jahre alt machte er im J. 1833 während der Landtagssaison zu Preßburg das Advokatur-Examen. Den besten Theil seines Wissens verdankte er jedoch seinem unermüdlichen Privatfleiße, der, unterstützt von der eminenten natürlichen Begabung, die Grundlage zu jenem erstaunlichen Reichthum an Kenntnissen und Ideen legte, dem wir schon in den ersten Schriften des jungen Dichters begegnen. Die Arbeitsamkeit und der Fleiß blieben auch später charakteristische Kennzeichen Eötvös'. Er arbeitete von früh morgens bis tief in die Nacht, und als in späteren Jahren die Aerzte ob der Schwächlichkeit seines Körpers mehr Schonung anriethen, äußerte er: „Arbeit ist mir Erholung, keine Anstrengung." Nur bei dieser ungewöhnlichen Ausnützung der Zeit ist es erklärlich, wie Eötvös in so geringer Frist nicht nur ein ungewöhnliches Maß geistiger Schätze ansammeln, sondern auch eine so reiche Produktivität auf literarischem, publicistischem und politischem Gebiete entfalten konnte. Doch kehren wir zur Skizzirung des äußeren Lebens zurück!

Im Jahre 1833 wurde Eötvös im Stuhlweißenburger Komitate zum Vicenotar gewählt, welchen Posten er durch zwei Jahre bekleidete, worauf er zur ungar. Hofkanzlei überging, wo er im nächsten Jahre zum Konzipisten ernannt wurde. Um dieselbe Zeit (1836—37) machte E. Reisen in Deutschland, der Schweiz, in Holland, Frankreich und England. Wie genau und eingehend er hierbei Land und Leute, deren natürliche, politische und soziale Zustände und Verhältnisse studirte, davon lieferten seine Schriften einen vollgiltigen Beweis. Es bilden diese Reisen die Abrundung und Vollendung seiner trefflichen wissenschaftlichen Ausbildung, wodurch die Ideen geläutert und der Reichthum an positiven Kenntnissen durch konkrete Anschauung vermehrt und vervollständigt wurde.

Heimgekehrt, übernahm E. den Posten eines Beisitzers bei der Distriktual-Gerichtstafel in Eperies; doch war ihm sowohl diese Stelle wie der beamtliche Beruf überhaupt wenig zusagend. E. zog sich darum gern in die Einsamkeit des großväterlichen Gutes Sályi zurück, wo er bis 1840 hauptsächlich den Studien und der literarischen Produktion oblag.

Denn der überaus rege Geist suchte frühzeitig nach Bethätigung seiner Kraft. Bezeichnend für den Geschmack und die Richtung desselben ist die vorzügliche Hinneigung, welche E. schon in der Jugend zu dem Dichterfürsten Goethe empfunden hatte. Diese Vorliebe behielt er bis an den Tod. Auf musikalischem Gebiete verehrte E. nur allein Beethoven; wohingegen R. Wagner und seine Schule ein Gräuel in seinen Augen war. Hier liegt wohl auch die Ursache, daß E. bei seinen Lebzeiten nichts für die dauernde „Gewinnung" und „Fesselung" des Abbé Liszt gethan hat, obwohl er darob von den ungarischen Anhängern der „Zukunftsmusik" wiederholt und nicht selten in stürmischer Weise angegriffen worden. Seine Arbeitsstube zierte Goethe's Bild, auf seine Anregung wurde in Karlsbad am Wohnhause Goethe's eine Gedenktafel angebracht; ein Werk Goethe's war es, womit E. zuerst das Feld der Literatur betrat.

Im Jahre 1830, also in seinem 17. Lebensjahre, übersetzte er Goethe's „Götz von Berlichingen"; dieser Erstlings-Arbeit folgte im nächsten Jahre ein Original-Lustspiel: „Die Kritiker" das nur im Manuskript vorhanden ist; 1832 schrieb E. die Tragödie „Die Rache", welche zwei Jahre später auch im Druck erschien. Ein Jahr darauf brachte wieder ein Original-Lustspiel: „Die Freien" (ebenfalls nur Manuskript geblieben) und 1835 veröffentlichte er eine Uebersetzung des Viktor Hugo'schen Schauspiels „Angelo", wobei nicht so sehr die vortreffliche Uebersetzung, als das geistreiche Vorwort allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Es waren diese literarischen Produkte, welche sämmtlich vor den Reisen des Dichters fielen, nichts als die nothwendigen Vorstudien eines in der Entwickelung und Erstarkung begriffenen Genies. Dennoch hatten sie für die damalige ungar. Literatur eine hohe Bedeutung, und es war von diesem Gesichtspunkte aus gerechtfertigt, daß die beiden obersten literarischen Sozietäten des Landes, die ungarische Gelehrten-Akademie und die schöngeistige Kisfaludy-Gesellschaft, dem hochbegabten, vielversprechenden Dichterjüngling bereits im J. 1835 ihre Mitglieder-Diplome übersandten.

Weit bedeutender waren die literarischen Produkte, womit E. nach seinen Reisen die Literatur seiner Nation beschenkte. Doch ehe wir zu einer näheren Würdigung derselben schreiten, wollen wir noch kurz die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters berühren. Eine gutmüthige Sorglosigkeit seines Vaters hatte dessen Vermögenszustände erschüttert, weshalb er um so mehr den Wunsch hegte, daß der Sohn die gesicherte, beamtliche Laufbahn beibehalten möge. Allein auch hier kämpfte „Pegasus im Joche“, das er endlich abschüttelte. Der Vater erkannte des Sohnes eigentliche Bestimmung und ließ ab von den Mahnungen zum Verbleiben im Dienste. Im J. 1840 legte E. sein Amt nieder und zog nach Ofen, von wo er später nach Pest übersiedelte und hier den bleibenden Wohnsitz nahm. Zwei Jahre später vermählte er sich mit Agnes v. Rasti, welcher glücklichen Ehe drei Töchter und ein Sohn entsprangen. E. war der liebevollste Gatte, der sorgsamste Vater; sein Familienleben war musterhaft und können Eingeweihte nur mit Bewunderung und Hochachtung hiervon erzählen. „Außer dem Kreise meiner Frau und meiner Kinder“, schreibt er in einem seiner Briefe, „giebt es noch kaum ein Lebensverhältniß, das mir nicht verbittert worden wäre“. Und mit diesem schmerzvollen Geständnisse wenden wir uns zur weiteren literarischen Produktion unseres Helden.

Im Jahre 1838 verheerte eine Ueberschwemmung der Donau die beiden Schwesterstädte Ofen-Pest; namentlich hatte auch der Buchhändler G. Heckenast in Pest erheblichen Schaden gelitten. Dieser gab nun ein „Ueberschwemmungs-Buch“ heraus, wozu Ungarns erste literarische Größen jener Zeit Beiträge lieferten. Die köstlichste Perle darin war jedoch der soziale Roman: „der Karthäuser“ von Baron Joseph Eötvös (1838—41 erschienen, 5. Original-Aufl. vom J. 1862, deutsch von H. Klein, 1841).

Die Roman- und Novellendichtung ist in der ungarischen Literatur eine ziemlich neue Erscheinung. Die ersten Anfänge einer Erzählungs-Literatur in Prosa treffen wir erst seit dem Jahre 1830, wo durch die zunehmende Anzahl belletristischer Blätter und Taschenbücher diesem Literaturzweige Boden geschaffen wurde. Der eigentliche Gründer des ungarischen Original-Romans war der im Jahre 1865 verstorbene Baron Nikolaus Jósika, dessen erster (und nahezu bester) historischer Roman „Abafi“ (auch deutsch erschienen) im J. 1836 veröffentlicht wurde. Jósika hatte sich an Walter Scott herangebildet, dessen glücklicher Nachahmer er in Ungarn wurde; seine in rascher Folge erschienenen Arbeiten erfreuten sich einer vordem nicht gekannten begeisterten Aufnahme, die indeß dem Dichter insofern von Nachtheil war, als sie ihn zu leichter und seichter Produktion verleitete. Jósika versank später in die französische Effekthascherei und suchte durch die Masse zu ersetzen, was den Arbeiten an geistigem Werthe gebrach.

Ganz anders Baron Eötvös. An dichterischem Talent wie wissenschaftlicher Durchbildung Jósika weit überragend, legte er in seinen poetischen Schöpfungen den köstlichsten Schatz phantasie- und ideenreicher Gebilde nieder. „Wissenschaft und Erfahrung“, schreibt der Literarhistoriker F. Toldy, „verbanden sich bei ihm mit einem scharf analysirenden Verstande, womit er jedes psychologische und soziale Problem zergliedert, mit einer praktischen Vernunft, welche sich aus den Thatsachen der Erfahrung zu Idealen erhebt und mit einer lebendigen Phantasie, durch deren Einfluß der Dichter mit seinen Idealen auch die Gefühle beherrscht; Gelehrter, Denker und Dichter verschmelzen so zur schönsten Einheit.“

Als nun Eötvös' erster großer Roman, „Der Karthäuser“ erschien, da war die Sensation eine ungeheure; denn neu war das Sujet, neu die Ausführung des Romans. Derselbe schildert bekanntlich in Form einer Selbstbiographie das Leben eines jungen französischen Grafen, der in Folge der idealen Richtung seines Geistes, nach unendlichen Leiden, Täuschungen und Verirrungen eine Beute verzehrender Zweifel wird und nahe daran ist, Hand an sich selbst zu legen, bis er endlich in einem Karthäuser-Kloster nach den heftigsten Seelenkämpfen den Frieden findet in der Erkenntniß, daß nützliche Arbeit und ein von Liebe und Vertrauen getragenes Familienleben das wahre Glück des Lebens ausmachen. Ausgesöhnt mit sich und seiner Vergangenheit, stirbt Gustav an den Folgen einer Wunde, die er einst im Duell von einem seiner geliebtesten Jugendfreunde erhalten. Der Erzählungsstoff ist nicht besonders reich, doch giebt er Veranlassung genug, um ein lebensvolles, interessantes Bild von dem Denken und Treiben der „großen Welt“ Frankreichs nach der Juli-Revolution zu entwerfen. Und Eötvös hat diese Aufgabe mit großer Meisterschaft gelöst. Die Personen und Verhältnisse sind mit Anschaulichkeit und großer Kenntniß der Zustände geschildert, wir bewundern die Feinheit der psychologischen Charakteristik, die Plastik in der Darstellung von sozialen oder politischen Gruppen, die Lebendigkeit und Treue in der Entwerfung landschaftlicher Gemälde. Nichts kommt aber dem Ideenreichthume gleich, den unser kaum 25jähriger Dichter hier ausgebreitet hat. Alle großen Fragen des öffentlichen und privaten Lebens; Familie und Erziehung, Religion und Freiheit, Kastengeist und Revolution, Glaube und Zweifel — Alles wird mit einer Tiefe der Empfindung, mit Scharfblick, ruhiger Objektivität und doch wieder mit solcher warmen Lebendigkeit besprochen, daß man stets mit neuer Lust den „Karthäuser“ wieder liest und immer neuen Schönheiten, neuen Gedanken begegnet. „Der ‚Karthäuser‘ ist“ — nach dem Urtheile des ungar. Kritikers J. Erdélyi — „ein Aufschrei für die Ansprüche und Rechte des Christenthums,“ aber nicht jenes starren, egoistischen, verfolgungssüchtigen, kirchlichen Christenthums, das den Geist in Fesseln schmiedet und die Regungen des Herzens statt zu befriedigen und zu versöhnen, nur gewaltsam unterdrückt oder tödtet, sondern der wahren Friedenslehre des Meisters von Nazareth, die der Seele den Balsam des Trostes und der Beruhigung reicht und der Welt das heilige Gebot der Liebe lehrt. Der Roman ist eine Illustration zu dem Satze: „die nicht lieben, werden nicht glücklich sein“ und „nur der Egoist findet auf Erden keinen Trost“. Die Welt aber ist in Zweifel, Unglauben, Egoismus und materialistischem Treiben versunken; die höheren Lebensgüter werden verachtet oder sind unbekannt. „Unser Jahrhundert hat den Glauben und die Liebe verloren; es bedarf einer Ueberzeugung. Allmächtiger! Gieb diesem armen Menschengeschlecht seinen Glauben wieder! Gieb ihm einen großen, erhabenen Gedanken, der unsere Seele aus dem Staube, in dem sie versunken, wieder emporhebt. O, gieb uns Licht!“

Die Sprache des Romans ist durchaus gehoben, poetisch; sie hat darin in der ungar. Literatur keinesgleichen. Der „Kar-

thäuser" besitzt allerdings vom ästhetischen Standpunkte aus bedeutende Mängel, die von engherzigen Kritikern auch gleich beim Erscheinen betont wurden. Namentlich traf den Dichter in der Heimat, gemäß dem alten Spruche: „Nemo propheta in patria", manch' harter Tadel. Man lobte zwar die reiche Phantasie, die erhabene Weltanschauung, den Weltschmerz — aber man verstand den Dichter nicht und unterschätzte darum den Werth und die Bedeutung seines Werkes. Die Einen betrachteten den „Karthäuser" als das Erstlingsprodukt eines noch unausgegohrenen Genies, wie etwa Goethe's „Werther" oder Schiller's „Räuber" und doch weist der „Karthäuser" auf jeder Seite eine Gereiftheit der Ansichten, eine Ruhe der Weltauffassung und einen tiefen psychologischen Blick in das Menschenherz auf, wie wir solchen in Erstlingswerken niemals begegnen. Der Dichter ringt hier mit dem Philosophen um die Palme. Wieder Andere nergelten an dem Werk herum, weil es die ästhetischen Gesetze der Romanschreibung verletze. Das sind dieselben Kritikaster, die auch Goethe's „Faust" und Byron's „Manfred" verdammen, weil diese die dramatische Schablone nicht streng beobachteten. Der Dichter darf in seiner Begeisterung allerdings die Besonnenheit nicht außer Acht lassen; doch hat die theoretisirende Kritik ebenso wenig ein Recht, dem Genie, das seine besonderen Bahnen einschlägt, mit der Schere des Pedantismus die „nöthige Zustutzung" geben zu wollen. Eine dritte Schaar einheimischer Kritiker verurtheilte den „Karthäuser" ganz und gar als „phantastisches Produkt eines schriftstellernden Anfängers". Eötvös durfte sich trösten, ging es doch auch dem genialen Byron in dessen Vaterland nicht besser, und theilte dasselbe Loos selbst Goethe, Schiller, Shakespeare, Heine u. A. Was der „Zopf" nicht begreift, das zerrt er herab oder bewirft es mit — Koth. Zum Glück und zur Ehre Ungarns fand Eötvös indeß auch in seinem Vaterlande warme Stimmen der Anerkennung, die verständnißinnig sich des herrlichen Werkes freuten und nimmt die Zahl dieser Verehrer und Bewunderer mit der steigenden Verbreitung der Bildung immer mehr zu. E. war hier, wie in so vielen Dingen, seiner Nation vorangeeilt, weshalb er auch für seine belletristischen und politischen Arbeiten im gebildeten Auslande viel früher den wohlverdienten Beifall fand. „Sein ‚Karthäuser', so lautet eine dieser Stimmen aus dem J. 1843, „ist ein Werk, welches vor keiner Kapazität zu erröthen braucht." Die Dichtung steht bisher einzig in der ungarischen Literatur und hat keinen ebenbürtigen Nachahmer oder Nachfolger gefunden.

Littauen.

Zur Volkskunde der preußisch-littauischen Bevölkerung.

Im Jahre 1703 schickte der Magister Matthäus Prätorius sein umfängliches Manuscript Deliciae Prussicae durch Vermittlung des preußischen Residenten in Danzig, Adam Rubach, nach Berlin an König Friedrich I. mit der Bitte, es auf königliche Kosten drucken zu lassen. Man schien keinen Gefallen daran zu finden und antwortete dem armen Manne nicht einmal, und als er darüber hinstarb (1707) und sich kein Eigenthümer meldete, blieb das Werk im königlichen Archiv liegen, bis es 1866 an das königliche Provinzial-Archiv zu Königsberg überlassen worden ist.

Die Vorarbeiten hatte Prätorius, Sohn eines lutherischen Predigers zu Memel*), in Niebudzen bei Gumbinnen gemacht, wo er als Pfarrer bis 1685 lebte.**) Hier in der Bevölkerung von Nadrauen erblickte er „den rechten Nachlaß der alten Preußen" und indem er den Sitten und Gebräuchen, dem vielfältigen Aberglauben, der reichen Sprache seiner Pfarrkinder und ihrer Nachbarn besondere Aufmerksamkeit zuwendete, hoffte er für die dürftigen Nachrichten über die alten Preußen Ersatz geben zu können. Bekanntlich ist die altpreußische Sprache gänzlich ausgestorben und man besitzt als Literatur-Denkmal nur die Uebersetzung des Lutherischen Katechismus (herausgegeben von Abel Will), welche aber, wie Prätorius gewiß mit vollem Rechte behauptet, sehr corruptes Preußisch bietet. Leider beschränkte sich Prätorius nicht auf diese dankenswerthen Beobachtungen, sondern brachte der Meinung der Zeit von echter Wissenschaftlichkeit das Opfer, eine Unmasse gelehrten Ballast aus allerlei Scharteken herbeizuschaffen, der das wirklich Werthvolle versteckte und lange unbeachtet machte. Gleichwohl hatte sein Ruf als Sprachkenner den Erfolg, daß derjenige Aufsatz der „Preußischen Schaubühne", der von der preußischen Sprache handelt, in der Zeitschrift Acta Borussica 1731 erschien, wenn auch dem gelehrten Sprachkenner Vater die Bedeutung dieser Notizen nicht entgangen war (die Sprache der alten Preußen, Braunschweig 1821). Nun ist das Nadrauisch freilich nicht altpreußisch, auch nicht davon herzuleiten, aber der Sprachforscher wird auch diesen Theil des Werkes, der eine beträchtliche Anzahl littauischer Vocabeln aufführt, die in den gedruckten Wörterbüchern nicht stehen, mit Nutzen und Interesse lesen.

Es ist gewiß ein Verdienst und aufrichtigen Dankes werth, daß aus der wüsten Masse Spreu die guten Körner, die dem Sitten- und Mythenforscher wie dem Linguisten zu Gute kommen, von einem jungen Gelehrten (sollte er nicht mehr jung sein, so bitten wir um Entschuldigung), Dr. William Pierson, herausgelesen sind, der sie uns nun in leicht übersehbarer Form in seinem Büchlein von 150 Seiten darbietet.***) Diese Methode, der Wissenschaft die Zeitvergeudung des Herumsuchens in heillosen alten Schwarten zu ersparen, ist äußerst empfehlenswerth. Man stelle sich vor, was der Schöpfer der deutschen Mythologie, Jacob Grimm, an köstlicher Zeit würde gespart haben, wenn kenntnißreiche junge Kräfte ihm solche Extracte des Wünschenswerthen in sauberer Auswahl dargebracht hätten. Freilich haben wir durch ihn auch erst gelernt, was als wünschenswerth zu betrachten sei.

Als besonders interessante Theile heben wir hervor, die Excerpte aus Buch IV. Idolatria veterum Prussorum (Seite 16 ff.).

Hier sind es wieder die Beobachtungen über die Künste der Weidelutten oder Maldininks, der kundigen Wahrsager und Zauberer, die man mit Interesse lesen wird (s. Seite 35 und 42). Als Hauptkultus, der sich in häufigen Libationen bei jeder wichtigen Familienhandlung, bei Frühlings- und Erntefesten zeigt, erscheint der der Erdgöttin Zemyne. Das Zemynelauti, die Zemyne ehren ist eine Bierspende vor jedem Trunk. „Liebe Erdgöttin", lautet eine solche Libationsformel nach Prätorius' Uebersetzung (Seite 53), „durch welche alles blühen muß, laß unser

*) Er ist dort um 1635 geboren.

**) Er war kurz vor Niederlegung seines Amtes im Kloster Oliva katholisch geworden und erhielt später kümmerliche Stellen, zuletzt als Probst zu Weiberstadt (Neustadt in Westpreußen).

***) Matthäus Prätorius' Deliciae Prussicae oder Preußische Schaubühne, im wörtlichen Auszuge aus dem Manuscript, herausgegeben von Dr. William Pierson. Mit zwei lithographirten Tafeln. Berlin, A. Duncker 1871. 152 S. 8.

Feld blühen mit Korn, Weizen, Gerste und anderem Getreidig. Sei uns freundlich und laß deine heilige Engel bei uns sein, die einen bösen Menschen von uns wegtreiben, daß er unser nicht spotte." Mit der Verehrung der Zemyne (vgl. den deutschen Gebrauch des Minnetrinkens, Gertrudenminne — auch die heilige Gertrud trat an die Stelle der alten bona dea, der Frigg) eint sich dann die Einsegnung des Trankes selbst, das palabinti. „Gott sei Dank, daß er uns gesund erhalten und seine guten Gaben gegeben! So sei auch Dank dem Wirth, Wirthin und andern, daß sie dies wohl bestellet, Gott wolle ihnen alles bei gutem Stande erhalten. Er segne unser Trinken, daß wir fröhlich bleiben und scheiden, er gebe uns künftig mehr, nicht weniger."

Sehr eigenthümlich sind die Gebräuche bei Verlöbniß und Hochzeit, und mit Recht ist dieses Capitel sehr ausführlich mitgetheilt Seite 69 ff. Wir müssen uns leider hier einen Auszug versagen, bemerken aber gern, daß bei allem Trinken und aller Lustigkeit über diesen Bräuchen ein Hauch zartester Keuschheit liegt, der uns eine beneidenswerthe Kindlichkeit dieser Menschen offenbart. Wir erführen gern, wie viel von dieser guten Art sich bis heute in jenen Landstrichen erhalten habe.

Aus den Begräbnißgebräuchen erwähnen wir die eigenthümlichen Klagelieder der Weiber Seite 102 ff. In den Excerpten aus Cap. XVI. Lingua Prussica sind besonders die Nadrauischen Uebersetzungen der zehn Gebote (S. 120), des Glaubens (S. 121), des Vaterunsers (S. 121 f.), von der Taufe und vom Abendmahl (S. 122) wichtig. „Die nadrawische Sprache", sagt Prätorius (S. 137), „ist kurz, emphatisch, z. B. laßt uns beide wieder zurück von einem Dorf zum andern fahren, giebt der Nadraw mit einem Wort: atsikieminiukiwa. Item diese beiden Personen haben sich verlobet und darauf einer dem andern die Trauringe gegeben: szu du prissisawintinai sussidawę."

Als Beilage folgt ein vom Herausgeber zusammengestelltes alphabetisches Verzeichniß derjenigen littauischen Vocabeln der Schaubühne, welche sich in den gedruckten Wörterbüchern nicht finden, Seite 149—152. Es sind 118. Die beiden Lithographien stellen nach Pistorius Zeichnung einen Hut-Tanz (Ueiduka) von Männern und einen Rautenkranz-Tanz (Szala rutele) von Frauen vor. Franz Sandvoß.

Türkei.

Zur Geschichte der Jesuiten-Thätigkeit im Orient.

Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu haben sich von je her einer unermüdlichen Thätigkeit gegen die Christen der Türkei befleißigt, um diese Unglücklichen unter das Scepter Roms zu bringen. Dabei war ihnen jedes Mittel recht, wie immer, und das Erfolgreichste schien ihnen, die Rajahs bei ihren türkischen Herren durch alle nur möglichen Anklagen zu verdächtigen, um ihre Verfolgungen und ihre Hülfslosigkeit zu vermehren, damit sie solchergestalt gezwungen würden, den Schutz Roms anzunehmen. Eins der interessantesten Beispiele dieser ihrer Thätigkeit bietet wohl ihr Verfahren mit dem armenischen Patriarchen Ovedick, der wahrscheinlich der Mann mit der eisernen Maske war. Die Sache hängt folgendermaßen zusammen: Im Jahre 1705 unterstützte Ferriol, der Botschafter Ludwigs XIV. in Konstantinopel, einerseits die ungarischen Protestanten als Rebellen gegen Oesterreich, und andererseits die Jesuiten, als Verfechter des römischen Papstthums in der Türkei. Er ging in letzterer Beziehung so weit, daß er sich von den Jesuiten verleiten ließ, den armenischen Patriarchen Ovedick, als sich derselbe einstmals auf der Insel Chios befand, aufzuheben und auf einem französischen Kriegsschiffe nach Frankreich entführen zu lassen, von wo er niemals wieder zurückkehrte. Der unglückliche Mann war mit Hülfe des Geldes und des Einflusses der Jesuiten auf den Patriarchenstuhl gelangt, weil ihn jene für einen dem Papste ergebenen Orientalen hielten und als Werkzeug zu benutzen gedachten. Kaum hatte er jedoch die Patriarchenwürde erhalten, so warf er die Maske ab und enthüllte sich als ein wüthender Feind Roms, der diesem und den Jesuiten allen möglichen Schaden that. Die schlauen Jünger Loyola's waren demnach von dem noch schlaueren Armenier gründlich düpirt worden. Rache und Gutmachen des begangenen Fehlers war nur durch gewaltsame Vernichtung des gewandten Mannes zu bewirken, der ihnen tief in die Karten geschaut und das Vertrauen der Türken gewonnen hatte. Selbstverständlich blieb dieser Gewaltschritt nicht ohne schlimme Folgen, die aber fühlbar nur die Unschuldigen trafen, nämlich die katholischen Armenier, worüber noch Näheres; dann aber hatte die Entführung ein gespanntes Verhältniß zwischen Frankreich und der hohen Pforte zur Folge, denn so lange der energische Großwesir Ali von Tschorli regierte, verlangte er beständig und mit Heftigkeit den Unterthanen Ovedick von Frankreich zurück, wohingegen Monsieur Ferriol die Entführung mit gleicher Hartnäckigkeit leugnete.

Der berühmteste Geschichtsschreiber des Orients, Hammer-Purgstall, spricht die Ansicht aus, daß dieser entführte Patriarch die berühmte „eiserne Maske" gewesen sei, und diese Meinung hat mehr für sich, als alle anderen bisher mit großem Aufgebot von Scharfsinn in Umlauf gesetzten. Der genannte Historiograph sagt hierüber u. A.: „Nachdem Taulès die Unechtheit des durch den Jesuiten Griffet gefälschten Tagebuches Jonta's bewiesen (siehe l'homme au masque de fer par Mr. le chevalier Taulès, Paris 1825), ist die Meinung, daß die Masque de fer ein sardinischer Minister gewesen, nicht haltbar, hingegen diejenige, daß es der Patriarch Ovedick gewesen, die wahrscheinlichste. Zu verwundern ist, daß Taulès die Stelle des Paul Lucas sowohl (3me voyage I. p. 122) als den ausführlichen Bericht La Mottaye's (I. S. 371) eben so wenig als die genaue Epoche der Entführung gekannt hat. Talman hat dieselbe im September 1706 berichtet und schon La Montray sagt: „Die anderen nehmen an, daß man ihn (den Patriarchen) zuerst in die Gefängnisse der Inquisition und später in das Bagno von Marseille gebracht hat." S. 381 spricht er sich darüber noch umständlicher aus."

Neuerdings hat man wieder zu dem Sardinier gegriffen, der den Selbstherrscher Louis XIV. um bedeutende Summen betrogen haben soll, während man früher unter der eisernen Maske einen berechtigten Thronprätendenten vermuthete. Als ob der rücksichtsloseste und rachgierigste aller Bourbonen mit solchen Leuten Umstände zu machen pflegte! Auch die Annahme einen politischen Feind aus der hohen französischen Aristokratie in der eisernen Maske zu vermuthen, ist unhaltbar, denn ein solcher wäre durch die Maske nicht unschädlich gemacht worden und seine Verwandten würden wohl Mittel gefunden haben, ihn durch Unterschieben eines Anderen zu erlösen. Es scheint daher doch, daß der Mann au masque de fer ein Opfer der Jesuiten war, denn den türkischen Unterthanen Ovedick auf Grund irgend eines Richterspruches hinrichten zu lassen, durfte man nicht wagen; ihn einfach ermorden, mochte man wohl nicht, denn er war ein christlicher Kirchenfürst, wenn auch ein Schismatiker,

aber doch wenigstens kein Protestant. Seine Auslieferung verbot sich durch politische Rücksichten zur Vermeidung eines Krieges, und deswegen auch das Bekanntwerden seiner Gefangenschaft. So blieb als einziges Mittel zur Befriedigung der Jesuitenrache und Wahrung der politischen Interessen Frankreichs das Tragen der eisernen Maske hinter Kerkermauern übrig.

Die katholischen Armenier traf wegen der Entführung Ovedicks eine blutige Verfolgung; aber auch gegen die Jesuiten wurden scharfe Maßregeln ergriffen. Sie hatten in Konstantinopel eine armenische Druckerei angelegt und druckten in derselben unter Ferriols Schutz Schmähschriften gegen den armenischen Patriarchen und alle nicht katholischen Armenier. Diese Druckerei wurde nun von den Türken überwacht und damit wurde den Jesuiten eine kleine Vergeltung für das, was sie wider die griechische Presse 1628 gesündigt hatten. Damals versuchten ihrer fünf sich in Constantinopel einzunisten und begannen ihre segensreiche Thätigkeit damit, daß sie die Griechen ihres Bildungsmittels zu berauben suchten, nämlich der im Hause des Kalogers Metaxa errichteten Buchdruckerei. Sie veranlaßten einen förmlichen Aufstand des türkischen Pöbels gegen das Institut, worauf dasselbe von der Regierung sammt allen griechischen Büchern mit Beschlag belegt ward, und außerdem der griechischen Kirche ein Schaden von 12,000 Thalern erwuchs. Das bekam ihnen freilich schlecht, denn England und Venedig legten sich mit aller Energie in's Mittel und brachten es trotz Frankreich und Spanien dahin, daß die Druckerei und die Bücher wieder herausgegeben, die Jesuiten aber ausgewiesen und eingeschifft wurden. — Außer der Jesuitendruckerei wurde 1706 auch das ihnen eingeräumte Haus bewacht und leider alle Armenier, die aus- oder eingingen, verhaftet. Sechszig dieser Unschuldigen kamen theils in das Bagno, theils auf die Galeeren und die beiden armenischen Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, welche den Jesuiten erlaubt hatten, in armenischen Kirchen zu predigen, wurden auf Anzeige der armenischen Priester aus dem Hause des Patriarchen zu Galata fortgeführt und ebenfalls in's Bagno geworfen. Der Großwesir bedrohte übrigens den Oberen der Jesuiten mit gleichem Loose, wenn der entführte Ovedick nicht zum Vorscheine käme; ein Chatti-Scherif verbot den Jesuiten alle Proselytenmacherei und befahl außerdem die Einkerkerung aller katholischen Armenier. Der Patriarch derselben, Sary, und sechs andere der Eingekerkerten wurden vom Großwesir zum Tode verurtheilt. Sechs ebenfalls zur Hinrichtung bestimmte retteten ihren Kopf durch Annahme des Islam. Der Vartabed Comidas hätte sich retten können, aber er bekannte sich frei vor dem Großwesir zum Papstthum, und das Gleiche thaten zwei andere Armenier, durch sein heldenmüthiges Beispiel ermuthigt. Der Großwesir machte dem Vartabed in Gegenwart seines Anklägers, des neuen armenischen Patriarchen Ther Joannes, Vorwürfe über seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Sultans und fragte ihn, ob er nicht wisse, daß er damit als Rebell das Leben verwirkt habe. Kühn antwortete der Märtyrer, daß er kein Rebell sei, weil er den einen Ritus dem andern vorgezogen habe; dann fragte er den Gewalthaber, ob er denn, trotz seiner Macht über Leben und Tod, unterscheiden könne, ob der orthodoxe oder der schismatische Ritus der bessere sei. Der Türke antwortete: „Ich halte beide für schlecht, aber ich verdamme Dich als Rebellen zum Tode; übrigens komme Dein Blut über Deine Ankläger, wenn sie Lügen vorgebracht haben." Da rief Ther Joannes: „So sei es! Dein Blut komme über die Jesuiten, die Dich und so viele andere unserer Kirche verführt haben!"

Comidas und die beiden anderen Katholiken wurden hierauf hinter den Palast des Großwesirs geführt und dort sofort enthauptet. Ihre Leiber legte man auf den Bauch und die abgeschlagenen Köpfe steckte man ihnen hinten in die Hosen, weil es unter den Türken Gebrauch war, hingerichtete Christen noch im Tode in dieser Weise zu schänden. Die Leichen blieben zum Fraße für Hunde und Raben unbeerdigt liegen, doch wurde der Körper des Comidas seiner sechzehnjährigen Tochter auf inständiges Flehen nach drei Tagen überlassen und dann auf dem armenischen Kirchhofe bei Balykly beerdigt. Das Grab des Märtyrers ist seitdem ein Wallfahrtsort der armenischen Katholiken.

„So war die erste Verfolgung der katholischen Armenier in der Türkei, die Unterdrückung der ersten armenischen Presse, die Entführung und Einkerkerung des nichtkatholischen Patriarchen, der Abfall katholischer Armenier zum Islam und das Märtyrerthum der Standhaften herbeigeführt worden durch die Jesuiten" — sagt der unparteiische Geschichtsschreiber Hammer-Purgstall, der selber ein Katholik war.

Weitere Beispiele der Jesuitenthätigkeit gegen die andersgläubigen Christen des Orients finden sich noch in Menge; die Hervorragendsten dürften die Folgenden sein: Im Jahre 1623 beschuldigten sie den griechischen Patriarchen Cyrillus des Calvinismus und wußten so geschickt gegen ihn zu intriguiren, daß ihnen seine Absetzung gelang, obwohl die Griechen der hohen Pforte 50,000 Thaler boten, wenn man ihnen den Cyrillus ließe und den Jesuitenschützling abnähme. Erst 1624 glückte es England und Venedig vereint mit Holland, den Cyrill wieder auf den Patriarchenstuhl zu helfen, aber darüber verfeindete sich letzterer Staat mit Frankreich, der sonst mit Holland eine und dieselbe Politik im Orient verfolgte und nur im Punkte der Jesuiten von ihm abwich. Die Jesuiten lassen sich jedoch nicht so leicht von einem vorgesteckten Ziele abbringen und so gelang es ihnen bald, den Cyrillus nicht blos wieder absetzen zu lassen, sondern zu vernichten. Der Sultan Murad IV. ließ ihn in das Gefängniß der sieben Thürme werfen und erdrosseln, worauf der Jesuitenfreund Carfila den griechischen Patriarchenstuhl bestieg und für sein Bestallungsdiplom 50,000 Thaler zahlte. Dies geschah 1637. — Die Jesuiten bedienten sich überhaupt gern der Würdenträger der griechischen Kirche zu ihren Zwecken; so gelang es ihnen 1617 den Vicar des Patriarchen zu dem hochverrätherischen Schritte zu bewegen, an den König von Neapel und den Papst zu ihren Gunsten zu schreiben. Alle christlichen Gesandten und sämmtliche Christen Konstantinopels geriethen durch diesen Schritt, der entdeckt wurde, in die äußerste Gefahr, doch gelang es ihren Bemühungen, dieselbe abzuwenden, nur der Vicar wurde gehenkt und Frankreich zahlte 30,000 Ducaten, um die ehrwürdigen Väter vom Kerker zu erretten.

Im Jahre 1703 wußten die Jünger Loyola's so viel Unfrieden unter die Armenier zu säen, daß deren Patriarch Aviettis schließlich die Geduld verlor und mehrere seiner katholischen Landsleute einkerkern ließ. Dies benutzten sie zu seinem Sturze, indem sie ihn wegen Eingriffes in die Machtbefugnisse des Sultans verklagten. Er wurde nach dem Hoflager zu Adrianopel beschieden, woselbst ihn der erste Beamte des Padischah mit dem Gruße bewillkommnete: „Hund, weißt Du nicht, daß dem Sultan allein Gefängnisse zustehen?" Dann ließ er den Kirchenfürsten selber einkerkern, aber auf des muhamedanischen Mufti Fürsprache um sein Amt erleichtert wieder laufen, worauf der Jesuitenfreund Supi die Stelle erlangte und den Jesuiten erlaubte, in den Kirchen seiner (orthodoxen) Heerde zu predigen, wobei sich die ehrwürdigen Väter so gehen ließen, daß die Nichtkatholiken

zur größten Wuth gereizt wurden und sich schließlich ihre Vertabeds, den Metropoliten Ephraim an der Spitze, nach Adrianopel begaben und dort die Katholiken und ihren eigenen Patriarchen verklagten. Der Kjaja (Minister des Innern) fragte sie: „Was sind Katholiken? sind es nicht auch Ungläubige?" Und als nun Ephraim dieses nach dem türkischen Standpunkte bejahen mußte, erwiederte der Kjaja: „Schwein bleibt Schwein, sei es schwarz oder weiß; die hohe Pforte kümmert sich nicht um den Unterschied zwischen Armeniern, Katholiken und Nichtkatholiken!" — Den Supi setzte er indessen doch ab, wohl deshalb, weil dies Geld brachte, und verlieh dem Eingangs erwähnten Schützling der Jesuiten, dem Ovedick, die Stelle. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als der jesuitischen Propaganda am Heerde des Armenierthums die Wurzeln abzuschneiden, indem er die Schließung des Jesuiten-Collegiums zu Erzerum durchsetzte, woselbst die strebsamen Väter schon 300 junge Armenier für den römischen Stuhl gewonnen hatten. — Die Jesuiten haben sich hinlänglich an ihm gerächt und jetzt haben sie, als nächste Rathgeber des Papstes, den katholischen Armeniern in der bekannten Weise den Lohn für ihr seitheriges Martyrium zu Rom ausgezahlt.

Franz Maurer.

Nord-Amerika.

Weiberkrieg in Amerika.

Auch in Amerika wird Krieg geführt und zwar ein Weiberkrieg. Das freie amerikanische Weib kämpft für volle Theilnahme an den Regierungen der verschiedenen Staaten und will nicht nur wählen, sondern auch wählbar sein, also hoffentlich auch einmal gelegentlich Präsident werden. Sie kämpft aber auch gegen die Fesseln der Ehe, zum Theil sogar gegen dieselbe überhaupt. Ueber diese Frage giebt es nun verschiedene Parteien, die sich zum Theil sehr unzart mit oder ohne männliche Hülfe in verschiedenen Blättern gegenseitig, wenn nicht zerreißen, doch dies und jenes am Zeuge flicken. Die verschiedenen Organe dieses Kampfes sind: „Woman's Journal", „The Woman's Advocate" und das Organ der rothesten und ruchlosesten Emanzipation überhaupt „The Revolution". Nach den letzten uns zugekommenen Nummern, stehen diese Kriegsangelegenheiten etwa so: In New-York wurden die Herzoginnen des Kampfes für unbeschränktes weibliches Stimmrecht, Miß Susan Anthony und Mrs. Henry Stanton, ziemlich unsanft gezwungen, ihre Feldherrnstäbe niederzulegen. Der Kampf war besonders in der „Revolution" und dem anständigeren „Woman's Journal" in Boston geführt worden. Die Hauptprophetinnen des letzteren, die unverheiratete Lucy Stone, Mrs. Livermore und Herr Higgingson boten Frieden an, welcher von der Revolution aber nur als Waffenstillstand angenommen ward. Mit einer Rede der Frau Stanton in New-York zu Gunsten of Free Divorce (freier Ehescheidung) entbrannte der Krieg auf's Neue, und zwar zur Ehre Amerika's mit ziemlich großer Erbitterung gegen diese, auch abgehärtete weibliche Ohren beleidigende Frechheit. Die Dame scheute sich nicht, das Elend und die Sklaverei und die unsittlichen Gewohnheiten verheirateter Frauen und Freundinnen zu schildern, um die Glückseligkeit der freien Scheidung um so begeisterter als Evangelium zu verkündigen.

Was versteht die Frau Stanton unter freier Scheidung? Nun sie verlangt unter dem Deckmantel freierer Ehe und Scheidungsgesetze eine viel größere Freiheit als sich die meisten Vögel unter dem Himmel erlauben, denn unter ihnen gilt, nach Brehm's kundigen, thatsachenreichen Schilderungen, fast durchweg, ohne Landrecht und Polizei, Liebe, Ehe und Treue, zum Theil fast mehr als selbst in der guten Gesellschaft etwa Frankreichs oder Amerika's. Wenn die Forderungen der Frau Stanton Rechts- und Gesetzeskraft erhielten, würde es eigentlich weder Ehe noch Scheidung mehr geben. Männliche Wesen würden sich weibliche und umgekehrt nehmen, wie man sich Dienstboten nimmt, eine Wohnung miethet oder in eine Geschäftsverbindung eingeht. Und auch dies nicht einmal. Bei Dienstboten, Wohnungen, Geschäftsverbindungen gelten bestimmte Kündigungsfristen, in der freien Ehe und Scheidung nicht: da kann man nach Bequemlichkeit, Lust oder Unlust, Laune und Gelegenheit jeden Augenblick auseinander- und wieder zusammenlaufen. Frau Stanton spricht zwar von einem einheitlichen Nationalgesetze in Bezug auf freie Ehe, freie Scheidung und freie Liebe, versteht aber darunter nur eine durch das Gesetz geheiligte Willkür, die nicht einmal mehr in Bezug auf das Laster der Prostitution geduldet wird. Kein Wunder daher, daß das noch auf Anstand haltende Woman's Journal diese Frechheit mit Entrüstung beleuchtete und züchtigte, aber die Revolution hielt es für Redactions- und Principien-Pflicht, diesen kühnen Adlerflug des vollkommen freien Weibes in seiner Erhabenheit zu bewundern und die Philisterhaftigkeit des sittlichen Standpunktes mehrerer Frauen, die sich im Kampfe gegen diese Freiheit ausgezeichnet hatten, zu verhöhnen. Sie klagt die Frau Julia Ward Howe der Ketzerei in ihren Reden an: sie sei nicht voll protestantisch für die Freiheit des Weibes, sondern lasse noch katholisch fesselnde Vorschriften für die freien Regungen des Herzens gelten. Selbst The Woman's Journal enthält einen Redactionsartikel zu Gunsten mehrerer Ehescheidungsgründe, welche praktisch in die sogenannte freie Liebe führen würde.

Eine Feder in The Woman's Advocate, dem Organe des weiblichen Stimmrechts im Westen, entwirft ein ganzes Programm für die betreffende Partei, worin folgender Paragraph vorkommt: „Man schließe Ehecontracte auf ein bis drei Jahre und zwar ganz nach Uebereinkommen der sich bindenden Parteien." — Das ist etwas weniger, wenigstens hinsichtlich der Zeit, als Goethe verlangte, nämlich fünf Jahre. Uebrigens hat derselbe der Heiligkeit der Ehe gerade in seinen „Wahlverwandtschaften" mit solcher sittlichen Kraft das Wort gesprochen, daß wir diesen Ausspruch als eine vorübergehende schlechte Laune abweisen können. Goethe hatte manche schwache Stunde, welcher wir manche fade Reimerei verdanken. Auf diese darf sich unsere unsterbliche Verehrung für seine Dichtergröße niemals erstrecken.

Mitten in diesem Streite der amerikanischen Damen machte ein für die Oeffentlichkeit nicht bestimmter Privatbrief der Frau Stanton viel klatschhaftes Aufsehen. Sie erhebt darin den alten Soldaten und jungen Frauenemancipations-Helden Higgingson zur ersten Autorität im Gebiete weiblicher Kleidung, guter Manieren und Küchenangelegenheiten, schildert aber die Sklaverei, unter welcher seine Frau leide. Dazu kommt eine Schilderung des Charakters Beecher's, der als Geistlicher noch populärer geworden ist, seitdem er eine auf Verbrechen und freier Liebe beruhende Ehe einsegnete. Higgingson wieder rühmte sich mit großer Selbstgefälligkeit seines Feldherrn- und Disciplinartalents im Heere der Anhänger und Anhängerinnen weiblicher Emancipation auf sittlichem und politischem Gebiete. Er meint, Alles auf eine einzige bestimmte Idee oder Thatsache zurückgeführt zu haben, auf die Nothwendigkeit, das weibliche Geschlecht von der Ernie-

drigung zu befreien, in welche sie durch Ausschluß von der Theilnahme am politischen Leben, an der Wahl und Wählbarkeit für Staatsämter, Volksvertretung und Congreß, durch strenge Ehe- und Sittengesetze, durch häusliche und kulinarische Angelegenheiten gekommen seien und noch seufzen.

Allerdings spricht auch Jean Paul klagend von dem verwaschnen, verkochten und verflickten Leben der deutschen Frauen, aber die, welche nicht außer dem Hause oder daheim durch eine Waschfrau ihr Leinenzeug waschen lassen, welche sich keine Köchin, keine Ausbesserin halten können, werden es in Ewigkeit vorziehen, selber zu kochen, zu waschen und zu flicken, und wenn sie das nicht wollen, in Schmutz und durchlöcherter Wäsche umkommen.

In Amerika haben's bekanntlich schon viele Damen so weit gebracht, daß sie sich durch Sorge für die Küche, nicht einmal für ihre Kinder erniedrigen. Der Mann muß erst das Geld verdienen, dann damit und einem Korbe auf dem Markte einkaufen, selber kochen und aufwaschen, wenn die Küche und das Essen zuhause nicht ganz vernachlässigt werden soll. Die Emancipation von der Ehe wird, trotz besonderer Zeitschriften dafür, immer mehr oder weniger ein Privatvergnügen der in Müßiggang, Geld und sittlicher Verwahrlosung verkommenen amerikanischen Dämchen bleiben. Je weiblicher das Weib, je männlicher der Mann, also je entgegengesetzter beide Geschlechter, desto gesunder, stärker, sittlicher und unauflöslicher ist Liebe und Ehe, Familie und Häuslichkeit, diese ewige Grundquelle alles stattlichen und menschlichen Gedeihens.

Die politischen und socialen Verhältnisse der Juden nach amerikanischer Auffassung.

Unter dem Titel „Unsere israelitischen Brüder" enthält die Bostoner Zeitschrift „Atlantic Monthly" ein Essay, das gewissermaßen eine Schutzschrift der Juden gegen diejenigen ist, welche die socialen Mißstände, die sich unter ihnen finden, ihrer Religion und ihrem Nationalcharakter Schuld geben.

Der Verfasser, Herr James Parton, beginnt mit einer Schilderung der Verluste, die es den Juden gebracht, daß sie während der ganzen Zeit, wo sie unter christlichen Völkern verstreut leben, genöthigt waren, an sämmtlichen christlichen Feiertagen ihre gewerbliche Thätigkeit ruhen zu lassen, während sie gleichzeitig ihre Sabbathtage und Feste durch Enthaltung von jeglicher Arbeit feierten.*) Er weist nach, daß schon dieser Umstand hinreichend war, sie von den meisten bürgerlichen Gewerben auszuschließen und auf den Schacher und Wucher anzuweisen, da die Aerndte des Darleihers sicher ist, wenn er auch nicht pflügt und säet.

„Wären jedoch", fährt der Verfasser fort, „die Juden selbst schon vor tausend Jahren auf jenem Punkt der fortschrittlichen Entwickelung und Vorurtheilslosigkeit angelangt gewesen, daß sie sich entschlossen hätten, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, so würde ihnen dies doch wenig geholfen haben. Die ganz Europa umhüllende Nacht des Aberglaubens war zu groß. Sie gestattete keinem Juden in irgend einem Lande der Christenheit eine Scholle Erde, die er bebauen konnte. Er durfte keiner Handwerkerzunft angehören, kein Meister nahm einen jüdischen Lehrling auf. Ein Jude ward weder zu Schulen noch zu Universitäten zugelassen; er konnte, da ihm die Gelegenheit zur Ausbildung entzogen ward, kein Künstler werden und wäre er es selbst geworden, z. B. Maler, und wäre selbst anzunehmen gewesen, ein christlicher Fürst hätte seine Bilder kaufen wollen, was hätte er malen sollen? In jenen Zeiten gab es nur zweierlei Bilder, bei denen man Geld und Ruhm erhoffen konnte: Scenen aus dem Neuen Testamente und schlüpfrige Darstellungen aus der griechischen und römischen Mythologie. Erstere Stoffe konnte ein Jude nicht behandeln, letztere wollte er nicht malen, denn die Juden haben, so tief man sie auch herabgewürdigt, immer eine gewisse Keuschheit des Herzens und der Seele bewahrt, welche ihnen derartige Gegenstände verabscheuungswürdig erscheinen läßt. Ein wahrer Jude ist durch die sehr eindringlichen Gebote seiner Religion über den Werth einer reinen Seele und eines unbefleckten Körpers belehrt, und bis auf den heutigen Tag sind die sieben Millionen Juden des Erdballs wahrscheinlich die keuschesten Menschen, welche denselben bewohnen."

Dieser letzteren Behauptung des Verfassers möchten wir doch nicht so ganz unbedingt beistimmen; wenigstens wird derjenige, welcher das Leben und Treiben der jungen jüdischen Handlungsbeflissenen und namentlich der „vergoldeten Jugend" in den größeren und kleineren Städten Europas und Amerikas beobachtet, zu einem anderen Schlusse gelangen. Freilich haben diese jungen Leute vom Judenthum gewöhnlich nichts als äußere unangenehme Manieren und die Lehren der Religion, der sie durch die Geburt angehören, sind ihnen ebenso fremd, wie die des Christenthums, mit dem sie liebäugeln. Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Aufsatze zurück.

Parton bespricht die Verfolgungen, denen die Juden das ganze Mittelalter hindurch in allen Ländern ausgesetzt waren. Fallen diese Grausamkeiten, diese eigentlichen Judenhetzen, die Schlächtereien und Scheiterhaufen auch vornehmlich dem Katholicismus zur Last, so ist der Protestantismus doch keineswegs ohne Schuld gegen sie. Zum Beweise dafür führt der Verfasser nur ein Beispiel an, aber es ist schlagend: die sieben Vorschläge, welche Martin Luther für die Behandlung der Juden gemacht hat. Er empfiehlt darin, ihre Synagogen und Schulen zu verbrennen und zu zerstören, ihre Häuser zu verbrennen und ihnen ihre Wohnungen in Ställen anzuweisen, ihre Lehrbücher und den Talmud zu vernichten, den Rabbinern bei Strafe das Lehren zu verbieten, ihnen jeden Schutz auf der Landstraße zu versagen, da sie weder Ackerbauer, noch Handwerker, noch Kaufleute sind und draußen nichts zu suchen haben; endlich allen jungen kräftigen Juden und Jüdinnen Handwerksgeräth, Grabscheit und Spindel in die Hand zu geben und sie zur Handarbeit zu zwingen — zur Handarbeit, zum Ackerbau, zu Gewerben, für deren Ausübung ihnen jede Möglichkeit abgeschnitten war; verboten doch sogar viele Länder den Juden das Halten christlicher Dienstboten.

„Doch wir haben gegen die Juden noch weit schwerer gesündigt, als durch Mord und Folterqualen", fährt der Verfasser fort. Derartige Verfolgungen, so grausam und entsetzlich sie sich gestalten mögen, sind doch immer vorübergehend, das viel größere Unrecht, das die Christen gegen ihre jüdischen Mitbrüder auf sich geladen, ist die Verachtung, welche sie ihnen durch Jahrhunderte bewiesen, das Brandmal der Schande, das man ihnen aufdrückte und fort und fort brennend erhielt. Die Judenverachtung sprach sich in den gesetzlichen Bestimmungen, wie in den Sitten und Gebräuchen des täglichen Lebens aus.

„Im protestantischen Holland wurden fast bis zu den Zeiten

*) Holland ist das einzige Land der Welt, wo man aus Achtung der Gewissensfreiheit die Juden nicht zwingt, an den christlichen Sonn- und Festtagen ihre Arbeiten einzustellen. Selbst die Nordamerikanischen Freistaaten haben sich zu dieser Achtung der religiösen Freiheit nicht erheben können. D. R.

Louis Bonaparte's die jüdischen Insassen des Armenhauses gezwungen, am Sonnabend zu arbeiten, sofern sie nicht in fünf Tagen die ihnen für die Woche aufgegebene Arbeitszahl vollendet hatten. Mehrere deutsche Bäder wiesen unter ihren Privilegien das Recht auf, keinen Juden zu dulden. In Straßburg leben noch Leute, die sich erinnern, daß ein Jude für die Vergünstigung, sich in der Stadt aufhalten zu dürfen, täglich drei Franken zahlen mußte. Im Herzogthum Anhalt-Dessau hatten die Juden bis zum Jahre 1848 kein Bürgerrecht; sie waren Schutzjuden, zahlten Schutzgeld und waren mit ihren Wohnungen auf gewisse Stadttheile beschränkt; in Mecklenburg hat diesen Zuständen erst der Norddeutsche Reichstag ein Ende gemacht. Bis zum Jahre 1851 belegten die Gesetze der freien Schweiz jeden Christen, der einem Juden Arbeit gab, mit 300 Francs Buße. In Rußland maßt sich die Regierung noch bis auf den heutigen Tag das Recht an, den Juden ihre Kleidung vorzuschreiben. Die römischen Juden befinden sich noch jetzt in einem wahrhaft mittelalterlichen Zustande.*) Ein in Rom ansässiger Jude findet in keiner Kunstschule, keinem Lehr-Institut Aufnahme, die Gallerien sind ihm verschlossen, ebenso jedes Handwerk, ja es ist den Juden sogar verboten, öffentlich ein Instrument zu spielen, oder zu singen. Papst Pius IX. hat zwar die Thore des Ghetto geöffnet, die Kirche geschlossen, in der sie jeden Sonnabend eine Predigt für ihre Bekehrung anhören mußten und den empörenden Gebrauch abgeschafft, daß sie alljährlich fußfällig um die Erlaubniß zu bitten hatten, noch ein Jahr in Rom bleiben zu dürfen und zum Zeichen der Gewährung dieser Bitte in der Person ihres Vorstehers vom Papste einen Fußtritt empfingen. Trotzdem geben die Zustände, in welchen sich die römischen Juden und das römische Ghetto befinden, noch ein sehr treues Bild von dem Drucke, welcher einst in allen Ländern der Christenheit auf diesem Volke lastete."

Der Verfasser rühmt die Sanftmuth und Geduld, mit welcher die Juden alle diese Unbill ertragen und nennt sie die wahren Christen, welche die Lehren der Bergpredigt am besten beherzigt und praktisch geübt hätten. Hierauf geht er zum häuslichen Leben der Juden über, schildert die Poesie des Sabbaths in einer orthodoxen jüdischen Familie, die gottesdienstliche Feier desselben und der hohen Festtage, die Gebete und Ceremonien und macht die sehr treffende Bemerkung:

„Die jüdische Religion hat nur Eine Idee — Gott. Der orthodoxe Jude steht mit Gott auf und legt sich mit ihm nieder, er dankt, preist und lobsingt ihm ohne Unterlaß, er betet unaufhörlich."

„Unsere israelitischen Brüder", heißt es dann, auf die Gegenwart übergehend, weiter, „sind jetzt, abgesehen von den Einflüssen des Liberalismus, welche sich in jeder Glaubensform geltend machen, noch ganz besonderen Versuchungen ausgesetzt. Früher überall verfolgt und verachtet, beginnt man jetzt, sie zu ehren und zu suchen. Das Beispiel der jüngsten Nation, die alle Religionen schützt und keine besonders anerkennt, ist nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Stellung der Juden in allen christlichen Ländern und darüber hinaus geblieben. Es ist noch nicht allzu lange her, daß den Juden die Pforten des englischen Parlaments geöffnet wurden, aber es hat seitdem keine unbeträchtliche Anzahl jüdischer Mitglieder darin gesessen und von diesen allen nur ein einziger, der es mit der Reaktion hielt und der war ein Renegat. Ebenso sind an den Universitäten Juden als Professoren thätig, und in der städtischen Verwaltung Londons sind eine so große Anzahl von Juden, daß man beinahe sagen könnte, sie hätten das Uebergewicht. Glücklicherweise sind die Juden keine Proselytenmacher und können Aldermann sein, ohne den Versuch zu machen, dieses Amt zum Vortheil ihrer Synagoge auszubeuten."

Auffallend ist es, wie wenig der Verfasser über die Stellung der Juden in Frankreich sagt, während wir es dem Franzosen lassen müssen, daß er schon seit langen Jahren jeden Unterschied zwischen Christ und Jude aufgehoben und ein Beispiel gegeben hat, das eher die Nachahmung Europas verdient hätte, als französische Mode, französischer Luxus, französische Leichtfertigkeit, denen man sklavisch gehuldigt hat. Eingehender beschäftigt sich der Aufsatz mit Deutschland, wo man den Juden endlich überall die Gleichheit vor dem Gesetz mit den Christen zugestanden. Nach unserer Ansicht ist das etwas, aber noch nicht viel. Die Juden im neuen deutschen Kaiserreiche, für dessen Begründung und Vertheidigung sie ganz ebenso, wie ihre christlichen Mitbürger, ihr Gut und Blut hingeben, haben ein gutes Recht zu fordern, daß man bei allen Staatsämtern, in allen politischen und socialen Beziehungen nicht mehr nach dem religiösen Glaubensbekenntniß, sondern nur nach Tüchtigkeit und Vaterlandsliebe frage.

„Spanien", fährt der Verfasser fort, „hat sich, o Wunder, den Nationen zugesellt, welche den Juden die Menschenrechte gewähren, und bald wird sich in Madrid ein jüdischer Tempel erheben, der erste, der seit 1492 in Spanien errichtet werden darf. Schweden hat ebenfalls aus seinen Gesetzbüchern jeden Paragraphen entfernt, der noch einen Unterschied zwischen Juden und Christen aufrecht erhielt, und Rußland ist gegenwärtig (nach dem Fall des Papstthums) wohl das einzige Land Europas, wo noch den Juden das Bürgerrecht vorenthalten wird."

Der Aufsatz beschäftigt sich hierauf ziemlich eingehend mit dem von den orthodoxen Juden noch beobachteten Ceremonialgesetz, namentlich dem Speiseverbot und den überall zu Tage tretenden Reformbestrebungen, die immer mehr Boden gewinnen, je weniger die staatlichen Einrichtungen die Juden von dem engen Verkehr mit ihren christlichen Mitbürgern abschließen. Nach der Schätzung des Verfassers ist, von sämmtlichen in den Vereinigten Staaten lebenden Israeliten ein Drittel noch orthodox, ein Drittel verhält sich völlig indifferent und bekümmert sich überhaupt nicht um Religion; ein Drittel gehört zur Reform in verschiedenen Schattirungen. Wir glauben, man könnte einen ähnlichen Satz auch für Deutschland aufstellen. Interessant ist die Schilderung der verschiedenen israelitischen Gemeinden, von denen allein Newyork zweiunddreißig zählt und in denen alle Arten von der strengsten Orthodoxie bis zum größten Liberalismus vertreten sind. Jede Synagoge ist vollständig unabhängig. Es giebt in den Vereinigten Staaten keine geistliche Behörde, keinen Oberrabiner, welcher den Ritus einer Gemeinde beaufsichtigen oder tadeln könnte. Oft genug kommt es sogar vor, daß innerhalb einer Gemeinde sich verschiedene Parteien geltend machen, welche bei vorkommenden Gelegenheiten, wie z. B. bei der Wahl eines Geistlichen, ihre Kräfte messen. Der unterliegenden Partei steht es frei, sich einer andern Gemeinde anzuschließen. Nach einer Schilderung des einer Reform-Gemeinde gehörenden Tempels Imanuel, an welchem die Prediger Dr. Adler in deutscher und Dr. Gutheim in englischer Sprache predigen und den der Verfasser eins der schönsten Gotteshäuser in Newyork nennt, fährt er folgendermaßen fort:

„Die Juden sind glücklich in den Vereinigten Staaten. Sie

*) Der Aufsatz ist vor der Besetzung Roms durch die Truppen Viktor Emanuels geschrieben.

haben jetzt innerhalb derselben zweihundert Gemeinden, von denen die Hälfte erst im Laufe der letzten zwölf Jahre gebildet sind. Sie sind gute Bürger, treue Anhänger der freisinnigen Grundsätze, denen sie ihre Befreiung von erniedrigenden und bedrückenden Gesetzgebungen verdanken, und steigen in der Achtung ihrer Mitbürger immer höher. Erblich ist bei ihnen die Vorliebe für allgemeinen Unterricht, und sie halten das Princip aufrecht, obgleich ihr religiöses Gefühl durch die in vielen öffentlichen Schulen gebräuchlichen Andachtsübungen verletzt wird. Sie hoffen, der gesunde Sinn ihrer Mitbürger werde endlich dahin kommen, ihren Kindern nicht mehr die Theilnahme an Andachtsübungen zuzumuthen, die ihnen als Abgötterei erscheinen. Ebenso hoffen sie, der Tag werde nicht mehr fern sein, wo die Danksagungs-Proklamationen der Präsidenten und Gouverneure so gefaßt sein werden, daß sie darin mit einstimmen können. Unnöthig waren die von ihnen in letzterer Zeit gehegten Befürchtungen, es könne einer kleinen Partei Böswilliger gelingen, einen Passus über die Religion in die Verfassung zu bringen

Unsere israelitischen Brüder verwahren sich, und mit vollem Recht, gegen die Unsitte gedankenloser Reporter, welche eine wegen eines entehrenden Verbrechens verhaftete Person als „Juden" bezeichnen, da sich dieses Wort keineswegs auf einen Stand, eine Nationalität bezieht und sie vor dem Gesetze nicht Juden, sondern einfach Bürger sind."

Wir hätten in der That kaum geglaubt, daß dergleichen im freien Amerika noch vorkommen könne, haben aber freilich während des gegenwärtigen Krieges Proben von dem Tone erhalten, in welchem sich die Blätter einer gewissen Partei gefallen, daß man sich eigentlich über nichts mehr wundern kann.

Der Aufsatz geißelt endlich die sehr überflüssigen, viel Geld verschlingenden und wenig Resultate liefernden Anstrengungen zur Bekehrung der Juden, die namentlich von London aus in großem Maßstabe betrieben werden, und schließt mit den Worten:

„Unsere israelitischen Brüder in den Vereinigten Staaten haben ihren eigenen Kampf zu kämpfen, der mit dem unsrigen im Wesentlichen gleich ist. Auch sie haben zu thun mit der erdrückenden Masse von Unwissenheit und Armuth, die über den Ocean zu uns herüber kommt. Auch sie müssen, während die Bande der alten Lehre und des Herkommens allmählich von ihnen abfallen, die Sittlichkeit, Civilisation, alle höheren Güter der Menschheit bewahren und immer weiter entwickeln. In diesem Kampfe sind Juden und Christen Verbündete, und Verbündete sind Gleichstehende."

Kleine literarische Revue.

— **Hegel: Populäre Gedanken aus seinen Werken zusammengestellt.**[*]) Das Büchlein ist eine Festgabe zum hundertjährigen Geburtstage des großen Philosophen. Der Verfasser klagt in der Vorrede, daß „die Zahl derer, die, beeinflußt durch eine, wenn nicht gehässige, doch verständnißlose Gegnerschaft Hegel mißkennten und unglücklich genug wären, sich einzubilden, daß sie ihn verachten dürften, so groß, und daß die deutsche Nation ihrem größten Geiste entfremdet sei." Herr Schasler möge sich beruhigen. Die Animosität gegen Hegel wird sich mehr und mehr legen; es tritt ein solcher Rückschlag gegen jede Richtung ein, viel mehr also gegen eine Philosophie, die sich für die absolute ausgab und noch von einigen ausgegeben wird. Sobald Hegel überall als das erkannt, was nach ihm ja jeder andere war, nämlich als aufzuhebendes Moment, wird seine unermeßliche Bedeutung für die Geschichte der Wahrheit auch wieder allseitig gewürdigt werden. Und daß er nur dies ist, nichts anderes sein kann, wenn er überhaupt der sich fortentwickelnden Zeit gegenüber etwas sein will, leuchtet ja vor Allem aus den beiden Werken, denen Herr Schasler die Gedanken entnommen, aus der „Geschichte der Philosophie" und der „Philosophie der Geschichte" hervor. — Die Auswahl ist mit großem Geschick besorgt und verdient die Mühe des Verfassers den aufrichtigsten Dank.

*) Von Dr. Max Schasler. Berlin, 1870.

— **Franz von Baader's Stellung in der Geschichte der Philosophie** ist der Gegenstand einer gründlichen Abhandlung, von Franz Hoffman, im zweiten Bande der in Nr. 9 und 10 des „Magazin" besprochenen periodischen Schrift „Deutschland". Der Verf. bespricht Baaders Verhältniß zu Oken, Schelling, Krause und Hegel, mit Bezug auf Erdmann's geschichtephilosophische Werke, und kommt zu dem Resultate, daß Oken und Baader Gott als Persönlichkeit und zwar als dreipersönlichen Geist lehrten, wenn auch die besondere Fassung bei Beiden nicht identisch war. Oken faßt die Geistigkeit Gottes im Unterschiede von der Welt abstract spirituell und, eine ewige Natur in Gott nicht kennend, verfällt er dem Halbpantheismus. Ebenso bleibt Schelling's Philosophie in einem Halbpantheismus stehen, während Baader denselben überschreitet und sich zum spiritualrealen Theismus erhebt. Krause's Lehre ist Persönlichkeits- oder Geistes-Pantheismus. Mit Hegel schließt die durch Fichte eingeleitete pantheistische Richtung der deutschen Philosophie ab und es beginnt mit Baader eine neue Epoche, die des tieferen, spiritual-realistischen Theismus als des wahren Pan-Entheismus, der das Dreigestirn Kant's: die Persönlichkeit Gottes, die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit, zurückruft und tiefer begründet. „Diese Philosophie erkennt und beweist die ewige Vollkommenheit Gottes, woraus der Unterschied der Welt von Gott hervorgeht. Aus der Vollkommenheit Gottes folgt nach ihr diejenige unmittelbare Vollkommenheit der Urschöpfung, die ihr als von Gott unterschiedene Welt zukommen kann und die bestimmt ist, zur vermittelten bleibenden Vollkommenheit als zu ihrem Ziele fortzuschreiten, aber durch Schuld der freien geistigen Wesen und ihren Wirkungen unvollkommen werden kann, ohne jedoch durch alle Störungen, Hemmungen und Katastrophen verhindert zu werden, durch göttliche Leitung und Waltung nach Aeonen der Entwicklung und des Kampfes das Ziel der Allvollendung in der Totalität der drei Weltwesen-Klassen, der Geisterwelt, der Naturwelt und der Menschenwelt, zu erreichen, wo ohne Wesensvermischung Gott Alles in Allem sein wird." Der Verfasser verkündet die Lehre Baaders als die Philosophie der Zukunft: „Ob sie heute oder morgen, oder in zehn Jahren oder in zehn Jahrzehnden und mehr zur allgemeineren Anerkennung kommen wird, ist für den großen Gang der Welt- und Wissenschafts-Geschichte nicht gleichgültig, aber doch nur von untergeordnetem Belang. Indessen gehen unsere Zeiten rascher, als die früheren, und die Zeichen mehren sich, daß der Zeitpunkt nicht mehr sehr ferne sein kann, wo Baader's Weltanschauung allgemeiner verstanden werden wird und wo seine Ideen tiefer in den Entwickelungsgang der Philosophie eingreifen werden." — Uns scheint der Zug der Zeit durchaus nicht auf eine Wieder-

kehr theosophisch-speculativer Philosophie zu deuten. Der reale Sinn unserer Zeit sucht in die Mysterien christlicher Offenbarung mehr auf dem Wege der historischen Forschung, als der philosophischen Speculation einzudringen, eine Richtung, die, da sie sicherer zum Ziele führt und für eine klare Philosophie, wie für eine gesunde Theologie ersprießlicher ist, nicht sobald wieder verlassen werden dürfte. E. M.

— **Dr. Wohlfahrt's neue Volksbibel.** Nach Art des Family-Shakespeare, in welchem der große englische Dichter so zugestutzt ist, daß seine männlichen Freunde ihn nicht wieder erkennen, junge Misses aber auch in der respektabelsten Gesellschaft sich als Bewundererinnen von „Romeo und Julie", des „Mittsommernachtstraums" und der „Comödie der Irrungen" bekennen dürfen — nach Art dieses Shakespeare, wird uns jetzt eine deutsche Familien-Bibel, eine „Bibel für das liebe, christliche Volk aller Bekenntnisse", angekündigt, die Herr Dr. J. F. Th. Wohlfahrt, Fürstl. Schwarzburgischer Kirchenrath und Ritter des Schwarzburgischen Verdienstordens, „nach dem Plane des seligen Heinrich Zschokke" bearbeitet hat.*) Herr Dr. Wohlfahrt ist Verfasser einer „Predigerbibel" in sieben Bänden. Nach Vollendung dieses Werkes hatte ihm Zschokke die Abfassung der gegenwärtigen Volksbibel an's Herz gelegt, deren Plan darin besteht, „nach kurzen Einleitungen in die h. Schrift überhaupt und die einzelnen Bücher derselben insbesondere 1) in weniger wichtigen Stellen nur kurze Inhalts-Anzeigen; 2) in wichtigeren Stellen kurze Erklärungen und 3) in den für Glauben und Tugend wichtigsten Stellen aber auch erbauliche Ansprachen zu geben". Wir theilen hier eine Probe mit, wie der Verfasser die vorstehend ad 1 gestellte Aufgabe der kurzen Inhalts-Anzeigen erfüllt:

Erstes Buch Moses, Cap. 20.

„Indem wir über die (Cap. 19, V. 30—38) zwischen dem trunkenen Lot und seinen Töchtern erzählte Schandscene, ein Entsetzen erregendes Stück des Sündenlebens in Sodom, umsomehr einen Schleier werfen, als ein näheres Verweilen dabei das Gefühl gebildeter Bibelleser zu tief verletzen würde, überschlagen wir gleichzeitig auch das 20. Capitel, weil es für die Erbauung zu wenig Nahrung bietet, als daß wir nicht lieber weiter ziehen sollten mit der Schrift."

— **„Der Genius der Natur",****) eine Gabe für Mädchen und Frauen von Luise Otto. Die geschätzte Herausgeberin der Zeitschrift „Neue Bahnen" schildert hier nach individuellen Eindrücken die uns umgebende Natur in den vielseitigsten Beziehungen zu dem Menschenleben, und insbesondere zu dem gebildeter und feinfühlender Frauen. Jeder Abschnitt ist mit einem sinnigen eigenen Gedichte eingeleitet — wie dies die Naturschilderung so oft zu thun pflegt, um die Aufmerksamkeit anzuregen und zu sammeln, zum Genuß und Verständniß auf einem bis dahin vielleicht noch fremden Gebiete. Die Verfasserin wendet sich aber nicht allein an das Gefühl der Frauen, sondern sie geht auch auf „Fibrin" und „Kasein" ein, takelt die „Brotschriftsteller, welche nur des Honorars willen schreiben," gehörig ab und stürzt sich dann sogar in den Streit zwischen Materialismus und Orthodoxie. Im Ganzen ist dies aber nicht gefährlich für die lesenden Frauen, zumal mancherlei praktische Rathschläge (von denen wir allerdings für den Küchengarten, für die Pflege der Hausthiere, für die Wahl und Benutzung naturwissenschaftlicher Volksbücher u. s. w. gern mehr gefunden hätten) das Alles wieder gut machen. Das Buch sei der Frauenwelt daher bestens empfohlen.

*) Erster Band, erste Lieferung. Berlin, Eugen Grosser, 1871.

**) Pest und Leipzig, Hartlebens Verlag in Wien.

— **„Unsere Arbeiter der Neuzeit."** Skizzen von Friedrich Bücker.*) Ein Buch, das in geschmackvollster äußerer Ausstattung, mit 13 großen Holzschnitten nach Zeichnungen von Lüders, Löffler und Toller von vornherein den angenehmsten Eindruck macht, nimmt uns noch weit mehr in Anspruch, sobald wir nur den Inhalt überblicken. Fr. Bücker gehört zu den deutschen Schriftstellern, deren Darstellungen die Poesie und den Schwung jugendlicher Erstlingsarbeiten sich treu bewahrt haben, während dagegen ein gereiftes und gediegenes Wissen, gesammelt auf langjährigen Reisen und durch ernste Studien erkennen lassen, daß man nicht allein einen redlich strebenden, sondern auch einen kenntniß- und geistvollen literarischen Arbeiter vor sich hat. Nachdem zahlreiche Zeitschriften häufig feuilletonistische Beiträge Bücker's gebracht, tritt derselbe in den „Arbeitern der Neuzeit" zum ersten Mal mit einem größern Werke hervor. Die dreizehn Abschnitte des Buches schildern uns meistens friedliche Arbeiter in ihrer segensvollen Thätigkeit, so „Der Locomotivführer", „Der Maschinenbauer", „Der Mann am Steuerruder" u. s. w.; dann folgen einige, welche den neuesten Zeitereignissen Rechnung tragen: „Der Brückenschläger der Armee", „Der Krankenpfleger im Kriege" und „Die Hülfsarbeiter des Heeres"; von ganz besonderem Interesse sind sodann noch die Abschnitte: „Die Feuerwehr", „Der Retter aus Schiffbruch" und „Der Taucher". Es fehlt uns hier leider der Raum, auf den Inhalt im Einzelnen einzugehen, doch müssen wir darauf hinweisen, daß der Schriftsteller mit diesen Darstellungen einen sehr glücklichen Wurf gethan, denn er bietet nicht allein etwas in dieser Darstellung ganz Neues, sondern auch vorzüglich Anregendes, welches das Interesse aller Gebildeten und nach wahrer Bildung Strebenden in hohem Grade in Anspruch nehmen muß: eine Schilderung des Beglückendsten im Menschenleben: der herrlichen, ertrag- und ehrenvollen Arbeit. K. R.

— **„Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte."****) Eine populäre Kosmogenie nennt der Professor Spiller sein Buch, das, in Lieferungen erscheinend, für gebildete Leser eine Darstellung unseres bisherigen Wissens von der Entstehung und dem Wesen alles Dessen, was da ist, gewähren wird. Man muß dem Verfasser zugeben, daß er es vortrefflich versteht, die Thatsachen der Wissenschaft in klarer anschaulicher Darstellung vorzuführen, während er die bisher noch nicht ergründeten Erscheinungen durch geistvolle Annahmen, manchmal vielleicht auch durch etwas zu gewagte Hypothesen zu erklären und dem Verständniß ebenfalls zugänglich zu machen. Die uns vorliegende erste Lieferung gewährt bereits ein großes Interesse in der wahrhaft gemeinfaßlich und schwungvoll zugleich geschriebenen Einleitung, der klaren Darstellung der Kräfte und der beginnenden Musterung der Weltkörper.

*) Leipzig, Grunow.

**) Von Prof. Spiller. Berlin, Karl Hermann.

— „Der Sturmwarner."*) Diese streng wissenschaftliche Schrift von Dr. M. A. F. Prestel giebt Ausschluß über ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeführtes und durch Beobachtung und Erfahrung bewährtes Instrument, zur Vorherbestimmung von Sturm und Wetter. Die Wichtigkeit der Mittheilungen auf diesem Gebiete ist zweifellos unbestreitbar und deshalb weisen wir auf die Schrift auch gern hin, ohne jedoch auf den Inhalt näher eingehen zu können.

— „Electricität, Wärme, Licht. Versuch der Lösung des Problems der Weltbildung, Weltbewegung und Welterhaltung"**) von L. von Wedelstaedt. Der Verf., auf den neuesten Forschungen der Naturwissenschaft und insbesondere der Spectral-Analyse fußend, versucht das Problem der Weltbildung und Welterhaltung zu erklären. Sein Gesammtergebniß beruht auf der Ueberzeugung, daß es in der gesammten Welt, mit Einschluß aller Weltkörper, nur Einen Grundstoff giebt, den Weltäther, und daß alle Erscheinungen der für uns Menschen sichtbaren Welt nur Modificationen dieses einen Stoffes sind; ferner daß es ebenso auch nur Eine Kraft giebt: die dem Aether eigenthümlichen Bewegungen. Wir können uns hier natürlich nicht in den Streit über Theorien und Hypothesen einlassen, glauben aber, daß der Verfasser doch in manchen Annahmen und Folgerungen viel zu weit gehe. K. R.

Literarischer Sprechsaal.

Das „Siebenbürger Deutsche Wochenblatt", dessen Ton und Haltung dem würdigen Charakter der „Sächsischen Nation" deren Organ sie ist, vollkommen entspricht, hat auch während des ganzen deutsch-französischen Krieges diesen Charakter zu bewahren gewußt. Bei Gelegenheit der Friedenskunde äußerte das „Deutsche Wochenblatt" von Hermannstadt: „Wir begreifen den stolzen Jubel, der heute alle Lande des deutschen Reiches durchbraust; ebenso ist uns auch der schlecht verhüllte Neid verständlich, den impotente Staaten gegen die neue Weltmacht im Stillen nähren. Noch niemals hat anmaßende Unfähigkeit sich willig vor wahrer Größe gebeugt. Dagegen haben zwei Staaten, denen Niemand die Lebenskraft abstreiten wird (Rußland und die Vereinigten Staaten) dem deutschen Reiche rückhaltlos ihre Sympathien entgegengebracht." Und in einem zweiten Artikel heißt es: „Die Achtung, die der deutsche Name genießt wird auch uns antreiben, seiner würdig zu sein; unser, der Väter treues Bürgerstreben wird nicht nur im engeren Heimat-Reiche Anerkennung finden; den Verräther wird auch des Mutterlandes Verachtung brandmarken. Schon die großen Thaten der letzten Monate haben uns tausendfache Erhebung gebracht. Es ist kein sächsisches Bauernhaus, in dem nicht die Herzen höher geschlagen haben bei der Kunde von den deutschen Thaten."

Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung, deren Vorort sich seit dem 1. Januar 1870 in Weimar befindet, hat so eben den elften Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schillerstiftung veröffentlicht. Wir entnehmen demselben nachstehende Daten: Die Stiftung besteht augenblicklich aus 23 Zweigstiftungen mit einem Vermögen von 369,571 Thlr., 29,378 fl. südd. Währung und 48,234 fl. österr. Währung. Die Einnahmen der Centralkasse beliefen sich auf 18,322 Thlr. und 4578 fl. österr. Währung. Die Ausgaben auf 14,296 Thlr. und 4542 fl. österr. Währung. An lebenslänglichen Pensionen hat die Stiftung verausgabt im J. 1870: 4457 Thlr. und 104 fl. österr. Währung; an Pensionen für ein oder mehrere Jahre 6825 Thlr.; an einmaligen Verwilligungen 1490 Thlr. Dazu kommen die Leistungen der Zweigstiftungen Berlin, Breslau, Dresden, Offenbach, Stuttgart, Weimar, Wien, welche zusammen 1635 Thlr. an 42 Bewerber verwendet haben. Zum erstenmale ist gemäß den Beschlüssen der letzten General-Versammlung in diesem Bericht das Prinzip der Oeffentlichkeit in Anwendung gebracht und zwar in der Weise, daß die Namen der Empfänger, nicht aber die Höhe der einzelnen Gaben genannt werden. Lebenslängliche Pensionen, von denen 3 zu je 500 Thlr., 6 zu je 300, 7 zu je 250, 3 zu 200, 1 auf 150 Thlr., 1 auf 114 und 1 auf 100 Thlr. jährlich normirt sind, haben erhalten: Karl Beck in Wien, Frau Bechstein in Meiningen, Karl Gutzkow in Berlin, Alexander Jung in Königsberg, Häring (Willibald Alexis) in Arnstadt, Frau Hauff in Stuttgart, Frl. v. Herder in Weimar, K. v. Holtei in Breslau, Mörike in Stuttgart, Frau de la Motte-Fouqué in Berlin, Robert Prutz in Stettin, Rötscher in Berlin, Storch in Kreuzwertheim, K. Töpfer in Hamburg, Wienbarg in Altona und v. Zahlhas in Wien. Die Zahl der transitirenden Pensionäre, welche von 50—500 Thlr. jährlich auf ein oder mehrere Jahre erhalten haben, beträgt 37. Von Interesse mag es bei dieser Uebersicht erscheinen, daß von diesen 37 transitirenden Pensionen 17 auf Hinterbliebene von Schriftstellern kommen. Unter den 37 Pensionen befinden sich 2 zu je 500 Thlr., 5 zu je 300 Thlr., 3 zu je 250 Thlr., 10 zu je 200 Thlr., 3 zu je 150 Thlr., 8 zu je 100 Thlr., 1 zu 75 Thlr., und 5 zu je 50 Thlr. An einmaligen Verwilligungen zahlte die Schillerstiftung im Jahr 1870 die Summe von 1490 Thlrn. Dazu kommen nun noch die Leistungen der Zweigstiftungen in Berlin, Breslau, Dresden, Offenbach, Stuttgart, Weimar und Wien, welche von dem ihnen zustehenden Drittel der Einkünfte die Totalsumme von 1635 Thlr. und 885 fl. österr. W. an 42 Bewerber verwendet haben.

Den hohen Fracht-Tarifen der österreichischen Nordbahn wird es zur Last gelegt, daß sich in dem galizischen Kohlenbecken nicht eine Eisen-Industrie gleich derjenigen im oberschlesischen Becken entwickelt hat, daß der Kohlenpreis in Wien sich um mehr als 50 Procent höher hält, als in Berlin, obwohl Wien nur 55 Meilen von dem oberschlesischen Kohlenbecken entfernt liegt, während die Entfernung nach Berlin 72 Meilen beträgt; daß in Berlin sich eine blühende Maschinen-Industrie entwickelt hat, welche den wenigen Wiener Anstalten eine schwer zu besiegende Concurrenz bereitet. In den geschilderten Verhältnissen liegt (wie das „Deutsche Handelsblatt" bemerkt) eine Bestätigung der Ansicht, daß die moderne Entwickelung des Eisenbahnwesens die Eisenbahn-Verwaltungen zu Herren über Tod und Leben aller Industrie- und Handels-Zweige macht und daß jeder Mißgriff derselben unabsehbares Unheil stiften kann. Es giebt keinen andern Weg, diesen Klagen abzuhelfen, als: freie Concurrenz aller Transport-Unternehmer auf den Schienenstraßen zuzulassen.

*) Emden und Aurich, Haynel.

**) Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mattbäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung,** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 1. April 1871. [№ 13.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Herder und Preußen.

Von Heinrich Düntzer.

Im Geiste des jugendlichen Herder, in welchem sich zuerst eine höhere, vom innigen Gefühl des wahren Glückes der Menschheit durchdrungene Ansicht der Menschengeschichte bildete, sollten sich schwärmerisches Sehnen nach deutscher Freiheit und Einheit mit dem bittersten Hasse gegen sein Vaterland Preußen auf wunderliche Weise vereinigen. Wie hätte er damals ahnen können, daß dieses Preußen, das ihm als Sitz arger Unterjochung verhaßt war, das große zersplitterte Deutschland zu einem mächtigen Reiche beseelen, ja ihm die von frevelm Uebermuthe seines überrheinischen Nachbars entrissenen Glieder durch einen an der Spitze der deutschen Stämme geführten Siegeszug ohne Gleichen wiedergewinnen werde! Was ihm Preußen vor allem verhaßt machte, war die damalige Art der Militär-Aushebung, welche ihn, den nach freiester Ausbildung und menschlicher Entwickelung trotz allem Drucke der Armuth ringenden Geist, unter die rohen Soldatenhaufen zu stoßen, ihn zu einem erniedrigenden Dienste zu zwingen drohte; denn in Preußen herrschte damals die Kantonaleinrichtung, wonach der Bedarf an Soldaten aus den untern Ständen gepreßt wurde. Seinen bittern Groll hierüber sprach er in einem seiner frühesten Gedichte aus, wo er den in der Wiege liegenden Säugling beklagt:

> Um Deinen Gang von Sarg zu Sarg zu enden,
> Mußt Du der Sklaven ew'ger Sklave sein.

Eine glückliche Fügung ließ ihn durch einen russischen Oberfeldchirurg nach Königsberg gelangen, doch folgte er nicht den lockenden Aussichten, welche dieser ihm in Petersburg eröffnete, obgleich er in Rußland eine freiere Entwickelung als im heimischen Preußen sah; durch eigene Kraft rang er sich empor, aber noch immer stand die Aushebung als ein drohendes Gespenst über seinem Haupte. Freudig folgte er einem Rufe nach Riga, doch ward ihm sein Abgang von Königsberg noch durch die Nothwendigkeit verleidet, vor dem Militärgerichte eidlich seine Rückkehr zu geloben, wenn er zum Kriegsdienste ausgehoben werden sollte. Welch' ein freieres Leben umfing ihn im reichsstädtischen Riga! wie fühlte er sich hier vom wahren Bürgergeiste mächtig umweht! wie schwungvoll begeisterte ihn Katharina's die freiere Entwickelung fördernde Herrschergröße! Aber auch Riga konnte seinen freien Geist nicht fesseln; es trieb ihn, von wie manchen Banden der Freundschaft er auch dort gehalten wurde, in die Weite, um die Welt und die Zustände der Völker kennen zu lernen. In seinem Abschiedsliede von Livland, seinem „zweiten, holdern Vaterlande", welchem Ungefähr und Leichtsinn ihn in den Mutterschoß geworfen, rühmt er:

> Dein Mutterschoß empfing den Fremdling sanfter
> Als sein verjochtes Vaterland,
> Ihn sanfter als die eignen Halbgebornen!

In dem auf dieser Reise geführten Tagebuche spricht er sich über die wahre Kultur eines Volks und insonderheit Rußlands aus, wobei er sich freut, daß eine Kaiserin Katharina da sei, welche man bei der Schwäche ihrer Gesetzbücher fassen könne, wie Voltaire den König von Preußen. Mit Begeisterung giebt er sich dem Gedanken hin, in Rußland für lebendige Entwickelung im Geiste der verschiedenen Stämme und Gegenden zu wirken, wozu jetzt dort nach Zeit, Jahrhundert, Geist, Geschmack der beste Augenblick sei. Dagegen sieht er für die Staaten des Königs von Preußen nur dann Heil, wenn sie „in der Verbrüderung zertheilt", wenn sein Reich, das mit dem des Pyrrhus so große Aehnlichkeit habe, wieder aufgelöst sei. Wie sehr er auch die Größe Friedrichs als Herrscher bewunderte, war doch dem jugendlichen Herder die geistige Verbindung des Königs mit den Franzosen und besonders mit Voltaire im höchsten Grade zuwider. Wir werden indessen weiterhin zeigen, daß der ältere Herder ganz andere Ideen über den großen König und dessen Einfluß auf Deutschlands würdige politische Weltstellung hatte.

Während Herder's Aufenthalt in Frankreich ging ihm die Größe des von einem Nationalgeist beherrschten, zu einem großen Ganzen vereinigten Volkes auf, aber auch sein Scheinwesen entging ihm nicht, und je höher er jene Volksselbständigkeit schätzte, um so tiefer empfand er den Drang nach einer gleichen Ausbildung des deutschen Wesens in einem großen Reiche und nach der Befreiung seines Volkes von dem Joche französischer Nachahmung. Diese tiefe Sehnsucht nach der Größe eines geeinigten Deutschland spricht sich ergreifend in dem 1770 geschriebenen Gedichte „an den Genius von Deutschland" aus, worin er die „Adelgöttin Vaterland" feiert:

> Die, was nur Menschheit Würde schmückt,
> Die allem höchste Blum' entpflückt'
> Zur Kron'! Und kann, kann Welt sie geben,
> Selbstprobe Würde süßer Müh'
> Und Ruhm und Wonneleben
> So, Göttin, gabst Du sie!

Seinen Ingrimm wandte er in einem andern Gedichte gegen Karl den Großen, welcher der Mörder Deutschlands geworden, da er das freie deutsche Wesen erstickt habe; zwar habe sich das Vaterland an ihm gerächt, indem es seinen Stamm zu Grunde gerichtet, aber wer gebe diesem, das jetzt nur ein Sund, eine Inselschaar sei, das wieder, was es früher gewesen? Von

Preußen konnte er damals für die Wiederherstellung Deutschlands am wenigsten hoffen.

Und doch sollte sich bald herausstellen, daß nur von diesem eine freiere Gestaltung des deutschen Wesens zu hoffen stehe. Die Annäherungen zwischen Oesterreich und Preußen führten zu keiner Einigung. Die darauf erfolgenden Regungen der deutschen Reichsfürsten der österreichischen Hausmacht gegenüber suchten ihren Halt in Preußen, das endlich selbständig auf den Gedanken eines Bundes deutscher Fürsten gegen den Kaiser einging, der im Jahre 1785 glücklich zu Stande kam und Preußens Stellung in Deutschland mächtig hob. Auch Herder nahm jetzt an Preußens Bestrebungen regen Antheil, da ihm hier der einzige Hebel geboten schien, für eine Erhebung der deutschen Freiheit und Macht zu wirken. Der Tod Friedrich's des Großen erregte große Hoffnungen, da man von seinem Nachfolger eine freiere, weniger drückende Verwaltung und eine größere Anerkennung des deutschen Elementes erwartete. Und Friedrich Wilhelm II. gewann sich durch einige neue Einrichtungen, worunter die Abstellung der verhaßten Regie der Accisen und Zölle, der Mißbräuche bei den Anwerbungen und verschiedener Anmaßungen der Willkür und Herrschsucht, bald große Liebe. Auch die Einführung der deutschen Sprache bei der Akademie und manche Aeußerungen der besondern Liebe für deutsche Sprache und Dichtkunst übten den besten Eindruck. Herder's Freund, der edle Gleim, der sich im Namen der deutschen Muse an den neuen König gewandt hatte, erhielt die Versicherung, daß er mit Vergnügen ihr Beschützer sein würde, wenn die deutschen Dichter Gleim glichen. Ramler wurde besonders ausgezeichnet. Auch äußerte der König vorübergehend den Wunsch, Herder nach Berlin zu ziehen', freilich nur als Vertreter von Spalding; doch kam es dazu nicht, und Herder selbst fühlte vor der Königsstadt eine instinktartige Scheu, während er früher, als er noch mit Nicolai in Verbindung stand, sich nach Berlin gesehnt hatte. Jetzt, wo ihn Berlin abstieß, folgte seine Seele Preußen mit innigstem Antheil. Als der König den Herzog von Braunschweig in Holland einrücken ließ, schrieb Herder an Karl August: „Gebe der Himmel, daß Preußen denke und handle, wie sein Feldmarschall gedacht hat, daß es von dem Satisfaktions-Kriege, dessen Name schon selten ist, den politischen Gebrauch mache, der allein zeigen kann, es habe als eine Macht ersten, nicht zweiten Ranges in Europa gehandelt und negoziire für's Ganze ebenso glücklich, als es in einer subalternen Privatbeziehung Exekutions-Truppen sende." Herder hatte damals auf die Anregung des Markgrafen von Baden einen Plan einer allgemeinen deutschen Akademie zum Zwecke der Erweckung des Gemeingeistes entworfen, über dessen großen Gesichtspunkt Karl August sich sehr freute. An Letztern, der ihn mit seinen echt vaterländischen Ansichten über die Neugestaltung Deutschlands bekannt machte, schrieb er: „Die deutschen Fürsten stehen wirklich nicht auf dem Punkt, die Bedürfnisse der Nation im Detail so recht sehen zu können, wie sie daliegen; sie sehen von oben hinein, und je edler sie denken, desto mehr laufen sie Gefahr, durch Zwang und Güte gegen sich selbst zu arbeiten, bis sich endlich durch die Natur der Sache selbst das Gleichgewicht wieder herstellt."

Die französische Staatsumwälzung begrüßte Herder, wie Klopstock und so viele der edelsten Deutschen, als eine neue Morgenröthe; aber bald erkannte er, wie sehr Deutschland durch die Zeitverhältnisse bedroht sei. In dem schönen Gedichte „Germanien" sprach er ergreifend die Nothwendigkeit aus, daß Deutschland die lähmende Zersplitterung, die er bitter als Deutschheit bezeichnet, ablege und ein Germanien sein möge, und er begrüßte deshalb freudig die Verknüpfung der beiden „germanischen Freundeshände" Preußen und Oesterreich. Aber bald hatte er den Ausgang des unglücklichen Zuges nach Frankreich zu bedauern. „Was sagen Sie zu den Zeiten, die da sind, die kommen und kommen werden?" schreibt er im November 1792 an Gleim. „Ach die Ehre und Macht der preußischen Reiter, das Geld und die Ehre der preußischen Krone, bei Hans, bei Hans! Und die Verbindung mit dem nie aufrichtigen Oesterreich! Und die Gestalt der Dinge in Polen! Und die Anmaßungen Rußlands! Und die Manifeste der Franzosen von allen Seiten! Und die Briefe an den Papst, Sicilien u. s. w.! Was denkt der alte preußische Grenadier, der warme Theilnehmer der polnischen Constitution dabei? — Wohin wird die höhere Haushaltung der Dinge dies Alles entwickeln?" Den glücklichen Umschwung erwartete er von Dumouriez, wenn ihm Oesterreich nicht ein Bein unterschlage; dieser könne mehr zur Beruhigung des unglücklichen Reiches und des Friedens von Europa in wenigen Wochen thun, als feindliche Heere auf die widrigste, gewaltthätigste Weise in Jahren. „Zu Ertödtung der Lernäischen Schlange viel Kraft, viel Glück, und den abscheulichen Erwerb- und Eroberungsgeist aus den Herzen der Mächte (wenn sie ein Herz haben) zum Orcus hinunter!" Als Gleim ihm bald darauf seine „Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI." sandte, erwiederte er: „Ihren alten deutschen Biedersinn erkenne ich in jeder Zeile; Sie sind aus Friedrich's Zeit, und ich will's auch sein und bleiben. Ma, Signor Poeta, troppo Prussiano, un poco troppo! Doch vielleicht auch nicht! Wer hat in solchen Dingen die Wage zur Hand, oder gar in den Händen? Ihnen gilt's vivre et mourir en Prussien, wie Ihr König en roi lebte und hinging. Mich dünkt aber, Herzensbrüder, wir werden noch manches erleben, an das wir jetzt noch nicht denken. Die Zeiten gleiten." Herder hatte um diese Zeit die erste Sammlung seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität" herausgegeben, worein er das Beste, was er in Herz und Seele trage, zu legen gedachte. Hier spricht er sich entschieden für eine Einigung aller deutschen Stämme aus, die bisher nur ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehrern Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der andern Seite mehrern Gewichts, mehrern Reichthums u. s. w. entzweit habe. Auch giebt er hier Auszüge aus den nachgelassenen Schriften des großen Preußenkönigs, der, wenn irgend ein großer Name, mächtig auf Europa gewirkt habe. „Mit Bewunderung", schreibt er, „habe ich, wenige Vorurtheile ausgenommen, die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltsamkeit des großen Königes in seinen Urtheilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbständige, große Seele." Nachdem er aus seinen Jugendbriefen und aus seinen „reifern, schwerern" Jahren eine größere Anzahl bedeutender Aeußerungen angeführt hat, bemerkt er: „Friedrich that seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen Ganzen es erforderlich und nöthig hielt; aber hart zu sein hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernt. Er sah die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, der Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müssen. Wie anders, als daß er fortan ernst und strenge an die Zukunft dachte, und der von ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutze ließ, was er ihr lassen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld. Man verzeihe ihm, wenn er für diese Dinge auch auf harten Wegen sorgte. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu; und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an sich selbst fühlbare, fröhliche Charakter Friedrichs gewiß würde angebaut haben

dabei verloren. Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größern Feind als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten großen Staatensystem, nebst Allem, was dazu gehört?" Hieran schließt sich nach Vorausschickung von Klopstock's Ode auf Joseph II. ein Gespräch nach dem Tode jenes so hoffnungsvoll von dem begeisterten Dichter begrüßten Kaisers, worin er ausführt, daß dieser so menschenfreundliche, von den besten Absichten geleitete Kaiser der von Kindheit an von ihm geglaubten und in ihm genährten Allgewalt des Selbstherrschers unterlegen sei. In der zweiten Sammlung der Briefe schreibt Herder: „Selten giebt es (unter den Fürsten) einen Friedrich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten genugsame Kenntniß der Dinge, Ueberlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicher Weise selbst zur Sache greifen, so wird die Geschichte Joseph's II. daraus, der mit den reinsten, menschenfreundlichsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Daß die „Briefe" wegen des Gegensatzes zwischen Friedrich und Joseph in Oesterreich verboten wurden, war nicht zu verwundern, und es kümmerte Herder wenig, der zufrieden war, daß man sie überall mit Beifall gelesen hatte. Seine Abneigung gegen Preußen und seinen König war längst richtiger Würdigung gewichen; in dem mächtigen hier gebildeten Staate sah er einen Haltpunkt für wahre Freiheit und Aufklärung, deren Verfechter der nordische Protestantismus sei, wogegen er von Oesterreich nichts erwartete, das immer unaufrichtig gewesen.

Freilich an eine baldige freiheitliche Umgestaltung Deutschlands unter Preußens Führerschaft konnte er in jener fürchterlich erregten, immer weitern Umsturz drohenden Zeit nicht denken. „Wie ich fürchte", schreibt er in den „Briefen" zur Einleitung einiger Gedanken Friedrich's, „strebt der Geist unserer Zeiten vorzüglich zur Auflösung hin. — Die Staaten Europa's sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken, die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechtern auch das Beste mit unter." Und gegen Gleim äußert er Ende 1793: „Tisiphone, Alekto, Megäre wandeln umher in Europa. Doch nicht lange, das hoffe ich zu Gott. Der Mord der Königin von Frankreich war entsetzlich. Aber eine solche Frau kann unter keiner Bedingung, selbst auf dem Blutgerüst oder Karren, eine Muse werden. Der österreichische Stolz und die französische Brutalität gegen einander, da kann die Menschheit nur im Stillen seufzen." Herder hätte gewünscht, daß man die in Wuth gerathenen Franzosen nicht reizen, sondern sich mit ihnen vertragen möchte. Daß Preußen zu Basel mit Frankreich Frieden schloß, erkannte er leider als eine politische Nothwendigkeit, wie sehr er auch den Verlust des linken Rheinufers bedauerte. Freilich sollte Preußen bald darauf nach Osten hin sich weiter ausdehnen, aber die Zersprengung Polens war Herder in innerster Seele verhaßt. Leider drohten die Franzosen immer weiter im armen Deutschland vorzurücken, das sich endlich nach langer Bedrängniß durch den Oesterreich aufgenöthigten Frieden wie von einem Alp befreit fühlte.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. erregte im größten Theile Deutschlands die begeistertsten Hoffnungen, da leider die düstersten Wolken unter dem Nachfolger des aufgeklärtesten Fürsten der Zeit die geistige Entwickelung des Volkes niedergehalten hatten. Aber Herder konnte sich zu keiner rechten Hoffnung erheben, er fürchtete allgemeinen Umsturz; war ja seine Seele auch umdüstert durch den Umschwung in der deutschen Dichtung, den er für verderblich hielt, und durch das immer entschiedenere Vordringen der Kantischen und noch mehr der Fichte'schen Philosophie. „Ach, lieber biederer Deutscher", schreibt er Anfangs 1799 an Gleim, „wir erleben es noch, daß Süddeutschland republikanisirt wird. Wir sind am Ablauf des Jahrhunderts; da geschieht Alles mit beschleunigter Bewegung." Im Sommer hatte Herder die Freude, in Weimar den König und die Königin von Preußen zu sehen; konnte er auch nur wenige Worte mit ihnen wechseln, so war der Eindruck, den beide auf ihn übten, doch höchst günstig. Der König erschien ihm als ein ernster, schlichter Mann, fest, ruhig, absagend allem eitlen Prunk. Wenn von einem, so könne man von diesem sagen, er sei ein guter König, der das Beste wolle, ein sicherer, gesetzter, reiner Mann, ein Freund der Wahrheit, was seine kurze Regierung mehr und lauter und bestimmter sage, als er es vom kurzen Sehen könne. Die Königin sei ein Wesen von der glücklichsten Natur, die Naivetät und Grazie selbst; sie habe mit ihrer Schwester und ihrem Bruder in der sprechendsten Gegend des Gesichts, in Stirn und Augen, einen Familienzug, der tieferes Gefühl des Wohlwollens mit Anmuth, Frohsinn und Leichtigkeit vereine. „Ein sanft ernster König neben einer Gemahlin, die das Bild der Hebe, der frohen Jugend selbst ist, und die in einander den Werth erkennen, verdienen das glücklichste Paar zu sein, und viel Glück um sich zu verbreiten. Das thut, dünkt mich, der König auch und wird's thun; das halbe Deutschland, ja mehr als die Hälfte, hat ihm jetzt schon seine Errettung zu danken. Gebe der Himmel, daß in der Reihe von Jahren, in denen er regieren kann, die Menschheit ihm noch tausendfach mehr zu verdanken habe! Ach, sie bedarf's!" So hatte er auf Preußens König jetzt die schönsten Hoffnungen gegründet, wie er sein Vorurtheil gegen dieses längst abgeschworen hatte, da er in ihm einzig Deutschlands Heil und Stütze fand, im Gegensatz zu Oesterreich, das nimmer es redlich meine. Wie anders hatte er gerade vor dreißig Jahren von seinem „verjochten" Vaterlande geurtheilt! Freilich konnte er auch jetzt nicht voll froher Hoffnung in die Zukunft sehen, die ihm schwer bedroht schien. Am Ende des Jahres 1799 schrieb er an Gleim, Bonaparte spiele das höchste Spiel, von dem er wünsche, daß es Europa heilbringend werde. An Haß und Abscheu gegen das elendbringende Volk der Franzosen gebe er Gleim nicht nach, doch sei es einmal ein Ferment unter den Völkern. Ein Jahr später spricht er seinen Fluch über die aus, welche machten, daß das Jahrhundert für Deutschland so ausgehe.

Mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts begann Herder seine Zeitschrift „Adrastea", die er den beiden Adrasteen, der Wahrheit und der Gerechtigkeit, weihte. „Wir hoffen auf Zeichen und Zahlen", äußert er hier, „wir knüpfen Wunsche an ein Phantom, ein kommendes Jahrhundert. Kinder des vorigen, nehmen wir es nicht in uns mit? in unserem Gemüth, in unserer Gewohnheit? In uns, in uns ist Scepter und Maß; am vorigen lasset uns lernen! Das neue Jahrhundert schaffen wir; denn Menschen bildet die Zeit und Menschen schaffen Zeiten." Die Zeitschrift sollte lehren, die Adrastea (Nemesis) in der Natur wie in der Geschichte zu kennen und zu lehren, und in letzterer Beziehung besonders einen Ueberblick über das verflossene Jahrhundert bringen, weil wir in diesem unsere Bildung oder Mißbildung erlangt und aus ihm die Auflösung verworrener Dissonanzen zu erwarten haben. Hier brachte nun Herder am Anfange des Jahres 1802 den trefflichen Aufsatz: „Preußische Krone", den alle für Preußen schlagende Herzen freudig begrüßten. Hierin

wurde die hohe Bedeutung der Erhebung Preußens zu einem Königreich mit Einsicht und Wärme entwickelt. „Man sehnte sich nach dem Jahr 1701 als nach einer neuen Epoche in Ordnung der Dinge zum Heil der Menschen", äußert Herder. „Von Mitternacht, sprach man, kommt Gold, neues Glück der Zeiten. Und ist's nicht, obgleich auf andern Wegen, als man damals träumte, gekommen? Hat Preußen durch's Jahrhundert hin zum allgemeinern und mildern Licht Europas nicht mehr als jeder andere Staat seiner Größe beigetragen? Wenn nur durch Fleiß und Ordnung, durch Geschicklichkeit und Einsicht, durch Sparsamkeit und Geduld den Menschen gute Zeiten kommen können, wenn gegenseitige Verträglichkeit in Ansehung der Meinungen und Gottesdienste, Schutz der Unterdrückten und Verfolgten solche Zeiten vorbereiten, so hat diese Krone bisher nicht vergebens geglänzt." Nachdem Herder gebührend hervorgehoben, was Preußen für den Flor der Wissenschaft und Künste gethan, wobei auch der Akademie höchst ehrenvoll gedacht ist, schließt er also:

„Nach einem erprobten Jahrhundert ist also wohl Niemand, der der preußischen Krone nicht um so mehr Glück und Glanz wünschte, da sich ringsum währenddessen die Lage der Dinge so sehr geändert hat. Rußland ist zu einer Macht gestiegen, die man damals nicht ahnte; verarmt ist Schweden, und Polen verschwunden. Auch die west- und mittägliche Seite Europas hat sich wie sehr verändert! Dürfen wir da nicht der Vorsicht danken, daß sie, ehe menschliche Augen dessen Bedürfniß erkannten, in aller Stille einen Baum pflanzte, der ein Jahrhundert hin unter gewaltsamen Stürmen wachsen, und dann, vereint mit Oesterreich, dessen natürlicher Bundesgenoß Brandenburg ist, ein Theil der Mittelmacht werden sollte, die das feste Land aller deutschen Völker sowohl als die nordischen Reiche vor Unterdrückungen fremder Nationen und Sprachen mit beschützen helfe! Wiche diese Zwischenmacht nordwärts, Oesterreich südwärts, wie stünde es um Deutschland, das sodann westwärts die Kaufmanns-Nationen nie retten werden? Feindselig ist daher die Politik derer, die Oesterreich und Preußen als ewige Nebenbuhler, als nie zu versöhnende Gegner betrachten. Der Zwist, der sie trennte, ist fast erloschen, und bald ist die Zeit zu hoffen, da zum gemeinsamen Wohl Europas, zu Aufrechthaltung der deutschen und der von Deutschen abstammenden Völker ein dringendes Interesse beide innig verbindet. Zu diesem, der ganzen Menschheit ersprießlichen Zweck wird Jedermann Preußen eine breitere, tiefere Basis gönnen, damit die zum Wohl Europas nöthige Last seinen Unterthanen nicht zu drückend werde."

Daß, ehe noch siebzig Jahre verflossen, Deutschlands Kaiserkrone den Sohn Friedrich Wilhelm's III. schmücken, daß die Enkelin Karl August's als deutsche Kaiserin den Jubelruf des geeinigten Deutschlands empfangen werde, konnte Herder nicht ahnen: aber der Segen dieses Priesters der Humanität ruht auf dem preußischen Kaiser- und Königshause, in dessen steigender Macht er die Hand der über dem Geschicke der Völker und Staaten waltenden Vorsehung verehrungsvoll erkannte. Nicht ohne schwere Büßung, nicht ohne blutige äußere und harte innere Kämpfe, nicht ohne einzelne Rückschritte und traurige Zwischenfälle haben Preußens Herrscher und Volk den Kranz der Einigung unseres geliebten Vaterlandes errungen. Möge Deutschlands auf dem Felde der Ehre von Preußen erstrittene Kaiserkrone immer glänzender über unser Volk und die Welt leuchten, und unter ihr ein Reich edler Menschlichkeit, deutscher Treue und Redlichkeit, reiner Wahrheit und unverbrüchlichen Rechtes immer lebenskräftiger und heilvoller seine Wurzeln in das Herz Europas senken!

Ist der Föderalismus in Oesterreich möglich?

Das Babel der Nationalitäten und der Ministerien.

Wer die jetzigen Vorgänge in Oesterreich von ferne beobachtet, wer die Handlungsweise des Ministeriums Habietinek-Jiretschek als Vorboten politischer Veränderungen ansehen möchte, der könnte glauben, daß es sich in diesem Reiche wirklich darum handelt, den westösterreichischen Staatskörper auseinander zu schlagen und in eine Reihe von Ländergruppen zu zerlegen, oder das einzuführen, was man den Föderalismus nennt. Dieser Beobachter würde sich täuschen; aber er hätte den Trost, daß auch andere ansehnliche Politiker mit ihm in dieser Täuschung befangen sind. Der Irrthum geht hier in zweifacher Richtung: einmal, indem man annimmt, daß der Föderalismus in Oesterreich überhaupt möglich sei, und zweitens, indem man die neuesten Minister Cisleithaniens als solche Werkmeister betrachtet, die den Föderalismus aufzustellen wirklich die Absicht haben.

Es ist zu verwundern, wie weit der Irrthum der ersteren Richtung schon um sich gegriffen hat. Der geschätzte Verfasser der unten genannten sehr lesenswerthen Broschüre,*) Herr A. Lammers, nimmt an, daß es, nach dem Muster des auch in Deutschland bestrittenen und doch jetzt aufgerichteten Bundesstaates, nun auch Oesterreich vorbehalten sein könnte, „das Problem der Zusammenfassung verschiedener Nationalitäten in einer föderalistisch organisirten Monarchie zu lösen." Allerdings macht er dabei noch einen Vorbehalt und giebt er dies „Könnte" nur in dem Falle als Möglichkeit zu: „falls das Haus Habsburg sich noch nicht so völlig ausgelebt hat wie das Haus Bourbon." — Darüber wollen wir nun hier kein Urtheil abgeben, sondern überlassen es jedem Denkenden, den Vergleich der Bourbonen mit den Habsburgern selber anzustellen und sich dann über die Lebensfähigkeit der letzteren seine eigene Meinung zu bilden. Aber selbst angenommen, daß die Habsburger von besserem Kaliber und nicht allein mehr lebens-, sondern auch mehr regierungsfähig seien, ist der Föderalismus in Oesterreich doch nicht ausführbar, wie wir gleich zeigen werden.

Zum Regieren mit liberalen Grundsätzen gehört nicht bloß ein guter und geschickter Regent, sondern mehr noch ein gebildetes und aufgeklärtes Volk. Dieses gilt schon in der constitutionellen Regierungsweise, bei der Einführung einer Verfassung mit parlamentarischer Steuerbewilligung und Gesetzgebung, wo der Souverain über alle Kreise gleichmäßig herrscht und alle Provinzen eine gemeinsame Landesvertretung haben. Zehnmal mehr gilt es aber, wo der Staat ein Bund von selbständigen Staaten, Cantonen oder autonomen Provinzen ist, wo jeder Staatstheil oder Canton seine eigene Gesetzgebung und sein besonderes Landesrecht hat: da muß das Volk selber regierungsfähig sein, da muß jeder Bürger die Rechte seines Mitbürgers achten und über das Gesetz wachen, denn er ist ja ein Träger der souverainen Staatsgewalt. Daß es mit den Freiheiten allein nicht abgethan ist, daß eben das Volk auch der Freiheit würdig sein muß, das beweist die Moldau-Walachei. Dieses Rumänien (den Namen haben sie geändert, im Wesen sind sie alle Walachen) besitzt eine vorzügliche Verfassung, ein sehr freisinniges Preßgesetz, ein ausgedehntes Selbstverwaltungsrecht für Stadt- und Landgemeinde, ja sogar das Wahlrecht über seinen

*) Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik. Von A. Lammers. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871.

fürstlichen Regenten. Und wie sieht es dort heute aus? Die Rumänen, wie sie genannt sein wollen, jagen ein Ministerium nach dem andern fort, schlagen und berauben ihre jüdischen Mitbürger, führen im Parlamente und in ihrer Presse eine wilde Hetzjagd der Parteien auf, möchten Jeder gern Herr und Keiner Diener sein, und haben es schon so weit gebracht, daß ihr eigener, von ihnen frei gewählter Fürst selber weggehen will, ohne erst, wie andere Fürsten, die Abschaffung und den Zwang abzuwarten. Hat man schon so was gehört? Man hat wohl schon erlebt mancherlei Fälle der freiwilligen Abdankung, wo der Herrscher zu Gunsten seines Sohnes oder eines Verwandten dem Throne entsagt und dann im Lande bleibt. Daß aber ein Fürst seinem Throne entsagen und dann außer Landes gehen will, weil er es bei seinem Volke nicht länger aushalten kann: das ist noch nicht dagewesen. Gäbe man den Russen heute die Freiheit und Selbständigkeit der Rumänen, sie würden es ebenso oder wohl noch ärger machen.

Und da haben wir jetzt den passenden Uebergang zu den Tschechen, denn von den Russen zu den Tschechen ist nicht einmal Ein Schritt. Wenn man in Oesterreich vom Föderalismus spricht, muß man in erster Linie die Tschechen in Betracht nehmen. Wir wissen nicht, wie sich die Slovenen ihr Slovenien vorstellen, ob sie Kärnten, Krain und Steiermark zu einem slovenischen Reiche vereinigen oder nur einige Theile von diesen deutschen Ländern losreißen und die abgegränzten deutschen Bezirke dann großmüthig fahren lassen wollen. Das aber wissen wir, daß die Tschechen Böhmen, Mähren und Schlesien zu einem besondern Königreiche vereinigen und daraus ihr Tschechien — was sie die Länder der böhmischen Krone nennen — bilden wollen. Nehmen wir für einen Augenblick an, das sei geschehen und Tschechien existire schon: wie wird es da zugehen? Genau so wie in Rumänien. Zuerst und vor Allem wird man die Juden prügeln und gehörig ausplündern, was die guten Tschechen schon gethan haben (1866), noch bevor ihr Königreich auf die Welt kam. Dann wird man die Deutschen vergewaltigen, sie zu Tschechen pressen, und diesen Muß-Tschechen dann auch nur so viel Rechte einräumen, als es den nationalen und feudalen Führern belieben wird. Schließlich wird die saubere Wirthschaft in der Regierung dem Allen noch die Krone aufsetzen. Hei! wie sich da die Jung-Tschechen mit den Alt-Tschechen um die Oberherrschaft balgen, wie sich Beide mit dem Adel und der Klerisei um die Regierungsform herumzanken, und wie Alle miteinander sich gegen die übrige Welt aufblähen, ihren eigenen Monarchen begehren, ihm auch bald wieder die Freundschaft kündigen und sich zu guter Letzt nach Rußland wenden! Dabei darf man nicht vergessen, daß Mähren und Schlesien ihren besondern Mißton berechtigter Unzufriedenheit in dieses babylonische Gewirr hineinschreien werden.

Von den Polen ist diese prächtige Wirthschaft schon geschichtlich bekannt, ja sogar sprichwörtlich geworden, weswegen wir hier über das selbständig gewordene Galizien weiter kein Wort zu verlieren brauchen. Aber die Tschechen spreizen sich mit ihrer großen Kultur (hört man sie, so haben die Deutschen von ihnen die Musik und die Dichtkunst gelernt); sie geberden sich als die Schmerzenskinder, als die Unterdrückten, die nach Freiheit lechzen, denen man ihre Nationalität und ihre Sprache rauben will — und da ist es nothwendig, ihren wahren Charakter zu enthüllen, ihr Thun und Treiben zu beleuchten. Sie, die dem Metternichschen System als eifrige Schleppträger dienten, die dem Absolutismus unter dem Bach'schen Regime ein ganzes Heer von Beamten zur Unterjochung der Magyaren lieferten, so daß die geknechteten Ungarn die zumeist aus Böhmen eingeführten Verwaltungs-Beamten mit dem Spottnamen „Bach-Husaren" belegten; sie, die nach Moskau pilgerten, um dort dem Kaiser aller Reußen unter vielen Bücklingen und Schweifwedeleien ihre servile Huldigung darzubringen; sie, die zu Hause die Deutschen mit allerlei Bosheiten plagen und die Juden ingrimmig verfolgen: sie haben die Frechheit, von Freiheit und Gleichheit zu schwadroniren und die gekränkte Unschuld zu spielen! Ja, in Verstellung und Hinterlist, da sind sie Meister. Da wandern ihrer vier oder fünf nach Frankreich, reihen sich in die Garibaldische Armee ein und kämpfen dort gegen unsere Brüder. Warum? O die Schlaufüchse, sie haben ihre feine Speculation dabei! Erstlich geben sie sich das Ansehen von „Republikanern", die von glühender Freiheitsliebe hierher getrieben wurden; zweitens kühlen sie ihre Rache an den verhaßten Deutschen, und wenn ihrer auch nur eine Handvoll sind (es war sicherlich nicht mehr als die Fingerzahl tschechischer Helden, die von Böhmen auszogen), thut nichts, zu Hause können sie doch prahlen: „Wir", wir haben gegen die Deutschen gekämpft, wir haben den Franzosen geholfen"; drittens erwerben sie sich den Anspruch auf die Hülfe eben dieser Franzosen, wenn sie dereinst, was sie stets planen, selber gegen die Deutschen Krieg führen und sich von der Wiener Regierung losreißen.

Ist sonach der Föderalismus in Oesterreich möglich? ist er haltbar? Nein! und zwar nicht bloß deswegen, weil er den Staat in kleine Länderstücke zerlegt, ihn in einzelne, lose zusammenhängende Theile zersplittert, seine Macht lähmt und seinen Bestand gefährdet — sondern auch, weil diese Ländertheile selber keinen Bestand versprechen, weil die slavischen Völker in den Erblanden nicht die Fähigkeit besitzen, sich selber zu regieren und ein autonomes Staatswesen zu bilden. Gewährte man ihnen die staatliche Sonderstellung und ließe man ihnen die Freiheit, so würden die Unordnung und die Verwirrung bald so groß sein, daß entweder die Wiener Regierung mit Waffengewalt interveniren und den alten Stand wiederherstellen müßte — wenn sie noch die Macht dazu hätte — oder daß ein Nachbarstaat einschreiten und Hülfe bringen oder gar eine andere polnische Theilung und Einverleibung vornehmen müßte. Nun sind wir aber mit Herrn Lammers vollkommen einverstanden, wenn er in der oben genannten Schrift sagt: „Wir haben alle Ursache, den erhaltenden Tendenzen in Oesterreich Erfolg zu wünschen und nicht den auflösenden." Das sollten sich Viele gesagt sein lassen, die aus Kurzsichtigkeit, oder aus demokratischer Prinzipienreiterei, oder aus übel angebrachter Philanthropie, oder aus noch minder löblichen Beweggründen für die Bestrebungen der Tschechen und Polen Partei ergreifen und auf die Deutsch-Oesterreicher schimpfen, wie man das leider in manchen norddeutschen Zeitungen zu lesen bekommt. Es wird der deutschen Sache damit schlecht gedient; das können wir nicht genug wiederholen. Sollten die Deutschen Oesterreichs freiwillig zu Deutschland kommen, so wird es für sie wie für uns gut und beruhigend sein, daß Deutschland jetzt eine geschlossene, wahrhafte und schlagfertige Macht ist, die jeden Augenblick zu ihrer Aufnahme bereit steht, meint Herr Lammers; „aber diesen Fall selbstthätig herbeizuführen oder herbeiführen zu helfen, haben wir kein Interesse", fügt er treffend zu.

Aber in Wirklichkeit will man in Oesterreich den Föderalismus jetzt gar nicht einführen. Wir haben eingangs dieses Artikels gesagt, daß sich auch Derjenige täuschen werde, der den derzeitigen Ministern in Wien ein solches Vorhaben ansinnt. Der ganze Spuk, der jetzt in West-Oesterreich mit den Ministern

getrieben wird, dient einfach nur zur Befriedigung einer kaiserlichen Laune. Früher liebte der österreichische Kaiser das Soldatenspiel. Alle sechs Monate wurde etwas an der Uniform geändert: bald wurden Stehkragen anbefohlen, bald wieder liegende Kragen, bald diese Kopfbedeckung, bald jene, bald rothe Hosenschnüre, bald wieder andersfarbige, und die geplagten Soldaten mußten fleißig in der neuen Uniform ausrücken und vor dem Kaiser paradiren. Jetzt liebt er das Ministerspiel. Erst wurden die Bürgerminister eingesetzt, um sich daran zu ergötzen, wie sich die Plebejer im goldgestickten Ministerfrack ausnehmen werden; dann schob man wieder die Grafen vor: Potocki, Taaffe und tutti quanti; jetzt probirt man's zur Abwechslung mit Tschechen und Büreaukraten, mit Habietinek, Jiretschek, Hohenwart und Holzgethan, stellt sie als auserwählte Regierer auf, um sie bei nächster Gelegenheit wieder fortzuschicken. Bald wird das kaiserliche Ministerspiel wieder mit andern Männern anfangen. Man muß die Herren erst sich abnützen lassen, dann hat man für die Kabinetsänderung wieder den richtigen Vorwand. Wer diese Angaben etwa für leichtfertig halten und ungläubig den Kopf dazu schütteln sollte, den verweisen wir auf die Zeugen-Aussagen in dem in der ersten Märzwoche c. stattgehabten Prozeß des österreichischen „Oekonomist" gegen die „Volkswirthschaftliche Presse" in Wien. Da wurde es in öffentlicher Gerichtsverhandlung ausgesagt, daß das Bürgerministerium deswegen abtreten mußte, weil es sich weigerte, die vom Grafen Beust protegirten Türkenloose zum Course auf der Börse zuzulassen. Das ist leider mehr als ein Stadtgerücht, das seiner Zeit stark umlief, und das man auch nicht so leichthin vor Gericht deponirt. Sei es nun aber begründet oder nicht, Thatsache ist, daß man in Oesterreich die Minister fleißig wechselt und daß das bedauernswerthe Land nicht zur Ruhe kommen kann.

Geist und Seele.

Ein religiöses Philosophem.

Von den gewaltigen Weltereignissen unserer Tage ist zu hoffen, sie werden, dem luftreinigenden Sturme gleich, die Menschheit, wie von vielen anderen Uebeln, so auch von einem zwiefachen, sie tief beschämenden Irrthume befreien helfen. Eine bekannte Klasse von Geistern läßt den Menschen sündhaft geboren werden und sein Glück nur im Jenseits suchen, weil die Erde ein Jammerthal sei. Eine gleich extreme andere Klasse weist den Menschen dagegen allein auf das Diesseits an, indem sie ihn für den Tod dem Thiere gleichstellt und sogar die leiseste Hoffnung der Unsterblichkeit ihm raubt. Die erste Klasse glaubt die genannte Lehre im Christenthum zu finden, aus dem sie hierdurch und durch andere Lehren mehrfach das Gegentheil von dem macht, was es nach dem Willen seines Stifters sein kann und sein soll. Die zweite Klasse glaubt sich berechtigt, das so entstellte Christenthum gründlichst zu verachten und, anstatt es in seiner Reinheit herzustellen, mit allerhand gelehrten und ungelehrten Neuerungen zu versetzen. — Von beiden Irrthümern dürfte nun aber gerade das Christenthum, das ganz unübertreffliche Christenthum, wird es in seiner Wahrheit erfaßt, allein Rettung hoffen lassen, sobald nicht bloß kindlich frei danach geglaubt, sondern mannhaft treu danach gehandelt wird. Wer unbefangen es erfaßt und redlich nach ihm handelt, wird weder an die Sündhaftigkeit und Verworfenheit des Menschengeschlechts von Geburt an glauben, noch die Hoffnung auf Unsterblichkeit sich rauben lassen. Vielmehr wird er sich verpflichtet halten, so rein und tadellos er aus der Hand seines himmlischen Vaters hervorgegangen, so rein und tadellos im Leben sich zu bewahren. — Auf die Gewißheit der Unsterblichkeit verzichtet er aus demüthigem Zweifel nicht vollendeter Würdigkeit, wie auch Christus sie klar und bestimmt von denen fordert, welche für ein höheres Schauen Gottes sich vorbereiten wollen. Dagegen hält er um so zuversichtlicher an der Hoffnung der Unsterblichkeit fest, im zuversichtlichen Vertrauen, es werde in einem Jenseits von der Alliebe Gottes ihm gestattet sein, dessen höhere Wunderwerke schauen, durch höheres Streben, höheres Vollenden immer vollendeteren Ausdruck der Dankbarkeit gegen seinen himmlischen Vater erringen zu können.

Jahrelang hatte der Schreiber dieser Zeilen Glauben und Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele verloren, als er, in einer Nacht zur Klarheit erwachend, sich sagte: werden in der Vorstellung „Geist und Seele" geschieden, so werde jener Glaube möglich, die Hoffnung fast zur Gewißheit. Der Geist, als Denkvermögen allein, genügt für den Unsterblichkeits-Glauben nicht, weshalb die Philosophie eher ab als zu ihm leitet, wohl aber wird er möglich, wenn das Denkvermögen mit dem, unverkennbar dem Menschen nicht minder angeborenen Ahnungs- und Sehnsuchts-Vermögen nach einem vollkommeneren Sein in höheren Sphären sich zu einer größeren Potenz, zur Seele, in dem Bewußtsein erweitert, die Liebe Gottes, seines Schöpfers und Vaters, werde jenes Ahnungs- und Sehnsuchts-Vermögen ihm nicht ermöglicht haben, um grausam ihn damit zu täuschen; sie werde es ihm nicht ermöglicht haben, Gelübde heißesten Seelenbundes für alle Ewigkeit zu schwören, um das Ebenbild Gottes zu Unwahrheit und Heuchelei zu verleiten.— Nicht der bloß geistreiche Mensch kann hiernach die Unsterblichkeit hoffen, wohl aber wird diese edelste aller Hoffnungen dem seelenvollen Menschen kaum jemals fehlen — ein Fingerzeig, wie die Bildung des Menschen nicht einseitig dem Denkvermögen, sondern gleichzeitig der ihres Gottes sich bewußt werdenden Seele sich zuzuwenden hat, der religiöse Unterricht dem wissenschaftlichen Unterricht nicht fehlen kann und darf. 6. 7.

Italien.

Frankreich, Italien und Professor Weber.

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Korse, Cecile Fulvi, in einer seit December 1869 in Florenz von Professor Angelo de Gubernatis herausgegebenen Monatsschrift, der „Rivista Europea", eine Entgegnung auf einen in derselben Zeitschrift erschienenen Aufsatz unseres gelehrten Mitbürgers, Herrn Professors A. Weber. Der letztere hatte sich nämlich, ebenso wie sein Kollege, Professor Th. Mommsen, die sehr verdienstliche Mühe gegeben, den Italiänern ein wahres Bild von dem jetzt glücklich zu Ende geführten deutsch-französischen Kriege zu entwerfen und den Sachverhalt klar zu legen, über den die lügenhaften und tollhäuslerischen Auslassungen der französischen Presse das Urtheil nach allen Richtungen hin zu verwirren und zu fälschen bestrebt gewesen sind.

Diese Versuche der beiden deutschen Gelehrten nun haben sich des Beifalls unseres Korsen nicht zu erfreuen; als „Halbitaliäner und Halbfranzose, voller Liebe für seine beiden Vater-

länder", fühlt er sich besser, als irgendwer im Stande, „auf einige delikate Fragen" in dem Artikel des Professors Weber „mit Unparteilichkeit" zu antworten. Wie diese Unparteilichkeit aber beschaffen ist, werden wir sogleich kennen lernen; wir werden sehen, daß Teofilo Fulvi ganz den Standpunkt der von Deutschenhaß erfüllten Pariser Blätter, des „Figaro", „Paris-Journal", „Gaulois", u. a. m., theilt, wie sie und wie die gesammte französische Nation von der fixen Idee befangen, daß Frankreich zum herrschenden Volke in Europa berufen sei, und gleich ihnen in der Verdrehung der unwiderleglichsten Thatsachen und der Verdächtigung und Schmähung Deutschlands das Möglichste leistend.

Weber habe, beginnt unser Verfasser, die drei gewichtigen Behauptungen aufgestellt: Frankreich hat den Krieg gewollt; — Frankreich will sich nicht für überwunden erklären; — die preußischen Siege sind keine Drohung für Europa. Er, Teofilo Fulvi, wolle diese Sätze einen nach dem andern widerlegen.

Was den ersten anlangt, so kommt er mit dem abgedroschenen und längst gebührend abgewiesenen Märchen hervor, die vernünftige Mehrzahl der Franzosen und alle besseren Pariser Journale hätten einstimmig wider den Krieg protestirt und seine „unberechenbaren Unfälle" vorausgesagt. Zugleich aber sei er in der Lage, seine eigenen Erfahrungen hinsichtlich des damaligen friedliebenden Standes der öffentlichen Meinung in Frankreich mitzutheilen.... Später, meint der Korse, sei die öffentliche Meinung freilich umgeschlagen, als es galt, die Republik zu vertheidigen und man von dem Heroismus las, mit dem siebentausend Männer des Elsasses dem Rufe des Vaterlandes folgten, um sich, in thatsächlichem Protest gegen die deutsche Politik, welche die Annexion des Elsasses begehrte, zur Loire-Armee zu begeben. Es sei daher sehr „naiv", wenn der „berühmte deutsche Sanskrit-Professor wider alle Evidenz behaupte: Frankreich habe den Krieg gewollt!"

Man sieht, daß Fulvi's Beweisführung auf mehr als schwachen Füßen steht. Nicht besser ist es mit seiner Widerlegung von Weber's zweitem Punkte: „Frankreich will sich nicht für überwunden erklären." Hier zeigt er sich lediglich als das Echo jener wahnwitzigen Deutschenfresserei und Dünkelhaftigkeit, die, allen factischen Verhältnissen Hohn sprechend, in den französischen Blättern überschäumen, ein Wuthgebrüll der Ohnmacht, welche sich nicht anders Luft zu machen weiß, als indem sie den überlegenen Gegner ehrlos verunglimpft und brutal insultirt. Allerdings darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß Fulvi's Expectorationen noch aus der Zeit vor der Capitulation von Paris datiren, wo die Flunkereien Gambetta's dem In- und Auslande noch Wunderdinge vorfabelten von französischen Siegen und französischer Widerstandskraft. „Ich weiß in der That nicht," meint unser Korse, „wo Herr Weber seine Ansichten über den Krieg hernimmt, aber .... heute machen wir bereits ohne große Verluste Front wider die wilden Horden Moltke's, ‚ces cannibales frottés de mathématiques', und Europa klatscht uns Beifall. In wenigen Wochen werden die beschränkten Deutschen unter einer Menschenlawine begraben sein, und wir können dann nicht gegen England, wohl aber gegen Deutschland den mächtigen Chorgesang Karl's VI. anstimmen:

> Ses Soldats y couvrent la terre,
> La terre doit les couvrir ..."

Diese korsische Herzensergießung scheint der Redaction der „Rivista Europea", welche übrigens mit ihren Sympathieen unverhohlen der französischen Seite zuneigt, doch eine etwas allzukräftige geworden zu sein. Wenigstens fühlt sich Herr de Gubernatis gedrungen, dem hitzigen Franzosen eine kleine Lection zu ertheilen und ihm bemerklich zu machen, daß Europa dergleichen Uebertreibungen nicht billigen, viel minder noch beklatschen werde. Diejenigen, die Fulvi heute Cannibalen nenne, seien ja gestern noch seine guten, tugendhaften, geehrten, friedlichen Nachbarn, die arbeitsamen Bienen des großen europäischen Bienenstockes gewesen; Frankreich habe sie unkluger Weise gereizt und sei von ihnen dafür grausam gestochen worden; allein dadurch habe sich ihre gutartige Natur doch nicht mit Einem Schlage dergestalt verwandelt, daß nun die Verachtung der Welt auf ihnen ruhe. Freilich würde Preußen um Vieles größer dastehen, hätte es sich nicht gerächt; denn keine Moral rechtfertige die Rache, weder eines Volkes, noch eines Individuums; so lange aber das Evangelium noch nicht das allgemeine Gesetzbuch bilde, könne man nicht verlangen, daß Preußen der erste Staat sei, welcher es dazu erhebe.

Fulvi fährt dann fort: „Als hätten wir schon keine Hoffnung mehr, fordert uns Weber mit der größten Kaltblütigkeit auf, den Deutschen ein Glied unseres Leibes zu überlassen, ... aber er wisse, daß zwei Millionen todesmuthige Franzosen auf dem Kampfplatze erschienen sein werden, noch ehe diese Blätter das Licht der Welt erblicken."

Auch im dritten Theile seiner Entgegnung, der Widerlegung von Weber's Behauptung: „der Sieg Preußens bedroht Niemand", rückt Fulvi nun mit den banalen Phrasen und Schimpfereien seiner Partei in's Feld; er nennt die preußische Politik eine „Politik gieriger Wölfe", spricht von den „brutalen Soldaten, die das gelehrte Deutschland in eine Kaserne verwandelt", und will aus dem Munde von Berliner Offiziellen den Plan vernommen haben, den Preußen nach der Uebergabe von Paris verfolgen werde. Dann werde es zur „europäischen Liquidation" schreiten; Franz Joseph werde auf Ungarn beschränkt werden, die deutschen Provinzen Oesterreichs werde man rauben und Deutschland eine breite Küstenfläche am Adriatischen Meere einverleiben, indem man Triest und Venedig confiscire. Jütland werde annektirt und Rußland zum Lohne für seine Allianz mit Theilen von Schweden, von Galizien und von der Türkei bereichert werden. Das Königreich Holland werde Preußen zum Herrn der Nordsee machen, und ein deutscher Prinz zum König des durch einige französische Departements vergrößerten Belgiens eingesetzt werden, um sich daraus einen Vasallenstaat zu schaffen. Italien endlich werde das Festungsviereck hergeben müssen, das ja schon im deutschen Parlamente von 1848 als für die deutsche Sicherheit nothwendig erklärt worden sei. Dafür biete Weber dem König Victor Emanuel einen kleinen Distrikt mit hunderttausend französischen Bewohnern an, ein „Oeuf pour avoir un boeuf", die Provinz Nizza. Die Nizzarden aber seien keine Italiäner und wollten keine Italiäner sein — das habe, außerhalb des zweisprachigen Piemonts, kein einziger guter Italiäner in Abrede gestellt, keiner habe das Recht Frankreichs auf den Besitz von Nizza geleugnet. Dieses müsse vielmehr das Schicksal von Toulon, Marseille, Montpellier rc. theilen, „einen einzigen Fall ausgenommen, den der ausgesprochenen Antipathie, wie sie die Deutschen im Elsaß gegen ihre Sprachverwandten jenseits des Rheines empfinden."

Wäre nicht aus allem bisher Mitgetheilten schon klar genug ersichtlich gewesen, daß unser Korse weniger italiänische, als die Anschauungen jener französischen Journalisten vertritt, welche durch die schmachvollsten Verunglimpfungen der Deutschen das urtheilslose Volk zu einem fanatischen Cannibalismus aufzustacheln suchten — was er über die Nationalität von Nizza sagt, würde sein Nichtitaliänerthum über jeden Zweifel feststellen. Ob die Nizzarden Italiäner sein wollen oder nicht, darüber,

denken wir, haben uns die jüngsten Begebnisse am Var hinlänglich aufgeklärt. Die Redaction der „Rivista" findet sich darum auch abermals veranlaßt, ihre „allerstärksten Bedenken wider diese Auffassung ihres ausgezeichneten" Mitarbeiters zu erheben und verwahrt sich namentlich gegen die Meinung, als sei die italiänische Nationalität Piemonts, weil dasselbe zweisprachig, nur im Geringsten zweifelhaft.

Welches Verständniß aber Fulvi für das Wesen des letzten deutsch-französischen Krieges überhaupt besitzt, davon zeugt am besten der Ausspruch: es komme ihm nicht in den Sinn, in den Haß, welchen ihm Deutschlands Tyrann einflöße, das deutsche Volk selbst zu begreifen, ein Volk, das unter seinen Söhnen einen Jacoby, — einen Bebel und Liebknecht zähle! Das charakterisirt seinen Standpunkt vollständig. Es schmerzt uns nur, daß Jacoby dem Auslande ein Recht gegeben hat, ihn in Eine Reihe mit Namen wie Bebel und Liebknecht zu nennen.

Rußland.

Wasily Andrejewitsch Joukoffsky.*)

Der Erzieher Alexander's II.

Wiederum liegt uns die interessante Studie eines baltischen Deutschen über russisches Streben und Dichten vor, der wir ohne Zweifel die vollkommenste Anerkennung und den aufrichtigsten Dank aller Literaturfreunde voraussagen können. Mögen sich auch Dr. J. P. Jordan und selbst der geschätzte Prof. Johannes Scherr — letzterer in seiner allgemeinen Literaturgeschichte — geringschätzig über die Erzeugnisse der noch jungen russischen Literatur äußern: Joukoffsky hat für die Entwickelung und Fortbildung der schönen Literatur in Rußland eine große Bedeutung und gehört mit Recht neben Lomonossov, Derschawin, Karamsin, Krylov, Puschkin und Gogol zu den literarischen Koryphäen dieser Nation. Mag man seine Wirksamkeit als Uebersetzer von Erzeugnissen deutscher und englischer Literatur, sowie von Homer's Odyssee auch höher stellen, als seine eigenen poetischen Werke, — Joukoffsky war ein echter Dichter und hochbegabter Lyriker vom reinsten Wasser, und überragt an Bedeutung für sein Vaterland sowohl Aug. Wilh. Schlegel und Joh. H. Voß, als unter den Neueren selbst Fr. Bodenstedt in Deutschland. Daß er neben der Wiedergabe der englischen und deutschen Dichtungen, Lieder und Balladen, auch den heimischen, echt nationalen Volkston zu treffen wußte, beweist die Popularität seiner originalen russischen Lieder, wie insbesondere seine tausendfältig wiederholte russische Volkshymne: „Gott erhalte den Zaren."

Joukoffsky begann seine Laufbahn, als Karamsin's Bestrebungen für Förderung und Neubelebung der National-Literatur bereits große Erfolge errungen hatten, — doch vertrat er nicht die Richtung und Tendenz seines in Rußland hochgeehrten Vorkämpfers. Dieser zeigt sich in seinen Schriften mehr als Mann des praktischen Verstandes, als Journalist und Historiker, — obgleich er in seinen Erzählungen und wenigen Dichtungen auch die damals im literarischen Westen herrschende Sentimentalität in Rußland einführte; Jener jedoch, Joukoffsky, großgezogen an den Brüsten der Muse eines Schiller, Goethe, Uhland, Hebel, Gray und Thomas Moore, huldigte der Romantik und den idealen Bestrebungen der reinsten Poesie und Dichtkunst. Der Charakter der originalen Dichtungen Joukoffsky's ist durchweht von einem zarten, fast jungfräulichen Hauche, welcher an den hohen Schwung, die Grazie und Erhabenheit seines großen Vorbildes, des deutschen Schiller, erinnert. Und so rasch beeilte sich, man könnte sagen: überstürzte sich beinahe die junge russische Literatur, daß wir im Verlaufe von nur drei Generationen (1750—1825) in Rußland den Uebergang von dem Classicismus, von der steifen Oden- und Dramendichtung, vertreten durch Lomonossov, Derschawin und Oserov, zur freien Entwickelung der russischen Sprache, wie zur Herrschaft der Sentimentalität, vertreten durch Karamsin und Dmitriew, wie endlich zur Romantik und idealen Dichtung, vertreten durch Joukoffsky und Puschkin, markiren können. In diesem dankenswerthen Fortschritte Joukoffsky's zur Entwickelung der heimischen Literatur liegt hauptsächlich seine große Bedeutung, indem Joukoffsky, Puschkin und Lermontov Rußland erst mit den wahrhaften Schätzen und Segnungen einer schwungvollen, geläuterten und hohen Poesie vertraut machten.

Niemand war geeigneter uns ein treues Lebensbild Joukoffsky's vorzuführen, als gerade Herr Dr. Seidlitz, da er durch vierzigjährige freundschaftliche Beziehungen zum Dichter selbst, wie zu seiner ganzen Familie, insbesondere das Seelenleben dieses Mannes besser als Andere kannte. Das tiefgemüthliche, vielbewegte Dichterleben Joukoffsky's liegt uns hier klar und offen vor Augen. Von einer türkischen Gefangenen in dem Dienste eines russischen Edelmannes, aus dem unehelichen Verhältnisse dieses und jener, im Jahre 1783 geboren, auf dem Lande, wie später in der adeligen Pension und Universität in Moskau erzogen, und zu einem schwermüthigen, niedergedrückten Jüngling herangewachsen, wurde er anfangs der Lehrer der Töchter seiner Halbschwester, der Frau Protassov. Nach vollendeter Erziehung der beiden jungen Mädchen war die unglückliche Liebe Joukoffsky's zu der älteren, zu Marie Protassov, — zu deren Verbindung die Mutter wegen vermeintlich naher Verwandtschaft ihre Einwilligung versagte, — ein steter Grund unerfüllter Sehnsucht und Hoffnung. Darauf 1812 im Kampfe gegen die Franzosen Trost und Linderung suchend, ward er bald durch seine eigenen poetischen Werke, wie durch seine ausgezeichneten Uebertragungen englischer und deutscher Dichter in ganz Rußland bekannt. Von großem Einflusse auf seine ganze Richtung war ein mehrjähriger, wiederholter Aufenthalt in Dorpat, wo er sich emsig an den Früchten der herrlichsten Blüthezeit deutscher Dichtung stärkte und begeisterte, — und die bedeutendsten Schöpfungen, Lieder und Balladen, von Schiller, Goethe, Uhland, Bürger, Hebel u. a., sowie auch das Schiller'sche Drama „Die Jungfrau von Orleans" meisterhaft in's Russische übertrug. Der Ruhm Joukoffsky's war weithin verbreitet.

Da wurde er, anfangs als Lehrer der russischen Sprache für die Großfürstin Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Großfürsten Nikolai Pawlowitch, an den russischen Hof berufen; später vertrat er dieses Amt auch bei der Großfürstin Helene Pawlowna und schließlich ward er zum Erzieher des Großfürsten Alexander Nikolajewitsch, des gegenwärtig regierenden Kaisers von Rußland, ernannt. Aus dem vorliegenden Werke sehen wir, mit welchem Eifer und mit welch' peinlicher Gewissenhaftigkeit Joukoffsky sich dieser großen Aufgabe widmete, — und das ideale, edle und reine Gemüth des Dichters hat deutliche, unverkennbare Spuren in dem edlen Charakter des jetzigen Kaisers zurückgelassen.

*) Ein russisches Dichterleben von Dr. Carl von Seidlitz. Mitau, E. Behre's Verlag, 1870.

Nach Beendigung dieser schwierigen, fündundzwanzigjährigen Berufspflicht verehelichte sich Joukoffsky im Jahre 1840, im 58. Jahre seines Lebens mit der 19jährigen Tochter seines Freundes, des Malers Reutern in Düsseldorf, und lebte darauf noch zwölf Jahre bis 1852 am Rheine, theils in Düsseldorf und Frankfurt a. M., theils in den dortigen Rheinbädern, sich und seiner Familie leider die letzten Lebensjahre durch religiöse Schwärmerei und Mysticismus verbitternd. Von hier aus veröffentlichte er, außer zahlreichen originalen Dichtungen und Liedern, auch die vorzüglichen Uebertragungen von Fouqué's Undine, Rückert's Nal und Damajanti, und der Odyssee Homer's.

Ist auch in dieser Biographie Joukoffsky's, namentlich über sein Verhältniß zum Hofe, Manches nur angedeutet und mehr zwischen den Zeilen zu lesen, — so hat uns doch wenigstens ein offenherziger, frei urtheilender Brief Joukoffsky's an den damals (1845) noch ziemlich jugendlichen Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch überrascht, den wir, seiner Beziehung zur gegenwärtigen orientalischen Frage wegen, hier vollständig wiedergeben wollen.

In Bezug auf heroische Träumereien, die der Großfürst gehabt haben mag, schreibt Joukoffsky ziemlich scharf: „Sie haben solche Träume schon vor dem Schlafe gehabt. Schon an der Newa haben Sie von Oleg's an den Pforten von Byzanz aufgehängtem Schilde geträumt, und daran gedacht, für etwa vorkommende Fälle sich den Schnurrbart — der bis jetzt noch nicht gewachsen ist — zu zwickeln. Ich möchte wohl wissen, was Sie da an Ihrem sprossenden Schnurrbarte gezwickelt haben und mit welchen Plänen Sie von der Konstantinopolis nach der Petropolis zurückgekehrt sind. Ihr Traum von Oleg's Schilde hat poetischen Sinn — im praktischen Sinne ist er Traum, und ich wünsche, daß er für immer ein unerfüllter Traum bleibe. Byzanz ist eine verhängnißvolle Stadt! Sie hat Rom's Untergang herbeigeführt. Sie hat unsere kriegerischen Vorfahren verlockt. — Aber Oleg's und Igor's Heldenfahrten dahin waren nur Raubzüge. Swätoslaw hatte bessern Erfolg — er verliebte sich in die eroberten Länder, vergaß darüber sein Rußland und mußte theuer dafür büßen. Schon durch die Anlage St. Petersburgs ist die alte Moskwa mit ihrer ganzen historischen Vergangenheit halb und halb vernachlässigt, und während wir durch den germanisirten Hafenplatz an der Newa auf das chinesische Schattenspiel in Europa schauen, vergessen wir, unser eigenes kräftiges, russisches Leben zu ergründen. Was wäre es erst gewesen, wenn Peter der Große seine Riesenkräfte — statt sie in den nordischen Morästen von Petropolis zu vergraben — zur Eroberung von Konstantinopolis verwendet hätte? Rußlands Zaren hätten ihrer Väter Reich ja ganz und gar vergessen! Nein! Gott bewahre uns davor, daß Rußlands Zarenthum zum byzantinischen Kaiserreiche würde! Konstantinopel weder nehmen, noch nehmen lassen — das genügt uns. Rußland bedarf zu seinem Wohlergehen keiner äußerlichen blendenden Pracht; es braucht eine innere, nicht glänzende, sondern nachhaltige nationale Entwickelung. Das Volk, mit seinem frischen, kräftigen Charakter, mit seiner Anstelligkeit, seinem gesunden Urtheil, seiner kindlichen Auffassung des Christus-Glaubens, mit seiner noch unerschütterten Achtung vor der obersten Gewalt — es muß die Wohlthaten des Gemeindelebens empfangen — nur ja nicht plötzlich, wie Peter's Ungeduld es gethan hat, durch Ertheilung einer übereilten äußerlichen europäischen Politur — sondern langsamen Schrittes durch wohlthätige Gesetze, ohne das gegenwärtig Gute der Zukunft aufzuopfern. Die Gesetze müssen auf göttlichem Rechte basirt sein; durch Achtung vor den Gesetzen muß das Gefühl der Gesetzlichkeit, durch die Geistlichkeit lebendiger Glaube verbreitet werden, durch wahre christliche Aufklärung erhebe man das Volk zur Würde von Menschen und Bürgern! In unsern Zeiten ist's klar geworden, daß wahre Macht nicht in der Ausdehnung des Reiches, sondern auf dem innern Wohlsein beruht. Denken Sie an Napoleon! Rußland braucht keine Eroberungen à la Napoléon! Das mögen Sie bedenken, wenn Sie Ihren Schnurrbart drehen."

O hätte diese goldenen Worte auch der stolze Imperator Nikolai Pawlowitsch vernommen und beherzigt, Rußland würde jetzt nicht kränkeln und siechen an selbstverschuldeten faulen und tiefen Wunden!

England.

Verhandlungen der Londoner Schulkommission über die Bibel als Schullesebuch.

Unter den Fragen, die das neugeeinte Deutschland zuerst und zumeist beschäftigen werden, steht die religiöse oder sagen wir lieber konfessionelle oben an. Auf welche Weise das heranwachsende Geschlecht in den Glaubensangelegenheiten zu unterweisen, wie weit dies überhaupt Aufgabe der Schule sei, dies zu entscheiden wird voraussichtlich alle Parteien in Bewegung setzen. Auch in England, bisher der Hort des orthodoxen Buchstaben-Bibelglaubens, bricht eine freiere Anschauung sich mächtig Bahn. Dies erhellt am Deutlichsten aus den Verhandlungen des London School Board, die am 10. März c. unter dem Vorsitz des Lord Laurence geführt wurden, und bei denen eine lebhafte Debatte darüber stattfand, ob die Bibel überhaupt als Schullesebuch zu gestatten sei. Wir geben in Folgendem die Hauptzüge der Erörterung:

Von einem Herrn Smith, Parlamentsmitglied, war schon früher der Antrag eingebracht worden: die Bibel soll in den Schulen gelesen, auch religiöse Unterweisung daraus geschöpft werden, vorausgesetzt, daß, wie das Gesetz es vorschreibt, kein Versuch gemacht werde, die Kinder zu einem speziellen Glaubensbekenntniß hinüberzuziehen. Hiergegen war ein Protest mit 930 Unterschriften aus den verschiedensten Ständen eingereicht worden. Darauf schlug Herr B. Waugh, Prediger, folgendes Amendement vor: „In den Schulen, die unter Leitung dieser Schulkommission (Board) stehen, soll die Bibel ohne jede religiöse Erklärung oder Auslegung gelesen werden." Er führte dann aus, daß es nicht die Pflicht dieser Kommission sei, für religiöse Unterweisung zu sorgen, und bezeichnete den Versuch dazu als zwar wohlgemeint, aber utopisch, da nicht anzunehmen, daß die 37 verschiedenen (christlichen) Sekten, die in London bestehen, sich über eine Form des Religions-Unterrichtes einigen könnten. Er bestritt ferner, daß es Lehrer geben könne, die im Stande seien, Religion zu lehren ohne tendenziöse Färbung, und wenn dies möglich sei, so würde die christliche Kirche gewiß nicht damit zufrieden sein, da dies dann eine „London School Board Religion" und keine eigentlich christliche mehr wäre. Er wünscht also, den Unterricht in der Religion allein den religiösen Körperschaften zuzuweisen.

Mr. Lucraft wünschte, die Bibel in der Schule beibehalten zu sehen, doch solle die Kommission darüber entscheiden, welche Stellen gelesen werden sollen und welche nicht, um streitbare

Punkte zu vermeiden. Der Arbeiter liest gern in der Bibel, wenn er auch im Allgemeinen nicht viel von der äußerlichen Religiosität der höheren Stände hält. Ein anderer Redner entgegnet, daß seiner Ueberzeugung nach die Kommission die Verpflichtung habe, vor Allem für christlichen Unterricht zu sorgen, da sie sonst den Charakter einer „christlichen Kommission" verlieren würde. Prof. Huxley jedoch bestreitet, daß die Kommission einen christlichen oder überhaupt irgend welchen religiösen Charakter habe. Er bittet, dies Faktum doch ja nicht aus den Augen verlieren zu wollen, um sich vor Ungelegenheiten zu wahren.

Daß das Volk eine religiöse Erziehung verlange und sich in allen Theilen Englands dafür ausgesprochen habe, wurde von mehreren Rednern hervorgehoben, auch daß ein Lesen der Bibel ohne Erklärung selbst sachliche Erklärungen ausschließen würde.

Schließlich sprach Frau Anderson, das erste weibliche Mitglied der Schulkommission, die, als Miß Garrett, erster weiblicher Arzt am Kinderhospital zu London, auch schon in diesen Blättern erwähnt worden ist. Sie sprach sich gegen das Amendement aus im Interesse der zu unterrichtenden Kinder; denn sie glaubte, es müsse verderblich auf sie wirken, wenn sie ein Buch wie die Bibel in die Hände bekämen mit der Aufforderung, es zu lesen, aber nicht darüber nachzudenken. Von Kindern zu verlangen, daß sie ihren Verstand nicht gebrauchen sollen, während sie die Bibel läsen, würde dazu führen, sie dem Sektenwesen zuzuführen. Außerdem würde das Amendement die schlimme Wirkung haben, die Auswahl der Lehrer sehr einzuschränken, denn die besten Männer und Frauen würden schwerlich darauf eingehen, sich durch solche hemmende Bedingungen im Unterrichten hindern zu lassen. Sie hat das Vertrauen zu den Lehrern im Allgemeinen, daß man ihnen das Maß und den Grad der Erklärungen, die sie für nöthig finden, getrost überlassen kann, ohne daß man zu fürchten brauchte, die erwähnten siebenunddreißig Sekten um eine achtunddreißigste vermehrt zu sehen. Kinder wären überhaupt nicht so leicht zu Sektirern zu machen wie Erwachsene, und was tendenziöse Färbung betrifft, so können Kinder ein gut Theil davon vertragen; sie nehmen es auf und scheiden es wieder aus, indem sie nur das christliche Element daraus zurückbehalten.

Bei der Abstimmung wurde das Amendement mit 41 gegen 3 Stimmen verworfen.

Nord-Amerika.

Die Romanliteratur in Nord-Amerika.

Die „Aldine Press", das als Muster typographischer Eleganz von uns mehrfach erwähnte illustrirte Journal von New-York, brachte kürzlich einen Aufsatz von James Medbery über den Mangel an Romanschriftstellern in Amerika, dem wir einige für die literarischen Verhältnisse der neuen Welt charakteristische Bemerkungen entlehnen. Ueberraschend ist es uns zunächst, aus dem Munde des amerikanischen Autors eine Klage über das Publikum und seine Knickerei beim Ankauf von Büchern vernehmen zu müssen. Unser Lesepublikum, sagt Hr. Medbery, wird gewöhnlich numerisch überschätzt. Jedermann liest bei uns, aber die Menge begnügt sich mit Tages- oder Wochenblättern. Die Leute sprechen über Bücher, aber ihre Wissenschaft stammt aus dem Feuilleton oder dem Journalzirkel. Weibliche Bücherfreunde sind selten, Sammler von Bibliotheken nicht viel häufiger. Wenn die Volkszählung von 1870 Angaben über Zahl und Art der Bücher in allen Haushaltungen des Landes bringen könnte, so würde sich die Mehrzahl auf die Bibel, den Katechismus und ein paar Subscriptionswerke beschränken. Ueber diesen Durchschnitt würden die Ziffern nur langsam aufsteigen, und die Leute, die hundert Bücher besitzen, sind weniger zahlreich als Diejenigen, welche Einkommensteuer bezahlen.

Bei so beschränktem Bedarf wird die Produktion überdies erschwert durch die englische Konkurrenz. Die Aushängebogen von Londoner Büchern kommen unsern Verlegern billiger zu stehen als das Autor-Honorar für heimische Schriftsteller; zudem verkaufen sich die fremden Bände besser, als die inländischen Erzeugnisse. Darum ist der Werth der letzteren gedrückt, bei Gebr. Harper, wie bei allen übrigen Verlegern. Ich kann darin kein besonderes Unrecht erblicken. Der Buchhandel ist wie das Käsegeschäft demselben Gesetz von Nachfrage und Angebot unterworfen; die Leute verkaufen, wobei sie am meisten verdienen, und selbst Autoren sind keineswegs frei von diesem natürlichen Instinct.

Jedoch diese Umstände reichen nicht hin, um die auffallende Unfruchtbarkeit unserer Literatur zu erklären. Populäre Schriftsteller erzielen hübsche Preise bei uns. Es existiren hierzulande mehr Personen mit einigem Talent, das in der Literatur ein sicheres Einkommen gewährt, als unter den gleichen Verhältnissen anderwärts der Fall ist. Ein wirklich großer Romanschriftsteller würde erfahren, daß Einbildungskraft hier eben so viel werth ist, wie eine Silbermine. Wilkie Collins könnte in New-York mehr Geld „machen" als in London, und ebenso wäre es mit Charles Reade, Edmund Yates oder Miß Braddon. Dasselbe Verhältniß würde sich leicht für andere Gebiete der Schriftstellerei nachweisen lassen. Allerdings erhalten in England gewisse Klassen von Schriftstellern Pensionen von der Regierung und den großen Körperschaften, und die Unterstützung, welche in Frankreich anerkannten littérateurs von Staatswegen zu Theil wird, bildet einen mächtigen Hebel für die literarischen Leistungen. Aber für den unmittelbaren Gewinn, für baares Schriftsteller-Honorar sind die Chancen auf dieser Seite des Atlantischen Meeres gerade so gut wie auf der anderen.

Welches sind denn die Ursachen, aus denen Amerika in seinen literarischen Erzeugnissen hinter England, Frankreich und Deutschland zurückgeblieben ist und noch jetzt zurückbleibt? Und warum ist es gerade der Roman, der stillschweigend als das eminenteste Zeugniß der literarischen Thätigkeit eines Volkes anerkannt zu werden pflegt, in dem wir so offenkundig und unzweifelhaft zu kurz kommen? Eine gründliche Untersuchung dieser Fragen ist hier nicht möglich, aber ihre richtige Beantwortung bietet sich ohne Schwierigkeit. Sie beruht auf zwei Thatsachen, deren eine mit einer Eigenthümlichkeit unserer Rasse zusammenhängt, während sich die andere auf unsere Erziehung zurückführen läßt.

Zunächst scheinen unsere Autoren, um einen Jockey-Ausdruck zu brauchen, nicht „bottom" genug zu besitzen. Beim Anlauf sind sie prachtvoll, aber sie brechen zusammen lange bevor das Ziel in Sicht ist. Manchmal liegt das an physischer Schwäche, wie z. B. bei George Arnold, Fitz James O'Brien, Charles F. Brown, Edgar A. Poe und Anderen. Oefters noch ist es eine gewisse geistige Schlaffheit, welche sie dazu führt, ein oder zwei Bücher rasch hinzuwerfen und dann auf ihren Lorbeeren zu ruhen oder aber sich dem Kleindienst des Journalismus und der periodischen Schriften zu ergeben. Dr. Holmes, James Russell Lowell, Donald G. Mitchell, Thomas B. Aldrich, George

W. Curtis sind Beispiele dieser Richtung. Was sie machen, ist vollkommen, aber sie machen sehr wenig. Jedenfalls bleiben sie weit zurück in dem, was wesentlich zu einem wirklichen „littérateur" gehört: in anhaltender Fruchtbarkeit und geistiger Regsamkeit. Männer wie die beiden Dumas und Edm. About, wie Dickens oder Thackeray*) — unablässige Arbeiter und Künstler, rasch, vielseitig, ergiebig — sind in unserm Theile der englischredenden Welt nicht zu finden. Es ist schwer zu sagen ob dieser Mangel ein charakteristisches Kennzeichen unserer Nation darstellt, aber sollte er fortdauern, so kann er zu einem verhängnißvollen Stein des Anstoßes für uns werden.

Neben dieser bedauerlichen Unfähigkeit zu anhaltender Arbeit ist ein zweites Hinderniß vorhanden, das gewöhnlich außer Acht gelassen und niemals völlig gewürdigt wird, während es von sehr erheblichem und nachtheiligem Einflusse ist. Ich habe bereits angedeutet, daß dies zweite ungünstige Moment unserer Erziehung entspringt; es wäre jedoch vielleicht schärfer als eine abnorme Neigung unseres Volkscharakters zu bezeichnen, die schwer zu erklären ist, obwohl sie einen der bemerkenswerthesten Züge unseres geistigen Lebens bildet. Es ist nicht leicht, dem Dinge einen Namen zu geben. Was es eigentlich ist, läßt sich am ehesten auf indirektem Wege ermitteln. Wer den Fortschritt der demokratischen Ideen auf diesem Kontinent sorgsam beobachtet, wird bemerkt haben, daß wir logisch nichts mit der Vergangenheit zu thun haben. Unser Land hat keine Geschichte oder wenigstens keine durchgearbeitete. Sein Ruhm, sein unermeßliches materielles Gedeihen, seine politischen Einrichtungen, seine Bestrebungen gehören der Zukunft. Wir sind eine Nation, die der Gegenwart entstammt und in der Gegenwart lebt; was in unserer nationalen Entwickelung gesund, hoffnungsvoll und tief ist, muß sich auf die Gegenwart und die Zukunft richten. Dies Gesetz wird jedoch, wenn man von Zeitungsartikeln und Festreden für den 4. Juli**) absieht, bei uns keineswegs hinlänglich klar erkannt. Gesprochen wird genug davon, aber dabei bleibt es. Die Erkenntniß, daß Amerika wesentlich Fortschritt ist, und daß der Fortschritt durch eine beständige eindringende Untersuchung aller sozialen Leiden, aller Uebelstände und Hemmnisse unserer Civilisation, aller Gebrechen der Gesetzgebung, der öffentlichen Mildthätigkeit, des Kapitals und der Arbeit bedingt ist: diese Erkenntniß ist dem Geiste des Durchschnittsmenschen bei uns völlig fremd. Daraus folgen zwei Dinge: einmal die Gleichgiltigkeit unserer gebildeten Klassen, welche in dem Wahne, es sei Alles bei uns vollkommen, weder Enthusiasmus noch Hoffnungen besitzen, und zweitens die Ziellosigkeit der ungebildeten Bevölkerung, die sich den gröbsten Täuschungen hingiebt und sich von wilden regellosen Trieben leiten läßt.

Was ist die Wirkung von alledem auf den Roman? Einfach — Erstickung. So lange dieser Zustand fortdauert, können bei uns ebensowenig große Romane entstehen, als es einem Bergmann möglich ist, in giftigen Grubendämpfen zu leben. Denn die Lebensbedingung für Werke der Einbildungskraft ist Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, scharfe Gegensätze, Gedrängtheit und Fülle des Lebens. Das Pittoreske der Indianer war lange vor Eröffnung der Pacificbahn verschwunden. Die gewöhnliche und selbst die ungewöhnliche Gesellschaft in Amerika ist flach, zahm und unersprießlich, wegen des allgemeinen money-making. Die Quellen, aus denen europäische Schriftsteller schöpfen, sind für uns nicht vorhanden. Wir haben keine feudale Vergangenheit, keine mächtigen Kirchengesellschaften, keine Höfe, keine Carbonari, keine Banditen.*) Es giebt in der weiten Welt kein dichterisch unfruchtbareres Gebiet, als die Vereinigten Staaten in ihrem gegenwärtigen selbstgerechten und mit allem zufriedenen Zustande und diese Art von Lethargie kann chronisch werden, wenn nicht in der Richtung unseres nationalen Geisteslebens eine mächtige Aenderung vor sich geht. Wir brauchen Männer von gewaltigem Griff, welche die ungeheuren sozialen Fragen der Gegenwart anzufassen und zu behandeln wissen, Männer, die ihr Leben einsetzen für die Verbesserung der Lage der wirthschaftlich und gesellig benachtheiligten Klassen, und die es verstehen, die Reform-Bestrebungen unserer Tage durch einen kräftigeren und besseren Geist zu beleben, als es jetzt geschieht. Unter solchen Impulsen ist ein großer Roman möglich, ja die großartigste Gattung des Romans stützt sich lediglich auf humane Stoffe. Selbst gegenwärtig ist trotz der Langsamkeit unseres Fortschrittes dem Dichter ein mächtiges Feld offen in dem Anblicke, welchen Amerika dem Humanisten und Philosophen darbietet. Wann immer dieser Mann der Zukunft kommen wird: wir sind überzeugt, daß sein erstes, bestes und endliches Werk diese Richtung verfolgen wird.

*) Herr Medbery hätte diesen zum Theil nicht sonderlich gewählten Beispielen einige bessere aus der deutschen Literatur hinzufügen können: Namen wie Auerbach, Spielhagen, Freytag, Heyse geben eine treffliche Illustration der Eigenschaften, deren Abwesenheit er bei seinen Landsleuten beklagt.

**) Der nationale Feiertag der Unabhängigkeits-Erklärung.

*) Die natürlich für Hrn. Medbery, wie für jeden orthodoxen Yankee, als die hervorragendsten und unerläßlichsten Bestandtheile des europäischen Kulturlebens gelten!

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Dr. Isaak Lowositz.

Der Mann, den wir in der Ueberschrift namhaft gemacht haben, verdient es im höchsten Grade, daß wir ihm jetzt, da er uns durch den Tod entrissen worden ist, eine dankbare Erinnerung weihen. Zwar ist in unseren Tagen mehrfach, leichtfertig genug, behauptet worden, das Individuum habe in der Gegenwart keine Bedeutung mehr, nur die Gattung habe sie noch; indessen wird einer so frivolen Phrase gegenüber das tüchtige Individuum sich stets geltend machen; ist doch auch der Genius Individuum. Dr. Lowositz war eine stark ausgeprägte Individualität, ein Charakter, der sich unter allen Umständen gleich blieb. Von seinen früheren Lebensschicksalen ist uns wenig bekannt geworden. Er war der Sohn eines braven, mindestens wohlhabenden Handelsmannes, israelitischer Confession, zu Prag. Der Sohn ist wahrscheinlich in dieser Stadt geboren worden, hat hier seine erste, sorgfältige Ausbildung erhalten, und bezog dann die Prager Universität. Später hielt er sich längere Zeit in Wien auf, um seine Studien zu vervollkommnen. Er erwarb sich ein reiches, positives Wissen, aber er war auch um Philosophie eifrig bemüht, wandte sich jedoch auch dem unmittelbaren Leben zu, um es in allen seinen mannigfaltigen Erscheinungen zu beobachten. In der Religion fand er seinen Hauptthalt, und zwar im Glauben seiner Väter. Obwohl er über Alles dachte hat er seinen alttestamentlichen Standpunkt, mit Heilighaltung des Gesetzes in all' seiner Strenge, nie verlassen. Doch auch die Wissenschaft nach allen Richtungen und Fortschritten zu verfolgen, war sein unablässiges Bemühen, zudem die Werke der

Kunst zu studiren, um, namentlich von der Poesie der Alten und Neuern aus, für alles Schöne seinen Geschmack zu läutern, sich fest, selbständig im Urtheil zu machen. Dies setzte einen Idealismus in ihm ab, der stets einer der Grundtöne all' seiner Aeußerungen war.

Es mochte Kant sein, durch den Königsberg in Preußen in den Ruf gekommen ist, die Intelligenz allseitig zu pflegen, welcher auch ihn auf den Gedanken brachte, nach Königsberg zu übersiedeln.*) Er setzte auch hier seine Studien in der sorgsamsten Weise fort, und erwarb sich das Nöthige zu seiner Subsistenz durch Privatunterricht. Wohl selten, vielleicht nie, konnte er es über sich gewinnen, von seinen Aeltern Unterstützungen anzunehmen. Von Vater und Mutter sprach er stets mit größter Pietät und Ehrfurcht; er schilderte sie wie Patriarchen des alten Bundes. In auserlesenen, jüdischen wie christlichen Familien war der Treffliche ein stets willkommner Gast. Jeden Rath, sich um eine Stelle als Rabbiner zu bemühen, wies er ab. Er fühlte sich wohl nie zum Beamten berufen, und begnügte sich lieber mit einem kümmerlichen Dasein, welches jedoch nie seine Heiterkeit störte, als daß er sich zu der geringsten Beeinträchtigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hätte entschließen können. Als Hausfreund indessen gab er mitunter auch seine Weihe als Religionslehrer einem Feste in der Familie, etwa einer Einsegnung, und er soll dann hinreißend in freier Rede gewesen sein.

Besonders gern pflog er Umgang israelitischerseits mit der Familie Samter, aus der einer der Söhne sich neuerdings durch eine vortreffliche Schrift über Volkswirthschaft und Finanzen rühmlichst bekannt gemacht hat, christlicherseits mit Professor Karl Rosenkranz, den er regelmäßig Sonnabend Vormittag, nach dem Gottesdienste der Synagoge, besuchte, und dessen stets geistvolle liebenswürdige Weise ihn für eine ganze Woche erquickte. Außerdem erging er sich gern in Gesprächen mit den Doctoren Rupp, Brockhaus, Nebden, sowie mit zweien Verehrern Jacob Böhme's und dem Verfasser dieser Zeilen. Nie werde ich den Austausch der Gedanken vergessen, welchen ich mit dem Dahingegangenen viele Jahre hindurch gehabt habe, und der mich in den Stand setzte, bei gegenseitigen Besuchen, auf Spaziergängen und an öffentlichen Orten die Grundzüge, das Eigenthümliche seines Wesens zu erfassen. Was ihn besonders charakterisirte, war: Gerechtigkeit, das Bedürfniß, Jedem die Ehre zu geben, die ihm gebührte, Dankbarkeit, Genügsamkeit, und aus dieser letztern so viel Poesie der Wirklichkeit und Humor zu ziehen, als nöthig ist, um sich über alle Misère zu erheben. Wurde ihm eine Ehre zu Theil, so nahm er sie in Demuth und mit der freudigsten Aufregung des Gemüthes hin. Nie hat wohl die hiesige, Königlich Deutsche Gesellschaft einen Gelehrten zum Mitgliede erwählt, welcher solche Ehre mit innigerer Erkenntlichkeit aufgenommen hätte, als Dr. Lowositz. Er betrachtete von jetzt ab Königsberg als seine geistige Heimat.

Unauslöschlich hat sich seine Persönlichkeit, jede seiner Bewegungen, jeder Gesichtszug mir eingeprägt. Er war klein von Statur, hatte einen interessanten Kopf, der die tiefste Contemplation aussprach; sein Gesicht war edel, und offenbarte das lebhafteste Wechselspiel seelischer Vorgänge, um den Mund lag eine Röthe, die besonders bedeutsam wurde. Erfreute er sich nämlich an einer edeln Handlung, an großen Gedanken, die in ihm selbst zahllos aufstiegen, so verklärte sich jenes Roth; hörte er dagegen von einer Rohheit, einer Gemeinheit, so wurde solches Roth noch röther, und trat erst zurück, wenn er seinem heiligen Zorn in Worten Luft gemacht hatte. Merkwürdig war, daß sich in ihm seine prinzipiell conservative Gesinnung mit dem lebhaftesten Eifer für gesunden Fortschritt, alttestamentliche Frömmigkeit mit dem regsten Interesse für Novitäten auf's Beste vertrugen. Nie hat er einer Partei angehört. Er war ein Todfeind aller Wühlereien. Er war der entschiedenste Optimist im Sinne des alten Bundes, und konnte dennoch den äußersten Anstoß nehmen am Pessimismus der Erde, den er freilich stets allein auf die Erbärmlichkeit und selbstverschuldete Versunkenheit so vieler Menschen zurückführte. Er hatte sich seine Lebensweise auf's Bestimmteste geregelt. Er verband das anhaltendste Studium in seinem Zimmer mit dem angelegentlichsten, täglichen Besuche eines Kaffeehauses vorzugsweise für Literaten, in welchem er der allergenügsamste Gast war, aber geistige Nahrung in Fülle aufnahm, indem er kaum ein Blatt unangesehen ließ. Aber auch hier sammelte er nur das Edelste und Beste, um es in seine Zelle zu tragen, und nun erst den reinsten Honig daraus zu bereiten. Seine Genügsamkeit überstieg alle Gränzen. Im Winter kam es bei ihm meistens zu keiner Heizung, der grimmigen Kälte daheim entzog er sich durch den Aufenthalt in jenem Café. Er machte sich, ein echter Weiser, unabhängig in jedem Betracht, bediente sich gern selbst. Abends pflegte er sich das Nöthige, wie einst Fourier zu Paris, selbst einzuholen. Als ich ihn eines Vormittags besuchte, fand ich ihn in Büchern vollständig vergraben, in der aufgeräumtesten Stimmung. Ich ahnte nicht, welch' ein Glück ihm begegnet sei. Wir hatten wohl sogar über Kunst den entzückendsten, ästhetischen Austausch gehabt. Da sprang er auf, die Röthe um seinen Mund verklärte sich, er ergriff mich beim Arm, und geleitete mich an einen Schrank, dessen Thür er vorsichtig aufschloß. Ich glaubte, vor einem Tabernakel zu stehen, welches das seltenste Kunstwerk, eine Statue, einen Gypsabguß, ein Gemälde mir offenbaren würde. Was war es denn? Ich erblickte jetzt allerdings das reizendste Stillleben vor mir, wie es nur je ein Maler auf die Leinwand gezaubert hatte, aber hier eines der Wirklichkeit. Ich erblickte einen kleinen Käse, ein appetitliches Brödchen, ein Viertelpfund Butter. — Sehen Sie, sagte mein genügsamer Weiser, das habe ich mir gestern noch spät eingekauft, und freue mich schon auf den Abend, wo ein mäßiger Theil davon mit Behagen verzehrt werden wird, mit einem Glase des frischesten Sprindwassers. — Wenn man ihn um Rath fragte, oder wenn er selbst etwas Interessantes, Pikantes oder gar Erhebendes mitzutheilen hatte, und man noch so gespannt war, dann sprach er noch lange nicht. Er sammelte sich erst wie zu stillem Gebet, er wiegte den Kopf hin und her, der Mund verklärte und röthete sich, er lächelte, und nun war es, wenn er in die rechte Stellung gekommen war, immer Bedeutendes, was er sagte. Nichts erregte ihn des Angenehmen oder Unangenehmen, wobei er nicht sein „Gottlob" oder „Gott verhüte es" äußerte. Auch für das Kleinste hatte er das treueste Gedächtniß. Er konnte den Ort in meinem Zimmer, wo wir das Meiste durchgesprochen hatten, zeitlebens nicht vergessen. Wie oft war es in seinen Briefen „das grüne Sopha", dessen er sich immer wieder erinnerte.

Gern wäre er in Königsberg noch Jahre durch geblieben, aber die Aeltern wünschten seine Rückkehr; auch klagte er, daß man, außer seinen nächsten Freunden, ihm nicht dringender kund

---

*) Soviel aus persönlicher Beziehung zu beiden Männern uns erinnerlich, war es der in seiner Jugend (1830) in Wien angestellte und nachmals nach seiner Vaterstadt Königsberg berufene, gelehrte Prediger Dr. Saalschütz, der seinen jungen Freund Lowositz bewog, Oesterreich zu verlassen und die Stadt Kant's aufzusuchen. D. Red.

gäbe, daß man ihn gern behielte. Er ging nach Prag zurück, und nahm dann noch einen kurzen Aufenthalt in Berlin. Ich habe die süßen Gespräche mit ihm fortdauernd vermißt. Uns, seinen Freunden, blieb nur noch ein Briefaustausch mit ihm. Später machte er wenigstens den Versuch, eine Beamtenstelle anzunehmen. Er erhielt einen Ruf nach Bukarest, um dort einer Schule vorzustehen, sie zu dirigiren. Er veröffentlichte seine dort gehaltene Antrittsrede, die seinen großartig religiös-ethischen Standpunkt, seine lang' gepflegten Ideale kund gab. Indessen er konnte sich mit seiner ganzen, dortigen Lage nicht ausgleichen, und kehrte in sein Privatleben und zu seinen Privatstunden nach Prag zurück. Noch kürzlich, bereits sehr leidend, schrieb er uns, daß er sich in seiner Einsamkeit am Alten Testament und an Homer's Gedichten erlabe. Früher und später drang ich in ihn, dem Reichthum seines Wissens und Geistes in umfangreichen Werken Gestalt zu geben. Nie konnte er sich dazu entschließen.

Seine gedruckten Schriften: „Geschichte der Juden in Königsberg", „Ueber den Adel" (und zwar für den Adel, in einer Zeit, in welcher das freche Losungswort hieß: „Nieder mit dem Adel!"), „Ueber Religionswechsel", „Ueber Dante", viele Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, sind alle gehaltvoll, reich an Geist und Gedanken. In gedruckten Arbeiten liebt er den Periodenbau, in seinen Briefen, unerschöpflich an feinen Bemerkungen, neuen Gesichtspunkten, großen Anschauungen, mit einem stehenden, ernsten, strengen Sittengericht über den Materialismus und die anderweitig frechen Behauptungen der Gegenwart, schreibt er in kurzen, oft sehr gewählt und elegant ausgedrückten Sätzen. Möchte ein Gelehrter in Prag, etwa Professor Bayer, rühmlichst bekannt, sich das neue Verdienst erwerben, unseres Lowositz' Schriften in einem Bändchen zu sammeln!

Lowositz verband in wahrhaft deutscher Weise den Orient mit dem Occident. Er war unendlich reich an orientalischer Spruchweisheit. Er gemahnte mich oft wie ein deutscher Salomo und Mirza Schaffy zugleich, wenn er das Gold seiner Sprüche auswarf. Vor allem aber war er ein „Mann nach dem Herzen Gottes." Nie verging ein Tag in seinem dornenvollen Leben, an welchem er nicht den Psalter spielte, an den erhabenen Psalmen David's sich zu höchster Andacht emporschwang. Und als der Tod bei ihm eintrat, auch da noch wird er zuerst sein Haupt hin und her gewiegt haben, um sich zu sammeln, ein verklärtes Roth wird über seine Lippen gegangen sein, das reine, schöne Abendroth seines Menschendaseins, und mit Lächeln und einem stillen „Gottlob!" wird er sich haben hinübertragen lassen zu dem Gotte Abrahams, Isaak's und Jakob's.*) Alexander Jung.

Kleine literarische Revue.

— **Neue Auflagen einer älteren Schriftstellerin.****) Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklären wir sogleich, daß die Bezeichnung „ältere Schriftstellerin" hier nicht so viel heißen soll, als seien ältere Werke einer Verstummten oder Verschollenen durch eine neue Auflage ans Tageslicht gebracht worden. Frau Mathilde Raven, die Verfasserin einiger vortrefflicher Romane, hat immer rüstig fortgearbeitet und unsere Literatur erst kürzlich mit der Frucht ernster, umfassender Studien, ihrem „Galileo Galilei" beschenkt; aber weil sie mit großem Ernst, Fleiß und Gewissenhaftigkeit arbeitet, erscheint verhältnißmäßig nur selten ein Erzeugniß ihrer Feder auf dem Büchermarkt, und sie gehört aus diesem Grunde nicht in dem Maße zu den Vielgenannten und Vielgekannten, wie sie es ihrer Tüchtigkeit nach verdiente. Die beiden Arbeiten, von denen hier die Rede ist, sind: „Schwanwitt", ein Märchen in fünfzehn Gesängen und „Herz und Krone oder Wilhelm von Lecce", Trauerspiel in fünf Aufzugen. Das Erstere, sinnig und tiefempfunden, behandelt in schöner, poetischer Sprache die Liebe einer schönen Wassernixe zu einem Sterblichen und klingt harmonisch und schön, das erstemal, daß wir dies bei der Behandlung dieses Stoffes gefunden haben.

Ungleich bedeutender ist das Trauerspiel. Es führt uns zu jener Zeit, wo die Kämpfe der Hohenstaufen um die Besitzungen in Italien begannen, jene Kämpfe, welche dem großen Kaisergeschlechte so verhängnißvoll wurden, seinen Untergang und mit demselben auch den der Herrlichkeit des deutschen Reiches herbeiführen sollten. Heinrich der Sechste hat Sizilien und Apulien als Erbtheil seiner Gemahlin Constanza in Anspruch genommen und mit Waffengewalt erobert; Wilhelm von Lecce hat um weiterem Blutvergießen ein Ende zu machen, Heinrich die Krone zu Füßen gelegt und ihm das Wohl des theuren Landes empfohlen, dem er seine Kronansprüche zum Opfer bringt. Scheinbar ist eine Versöhnung zwischen Deutschen und Italiänern zu Wege gebracht, bald aber klafft der Zwiespalt von Neuem, sind Verrath, Argwohn, Neid und Bosheit, alle verderbenbringenden Leidenschaften geschäftig, und Wilhelm von Lecce wird das Opfer des finstern argwöhnischen Sinnes Kaiser Heinrich's VI. und einer gegen den jungen italiänischen Fürsten gesponnenen Intrigue. Er wird geblendet und in einen feuchten Kerker geworfen, aus dem ihn zwar die Liebe seiner Verlobten, Margarethe von Weißenfels, Hoffräulein der Kaiserin Constanze, befreit, aber nur, um in der Freiheit zu sterben. Auf seinem Grabe kredenzt Margarethe dem auf der Jagd verirrten, sie um einen Trunk ansprechenden Kaiser den Giftbecher; den Geliebten rächend giebt sie sich selbst den Tod. Die Sprache des Trauerspiels ist edel und korrekt, die Charakteristik fein, die Handlung freilich nicht immer lebendig genug. Als Buchdrama macht die Arbeit eine entschieden günstige Wirkung; wir glauben aber, sie würde sogar, eine einsichtsvolle Einrichtung für die Bühne vorausgesetzt, das Licht der Lampen vertragen. J. H.

— Dr. **Dambach's Commentar zum Nachdrucksgesetz.***) Das Bundesgesetz vom 11. Juni 1870, durch welches, wie man sich erinnern wird, nach heftigem Kampfe, der verfassungsmäßig verheißene Schutz des geistigen Eigenthums soweit verwirklicht worden ist, als es sich um das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken handelt, hat in Herrn Dr. Otto Dambach einen durchaus berufenen Commentator gefunden. Als Mitglied des preußi-

*) Zwei kleine, literarische Denkmale hat dem Dahingegangenen, noch bei dessen Lebzeiten, der Verfasser dieses Nachrufs gesetzt in seinem Buche: „Königsberg und die Königsberger", Leipzig bei Hermann Kirchner 1846, Seite 389 und in seinem Roman: „Rosmarin", bei F. A. Brockhaus 1862, Seite 288, 289, Theil V., wo derselbe vorkommt unter dem Namen „Maimonides".

**) Bremen, Kühtmanns Buchhandlung, 1870.

*) Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht von Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken. Erläutert von Dr. Otto Dambach, Geh. Ober-Postrath. Berlin, 1871, bei Th. Chr. Fr. Enslin. (298 S. 8.)

schen literarischen Sachverständigen-Vereins und durch seine schriftstellerische Thätigkeit seit lange eine bewährte Autorität auf dem Gebiete des Autorenrechts, hat Dr. Dambach bei Entstehung des norddeutschen Nachdrucksgesetzes bekanntlich in hervorragender Weise mitgewirkt; das Gesetz ist von ihm entworfen worden, und er hat es als Bundescommissar vor dem Reichstage zu vertreten gehabt. Der Commentar, mit welchem das Gesetz nunmehr von seinem Urheber ausgestattet worden ist, legt auf jeder Seite Zeugniß ab von der gründlichen Sachkenntniß und der außergewöhnlichen Sorgfalt des Verfassers. Es wird in der buchhändlerischen und gerichtlichen Praxis, auf deren Bedürfnisse nicht minder Rücksicht genommen ist, als auf die Anforderungen der Wissenschaft, nicht leicht ein Fall aus der Materie des Urheberrechts zu finden sein, der nicht in diesem Commentar auf Grund der gesammten bisherigen Rechtsbildung und der Literatur einer gediegenen Erörteruug unterzogen worden wäre. Das Gesetz, welches während der Berathung im Reichstage, gegenüber den Anfechtungen einer vereinzelten Theorie, von den bedeutendsten deutschen Schriftstellern als der richtige Ausdruck und das richtige Maß des dermalen erforderlichen und nothwendigen Autorenschutzes anerkannt worden ist, hat zufolge der Ereignisse des vorigen Jahres in ungeahnt schneller Weise auch in Süddeutschland Geltung erlangt. Für das weitaus wichtigste Gebiet des geistigen Eigenthums ist damit die seit so langer Zeit sehnlichst erstrebte Rechtseinheit in Deutschland erreicht. Das Dambach'sche Buch darf als ein günstiges Vorzeichen dafür begrüßt werden, daß es dieser Rechtseinheit auch für die Zukunft nicht an einer festen und sachverständigen Rechtsentwickelung fehlen wird.

Literarischer Sprechsaal.

Der in Nr. 8 des „Magazin" ausführlich besprochene akademische Vortrag des Prof. du Bois-Reymond über „Leibniz'sche Gedanken in der neueren Naturwissenschaft" ist jetzt, verbunden mit einer anderen akademischen Festrede desselben Gelehrten, seinem in der Akademie der Wissenschaften von Berlin, zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen, am 26. Januar d. J. gehaltenen Vortrage: „Das Kaiserreich und der Friede", in besonderem Abdruck erschienen.*) Wie alles Andere, was Herr du Bois-Reymond während der Dauer des deutsch-französischen Krieges darüber öffentlich gesprochen, enthält auch die Denkrede auf Friedrich den Großen, den der Redner mit Recht als den ursprünglichen Gründer des neuen Deutschen Reiches darstellt, sehr anziehende und geistvolle, vergleichende Erörterungen deutscher und französischer Volkszustände.

„Aus naheliegenden Gründen", sagt Herr du Bois-Reymond, „ist Friedrich in Frankreich eine der am Besten gekannten, geschichtlichen Gestalten. Dennoch gehen französische Schriftsteller fortwährend von der Meinung aus: eine Rechtspflege, ebenso verwahrlost, Finanzen, ebenso zerrüttet, einen Adel, ebenso lüderlich, eine Geistlichkeit, ebenso unduldsam und verderbt zugleich, Abgaben und Frohnen, ebenso erdrückend — genug: Mißbräuche, ebenso himmelschreiend, und Zustände, ebenso unerträglich, wie in Frankreich, habe es vor der französischen Revolution überall in Deutschland gegeben — bis die republikanischen Heere kamen, der Völker Fesseln sprengten, und aus elenden Sklaven sie zu freien glücklichen Menschen machten. Auf dieser Auffassung beruht zu einem sehr großen Theile die verderbliche Ueberzeugung der Franzosen von ihrer Ueberlegenheit, ihrer politischen Vorgeschrittenheit und civilisatorischen Sendung." .... „Wer möchte leugnen, daß, abgesehen von seinen Kriegsthaten, welche natürlich die Grundlage seiner Friedens-Schöpfungen waren, Friedrich durch die fast ein halbes Jahrhundert fortgesetzte Erziehung eines großen Theiles von Norddeutschland zu Pflichtgefühl, Rechtsbewußtsein, Denkfreiheit, strenger Sitte und guter Wirthschaft den Eckstein fügte zum Gebäude, dessen Krönung heute ganz Deutschland jubelnd begrüßt." ....

„Das Kaiserreich ist der Friede", „l'empire c'est la paix", ist natürlich ein Gedanke, der dem Festredner zu treffenden Vergleichen französischer Phraseologie und deutschen Manneswortes Anlaß giebt. Allmählich kömmt auch sogar die neutrale Presse des Auslandes zu der Erkenntniß, daß es ein großer Unterschied sei, ob ein deutscher, oder ob ein französischer Kaiser von Kaiserreich und Frieden rede. Daily News vom 23. März sagt in einem vortrefflichen Artikel über die Thronrede bei Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages: „Man wird uns wohl nicht für übertriebene Skeptiker erklären, wenn wir des deutschen Kaisers Ankündigung eines ruhmvollen Friedens des Reiches mit der berühmten Erklärung eines anderen Kaisers in Bordeaux, im ersten Jahre seiner Regierung, vergleichen. Aber es würde sicherlich eine der falschesten Analogieen sein, wenn wir das Vereinigte Deutschland nach dem Frieden mit dem Napoleonischen Frankreich vor dem Kriege vergleichen wollten."

Der englische Publicist Blanchard Jerrold, ein Bruder des verstorbenen Hauptredacteurs des Punch, Douglas Jerrold, und selbst ein Hauptmitarbeiter dieses Blattes, sowie anderer angesehener Zeitungen Londons, hat kürzlich, unter dem Titel „Zuhause in Paris, zur Friedens- und Kriegszeit",*) ein Skizzenbuch der französischen Hauptstadt herausgegeben, welches besonders dadurch bemerkenswerth ist, daß der Verfasser in diesem Buche die Unwissenheit seiner publicistischen Kollegen in Sachen der internationalen Politik und der Beurtheilung fremder Volkszustände unbarmherzig aufdeckt. Die Zeitungen keines andern Landes der Welt haben so sehr, wie die des freien Englands, in die Ruhmesposaune des freiheitsmörderischen Napoleon's III. gestoßen, so lange dieser auf der Höhe seiner Erfolge sich befand und die Schlauheit besaß, durch seine angebliche Liebhaberei für den Freihandel und durch heuchlerische Bewunderung britischer Einrichtungen der Habgier und der Eitelkeit der Engländer zu schmeicheln. In Folge dessen haben dieselben englischen Zeitungskorrespondenten, die nach dem Falle Napoleon's III. als kriechende Höflinge in Versailles, sowie in den Hauptquartieren des Kronprinzen von Sachsen und des Prinzen Friedrich Karl herumlungerten, über die Regierung und das Volk von Frankreich die absurdesten und verkehrtesten Ansichten verbreitet. Ihnen ist es größtentheils zuzuschreiben, daß während des deutsch-französischen

*) Zwei Festreden, in öffentlichen Sitzungen der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften gehalten, von Emil du Bois-Reymond, beständigem Secretair. (Zum Besten des Berliner Hülfsvereins der Deutschen Armeen im Felde.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (36 S. gr. 8.)

*) At Home in Paris, at Peace and at War. 2 vols. London, Allen & Co., 1871.

Krieges der Janhagel Englands so begeistert für die Sache der Franzosen und so blind unwissend in Bezug auf das deutsche Volk sich zeigte. Jetzt freilich weiß das große Maul der Times und ihrer „ehrenwerthen Contemporaries" — ja „Brutus ist ein ehrenwerther Mann!" — nicht Schimpfworte genug zu finden, die derb genug wären, das früher von ihnen als so heldenmüthig und generös bewunderte Pariser Volk zu brandmarken. „La mitraille sur la canaille!" ruft das City-Blatt einmal über das andere. Und wenn die deutschen „Barbaren" jetzt nur so freundlich sein wollten, ihre berühmten Granaten und Kartätschen über Belleville, Villette und Montmartre auszuschütten, dann würden die Menschenfreunde von Grub-Street und Prinzhouse-Street ein Hosianna! anstimmen und die Tapferkeit der Deutschen unsterblicher Ehren werth erklären. Herr Blanchard Jerrold bezeichnet die „Belleville Gentlemen", die er, vermöge seines langjährigen Aufenthalts in Paris, sehr genau kennt, als die eigentlichen Urheber und planmäßigen Förderer des unsinnigen, von Napoleon III. begonnenen Krieges, der den Sozialdemokraten, wie sie richtig berechnet hatten, wohl Gelegenheit geben würde, die Theorieen des Kommunismus zu praktischer Geltung zu bringen. Der Kaiser aber habe in der krankhaften Stimmung, in welcher er sich damals befunden, keine andere Alternative vor sich gesehen, als die Sozialrevolution oder den Krieg, und um jene zu vermeiden, habe er diesen gewählt. Ganz besonders nimmt Herr Jerrold die Kaiserin und ihren Sohn, gegen seine englischen Kollegen in Schutz. Ja, einzig und allein von einer Regentschaft Eugenien's bis zur Mündigkeit Lulu's verspricht sich unser Cockney-Politiker, — der übrigens, nach Ausweis seines Buches, ein ganz ebenso anmaßender und unwissender Patron ist, wie seine von ihm angegriffenen Kollegen, „Our Special Correspondents" in Paris und in den deutschen Hauptquartieren, und der darum über die Hohenzollern und Graf Bismarck ganz ebenso klug schreibt und urtheilt, wie die Organe des radikalen Mob von London —, die Wiederherstellung des Friedens in Frankreich.

In Prag hat sich nach dem Vorgang und Muster unseres Lette-Vereins ein Frauen-Erwerb-Verein gebildet, dessen erster Jahresbericht (1870) uns vorliegt. Herr Dr. K. Thomas Richter, Professor der Staatswissenschaft an der Prager Universität, ist derjenige, welchem das Verdienst gebührt, zuerst den Gedanken, die wirthschaftliche Stellung der Frauen zu heben, in seinen Kreisen angeregt zu haben, und diesen Gedanken durch den obengenannten Verein der praktischen Gestaltung entgegenzuführen. Da derselbe bereits in Wien einen ähnlichen Verein gegründet und lange geleitet hat, so steht ihm reiche Erfahrung auf diesem Gebiete zur Seite. Die Resultate, die der Verein in diesem ersten Jahre seines Bestehens aufzuweisen hat, sind denn auch höchst erfreulicher Art. Schon vor der eigentlich constituirenden Versammlung zählte er 329 Mitglieder, und an ordentlichen und außerordentlichen Beiträgen war die Summe von 5133 fl. gesammelt. Auch war schon eine Wohnung für den Verein gemiethet und nahezu eingerichtet, ehe am 20. December 1869 die erste Plenarversammlung einberufen wurde.

Der Verein hat in diesem ersten Jahre in der That alles Mögliche geleistet. So hat er zuerst eine Schule für den Unterricht im Maschinennähen, Handnähen und Kleidermachen eingerichtet und neben dem Unterricht auch Arbeit gegen Entgelt übernommen. Mit dieser Schule zugleich hat er eine Handelsschule für Mädchen und Frauen und einen Vorbereitungskurs für diese errichtet. An die Handelsschule und den Vorbereitungskurs reihten sich besondere Kurse für Schönschreiben, französische und englische Sprache. Für alle diese Schulen waren die besten Lehrer gewonnen und gute Erfolge erzielt.

In den letzten Sommermonaten 1870 nahm der Ausschuß einen vom Prof. Richter ausgearbeiteten Plan für die Organisation jährlich wiederkehrender und sich in je 4 und 4 Jahren ergänzender Lehrkurse an. Je ein Kurs (die vom 15. October bis 1. März dauern) soll zwei Gegenstände umfassen, und zwar im ersten Jahr deutsche Sprache und Naturlehre, im zweiten Rechnen, Physik und Mechanik, im dritten Geographie und Volkswirthschaft und im vierten Literatur und Weltgeschichte. Jedem Gegenstand werden 1½ Stunden in der Woche zugewiesen, so daß er eine Zeit von 36 Stunden für sich hat. Nach Vollendung des vierten Jahres soll die Reihenfolge sich wiederholen; so daß eine erst im zweiten oder dritten Jahre eintretende Hörerin doch Gelegenheit hat, alle Gegenstände allmählich zu lernen. Außerdem ist die Gründung einer höheren Töchterschule beschlossen worden. Da in Oesterreich für alle derartigen Bestrebungen vom Staate selbst gar nichts gethan wird, so wollen wir um so mehr dem trefflichen Unternehmen das vollste Gedeihen wünschen.

Mit welcher Naivetät zuweilen Artikel aus unserem „Magazin" in anderen Blättern, ohne Angabe der Quelle, abgedruckt werden, ersehen wir soeben wieder aus einem Feuilleton des Herrn Karl Braun, „Elsässer Unterhaltungen", in der Nationalzeitung vom 26. März (Nr. 146). In unserer diesjährigen Nr. 1, also vor etwa drei Monaten, hatten wir, nach dem Genter „Volksbelang", den Bericht zweier Vlamingen „über Volkszustände und deutsches Leben im Elsaß" mitgetheilt, und zwar hatten wir diesen Bericht, den wir aus dem Vlamischen übersetzt, für deutsche Leser redigirt, indem wir ihn theilweise zusammenzogen und das Weggelassene durch unser Referat ergänzten. Der von uns dergestalt übersetzte und redigirte Bericht ist nun Wort für Wort in jenes Feuilleton der Nationalzeitung übergegangen. Es kann dies unmöglich eine neue Uebersetzung und Bearbeitung nach dem Volksbelang sein denn die Erzählung des Herrn Braun, soweit sie den vlamischen Bericht über die sozialen Verhältnisse in Straßburg und im Elsaß betrifft, stimmt von Anfang bis zu Ende genau mit dem von uns verfaßten Artikel überein, obwohl Herr Braun in der Einleitung sagt: „Ihre (der Vlamingen) Darstellung ist so außerordentlich interessant und charakteristisch, daß ich nicht umhin kann, sie aus dem Vlamischen in's Hochdeutsche übertragen, hierher zu setzen." Wir vermuthen, daß der Artikel nicht direct aus unserem „Magazin" in die Feder des Herrn Braun übergegangen, sondern daß er denselben aus dritter Hand einem der vielen deutschen Provinzialblätter, die uns zu benutzen pflegen, entnommen hat.

D. Born's „Der deutsche Krieg von 1870" (Berlin, Gerschel, mit einem photogr. Tableau der 27 Feldherren, Pr. 15 Sgr.; mit der großen Kiepert'schen Karte von Ostfrankreich und Elsaß-Lothringen, Pr. 25 Sgr.) liegt nun vollendet vor uns und bildet, besonders mit dieser Beilage, ein überaus schätzbares Handbuch der Erinnerung auch für die heimkehrenden Krieger.

Nicht minder ist die Nationaldank-Ausgabe von Otto Spamer's „Illustrirter Chronik des Kriegsjahres" als ein überaus reich ausgestattetes, billiges Buch zu empfehlen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] **Berlin, den 8. April 1871.** [Nr. 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur kirchlich-nationalen Frage.

Protestantische Wissenschaft, katholische Kunst.

In der Gegenwart, welche weit mehr von politischen, als von religiösen Fragen bewegt wird, sind die kirchlichen Gegenstände nothwendig in den Hintergrund getreten. Dennoch sind sie nicht ganz erstorben, Staat und Kirche stehen in einem viel zu lebhaften Wechselverhältniß, die Gesellschaft hat viel zu mannigfache Berührungspunkte mit den Anstalten der Kirche, als daß die religiösen Verhandlungen auch während eines Weltkampfes hätten schweigen sollen. Ueberdies befindet man sich in Deutschland, wo der religiöse Zwist nie völlig geruht hat!

Zwei anscheinend sehr disparate literarische Erscheinungen haben uns wiederum an die Religionsfrage erinnert. Die erste, unter dem Titel „Zwingli in Marburg", ist eine kleine Abhandlung des unter den Rednern des deutschen Protestanten-Vereins hervorragenden Predigers J. Kradolfer in Bremen, der „zur Beurtheilung des Unterschiedes von Zwingli'scher und Luther'scher Reformation (Berlin 1870, Verlag von F. Henschel, VIII u. 69 S.) eine Skizze der Haltung Zwingli's Luther gegenüber unternommen hat. Es ist eine durchaus anspruchslose, gut stylisirte Arbeit, deren Interesse darauf basirt, daß sie eine Würdigung der Geisteskämpfe bezweckt, welche zur endgiltigen Trennung der lutherischen und der deutschreformirten Kirche geführt haben. Der Verfasser steht natürlich „mit beiden Füßen" im Lager der überwiegenden Mehrheit des Protestanten-Vereins, welche nicht die äußerste, aber doch die „rationelle Linke" desselben bildet. Er hat keineswegs mit der protestantischen Rechtgläubigkeit unbedingt gebrochen, denn er glaubt an den alleinigen Sieg des protestantischen über das katholische Dogma, schlägt sich also für eine Ansicht, die doch selber nur auf dem Boden des Dogmatismus Berechtigung hat. Man erkennt hiernach sehr wohl, daß jene Anklagen, welche die Orthodoxie den Gliedern des Protestanten-Vereins wegen ihres Abfalles von den Grundlagen der Reformation in's Gewissen schiebt, vor dem Richterstuhle der unparteiischen Wissenschaft, zumal vor der Kulturgeschichte, starke Modificationen erleiden müssen; es giebt Punkte, in denen die Männer des Protestantenvereins im altlutherischen Sinne äußerst rechtgläubig sind. Allein dies bereitwillig zugegeben, dürfte doch die Meinung des Herrn Kradolfer, daß der Streit um die Abendmahlslehre wie er zwischen Luther und Zwingli in ziemlich engherziger, fast kläglicher Weise ausgefochten ward, noch für die Jetztzeit eine hohe Bedeutung und sogar einen nationalpolitischen Werth haben sollte — von dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart gestützt und getragen werden. Nie wäre eine Union der Lutheraner und Reformirten, selbst innerhalb der bescheidenen Gränzen, in denen sie überhaupt gelang, möglich gewesen, wenn nicht das Bewußtsein des confessionellen Gegensatzes zwischen beiden protestantischen Kirchen sich dermaßen abgeschwächt hätte, daß in den innersten Kultusfragen davon hätte abstrahirt werden können. Man braucht nicht im Entferntesten dem religiösen Indifferentismus huldigen zu wollen, spricht man die unleugbare Thatsache aus, daß jene dogmatischen Streitigkeiten nur und lediglich noch der Kirchengeschichte angehören, die lebendige religiöse Entwickelung hingegen ganz andere Ziele vor Augen hat, als das relative Recht dieser oder jener protestantischen Sekte.

Wer die Einheit des deutschen Volkes will, kann nur und lediglich eine deutsche Nationalkirche, eine protestantisch-katholische Volkskirche erstreben: die Wiedervereinigung aller getrennten Theile wird sein Ziel sein! Und selbst hiermit noch nicht genug! Sollen pantheiistische und materialistische Lehren nicht den gesammten Glaubensgehalt verflüchtigen, so drängt der Zug des religiösen Fortschritts mit Nothwendigkeit auf die volle Versöhnung mit dem Monotheismus hin! Der Glaube an den Einen persönlichen Gott und Schöpfer Himmels und der Erden ist das Lebensbrot auch des christlichen Gewissens. So und nur so können die verderblichen Folgen pantheiistischer Aufklärerei abgewehrt werden. Was der Schreiber vorliegender Zeilen in dem Schlußhefte (Nr. 132 des Jahrgangs 1870) der „Deutschen Vierteljahrsschrift" mit seiner Abhandlung „Das religiöse Bewußtsein der Deutschen in nationalpolitischer Hinsicht" anzuregen versucht hat, ist der Gedanke an die religiöse Wiedervereinigung des deutschen Volkes unter dem Banner der Pietät wie der Gewissensfreiheit! Angesichts der großen Aufgaben nationaler Einheit und Neugestaltung hat alles Sektengezänk sein Recht verloren! Möchte doch die liberale Theologie sich zu der Einsicht bekehren, daß eine Revision der dogmatischen Grundlehren aller Confessionen Deutschlands von dem Glaubensbedürfniß unseres Volkes geboten wird. Die entsetzliche Dürre der formalistischen Streitigkeiten, die Herr Kradolfer uns vorführt, giebt ein warnendes Beispiel aus der Vergangenheit und einige Veranlassung zu ernsterem Nachdenken über unsere religiöse Zukunft!

Das ist ein Punkt, der tief in das gesammte Kulturleben des Volkes eingreift. Die Religion hat nicht nur an der Wissenschaft, sie hat auch an der Kunst enge Verbündete mit ihren höchsten Zwecken. Hat der Protestantismus vor-

waltend die Wissenschaft zu Hülfe gerufen, so hat der Katholicismus der Kunst sich in die Arme geworfen, weil das Moment der sinnfälligen Anschauung der religiösen Wahrheiten dem katholischen Genius lebhafter zusagt. Die religiöse Kunst des Protestantismus, indem sie der farbenreichen Fülle der Tradition entbehrt, ist auf das biblische Christenthum, beziehungsweise auf die mehr oder minder rechtgläubige Auslegung der heiligen Schrift hingewiesen. Wie schwer nun in diesem unter den Einflüssen der Bibel-Kritik (!) so schwankenden Medium die religiöse Kunst zu freierer Regung und großartiger Conception sich aufschwingt, das hat sehr deutlich die religiöse Malerei der Protestanten bewiesen, die da, wo sie in genialem Drange die Gränze der Confession übersprang, unweigerlich dem Katholicismus anheimfiel! Mächtige Zeugen davon sind Veit und Overbeck. Aber noch charakteristischer zeigt sich die Religionsmalerei der Protestanten, sobald die dogmatischen Voraussetzungen des rechtgläubigen Protestantismus mit Eifer festgehalten werden.

Eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung, welche der Erlanger Professor der lutherischen Theologie, Dr. Aug. Ebrard, über „Gustav König, sein Leben und seine Kunst" (Erlangen 1871, Verlag von Andreas Deichert, VIII u. 358 Seiten Mitteloctav), als den Repräsentanten des rechtgläubig-biblischen Christenthums in der religiösen Malerei, geliefert hat, giebt trotz der epischen Breite der Erzählung ein klares, ungetrübtes Bild von der geistigen Sphäre, an welche der protestantische Religionsmaler gebunden ist. Gustav König, der vom 2. April 1808 bis zum 30. April 1869 gelebt hat, besaß jenen Eifer für die protestantische Lehre; er hat in seiner Werkstatt zu München von der nächsten katholischen Umgebung innerlich streng abgeschlossen gewirkt; er hat sich in einer Art Isolirung befunden; die Magnetnadel seines Innern war nach dem protestantischen Norden gerichtet, ohne daß er von dem Süden loskommen konnte. Er ist der Verherrlicher Luther's und der sächsischen Reformations-Fürsten, der moderne Maler der deutschen Reformation; auch das oben berührte „Marburger Gespräch" hat er in einem Oelbilde dargestellt und den Apostel der Deutschen, Winfried-Bonifacius, in einem Carton verewigt. Unerschöpfliche Anregungen hat der hochgebildete Künstler aus der Bibel gesogen. Aber ist König bei der ganzen Nation durchgedrungen? Hat er auch nur des protestanischen Deutschlands sich bemächtigen können? Beides muß man verneinen! So berühmt immerhin einzelne seiner Leistungen geworden sind (z. B. sein „Güldenes ABC"), er hat im Grunde bloß bei dem engeren Kreise einer bestimmten theologischen Richtung wärmeren Anklang gefunden; er ist der Diener einer Glaubenspartei, einer Sekte, verblieben und sein tüchtigstes Schaffen hat am besten die Wahrheit bestätigt, daß die Größe der Kunst, die volle Freiheit der Conception, keinerlei Dogmatismus erträgt! Trauttwein von Belle.

J. Leyser: Goethe in Straßburg.*)

Wie zahlreiche, schätzenswerthe Versuche wir auch schon besitzen, Goethe's Straßburger Leben nach der unvergleichlichen Schilderung des Dichters selbst in ein noch helleres Licht zu setzen, besonders manches dort unvollständig oder ungenau Mitgetheilte oder Uebergangene auszuführen: eine möglichst vollständige, klar übersichtliche, alles Irrige ausscheidende Darstellung, wie sie uns Biedermanns Werk über Goethe in Leipzig bietet, fehlt uns noch immer. Leider füllt auch das vorliegende Buch diese Lücke nicht aus. Das war schon deshalb nicht möglich, weil der Verfasser sich besonders deutsche Frauen als sinnige Leserinnen dachte, und zwar solche, die von Goethe und unserer deutschen Literaturgeschichte wenig wissen, woher er manches weitläufig ausführt, was er bei einem höheren Standpunkte hätte voraussetzen können. Was Noth thut, ist besonders eine möglichst genau unterscheidende, Goethe's dortiges Leben von Anfang bis zu Ende am Faden der Zeit verfolgende Darstellung. Leyser wirft die Zeiten zu sehr durcheinander. Man sollte nach seiner Anordnung glauben, Lenz sei schon für die erste Zeit von Goethe's Aufenthalt in Straßburg von Bedeutung, längst sein vertrauter Freund gewesen, als Herder ankam, obgleich, was Leyser selbst gelegentlich eingestehen muß, Goethe ihn erst in den letzten Monaten kennen lernte, nach Herders Abreise, die vor die Ankunft von Lenz fiel. Zur Entscheidung mancher streitigen Punkte hat Leyser kaum etwas bedeutender Neues beigebracht, obgleich er sich sein Urtheil immer frei hält; auch fehlt es nicht an Mißverständnissen, Ungenauigkeiten und Uebergehungen. Neues dürfte das Buch nur von und über Friederiken enthalten; aber leider — latet anguis in herba.

Zwei unbekannte Briefe und Stammbuchblätter Friederikens bilden eine dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß; dagegen können wir uns durchaus nicht überzeugt halten, daß Friederike wirklich von dem katholischen Pfarrer in Sesenheim verführt worden sei. Leyser meint freilich, er sei im Stande in dieser Sache das letzte, entscheidende Wort zu sprechen: glücklicher Weise ist das nicht der Fall. Schlimm genug ist es freilich, daß jetzt von Verwandten Friederikens selbst ihr Fehltritt zugegeben wird: aber trotz alledem ist das nur ein schlechter Klatsch, der erst sehr spät entstanden ist und auch von einer Schwägerin Friederikens, die ihr wohl wenig geneigt war, geglaubt wurde. Da einmal Leyser das böse Gerücht vor die Lesewelt gebracht hat, so wird es nöthig sein, die sämmtlichen Akten hierüber vorzulegen. Wir können hier nur so viel sagen, Friederikens Schwester Sophie wußte diese von aller derartigen Schuld frei, wie die unbefangene Art zeigte, auf welche sie sich noch im Jahre 1835 über Friederiken und den damals schon herumgetragenen Klatsch äußerte. Die Angaben von Friederikens noch in hohen Jahren lebenden Neffen, worauf man sich stützt, sind von Widersprüchen in sich und mit sonst feststehenden Thatsachen nicht frei. Wäre das böse Gerücht wahr, so würde man davon vor Allem in Sesenheim etwas gewußt haben, aber unter den Sesenheimern hat nie etwas davon verlautet. Es ist nur ein böser Klatsch, an dem eben so wenig wahr ist, als an der früher umgehenden Lüge, Friederike habe einen Sohn von Goethe gehabt, der in Straßburg als Pastetenbäcker gestorben sei. Wir erklären bis auf weitere zuverlässigere Angaben die gegen Friederike vorgebrachte Beschuldigung als eine ihrem Andenken zugefügte Schmach, das von aller Entstellung rein zu halten heilige Pflicht ist. Wer da weiß, wie geschäftig die Klatschsucht ist, mit ihrem bösen Spinngewebe den edelsten Menschen zu besudeln, wird sich wohl hüten, solchen schleichenden Lügen zu glauben. Am Ende der achtziger Jahre, gleich nach dem Tode des Vaters, begab sich Friederike nach Paris. Freilich leugnet dies Friederikens Neffe, wie Leyser berichtet, aber dies spricht eben nur

*) Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters von J. Leyser. Goethe in Straßburg. Mit Abbildungen und Facsimilen. Neustadt an der Haardt. A. H. Gottschick-Witter'sche Buchhandlung. 1871.

gegen seine Zuverlässigkeit; denn Gervinus berichtet dies auf Grund urkundlicher Beweise in der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung 1842 Nr. 23. Nach dem neuesten Klatsch soll gerade in diese Zeit ihre Verführung fallen, nach Schweppenhäusers Bericht gar vor das Jahr 1779, nach dem früheren Gerücht wäre Goethe selbst der Verführer. Den Ungrund der letzteren Sage hat eine hochbetagte Dame in Straßburg, die der Familie Friederikens nahe gestanden hatte, Leyser bezeugt. Aber diese scheint auch von Friederikens Fall gar nichts gewußt zu haben, wenigstens sollte man meinen, Leyser hätte sich sonst auch hierbei auf diese bezogen. Das letzte Wort in dieser Angelegenheit ist noch zu sprechen: bis dahin halte man Friederikens Andenken rein, das aus dieser neuen Trübung um so glänzender hervorgehen wird.

Aus der Hauptstadt von Deutsch-Lothringen.

Metz, im März 1871.

Wird Metz, das nun und hoffentlich für immer wieder mit Deutschland vereinigte Bollwerk unserer Westgränze, auch innerlich dem deutschen Geiste wieder gewonnen, wird es jemals wieder ein lebendiges Glied des deutschen Volkskörpers werden? — Heut, wo kaum die Thatsache der äußeren Wiedererwerbung abgeschlossen ist, erscheint es vielleicht vorzeitig, diese Fragen aufzuwerfen. Und sicherlich wäre es vermessen, im jetzigen Augenblicke bejahend oder verneinend darauf zu antworten. Wohl aber darf schon heut manche Befürchtung, die gerade in diesen Tagen hier und daheim in Altdeutschland laut geworden ist, auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Dazu gehört vornemlich die mehrfach, namentlich in der neutralen Presse, auch in uns nicht abgeneigten Blättern, ausgesprochene Meinung, Deutschland habe von der Annexion des Metzer Gebiets und der etwa 300,000 Seelen starken, französisch redenden Bevölkerung, welche durch die Friedens-Präliminarien vom 26. Februar zu Deutschland kommen, auf die Dauer einen ähnlichen Pfahl im Fleische zu gewärtigen, wie ihn Oesterreich an seinen italiänischen Provinzen bis 1859 und 1866 besessen hat. Das „preußische Venedig“ oder das „neue Polen“, Schlagworte, die hier in jedes Franzosen Munde sind, sind indessen, Gottlob, nichts weiter als die blanke baare Phrase, mit der das Völkchen eben einmal gewohnt ist, über Alles hinwegzukommen. Niemand wird gegen die Gefahr blind sein, welche die zwangsweise Erwerbung von Landstrichen, deren Bevölkerung sich zur Zeit sprachlich und politisch mit der großen feindlichen Nachbar-Nation eins fühlt, für Deutschland in sich schließt, Niemand auch die Schwierigkeit der Aufgabe verkennen, dies Land und seine Bewohner uns wirklich im rechten Sinne des Worts einzuverleiben. Aber die Möglichkeit des Gelingens, die für Oesterreich bei dem lombardisch-venetianischen Königreich aus tausend Jedermann geläufigen Gründen von vorn herein ausgeschlossen war, die ist für uns und bei Deutschlothringen nicht geradezu abgeschnitten. Sie beruht vor Allem darauf, daß diese Stadt Metz, so französisch sie heut — und setzen wir gleich hinzu: seit sehr langer Zeit — ist, auch, und zwar noch längere Zeit hindurch, eine alte deutsche Stadt gewesen ist.

Es gewährt mir eine ganz besondere Freude, daß die deutsche Vorzeit von Metz über mein Verhoffen und Erwarten hinaus auch noch gegenwärtig für ein aufmerksames Auge in mancherlei nicht zu verkennenden Wahrzeichen zu Tage tritt. Wer, wie ich, den französischen Nationaltypus bisher vorzugsweise an der Bevölkerung von Mittel- und Südfrankreich kennen gelernt hat, der ist vom ersten Eintritt an erstaunt, in Metz, und zwar in der eigentlichen stabilen Einwohnerschaft einen ganz abweichenden Menschenschlag vorzufinden. Statt der kleinen behenden Schwarzköpfe, von denen es in den Straßen von Lyon oder gar Marseille wimmelt, sieht man hier überwiegend, bei den Weibern noch stärker hervortretend als bei den Männern, breite, starkgliedrige Gestalten mit lichten Haaren und hellen Augen, echt germanische Dickköpfe, die in Nichts sich von der Rasse unterscheiden, welche ich zu meinem großen Wohlgefallen in der angeblichen nation Luxembourgeoise kennen gelernt hatte. Nun ist es richtig, daß sich in Metz viele Luxemburger als Arbeiter, Gehülfen, Dienstpersonal 2c. aufhalten: aber diese Eingewanderten reichen keineswegs hin, um die Physiognomie der Stadtbevölkerung zu bestimmen; vielmehr führt sich der deutsche Typus der Letzteren einfach auf ihren deutschen, oder doch vorwiegend deutschen Ursprung zurück.

Freilich, die große Zahl von deutschen Namen, die uns auf den Schildern und Läden der engen aber sauberen und nicht unfreundlichen Straßen entgegenwinken, gehört überwiegend jener deutschen Industrie an, über die gegenwärtig in dem besiegten Frankreich auf eine ebenso lächerliche als rohe Weise die gesellschaftliche Acht ausgesprochen wird. Auffallend bleibt es indessen immerhin, daß die deutschen Namen verhältnißmäßig selten auf der linken Seite des Flusses auftreten und sich um so häufiger finden, je mehr man sich der, Deutschland zugewendeten, Ostseite der Stadt nähert, jener porte des Allemands, die in ihren burgartigen Befestigungen die einzigen Spuren feindlicher Kugeln, und diese vom Jahre 1552, aufweist. In diesem Stadttheil, namentlich an der Seille, finden sich auch Straßen von so prägnant altdeutscher Bauart, daß man hier und da mitten im heiligen Köln, oder in der Schnurgasse in Frankfurt am Main, zu sein glauben könnte.

Sehr bemerkenswerth für die Beurtheilung der Nationalitäts-Verhältnisse von Metz erscheint ferner die Thatsache, daß noch gegenwärtig eine aus alter Zeit herstammende protestantische deutsche Gemeinde daselbst besteht, in welcher sich die deutsche Predigt erhalten hat. Ueber die Zahl und Ortsangehörigkeit der Mitglieder dieser Gemeinde habe ich zur Zeit nichts erfahren; es wäre nicht unwichtig zu wissen, ob ihre Familien der alten Bürgerschaft von Metz angehören. Selbst wenn jedoch, wie wohl anzunehmen, die Gemeinde sich heute vorzugsweise aus dem deutschen Zuzug vom Lande her oder aus den deutschen Gebieten ergänzen sollte, so ist doch ihr Vorhandensein als solches ein Moment, aus dem sich eine Reihe von erfreulichen Schlußfolgerungen für die Vergangenheit wie für die Zukunft der Stadt von selbst ergeben. Außer der deutschen protestantischen Gemeinde besteht übrigens in Metz auch noch ein französisch-reformirtes Kirchensystem, ein Rest, der die grade hier sehr heftigen Protestanten-Verfolgungen nach der Aufhebung des Edicts von Nantes überdauert hat.

Während sich die deutschen und die französischen Protestanten von Metz mit bescheidenen Gotteshäusern begnügen, entfaltet der Katholicismus in den zahlreichen, zum Theil sehr alten Kirchen der Stadt allen Pomp seines Kultus. Vor allen in der herrlichen Kathedrale, die in der äußeren wie inneren Bauart auf das Lebhafteste an den Dom von Köln erinnert und an dessen berühmtes Chorgewölbe durch die wunderbare Harmonie ihrer Verhältnisse und die magische Wirkung ihrer köstlichen alten Glasmalereien noch übertrifft. Der stolze, dem Schutz-

patron der Stadt, St. Stephan, geweihte Bau erhebt sich auf Terrassen, die nach dem Fluß zu abfallen. Unsere Soldaten, die sich überall auf ihre Weise heimisch zu machen wissen, nennen die Place St. Etienne kurzweg den Stettiner Platz. Neben vielen anderen Sehenswürdigkeiten enthält der Dom ein eigenthümliches Wahrzeichen der Stadt, nämlich die plastische Darstellung eines Drachens, der hier einst gehaust hat und vom heil. Clemens getödtet worden ist: den Grauly von Metz, welchem Rabelais im Pantagruel eine berühmte Beschreibung gewidmet hat. Dies Drachenbild wurde früher bei großen Anlässen in Prozessionen umhergetragen; sein Name, der selbst von französischen Schriftstellern von unserm deutschen „Graulich" abgeleitet wird, enthält eine unanfechtbare Erinnerung an die deutsche Vorzeit der Stadt.

Neueren Datums sind die deutschen Anklänge, welche sich in den Benennungen der Straßen erhalten haben. Mir fielen hier unter den auch sonst recht charakteristischen Straßennamen mehrere auf, welche das Wort rue doppelt führen, so die rue Nexirue, r. Fournirue, r. Vincentrue, r. Saulnerue, r. Princerue, und wenn ich nicht irre, noch einige andere. Meine Vermuthung, daß sich hier zunächst das nachgesetzte deutsche „Straße" in ungeschickter Französirung erhalten, und demnächst später, als der deutsche Ursprung in Vergessenheit gerathen war, das französische rue noch vorgesetzt worden sei, findet sich wörtlich bestätigt in dem von einem Herrn Terquem (auch ein deutsch gewesener Name!) herausgegebenen Guide de Metz. In einem den Besonderheiten des Metzer Dialekts gewidmeten, übrigens, wie das ganze Opus, ziemlich dürftigen Abschnitte wird dort dieser Doppelgebrauch der rue geradezu als Beweis davon aufgeführt, daß „Metz a été à toutes les époques une ville semi-allemande; nous avons la phraséologie tudesque jusque dans l'appellation de nos rues." Der Verfasser findet den Metzer Germanismus dieser Straßennamen „choquant", besitzt aber Unbefangenheit genug, die Kraft und Anmuth des germanischen Idioms, das dergleichen einfache Wortbildungen gestatte, ausdrücklich anzuerkennen. — Andere Straßennamen, wie rue aux ours, rue de la hache ꝛc. sehen aus, als wären sie einfach aus dem Deutschen übersetzt. Woher endlich mag die offenbar deutsche, in mehrfachen Zusammensetzungen vorkommende Bezeichnung Wad (rue du Grand Wad, rue du Wad Billy) stammen?*)

Bei anderen Straßen und Plätzen ist der ursprüngliche Name hinter jenen monotonen Erinnerungen an die gloire der ersten Kaiserzeit verschwunden, die sich in allen französischen Städten, in Metz immerhin noch mäßig, vorfinden. Es besitzt indessen eine place de Friedland, eine place d'Austerlitz. Gerade dieser letztere Platz (seinen alten Namen kann ich nicht angeben) ist der Schauplatz eines jährlich wiederkehrenden, eigenthümlichen Volksfestes, das sowohl in seiner Art, als in den damit verknüpften Namen unzweifelhaft auf deutschen Ursprung zurückführt. An jedem zweiten Weihnachtsfeiertage, der zugleich das Fest des heil. Stephan ist, versammeln sich hier die jungen Bursche und Mädchen, welche sich als Gesinde, besonders für ländliche Dienste, vermiethen wollen. Der Guide de Metz, dem ich diese Notiz entnehme, nennt diese Versammlungen zahlreich und fröhlich; es kommen die Pächter und Gutsbesitzer der Umgegend herein, um sich das passende Gesinde aus den versammelten „Guéchons" und „Bazelles" — so heißen die Bursche und die Mägde — auszusuchen. Diese Bezeichnungen, sagt Herr Terquem, stammen aus dem deutschlothringischen Dialekt. Guéchon, welches guéc-chon, Geckschen (mit dem Ton auf der ersten Silbe, ausgesprochen wird, ist unser altdeutsches Geck; Bazelle kommt von der nicht minder deutschen Base her. „Man findet übrigens", sagt Herr Terquem ganz unschuldig, im „lothringischen Patois beständig deutsche Wörter; on dit par exemple: un geiss, pour dire une Chèvre: c'est de l'Allemand dans toute sa pureté." P. D. Fischer.

*) Das „Wad", die „Wade" und auch „Wat" bedeutet im Ober- und Niederdeutschen (Holländischen) eine untiefe Stelle im Wasser, auch eine „Furth". Die hochdeutschen Worte „Wade" und „waten" haben keine andere Wurzel, als dieses „Wad", das wiederum mit dem lat. vadere (gehen) zusammenhängen mag. D. R.

Rudolph Müldener: Zur Vorgeschichte des Kriegs von 1870.*)

Der Verfasser der „Vorgeschichte des Kriegs von 1870" will, wie er in der Vorrede ankündigt, „nicht minder alle sowohl auf deutschem wie französischem Gebiet gelegentlich des Kriegs auftretenden Parteibestrebungen, die Haltung der Presse wie der fremden Cabinette" in den Rahmen seiner kritischen Darstellung hineinziehen. Auf diese Weise wird Verf. zwar keine umfassende Geschichte unsrer Tage — dieselbe läßt sich heute eben noch nicht schreiben — wohl aber dem späteren Historiker einen hoffentlich nicht werthlosen Baustein zu einer solchen liefern. — Da die Gegenwart ein Produkt der Vergangenheit, so war es für den Verfasser bei dem einmal von demselben adoptirten Plane unerläßlich, die Zustände, wie sie in Deutschland seit dem 1866er Kriege, in Frankreich seit der Februar-Revolution sich entwickelt, einer detaillirteren Beleuchtung zu unterwerfen und Seite II. unten zeigt er an, daß er „für die rein militärischen Vorgänge sich die Mitarbeiterschaft einer anerkannten, militärischen Kraft gesichert".

Diese wörtliche Anführung aus der Vorrede unserer Schrift möge dazu dienen, den Standpunkt darzulegen, den unsere Kritik derselben gegenüber einzuhalten haben wird. Da wir es hier nur mit der Vorgeschichte des Krieges zu thun haben, bis zur Erklärung desselben von Seiten Frankreichs am 19. Juli 1870 — „des deutschen Volkes Erhebung" und „von Wörth bis Sedan" sind zwei weiteren Folgen des in einzelnen Lieferungen erscheinenden Werks vorbehalten — so machen wir vorerst noch nicht die Bekanntschaft jenes militärischen Mitarbeiters, sondern nur die des Herrn Müldener selbst; derselbe erklärt, wie oben bemerkt, von vornherein, daß er an keine eigentliche Kriegsgeschichte sondern mehr daran gedacht habe, dem deutschen Publikum eine Kriegschronik vorzuführen, und mit Recht fügt er selbst hinzu, daß es heutzutage, noch mitten unter Kämpfen und patriotischen Erregungen, kaum an der Zeit sein dürfte, eine rein objektive, möglichst Alles erschöpfende und methodisch fortschreitende Darstellung zu geben. Hat uns unser Gefühl bei der ersten Lektüre des betreffenden Werkes nicht getäuscht, so ist es aus einer Reihe journalartiger Aufzeichnungen hervorgegangen, vielleicht von vornherein in der Absicht angelegt, selbige später zu einer fortlaufenden Erzählung, in der Art wie sie uns vorliegt, umzuarbeiten. Bei der Unzahl von Schriften und Schriftchen ähnlichen Inhalts, mit denen die deutsche Lesewelt in den letzten sechs Monaten überschüttet worden ist, ist es unbedingt anzuerkennen, daß es Verf. offenbar darum zu thun war, sich über das Niveau jener Gelegenheitsschreiberei zu erheben und dem deutschen Publikum eine möglichst genaue, eingehende und die erzählten Thatsachen geistig combinirende, historisch be-

*) Halle, 1871. C. H. Herrmann.

gründende Darstellung zu liefern. Nur scheint es uns ein mißliches Ding, in einer mit den Ereignissen fast schritthaltenden Chronik, den richtigen Anfangspunkt für die historische Entwicklung der dargestellten Begebenheiten zu finden, und wenn wir auch erfreut sind über das, was uns zur Vorgeschichte dieses Kriegs, betreffs Deutschland, seit dem Jahr 1866, betreffs Frankreich, seit der Februar-Revolution von 1848, hier geboten wird, so müssen wir dennoch hervorheben, daß eine derartige methodische Entwicklung noch ein gut Theil früher, mit der Epoche 1806—1815, speciell mit den bedeutsamen Jahren 1806—1808, natürlich in knappster Form, anzufangen gehabt hätte.

Die Darstellung selbst — und dies ist wohl für eine derartige Kriegschronik das hervorragendste Moment — zeigt das meist erfolgreiche Streben nach Klarheit, Anmuth und Abrundung des vorgeführten Stoffes, und so liest sich die ganze Schrift angenehm und mühelos und bereichert den aufmerksamen Leser mit manchen Kenntnissen aus der Geschichte des letzten Jahrzehnds, die dem überfüllten Gedächtniß schon längst wieder entfallen sein mochten.

Mit Klarheit und Treue schildert uns Verf. zunächst die inneren Zustände Deutschlands und jedes seiner Staaten zur Zeit des Krieges von 1866 und in der folgenden Epoche; mit Recht nimmt er vorzüglich Rücksicht auf die inneren Verwaltungs- und Verfassungs-Verhältnisse der einzelnen deutschen Staaten, auf die in den Kammern zur Darstellung gebrachte Stimme des Volks. Nachdem er in einem zweiten Theile die Stellung Deutschlands zu den Großmächten Europas in Folge des Krieges von 1866 durch Mittheilung von diplomatischen Aktenstücken, Kammerberichten, politischen Artikeln leitender Journale hinreichend beleuchtet hat, widmet er ein besonderes Kapitel der Stellung Deutschlands zu Frankreich und bietet uns hier, was man kaum in einer Kriegschronik erwartet hätte, ein sorgfältig zusammengetragenes Material zum Verfassungs- und Verwaltungs-Organismus des französischen Staats seit dem J. 1848, in dem die allbekannten Schäden dieses Staatswesens auf statistischer Grundlage, auf immerhin in mancher Beziehung überraschende und uns recht willkommene Weise bloßgelegt werden, Zustände, aus denen ein Zusammensturz der bestehenden Gewalt im Laufe der Zeit sich mit fast arithmetischer Gewißheit ergab. Daran schließt sich zuletzt eine gedrängte Darstellung der Ereignisse in der ersten Hälfte des Monats Juli 1870.

Wenn wir, wie aus Obengesagtem hervorgeht, auch manches Tadelnswürdige, was uns bei der Lektüre der Schrift aufgefallen, hervorheben mußten, so wollen wir selbiges doch immerhin mehr auf die etwas zu große Eile, mit der die Schrift ausgearbeitet zu sein scheint, schieben, als auf die Befähigung des Autors zur Darstellung welthistorischer Begebenheiten, und wir hoffen, daß derselbe, wenn mit dem Ende des Kriegs jede Ursache zu stürmischer Uebereilung und Unruhe genommen sein wird, auch diesen Mängeln abhelfen und in der Darstellung des Krieges selbst, dessen Schauplatz er ja als Augenzeuge kennt, ein Werk liefern wird, das in der That „dem spätern Historiker zu einem nicht werthlosen Baustein dienen mag". J.

Belgien.

Die französische Presse in Belgien.

Dr. Coremans macht in den letzten Nummern der Brüsseler Zweep sehr interessante Enthüllungen über die seit vierzig Jahren thätige, maulwurfsartige Wirksamkeit der französischen Presse in Belgien. Diese Thätigkeit datirt von der Zeit der Trennung Belgiens von Nordniederland. Anfangs allerdings waren es Wallonen, die man zu Hauptredacteurs der großen Journale des neuen Königreichs Belgien bestellte, und nur einige geschickte Pariser Literaten waren als Mitarbeiter dabei beschäftigt; bald verdrängten jedoch die Letzteren ihre wallonischen Kollegen, bis sie zuletzt an der Spitze sämmtlicher französischer Zeitungen in Brüssel standen. So wurde Herr Lucien Jottrand, ein wissenschaftlich tüchtiger Wallone, der jedoch auch die Sache seiner vlamischen Landsleute, wie noch bis zum heutigen Tage, mit Eifer vertrat, von der Leitung des von ihm gegründeten Courrier Belge durch den Franzosen Jobard verdrängt. Diese Franzosen beeilten sich, Alles, was die boshafte Pariser Presse gegen die Eigenartigkeit und politische Selbständigkeit Belgiens vorbrachte, abzudrucken, wenn auch stets von scheinbaren Gegenbemerkungen begleitet. Später stellten sie sich die Aufgabe, den Zollverein Belgiens mit Frankreich als ein für das erstere Land überaus wünschenswerthes Ziel darzustellen, und wenn die englische und die preußische Diplomatie nicht mit aller Anstrengung dagegen gearbeitet hätten, so würde diese Vorbereitung der Einverleibung Belgiens in Frankreich auch glücklich zu Stande gekommen sein. Herr Coremans sagt: „Das Projekt des Zollvereins, das zuerst im J. 1840 auftauchte, gefiel dem damaligen Minister-Präsidenten, Herrn Thiers, dem erklärten Anhänger des Princips der „Rheingränzen", dermaßen, daß zu seiner Durchführung alles das in Bewegung gesetzt wurde, was zuletzt, in unseren Tagen, das gerade entgegengesetzte Resultat gehabt hat, nämlich Elsaß und das Land von Metz wieder mit Deutschland zu vereinigen."

Der wackere Redacteur der Zweep, Herr Julius van Thielt, sagt in einem andern Artikel dieses Blattes: „Es ist allgemein bekannt, daß die französische Tagespresse Belgiens meistens von Fremdlingen und Söhnen von Ausländern, oder von französirten Vlamingen und unpatriotischen Wallonen redigirt wird. Wir niederländische Vlamingen sollen zwar, wie unsere französische Presse uns belehrt, mit den Wallonen, oder französisch sprechenden Belgiern, als Brüder unter dem Schutze derselben Verfassung leben, doch wenn wir die ehrliche Ausführung dieser Constitution verlangen, wenn wir unsere Rechte als belgische Staatsbürger geltend machen wollen, dann macht jene französische Presse Chorus, um unsere Rechte in Abrede zu stellen, um uns zu verspotten und um unsere Gemüther noch mehr zu verbittern.

„Aber wir Vlamingen sind nicht länger Willens, die Rolle der Märtyrer zu spielen, und obwohl unsere Nationalität unter der stiefmütterlichen Behandlung der belgischen Regierung sehr viel gelitten, hegen wir doch so viel Vertrauen in unsere Kraft, daß wir erwarten, unser Volk werde sich selbst zu der Stelle erheben, die ihm gebührt, ohne Rücksicht auf das Geschrei der Franskiljons und ihrer ausländischen Organe."

Die vlamische Frage in der belgischen Kammer.

In der belgischen Abgeordneten-Kammer ist kürzlich einmal wieder die Sprachenfrage des Landes Gegenstand der Erörterung gewesen. Leider tritt nur zu selten der Fall ein, daß die Vertreter des belgischen Volkes diese Lebensfrage desselben zum Gegenstand ihrer Sorge und der parlamentarischen

Debatte machen. Vor dem J. 1830, bevor die Abreißung Belgiens von Nordniederland stattfand, wurde das gemeinsame Parlament, das abwechselnd im Haag und in Brüssel tagte, fortdauernd von den wallonischen Abgeordneten mit Beschwerden über die Zurücksetzung der französischen Sprache durch die niederländischen Beamten des Königs Wilhelm überschüttet, obwohl diese angebliche Zurücksetzung im Grunde nichts weiter war, als die Geltendmachung des Niederländischen als Amtssprache neben dem Französischen in den belgischen Provinzen. Dadurch aber, daß sie nicht aufhörten, ihre Beschwerden immer und immer wieder zum Gegenstande der parlamentarischen Tagesordnung zu machen, setzten die wallonischen Abgeordneten es durch, daß nicht bloß ihr eigenes Land in fortdauernder Aufregung über die Sache erhalten, sondern daß auch ganz Europa am Ende zu dem Glauben verleitet wurde, hier handle es sich wirklich um eine Gewaltthat, welche sich König Wilhelm und seine holländischen Beamten gegen das französisch sprechende Volk in Wallonisch-Belgien erlaubten.

Die Beschwerden, welche im J. 1830 den Ausbruch der Julirevolution in Frankreich veranlaßten, hatten mit denen in Belgien durchaus nichts gemein. Dort hatten religiöse und politische Reaktionen, Jesuitismus und Bourbonismus, Ekel und allgemeinen Widerwillen hervorgerufen, während hier ein künstlicher Groll genährt wurde, um an die Stelle des germanischen Einflusses der Niederlande die sittenverderbende Ueberschwemmung der Franzosen zu bringen: Gleichwohl ist die letztere vollständig gelungen. Der frühere, anscheinende Ambos in Belgien wurde zum wirklichen, unbarmherzigen Hammer. Die von drei Millionen Vlamingen gesprochene niederländische Sprache mußte der französischen Sprache von drittehalb Millionen Wallonen das Feld gänzlich räumen, und zwar nicht bloß in der Landesregierung und im Parlament, sondern auch in der Armee, in den höheren Unterrichtsanstalten und — was das am Positivsten Nachtheilige für das vlamische Volk ist — vor den Gerichtshöfen. Sind nun die Vlamingen auch nur mit Beschwerden, welche einigermaßen dieser Unterdrückung entsprechen, innerhalb der seitdem verflossenen vierzig Jahre vor das südniederländische Parlament getreten? Nichts weniger als das! Wenn hin und wieder eine Stimme in der Abgeordneten-Kammer von Brüssel eine Beschwerde erhob, dann lachte wohl gar die Mehrheit der Abgeordneten, die aus „Franskiljons" bestand, über das mangelhafte Französisch, in welchem der ehrliche Vlaming seine Gedanken zum Ausdruck brachte.

Die große moralische Niederlage, die im Jahre 1870 das Wälschthum nicht bloß in Frankreich selbst erlitten hat, scheint jedoch auch den Vlamingen in Belgien zu gut kommen zu wollen. Die Sitzung der Brüsseler Abgeordneten-Kammer vom 14. März hat doch mindestens keinen so empörenden Eindruck gemacht, wie die frühere Art und Weise der wälschgesinnten Abgeordneten, die Sprachfrage des Landes zu behandeln. Auf die Beschwerden, die der Abgeordnete von Antwerpen, Herr Gerritz, im Namen des vlamischen Volkes führte, hat der Minister des Innern, Hr. Kervijn van Lettenhove, wenn nicht in befriedigender, doch auch nicht in so verächtlicher Weise geantwortet, wie es früher die Minister Rogier, Frère-Orban 2c. gethan; er versprach wenigstens, die von Herrn Gerritz formulirten Beschwerden, die der Abgeordnete Dr. Coremans in eindringlicher Weise unterstützt hatte, auf das Gründlichste zu prüfen und ihnen, wo möglich, Abhülfe zu verschaffen.

Wir zweifeln nicht, daß dieses Versprechen des Ministers ernst gemeint war. Zeigt doch der Zustand von Frankreich nur zu klar, wie sehr die belgische Regierung Ursache hat, sich darüber zu freuen, daß der größere Theil ihrer Landesangehörigen nichts gemein haben will mit dem bodenlos unsittlichen Wesen, das jetzt bei dem Nachbarvolke vorherrschend ist. Und was in der Schweiz möglich, kann ebenso gut in Belgien zur Geltung kommen. Dort stehen die französische und die deutsche Sprache gleichberechtigt als Regierungs-, als Unterrichts- und als Gerichts-Sprachen neben einander, und im kleinen Kanton Tessin, sowie in einem Theile des Kantons Graubündten, tritt sogar auch noch das Italiänische als dritte, gleichberechtigte Landessprache hinzu. Also auf, Ihr wackeren Vlamingen, ruhet nicht eher, als bis Ihr Eurem schönen, germanischen Idiom auch in Belgien sein volles Bürgerrecht wiedererobert habt! J. L.

Ungarn.

Freiherr Joseph von Eötvös.*)

II.

Das Jahr 1840 bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt im Leben des Baron Eötvös. Bisher kannte man ihn nur als hochbegabten Dichter auf schöngeistigem Gebiete; von nun an betrat er ein Feld, auf dem er nicht minder unvergängliche Lorbeern sich errungen: das Feld der Politik. Freilich entging er auch hier jenem Schicksale nicht, dem leider alle wahrhaft großen Geister unseres Geschlechts ausgesetzt sind, dem Geschick, mißverstanden zu werden; ja, Eötvös mußte es erfahren, daß man in seinen späteren dichterischen Leistungen zu viel Politik und in seinen politischen Ansichten und Bestrebungen zu viel Poetisches zu erkennen vermeinte. Trefflich charakterisirt er selber dieses Geschick in einem Briefe an seinen langjährigen Freund, Dr. Max Falk, jetzigen Chefredacteur des „Pester Lloyd", worin es heißt: „Es ruht ein eigenthümliches Verhängniß auf meinem politischen Wirken; ich komme mit meinen Rathschlägen stets um einige Jahre zu früh; man verlacht mich dann in der Regel als einen Idealisten und legt meine Vorschläge gleichgiltig bei Seite; nach Jahren erkennt man, daß ich Recht gehabt; dann sucht man sie wieder hervor und möchte sie verwirklichen, aber sie passen dann nicht mehr, weil mittlerweile die Zeit wieder vorgeschritten ist, und so muß ich mich denn mit dem Rufe des Propheten begnügen, den ich nicht anstrebe, während ich auf jenen des Politikers verzichten muß, auf den ich vielleicht doch einigen Anspruch hätte."

Als Eötvös im Jahre 1840 zum erstenmale von seinem Rechte, Mitglied der ungarischen Magnatentafel zu sein, Gebrauch machte, befanden sich Ungarn und sein Landtag bereits mitten in jenen seit dem Jahre 1830 stets weiter und tiefer greifenden Reformbestrebungen, deren Endziel dahin ging, die feudal-aristokratische Verfassung Ungarns in eine moderne Constitution mit parlamentarischer Volksvertretung und verantwortlicher Regierung umzugestalten und auf socialem und juridischem Gebiete den Grundsätzen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gemäß alle jene Privilegien, Vorenthaltungen, Ausschließungen 2c. abzuschaffen, die den freien und gleichberechtigten Genuß des Constitutionalismus der Mehrzahl nichtadeliger Staatsbürger Ungarns bisher verhinderten. Im ungarischen Oberhause hatte sich

*) Vrgl. Nr. 12 des „Magazin".

erst unter Graf St. Széchenyi und Freiherrn v. Wesselényi, später aber unter Führung des Grafen Ludwig Batthyani eine oppositionelle Partei herangebildet, die von anfänglichen nationalökonomischen Reformen bald zu politischen und socialen Neugestaltungen vorwärtsschritt. Im Anfange der Vierziger Jahre waren es namentlich confessionelle Fragen, welche die Parteien zum Kampfe aufriefen. Bei mindestens wohlwollender Duldung von Seite der Regierung erlaubten sich einzelne katholische Bischöfe Ungarns Uebergriffe in Angelegenheiten der gemischten Ehen, des Uebertrittes von einer Confession zur andern u. s. w. Dem Kenner der neueren Geschichte Europas wird erinnerlich sein, daß zu derselben Zeit auch in Deutschland die „Kölner Wirren" die Geister und Regierungen beschäftigten. Die römische Curie fühlte sich während der mehr als zwanzigjährigen Friedenszeit neu erstarkt, um abermals mit ihren wohlbekannten Prätensionen den Versuch zu machen. In Ungarn gelang es ihr nicht; hier wachte der autonome Protestantismus, dem sich aber auch die Nation zugesellte, da man in dieser Abweisung römischer Ansprüche zugleich ein Moment der eigenen *staatlichen* Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigte.

Eötvös gesellte sich der Opposition zu und wurde bald eines ihrer hervorragendsten Mitglieder — hervorragend nicht nur durch seinen eminenten Geist, das umfassende Wissen und die bedeutende Rednergabe, die er seiner Partei zuführte, sondern auch durch die überlegene Selbständigkeit, mit welcher er in wichtigen Fragen sich seinen Weg selbst bahnte. Dies war namentlich in der Religionsfrage der Fall. Der Raum verbietet, auf die betreffenden, glänzenden Reden des jungen Magnaten hier des Nähern einzugehen; dennoch erlauben wir uns, aus der meisterhaften Rede, welche Eötvös am 11. Juni 1843 im Oberhause gehalten, folgenden Passus anzuführen: Nachdem der Redner die religiösen Zustände als Ungarns „wundesten Fleck", als das Haupthinderniß eines gedeihlichen Kulturfortschrittes, gekennzeichnet, mahnt er an die „heiligste Pflicht", die Religionsangelegenheiten ins Reine zu bringen, und zwar auf eine Weise, daß mit Bezug auf die Principien fürderhin kein Streit mehr bestehen könne. Dies sei aber nur auf Eine Art möglich: „Wenn durch ein Gesetz die vollkommene *Gleichheit* aller Religionen, die vollständigste *Gegenseitigkeit* in allen Religionsverhältnissen, die durchgängige *Freiheit* aller Confessionen ausgesprochen wird." Das Verlangen des Redners wurde später durch den Gesetzartikel 20 v. J. 1848 *theilweise* dadurch erfüllt, daß hier die „Gleichberechtigung und Reciprocität" aller in Ungarn „recipirten" Confessionen ausgesprochen wurde; „theilweise" war diese Erfüllung deshalb, weil hier allerdings das Institut einer privilegirten Staatskirche abgeschafft, aber eine völlige Freiheit und Gleichberechtigung der Confessionen dennoch nicht erklärt wurde, da die jüdische Confession keine der „recipirten" war, an den Wohlthaten des Gesetzes XX., 1848, also auch nicht participiren konnte. Wie sehr dieser Umstand dem Hochsinne Eötvös' zuwider war, ergiebt sich, wenn man bedenkt, daß er bereits im J. 1840 eine mit ausgezeichneter Erudition geschriebene Abhandlung über „die Emancipation der Juden" in dem von seinem Freunde L. Szalay herausgegebenen „Budapesti Szemle" („Ofen-Pester Revue") veröffentlicht hatte, worin er die gegen die bürgerliche und sociale Gleichstellung der Juden vorgebrachten Argumente siegreich widerlegte.*) Als darum Eötvös im J. 1867 zum zweiten Male das Portefeuille eines ungarischen Kultusministers übernommen hatte, war es eine seiner ersten Thaten, die langgestundete Gleichberechtigung der Juden gesetzlich durchzuführen. Es geschah dies durch das Gesetz XVII. v. J. 1867. Doch kehren wir zu Eötvös dem Parlamentsredner zurück!

Als solcher hatte er sich bald entschiedene Bedeutung erworben. Ausgerüstet mit einem reichen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse, sind seine Reden frei von leeren Phrasen und Metaphern; sein Vortrag war rein, kraftvoll, ebenso ausgezeichnet in der Erörterung als schlagend in der Bekämpfung einer Frage. Was er sprach, entquoll den Tiefen seiner Ueberzeugung, und es mischten sich in seinen Reden glücklich die Argumente des Verstandes mit den Momenten des Gefühls, wobei ein sinniger Humor, eine feine Ironie nicht selten den Gegner unbarmherzig, doch immer wohlwollend geißelte. „Gewöhnlich pflegte er", so schildert ein langjähriger Augen- und Ohrenzeuge Eötvös den Redner, „in den ersten fünf bis sechs einleitenden Sätzen den Zweck und Umriß seiner Argumentation kurz zu skizziren... In dem Maße, als er sich im Laufe der Rede in seinen Gegenstand vertiefte, gewann sein Vortrag an Wärme, Eleganz und Effect. Unter den jetzt lebenden ungarischen Parlamentsrednern ist auch nicht ein einziger, der die „Eloquenz des Körpers", wie Cicero sie nennt, in dem Maße besessen hätte wie Eötvös. Seine classische Diction, seine lebhafte, aber maßvolle Gesticulation bildeten den Zauber seiner Anziehungskraft. Und wenn er am Gipfelpunkt der Rede angelangt war, so strahlte aus dem ganzen Wesen des Redners nicht so sehr der berechnende Verstand, als vielmehr die feste Ueberzeugung und die hehre Begeisterung entgegen, die sich bei Eötvös jedesmal äußerte, wenn er auf Freiheit und Kultur, auf die Errungenschaften des menschlichen Geistes, auf Rechtsgleichheit, auf die Zukunft des Landes, auf die Volkserziehung zu sprechen kam."

Wie rasch Eötvös durch den Zauber seiner Beredtsamkeit berühmt wurde und wie sehr er dadurch die Zuhörer zu fesseln wußte, lehrt u. A. der Vorfall, daß bei Gelegenheit der Landtags-Berathungen im J. 1843, als in Folge eines plötzlich im nahen Ständesaal entstandenen Tumultes die dichtgedrängte Zuhörerschaar des Oberhauses ebenfalls unruhig zu werden begann und nach dem Ausgange drängte, der präsidirende Erzherzog-Palatin, eine folgenreiche Verwirrung besorgend, Eötvös ersuchen läßt, derselbe möge das Wort ergreifen. Die List gelingt. Obzwar Eötvös an diesem Tage schon gesprochen hatte, so tritt doch augenblickliche Ruhe und Ordnung ein, als es heißt: „Eötvös spricht." Man wollte lieber den verehrten Redner hören, als Zeuge jener Demonstrationen zu sein.

Wie diesmal, so sprach Eötvös gar häufig seine glänzendsten Reden ganz improvisirt; deshalb waren diese auch nicht überall stilistisch correct (wie ungarische Sprachrigoristen ihm überhaupt seine zahlreichen „Germanismen" zum Vorwurf machten); denn er orientirte sich wohl über den Gegenstand, schrieb aber später selten die ganze Rede, sondern nur die Hauptpunkte derselben nieder.

Ebenso ausgezeichnet, wie als Parlamentsredner, war Eötvös als akademischer Redner, und seine zahlreichen Reden, die er theils als Mitglied der ungarischen Akademie über verstorbene Mitglieder (z. B. über Kölcsey, Graf Emil Dessewffy), theils als Präses dieses wissenschaftlichen Instituts gehalten, sind gleich vortrefflich nach Inhalt und Form, und lockten stets ein zahlreiches Publikum herbei.

Eötvös war jedoch nicht blos im Parlamente und in der Aka-

*) Die Schrift erschien auch in deutscher Uebersetzung (von Herm. Klein, 2. Aufl., Leipzig 1841), und nahm damals der verdiente Herausgeber dieses „Magazin" und das Blatt selbst an diesen Kämpfen namhaften Antheil. D. Verf.

demie ein unermüdlicher Apostel der Freiheit, des Fortschrittes der Kultur; er blieb es auch fortwährend auf literarischem Gebiete. Der gefeierte Romanschriftsteller bewies sich auch als meisterhaften Publicisten, wie social- und staatswissenschaftlichen Schriftsteller. Bereits im Jahre 1838 war eine Schrift: „Votum in Angelegenheit der Gefängnißreform" erschienen, worin Eötvös die Vorzüge des amerikanischen Schweigsystems in trefflicher Weise entwickelte, im Gegensatze zu den Vertheidigern des Zellensystems, an deren Spitze Bartholomäus Szemere stand. Eine nicht minder werthvolle social-politische Studie war seine Schrift über den „Pauperismus in Irland", welche in der Revue seines Freundes L. Szalay im J. 1840 erschien.

Die ungarische Journalistik kann eigentlich erst von dem J. 1840 her datirt werden; erst damals gewann sie in Folge der Milderung der (ungesetzlichen) Censur-Vorschriften die nöthige freiere Bewegung, die als erste Existenz-Bedingung für dieselbe gelten muß. Anfang 1841 gründete L. Kossuth sein berühmt gewordenes „Pesti Hirlap" („Pester Zeitung"), das für Ungarns neuere Geschichte epochemachend ist und sich bald einer Beliebtheit und Verbreitung erfreute, wie solches in Ungarn für magyarische Blätter bisher unerhört gewesen war; „Pesti Hirlap" hatte in Kurzem 5000 Abonnenten, mehr als alle übrigen magyarischen Zeitungen zusammengenommen. Das Blatt wurde der Führer aller Reformbewegungen in Ungarn. Diese Bewegungen richteten sich jedoch nur nicht so sehr gegen die Regierung, als gegen die Mängel, Fehler und Mißbräuche in der innern Verwaltung, in den Komitaten und im sozialen Leben Ungarns. Mit unerbittlicher Geißel wurden die „kleinen Tyrannen" unter dem hohen und niedern Adel, die Ordnungslosigkeit und „wilde" Wirthschaft in den Komitaten, der Stimmenkauf, die Lösung politischer Fragen durch die rohe Gewalt u. s. w. gebrandmarkt. Kossuth wollte gleich den übrigen Führern der Opposition Entwickelung und Erstarkung der Nation, Befreiung des Bodens, Abschaffung der Aviticität, der Majorate, allgemeine Besteuerung, Erweiterung des Repräsentativ-Systems. Aber in den Wegen und Mitteln wich er namentlich vom Grafen Széchenyi ab, der vor Allem „materielle" Reformen wollte, und es entspann sich zwischen ihm und dem „größten Ungar" eine heftige Fehde, in welcher Baron Joseph Eötvös auf der Seite Kossuth's stand, den er in einer besondern Schrift vertheidigte, ohne jedoch sämmtliche Anklagen Széchenyi's widerlegen zu können. Kossuth war in vieler Hinsicht vom „Reformer" bereits zum umstürzenden „Agitator" fortgeschritten.

Um das „Pesti Hirlap", dessen Redaction L. Szalay später übernommen hatte, sammelte sich allmählich eine Schaar junger, geistvoller Politiker, die man insgesammt mit dem Namen „Centralisten" bezeichnete. Außer L. Szalay gehörten hierher: Baron J. Eötvös, Franz Pulszky, A. Trefort, A. Csengeri u. A. Diese „Schule" erkannte, daß das bisherige Regierungs- und Verwaltungssystem Ungarns nicht mehr zweckmäßig sei und einer entschiedenen Reform bedürfe, wenn nicht Ungarn als mittelalterliche Ruine mitten im vorgeschrittenen modernen Europa allmählich dem sicheren Zerfalle entgegengehen solle. Sie mahnte die Nation, sich nach besseren Garantien ihrer Constitution umzusehen, nach Garantien, die den Willen der Nation mehr concentriren und die Regierung diesem centralisirten Willen der Nation verantwortlich macht. In diesem Sinne schrieb Eötvös seit Mitte 1844 eine Reihe von Abhandlungen im „Pesti Hirlap", die später (1846) vereinigt unter dem Titel „Reform" (auch deutsch) erschienen sind. In diesem Werke kritisirte Eötvös vor Allem die bestehende feudal-aristokratische Verfassung und ihre Institutionen auf's Schärfste, deckte deren Mängel, Ungerechtigkeiten und Gefahren auf und empfahl auf's Dringlichste Centralisation der öffentlichen Verwaltung, Verantwortlichkeit der Regierung, parlamentarischen Constitutionalismus auf Grund der directen Volkswahlen u. s. w. Die Schrift hat bis heute absoluten Werth und verdient immer wieder gelesen zu werden. Als Ergänzung hierzu veröffentlichte Eötvös im nächsten Jahre (1847) seine Schrift: „Teendöink" („Unsere Aufgabe"), worin derselbe im Einzelnen die nächsten Aufgaben der Opposition bezeichnete. Die Erfolge dieser von ihm empfohlenen Maßregeln liegen in den freisinnigen Gesetzen des Jahres 1848 vor. Ungarn wurde dadurch ein moderner Staat mit parlamentarischer Verfassung und verantwortlicher Regierung. Die „Centralisten" hatten gesiegt.

Neben dieser hervorragenden parlamentarischen und publicistischen Thätigkeit, wozu sich seit 1845 auch noch eine erfolgreiche Antheilnahme am Komitatsleben gesellte, da es hier galt, die büreaukratisch-absolutistischen Versuche der Regierung zu bekämpfen, vernachlässigte Eötvös auch das bellettristische Gebiet nicht; ja dasselbe begleitete und unterstützte seine politischen Bestrebungen. Es ist allerdings richtig, daß der Dichter auf „höherer Warte" steht, als auf der „Zinne der Partei"; aber es ist nicht minder wahr, daß der Dichter die Fühlung mit dem frisch pulsirenden Leben der Gegenwart niemals außer Acht lassen darf. Eötvös wußte den Dichter und politischen Reformer in schönster Harmonie zu vereinigen. Zeuge dessen seine Romane: „Der Dorfnotär" (3 Bände, 1845; deutsch vom Grafen J. Mailáth) und „Ungarn im J. 1514" (3 Bde., 1847). Im erstern führt er im Interesse eines centralisirten, verantwortlichen Regierungssystems die Schwächen und Mängel der Komitats-Verfassung und der adeligen Privilegien in einer Reihe erschütternder Ereignisse vor die Augen des Lesers. Die Zeichnung erscheint allerdings hier und da auf die Spitze getrieben; nichtsdestoweniger bietet der Roman zum großen Theil nur traurige Wahrheiten, und hatte demzufolge auch einen großen Erfolg. Eötvös wirkte durch seinen „Dorfnotär" mehr zu Gunsten der beabsichtigten politischen Reform, als alle sonstigen parlamentarischen und publicistischen Bestrebungen zu wirken vermochten. Dem „Dorfnotär" folgte rasch „Ungarn im J. 1514". Aufgabe dieses Tendenzromanes war: Popularisirung der Geschichte im Dienste moderner Reformen. An dem Gemälde des fürchterlichen ungarischen Bauernkrieges unter Anführung Dózsa's liefert der Dichter ein Beispiel tyrannischer Herrenwillkür, die das arme gedrückte Volk zur verzweifelten Selbsthilfe treibt und verkündete er mit der Augenscheinlichkeit historischer Wahrheit die Nothwendigkeit einer Verbesserung des (bis zum J. 1848) leibeigenen Bauernstandes in Ungarn. Der Roman zeichnet sich aber nicht nur durch historische Treue aus, sondern er besitzt auch bedeutende ästhetische Vorzüge. Statt in schreckliche Details einzugehen, entwirft der Dichter in großen Zügen ein Bild der Verheerungen des Bauernkrieges und der entsetzlichen Leiden des Bauernstandes; die psychologischen Schilderungen sind meisterhaft, großartig die Scenerien, Gruppirungen und Charakterzeichnungen; überall lebendige Phantasie, dramatische Gestaltungskraft, farbensatte Gemälde und ein bunter Wechsel von Ernst und Scherz, wie dies im Leben durcheinander fließt.

Als dritte „Tendenz"-Dichtung verdient das Lustspiel von Eötvös: „Es lebe die Gleichheit" (1844 erschienen) bezeichnet zu werden. In diesem köstlichen Stücke geißelt der Dichter mit geistreicher Laune und liebenswürdigstem Humor die Halbheit der Maulhelden des Liberalismus. Eötvös offenbarte hier vollauf eine

neue Seite seines reichen Geistes, — die humoristische. Sein Freund und Gesinnungsgenosse A. Csengeri äußert sich hierüber: „Wie in der Literatur, so hat Eötvös der Humor auf seiner politischen Laufbahn, ja sogar im gewöhnlichen Leben niemals verlassen." Und das ist wahrlich ein rechtes Himmelsgeschenk für große Geister, die in ihrer Divinität tiefer hineinblicken können in die Misèren des Lebens; würde nicht der „göttliche" Humor sie hinwegheben über die Jämmerlichkeiten des Alltagslebens, es müßte dieses ihnen unerträglich erscheinen. Auch Eötvös konnte lächeln unter Thränen.

Und nun kommen wir an die wichtigste Epoche im politischen Leben von Eötvös: Es ist der Landtag 1847—48 und die von ihm in's Leben gerufenen neuen Institutionen. Eötvös wollte als Mitglied des Unterhauses am Landtage Antheil nehmen, doch konnte er, der Bekämpfer der bisherigen Komitats-Verfassung, seine Wahl im Békéser Komitate, wo er begütert war, nicht durchsetzen; im Pester Komitate räumte er Kossuth den Platz und blieb so daheim bis nach dem 3. März 1848. Damals hatte der Preßburger Landtag bereits im Prinzipe ausgesprochen, daß die Regierung Ungarns künftig selbständig, unabhängig und einem Volksparlamente verantwortlich sein solle. „Ich gehe", sagte Eötvös zu seinen Pester Freunden, „alsogleich nach Preßburg, um als — Minister wiederzukehren."

Seine Voraussicht war richtig: Schon am 15. März wurde das erste verantwortliche ungarische Ministerium ernannt und Baron Joseph Eötvös erhielt das Portefeuille für Kultus und Unterricht. Doch die Zeiten waren nicht danach geartet, um den friedlichen Reformbestrebungen für Hebung und Verbesserung des tief daniederliegenden ungarischen Unterrichts- und Bildungswesens günstig zu sein. Dennoch deuteten einzelne Maßnahmen an, daß Eötvös diese Reform in guter Richtung einzuleiten gesonnen war. Sein Ministerium bestellte er großentheils aus Fachmännern; in den Mittelschulen wurde an die Stelle des bisherigen Klassensystems das zweckmäßigere Fachsystem eingeführt; die bestehenden, moralisch schädlichen Convicte sollten aufgelöst, die Gelder zu Stipendien verwendet werden; um tüchtige Volksschullehrer zu erhalten, wollte er eine Anzahl Jünglinge in preußische Lehrerseminare schicken; ebenso war eine Reform der Pester Universität im Sinne der Lehr- und Lernfreiheit in Aussicht genommen u. s. w. Die beste That seines Ministeriums war aber die Schaffung eines neuen Volksschulgesetz-Entwurfes, worin große Prinzipien ausgesprochen waren: Staatsaufsicht über das gesammte Volksschulwesen ohne Verletzung des Rechtes der Gemeinden, Proklamirung der Lehr- und Lernfreiheit bei Schonung der Ansprüche und Neigungen der Confessionen, Vertheilung der Schullasten und Schulpflichten auf Familie, Gemeinde, Komitat und Staat, Befriedigung der Nationalitäten u. s. w. Der Gesetzvorschlag, der den extremen Parteien nicht genügte, wurde nach heftigen Debatten vom ungarischen Abgeordnetenhause angenommen, vom Oberhause jedoch abgelehnt. Er erhielt niemals Gesetzeskraft; denn sein Schöpfer selbst trat bald vom öffentlichen Schauplatz zurück. Nach der entsetzlichen Ermordung des Grafen Lamberg auf der Pest-Ofener Kettenbrücke (28. September 1848) legte Eötvös sein Minister-Portefeuille nieder und reiste zuerst nach Wien, später nach München, wo seine Schwester an einen Grafen Vieregg verheiratet ist. Man hat diesen Schritt Eötvös übel gedeutet. Er rechtfertigte sich in einem Schreiben, worin es heißt: „Unter solchen (revolutionären) Verhältnissen fühle ich mich gänzlich unbrauchbar; mich hat der Himmel zu keinem Revolutionsmann geschaffen. Das Ziel, das mir vorleuchtet, mag noch so glänzend sein, ich vermag die Leiden der Einzelnen nie zu vergessen, und ich bin der Ueberzeugung, daß die materielle Kraft, auf die sich jede Revolution stützt, für das Menschengeschlecht nicht der Weg des Fortschrittes ist."

Türkei.

Zur osttürkischen Literatur.

Das älteste bekannte Geisteswerk der Türken Innerasiens ist 1870 nach einer zu Wien aufbewahrten Handschrift im Druck erschienen. Die Entzifferung des sehr nachlässig und undeutlich geschriebenen Textes in der alten Uigurenschrift verdankt man dem mit seltener Ausdauer verbundenen Scharfsinn Herrn Vámbéry's, des kühnen Wanderers in jenen Steppenländern.*)

Unter dem Titel „Glückbringendes Wissen" erhalten Fürsten und Staatslenker in diesem ganz ansehnlichen Werke eine Fülle wohlgemeinter Rathschläge und Ermahnungen, die alle Zweige ihres Berufes umfassen. Vier als Persönlichkeiten gedachte Begriffe: Verstand, Gerechtigkeit, Glück und Genügsamkeit lassen, sich freundschaftlich mit einander unterhaltend, den Weisheitsborn in lauter gereimten Versen dahinfließen. Ein Erzeugniß des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, ist das türkische Lehrgedicht schon ganz vom Geiste des Islam durchdrungen, bewahrt aber viele jetzt veraltete Wörter, die zum Theile mit gleichbedeutenden der magyarischen Sprache gleichlautend sind.

Herr Vámbéry liefert nach einer geschichtlichen und sprachlichen Einleitung den Text in sauberer und deutlicher Uigurenschrift (welche bekanntlich die mongolische erzeugt hat), mit Umschreibung in lateinische Buchstaben und deutscher Uebersetzung. Angehängt sind Proben anderer Texte im neueren Dialekte der Türken Innerasiens (des sogenannten chinesischen Turkistan), und den Schluß bildet ein sehr schätzenswerthes kleines Wörterbuch aus und zu dem „Glück bringenden Wissen."

Der vorletzte Abschnitt unseres Kudatku Bilik trägt das Gepräge eines an der Menschheit so gut als ganz verzweifelnden Weltschmerzes, der alle vorangegangenen Klugheits- und Tugendregeln überflüssig machen könnte. Einige der Letzteren mögen hier folgen:

„Wer den Tod vergißt, der besiegt seinen Feind. — Am Schädlichsten ist's von Allem, wenn der Fürst den Ruf eines Lügners erhält. — Findet der Fürst zu viel Gefallen am Süßen, so wird des Volkes Loos bald bitter sein. — Des Volkes Unart richten die Fürsten; wird aber der Fürst unartig, wer richtet ihn? — Will Bosheit Dich berühren, so steh' nicht, komm' nicht nah; wo die Sünde ist, da ist auch Verachtung. — Willst Du, daß der Beschwörer (Wunderarzt) Dir nützen soll, so glaube ihm Alles. — Wie viel Du immer wissest, erstrebe stets noch mehr! — Glaubst Du viel zu wissen, so bist Du vom Wissen fern. — Wie viel tausend Helden sind durch Weiber von ihrer Wurzel gerissen, wie viel strahlende Antlitze durch Weiber schwarze Erde geworden! — Handelt das Weib redlich, so ist sie auch schön; auf (wahre) Weiberschönheit versteht sich der Vernünftige allein."

---

*) Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik. Innsbruck und Leipzig.

Moderne türkische Romane.

Seit einiger Zeit machen ästhetisch gebildete Individuen armenischer Nationalität, geistig befruchtet von französischen Empfindsamkeits-Romanen, sich an die (wie es scheint, nicht undankbare) Arbeit, für ihre türkisch redenden Stammesgenossen im oßmanischen Reiche etwas Aehnliches zu schaffen. In diese Klasse gehört die schon 1851 ohne Name des Verfassers in Stambul erschienene „Geschichte der Agape“ (Agabi hikjajeszi), 438 Seiten in klein Oktav. Das Buch ist in gewöhnlicher türkischer Umgangssprache abgefaßt, aber mit armenischen Buchstaben gedruckt, die der Armenier lieber liest und gewöhnlich auch viel besser lesen kann, als die bekanntlich den Arabern erborgte Schrift der Türken. Wer als Ausländer von dem türkischen Conversations-Styl einen richtigeren Begriff erlangen will, als die Meisten der von Oßmanen geschriebenen Bücher ob wimmelnder Arabismen und Persismen in künstlich verschlungenen Sätzen Einem beizubringen im Stande sind, dem kann die Lesung solcher Erzeugnisse vorzugsweise empfohlen werden. Selten begegnen uns armenische Wörter. Mancher von der Mode eingeführte französische oder italiänische Ausdruck hat in der fremdartigen Tracht belustigende Wirkung.

Der Inhalt des Agabi hikjajeszi ist, in gedrungener Kürze dargestellt, die tragische Geschichte eines jungen Fräuleins und ihres Anbeters, die Beide dem Religionshasse, d. h. der tödtlichen Feindschaft zwischen den Armeniern griechischen und denen römisch-katholischen Bekenntnisses zum Opfer fallen. Ein herzlos-fanatischer Oheim der verwaisten Heldin ist Schuld daran, daß sie am Ende sich vergiftet und ihr Geliebter am Rückfall in eine unlängst glücklich überstandene Krankheit stirbt.

Es fehlen auch nicht Scenen, in welchen geist- und charakterlose Stutzerhaftigkeit, oder Gesittungs-Schminke neben abschreckender Rohheit dem Leser vorgeführt wird. Der herrschenden Nation gedenkt das anonyme Genie, so viel wir uns erinnern, mit keiner Silbe, und ist so jeder etwaigen Verantwortlichkeit ausgewichen. Sch.

Nord-Amerika.

Neueste Mittheilungen über den Mormonenstaat.

Alle Berichte, die über das Mormonenthum und sein Staatswesen zu uns dringen, haben etwas Fabelhaftes an sich und klingen unseren Ohren so fremdartig, daß wir uns einer gewissen Ungläubigkeit dabei kaum erwehren können. Die Geschichte Roms und Griechenlands, obgleich durch eine zeitliche Ferne von zwei Jahrtausenden von uns getrennt, ist uns psychologisch weit begreiflicher und homogener, als die Vorgänge im Schoße eines mitlebenden Volkes, das nur durch eine räumliche Ausdehnung von uns geschieden ist.

Diese räumliche Entfernung nun ist durch die große Pacific-Eisenbahn, die das Land Utah quer durchschneidet, so bedeutend verringert worden, daß man hoffen kann, bald ein neues helles Licht auf die Räthsel im Innern des Mormonenstaats fallen zu sehen; ja, viele Stimmen prophezeien sogar ein gänzliches Aufhören des Mormonenthums in Folge der Eisenbahn-Verbindung mit der übrigen Welt. Dieser Ansicht ist auch der Verf. eines vor uns liegenden starken Bandes: Westward by Rail.*) Es enthält dies Buch die ausführliche Beschreibung einer der ersten Reisen, die mit der neuen Pacific-Bahn unternommen werden, und zwar vom Berichterstatter der Daily News. Wir theilen daraus Folgendes mit:

„Die Mormonen sind höchlich dafür gepriesen worden, daß sie durch Fleiß und Geschicklichkeit die wüste Gegend des Salzseethales in ein fruchtbares, korntragendes Land verwandelt haben. Dieses Lob bedarf der Einschränkung. Es ist wahr, sie haben Bäume gepflanzt und Korn gesäet, wo bis dahin nichts als Unkraut zu sehen war; ihre Pfirsiche und Aepfel sind sehr wohlschmeckend, ihr Korn von außerordentlicher Beschaffenheit, aber es ist ebenso wahr, daß sowohl das Klima als die Bodenbeschaffenheit des Salzseethales Obst- und Getraidebau im höchsten Grade begünstigen und erleichtern. Bewässerung ist das Einzige was noth thut; und das durstige Land zu überrieseln ist bloßes Kinderspiel. Das Land wird durchschnitten von Strömen frischen Wassers, die, aus den Bergen herabkommend, die tiefliegenden Seen erfüllen. An den Ufern dieser Ströme deutet die viel üppigere Vegetation darauf hin, welchen Weg man einzuschlagen hat, um dem Boden eine reichliche Aerndte zu entlocken. Diese Andeutung machten die ersten Ansiedler sich zu Nutze, und die Resultate sind heute sichtbar, wohin man blickt. Hier ist keineswegs ein Wunder geschehen, und nur wer die Einfachheit des Verfahrens nicht beobachtet hat, kann über die Erfolge staunen.“ Allerdings erhöht die Oede und Unfruchtbarkeit der Landstriche, die man passiren muß, ehe man nach Utah gelangt, bedeutend den Eindruck der Fülle und Wohlhabenheit, den das Thal selber hervorbringt. So hat man dem Mormonenfleiße mehr auf seine Rechnung geschrieben als ihm zukam.“ „San Francisco und Chicago bieten in der Geschichte ihrer rapiden Entwickelung viel mehr des Wunderbaren dar, als die Salzseestadt.“

Auch was die inneren Zustände des Mormonenstaats betrifft so glaubt der Verf., daß man im Allgemeinen noch zu günstige Vorstellungen darüber hegt. Er sagt:

„Der Eindruck, den man beim Lesen vieler Schilderungen des Mormonenstaats davonträgt, ist der, daß die Salzseestadt ein Ort ist, der an Schönheit der Lage und des Klima's nicht seines Gleichen hat, daß ihre Bewohner ein einheitliches, friedliches und wohlprosperirendes Volk sind, daß ihr Fleiß seine Früchte trägt in dem vollen Behagen, dessen sie sich erfreuen; ferner daß die Ergebenheit, die sie für ihre geistigen Leiter empfinden, nahezu an Leidenschaft gränzt; daß ihr blindes Zutrauen in ihre sonderbaren Dogmen weder Schwanken noch Zweifel kennt; daß sie Mann für Mann gegen diejenigen Front machen, die die Wahrhaftigkeit ihres Propheten anzuzweifeln wagen, oder die die Offenbarungen ihrer „heiligen Bücher“ leugnen; daß sie endlich in ihrer ganzen Lebensweise ein Maß von Glückseligkeit genießen, weit größer als das, welches andern Sterblichen zu Theil wird, und daß sie zugleich betreffs ihrer Seligkeit in jenem Leben eine Zuversicht, ja Sicherheit empfinden, die gewöhnliche Menschen allen Grund hätten, ihnen zu beneiden. Zu einer Zeit mag all dies einigen Schein der Wahrheit fürsich gehabt haben; in der That, man hat mir versichert, daß, wäre ich einige Jahre früher hergekommen, ich ganz ähnliche Ansichten gewonnen haben würde. Allein damit schon giebt man zu, daß die goldne Zeit des Mormonenthums vorüber ist. Was mich betrifft, so bezweifle ich stark, daß je eine so völlige Harmonie unter den Mormonen geherrscht habe. Ich habe hier

*) A New Route to the East, by W. F. Rae. London, Longmans.

mit Vielen gesprochen, die exkommunizirt waren, Andere haben freiwillig, aus Ueberdruß, der Kirche den Rücken gewandt, aber auch gute Mormonen und streng Gläubige habe ich kennen gelernt. Sobald die Zweifler sich im geringsten rebellisch zeigen, so wird summarisch mit ihnen verfahren; Rebellion aber heißt in diesem Falle schon jede Abneigung, sich der schrankenlosen Gewaltherrschaft Brigham Young's zu unterwerfen. Dieser ist zugleich Despot und Hoherpriester. Er legt die Gesetze aus, die im Buche Mormon enthalten sind und zwingt zugleich zur Annahme seiner Interpretation. Freiheit des Gedankens oder des Handelns ist für den Mormonen so unmöglich, als ob er Sklave oder Idiot wäre. Seine ganze Pflicht besteht darin, zu denken und zu thun was ihm befohlen wird."

Im Verlauf des Buches werden mehrere Fälle von summarischer Justiz mitgetheilt, wie sie gegen widerspenstige Mormonen ausgeübt worden, die wahrhaft haarsträubend sind. Der Kürze wegen wollen wir nur folgenden anführen und zwar in des Verf. eigenen Worten (S. 143 ff.):

„Dr. Robinson war der Besitzer eines Stückes Land geworden, das etwa eine Meile nördlich von der Salzseestadt gelegen war, auf welchem sich heiße Schwefelquellen befanden. Diese Quellen standen im Rufe großer medizinischer Wirksamkeit. Man hoffte, daß dieser Ruf Kranke herbeiziehen würde, und man glaubte, ihr Besitzer müsse reich werden. Die städtischen Behörden wünschten diesen Vortheil zu genießen und erhoben Ansprüche daran, auf Grund der Behauptung, daß das fragliche Land noch innerhalb der städtischen Weichbildsgränzen gelegen sei. Dr. Robinson widerstand diesem Anspruche. Man wandte sich an die Gerichte; deren Ausspruch fiel günstig für Dr. Robinson aus. Man warnte ihn vor fernerem Widerstande, da dieser gefährlich für ihn werden könne; aber diese Andeutungen schüchterten ihn nicht ein. Eines Nachts, als er sich eben zu Bette gelegt hatte, erweckte ihn ein starkes Klopfen an seiner Thür. Als er selbst nachsah, fand er zwei oder drei Männer, die ihn baten, zu einem Manne zu kommen, der so eben beim Fallen ein Bein gebrochen hätte. Er ging sofort mit, steckte aber vorher nach seiner Gewohnheit einen geladenen Revolver zu sich. Einige Stunden später fand man ihn wenige Schritte von seinem Hause entfernt todt auf der Erde liegen, von Wunden durchbohrt, auf dem Kopfe einen Bruch des Schädels, der von einer stumpfen Waffe herrühren mußte. Der Angriff mußte plötzlich und unerwartet erfolgt sein, denn in seiner Tasche fand man noch den geladenen Revolver. Der Zweck des Anfalls konnte kein räuberischer gewesen sein, denn seine Werthsachen waren unberührt. Ein „Heide"*) (Gentile), der den todten Körper in sein Haus brachte, erzählte mir, daß Mormonen, die die Züge des Verstorbenen erkannt hatten, jede Hülfsleistung verweigerten. Sie wußten, daß er den Kirchen-Obersten im höchsten Grade verhaßt gewesen war, und sie schienen seinen gewaltsamen Tod als eine natürliche Folge seines Betragens anzusehen. Für die Ergreifung der Mörder wurde eine große Belohnung ausgesetzt. Sie sind noch nicht entdeckt. Man glaubt allgemein, daß sie sich in der Salzseestadt aufhalten, und daß sie angeklagt werden würden, wenn man sicher sein könnte, daß das Gericht sie auch wirklich verurtheilte. Bis jetzt aber kommt es nicht vor, daß ein Mormonen-Schwurgericht einen mormonischen Verbrecher verurtheilt, der für die Interessen der Kirche gesündigt hat; ein irrender „Heide" hingegen wird strenger behandelt."

Ein Kapitel des Werkes trägt die Ueberschrift: Mormon Missions and Missionaries und bringt, zum ersten Male unseres Wissens, sehr merkwürdige Mittheilungen über diesen Gegenstand. — Daß die meisten Frauen der polygamistischen „Heiligen" aus England eingewandert sind, ja daß sehr viele der Banquiers, Kaufleute, Journalisten, Hotelbesitzer in Utah aus England oder Wales stammen, ist sicher ein überraschendes Faktum. Ja, nach den Angaben des Verf., die sich auf eine im Jahre 1869 in Utah vom Präsidenten A. Smith, dem offiziellen Historiker der Kirche, veröffentlichte Broschüre stützen, sind von den 150,000 Einwohnern Utahs mindestens drei Viertel aus Europa eingewandert. Bis zu 4000 Europäern wandern jährlich in das neue Reich ein. Das größte Kontingent zu dieser Zahl stellt England, weil „in diesem Lande von den Behörden der Missionsthätigkeit der geringste Widerstand entgegengesetzt wird". Dieser Umstand allein dürfte jedoch kaum genügen, das befremdliche Faktum zu erklären, selbst wenn man außerdem in Betracht zieht, daß bei den Werbungen viel von dem künftigen Wohlstande und nur wenig von Dogmen die Rede ist, und daß sie sich mit ihrem Bekehrungsversuche stets an die Aermsten und Unwissendsten wenden. Die Mormonen haben ihre Netze in allen bewohnten Ländern der Erde ausgespannt. Um die Kinder Israel in Masse zu bekehren, sandten sie eine eigene Missionsgesellschaft nach Jerusalem, doch mußte diese ihre Aufgabe bald als gänzlich hoffnungslos ansehen. In Frankreich wurden den Eldert, wie sich die Missionare nennen, im J. 1849 durch die Polizei die Hände gebunden; aus Hamburg wurden sie ausgewiesen; am Schlechtesten aber erging es ihnen in Preußen, wo sie im J. 1855 sich schriftlich an den Kultusminister wandten, um die Erlaubniß zur Verbreitung ihrer „Wahrheiten" zu erlangen. Ein Besuch der Polizei, eine strenge Katechisation und eine Ausweisung unter Androhung von Transportation war die Antwort darauf. Ganz ähnlich erging es ihnen in Oesterreich. In Dänemark reüssirten sie einigermaßen, wohingegen Schweden und die Schweiz die „Apostel" sofort verbannten. Auch in Südamerika, ja sogar in China haben die unermüdlichen Mormonen versucht, Proselyten zu machen, überall ohne eigentliche Erfolge. Hingegen scheinen sie in den britischen Kolonieen Süd-Australiens, Neu-Süd-Wales, Tasmania und Neu-Seeland, doch einiges Glück gehabt zu haben. Indien und ganz Asien verhielten sich entschieden ablehnend. Ob man nicht versucht hat, sich mit den Muhamedanern in Verbindung zu setzen, davon erwähnt der Bericht nichts.

Die englische Kirche versucht nun zwar ihrerseits als Gegengift auch eine Mission im Staate Utah zu etabliren, doch theilt sie bisher das Schicksal der meisten Missionen, die Erfolge stehen in keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln. Zwar ist das „Tabernakel", die Hauptkirche Utahs, auf einem Hügel weithin sichtbar gelegen, den Predigern aller Sekten geöffnet, die hier frei ihre Lehren vortragen dürfen. Doch ist diese Freiheit nur eine scheinbare; denn da Brigham Young sich das Recht vorbehalten hat, immer das letzte Wort zu behalten und nach jedem Redner seine eigenen Ansichten zu entwickeln, so gelingt es ihm sehr leicht, den Eindruck, den ein Fremder hervorgebracht, zu verwischen. Welcher Mittel er sich dabei oft bedient, wie er „die Waffe des Spottes" zu brauchen weiß, erhellt aus folgendem Beispiel: Der Bischof Foote, der von der bischöflichen Kirche Englands als Missionär abgesandt worden, hatte in seinem weißen Talar und der Kappe der in Oxford Graduirten gepredigt. Als Brigham Young nach ihm die Kanzel bestieg, nahm er sich ein gewöhnliches Tischtuch um, das er komischer Weise um sich drapirte, um seinen Vorredner in dieser Weise dem Gelächter der Menge preiszugeben. — Ueberhaupt erscheint der Charakter Brigham Youngs, der augen-

*) So werden alle Nichtmormonen genannt.

blicklich alle weltliche und geistliche Macht des Staates in seiner Person vereinigt, als so gewaltthätig, rohsinnlich und in jeder Weise niedrig, daß sein immenser Einfluß kaum zu verstehen ist. Am wunderbarsten unter all' den wunderbaren Erscheinungen ist wohl die, daß die Polygamie, diese „eigenthümliche Institution", um die sich Alles dreht, durchaus nicht als Gesetz in dem Buche Mormon, wie es angeblich von Joseph Smith, dem Begründer des Mormonenthums, aufgefunden wurde, enthalten ist. Zwei seiner Söhne, die noch leben, machen augenblicklich dem Präsidenten die lebhafte Opposition, denn es scheint, daß lediglich dessen eigene maßlosen Lüste ihn zur Begründung der Polygamie als Gesetz geführt haben. Mit den beiden Schismatikern Smith in der Weise summarisch zu verfahren, wie mit Dr. Robinson, dazu haben sie eine zu große Notorietät.

Daß das Mormonenthum auf amerikanischem Boden nicht länger zu dulden ist, darüber scheinen so ziemlich alle Parteien einig zu sein. Die Ansicht des Verf. jedoch geht dahin, daß eine friedliche Lösung oder vielmehr Auflösung dem gewaltthätigen Einschreiten des Kongresses mit Militärmacht bedeutend vorzuziehen sei. Wenn der Kongreß die beiden Beschlüsse aufrecht erhält und durchführt, die wohl erst nach dem Erscheinen des vorliegenden Buches gefaßt worden sind: 1) daß die Religion fernerhin nicht mehr ein Vorwand sein dürfe, sich den Gesetzen der Vereinigten Staaten zu entziehen — wodurch die Polygamie de facto aufgehoben würde —, 2) daß der Uebertritt von Außen her Eingewanderten fortan erschwert werden soll, indem nur solche Personen Niederlassungsrecht in Utah erlangen können, die sich den in der Union herrschenden Gesetzen fügen wollen, wenn diese beiden Maßregeln in aller Strenge aufrecht erhalten werden, so ist das Ende dieser sonderbaren Heiligen in nicht zu ferner Zeit abzusehen: sie würden gewissermaßen in ihrer eigenen Festung ausgehungert. Die übergroße Achtung vor der persönlichen Freiheit in Religionssachen, die in Amerika herrschend ist, hat bisher verhindert, gegen das „religiöse" Element im Mormonenthum einzuschreiten. Wer weiß, ob Brigham Young nicht gerade deswegen der Einsetzung der Polygamie dieses sozusagen religiöse Gewand umgehängt hat, das sie sonst in keiner Weise verdient. Was würden wohl die Mormonen selbst dazu sagen, wenn den indischen Thugs, denen ihre Religion vorschreibt, so viele Andersgläubige als möglich auf jede Weise vom Leben zum Tode zu bringen, wenn diesen in Amerika freie Ausübung ihrer Religionsgebräuche gestattet würde? Das gleiche Recht für Alle hat doch auch seine natürlichen Gränzen, und es läßt sich bestimmt annehmen, daß sobald die Mormonen in diese zurückgedrängt sein werden, ihr Erlöschen bevorsteht. Die Mittel, durch die ihre Herrschaft jetzt befestigt ist, sind, wie aus den unbefangenen Schilderungen Rae's hervorgeht, theils Furcht und Schrecken, theils sinnlicher Genuß und Geldgewinn.

Neuseeland.

Engländer und Maori auf Neuseeland.*)

Wenn schon europäische Ansiedler in überseeischen oder doch entlegenen nicht europäischen Ländern niemals sehr menschlich und uneigennützig gegen die Eingeborenen auftreten, so haben sich doch die Engländer, mit Einschluß der Nordamerikaner, in diesem Verhältniß ganz besonders habsüchtig und deswegen rechtverachtend, treulos und grausam bewiesen. Nicht zum wenigsten trifft sie dieser Vorwurf in Neuseeland, diesem ebenso an Naturschönheiten, als an Naturschätzen und wissenschaftlichen Merkwürdigkeiten überaus reichen Insellande im fernsten Stillen Ocean. Nachdem schon seit länger als einem Jahrhundert sich Leute aus der Hefe des englischen Volkes dort niedergelassen und ein paar Ansiedelungen an der Küste angelegt hatten, wurde auf Betrieb von Missionären und Handelsleuten im Jahre 1840 durch einen Vertrag mit einer Anzahl von Häuptlingen der Eingeborenen Besitz von Neuseeland für die Krone Großbritannien genommen. Von nun an wurde durch Spekulanten die Besiedelung des Landes im Großen in Ausführung genommen, und dieselbe schritt auch rasch vor, aber nur mit Verletzung aller Rechte der eingeborenen Maori und unter furchtbaren Kämpfen mit ihnen, welche das schnelle Aussterben derselben beschleunigten. Jetzt werden von ihnen nur noch etwa 40,000 Köpfe gezählt, während Cook sie vor 100 Jahren auf eine halbe Million veranschlagte und noch 1842 ihrer über hunderttausend vorhanden waren. Dagegen hat sich die europäische Bevölkerung bereits auf mehr als 200,000 Seelen vermehrt; das Land aber, welches in Größe, Gestalt und zum Theil im Klima viel Aehnlichkeit mit Italien hat, ist im Stande, viele Millionen von Bewohnern zu ernähren. Bei solcher Erstarkung des europäischen Elements und bei dem Sparsystem, welches durch das gegenwärtige Whig-Ministerium angenommen worden ist, hat die englische Regierung den Beschluß gefaßt, das königliche Militair, welches im Jahre 1863 über 12,000 Mann zählte, aus der Kolonie herauszuziehen und es den Ansiedlern zu überlassen, sich selbst zu schützen. Sie hatte dazu noch einen anderen Grund: sie schämte sich, die Ungerechtigkeiten und Brutalitäten derselben gegen die Maori durch ihren mächtigen Arm in Schutz zu nehmen, und bei den Truppen herrschte auch offener Widerwille, sich dabei als Handlanger brauchen zu lassen. „Ein alter Feldoffizier" äußerte sich darüber in einem Londoner Blatt folgendermaßen: „Die Briten sind die Angreifenden und die Eingeborenen wissen, daß die Kolonisten nach ihrem Blute dürsten, weil diese in der Vertilgung der Maori das Mittel erblicken, am schnellsten ihr Ziel zu erreichen, welches in nichts anderem besteht, als die Ländereien der Unglücklichen in Besitz zu nehmen. Den englischen Soldaten aber ist ein Krieg, den sie für solche schmutzigen Interessen führen sollen, verhaßt und sie schämen sich, als Werkzeuge der Grausamkeit und Ungerechtigkeit dienen zu müssen."

Schon früher hatte im Parlament ein Mitglied geäußert: „Angesichts der durch das Blaubuch konstatirten Thatsachen hat Britannia vollauf Ursache, wegen der von ihren Söhnen in Neuseeland begangenen Barbarei ihr Haupt zu verhüllen und in Sack und Asche zu trauern!"

Es versteht sich von selbst, daß die Maori im Punkte der Grausamkeit nicht hinter den Engländern zurückgeblieben sind — dafür sind sie auch Wilde; aber sie blieben immer verhältnißmäßig ehrlich und treuherzig; auch erregen sie Theilnahme durch den Heldenmuth, mit dem sie gegen weit überlegene Waffen ihr verletztes Recht verfechten. Ein Zug von ihnen verdient den Franzosen im Hinblick auf deren Vertheidigung und Beschützung der Franctireurs, wenn dieselben sich Hinterlist und Grausamkeiten gegen deutsche Soldaten zu Schulden kommen ließen, als nachahmungswürdiges Vorbild vorgehalten zu werden. Im Jahre 1865, als die Wuth des Maori-Krieges etwas nachge-

*) Fr. Christmann und Richard Oberländer: Neu-Seeland und die übrigen Inseln der Südsee. Mit 120 Text-Abbildungen, mehreren Karten und 8 Thonbildern. Leipzig, Otto Spamer.

lassen hatte, wagte der deutsche Missionär Völkeer (Völkner) sein Haus in dem aufständischen Gebiete wieder aufzusuchen und zu beziehen; er wurde aber von seinen Täuflingen ergriffen und ermordet, sein Herz wurde, noch warm, gefressen. Diese Unthat wurde von den Maori selbst als ein Unrecht anerkannt, die Mörder wurden von ihnen festgenommen und zur Bestrafung an die Weißen ausgeliefert, ohne daß die Wilden deswegen den Kampf einstellten und sich unterwarfen.

Bis auf diese vereinzelte Anwandlung mit Völkner's Herz hat die eigentliche Menschenfresserei bei den Maori in den letzten Jahrzehnden doch ein Ende genommen. Der Grund davon liegt nicht in den Belehrungen der Missionäre, obgleich dieselben bereits den ganzen eingeborenen Stamm äußerlich der christlichen Kirche einverleibt hatten. Das erwies sich dadurch, daß junge Christen, so weit sie sich dem Aufstande angeschlossen, insgesammt vom Christenthum abgefallen sind und einer neu erfundenen, ebenso bestialischen als unsinnigen Glaubenslehre sich zugewendet haben. Der Grund der Abschaffung jenes scheußlichen Gebrauchs ist vielmehr ein volkswirthschaftlicher: die Maori bedürfen nicht mehr des Menschenfleisches, seitdem sie ihren Fleischappetit unter weit geringeren Mühen und ohne alle Gefahren durch vorgängige Kämpfe an Schweinen und Rindern stillen können. Interessant ist eine Theorie in dem uns vorliegenden Werke von Christmann und Oberländer, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat und wonach die Menschenfresserei der Maori auch einen volkswirthschaftlichen Ursprung hat. Bekanntlich hat man am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zuerst Knochenreste eines ausgestorbenen, straußartigen Riesenvogels in Neuseeland entdeckt, welcher bei einer Höhe bis vier Meter (13') auch den afrikanischen Strauß noch bedeutend überragt haben muß. Es ist ermittelt, daß dieses Thier, mit welchem die früheren Maori schwere Kämpfe zu bestehen hatten, diesem Volke zur Nahrung gedient hat und seit etwa 200 Jahren ausgerottet worden ist. In der gleichen Zeit hat sich unter den Neuseeländern das Menschenfressen entwickelt. Es wird nun die Ansicht aufgestellt, daß beide Erscheinungen in innerem Zusammenhange mit einander stehen, daß bei dem Mangel anderen großen Wildes die Menschen an die Stelle der Moa — so heißt der Riesenvogel bei den Maori — getreten sind, indem die Wilden gleich Europäern, welche das Unglück hatten, an einer öden Küste schiffbrüchig zu werden, in der Verzweiflung des Hungers Hand an ihre Unglücksgefährten legten. Das Nähere ist freilich nicht bekannt, läßt sich aber unschwer erklären.

Mit der Zunahme der Bevölkerung entstanden um die Jagdgebiete und das Ackerland, oder um die Fischereigründe, Streitigkeiten zwischen einzelnen Stämmen, die zum Kriege führten. Nun ist es ein ganz allgemein giltiger Satz, daß der Krieg die Menschen nicht besser macht, sondern daß er ihre Sitten verwildert und die niedrigsten Leidenschaften in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit des Volkes erregt. So erging es naturgemäß auch den Maori. Während der Dauer solcher Kriege wurde außerdem der Ackerbau vernachlässigt und Hungersnoth brach herein. Haß und Rachedurst erfüllten die Gemüther der erbitterten Krieger und brachten sie im Verein mit der Noth zu der ersten schrecklichen That, auf dem Schlachtfelde die erschlagenen Feinde zu verzehren. Was zuerst nur Folge der Noth und wilder Leidenschaftlichkeit war, wurde allmählich zum schrecklichen Brauch, bis zuletzt die Kriege nur noch zu dem Zwecke unternommen wurden, Schlachtopfer zu erbeuten.

Kleine literarische Revue.

— **Erfurt im dreizehnten Jahrhundert.***) Das Büchlein enthält eine Reihe ansprechender und lebendiger Schilderungen des mittelalterlichen Lebens. Durch die grünen Wälder führt uns der Verfasser in das alte Erfurt hinein, zeigt uns das Getriebe auf Straßen und Plätzen, Gewerbe und Handel, den behäbigen Bürger, die strenge Bürgerin, die schöne Begine, die mit dem fahrenden Schüler coquettirt und den stolzen Stiftherrn von St. Peter. Er erzählt uns von den traurigen Zuständen des Reichs zur Zeit des Interregnums und der endlichen Friedensstiftung durch König Rudolf. Zum Schluß erfahren wir von zwei Prioren des Erfurter Prediger-Klosters, deren einer, der fromme Graf Elger von Hohenstein, es mitbegründen half, deren anderer aber der große Meister Eckhart ist. Eckhart's hauptsächliche Thätigkeit hatte allerdings einen andern Schauplatz: Prior zu Erfurt war er in dem letzten Jahrzehnd des dreizehnten Jahrhunderts, noch ehe er zu Paris „Meister" geworden.

— **„Des Grafen Ernst von Mansfeld letzte Pläne und Thaten"** behandelt eine kleine Schrift des Dr. Julius Großmann.**) Der Verfasser versteht hierunter Mansfeld's „Denken und Thun von seiner Vereinigung mit dem Könige Christian IV. von Dänemark gegen Ende 1625 bis zu Ende seines Lebens nach Ausführung des ungarischen Zuges" und will namentlich die wahre Bedeutung der Schlacht an der Dessauer Brücke im Zusammenhange mit Mansfeld's nicht zur Ausführung gekommenen Ideen im Gegensatze sowohl zur Auffassung der meisten Zeitgenossen als auch der heutigen Historiker Darstellung. Die Untersuchung ist mit vielem Fleiß geführt.

— **Ein neuer dramatischer Demetrius,*****) und sprechen wir es von vornherein aus: eine tief durchdachte, umsichtige und lebensvolle Bearbeitung des interessanten geschichtlichen Stoffes. Es wird erlaubt sein, eine Vergleichung mit dem Schillerschen Fragment anzustellen. Im Allgemeinen hat Herr Hardt die beiden Hauptfiguren des Dramas, den Demetrius selbst und dessen vermeintliche Mutter, die vertriebene Zarin Marfa, in der von Schiller vorgezeichneten Form gemodelt. Allein er hat dem Verhältnisse einige neue, dramatisch wie psychologisch werthvolle Seiten abgewonnen. In beiden Dramen führt die erste Begegnung zwischen Demetrius und Marfa eine entscheidende Wendung herbei. Es kommt alles darauf an, ob Marfa den bis dahin glücklichen Prätendenten als ihren Sohn anerkennen wird. Bei Schiller nun tritt Demetrius nicht mehr als der betrogene Betrüger, sondern schon als der Betrüger schlechthin vor Marfa. Nur das Bewußtsein der Nothwendigkeit, sich als Zar zu behaupten, läßt ihn vor Marfa die Rolle als ihr Sohn weiter spielen. Bei Hardt erscheint Demetrius in dem festen Glauben vor Marfa, daß er ihr Sohn sei. Seine Gefühle bei ihrem Wiedersehn sind die eines Sohnes, sind echt und schön. Erst dann, als er sieht, daß dieselben in ihrem Herzen den erwarteten Wiederhall nicht finden, als er vergebens fragt: „Bin

*) Ein Geschichtsbild von Alfred Kirchhoff. Berlin, Mittler.

**) Breslau, J. W. Korn, 1870.

***) Demetrius, Tragödie von Carl Hardt. Hamburg, Hoffman und Campe.

ich Euer Sohn?" wird seine Seele mit Zweifeln erfüllt. Von hier ab verläßt ihn sein Glück, weil er, obgleich Marfa sich entschließt, ihn als seine Mutter nach Moskau zu begleiten, den Glauben an sich selbst und an den Stern seiner Geburt verloren hat. Dies ist die innere Ursache seines Unterganges. Die äußeren Ursachen desselben stellen sich in sehr glücklich gezeichneten politischen und kirchlichen Ränken dar. Demetrius, König Sigismund und seine Polen erscheinen hier als die Werkzeuge in der Hand der Jesuiten, deren Plan darauf gerichtet ist, Rußland für Rom wieder zu gewinnen. Auf der andern Seite steht der Fanatismus des russischen Pfaffenthums. Diesem ist der Sieg beschieden. Demetrius, auf dem Schilde papistischer Eroberungssucht emporgehoben, fällt, indem er es wagt, das Kreuz in der Hand des russischen Patriarchen mit seinem Schwerte anzutasten!

— **„Zwei Jubilarinnen"** *) nennt sich ein kleines Schriftchen, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der beiden nützlichen Dinge: Nadel und Feder darzustellen, und zwar hauptsächlich für „Frauen". Welche Gattung von Frauen Herr Bücker bei seiner Arbeit eigentlich im Sinne gehabt, ist nicht recht klar, jedenfalls wohl so untergeordnete, daß sie noch unter dem Bildungsstandpunkte acht- bis neunjähriger Kinder sich befinden, denn diese vertragen doch neben Geschichten und Märchen ganz gut schon etwas „Belehrendes" pure zu hören; Herr B. aber hält es für nöthig, den kleinen Bruchtheil von Belehrung, den er den Frauen spenden will, in das Gewand des Märchens zu hüllen, nach Art des: Was sich der Wald erzählt, nur unendlich abgeschwächt, da hier die redenden Dinge durchaus nicht ihrem Charakter treu bleiben. Mit Recht könnten die Frauen, sich eines aus der Küche genommenen Bildes bedienend, Herrn Bücker fragen, ob er glaube, einige Brocken guten Brotes in eine lange süßliche fade Brühe einweichen zu müssen, um sie dadurch schmackhaft zu machen? Wenn wirklich der geistige Magen der Frau so schwach wäre, ein Stück nahrhaften Brotes nicht vertragen zu können (was wir bestreiten), eine solche Zuthat wäre wahrlich nicht geeignet, die Speise verdaulicher zu machen. Die Absicht des Herrn B. mag gut sein, und er mag, wie Zettel im Sommernachtstraum, von sich sagen können:

„Wenn wir mißfallen thun,
So ist's mit gutem Willen,
Die Absicht war doch gut —
Wenn wir sie nicht erfüllen?"

M. St.

*) Von Friedrich Bücker. Mit zwei Illustrationen von A. Schaal. Berlin, A. Duncker's Verlagsbuchhandlung (Gebr. Paetel), 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Die Juristische Gesellschaft zu Berlin hatte am 24. März zur Begrüßung des ersten Deutschen Reichstages eine solenne Sitzung veranstaltet, zu welcher die Juristen unter den Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichstages eingeladen waren. Nachdem der Vorsitzende der Gesellschaft seine Genugthuung darüber ausgesprochen hatte, daß es der Berliner Juristischen Gesellschaft, welche durch die Stiftung des deutschen Juristentages zur Vorbereitung und Förderung der Rechtseinheit in Deutschland beigetragen, vergönnt sei, die vorzugsweise zum Ausbau und zur Pflege dieser Rechtseinheit berufenen Körperschaften gastlich zu begrüßen, hielt Herr Professor Gneist vor der zahlreichen und glänzenden Versammlung einen in jeder Hinsicht bemerkenswerthen Vortrag über den Rechtsstaat und die Verwaltungsgerichte. Von einem Ueberblicke über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland ausgehend, bezeichnete der Redner es vorzugsweise als den Beruf der deutschen Nation, den Rechtsstaat, den jedes der großen Kulturvölker in der Blüthezeit seines politischen Daseins auf die seinem Volksgeiste entsprechende Weise zu gründen gesucht hat, für die Gegenwart, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, welche die wirthschaftliche Umwälzung der Gesellschaft jeder rechtlichen Ordnung des Staatslebens in den Weg stelle, zu verwirklichen. Mit wahrhaft glänzender Kritik veranschaulichte der Vortragende sodann die Versuche, die vorzugsweise in Preußen zur Lösung dieser gewaltigen Aufgabe seit zwei Menschenaltern von der Regierung, von den politischen Parteien und von der Wissenschaft gemacht worden sind. Er legte mit rücksichtsloser Schärfe die Schäden und die Gefahren dar, denen die Handhabung des öffentlichen Rechts in Preußen in Folge der Einführung eines unvollständigen, den Grundlagen und den Bedürfnissen unserer gesammten Rechtsentwickelung widersprechenden Constitutionalismus ausgesetzt ist: wir haben Parteiregierungen, wie England, aber ohne das Gegengewicht einer festen und vor allen Parteischwankungen gesicherten Rechtsprechung in Verwaltungsfragen, welche doch die unerläßliche Ergänzung des constitutionellen Systems bildet und bilden muß. Verwaltungsgerichte zu organisiren, welche, ohne die Executive der Staatsorgane zu lähmen, auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts nicht minder sicheren und unantastbaren Rechtsschutz zu gewähren vermögen, wie ihn das Privatrecht durch die treffliche deutsche Gerichtsverfassung genießt: darin erblickt Gneist das mit allen Kräften anzustrebende Ziel für den Ausbau des deutschen Verfassungslebens und die nothwendige Voraussetzung für die Begründung und Erhaltung des deutschen Rechtsstaates. — Wir hoffen, der durch vollendete Form und Gediegenheit des reichen Inhalts gleich sehr hervorragenden Rede im Druck wieder zu begegnen. Sie bildet eine tiefernste Einleitung zu den schweren Arbeiten, welche der deutschen Gesetzgeber harren, und bietet zugleich eine Probe von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher die deutschen Juristen ihrerseits zur gedeihlichen Lösung dieser Arbeiten beizutragen bestrebt sind.

Der erste Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Berlin, Herr Dr. Abraham Geiger, hat ein „Offenes Sendschreiben an den evangelischen Oberkirchenrath in Berlin" drucken lassen,*) worin auf dessen bekannten Erlaß über den Uebertritt zum Judenthum, wonach „die jüdische Gemeinschaft noch heute in Haß und Feindschaft gegen Jesum verharre", eine Erwiederung ertheilt und der historische Nachweis geführt wird, daß bereits im Mittelalter, in der Zeit der finstersten Ideen der Menschheit, das Judenthum Haß und Feindschaft gegen Jesum, wie sie Ersterem noch heutzutage vom evangelischen Oberkirchenrath imputirt werden, nicht gekannt habe. Aus einem Cyklus wissenschaftlicher Vorträge, welche Herr Dr. Geiger im eben verflossenen Winter vor einem zahlreichen Publikum von Herren und Damen

*) Die Stellung des Judenthums zum Christenthum im 13. und 14. Jahrhundert. Offenes Sendschreiben &c. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, 1871.

in Berlin über „das Judenthum und seine Geschichte vom 13. Jahrhundert ab" gehalten, ist zum Behufe der Widerlegung des Oberkirchenraths ein Vortrag mitgetheilt, worin der Verf. durch Stellen aus dem Thalmud und den Midraschim, sowie aus Schriften von jüdischen Autoren des 13. und 14. Jahrhunderts, den Nachweis führt, daß dem Judenthume „die Lust, zu bekehren, das Verlangen, nach außen kämpfend sich auszubreiten", zu allen Zeiten fremd war, indem dasselbe vielmehr stets aus freien Stücken erklärte: „daß die Frommen aller anderen Nationen und Religionen den Antheil am ewigen Leben erlangen". — „Dem Christenthum gegenüber", sagt Herr Geiger, „war das Judenthum nicht etwa strenger, feindseliger; im Gegentheil! Während es in den früheren Religionen den nackten Götzendienst sah, erklärte es, im Christenthume den Glauben an Gott zu gewahren, nur daß noch ein anderes Wesen hinzugefügt werde; diese Hinzugesellung verwarf es allerdings entschieden, aber es beurtheilte sie doch milder, als den Götzendienst."

Mit Recht findet Herr Geiger in seinem Sendschreiben einen besonders schweren Vorwurf für den Oberkirchenrath in dem Umstande, daß er gerade einen Zeitpunkt, wo Deutschland ein engeres Band um alle seine Kinder schlingt, wo alle Glieder desselben sich fester mit einander verbinden, wo die ganze Bevölkerung willig Leben und Habe in Liebe zum Vaterlande darbietet, dazu gewählt, durch Anfachung verfolgungssüchtigen Glaubenseifers Mißtrauen und Zwietracht zu erwecken und gewisse schwere Besorgnisse in den von Frankreich zurückgewonnenen deutschen Landen zu rechtfertigen.

In den Vereinigten Staaten hat der vielbesprochene Erlaß des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin ebenfalls großes Aufsehen erregt, und selbst in den dortigen deutschen Organen sind in Folge dessen sehr anzügliche Aeußerungen über den inneren Widerspruch zu finden, der in einzelnen Handlungen der preußischen Staatsregierung sich kundgiebt. Der Newyorker deutsche „Demokrat", der sonst immer als Verfechter der von seinen amerikanischen Kollegen angegriffenen Politik Deutschlands auftritt, sagt in seinem Blatte vom 15. März: „Der Mephistophelische Humor des Schicksals, der sich in diesem erleuchteten Machwerke der Intelligenz des 19. Jahrhunderts ausspricht, wird noch erhöht, wenn man wahrnimmt, daß dasselbe die Unterschrift Hegel trägt. Wir wissen allerdings nicht, ob dieser Consistorial-Hegel ein Sohn des berühmten Philosophen ist, hoffen aber, zur Vervollständigung des Humors, daß dem so sei."

In der wissenschaftlichen Beilage der Mainzer Zeitschrift „Der Israelit" wird der Versuch gemacht, den Namen „Germanen" von dem in der Völkertafel der Genesis genannten Namen des ältesten Sohnes von Japhet, Gomer, abzuleiten. Es heißt dort: „Eine der ältesten aramäischen Uebersetzungen der Bibel, der fälschlich dem Jonathan ben Usiel zugeschriebene „Targum Jeruschalmi" nennt „Germania" als eines der Länder, in welchem die Nachkommen Gomer's wohnen. Daß aus „Gomer" durch eine einfache Metathesis „German" geworden, ist Jedem einleuchtend, welcher die hebräische Sprache kennt. Auch der babylonische Thalmud (Joma f. 10.) und der Thalmud Jeruschalmi im ersten Abschnitte des Tractats „Megillah" bezeichnen „Germania" als den Wohnsitz der Nachkommen des Gomer. Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß als der älteste Sohn des Gomer in der Bibel Askenas (אשכנז) genannt wird, und daß in der jüdischen Literatur sowohl, wie im Volksmunde, dieser Name allgemein für Deutschland gebräuchlich ist. Die Askanier aber sind eines der ältesten, vielleicht das älteste der deutschen Dynastengeschlechter. . . . . Demnach würde sich Folgendes ergeben: die Nachkommen Gomer's, nach diesem ihrem Stammvater Gomranen oder Germanen geheißen, nahmen unter Anführung des ältesten Sohnes Gomer's, des Askenas, ihre Wohnsitze in dem Lande, daß sie dann „Germania" nannten."

Der so eben erschienene amtliche Nachweis der im J. 1870 in England vorgekommenen Eisenbahn-Unfälle beweist auf's Neue, mit welchem Leichtsinn in Großbritannien, wie in Nordamerika die polizeiliche Sicherheitskontrole der Eisenbahnen gehandhabt wird. Die Gesammtsumme der ohne ihre eigene Schuld auf Eisenbahnen Getödteten betrug nicht weniger als sechsundsechzig im vorigen Jahre. Die Zahl derjenigen, welche ohne eigene Schuld verletzt wurden, beläuft sich auf 1084. Durch eigene Schuld oder Unvorsichtigkeit getödtet wurden 24, verwundet 10 Personen. Von den Beamten der verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften wurden ohne eigene Schuld getödtet 25, verletzt 118; durch eigene Schuld oder Unvorsichtigkeit starben 90, verletzt wurden 11. — Siebzehn Personen wurden getödtet, drei verwundet, während sie die Bahn überschreiten wollten; 59 suchten ihren Tod geflissentlich auf diese Weise. Neunzehnmal stießen Personenzüge zusammen; 73mal Personen- und andere Züge; außer diesen Zusammenstößen kam es 13mal vor, daß ganze Züge oder Theile derselben aus den Schienen geriethen.

Zu den neuesten literarischen Erzeugnissen der schwarzen Brüderschaft in Vlamisch-Belgien gehören folgende, zu Cureghem bei Brüssel gedruckte Schriften:

Wie blazen het vuur aan tegen de H. Kerk, Priesters, Kloosters, Koningen en Eigendom? De Vrijmaçons! (Wer bläst das Feuer an gegen die h. Kirche, die Priester, Klöster, Könige und das Eigenthum? Die Freimaurer!)

Weg met de kloosters! is de schreeuw der hel, mondsluitend bewezen door M. H. Davidts, Pastoor in Droogenbosch. (Fort mit den Klöstern! ist das Geschrei der Hölle, unwiderleglich bewiesen.)

In einem Artikel des „Magazin für die Literatur des Auslandes" (Nr. 4) wird mitgetheilt, daß der Freiherr v. Weyhe-Eimke nach Forschungen im Archive von Nachod, nachgewiesen, Schiller habe seinen Max Piccolomini ganz der Wirklichkeit gemäß dargestellt, wie er ihn „in den großen schwärmerischen Augen des Helden" in seinem Bilde und in den Studien, die er in Nachod gemacht, kennen gelernt habe. Das sehr überschwengliche Büchlein des Freiherrn ist von Unterzeichnetem schon in der Beilage zum 13. August 1870 der Augsb. „Allg. Ztg." abgefertigt worden. Schiller ist niemals in Nachod gewesen, und Herr v. Weyhe, der von wichtigen „Briefen und Urkunden" spricht, bringt aus ihnen Nichts weiter, als was Schiller aus bekannten gedruckten Quellen wußte, daß ein Joseph Silvio Piccolomini, Neffe des bekannten Octavio, als kaiserlicher Reiter-Oberster bei Jankau 1645 gegen die Schweden fiel, nur noch mit einigen Details über sein Ende und Begräbniß. Es bleibt also dabei, daß mit Ausnahme des Festhaltens an der historischen Thatsache, daß ein sonst ganz unbedeutender und unbekannter jüngerer Piccolomini — wenn auch 11 Jahre später — gegen die Schweden gefallen, Schiller den Max aus seiner Phantasie gestaltet hat.

Dresden. Prof. Dr. Helbig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mattbäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: **Joseph Lehmann** in Berlin.

Verlegt von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von **Eduard Krause** in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 15. April 1871. [Nr. 15.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutschlands Dank den Deutschen im Auslande.

Der hochverehrte Präsident des Deutschen Reichstages, Herr Dr. Simson, hat an die Presse die ehrenvolle Aufforderung gerichtet, den Dank, welchen die Vertreter des deutschen Volkes an die Deutschen im Auslande für ihre thatkräftige deutsche Bruderliebe und opferwillige Theilnahme votirt haben, durch ihre Organe zu verbreiten. Es lautet dieser Dank:

„Der erste Deutsche Reichstag erfüllt eine patriotische Pflicht, indem er mit warmer Anerkennung und Freude der wohlthuenden Sympathien, der thatkräftigen Unterstützung und der liebevollen opferwilligen Hülfe gedenkt, welche die deutschen Stammesgenossen in den benachbarten Staaten, wie in den fernsten Ländern, ihrem schwerbedrohten und nun wiedererstandenen gemeinsamen Vaterlande bewiesen haben.

„Im Namen des zum Reiche vereinigten deutschen Volkes spricht er seinen warmen Dank allen fernen Stammesgenossen aus, deren patriotische, oft unter Gefahren und Unbill bethätigte Theilnahme die nationale Erhebung stärkte, den Schritt der siegreichen Heere beflügelte, die gebrachten Opfer milderte und zur Heilung der geschlagenen Wunden beitrug."

Wir bemerken, daß im Sitzungssaale des Deutschen Reichstages über dem Präsidentenstuhle eine große, schwarzweißrothe Fahne mit der in Gold gestickten Inschrift weht: „Dem Norddeutschen Reichstage, 1867, die Deutschen in New-Orleans."

A. L. v. Rochau: Geschichte des deutschen Landes und Volkes.*)

Deutsches Land und Volk. Es ist ein bisher ungelöstes Problem, dem deutschen Volke seine Geschichte in solcher Weise zu erzählen, daß sie die Geltung eines wahren Volksbuches erlangte. Zum großen Theil liegt die Schuld an der Natur dieser Geschichte selbst. Mit dem dreißigjährigen Kriege ist die gesammte Tradition, welche das Volk mit seiner Vorzeit verband, verwischt, ja spurlos weggespült. Die politisch-sozialen Zustände der früheren Zeit sind seitdem nur der gelehrten Forschung, auch dieser nur mangelhaft verständlich. Die wesentlich anderen Aufgaben, die der deutsche Geist seit der Reformation ergriff, lassen selbst die größten Zeiten des alten Reiches als Verirrungen erscheinen, für die nur ein unhistorischer Romanticismus im Stande war, sich zu begeistern. Eine wirklich populäre Figur (das Kriterium dafür ist, daß sie Held des Epos wird, ein Punkt, an den die Sage krystallisch anschießt) existirt für die deutsche Nation in der gesammten Kaiserreihe nicht, und selbst der alte Barbarossa im Kyffhäuser ist nichts als ein Name, wie er denn selbst nur eine Ablösung des alten Donnergottes war. Die deutsche Geschichte, an der unser Volk lebendiges Interesse hat, beginnt mit Luther und repräsentirt sich an den großen Kurfürsten, an Friedrich dem Großen, an den Geistesheroen des 18. Jahrhunderts. Andererseits aber hat es die deutsche Gelehrsamkeit nicht immer gelernt, ihre großartigen Arbeiten genießbar zu machen. So leidet das Werk unsäglichen Fleißes und qualvoller Gewissenhaftigkeit, das Wilh. Giesebrecht als Geschichte der deutschen Kaiserzeit uns bietet, an einer Ueberfülle des Stoffes, die die Lektüre jedes einzelnen Abschnitts zu einem erschöpfenden Studium macht. Dazu kommt, daß das echt professormäßige penible Abwägen des Urtheils, die fast ängstliche Sorge, nach irgend einer Seite anzustoßen, die Rücksicht auf die Schule, die ja recht fromm und pietätvoll gehandhabt sein muß, die Lust gar bald lähmt.

Mit ziemlich hohen Erwartungen traten wir an Rochau's „Geschichte des deutschen Landes und Volkes"; war uns doch der Name des Verfassers (er ist derselbe, der seiner Zeit die Wochenschrift des National-Vereins so vortrefflich redigirte) eine Bürgschaft, es mit einer gesunden Auffassung und gebildeten Darstellung zu thun zu haben. Auch sind diese Erwartungen nicht getäuscht, aber wir hatten mehr erwartet und sehen uns darin freilich einigermaßen getäuscht. Es ist nicht leicht, genau zu sagen, worin diese Selbsttäuschung begründet ist. Vielleicht treffen wir es annähernd, wenn wir ehrlich heraussagen, wir sehen für ein solches, im Grunde verständiges und geschmackvolles Buch doch keine rechte Nothwendigkeit ein. Dergleichen besitzt unsere Geschichtsliteratur in ausreichendem Maße. Es ist als gedrängte Uebersicht des Faktischen nicht so schmal wie ein Compendium, aber als raisonnirender Geschichtsvortrag doch zu mager und kalt. Hoffen wir noch, daß dieser Eindruck sich auf den ersten Band beschränken werde, der uns bis zum Untergange der Hohenstaufen führt.

Ausstellungen im Einzelnen zu machen, ist hier nicht der Ort; nur eine Bemerkung wollen wir nicht zurückhalten. Sie betrifft den allzuhohen Respekt, den die moderne Historiographie vor dem rein Faktischen hat, dem gegenüber sie zu ihrem Schaden auf das moralische Urtheil verzichtet. Soll diese Praxis giltig werden, so können wir es erleben, daß die Männer der That der moralischen Instanzen ihres Gewissens und des Urtheils ihrer Zeitgenossen sich noch leichter entschlagen, als sie es ohnehin

*) Erster Band. (544 S.) Berlin, Georg Reimer, 1870.

thun und mit Keckheit auf die Erfolge weisen, welche die Geschichte acceptiren werde.

So lasen wir mit einer Art Grauen von der Verschwörung Armin's (S. 39) „welche, schwachherzigen Ableugnungen und Bemäntelungen zum Trotz, sonnenklar ist und so groß, wie die beste der patriotischen Thaten, von denen die Geschichte weiß. Glücklich die Zeit und das Volk, wo, wie heute, fast allenthalben, jede gute Sache mit offenem Gesichte auftreten kann; wenn es aber gilt, die Vernichtung des Vaterlandes durch fremde Uebermacht abzuwenden, dann ist jedes Mittel, das zum Zweck führt, das rechte." Daß nur nicht ein heutiger Franzose diesen Satz als allgemeine deutsche Anschauung citire! Als französische würden wir sie eher begreifen. Was darf den heutigen Geschichtschreiber hindern, den Verrath der Freundschaft, den Armin beging, zu verdammen? Wenn nicht, so fragen wir, mit welchem Rechte wir uns über die jesuitische Moral vom Mittel heiligenden Zwecke aufhalten könnten? Nein! Kein Zweck in der Welt heiligt ein schändliches Mittel! Auf die allgemeine Anerkennung dieses Satzes sollte alle Geschichtschreibung hinwirken. Wenn die Hebräer ihre Judith feierten, die Athener ihren Harmodius und Aristogiton, die Römer ihren Brutus und Virginius, die Jesuiten ihren Ravaillac, so ist das ihre Sache, d. h. so entschuldigt sie die Beschränktheit ihres sittlichen Standpunktes, der dem Irrenden auch in unsern Augen eine gewisse Größe lassen kann; aber es ist eine Versündigung gegen die Civilisation unseres Jahrhunderts, was Rochau's obiger Satz ausspricht.

S. 270 spricht Rochau von dem scheußlichen Verrath des Markgrafen Gero: „Ueber solche Schandflecken des Sieges hinaus gilt es, das sachliche Ergebniß in's Auge zu fassen."

Hier dürfen wir hinzufügen, warum jede Schandthat ohne Ausnahme zu verurtheilen ist, auch wenn die bloße Rücksicht auf das „sachliche Ergebniß" gelten soll. Weil jedes Ergebniß der Geschichte seiner Natur nach kein endgiltiges ist, oder, wie der Grieche sagen würde, weil die Mühlen der Götter langsam mahlen. Die Bußfeste, nicht vor, sondern nach vollendetem Siege, haben ihren tief ethischen Grund. Sollen wir in dieser Beziehung von den frommen Griechen des Alterthums noch lernen? Fast scheint es, als legen unsere Historiker die moralischen Maßstäbe zu leicht bei Seite. Franz Sandvoß.

Die Rechte Deutschlands auf Elsaß und Lothringen.*)

Obgleich der große weltgeschichtliche Kampf Deutschlands mit Frankreich um die Westgränze des Ersteren durch die in den Präliminarien von Versailles erfolgte Abtretung des Elsasses und Deutsch-Lothringens seinen hoffentlich nicht bloß vorläufigen Abschluß gefunden hat, ist doch die Erörterung des Rechtes der einen und der andern Partei heute noch von der äußersten Wichtigkeit, und wird diese Wichtigkeit behalten, bis jener Kampf bei den Völkern, die ihn geführt, in dem Lichte längst vergangenen Zwiespalts erscheinen wird. Und das hat jedenfalls noch gute Weile! Ein Gegensatz, der in drei Jahrhunderten sich fort und fort geschärft hat, um den so viel Blut geflossen ist, verschwindet nicht so leicht und auch nicht so bald, als die nächsten Anlässe, die ihn zur Entscheidung brachten. Elsaß und Deutsch-Lothringen wird das deutsche Volk nicht wieder aufgeben, aber, warum es diese Länder nicht aufgeben kann, das verlohnt sich wohl, genauer betrachtet zu werden, denn die Frage danach umschließt den innersten Kern unserer weltgeschichtlichen Katastrophen.

Der Schreiber dieser Zeilen, von väterlicher Seite elsässischer, von großväterlicher lothringischer Abkunft, hat selber die Frage nach der staatsrechtlichen Stellung des Elsasses und Lothringens in langen Jahren und aus nahe liegendem Grunde eifrig studirt und glaubt daher wohl mit Recht, in dieser Angelegenheit das Wort ergreifen zu können. Seine Kritik steht auf dem Standpunkte der Specialgeschichte von Elsaß und Lothringen, welche in Deutschland leider bisher fast ausschließlich von besonderen Liebhabern des Faches gepflegt worden ist. Eine Flugschrift des belgischen Geschichtschreibers Alfred Michiels, betitelt: „Les Droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine", welche den bisherigen Ruf ihres Autors stark zu schmälern geeignet ist, bietet unmittelbar den Stoff zu unserer Betrachtung. Bonn's berühmter Geschichtslehrer Heinrich von Sybel hat in französischem Gewande, das ihm ein belgischer Professor dargeliehen, sich auf eine Widerlegung dieser Flugschrift eingelassen, indem er scharf und nachdrücklichst „Les Droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine" entwickelte. Unseres Erachtens, hätte die Arbeit des Herrn Michiels wegen ihrer großen Fehlerhaftigkeit kaum eine so weitläufige Entgegnung verdient. Es hätte uns, wenn wir rückhaltslos reden dürfen, eine ganz selbständige historische Untersuchung des staatsrechtlichen Verhältnisses fruchtbarer gedünkt, denn jede Polemik ist leidenschaftlich und kann in der Hitze des Gefechtes den schlauen Ausfällen des Gegners irgendwelchen Vortheil gewähren.

Denn wohlgemerkt, so schlecht unterrichtet Herr M. sich in seinen historischen Kenntnissen zeigt, so schlau ist er in seiner polemischen Taktik. Er mischt Wahres und Falsches, Halbwahres und Unwahres höchst geschickt durcheinander, treibt da, wo er sich sicher glaubt, seine Behauptungen kühn auf die Spitze, hat immer den Effekt im Auge, und weiß sehr wohl, daß, wenn man seine Angaben auf den Kopf stellt, man selber in Irrthümer sich verstrickt. Auf diese Art hat Herr von Sybel die Widerlegung nicht ganz leicht gehabt, obschon der französische Apologet unendliche Kühnheiten sich herausnahm, indem er die völkerrechtliche Loyalität der französischen Eroberungen, das Recht zu einer unabsehbaren Kette von Usurpationen zu beweisen wagte! Inzwischen ist Herr Michiels um Auskünfte nie verlegen. Das Ungeheuerlichste bringt er in glaubhafte Form. Dergestalt hat z. B. König Heinrich II. von Frankreich ganz recht gethan, die Klauseln des mit Kurfürst Moritz von Sachsen geschlossenen Vertrages, laut welchem der König Cambray, Metz, Toul und Verdun als Reichsvicar besetzen und die Rechte des Reiches unverletzt aufrecht erhalten sollte, für gar nicht vorhanden zu betrachten und die Städte und Bisthümer schlechtweg in Frankreich einzuverleiben! Hier ist Sybel's Widerlegung in Wahrheit schlagend. Keinen Reichstag der deutschen Stände, wie Michiels fabelt, hat König Heinrich zu Mitschuldigen gehabt, sondern lediglich vier Fürsten des Reichs, die außerdem das Erdenkliche zur Rettung der Reichshoheit über die zu occupirenden Gebiete versucht zu haben glaubten. Wenn sie nur überhaupt nicht mit dem Reichsfeinde unterhandelt hätten! Der Verrath des staatsklugen Moritz hat der Raubsucht des Nachbars die Bahnen geöffnet und dem Reiche Wunden geschlagen, an denen es drei Jahrhunderte geblutet und gekrankt!

Nicht besser, als mit dem Erwerbe der drei Bisthümer Metz,

*) Henri de Sybel, Les droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine, à propos d'un pamphlet publié récemment. Bruxelles, 1871.

Toul und Verdun steht es mit dem Gewinn, den Frankreich aus den Bestimmungen des Westfälischen Friedens und zwar des Instrumentum Pacis Monasteriensis gezogen hat. Aus ihnen ist ein Netz von Usurpationen geflochten worden; die confiscatorischen Maßregeln von 1791 haben es würdig vollendet! Inzwischen daraus fließt wiederum keine absolute Rechtfertigung für das Haus Oesterreich. Wir wollen Herrn Michiels gerne glauben, daß Richelieu's Eingreifen in den Gang des dreißigjährigen Krieges nicht so ganz überflüssig war, zumal nach der Nördlinger Schlacht, und daß die Zugeständnisse, die Kaiser Ferdinand III. von 1637 d. h. seiner Thronbesteigung ab den Protestanten gemacht, praktisch gar unerheblich waren. Zugegeben aber auch, der Protestantismus sei, ohne daß Richelieu activ den Schweden beisprang, verloren gewesen — aus Liebe zum „Ketzerthum" und zum Wohle Deutschlands hat es Richelieu nicht gethan, während er doch lediglich die Schwächung des Hauses Oesterreichs beabsichtigt und bewerkstelligt hat! Sehr anständig hat sich Frankreich seine „Rettung des Protestantismus" bezahlen lassen, anständiger noch, als selbst Heinrich von Sybel es zugiebt! Nicht bloß den Sundgau, nämlich die Grafschaft Pfirdt (Ferrette) und die Herrschaften Belfort, Delle, Thann, Altkirch und Isenheim und gewisse Jurisdictionsrechte im übrigen Elsaß, zumal die Landvogtei-Gerechtigkeit über die zehn vereinigten Reichsstädte des Elsasses mit dem aus selbigen fließenden Stadtgelde, sondern auch die zum reichsunmittelbaren Territorium consolidirte Landgrafschaft Oberelsaß hatte Frankreich im Westfälischen Frieden erworben, deren altes Landgericht freilich untergegangen war, die aber als solche nicht aufgehört hatte zu existiren, sowenig als etwa die Landgrafschaft Thüringen, nachdem das Landgrafenamt zur vollen Landeshoheit erwachsen war. Nur die Landgrafschaft Niederelsaß war in der That seit dem Aussterben der Landgrafen Wörthischen Hauses und dem Verkauf ihrer Rechte und Güter seitens der Grafen von Oettingen an den Fürstbischof von Straßburg zum weltlichen Titel und Wappenschmuck dieser Kirchenfürsten herabgesunken; die Landgrafschaft Oberelsaß mit der Hauptstadt Ensisheim war noch am Leben! Und im Uebrigen ist nicht einmal die Landvogtei-Gerechtigkeit über die Reichsstädte so ganz unbedeutend gewesen. Das hatten dereinst die Pfandinhaber, die mannhaften Glieder des pfälzischen Kurhauses, gezeigt! Die französischen Staatsmänner wußten sehr gut, daß auch diese Abtretung zu einem Haken für weitere Uebergriffe sich werde verwerthen lassen. Ihr Fehler bloß bestand darin, daß sie die Sache vorerst zu plump anfaßten und daher mit dem Versuche, die Reichsstädte selbst der Gerichtsbarkeit des königlichen Landvogts zu unterwerfen, weil dies aller Rechtsgewohnheit in's Antlitz schlug, nothwendig scheitern mußten.

Heinrich von Sybel hat aus den Westfälischen Friedensverhandlungen und den späteren Anträgen Frankreichs beim deutschen Reichstage einige Details angeführt, die beweisen, daß der französische Diplomat Gravel ein ehrlicher Mann gewesen ist nicht so aber dessen Collegen, von denen Servien der auf den Säbel gestützten Rechtsverachtung schon präludirt hat. Allein auch die österreichischen Staatsmänner von damals haben nicht durch Biederkeit geglänzt. Daß die Abtretungs-Artikel absichtlich auf Schrauben gestellt wurden, um beiden Theilen eine Hinterthür offen zu halten, ist leider unbestreitbar; es hat auf einem stillschweigenden Einvernehmen der Franzosen und der Oesterreicher beruht, und das Unglück Deutschlands ist durch diese Unklarheiten verschuldet worden. Die Auffassung der kaiserlichen Staatsmänner wurde, als 1657 Leopold I. den Thron bestieg, in der Wahlcapitulation offenbar, die den neuen Kaiser verpflichtete, die „zeitweise unter dem Schutze eines ausländischen Königs befindlichen Reichsstände" wieder an das Reich zurückzubringen. Mazarin's Antwort war die Errichtung des Conseil souverain zu Ensisheim, und das war der Ausgangspunkt für die Französirung des Elsaß!

Mit weniger Gewandtheit und mit mehr Gewaltthätigkeit hat sich Frankreich Lothringen gegenüber benommen. Die äußerst schlechte Abgränzung der Herzogthümer Lothringen und Bar, die Talente, die Thatkraft und Charakterstärke ihrer Fürsten, der Unabhängigkeitssinn des Adels und des Volkes waren sich widersprechende Umstände, die Frankreich am besten durch Gewaltübung in Einklang zu bringen glaubte. Jedenfalls kam aber den Bourbons die Thatsache zu Statten, daß die Herzoge, je inniger sie mit ihren Landständen Hand in Hand gingen, desto entschiedener vom Reiche sich abzulösen strebten, eine Tendenz, die Herrn Michiels ungemein vortrefflich in seinen Kram gepaßt hat. Man darf sich nicht verleiten lassen, diese Tendenz abzuleugnen, denn sie hat in dem Nürnberger Vertrage vom 26. August 1542 gegipfelt, kraft dessen Herzog Anton der Gute von Kaiser Karl V. und dem Reichstage für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten die Lossprechung von Lehnseid und Huldigung, den äußersten Grad reichsständischer Unabhängigkeit gewährleistet empfing, wogegen das Reich Lothringen in seinen Schutz nahm und der Herzog zwei Drittel von der Taxe eines Kurfürsten an den Reichsschatz zu zahlen versprach. Nur für einzelne lothringische Lehen des Reiches haben die Herzoge nach 1542 noch gehuldigt, nicht für das Herzogthum selbst. Hieraus hat Michiels weislich Capital geschlagen und sofort einen völlig souverainen Staat Lothringen constituirt, dem Herr von Sybel wiederum die absolute und bis 1737 in Uebung gebliebene Lehnsqualität Lothringens entgegensetzt. Der deutsche Autor hätte durchaus nicht so weit zu gehen brauchen, um seinen Gegner genugsam zu widerlegen. Auch die völlige Befreiung von Lehnseid und Huldigung, die z. B. auch die freie Reichsstadt Straßburg sehr früh erlangt hatte, schloß nicht die Fortdauer des Reichsverbandes aus. Lothringen blieb rechtlich ein Stand des oberrheinischen Kreises, faktisch zwar hatte es sich abgesondert und ebenso ist Straßburg bis zur französischen Besitznahme von 1681 deutsche Reichsstadt gewesen, nachdem es im dreißigjährigen Kriege, wo der Lothringer Herzog in den Reihen der Liga mitfocht, sich neutral verhalten hatte! Ja, es war Straßburg 1641 zur Strafe für seine Lieferungen an das französische Heer aus dem Reichstage ausgestoßen worden! Zu solchen Akten völliger Unabhängigkeit ließ das Selbstgefühl der stärkeren Reichsstände sich hinreißen. Sie waren die Frucht der Exemptionen von fast allen Pflichten, die der Reichsverband auferlegte, weshalb der Schreiber dieser Zeilen bei Schilderung der Elsässischen Katastrophe einmal mit Recht behauptet hat, im Wege der Exemptionen habe das Reich sich von sich selbst eximirt! Auf diese Weise erklärt sich, daß 1737, als Lothringen und Bar zum Schein in den Besitz des polnischen Exkönigs Stanislaus Leszczynski, in Wahrheit schon damals in den Frankreichs gelangten, die Loslösung vom Reichsverbande, die erst jetzt stattfand, kaum noch empfunden wurde! Schier ohne Sang und Klang wurden die Rechte des Reiches auf seine Gränzmark zu Grabe getragen. Das hatte der Partikularismus der Lothringer wesentlich mitverschuldet, aber auch die französische Sprache der Dynastie, des Adels und eines großen Theils der Bevölkerung

Die Geschichte des Verhältnisses Lothringens zu Deutschland,

einst so eng und so innig, ist eine beredte Warnung für die Zukunft. Diese Warnung muß gründlich erkannt und in allen ihren Ursachen mit voller Seele beherzigt werden, wenn nicht das neue Deutschland in die Gebrechen der letzten Jahrhunderte des alten zurückfallen soll!

Trauttwein von Belle.

Der vollkommene Gesandte.

Wir haben in neuester Zeit öfter die betrübende Erfahrung gemacht, daß Männer, die vom Staatswesen doch etwas verstehen sollten, Mitglieder des Reichstages und des Abgeordnetenhauses, gar kein Verständniß für die Bedeutung und die Arbeit eines diplomatischen Geschäftsträgers, eines Gesandten, oder gar eines Botschafters haben, und mit Schauder haben wir die verwegensten Urtheile hören müssen. In der Presse vermissen wir schon seit lange jede Ahnung von der Bedeutung des Gesandtschaftswesens. Wir begrüßen daher mit Freude ein Buch, das sowohl von tiefster Kenntniß dieser geheimnißvollen Thätigkeit Zeugniß ablegt, als auch zur Erziehung des angehenden Attaché's heilsamlichst beitragen wird. Aber ach! die arge Welt wird auch über dieses gelehrte und mühselige Werk in ihrer lieblosen Weise hinweggehen, ja sie wird eine Arbeit mit Spott aufnehmen, die den Kundigen mit wahrer Ehrfurcht erfüllt. Als die rechtsgelehrte Commission, welche den Entwurf eines norddeutschen Strafgesetzbuches ausarbeitete, darauf kam, einzelne Bestimmungen über Vergehen gegen Gesandte und deren Zugehörige auszusinnen, wurde ihnen zugerufen: halt! das ist „tabu", das Gesandtschaftsrecht ist ein ganz besonderes, auf internationalem Zopf — wollt' ich sagen Herkommen — beruhendes Recht, das uns nichts angeht, von dem wir nichts verstehen. Es geht allerdings über juristischen Verstand und verlangt kindliche Gemüther zu seiner prompten und feierlichen Ausübung.

Der junge Diplomat versehe sich, wir rathen ihm aufrichtig, mit dem neu erschienenen Buche: „Handbuch des Europäischen Gesandtschafts-Rechtes nebst einem Abriß von dem Consulatswesen, insbesondere mit Berücksichtigung der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und einem Anhange, enthaltend erläuternde Beilagen."*) Das Buch wird vom Verf. der Nachsicht derjenigen empfohlen, „welche zu einer Kritik allein berufen sind!" Dazu glauben wir uns zwar nicht rechnen zu dürfen, aber gleichwohl: wir wollen so nachsichtig sein, als unsere Einsicht in die Tiefe dieser geheimnißvollen Wissenschaft gestattet.

In zehn Abschnitten oder 189 Paragraphen, alle von reichhaltigen gelehrten Noten begleitet, wird das merkwürdige Gebiet durchwandert.

Das Gesandtschaftswesen blieb im Alterthume und noch im Mittelalter auf einzelne Fälle beschränkt, es gab noch keine „stabile Missionen" (§ 4). Daß die homerischen κήρυκες Gesandte gewesen, wäre zu bezweifeln; sie begleiten vielmehr bloß die eigentlichen Unterhändler. Erst die Römer haben durch das jus feciale „gewissermaßen ein Gesetzbuch für den ganzen Umfang des Völkerrechts" geschaffen (§ 6). Stehende Gesandtschaften haben die Päpste errichtet, weltliche giebt es erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (§ 7), häufiger erst seit Richelieu und dem Westfälischen Frieden. Zu dem „Begriff des Gesandten" gehört (§ 9) nicht bloß, daß er Staatsgeschäfte halber von einer souveränen Staatsgewalt an die andere abgesandt ist, sondern daß er einen bestimmt hergebrachten Titel führt, daß er „in feierlicher Form" abgesandt und beglaubigt sei und daß er Vorrechte genießt. Der Wiener Congreß 1815 (19. März) setzt drei Rangklassen fest: 1) Legaten oder Nuntien des Papstes, Botschafter oder Groß-Botschafter der weltlichen Mächte.*) 2) Die Envoyés, die sog. bevollmächtigten Gesandten oder Minister, der k. k. österreichische Internuntius zu Konstantinopel und die Internuntien des Papstes. 3) Die sog. Minister, Minister-Residenten, Ministres chargés d'affaires, Residenten, Geschäftsträger und Consuln, wenn sie beglaubigt sind, zu gesandtschaftlichen Zwecken. Die andern Eintheilungen scheinen uns weniger wichtig. Es soll übrigens Leute geben, die die Internuntien des Papstes zur dritten Klasse rechnen und die Nuntien zur zweiten. Das wird nun hoffentlich nicht mehr vorkommen. Cap. V handelt von Agenten, Commissaren und Deputirten, Cap. VI von den Consuln. Das sind untergeordnete Stufen, haben doch die Consuln nicht einmal das Privilegium der Exterritorialität. In Betreff der Wahl eines Gesandten herrscht gegenwärtig das Prinzip der Brauchbarkeit; man braucht nicht nothwendig Edelmann zu sein (§ 33), Frauen sind bisher mit Rücksicht auf die „Würde des weiblichen Geschlechtes" ausgeschlossen (§ 34). Wirklich bloß deshalb? Es wäre das ein Punkt, den die Vereine für die Erwerbsthätigkeit der Frauen doch näher in's Auge fassen sollten. Wie so ist das „selbstverständlich" (S. 43 Anm.), daß man der Frau Doctorin Walker 1869 den Secretärsposten bei der Gesandtschaft in Madrid abschlug? In Gesandtschafts-Verhältnisse mit einem Usurpator muß man, nach § 42, aus Gründen des Interesses und der Zweckmäßigkeit treten.

Der Abschnitt von den Beglaubigungsschreiben und Vollmachten führt schon in die tiefere Kunst. Hier giebt es auch Vorschriften für die Souveraine. Man bedient sich jetzt meistens der französischen Sprache, „obwohl dies nicht gerade Regel ist." Instructionen bekommt ein Gesandter nicht selten zwei, eine nicht geheime (ostensible) und eine geheime (secrète). Man lese darüber § 51. Die Kunst des Chiffrirens steht dem Verf. nicht sehr hoch; man könne jede Chiffre-Schrift, ohne im Besitz des Schlüssels zu sein, entziffern „Die von einem Privaten verübten Verbrechen und Beleidigungen gegen einen Gesandten müssen auf das Strengste geahndet werden" (S. 70). Der Gesandte ist exterritorial, d. h. er wird mit seinem Gefolge, Wohnung, Equipage und Mobilien so betrachtet, als ob er seinen Staat gar nicht verlassen habe; sein Haus war früher eine Art Asyl, doch ist er jetzt bei gegründetem Verdacht vor Visitationen nicht mehr geschützt. Auch darf die Wohnung des Gesandten nicht mehr als Schutzstätte für Verbrecher gelten. Sie zahlen (§ 77) keine directen Abgaben; in Betreff der indirecten ist die Praxis verschieden. Wir lernen S. 86 folgendes: „In Preußen hat jeder Gesandte einen Credit von 2000 Thalern Eingangssteuern; er kann bis zu diesem Betrage aus dem Auslande Waaren einführen; wenn aber der Credit erschöpft ist, so muß alles Andere was er aus dem Auslande kommen läßt, versteuert werden."

Von größter Wichtigkeit ist das Gesandtschafts-Ceremoniel

---

*) Herausgegeben von Dr. L. Alt. Berlin, R. v. Decker, 1870. (286 Seiten.)

*) In der Note ist die spaßhafte Etymologie des Wortes ambassadeur (span. ambasciatore) mitgetheilt, die Pinheiro Ferreira giebt:

Ein	bo	tscha	fter
Em	ba	cia	tor
Am	ba	cia	tore
Am	ba	ssa	deur.

(Abschn. VI). Der Verf. spricht selbst von der oft „lächerlichen Gewissenhaftigkeit“ in der Beobachtung der Rangverhältnisse, die früher geherrscht. Doch hat der junge Diplomat auch heute noch ein ganz ansehnliches Theil von Vorschriften zu lernen und zu beobachten. Wir glauben gern, daß der Verf. unschuldig ist, wenn wir gerade diesen Abschnitt als mit ganz unvergleichlicher Komik geschrieben bezeichnen. Es gemahnt uns, als ob ein Schalk eine feine Persifflage geschrieben habe und doch ist der gute Dr. Alt gewiß völlig frei von solcher Bosheit. Das haut comique liegt eben darin, daß die Geschichte ernst gemeint ist. Wir haben lange nicht so gute Skizzen hochmenschlicher Abgeschmacktheiten gelesen. Wie der Gesandte eine Empfangs-Audienz auszustehen habe, wie er schließlich bei den drei Verbeugungen dem Souverain immer das Gesicht (!) zuzuwenden habe, das und vieles Andere, ist köstlich zu lesen.

Zu allem Unglück ist nun auch noch der ganze famose § 98 „Von der Antritts-Audienz der Gesandten erster Classe am kaiserlichen Hofe zu Paris“, durch die Ereignisse, durch die „Logik der Thatsachen“, wie der Ex-Kaiser sagte, abgethan. § 104 handelt „von dem Recht des Baldachins und des Sechsgespanns.“ Selbst die Stellung der Gemahlin des Gesandten ist überaus eingehend behandelt. So ist ferner recht ergötzlich, was wir von den Gehaltsverhältnissen und der häuslichen Einrichtung lernen, höchst lehrreich, was Souveraine sich gegenseitig schenken dürfen. Hier hören wir schon nicht mehr den Gesandtschaftsrechts-Lehrer, sondern den Ober-Ceremonienmeister.

Der IX. Abschnitt behandelt die „gesandtschaftlichen Handlungen“. Es wird wieder etwas ernster, doch ist der „Geist“ auch dieser Wissenschaft „leicht zu fassen“. Man lernt z. B., daß ein Gesandtschaftsbericht, wenn er gut sein soll, genau denselben Bedingungen entsprechen muß, wie jeder andere irdische Bericht. „Ein tüchtiger Diplomat muß gründliche und umfassende historische Kenntnisse besitzen, außer der allgemeinen Geschichte aller Zeitalter und Völker in der europäischen Staatengeschichte, der Statistik, Finanzwirthschaft, National-Oekonomie und Diplomatik bewandert, sowie insbesondere mit dem Staats- und Völker-Recht, sowohl dem natürlichen, als auch dem positiven, der politischen Negotiationskunst und der Staats-Praxis innig vertraut sein; er muß ferner von den Grundsätzen der allgemeinen Rechts-Philosophie durchdrungen sein und sich eine genügende Fertigkeit in den neueren Sprachen angeeignet haben, daneben aber auch, als Bedingung wahrer Wissenschaftlichkeit, mit der klassischen Literatur bekannt sein.“ Dazu kommt noch eine Portion menschlicher Tugenden und Vorzüge. Er hat einnehmendes Wesen, ist wahrhaft, vermeidet Bestechung (mit Ausnahmen), ist liebenswürdig, charakterfest, freimüthig, discret u. s. w. u. s. w., mit Einem Worte, er ist ein Ideal. — Das Buch ist übrigens mit außerordentlicher Klarheit geschrieben und wird seinen Zweck gewiß erreichen. F. S.

Italien.

Die Stellung des liberalen Clerus in Italien.

Selbst Diejenigen, die nach den Ereignissen des letzten Jahres in Italien geneigt sind anzunehmen, daß die Tage des Papstthums gezählt sind, daß diesem Riesenbaume bereits die Axt an die Wurzel gelegt sei, werden schwerlich eine Antwort auf die Frage zu geben vermögen, welche Religionsform in Italien die herrschende werden wird. Daß der Protestantismus oder das Lutherthum diese Form nicht sein wird, das muß Jedem einleuchten, der sich mit den Aeußerungen selbst der liberalen und aufgeklärten Parteien bekannt gemacht hat. Diese Cultus-Form, welche uns, die wir darin geboren und erzogen sind, naturgemäß und vernünftig erscheint, enthält für das Gefühl der Italiäner, vielleicht für alle Völker der lateinischen Rasse, zu viel des Widerstrebenden, als daß man hoffen dürfte, sie ohne Weiteres angenommen zu sehen. Die Frage, welche Gestaltung schließlich die Bewegung auf religiösem Gebiet in Italien annehmen wird, ist also eine von denen, die noch tief verhüllt im Schoße der Zukunft ruhen; daß aber im Clerus selbst bereits eine Gährung begonnen hat, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen.

Vor uns liegt ein neuer Beweis dafür, eine Rede über die gegenwärtigen Zustände des Clerus,*) die eigentlich am Tage des Plebiszits in Bassano gehalten werden sollte, statt dessen aber im Dezemberhefte 1870 (II. Jahrgang) des Journals Rivista Europea abgedruckt ist. Der Verfasser, Abbate Germano Polo, ist, wie er selbst sagt, „Priester und liberal zugleich.“ Er hofft durch diese Angabe das Mißtrauen der entgegengesetzten Parteien zu beschwichtigen. Den Einen, fährt er fort, werde ich sagen, daß ich ehrlich bin obwohl ein Priester, und das sage ich, nicht weil ich etwa glaube, daß alle andern Priester nicht ehrlich seien, sondern weil Viele von ihnen es nicht sind, und weil die Welt es nun von Allen annimmt. Den Anderen werde ich sagen, daß ich Katholik bin und es bleiben will, und wenn sie nicht boshaft von Profession sind, was zuweilen gleichbedeutend mit unvernünftig ist, so werden sie begreifen, daß ich bei diesem Geständniß keinerlei Vortheil habe, und daß, wenn ich Protestant wäre, Niemand mich hindern würde, dies eben so öffentlich zu bekennen!“ Nachdem der Verfasser so seinen Standpunkt festgestellt, versucht er, die Anklagen zu prüfen, die von allen Seiten gegen den Clerus geschleudert werden. Weit entfernt, diese Beschuldigungen zurückzuweisen und die vielen Fehler und Gebrechen des Priesterstandes leugnen zu wollen, sucht er vielmehr darzuthun, daß sie fast ohne Ausnahme ihren Grund und ihre Wurzel in der Art der Erziehung des Priesters haben, sowie in seiner unnatürlichen Stellung der Welt gegenüber. Aber erst im Laufe der Jahrhunderte sei der Priesterstand zu dem geworden, was er jetzt ist; in der primitiven Kirche war seine Stellung und Aufgabe eine andere; die absolute Trennung des Priesters von der Welt, die jetzt Gesetz sei, habe verderblich auf ihn wirken müssen, innerlich wie äußerlich. „Sogar das Kleid wirkt dazu mit, den Abgrund, der zwischen Priesterthum und Welt besteht, immer größer zu machen; wird es doch schließlich für den Priester eine Sache von höchster Wichtigkeit, ja Heiligkeit, daß der Hut drei Spitzen habe, daß durch den schwarzseidnen Strumpf der Unterzug weiß hindurch schimmere, ja, man geht so weit, es für unerlaubt zu halten, wenn die Manschetten die Hand nicht ganz hermetisch umschließen, oder den Gebrauch der Hosenträger für antievangelisch zu erklären, da es im Evangelium heißt; sint lumbi vestri praecincti. So bildet sich allmählich im Priester nicht nur ein antiweltlicher, sondern ein antimenschlicher Sinn aus, ein Sinn, der durch eine bequeme Resignation genährt, den Schmerz vielmehr zu umgehen, als ihn zu überwinden sucht. Wie sollen solche Männer geeignet sein

*) Le condizioni presenti del Clero.

Seelen zu trösten und aufzurichten, die von den Stürmen des Lebens gebrochen und niedergeworfen sind?

Dies führt den Verfasser zu der Kardinalfrage, um die im Grunde Alles sich dreht, zu der des Cölibats der Priester. Er bekämpft dasselbe insofern, als er es nicht als allgemeines Gesetz für alle Priester aufgestellt sehen, sondern es auf einer kleinen Anzahl solcher beschränkt wissen will, welche Beweise besondrer sittlicher Kraft, besondern Feuereifers für ihren Stand an den Tag gelegt. Den verhängnißvollen Einfluß, den gerade der nicht durch eigne Familienbande gefesselte Priester auf die Seele der Frau und dadurch auf das ganze Familienleben ausüben müsse, Gefahren, die den Mann in katholischen Ländern von dieser Seite her bedrohen, hat Michelet in seinem bekannten Buche: „le Prêtre“ schlagend dargelegt. Der Verfasser schließt sich im Wesentlichen diesen Ausführungen vollständig an; er hat das Michelet'sche Buch augenscheinlich genau studirt, obwohl oder vielleicht gerade weil es auf dem Index librorum prohibitorum steht.

Da wir es hier mit einem so aufgeklärten Priester zu thun haben, so wird man nicht erstaunen, zu hören, daß derselbe auch ein eifriger Anwalt der Frauenbildung ist und von einer bessern, die Intelligenz weckenden Erziehung des weiblichen Geschlechts zum großen Theile eine Reform der jetzigen Zustände Italiens erwartet. „Ich gehöre nicht zu denen, sagt er, „die der Emancipation entgegen sind; ich glaube, daß nicht nur die Zukunft tief in der Schuld der Frau steht, indem sie viele Ungerechtigkeiten abzubüßen, die eine Erbschaft der Vergangenheit sind, viele Ketten zu sprengen hat, die von der mißtrauischen männlichen Tyrannei geschmiedet wurden; ich glaube auch, daß, da die mindere intellectuelle Begabung der Frau durch die Kraft ihres Gefühls oder genauer gesagt, durch ihre Eindrucksfähigkeit (Sensibilität) ausgeglichen wird, ein Ausgleich der Fähigkeiten beider Geschlechter nur durch völlige Gleichheit beider vor dem Gesetze stattfinden kann.“

Daß ein noch im Amte befindlicher katholischer Priester dergleichen zu denken, zu schreiben, zu veröffentlichen wagt, ist sicherlich ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, zugleich aber auch ein Zeichen dafür, daß die wirklich nach der Wahrheit Ringenden aller Orten, in jedem Volke, in jeder Confession zu denselben Resultaten gelangen, und daß sich so, allen Kriegen zum Trotz, eine große Kette der Brüderschaft, der wahren Ritter vom Geiste, über den ganzen Erdball spannt. „Es sind viele Namen, aber es ist Ein Geist!“

Der Verf. muß zugeben, daß Priester seiner Denkart noch zu den Seltenheiten gehören, daß viele von denen, die durch freies Nachdenken zu gleichen Resultaten gekommen, dennoch nicht wagen, offen damit hervorzutreten, theils aus Furcht vor Excommunication, die mit dem Hungertode gleichbedeutend, theils aus Pietät für die alten Ueberlieferungen, theils um einer theuern Mutter Schmerz zu sparen, und aus tausend ähnlichen Gründen. Trotz alledem hofft und glaubt er daß gerade aus dem niedern Priesterstande jene Reform an Haupt und Gliedern hervorgehen werde, die allein im Stande ist, die Kirche zu retten.

Er entwirft am Schlusse seiner Rede ein ergreifendes Bild des neuen Zustandes der Dinge, den er herannahen sieht, und wenn wir auch, kühleren Sinnes, dessen baldige Verwirklichung noch bezweifeln, so haben doch die Ereignisse der letzten Jahre gelehrt, daß Vieles, was bis dahin zu den Unmöglichkeiten gezählt wurde, zur That reifte, daß man mit dem Worte „unmöglich“ in der That sparsamer umgehen lernt. Die Schlußworte der Rede lauten:

„Ich sehe einen Greis, der durch die bloße unbewaffnete Majestät seiner Stola für Völker und Könige ein Gegenstand der Verehrung ist; jetzt mehr König als je, da er nicht mehr König, sondern nur noch Priester sein will, König der Herzen und der Gewissen, der Großmeister einer Liebeslehre, der von allen Nationen gehörte Friedensrath, das lebendige Versprechen des Himmels, das Symbol und der Stellvertreter Gottes. — Und um ihn her sehe ich andere unbewaffnete Greise, nicht minder ehrwürdig als er, wie er Hüter eines Schatzes, den sie dem Herrn der Welt intact überliefern wollen; sie sind seine Brüder, sind Lehrer und doch zugleich Schüler, sie sind seine Söhne wie sie seine Brüder sind, die ersten in der Autorität wie im Gehorsam. Und unter diesen sehe ich noch eine große Menge, nicht herrschend und doch groß, Männer jeden Alters, die die Sorge für das Wohl Anderer süß gefunden haben und es als Freude empfinden, sich selbst vergessen zu können, denen die bei ihren Studien durchwachten Nächte eine Stärkung für die Tage sind, in denen sie die Thränen der Unglücklichen zu trocknen suchen, die Gebeugten aufrichten, die Verirrten zurechtweisen; Männer, die von den Gelehrten bewundert, von der einfachen Frau angebetet werden, die sanft zu den Demüthigen sind und Löwen gegen die Uebermüthigen, deren Leben einfach, deren Herz großgesinnt ist, die immer auf Seiten der Armen, der Verfolgten, der Unglücklichen stehen; die alle Schmerzen kennen, alle Gefühle verstehen und daher verzeihen können; die für jede Größe Enthusiasmus empfinden können — Muster jeder Tugend, Verbreiter jeder Wahrheit! O Freude! Der Tempel befehdet nicht mehr das Haus; die Gesellschaft wird nicht mehr durch die Kirche in zwei Theile gespalten; auch die Wissenschaft wird wie ein zweites Priesterthum verehrt, weniger erhaben als das erste, aber nicht weniger unentbehrlich. Der Priester ist nicht mehr die Negative des Menschen; der Bischof kann Vater sein ohne Tyrann scheinen zu müssen, der Papst kann dem Könige zur Seite leben. Der Glaube umarmt die Vernunft und diese neigt sich dem Glauben, und das Licht dieser beiden göttlichen Schwestern erhellt die Welt.....“

„Ihr werdet dies eine Illusion nennen; ich aber lebe dieses Glaubens, und wenn ich einst die Welt verlasse und dieser Glaube zur Hoffnung geworden sein wird, dann werde ich froh und stolz vor meinem Richter erscheinen.“

Der Maler Soddoma.*)

Der Verfasser, der die Aufmerksamkeit selbst der zunftmäßigen Archäologen durch einen im Bülletin des archäologischen Instituts zu Rom veröffentlichten Aufsatz über die berühmte Gruppe in der Villa Ludovisi, welche er als Theseus und Aethra deutete, auf sich gezogen hatte, liefert uns in der vorliegenden Biographie den glänzend geschriebenen Lebensabriß eines der interessantesten Meister des Cinquecento. Vasari hat über Soddoma nur dürftiges Material beigebracht und auch dieses Wenige ist nur mit großer Vorsicht zu benutzen, da seine Schilderung die große Abneigung und den persönlichen Widerwillen, die er gegen den Kunstgenossen hegte, unverhohlen erkennen läßt.

*) Das Leben des Malers Giovannantonio Bazzi, genannt il Soddoma. Zum ersten Male beschrieben von Albert Jansen. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1870.

Jansen ist der Erste, der aus einem mit großem Fleiße gesammelten Material, nach kritischer Sichtung und Würdigung desselben, uns nicht bloß das Leben des genannten Meisters, sondern eine sehr anschauliche Darstellung des ganzen Kunstlebens von Siena zur Zeit der Renaissance schildert. Aber wie schließlich kein bedeutender Künstler und keine hervorragende Kunstepoche verstanden werden kann ohne Berücksichtigung des gleichzeitigen politischen Lebens, in welchem und durch welches die Kunst ihre Förderung oder ihre Hemmung erfährt, so bietet auch unser Verfasser in einer historischen Uebersicht den Uebergang Sienas, der Stadt, in welcher Soddoma die herrlichsten Schöpfungen seines so vielseitigen Genius hinterlassen hat, aus dem Mittelalter in die Renaissance in Politik, Wissenschaft und Kunst. Dieser Abschnitt des Werkes zeugt von eminenter Begabung des Verfassers für rein historische Darstellung. Wir finden in demselben Reife des politischen Urtheils und Gediegenheit historischer Auffassung, verbunden mit einer aus dem Ganzen arbeitenden plastischen Gestaltungsgabe. Ein zweiter glänzender Abschnitt des Buches ist die Darstellung des römischen Kunstlebens unter Julius II. und Leo X., in welches der junge Soddoma, der aus einem begeisterten Schüler Lionardo da Vinci's ein Bewunderer und Nachahmer von Pinturichios stilvoller Großartigkeit geworden war, durch die Gunst seines Gönners Agostino Chigi gesetzt wurde. In überaus feiner und prägnanter Charakteristik sind uns die Heroen des damaligen römischen Kunstlebens geschildert, an deren Seite und mit denen zu schaffen dem jungen Lombarden vergönnt war. Die Rückkehr nach Siena, der zweite römische Aufenthalt, währenddessen der vom Papst Leo X. zum Ritter ernannte Soddoma seine herrliche Hochzeit der Roxane in der Farnesina malte und dann der letzte Lebensabschnitt des Künstlers, in welchem er in seiner zweiten Vaterstadt Siena die bedeutendsten Meisterwerke seines Pinsels (S. Sebastian in den Uffizien in Florenz und die Fresken der h. Catharinenkapelle in Siena) schuf, werden uns lebendig und in geistreicher Darstellung vorgeführt. Das Werk schließt mit dem Tode des greisen Meisters, welchem sich eine ausführliche Charakteristik des Menschen und Künstlers anschließt, der wir, was Feinheit und Zauber der Darstellung und Schärfe der Charakteristik anlangt, wenig Aehnliches an die Seite zu setzen wüßten.

Niemand kann leugnen, daß Soddoma's äußere Lebensumstände nicht Interesse genug bieten um die Abfassung einer Monographie über ihn zu rechtfertigen. Ebenso wenig würde seine Rangstellung unter den Künstlern des Cinquecento oder die Größe und Erhabenheit seines Charakters das vorliegende Buch gerechtfertigt erscheinen lassen. Aber dadurch wird dieser Künstler gerade so interessant und verlockt zu einer selbständigen Charakterschilderung und Biographie, daß er willenloser und unbefangener als irgend einer seiner Kunstgenossen an das große Ganze sich hingab. „War ihm auch die Willenskraft jener Heroen versagt, die sich nur darin ganz von ihrer Zeit durchdringen lassen, um sie ganz zu beherrschen und dem Allgemeinen den Stempel der Eigenart aufzuprägen, so war doch seine Individualität so umfassend, so bedeutend und stark in sich selbst, daß er ein sehr wesentliches Moment vom Geiste seiner Zeit, von der italiänischen Renaissance nicht nur in sich aufnahm, sondern auch in eigenthümlichster Form wieder zum Ausdruck und zur Erscheinung zu bringen vermochte."

Daß die einzelnen Werke des Künstlers vom Verfasser eingehend besprochen worden, braucht nicht hervorgehoben zu werden, aber daß dies in einer von feinstem Kunstverständniß zeugenden Art in begeisterter schwungvoller Darstellung geschieht, das muß zum Lobe und zur Empfehlung des vortrefflichen Buches schließlich noch angedeutet werden. 116.

England.

Engländer und Preußen in Frankreich, 1815.

Aus Lord Palmerston's Tagebuche.

Kürzlich sind bei Bentley in London Auszüge aus Lord Palmerston's Reisetagebüchern in den Jahren 1815 und 1818 erschienen.*) Der nachmalige allmächtige Premier war bereits im J. 1815 Unterstaatssecretair im Kriegs-Ministerium von London, und als solcher unternahm er nach der Schlacht von Waterloo eine Reise nach Frankreich und nach dem von den Truppen der Verbündeten wieder besetzten Paris.

Es ist interessant, die damaligen Wahrnehmungen Palmerston's mit den diesjährigen Erfahrungen der Deutschen in Frankreich zu vergleichen. Auch damals waren die Franzosen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie nur verrathen und nicht besiegt worden seien. Bereits bei seiner Landung in Havre traf er auf einen französischen Douanier, der auf das „perfide Albion" schimpfte und den Engländern, sowie ihren Verbündeten, alles mögliche Unglück prophezeite, das ihnen in Frankreich bevorstehe. „Das Schicksal der Alliirten, sagte er, thue ihm eigentlich leid. Diese seien zwar 600,000 Mann stark; was wolle dies aber im Vergleiche mit der Gesammtbevölkerung von Frankreich sagen? Von dieser würden sie sicher vernichtet werden. Bereits habe die Armee der Loire einen großen Sieg über das russisch-österreichische Corps davongetragen, wobei hundert Kanonen erobert worden."

In der Normandie, bemerkt Lord Palmerston, habe er überall im Volke den Wunsch gefunden, mit Großbritannien, zu welchem es einmal gehörte, wieder vereinigt zu werden. In Rouen sagte ihm der Küster der Kathedrale, daß zwei Drittel der dortigen Kaufleute sich als britische Unterthanen glücklich schätzen würden, da sie dann nicht mehr von diesen „tyrans de là bas" geschoren werden. Weniger günstig, als den Engländern, soll die Stimmung den Preußen gegenüber gewesen sein, und dies habe folgenden Grund gehabt: Die Preußen hätten alle ihre Requisitionen direkt bei den Einwohnern gemacht, wogegen die Engländer, auf Wellington's Anordnung, ihre Bedürfnisse durch Ordonnanz-Offiziere dem „Kommissär" aufgaben, der dann seinerseits den Agenten der französischen Regierung die Anzeige von dem machte, was zu liefern sei. „Die Folge davon war", bemerkt Lord Palmerston, „daß, obwohl beide Heere, das preußische und das englische, in gleicher Weise auf Kosten des Landes lebten, Ersteres verabscheut und Letzteres geliebt wurde." Der Lord behauptet, daß damals erst unter den Franzosen die Redensart „qu'il travaille pour le roi de Prusse" entstanden sei. Wellington sagte, daß, wenn man den Soldaten gestattete, die Requisitionen selbst zu machen, die ärgsten Mißbräuche unvermeidlich seien; heute würden sie Proviant und morgen Geld für sich verlangen. Im Vergleiche mit den Baiern seien aber die Preußen noch

*) Selections from Private Journals of Tours in France in 1815 and 1818. By the Right Hon. Viscount Palmerston, K. G.

populär gewesen. Erstere haben, wie Lord P. behauptet, nicht bloß geraubt und geplündert, sondern sind auch sehr freigebig mit der Vertheilung von „coups de bâtons“ gewesen. Die Russen dagegen wurden als „artige Leute“ gerühmt. Wir überlassen unseren Lesern, hiernach die Glaubwürdigkeit der Palmerstonschen Tagebuch-Notizen zu beurtheilen.

Das Leben in Paris während der Zeit der Occupation war für die hochgestellten Personen der siegreichen Mächte sehr angenehm. An jedem Tage fand irgend ein glänzendes Fest statt: eine Truppenschau, ein großes Diner, ein Ball oder eine große Cour. Lord Palmerston war überall dabei. Eine komische Rolle soll bei diesen Gelegenheiten der damalige Kronprinz von Baiern (nachmals König Ludwig I.) gespielt haben. Er spielte den Altteutschen, haßte alles Französische und sprach das Englische auf ganz besondere Weise. „Lady Castlereagh“, notirt Lord P., „erzählte mir, daß er in den Gärten von Versailles auf sie zukam und sie frug: „Madame, you Lord Casselé's wife?“ Als sie dies bejahte, rief er enthusiastisch: „„Dahm de Frenchl!““ (Das verdammte Französisch!)“

Eine andere in diesen Tagebüchern vorkommende Persönlichkeit ist Nervins, welcher drei Jahre lang Napoleons Polizei-Director war und „der eher wie ein Dieb, als wie ein Diebeshäscher aussah.“ Von diesem Manne wurde dem Lord manche Skandalgeschichte der Familie Napoleons mitgetheilt. Unter Anderem erzählte er ihm, daß der Kaiser von den Frauen seiner Familie, besonders von seinen Schwestern, sehr beeinflußt worden und daß diese ihn oft von einem Entschlusse, den er mit Hartnäckigkeit gefaßt hatte, wieder abbrachten.

Ueber Jérome wurde dem Lord Folgendes von seinem Gewährsmann erzählt: „Nervins war in Kassel, als der Bruder des Kaisers von seinem Königreich Westfalen Besitz nahm. Der „kleine Mann“ geberdete sich dort und wirthschaftete als ob sein Reich für die Ewigkeit wäre, und als Nervins sich erlaubte, ihm anzudeuten, was der Kaiser wohl dazu sagen werde, erwiederte ihm Jérome mit Würde: „Sachez que je suis empéreur chez moi!“ Erst als Nervins ihm sagte, der Kaiser möchte sich vielleicht veranlaßt finden, einen Divisions-General nach Kassel zu schicken, um Ordnung herzustellen, scheint Jérome dem Agenten seines Bruders etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Eines Tages kam ein Courier mit kaiserlichen Depeschen aus Paris an. Nervins, der dem Kaiser genauen Bericht über die Wirthschaft Jérome's erstattet und jenen ersucht hatte, seinem Bruder die Leviten zu lesen, war begierig, zu wissen, welchen Erfolg dies gehabt und drang nun in den König, ihm den Inhalt der Depesche mitzutheilen. Jérome öffnete das Schreiben, und mit der größten Ruhe las er nun laut in Anwesenheit seiner Minister und Hofleute, daß der Kaiser mit seiner umsichtigen volksfreundlichen Regierung sehr zufrieden sei, daß er sich namentlich über den Zustand der Finanzen und der Armee in Westfalen sehr freue und daß es ihm täglich eine größere Genugthuung sei, ihn zum Könige gemacht zu haben. Nervins ließ sich jedoch dadurch nicht täuschen; vielmehr frug er einen hochgewachsenen Husaren-Offizier, einen Flügeladjutanten Jérome's, der ihm über die Schulter geblickt hatte, während er den Brief las, was denn eigentlich darin gestanden? Und dieser erwiederte, er habe sich genau überzeugt, daß in dem Schreiben Napoleons das gerade Gegentheil von dem gestanden, was Jérome vorgelesen.“

Nicht uninteressant in dem Buche ist auch noch, was Lord Palmerston über die nichtswürdige Art der Behandlung erzählt, welche Napoleon I. und seine Satrapen den preußischen und dänischen Kriegsgefangenen zu Theil werden ließen. Diese mußten, allen völkerrechtlichen Bestimmungen zum Hohn, die niedrigste Sklavenarbeit verrichten. Unter Anderem mußten sie einen Kanal graben, der eine Verbindung zwischen der Schelde und Oise herstellen sollte, und von dieser schweren Arbeit wurden selbst diejenigen nicht dispensirt, deren Körperschwäche und Gesundheit sie dazu ganz ungeeignet machte.

Rußland.

Aus Joukoffsky's Leben.*)

Bunin, ein sehr reicher, kleinrussischer Grundbesitzer, hatte mit seiner Frau elf Kinder gezeugt. Im Jahr 1770, bald nach der Geburt seiner jüngsten Tochter, zogen Kaufleute und Bauern von seinem großen Gute Mischenek auf den Kriegsschauplatz in der Türkei, um Marketender-Geschäfte zu machen. Im Scherz soll der alte Bunin einem seiner Bauern, der sich verabschieden kam, gesagt haben: „Bringe mir ein paar recht hübsche Türkenmädchen mit, Du siehst, daß meine Frau schon ziemlich alt ist.“ Und der folgsame Knecht brachte seinem Gebieter wirklich ein paar Türkinnen mit, die bei der Erstürmung von Bender in russische Gefangenschaft gerathen waren. Der Mann der einen, der 16jährigen Salcha, war gefallen, die andere 11jährige Schwester starb bald. Salcha aber trat als Magd in das Bunin'sche Haus, und im Vertrauen auf die Nachsicht seiner Frau machte der alte Bunin die Türkin zu seiner Sklavin im muhamedanischen Sinne und etablirte sie förmlich in einem kleinen Wirthschaftsgebäude, wo sie die übrigen Mägde zu beaufsichtigen hatte. Dieses Haus durften natürlich die Töchter der Frau Bunin nie betreten. — Im Laufe der Zeit starben sieben von den elf Kindern, nur vier Mädchen blieben leben; auch die Sklavin hatte zwei Töchter bekommen und wieder verloren, da geschah es im Jahre 1783, daß sie noch einen Knaben gebar. Der alte Bunin war gerade in Geschäften verreist; ein alter Hausfreund, der in der Nähe wohnte, Namens Joukoffsky, erklärte, er wolle das Kind adoptiren und bewog auch die Frau Bunin, dasselbe in ihrem Zimmer taufen zu lassen. Beim Anblick des hülflosen Kindes dachte sie an den Verlust der eignen Söhne und ohne Worte adoptirte auch sie den Knaben in ihrem Herzen, ließ ihn unter ihren eignen Augen pflegen, erziehen und später aufs Beste unterrichten. Im März 1791 starb der alte Bunin. Auf dem Sterbebette legte er das Schicksal des achtjährigen Knaben in die Hände seiner Gattin. Er verordnete, daß jede seiner vier Töchter von dem ihr zufallenden väterlichen Erbtheil 2500 Rubel Banko abgeben solle zur Bildung eines Kapitals für den Knaben, bat aber, daß Frau B. ihn erziehen möge, wie einen Edelmann. Und sie Alle haben redlich den Willen des Sterbenden erfüllt.

Obgleich nun der weibliche Theil der Familie bemüht war, den Bruch mit den Gesetzen der Sittlichkeit zu sühnen, so wurde für Joukoffsky doch dadurch ein Konflikt anderer Art vorbereitet, den freilich Niemand hatte vorhersehen können. Frau Bunin hatte in ihrem Hause eine früh verwittwete Tochter, Frau Protassow, mit ihren Kindern aufgenommen; es waren dies zwei

*) Nach „Wasily Andrejewitsch Joukoffsky, ein russisches Dichterleben“, von Dr. Karl von Seidlitz. Mitau, E. Behr, 1870. (Vgl. Nr. 13 des „Magazin“.)

liebliche Mädchen, Marie und Alexandra, die Joukoffsky unter seinen Augen erblühen sah. Er hatte um diese Zeit durch seine lyrischen Gedichte schon einen Namen in der Literatur sich erworben und glaubte seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterinnen nicht besser an den Tag legen zu können, als indem er sich zum Lehrer der beiden Mädchen machte, die mit anschmiegendem Vertrauen zu ihm aufblickten. Bald verwandelte seine Zuneigung zu seiner ältesten Schülerin und — Nichte Marie sich in Liebe, eine Liebe, die so tief, stark und verschwiegen war, daß sie sein ganzes späteres Leben erfüllte, seinen Dichtungen und seinem ganzen Wesen den Stempel tiefer Resignation aufdrückte. Er warb bei Frau Protassov um die Hand ihrer Tochter; diese aber verweigerte ihre Einwilligung, da die russische Kirche Heiraten unter so nahen Verwandten verbietet. Das Mädchen erwiederte seine Neigung; einflußreiche Freunde, ja später sogar die Kaiserin drangen in Frau Protassov, nachzugeben — vergebens! nichts konnte ihre Skrupel besiegen. Obgleich Joukoffsky vor dem Gesetze nicht der Bruder der Frau Protassov war, nach der Hand ihrer Tochter durfte er dennoch nicht streben. Diese, die innersten Tiefen seiner Seele erschütternde Katastrophe blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf seine Dichtungen. Seine ganze Stellung dem Leben gegenüber trug dazu bei, ihn noch melancholischer zu machen. „Während er selbst wie ein Ebenbürtiger unter den mit ihm herangewachsenen Halbschwestern sich bewegte, mußte seine Mutter, die er als solche kannte und verehrte, stehend die Befehle der Herrschaft, vielleicht auch Verweise hinnehmen. Er selbst mußte bei seinem Adoptivvater im Dachstübchen des Nebenhauses wohnen.

Solche Zustände sind eben nur möglich in einem Lande, dessen Begriffe von Sittlichkeit noch wenig entwickelt sind; freilich weiß man bei manchen Erscheinungen kaum, ob man sie als Produkte der Unreife oder der Fäulniß bezeichnen soll.

Den sentimentalen Hang in Joukoffsky's Wesen zu begünstigen, war die Zeit, in welche seine Jugend fiel, besonders angethan; war es doch auch für Deutschland die Zeit der thränenreichen Poesie, die neben den edelsten Blüthen der klassischen Dichtung üppig wucherte, und Deutschland war natürlich die Quelle, woraus Joukoffsky's geistige Anregung floß. Eins seiner Hauptverdienste ist, daß er seinem Vaterlande die Schätze deutscher Literatur durch gelungene Uebersetzungen vermittelte. So hat er eine große Anzahl Schiller'scher Balladen und Goethe'scher Lieder ins Russische übertragen, ferner den Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, zahlreiche Gedichte von Uhland, Rückert, Th. Körner, J. Kerner u. A. Seine eignen Dichtungen, deren Reinheit der Form und Tiefe und Innigkeit des Gefühls besonders gerühmt werden, machten ihm bald einen Namen in Rußland. Er wandte sich nach Petersburg und trat hier in manche Verbindung mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden. Einer der Freunde stellte ihn auch am kaiserlichen Hofe vor: es war im Jahre 1815. Ein patriotisches Gedicht, das er 1812 herausgegeben, hatte die Aufmerksamkeit schon auf ihn gelenkt. „Am 4. September", so schreibt er selbst darüber, „langte ich in Pawlowsk an, blieb drei Tage dort, aß zu Mittag und zu Abend bei der Kaiserin und kehrte heim mit der herzlichsten Anhänglichkeit an die erhabene Frau . . . in all den drei Tagen fühlte ich mich auch nicht einen Augenblick unheimlich. Ihre Herablassung war so natürlich, daß ich gar niemals daran dachte, wo und mit wem ich mich befände. Kurz, ich war froh gestimmt, weil mein Herz sich befriedigt fühlte. Am ersten Tage las man meine Balladen vor . . ."

Aus diesen Beziehungen entspann sich bald ein dauerndes Verhältniß. Zunächst wurde Joukoffsky auserseher, der Großfürstin Alexandra (der späteren Kaiserin von Rußland, der Tochter Friedrich Wilhelm's III. und Mutter des jetzigen Kaisers Alexander) Unterricht in russischer Sprache und Literatur zu ertheilen. Er blieb der hohen Frau vielfach nahe, übersetzte auf ihren Wunsch viele deutsche Werke ins Russische und begleitete sie auf ihrer Besuchsreise nach Berlin im Jahre 1828. Später wurde er der Lehrer und Erzieher ihrer Söhne, und zahlreiche Briefe an dieselben, die der Verfasser mittheilt, thun dar, in welchem hohen edlen Sinne Joukoffsky diesen Beruf auffaßte und durchführte. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hat er diesem Amte treu vorgestanden, immer bestrebt, das rein Menschliche, unbeirrt von allen Standes-Einflüssen, in seinen Zöglingen zur Entfaltung zu bringen — dann siedelte er ganz nach Deutschland über. Er heiratete noch spät, in seinem 58. Jahre, die 19jährige Tochter seines Freundes, des russischen Hofmalers Gerhard von Reutern, ohne daß ihm aus dieser Ehe die Befriedigung erwachsen wäre, die er davon erhofft hatte. Geistig rege und dichterisch thätig, ja noch mit großartigen Entwürfen beschäftigt, blieb er, trotz vielfacher körperlicher Leiden, bis zum letzten Augenblick. Er starb 1852 zu Stuttgart, 70 Jahre alt, er, der Sohn der Sklavin von weltlichen Ehren und Auszeichnungen aller Art überhäuft, doch innerlich bescheiden, einfach, innig fromm, ein deutlicher Beweis dafür, daß die schöne Blüthe echter Menschlichkeit sich auch unter den scheinbar ungünstigsten Umständen entwickeln und entfalten kann. M. St.

Skandinavien.

Nordische Heldensage im modernen Gewande.*)

Tegner und Oehlenschläger schlossen sich in Schweden und Dänemark an das Streben unserer Romantiker, die Theilnahme und das Verständniß der alten heimischen Sagen und Dichtungen wieder zu erwecken und sie in eignen Schöpfungen zu erneuern und fortzubilden, ja Tegner's Frithjofsage ist unter allen solchen Werken das berühmteste geworden und in die Weltliteratur eingegangen. Die Bewunderung, mit welcher die vorige Generation das Gedicht begrüßte, wird zwar von der heutigen sehr gemäßigt; wir verlangen durch den Fortschritt der Wissenschaft und durch einen realistischen Sinn eine größere, für das wirkliche Alterthum, eine festere Charakterzeichnung, während Tegner's Nordlandsrecken und Frauen uns an jenes zierliche Phantasie-Ritterthum erinnern, das in manchen Balladen Uhland's und seiner Jünger und in den geleckten Bildern aus den Anfängen der Düsseldorfer Malerschule sein Wesen trieb. Aber wir verkennen doch keineswegs den glücklichen Griff, welchen der Dichter schon mit der Wahl des Stoffes gethan, der für unser sittliches Gefühl nichts Anstößiges hat, vielmehr in der Läuterung und Erziehung einer kühnen und doch herzensmilden, empfindungsreichen Natur und in dem endlich wohlverdienten,

---

*) Tegner's Frithjofsage, übersetzt von Gottfried von Leinburg. Prachtausgabe mit Zeichnungen von Malmström. Berlin, A. Hofmann.

König Helge. Eine Nordlandsage von A. Oehlenschläger. 3 Theile: Romanzen von König Helge; Yrsa, eine Tragödie; die Hroarsage, ein Roman. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Berlin, Allgemeine Verlagsanstalt.

selbsterrungenen Glücke durch allgemein menschliche Wahrheit befriedigt.

Wir freuen uns der Darstellung nordischer Sinnesart in den Sprüchen der Edda, welche Tegner mit Geschick herübernimmt, und finden, daß er von der nordischen Mythologie einen verständigen Gebrauch gemacht hat; sie ist der Volksglaube der Zeit, die er schildert, und er behandelt ihre Gestalten wie durchsichtige Symbole der Mächte, die in der Natur und in der Seele walten. Und die heranwachsende Jugend, vornemlich die weibliche, stößt sich nicht daran, daß die sentimentale Darstellungsweise des Dichters, daß die Freude an dem Reiz des poetisch-schönen Ausdrucks als solcher, der an der falschen Stelle zum Flitter der Phrase wird, gar oft mit dem Stoffe nicht zusammenstimmt, und daß die Schilderung in ihrer Breite die Handlung überwiegt. So ist die Frithjofsage in der Gunst des Publikums geblieben, was auch die Uebersetzungen beweisen, ältere, die wieder aufgelegt werden, wie die von Mohnicke, neuere, die um den Preis ringen, wie die von L. Freytag und jene von Leinburg. Der letztere hat es mit Recht nicht verschmäht, einzelne Abdrücke, Reime und Verse, die seinen Vorgängern ganz gelungen waren, in seine Nachbildung aufzunehmen: denn nur so, nicht durch falsche Originalitätsucht und verschlechternde Neuerungen wird allmählich die vollgenügende Abspiegelung eines Kunstwerks aus einer fremden Sprache möglich. Leinburg hat den Preis verdient, mit welchem der König von Schweden seine Arbeit gekrönt hat. Der Deutsche hat dafür durch eine liebevolle Uebersetzung von Gedichten des Königs gedankt, die jüngst in Berlin erschienen sind.

Weit minder bekannt ist Oehlenschlägers Helgesage geworden, wenn schon Dänemark sie der schwedischen Dichtung stets an die Seite stellte und schon vor dreißig Jahren X. Marmier in seiner Histoire de la littérature en Danemark et en Suède berichtete, daß sie vielfach der Frithjofsage vorgezogen werde und Gemälde von hinreißender Anmuth entfalte, Scenen der Reise, der Liebe, des Schmerzes, die mit einem seltenen Talente dargestellt sind. So wissen wir es jedenfalls dem Uebersetzer Dank, daß er, der ein literarisches Vermittleramt zwischen dem skandinavischen Norden und Deutschland übernommen hat, uns mit dem Werke bekannt macht und das eigene Urtheil ermöglicht.

Oehlenschläger hat in der Form noch größere Mannigfaltigkeit wie Tegner. Der erste Theil ist ein Kranz von balladenartigen Erzählungen und lyrischen Ergüssen und erinnert in dem wechselnden Metrum der einzelnen Stücke an die Frithjofsage; der zweite stellt das Hauptmoment des Ganzen im Wechselgespräch der handelnden Personen und im Chorgesang nach Art einer antiken Tragödie dar, und bedient sich auch des iambischen Trimeters; der dritte Theil ist eine romanartige, mit Versen durchwobene Erzählung in Prosa. So giebt das Ganze nach dem Vorgange Tieck's eine wahre Musterkarte von poetischen Gattungen und Formen und eine Vermischung von nordischen, griechischen, modernen Stylarten, die etwas sehr Bedenkliches hat; ein buntes Nebeneinander des Mannigfaltigen versetzt uns in einen Wechsel von Stimmungen und der harmonische Gesammteindruck bleibt aus. Es ist hier nicht die Idee und der Stoff, die ihre naturgemäße nothwendige Form mit sich bringen, sondern das Spiel der Willkür von Seiten der dichterischen Subjektivität, wenn ich auch nicht leugnen will, daß Oehlenschläger häufig das Rechte trifft und einmal selbst mit glücklichem Erfolg in zwei Drapas, Preisgesänge auf einen Todten, die nordische Alliteration und die schmelzend weiche Musik des Reims nebeneinanderstellt und Inhalt und Ausdrucksweise beiden sinnig angepaßt hat.

Der Stoff ist tragisch düster und kommt erst gegen das Ende zu einem versöhnenden Schluß. Der Dichter stellt sich in die Tage, wo die heidnische Wildheit der Nordlandsreiter in friedliche Gesittung und zum Christenthum übergehen soll; dem heldenhaften Helge steht der milde, städtegründende Bruder gegenüber und hat am Ende den besten Theil erwählt. Den Mittelpunkt aber bildet die Ehe des Vaters mit der Tochter, und wie Oehlenschläger diese motivirt hat, das macht uns den Stoff noch abstoßender und ist ein entschiedener Mißgriff. In der Natur-Mythe sind Sommer und Winter abwechselnd Vater und Sohn und bekämpfen einander, einer tödtet den andern. Die Nacht ist die Tochter oder die Mutter des Tages; Geist und Natur sind bald Geschwister, bald mit einander vermählt, und wenn das Selbstbewußtsein aus dem Unbewußtsein sich erzeugt, können sie auch wie Sohn und Mutter gedacht werden, und in diesem Sinne heißen dann die Götter der Aegypter zugleich Sohn, Bruder und Gemahl der Mutter. Wird der Sinn dieser Bilder verdunkelt und vergessen, und gehen sie in die Heldensage über, werden sie als Thatsache und Ereigniß von Menschen erzählt, so bedürfen sie der Motivirung. In Oedipus werden seine Aeltern gestraft; Rustem und Sohrab, Odysseus und Telegonos, Hildebrand und Hadubrand kennen einander nicht, weil der Vater lang abwesend war oder der Sohn, eine Frucht der Liebe in der Fremde, mit dem Vater zusammentrifft, den er nie gesehen hat.

In der nordischen Sage zieht der Wiking auf Abenteuer aus, und verläßt das Schiffermädchen der fernen Küste, dem er seine Liebe geschworen; er bleibt einsam, er sehnt sich nach einer Gattin, und findet nach langen Jahren eine sittig holde Jungfrau, der er die Krone auf's Haupt setzt und die dann als seine Tochter erkannt wird, so daß er ihr entsagen muß. Da ist das Verhängniß, die sittliche Weltordnung, die im Manne den Jüngling straft, weil er das Weib nur als Mittel seiner Sinnenlust betrachtet und um die Frucht seiner Liebe sich niemals bekümmert hat. König Helge hat um eine Brunhildartige Jungfrau Oluf geworben und ist von ihrer Sprödigkeit höhnisch mißhandelt worden; dann hat er sie heimlich überfallen und sie verlassen, als er seine Lust gebüßt; später nimmt er die unbekannte eigene Tochter zur Gemahlin und wird bald zu leidvoller Entsagung gezwungen. Oehlenschläger läßt den Haß einer Meermaid hereinwirken, die sich einst dem Helden im Bade gesellt hat; wie er den Fischschwanz gewahrt, hat er das Schwert gegen sie gezogen; sie ist entronnen, sie hat ihm nach Jahresfrist ein Kind gesandt, sie haßt ihn seitdem, sie verbündet sich mit Oluf zur Rache, und die eigene Mutter giebt nun wissentlich ihr Kind Yrsa später dem Helden zur Ehe, ein Gräuel, der durch den Nixenspuk für uns nicht glaublich wird. Helge läßt nach der Brautnacht hoch zu Roß in einem Hünengrab sich einmauern, Oluf folgt ihm in den Tod, Yrsa kommt an seines milden Bruders Hof, wo sie den Dänenhelden Hrolf Krake gebiert.

Das nordische Kolorit hat Oehlenschläger treuer bewahrt, die Charakterzeichnung ist schärfer, reicher, viel vollendeter die Leidenschaften, die zu Verbrechen und in's Verderben führen gewaltiger als bei Tegner. Der Däne erscheint als ein Dichter von weit mehr Energie, als wir nach seiner deutschen Tragödie Correggio vermuthen konnten. Im dritten Theil, Hroarsage, läßt er die eigene Erfindung am meisten walten und wenn der zwischen der alten Sagenweise und dem modernen Roman hin und her schwebende Ton uns nicht recht zusagt, so ist der Con-

kraft der beiden Sänger, der Contrast Yrsa's und ihrer Schwester Skulde, der Tochter der Meermaid, wohlgelungen, und namentlich dies unheimliche Naturkind mit seiner elementaren Frische und Gemüthlosigkeit zugleich ganz trefflich gezeichnet. Auch das Hereinragen des Christenthums in die heidnische Welt ist ebenso glücklich motivirt wie verwerthet.

Der Uebersetzer ist den wechselnden Tönen des Originals mit vieler Kunst gefolgt; nur selten ist ein iambischer Trimeter im Alexandriner lahm geworden; die antike, die altnordische Form hebt sich wirksam ab von den gereimten Liedern und Balladen. Anmerkungen geben willkommene Erläuterungen aus der Mythologie und den Sagen, und die Vergleiche mit andern Dichtungen, namentlich Tegner's, für den Oehlenschläger das Vorbild gewesen war, lassen uns das Werk in seiner Eigenthümlichkeit wie in seinem verwandtschaftlichen Zusammenhange mit der skandinavischen Literatur erkennen. M. C.

Ungarn.

Moritz Jokai: Schwarze Diamanten.

Die Aufmerksamkeit der deutschen Leser ist schon wiederholt auf hervorragende ungarische Dichter, darunter auch Moriz Jókai, gelenkt worden. Neuestens ist der deutschen Lesewelt abermals ein Produkt dieses fruchtbaren ungarischen Romandichters durch eine gute deutsche Uebersetzung*) zugänglich gemacht worden, das in künstlerischer wie kulturhistorischer Beziehung die Theilnahme jedes Freundes einer edleren Richtung der Romanliteratur verdient.

Jókai hat, den Tendenzen der Zeit folgend, indem er die Arbeit verherrlicht und den Schwindel geißelt, die positiven und negativen Seiten des volkswirthschaftlichen Lebens zum Gegenstand gewählt, und die ernste Richtung, die sich somit schon in der Conception kundgiebt, gelangt in dem Werk durchwegs zum Ausdruck, ohne daß dasselbe an den die Phantasie und das Gemüth ansprechenden Eigenschaften etwas einbüßt, die wir von einem Roman unter allen Umständen erheischen. Poetisch durchgeführte positive und negative Charaktere, und eine spannende Handlung nehmen das Interesse des Lesers in nicht gewöhnlichem Maß gefangen, um so mehr da in dieser die ungleichartigsten Elemente in staunenswerther Weise auf's Innigste mit einander vereinigt erscheinen; die Leiden und der Triumph der Hauptgestalten, der heldenmüthige Kampf des redlichen Industriellen mit einem verwegenen, kein Mittel scheuenden Schwindler, die politische Action, welche das Schmerling'sche Regime in der Zeit der Handlung dieses Romans gegen Ungarn versuchte, und die gleichzeitigen ultramontanen Bestrebungen, deren Fäden von Rom und Paris bis Wien und Pest reichen, sind auf das Glücklichste mit einander verbunden. Dabei ist trotz der gefährlichen Nähe des schwindelhaften Luxus und trotz der bedenklichen Verlockungen, die das moderne Thema bietet, die Frivolität sorgsam vermieden, was wir nicht bemerken, geschweige besonders hervorheben würden, wenn der Verfasser dazu nicht durch eine besonders interessante weibliche Gestalt gewissermaßen herausfordern würde. Es ist dies ein schönes Arbeitermädchen, das von einem reichen Schwindler entführt wird, in der Residenz das luxuriöse Leben einer mit den großartigsten Mitteln soutenirten Maitresse führt, von Fürsten, Ministern u. s. w. auf das Eifrigste umworben wird, und unter allen diesen Verhältnissen die schlichte, der ersten Liebe treu bleibende, und makellose jungfräuliche Gestalt bleibt, die sie beim Beginn der Erzählung war. Wie diese Aufgabe gelöst wird, das zu finden, sei den Lesern des Romans vorbehalten. In stofflicher Beziehung haben wir noch die paläontologischen Lebensbilder hervorzuheben, mit welchen die „schwarzen Diamanten" (Steinkohlen) eingeleitet werden, ferner die farbenprächtige Schilderung eines Grubenbrandes und ähnliche Einzelheiten, die nicht organische Bestandtheile des Romans bilden, aber als virtuose Malerei interessiren.

In kulturhistorischer Beziehung ist es hauptsächlich Ein Moment, auf das wir hinweisen, und das leicht unbemerkt bleibt, wenn man mit den Verhältnissen des Schauplatzes nicht vertraut ist. Wir meinen den Umstand, daß der Verfasser einen Industriellen zum Helden seines Romans wählte. In künstlerischer Hinsicht ist es freilich gleichgiltig, wes Standes der Held eines Romans ist (obgleich von den Rittern bis herab zu den Cocottes die Wahl der Helden und der betreffenden socialen Kreise auf Ton und Behandlung der Romane stets von Einfluß war), — so ist der Industrielle als Held eines magyarischen Romans doch immer eine Erscheinung, die hervorgehoben werden muß. Sie bedeutet den Umschwung in einem Lande, in dessen gesellschaftlichem Leben, wie in der literarischen Abspiegelung desselben, Magnaten und Advokaten stets eine dominirende Rolle spielten; und wenn sie diese auch im Leben noch keineswegs verloren haben, so hat ihnen der Dichter doch in seinem Roman das Scepter aus den Händen gewunden. Dem entsprechend, verweilt der Verfasser auch mit ironischem Behagen bei dem hohlen Wesen der jeunesse dorée des ungarischen Adels, den er vorführt.

Jókai, seit dem Tode von Eötvös der hervorragendste Vertreter der ungarischen Romanliteratur, verdient nicht allein wegen seiner autochthonen Eigenartigkeit, sondern auch als Romandichter überhaupt in weiteren, als bloß in seinen eigenen nationalen Kreisen Anerkennung zu finden, und die „Schwarzen Diamanten" sind wohl geeignet, diese zu fördern.

A. D.

*) Schwarze Diamanten. Roman in 5 Bänden, von Moriz Jókai. Pest, Verlag des „Athenäum", 1871.

Nord-Amerika.

Staatenkonferenz über das Einwanderungswesen.

Im November des Jahres 1870 trat zu Indianapolis, der Hauptstadt des Staates Indiana, eine von den verschiedensten Staaten der nordamerikanischen Union beschickte Konferenz zusammen, um über das Einwanderungswesen zu berathen. Das Resultat dieser Berathungen ging dahin, daß es zweckmäßig sei, die Kontrole über das Einwanderungswesen an die Bundesregierung der Vereinigten Staaten zu übertragen. Da es nun leicht möglich ist, daß der amerikanische Kongreß wirklich in dieser Angelegenheit entscheidende Schritte thut, so halten wir es für durchaus zweckmäßig, in diesen Blättern auf die Berathungen der erwähnten Konferenz mit wenigen Worten zurückzukommen, um so mehr, als gerade Deutschland so viele seiner Söhne nach den Vereinigten Staaten hinübersendet. Die in Indianapolis gefaßten Beschlüsse lauten in wörtlicher Uebersetzung also:

Beschlossen, daß neue gesetzliche Bestimmungen und eine strengere Durchführung der bereits bestehenden Gesetze in Bezug auf die Einwanderung nothwendig sind, um Mißbräuche und Betrügereien zu verhüten und die wahren Interessen der Einwanderer bei ihrer Ankunft und während ihrer Reise nach dem Bestimmungsorte in diesem Lande (Amerika) zu schützen. Um diesen Zweck zu erfüllen, ist nach Ansicht der Konferenz der Erlaß neuer geeigneter Gesetze eine gebieterische Pflicht der Bundesregierung.

Beschlossen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten ersucht werde, Unterhandlungen mit den Regierungen der Länder zu eröffnen, von denen Personen in dieses Land kommen, um eine gemeinschaftliche Jurisdiktion über die Auswanderer-Schiffe zum Schutze der Auswanderer gegen Mißbräuche und Betrügereien zu sichern, und daß eine Abschrift dieser Resolutionen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Kongresse derselben zugesandt werde.

Beschlossen, daß die Konferenz alle Projekte, Kombinationen und Monopole verwirft, welche die Einwanderer bedrücken, durch welche sie der gehörigen Gelegenheit für den wohlfeilen Transport ihrer Güter und Personen nach ihrem Bestimmungsorte in diesem Lande beraubt werden, und vermittelst welcher vielfache Betrügereien in ihrem hülflosen Zustande an ihnen verübt werden können.

Beschlossen, daß nach Ansicht der Konferenz ein Einwanderungs-Büreau unter den Auspicien der Bundesregierung gebildet werden sollte.

Beschlossen, daß ein Comité von Einem aus jedem Staate und jedem Territorium der Union, welche in dieser Konferenz repräsentirt sind, ernannt werde, welches den Kongreß petitionsweise angehen soll, daß er die in den vorstehenden Resolutionen ausgedrückten Ansichten realisiren möge.

Beschlossen, daß alle Kopfsteuern, welche von Einwanderern erhoben werden, gleichviel ob sie direkt oder indirekt, mit oder ohne Sanction des Gesetzes auferlegt werden, verhaßt und ungerecht sind und deshalb abgeschafft werden sollten.

Auf den ersten Blick scheinen nun diese Beschlüsse der Einwanderungs-Konferenz zu Indianapolis ziemlich unverfänglich, ja ganz im Interesse der neuen, verhältnißmäßig unerfahrenen Ankömmlinge in den Vereinigten Staaten zu sein; bei genauerer Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse gewinnt aber die Sache doch ein etwas anderes Ansehen, und wir, die wir eine lange Reihe von Jahren in der großen transatlantischen Republik lebten und die Vortheile, wie die Schattenseiten derselben, hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit hatten, können den Plan, die Kontrole über das gesammte Einwanderungswesen der Bundesregierung der nordamerikanischen Union in jeder Beziehung zu überweisen, nicht so ohne Weiteres billigen und gutheißen. Die Hauptbedenken, welche wir, auf eigene Erfahrungen gestützt, gegen einen solchen Plan haben, werden übrigens auch von vielen einflußreichen und gut redigirten deutsch-amerikanischen Blättern, die theils der republikanischen, theils der demokratischen Partei angehören, getheilt, z. B. von der „Westlichen Post" in St. Louis, Missouri (Organ von Karl Schurz), vom „Anzeiger des Westens", ebendaselbst, vom „Louisville Anzeiger" in Kentucky, vom „Cincinnati Volksblatt" in Ohio u. s. w.

Zunächst scheint es uns nicht zum wahren Besten der nach den Vereinigten Staaten gerichteten Auswanderung zu sein, wenn von Bundeswegen eine besondere Polizeibehörde über sie errichtet werden soll. Wir betrachten eine solche Einrichtung von Seiten der nordamerikanischen Regierung als ein für die Einwanderung nicht günstiges Institut. Der Einwanderer sollte, darin stimmen wir dem „Louisville Anzeiger" bei, sobald er den amerikanischen Boden betritt, gerade so, wie jeder andere Bewohner der betreffenden Gegend, unter dem Schutze der Staatsgesetze stehen. Durch das Schaffen einer besonderen Bundes-Polizei für Einwanderer wird offenbar, bis zu einem gewissen Grade, eine besondere Klasse der Bevölkerung der Union, obschon nur vorübergehend, unter unmittelbare Bundeskontrole gestellt und dadurch den Mißbräuchen der Bundesgewalt neue Nahrung gegeben. Verschiedene amerikanische Blätter zweifeln nicht daran, daß der gegenwärtige (41.) Kongreß der von Indianapolis an ihn ergangenen Aufforderung bereitwillig Folge leisten wird; und dieselben Blätter meinen, daß der jetzige Congreß keinerlei Gesetze erlassen wird, durch welche den eben angedeuteten Mißbräuchen vorgebeugt würde. „Es will uns im Gegentheil scheinen", sagt der „Louisville Anzeiger", „als sei es von den Leitern der Einwanderungs-Konferenz in Indianapolis namentlich auf ein nicht zu rechtfertigendes Erweitern der Bundesgewalt abgesehen, als liege dem ganzen Projekte ein einseitiges Partei-Manöver zu Grunde. Wir sind nicht gesonnen, die Motive der Männer, welche in der Konferenz mit der Majorität gestimmt haben, zu verdächtigen, am allerwenigsten die Motive derjenigen, welche selbst Adoptivbürger sind und aus dem Schutze der Einwanderung nicht nur eine allgemeine Humanitäts-, sondern auch noch eine Herzensangelegenheit machen. Aber es will uns scheinen, als sei das Empfehlen der Bundespolizei eine abgekartete Sache, ja — der eigentliche, vorbedachte Zweck der Konferenz gewesen. Die Konferenz wurde ad hoc berufen und es ist wieder einmal die rechtliche Intention einer Körperschaft für eine Parteikabale ausgebeutet worden. Man schmeichle sich ja nicht mit der Hoffnung, daß die Klagen über Bevorzugung gewisser Eisenbahnen beim Einwanderer-Transport aufhören werden, sobald der Bund die Kontrole übt. Der Bund wird auch bevorzugen und diesen Mißbrauch unter der Aegide des Gesetzes erst recht zum System ausarbeiten; — ganz abgesehen davon, daß neben dem geschäftlichen Motive sich auch noch das politische, gewisse Landestheile der Union zu bevorzugen, geltend machen wird."

Ganz derselben Ansicht, wie der „Louisville Anzeiger" ist das die republikanische Partei unterstützende „Cincinnati Volksblatt." Diese Zeitung ließ sich kürzlich also vernehmen: „Wir müssen gestehen, daß wir zu den sogenannten nationalen Büreaus in Washington City in Anbetracht des gegenwärtigen Zustandes unseres Civildienstes kein besonderes Vertrauen haben. Wir haben ein Unterrichts-Büreau*) (Bureau of Education), welches dem Lande ziemliches Geld kostet und kein Aequivalent dafür liefert. Es hat durchaus keine gesetzliche Gewalt, in die Unterrichtsverhältnisse der einzelnen Staaten einzugreifen und ist daher im Grunde weiter nichts, als eine nutzlose Pfründe, die sobald wie möglich abgeschafft werden sollte. Wir haben ein Ackerbau-Büreau (Bureau of Agriculture), durch welches auf politischem Wege an einzelne Bevorzugte unentgeltlich Sämereien vertheilt und Berge unnützer Berichte gedruckt werden, deren Hauptinhalt man auch in den Ackerbau-Zeitungen lesen könnte. Wir hatten ein Freed-

*) Bekanntlich giebt es in den Vereinigten Staaten von Amerika kein Ministerium des Kultus und der Unterrichtsangelegenheiten, da die Trennung von Schule, Kirche und Staat daselbst durchgeführt und das Schul- und Erziehungswesen Sache der Gemeinden und der einzelnen Staaten und Territorien ist. Allerdings haben katholische und protestantische Orthodoxe in der jüngsten Zeit wiederholt Anstrengungen gemacht diesen glücklichen Zustand abzuändern, doch bis jetzt vergebens.

mansbüreau, das zwar manches Gute gewirkt, aber auch zu vielen Mißbräuchen Veranlassung gegeben hat. Die Frage ist also, welchen Wirkungskreis man dem projektirten Einwanderungs-Büreau zuweisen und wie sich dasselbe praktisch bethätigen wird."

Nachdem das „Cincinnati Volksblatt" das letzterwähnte Thema besprochen, welches auch Präsident U. S. Grant in seiner letzten Kongreßbotschaft vom 5. December 1870 als äußerst der Reform bedürftig hervorhob, fährt es fort: „Wenn nun der neue Einwanderungs-Kommissär und die unter ihm stehenden Beamten nach dem (jetzt durchschnittlich in der nordamerikanischen Union geltenden) Ausbeutungs-Princip ernannt werden sollen, mit der traurigen Aussicht, bei jedem Präsidentenwechsel, d. h. nach vier Jahren, wieder davongejagt zu werden, was wird die natürliche Folge sein? Wer wird mehr Einfluß auf die betreffenden Beamten haben, der mittellose Einwanderer oder der Rheder und sein Kapitän, die durch eine kleine Bestechung einer großen Strafe zu entgehen suchen? Und wie stark wird nicht der korrumpirende Einfluß der mächtigen Eisenbahn-Compagnien wirken? Ist es diesen doch jetzt schon nicht selten möglich, ganze Gesetzgebungen zu korrumpiren und selbst den Kongreß stark zu beeinflussen."

Dazu kommt, daß der nativistische, alle fremden Elemente hassende Geist des verbissenen Amerikanerthums in der nordamerikanischen Union zwar sehr an Einfluß abgenommen hat, doch aber noch lange nicht ganz geschwunden ist. Selbst Präsident Grant, dessen Einfluß auf das projektirte Einwanderungs-Büreau unbedingt sehr groß sein würde, ist gegenwärtig aus verschiedenen Gründen kein warmer Freund der Deutschen, wenigstens nicht derer, die in den Vereinigten Staaten leben und sich nicht unbedingt seinen politischen Anschauungen fügen. So steht er z. B. mit unserm talentvollen Landsmann, dem Bundessenator Karl Schurz, auf sehr gespanntem Fuße, weil dieser es wagte, in verschiedenen politischen Fragen anderer Meinung zu sein, als er (Grant); und wie die „New-York Tribüne", ein der Politik des Präsidenten sehr ergebenes Blatt, kürzlich meldete, ließ Grant den Herrn Kaufmann, einen einflußreichen Politiker aus Newyork, der jüngst von Grant's eigener Partei als Kandidat für die Vicepräsidentschaft dieses mächtigen Staates aufgestellt wurde, sehr hart an, weil er (Kaufmann) bei Herrn Grant gewisse Dinge zu Gunsten der der republikanischen Partei angehörenden Deutschen des Staates Newyork geltend machte.

In Anbetracht aller dieser Umstände müssen wir demnach die Errichtung eines unter der besonderen Leitung und Aufsicht der Bundesregierung stehenden Büreau's für das Einwanderungswesen, wie solches von der oben erwähnten Konferenz zu Indianapolis empfohlen worden ist, für jetzt, wenn nicht als vollkommen schädlich, so doch als ziemlich nutzlos bezeichnen.

Dr. Rudolph Doehn.

Kleine literarische Revue.

— **Etymologisches Wörterbuch des Daco-Romanischen.***) Vor etwa vierzig Jahren hat der gelehrte Sprachforscher Kopitar in seiner Schrift über die albanesische, walachische und bulgarische Sprache das Walachische oder Daco-Romanische für das älteste und eigenthümlichste der neu-lateinischen Idiome erklärt. Wenn es auch weniger reich ist, als die jüngeren romanischen Sprachen des Westens, so besitzt es doch mehr klassische Wörter aus der Zeit des Augustus und eine größere Zahl von Vocabeln, die ihre ursprüngliche Bedeutung bewahrt haben. Früher ist das Daco-Romanische, das von 8 Millionen Menschen gesprochen wird, wenig beachtet worden, theils weil die Lage des Landes im äußersten Osten Europas dem Verkehr mit dem Westen entgegenstand, theils weil der Gebrauch der cyrillischen Schrift, die erst vor 8—10 Jahren der lateinischen gewichen ist, zu dem großen Irrthum verleitete, als seien die Daco-Romanen ein slavischer Stamm. Die erste wissenschaftliche und methodische Behandlung verdankt das Daco-Romanische dem Bonner Professor Diez in seiner Grammatik der romanischen Sprachen; doch hat er in seinem etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen es übergangen, weil er da nur das Italiänische, Spanische und Französische berücksichtigt hat. Die Aufgabe unseres Verfassers war daher, die Lücke, welche Diez gelassen, auszufüllen. In dem vorliegenden Theile behandelt er die Wörter lateinischen Ursprungs; der zweite Theil soll die aus andern Sprachen, dem Albanesischen, Slavischen, Neu-Griechischen, Magyarischen und Türkischen hergenommenen Wörter enthalten. Mit Recht hat sich der Verfasser streng an die Volkssprache gehalten und alle diejenigen neueren Ausdrücke, die unmittelbar aus dem Französischen eingeführt sind, übergangen. Dem Wörterbuche gehen Bemerkungen über die Aussprache einiger Buchstaben des daco-romanischen Alphabets voran. Die Behandlung der einzelnen Artikel ist eine durchaus wissenschaftliche und, soweit wir es beurtheilen können, erschöpfende. Der Verfasser hat sein Werk der daco-romanischen Nation gewidmet. Möge diese, wie sie hier einen tüchtigen Ordner ihres Sprachschatzes gefunden, bald auch selbst Hand anlegen, ihre wirren politischen und sozialen Zustände zu ordnen! E. M.

*) Dictionnaire d'étymologie Daco-Romane. Éléments Latins comparés avec les autres langues Romanes. Par A. de Cihac. Francfort s/M., Ludolph St. Goar, 1870.

— **Hebräischer Literatur-Verein.** Vor mehreren Jahren wurde von dem rühmlichst bekannten Redacteur der hebräischen Zeitschrift Ha-maggid, Herrn L. Silbermann in Lyck (Ostpreußen), ein hebräischer Literaturverein unter dem Namen „Mekizé nirdâmim" (Erwecker der Entschlafenen) begründet. Sein Zweck besteht in der Herausgabe werthvoller hebräischer Werke, und zwar in erster Linie alter Inedita, zweitens selten gewordener Druckwerke, in letzter Reihe endlich Schriften lebender Autoren. Zu den Leitern des Vereins gehörten auch der Rabbiner Dr. Michael Sachs in Berlin und der Professor Luzzatto in Padua, die Beide seitdem verstorben sind. Zum gegenwärtigen Comité gehören, außer dem Begründer, Sir Moses Montefiore und Dr. Löwe in England und Dr. Albert Cohn in Paris. Bis jetzt sind, weil die erforderliche Anzahl von 1000 Abonnenten schwer aufzubringen war, erst drei Jahrgänge von Druckwerken herausgekommen. Die Bücher des vierten Jahrganges befinden sich unter der Presse. Um diesem Uebelstand abzuhelfen und den Bestand des Vereins und die Regelmäßigkeit des Erscheinens der Werke zu sichern, haben die Leiter einen Aufruf zur Betheiligung an der Begründung eines Vereinsfonds erlassen, in der Hoffnung, daß auch Diejenigen, welche die Schriften nicht selber lesen und benutzen, durch freiwillige Spenden einem so edlen Werke, als es die Erhaltung der literarischen Denkmäler ist, ihre Mitwirkung nicht versagen werden. In der hebräischen Wochenschrift Ha-maggid, worin auch die Jahresrechnungen des Literatur-

Vereins abgedruckt sind, sowie in besonderen Vereinsschriften, werden die Namen der Vereins-Mitglieder und der Spender zu dem genannten Fonds veröffentlicht. Subscriptionsgelder und freiwillige Beiträge werden von Herrn Silbermann in Lyck und dem Schatzmeister des Vereins, dem Banquier M. S. Magnus in Königsberg, angenommen.

— **Lieder aus Frankreich.***) Die Eindrücke mannigfachster Art, die unsere deutschen Soldaten auf ihrem Marsche, man kann sagen, ihrem Triumphzuge, durch Frankreich empfangen haben, sind uns in gar vielen Feldpostbriefen, Berichten vom Kriegsschauplatz rc. mitgetheilt worden. In vorliegendem, zierlichst ausgestatteten Bändchen haben wir solche Feldpostbriefe in poetischer Gestalt. Etwas durchaus Neues in Inhalt oder Form wird man nicht erwarten, ist es doch schon an sich neu und wunderbar genug, daß ein Soldat auf dem Marsche und im Lager Fähigkeit, Muße und Stimmung auftreiben kann, seine Empfindungen und Eindrücke poetisch zu gestalten. Manche dieser kleinen Gedichte (alle sind äußerst kurz) würden auch ohne diese Erklärung sich anmuthig lesen, andere sind tief ergreifend, da die geschilderten Scenen solche sind, die jedes menschlich fühlende Herz im tiefsten erschüttern müssen.

— **Zwei Märchen.** Während der Stürme des Krieges gingen uns diese Märchen zu,**) die ansprechend genug sind, ihnen nachträglich einige Worte zu widmen. Das eine, Frida, hält sich auf dem Boden der Märchenwelt, indem es böse und gute Geister, Feen, Ver- und Entzauberungen erzählt und sich redlich bemüht, aus dieser tiefernsten Zeit uns für flüchtige Minuten hinzutragen zum Wunderland der Träume, — daß dies dem Verfasser nicht so gelingt, wie es den deutschen Volksmärchen und den Märchen aus Tausend und Einer Nacht gelingen würde, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Unsere Zeit ist dem süßen Märchendämmer nun einmal sehr ungünstig und darunter leiden Erzählende, wie Zuhörende in gleichem Maße. — Das zweite Büchlein „Unter dem Tannenbaum", das sich ausdrücklich „Weihnachtsmärchen" nennt, enthält eine Reihe von Bildern, die sämmtlich dem wirklichen Leben, und zwar einfach und sinnig nacherzählt sind; das Büchlein liest sich gut, wenn es auch auf Originalität keinen Anspruch zu machen hat.

Literarischer Sprechsaal.

Als wäre er für diese Tage der Neugestaltung Deutschlands ausdrücklich abgefaßt, erscheint gerade im jetzigen Augenblicke, zur richtigen Zeit, der dritte Band der deutschen Ausgabe des ausgezeichneten biographischen Werkes über Christian Carl Josias Frhrn. v. Bunsen.*) In diesen ersten schönen Tagen des ersten Deutschen Reichstages ertönt uns die Stimme des für Deutschlands Größe und Ehre begeisterten Staatsmannes, der bereits vor einem Vierteljahrhundert in seinen „Zeichen der Zeit" und in seinem „Bibelwerke", wie in seinen uns nunmehr vollständig vorliegenden Tagebüchern und Briefen, den Zusammensturz des weltlichen Papstregiments und die Wiedererstehung des Deutschen Reiches unter Preußens Aegide verkündete, wie eine Geisterstimme, die den beredten Worten der freien Männer im Deutschen Reichstag eine heilige Weihe verleiht. „Ich glaube an Gott und an Deutschland!" ist ein Ausspruch Bunsen's, der sich, dem Gedanken nach, unzähligemal in diesen Niederschriften eines reichbegabten Geistes, eines edeln großen Herzens wiederholt. Mit staatsmännischem Scharfblick hat der von den Zuständen und Wirren des deutschen Vaterlandes in den Jahren 1849 bis zu seinem im November 1860 erfolgten Ableben tief ergriffene Patriot die Erhebung der Nation vorhergesehen, sobald dieselbe zu Einigkeit und Einheit gelangt sein werde und an ihrer Spitze Männer von Energie, von durchgreifendem Rechtsgefühl und von Sinn für die höheren Bedürfnisse des deutschen Volkes stehen würden.

Wir behalten uns vor, auf den überreichen Inhalt dieses dritten Bandes ausführlicher zurückzukommen. Nur eine kurze Notiz sei uns noch verstattet. Am 23. Januar 1852 schreibt Bunsen an seinen Freund Stockmar: „Ich habe gestern das unendlich lehrreiche Gemälde der Reise vom Mai 1851 gelesen und betrachtet, und sage über Frankreich dieses: Viele Schelme; wenige Ehrenmänner; kein Prophet! Es ist ein Trost, daß es einer unredlichen und unsittlichen Nation doch noch schlimmer geht, als einer redlichen und an sittliche Verantwortlichkeit glaubenden. Wir hatten zwar auch keine rettenden Staatsmänner, aber doch Propheten: also haben wir eine Zukunft." — Zu den gottbegeistertsten dieser deutschen Propheten dürfen wir wohl den edeln Bunsen selbst zählen.

Unserem verewigten Mitarbeiter, dem im Kampfe für das Vaterland gefallenen Dr. Julius Brakelmann (vgl. Nr. 3[illegible] des „Magazin" von 1870), ist in dem soeben erschienenen Oster-Programme des Gymnasiums seiner Vaterstadt Soest ein biographisches Denkmal gesetzt. Der Verfasser dieser Biographie, Herr Prorector Dr. Legerlotz, deutet in der Einleitung auf sinnige Weise an, daß, ebenso wie die Gotteshäuser in Preußen auf Erinnerungstafeln die Namen derjenigen bewahren, die in den Kämpfen von 1813—1815, den Tod für das Vaterland starben, auch die deutschen Schulen die Namen ihrer in den vaterländischen Kämpfen von 1870—1871 Gefallenen auf ehernen Tafeln dauernd bewahren sollten. Ja, in keinem anderen Lande der Welt haben wohl, wie in Deutschland, die Schulen das Recht, solche Ehrendenkmäler in ihren Räumen aufzustellen.

Die Straßburger Universität (so liest man in der „Straßburger Zeitung" vom 5. April), die unter dem Drucke der

---

*) Von einem deutschen Soldaten aus dem Jahre 1870. Berlin, A. Duncker's Verlag.

**) Frida, Märchen in drei Gesängen von Ferdinand Erdmann; Unter dem Tannenbaum, Weihnachtsmärchen von Hans Ruprecht; beide im Verlag von F. Henschel, Berlin.

*) Christian Carl Josias Freiherr v. Bunsen. Aus dessen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Dritter Band. England und Deutschland. Mit einem Portrait Bunsen's und einem Generalregister. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

französischen Centralisation ein äußerst bescheidenes Dasein geführt, wird unter dem belebenden Hauche der wissenschaftlichen Freiheit, welche die deutschen Hochschulen charakterisirt, zu einer neuen Bestimmung und Blüthe geführt werden. Sie wird mit eintreten in den glänzenden Kreis der Anstalten, die, nicht in der Hauptstadt concentrirt, sondern durch alle Provinzen verbreitet, als gleich berechtigte Pflanzstätten der Wissenschaft, die Hauptträger des Ruhmes des deutschen Forschergeistes bilden. An die Stelle der nur administrativ verbundenen, aber nicht durch ein inneres geistiges Band vereinigten Facultäts-Fachschulen wird eine Universitas literarum treten, welche auch äußerlich den tieferen Zusammenhang alles menschlichen Wissens repräsentirt und, statt nach kleinlichen und pedantischen ministeriellen Programmen, werden Lehrende und Lernende ihre Thätigkeit nach den Interessen der Wissenschaft und mit eigener Verantwortlichkeit regeln können.

Die philosophische Fakultät der Universität Leipzig hat Hrn. J. H. E. Heitz, Professor am Gymnasium und protestantischen Seminar in Straßburg, zum Ehrendoktor ernannt, weil er, wie es im Diplom heißt: „in jenem alten, dem deutschen Reiche einst arglistig entrissenen, nun aber durch Waffen und Muth unserer Krieger glücklich wiedergewonnenen Sitze der schönen Künste und der wissenschaftlichen Bildung als ein Musterbild und tapferer Vorkämpfer gediegener Lehre und deutschen Fleißes dasteht und sich dort sowohl um die allgemeinen philologischen Studien und um die Jugenderziehung wohl verdient gemacht, als auch über Aristoteles' verloren gegangene Schriften Bücher herausgegeben hat, die sich durch fruchtbaren Fleiß und scharfsinniges Urtheil vorzüglich auszeichnen."

„Ein Fragment aus dem letzten Gesange von Reineke Fuchs"*) hat die allerletzte Ueberlistung des schlauen Fuchses von Malepartus zum Gegenstand einer poetisch-humoristischen Nachschrift gemacht, die, obwohl nicht in Hexametern, sondern in reimlosen Jamben gedichtet, der Goethe'schen Bearbeitung des berühmten Thier-Epos angehängt zu werden verdient. In 130 Verszeilen ist die letzte Episode Reineke's, sein Auszug gegen König Nobel an der Spitze der „moi" meckernden Böcke, Ziegen und Schafe, „des Völkchens, das seinen Nachbarn baß zu schaffen macht", besungen, eines Auszuges, der nur zu bald mit dem Einzug in Wilhelmshöhe endigte, wo Reineke Strick und Kutte aus seinem Reisebündel hervorholte und sich wieder der Frömmigkeit und der Gesellschaftsrettung befleißigte.

In der Hauptstadt von Westflandern, in Brügge, giebt es ein Théatre de la ville de Bruges, auf dessen Brettern noch niemals ein in der Landes- und Volkssprache von Flandern verfaßtes Drama aufgeführt worden, da die Direction desselben ausschließlich aus Leuten besteht, die nur mit Stocken und Schaamröthe zugeben, daß sie, die sich zur guten Gesellschaft zählen und deshalb auch gutes oder schlechtes Französisch sprechen, Urenkel von De Coninck und van Breidel, jener tapferen Bürger von Brügge seien, welche im Mittelalter das „Vlaanderen de Leeuw!" zum Wahlspruche von Südniederland erhoben. Auf diesem Theater zu Brügge wurde am 23. März ein neues Stück unter dem Titel „Revue Brugeoise" aufgeführt, worin die bekannteren Persönlichkeiten der Stadt zum Gegenstande des Spottes oder auch der Huldigung gemacht wurden, und zwar ward Ersterer ausschließlich dem vlamisch und letztere hauptsächlich dem französisch redenden Theile der Bevölkerung gespendet. Das Schimpflichste bei diesem öffentlichen Skandal war jedoch, daß man sich nicht entblödete, zu einem Schluß-Tableau, unter dem Gesange der Brabançonne, von einem die dreifarbige Schärpe und eine Nationalfahne tragenden Schauspieler den Ruf ertönen zu lassen: „Haine aux vainqueurs! Haine aux Prussiens!" Mit Recht bemerkt die Brüsseler Zweep, daß es eine wahre Schmach für die alte flandrische Stadt sei, in demselben Augenblicke, in welchem die „civilisation française" in Paris so glänzende Beweise ihres Daseins gebe, sich offen zu dieser Civilisation zu bekennen.

*) Berlin, A. Asher & Co., 1871.

Nicht weit von Newyork, auf Long-Island, ist seit einem Jahre eine rein deutsche Handels- und Fabrikstadt entstanden, die den Namen Breslau führt. Das deutsche Volkselement und besonders der fleißige deutsche Arbeiter hat dort in unglaublich kurzer Zeit ein Werk hergestellt, zu welchem sonst im alten Europa Hunderte von Jahren nöthig waren. Nicht weniger als 24,000 Baustellen wurden im Zeitraume des verflossenen Jahres hauptsächlich von Deutschen erworben, die bereits mehr als 150 Wohnhäuser, deren täglich neue entstehen, dort erbaut haben. Eine deutsche, jetzt von 70—80 Kindern besuchte Elementarschule, eine Sonntagsschule und eine englische Freischule sind bereits im neuen Breslau eröffnet. Katholischer, evangelischer und jüdischer Gottesdienst werden dort regelmäßig gehalten, vorläufig in Privatgebäuden, doch ist auch der Bau von öffentlichen Gotteshäusern schon im Gange. Ein deutscher Postmeister ist von Washington aus angestellt und ein deutscher Sheriff wacht über die Sicherheit des neuen, mit Eisenbahn- und Telegraphen-Stationen ausgestatteten Breslau. Eine Baierischbier-Brauerei hat sich natürlich sogleich dort etablirt, und auch an Geschäften und Handwerken aller Art fehlt es nicht mehr. Die gesunde Lage der neuen Stadt und die ehrliche deutsche Verwaltung an der Spitze des Unternehmens' welches deutschen Einwanderern gewiß mehr zu empfehlen ist, als die Wüsteneien im „fernen Westen", sichern demselben eine bedeutende Zukunft.

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" bringt uns Illustrationen der deutschen Reichsmünzen der Zukunft, welche wir allen Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichsrathes zur Beherzigung empfehlen. Wenn irgendje, so ist jetzt der Moment gekommen, die verwirrende Mannigfaltigkeit der deutschen Münzsysteme zu beseitigen und den Gefahren der massenhaften Circulation von Papiergeld der Einzelstaaten und Privatbanken zu begegnen. Dr. H. Weibezahn hat in einer neuen Schrift über „Deutschlands Münz-Einheit mit Goldwährung" (Leipzig, J. J. Weber) den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die französische Kriegsentschädigung in Gold zu erwarten ist, als den geeignetsten zur Annahme der Goldwährung empfohlen. Er bringt Münzen zu 20, 10 und 5 Goldgulden — das Gold im Silberwerth-Verhältnisse von 1 = 15,13, also den Gulden zu 20 Sgr. oder 100 Kreuzer — in Vorschlag. Die Abbildungen der auszuprägenden Gold-, Silber- und Kupfermünzen in der „Illustr. Zeitung" sind der neuen trefflichen Schrift von Weibezahn entnommen.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“ Bernh. Wegweiser.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Fünfzehnte Auflage. Mit acht Bildern in Farbendruck.

Velin-Ausgabe.	Wohlfeile Ausgabe. (70)
Mit farbigem Titelbild in engl. Einbd. 1 Thlr.	In farbigem Umschlag sauber geh. 15 Sgr.

Diese neue Auflage zeichnet sich vor den früheren durch farbige Bilder aus, ein Schmuck, durch den dieses schönste aller Märchenbücher der Kinderwelt noch willkommener sein wird.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Meyers Reisehandbücher — Osternovität 1871.

ROM
und
MITTEL-ITALIEN.

Reisehandbuch von **Gsell-Fels.**

Mit vielen **Illustrationen, Karten** und **Plänen.** 2 Bände, geb. 6 Thlr.

Der Verfasser schrieb diesen Führer, *in Allem und Jedem die Frucht eigener Anschauung und Studien*, weder als Archäolog, noch als Künstler, sondern suchte an seine Person und an sein Buch den *Massstab allgemeiner Bildung* zu legen.

Wer gegenwärtig Italien bereist, wünscht *sachliche Anleitung*, nicht blos aufzählende Erwähnung, zum nachhaltigen und verständigen Genuss des Sehenswerthen.

Der Verfasser glaubt für diese Anleitung das richtige Mass getroffen zu haben. Er hat kein Wort geschrieben, das der Beschauer nicht geradezu verlangt oder doch zu seiner Kenntniss hinzuzufügen erfreut ist. *Die Resultate der allerneuesten Kunst-Forschungen sind gesichtet;* bei sehr wichtigen Fragen und Differenzen sind für die Eingeweihteren auch die autoritätischen Meinungen in kurzen *Citaten* angeführt.

Alles über die *Geschichte und Kunstgeschichte* Roms und Mittel-Italiens Eingeflochtene beruht auf Benutzung der *besten Quellen;* aus eigener Erfahrung glaubt der Verfasser mit solcher Herbeiziehung des kulturgeschichtlichen und künstlerischen Moments den meisten der *gebildeten* Besucher Italiens von vorneherein einen Wunsch zu erfüllen, den andere derartige Bücher ignoriren. (71)

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin sind folgende Vorträge erschienen: (72)

Dove (H. W.), Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt. 1869. Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Grimm (Herman), Rede auf Schinkel, gehalten vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin, den 18. März 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.). Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. Velinpap. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (73)

Ausgewählte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.

In Bänden von 20—25 Bogen.
Jeder Band geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
Erster Band.

Die hiermit beginnende Sammlung der besten Werke Varnhagen's darf gewiß auf allgemeinste Theilnahme rechnen. Sie wird in drei Abtheilungen die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, die „Biographischen Denkmale“ und die „Vermischten Schriften“ enthalten.

Der erste Band ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

In allen Buchhandlungen zu haben: (74)

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr.
(Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populär-encyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

Supplement zur 11. Auflage des Conversations-Lexikon.

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement“ enthält den in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrirenden Bestandtheil des Conversations-Lexikons.

Aeltere Auflagen

des Conversations-Lexikons werden beim Umtausch gegen die elfte Auflage mit **Zehn Thaler** in Zahlung angenommen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken: (75)

Durch Kampf zum Frieden.

Preisgekrönter Roman
von
Ewald August König.

4 Bände 8o. broch. Preis 4 Thlr.

Vorstehendem Werke wurde durch competente deutsche Preisrichter einstimmig der erste Preis zuerkannt, welchen das Belletristische Journal in New-York für den vorzüglichsten deutschen Roman ausgeschrieben hatte.

BIBLIOTHEKS-NRN. 1-18,000 auf gelbem oder rothem Papier à Mille 12½ Sgr. baar empfiehlt (76)

Oskar Leiner in Leipzig.

(☛ Einzige Anzeige. Gefl. nicht zu übersehen.)

Preis-Erhöhung und Schluß der ersten Subskription auf das mit durchgängiger Angabe der Aussprache n. d. System der Methode Toussaint-Langenscheidt versehene

Encyklopäd. Wörterbuch

d. franz. u. deutschen Sprache
von
Professor Dr. Carl Sachs.

Am 1. Juli 1871 wird die jetzige 1. Subskription zu 9 Sgr. pro Lfrg. unwiderruflich geschlossen. Für Subskribenten, welche nach dem 1. Juli 1871 hinzutreten (2. Subskription), kostet die Lfrg. ausnahmslos 12 (statt 9) Sgr. Nach vollständigem Erscheinen weitere, erhebliche Preis-Erhöhung.

(Seit dem 1. Juli 1869 von 10 zu 10 Wochen in je einer Lfrg. regelmässig erscheinend, u. binnen Kurzem komplet; im Ganzen ca. 15 Lfrgn. — Lfrg. 1 in jed. Buchhdlg.)

Dieses Wörterbuch ist das einzige, das auf Höhe der bedeutenden Fortschritte steht, welche die internationale Lexikographie in d. letzten Dezennien gemacht hat. Der Name des als Romanist von Fach bewährten Autors, die Anerkennung von Autoritäten, wie Littré (Mitgl. d. Inst.), Dr. **D. Sanders**, Prof. Dr. **Bartsch**, Prof. Dr. **Diez**, Schulr. **Gottschick**, Prof Dr. **Tobler**, etc., — die dauernde und werkthätige Mitwirkung der Herrn Prof. Dr. **van Dalen**, Direktor **Klautzsch**, Dr. **van Meyden**, Dr. **Stockmann**, Gymnas.-L. **Villatte**, — unterstützt durch Tausende, von Prof. Dr. **Schmitz** in Greifswald im Verlaufe von ca. 20 Jahren gesammelte Beiträge und durch zahlreiche Zuwendungen von Fachmännern, wie Dir. Dr. **Brunnemann**, Dr. **Scholle**, Dr. **Mahn**, etc. — alles Dies dürfte eine weitere Empfehlung überflüssig machen.

☛ Die Lieferungs-Ausgabe dieses Lexikons, das nach der einstimmigen Aeusserung d. Kritik trotz seiner Gedrängtheit an **Vollständigkeit und Korrektheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird,** ist nahezu vergriffen. Ein Neudruck wird vor vollständigem Erscheinen **nicht** veranstaltet werden. (77)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Markgrafenstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 22. April 1871. [N° 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Melchior Meyr: Die Religion des Geistes.*)

Melchior Meyr steht allezeit auf der Wacht um die „Religion des Geistes", den von den Schlacken des Mittelalters und der Mystik gesäuberten Gottesglauben, vor Verdunkelung und Verunstaltung zu schützen; allezeit ist er gerüstet, um mit den Waffen des Geistes zu kämpfen für die ewigen Ideen, deren Ausbreitung er sich zum Lebensberuf gestellt hat. Bald fährt er das schwere Geschütz streng philosophischer Deduction auf, um die Gegner niederzustrecken; bald wirft er als leichter Schütz die spitzen Pfeile des Witzes gegen diejenigen, welche die Welt ohne Gott, den Menschen ohne Seele glauben fassen zu können; bald endlich leiht er statt Köcher und Bogen die zartbesaitete Leyer von Apoll, dem Fernhintreffenden, um mit ihren sanften Klängen die Menschen in's Herz zu treffen und die abtrünnigen Seelen der Religion auf's Neue zu unterwerfen. So hat er jüngst einen Band Lehrgedichte veröffentlicht, die wohl geeignet sind, Gleichgesinnte zu erbauen und Andersgesinnte aufzurütteln und zu nochmaliger Prüfung der Probleme des Le ens anzuregen.

Die didaktische Poesie ist bekanntlich gar schwer zu handhaben. Wie oft sehen wir die ernstesten Versuche dieser Art daran scheitern, daß die leichtbeschwingte Muse der Dichtung, die noch eben ihren Flug nehmen will, die bleischweren Gedanken, die sich an ihren Flügel hängen, nicht mit sich in den lichten Aether hinaufziehen kann, und daß dann entweder die Muse den Gedanken als unerträglichen Ballast fahren läßt und aufhört didaktisch zu sein, oder daß die Dichtung sich in das Joch der Philosophie muß spannen lassen und ihren Reiz und Schmelz verliert. Die Poesie ist dann im letztern Fall nicht mehr als ein Mantel, um die Unklarheiten der Beweisführung zu verdecken. Das rechte Maß zu treffen, daß die Dichtung sich nicht mehr Ideen auflade, als sie in das Reich der Schönheit entführen kann, daß sie nicht in der dunstigen Atmosphäre stecken bleibt, die zwischen der Poesie und der Prosa in der Mitte liegt und die Vorzüge beider vermissen läßt, ist die schwerste Aufgabe, welche sich der lyrische Dichter stellen kann, und die Kritik stellt in ihrem Leichenhaus alljährlich eine stattliche Anzahl didaktischer Gedichte auf, die daran erstickt sind, daß sie sich allzuviel Ideen um den Hals gehängt haben.

Auch das Lob, welches wir den vorliegenden Gedichten Melchior Meyr's zu zollen beabsichtigen, würde zu weit gehen, wollten wir behaupten, daß ihm überall die innige Verschmelzung des Gedankens mit der Form gelungen ist. Nein, manche Gedichte würden sich als dichterisch durchhauchte prosaische Aufsätze weit besser ausnehmen, andere sind wiederum nur leichte lyrische Ballons von schwachem Gehalt. Aber wir möchten von dieser Sammlung sagen, was Heine von seinem Herzen singt:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht."

Ob auch in unserm Dichter das Herz oft allzulebhaft aufstürmt im Schmerz über Verkennung, ob auch die Poesie zuweilen auf den Sand, auf's Trockene kömmt oder die Fluth der Gedanken so laut zusammenrauscht, daß die zarte Leyer des Sängers übertönt wird, das Alles kann den Werth des Dichters nicht beeinträchtigen, denn auch echte helle Perlen glänzen aus diesem Buche; der Denker hat in den meisten Fällen an ihm so viel Antheil als der Dichter. Wohl steht die Melancholie hochragenden Geistern nicht schlecht; Kerner nennt die Poesie ein tiefes Schmerzen, und die rechten Lieder, meint er, kämen nur aus leiddurchglühten Seelen, und Schopenhauer sagt, daß, wie die Firnen hoher Berge ewig in Wolken gehüllt sind, so auch die hochragenden Seelen umschleiert werden von den Nebeln der Melancholie. Aber poetischer noch, weil wahrhaft menschlicher als die Melancholie, ist die Ueberwindung derselben in edler Fassung und Resignation. Und einen wie trefflichen Ausdruck giebt M. Meyr diesem Sieg über die trüben Stimmungen, die auch ihn oft heimsuchten, in folgendem Gedichte:

Höchste Gunst.

Ja ich erkenn' es, hättest du
Den Jüngling finden lassen,
Was er gesucht hat ohne Ruh,
Du hättest schwinden lassen
So Glück wie Kraft ihm, und dazu
Den Geist entwinden lassen.

Die süße Schmeichlerin, Natur,
Dem Feurigen gewogen,
Sie hätt' in ihre Zauberflur
Nach unten mich gezogen,
Und trunken ohne deine Spur
Ward ich um dich betrogen.

Ich hätte nicht mit dir gelebt
In einzig schönen Zeiten,
Nicht hätte mir das Herz gebebt
In deinen Seligkeiten,
Und nimmer hätt' ich kühn gestrebt
Zu dir, die Welt zu leiten.

---

*) Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte von Melchior Meyr. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871. 240 S.

Gewonnen ist, was ich gewagt,
Du hast mir Licht gespendet,
Daß es im Geiste früh getagt,
Mir Schätze zugewendet:
Doch nur mit dem, was du versagt,
Hast du mein Selbst vollendet.

Und wie ergreifend paart sich nicht die zurückgedrängte Klage über sein friedloses Dasein über seine erfolglose Arbeit mit dem Trost, den er in Gott findet, in folgenden Versen:

Zuletzt.

Du segnest den, der löblich ausgeführt,
Was er im Geist erdacht, du weißt warum.

Du lässest ohne Segensfrüchte mich,
Der Größeres hat vollbracht, du weißt warum.

Vollendet steht mein Werk, und das Gedeih'n,
Es bleibt in Keimesnacht, du weißt warum.

Die Zeit entflieht, doch ich verzage nicht:
Wenn Liebe nie mir lacht, du weißt warum.

Das deine liebst du stets am spätesten
Aus Nacht in Lichtes Pracht, du weißt warum.

Wer solche Töne anschlagen kann, die das innerste Herz wehmüthig erregen, und wer wie in den philosophischen Terzinen mit leichter Anmuth den Gedanken zur Schönheit empor heben und gestalten kann, dem darf getrost der Dichter der „Weisheit des Brahmanen“ die Hand reichen und ihn als ebenbürtig anerkennen.

Fr. Kreyssig: Der deutsche Roman der Gegenwart.*)

Wer den Satz aufstellen möchte, daß über den Roman schreiben ein gut Theil schwerer sei, als einen Roman selbst schreiben, der hätte in unserer kritischen Zeit trotz ihrer Sucht zur Kritik gar keinen Grund, wegen tollkühner Paradoxie ausgescholten zu werden. Denn unter allen Gattungen der Dichtkunst hat der Roman, welcher das Epos in Prosaform verkörpert, die allernächste Beziehung zum wirklichen Leben, oder besser, zum Leben der Wirklichkeit. Eine realistische Zeit bringt daher eine Unsumme von Romanen hervor, die leicht, oft sogar fabrikmäßig verfertigt werden, aber je zahlreicher sie sind, je mehr Fäden der Wirklichkeit sie verfolgen, desto schwieriger ist auch die Gesammtwürdigung dieser Massen, unvergleichlich dornenvoller, als der Entwurf der verwickeltsten Romanerzählung. Wir deutschen „Kopfhänger“, die wir uns rühmen, Alles gründlich zu betreiben, die Langeweile in einem Roman, wie die Trockenheit in einer Kritik, versenken uns in die buntesten Massen und in die wildesten Verwickelungen mit der Andacht der Resignation, jener Resignation, die uns volksthümlich eigen ist. Es ist staunenswerth, was deutsche Geduld bewältigen kann und das bestimmt auch die Größe, die Art und den Charakter unserer Schöpfungen wie unserer Erfolge auf den Schauplätzen der geschichtlichen That.

Der rühmlichst bekannte Literarhistoriker Fr. Kreyssig hat in seinen jüngst veröffentlichten „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ diese innige Beziehung desselben zu den Zeitverhältnissen sofort angedeutet. Das Hauptverdienst seiner Darstellung, welche den Rang einer streng wissenschaftlichen, erschöpfenden Forschung bescheiden ablehnt, besteht eben in der fleißigen Durchführung des Nachweises der Wahlverwandtschaft zwischen dem Roman und dem Leben des Tages. Obschon Kreyssig den Bestrebungen des Zeitgeistes auf allen Gebieten der Oeffentlichkeit die rückhaltloseste Anerkennung spendet, läßt er den Charakter besagter Wahlverwandtschaft, nämlich das Transitorische ihrer Bildungen, klar hervorleuchten. Während er seine Sympathieen und Antipathieen unumwunden ausdrückt, will er nichts, was ihm anstößig, beschönigen, nichts bemänteln, aber auch sein Lob ist ganz unzweideutig und selbst da, wo man ihm nicht zustimmen kann, erzwingt seine Offenheit sich Achtung. Hr. Fr. Kreyssig ist der Vertreter der preußischen Staatsidee im Umfange des neudeutschen Reiches, sein Freisinn, wie seine politische Disciplin, die an der „Blut- und Eisenkur der Nation“ unverhohlene Freude empfindet, tragen den Stempel des traditionellen Preußenthums und zwar der Ueberlieferungen des Zeitalters Friedrich's des Großen. Es ist etwas Straffes, Marschfertiges, kurz und keck Entschlossenes in Kreyssig's Art, literarhistorische Stoffe zu behandeln. Er versteht es, seinen Gegner „auseinanderzumarschiren“, er parlamentirt nicht lange. Wenn es je Schriften gegeben hat, welche ihre Entstehungszeit kennzeichnen helfen, so gehört Kreyssig's letztes Werk in diese Kategorie.

Daß Willibald Alexis, der Verherrlicher altpreußischer Größe, mit Lorbeern geschmückt gleich vorangestellt wird, fließt genau aus dieser Auffassungsweise. Man kann, einzelner Ketzereien ungeachtet, nicht preußischer, nicht Fridericianischer sein, als Willibald Alexis in seinen Romanen gewesen ist. Allein diese Eigenschaft hat, abgesehen von ihrer politischen Tragweite, ihre hohe literarhistorische Bedeutung. Der märkische Partikularismus, der das Lebenselement seiner Schöpfungen bildet, hat an Willibald Alexis (Häring) sich so wohlthätig erweisen können, weil er den Dichter aus dem Bann der Abstraktionen des Jungdeutschthums erlöst hat und ihn festen Boden hat finden lassen auf vaterländischer Erde. Sein „Cabanis“ (1832) darf den Ruhm einer Entdeckung im Reiche der erzählenden Dichtkunst beanspruchen, denn W. Alexis hat im „Cabanis“ entdeckt, wo die Wurzeln der zähen Kraft seines vaterländischen Typus liegen. Er hat ihn nicht liebenswürdiger gemalt, als er in Wirklichkeit aussieht, aber er hat ihm auch in Süddeutschland Anerkennung erwirkt und dabei die Analyse seiner physiologischen Bestandtheile gegeben. So besonders von der Berliner Bevölkerung. Letzteren Punkt hätte Kreyssig berühren sollen. Ist doch der junge Marquis von Cabanis, der preußische Abkömmling eines französischen Hauses, der Held der Geschichte. Der „Roland von Berlin“ (1840), der „Falsche Waldemar“ (1842), die „Hosen des Herrn von Bredow“ (1846 bis 1848) haben allerdings noch mehr lokale Färbung und von ihnen gilt deshalb am meisten die Behauptung Kreyssig's, Willibald Alexis sei im Beginn lediglich Provinzialdichter gewesen. Aber „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ erhebt sich über den Standpunkt der Provinzial-Poesie; das Buch tritt für Preußen als Großmacht in die Schranken und, obgleich immer noch stark vom Märkerthum beeinflußt, ist es die geschickteste Apologie der modernen Großmacht, weil es deren Verfall um 1806 nur in vorübergehenden Umständen erkennt, ohne die Schattenseiten der Situation irgendwie zu vertuschen. Eine gesammtdeutsche Lebenserfassung, eine Erinnerung an die hoch-

*) Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien von Fr. Kreyssig. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (A. Effert und L. Lindtner) 1871. IV und 300 Seiten Mitteloctav.

heilige Größe deutscher Vergangenheit, mit Einem Worte, Friedrich-Barbarossas-Lichtblitze sucht man hier freilich vergebens, und selbst im „Isegrimm", der die Volkserhebung von 1813 im Rahmen des Altpreußenthums markig abspiegelt, sucht man die Hohenstaufische Kaiseridee vergeblich. Herr Kreyssig giebt, was „Isegrimm" anlangt, dem märkischen Romanschreiber einen freieren Horizont, als er in der That umspannt hat. Die Gestalten im „Isegrimm", ihn selbst, den Alten von der Quarbitz (von der Marwitz) voran, sind als märkische Partikularisten so greifbar gestempelt, daß kaum die kühnste Phantasie ihnen modern-großpreußische Anschauungen aufheften, geschweige denn, sie zu Trägern gesammtdeutscher Reichs-Idee hinaufschrauben könnte! Von W. Alexis heißt es immer: „on sent le terroir!" Das ist nicht so ganz ein Vorwurf in ästhetischer Hinsicht. Es ist eher ein patriotischer. Der alte Isegrimm ficht den Befreiungskampf des Volkes mit, weil sein „König und Herr" das Volk aufgeboten; er thut seine „verdammte Pflicht und Schuldigkeit", obwohl die modernen Ideen ihm ein Gräuel sind und die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung ihm schwer in den Gliedern liegt. Er marschirt, aber er würde viel freudiger marschirt sein, wenn Alles im alten feudalständischen Geleise geblieben wäre. Diese Figur als Hauptfigur des Romans bezeichnet eigentlich einen Rückschritt gegen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht".

Ein neupreußisch-conservativer Nachahmer des altpreußisch-liberalen Willibald Alexis ist Georg Hesekiel. Kreyssig hat die Art, wie Hesekiel in Häring's Fußstapfen getreten ist, scharf und schneidig dargethan. Märkische Partikularisten sind Beide, aber das Märkerthum von Willibald Alexis ist ungezwungener, natürlicher und weitsichtiger, als das Hesekiel's, dessen Vorliebe für patriarchalisches Regiment mit seiner andern Vorliebe für die französische Form der Legitimität des Königthums und für den Erb-Dienst-Adel des „siècle de Louis XIV." nicht recht in Einklang zu bringen ist. Daß Hesekiel in der Schöpfung und Charakteristik seiner Gestalten von W. Alexis sich abhängig zeigt, ist wohl augenfällig, nur muß man den Parallelismus derselben nicht soweit treiben, daß Hesekiel zum bloßen Plagiarius würde. Das ist doch nicht der Fall. Er ist ein so fruchtbarer Schriftsteller, daß er sehr eintönig werden müßte, wenn er überall aus W. Alexis geschöpft haben sollte. Inzwischen bei aller Einseitigkeit seines Parteistandpunkts ist Hesekiel stets unterhaltend, oft sogar mitten in den stärksten Ergüssen seiner Lieblingsvorstellungen recht angenehm zu lesen. Es giebt Erzählungen von ihm, in denen sein Talent sich durchaus liebenswürdig erweist. Man muß dergleichen anerkennen, auch wenn man besagte Vorurtheile des Autors nur schwer erträgt.

In der Entwickelung eines Literaturzweiges tauchen immer einzelne Stellen auf, welche von dem Gang des großen historischen Thatsachen-Gewebes abzuweichen scheinen. Der deutsche Roman der Gegenwart bestätigt diese Erfahrung merkwürdig genug in sehr weitem Umfange. Kreyssig, so eifrig er den vaterländischen Geschichtsroman in den Vordergrund schiebt, kann nicht umhin, der objektiven Wahrheit zu Liebe einzugestehen, daß der soziale Roman den vaterländischen an Massenhaftigkeit wie an Wirkung auf die Leserwelt stark überflügelt. Wir besitzen zwar heutzutage ausgezeichnete Romane im historischen Genre, nach denen von Willibald Alexis die von Heinrich König, dessen „Clubisten von Mainz" und „König Jerome's Carneval" ein reiches und glückliches Talent bekundet haben; dann die, schleswig-holsteinische Zustände romantisch verherrlichenden Darstellungen von Philipp Galen (Stabsarzt Lange), die tüchtigen realistischen Schilderungen von Edmund Höfer aus Greifswald (in Stuttgart wohnhaft), die auf schlesischem Boden erwachsenen, von Gustav vom See (Geheimer Oberregierungsrath von Struensee in Breslau), auch die schon erwähnten märkischen Illustrationen aus der leichtbeschwingten Feder Hesekiel's, denen in neuester Zeit mit nicht minder hervorstechender Begabung Victor Scheffel in seinem „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" (1855) und Heinrich Laube durch seinen großen historischen Roman „der deutsche Krieg" (1863—1866), ein Charaktergemälde der Leiden und Kämpfe des dreißigjährigen Krieges, gefolgt sind. Leider ist unerwähnt geblieben, daß ein ähnliches und sehr verdienstvolles Werk schon 1855 Ludwig Rellstab kurz vor seinem Hinscheiden geliefert hatte: es ist das der in Kraftstrichen gemalte Roman „Drei Jahre von dreißigen."

Zwei der bedeutendsten Pfleger des historischen Romans haben außerdeutsche Stoffe gewählt: Julius Rodenberg, dessen Reisen nach den britischen Inseln ihn vorzugsweise auf England hingelenkt haben und der gleichfalls in Berlin arbeitende Belletrist Karl Frenzel. Kreyssig hat von Julius Rodenberg „Eine neue Sündfluth" (1865) und „Von Gottes Gnaden" (1869) erwähnt, von Frenzel den Roman „Freier Boden" (1863) aus der Entstehungsgeschichte der amerikanischen Union hervorgehoben. Damit hat Kreyssig die Aufzählungen rein historischer Romane erschöpft. Er will keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen, aber so oder so, die Kleinheit des Contingents an historischen Romanen ist auffallend genug. Wenn wir noch an Franz Carion erinnern, der die pfalzbayerische Geschichte des 18. Jahrhunderts für seinen psychologisch tief begründeten Roman „Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit" verwerthet hat, so stehen wir schon hart an der Schwelle des sozialen Romans, zu welchem die Kunst und Künstlerleben feiernden Romane von Heribert Rau, Emil Brachvogel, O. Müller die Brücke schlagen. In diesen drei Männern haben wir drei unserer schönsten Talente genannt.

Allein man besorge nicht, daß wir in den Fehler einer trockenen Nomenclatur verfallen mögen. Dieselbe würde auch, sobald wir uns dem sozialen Roman zuwenden, übermenschlich langweilig werden! Beherrscht doch, wie gesagt, der soziale Roman gute zwei Drittel des Feldes dieser Kunstgattung, bei der freilich die ganze Kunst nur allzuhäufig in die Gehässigkeiten und Reibungen zwischen Stand und Stand, Sekte und Sekte, Partei und Partei, Vorurtheil und Vorurtheil aufgeht. Kreyssig's gewandter Optimismus hat aus der Unsumme von Spreu mit geübtem Scharfblick eine stattliche Zahl Goldkörner herausgefischt, aber auch Er läßt durchblicken, wie unsäglich viel hier gerade ungenießbar ist! Längst schon haben die Freunde des gesunden maßvollen Fortschritts die Wahrheit erhärtet, daß nur das harmonische Zusammenwirken aller Elemente der Gesellschaft gedeihliche Früchte für selbige zeitigen kann und nur das wirklich „sozial" ist, was den Frieden der Gesellschaft fördert. Leider darf man der Einsicht sich nicht verschließen, daß von diesem Ziele wir noch weit entfernt sind! In den Kreisen und zwischen den Kreisen unserer Gesellschaft gährt eine Verbitterung, angesichts welcher man glauben sollte, die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Steuerpflicht, die allgemeine Schulpflicht seien utopische Träume etlicher neuerungssüchtiger Schwärmer, während sie doch unseres Wissens den Grundstein unseres sozialen Gebäudes bilden! Wo der demokratische Geist des Zeitalters schon so viel durchgesetzt

hat, bedarf es unserer bescheidenen Meinung nach nicht mehr der Ablagerung aller möglichen erreichbaren und unerreichbaren Wünsche und aller denkbaren Schäden und Beschwerden auf das Kunstgebiet des Romans. Das hat für die Zeit gepaßt, in der es noch kein anderes Forum der Oeffentlichkeit gab, als den verhüllenden Schauplatz tendenziöser Dichtung; heut scheint es würdiger, Sozialpolitik mit den Organen der Sozialpolitik zu treiben und die Kunst ihrem eigenthümlichen Bereich, ihrem idealen Wirkungskreise zu überlassen, nämlich dem Cultus des Schönen! Dahin strebt der mannhafte Zug der politischen Freiheit!

Nachdem Kreyssig das Verdienst des Münchener Volks-Naturforschers Riehl im Sinne liberaler Kritik abgewogen hat, zeigt er, wie dieser, wennschon hier und da einseitigen Würdigung der Volksnatur des Deutschthums, zwei Geister von sehr verschiedener Artung ihre Anregung verdankt haben: Gustav Freytag und Fritz Reuter! Der altliberale Verherrlicher des deutschen Bürgerthums und der drastisch-komische Pfleger des heimatlichen mecklenburger Platt haben das gemeinsam, daß sie die „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft" zum Ausdruck bringen, der Eine mehr mit Verstand und künstlerischem Bewußtsein, der Andere mehr mit dem Gemüth und aus derb-unbefangener Lebensfühlung heraus. Aber die weite Welt unserer modernen Romandichtung ist nicht an diese beiden Typen zu bannen. Die komischen und humoristischen Romane eines Holtei, eines Hackländer, eines Zeising fließen nur zum Theil aus verwandter Quelle, denn zum Theil nur sind sie von sozialer Tendenz angehaucht, Zeising am wenigsten, und Gottfried Keller, der deutsche Schweizer aus Zürich, hat im „Grünen Heinrich" (1854) einen Ton angeschlagen, der noch entschiedener an Jean-Paul'sche Romantik erinnert. Und Berthold Auerbach's Dorfgeschichten? Sind sie doch die unbestrittenen Meisterstücke ihrer Gattung, durch wahrhaft poetischen Gehalt, durch tiefe Seeleneinsicht in das Echt-Menschliche hoch emporragend über den Wust der sozial-pathologischen Literatur! Mag immerhin Auerbach in der zweiten Folge seiner Dorfgeschichten, überhaupt nach 1848, der sozialen Zeitstimmung Rechnung getragen haben — er hat den künstlerischen Gesichtspunkt nie gegen den sozialen verabsäumt und gerade in seinen letzten Schöpfungen in diesem Genre klarer denn je hervortreten lassen. Anders freilich, wo er Dorfgeschichte und Salonroman zu vereinigen strebte, in dem gedankenreichen Buch: „Auf der Höhe". Es ist von Kreyssig mit bestem Verständniß gekennzeichnet worden, es war ein kühner Griff in die Klüfte des Daseins hinein; ein geringeres Talent hätte an dieser Aufgabe scheitern müssen! Aber des Dichters richtiger Instinct hat ihn im „Landhaus am Rhein" auf einen nicht so bunten Schauplatz gestellt, einfachere Motive ihm an die Hand gegeben und ihn seinem Ausgangspunkte, d. h. seinem Erstlingswerke, dem philosophischen Roman „Spinoza" wiederum angenähert. Da mögen die Freunde der „Tendenz" über den Mangel eines absoluten Sieges der „Tendenz" jammern und klagen, wir übrigen Sterblichen achten den dichterischen Takt des Meisters, der der Kunst nichts vergeben will.

Der soziale Roman ist ein so zartes Problem, daß man noch nicht einmal sagen kann, wer den innersten Trieb desselben am kräftigsten ausgeprägt hat? Ob der Massenbeherrscher des Stoffes Karl Gutzkow in seinen „Rittern vom Geist", in seinem „Zauberer von Rom"? Oder Friedrich Spielhagen in seinen „Problematischen Naturen" und in „Durch Nacht zum Licht"? Vielleicht sind alle sozialen Schöpfungen der Gegenwart „problematische Naturen", denn sie behandeln Probleme, die über den Gesichtskreis dichterischen Schaffens hinausreichen, die nicht durch die Dichtkunst, sondern durch die praktischen Lebensmächte und das stillere Walten der Wissenschaft mit dem sittlichen Volksgeist im Bunde ihre Lösung finden! Im Herzen unseres Volkes wohnen die Zaubermittel, welche den Streit des Tages versöhnen, und über Noth und Elend des sozialen Zwiespalts erhebt sich in freier, in befreiender Schönheit die hochheilige Kunst!

Trauttwein von Belle.

Dr. Grothe's Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie und des Maschinenwesens.*)

Das verdienstvolle Werk, welches Herr Dr. Hermann Grothe, Lehrer am Berliner Gewerbe-Museum, unter dem oben angezeigten Titel herausgegeben hat, beruht auf einem Gedanken, welcher eine nicht oft und eindringlich genug zu wiederholende Mahnung enthält.

Wir erstaunen über den mächtigen Aufschwung der Industrie unserer Zeit; wir genießen die Segnungen, die derselbe im Gefolge hat; ja, schon verwöhnt, eilen wir der Zeit, wie rasch sie auch im Erfüllen von Anforderungen ist, mit unsern Wünschen weit voraus, immer neue Probleme aufstellend und kaum auf die Lösung der einzelnen Aufgaben wartend. Ein „Unmöglich" wollen wir in technischen Dingen nicht mehr anerkennen. Aber über all' den Wundern der Gegenwart und über der Ahnung der industriellen Zukunft schwindet uns das Gedächtniß für die einfacheren Zustände der Vergangenheit und für diejenigen Genie-Begnadigten, welche damals zuerst dem „Unmöglich" muthig entgegentraten und durch ihre Erfindungen die Menschheit nicht allein an ungeahnte Möglichkeiten zu glauben zwangen, sondern auch in die Verhältnisse derselben eine vollständige Umwälzung brachten. Wie wenig geläufig sind uns die Namen derer, welche zuerst damit reussirten, die Handarbeit durch Maschinenarbeit abzulösen! Und doch waren diese friedlichen Revolutionäre die wahren Wohlthäter der Menschheit, und sie haben um so größeren Anspruch auf unsere dankbare Erinnerung, als die meisten von ihnen für ihre Ideen wie Märtyrer gelitten und der Welt ihr geistiges Eigenthum hingegeben haben, ohne auch nur den geringsten Vortheil davon zu ziehen. Werden wir ihnen gerecht, indem wir uns ihr Streben und ihr Wirken, ihr Leben und ihr Leiden beim Genusse der Wirkungen ihrer schöpferischen Großthaten gegenwärtig halten!

Die Erinnerung an jene Heroen des Friedens aufzufrischen, ist der hauptsächlichste Zweck, den Herr Dr. Grothe in seinen „Studien" vor Augen gehabt hat. Die Geschichte der Erfinder aber ist die Geschichte der Industrie selbst, und um den Werth von Erfindungen zu fixiren, muß man den Zustand vor denselben soweit als möglich rückwärts verfolgen, dann jedoch ihre Wirkung bis zur Gegenwart betrachten. Dies ist Herrn Grothe's Methode.

Die Ansicht, zu welcher derselbe sich bekennt, daß z. B. die auf Bekleidung gerichtete menschliche Thätigkeit aus dem Bedürfnisse entstanden sei, den Körper klimatischen Einflüssen gegenüber zu schützen, ist zwar nicht unbestritten, und es ist immerhin möglich, daß bei den ersten Anfängen der Arbeit auf manchen

*) Erste Sammlung. Berlin, Julius Springer, 1870.

Gebieten ein inneres Bedürfniß — bei der Bekleidung vielleicht das Schicklichkeitsgefühl — ebenso gut bestimmend gewesen sein mag, wie äußere Nothwendigkeit. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß die erzeugte Befriedigung und Gewöhnung aus den ersten rohsten Formen heraus zu immer weiteren vervollkommnenden Schritten antrieb. Es entwickelte sich bei allen Völkern in größerem oder geringerem Maße Produktionskraft und Arbeit, bei einzelnen Völkern des Alterthums sogar bis zu einem Grade von Kunstfertigkeit, gegen welche die Errungenschaften unserer Zeit insofern weit zurückstehen, als die körperliche Geschicklichkeit, wie sie sich damals hier und da ausgebildet hatte, von uns als unerreichbar betrachtet werden muß. Dabei waren und blieben die technischen Hülfsmittel der Alten in ihren Gewerken auf der niedrigsten Stufe, und wenn der Münchener Meister Kaulbach in seiner Zeichnung zum 5. Gesang der Odyssee einen stattlichen mechanischen Webestuhl und sonstige künstliche Arbeitsgeräthe konstruirt, so ist das nur seiner eigenen Erfindungsgabe zuzuschreiben.

Ob die geistige Entwickelung in den alten Völkern auf gleicher Höhe stand wie in unserer Zeit, ist schwer zu beurtheilen; Herr Grothe will zu unsern Gunsten annehmen, sie sei eine gleiche gewesen. Als Vorzug hat die Neuzeit demnach nur die freiere Entwickelung der Arbeit aufzuweisen, mit welcher die rasche Entfaltung des Erfindungsgeistes Hand in Hand geht.

Nicht weniger rege als in unserer Zeit war der Erfindungsgeist bei den hervorragendsten alten Völkern. Das Problem, die Dampfkraft zu benutzen, wurde im Kreise Alexandrinischer Gelehrten durch Heron gelöst. Die Erfindung wurde, da bei den alten Mittelmeer-Völkern die Blüthezeit des Gewerbegeistes vorüber war, nicht weiter beachtet. Nicht minder legt der große Vorrath von Kriegs-Maschinen bei den Römern Zeugniß ab sowohl für ihren Besitz hoher Kenntniß von Physik und Mechanik, als auch für ihre erfinderische Thätigkeit.

Wie kommt es nun, daß die Alten sich in der gewerblichen Arbeit so weniger Maschinen bedienten, daß sich ihr Erfindungsgeist in der Industrie so wenig hervorthat? Es kommt daher, daß zuerst den Frauen und später den Sklaven der größte Theil gewerblicher Thätigkeit oblag. Der Mann, der freie Bürger, arbeitete nicht; er fühlte weder die Last der Anstrengung, noch die Unvollkommenheit der Werkzeuge; es fehlte jeder Impuls zur Aenderung der Arbeitsmittel.

Im Alterthum war es also das Sklaventhum, welches die gewerblich-technischen Fortschritte hemmte. Im Mittelalter dagegen hielt das Pfaffenthum den Geist der Gewerbe gefesselt, obwohl diese im Anfange des Mittelalters in den Klöstern gepflegt wurden. Das Interesse an den Naturkräften war in hohem Maße vorhanden; Entdeckungen auf diesem Gebiete wurden fort und fort gemacht. Aber sie wurden nur zum kleinsten Theile wirksam; von den Pfaffen sofort unterdrückt, sobald sie irgendwie gefährlich erschienen, verschwanden sie rasch wieder vom gewerblichen Schauplatze. Nur wenige Erfindungen kamen durch, und eben nur, weil sie — wie die von Waffen und Folterwerk — zeugen — den Pfaffen und Fürsten vortheilhaft waren, oder — wie die der Pumpe, des Roßwerks u. s. w. — in keiner Hinsicht Besorgniß erregten.

Noch schlimmer wirkte das Institut der Zünfte. „Aufgestachelt durch den Aberglauben, welchen die Pfaffen mit regem Eifer wach erhielten, bewahrten die Handwerker mit größter Strenge das Hergebrachte. Und gerade dieser Periode entspricht ein ziemlich reger Erfindungsgeist, angeregt durch die große wissenschaftliche Bewegung jener Zeit. Hier beginnt denn auch der eigentliche Kampf des gewerblichen Geistes gegen die ihm angelegten Fesseln, der endlich mit dem Triumphe des Maschinenwesens endete."

Zum eigentlichen Durchbruch gelangte der gewerbliche Erfindungsgeist zu einer Zeit, wo ein Friedrich der Große die Gewerbthätigkeit als die Seele des Staates hinstellte. Es war jene große Epoche, in welcher die Menschheit auf allen geistigen Gebieten gleichsam eine Verjüngung erlebte. Die Gestalt des Maschinenwesens fiel, wie sich der Verfasser geistreich ausdrückt, wie ein Pariasfel mitten zwischen die Genien der Poesie, Kunst und Wissenschaft; bisher unbekannt, nicht anerkannt, ja verfolgt, trat sie jetzt auf, gleiche Berechtigung fordernd. Wirr klangen die unversöhnten Bestrebungen gegeneinander, durchtönt und durchmischt mit dem politischen Freiheitsgeschrei der wildesten Revolutionszeit, ohne eigentliche Berührungspunkte aus sich heraus — ohne Erkennung derselben. Und doch finden sich unter ihnen so viele Gleichartigkeiten. Das zu erkennen, war einer späteren Zeit vorbehalten. Der Jetztzeit scheint die Ausgleichung jener Gegensätze gelingen zu wollen, so daß wir, was auch die Gegner unserer Zeit dagegen einwenden mögen, schon jetzt von einer Harmonie der Wissenschaft, Praxis und Kunst reden können.

Wir dürfen uns nur nicht beirren lassen durch Erscheinungen, welche uns augenblicklich den Genuß dieser Harmonie zu trüben versuchen. Die Arbeiterfrage, diese Folge der industriellen Umwälzung, ist der nothwendige Uebergang zu einem geläuterten Bewußtsein der Arbeiter von dem durch die Maschine hervorgerufenen neuen Wesen der Arbeit. Das, was man das Gespenst des Socialismus nennt, ist nur ein vorübergehender Zustand. Die Uebelstände desselben wiegen bei weitem die Thatsache nicht auf, daß die Erfindung der gewerblichen Maschinen einen immensen Fortschritt im Denken nicht allein bei denjenigen, welche die Werke der Erfinder fortbildeten, sondern auch bei den großen Massen zu Wege gebracht hat. Es bewährt sich daher im doppelten Sinne jenes große Wort: „Den Maschinen fluchen, heißt dem menschlichen Geiste fluchen!"

Herr Dr. Grothe beschäftigt sich in seiner ersten Sammlung von Bildern und Studien mit den Erfindungen für das Spinnen und Weben, mit den Männern der Spinnerei und Weberei in Seide, Baumwolle, Wolle und Flachs, indem er zugleich die Zustände der bezüglichen Gewerbe vom Alterthum her erörtert und sodann die erstaunlichen statistischen Zahlen nachweist, in welchen sich in den gegenwärtigen Verhältnissen dieser Gewerbe die Wirkungen der ihnen zu Theil gewordenen Erfindungen abspiegeln.

An der Spitze der Galerie jener Männer stehen zwei Deutsche: Johann Jürgen, ein ehrsamer Spinner in Watenbüttel bei Braunschweig, der um 1530 das allbekannte Spinnrad erfand, und Anton Moller in Danzig, der die Erfindung einer Bandmühle 1586 mit dem Tode bezahlte. Das Volk stürzte ihn in die Weichsel; es gelang aber nicht, mit ihm zugleich die Erfindung zu ersäufen.

Mit diesen beiden Männern schließt auch schon die Reihe der älteren deutschen Erfinder, wenn wir einstweilen von dem Elsässer Josua Heilmann (geb. 1796) absehen. Der Erfindungsgeist ging auf Frankreich und besonders England über, das als klassisches Land der gewerblichen Erfindungen gelten darf.

Mögen auch die Namen der übrigen großen Erfinder in Spinnerei und Weberei hier Raum finden: In der Seiden-Manufaktur sind es die Franzosen Falcon, Jaques de Vaucanson, der „Archimedes Frankreichs", La Salle und Jacquard, der an Franklin's Wort erinnert, „der Mensch ist ein

Thier, welches Werkzeuge macht"; ferner die Engländer Thomas Combes und Prediger Lee, und der 1867 verstorbene Italiäner Ritter Bonelli, dessen elektrischer Seidenwebstuhl noch große Zukunft hat. — In der Baumwollen- und Wollen-Industrie begegnen wir den Engländern Lewis Paul, James Hargreaves, Richard Arkwight, Samuel Crompton, Richard Roberts, Prediger Cartwright, William Radcliffe und John Kay, dem Amerikaner Eli Withney und in neuerer Zeit dem Elsässer Josua Heilmann. — In der Leinenfabrikation dominirt vollständig der Franzose Philippe de Girard, ein Erfinder par excellence, dessen Lebensbild Dr. Grothe mit besonderer Neigung geschrieben hat.

Sehr anziehend ist, nach den Lebensbildern dieser in der Vergangenheit stehenden Männer, des Verfassers Geschichte des Nähens, die mit den Erfindungen der Nähmaschine abschließt. Sie macht uns mit den Erfindern dieser niedlichen und fruchtbaren Hausgenossin, dem arm gebliebenen Franzosen Thinconnier, dem Millionär gewordenen Amerikaner Elias Howe u. s. w., mit Ausbeutern der Erfindung, wie Singer und Anderen, endlich mit den raschen Erfolgen derselben bekannt. Es giebt gegenwärtig mehr als 1200 Patente auf Nähmaschinen. Die statistischen Tabellen von 14 amerikanischen Fabriken weisen für 1866/67 eine Produktion von mehr als 170,000 Stück dieser Maschinen nach. Daneben hat sich die deutsche, insbesondere die Berliner Fabrikation einen ebenbürtigen Platz errungen.

Um die genannten Heerführer der Erfinder gruppiren sich Hunderte von Männern, denen auf Grund ihrer gedankenreichen, wenn auch geringere Epoche machenden Erfindungen ein rühmlicher Antheil an der Entwickelung des Maschinenwesens gebührt. Unter ihnen finden wir den Meister der Farben, Leonardo da Vinci, als Erfinder einer — Wollscheer-Maschine. Die Erfinder in unserer gewerblichen Blüthezeit sind Legion; sie alle registriren zu wollen, würde an die Gränze des Möglichen führen.

Es sind sämmtlich Männer! Keine einzige Frau ist als Erfinderin bekannt. Dieser Umstand hat Herrn Dr. Grothe Anlaß gegeben, das Verhältniß der Frauen zur Technik in einer besonderen Abhandlung zu erörtern. Das Ergebniß ist den Frauen nicht günstig. Der Verf. glaubt den Frauen nicht allein die der heutigen Technik gegenüber erforderliche Bildung, sondern auch die schöpferische Kraft und Combinationsgabe für das Feld der Technik absprechen zu sollen. Das Urtheil ist, auch in der Motivirung, nicht ohne Sophismen. Sache der Frauen wird es sein, dasselbe durch Thaten zu widerlegen.

G. H.

England.

Lujo Brentano: Die englischen Gewerkvereine.

Alle, die nicht blind sein wollen, können ihre Augen nicht davor verschließen, daß die sogenannte Arbeiterfrage keine zufällige und leicht vorübergehende Erscheinung ist, sondern ein tief in der Natur der Dinge begründetes Problem für den Kulturfortschritt der Menschheit. Die bedeutendsten Staaten Europas, ja selbst die Vereinigten Staaten von Amerika, sind sozial-politischen Bewegungen ausgesetzt, deren endliche Lösung, wenn solche überhaupt in befriedigender Weise möglich ist, noch lange zu den wesentlichsten Aufgaben der Volkswirthschaft gehören wird.

Von hoher Bedeutung für die Arbeiterfrage ist aber ohne Zweifel die zweckmäßige Organisation von Arbeitergenossenschaften; und in dieser Beziehung bietet England, wo der Freiheit des Individuums in vieler Hinsicht weit weniger enge Schranken gezogen sind, als in manchen anderen Ländern, und wo zugleich der Sinn des Volkes, bei aller Anerkennung der bestehenden Verhältnisse, für die Selbsthülfe stark entwickelt ist, sehr interessante Anhaltspunkte und theoretische wie praktische Fingerzeige. Wir können deshalb nur mit Freuden ein Werk*) begrüßen, welches, frei von allen extremen Parteileidenschaften, in ruhiger und sachgemäßer Weise eine Darstellung und Kritik der in England thatsächlich bestehenden Organisation der Arbeit und ihrer geschichtlichen Entwickelung liefert.

Der Verfasser, Lujo Brentano, ein Schüler des Herrn Engel, des verdienstvollen Direktors des statistischen Bureaus in Berlin, machte im Jahre 1867/68 eine Studienreise in die Fabrikdistrikte Englands und verschaffte sich durch persönliche Anschauung und genaues, quellenmäßiges Studium ein konkretes Bild der dortigen Arbeiterverhältnisse. Mit Material reich beladen, kehrte der Autor im Mai 1869 aus England zurück und veröffentlichte die Resultate seiner gründlichen und umsichtigen Forschungen zum Theil schon 1870 in englischen Zeitschriften, z. B. in der „North British Review." Die günstige Aufnahme, welche diese Arbeiten in englischen Blättern der verschiedensten Richtung fanden, bestimmte Herrn L. Brentano um so mehr eine umfassende Darstellung der Geschichte der englischen Gewerkvereine auch in deutscher Sprache zu geben. Und von dieser Arbeit liegt uns nun der erste Band (288 S.) vor.

Das in Rede stehende Buch besteht, außer der Vorrede und einem Anhange, welcher statistische Angaben und werthvolle Anmerkungen und Belege enthält, aus drei Theilen, einer Einleitung (Seite 1—89) und zwei Kapiteln; es bildet für sich ein besonderes Ganzes und gewährt einen ziemlich vollständigen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Gilde-Organisationen bei den Völkern germanischen Ursprungs von den ältesten Zeiten an, bis auf die Gegenwart herab. Auf die soziale Entwickelung anderer, nicht germanischer Nationen, wie z. B. auf die italiänische Städtegeschichte, geht der Verfasser, um seine Arbeit nicht zu umfangreich zu machen, nicht ein; er berührt jedoch aus sachlichen Gründen an verschiedenen Stellen das Gilden- und Zunftwesen in Frankreich. Vergl. S. 17, S. 72—76.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Entstehung der Gilden überhaupt, dann die der Bürgergilden, der Handwerkergilden oder Zünfte, die Verfassung der Zünfte, den Zustand der Gesellen in den Zünften und die Entartung des Zunftwesens geschildert hat, bespricht er im ersten Kapitel (S. 89—132) die Entstehung der englischen Gewerkvereine, die Gewerbe, welche dem Lehrlingsgesetze unterworfen waren, die zünftigen Gewerbe mit Korporationsrechten und die Gewerbe ohne gesetzliche oder zünftige Regelungen. Die ersten Anfänge des Gildewesens fallen in den Beginn des 11. Jahrhunderts. Zu den ältesten Gilden gehören die zu Abbotsbury, Exeter und Cambridge. Die Familie erscheint als der Urtypus, dem alle späteren Gilden nur nachgebildet sind. Der Autor folgt hier mehr den Ansichten von Waitz, als denen von Wilda und Hartwig. Bei den alten germanischen Völkern nahm jedes Ereigniß im Kreise der enger verbundenen Familie die Theilnahme aller Angehö-

*) Die Arbeitergilden der Gegenwart, von Lujo Brentano. (Erster Band.) Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine. Leipzig, Duncker und Humblot, 1871. (Preis 1 Thlr. 20 Sgr.)

rigen in Anspruch. Die Familie wurde besonders bei Geburten, Hochzeiten und Todesfällen versammelt, wobei Gastmähler veranstaltet wurden. Diese Gelage hießen auch Gilden; denn Gilde ist ursprünglich das aus gemeinschaftlichen Beiträgen gehaltene Opfermahl, dann Opfermahlzeit überhaupt und endlich die Genossenschaft. „Als sich später das Christenthum im Norden ausbreitete, blieben die Opfermahlzeiten mit all' ihren Sitten und Gebräuchen bestehen, und es traten nur an die Stelle Odin's und der übrigen Götter Christus, Maria und andere Heilige."

Die Idee, daß die englischen Gewerkvereine die Nachfolger der alten Gilden sind, ist keineswegs neu, Freunde und Feinde der Gewerkvereine haben auf diesen Zusammenhang in Wort und Schrift hingewiesen; aber den genauen historischen Nachweis, inwiefern diese Arbeiter-Genossenschaften mit Recht als die Descendenten der alten Gilden zu betrachten sind, hat zuerst Lujo Brentano in dem vorliegenden Buche geführt.

Im zweiten Kapitel (S. 133—235) behandelt der Verfasser die Entwickelung der modernen englischen Gewerkvereine; er schildert die Thätigkeit und das Wesen dieser Gesellschaften vom Jahre 1826 an bis zur Verschmelzung verschiedener Vereine im Jahre 1851, den Streit von 1852 und die regelmäßige Thätigkeit der Gesellschaft seit der genannten Amalgamation. Was die Verbindung von Produktiv-Genossenschaften mit Gewerkvereinen anbetrifft, so neigt sich L. Brentano der Ansicht zu, daß derartige Vereinigungen praktisch stets fehlschlagen werden. Er sagt in dieser Beziehung Seite 225:

„Der Hauptzweck der Gewerkvereine ist die vollkommene Regelung des Gewerkes und der Art und Weise, in der gearbeitet wird. Sie sehen auf eine gewisse Lohnhöhe, bestimmte Stundenzahl und eine Reihe anderer Beschränkungen zum Schutze des individuellen Arbeiters gegenüber dem Arbeitgeber, und ihre Mitglieder sind gewohnt, mit der größten Eifersucht über die Einhaltung dieser Regulationen zu wachen. Die Gewerkvereine umfassen ferner das ganze Gewerbe, oder schließen wenigstens keinen Arbeiter, abgesehen von dem untüchtigen, aus. Bringen nun auch alle Mitglieder die zum Gelingen eines Unternehmens nöthige Arbeitstüchtigkeit mit, so ist der zum Erfolge einer Produktivgenossenschaft nöthige Charakter doch keineswegs eine Eigenschaft der großen Masse, sondern nur die einer Elite. Das Gelingen einer Produktiv-Genossenschaft erfordert nämlich vor Allem Selbstverleugnung der darin Arbeitenden. Oft ist es nöthig diese Art Arbeit zu verrichten, oft jene Art, oft um geringen Lohn, oft ganz umsonst, oft viele Stunden und oft Ueberzeit zu arbeiten. Alles dies sind aber Dinge, welche den Bestrebungen der Gewerkvereine diametral entgegengesetzt sind. Die dazu nöthige Aufopferung fände sich bei den wenigsten ihrer Mitglieder. Aber selbst angenommen, die Elite der Gewerksvereins-Mitglieder wäre zu solcher Selbstverleugnung bereit, so wäre sie es doch nur, wenn der ganze Gewinn ihrer außerordentlichen Anstrengung auch ihr zufiele. Entweder aber stände der Gewerkverein den in seiner Fabrik Arbeitenden gegenüber wie eine Actiengesellschaft, d. h. ohne den Arbeitern Antheil am Gewinn zu gewähren; und dann schlüge sein Unternehmen unzweifelhaft fehl. Oder er stände ihnen gegenüber wie der Arbeitgeber in einer industriellen Partnerschaft. In diesem Falle aber würde der Gewerkverein mit seinem eigenen Fundamental-Prinzip in Widerspruch gerathen. Das Prinzip der Gewerkvereine ist nämlich, daß alle Vortheile, die sie gewähren, und ihre gesammte Thätigkeit allen ihren Mitgliedern zu Gute kommen. Ja noch mehr: indem sämmtliche Arbeiter des Gewerbes, also auch Nichtmitglieder, die Vortheile ihrer Thätigkeit genießen, ist ihr Prinzip, wie das einer Armee, die Thätigkeit Weniger zu Gunsten Aller. Im Falle solcher Partnerschaft aber würden die Opfer aller Mitglieder zu Gunsten Weniger erfordert und verwendet, und es wäre damit die Ursache berechtigter Eifersucht und Zwietracht gegeben."

Der Verfasser beabsichtigt in einem folgenden Bande seines Werkes über die Gewerbepolitik der modernen Arbeitergilden, den Nachkommen der vom alten König Ina gesetzlich anerkannten Gilden, zu sprechen, und zwar zuerst die Gewerbepolitik zu schildern und kritisch zu erklären. Daran will er eine Untersuchung reihen über den Einfluß der Gewerkvereine auf die Lohnhöhe; hieran ein Kapitel über die englischen Arbeitskammern; und im Schlußkapitel sollen dann die historischen und volkswirthschaftlichen Resultate der ganzen Untersuchung hervorgehoben werden. Wir wünschen, daß dieser in Aussicht gestellte zweite Band nicht allzu lange auf sich warten lassen möge.

R. D.

Holland.

Eine Philippika gegen das französische Volk.

„Antideutscher Grimm" (Antiduitsche felheid) ist ein Artikel der Amsterdamer Zeitschrift Onze Eeuw vom 1. April überschrieben, welchen Herr P. van Bemmelen, der Verfasser einer beim Ausbruche des deutschfranzösischen Krieges zur Vertheidigung der deutschen Sache geschriebenen Broschüre, gegen einen grimmigen, deutschfeindlichen Recensenten in der holländischen Zeitschrift De Gids gerichtet hat. Noch immer kann sich in Holland die antideutsche Gesinnung in der Presse nicht beruhigen; noch immer lassen sich einzelne Stimmen mit blinder Wuth gegen das neue Deutsche Reich und seine Größe vernehmen. Noch immer begreift man in Holland nicht, daß es die nationale Noth Deutschlands war, welche dasselbe von 1864 bis 1870 von Krieg zu Krieg gedrängt, eine Noth, die uns zuerst, in der Sache Schleswig-Holsteins, zur Bundesgenossenschaft mit dem damaligen undeutschen Oesterreich und dann, im J. 1866, zum Kriege mit dem scheinbaren Bundesgenossen, aber wirklichen größten Gegner der Macht Deutschlands gezwungen hat. Noch immer setzt man Mißtrauen in die Friedensliebe des Deutschen Reiches und selbst in die Versicherungen des greisen Deutschen Kaisers in Bezug auf seine Achtung des Rechts und der Unabhängigkeit aller Nachbarstaaten, der kleineren wie der größeren. Und daher die Fortdauer des Federkrieges in den niederländischen Blättern über die „deutsche Frage".

Inzwischen scheint durch die neueste Revolution in Frankreich auch in Holland ein Umschwung in der öffentlichen Meinung der Urtheilsfähigen sich vorzubereiten. Dasselbe Heft von Onze Eeuw, welches die geharnischte Antikritik des Herrn van Bemmelen enthält, citirt einen Vortrag, der kürzlich in der Debattirgesellschaft (Debating Society) „Vooruitgang" (Fortschritt) über die Politik der Gegenwart gehalten wurde, und zwar theilt die genannte Zeitschrift aus diesem Vortrage Folgendes mit: „Die französische Nation ist eine verächtliche Nation.

„Ihr sagt, daß das deutsche Volk ein sklavisches sei, weil es sich von Preußen leiten und unter das Joch des Militarismus beugen läßt? Nun, was wäre dann wohl das französische Volk, welches alles das besaß, wonach jedes germanische Herz sich sehnte: die Einheit —; war dieses Volk nicht sklavisch? Hat dieses nicht

geduldet, was Ihr, wie die Franzosen, den Deutschen vorwerfet? Groß ist Frankreich immer nur unter der Herrschaft der Tyrannei gewesen. Leset nur die hoch hinaufgeschraubten annales de la gloire, und Ihr werdet darin obenan die Namen Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. finden. Sklaven müssen die Gallier sein, um groß zu erscheinen! Als Ludwig seine eiserne Faust fühlbar machte, da waren die Franzosen eine große Nation; als der erste Napoleon beinahe ganz Europa geknebelt, da waren sie wiederum eine große Nation, und als der Dritte durch Staatsstreiche und wiederholte blutige Kriege das Wort „L'empire c'est la paix" illustrirt und sein „prestige" dargethan hatte, da waren sie zum drittenmal eine große Nation. So oft es aber und jedesmal, wenn es darum sich handelte, wahre Größe zu zeigen durch aufrichtigen Freiheitssinn, waren die Franzosen machtlos. Keine ihrer Republiken war dauerhaft; der französische Magen kann die Freiheit nicht verdauen.

„Das französische Volk ist ein verächtliches Volk! Dies ist es in der That, weil es eines Tyrannen bedarf, um sich groß zu zeigen. Es besitzt keine innere Kraft, kein nationales Selbstbewußtsein. Es zeigt sich nur ehrenhaft, wenn es dazu genöthigt wird, nicht aus sittlichem Pflichtgefühle. Das französische Volk ist ein verächtliches Volk, und seht, so demoralisirt ist dieses verächtliche Volk, daß es selbst seine grandeur und seine gloire, auf die es stets pochte, verleugnet. Wo sind die Bewunderer des zweiten Kaiserreiches? Wo sind sie, die allezeit unterthänigen Diener des Imperators, die jahraus jahrein vom kaiserlichen Golde schwelgten? Wo sind sie, jene Senatoren, von denen Jeder mindestens 30,000 Fr. für einige Verbeugungen und mehrmaliges Jasagen jährlich bezog? Wo sind sie, die vom Kaiser ernannten und von ihm gehätschelten Generale? Wo sind jene zahllosen Präfekte, die sich von den Brosamen nährten, welche von der kaiserlichen Tafel auf sie herabfielen? Und wo endlich sind alle jene Prinzipien-Männer geblieben, die mit dem heiligsten der Eide die Monarchie beschworen? Sechs, nicht mehr als sechs sind von der großen Zahl der reichbesoldeten, mit Orden und Ehrenstellen überhäuften Männer treu geblieben. Als ein Unvorsichtiger es wagte, in der französischen National-Versammlung seinen Kaiser zu vertheidigen, als er die Vermessenheit hatte, der Prinzipienlosigkeit gegenüber prinzipientreu zu sein, als er die weitgehende Unverschämtheit sich gestattete, sich an den heiligen Eid, den er mit so vielen anderen, leider etwas vergeßlichen Franzosen geschworen, gebunden zu erachten — da brach ein Schrei des Unwillens aus über diesen Eigensinn, über diese Prinzipientreue, über diesen Muth der Ueberzeugung; da verleugnete diese Versammlung ihre und des Landes Vergangenheit, da sprach sie den Bannfluch aus über den Kaiser, welcher Frankreich groß gemacht, und Sechs, nicht mehr als Sechs, waren feigherzig genug, Muth und Treue zu zeigen.*)

„Ja, das französische Volk ist ein verächtliches Volk! Anbetung des Erfolgs ist in allen Schichten desselben; dagegen nirgends ein Charakter, ein Herz, ein tüchtiger Kern. Kein Bewußtsein des eigenen Werthes, kein Muth der Ueberzeugung, wohin man auch blickt! Ich sage Euch, das französische Volk ist ein verächtliches Volk, und Eure Sympathie für dieses Volk ist erniedrigend für Euch selbst!"

Dieser vortrefflichen, holländischen Strafpredigt wissen wir von unserer Seite nichts hinzuzufügen.

*) Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Unzahl von Schmähschriften gegen die gefallene Dynastie, die in Paris während der Belagerungszeit, und zwar vom Tage von Sedan bis zu Ende des Jahres 1870 erschienen. Der Skandal wurde in der widerwärtigsten Weise ausgebeutet. Jedes Mitglied der kaiserlichen Familie, von Napoleon I. und seinem Bruder Jérome bis zu Plonplon und Lulu, wurde in Schmutzschriften und Spottgedichten, die zum Theil mit Illustrationen ausgestattet waren, gestäupt. Sogar aus der Armee sind Stimmen unter den Verfassern dieser Schmutz-Literatur. Dagegen hat sich in der Presse von Paris nicht eine einzige Stimme zu Gunsten des gefallenen Kaisers vernehmen lassen.

Nord-Amerika.

Der neunte Census der Vereinigten Staaten.

Nachfolgende, jüngst veröffentlichte Tabelle des Census Bureau's von Washington giebt die Einwohnerzahl der gesammten großen Union nach der Zählung von 1870 und im Vergleich dazu das Resultat der Zählung von 1860. Einige dieser Daten sind hier und da durch Zeitschriften früher publizirt worden, die nachfolgende Liste ist jedoch die erste vollständige und offizielle.

Die Gesammt-Bevölkerung der Vereinigten Staaten beträgt 1870: 38,538,180 Seelen, der Zuwachs in den letzten zehn Jahren 7,094,859.

Den größten Bevölkerungs-Zuwachs innerhalb dieser Zeit weisen Nevada (519 pCt.) und Nebraska (326 pCt.) auf. Zwei Staaten zeigen dagegen eine Bevölkerungs-Abnahme: Maine (0,29 pCt.) und New-Hampshire (2,4 pCt.). Die Ursache derselben liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß diese beiden alten settlements nicht mehr so günstige Chancen bieten „for making mouney" und daß daher ein nicht geringer Theil ihrer intelligenten und strebsamen Einwohner nach den jungen Staaten des far west ziehen, wo der Spekulation noch ein weites Feld eröffnet ist. Daher erklärt sich auch die gewaltige Bevölkerungs-Zunahme der westlichen Staaten. Die südlichen und mittleren Staaten zeigen nur ein schwaches Wachsthum. New-England gar keines.

Die folgende Tabelle ist lehrreich und interessant.

Staaten.	1870	1860		Zuwachs. pCt.
Alabama	996,988	964,201		3,5
Arkansas	483,179	435,450		11
Californien	560,285	379,994		47,5
Connecticut	537,418	460,147		16,8
Delaware	125,015	112,216		11,3
Florida	187,756	140,424		33,5
Georgia	1,200,609	1,057,286		13,6
Illinois	2,539,638	1,711,951		48,4
Indiana	1,673,046	1,350,428		23,9
Iowa	1,191,802	674,913		76,6
Kansas	362,872	107,206		238,5
Kentucky	1,321,001	1,155,684		14,4
Louisiana	732,731	708,002		3,5
Maine	626,463	628,279	Verlust	0,29
Maryland	780,806	687,049		13,7
Massachusetts	1,457,351	1,231,066		18,4
Michigan	1,184,296	749,113		58,1
Minnesota	435,511	172,023		153,2
Mississippi	834,170	791,305		5,5
Missouri	1,715,000	1,182,012		45,1

Staaten.	1870	1860	Zuwachs. pCt.
Nebraska	123,000	28,841	326,5
Nevada	42,491	6857	519,7
New-Hampshire	318,300	326,073	Verlust 2,4
New-Jersey	905,794	672 035	34,8
New-York	4,364,411	3,880,735	12,5
Nord-Carolina	1,069,614	992,622	7,8
Ohio	2,662,214	2,339,511	13,8
Oregon	90,922	52,465	73,4
Pennsylvanien	3,515,993	2,906,215	21
Rhode-Island	217,356	174,620	24,5
Süd-Carolina	728,000	703,708	3,5
Tennessee	1,257,983	1,109,801	13,4
Texas	797,500	604,215	32
Vermont	330,552	315,098	5
Virginien	1,224,830	1,219,630	,43
West-Virginien	445,616	376,688	18,3
Wisconsin	1,055 167	775,881	36
	38,095,680	31,183,744	21,1
District of Columbia	181,706	75,089	75,5
Territorien	(Diese Angaben sind wohl mehr Schatzungen als Zahlungsresultate.)		
Arizona	9,658	—	—
Colorado	39,706	34,277	15 9
Dakota	14,181	4,837	193,2
Idaho	14,998	—	—
Montana	20,594	—	—
Neu-Mexiko	91,852	93,516	Verlust 1,8
Utah	80,786	40,273	115,6
Washington	23,901	11,594	106,2
Wyoming	9,118	—	—
	442,500	259,577	—
Summa Summarum	38,538,180	31,443,321	22,6

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Jul. Fürst: Geschichte der biblischen Literatur.*)

Wenn der alte Johann Gottlob Carpzov, weiland Professor in Leipzig, sich heute aus dem Grabe erhöbe und sähe, wie die Wissenschaft, welche er unter dem Titel Introductio ad libros canonicos veteris testamenti nach Luther's strengen Dogmen vorgetragen hat, sich zu einer „Geschichte der biblischen Literatur" allgemach entwickelt hat, ich glaube er würde im Grimm, daß seine Arbeit nicht im Stande gewesen, dem Gräuel der Kritik Einhalt zu thun, stracks wieder Kehrt machen und seine kühle Ruhestätte auf's Neue aufsuchen. Eine Volksliteratur hat eine Geschichte. Aber wenn der „heilige Geist", der immer sich gleich bleibt, der heut und alle Ewigkeit derselbe ist, der Autor der biblischen Bücher ist, wie kann da noch von einer Geschichte derselben die Rede sein! Die lutherische Inspirations-Theorie duldete eine historische Auffassung der israelitischen National-Literatur nicht. Nach ihr waren die Propheten nichts mehr als Kopisten, denen der liebe Gott verbotenus seine Offenbarungen in die Feder dictirt hat. Daß eine solche Auffassung dem gesunden Menschenverstande in's Gesicht schlug, daß sie die größten Glaubenszeugen, die Propheten, entwürdigte, störte die theologischen Gelehrten nicht weiter, die nach dem Bruche mit der kirchlichen Tradition um so mehr darauf erpicht waren, die Bibel, die Grundlage ihrer Dogmatik, mit unbezwingbaren Schutzwällen zu umgeben. Es ist selbstverständlich, daß diese sehr sinnliche Anschauung von der Inspiration des heiligen Geistes, je lichter es in Deutschland wurde, immer mehr zurückgedrängt worden ist, so daß heute nur noch die Extremkirchlichen daran festhalten. Aber es ist bemerkenswerth, daß der Thalmud die göttliche Eingebung niemals so kraß aufgefaßt hat, als binde sie ganz die persönliche Individualität des Propheten, als sei dieser nur eine willenlose Sprech- oder Kopirmaschine. Der Thalmud schildert z. B. den Unterschied zwischen Jesajas und Hesekiel sehr prägnant dahin: Hesekiel spreche wie ein Dörfler, der zum erstenmal in die Stadt kommt, dort den König sieht, und überrascht von der Pracht und dem Glanz der äußern Erscheinung die Majestät des Königs in diesen Aeußerlichkeiten sucht und beschreibt, Jesajas dagegen rede wie ein Städter, auf den der Prunk des königlichen Thrones keinen Eindruck mache; er rühme die großen Eigenschaften desselben, seine Herrschertugenden; aber die Bewunderung der goldenen Karossen überlasse er dem Bauern. In diesem Satz liegt offenbar das Zugeständniß, daß jede Individualität die göttliche Erleuchtung anders wiederstrahle, daß eben jeder Prophet von dem Gotte, der ihn begeistert und erleuchtet, in seiner Weise rede.

Die Wissenschaft hat sich von dieser Dogmen-Knechtschaft längst befreit und nur der Name Einleitung in's alte Testament, erinnert an jene Zeit, da eine Geschichte des alten Testaments verrufen und verpönt war. Bleek, der berufenste Darsteller dieser Disciplin, steht nicht an, den alten Ausdruck „weitschichtig und unbestimmt" zu nennen; er behält ihn nur bei, weil er als „technischer Ausdruck gleichsam eingebürgert ist". Fürst hat, wenn wir nicht irren, zum erstenmal die Sache beim rechten Namen genannt. Indem er das biblische Schriftthum aus seiner eximirten Stellung herausführt in die Reihe der übrigen Literaturen, kann er jedoch nicht umhin, ihm innerhalb derselben die erste Stelle anzuweisen. „Wenn man mit Recht den Schriftthümern der Griechen und Römer ihre civilisatorische und kulturgeschichtliche Mission zuerkennt, wenn man ihnen ihren unbestreitbaren Einfluß auf die Erweckung der nationalen Literaturen der europäischen Völker verdankt, so kann gleicherweise Niemand leugnen, daß die althebräische und jüdisch-griechische Literatur, die heiligen Bücher des Judenthums und Christenthums, schon früher und nachhaltiger eine civilisatorische Mission gehabt haben, daß dieses wunderbare Schriftthum seit fast zwei Jahrtausenden die religiöse Zucht, die Sittlichung und geistige Erhebung der Menschheit gefördert hat. Auch die ästhetische Seite dieser Literatur, die Rücksicht auf die rhetorische Schönheit und auf die Kunstformen darf eine Ebenbürtigkeit mit der klassischen Form der Griechen beanspruchen, wie abweichend und eigenartig auch Geschmack und Schönheitssinn in ihr auftreten mochten. Der historische Theil des biblischen Schriftthums tritt uns in erhabener mustergiltiger Einfachheit entgegen. Seine legislatorischen Partieen, seine Sitten- und Religionslehren dringen in Gemüth und Verstand durch ihre prägnante, scharf begränzte Form und durch die Volksthümlichkeit ihrer Anschauung.

---

*) Geschichte der biblischen Literatur. Historisch und kritisch behandelt von Prof. Dr. Julius Fürst. Verlag: Tauchnitz in Leipzig. 2 Bde. I. Bd. 1867. 490 S. II. Bd. 1870. 645 S.

Die Lyrik, die prophetischen Reden haben schon seit Herder die Gleichberechtigung im Reiche des Schönen. Aber nur die geschichtliche Erkenntniß dieser Schriften giebt die Gewähr, daß sie nach ihren Zwecken und Zielen wirklich verstanden worden sind, daß die in ihnen liegende Erleuchtung des Geistes und Erhebung des Gemüthes nicht in Verkehrtheit und Aberglauben umschlägt."

Schroff weist der Verfasser sowohl „die Extravaganzen religiöser Vorurtheile" wie die „extreme rationalistische Zweifelsucht" von den Pforten zurück, welche in das innere Heiligthum der Bibel führen. „Sie ist kein Aggregat zusammenhangloser Schriftdenkmale; die in ihnen liegenden religiösen und kulturgeschichtlichen Momente dürfen nicht nach moderner Anschauung beurtheilt werden, wie dies der Rationalismus seit Voltaire gethan hat." Fürst offenbart sich sowohl in diesen Gesichtspunkten wie in der Bearbeitung des Einzelnen als einen treuen Schüler Ewald's, allerdings ohne das eckige und querköpfige Wesen, welches diesen Gelehrten zuweilen in kaum verdienten Mißkredit gebracht hat. Der Verf. hat durch die geschickte Gruppirung des ungeheuren Stoffes sein Buch auch nicht fachgelehrten Kreisen zugänglich zu machen versucht. So weit dies anging, ohne der Tiefe und dem Ernst des Gegenstandes zu schaden, hat er seinen Zweck wohl erreicht, den meisten Dank jedoch für sein mühseliges Werk werden ihm die Männer von Fach zollen, denen ein solches Repertorium der Bibelkritik von unschätzbarem Nutzen ist.

Persien.

Der Apfelschuß bei einem persischen Dichter.

Zur Geschichte der Tellsage.

Seit den Untersuchungen Ideler's und Häusser's steht es fest, daß die Sage vom Tell in ihren Grundzügen auf allgemein germanischen Ueberlieferungen beruht, indem Saxo Germanicus schon aus dem zwölften Jahrhundert eine ähnliche dänische Geschichte zu berichten weiß. Merkwürdig ist es nun, daß einer der hervorragendsten Züge der schweizerischen Sage, der Apfelschuß, im Rahmen einer orientalischen Erzählung in ganz anderm Zusammenhange sich findet, und zwar so, daß man den echt morgenländischen Geist, der darin athmet, nicht verkennen kann. Die Anekdote steht im großen mystischen Vogel-Epos des persischen Dichters Ferid-eddin Attâr (blühte im 13. Jahrh.; s. Hammer, Gesch. der schönen Redekünste in Persien, S. 140 ff.) als Beleg für die Gefährlichkeit der Fürstengunst. Die folgende Uebertragung ist nach der auf der Breslauer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift angefertigt.

Ein König, dobem Fürstenstamm entsprossen,
Hatt' einen Pagen, den er zärtlich liebte;
So innig war die Liebe, daß er seiner
Nicht einen Augenblick entrathen mochte.
Er schmückte prächtig ihn vor allen Pagen
Und ließ ihn keinen Nu von seiner Seite.
Doch wenn im Pfeilwurf sich der König übte,
Verging vor Todesangst der theu're Page:
Denn stets zum Ziele dient' dem Pfeil ein Apfel,
Der auf des armen Knaben Scheitel ruhte.
Zwar spaltete der Pfeil im Nu den Apfel,
Doch Todesangst den Pagen macht erbleichen.

(Mantik-atteir Cod. 12 a.)

Wie die andern im genannten Dichtwerke zur Beleuchtung ethischer Wahrheiten beigebrachten Erzählungen, gehörte gewiß auch diese zu den bekannteren des Morgenlandes. Und da ein solcher Zug, wie der Apfelschuß, viel zu individuell ist, um die Annahme zu gestatten, daß ihn Ost und West unabhängig von einander hervorbrachten, so ist es wohl erlaubt, anzunehmen, daß unter den mannigfachen fremden Zuflüssen, welche die Kreuzzüge der occidentalen Sage und Literatur brachten, auch diese Erzählung sich befand. Dieselbe wäre dann benützt worden, um die despotische Willkürherrschaft des Landvogts in ihrem Höhepunkte recht grell zu zeichnen, wodurch sie zum integrirenden Bestandtheil der Tellsage wurde.

Dr. W. B.

Kleine literarische Revue.

— **G. H. Lewes: Geschichte der alten Philosophie.***) Die „History of Philosophy from Thales to Comte", von G. H. Lewes, gehört in England zu den geschätztesten Arbeiten des Verfassers, der uns in Deutschland hauptsächlich durch seine Lebensbeschreibung Goethe's in rühmlichster Weise bekannt ist. Derselbe Reiz der individualisirenden Darstellung, der klaren und leicht verständlichen, die schöne Form und den gedanklichen Inhalt stets in gleicher Weise beachtenden Kritik, der uns in der Goethe-Biographie von Lewes so fesselt, macht auch seine Geschichte der Philosophie zu einem der anziehendsten Werke für gebildete Laien. Ursprünglich, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, in der Form von Biographieen der berühmtesten Philosophen des Alterthums und der neueren Zeit erschienen, war es ein Versuch, die englische Jugend durch einen Ueberblick des historischen Verlaufs der metaphysischen Speculation aller Zeiten vor der Verschwendung ihrer Kraft an unlösbare Probleme und vor dem Vertrauen auf philosophische Systemmacherei zu warnen. Damals war der Verfasser noch ein unbedingter Anhänger der sogenannten „positiven Philosophie" des Franzosen Auguste Comte und seine Kritiken waren alle darauf zugespitzt, die „positive Philosophie" als den einzig richtigen Leitfaden aller metaphysischen Forschung zu empfehlen. Seitdem ist ihm jedoch, wie er in der Einleitung der vollständig umgearbeiteten Ausgabe seines Werkes von 1867 sagt, Vieles klar geworden, was ihm früher, namentlich in der deutschen Philosophie, dunkel war, und es hat sich demnach auch sein Urtheil über Menschen und Theorieen sehr bedeutend geändert. Der Verfasser behauptet zwar, immer noch ein Verehrer von Aug. Comte zu sein, aber dieser erscheint ihm doch nicht mehr als das letzte Ziel, auf welches die Geschichte der Philosophie hinzuweisen hat. Er hat seine früheren Darstellungen meistens umgeschrieben, nachdem er insbesondere auch der Lehre Kant's ein ganz neues Studium gewidmet. Gleichwohl hat seine Darstellung den Reiz des älteren, in vielen Tausenden von Exemplaren über die englisch redende Welt verbreiteten Buches behalten, und es darf die Uebertragung der Lewes'schen „Geschichte der Philosophie" in ihrer neuen Gestalt als ein entschiedener Gewinn für das deutsche Publikum betrachtet werden. Ueber den vorliegenden ersten Band, der

*) Geschichte der Philosophie, von Thales bis Comte. Von George Henry Lewes. Deutsch nach der dritten Ausgabe von 1867. Erster Band: Geschichte der alten Philosophie. Berlin, Rob. Oppenheim, 1871.

speziell die griechische Philosophie von Thales bis zum Neu-Platonismus behandelt, hoffen wir bald ausführlicher berichten zu können.

— **Darwin's neues Werk über den Ursprung des Menschen.** Kürzlich ist in London ein neues Werk von Darwin erschienen, das wiederum geeignet ist, Aufsehen zu erregen, und zwar ebenso in der naturwissenschaftlichen, als in der philosophischen Welt. Das Buch hat „die Abstammung des Menschen und die Auserlesenheit in geschlechtlicher Beziehung" zum Gegenstande*), und ist, wie eine Anzeige desselben von Alfred R. Wallace in „The Academy" besagt, in einem durchaus populären Gewande abgefaßt. Besonders der zweite Theil des in diesem Werke behandelten Themas: die geschlechtlichen Einflüsse auf die Veredlung der Gattung, wird als eine, völlig neue Gesichtspunkte eröffnende und zu überraschenden Resultaten führende Lehre dargestellt. Es wird dadurch dem Leser klar gemacht, daß eine innere Welt des thierischen Lebens existirt, von welcher er bisher noch keine Ahnung gehabt. Am Schlusse seiner Anzeige sagt Herr Wallace: „Indem wir diesen vorläufigen Bericht über eines der merkwürdigsten, in englischer Sprache geschriebenen Werke schließen, bemerken wir kurz, daß Herr Darwin keineswegs darin die Abstammung des Menschen von irgend einer niederen Thierform wirklich nachgewiesen, daß er dagegen die außerordentliche Wichtigkeit geschlechtlicher Einflüsse auf die Modificirung der Farben und auf die Struktur der höher organisirten Thiere dargethan und ein neues Licht auf die intricate Frage der Art der Entwickelung des Moralischen und der intellektuellen Natur des Menschen geworfen hat."

— **Fontane's „Krieg von 1866".** Kürzlich ist der zweite Band von Theod. Fontane's Geschichte des deutschen Krieges von 1866 erschienen,**) der den Feldzug in West- und Mittel-Deutschland, den sogenannten Mainfeldzug, behandelt. Die Ausstattung dieses Bandes mit großen und kleinen Illustrationen ist ungemein reich. Es schmücken ihn vier große Portraits, acht Gefechtsbilder, 149 in den Text gedruckte Abbildungen und 26 Schlacht- und andere Pläne. Den Schluß bildet ein Anhang: sämmtliche den Gefallenen von 1866 errichtete, künstlerische Denkmäler, in Abbildungen, mit beschreibendem Text. Das nun vollständige Prachtwerk (145 Bogen Royal-Quart, mit nahe an 500 Portraits, Illustrationen, Plänen rc.) kostet 20 Thlr.

Literarischer Sprechsaal.

Im neuesten Hefte des „Salon" theilt Adolf Stahr einen bisher ungedruckten Brief Lessing's an Elise Reimarus mit, der ein neuer werthvoller Beitrag zu dem edeln Lebensbilde des in den letzten Jahren seines Wirkens so schwer heimgesuchten, theueren Mannes ist. Lessing's größter Schmerz in dieser Zeit wurde durch den Tod der von ihm innig geliebten Gattin herbeigeführt, in deren Besitz er ein sehr glückliches Jahr verlebt hatte. Sein Gemüth fand in der Erziehung seiner sechzehnjährigen Stieftochter, Amalie König, einen Trost, und diese lohnte ihm seine Liebe durch kindliche Aufmerksamkeit. Aber wie tief mußte es den edeln Mann verletzen, als ihm nach Wolfenbüttel von seiner Freundin Elise geschrieben wurde, daß in Hamburg der Klatsch und die Fraubaserei in diesem Verhältnisse zwischen ihm und seiner Stieftochter etwas Unschickliches finden! Lessing's Antwort darauf, welche Adolf Stahr uns mittheilt, ist ein Erguß des edelsten Herzens und des klarsten Verstandes, wie uns Beides von ihm so wohlbekannt ist. Diesen Brief kann eben nur der Dichter des „Nathan" geschrieben haben. „Ich habe Ihnen, meine Beste," heißt es darin unter Anderem, „soviel ich mich erinnern kann, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre (Amalien's) häuslichen Tugenden allein es sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, obgleich ich ihn meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben werde. Denn ich werde dann in eine schmerzliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut werde finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen, mich vielleicht auf das andere Ende werfen könnte: so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen — als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat."

„Der Deutschenhaß in der Schweiz" ist der Titel einer in Zürich (D. Bürkli) erschienenen Flugschrift, die sich die undankbare Mühe giebt, die während des deutschfranzösischen Krieges in der Schweiz und die bei der Friedensfeier in Zürich vorgekommenen Ausbrüche des Deutschenhasses zu erklären und zu entschuldigen. Dergleichen Ausbrüche sind unter dem leider nur zu zahlreichen, rohen und ungebildeten Theile des Schweizervolkes nichts Neues. Sie sind schon zur Zeit der Reformation vorgekommen; sie haben sich während des dreißigjährigen Krieges und der ersten französischen Revolution wiederholt, und sie sind namentlich in neuerer Zeit, in der Zeit der allgemeinen deutschen Volksbildung und der vorgeschrittenen Wissenschaft, in verschiedenen Jahren beredte Zeugnisse dafür gewesen, wie sehr das schweizerische Volk, abgesehen von seiner politischen Bildung, im Vergleiche mit dem deutschen zurückgeblieben ist. Nicht bloß der Kantönligeist und der Arbeiterneid in den niederen Ständen, sondern sehr oft auch der Patrizierstolz und die Gelehrten-Eifersucht in höheren und Universitäts-Kreisen haben in der deutschen Schweiz von Zeit zu Zeit, während des verflossenen halben Jahrhunderts, gezeigt, daß dort die Menge, trotz aller Lehren der Geschichte, nichts gelernt und nichts vergessen hat. Wir haben bei solchen Gelegenheiten in der französisch redenden Schweiz stets mehr Volksbildung und mehr Einsicht in die wahre Lage der Dinge erkannt, als in den deutsch redenden Cantonen. Ja, in Genf, Lausanne, Neuchatel rc. trafen wir zuweilen auf viel größere Antipathieen gegen die deutschredenden Schweizer, als gegen die Deutschen in Deutschland. Es ist augenscheinlich

*) The Descent of Man and Selection in Relation to Sex. By Charles Darwin, M. A., F. R. S. — 2 vols., with illustrations. London, John Murray, 1871.

**) Berlin, K. Geh. Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker), 1871. Pr. 6⅔ Thlr.

der „Deutschenhaß“ überall ein Kennzeichen niedriger Volksbildung. Man fühlt sich, nach Lesung dieser Züricher Flugschrift versucht, den Deutschenhassern in der Schweiz dasselbe zuzurufen, was kürzlich ein holländischer Patriot in der Niederländischen Gesellschaft Vooruitgang (Fortschritt) seinen Landsleuten zurief*): Eure Sympathie mit dem jetzt so verächtlichen, französischen Volke macht euch selbst verächtlich!

Aus Temesvár, der alten deutsch-ungarischen Siegesstadt des Prinzen Eugen, ist uns eine Reihe von Zeitungen aus der Zeit des deutschfranzösischen Krieges zugegangen, aus denen wir mit Vergnügen ersehen, daß die dortigen Deutschen während dieser ganzen Zeit nicht aufgehört haben, mit ihren kämpfenden Stammesbrüdern zu sympathisiren und der gerechten Sache derselben den Erfolg zu wünschen, der ihr vom Himmel beschieden worden ist. Die „Neue Temesvárer Zeitung“, herausgegeben von Ernest Steger und redigirt von K. G. Förk, hat bereits in ihrer uns vorliegenden Nummer vom 19. Juli 1870, also noch vor dem wirklichen Ausbruche des Krieges, die Ungarn gewarnt, dem französischen Chauvinismus Beifall zuzuklatschen, wobei sie verkündete, daß der deutsche Volksgeist, welcher hinter Preußen stehe, sein Vorhandensein und sein Recht der Existenz vor aller Welt dokumentiren werde. In den späteren Nummern finden wir einen fortgesetzten Kampf gegen die Lüge und die Verleumdung, die besonders in Ungarn thätig waren, den deutschen Namen zu schmähen und die Siege Deutschlands herabzuwürdigen.

Wir halten es nach den verdienten Zurechtweisungen, welche der deutsch-ungarischen Presse mehrfach in unserem „Magazin“ zu Theil geworden, für gerecht, auf die würdige deutsche Haltung der „Neuen Temesvárer Zeitung“ hinzuweisen.

Der Verleger der „Lieder zu Schutz und Trutz“, von welchen am 10. April die elfte Lieferung ausgegeben wurde**) und aus deren Ertrag dem Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger bereits dreitausend Thaler zugeflossen sind, kündigt jetzt, neben dieser Prachtausgabe mit den Facsimiles der Dichter-Handschriften, eine wohlfeile Volksausgabe der Lieder an, die etwa ein Drittel derselben umfassen und nicht mehr als 2½ Sgr. kosten wird.

In demselben Verlage (Franz Lipperheide in Berlin) wird eine von den Herren Lipperheide und Georg Scherer veranstaltete Prachtausgabe der „Wacht am Rhein“, mit den Bildnissen des Dichters (Schneckenburger) und des Komponisten (Karl Wilhelm), sowie mit einer Reihe von Uebersetzungen des Liedes in den verschiedensten Sprachen, mit einer Geschichte des Liedes in seinen abweichenden deutschen Versionen und mit Musikbeilagen, allegorischen Bildern rc. rc. (circa 60 Bogen fl. 4. zum Preise von einem Thaler, Volksausgabe 10 Sgr.) erscheinen. Der Ertrag dieser Schrift ist für die „Karl Wilhelms-Dotation“ und die deutsche Invaliden-Stiftung bestimmt

---

Maria Stuart hat einen neuen Retter ihrer Ehre in einem schottischen Landsmanne, Mr. Hosack, gefunden. Seine Vindication of Mary Queen of Scots, deren erster Band bis zur Gefangennehmung der Königin reicht, findet außerordentlich viele Leser in Großbritannien. Der zweite Band wird die Vertheidigung Maria Stuarts bis zu ihrem Tode umfassen.

Replik aus Wien über „das Babel der Nationalitäten und der Ministerien in Oesterreich.“

Der betreffende Artikel in Nr. 13 dieser Zeitschrift schließt mit einer so verletzenden Bemerkung in Bezug auf den Ministerwechsel in Cisleithanien, daß ich mich verpflichtet fühle, im Interesse der Wahrheit auf diesen unbegreiflichen Fehlgriff aufmerksam zu machen und Sie vor einem Correspondenten zu warnen, dem entweder Kenntniß und Verständniß unserer Zustände oder politische Redlichkeit und Besonnenheit fehlen. Jeder Andere weiß und gesteht zu, daß mindestens seit 1865 kein Ministerium bei uns zurücktrat, das nicht aus verschiedenen dem Monarchen ganz fremden Ursachen „umgeworfen“ und sich völlig unmöglich gemacht hätte. Ob die gegenwärtigen Minister glücklicher sein werden, wage ich nicht vorher zu sagen da ich nicht die Ehre habe, in naher Beziehung zu denselben zu stehen und ihr detaillirtes Programm zu kennen. Wohl aber haben sie mit Betonung der österreichischen Gesinnung einen guten in tausend Herzen wiederklingenden Ton angeschlagen, welchen nur heimatlose literarische Stimmen mit einem Charivari beantworten. Gelingt es diesen Ministern, die Gleichberechtigung der Nationalitäten, bei welcher uns Deutschen, vermöge unserer höheren Kultur, von selbst der größte Nutzen zukommen muß, zur Wahrheit zu machen, so führen sie unser Land jedenfalls seiner oft betonten weltgeschichtlichen Mission näher. Doch wie gesagt, nicht um diese Herren handelt es sich mir und an diesem Orte, sondern um die Abwehr der Rücksichtslosigkeit gegen unseren Kaiser und damit auch gegen uns Oesterreicher Alle. Die den Ministerwechseln unterschobenen Motive sind so frivoler Natur, daß sie das Gepräge ihrer Unwahrheit an der Stirne tragen und mit dem ernsten Sinn unseres vielgeprüften Kaisers in geradem Widerspruch stehen. Glauben Sie mir, Niemand wäre glücklicher als Er, wenn er sein Reich endlich in Ruhe regieren könnte!

Daß dieses so schwer wird, ist nächst der ungeheuren Schwierigkeit der sonst nirgends in ähnlicher Weise gestellten und daher nirgends recht gewürdigten Aufgabe, der Perfidie zuzuschreiben, mit welcher allerlei Leute die Wasser trüben, um besser fischen zu können.

Mögen nicht derlei Angriffe die Freundlichkeit der Beziehungen stören, in denen wir Alle so gern zu unseren Stammesgenossen jenseits der Gränzen verblieben!

Ein Deutsch-Oesterreicher.

---

*) Vgl. unseren heutigen Artikel Holland.

**) Diese enthält unter Anderem drei von Dav. Fr. Strauß mitgetheilte und von ihm übersetzte Sinngedichte Ulrich's v. Hutten auf den „deutschen Adler“, die „gallische Art“ und den „gezausten Hahn“, mit Facsimiles des lateinischen Originaltextes und der dazu gehörenden Holzschnitte nach der ersten Ausgabe von 1519, sowie folgendes Sinngedicht von Gustav Schwetschke:

De Germanorum Pontifice Maximo.

Quis summus noster Pontifex?
Est summus Ludovicus Rex,
Nam fecit laude plenum
Nunc *Pontem* supra *Moenum*.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] **Berlin, den 29. April 1871.** [Nº 17.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

L. v. Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—90.*)

Wie aus einem unerschöpflichen Born ergießen sich die Quellen für die Erkenntniß vergangener Zeiten aus dem Geiste unseres hervorragenden Geschichtsforschers und Darstellers. Wenn in früheren Epochen die Zeit der mittleren Jahrhunderte, dann die Epoche des religiösen Zwiespalts und seiner Folgen sowohl in Deutschland als in den kulturtragenden Gemeinwesen Westeuropas, das Ziel seiner Forschung ausmachte, so hat sich der große Meister in seinen alten Tagen den uns näher liegenden, uns tiefer berührenden letzten Zeiten des vergangenen Jahrhunderts zugewandt, er hat wieder mit Vorliebe jene Stoffe ergriffen, denen er sich im Beginne seiner Laufbahn zuwandte, die nationalen und zwar in einer Zeit, die mit dem alten Wesen abschließt, und die neuere Epoche deutscher Geschichte von langer Hand her inaugurirt. Schon ist er im Begriff, uns, gleichsam im geistigen Zusammenhange mit seinen „Neun Büchern preußischer Geschichte, wenn auch zeitlich von ihnen weit getrennt, eine „Geschichte der Anfänge des siebenjährigen Krieges" zu geben, eine Darstellung, die erst jetzt, durch die Liberalität der deutschen Regierungen betreffs Benutzung der Archive, eigentlich ermöglicht worden ist, und auf die sich der Fleiß und Eifer deutscher Forscher neuerdings unverdrossen wirft; und unmittelbar vorher beschenkt er uns mit einem Werke, das uns für die verworrene und verwirrende Geschichte Deutschlands in den Jahren 1780—1790 die erwünschtesten Aufschlüsse gewährt. Freilich ist der diplomatische Stoff — auf diesen beschränkt sich R. hauptsächlich bei seinen neuesten Mittheilungen — so überreich, und weiß der Verf. in der ihm eigenen überlegenen Weise, auch die fernerliegenden Gebiete deutschen Geistes- und Kulturlebens, wenn auch nur ganz lose, in den Rahmen seiner Darstellung so hineinzuziehen, daß der, wenn auch stattliche Band, der uns vorliegt, die Geschichte nur der ersten acht Jahre dieses denkwürdigen Jahrzehnds umfaßt. Die der letzten, noch ungleich bedeutungsvolleren Jahre, sowie eine Lese diplomatischer Aktenstücke — jene Analecten, die R. den meisten seiner Werke zum großen Nutzen der Leser hinzuzufügen pflegt — werden einen zweiten, wohl in Bälde zu erwartenden Theil ausfüllen. Auch erweckt der Verf. durch gelegentliche Andeutungen in diesem Bande schon in uns Hoffnungen darauf, daß er in der Folge eine Darstellung der ersten Revolutionskämpfe in ihrem Verhältniß zu Deutschland geben werde.

Wenn R. uns eine Geschichte der Jahre 1780—90, der Josephinischen Zeiten, giebt, so ist von vornherein zu erwarten, daß er uns eine Fülle archivalischen Materials, als Grundlage seiner Darstellung, bieten wird, wie sie in dieser Vollständigkeit noch nicht vorhanden war. Und diese Erwartung wird in vollem Maße gerechtfertigt, wenn wir sehen, daß nicht nur preußische Archivalien und die der kleinen deutschen Höfe, sondern ebenso sehr österreichische und niederländische zu seiner Darstellung herangezogen sind. Eine vortreffliche, ja in mancher Hinsicht unerläßliche Vorarbeit für seinen Stoff, ist der von Arneth vor wenigen Jahren veröffentlichte, überaus interessante Briefwechsel Joseph's II. mit seiner Mutter Maria Theresia und mit Katharina II. von Rußland. Dieser bedeutende Zuwachs an Material erklärt es, daß R. eine neue Darstellung dieser Zeiten als wünschenswerth und nothwendig in seiner Vorrede erklärt, trotz W. A. Schmidt's Darstellungen der preußisch-deutschen Unions-Bestrebungen und trotz der bezüglichen Kapitel in Häusser's deutscher Geschichte, die, so national, patriotisch durchhaucht sie auch sein mögen, heutzutage für die Kenntniß jener Zeit nicht mehr durchaus genügen können.

Die Objektivität, diese Eigenschaft, die R. in so eminentem Maße bei der Darstellung französischer und englischer Geschichte bewiesen hat, findet sich auch in dieser seiner Beschreibung national-deutscher Entwickelungen und Verwickelungen wieder und geht bisweilen soweit, daß wir das Individuum, den Schöpfer der uns vorgeführten Darstellungen, über diese selbst fast vergessen, die, trotz ihrer mannigfaltigsten Verwickelungen, dennoch gleich einem klaren, aus vielen Zuflüssen getränkten Strome vor unsern Augen vorüberfließen. Die Worte, mit denen R. seine Vorrede schließt, drücken am besten den Standpunkt aus, von dem aus das Ganze entworfen und ausgeführt ist. „Bei eigener Ansicht über die Ereignisse", sagt er hier, „kann doch das Wesen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben. Denn dies besteht nur darin, daß man die agirenden Mächte in ihrer Stellung anerkennt, und die einer jeden eigenthümlichen Beziehungen würdigt. Man sieht sie in ihrem besonderen Selbsterscheinen einander gegenübertreten, mit einander ringen; in diesem Gegensatz vollziehen sich die Begebenheiten und die weltbeherrschenden Geschicke. Objektivität ist zugleich Unparteilichkeit."

Dies „in ihrem besondern Selbsterscheinen" der europäischen Großmächte, vorzüglich Oesterreichs und Preußens, ihr Einandergegenübertreten und ihr, vorerst nur diplomatisches Ringen mit einander, ist es nun eben, was R. in der ersten Hälfte des Bandes für den Zeitraum 1765—85 schildert. Noch gelten die alten Ideen von europäischem Gleichgewicht, noch jene Allianzen-

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871.

Politik, die als das unerläßliche Fundament für die Erhaltung des Gleichgewichts angesehen wurde. Auch Joseph II. und Friedrich der Große bewegen sich in diesen Gedankenkreisen, Joseph II., der auf Grund derselben das alte System europäischer Balance sicherzustellen sucht; Friedrich II., der nach seinem kühnen Bruche mit allen alten Reichssatzungen und Constitutionen, nur auf Grund mächtiger Alliance, die schwer errungene und mühsam behauptete Stellung zu wahren vermag. Nach den ersten persönlichen Annäherungen der beiden Monarchen, hat sie der eingeborne Antagonismus ihrer gegenseitigen Staatsgebiete doch wieder weit auseinandergeschnellt. Die alten Allianzen lösen sich, neue bilden sich und ziehen wie ein drohendes Ungewitter für Friedrich am fernen Horizont auf. Joseph, von langer Hand her mit Frankreich verbündet, durch Familienbande neuerdings mit demselben noch enger verbunden, hat auch die mächtige Kaiserin des Ostens, Katharina II., die alte Verbündete Friedrich's, für sich zu gewinnen gewußt. Beide vereint beherrschen den Kontinent, während Friedrich, von Rußland aufgegeben, von England eher zurückgestoßen als eingeladen, auf sich isolirt, sein „toujours en vedette“ mehr als je zu beobachten genöthigt und gewillt ist. Freilich ist jene Annäherung Katharina's an Joseph nicht so ganz uneigennütziger Natur; die Kaiserin ist bestrebt, den österreichischen Monarchen und die Kräfte seiner Staaten für ihre orientalischen Pläne auszubeuten, Joseph indeß, in seiner diplomatischen Ueberfeinheit, merkt nichts von dieser Absicht, oder weiß sich ihr, wenn er anfängt, ihre peinlichen Folgen zu merken, wenigstens nicht mehr zu entziehen. Und so wird die selbstgefällige schlaue Selbstherrscherin aller Reußen aus der Bundesgenossin, zuletzt fast zur Gebieterin der beiden deutschen Monarchen und des Schwarmes von Kleinfürsten in ihrem Gefolge.

Demnach handelt es sich für den alternden König, der zu fühlen beginnt, daß die schwache Körperhülle den frischen, energischen Geist nicht mehr lange beherbergen werde, jener drohenden Tripelallianz des Kaisers mit Rußland und Frankreich, die ihn vom Süden und beiden Flanken her zu gleicher Zeit lahm legt, eine positive Verbindung, die sich auf allgemeinen Bedürfnissen und Wünschen erhebt, entgegenzusetzen, und hierbei kommt ihm die willkürlich übergreifende Natur Joseph's zu Statten, der die alte Ohnmacht des Kaiserthums enden, oder, da ihm dies nicht gelingt, seine Stellung wenigstens zur Steigerung seiner persönlichen und Erbmacht benutzen will, auf Unkosten der kleinen, besonders der geistlichen, Reichsstände Süddeutschlands, deren Gebiete ihm die beste Arrondirung seiner eigenen Lande verheißen. Da endlich geschieht ein letzter Schritt seinerseits — das Wiederauftauchen jener alten Tauschgedanken, den baierischen Landen gegenüber, die seit mehr als einem Jahrhundert das Lieblingsprojekt österreichischer Staatsmänner gebildet haben. Nur dieser Schritt fehlte noch, um das Maß voll zu machen. Alle, geistliche wie weltliche Stände, erheben sich gegen ein derartiges Vorgehen, Kurmainz gesellt sich zu Preußen. Jeder Unterschied von Konfession und staatlichem Ansehen verschwindet vor der gemeinsamen Gefahr. Diesen Zeitpunkt ergreift Friedrich. Er, der früher stets die Rolle des officiellen Störenfrieds gespielt, sich nicht an Reichsrecht noch Satzung gekehrt, nimmt seit dem Jahr 1778 dem Kaiser gegenüber die Stellung ein, die bisher dieser ihm gegenüber behauptet hat, die des Vertheidigers von Verfassung und Recht gegen gewaltsame Uebergriffe. Und nicht nur ergreift er offen Partei für die Unterdrückten, er erbietet sich an die Spitze der Associationen zu treten, die zu diesem Zwecke erforderlich, und von den Kleinen untereinander schon geplant und ausgeführt sind. Trotz des Widerspruchs Einiger und der Furcht Anderer, die von Preußen nicht viel besseres für sich selbst, als von Oesterreich erwarten, und am liebsten die Herstellung jener „dritten Partei“ erstreben, die seit dem Westfälischen Frieden in den Köpfen herumspukt, gelingt es Friedrich doch, sich an die Spitze der ganzen Bewegung zu stellen, oder vielmehr, die Kleinen und Mittleren zu seinen Plänen heranzuziehen — es entsteht der Fürstenbund von 1785 auf Grund der Conventionen zwischen Preußen, Hannover und Sachsen, der bald an Ausdehnung gewinnt, nach dem Tode Friedrich's neue Genossen erhält und das erste, wichtigste Ziel, die Erhaltung eines selbständigen Baierns, glücklich durchsetzt.

Wahrhaft überraschend ist das Getriebe aller dieser diplomatischen Verhandlungen hin und her, das Gewirre von Fäden und Fädchen, die hier sich lösen, dort wieder anknüpfen, bald zu neuen Configurationen führen, bis auch sie dem gleichen Geschick unterliegen und auf ihrem Grunde sich Neues und wieder Neues, Modificationen neben Modificationen erheben. Hier die Eifersucht der Kurfürsten gegen die Fürsten, der Größeren gegen die Kleineren, der Militärmächtigen gegen die Ohnmächtigen, der Protestanten gegen die Katholiken und umgekehrt. Diese Berathungen, Stipulationen, Conventionen mit ihren geheimen und geheimsten Artikeln, an jedem Hof und Höfchen, und der Knotenpunkt des Ganzen, der Reichstag zu Regensburg, wo alle Fäden zusammenlaufen, die divergirendsten Ansichten ihre Vertreter finden, wo unter der todesähnlichen, officiellen Inactivität, das Getriebe der entgegengesetzten Intriguen rastlos arbeitet — dieses ganze Gebahren wirkt wahrhaft sinnverwirrend und es bedurfte der Hand des Meisters, um selbst derartige Entwickelungen dem Geiste des Lesers in vollkommener Klarheit vorzuführen, wenn auch selbst die meisterhafte Darstellung ihn nicht ganz den Eindruck ermüdender Wirren zu nehmen vermocht hat. Klar und bestimmt wird von R. hervorgehoben, daß der Fürstenbund nichts weiter erstrebte und nichts weiter erstreben konnte, als strikte Aufrechterhaltung der bestehenden Reichsverfassung den Eingriffen Joseph's gegenüber, doch so sehr er denselben und seinen Urheber Friedrich auch vor tiefer liegenden Absichten verwahrt, so muß es uns dennoch unbenommen bleiben, gerade in diesem Augenblick, wo Deutschland sich auf Grund ähnlicher Associationen regenerirt hat, in demselben wenn auch nicht den beabsichtigten, so doch den wirklichen Beginn jener preußischen Initiative und Hegemonie zu erblicken, die zehn Jahre später (1795) in dem Baseler Frieden, in der Demarkationslinie, einen so greifbaren Ausdruck gewann. J.

Eine neue Ausgabe der Dichtungen von Hans Sachs.*)

Hans Sachs ist von seiner Zeit so sehr als der hervorragendste unter den Meistersängern gefeiert und noch kürzlich als solcher von Richard Wagner in seinen „Meistersingern von Nürnberg“ dargestellt worden, daß dem größeren Publikum die Frage auffällig erscheinen wird, ob der Dichter in der That seinen Meisterliedern seine eigentliche Bedeutung verdanke. Und doch ist der Streit darüber unter den Gelehrten noch keineswegs entschieden. Wenn man die Bedeutung eines Dichters nach der Zahl seiner Dichtungen abschätzen wollte, so könnte darüber kein Zweifel ob-

*) Herausgegeben von Karl Gödeke. Leipzig, Brockhaus, 1870 (2 Bde.).

walten. Die Zahl der Hans Sachs'schen Meistergesänge bezifferte sich schon im Jahre 1566, in welchem er alle seine bis dahin vollendeten Arbeiten zählte, auf 4275, und sie bilden bei Weitem den umfassendsten Theil seiner poetischen Werke. Allein der Dichter selbst hat gerade diesen Theil seiner Werke des Druckes nicht für würdig erachtet. Sie sollten nur handschriftlich aufbewahrt werden und dazu dienen, „die Singschule zu zieren und zu erhalten", während die Sprüche, die Schwänke und Dramen des Dichters größtentheils noch bei seinen Lebzeiten in Druck befördert wurden. Diesem Urtheile des Dichters über seine eigenen Werke sind die hervorragendsten Literarhistoriker der späteren Zeit, und meist auch die der Gegenwart, beigetreten. Wilh. Wackernagel in seiner Literaturgeschichte findet, daß erst die letztgenannten Gedichte, die Sprüche, Schwänke und Dramen „Hans Sachs in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, in der ganzen Fülle seiner geschichtlichen Bedeutung zeigen." Ebenso hebt Gervinus hervor, daß der Dichter mit Unrecht lange als Vertreter des Meistergesangs verspottet worden sei, „aus dem er hinweggerungen habe, für den er nur privatim gedichtet, an dem er nur moralisch geachtet, was er dichterisch nicht des Druckes für werth gehalten." Als den höchsten Triumph des Dichters bezeichnet Gervinus die Schwänke und Erzählungen des Dichters, worin es ihm kein älterer Erzähler an sittlichem Kern, wenige Spätere an Kunst der Darstellung und echtem Humor zuvor gethan hätten.

Einer ganz anderen Auffassung, als der eben gekennzeichneten, hat Karl Gödeke in der Auswahl aus den Werken des Dichters Ausdruck gegeben, die als vierter und fünfter Band der bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Sammlung „Deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" unter dem Spezial-Titel: Dichtungen von Hans Sachs, von deren zwei Bänden der erste die geistlichen und weltlichen Lieder und Spruchgedichte enthält, ausgegeben wurden.

Der gelehrte Herausgeber ist der Ansicht, welche er in der Vorrede ausführlicher auseinandersetzt, daß, wie über die Meistersängerkunst überhaupt, so speziell über Hans Sachsens Meisterlieder durchaus falsche Vorstellungen in den Literaturgeschichten cursiren und urtheilslos und ohne eigene Kenntnißnahme von dem größeren Publikum nachgesprochen werden. Die im Rahmen des Meistergesangs sich haltenden, bisher nur handschriftlich aufbewahrten Dichtungen Hans Sachsens stehen, nach dem Urtheil Gödeke's, den gedruckten, welche sie an Fülle weit übertreffen, an Werth in keiner Weise nach. Nur sie allein, welche den Schwerpunkt seiner dichterischen Thätigkeit bildeten, vermöchten erst ein Gesammtbild von dieser Thätigkeit und der eigensten Richtung des Dichters zu geben. Gödeke hat es sich daher angelegen sein lassen, in der vorstehenden Auswahl jenes Urtheil über den Dichter zu berichtigen, und seinem Meistersängerthum wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Von den 159 Nummern des vorliegenden ersten Theils seiner Sammlung bilden den bei Weitem größten Theil die „so übel verschrieenen Meistergesänge", wie sie der Herausgeber aus den namentlich in Weimar, Jena, Göttingen und Berlin aufbewahrten handschriftlichen Sammlungen entnommen hat. Der Herausgeber appellirt an das Urtheil seiner Leser, ob durch diese Lieder in der That „die üble Meinung, welche man über Hans Sachs, den Meistersänger, von Buch zu Buch verbreite", ihre Begründung finde. Auf alle Fälle hofft der Herr Herausgeber durch seine Arbeit dazu beizutragen, daß der Dichter, ohne daß man fremde Maßstäbe an ihn lege, aus sich selbst heraus gewürdigt werde, und daß auch das größere Publikum sich ein selbständiges Urtheil über ihn zu bilden im Stande sei.

Das Verdienst, welches sich der Herr Herausgeber in dieser Beziehung erworben hat, wird Niemand in Abrede stellen: was seinen besondern Zweck betrifft, so gestehe ich offen, daß er mich von der Unrichtigkeit der bisher geltenden Meinung über den poetischen Werth der Meisterlieder und von der Richtigkeit der seinigen nicht überzeugt hat. Was die größere oder geringere Gewandtheit in Sprache und Darstellung betrifft, so kann man in Bezug auf dies oder jenes Meisterlied, verglichen mit dem einen oder dem anderen der späteren der Singschule entwachsenen Producte in Zweifel sein. Ja die strengere Form der Schule läßt in manchen Fällen wohl die ersteren in Sprache und Versmaaß reichhaltiger und künstlerischer erscheinen. Bringt man aber Originalität und Frische der Gedanken und der ganzen Auffassung in Anschlag, so werden die schon gedruckten Dichtungen den Meisterliedern wohl in allen Fällen den Vorrang abgewinnen. Selbst die geistlichen Lieder des Meisters, welche an Formfülle und Gewandtheit seinen Meisterliedern meist nachstehen, ragen nach dem bezeichneten Maßstabe über dieselben dennoch beträchtlich hervor. Man verstehe den Begriff Originalität hier recht: jene geistlichen Dichtungen Hans Sachsen's sind oft dem ersten Anblick nach nichts weniger, als Originale, oft nichts weiter als Versifizirungen des durch Luther der deutschen Welt erschlossenen und von Hans Sachs mit so großer Begeisterung aufgenommenen Bibelwortes, aber es ist doch der Geist einer neuen, verjüngten Zeit, welcher in ihnen athmet, dem gegenüber die Meisterlieder in ihrer schulgemäßen Bearbeitung alter und abgenutzter Stoffe matt und verbraucht erscheinen. Welchen Schwung hat, um ein Beispiel der Wirksamkeit eines zeitgemäßen Stoffes von einem anderen Gebiete anzuführen, das, Nr. 20 der vorstehenden Sammlung bildende Lied: Wider den blutdürstigen Türken! welches sich in der Form zwar ebenfalls den Meisterliedern anschließt, aber durch die ihm schon bei Lebzeiten des Verfassers und später wiederholt zu Theil gewordene Veröffentlichung durch den Druck als geistig über jene in den Handschriften verbliebenen Meisterlieder, deren Werth uns Gödeke anpreist, hervorragend ausgezeichnet worden ist. Fast von allen in der vorliegenden Sammlung nach Handschriften mitgetheilten Meisterliedern, wie beispielsweise: die Spinn mit dem zipperlein Nr. 46, der gut montag Nr. 137, das heiltum Nr. 146, welche später vom Dichter mit geringen Veränderungen als Sprüche umgearbeitet und durch den Druck verbreitet worden sind, gilt es, daß sie auch gleichzeitig an innerem Werth vor den übrigen Meisterliedern hervorragen. Gödeke will (Vorrede X) gerade aus dem Umstande, daß fast sämmtliche Spruchgedichte wenig veränderte Meisterlieder des Dichters seien, den Beweis entnehmen, daß die letzteren ebenso sehr die Gunst des Publikums verdienten, wie jene Spruchgedichte. Umgekehrt und wie mir scheint, mit größerem Rechte, kann man aus jenem Umstande schließen, daß der Dichter selbst den Spruchgedichten einen hervorragenden Werth eingeräumt wissen wollte, indem er seine besten Meisterlieder zu solchen Spruchgedichten verarbeitete und erhob. Das Verhältniß zwischen den Meisterliedern zu den späteren Dichtungen ist, kurz gesagt, etwa das der jugendlichen, althergebrachten Muster nachahmenden Productionen eines Dichters zu den späteren, reiferen, einer eigensten Lebensanschauung entsprossenen Dichtungen eben dieses Verfassers. Man findet in den ersteren, wie beispielsweise in den kürzlich von Adolph Strodtmann aus Heine's Nachlaß veröffentlichten Gedichten Ansätze zu späteren Dichtungen oder Anklänge von solchen, welche aber in diesen späteren Dichtungen selbst bei weitem ausgeführter und voller erscheinen. Die Verfasser, wie auch unser Hans Sachs,

haben wohl gewußt, was sie thaten, wenn sie diese Producte einer früheren Periode unveröffentlicht ließen. Wenn spätere Herausgeber, wie Ad. Strodtmann bei jenem, wie Karl Gödeke bei unserem Beispiele, von der Ansicht des Dichters und des größeren Publikums, welches ihm beipflichtete, abwichen, so hat, so zu sagen, der Forscher dem Kritiker in's Gesicht geschlagen. Die Herausgeber konnten demselben Reiz nicht widerstehen, den man empfindet, eine reizende, selbst entdeckte Gebirgspartie einer bekannten und allgepriesenen und in der That schönen dennoch vorzuziehen.

Ich gestehe somit unumwunden, daß die Absicht Gödeke's, durch die veranstaltete Auswahl „in dem verkleinerten Bilde des Meisters den Charakter des Lebensgroßen zu bewahren und zu bewähren", vollständiger erreicht worden wäre, wenn der ungedruckten Meisterlieder weniger, der schon durch anderweitige Drucke und Sammlungen bekannt gemachten geistlichen und weltlichen Lieder des Dichters mehr aufgenommen worden wären. Weniger wäre hier, um mit Lessing zu reden, wieder einmal mehr gewesen. Nichtsdestoweniger muß man dem hochverdienten Forscher auf dem Gebiete unserer Nationalliteratur dankbar sein für das, was er uns geboten hat. Er hat uns in der Vorrede eine auf gründlicher Kenntniß beruhende Skizze vom Leben und der Bedeutung des Dichters gegeben. Die ausgewählten Stücke sind sämmtlich, wenn auch nicht mit unbedingter philosophischer Genauigkeit in der Rechtschreibung, die hier, wo es galt, den alten Meistersänger dem Verständniß des größeren Publikums näher zu bringen, ausdrücklich ausgeschlossen wurde, so doch mit sorgfältiger Sachkenntniß wiedergegeben. Einen weiteren Beweis von der Vertrautheit des Herausgebers mit seinem Stoffe geben die unter dem Texte beigefügten Worterklärungen, welche überall das Richtige treffen und vollkommen ausreichen werden, um dem größeren Publikum über jeden sprachlichen Anstoß in der Lectüre des Dichters wegzuhelfen. Es wird kaum als ein Vorwurf angesehen werden, daß sich die Erklärung eines und desselben Wortes unter den verschiedenen Stücken mehrfach wiederholt findet, wenn man bedenkt, daß kein Leser die Lieder einer solchen Auswahl in strenger Reihenfolge durchliest, sondern bald da, bald dort eines zur Lectüre herausgreift, wo denn eine solche wiederholte Erklärung sehr willkommen ist. Auch ist meist die bei einem früheren Stücke schon vernommene Worterklärung bei einem späteren wieder vergessen. Einigermaßen auffällig ist es nur, wenn ein veraltetes Wort in einem früheren Stücke gar nicht, in späteren wiederholt erklärt wird, wie zum Beispiel das in der Nürnberger Mundart übliche Lebe statt Löwe schon in Nr. 60 „Von dem frechen jungen leben" vorkommt und erst in Nr. 63 „Der getreue leb" erklärt wird. Zur größeren Verbreitung des Verständnisses der verhältnißmäßig noch wenig berücksichtigten Sprache des 16. Jahrhunderts werden diese Worterklärungen sicher beitragen.

Ueber den zweiten Theil dieser Ausgabe des Dichters, die Dialoge desselben enthaltend, denken wir besonders zu berichten.

Die geschmackvolle Ausstattung, welche die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung dieser ihrer Sammlung der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" zu Theil werden läßt, ist bekannt und anerkannt.

Karl Biltz.

Die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung.*)

In unserem „Magazin" ist so häufig von der größten physikalischen Errungenschaft der Neuzeit, dem Gesetze von der Erhaltung der Kräfte, die Rede gewesen, daß wir uns begnügen, von den vorliegenden sechs diesen Gegenstand behandelnden Vorträgen nur im Allgemeinen ihre überzeugende Klarheit zu rühmen, wobei es uns aber gestattet sein mag, auf einige höchst wichtige neuere Aufstellungen, welche die Zustände der Materie betreffen, genauer einzugehen. Clausius in Bonn, neben Tyndal und Helmholtz der geistvollste Ausbildner der Maier'schen Theorie, dem auch diese Schrift gewidmet ist, findet das Wesen der Wärme begründet durch dreierlei gleichzeitig aber völlig unregelmäßig stattfindende Bewegungen der Stofftheile. „Die Moleküle jedes Körpers bewegen sich erstens fortschreitend, so daß der Schwerpunkt des Gesammtmoleküles jeden Augenblick einen andern Ort einnimmt, wenn auch vielleicht nur auf kleinen ringförmig in sich zurückkehrenden Bahnen, die immer von Neuem durchlaufen werden; zweitens drehen sich die Moleküle um ihre Schwerpunkte und drittens oscilliren innerhalb des Moleküls die Atome (desselben) mehr oder weniger lebhaft hin und her."

Der Zustand des festen Körpers, seine begränzte Form und Krystallgestalt, so wie seine Beständigkeit beruhen nun auf der beständigen Rückkehr dieser Bewegungen zu ihren Ausgangspunkten. Wird die Temperatur der Körper aber erhöht, so tritt endlich ein Punkt ein, wo eine Rückkehr der Moleküle in bestimmte Lagen nicht mehr eintritt, wo die gesteigerte Bewegung eine beständige und durcheinandergehende ist: der Körper wird flüssig. Man sieht, daß hierbei die Moleküle in jeder Lage verschiebbar sind; sie würden sich im Raum zerstreuen, wenn nicht die gegenseitige Anziehungskraft sie noch zusammenhielte. Es folgt aber hieraus eine immerwährende heftige Bewegung der kleinsten Theile eines jeden tropfbar flüssigen Körpers, — und daß diese rastlose Bewegung längst beobachtet ist, aber unerklärlich schien, gehört zu den Triumphen der neueren Theorie. Rob. Brown, der berühmte Botaniker, war es, welcher zuerst beobachtete, daß die feinsten Staubtheile irgend eines beliebigen Körpers (z. B. Kohle, Schwefel u. s. w.) in eine beliebige Flüssigkeit, z. B. in Wasser, gebracht, unter dem Microskope eine unaufhörlich wirbelnde Bewegung zeigen. Wiener hat zuerst nachgewiesen, daß diese ahnend von Brown „Molekülarbewegung" genannte Erscheinung, in der That auf nichts Anderem beruhen kann, als auf einem Hineingerissenwerden der festen Stofftheile in die schwärmende Bewegung der Moleküle, welche das Wesen des flüssigen Apparatzustandes ausmacht. Man hat hierbei deutlich die Wärme als eine „besondere Art der Bewegung" vor Augen.

Werden nun die Bewegungen der Moleküle durch weitere Erhitzung so sehr gesteigert, daß sie das Band der gegenseitigen Anziehung zerreißen, und sich nach allen Richtungen im Raum zerstreuen, so sagt man, der Körper sei in Gasform übergegangen. So verbreitet sich der Dampf des kochenden Wassers in der Luft, bis die Bewegungen der einzelnen Molekülgruppen des Wassergases durch die Abkühlung wieder so weit gemildert werden, daß sie in den tropfbar flüssigen Zustand zurückkehren können. Die Moleküle des Wassergases bestehen noch aus vereinigtem Wasserstoff und Sauerstoff, aber wenn seine Ansicht von der Wärme richtig sei, so schloß Clausius, mußten auch diese Bestandtheile in Folge der gesteigerten innern Bewegung des Moleküles

---

*) Populäre Vorträge von Adolph Fiß, Prof. der Physiologie. Stahl, Würzburg 1869.

sich trennen, sobald nur die Temperatur hoch genug steige. Mit andern Worten, die Hitze müsse endlich jede chemische Verbindung lösen. Dieser aus der Theorie gefolgerte Satz hat durch die neuere Entdeckung der Dissociation von St. Claire Deville seine völlige Bestätigung erfahren. Wasserdampf, hinreichend erhitzt, ist nicht mehr luftförmiges Wasser, sondern ein Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoffgas, und so jeder andere zusammengesetzte Körper. Läßt man das Gas jedoch erkalten, so verbinden sich in dem Maße als die Bewegungen wieder gelinder werden, die auf einander prallenden Theilchen, und wenn die Erhitzung des Wassergases in einem feuerdichten Gefäße geschah, so ist beim Erkalten dasselbe scheinbar unverändert geblieben. Nahm man jedoch ein Gefäß aus dünnem Platinblech, dessen Wandungen in der Hitze für Wasserstoffgas durchlässig sind, so sieht man während der Dissociation des Wassergases das erstere ausströmen, während das Sauerstoffgas in dem Platingefäße gefangen bleibt. Aus diesem wechselseitigen Sichverbinden und Lösen der lebhaftest bewegten Stofftheilchen, erklärt sich auch das anscheinend sehr paradoxe chemische Phänomen, daß man bei einer bestimmten Temperatur dieselbe Verbindung sowohl knüpfen als auch lösen kann, z. B. den Sauer- durch Kupfer dem Wasserstoff — und durch Wasserstoff umgekehrt dem Kupfer entziehen kann. Es kommt nämlich nur darauf an, welchem der Vorgänge man durch beständige Zuführung frischer Streitkräfte (Wasserdampf oder Wasserstoffgas) die Uebermacht giebt.

Von allgemeinerem Interesse unter den vielen theoretischen Folgerungen von Clausius ist auch seine Feststellung des absoluten Nullpunktes, bei welchem alle sonst durch die Wärme hervorgerufenen Molekülarbewegungen ruhen. Der Nullpunkt unserer Thermometer ist selbstverständlich nichts weniger, als eine Gränze, unter welcher von Wärme keine Rede mehr sei. Das Wasser, dessen Gefrierpunkt diese Marke gegeben hat, enthält viel mehr als Eis, noch eine ziemlich beträchtliche Portion Wärme, wie sich dies sehr augenfällig beweisen läßt, wenn man mit Hülfe desselben gefrorenes Quecksilber aufthauet. Man kann also die Frage stellen, wieviel mal läßt sich dem Wasser dasjenige Wärmequantum, welches nöthig ist, um es von 0° auf + 1° C. zu erwärmen, entziehen, so daß es sodann keine Spur Wärme mehr enthält? Diese Zahl folgert nun Clausius aus der Zunahme des Gasdruckes, welche für jeden Grad des hunderttheiligen Thermometers 1/273 des Druckes, welchen das Gas beim Gefrierpunkt äußert, beträgt. Sollte dieser Druck mithin auf Null erniedrigt werden, so müßte die Temperatur 273 Mal um einen Grad erniedrigt werden, d. h. der absolute Nullpunkt bei welchem sich die Moleküle in der vollständigsten Ruhe befinden, weil alle Wärme fehlt, liegt 273° unter dem Gefrierpunkt des Wassers. Das Thermometer der Wissenschaft müßte mithin an der Stelle seines Nullpunktes die Zahl 273 und beim Siedepunkt 373 tragen.

In der fünften Vorlesung tritt der Verfasser einem philosophisch und biologisch sehr wichtigem Problem näher, bei welchem es sich um nichts mehr oder weniger, als um einen Ausschluß der sog. Lebenskraft aus dem organischen Leben, durch experimentellen Nachweis handelt. Der Versuch ist bemerkenswerth, obwohl, oder weil das Resultat ein negatives war. Es frug sich dabei, ob, wenn man Thier oder Mensch als Maschine betrachte, ihre Arbeit mit dem Effekt des eingeführten Heizmaterials (d. h. der Nahrung) übereinstimme, denn dann brauchte man keine fremde und modificirende Kraft in ihm anzunehmen. Versuche von Dulong, Despretz, Hirn u. A. ergaben nun, daß die gesammte Wärme-Erzeugung des thierischen Körpers um ⅛ bis ⅒ mehr betrug, als sie nach der ausgeathmeten Kohlensäure sowohl, wie nach der eingeführten Nahrungsmenge betragen durfte. Verfasser findet aber das erlangte Resultat, bei Veranschlagung der möglichen Fehlerquellen, sehr ausreichend, um die Lebenskraft-Frage damit erledigt zu halten, eine Schlußfolge deren zwingende Kraft wir nicht finden können.

Der letzte Vortrag behandelt das Leben der Welt, seine Erhaltung durch die Sonne, deren Wärme selbst wieder, nach der Maier'schen Theorie, durch Meteorsteinfälle, welche im Mittel für die Minute die Kleinigkeit von 150,000 Billionen Kilogramme betragen müßten, gewährt werde. Abgesehen von dieser, so scheint uns, den kühnsten Gedankensprüngen einer Dichterphantasie nichts nachgebenden Hypothese, ist der Schlußsatz der Vorträge von großer philosophischer Tragweite. Das Gesetz von der Umwandlung der Kräfte ergiebt, daß die gespannte Feder, welche das Weltall in Bewegung und Leben erhält, die allgemeine Gravitation ist. Diese in Wärme und andere Kräfte umgesetzte Urkraft aber, kann nach Clausius niemals (?) wieder vollständig in mechanische Kraft zurückverwandelt werden; das Universum vermag mithin nicht wieder in den früheren Zustand zurückzukehren; daraus folgt als Ziel der Welt allgemeine Erstarrung und Ruhe. Aus dem Ende aber leitet sich von selbst der Anfang, das Erschaffensein der Welt her. So wenig man erwarten durfte, grade von dem Gesetze der Unsterblichkeit der Kraft aus, zu einem solchen mit Glauben und Ueberlieferung übereinstimmenden End-Schlusse zu gelangen, so angenehm berührt wieder die Beschaffenheit des Forschers, welche, unbeirrt von dem Achselzucken einiger Collegen, das Resultat giebt, wie sie es findet.

Ernst Krause.

Römisches Alterthum.

Adolf Stahr über Tiberius und Tacitus.*)

Schon wieder Tiberius und Tacitus! Wir haben erst vor Kurzem im „Magazin", 1870, Nr. 27, über die Schrift von L. Freytag „Tiberius und Tacitus" berichtet; jetzt liegt uns wieder eine neue Vertheidigung des Tiberius und Anklage des Tacitus vor von einem Manne, der schon vor Jahren Tiberius zum Gegenstande einer besonderen apologetischen Schrift gemacht hat. Das abfällige Urtheil des Literarhistorikers Bernhardy über die Versuche unseres Verfassers und Anderer, die Glaubwürdigkeit der Annalen des Tacitus in Bezug auf Tiberius zu verdächtigen, hat Herrn Stahr veranlaßt, eine Uebersetzung desjenigen Theiles der Annalen, welcher die Geschichte des Tiberius enthält, mit Bemerkungen herauszugeben, um dem Leser bei jedem einzelnen Punkte den berichtigenden Maßstab des Urtheils an die Hand zu geben und so zu zeigen, wie sich des Tacitus Behauptung, er habe die Geschichte sine ira et studio geschrieben, keineswegs bewahrheite, sondern er sich vielmehr fast durchweg als feindlich eingenommen gegen den großen Claudier erweise, dessen Handlungen und Charakter-Eigenschaften er mit falschen Farben übermalt hat.

Der Hauptgrund aller Differenzen zwischen den Vertheidigern des Tiberius und dem Ankläger desselben, Tacitus, liegt darin,

*) Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius (Annalen, Buch I—VI.). Uebersetzt und erklärt von Adolf Stahr. Berlin, 1871. Verlag von J. Guttentag.

daß jene die Herrschaft der Cäsaren als eine legitime betrachten, indeß sie dem Tacitus als eine Usurpation erschien, wie sie es auch wirklich war. Daß trotz allen ihren glänzenden Eigenschaften und großen Regenten-Tugenden Cäsar, Augustus und Tiberius den immer tieferen sittlichen und socialen Verfall Roms nicht aufzuhalten vermochten, entging dem Tacitus und seinen Gesinnungsgenossen nicht. In Tiberius verurtheilt er das Cäsarenthum überhaupt, und wer möchte ihm Unrecht geben, nachdem uns die neuesten Ereignisse belehrt haben, was der Cäsarismus aus einem Volke zu machen vermag? Wie heute unter gewissen Historikern der Tiberius-Kultus zur Mode geworden, so herrschte in den zwanziger Jahren in Deutschland der Napoleon-Kultus und nicht Wenige sind später noch durch Thiers' glänzende Darstellung des ersten Kaiserreiches zur Bewunderung Napoleon's I. hingerissen worden, bis der neueste Geschichtschreiber desselben, Lanfrey, die Täuschung zerstört hat. Auch Napoleon III. hat seine Lobredner gehabt und wird sie vielleicht später noch haben; denn nicht zu leugnen ist, daß er für das materielle Wohl Frankreichs gesorgt, daß er die Parteien kräftig niedergehalten und daß er durch die Kriege in der Krim und in Italien Frankreichs kriegerischen Glanz gemehrt und Frankreichs Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten als den entscheidenden hergestellt hat. Das ist eben das Wesen des Cäsarismus, daß er den Schein einer die Volksmacht und das Volkswohl fördernden Regierung so lange trägt, bis die Nemesis der Geschichte die Illusion schwinden macht. Ohne die Heuchelei einer vom Volke ausgegangenen und für das Volk sorgenden Herrschaft wäre der Cäsarismus nichts, als roher Sultanismus. Augustus verstand es, den Mimus bis zu Ende seines Lebens glücklich durchzuführen, Tiberius nur so lange, bis der Einfluß und später der Verrath seines Günstlinges Sejanus ihm die Maske abriß und ihn in seiner wahren Gestalt zeigte.

Dem Verwaltungstalent des Tiberius, das er besonders in den ersten acht Jahren seiner Regierung entwickelte, läßt Tacitus volle Gerechtigkeit widerfahren (Ann. 4, 6). „Dieses ehrenvolle Gesammturtheil über Tiberius — sagt Herr Stahr — hätte Tacitus abhalten sollen von so vielen böswilligen Seitenblicken, die er auf Tiberius als Mensch und Regent geworfen hat. Bei einem Herrscher, der nach des Historikers eigenen Berichten acht Jahre lang in dem Lichte eines gerechten und maßvollen, weisen, staatsklugen und rastlos für das Wohl seines Reiches thätigen Regenten erscheint und zugleich viele menschlich edle Eigenschaften des Herzens bethätigt — kann von der innerlichen Verworfenheit seines wahren Charakters nicht die Rede sein." — Und doch ist es nicht Tacitus allein, der trotz alles scheinbaren Guten, das Tiberius that, seine Regierung schon in dieser besseren Zeit seines Waltens verdammt, sondern selbst einer der vertrautesten Freunde des Kaisers, der edle Lucius Piso, wagte es, die kaiserliche Regierung öffentlich im Senat als eine das Volk demoralisirende anzuklagen. „Als im Senat — erzählt Tacitus (Ann. 2, 34) — darauf gedrungen wurde, gegen den überhand nehmenden Luxus strenge Maßregeln zu ergreifen, geschah es, daß L. Piso, während er gegen die Parteiumtriebe auf dem Forum, die Bestechlichkeit der Gerichte, die Verfolgungswuth der Redner, die überall mit Anklagen drohten, heftig loszog, mit der Erklärung schloß: er gehe fort und verlasse die Hauptstadt, um irgendwo fern auf dem Lande in Abgeschiedenheit zu leben; und zugleich schickte er sich an, wirklich die Curie zu verlassen. Das machte tiefen Eindruck auf Tiberius, und obschon es ihm gelang, den Piso mit sanften Worten zu begütigen, so veranlaßte er doch noch die Verwandten des Mannes, daß auch sie sich bestrebten, ihn durch ihr Ansehen oder ihre Bitten vom Fortgehen zurückzuhalten." — Herr Stahr weiß zwar auch aus dieser historischen Thatsache, die beredter als alle Rhetorik des Tacitus gegen Tiberius spricht, ein Lob für Tiberius herauszufinden. „Wir haben hier — heißt es in der Anmerkung — ein Zeugniß des Tacitus selbst dafür, wie viel Werth Tiberius darauf legte, anerkannte freimüthige Ehrenmänner, wie dieser L. Piso war, in seinem Senat zu behalten." Es ist aber doch wohl wahrscheinlicher, daß Tiberius Alles aufbot, den Piso an der Ausführung seines Entschlusses zu hindern, weil er den Skandal fürchtete, wenn es bekannt würde, daß ein Mann wie Piso Rom verlassen habe, um das schlimme Treiben daselbst nicht länger ansehen zu müssen.

Es ist überhaupt nicht schwer, die Glaubwürdigkeit römischer Historiker anzugreifen. Eine rein objektive Auffassung der Personen und Begebenheiten läßt ihr nationaler und Partei-Standpunkt nicht zu, und wenn Tacitus versichert, daß er sine ira et studio Geschichte schreibe, so meint er nur daß ihn persönliche Rücksichten nicht leiten; sein patriotisches Gefühl kann er trotzdem nicht verleugnen. Er ahnte es, daß er der letzte Römer sei, dessen Seele Rom ganz erfüllte und daß mit ihm der echte Römersinn zu Grabe getragen werden würde; daher das hohe Pathos und der ernste, oft bittere Ton seiner Darstellung, besonders in der Schilderung des Tiberius, den seine unleugbaren Regententugenden um so verantwortlicher machten für den Verfall seines Vaterlandes. Die Volksmeinung sprach sich schon bei Lebzeiten des Tiberius und besonders bei seinem Tode gegen ihn aus (Suet. Tib. 59, 75), wenn auch manche heilsame Maßregeln Anerkennung und Billigung fanden. Höfische Lobredner, wie Vellejus Paterculus, vermochten das Volksurtheil ebenso wenig zu ändern, wie die Denkschrift, welche der Kaiser selbst über sein Leben verfaßt hatte. Auch in der Folgezeit scheint sich das Urtheil über Tiberius nicht gemildert zu haben, und Tacitus konnte nicht anders, als ihn so darstellen, wie er im Gedächtnisse des Volkes lebte. Dabei wollen wir es dem Herrn Stahr und den anderen Vertheidigern des Kaisers gern zugeben, daß Tacitus in der psychologischen Charakter-Entwickelung des Tiberius nicht immer mit kritischer Gewissenhaftigkeit verfahren ist, und daß er ihm oft Motive zu seinen Handlungen unterlegt, für die er kein historisches Zeugniß beizubringen vermag. Allein dieser Vorwurf trifft nicht bloß Tacitus, sondern auch die anderen römischen Historiker, welche es unbedenklich fanden, den historischen Personen Reden und Gedanken beizulegen, wie sie ihnen für die jedesmalige Situation passend erschienen. Darin liegt nicht eine absichtliche Fälschung, sondern es war eine nothwendige Folge der Tendenz, welche die Alten mit ihrer Geschichtschreibung verbanden. Nicht um die bloße geschichtliche Wahrheit war es ihnen zu thun, sondern mehr noch um die patriotische und ethische Wirkung, die sie bezweckten. Die Geschichte war ihnen mehr Kunst, als Wissenschaft; daher die rhetorisch geschmückte Form und die Art, wie sie die Thatsachen psychologisch und dem Charakter der historischen Personen zu erklären suchten. Daß hierbei im Einzelnen oft Irrthümer vorkommen mußten, ist nicht zu leugnen; im Großen und Ganzen jedoch ist ihre Ueberlieferung treu und wahr als der Ausdruck des damaligen geschichtlichen Bewußtseins. Die absolute Wahrheit läßt sich überhaupt nicht in geschichtlichen Dingen finden; sie ist immer eine relative, bedingt von der Glaubwürdigkeit und Auffassung der Zeugen. Wollen wir an der Wahrhaftigkeit des Tacitus zweifeln, weil er nicht überall für seine Behauptungen Beweise aus Aktenstücken beibringt, so müssen wir

auch und vielleicht in noch höherem Grade die Geschichtschreibung des Sallust und des Livius verdächtigen und unser ganzes Wissen von der römischen Geschichte würde wankend werden, wenn wir die Hauptzeugen verwerfen, weil ihnen die Objektivität der neueren Geschichtschreibung abgeht.

Wenn Herr Stahr behauptet, die schönen Handlungen und Reden des Tiberius seien aus seiner edlen Natur hervorgegangen, Tacitus aber sie für kluge Berechnung hält, so läßt sich das Eine wie das Andere weder beweisen, noch widerlegen, da Niemand in das Innere eines Anderen hineinschauen kann. Für Tacitus spricht jedoch die Umwandlung, die mit Tiberius durch den Einfluß und den Verrath des Sejan vorging. Die Gräuel der Schreckenszeit in den letzten Regierungsjahren des Kaisers suchen zwar Herr Stahr und seine Vorgänger möglichst abzuschwächen, allein wie unkritisch sie hierbei verfahren, haben wir in unserem Bericht über Freytag's Schrift nachgewiesen. Tacitus hat nicht bloß, wie Herr Stahr meint, die Parteischriften der Gegner des Tiberius, besonders die Memoiren der Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, benutzt; ihm waren gewiß auch die Schriften der Anhänger des Kaisers bekannt und vor allen die Selbstbiographie des Tiberius und gerade diese scheint, wie wir aus der einzigen von Sueton (Tib. 61) uns erhaltenen Stelle schließen dürfen, die Auffassung des Tacitus als eine berechtigte zu erweisen. Heuchlerisch wagte Tiberius in derselben zu behaupten, er habe den Sejan nur deshalb bestraft, weil er erfahren, daß er gegen die Kinder des Germanicus, seines Sohnes, wüthe. Und doch hatte der Kaiser den einen Sohn schon tödten lassen, als Sejan nur erst verdächtig war, den anderen nach dem Sturze desselben.

Der Tadel, mit welchem Herr Stahr den Tacitus reichlich überschüttet, hat seinen Grund nicht immer in der abweichenden Auffassung, zuweilen beruht er auf einem Mißverständnisse der Worte des Schriftstellers. So erzählt Tacitus (Ann. 2, 87), daß Tiberius zur Zeit einer Theuerung einen Preis für das Getraide festgesetzt und den Händlern auf den einzelnen Scheffel zwei Sestertien zugelegt habe. „Dennoch — heißt es weiter — nahm er den ihm für diese Maßregel angetragenen Titel „Vater des Vaterlandes" nicht an, ja er schalt Diejenigen bitter aus, welche von seinen „göttlichen Thätigkeiten" und von ihm selbst mit der Bezeichnung „Herr" gesprochen hatten. So ward das Reden beschränkt und mißlich unter einem Fürsten, der die Freiheit fürchtete und die Schmeichelei haßte." — Hierzu macht Herr Stahr die Bemerkung: „Kaum glaublich! Aber Tacitus hat es wirklich geschrieben! Denn er hat eben nie und nirgends ein Herz für das Gute, das Tiberius thut, oder Glauben an die Wahrheit seines Gefühls und weiß selbst hier die edelsten Charakterzüge des Regenten durch eine gehässige Anmerkung zu entstellen." — Herr Stahr hätte doch dem Tacitus so viel gesunden Menschenverstand zutrauen sollen, daß er den Tiberius nicht deshalb tadeln würde, weil er sich nicht schmeicheln lassen wollte. Der lateinische Text lautet: unde angusta et lubrica oratio sub principe qui libertatem metuebat, adulationem oderat, d. h. daher die knappe, aalglatte Sprache unter einem Fürsten, welcher die Freiheit fürchtete und die Schmeichelei haßte. Tacitus erklärt einfach bei Gelegenheit, wo er von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Schmeichelei spricht, die gewiß wahre, damals Allen bekannte Thatsache, daß sich unter einem solchen Fürsten eine Art von officieller Sprache gebildet habe, die sich auf das Nothwendigste beschränkte und, weder zu freimüthig, noch zu devot, mit diplomatischer Gewandtheit die beiden Klippen des Anstoßes vermied.

Daß Tiberius die Freiheit fürchtete, dafür liefert der Prozeß des Historikers Cremutius Cordus den besten Beweis. Herr Stahr hat in einem besonderen Anhange die Rechtfertigung des Tiberius wegen dieses Prozesses versucht. Hier heißt es: „In seinem Geschichtswerke hatte Cremutius Cordus die That des Brutus hochgepriesen und Cassius den letzten Römer genannt. Unzweifelhaft würde er dafür unter Augustus ebensowohl wie unter Tiberius zur Verantwortung gezogen worden sein und zwar mit vollem Rechte (und doch hat Caligula, der Nachfolger des Tiberius, die Schrift wieder freigegeben). Es konnte in einer Monarchie nicht geduldet werden, daß die Mörder des Begründers derselben, die Mörder des glorreichen Stifters der regierenden Dynastie, des zum Gotte erhobenen und vom Volke göttlich verehrten Cäsar, öffentlich als Muster wahren Römerthums, als die letzten echten Römer gefeiert wurden. Cremutius hatte mit der Veröffentlichung jenes seines Urtheils über das Verdienst der Verschwörer und Vatermörder ein politisches und religiöses Verbrechen begangen; und ich möchte den sehen, der da sich getraute, zu behaupten: daß selbst in unseren Tagen eine ähnliche Aeußerung einem Schriftsteller ungestraft hingehen dürfte. Jeder Staatsanwalt in Preußen würde noch heute dem schlesischen Schriftsteller ein böses Spiel bereiten, der etwa in einer Geschichte Schlesiens drucken ließe: der verrätherische Baron Warkotsch, der bekanntlich den König Friedrich den Großen todt oder lebend seinen Feinden, den Oesterreichern, in die Hände zu bringen beabsichtigte, sei der letzte wahre Schlesier gewesen!"

Ein sehr unglücklich gewähltes Beispiel! Schlesien war nie ein selbständiger freier Staat gewesen, wie Rom. Durch die Eroberung Friedrich's des Großen hatte es nur seinen Herrn gewechselt und zwar zur Zufriedenheit des größten Theils seiner Bevölkerung. Dem Attentat des Baron Warkotsch lag also nicht die Befreiung Schlesiens zu Grunde, sondern die Absicht, für einen bedeutenden Verrätherlohn Schlesien wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zu bringen. Niemandem wird es daher einfallen, einen solchen Schurken den letzten Schlesier zu nennen; und sollte es Einem einfallen, so gehört er nicht vor den Staatsanwalt, sondern in's Narrenhaus. Wenn aber ein Römer zur Zeit des Tiberius den Brutus lobte und den Cassius den letzten Römer nannte, so hatte er wohl Grund dazu. Denn daß die herrschende Dynastie zu ihrer Selbsterhaltung sich genöthigt sah, wegen einer solchen Aeußerung einen Schriftsteller zum Tode und seine Schrift zur Vernichtung durch Feuer zu verurtheilen, war ja der beste Beweis, daß mit dem Untergange jener beiden Männer auch die Freiheit untergegangen sei. Uebrigens hat Cremutius gar nicht, wie Herr Stahr annimmt, die That des Brutus, d. h. den Mord Cäsar's gepriesen, sondern Tacitus sagt nur, daß er den Brutus gelobt habe (laudato Bruto), was vor und nach ihm ja selbst Anhänger der Julier gethan, und die Bezeichnung des Cassius als des letzten Römers war nur die Wiederholung des Ausspruches, den nach Plutarch Brutus gethan haben soll, als er den Tod des Cassius erfuhr. Hierin kann also kein politisches, noch viel weniger ein religiöses Verbrechen liegen, da die Vergötterung Cäsar's nicht ein Dogma im christlichen Sinne war, durch dessen Nichtachtung man sich der Ketzerei schuldig machte; höchstens beging Cremutius eine Unbesonnenheit, wenn er die letzten Vertheidiger der Republik in seiner Schrift lobend erwähnte, und Herr Stahr bemerkt sehr richtig, daß Tacitus selbst von jeder trotzigen Opposition gegen die herrschende Macht als nutzlos und schädlich abgerathen habe. Allein dies rechtfertigt den Tiberius noch nicht. Tacitus hat es selbst an sich erfahren, daß es das härteste Uebel der Knechtschaft

sei, selber schweigen und Anderen ihrer Sicherheit wegen das Schweigen empfehlen zu müssen. „Wir haben — sagt er im Agricola (3) — wahrlich ein großes Beispiel von Geduld gegeben, und wie das Alterthum das höchste Ideal der Freiheit, so hat unsere Zeit, in der durch heimliche Aufpasser jeder geistige Verkehr gehemmt war, das der Knechtschaft vor Augen gehabt. Wir hätten mit dem Worte selbst auch die Erinnerung eingebüßt, wenn es ebenso in unserer Macht stände, zu vergessen, als zu schweigen."

Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, dem Tiberius nicht mehr zu begegnen. Es giebt jetzt Besseres zu thun, als die Vertheidigung eines alten Cäsaren.

E. M.

Ungarn.

Joseph Freiherr von Eötvös.*)

III.

Die ungarische Revolution von 1848/49 war besiegt; doch forderte noch das harte Martialgesetz eine Reihe blutiger Opfer, worunter sich auch der ehemalige Prinzipien-Genosse und Freund des Baron Eötvös, Graf L. Batthyány, der erste ungarische Ministerpräsident, befand. Und nach diesen schweren Tagen des Krieges und der Kriegsgerichte kamen die nicht minder schweren Tage der Reaction auf politischem Gebiete. Ungarn wurde als „erobertes" Land, als „Kriegsbeute" behandelt, das seinem Sieger auf Gnade und Ungnade überantwortet sei. Danach fiel auch sein Los. Man löste den Verband mit Siebenbürgen und Kroatien, ja man trennte einzelne Stücke vom eigentlichen Ungarn selbst ab und gestaltete daraus neue „Kronländer." Im Innern des also geschmälerten Landgebietes selbst wurden alle politischen Freiheiten annullirt, die einheimischen Gesetze außer Kraft erklärt, die alte Verwaltung und administrative Eintheilung des Landes aufgehoben und an deren Stelle trat ein streng bureaukratischer Absolutismus, dem noch das Odium anklebte, daß er seine Organe meist außerhalb Ungarns herbeiholte und in kurzsichtiger Weise einen Sprachenzwang zu Gunsten der deutschen Sprache einführte. Diese „Protektion" eines angeblichen „Deutschthums" hat dem Bestande und Wirken des eigentlichen deutschen Wesens in Ungarn unsägliche Wunden geschlagen, die auch bis heute noch nicht vernarbt sind.

Wen darf es Wunder nehmen, daß bei solchem ungesetzlichen, willkürlichen, antinationalen Regierungssystem auch im Einzelnen wohlthätige Verordnungen und Institutionen keinen Dank fanden, da man in der Gabe stets den Geber haßte. Wir meinen hier die Veranstaltungen des absolutistischen Regimes zur materiellen Hebung Ungarns durch den Bau von Straßen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien, durch die größere öffentliche Sicherheit, bessere und raschere Justiz und dann die Maßregeln zur Verbesserung des niederen und höheren Schulwesens.

Ungarn beobachtete während dieser Zeit eine sehr charakteristische Haltung. Von eigentlicher Renitenz hörte man wenig, aber ebensowenig ließen Ungarns nationale Führer sich zur thatsächlichen Durchführung der absolutistischen Maßregeln herbei. Man blieb in der Reserve, doch nicht — unthätig. Die parlamentarische Arena war versperrt, die politische Thätigkeit gelähmt: dafür verlegten sich Ungarns Führer auf die Hebung und Förderung des materiellen und geistigen Wohles der Nation.

Wer auch nur einen flüchtigen Blick in die nationalen Tageblätter jener Zeit wirft, wird finden, daß an die Stelle der politischen Leitartikel überall volkswirthschaftliche, handelspolitische, pädagogische oder allgemeine literarische Erörterungen traten. Jede kleinste Erscheinung der nationalen Literatur wurde beachtet und verzeichnet, jedes Terrain ergriffen, um für nationales Leben thätig zu sein. Es entstanden eine Menge landwirthschaftlicher Vereine, um Gelegenheit zu finden, mit Gleichgesinnten zusammenzutreffen und öffentliche Interessen öffentlich zu besprechen; ja man pflegte in demselben Sinne auch die religiösen Vereine und Brüderschaften. Auch über Politik, Konstitution und Parlamentarismus sprach man öffentlich; doch beileibe nicht direkt, sondern man erörterte die konstitutionellen Fragen an den belgischen und englischen Ereignissen, verurtheilte den Absolutismus in — China und nahm „Rumänien" gegen „türkische" Unterdrückung in Schutz u. s. w. Die ungarische Journalistik erforderte damals ganz besondere Kunstfertigkeit, der nur Wenige gewachsen waren. Es war das eine schwere, leidensvolle Zeit für Ungarn.

Eötvös stand in diesem passiven Kampfe für seines Vaterlandes Freiheit und Recht getreu zu seinen Freunden. Im Jahre 1851 kehrte er in sein trauerndes Vaterland zurück und lebte anfänglich hier sowie in München in großer Zurückgezogenheit nur allein literarischen Studien und seiner Familie. Die „Villa Eötvös" auf dem Schwabenberge bei Ofen wurde in beider Hinsicht Vorbild und Muster, das Gleichgesinnte anzog, um im trauten Gespräche des Vaterlandes und der Nation Heil und Zukunft zu berathen.*)

Die Früchte seiner Studien legte Eötvös in einer Reihe bedeutender staatswissenschaftlicher Schriften nieder. Die Ereignisse von 1848/49 hatten namentlich für die Habsburgische Monarchie die Achillesferse bloßgelegt, das Siegfriedsmal bezeichnet, durch welches seine Feinde den tödtlichen Speer ihr ins Herz stoßen können: es ist die Nationalitäten-Frage. Die blutigen Gräuel jener Jahre hatten ihren hauptsächlichen Grund in dem Mißbrauche des Nationalitäten-Prinzips. Baron Eötvös machte diese Lebensfrage der Monarchie zum Gegenstande eingehenden Nachdenkens, dessen Resultate er in seiner Schrift: „Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oesterreich" (Pest 1850, zweite Auflage mit des Verfassers Namen, ebenda 1851) niederlegte. In derselben weist er mit strenger Logik nach, daß die Verwirklichung dieses Prinzips nach dem Sinne der Nationalitäts-Fanatiker im Staatsleben antisozial, alles Staatsleben auflösend wirken müßte. Eötvös will „Centralisation in der Politik und Decentralisation in der Verwaltung mit Bezug auf jedes einzelne Land der Monarchie." Die ungarische Bewegung vor und im Jahre 1848 hatte diese Frage nicht gelöst, weil hierzu sowohl das gehörige Verständniß als auch die nöthige staats-

---

*) Vgl. Nr. 12 und 14 des „Magazin".

*) Anmerkungsweise berichtigen wir hier einen Irrthum in Wurzbachs „Biographischem Lexikon", Band IV., Seite 57, wo mitgetheilt, Eötvös sei im Jahre 1852 „königlicher Rath und Präses des Pester k. k. Komitatsgerichtes" gewesen, dem sein Amtspersonal als „Zeichen der Verehrung" seine Lithographie überreicht habe. Dieser „Joseph Eötvös" hat mit unserem Baron Joseph Eötvös nichts als den Namen gemein. Ueberhaupt ist Wurzbach über Eötvös sehr mangelhaft; in seinen „Nachträgen" gedenkt er mit keinem Worte desselben, obwohl daselbst über viel minder „denkwürdige" Personen breite Mittheilungen „nachgetragen" werden.

männische Selbstverläugnung fehlte; namentlich schied man nicht sorgfältig die übertriebenen Ansprüche der einzelnen Rassen von den berechtigten Anforderungen der historisch-politischen Nationen. Die Schrift erschien im Jahre 1865 in neuer Bearbeitung, und rief eine Reihe von Entgegnungen der verschiedenen nichtmagyarischen Nationalführer hervor.

Es war diese Broschüre eine Art Vorstudie zu dem staatswissenschaftlichen Hauptwerke des Baron Eötvös. Wir meinen das Werk: „Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat" (2 Bände, Bd. 1, Wien 1851; Bd. 2, Leipzig 1854.*) Das Buch, vom Verfasser dem „Andenken seines Vaters in Liebe, Dankbarkeit und Verehrung" gewidmet, beschäftigt sich im ersten Theile mit der Untersuchung, in welchem Sinne man die Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Nationalität bisher zu verwirklichen gestrebt, welches die Resultate dieses Strebens seien und wohin dieselben wahrscheinlich führen würden, wenn man ihrer Richtung auch fernerhin nachfolge. Das Ergebniß lautet einfach dahin: Durch die consequente Durchführung obiger Prinzipien müßten alle bestehenden europäischen Staaten in ihrem Bestande erschüttert und aufgelöst werden. Im zweiten Theile legt sodann der Verfasser dar: die Unrichtigkeit und Unnatürlichkeit der extremen Auffassung der genannten modernen Prinzipien und bespricht dann den wahren Sinn, in welchem diese Ideen zu erfassen und anzuwenden sind. Es kommen dabei zur Sprache der Zweck des Staates, die Garantieen der individuellen Freiheit, die Centralisation, die Beschränkung der staatlichen Thätigkeit, der Werth und die Veränderlichkeit der Staatsformen.

Das Werk fand von Seite der fachwissenschaftlichen Kritik die anerkennendste Aufnahme; de Laboulaye stellt den Verfasser über J. Stuart Mill und W. von Humboldt, und der Staatsrechtslehrer Bluntschli spricht sich in seiner „Geschichte des Staatsrechtes" über den Verfasser der „Herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts" in folgender Weise aus: „Baron Eötvös vereinigt in seiner Person die Eigenschaften des Gelehrten, Schriftstellers und des praktischen Staatsmannes. In seinem Vaterlande Ungarn steht er . . . als Führer der liberalen Nationalpartei mit an der Spitze seines Volkes und behauptete als Schriftsteller und Denker auch unter den deutschen Staatsweisen einen hervorragenden Rang."

Und in der That ist das Werk ebenso reich an tiefen Gedanken über das Staatswesen, als es einen vollgiltigen Beleg giebt von der umfassenden Belesenheit des Verfassers, der die einschlägige staatswissenschaftliche, historische und philosophische Literatur vollkommen beherrscht und selbständig zu verwerthen weiß. Für die ungarische Literatur bezeichnet das Werk den Eintritt einer neuen Aera. Denn die bisherigen Produkte der staatswissenschaftlichen Literatur Ungarns, die Werke des Grafen St. Széchenyi, des Baron Nik. Wesselényi, der Grafen A. und E. Dessewffy u. A., auch die früheren ähnlichen Schriften von Eötvös selbst, beschäftigten sich nur mit specifisch ungarischen Staatsfragen. Die „Herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts" stellen sich jedoch zuerst auf den Standpunkt der allgemeinen Staatswissenschaft und sicherten dadurch ihren dauernden Werth. Sie sind eine Bereicherung der Weltliteratur. In Ungarn selbst haben sie leider nicht die verdiente Beachtung gefunden; sucht man doch vergebens nach einer Erwähnung des Werkes in dem im Jahre 1864/65 erschienenen „Handbuch der ungarischen Literatur" von Franz Toldy, obwohl derselbe von Seite 304—329 die rechts- und staatswissenschaftliche Literatur Ungarns der „neuesten Zeit" bespricht und dabei auch selbst kleinere Broschüren von Dutzendschriftstellern anzuführen nicht vergißt.

Ein Hauptmittel zur Hebung und Förderung der ungarischen National-Sprache und National-Literatur bildete die ungarische Gelehrten-Akademie seit ihrer Gründung durch den Grafen St. Széchenyi im Jahre 1828. Doch auch die Thätigkeit dieses wissenschaftlichen Instituts war seit mehreren Jahren gelähmt und erst in der Mitte der 50er Jahre durfte sie wieder ihre Wirksamkeit beginnen. Es war ein deutliches Zeichen, daß unter den obwaltenden Umständen bei den Führern der ungarischen Nation, angesichts der bedrohlichen Gegenwart, jeder frühere Zwiespalt schwinden mußte, als man im Jahre 1855 den Grafen Emil Dessewffy zum ersten und dessen einstigen politischen Gegner, Baron Joseph Eötvös zum zweiten Präsidenten der ungarischen Akademie erwählte. Seitdem sammelten sich Ungarns bessere Kräfte wieder um den Herd der nationalen Wissenschaft und die feierlichen Jahressitzungen der Akademie boten Gelegenheit, zeitgemäße Ideen in der National-Sprache öffentlich zu verkünden. Zehn Jahre später, im Jahre 1866, wurde Eötvös nach dem Tode E. Dessewffy's zum ersten Präsidenten der ungarischen Akademie gewählt, und hielt als solcher einen klassischen Nachruf an seine Vorgänger.

Baron Eötvös beschäftigte sich während dieser Zeit auch wieder mit Belletristik. Im Jahre 1857 erschien ein zweibändiger Roman: „Die Schwestern", von dem auch eine deutsche Bearbeitung bekannt ist. Ebenso veröffentlichte er eine kleine, aber sehr werthvolle Sammlung Gedichte im Almanach „Remény" (d. i. „Hoffnung", Jahrg. 1858) und dann noch kleinere „Erzählungen" (1859). In den Gedichten offenbart sich dieselbe Tiefe des Gefühls und der Gedanken, die wir an seinen übrigen Dichtungen in ungebundener Rede kennen gelernt haben. Darüber breitet sich aber zugleich ein sanft elegischer Hauch, der das Gemüth sympathisch berührt und fesselt. Es sind entweder kleine Naturbildchen oder romanzenartige Lieder, in denen irgend eine Idee, eine erhabene Empfindung kunstmäßigen Ausdruck gewinnt. Auch diese poetischen Gaben bilden eine wahre Zierde der ungarischen Literatur.

*) Das Werk wurde deutsch verfaßt und erst dann in's Ungarische übertragen. Bd. 1 übersetzte Eötvös' intimer Freund und Prinzipien-Genosse L. Szalay und wurde dieser Band von Eötvös selbst als seinem Geiste vollkommen entsprechend anerkannt. Bd. 2 sei zwar korrekter ungarisch, äußerte Eötvös selbst, aber nicht der genaue Abdruck des Originals, dem die Germanismen charakteristische Eigenthümlichkeiten seien.

England.

Ossianische Dichtungen.*)

Abermals hat die Ossian-Forschung in Schottland ein neues Werk zu Tage gefördert, das ein wichtiger Beitrag zur Ossian-Literatur ist. Unter den Auspicien des Marquis von Bute ist dieses Werk hergestellt, welches „Gedichte Ossians" in den ältesten Formen darbietet, die sich in Großbritannien und Irland finden, in zwei Sprachen, gälisch und englisch, mit allen möglichen literarischen, historischen und linguistischen Erläuterungen.

*) Poems of Ossian. (In Lexicon-Format.) Edinburgh, William Blackwood and Son.

Im September 1870 hörte der Herausgeber dieses Werkes, der Geistliche Archibald Clerc von Kilmallie, nahe bei Fort William, aus dem Munde eines 86 Jahre alten Mannes, eines Gälen, der nie lesen und schreiben gelernt und keine andere Sprache als die gälische kannte, eine ganze Reihefolge von Gesängen, Liedern und Geschichten, die alle von Fionn oder Finn (Fingal) und den Finniern oder Fenians (von denen die heutigen Fenier ihren Namen hergenommen) handelten. Nach den Mittheilungen dieses Alten und einiger anderen, der ärmsten und ununterrichtetsten gälischen Volksklasse angehörenden Rhapsoden, sammelte Herr Clerc achtunddreißig Bruchstücke der ältesten Geschichte Irlands und Schottlands. Einige dieser Legenden sind wildromantisch und mehr als mythisch. Sie tragen sämmtlich das „Ossianische" Gepräge, doch nicht wie es Macpherson aufgefaßt.

Die meisten dieser Balladen sind Uebertragungen derjenigen sogenannten Ossianischen Gesänge, die bereits vor dem Jahr 1530 in Schottland bekannt waren, in welchem Jahre erst die neueren Versionen entstanden, die uns durch mündliche Ueberlieferungen zugekommen. Die hier mitgetheilte „Lay of the Buffer' war jedoch bisher keinem schottischen Alterthumsforscher bekannt. Der alte 86jährige Rhapsode hat unseren neuesten Forschern manches gälische Wort erklärt, über dessen Bedeutung die Gelehrten bisher nicht einig werden konnten.

Herr Clerc theilt eine vollständige Geschichte der Ossianischen Literatur seit Macpherson mit, welche letztere ebenso reich an echten, wie an gefälschten urkundlichen Publicationen ist. Es geht daraus hervor, daß in Schottland und Irland seit Jahrhunderten eine Menge von „Ossianischem" Material verbreitet war und von Mund zu Mund übertragen worden ist; daß Macpherson mit diesem gälischen Material bekannt war und es gesammelt hat; daß eine Menge vertrauenswerther Personen die Uebereinstimmung vieler Stellen in Macphersons Uebersetzungen mit den gälischen Originalen bezeugen, daß in diesen Uebersetzungen aber auch Stellen sich finden, welche von den gälischen Reliquien völlig abweichen und daß die im Jahre 1807 publicirten gälischen Originale der im Jahre 1760 erschienenen englischen Versionen Macphersons wahrscheinlich von diesem selbst „ergänzt" worden, und daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß ein Barde, der wie Ossian zur Zeit der alten Römer gelebt haben soll, jene gälischen Gesänge gedichtet, die in einer Mundart verfaßt sind, welche höchstens 400 Jahre alt ist.

Englisch-deutsches Supplement-Lexikon.*)

Die strebsame Verlagshandlung, die uns das vortreffliche, rüstig vorwärts schreitende encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Dr. Sachs liefert und ein ähnliches für die englische und deutsche Sprache von Dr. Muret vorbereitet, hat wohl als Vorläufer des letztgenannten Werkes das oben namhaft gemachte Buch von Dr. Hoppe veröffentlicht, das wir allen Freunden des Englischen angelegentlich und dringend empfehlen.

Der stattliche Band enthält zunächst eine ungemein große Anzahl von englischen Wörtern und Wortverbindungen, die sich in dem englisch-deutschen Wörterbuch von N. I. Lucas (als dem vollständigsten der bisher vorhandenen) entweder gar nicht oder mit einer ungenügenden, irreleitenden oder auch gradezu falschen Erklärung finden. Ganz besonders rühmend müssen wir hier die Zuverlässigkeit der Ergänzungen hervorheben, indem in jedem Artikel eine für die große Belesenheit des Verf. auf diesem Gebiet, wie für seinen Fleiß und seine Sorgfalt glänzendes Zeugniß ablegende Anzahl genauer Belege für die gerade nachzuweisende Bedeutung und Anwendung beigebracht sind. Es kann und wird nicht fehlen, daß dieser hauptsächlichste Theil der Arbeit in spätere Wörterbücher, zunächst in das des Dr. Muret übergehen wird; aber einen dauernden Werth wird auch dann noch das Hoppe'sche Buch für sich in Anspruch nehmen können, da mit Rücksicht auf den Umfang eines vollständigen englisch-deutschen Wörterbuchs der Verf. eines solchen in den Belegen die größte Sparsamkeit wird walten lassen müssen, an welche der Verf. eines bloßen Ergänzungs-Wörterbuchs mit vollem Fug sich nicht zu binden braucht. Einen ähnlichen Vortheil genießt die H'sche Arbeit durch die nur für einen Ergänzungsband mögliche (verhältnißmäßige) Ausführlichkeit, womit hier Sachliches besprochen ist, dessen Kenntniß man freilich zum Verständniß englischer Schriften in Bezug theils auf einzelne Wörter, theils auf häufige Anspielungen, theils auf den Inhalt ganzer Stellen nicht entbehren kann. In Hinsicht dieser Artikel kann man das H'sche Werk als ein gutes Sachwörterbuch bezeichnen, das in gedrängter Darstellung über die hauptsächlichsten Verhältnisse englischen Lebens, englischer Zustände und Sitten Aufschluß giebt. Eine sehr erwünschte Zugabe zu diesen Artikeln ist das „Sachregister" am Schluß, durch welches der Nachschlagende über das durch die alphabetische Anordnungsweise nothwendig Auseinandergerissene und Zerstreute leicht einen zusammenfassenden Ueberblick gewinnen kann.

In einen Anhang verwiesen hat der Verf. „Wörter und Phrasen, über deren Bedeutung oder regelmäßiges Vorkommen es ihm nicht gelungen ist, Bestimmtes zu ermitteln." Hier ist es uns aufgefallen, mindestens Einzelnem aus W. Scott zu begegnen, worüber R. Motherby in seinem Pocket Dictionary of the Scotish Idiom (Königsb. 1826 u. Supplement 1828) Auskunft giebt, ferner manchen Fremdwörtern, über deren Bedeutung wenigstens kein Zweifel obwalten kann. Als solche nennen wir z. B. die französische Pékin (auch im Deutschen z. B. Treitschke Heft II. 1, 212 ꝛc.); piaf (franz. piaffer, zunächst von hoch trabenden Pferden ꝛc.) und von orientalischen Ausdrücken, z. B. die sehr bekannten Lignam (= gr. Phallos, s. Lingam in meinem Wörterb.); Meidan (arab. = Rennbahn; dann auch = Marktplatz, z. B. At-Meidan, Pferde-, Et-Meidan, Fleisch-Markt ꝛc.); Tarbusch (z. B. Ihre Köpfe mit einem Tarbusch (türk. Fez) bekleidet, Ausland 38, 10, 926) die einfache rothe Mütze mit Troddel, den Tarbusch; Furrer, Pelusium, 379; Magaz. d. Ausl. Bd. 36, S. 472; Willkomm Gau 200 u. a.; vgl.: Tarbasch, D. Museum 17, 1, 665 ꝛc.), hierfür wie für manches Andre, s. das Verzeichniß in Hammer's Gesch. der Osmanen, Bd. 10, p. 337 ꝛc.

Aber auch diese Sorgfalt, womit der Verf. alles ihm irgend fraglich und unsicher Erscheinende aus dem eigentlichen Supplement ausgeschlossen, legt rühmliches Zeugniß ab von der Zuverlässigkeit des in diesem Enthaltenen.

Wie durch den mit großem Fleiß zusammengetragenen und sorgfältig verarbeiteten Inhalt, empfiehlt sich das Werk auch durch gute Ausstattung und korrekten Druck.

Strelitz. Dan. Sanders.

---

*) Von Dr. A. Hoppe. Berlin, Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung. (460 u. XII. S.) Preis 3 Thlr.

Rußland.

Frankreich oder Deutschland?

Von A. Stronin.*)

Der Krieg und unsere Presse.

Neben seiner welthistorischen Bedeutung ist der gegenwärtige Krieg für uns noch von ganz besonderem Interesse, und zwar weniger in politischer, als in sozialer Hinsicht. Die durch denselben bei uns angeregten Fragen, unsere Antworten darauf, das Verhalten der verschiedenen Organe unserer Presse dem Kriege gegenüber, die Mißverständnisse und Verwickelungen, die aus den gegenseitigen Beziehungen dieser Organe entstanden, das Aufklären dieser Mißverständnisse, das Alles erregt, auch abgesehen vom Kriege, unser Interesse, so daß die Verhältnisse an und für sich Beachtung verdienen.

Schon zu Anfang des Krieges theilten sich die Zeitungen und natürlich auch die Leser in ihren Meinungen wie folgt: Die „Moskauer Zeitung", die „Börsenzeitung", „Golos", „Sin Otetschestwa", „Nowoe Wremja", „Sowremennija Jswestija" u. a. sprachen sich für Frankreich aus, und zwar so entschieden, daß sie sogar den Wunsch der bewaffneten Hülfeleistung und des Bündnisses mit Frankreich äußerten. Dagegen stellten sich die russische „St. Petersburger Zeitung", „Nedelja", „Westnik Ewropi", „Otetschestwennija Sapiski", „Djelo" u. a. auf die entgegengesetzte Seite, wenn auch nicht so entschieden; vielmehr bewiesen sie sich in solchem Grade wankelmüthig und unentschieden, daß sie geradezu die Frage aufstellten: Was würde dem Fortschritte entsprechender sein, der Sieg Preußens oder der Frankreichs? Dabei blieb diese Frage entweder ohne jede kategorische Entscheidung, oder die Entscheidung neigte sich theils auf die eine, theils auf die andere Seite.

Auf diese Art nahmen alle conservativen Organe sofort und einmüthig eine bestimmte Haltung, welche sie auch bis jetzt mit einigen kleinen Abänderungen beibehalten haben; dagegen nahmen die liberalen Organe entweder eine abwartende oder gänzlich unbetheiligte, aber jedenfalls eine neutrale Haltung an, weder zu Gunsten Preußens, noch zu Gunsten Frankreichs, eine Haltung, der sie bis jetzt in ihren Hauptumrissen treu geblieben sind. Diese Unentschiedenheit geht so weit, daß z. B. „Westnik Ewropi", in einem und demselben Hefte, einen Aufsatz für und einen anderen gegen Preußen gebracht hat; in der russischen „St. Petersburger Zeitung" steht ein Mitarbeiter auf Seiten Preußens, ein anderer auf Seiten Frankreichs, während die Meinungen in den ersten Aufsätzen bald herüber, bald hinüber schwanken; „Otetschestwennija Sapiski" schreiben weder zu Gunsten der einen noch der anderen Partei; „Djelo" läßt sich einmal gegen Preußen, ein anderes mal gegen Frankreich aus. Ueberall erscheinen die verschiedensten und eigenartigsten Combinationen und Schattirungen, jedoch erwies sich die Entscheidung überall als unvollständig.

*) Франція или Германія? heißt eine in St. Petersburg in der Druckerei der Kaiserlichen Akademie in russischer Sprache erschienene Schrift von A. Stronin, welche die Frage erörtert, ob nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges Frankreich oder Deutschland der wünschenswerthere Verbündete für Rußland sei? Wir theilen nachfolgend die interessanteren Kapitel dieser namentlich gegen die verschrobenen Ansichten der „Moskauer Zeitung" und der Katkov'schen Partei gerichteten Broschüre mit. D. R.

Gallomanie.

Nachdem wir zuerst die Bekanntschaft Europa's gemacht, wurde Frankreich nicht allein unser Vorbild, sondern es war damals auch das des ganzen Continents; so war es nun ganz natürlich, daß der erste Eindruck, den wir von den europäischen Verhältnissen empfingen, zu Gunsten Frankreichs ausschlug. Von jener Zeit ab mußten uns Frankreichs glänzende Literatur, Wissenschaft und Philosophie des 18. Jahrhunderts, noch mehr aber seine Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, endgiltig der Verehrung und Hingebung Frankreichs zuführen. Diese Verehrung wurde theils, zeitweise während des ganzen jetzigen Jahrhunderts, fortgesetzt. Welcher Erklärung bedarf es nun noch, um zu zeigen, was Frankreich ist und daß Alles, was mit dem Fortschritt sympathisirt, nicht aufhörte, ihm die Arme entgegen zu strecken, während Alles, was Antipathie dagegen besitzt, sich immer wieder von ihm abwandte. Andrerseits ist unser Volk in gewisser Hinsicht weniger selbständig und mehr nachzuahmen geneigt, als die anderen Völker; wir gaben uns mehr denn jede andere Nation dieser Verehrung hin. Und in der That behaupten sich noch gegenwärtig die französische Sprache, französische Literatur, die französische Erziehung und Sitte, das französische Gewerbe und selbst die französische Mode bei uns mit viel größerer Zähigkeit, als in irgend welchem anderen Lande. Selbst das französische Temperament sagt uns, der jungen Generation, mehr zu, als jedes andere. So bildete sich mit der Zeit in unserem liberalen Codex so etwas von französischem Kultus, als: Frankreich und die Civilisation; Frankreich und der Fortschritt; Frankreich und die Freiheit; diese Sätze sind in unseren Augen Synonyme. In solcher Verfassung fand der gegenwärtige Krieg unsere öffentliche Meinung. Man sollte glauben, daß die liberale Presse sich im Anfang des Krieges, wie gewöhnlich, für Frankreich, die conservative dagegen gegen Frankreich erklären mußte; indessen geschah es gerade umgekehrt; während sich die erste unentschlossen und wankelmüthig zeigte, führte die andere ganz unerwartet eine tour de force aus und stellte sich entschieden auf die Seite Frankreichs. In der ersten Zeit konnte man diese Handlungsweise noch begreiflich finden: der liberalen Presse mochte die ihrem Sinne und ihren Grundsätzen widerstrebende Napoleoniden-Herrschaft nicht entsprechen; die retrograde Presse dagegen konnte ihre Sympathieen eben dieser Herrschaft wegen auf Frankreich übertragen, so daß die beiden Pressen ihren Grundsätzen auf kurze Zeit untreu werden konnten. Als jedoch Napoleon und mit ihm seine Herrschaft fiel und die Republik erklärt wurde, hätte man meinen sollen, daß beide Parteien ihre Stellungen wechseln mußten. Die Liberalen mußten sich ohne jedes Schwanken wieder Frankreich zukehren, die Conservativen sich gegen Frankreich wenden. Einige Zeitungen machten auch diese Wendung; doch blieb es im Allgemeinen beim Alten: die liberalen Organe schwankten noch immer in ihrer Entscheidung, die conservativen dagegen, selbst die „Moskauer Zeitung" nicht ausgenommen, verharrten und verharren, trotz der Republik, noch jetzt in ihrer Stellung für Frankreich. Was ist der Grund und die Bedeutung von alledem? Wodurch läßt sich diese Unfolgerichtigkeit erklären?

Der Thron Europa's.

Im System der europäischen Mächte bestehen eine Demokratie, eine Bourgeoisie und eine Aristokratie. Die Demokratie ist durch die kleineren Staaten vertreten, welche kein Stimmrecht im dann und wann zusammentretenden europäischen Kongresse besitzen und vom Rechte der Vertretung in demselben ausgeschlossen sind. Die Bourgeoisie bilden die mittleren Staaten, welche

nur von Zeit zu Zeit zum Kongresse zugelassen werden. Die Aristokratie endlich bildet die Pentarchie der Großmächte, der beständigen Mitglieder des Kongresses. Den Vorstand dieser Pentarchie bildete bis jetzt. mit Ausnahme einiger kleinen Unterbrechungen, schon von der Zeit Ludwigs XIV. an, Frankreich. Aus diesen anhaltenden, und zur Gewohnheit gewordenen Stellungen und Verhältnissen gingen in Frankreich, so wie außerhalb, die daraus entstehenden Neigungen und Folgen theils hervor, theils wurden sie dadurch erhalten: einerseits also der immer wachsende Hochmuth und die übermüthige Laune, überhaupt alle Folgen der Macht, andererseits die fortwährende Ungewißheit, Unruhe und Zurückhaltung, überhaupt alle Folgen der Unterordnung. Wie schneidend auch in Frankreich vor dem Kriege seine Stellung Rußland gegenüber und die Geringschätzung dieser Macht von der Regierung und vom Volke, von der Tribüne und in den Straßen dargestellt wurde, stellt dies doch das Verhältniß in ein ziemlich richtiges Licht. Und in der That haben dieses Verhältniß alle anderen Mächte hintereinander empfunden, von denen wir die ersten waren. Nachdem Frankreich mit uns abgerechnet hatte, warf sich Napoleon mit seiner Politik auf Oesterreich; nach der Abrechnung mit Oesterreich wurde das von „früheren Erfolgen verblendete Preußen“ auserseh[e]n. Nach Bewältigung Preußens hätte Napoleon auch England heimgesucht, wenn er nicht auf halbem Wege vernichtet worden wäre. Man sollte glauben, daß bei solchen nicht auszurottenden Anmaßungen, jeder Schlag, der denselben eine Gränze zieht, bei den Nachbarn Beifall hervorrufen müßte, um wie viel mehr aber bei denjenigen, die zuerst davon zu leiden hatten? Man sollte meinen, es sei besser, falls ein Vorstand in der Pentarchie durchaus nothwendig ist, daß derselbe aus einer Hand in die andere überginge, ohne in der einen oder anderen allzulange zu verbleiben.

Die nationale Politik.

Die Beziehungen keiner anderen Nation zu Frankreich waren so ideallisch, wie die unserigen. Wir trugen ihm stets alle unsere Liebe, unsere Achtung, unseren Kultus entgegen, — empfingen dagegen nichts als Feindschaft und Verachtung. Frankreich hat uns unsere alte Vorliebe mit Sebastopol vergolten, und kaum war der Krimkrieg zu Ende, so spendeten wir ihm schon wieder Beifall für Solferino, unterstützten es bei seiner Aneignung von Savoyen und Nizza. Frankreich dagegen hetzte schon nach einem oder zwei Jahren wieder, bei Gelegenheit des Polen-Aufstandes, ganz Europa auf uns. Auch dies ging vorüber, und wir liehen ihm von Neuem unsere Mitwirkung in der Luxemburgischen Frage, streckten ihm von Neuem unsere Hand freundschaftlich in Paris entgegen, — Frankreich dagegen antwortete uns mit Kandia und mit dem österreichischen Rendezvous in Salzburg. Eine größere Sanftmuth von der einen und eine größere Nichtachtung von der anderen Seite ist noch nie dagewesen und gar nicht denkbar; selbst Thiers wunderte sich darüber. Das ist noch nicht genug; wir haben keinen natürlicheren Feind, als die Türkei; Frankreich war schon von der Zeit Franz I. an, der beständige Freund derselben; wir hatten keinen beständigeren Freund, als Deutschland — Frankreich ist und war der ärgste Feind desselben. Seit dem ersten Auftauchen des Slaventhums in Europa, war Frankreich stets gegen alle Diejenigen, die uns befreundet waren, und überall mit unseren Gegnern: d. h. es war der Feind unseres ganzen Stammes ohne Unterschied und wurde seinem Grundsatze nur dann untreu, wenn es galt, diesen Stamm zu entzweien. Mit Einem Wort, Frankreich, das dynastische wie das republikanische, das Letztere aber noch mehr als das Erstere, war stets bereit, uns dafür, daß wir sein Bestehen geschützt hatten, mit unserer eigenen Zerstückelung zu vergelten. Diese Beständigkeit in der feindlich gesinnten Politik, diese systematische Handlungsweise in jeder Beziehung, dieses seinem Grundsatze treu bleiben, bilden ein so merkwürdiges Factum, daß man sich geneigt fühlt, dasselbe auf einem mehr rationellen Wege zu erklären, als durch eine einfache empirische Beurtheilung.

Diese Erklärung finden wir in der Natur, in den Elementen der beiden Rassen. In Europa findet man keine entgegengesetzteren Stämme als den romanischen und den slavischen. Der germanische Stamm bildet noch gewissermaßen den Uebergang vom einen zum andern; der Romanismus und das Slaventhum dagegen — sind entschieden die Pole des Christenthums. Das germanische Element vermischte sich noch theilweise mit dem romanischen durch die Franken, die Westgothen und die Longobarden; theilweise auch mit dem Slaventhum, und zwar in Pommern, in Altpreußen, in Schlesien, in Posen; so daß das germanische Blut theilweise auch in den Adern der Romanen ebenso wie in dem der Slaven fließt. Slavischen Blutes jedoch in den Adern der Romanen, sowie romanischen Blutes in denen der Slaven findet man nicht Einen Tropfen.*) Hier ist eine begründete Ursache des Antagonismus. Jedoch ist es nicht die einzige. In geographischer Hinsicht bilden wir dieselben Pole wie in ethnologischer Hinsicht: Deutschland ist wieder der Cement, die Mitte, Frankreich und Rußland bilden wiederum die Endpunkte, das eine im westlichen, das andere im östlichen Europa. In der Religion finden wir dasselbe: der Protestantismus bildet wiederum eine Uebergangsstufe (?). Das Gleiche findet sich in der Sprache, in den Sitten und Gebräuchen der Völker. Wie sollte man auch, bei solchen eingewurzelten Widersprüchen, Eintracht finden? Das Streben nach Eintracht konnte nur Folge einer unbegreiflichen Großmuth oder des Mangels an National-Bewußtsein sein; wo also dieses Bewußtsein fehlte, wie bei uns, da wurde auch nach der Eintracht gestrebt, wo es jedoch daran nicht mangelte, wie bei Frankreich, konnte nichts vorherrschen, als Antagonismus.

So mußte man erwarten, daß die ganze, nicht ganz ohne Grund als die volksthümliche angesehene und sich auch selbst als solche betrachtende Presse, von Beginn des Krieges, mehr als jede andere eine nationale Politik ergreifen müsse, eine mit der Würde der Nation übereinstimmende Politik und nicht eine demjenigen dienstbare, der schon so oft diese Dienste verachtete ... Mit Hülfe Englands besiegte Napoleon uns, mit der Italiens besiegte er Oesterreich; nun aber strebte unsere volksthümliche Presse, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, mit uns Preußen zu schlagen. Das ist noch nicht genug; als Napoleon fiel, hörte diese Presse nicht auf, auch Jules Favre denselben günstigen Erfolg zu wünschen, den sie Napoleon gewünscht hatte.

Holland.

Mittelniederländische Minnelieder.**)

Der jüngsterschienene Doppelband von Prof. Moltzer's „Mittelniederländische Bibliothek“ enthält eine interessante Samm-

*) Man müßte es denn bei Rumänen und Neugriechen suchen. D. R.

**) Van Vrouwen ende van Minne. Middelnederlandsche gedichten, uitgeg. door Dr. E. Verwijs. Groningen, 1871.

lung von Minneliedern des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Handschrift, welcher diese Lieder entnommen sind, befindet sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek im Haag und dürfte ehemals Eigenthum der Abtei Egmond gewesen sein, von wo sie nebst anderen Urkunden und Rechnungen 1574 an die Rechenkammer zu Delft, später an das Reichsarchiv im Haag, und erst 1862 an die königliche Bibliothek überging. Manche von den nunmehr veröffentlichten Liebesliedern sind wohl schon aus anderen Handschriften bekannt, oder dem Sinne nach mit älteren, theils einheimischen, theils fremdländischen Literatur-Denkmalen verwandt; die meisten jedoch erscheinen noch unedirt. Was den Inhalt der verschiedenen Stücke betrifft, so sind dieselben eigentlich keine Liebeslieder im wahren Sinne des Wortes, sondern vielmehr Gedichte, welche von der Liebe handeln, daher auch der Titel: „Van Vrouwen ende van Minne." Es sind nicht subjective Gefühlsergießungen von Geliebten zu Geliebten, oder umgekehrt, wie dies den Gegenstand unserer deutschen Minnelieder bildet, sondern objective Betrachtungen über die Liebe, wohl auch begeisterte Lobpreisungen des Weibes und seiner Tugenden. Der bürgerlich-didaktische Sinn, welcher die niederländische Literatur vom 13. Jahrhundert an beherrschte, kommt eben auch in diesen Gedichten zur vollen Geltung.

Der dichterische Werth der einzelnen Lieder ist ein sehr ungleicher, einige darunter verdienen aber besondere Beachtung, namentlich das siebente und das eilfte. Das siebente Gedicht zeichnet sich besonders durch seine merkwürdige Form aus: es besteht nämlich aus 16zeiligen Strophen mit nur zwei Reimen; und zwar haben zwölf Verse hintereinander denselben Reim; das eilfte Stück ist wegen des jüngst entstandenen Streites über dessen Verfasser, Jacob van Oostvoorne von Wichtigkeit. Nr. 2 scheint eine — gelungene — Nachahmung einer Boccacio'schen Erzählung zu sein. Nr. 1 liest sich, seiner fließenden Versifizirung halber, recht angenehm. Außerdem ist die Spruch- und Räthsel-Sammlung (Nr. 3) zu beachten, von denen die meisten bisher unbekannt waren.

Was endlich die Edition selbst betrifft, so wurde sie von dem tüchtigen Leidener Philologen, Dr. Eelco Verwijs mit größter Sorgfalt besorgt, und von Seiten dieses Herausgebers Alles aufgeboten, um einen sauberen lesbaren Text herzustellen. Leider hatte er mit den Mühseligkeiten einer äußerst nachlässigen Handschrift, d. h. mit einem sehr verdorbenen Texte zu kämpfen und konnte er sein Ziel nur theilweise erreichen. Immerhin muß es aber als ein Triumph der fortschreitenden philologischen Wissenschaft betrachtet werden, selbst in dieser Form eine Handschrift herausgeben zu sehen, welche noch vor fünfzig Jahren unser Hoffmann von Fallersleben für „völlig unentzifferbar" erklärte.

F. v. Hd.

Kleine literarische Revue.

— **Die Kriegsbesprechungen des Berliner Times-Korrespondenten.** Unter dem Titel „International Relations Before and During the War of 1870"*) ist in London, in Buchform, eine Sammlung der Berichte des Berliner Korrespondenten der Times aus der Zeit der Vorbereitung und während des Krieges von 1870 erschienen. Gewiß spricht es für den großen Werth dieser Sammlung, wenn sich Briefe über politische Eventualitäten, über Gestaltungen der Tagesereignisse und über Combinationen der internationalen Verhandlung einer vorübergegangenen Zeit auch jetzt noch mit Interesse lesen und wie ein historischer Leitfaden, der nicht trügt, verfolgen lassen. Unterrichteter, als jeder andere Korrespondent des englischen Weltblattes, verbindet sein Berliner Berichterstatter, der allerdings ein Deutscher von Geburt und Bildung ist, mit einem humanen nobeln Charakter eine von keinem Vorurtheil gegen fremde Nationalitäten befangene Gesinnung. Er ist ebenso im Orient, wie im Occident zuhause; er kennt nicht bloß die germanischen und die romanischen, sondern auch die slavischen Sprachen alle; er weiß Personen und Zustände in St. Petersburg und Constantinopel ebenso richtig zu beurtheilen, wie die in Berlin, Wien, London und Paris. Früher bereits hat die Sammlung der Times-Berichte des Herrn Dr. Carl Abel über religiöse und kirchliche Zustände in Deutschland eine beachtete Stellung in der englischen Literatur der Gegenwart sich zu erringen gewußt. Die Engländer mußten zugeben, daß hier ein Buch ohne alles Geldmacherei-Bestreben, ohne alle Effekthascherei und vornehmlich ohne alle Hypokrisie vorliege — eine Erscheinung, die sehr selten unter den Literaten auf beiden Seiten des Kanals vorkömmt. Dem neuen Buche des Berliner Korrespondenten wird man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er allen seinen englischen Kollegen im Hoflager von Versailles, sowie in den übrigen deutschen und französischen Hauptquartieren des J. 1870 an feiner und ruhiger Beobachtungsgabe, an zurückhaltendem, niemals aufdringlichem und doch überall sich einzuführen wissendem Wesen und endlich auch an diplomatischer Klugheit und Berechnung weit überlegen sei.

Der erste Band des Werkes beginnt mit den Friedenspräliminarien von Nikolsburg und mit einem Schreiben aus Berlin vom 4. August 1866, worin Preußens Entschluß angekündigt wird, die künftige innere Gestaltung Deutschlands nicht zum Gegenstand eines europäischen Kongresses machen zu wollen, und der zweite Band schließt mit einem Schreiben vom 24. Januar 1871, worin die Proklamirung des neuen Deutschen Reiches im Palaste Ludwigs XIV. zu Versailles den Schlußstein bildet und woran sich dann die deutschfranzösischen Friedenspräliminarien reihen. Dem Ganzen voran geht ein Ueberblick der Geschichte des Deutschen Reiches, von seinen mittelalterlichen Kämpfen mit dem Papstthum bis zu seiner Erniedrigung und Zersplitterung in Folge des dreißigjährigen Krieges und bis zu seiner allmählichen Wiedergeburt durch den protestantischen Geist und die drei großen Herrscher des brandenburgisch-preußischen Regentenhauses. In einem Anhange befinden sich die diplomatischen Korrespondenzen über die Unterredungen des Grafen Bismarck mit Favre und Thiers, über Rußlands Reclamationen gegen den Pontus-Vertrag von 1856 und über die britische Neutralität während des Krieges, sowie schließlich die in St. Cloud gefundenen Depeschen.

Das ganze Werk ist ein rühmliches Zeugniß für die Redaction des Londoner Weltblattes, die einen solchen Korrespondenten voll Gewissenhaftigkeit und internationalem Takt zu gewinnen wußte.

J. L.

*) 2 vls. London, Tinsley Brothers, 1871.

— **Prolegomena der zweiten deutschen Nordpolarfahrt.** Als Vorläufer der nächstens zu erwartenden, größeren wissenschaftlichen Publicationen über die zweite deutsche Nordpol-Expedition in den Jahren 1869—1870, hat der mit Herausgabe dieser Arbeiten beschäftigte „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt zu Bremen" eine höchst interessante kleine Sammlung

von Vorträgen und Mittheilungen erscheinen lassen*) die wir allen deutschen Lesezirkeln und Freunden der Erdkunde auf das Dringendste empfehlen. Es sind diese Vorträge zum Theil in der geographischen Gesellschaft in Berlin, wo sie die größte Theilnahme erregten, gehalten worden, namentlich von Herrn Cap. C. Koldewey über die Fahrt der „Germania", von Herrn Cap. Hildebrandt über die Fahrt der „Hansa", von Herrn Dr. Copeland über eine Gletscher-Besteigung auf der ostgrönländischen Küste und von Herrn Dr. v. Freeden über die physikalische Beschaffenheit des Seebodens zwischen 73 und 75 Gr. N. Br. Hierzu kamen noch Mittheilungen des Herrn Dr. Börgen über die Forschungen der Expedition auf den Gebieten der physikalischen Geographie und der Astronomie, des Herrn Dr. Pansch über Klima, Pflanzen- und Thierleben, sowie über die Bewohner von Ostgrönland, und endlich von Herrn Julius Payer über die Gletscher Ostgrönlands und die sogenannte Schneegränze. Eine von den Führern und von Mitgliedern der Expedition gezeichnete Uebersichtskarte der Ostküste von Grönland macht diese seemännischen Prolegomena um so werthvoller.

— **Bausteine für Straßburg.** Frau Agnes-Kayser-Langerhanß, uns bereits als sinnige Dichterin des „friedlichen Thales von 1813" und anderer deutscher Poesieen bekannt, hat unter dem Titel „Bausteine" sieben vaterländische Gedichte drucken lassen, deren Reinertrag für die deutschen Wohlthätigkeits-Vereine in Straßburg bestimmt ist.**) Wie anmuthend diese Gedichte sind, geht schon aus dem Umstand hervor, daß in sehr kurzer Zeit fünf Auflagen derselben erschienen. Die Dichterin weiß mit der Zartheit des weiblichen Gemüthes sehr oft auch die Pointe des männlichen Verstandes zu verbinden. So finden wir in dem schönen Gedichte „Straßburg" folgende Verse:

> . . . Viel tapfre Krieger wurden
> Nach Frankreich drauf entsandt.
> Was „Frankreich?" Sie betraten
> Nur „altes deutsches Land".
>
> . . . Die ernsten Krieger zogen
> Durch's Thor mit festem Schritt,
> Doch leise ging zur Seite
> Ein fest Erbarmen mit.
>
> Und wenn sie ohne Stürmen
> Die Festung nahmen ein:
> „So laßt uns nun die Stürmer
> Der Herzen Straßburgs sein!"

In Straßburg selbst sind beim Buchhändler Moritz Schauenburg elf Gedichte eines Elsässers, des Herrn Karl Hackenschmidt, erschienen, die wir als echte Bausteine der neu auferstehenden deutschen Stadt bezeichnen dürfen. Darin ruft der Dichter seinem Elsaß zu:

> . . . Und du mein Land, mein Heimatland,
> Was senkst du trüb den Blick?
> Was ballst du deine zorn'ge Hand,
> Was fluchst du deinem Glück?
>
> Nach Osten schau, in Frühroth-Pracht
> Geht deine Zukunft auf,
> Ersteht dein Blut zu neuer Macht,
> Zu neuem Heldenlauf.

*) Die zweite deutsche Nordpolarfahrt. (64 S. gr. 8 mit einer Uebersichtskarte der Entdeckungen.) Berlin, Dietrich Reimer, 1871.

**) Bausteine für Straßburg. Lieder von 1870. Dresden, Schul-Buchhandlung.

— **Eine illustrirte Kriegsgeschichte.** Franz Maurer's gewandte Feder hat jedenfalls den Beruf, die großen Ereignisse dieser Zeit in einer gemeinverständlichen Darstellung dauernd, also den Zeitgenossen und ihren Nachkommen zugleich, zu überliefern. Ein solches Werk, wie das „Deutsche Heldenbuch",*) eine illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 – 1871, von Franz Maurer, muß eben einen bleibenden Werth haben, als ein Andenken an die große Zeit, denn es bietet ja, in der glänzendsten und gediegensten Ausstattung, neben der schwungvollen und begeisterten Darstellung, die lebensvollen Bilder aller großen betheiligten Männer, die bildlichen Darstellungen aller bemerkenswerthen Vorgänge und Gegenstände des Krieges, nach den Zeichnungen hervorragender deutscher Künstler vornehmlich des genialen Stuttgarters Specht. Dies Alles wird für den außerordentlich billigen Preis von 7½ Sgr. für die Lieferung geboten, und die erste derselben enthält noch dazu eine vorzügliche Karte von Frankreich. Wir behalten uns vor, auf dieses Werk unseres Herrn Mitarbeiters gelegentlich zurückzukommen.

Literarischer Sprechsaal.

In den elsässischen Zeitungen wird jetzt die Frage viel erörtert, ob in den Volksschulen des Landes der französische Sprachunterricht, wie bisher, obligatorisch bleiben soll. Die deutsche Regierung des Elsaß, die am 18. April d. J. eine Verordnung über die Schulpflichtigkeit der Kinder vom vollendeten sechsten Lebensjahr ab erlassen hat, scheint den Sprachunterricht als eine offene Frage zu betrachten, deren Erledigung sie den Gemeinde- und Schulvorstehern überläßt. Nun aber sind diese Vorsteher sämmtlich Leute, die mit dem Gedanken, daß die französische Sprache dem Menschen einen feineren Schliff gebe, als die deutsche, aufgewachsen sind und die es als einen großen Vorzug betrachten, wenn ihre im Hause deutsch redenden Kinder in der Schule so früh als möglich französisch lernen. Diese Leute vergessen aber, daß, wenn die Kinder von ihrem ersten Schuljahre ab in einer fremden Sprache sich quälen müssen, sie in der Regel nichts Anderes und namentlich nicht richtig denken lernen. Die Kinder der Landleute im Elsaß, die nicht nach Erledigung der Volksschule auch ein Collége oder ein anderes Lehrinstitut besucht haben, können daher weder in deutscher noch in französischer Sprache schriftlich sich ausdrücken; ja sie können oft kaum Geschriebenes oder Gedrucktes lesen! Es geht im Elsaß der deutschen Sprache so, wie in Belgien der vlamischen: wenn die moderne Blasirtheit der Einwohner gegen ihre Muttersprache noch einige Jahrzehnde so fortgedauert hätte wie bisher, würde das kräftige germanische Idiom mit der alten gesunden germanischen Denkweise bald ganz verschwunden sein.

Herr Dr. S. H. Sonneschein in St. Louis richtet in seiner dort publicirten deutschen Zeitschrift: „Die Wahrheit"**) ein (auch in besonderem Abdruck erschienenes) „offenes Sendschreiben" an Dr. Gustav Freytag mit Bezug auf einen von Letzterem in der Wochenschrift „Im neuen Reich" verfaßten Artikel über die Plünderungen, die leider in der Umgebung von

*) Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

**) Vgl. Nr. 10. des „Magazin."

Paris von Seiten deutscher Truppen vorgekommen und wobei, wie Herr Freytag sagt, von „Juden und Unterhändlern, welche zahlreich vor Versailles umherstreiften" 2c., Unterstützung geleistet wurde. Der Deutschamerikaner schreibt an den deutschen Schriftsteller unter Anderem Nachstehendes: „Mit demselben Athem, der von lauter Ehr- und Pflichtgefühl erglüht, mit demselben Satze, der einer scheinbar berechtigten Unthat so scharf zu Leibe geht, mit derselben Aufwallung edelmüthiger Civilisation, die Ihr vernichtendes Urtheil über eine mittelalterliche Kriegsgewohnheit ausspricht — hätten Sie am allerwenigsten die Schatten jenes finstern Vorurtheils heraufbeschwören sollen! Wer wie Sie mit einem Federstriche, geflissentlich oder aus Unbedachtsamkeit, die „Juden" zu Diebeshehlern stempelt; wer wie Sie sein Gemüth noch nicht von den Schlacken religiöser Intoleranz geläutert — dem fürwahr steht es übel an, einen Vorgang zu verdammen, dessen Rohheit wenigstens mit der im Kriege liegenden Verwilderung des Rechtsgefühls entschuldigt werden kann, während Ihr den Juden angethaner Schimpf aus der Feder eines Mannes kommt, von dem man schon deshalb mit vollem Rechte die unbeschränkteste Vorurtheilslosigkeit erwarten durfte, da er „im neuen Reiche" für die Grundsätze der neuen Zeit thätig sein will."

Der Newyorker „Demokrat" erzählt folgende Anekdote, die für den Charakter amerikanischer „Ladies" sehr bezeichnend ist: „In Boston handelte es sich kürzlich in dem Ausschusse von Damen der besten Gesellschaft für die Abhaltung eines französischen Unterstützungs-Bazars, um die Vignette für eine herauszugebende Bazar-Zeitung „The Balloon Post". Zu der Vignette sollte der Kopf eines berühmten Franzosen verwendet werden. Wer diesen Kopf hergeben sollte, darüber wurde unter den Damen abgestimmt. Daß Ergebniß dieser Abstimmung war ein höchst überraschendes. Während einige verlorene Stimmen auf Grévy, Favre, Thiers, Mac Mahon und den Grafen von Paris fielen, entschied die überwiegende Majorität dahin, daß die Ehre, auf der Titelvignette einer Bostoner Bazar-Zeitung zu prangen: Sr. Majestät dem Ex-Kaiser Napoleon III. gebühre! Nachdem diesen republikanischen Damen von ihren männlichen Hälften klar gemacht worden war, daß dieser Beschluß der beste Weg sein würde, ihr Unternehmen zu ruiniren, wurde allerdings der Versuch gemacht, die ganze Sache als einen harmlosen Scherz darzustellen, aber die Wahrheit war schon zu ruchtbar geworden, um diesem Märchen Eingang zu verschaffen. Der Vorgang ist jedenfalls charakteristisch, mindestens für die Gesinnungen und die politische Erkenntniß einer großen Anzahl amerikanischer Frauen."

Replik auf eine Erwiderung des Herrn Dr. Karl Braun.

Auf unsere Reclamation (Nr. 13. des „Magazin") in Bezug auf einen von Herrn Dr. Karl Braun im Feuilleton der National-Zeitung Nr. 146., ohne Angabe der Quelle, vollständig benutzten längeren Artikel unserer Zeitschrift hat der genannte Herr in der (uns verspätet zugekommenen) Nr. 58 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung," welches Blatt unsere Reclamation abgedruckt hatte, folgende Erwiderung ertheilt:

„Ihre Darstellung in Betreff eines Artikels aus dem vlämischen Blatte „Volksbelang" in Gent ist nicht richtig. Ich habe einer umfangreichen Untersuchung über die elsässer Zustände eine Uebersetzung, welche ich der Güte eines Freundes verdankte, lediglich als Beweisstück beigefügt, unter ausdrücklicher Berufung auf das gedachte Blatt als Quelle und Original. Derselbe Artikel des „Volksbelang" findet sich, wie ich nachgehends erfahren, auch in dem „Magazin für Literatur des Auslandes" in deutscher Uebersetzung. Ich habe beide Uebersetzungen heute verglichen; sie sind nicht gleichlautend. Es ist Niemanden verboten, einen vlämischen Zeitungsartikel ins Deutsche zu übersetzen. Und Niemand hat ein Monopol auf die Uebersetzung. Das Verdienst, den Artikel zuerst übersetzt zu haben, bestreite ich dem „Magazin" nicht. Ich selbst verstehe zu wenig Vlämisch, um ihn zu übersetzen."

Wenn Herr Braun sich einfach begnügt hätte, die Sache zu entschuldigen, indem er sagte, ihm habe Jemand unsere Bearbeitung des Artikels aus dem „Volksbelang" in einem Manuscript zugeschickt, das von ihm bona fide benutzt worden sei, so würden wir daran nichts weiter entgegnet haben, da wir seit Jahren die publicistische Thätigkeit des Herrn Abgeordneten kennen und zu schätzen wissen. Unmöglich können wir jedoch schweigen, wenn uns Herr Braun geradezu der Unwahrheit beschuldigt und die Behauptung aufstellt: er habe beide Uebersetzungen verglichen und — „sie sind nicht gleichlautend."

Dem gegenüber wiederholen wir die Erklärung, daß das Feuilleton des Herrn Braun, soweit es den Bericht der beiden Vlamingen über die Zustände im Elsaß umfaßt, Wort für Wort, von Anfang bis zu Ende gleichlautend mit dem von uns nach dem Genter „Volksbelang" frei bearbeiteten Artikel ist, mit alleiniger Ausnahme von sechs bis acht Zeilen, die im Verlauf und am Schlusse des Berichts hinzugefügt sind, von denen jedoch in dem angeblich benutzten vlamischen Originale keine Spur zu finden, obgleich auch sie in jenem Feuilleton mit den üblichen Anführungszeichen („) ausgestattet sind.

Wir haben zum Zeugenbeweis dieser Erklärung sowohl das Blatt des Genter „Volksbelang" vom 17. December 1870, nach welchem der Artikel in Nr. 1 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" von uns redigirt und frei bearbeitet war, als die gedachte Nummer unseres Blattes vom 7. Januar 1871 und das Feuilleton des Herrn Karl Braun in der „National-Zeitung" vom 26. März d. J. mit dem wörtlichen Abdruck von hundertundachtzig Druckzeilen, zur Vergleichung für Jeden, der sich für die Sache interessirt, im Büreau der Ferd. Dümmler'schen Verlagsbuchhandlung (Wilhelmstraße Nr. 86. in Berlin) niedergelegt.

* * *

Nachdem wir sonach die Unwiderleglichkeit unserer Reclamation in Nr. 13 des „Magazin" dargelegt, fügen wir, um Mißverständnissen zu begegnen, ausdrücklich hinzu, daß wir mit dieser Reclamation keineswegs irgend ein Eigenthums- oder Ausschließungs-Recht für den von uns zuerst in deutscher Sprache veröffentlichten Bericht der beiden vlamischen Belgier über den im Elsaß erfreulicherweise noch fortlebenden germanischen Geist haben geltend machen wollen. Vielmehr erkennen wir es dankbar an, wenn uns solche und ähnliche Berichte, welche deutschen Herzen Freude machen, von anderen Blättern entlehnt und soweit als möglich in Deutschland verbreitet werden. Auch setzen wir nicht den mindesten Zweifel darin, daß Herr Dr. Braun, der, wie er selbst sagt, kein Vlamisch versteht, von irgend einem Dritten, der, nachdem er einige Zeilen hinzugefügt, unsere Bearbeitung für die seinige ausgab, inducirt wurde, dieselbe bona fide in sein Feuilleton aufzunehmen.

Die Redaction des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

In allen Buchhandlungen zu haben: (78)

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr.
(Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populär encyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

Supplement zur 11. Auflage des Conversations-Lexikon.

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement" enthält den in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrirenden Bestandtheil des Conversations-Lexikons.

Aeltere Auflagen

des Conversations-Lexikons werden beim Umtausch gegen die elfte Auflage mit **Zehn Thaler** in Zahlung angenommen.

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Kriegsbilder des Jahres 1870.

Von **Julius von Wickede.**

Octav. In elegantem Umschlage. Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.

Der Herr Verfasser, welcher seit Beginn des Feldzuges von 1870 im deutschen Lager gewesen ist und nur Dasjenige schildert, was er selbst erlebte, hat in der Lesewelt einen zu bedeutenden Namen, als daß es nöthig wäre, besonders auf dieses Buch aufmerksam zu machen, das durch seine Wahrheit, durch die Frische und Naturwüchsigkeit seiner Schilderungen ꝛc. ein großes Interesse in Anspruch nimmt. (79)

Neuester Verlag von Carl Rümpler in Hannover.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. (80)

Falkenrode. Roman von **Gustav vom See.** 4 Bände. Octav. Geheftet 6 Thlr.	**Radowa.** Roman von **Gustav vom See.** 4 Bände. Octav. Geheftet 6 Thlr.
Glancarty. Roman von **A. E. Brachvogel.** 4 Bände. Octav. Geheftet 6 Thlr.	**Gesunde Naturen.** Roman von **Otto Buchwald.** 4 Bände. Octav. Geheftet 6 Thlr.
Novellen. Von **C. A. Dempwolff.** 3 Bände. Octav. Geheftet 3½ Thlr.	**Luther in Rom.** Roman von **Levin Schücking.** 3 Bände. Octav. Geheftet 4½ Thlr.
Kriegsbilder des Jahres 1870. Von **Julius von Wickede.** Ein starker Band in Octav. 1 Thlr. 7½ Sgr.	**Italienische Blätter.** Von **Herman Riegel.** Ein Band in groß Octav. 1 Thlr. 20 Sgr.

April.] Verlag von Dietrich Reimer in Berlin. [1871.
Anhaltische Strasse No. 12.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN.

Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. **Dr. W. Koner.**

1870. Fünfter Band. 44½ Bogen und 7 Karten.
Complet in Umschlag geheftet, Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

☞ Die Bände I—IV. (1866—1869) sind ebenfalls **complet in Umschlag geheftet** zu beziehen. Preis à 2 Thlr. 20 Sgr.

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN.

1871. Sechster Band. Erstes und zweites Heft mit 2 Karten.
Preis für 6 Hefte von ca. 40 Bogen und 6—8 Karten 3 Thlr. 10 Sgr.

NORDPOLARFAHRT, DIE ZWEITE DEUTSCHE, 1869—70.

Vorträge und Mittheilungen herausgegeben von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt zu Bremen. **Mit einer Uebersichtskarte der Entdeckungen der Expedition an der Ostküste Grönlands** Geheftet, Preis 15 Sgr. (81)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe. 17. Auflage 1870.
Mit 60 Holzschnitten.
In elegantem Reliefband mit Goldschnitt.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (82)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (83)

Preußen und Frankreich

zur Zeit der Julirevolution.

Vertraute Briefe des Preußischen Generals von Rochow an den Preußischen Generalpostmeister von Nagler.

Herausgegeben von Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

8. Geh. 24 Ngr.

Die hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe eines hochgestellten preußischen Militärs an den preußischen Bundestagsgesandten zu Frankfurt a. M., vom Aug. 1830 bis Juni 1832, haben bedeutenden geschichtlichen Werth, da sie die Gesinnungen, mit welchen das officielle Preußenthum die französische Julirevolution betrachtete, in prägnantester Weise zum Ausdruck bringen. In der ausführlichen Einleitung gibt Professor Mendelssohn-Bartholdy einen interessanten Ueberblick über die damalige politische Lage Preußens und Deutschlands im Vergleich zur Gegenwart.

Verlag von **Albert Fritsch** in **Leipzig.**

Soeben wurde vollständig und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Aus der alten Fabrik.

Von
Wilhelm Bergsöe.

Deutsche Ausgabe

3 Bände. 50 Bog. 8. geh. 3 Thlr.

Die „Literarischen Mittheilungen" aus St. Gallen sagen über diesen bedeutenden Schriftsteller:

„Das außergewöhnliche Interesse, mit welchem Bergsöe's Schriften in seinem Vaterlande Dänemark aufgenommen werden, wo sein neuestes vorliegendes Werk in wenigen Wochen vergriffen war, ist ein wohlverdientes; denn Bergsöe versteht es, in so ansprechender und fesselnder Weise zu schreiben, daß er auch im Ausland bald zu den Lieblingsschriftstellern der Unterhaltungsliteratur zählen wird."

Eine Kritik über das Original spricht sich ohngefähr so aus: **„Was man auch gegen Bergsöe einzuwenden haben mag, das muß man ihm aber lassen, er versteht zu schreiben, daß er gelesen wird, und zwar, daß er mit Leidenschaft gelesen wird.** (84)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mattbäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. ...
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. ...

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 6. Mai 1871. [Nº 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Jürgen Bona Meyer: Philosophische Zeitfragen.*)

Die vielen Verirrungen unserer Zeit im Leben, wie in der Wissenschaft, rühren zum großen Theil aus dem Mangel an philosophischer Bildung her. Die Philosophie ist in Mißcredit gekommen durch die am Schlusse des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sich überstürzenden philosophischen Systeme und die unfruchtbaren Schulstreitigkeiten, welche die Mehrzahl der Gebildeten der Philosophie entfremdet haben. In der Mißachtung der philosophischen Bildung liegt der Grund der häufigen Klagen, daß im Leben die materielle Richtung die vorherrschende geworden ist, und daß in der Wissenschaft einem einseitigen Sensualismus und Empirismus gehuldigt wird. Es thut noth, daß wieder ein größerer idealer Gehalt in Leben und Wissenschaft komme, und dies kann nur durch die Philosophie geschehen, da die Religion, aus der die Menschheit früher ihren Glauben an das Uebersinnliche und ihre sittlichen Ideale schöpfte, jetzt die Macht verloren hat durch die Schuld einer herrschsüchtigen Hierarchie, der die Confession mehr gilt, als die Religion und die durch das Festhalten an veralteten Glaubensformeln der Gebildeten die Religion verleidet hat und die Masse des Volkes in den Fesseln geistiger Unfreiheit hält. Es ist daher ein verdienstliches Werk, dahin zu wirken, daß sich das größere Publikum wieder für die Philosophie interessire, und wir nehmen keinen Anstand, in dieser Beziehung unseren Lesern das in der Ueberschrift genannte Buch zu empfehlen, das mit der wohlthuendsten Wärme und in einer musterhaften populär-philosophischen Darstellung diejenigen Zeitfragen behandelt, welche nur durch eine gesunde Philosophie ihre Erledigung finden können. „Mein Buch — sagt der Verfasser im Vorworte — wendet sich an alle diejenigen, welche über die vielbesprochenen Zeitfragen eine wissenschaftliche Verständigung suchen. Es soll kein Buch strenger Wissenschaft sein, soll nicht die aufgeworfenen Probleme nach allen Seiten erschöpfen, will aber doch in keinem Satze die Gewissenhaftigkeit streng wissenschaftlicher Vorprüfung verleugnen."

Der erste Aufsatz trägt die Ueberschrift: „Die Philosophie und unsere Zeit." Die Vorurtheile gegen die Philosophie sind fast so alt, wie die Philosophie selbst. In der neuesten Zeit hat die Philosophie die Führerschaft, die sie noch zu Anfang unseres Jahrhunderts besaß, an andere Wissenschaften und Lebensmächte abtreten müssen und hat deshalb in den Augen der Menge an Ansehen verloren. Aber der zeitweilige Wechsel dieses Ansehens ist noch kein Zeichen vom Absterben ihrer Lebenskraft selbst. Die Philosophie hat die Niederlage erlitten, weil sie Leben und Wissenschaft beherrschen wollte ohne genügende Kraft und Berechtigung. Sie wollte die Natur aus dem Begriffe construiren, das staatliche Leben aus dem Ideal neu gestalten, die Religion mit der Philosophie ausgleichen, indem sie wie im Mittelalter den theologischen Dogmen Magddienste leistete. Die Enttäuschung hat sie zur Selbstkenntniß gebracht und zur richtigen Würdigung ihrer Stellung zum praktischen Leben, wie zu den übrigen Wissenschaften. Eine gründlichere Kenntniß der Geschichte der Philosophie bewirkte, daß nunmehr für alle Zukunft das Aufkommen eines neuen Systemschwindels unmöglich ist. Die Philosophie erscheint jetzt als die eigentliche Wissenschaft vom Geiste, deren Aufgabe es ist, die Fragen zu beantworten: was wissen wir von dem Wesen des Menschen? und was wissen wir von dem Zusammenhange des Weltalls? Sie soll die Gesetze aufdecken, nach welchen wir logisch denken, über Tugend und Schönheit urtheilen und die religiösen Gefühle in unserer Seele entwickeln; sie soll die Wahrheit der streitenden Weltauffassungen ermitteln, wenigstens Klarheit schaffen über die überhaupt möglichen Gegensätze der Weltauffassungen, über die innere Folgerichtigkeit einer jeden und über die Tragkraft ihrer Beweise. Einer Wissenschaft, die, wie die Philosophie, mit den Grundfragen alles Wissens und alles Lebens verwachsen ist, kann zu keiner Zeit die gebührende Theilnahme versagt werden. Auch unsere Zeit hat nicht sowohl gegen die Philosophie, als gegen die hochmüthige Selbstgenügsamkeit befangener Schulsysteme eine Abneigung. Daher ist es Sache der heutigen Philosophen, die philosophischen Wahrheiten in einer solchen Form dem Publikum zugänglich zu machen, die einem Jeden verständlich ist; denn, wie Lichtenberg sagt, Weisheits-Monopole sind Injurien der Menschheit.

In den folgenden Aufsätzen: „Kraft und Stoff, Zweck und Ursache"; „die Entstehung der Arten (Darwinismus)"; „die Rangordnung der organischen Wesen"; „Thier und Mensch"; „Seele und Leib", tritt der Verfasser mit scharfer Dialektik den sensualistischen Anschauungen unserer neuesten Materialisten Vogt, Moleschott, Büchner und Anderer entgegen, die nicht einmal den Vorzug größerer Wissenschaftlichkeit vor den Materialisten des vorigen Jahrhunderts haben. Er sagt unter Anderem sehr richtig: „Der einseitige Idealismus und der einseitige Materialismus sind beide unberechtigt; nur hat der Idealist wenigstens das voraus, daß er sich fern hält von der Täuschung: das Dasein der sinnlichen Materie sei uns gewisser, als das Dasein unseres eigenen Geistes. Er weiß, daß der Glaube an den Stoff im Grunde nur auf dem Glauben an die Aussage unseres

*) Bonn, Adolph Marcus, 1870.

Geistes beruht, daß wir an das Dasein der sinnlichen Welt nur glauben können, weil wir zuvor an unseren Geist geglaubt haben; muß aber eine der beiden Welten geleugnet werden, so liegt es dem denkenden Geiste sicherlich näher, die Welt des sinnlichen Daseins, als sich selber zu leugnen. Es ist für uns ebenso widersinnig, den Körper als Vorstellung zu denken, wie den Geist als Körper. Raumlose Körperatome sind eben solche Undinge, wie zwei Fuß dicke Gefühle und vier Fuß lange Gedanken. Die Erscheinungsformen des Körpers, wie Ausdehnung, Gestalt, Meßbarkeit und Wägbarkeit, passen eben nicht auf den Geist, und die Erscheinungen des Geistes, wie Denken, Fühlen, Wollen, passen nicht auf den Körper. Kraft und Stoff sind begreiflich weit auseinander liegend, ja gewissermaßen einander negirend. Geist, Kraft kann doch nur als Immaterielles, an sich die Materie Ausschließendes oder ihr Entgegengesetztes definirt werden. Wenn Materialisten behaupten, das Unsinnliche sei nicht denkbar, so steckt hinter dieser Behauptung das Zugeständniß, daß dasjenige, was gedacht werden muß, eben nicht als Sinnliches wahrgenommen werden kann. Gedanken können eben nur gedacht, nicht gesehen, Gefühle nur gefühlt, nicht gegriffen werden. Für den Gedanken hat also das sinnlich Wahrnehmbare kein Anrecht auf Alleingiltigkeit. An die Stelle jenes materialistischen Grundsatzes muß somit der andere treten: das Wahrgenommene erscheint sinnlich, das Gedachte unsinnlich. So wenigstens verhält es sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit für die Auffassung des menschlichen Geistes; ob ebenso für die Auffassung anderer Geister, ob ferner ebenso für das Wesen der Dinge selbst, das freilich ist eine andere Frage."

Die Reihe der folgenden Aufsätze beschäftigt sich mit speciell ethischen Fragen. Gewissermaßen als Einleitung ist der Aufsatz: „Die Temperamente" zu betrachten. Der Verfasser erkennt in dem Temperament die natürliche Art des Empfindens und Wollens, indeß ihm der Charakter die Aufgabe hat, die verschiedenen Elemente der Seele in Harmonie mit dem Gebote der Vernunft und der Sittlichkeit zu setzen. Das Temperament ist ein nothwendiges Ferment unseres Seins, der Charakter soll es werden. Das Temperament ist gegeben, den Charakter müssen wir erwerben, um mit ihm das Temperament, wie überhaupt unser ganzes Wesen zu beherrschen.

In dem Aufsatze: „Der Wille und seine Freiheit", widerlegt der Verfasser die Gründe der Philosophen und Theologen gegen die Willensfreiheit. „Die Thatsache — heißt es am Schlusse — daß nur den Völkern, welche den Glauben an die Freiheit des Willens aufnahmen, gelungen ist, die höchste Bildung des Geistes zu erwerben und über die anderen Völker des Erdkreises auszubreiten, ist eine Erscheinung der Kulturgeschichte der Menschheit, die unser Staunen erregt. Dieser Glaube läßt den Springpunkt alles Strebens und Wirkens frei; bei diesem Glauben versinkt der Mensch nicht in chinesische Gleichgiltigkeit, nicht in die Resignation des indischen Quietismus, nicht in die thatlose Ergebung des muhamedanischen Fatalismus. Der frische Quell lebendiger Persönlichkeit ist dem Menschen gerettet; er glaubt an die Kraft und an die Freiheit seines Willens. Ohne Scheu nimmt er die Gewissenslast der Verantwortung seiner Thaten auf sich und findet Ersatz in der Freude und dem Muth des Schaffens und Wirkens. Nur auf dem Boden solchen Glaubens erwachsen die höchsten Ideale unseres Erdenlebens, welche die volle Thatkraft menschlichen Willens und Strebens erregen können. Diese kulturgeschichtliche Bedeutung des Glaubens an den freien Willen ist ein positives Zeugniß, das keine Gegengründe zu erschüttern vermögen."

Mit der Frage nach der Willensfreiheit hängt der folgende Aufsatz zusammen: „Das Gewissen und die sittliche Weltordnung." „Der Seele ist das Sittlichkeitsgesetz nicht angeboren, sondern sie hat ursprünglich nur die inhaltlose Anlage und den Keim. Aus der Verbindung der Lustgefühle mit dem sittlichen Pflichtbegriff ergeben sich die einzelnen sittlichen Ideale oder die sogenannten Sittengesetze. Aus der Geschichte läßt sich erkennen, daß der sittliche Fortschritt der Menschheit in der langsam wachsenden Ausgleichung der im Keime überall vorhandenen Sittenideale besteht. Sie offenbart uns, daß es nicht möglich ist, die Entwickelung der Menschheit aus den Grundgesetzen ursächlicher Nothwendigkeit, wie sie die Natur beherrschen, zu erklären, und diese ihre Offenbarung kann uns wohl dienen zum Zeugnisse für die Thatsache unserer Freiheit und zur Verstärkung unseres Glaubens an eine lebendig in die Weltgeschicke eingreifende göttliche Weltleitung."

In dem Aufsatze: „Die Zukunft der Seele", kommt der Verf. zu dem Resultate, daß, wenn der menschliche Geist es auch bisher vergebens versucht hat, sich von dem Leben in der Zukunft ein befriedigendes Bild zu entwerfen, und es deshalb gerathen scheint, den Versuch nicht zu erneuern, dennoch damit der Glaube an die Unsterblichkeit nicht aufzugeben sei. Dieser Glaube wird erst recht sicher und frei, wenn man jeden Versuch abthut, aus diesem Glauben ein faßliches Bild vom ewigen Leben der Seele zu entwickeln. Dann will der Glaube nicht mehr sein, als er kann: eine Ahnung des Uebersinnlichen im sinnlichen Erdenleben. Der Mensch verfolgt Ideale des Wissens und sittlichen Strebens, deren Ziele über die uns bekannte Welt hinausgreifen, und darin scheint eine Tendenz der Natur nach dem Zustande eines anderen Begreifens und Handelns zu liegen, ein Fingerzeig, daß unser Glaube an die Fortdauer der Seele seine innere Berechtigung und Wahrheit habe. Beschränkt sich der Glaube nur hierauf, so ist er gegen jeden Einwand sicher; thut er das nicht, so nimmt er die zweifelhafte Hülfe von Philosophemen und Phantasiegebilden in Anspruch, die duftig gesponnen und leicht zu zerreißen sind.

Der Aufsatz: „Religion und Philosophie in unserer Zeit", weist nach, daß die Philosophie ihrer Natur nach die Aufgabe hat, die allgemeine Grundlage des menschlichen Glaubens klar zu erkennen, wodurch sie dem religiösen Glauben den größten Dienst leistet. Wahrhaft glauben kann der Mensch nur, was seiner Vernunft nicht widerspricht. Ob der durch die Philosophie vermittelte Glaube die Religion der Zukunft sein, ob aller Kirchenglaube allmählich dem Vernunftglauben den Platz räumen wird, das mag man getrost der Zukunft überlassen. Nur Eins ist nicht zu dulden: die Unwahrheit im Glauben. Sie ist das Leiden, an dem das religiöse Leben unserer Zeit krankt. Glaubensbekenntnisse stehen einander gegenüber, aber die Bekenner achten in großer Zahl sich nicht mehr an sie gebunden. Katholiken, Protestanten und Juden treffen zusammen in Einem Glauben; aber sie fühlen sich nicht getrieben, diesem gemeinsamen Glauben auch einen gemeinsamen Ausdruck zu geben. Sie bleiben unter einem Bekenntniß mit denen vereint, die sie verketzern und verdammen. Erst wenn der Sinn für die religiöse Wahrheit wieder so lebhaft in den Seelen vieler Menschen erwacht sein wird, daß sie diesen Zustand von Unwahrheit nicht länger zu ertragen vermögen, wird die Zeit der Erneuerung eines tieferen religiösen Lebens beginnen. Trügen die Zeichen unserer Tage nicht, so ist diese Zeit nicht mehr fern. Die Philosophie hilft diese Zeit herbeiführen.

Im Schluß-Aufsatze: „Die philosophischen Systeme und die

Zukunft der Philosophie", geht der Verf. davon aus, daß man zu allen Zeiten über den Wechsel der Systeme und über die hieraus folgende Ungewißheit der Philosophie geklagt habe. Von allen Seiten wurde gesucht, die Systeme als Gebilde nothwendiger Denkrichtungen aufzufassen, deren jeweilige Einseitigkeiten aufzuheben seien, um zur Wahrheit zu gelangen; nur über die Natur dieser Denkrichtungen und über den Entwickelungsprozeß dieses Ausgleiches gingen die Ansichten auseinander. Eine Verständigung über diese beiden Punkte wird also gesucht werden müssen und zwar vorzugsweise über die Natur der möglichen Denkrichtungen; denn je nach der Auffassung dieser muß auch die Ansicht über den zu erwartenden und zu erstrebenden Ausgleich sich gestalten. Will die Philosophie eine zusammenhängende Weltanschauung gewinnen, so braucht sie wo möglich ein einziges Prinzip oder wenigstens einheitlich verbundene Prinzipien zur Erklärung des Zusammenhanges. Solche Prinzipien kann sie nur in dem letzten Grundbegriff ihres Denkens über das Sein der Dinge finden. Unser Geist unterscheidet nun unbedingt zwei Erscheinungsweisen des Seins: das Körperliche, Stoffliche und das Seelische, Geistige, Kraftbegabte. Hieraus ergeben sich die zwei möglichen Weltanschauungen: die dualistische und die monistische. Die erstere sucht den Zusammenhang der Welten der Stoffe und der Kräfte aus der geordneten Gemeinschaft und Wechselwirkung beider zu erklären; die letztere hebt den Gegensatz zwischen Stoff und Kraft, Körper und Geist auf und stellt sich entweder auf die Seite des Stoffes, des Körpers als Materialismus, oder auf die Seite der Kraft, des Geistes als Idealismus. Andere Denkmöglichkeiten zur Erklärung des einheitlichen Wesens der Dinge giebt es nicht. Es sind nur noch solche Systeme denkbar, welche auf die Erkenntniß des Wesens der Dinge überhaupt verzichten (Skepticismus), oder sich mit kritischer Enthaltsamkeit den Systemen gegenüberstellen, indem sie zugestehen, daß die Dinge, wie sie uns erscheinen, dualistisch gedacht werden müssen, ohne daß wir behaupten dürfen, daß sie in Wahrheit so seien (Kriticismus). Innerhalb dieser Grundgestalten der Systeme giebt es noch mannigfaltige Verschiedenheiten; so ist der Idealismus naturalistisch oder spiritualistisch, pantheistisch oder theistisch, quietistisch oder genetisch. In dieser Gestaltungsfähigkeit der festen Grundsysteme hat der fortdauernde Wechsel der Systeme seinen Grund. Ob alle Möglichkeiten neuer Systeme schon erschöpft sind, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, wohl aber, daß der Wechsel seine Gränze hat. Welchem der Systeme der endliche Sieg werden wird, läßt sich ebenfalls nicht bestimmen. Alle schließen mit letzten unerwiesenen und unerweisbaren Glaubensannahmen. Dem Materialismus ist es noch nicht gelungen und wird auch nie gelingen, die verschiedenen Kräfte der Natur und des Geistes aus meßbaren, von Druck und Stoß kleinster Stofftheilchen abhängigen Bewegungen zu erklären, oder einen Grund für den Beginn oder die Ewigkeit dieser Bewegungen im unendlichen Raume zu bestimmen. Dem Idealismus wird es stets unmöglich bleiben, nachzuweisen, wie eine Kraft, eine Idee, ein Geist es anfange, Stoffe zu schaffen oder sich in Stoff zu verwandeln. Der Dualismus wird es nie erklären können, wie Geist und Stoff auf einander zu wirken vermögen. Der Werth der Systeme beruht nur auf ihrer Brauchbarkeit zur Erklärung der thatsächlichen Erscheinungen unserer inneren und äußeren Erfahrungen. Ein System ist also nicht des Systems willen zu suchen, sondern um den Zusammenhang der Dinge zu erklären. E. M.

Gottschall's literarische Charakterköpfe.*)

Die Knappheit unserer literarischen Verhältnisse nöthigt oft die kenntniß- und geistvollsten Menschen, ihre kritischen Journal-Artikel von vornherein mit der Rücksicht zu schreiben, sie demnächst, als Buch gesammelt, noch einmal auf den Markt zu bringen. Das nennt man dann „Charakterköpfe, Studien, Essays, Porträts u. s. w."

Auch der Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", Herr Rudolf Gottschall, bietet uns jetzt zwei Bände solcher „Porträts und Studien" unter dem Spezialtitel „Literarische Charakterköpfe." Jeder Leser der „Blätter f. liter. Unt." weiß, daß Gottschall nicht nur der produktivste, sondern auch einer der gebildetsten und urtheilsfähigsten Begleiter der Erscheinungen ist, die das geduldige Papier durch Guttenbergs schwarze Kunst uns zur „Veredelung der Menschheit" vermittelt. Gebildet und urtheilsfähig — man glaube nicht, daß das wenig sei. Gottschall schreibt zudem mit einer staunenswerthen Gewandtheit, scharf und fein, mit einem Anflug jenes Sardonismus, der das Resultat getäuschter Illusionen ist, und ist doch im Grunde der Seele ein unverbesserlicher Idealist. Dies Alles und das Fernhalten von abgeschmackter Gelehrtthuerei und anspruchsvoller aufdringlicher Schulmeisterei giebt ihm den Charakter des Liebenswürdigen. Gottschall ist kein „Klassiker", er sucht und ihm gelingen Effekte, aber er ist in Folge seines unklassischen Stils auch nie langweilig.

Wir finden im ersten Bande Aufsätze über Byron und die Gegenwart, Victor Hugo als Lyriker, Friedrich Rückert, Heine, Hebbel, Charles Sealsfield, Adalbert Stifter, im zweiten: Hermann Lingg, Robert Hamerling, Wilhelm Jordan, den nibelungischen Rhapsoden, Albert Lindner, über Renan, Schenkel und Strauß (Leben Jesu), Ferdinand Lassalle, die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie, endlich über den vielgenannten Philosophen des Unbewußten, E. von Hartmann.

Der reiche Inhalt und die freie und allem Pfäffischen und Reactionären mit Kühnheit und Sicherheit entgegentretende Gesinnung — in manchen ästhetischen Tendenzen weichen wir von Gottschall ab — verbunden mit den obengenannten Vorzügen der Darstellung, können nicht verfehlen, dem Verfasser neue Freunde zuzuführen. F. S.

Eine deutsche Erziehungs-Anstalt im Elsaß.

Es mögen jetzt etwa zwanzig Jahre her sein, als die Tochter einer höheren Beamtenfamilie in Rheinbaiern den damals in diesen Kreisen noch etwas ungewöhnlichen Entschluß faßte, sich dem Berufe einer Lehrerin zu widmen. Nachdem sie die nöthigen Vorstudien gemacht, ging sie in ein Erziehungs-Institut nach Rappoltsweiler im Elsaß, um sich daselbst in der französischen Sprache zu vervollkommnen, was ihr so trefflich gelang, daß sie nach Verlauf von fünfzehn Monaten an der Akademie zu Colmar ihr Examen machen konnte und die beste Censur davon trug. Die Vorsteherin des Institutes, die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der jungen Deutschen wohl erkennend, behielt sie als Lehrerin und machte ihr nach einiger Zeit den Vorschlag, ihre Nachfolgerin zu werden. Fräulein Meinhold, so ist der Name

*) Literarische Charakterköpfe: Porträts und Studien. Von Rudolf Gottschall. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1870.

der damaligen jungen Lehrerin, entschloß sich nur schwer dazu, namentlich weil sie ihr deutsches Vaterland nicht aufgeben wollte; indeß siegten endlich die Ueberredungskünste der Französin und sie willigte ein. Abermals begann nun eine Zeit ernster Arbeit für sie. Frl. Meinhold ging nach Paris, war daselbst erste Lehrerin in einem Institute, wobei sie noch einen höheren Lehrkursus besuchte, dann Erzieherin in einer Familie und kehrte dann nach Rappoltsweiler zurück, um die dortige Anstalt selbständig zu übernehmen. Die inzwischen Wittwe gewordene Mutter und zwei Schwestern zogen zu ihr und im Verein mit diesen gelang es ihr, das Institut zur herrlichsten Blüthe zu bringen. Aus Frankreich wie aus andern Ländern strömten ihr Zöglinge zu, sie bildete Lehrerinnen aus, welche durch ihr Wirken glänzendes Zeugniß ablegten für die Anstalt, aus der sie hervorgegangen.

So entschwanden dreizehn Jahre — da kam der Krieg. Nur wenige Zöglinge wagten, dem Sturm zu trotzen; die Anstalt stand verödet und ist es noch, denn Elise Meinhold ist ja eine Deutsche, die mit Begeisterung an ihrem Vaterlande hängt und das vergiebt ihr die fanatisirte Bevölkerung nicht. Man thut alles Mögliche, sie zu vertreiben, aber sie will ausharren, um als deutsches Element andern deutschen Elementen einen Stützpunkt zu bieten. Und dieser Entschluß ist ein sehr anerkennenswerther. Das durch deutsches Blut und deutsche Hingebung wiedereroberte deutsche Land muß wiedergewonnen werden durch die deutsche Erziehung, und von ungeheurem Einfluß auf die Umgestaltung der Gesinnungen und Anschauungen dürfte namentlich die Erziehung der Frau sein. Die Erziehungsanstalt der Geschwister Meinhold in Rappoltsweiler, die, wenn auch bisher nach französischem Zuschnitt eingerichtet, doch von echtem deutschen Geiste geleitet wird, dürfte sehr geeignet sein, eine Stätte zu werden, wo deutsches Wissen, deutscher Sinn und deutsche Sitte gehegt und gepflegt, von wo sie hinausgetragen und verbreitet werden über das ganze Elsaß; die Meinhold'sche Anstalt dürfte aber vermöge der Einfachheit und Gediegenheit ihres Planes und der damit verbundenen mäßigen Bedingungen, den nach dem Elsaß versetzten deutschen Beamten, Offizieren u. s. w. eine willkommene Gelegenheit bieten, ihren Töchtern in ihrer Nähe eine ihnen nach allen Seiten zusagende Ausbildung geben zu lassen.

J. H.

England.

W. T. Thornton: Die Arbeit.*)

Der Unionismus. — Die Industrial Partnership. Die Produktiv-Genossenschaften.

Thornton's Buch „Die Arbeit" hat sich in Deutschland bereits große Anerkennung erworben, vornehmlich als ein Versuch, die Verhältnisse zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Arbeit und Capital, durch gründliche, gemeinverständliche Erörterungen klar zu stellen.

*) Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft, von W. T. Thornton. Mit Aut. des Verf. aus dem Englischen übertragen, sowie durch Anmerkungen erklärt und vermehrt von Dr. Hugo Schramm. Leipzig, Jul. Klinkhardt, 1870.

Wir haben das Werk in der autorisirten Uebersetzung des Dr. Hugo Schramm vor uns.

Der Verfasser, welcher, 1813 zu Burnham in Buckinghamshire geboren, frühzeitig als Waise nach Malta und Constantinopel verschlagen wurde, seit dem Jahre 1836 aber ein Amt im East India House verwaltet, wurde vom Mannesalter an von dem Wunsche beseelt, ein Heilmittel für das menschliche Elend zu entdecken. In allen seinen Schriften, von denen hier „die Uebervölkerung" und „das kleine Grundeigenthum" hervorzuheben sind, hat er dies Ziel vor Augen gehabt. In der „Arbeit" nun ist er demselben auf geradestem Wege entgegen gegangen; und wenn er darin das Ziel auch noch nicht erreicht hat, wenn er selbst auch weit entfernt ist, zu glauben, daß er die Welt mit einer Lösung der socialen Frage überraschen kann, so ist sein Schritt nach vorwärts doch ein sehr bedeutender in derjenigen Richtung, welche Th. Buckle mit den Worten bezeichnet: „Was wir brauchen, ist die Erörterung; dann sind wir sicher, daß Alles in Ordnung kommt."

Der Verfasser untersucht im ersten Abschnitte die Ursachen, von denen die Unzufriedenheit der Arbeiter herrührt. Im zweiten Abschnitte: „Arbeit und Capital in der Debatte", prüft er die Rechte einerseits der Arbeit, andererseits des Capitals, und legt er den Ursprung der Gewerkvereine dar. Der dritte Abschnitt: „der Kampf zwischen Arbeit und Capital" ist ganz den Gewerkvereinen gewidmet; es werden darin die Zwecke, die Mittel, die Wirkungen, die guten und schlimmen Seiten derselben dargelegt. In dem vierten Abschnitt theilen sich die Erörterungen über die Theilhaberschaft der Arbeiter am Reingewinn, die Consumvereine und die Produktiv-Genossenschaften. Den Schluß bildet ein Gedicht „das Utopien der Arbeit", ein Bild, in welchem Jedermann, der Weise, der Dichter, der Künstler, der Landmann, der Handwerker, der Diener, als freier Arbeiter „das eigene Glück im Glück des Ganzen sucht".

Schon aus dieser Uebersicht geht hervor, daß der Verf. ein Hauptgewicht auf die Gewerkvereine, auf den Unionismus legt.

Es ist nach dem Verf. ein Irrthum, zu glauben, daß sich, wie im Allgemeinen die materielle Lage der Menschen, speziell auch diejenige des Arbeiters in den letzten Jahrhunderten gebessert habe. Eine Vergleichung der Arbeitslöhne in den letzten beiden Jahrhunderten ergiebt das Gegentheil. Die Löhne sind, bei stetigem Steigen des Werthes aller übrigen Waaren, immer mehr gesunken, und in demselben Maße hat sich die Lage der Arbeiter verschlechtert.

Aber warum, wenn der Werth der Waaren stetig steigt, macht der Preis der Arbeit, welche doch auch Waare ist, eine Ausnahme? Zur Beantwortung dieser Frage erörtert der Verf. die Lehre von den Preis-Bewegungen. Er verwirft den Satz, daß der Preis durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird. Nach ihm ist die Concurrenz der bestimmende Faktor. Ihm folgt auch der Preis der Arbeit, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier, wenn sich die Arbeiter mit einer passiven Haltung begnügen, der Preis, d. h. der Arbeitslohn, gewöhnlich durch die Concurrenz der Unternehmer regulirt wird, welche fast immer in der Lage sind, sich zur Herabsetzung der Löhne zu vereinigen, sodaß die Arbeiter keine andere Wahl haben, als sich zu unterwerfen, vorausgesetzt, daß sie keine Gegencoalition bilden.

Der Gedanke einer Gegencoalition aber fand bei den Arbeitern in dem Augenblicke dauernde Aufnahme, als sie ihre Lage gegenüber dem Capitale erkannten. Er war der Keim der Gewerkvereine.

Aus der Erkenntniß, daß die Concurrenz der Unternehmer

die Löhne stetig herabdrückt, entsteht die Unzufriedenheit der Arbeiter. Im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft ist sie eine berechtigte. Aber die Meinung, daß man diese Unzufriedenheit und damit die soziale Frage, aus der Welt schaffen könne dadurch, daß man für die Arbeiter ein nach dem Schema ihrer Bedürfnisse berechnetes Maß von Arbeitslohn, also etwa einen Minimalbetrag von Lohn, fordert, ist irrthümlich. Die Arbeit hat keine anderen Rechte, als jeder sonstige Beruf. Wie bei jedem Berufe, ist bei der Arbeit das einzige Criterium des Lohnes in dem Vertrage zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu suchen. Nur die gewissenhafte Erfüllung dessen, was der Contract festsetzt, kann die Arbeit vom Capitale fordern, nichts weiter, und das Capital kann weder gezwungen werden, überhaupt Arbeit zu schaffen und zu gewähren, noch der Arbeit höhern Lohn zu geben, als denjenigen, um welchen der Arbeiter sich freiwillig verdingt. Um ihre Lage zu bessern, muß demnach den Arbeitern es als das Nächstliegende erscheinen, die Löhne wieder in die Höhe zu bringen, d. h. die Unternehmer zu günstigeren Contracten zu bewegen.

Das sollte niemals anders, als auf dem Wege friedlicher Vereinbarung geschehen. Denn Capital und Arbeit, weit entfernt, etwas wesentlich Verschiedenes zu sein, sind beinahe identisch. Das Capital ist nichts anderes, als eine Ansammlung von Früchten der Arbeit. Capital und Arbeit sind also lediglich Arbeit in verschiedenen Gestalten, sind Arbeit in zwei verschiedenen Perioden, in Vergangenheit und Gegenwart. Nicht natürliche Feinde, sondern nahe Verwandte sind sie; sie sind geradezu darauf angewiesen, mit einander im Bündnisse zu stehen.

Dies wird vielfach verkannt. Handelt es sich um eine Lohnerhöhung, so stehen sich Capital und Arbeit wie feindliche Brüder gegenüber. Der Arbeiter sucht den Widerstand des Arbeitgebers durch irgend eine Gewalt, durch sittliche oder physische, zu überwinden. Das Interesse des Unternehmers dagegen geht dahin, die Fordernden zurückzudrängen. So entsteht der berüchtigte Kampf.

Der Verf. sagt, jene Absonderung habe ihren Zweck verfehlt, wenn es ihr nicht gelinge, am geeigneten Orte zu zeigen, daß die Arbeit im Bündnisse mit dem Kapitale wenigstens ebensoviel zu gewinnen hat, als bei feindseligem Auftreten. „Aber, meint er, wie in anderen Fällen, wird auch in dem Falle der Arbeiter eine augenfällige Kriegsbereitschaft die beste Bürgschaft für die Herstellung wünschenswerther Friedensbedingungen sein, und nichts ist mehr geeignet, einem gütlichen Ausgleiche zwischen Arbeit und Capital den Weg zu bahnen, als wenn gezeigt wird, wie furchtbar die erstere zu werden vermag, wenn sie zum Aeußersten getrieben wird."

Von diesem Gesichtspunkte aus nennt der Verf. das Prinzip des Unionismus wahr und gerecht, alle Zwecke desselben vollkommen berechtigt und nur die von den Gewerkvereinen angewandten Mittel zum Theil verfehlt.

Wir meinen, das ganze System des Unionismus ist falsch aufgerichtet. So wie die Gewerkvereine ihre Existenz, ihre Stellung zu den Unternehmern, ihre Aufgaben auffassen, werden sie keine Lösung des Problems unserer Zeit herbeiführen, sondern das Elend der Arbeiter durch den Krieg mit den Unternehmern nur noch vermehren.

Der Unionismus ist in der englischen Industrie eine furchtbare, ja eine gefährliche Macht geworden. Man begreift die Nothwendigkeit seiner Eindämmung durch die Gesetzgebung. Einzelne Gewerkvereine zählen ihre Mitglieder nach Tausenden und gebieten über ganz bedeutende Geldmittel. Die wichtigste Genossenschaft ist die der „Vereinigten Maschinenbauer", ihre Macht ist so groß, daß, wie Harrison sagt, sich kein Unternehmer mit Aussicht auf Erfolg in einen Streit mit ihr einlassen kann.

Alle Vereine bezeichnen es als ihren Zweck, die Herabsetzung der Löhne zu verhüten. Thatsächlich aber halten sie sich bereit, bei jeder Gelegenheit Lohn-Erhöhungen durchzusetzen. Sie behaupten, die Arbeiter den Unternehmern gleich stellen zu wollen; in Wirklichkeit aber gehen sie darauf aus, den Arbeitern die größtmögliche Ueberlegenheit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke suchen sie zunächst große nationale Genossenschaften zu bilden, und diese sollen zu großen, die ganze Erde überziehenden internationalen Genossenschaften vereinigt werden. Bei einer solchen Organisation würde, so meinen die Führer der Unionisten, kein Unternehmer mehr dem Willen der Arbeiter ausweichen oder sich entgegenstellen können, die Herrschaft der Arbeiter wäre damit begründet, die Herrschaft der Menge über die Intelligenz in der Industrie, wie die sozialdemokratischen Vereine die Herrschaft des Proletariats über die Bildung in den staatlichen Verhältnissen anstreben.

Diese kühne Hoffnung setzt voraus, daß die Unternehmer den Unionismus bis zu seinem Ziele heranwachsen lassen werden, ohne ihm durch Gegencoalitionen die Spitze zu bieten. Bis jetzt haben in der That in England die Gewerkvereine fast immer gesiegt, und die Art, wie die Unternehmer sich unterjochen lassen, scheint Herrn Thornton in der Behauptung Recht zu geben, daß eine ebenbürtige Coalition des Capitals sich nicht leicht herbeiführen lassen werde. Die Zeit wird uns hierüber belehren. Da, wo dem Unionismus eine Gegencoalition gegenüber stand, gereichte das feindselige Auftreten der Gewerkvereine den Arbeitern stets zum Verderben. In dieser Hinsicht ist der bekannte Strike der Waldenburger Bergarbeiter im Jahre 1869 besonders lehrreich. Wenn der Herr Uebersetzer in einer seiner Anmerkungen von dieser Affaire sagt, es sei vielleicht noch bei keinem Strike Recht und Billigkeit so unzweifelhaft auf Seiten der Arbeiter gewesen, so steht dies keineswegs im Einklange mit dem, was Herr Thornton über die gegenseitigen Verhältnisse von Unternehmern und Arbeitern so überzeugend ausspricht. Dem gesetzlichen Rechte der Arbeiter, sich zu Gewerkvereinen zu verbinden, steht das nicht minder gesetzliche Recht der Unternehmer gegenüber, die Mitglieder der Gewerkvereine von der Arbeit auszuschließen. Die Waldenburger Grubenbesitzer machten von diesem Rechte Gebrauch; die Arbeiter glaubten, von dem ihrigen nicht ablassen zu können. Es kam also darauf an, welche Coalition ihre Rechte am längsten zu vertheidigen im Stande war. Die Coalition der Unternehmer, das Capital, gewann den Sieg.

Dies liegt in der Natur der Verhältnisse. Wenn die Umstände das Capital, die Unternehmer, zwingen werden, dem Unionismus vereinigt entgegenzutreten, so wird Coalition gegen Coalition zu ebenbürtigem Kampfe dastehen. In diesem Falle muß der erobernde Einfluß der Gewerkvereine ein Ende finden, und die Lösung der Arbeiterfrage wird nicht um einen Schritt gefördert sein.

Dies ist es nicht allein, was den Unionismus in seiner jetzigen Form bedenklich erscheinen läßt. Noch bedenklicher ist der Terrorismus, durch welchen der Arbeiter als Individuum beeinflußt wird. Nicht nur der Terrorismus der Unionisten gegenüber denjenigen Kameraden, welche zögern, sich den Gewerkvereinen anzuschließen, ein Terrorismus, welcher sich nicht selten schon mit dem Verbrechen verbunden hat und in jedem Falle die unionistischen Forderungen der persönlichen Unabhän-

gigkeit des Arbeiters im seltsamsten Lichte zeigt — nein, sondern auch der Terrorismus gegen die Vereins-Mitglieder. Wenn nicht alle, so doch viele Gewerkvereine in England gehen darauf aus, die Löhne nicht nach der Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters, sondern nur nach der aufgewandten Zeit zu normiren; es wird in den Statuten vorgeschrieben, daß kein Arbeiter rascher und besser als ein anderer arbeiten, kein Arbeiter sich Ueberverdienst durch längeres Arbeiten erwerben darf u. s. w. die Vorschriften gehen soweit, daß sie feststellen, wie rasch oder vielmehr wie langsam der Arbeiter sich bewegen, welche Dienstleistungen er verrichten oder unterlassen soll u. s. w. Man würde diese Vorschriften pedantisch nennen können, wenn sie nicht so eng mit dem Systeme zusammenhingen. Aber welche Folgen hat ein so aufgerichtetes System? Es zerstört die individuelle Selbständigkeit, es vernichtet das Streben des Einzelnen, sich durch eigene Kraft seine Existenz zu verbessern, es legt den Trieb des guten Arbeiters lahm, seine Geschicklichkeit in seinem und der Seinigen Interesse zu verwerthen. Die Gewerkvereine sind auf dem besten Wege, ihre Mitglieder in den Zustand bloßer Herden zurückzuführen. Auf diesem Wege, mögen sie im Uebrigen immerhin auf bessernde Disciplin halten, ist ihr Werk ein verderbliches, das ganze System ein Rückschritt.

Einen entschieden vortheilhafteren Einfluß auf die individuelle Entwickelung der Arbeiter hat das System der „Industrial partnership". Dies System ist, als im gleichen Interesse der Unternehmer und Arbeiter liegend, nicht genug zu empfehlen. Leider ist es, wie Herr Thornton treffend ausführt, nicht auf alle Fälle, sondern nur da anwendbar, wo der Arbeitslohn den Hauptposten unter den Ausgaben des Geschäfts bildet. Aber gerade in solchen Geschäften wird ja eben die Arbeiterfrage immer brennender! In Deutschland ist man mit der Anwendung des Systems viel zu ängstlich; man meint, daß, wenn die Arbeiter am Reingewinn theilnehmen, sie auch den etwaigen Verlust mit tragen müßten. Diese Bedenken zerstreut Herr Thornton in überzeugender Weise. In denjenigen Geschäften nämlich, in denen sich das System am besten bewährt hat, haben die Arbeiter nicht an dem eigentlichen Gewinne, sondern an dem Mehrgewinne Theil, welchen sie selbst durch vermehrte und bessere Arbeit schaffen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die so betheiligten Arbeiter in Jahren ohne Mehrgewinn nicht allein ohne Weiteres auf ihren Zuschuß verzichten, sondern, bessere Zeiten erhoffend, sich sogar gern eine Herabsetzung des eigentlichen Lohns gefallen lassen. Die glänzendsten materiellen und moralischen Resultate haben mit diesem Systeme in England die Grubenbesitzer Gebr. Briggs erzielt. In Deutschland ist das System von einer Reihe großer Etablissements, u. a. von Krupp in Essen, mit bestem Erfolge adoptirt worden. Möge es rasch noch recht viele Freunde sich erwerben! Hierauf sollten die Gewerkvereine ihr Bestreben richten; bald würde dann der Krieg in der Industrie sich in glücklichen Frieden verwandeln.

Die Versuche, die Arbeiterfrage zu lösen, müssen so lange mißglücken, als man dabei von der Ansicht ausgeht, daß das Loos der Arbeiter, als einer besondern Klasse in der menschlichen Gesellschaft, gebessert werden müsse. Man muß vielmehr auf das Individuum einwirken, um es zu befähigen, sich entweder aus seiner bisherigen Sphäre herauszuheben, oder Capital und Arbeit in sich zu verbinden. Hierzu bietet das System der Productiv-Genossenschaften die Gelegenheit, und auch Herr Thornton bezeichnet dieses System als die einzige Lösung der Frage. Leider stehen die Arbeiter durchschnittlich noch zu weit unter dem Niveau derjenigen Bildung, welche zur allgemeinen und glücklichen Durchführung des Systems erforderlich ist. Die meisten Productiv-Genossenschaften kränkeln an dem Fehler, daß sie gerade zu denjenigen Arbeiten in ihrem Geschäfte, zu deren Verrichtung Intelligenz die nothwendige Bedingung ist, fremde Hülfe heranziehen müssen. Ueber diesen Umstand geht Herr Thornton merkwürdig leicht hinweg. Und doch ist derselbe so wichtig, daß man den Arbeitern vor Allem zurufen muß: Erwerbt Euch Bildung — ohne Bildung — keine Erlösung!

G. H.

Holland.

Rückblick auf die holländische Literatur im Jahre 1870.

Kirche und Schule.

Jeder Holländer ist ein geborener Theolog; darum darf es nicht Wunder nehmen, daß die religiösen, erbaulichen, polemischen, exegetischen Schriften der Zahl nach alle übrigen erschienenen Werke bei weitem übertreffen. Leider findet sich darunter viel Tendenziöses, Weichlich-Modernes und Frömmelndes. Von wirklich Bedeutendem ist nur Weniges zu melden. Prof. Dr. L. W. E. Rauwenhoff in Leiden ließ seiner Rede auf Anlaß des Concils in Rom (8. Dec. 1869) „Katholicismus und Ultramontanismus", in welcher er auf die Bedeutung dieses Hauptstücks in der Geschichte der Gegenwart aufmerksam macht, „de actualiteits-politiek van de Synode der Ned. hervormde Kerk in het jaar 1870" folgen. Der Vorkämpfer und Vertheidiger des ethischen Determinismus als Grundprinzip der reform. Kirchenlehre, Prof. J. H. Scholten, ebenfalls in Leiden, dessen Hauptzwecke auf dem Gebiet der theologischen Kritik im Geiste der Tübinger Schule (Het evangelie naar Johannes en de oudste getuigenissen aangaande de schriften des Nieuwe Testaments) durch vortreffliche Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt sind, repräsentirte die neuere protestantische Theologie durch eine neue Ausgabe seines epochemachenden Werkes: De leer der hervormde Kerk in hare grondbeginselen, und durch ein neues exegetisches Werk von höchster Bedeutung: Het Paulinisch evangelie; eine kritische Untersuchung des Evangelium Lucas, und dessen Verhältniß zu Marcus, Matthäus und der Apostelgeschichte. Aufmerksamkeit verdient auch sein Artikel in Het christelijk Album: Christendom en voortgaande ontwikkeling. Von dem vortrefflichen Kritiker A. Kuenen erschien der zweite Theil seines „Godsdienst van Israel tot den ondergang van den Jood'schen Staat"; es ist mir kein deutsches Werk bekannt, daß diesen Gegenstand so tief und gründlich behandelt, als das Kuenen's, der bereits durch sein früheres Werk über die Geschichte der Juden in den Niederlanden auch im Auslande rühmlichst bekannt ist.

Weiter gedenken wir noch der Studien en bijdragen op't gebied der historische theologie, gesammelt von W. Moll und J. G. de Hoog Scheffer. J. H. Maronier's Kerkleer en Christendom, Gedachten van Th. Parker, belebte auf's Neue das Bild, das A. Réville 1865 von diesem Sohne der amerikanischen Freiheit gab.

Da das schöne Geschlecht in Holland besonders zum „Theologisiren" geneigt ist, finden wir auch viele weiche, schwärmerisch christliche Ergüsse in meist schönrednerischer Form zur erbaulichen Lectüre weiblicher Theologen geschickt und bestimmt. Dazu gehören E. Laurillard's Oudejaars avondgedachten; de scherpste

doornen om het edelste hoofd; Geen dag zonder God, und vieles Andere. — Uebersetzungen von Uli der Knecht von Jerem. Gotthelf, von dem Sendschreiben des Paters Hyacinthe ꝛc. sind Aeußerungen der verschiedenen Richtungen auf dem Felde der geistigen Bewegung. Ganz antiquarisch, aber doch urgemüthlich grüßt uns eine Uebersetzung von Jung-Stilling's „Scenen aus dem Geisterreiche"; freilich erregen sie nicht mehr das Aufsehen und den Widerspruch wie vor 70 Jahren, aber auch im holländischen Gewande grüßt das Buch mit Stilling's mystischen, treuherzigen Augen. — Von dem geistreichen Katholiken, dem Dichter Alberdingk Thym, erschien in diesem Jahre nur, wie alljährlich, sein Volksalmanak voor Nederland. Katholieken

Der orthodoxe Groen van Prinsterer politisirte in seinen Nederlandsche Gedachten, wodurch seine Einwirkung auf Kirchen- und Schulangelegenheiten in den Hintergrund gedrängt wurde. Auch der durch sein „Sendschreiben an da Costa", wie seinerzeit Kant, schon als Jüngling mit einem muthigen Schritt mitten auf dem Kampfplatz erscheinende K. W. Opzoomer lieh seine Feder der politischen Bewegung. Seine Broschüre „Frankreichs Unrecht im Kriege von 1870" ist ebenso klar gedacht, als bündig gefaßt. J. de Bosch Kemper, der Herausgeber des „Volksblattes", der durch seinen steif-klassischen Stil, und wohl auch aus anderen Gründen unpopuläre Volksfreund, gab unter Anderem Vier Zonen uit het Volk in de 18. eeuw. Eine dankenswerthe Gabe!

Bedeutenden Einfluß auf die Literatur dieses Jahres übte die von den tüchtigsten Männern betriebene Gründung der sog. mittleren Töchterschulen. Nicht nur war die Polemik sehr lebhaft, sondern es erschienen auch, angeregt durch den zu hoffenden Erfolg jener Bemühungen, tüchtige Bücher fast jedes Unterrichtsfaches. Unter den direkt die Schulfrage berührenden Büchern steht obenan (schon Ende 1869 erschienen) die von Dr. Steyn-Parvé, Schulinspector für den mittleren Unterricht in Holland. Man kann sich keine gründlichere, liebevollere Eingehung in die Sache denken, als im vorliegenden Werkchen. Es bildete demnach auch den Ausgangspunkt für Zustimmung und Opposition. Leider ist die so frisch angeregte Schulfrage durch das neue Ministerium Thorbecke nicht besonders begünstigt worden; obgleich diese Schulen selbst „das kostbare Geschenk unseres Thorbecke für die Nation sind, die ihm schon so tief verpflichtet ist" (Lamping). Der Minister hält die Reichssubsidien für die Mädchenschulen für unnöthig, so daß nun jede Stadt selbst für ihre zu gründenden mittleren Töchterschulen zu sorgen hat.

Am meisten schienen sich die Literarhistoriker für dieselben zu interessiren. Jonckbloet, van Vloten, ten Brink, Verwijs bestimmten ihre neu erscheinenden Werke ausdrücklich zum Gebrauch der mittleren Schulen. Von der Literaturgeschichte des Erstgenannten erschien die Hälfte des zweiten Theils im Laufe des Jahres; darin die goldene Zeit der niederländischen Dichtkunst mit ihren Koryphäen Vondel, Hooft, Tesselschade, Huygens, Cats. Meine deutsche Ausgabe des zweiten Theiles erscheint sofort nach dem vollendeten holländischen Werke. W. B.

Belgien.

Zur Geschichte der französischen Wühlerei in Belgien.

Dr. Coremans in Brüssel berichtet in seiner bereits von uns erwähnten Skizze zur Geschichte der französischen Journalistik in Belgien (Zweep Nr. 14—17) Folgendes über das Erwachen der vlamischen Bewegung vor dreißig Jahren:

„Im Jahre 1840, als die vlamischen Provinzen wahrnahmen, man habe es systematisch darauf abgesehen, die letzten Keime ihrer Nationalität auszurotten, erwachten dieselben endlich aus einem nur zu lange dauernden Schlummer und entschlossen sich zu einem allgemeinen Bittschriften-Sturm in Sachen der vlamischen Sprache, welchen der verewigte J. Wolf in der Presse Libre von Brüssel als die Wiedergeburt, als die Auferstehung des Germanenthums in Belgien begrüßte. Hiermit begann die „vlamische Bewegung", welche in den Augen derjenigen, die die Nachäfferei Frankreichs als eine Pflicht für jeden wohlerzogenen Belgier ansahen, so verabscheuungswerth erschien.

Es ist überflüssig, zu berichten, daß unsere sogenannte „große Presse", geleitet von den Herren Franskiljons, diese vaterländische Bewegung, die mit den Zielen der französischen Regierung und den Umtrieben des Bureau de l'esprit public zu Paris in Widerspruch war, mit aller Macht bekämpften. Die armseligsten Sophismen, die kleingeistigsten Verspottungen des vlamischen „Jargons", welche von der Unwissenheit und der Bosheit auch heutzutage noch wiederholt werden, konnte man täglich in den antinationalen Blättern finden, die es sich, unter der Devise des Fortschritts, als Aufgabe stellten, durch die Verbreitung französischer Ideen in Belgien die politische Vereinigung dieses Landes mit Frankreich vorzubereiten.

Vergebens gaben sich wissenschaftliche Männer die Mühe, dieses Mengelmus von Ungereimtheiten zu widerlegen. Wie sehr auch die französischen Journalisten logen — und sie wiederholten dieselben Lügen, so oft ihnen auch widersprochen wurde — unsere große Menge von Unwissenden hörte nicht auf, ihnen, die im Namen der französischen Bildung sprachen, von Herzen zuzujubeln. Man wolle, behaupteten die Franskiljons, Belgien schwächen, indem man es in vlamische und in wallonische Provinzen theile und sich unaufhaltsam den Bürgerkrieg erkläre. Die Freunde der vlamischen Bewegung wurden als verkleidete Orangisten dargestellt! Nun, etwas Verleumdung ist allezeit nützlich in solchen Fällen.

In den darauf folgenden Jahren vermehrte sich der Einfluß der politischen Missionaire der Franzosen fortdauernd, ebenso die Zahl derjenigen, die, je nach den Umständen, die Rollen unter einander vertheilten. Diese wackeren Leute ließen sich stets jedem Geschmack anpassen. Sie waren zu allen Preisen zu haben, und man hatte nur das Aussuchen unter Royalisten, gemäßigten und Ultra-Demokraten, rothen Republikanern, Sozialisten, Liberalen und Katholiken aller Farben. Unter den verschiedensten Masken dienten sie allezeit einer und derselben Sache Frankreichs."

Germanen im Elsaß und in Flandern reichen sich die Hand.

Der Verfasser des deutschen Elsässerliedes: „Die Wacht auf den Vogesen", Herr Dr. Gustav Mühl in Straßburg, hat an die Redaction der Brüsseler Zweep ein Schreiben gerichtet, welches neues Licht auf die mit einander jetzt viel verglichenen, sprachlichen Zustände im Elsaß und in Flandern wirft, weshalb wir dasselbe hier, in einer Uebersetzung aus dem Vlamischen, folgen lassen:

„Straßburg, 6. April 1871.

„Geachteter Herr Hauptredacteur der Zweep!

„Unlängst empfing ich durch die Redaction der Straßburger Zeitung eine Nummer Ihres hochgeschätzten Blattes, worin sich

eine schöne Uebersetzung meines Gedichtes „Die Wacht auf den Vogesen“ befindet. Haben Sie die Güte, dem Brüsseler Uebersetzer, der, wie ich vermuthe, selbst Dichter ist, meinen herzlichen Dank dafür zu bezeugen. Ich verbinde damit einen Gruß an die Vlamingen alle. Sämmtliche Artikel in dieser Nummer Ihrer Zweop erinnern mich unwillkürlich an die Zustände unserer bisherigen Verbindung mit Frankreich, als wir unter dem Einflusse der Sitten und Gewohnheiten dieses Landes uns befanden, was mir Gelegenheit giebt, Vergleiche mit dem französischen Hofmeisterthum anzustellen, das sich den Vlamingen in Belgien so gewaltsam aufdrängt. Hier und in Deutsch-Lothringen wurde das Volk systematisch von aller deutschen Kultur, von allen deutschen Quellen zurückgehalten. Diejenigen, die das Mutterland noch liebten und hochhielten, waren Ausnahmen — so weit hatten es die Franzosen schon zu bringen verstanden! In diesem Augenblicke jedoch empfinden wir bereits bessere Zuneigungen, die sich, je nachdem die Reichsregierung bestrebt sein wird, berechtigte Anforderungen zu erfüllen, vergrößern werden. Wir leben jetzt der besten Hoffnung, und wir wünschen, daß auch Ihre edelen Bemühungen zur Wahrung Ihrer Selbständigkeit von Erfolg sein mögen. Den trefflichen Vlamingen, unseren treuen germanischen Brüdern, die sich von jener französischen Scheinbildung losmachen wollen, um durch ihre eigenartige Entwickelung groß zu werden, Ihnen Allen rufe ich meinen innigsten, brüderlichen, germanischen Gruß zu, in der Hoffnung, daß Sie endlich Ihren sittlichen Prinzipien den Sieg verschaffen werden. Mit deutsch-elsässischem Händedruck

Dr. Gustav Mühl.“

Rußland.

Frankreich oder Deutschland?

Von A. Stronin.

II.

Wir fahren fort, aus der russischen Flugschrift von Stronin einige charakteristische Kapitel mitzutheilen, ohne natürlich damit andeuten zu wollen, daß wir die Ansichten des in manchen Beziehungen fehlgreifenden Verfassers überall theilen:

Die Ideale der Nationen.

Es wird interessant sein, zu ermitteln, welche Motive dem von uns gerügten Mangel an Entschiedenheit der russischen liberalen Zeitungen zu Grunde liegen. „Westnik Ewropi“ führt als Motiv hauptsächlich den Militarismus und den Feudalismus Preußens auf, mit welchen er nicht zu sympathisiren vermag und welche ihn also in Zweifel darüber erhalten, wie er sich entscheiden solle.

Was versteht man denn aber bei uns zu Lande unter Preußens Militarismus? Etwa, daß es nichts Anderes kennt als Krieg und von nichts Anderem zu existiren weiß? Dies würde jedoch mehr auf Frankreich, als auf Preußen seine Anwendung finden. Preußen hat noch durch Nichts bewiesen, daß ihm kein anderes Ideal vorschwebe, als das militärische, während Frankreich zur Genüge bewiesen hat, daß man darüber nicht mehr im Unklaren sein kann. England ist doch auch mächtig; das Ideal dieser Macht ist aber ein ganz anderes, als das Frankreichs, und zwar: Eroberung von Märkten, aber nicht von Territorien, das Verbreiten von Erzeugnissen und nicht von Kugeln, das Streben nach Vortheil, aber nicht nach Ruhm. So besitzt auch Deutschland sein eigenes Ideal, welches seinem eigenen Genius und seinen eigenen nationalen Errungenschaften entspricht: Und wenn es Deutschland ist, das sich durch wissenschaftliche Fortschritte kennzeichnet, so kann dadurch Niemand beeinträchtigt werden. Wenigstens muß man jetzt schon einsehen, daß es kein anderes Mittel giebt, um mit Deutschland erfolgreich zu ringen, als die Verbreitung der Aufklärung, und zwar nicht oberflächlich, sondern weit tiefer gehend, als wir es zu thun pflegen. Hieraus sieht man, daß das Ideal Deutschlands, auch ohne seinen Willen und ohne Einwirkung der Politik, seinen Einfluß auf uns ausübt. Wenn man jedoch hierbei unter Militarismus das versteht, daß die Dienstpflicht Jedem ohne Ausnahme obliegt, so ist das ein Mittel mehr gegen den Militarismus, als zu seiner Förderung. Wenn in einem Lande jeder Bürger Soldat ist, so ist dafür auch jeder Soldat Bürger. So ist das Ideal Deutschlands auch noch in anderer Hinsicht von gutem Einfluß.

Es ist wahr, diese Ideale, sowohl Englands als Deutschlands, sind nicht so glänzend, so romantisch, so prunkend als das Frankreichs; es ist wahr, daß die Aesthetik der Geschichte, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, einen Widerwillen dagegen besitzt; was kann man aber dafür, wenn im Alter jene Aesthetik schwindet und mehr prosaische Ideale entstehen? Diese Prosa widerstrebt im ersten Anfang der Aneignung: die Gewohnheit an die mehr poetischen Ideale thut noch das ihrige. Doch thut's auch der Fortschritt, welcher rücksichtslos das Ideal der Schönheit durch das des Nutzens ersetzt. Im Falle nun, abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß das mächtige Deutschland dasselbe wird, was das mächtige Frankreich wurde, wenn das Bewußtsein der Kraft das erste ebenso verblendet, wie das zweite davon verblendet wurde, dann kommt die Zeit, auch jenes zu hassen. Bis zu dieser Zeit aber schreitet es jedenfalls voran.

Den zweiten Stein des Anstoßes für die russische liberale Partei bildete das sogenannte Junkerthum Preußens. Doch auch dieses, wie der Militarismus, hatte in Frankreich seinen Ursprung. Die Aristokratie und das Ritterthum sind zwei leibliche Schwestern, und wo die eine von ihnen geboren ist, kann auch nur die andere zur Welt kommen. Die goldene Zeit für dieselben war das Mittelalter, der goldene Sitz von Beiden — Frankreich. Eben deswegen ist Frankreich so kriegerisch, weil eben dort die Aristokratie und das Ritterthum vorherrschend waren, oder auch umgekehrt: des vorherrschenden Militarismus wegen ist es aristokratisch. Wo hätten Ritterthum und Aristokratismus in einem Volke tiefere Wurzeln gefaßt, als in Frankreich, wo sie bis zu den Bürgern durchgedrungen sind in Form des point d'honneur, in Form von Duellen, in Form von Fanfaronaden, so daß der Charakter einer Gesellschaftsschicht sich zu dem der ganzen Nation herausbildete? Der Sturz der Aristokratie kann noch nicht als der Sturz des Aristokratismus in Frankreich angesehen werden, und zwar, weil alle Franzosen Aristokraten sein wollen, was natürlich die ältere Aristokratie nicht zuläßt. Nichts Aehnliches finden wir, weder bei den Engländern, oder bei den Deutschen; die Germanen sind von Natur bürgerlich, gleichwie wir ein Land von Bauern bilden.

Die letzte Schule.

Die große geschichtliche Katastrophe, genannt der Preußisch-Französische Krieg von 1870, beleuchtet übrigens unser altes Leben mit neuem Lichte. Indem sie in diesem Leben ein neues

Factum zu den schon bestehenden derselben Richtung hinzufügt, giebt sie uns bessere Gelegenheit, die schlechteren genauer zu erwägen und desto mehr dem Selbstbewußtsein nahe zu treten. So zum Beispiel sehen wir in der Tataren-Invasion nichts als Nacht und Finsterniß, kein Licht, keinen Sinn: Diese Wolke, welche ohne alle Noth über uns hereinbrach, hinderte vielmehr unsere Entwickelung und hinterließ nur einen Pesthauch in unserem Organismus. Andererseits gewahrt man bei unserem Volk nichts, als affenähnliche Nachahmung, keine selbstgestellte Aufgabe und auch keine Fähigkeiten zur Grundlage der Selbständigkeit. Alle anderen Völker arbeiteten selbständig an ihrer Civilisation und entwickelten daher auch noch mehr ihre Kräfte; wir dagegen nehmen nur Alles von den anderen an, und können deswegen unsere schaffenden Kräfte nicht weiter entwickeln .... Der Krieg von 1870, oder besser, seine unabweislichen Folgen dürften vielleicht im Stande sein, diesen dunkeln Seiten und Eigenschaften unserer Geschichte einen neuen Schatten zu verleihen.

Einige Vertreter unserer liberalen Presse meinen, wie es scheint, daß es für uns vortheilhafter ist, bei Frankreich zu lernen, als bei Deutschland. Die Leute dieser Meinung bedenken aber nicht, daß sie heute für das stimmen, was sie noch gestern bestritten. Die Folge des Krieges wird unzweifelhaft sein, daß wir von nun an nur bei Deutschland und niemals bei Frankreich lernen werden. Endlich wird das Vorangehen Frankreichs für uns seinen Werth verlieren; kein richtig denkender Mensch wird sich entschließen, um sich Kenntnisse zu sammeln, nach Frankreich zu gehen. Wozu können uns solche Lehrer von Nutzen sein, die ihrer eigenen Schule den Untergang bereitet haben? Ihre neue Firma aber, die republikanischen Aushängeschilder, welche sie sich zugelegt, bringen nichts Neues und sind nicht im Stande, die Sachlage im Handumdrehen zu verbessern: das jetzige Frankreich wird noch lange das jetzige Frankreich bleiben, bevor es ihm gelingt, seine Kinder zum Besseren zu erziehen, wenn es ihm überhaupt gelingt. Der Republik Frankreich passirt es nicht zum erstenmale, zu erwägen, welche Fahne sie ergreifen soll, wenn der Feind vor den Thoren steht, die rothe oder die dreifarbige, und warum gerade jene und nicht die andere; auch nicht zum erstenmale wird es sein, wenn sie von den Vereinigten Staaten Europas predigt; sie wird auch nicht zum erstenmale alle Denkmäler, Statuen und Symbole des Despotismus vernichten, ohne den Geist desselben auszurotten. Die Zeit, sich dadurch täuschen zu lassen, ist längst vorüber; höchstens lassen sich Kinder dadurch beirren, und auch die nicht auf die Dauer.

Mit Einem Wort, wir haben aufgehört, wenn auch nicht auf immer, so doch auf lange Zeit, dort Unterricht zu nehmen. Jetzt haben wir ein anderes Vorbild, einen anderen Lehrer. Ob derselbe aber besser ist? . . . Daß er weniger Kenntniß und Wissenschaft besitzt, — sagt natürlich Niemand; doch spricht Jeder davon, daß dort die Freiheit beschränkter und die Politik schlechter sei, indem man sagt: Die Freiheit ist beschränkter, weil die Gewalt auf das göttliche Recht sich beruft, weil die vollziehende Macht die gesetzgebende nicht beachtet; die Politik ist schlechter, weil die preußische Politik Deutschland zur Einigung zwingt und einverleibt, aber nicht einigt, wie z. B. in Hannover; weil sich diese Politik zum Kriege mit dem schwachen Dänemark erniedrigte; endlich weil Preußen das mittelalterliche Eroberungs-Prinzip erneuert und Elsaß und Lothringen ohne deren Zustimmung sich aneignet u. s. f. — Die gegenwärtig wirkende Constitution Preußens ist aber nur seine erste, und die preußische Regierung ist die erste, die constitutionell ist, und nicht die zehnte, wie in Frankreich; dabei ist nichts Wunderbares, wenn diese erste Regierung die Ideale der Freiheit nicht verwirklicht, während jene zehnte sich dessen viel weniger rühmen kann. Die Freiheit Preußens besteht erst 18 Jahre, und nicht 81 Jahre, wie die Frankreichs, und es frägt sich, wodurch ist sie schlechter, als die Frankreichs?

Es ist wahr, von der Freiheit Preußens kann man nicht solche effektvolle Sprünge vorwärts erwarten, wie wir es gegenwärtig bei Frankreich sehen; dagegen kann man auch keine solche Rückschritte in Deutschland erwarten, wie sie jeden Augenblick in Frankreich vor sich gehen. Die politische Freiheit Preußens entwickelt sich in der That langsam, dafür aber sicher und fest, und was es sich einmal angeeignet hat, das ist für immer geschehen. Wenn sich **Bismarck** vor dem österreichisch-preußischen Kriege den Kammern gegenüber diktatorisch benahm, so läßt sich das nicht als Prinzip, oder eine systematische Regel der inneren Politik hinstellen, sondern es war eine zu jener Zeit unumgängliche Nothwendigkeit.

Germanismus und Slaventhum.

Wenn wir auch leicht mit der sogenannten liberalen Ansicht fertig wurden, so ist damit nicht gesagt, daß es ebenso leicht ist, die Ansicht unseres Conservatismus zu bekämpfen. Sein Hauptmotiv, die Gefahr für unsere Ostsee-Provinzen, umzustoßen, oder als unbegründet zu erklären, ist allenfalls möglich, aber es ist nicht möglich, die Gefahr des Krieges überhaupt zu leugnen. Diese Frage drängt uns zur Frage in Hinsicht der Politik Preußens.

In dieser Frage muß man zweierlei vor Augen haben: entweder die nahe liegende oder die weiter entfernte Zukunft. Was das erste anbelangt, so ist der Gedanke an die Sicherheit gegen Preußen nichts als eine Chimäre. Weder ist die Gefahr seinerseits so nah und so sicher vorauszusehen, noch kann das eingegangene Verhältniß mit ihm dazu führen. Weder ist die orientalische Frage erledigt, noch sind unsere eigenen inneren Zustände consolidirt. Es ist wahr, in diesem Augenblick könnten uns vielleicht die gegenwärtigen Verhältnisse der Nationen eine Coalition gegen Preußen zu bilden gestatten: Oesterreich, Italien und England würden sich schwerlich davon ausschließen. Aber in der Nichtbenutzung dieser Möglichkeit müssen wir eine Gelegenheit suchen, Preußen seine uns erwiesenen Dienste doppelt zu vergelten. In dieser Möglichkeit müssen wir die Gelegenheit suchen, unsere Freundschaft zu bekräftigen, vorausgesetzt natürlich, daß Preußen jene Coalition nicht selbst veranlaßt. Diese Befestigung ist für uns ebenso nothwendig wie für Preußen: für uns, weil wir des Friedens bedürfen, für Preußen, weil es ohne uns in Europa isolirt dastehen würde (?). Es wäre daher sehr gut, wenn Preußen, nach dem Sinne des Sudebny Westnik, einen großen Theil unserer Gesellschaft dadurch beruhigen würde, daß es das Land bis zum Niemen uns abtritt (!). Wie unbedeutend diese Abtretung auch an und für sich ist, so würde dieselbe doch als Beweis gegen die Ansprüche preußischerseits dienen und außerdem unsere beiden Parteien zu seinen Gunsten stimmen. Dann wären der Friede und das Bündniß auf lange gesichert.

Etwas ganz anderes zeigt sich uns aber, wenn wir die weiter entfernte Zukunft in's Auge fassen. Ebenso wie bis jetzt der Romanismus und das Germanenthum fortwährend sich bekämpften, muß früher oder später das Germanenthum mit dem Slaventhum den Kampf aufnehmen, und zwar wird das ein

ebenso erbitterter Kampf und ein Kampf auf Leben und Tod sein. Was der nächste Anlaß dazu sein wird, ob das Baltische Meer, oder das Tschechen-Land, oder Posen, oder einfach wiederum die Hegemonie in Europa — das bleibt sich im Grunde gleich. Die Sache ist vorhanden, sobald die beiden entgegengesetzten Nationalitäten ihre Entwickelung bis zur äußersten Spitze getrieben und sich der Fülle ihrer Kraft bewußt sind, und sie werden dann natürlich nicht ermangeln, ihre Kräfte zu messen. Wer zuletzt den Sieg davon trägt — das ist übrigens auch ein nicht ganz undurchdringliches Geheimniß. Ohne das gegenseitige Ablösen und Sich-Ersetzen der Völker ist keine Weltgeschichte denkbar. Wenn der Romanismus durch das Germanenthum abgelöst wird, so bleibt Niemand übrig, das Letztere abzulösen, als das Slaventhum. Ueberdies haben wir ja einem viel stärkeren Andrang widerstanden, als wir noch viel schwächer waren; warum sollten wir ihm jetzt nicht widerstehen können, da wir viel stärker sein werden als früher. Deutschland erringt jetzt auch den Sieg, aber nach wie viel vorhergegangenem Unglück und Erniedrigung? Es ist nothwendig, daß uns der neue Lehrer nur, wenn möglich, seine Kultur zuführt, nicht aber das Gewehr halten lehrt. Unsere fernere Aufgabe sei also, den Launen des Glücks zu entgehen, d. h. dieselben entbehren zu lernen. Das Mittel dazu ist einzig und allein — die Civilisation. Ein Volk von siebzig Millionen im Bunde mit ihr hat nichts zu befürchten, aber auch nur im Verein mit ihr, nicht ohne sie. Wenn also der russische Conservatismus Deutschland fürchtet, dann muß er sich nicht so gegen die Civilisation stemmen.

Endresultat.

Wenn Benjamin Franklin unentschlossen war, Etwas zu thun und sich nicht helfen konnte, so nahm er zu folgendem einfachen Verfahren seine Zuflucht: er machte sich eine Bilanz aller Pro und Contra und stellte jedem Pro ein mehr oder weniger entsprechendes Contra gegenüber. Zeigte sich dann die eine oder die andere Ansicht, bei welcher er dem Pro kein Contra gegenüberstellen konnte, so entschied er sich für dieselbe. Wollen wir es auch damit versuchen und alle Pro und Contra in der Frage der Allianz mit Preußen aufstellen?

Es erhalten sich im Gleichgewicht:

Contra	Pro
1) Die Gefahr für die Ostsee-Provinzen und die Frage des Baltischen Meeres.	1) Die Gefahr durch die orientalische Frage und die Pontusfrage.
2) Die Dictatur Preußens in Europa.	2) Die Dictatur Frankreichs in Europa.
3) Die Gefahr des Militarismus und des Junkerthums in Preußen.	3) Dieselbe Gefahr ist eher von Seiten Frankreichs zu befürchten.
4) Die Gefahr der Bedrohung des Friedens durch die Erniedrigung Frankreichs.	4) Die viel größere Gefahr für den Frieden durch Frankreichs Stärke; nur die Starken sind gefährlich, nicht die Schwachen.
5) Die Gefahr eines starken Nachbars überhaupt.	5) Die Gefahr zweier anderen starken Mächte.

Auf diese Pro und Contra läßt der Verfasser dann noch eine Reihe von Fragen folgen, die zum Theil pueril, und zum Theil sehr weit hergeholt sind, und die wir, da er sie sämmtlich unbeantwortet läßt, hier nicht weiter berühren.

Kleine literarische Revue.

— **Faraday's Naturgeschichte einer Kerze.** Es giebt in der naturwissenschaftlichen Literatur eine Anzahl Schriften, welche man, ohne besondere Uebertreibung, zugleich populär und klassisch nennen kann. Hierher gehört auch die „Naturgeschichte einer Kerze“ von Michael Faraday,*) sechs Vorlesungen für die Jugend, aus dem Englischen übertragen von Lüdicke. Die klare, im wahren Sinne des Wortes allgemein verständliche Darstellung, die gebildete Sprache und die 53 ungemein instruktiven Holzschnitte geben dem Büchelchen von zehn Bogen einen Werth, welcher über den eigentlichen Rahmen, die bloße Beschreibung einer Wachskerze, bedeutend hinausgeht. In der That finden wir in diesen sechs Vorlesungen ein sehr reiches Material behandelt, welches, von der Kerzenfabrikation und ihren Stoffen ausgehend, die Theorie der Flamme und des Leuchtens, die Vorgänge des Verbrennens und alle seine Produkte, das Wasser in allen seinen Eigenschaften, seine Zerlegung durch Electricität u. s. w. und die Eigenschaften der aus ihm erhaltenen Gase, Sauerstoff und Wasserstoff, ferner in gleicher Weise die Luft und alle in ihr vorhandenen Gase, sodann das Athmen und seinen ganzen Vorgang in erschöpfender und durchaus befriedigender Weise beschreibt. Wir können dem Büchelchen nur eine freundliche Aufnahme bei unsern deutschen Lesern wünschen.

K. R.

— **Der Oberrhein in der deutschen Geschichte.** Herr Prof. A. Hausrath hat „die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte“**) zum Gegenstande eines lichtvollen Vortrages gewählt. Er zeigt uns, wie der Bund der Franken aus den kriegsberühmten norddeutschen Stämmen, aus den Cheruskern, Sigambrern und Chatten, hervorging, wie der Oberrhein sich seine Stellung erwarb, welchen Antheil er an den Kreuzzügen und an den Bewegungen des Mittelalters nahm, und wie sich seine Bewohner vom Joche der Orden und der geistlichen Bevormunder befreiten. Die oberrheinische, mit Einschluß der elsässischen Bevölkerung, schließt er seinen gehaltreichen Vortrag, gehört nach Charakter und Anlage, wie nach Abstammung und Temperament zusammen, und „auf beiden Seiten des Rheins wird man den Vortheil davon empfinden, daß der Natur der Dinge wieder ihr Recht wird“.

— **Bernhardi über die Sprachgränze zwischen Deutschland und Frankreich.*****) Der durch seine Sprachkarte von Deutschland rühmlich bekannte Dr. Karl Bernhardi hat als Ergänzung derselben eine kleine Flugschrift drucken lassen, welche die persönliche Theilnahme des Verfassers in den die nähere Abgränzung zwischen unserem Vaterlande und Frankreich berührenden Fragen an den Tag legt. Bernhardi faßt den Gegenstand mehr vom historischen Standpunkte auf, giebt nur allgemeine Perspectiven und hat das Detail in die seinem Schriftchen beigegebene graphische Darstellung verwiesen. Er schließt sich in dieser Hinsicht fast überall Richard Boeckh an, auf dessen verdienstvolle

*) Berlin, Robert Oppenheim.

**) Heidelberg, F. Bassermann, 1871.

***) Die Sprachgränze zwischen Deutschland und Frankreich ermittelt und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Mit einer Karte Cassel 1871, A. Freyschmidt. (16 S.)

Forschungen er sich im Anhange ausdrücklich beruft. Boeckh's Angaben werden aber durch die seinigen kaum irgendwie modificirt. Allerdings sind historische Untersuchungen wegen der epochenweisen Verschiebung der Sprachgränzen von hohem Werth, jedoch ist für den im Fache der elsässisch-lothringischen Geschichte und Heimatkunde Erfahrenen schwerlich abzusehen, inwiefern Karl Bernhardi die Sprachkarten Boeckh's und Kiepert's ergänzt oder berichtigt haben sollte? Unseres Erachtens, sind diese Leistungen durch keine anderen bisher übertroffen worden.

T. v. B.

— **Riemanns militairische Beschreibung des letzten Krieges.***) Die vorliegende Darstellung mit ihren Karten und Schlachtplänen zeichnet sich allerdings von den meisten bisher erschienenen Geschichten des Krieges, die in der Regel nur Zusammenstellungen nach Zeitungsberichten und amtlichen Rapporten, mit oder ohne Illustrationen, bilden, vortheilhaft aus. Militairische Sachkundige haben diese Arbeit, deren vorliegende erste Abtheilung bis zur Capitulation Napoleons III. nach der Schlacht von Sedan reicht, bereits genügend empfohlen. Aber auch dem Laien empfiehlt sich das Buch durch seine ebenso klare, als gediegene Darstellung. Man braucht nur einige der Karten, z. B. die Uebersicht der wichtigsten Märsche der deutschen Armeen bis zum Waffenstillstande, oder die beiden vergleichenden Pläne der Schlacht bei Sedan, beim Beginn des Kampfes und Nachmittags um 3 Uhr, sich anzusehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man es hier mit keiner gewöhnlichen Arbeit, sondern mit der eines militairischen Fachmannes zu thun habe.

— **Am Tage der Heimkehr.****) Herr Geheime Regierungs-Rath Carl von Salviati, der sich schon öfter und namentlich 1866 als patriotischer Dichter hervorgethan, hat „zur Friedens- und Siegesfeier nach dem Kriege mit Frankreich (1870 bis 1871)" unter dem vorgenannten Titel ein einaktiges Festspiel (den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt) herausgegeben, welches nicht nur durch die Kraft und Wärme deutscher Gesinnung, sondern auch durch eine edele gehobene Sprache und durch richtige Einsicht in das dieser dramatischen Gattung Eigenthümliche sich auszeichnet. Ein patriotisches Festspiel muß immerdar der Allegorie einen weiten Spielraum gewähren; das Dramatisch-Wirkungsvolle liegt hier in der Personification der patriotischen Ideale, und diese hat Herr von Salviati in seiner Dichtung veranschaulicht. Ueberdies verdient der humane Charakter derselben vollste Anerkennung. Es ist der Geist unserer klassischen Literatur, im Rückstrahl der Glanzepoche von Weimar, der aus den Versen des Autors redet. Möchte das Stück an dem wirklichen Tage der Heimkehr unserer Krieger an recht vielen Orten günstige Aufnahme finden! T. v. B.

— **Eine Canzone von Alb. Möser.*****) Von dem durch seine Gedichte und Sonette rühmlichst bekannten Verfasser lag uns schon seit längerer Zeit eine „Canzone auf den Tod" zur Beurtheilung vor, aber wir waren so sehr in Anspruch genommen von dem Wehen der gewaltigen Zeit, vom Lauschen auf den Klang der von jenem furchtbaren Schnitter so gewaltig geführten Sense, daß wir bis jetzt keine Zeit für eine Erwähnung dieses „Todtenopfers" für einen Einzelnen fanden. Jetzt, wo wir nach wiederhergestelltem Frieden uns des Errungenen freuen und die Verlorenen beklagen, erfüllen wir gern die Pflicht, eine Dichtung zu würdigen, in der es dem Dichter in so poetischer Weise gelungen, den Satz zu beweisen, daß der Tod nicht das Ende des Lebens sei.

Eine gleiche Pflicht erfüllen wir gegen Herrn Theodor Altwasser, dessen Gedichte*) ein wirklich eigenes frisches Talent, eine durch tiefe Gedanken gebändigte Empfindung und eine künstlerische Formvollendung verrathen.

*) Der französische Feldzug 1870—1871. Militairische Beschreibung von A. Riemann. Erste Abtheilung (224 Seiten mit 10 Karten). Hildburghausen, Bibl. Institut. Pr. 20 Sgr.

**) Berlin 1871, Verlag von Gustav Hempel. (30 S.)

***) Leipzig, Heinrich Matthes.

*) Breslau, Eduard Trewendt.

Literarischer Sprechsaal.

In Meister Drake's Werkstatt im Thiergarten, unfern von der aus der letztern vor einem Vierteljahrhundert hervorgegangenen Statue des Königs Friedrich Wilhelm III. mit dem klassischen Kreisrelief der vier Jahreszeiten der Volksfamilie, befindet sich jetzt ein Monumentalwerk in Arbeit, das der großen Gegenwart Preußens würdig ist: nämlich die Riesengestalt der Borussia, welche die höchste Kuppe über dem Capitäl der Säule des Siegesdenkmals auf dem Königsplatz im Thiergarten schmücken wird. In der wissenschaftlichen Beilage (Nr. 18) des „Preußischen Staatsanzeigers" wird von diesem (noch nicht vollendeten) Kunstwerke folgende Beschreibung gegeben:

„Für die außerordentlich groß genommenen Verhältnisse der Säule, — welche sich etwa 120 Fuß hoch über einem Unterbau von 50 Fuß Höhe, dem quadratischen mit Reliefsfries gezierten Sockel und der kreisrunden granitnen Säulenhalle auf demselben erhebt, — mußten auch die Dimensions-Verhältnisse jener krönenden Gestalt ungewöhnlich mächtig gewählt werden. Sie wird bis zur Spitze ihres Adlerhelms 26 Fuß messen, also mehr als die Reiterstatue des Friedrich-Denkmals. Die Skizze und das kleine Hülfsmodell in Gips, welches vollendet in Professor Drake's Atelier steht, veranschaulichen die spätere Erscheinung der Kolossalgestalt. Diese Borussia ist ein hohes junges Weib von edlen und mächtigen Formen. Ihre Gestalt erscheint nicht in Waffenrüstung, sondern bekleidet mit antikem Gewande, das über dem Peplum durch einen an der Brustseite breiter werdenden Gürtel oberhalb der Hüften zusammengefaßt wird. Diesen Gürtel schmückt in der Mitte das Relief eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen. Die Gestalt ruht leicht schwebend auf dem linken Fuß. In der Hand des etwas zurückgezogenen linken Armes trägt sie eine in großen Falten flatternde Fahne. Die rechte Hand ist hoch erhoben und hält einen Lorbeerkranz."

„The Nation," das Journal der gebildeten Stände von Newyork, spricht mit großer Anerkennung von dem am 10. April veranstalteten geschmack- und eindrucksvollen, großartigen und imposanten Festzuge der Deutschen der amerikanischen Hauptstadt zur Feier des Friedens. Etwas Aehnliches sei, trotz

der zahlreichen Schaugepränge, die hier schon stattgefunden, in Newyork noch niemals gesehen worden. „There was taste, enthusiasm and respectability in the best sense of the word.“ „Wenn wir wahrnehmen,“ fügt das genannte Blatt hinzu, „welche ungeheuere, politische und sociale Macht Deutsch-Newyork ist, wenn wir ferner erwägen, daß die Deutschen nirgends bei der Corruption unseres städtischen Gemeinwesens betheiligt sind, dann müssen wir uns wundern, daß sie nicht längst schon durch ihr Votum die Clique unserer Stadtverwaltung mit ihren verderblichen Creaturen hinweggeschwemmt haben. Verbunden mit unseren einsichtigeren Republikanern, könnte Deutsch-Newyork den Staat und die Stadt vollständig reformiren.“ „The Nation“ weiß sich die politische Passivität der Deutschen Newyorks nur dadurch zu erklären, daß diese, angeekelt von dem Parteitreiben der wilden Demokratie, sich in eine isolirte Stellung zurückgezogen haben, wozu noch kömmt, daß den wohlgesinnten Yankees der Mangel an Respekt der Deutschen für die strenge Sonntagsfeier ein Greuel ist und sie daher gar nichts thun, um das Votum derselben für die Sache des respektabeln Bürgerthums zu gewinnen.

Melchior Meyr, der liebenswürdige Dichter der „Dorfgeschichten aus dem Ries“, dessen religiös-philosophische Gedichte „Die Religion des Geistes“ wir in unserem Blatte vom 22. April (Nr. 16) angezeigt, ist an demselben Tage in München mit Tode abgegangen, wo ihm während seiner Krankheit, sowie nach seinem Ableben, die allgemeine Theilnahme und der Schmerz aller Edeln und Gebildeten folgte. Er, der mit den Waffen des Geistes für die ewigen Ideen der göttlichen Gerechtigkeit und der Humanität gegen die Selbstsucht des Materialismus, wie gegen die Seligmacherei der Unfehlbarkeit, kämpfte, ist gerade jetzt seinem baierischen Vaterlande, aus dessen Volk er im edelsten Sinne des Wortes hervorgegangen war, in einem Augenblick entrissen worden, der für die kirchliche Richtung unserer süddeutschen Brüder von entscheidender Bedeutung zu werden verspricht. Mögen sie eines seiner schönsten poetischen Worte: „Die Religion des Geistes“ als ein heiliges Vermächtniß betrachten!

Wir haben zu berichtigen, daß der kürzlich (Nr. 16) erwähnte Brief von Lessing an Elise Reimarus nicht erst jetzt, sondern bereits im J. 1869, in dem von Rud. Zöppritz bei W. Engelmann in Leipzig herausgegebenem Buche „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß“ (Band II, S. 178, wo er als die „Perle“ dieser Sammlung von Briefen bezeichnet wird) zum erstenmale veröffentlicht worden ist. Die Betrachtungen, die Herr Prof. Ad. Stahr im „Salon“ an jenen Brief über Elise Reimarus knüpft, welche Letztere er in der Biographie Lessing's so hochgestellt hatte, nunmehr aber, nach Bekanntwerden dieses Briefes, aus welchem hervorgeht, daß sie den edeln Mann in Wolfenbüttel von dem in Hamburg über ihn umlaufenden Klatsch in Kenntniß gesetzt, als „eine gewöhnliche Frau im schlimmen Sinne des Wortes“ bezeichnet, wird gewiß kein Leser theilen, der die Verhältnisse unbefangen beurtheilt.

Entgegnung auf die Wiener Replik in Nr. 16.

Wo es sich um die hohe Politik der Staaten handelt, hat der Widerstreit der Meinungen ein allgemeines Interesse und zieht auch das Publikum an, weil es eben der Behandlung und der [illegible] von Völkern gilt. Nur darf dieser Widerstreit nicht persönlich werden. Was ich in dem Artikel: „Das Babel der Nationalitäten und der Ministerien“ in Nr. 13 des „Magazin“ zur Sprache brachte, bezog sich auf die Begebenheiten und auf die Zustände in Oesterreich. Mein Gegner in Nr. 16 antwortet darauf mit Anzüglichkeiten und Verletzungen. Er zeiht mich des Mangels an Redlichkeit und Besonnenheit und „warnt“ den Herrn Redacteur vor mir. Glücklicherweise habe ich von dieser Warnung nichts zu fürchten, denn gerade der Herr Redacteur selbst hat in einem kurzen, kernigen Artikel, „Nothruf aus Deutsch-Oesterreich“ (Nr. 8 d. Bl.), die undeutsche Politik des Ministeriums Habietinek-Jiretschek gekennzeichnet und die Deutsch-Oesterreicher des Schutzes ihrer Brüder im Deutschen Reiche versichert. Mein Gegner beweist mit seinen harten Auslassungen über mich nicht das Mindeste. Ich habe mich auf Thatsachen gestützt. Thatsache ist, daß das Bürger-Ministerium wegen nichtiger Vorwände ohne jegliche Begründung entlassen wurde. Thatsache ist, daß das Ministerium Potocki einige Wochen darauf auch verabschiedet wurde. Thatsache ist, daß selbst das jetzige österreichische Ministerium auch schon eine Veränderung erfahren hat, indem ein neuer Minister für Galizien ernannt wurde; ja während ich dies schreibe, spinnt sich eine Fehde zwischen dem Reichskanzler Grafen Beust und dem ungarischen Minister-Präsidenten Grafen Andrassy ab, die vielleicht mit dem Sturze des Ersteren endigen wird. Und so geht es leider in Oesterreich fort.

Der Replikant sagt: „Jeder Andere weiß und gesteht zu“, daß diese Entlassungen „aus verschiedenen, dem Monarchen ganz fremden (?) Ursachen“ stattfanden; — gerade jeder Andere weiß das nicht und am wenigsten gesteht er es zu. Die Entlassung der Minister hängt allenthalben, und in Oesterreich zumeist, von dem Entschlusse des Monarchen ab. Wir wollen übrigens dem Replikanten ein Beispiel bringen, wie man nicht die Minister leichthin verabschiedet. Hart an unserer österreichischen Gränze existirt ein Staat, der in den jüngsten acht Monaten die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllt hat. Dieser Staat hat eine Residenzstadt, genannt Berlin; in dieser Residenz amtiren zwei Minister, die durchaus nicht beliebt sind, gegen die das Abgeordnetenhaus dieses Staates wiederholt sein Mißfallen ausgesprochen; fast die ganze Presse des Landes eifert in ernsten und in heitern Auslassungen gegen die Wirksamkeit dieser Minister, aber — sie bleiben im Amte. Was mag wohl den greisen Kaiser Wilhelm bewegen, so fest an diesen Männern zu halten? Gewiß wohl der Grund, daß Er nicht gern mit seinen Ministern wechselt, weil Er weiß, daß ein Staat das häufige Wechseln der Regierung nicht gut verträgt. Was hat Preußen groß gemacht? Die stetige Pflege der Staats-Idee und das damit verbundene Zusammenhalten aller Volkskräfte. Was hat Oesterreich klein gemacht? Das gänzliche Vernachlässigen des Staats-Bewußtseins und die dadurch hervorgerufene Theilung und Absonderung seiner Völker. — „Die Freundlichkeit der Beziehungen“ zwischen Deutschland und Oesterreich werden weit mehr durch die slavisch-feudale Vergewaltigung der Deutsch-Oesterreicher, als durch irgend welche Journal-Artikel getrübt.

Der Verfasser des Artikels in Nr. 13, auch ein Deutsch-Oesterreicher.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mattbäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraß Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 13. Mai 1871. [№ 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Trendelenburg und der Darwinismus.

Bei dem Interesse, welches die Darwinsche Theorie fortwährend, weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus, erregt, und bei den vielfachen Erörterungen und Streitigkeiten, wozu sie Anlaß gegeben hat, verdient die Besprechung derselben in der kürzlich erschienenen dritten Auflage von Trendelenburgs „logischen Untersuchungen" (II. Th. S. 79 ff.) die allseitigste Beachtung. Wenn es die Aufgabe der Philosophie ist, die von den einzelnen Wissenschaften festgestellten Thatsachen zu einer einheitlichen Weltanschauung zu vereinigen, so wird gerade für den Darwinismus, der eine unermeßliche Fülle einzelner Erscheinungen auf einfache Gesetze zurückzuführen sucht, eine Kritik vom philosophischen Standpunkt wichtig sein. Dazu kommt, daß Trendelenburg die Bedeutung der neuen Hypothese für die Wissenschaft voll und ganz anerkennt und in der ganzen Darstellung einen möglichst objectiven Standpunkt festzuhalten sucht.

Zuerst werden die Grundzüge der Theorie mit ausgezeichneter Klarheit und Schärfe kurz dargestellt, wobei auf die doppelte Analogie hingewiesen wird, die ihr zu Grunde liegt: „Das Eine ist die Analogie in der Entstehung der Spielarten für die Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich, die Analogie der künstlichen Auslese zur Züchtung neuer Spielarten für die Annahme einer natürlichen Züchtung durch Auslese zur Hervorbringung neuer Arten. Das Andere ist die Analogie der die Kräfte weckenden und steigernden Concurrenz auf dem Markte des Lebens oder der Kriege um Macht in der Geschichte, für die um die Lebensbedürfnisse mit einander kämpfenden Thiere, welche in diesem Kampf ihre Kräfte erproben, vermehren und neue erwerben."

Nach der Darstellung der Grundzüge der Theorie würdigt Trendelenburg zunächst ihre wissenschaftliche Bedeutung: „Die Hypothese, in dem Zuge ihres Wesens die logische Einheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit suchend, und zwar auf dem eigentlichsten bedeutendsten Wege, dem Wege der Genesis, erfüllt bereits darin den Beruf einer Hypothese, daß sie den leitenden Gedanken für Beobachtungen und Nachforschungen und Vergleichungen hergiebt und dadurch, auch abgesehen von dem Erfolg ihrer metaphysischen Consequenzen, wissenschaftlich fruchtbar ist." Die darauf folgende Kritik zerfällt in zwei Abschnitte. Zuerst wird auf die Lücken hingewiesen, welche die Theorie noch innerhalb ihres eigenen Gebietes habe. Eine Urzeugung, welche von ihr consequenterweise vorausgesetzt werden müsse, sei noch nirgends nachgewiesen; die Fähigkeit der verwandten Geschlechter, fruchtbare Bastarde zu erzeugen, sei noch nicht in genügendem Maße dargethan; fraglich sei es ferner, ob die anzunehmenden Zwischenarten sich wirklich in den fossilen Resten finden; fraglich, ob das Prinzip der Anpassung im Kampf um das Leben und die Begünstigung der zufälligen Umstände zureichen, die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Arten in ihrer Form und Gliederung zu erklären; fraglich, ob die Vererbung allein aus der Materie verständlich sei. Trendelenburg meint ferner, daß es zu weit gegangen sei, wenn die Theorie in der Entwickelungs-Geschichte des menschlichen Individuums nur eine Wiederholung der Entwickelungs-Geschichte des blutsverwandten Wirbelthierstammes sehe. „Wäre in diesem Vorgang eine wirkliche Wiederholung und nicht bloß ein Durchgang durch die äußern Formen, so würde man erwarten müssen, daß z. B. das siebenmonatliche Menschenkind, wenn es geboren und gepflegt wird, ein Affe würde und nicht ein Mensch. Die äußere Gestalt kann's nicht thun, wenn das innen treibende Wesen ein anderes ist." Ob es gelingt, diese Lücken auszufüllen, muß der Fortgang der naturwissenschaftlichen Forschung zeigen.

Der zweite Theil erhebt eine principielle Opposition namentlich gegen die Ausbildung des Darwinismus in Deutschland. Ueber die Ideen des Urhebers hinaus wurde hier die Consequenz gezogen, daß alle Geschöpfe einen mechanischen Ursprung aus der Materie haben, und daß der ganze Vorgang der Entstehung sich lediglich aus wirkenden Ursachen erklären lasse. Dem gegenüber weist der Philosoph zunächst kurz darauf hin, daß der Materie, dem Princip der Vielheit gegenüber ein Princip der Einheit in dem Begriff oder der Idee oder dem Zwecke nothwendig sei. Sodann wird hervorgehoben, daß die Theorie nicht zeige, wie aus Unorganischem ein Organismus, aus Unempfindendem ein empfindendes Selbst werde. Der Kampf um das Leben sei ein Kampf um Zwecke, denn ohne solche sei kein Selbst zu denken. „In den Strebungen des Thieres, die aus Affekten, wie aus Furcht oder Zorn, entspringen, oder für Affekte, wie für die Befriedigung der Lust, geschehen, thun sich die inneren Zwecke des eigenen Wesens kund."

Ferner führe auch der Begriff der Anpassung auf den Zweck, es werde nur die Ausführung des Einen durchgehenden Zweckes in kleinste Schritte zerlegt. „Wenn es je dargethan werden könnte, daß sich durch die Anpassung und Vererbung im Kampf um das Leben aus dem Lichtpunkt der untersten Thiere das kunstreiche intelligente Auge des Menschen gebildet habe: so hätte der Eine Zweck Aeonen hindurch gewirkt und nach und nach in den kleinsten Ansätzen und Absätzen sein Ziel erreicht." Es bleibe alsdann zu erklären, wie durch Anpassung im Kampf um das

Leben der Sinn für das Harmonische und Schöne sich ausgebildet habe, das doch weit über das nackte Dasein hinausreiche. Der Kampf um das Dasein setze einen Keim voraus, der sich „wahre und wehre und mehre!" Lasse man aus einem solchen die ganze Reihe der Entwickelungen hervorgehen, so sei damit der Punkt des Anfangs nur zurückgeschoben. Selbst der Begriff des Individuums erfordere den Zweck, wenn man es als eine einheitliche Gemeinschaft erkläre, in der alle Theile nach einem bestimmten Plane thätig sind. Jedoch selbst einen Augenblick den Fall gesetzt, daß der Zweck nicht das erzeugende Princip sei, jedenfalls bleibt er das erhaltende, heilende, vervollkommnende Princip. Im Sinne des Ganzen wirkt die heilende Kraft der Natur, wirkt der Arzt wie der Erzieher. Richtiger aber ist es zu schließen, „daß Erhaltung und Erzeugung, die mit einander gehen, auch im Ursprung denselben Grund haben." Die Stetigkeit der Entwickelung nach Einem Ziele hin bürge für die Realität des treibenden Zweckes. „Das Schauspiel der Entwickelung, dem ein Gedanke zum Grunde liegt, ist größer geworden, aber der Gedanke herrscht im Zwecke nach wie vor." „Der Kampf ist der Erreger der Kraft, der Antrieb zur Erfindung, aber das in der Anpassung Gestaltende, das Erfindende und Erprobende ist weder im Kampf mitgesetzt, noch in der Materie als solcher zu finden, denn es ist ohne Zweck und Mittel nicht zu denken."

Wenn also Trendelenburg den Grundbegriffen der Theorie in wesentlichen Punkten entgegentritt, so ist er doch weit entfernt, sie als eine gefährliche anzuklagen und der freien Forschung der Wissenschaft entgegenzutreten: „Die Naturwissenschaft ist in ihrer Anschauung ungehindert, aus eigenem Bedürfniß ihren großen erfolgreichen Weg zu gehen; wer sie hindern wollte, müßte sich nicht bloß vergeblich ab, sondern hätte auch nicht das Vertrauen zu der Vernunft in der Weltordnung, welche die Wissenschaft erforscht. Was sie ergiebt, kann nur zeitweise oder nur anscheinend mit dieser im Widerspruch stehen."

Möge die Erörterung Trendelenburgs, die sich durch Gediegenheit des Inhalts, Klarheit der Form und Unbefangenheit der Stimmung gleichmäßig auszeichnet, namentlich unter den Naturforschern die Beachtung finden, die sie verdient. E.

Die antarktischen Regionen und die Beobachtung des Venus-Durchgangs von 1874.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 8. April hielt Herr Dr. Neumayer, der geachtete deutsche Gelehrte, der einige Jahre lang von der britischen Colonial-Regierung in Melbourne als Director der dortigen Sternwarte angestellt war, einen Vortrag über antarktische Forschungen und den Venus-Durchgang von 1874. Ausgehend von dem engen Zusammenhang, der zwischen geographischen Entdeckungen und der Entwickelung der Wissenschaften überhaupt obwaltet, gab der Vortragende zunächst einen Ueberblick über die Geschichte der antarktischen Entdeckungsreisen. Die Vorstellung von einem großen, den Südpol umlagernden Continent erhielt zuerst 1642 dadurch einen Stoß, daß Abel Jansen Tasman die nach ihm benannte Insel entdeckte und die Südküste von Australien umsegelte. Derselbe glaubte aber die Nordspitze des Südcontinents in Neu-Seeland gefunden zu haben, ein Wahn, der sich über ein Jahrhundert lang erhielt und erst durch Cook zerstört wurde. Dafür verlegte man, als Kerguelen-Land im Jahre 1771 entdeckt wurde, das Nordende des hypothetischen Südlandes nach dieser Inselgruppe, obwohl Cook an anderer Stelle schon bis etwa 71 Gr. S. Br. vorgedrungen war. Der Vortragende entwickelte nun, insofern die erste Reise Cook's durch ein wissenschaftliches Problem, die Beobachtung des Venus-Durchganges von 1769, veranlaßt war, die Bedeutung solcher Beobachtungen und die Nothwendigkeit, bei der bevorstehenden Wiederholung jenes kosmischen Vorganges dieselben wieder aufzunehmen. Hierbei legte derselbe ein Facsimile aus dem Tagebuche des Pater Hell vor, der im nördlichen Europa (zu Wardoe) gleichzeitig mit Cook beobachtete und gegen die von ihm veröffentlichten Resultate nicht unbegründeten Widerspruch erregte. Da nun, nach den Beschlüssen des deutschen Astronomen-Kongresses zur Beobachtung des Venus-Durchganges vom Jahre 1874 Stationen auf den Kerguelen- und Aucklands-Inseln errichtet werden sollen, so bietet sich Gelegenheit, auch die antarktischen Forschungen weiter zu führen. Die auf Grund der Cook'schen Entdeckungen gewonnenen Vorstellungen vom Südpolarlande blieben fast ein halbes Jahrhundert maßgebend. Erst die im Jahre 1819 unternommene Reise v. Bellinghausen's und Lasaref's brachte einige Erweiterungen. Aber den kräftigsten Impuls empfing die antarktische Entdeckungs-Thätigkeit wieder von einem neu auftauchenden wissenschaftlichen Problem. Es war die Frage des Erdmagnetismus, welche Beobachtungen in den Südpolar-Regionen wünschenswerth machte und eine Reihe neuer Entdeckungsfahrten dorthin veranlaßte. Unter diesen waren die folgenreichsten die drei des Sir James Roß, bei deren Resultaten unsere Kenntniß der Südpolargegenden seit 1842 im Wesentlichen stehen geblieben ist. Roß folgte einem warmen Strome südlich von Neuseeland, der es ihm ermöglichte, bis über den 78. Grad vorzudringen. Ein ähnlicher Strom scheint bei Graham's-Land zu laufen und hat Weddell begünstigt. Eine dritte Strömung dieser Art glaubt der Vortragende bei Kerguelen-Land annehmen und als Straße eines neuen Vordringens zum Südpol empfehlen zu können. Die äquatoriale Gränze des Treibeises weicht dort beträchtlich nach Süden zurück, es hält sich ferner dort eine Cetaceen-Art auf, welche nur in wärmeren Wassern gefunden wird. Wenn neue Untersuchungen hier in Angriff genommen werden, so wird wahrscheinlich der Südcontinent sich mehr und mehr in einzelne, durch Eiswälle verbundene Inseln auflösen. Kerguelen-Land wurde schließlich von Herrn Neumayer als derjenige Punkt in den antarktischen Regionen bezeichnet, von welchem sich am Geeignetsten, in geographischer Korrespondenz mit den von der russischen Regierung im nordöstlichsten Sibirien zu errichtenden Observatorien, die deutschen Beobachtungen des Venus-Durchganges würden bewirken lassen.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 6. Mai hat der Director der königlichen Sternwarte von Berlin, Herr Dr. Förster, in ergänzender Weise zu dem Vortrage des Herrn Neumayer, die Wichtigkeit der Beobachtungen des Venus-Durchganges von 1874 für die Verificirung tellurisch-astronomischer Maaß- und Anziehungs-Verhältnisse dargelegt. Beide Vorträge verdienen, wegen ihrer lichtvollen Erläuterung der im Jahre 1874 zu erwartenden, wichtigen Himmelserscheinung, die weiteste Verbreitung durch den Druck.

Zur Geschichte Preußens im Jahr 1806.

Unter den Abhandlungen der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur, „Jahrg. 1870" finden wir eine von W. Wattenbach mitgetheilte Correspondenz von Zerboni, Held

und Nieter mit dem Herausgeber des „Genius der Zeit", die auch weitere Kreise interessiren dürfte. Es ist dies ein Theil des handschriftlichen Nachlasses von W's. Großvater, dem Kammerherrn von Henning zu Ploen, der am Ende des 18., Anfang unseres 19. Jahrhunderts, daselbst den „Genius der Zeit" herausgab.

Viel zu wenig ist noch jene Periode erörtert und klargelegt worden, die zwischen dem Tode des großen Friedrich und den Jahren 1806/7 gelegen, die Keime des Verfalls, der in jener Niederlage von Jena, Auerstädt und ihre Folgen ans Tageslicht trat, entwickelte und zur Reife brachte. Glücklicherweise entfernen wir uns von dieser Zeit mehr und mehr, und werden dadurch zu einem freimüthigen Urtheil über dieselbe immer mehr befähigt. Es war die Zeit, in der das sich eben nach schwersten Kämpfen consolidirende Preußen mit dem Ballast großer polnischer Gebiete, den Provinzen Südost- und Neusüd-Preußen beladen wurde, deren Assimilation von vornherein sehr schwer durch die Wirthschaft mit den Domänen der Krone, die regellose Verwaltung des ganzen Landes fast unmöglich gemacht, und deren Verlust im Anfange dieses Jahrhunderts als der größte Vortheil für das preußische Staatswesen zu bezeichnen ist. Die Correspondenz, die uns vorliegt, umfassend die Jahre 1800 bis 1803 ist ein treues Spiegelbild der damals in diesen Gegenden herrschenden Verhältnisse und des preußischen Beamtenstandes der Zeit, treu, auch in sofern, als sie uns neben den verworfenen und verkommenen Mitgliedern einer erstarrten Büreaukratie, die Intelligenz, den Patriotismus, das so sehr erschwerte Empor- und Vorwärtsstreben, mit Einem Wort den, durch die Periode der Aufklärung großgezogenen idealistischen Impuls des besseren Theils der Beamtenwelt in den uns vorgeführten Persönlichkeiten, des Kriegsraths Zerboni, des Provinzial-Steuercontroleurs Nieter und des Herrn v. Held charakterisirt. Jeder von den Dreien repräsentirt eine besondere Species des aufgeklärten Beamtenthums, je nach Individualität und Charakter: Held, die unbesonnene und unpraktische Publikationssucht, die die ganze Welt für gerecht und gut und ihre Sache für nothwendig siegreich, weil sonnenklar, hält, eine Gattung Beamter, die damals meist nur in schwererer oder leichterer Internirung, öfters mit gänzlichem Ruin endeten; dann Zerboni, auch angesteckt von dem Publikationstriebe seiner schönen und edlen Ideen, von dem offenen Herausfordern der heimlich intriguirenden Gegner, doch endlich eines Besseren belehrt von besonneneren Freunden und sich in Resignation aus dem Staatsdienst in's Privatleben zurückziehend. Nieter endlich, der Mann der ruhigen Besonnenheit, des eisernen Amtsfleißes, auch er noch etwas angesteckt von den falschen Idealen der Aufklärerei, (so seine Briefe über die Freimaurerei) doch bedarf es bei ihm nur eines Worts zur rechten Zeit, um ihn auf die richtige Bahn zurückzuleiten. In Henning sehen wir einen hervorragenden aufgeklärten Patrioten, der thut was in seinen Kräften steht, um auf dem Wege der Presse jeden Mißbrauch geißeln, das nahende Verderben abwenden zu helfen. Es ist dies die Zeit jener Fluth von periodischen Zeitschriften, deren Name schon die Tendenz andeutet, die sie vertreten, jener „Annalen der leidenden Menschheit", auf die mehrmals hier Bezug genommen wird, unseres „Genius der Zeit" und einer Unzahl anderer, deren Geschick aber leider das war, was der ganzen Staatsverfassung bevorstand, baldiger Untergang. Was Preußen 1806 erlebte, die Auflösung des ganzen Staatswesens, es war symbolisch schon Anfang 1803 in dem Untergange dieses „Genius der Zeit" angedeutet, der trotz seiner edlen Tendenzen, nach kurzem Leben in's Grab hinabstieg. J.

Neue Erzählungen von Fanny Lewald.*)

Es giebt Erscheinungen in der Literatur, die keiner Empfehlungen, sondern nur einer Anzeige bedürfen, und zu diesen dürfen wir mit Recht die Arbeiten von Fanny Lewald rechnen, mag die geschätzte Schriftstellerin das von ihr mit so vielem Glücke gepflegte Gebiet des Romans und der Erzählung von Neuem betreten, mag sie, wie dies in den „Osterbriefen" und in „Für und wider die Frauen" geschehen, in klarer, besonnener Weise, auf reiche wohlbenutzte Erfahrung gestützt, soziale Mißstände in ungeschminkten Worten aufdecken und Rathschläge für deren Hebung und Beseitigung ertheilen. Die uns vorliegende Arbeit gehört zu der ersteren Gattung. In zwei Erzählungen „die Unzertrennlichen" und „die Pflegeeltern" haben wir wieder Gelegenheit zu beobachten, mit welchem Fleiße, welcher Gründlichkeit Fanny Lewald arbeitet. Da ist nichts von jener Hast, jener Ueberstürzung, denen wir in Novellen und Romanen so häufig begegnen; da werden dem guten Glauben des Lesers keine Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zugemuthet; er wird nicht durch Promenaden über Dächer und andere Sensations-Kunststücke neuer beliebter Schriftstellerinnen in Spannung versetzt, aber er erkennt in den kleinsten Zügen die geschickte und die fleißige Hand, welche durch Erziehung und weise Selbstbeherrschung die große Kunst erlangt, um ihrerseits den Stoff vollständig zu beherrschen, nicht von ihm beherrscht zu werden.

Fanny Lewald wird viel genannt als eine Vorkämpferin für die Frauenfrage; sie hat sich in dieser Beziehung vielfach Dank erworben, vielfach Anfeindungen und Hohn zugezogen, selbst ihr Vorname ist in einer witzigen oder witzig sein sollenden Weise von einem bekannten Volksvertreter, in einem für ein geachtetes deutsches Monatsheft geschriebenen Aufsatz gemißbraucht worden, welches Verdienst sie aber auch um die Sache haben mag, das höchste scheint mir das Beispiel. Fanny Lewald liefert den Beweis, daß eine Frau, wenn sie nur redlich will, zu arbeiten vermag wie ein Mann, d. h. gründlich, ausdauernd, wissenschaftlich oder wie sie sich in ihrer Lebensgeschichte so treffend ausdrückt „mit dem Schurzfell." Sie giebt den Frauen das Beispiel wie sie arbeiten, wie sie sich für einen Beruf vorbereiten müssen, wenn sie in demselben Tüchtiges leisten, den Männern gleichgeachtet sein wollen.

Was nun die uns vorliegenden Erzählungen betrifft, so würden wir durch ein ausführlicheres Referat über dieselben dem Leser den Genuß verkümmern, denn der im Grunde einfache Inhalt derselben erhält seinen Duft und Werth durch die Art und Weise wie er erzählt wird. Die erste Erzählung behandelt mit einer sehr geschickten Benutzung der Ereignisse des Jahres 1866 die Geschichte zweier „unzertrennlichen" Jugendfreunde, die beide glücklich aus dem Feldzuge heimgekehrt, einen viel ernsteren Feldzug beginnen müssen gegen die eigene Leidenschaft, welche den beiden Freunden beinahe die Waffen der Duellanten in die Hand giebt. Beide lieben dasselbe schöne und liebenswerthe Mädchen; da sie einander nicht tödten wollen, so loosen sie, wer das Feld räumen soll, und es ist ein ebenso poetischer, wie versöhnender Schluß, daß Derjenige, welcher freiwillig in die Verbannung geht, der Bevorzugte ist und nun von Dem, für den er sich geopfert, zurückgerufen wird.

Auch die zweite Erzählung behandelt eine Verirrung des Herzens seitens edler Naturen, die Liebe oder besser die augenblickliche Neigung einer älteren Frau für einen jungen Mann

*) Berlin, Otto Janke, 1871.

und eines älteren Mannes für ein junges Mädchen, während dieses junge Paar einander liebt. Die Beziehungen der einzelnen Personen — der ältere Herr ist der Pflegevater des jüngern, die beiden Frauen stehen in ähnlichen Verhältnissen zu einander — so wie die Empfindungen jedes Einzelnen sind mit großer Feinheit geschildert, der Schluß ist befriedigend, das Ganze ein kleines Meisterstück der Psychologie; dennoch fühlen wir uns von der ersten Erzählung noch wohlthuender angemuthet.

J. H.

Frankreich.

Paris und die Commune von 1792 und 1871.

Die Gesellen, die in Paris, als Leiter der „Commune", den Völkern beider Hemisphären ein für Frankreich so schmachvolles Schauspiel geben, können sich in ihrem unsinnigen Beginnen nicht einmal mit dem Ruhme der Originalität ihres Unternehmens schmücken. Was sie in Scene setzen, ist kaum etwas Anderes, als ein mutatis mutandis bewerkstelligter Abklatsch der insurrektionellen Commune von 1792 und der sozial-communistischen Raserei von 1848. Originell ist nur die Unklarheit des Programms, das die Leiter der modernen Commune für ihren Plan, Paris zur Herrscherin von Frankreich zu machen, ausgegeben haben. Marat und Genossen gingen auf dasselbe Ziel los, befleißigten sich jedoch in Wort und That einer entschiedeneren Deutlichkeit. Hat die Geschichte nun Marat keinen glimpflicheren Beinamen als „das Scheusal" zu verleihen gewußt, so wird Herr Pyat, oder wer sonst das Recht beansprucht, sich als Herrscher der Commune Paris hinzustellen, der Geschichte nicht zürnen dürfen, wenn sie nur deshalb, weil sie ihr Vorbild nicht bis zur permanenten Verwendung des Schaffots, sondern bloß bis zur militairischen Menschenschlächterei, bei offizieller Plünderung von Paris, erreicht haben, für sie keine schmeichelhaftere Bezeichnung erfinden mag.

Wir behalten uns vor, auf den Zusammenhang der gegenwärtigen communistischen Irrenhaus-Tragödie mit den Tollheiten von 1848 einen vergleichenden Blick zu werfen, während wir in Nachstehendem eine Parallele des 18. März 1871 mit dem 10. August 1792 liefern. Beide Insurrektionen hatten die Zweideutigkeit des Chefs der Exekutive zum Vorwande. König Ludwig XVI. war freilich so weit gegangen, zu seiner persönlichen Rettung mit dem Auslande zu conspiriren; der gegenwärtige Chef der Exekutive in Frankreich beschränkte sich darauf, mit den verbannten Prätendenten seiner geheimen Wahl zu liebäugeln. Gleichviel: in beiden Fällen war „Verrath" das verhängnißvolle Stichwort. — 1871 wie 1792 sind „die Preußen" bei der geschichtlichen Aktion betheiligt: damals als die Provocirenden und späteren Besiegten, jetzt als die Provocirten und nun ruhig zuschauenden Sieger. Jetzt wie damals hat die Insurrektion sich nur dadurch in den Besitz der Macht setzen können, daß diejenigen, welchen die Waffen zum Schutze des Gesetzes und der Ordnung in die Hand gegeben waren, das Bewußtsein ihrer Pflicht verloren und charakterlos sich den Insurgenten in die Arme warfen. Jetzt wie damals stiegen über Nacht unbekannte Männer aus ihrem bisherigen Dunkel auf und bemächtigten sich durch Ueberraschung der Gewalt, mit welcher sie nichts anzufangen wußten, als sie durch Mißbrauch zu schänden. Ja, und dies ist das Seltsamste, in beiden Fällen hat Paris, das „starke heilige Paris," die von Wenigen hervorgerufenen blutigen Missethaten in schweigender Unterwerfung über sich ergehen lassen!

Dies ist so seltsam, daß Edgar Quinet in seinem historisch-philosophischen Werke „La Révolution" der Frage, warum Paris bei dem viertägigen furchtbaren Blutbade Marats und seiner Henker, wenige Wochen nach dem 10. August 1792, in völliger Unthätigkeit blieb, ein besonderes Kapitel widmet. Da sich die damalige Erscheinung jetzt genau wiederholt hat, so finden wir, um sie zu erklären, in Quinet's Antwort auf jene Frage auch heute noch genügenden Anhalt.

„Man sage nicht, daß Paris sich mitschuldig gemacht habe," meint der berühmte, republikanisch gesinnte Autor, „es ist genug, daß es unthätig blieb. Der Grund dieser Apathie von nahezu einer Million Menschen während jener Menschen-Schlächtereien kann nur gefunden werden, wenn man den Ereignissen auf den Grund geht.

„Um das Mitleid erstarren zu machen, genügte es, daß die Metzeleien den Anschein eines Staatsstreichs annahmen. Die Blutmenschen, welche ruhig an der Pforte der Gerichtshäuser saßen und die Rolle der Richter spielten, die Municipalräthe, welche das Werk zu inspiciren kamen, die Schärpen, die gleichsam in das Blutbad getaucht wurden, die Henker, welche um das Tagelohn im Frohndienste der Mörder arbeiteten, diese Sicherheit in der Blutarbeit — dies Alles gab die Idee von einer administrativen Maßregel, welche im Namen der höchsten Autorität ausgeführt wurde. Mehr bedurfte es nicht, um den Besten den Gedanken zu rauben, sich einem officiellen Mordwerke zu widersetzen. Der Mörder waren nur eine Hand voll, alles Uebrige aber zitterte!

„Dies hängt mit einem Umstande zusammen, welcher in der Revolution oft wiedererscheint. Wenn die Furcht sich der Gemüther bemächtigte, dann trat in dem neuen Frankreich sogleich auch wieder das Temperament des alten Frankreichs hervor; man wurde taub gegen das Geschrei der Opfer, passiv gegenüber allen Tollheiten, wenn sie von einer Macht ausgingen, deren Entschlossenheit und Kraft man genugsam kannte. Die Franzosen waren unter dem alten Regime bei allen Unbilden geduldig geblieben, die ihre Augen geblendet hatten. „Lasset die Justiz des Königs walten," — bei diesem Worte senkten sich die Stirnen, beugten sich die Nacken; die meisten Rechtschaffenen schwiegen oder billigten wohl gar, was geschah. Dies war die Gewohnheit von Jahrhunderten.

„Als am 2. September 1792, beim Sturmläuten der Kirchenglocken, bei dem Gedröhne der Allarmkanone die Furcht in die Herzen einschlug, erzeugte sie dieselbe Unempfindlichkeit. Man hatte es nicht mehr mit dem Könige zu thun, aber immerhin mit der Autorität; und hier fühlte man unbestimmt das Dasein einer neuen Gewalt, der „Commune", die am 10. August ihre Kraft gezeigt hatte und sie in den administrativen Gerichten des 2. September in noch furchtbarerem Grade zeigte. Bei dem bloßen Gedanken, daß die Autorität ihre erhabene Hand in den Metzeleien habe, nahmen letztere einen anderen Namen an. Die Blutmenschen waren nicht mehr bloße Agenten; der stolzeste Muth sank. Der alte Adam war mit seiner Furcht vor der Autorität wieder da. Es ist wahr, man ging nicht beim ersten Coup so weit, Beifall zu jauchzen; aber die Herzen versteinerten, man gab sein Urtheil auf. Bürger, Arbeiter, das Volk hielt sich zurück in den Häusern; man wartete, gleich den Vorfahren, ab, bis das Gericht der Commune vorübergegangen sein würde.

„Wenn man in diese Häuser hätte eintreten können, so

würde man schweigende, verstörte, zwischen den entgegengesetzten Objekten der Furcht hin und her schwankende Menschen gefunden haben. Die kühnsten unter ihnen theilten sich mit leiser Stimme ihre Wahrnehmungen mit. Man hatte den General-Procurator, Syndikus Manuel, mit dem Mitgliede des Großen Raths Billaud-Varennes, an der porte de l'Abbaye kommandiren sehen; beide hatten die municipale Schärpe getragen. Es ist also die „Commune", die sich an die Spitze gestellt hat! Um so zu handeln, hat sie ohne Zweifel ihre guten Gründe! Manuel, Billaud-Varenne, was sind das für ehrenwerthe Männer! Es waren unterrichtete, treue, jedes Vertrauens würdige Beamte; auch der Tüchtigste trug kein Bedenken, sein Urtheil dem ihrigen zu unterwerfen. Und wozu hatte man denn Behörden, wenn man nicht gerade in so schwierigen Fällen auf sie bauen sollte? Man bleibe also ruhig; ruhige Leute haben niemals etwas zu fürchten; warum uns auch in Dinge mischen, die uns nichts angehen? . . ."

„So, in den verschiedensten Variationen, sprach man am 2., 3., 4. und 5. September 1792, wenn man zu sprechen wagte. Es sind dieselben Ausdrücke, die man zu allen Zeiten unserer Geschichte gehört hat, wenn Gewalt oder List sich an die Stelle der Gerechtigkeit aufgeschwungen hatte. Und wenn wirklich Jemand in seiner Humanität so weit ging, die Offiziere der Nationalgarde zur Hülfe für die Opfer der Blutgier aufzufordern, war die Antwort stets dieselbe: „Wir haben keinen Befehl!" Sie hatten allerdings keinen Befehl, die Hand der Würger aufzuhalten, und treu ihrer Weisung, blieben sie unbeweglich, Gewehr bei Fuß; Ströme von Blut flossen, doch sie beendeten ihren Rapport stets mit dem Worte: „Nichts Neues!"

„So blieb Paris während fünf Tagen taub bei dem Todesgeschrei der Opfer, bei dem Geheul der Mörder. Fast eine Million Menschen stopften sich die Ohren zu, um nichts zu hören. Die Seele eines Marat schwebte fünf Tage lang über Paris, und Paris schien nichts zu merken. Wie gesagt, die Furcht hatte den alten Servilismus wieder erweckt und der Servilismus erstickte wie immer das Mitgefühl. . . ."

Ist es nicht, als ob diese Worte nach den Ereignissen der letzten Monate der französischen Geschichte geschrieben worden wären? Paris, dessen Einwohnerzahl sich seit jenen Septembertagen mehr als verdoppelt hat, läßt wiederum eine Tyrannei über sich ergehen, welche die stärkste Satire auf das stolze Staats- und Nationalbewußtsein der heutigen Franzosen ist. Es läßt mit sich spielen, wie es im Jahre 1792 mit sich spielen ließ, und die Phrasen von der Heiligkeit, von der Unantastbarkeit der Hauptstadt der Welt sind dem Zittern vor einigen kecken und gewissenlosen Abenteurern gewichen. Paris ist bei dem ersten schwierigen Anlaß wiederum in das „Temperament des alten Frankreich" zurückgefallen, aber niemals, scheint uns, war der Fall nach dem Hochmuth tiefer, als diesmal.

Edgar Quinet ist ein ausgezeichneter Kenner seiner Landsleute. Warum, so fragt er, hat die „Revolution" (von 1789) ihre glänzenden Versprechungen unerfüllt gelassen? Er antwortet: Weil sie die nothwendige innere Umwandlung der Menschen nicht vollbracht hat. „Wollt Ihr wissen, ob eine Revolution zum Ziele gelangt ist oder nicht, so müßt Ihr nicht die Ereignisse, sondern den Menschen in's Auge fassen; denn er ist es, für welchen die Revolution gemacht worden ist. Findet Ihr, daß er nicht eine innerliche Umformung erfahren hat, so sagt kühn von dieser Revolution, daß sie nicht beendet, oder daß sie sich untreu geworden ist."

Dem so klar die Vergangenheit Frankreichs beurtheilenden Quinet ist der Schmerz nicht erspart worden, sein Urtheil in der Gegenwart durch unerbittlich sich vollziehende Thatsachen bestätigt zu sehen. Acht Jahrzehnde seit 1792, während welcher die Franzosen niemals aufgehört haben, die „großen Prinzipien der Revolution von 1789" im Mund und in der Feder zu führen, haben keine Umwandlung ihres Charakters zu Wege gebracht. Immer wieder kommt, bei geeigneter Gelegenheit, der Servilismus des „alten Frankreich" in ihnen zum Durchbruch. Ein Mann wie Edgar Quinet kann, zum Vertreter eines solchen Volkes berufen, der Erfüllung dieser patriotischen Pflicht nicht anders, als mit bitterer Verzweifelung im Herzen, sich widmen — wenngleich auch er nicht den moralischen Muth besitzt, in der Nationalversammlung mit einem offenen Bekenntniß hervorzutreten.

G. H.

England.

Ein Blick in Darwin's neuestes Werk.

Nun ist es wohl endlich wieder höchste Zeit, uns aus dem Schlachten - Getümmel, den Kriegs- und Revolutions - Berichten in friedliche Gegenden des Gedankens, der Wissenschaft und Kultur zu retten. Die Verluste durch den siebenmonatlichen Krieg, die darauf folgende rothe Revolution und die Militärverstärkungen in den meisten Ländern Europas mögen nach Milliarden auf Milliarden berechnet werden; sie sind noch immer gering gegen die Verwüstungen, welche diese Zeit auf den Gebieten des Kulturlebens, des wissenschaftlichen und praktisch wirthschaftlichen Fortschritts angerichtet haben und weiterhin noch verschulden werden. Ich möchte alle gebildeten Menschen, namentlich alle Redacteure und Männer der Presse fußfällig bitten, nun auch wieder den grimmig vernachlässigten Friedens-, Wissenschafts- und Wirthschafts-Interessen Gunst und Spaltenraum nach Kräften angedeihen zu lassen. Zunächst bitte ich diese Redaction und deren Leser sich einmal wieder um die große naturwissenschaftliche Revolution, welche von Charles Darwin ausging, etwas zu bekümmern und dem neuesten Werke dieses hartnäckigen Forschers nach dem Ursprunge und Stammbaume des Menschengeschlechts einige Aufmerksamkeit zu schenken. Dieses zweibändige Werk*) über die Abstammung des Menschengeschlechts und die Macht der Auswahl bezüglich des Geschlechts ist wieder so reich an überraschenden Forschungen und Ergebnissen über das Verwandschafts-Verhältniß aller möglichen thierischen Lebensformen, daß wir bald staunen, bald ungläubig den Kopf schütteln, bald wohl gar in Entrüstung oder Spott aufspringen möchten — hilft Alles nichts: es gilt, sich entweder vor den reichen Thatsachen und den genialen Schlüssen daraus zu beugen, oder sich an die schwere Arbeit der Widerlegung und einer genaueren Ermittlung zu machen. Letzteres ist eine wesentlich der deutschen Wissenschaft zukommende Arbeit. Unser berühmter Engländer hat sich ganz nach englischer Manier in einen bestimmten Forschungs- und Ideenkreis hineingefesselt und kann oder will darüber nicht wieder hinaus. Alles andere Wissen weist er entweder ab, oder es muß sich seinem einmal ausgeprägten festen Ideenkreise fügen, und sollte er sich damit auch im höchsten Grade lächerlich machen,

*) The Descent of Man and Sexual Selection. By Charles Darwin. 2 vols. London, John Murray, 1871.

wie mit dem Ursprunge der Bärte im Gesicht der Männer des Menschengeschlechts.

Also der Ursprung oder die Abstammung des Menschengeschlechts, in zwei Bänden. Bleiben denn nun darin die berühmten Vogt'schen Affen oder genauer der Ur-Idiot Stammvater des Affen- und zugleich Menschengeschlechts? Nein! Prof. Vogt und alle seine Nachbeter und gläubigen Zuhörer müssen nun mit ihrer glänzenden Weisheit einpacken. Unser Stammbaum ist wohl Millionen Jahre älter und wurzelt viel tiefer, auf dem Grunde des salzigen Meeres. Unsere Vorfahren waren nämlich ganz unscheinbare, im Meere lebende, nur mit Andeutungen von Gliedern versehene Puppen oder Larven von einiger Aehnlichkeit mit den Larven noch jetzt vorkommender Salzwasserthiere, der sogenannten beinahe krötenartigen Ascidien. Alle Lebensgestaltungen, welche sich in unendlichen Abstufungen von diesen maritimen Raupen bis zum edlen Menschenleibe bewegt haben und noch bewegen, sind von der weitesten bis uns nächsten Stufe durch Millionen Jahre hindurch unsere Verwandten, Mitglieder des Universalstammbaums einer unabsehbaren Tiefe von thierischen und menschlichen Lebensformen. Ich wünschte im Stande zu sein, hier kurz eine der kühnsten Vermuthungen Darwin's klar zu machen; aber dies geht nicht ohne ernstes Studium des ganzen Buches. Deshalb hier nur eine Andeutung:

Wie haben es die elenden, häßlichen Seethierlarven, diese Vorfahren aller Thier- und Menschengeschlechter endlich bis zu dem Meisterstück, zu uns, gebracht? Darwin hält sich hier zunächst an die regelmäßige Wiederkehr von Ebbe und Fluth und der Mondphasen. Durch Ebbe und Fluth mußten gewisse Seethiere sich an diesen regelmäßigen Wechsel gewöhnen, danach einrichten und vervollkommnen. Dadurch wurde die allmähliche Möglichkeit, überhaupt außerhalb des Wassers zu leben und die betreffenden Organe dazu vorbereitet. Und so entstanden mit der Zeit die vollkommneren Geschöpfe mit Rückenwirbel, also Landthiere. Außerdem richten sich eine Menge Lebensprocesse nach den Mondphasen, deren Regelmäßigkeit mit der Zeit ganze Lebensprocesse bedingen und gestalten mußte. Dies gilt namentlich von den Trächtigkeits-Perioden der Säugethiere und der Ausbrütungszeit für Eier. Hier ist etwas für Naturforscher, welche denn auch nicht nur ihre Wissenschaft, sondern auch ihren Witz daran auslassen werden; dies gilt namentlich von dem zweiten Hauptgedanken seines Buches: der geschlechtlichen Wahl. Durch seine ersten Werke zieht sich das große Revolutionswort der Naturwissenschaft: Kampf ums Dasein; hier heißt es: Kampf um die Fortpflanzung. Damit erklärt Darwin eine ungeheure Menge von naturgeschichtlichen und zoologischen Erscheinungen und Wundern, sogar, wie bereits gesagt, den männlichen Bart.

Wohl selten hat sich bis jetzt Jemand gefragt: warum hat das weibliche Geschlecht keine Haare im Gesicht, und das männliche, insofern es sich nicht rasiren läßt, nicht selten ganze undurchdringliche Urwälder von Haar? Die Frage klingt uns lächerlich; aber die Wissenschaft, die Physiologie darf uns von Rechtswegen eine genügende Antwort darauf nicht schuldig bleiben. Diese Schuld hat nun Darwin wohl zum ersten Male abgelöst; aber wenn das Wie nicht in den „Kladderadatsch" oder die „Wespen" kommt, kann er von Glück sagen. Ich übersetze die betreffende Stelle hier: „Wir müssen annehmen, daß die größere Gestalt, Kraft, Kampflust und Energie des männlichen Geschlechts im Vergleich mit dem weiblichen während der Urzeiten erworben und später bereichert wurden und dies hauptsächlich durch die Kämpfe wetteifernder Männchen um den Besitz der Weibchen. Die größere intellectuelle Kraft und die Gabe der Erfindung im Menschen ist wahrscheinlich Folge der natürlichen Wahl in Verbindung mit den ererbten Wirkungen der Gewohnheit, denn die fähigsten Wesen männlichen Geschlechts werden am Erfolgreichsten in Vertheidigung und Ernährung ihrer selbst, ihrer Weiber und Kinder gewesen sein. So weit uns die unermeßliche Verwickelung des Gegenstandes zu urtheilen erlaubt, scheint es, daß unsere affenähnlichen nächsten Vorfahren ihre Bärte als einen Schmuck erwarben,*) um das andere Geschlecht zu reizen und zu erregen, und sie diesen Schmuck dem jetzt lebenden männlichen menschlichen Geschlecht überlieferten.

„Die weiblichen Wesen waren offenbar anfänglich ohne Haar als geschlechtlicher Schmuck, aber sie übertrugen diesen Charakter fast gleichmäßig beiden Geschlechtern. Es ist noch unwahrscheinlich, daß die Weibchen in anderer Beziehung für denselben Zweck und durch dieselben Mittel modificirt wurden, so daß das weibliche Geschlecht der Menschen eine süßere Stimme bekam und schöner wurde, als das männliche. Es verdient besondere Aufmerksamkeit, daß mit dem Menschenthume alle Bedingungen für geschlechtliche Wahl während einer sehr frühen Periode, als eben dieses Menschengeschlecht just eben erst den Rang des Menschenthums erreicht hatte, ungemein viel günstiger waren, als in einer späteren Zeit; denn sie mag damals, wie wir mit Sicherheit schließen können, mehr durch instinctive Leidenschaften und weniger durch Vorsicht und Vernunft geleitet worden sein. Sie mag damals nicht so gränzenlos ausschweifend gewesen sein, wie bei manchen Wilden jetzt noch, und jedes Männchen mag sein Weib oder seine Weiber eifersüchtig bewacht und geschützt haben. Kindermord wird nicht vorgekommen sein, auch nicht die Behandlung der Weiber als bloße Sklaven, ebenso wenig Verlobung und Verkauf derselben schon während der Kindheit. Daraus können wir schließen, daß die Rassen des Menschengeschlechts, so weit es geschlechtliche Wahl betrifft, sich in Unterschiede trennten, differentiirt wurden, als sie sich eben aus dem Affenthume veredelt hatten, und diese Schlußfolgerung wirft Licht auf die merkwürdige Thatsache, daß schon in der ältesten Periode, von der wir Spuren entdeckt haben, die menschlichen Rassen beinahe genau so unterschieden waren, als heutzutage."

So Darwin wörtlich übersetzt. Ist dies noch Sprache der Wissenschaft? Die Männchen ließen sich Bärte stehen, um sich bei dem weiblichen Geschlecht beliebt zu machen. Aber sie hatten ja noch keine! Gebrauchten sie allmächtige Haarwuchs-Pommade? Ja, wer dies beantworten könnte, würde der Abgott aller glattgesichtigen Fähndrichs, verliebten Secundaner und Ladendiener, nicht minder aller der Millionen Helden, unter deren Hüten ewiger Mondschein strahlt. Außerdem, wie kamen diese Urhalbmenschen und Affen zuerst auf den Gedanken, sich durch Bartwuchs bei den Aeffinnen unwiderstehlich zu machen? Durch welche Zauberei brachten sie diesen Gedanken zum Wachsthume in dem bisher unfruchtbaren glatten Gesichte? Umgekehrt wer hindert uns anzunehmen, daß es auch damals schon Weibchen gab, welche es vorzogen, einem, wenn nicht rasirten, doch wenigstens unbärtigen Anbeter ihre Gunst zu erweisen? Heutzutage wenigstens geben viele junge Männer auf Freiersfüßen und Liebespfaden viel darauf, daß sie gut gewaschen, rasirt und gekleidet erscheinen, noch mehr die holden Jungfrauen, denen sie huldigen. Auch wenn letztere bärtige Männer lieben, geben sie doch häufig denen den Vorzug, welche sich diesen haarigen Schmuck nur unter den einengenden und künstlerisch abrundenden Fesseln des Rasirmessers erlauben. Kurz, diese Bartpartie in Darwin

*) „acquired their beards."

scheint mir die größte Herausforderung des Spottes zu sein, um daran zu ziehen und zu zupfen. Eine andere Schwachheit der Mode gewordenen Leidenschaft in dem Affengeschlechte unserer nächsten Vorfahren nachzuweisen, ist Darwin's Behauptung, daß zwischen Affen und Menschen kein specifischer Unterschied bestehe. Sein Beweis gründet sich hauptsächlich darauf, daß die Affen auch Werkzeuge brauchen. Und was für Werkzeuge? Je nun, sie klopfen zuweilen mit einem Stein Nüsse auf. Und ist dieser Stein eben so gut ein Werkzeug, wie ein Teleskop oder eine Dampfmaschine? Hoffentlich lernen denn auch die directen Nachkommen unserer ehrwürdigen Vorfahren, die Herren Affen, noch Lokomotiven und Eisenbahnen bauen.

Wie steht es aber mit dem Kochen? Warum hat noch kein Herr Parian in den Kaffeegegenden die herrlichen Bohnen brennen, mahlen, kochen und in Gesellschaft schwatzhafter Aeffinnen trinken gelernt? Sie haben mehr Zeit dazu gehabt, als wir Menschen; denn wir sind ja ihre Nachkommen. Schwatzen können manche Affen ärger als die tollsten, trunkenen Waschweiber, aber noch keiner hat es bis zu einem artikulirten Laute gebracht. Warum nicht? In ihrem Gehirn, wie in jedem thierischen Kopfe, fehlt die sogenannte Sylfische Spalte, worin neue Physiologen, wenn nicht das Organ, so doch die wesentlichste Bedingung zur Hervorbringung artikulirter Laute nachgewiesen haben. Nun, ihr Herren Affen-Enthusiasten unter den Menschen, wenn ihr einmal euren Adelstolz in der Abstammung von Orang-Utangs und Chimpansen findet, so bleibt uns doch die physiologischen Beweise für die Möglichkeit dieser hohen Urahnen nicht schuldig! Statt diese Schuld zu entrichten oder wenigstens zu verringern, fahren sie leider mit Darwin fort, sie noch zu vergrößern. Darwin hat in seinen neuesten beiden Bänden das Ungeheuerlichste geleistet und unseren Ursprung auf häßliche Larvengebilde im Meere zurückgeführt. Wo kommen denn aber die Larven her? Der Gott oder die Kraft, woraus sie hervorgingen, kann ja gleich von vorn herein außer diesen Larven noch bessere, unverlarvte Lebensgebilde hervorgerufen haben. Und warum nicht auch ein Menschen-Urbild? Ueberaus reich, genial und ehrlich forschermäßig sind die von Darwin zusammengehäuften Thatsachen, Vergleiche und Folgerungen; aber um sie alle von seinem Steckenpferde aus zu übersehen und in Zusammenhang zu bringen, begeht er eine Masse wissenschaftlicher Sünden, die sich am allerwenigsten in dem Buche eines Mannes, der den Ruf eines wissenschaftlichen Schöpfers genießt, entschuldigen lassen. Es ist Sache der deutschen Wissenschaft, ihm hier seinen Standpunkt klar zu machen.*)

Ich beschränke mich hier nur auf Andeutung eines einzigen Unsinns, den Darwin nicht los werden will, um unsere letzte Abstammung von den Affen aufrecht zu erhalten. Er sucht natürlich auch die Frage zu beantworten: wie wurden aus den Affen zuerst Menschen? Diese läuft darauf hinaus, daß die ersten Menschen eigentlich noch Affen waren, aber ganz vorzügliche, hochbegabte Affen und sich erst in diesen die wahren göttlichen Eigenschaften, welche dem Menschen allein zukommen, entwickelten. Wie aber diese neuen und höheren Eigenschaften zuerst in diese Urmenschen hinein und aus ihnen heraus kamen, darüber giebt er uns ebenso wenig Aufklärung, als irgend eine Mythologie. Und so bleibt Moses mit seiner Genesis immer noch ein sehr respectabler Darwin. Statt sich mit dem Affen- und maritimen Urahnenthume des Menschengeschlechts lächerlich zu machen, appellirt er frei von den endlosen Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten Darwin's sofort an die höchste göttliche Schöpferkraft und den göttlichen Glauben im Menschen, und so giebt er uns mit einem Paar naiven Zeilen gleich ein wunderschönes Menschenpaar im Paradiese. Wir wollen damit der Genialität, Tiefe und Ausdauer, sowie den überraschenden Ergebnissen der Darwin'schen Forschungen in ihrem Wesen durchaus nicht zu nahe treten und nur von vorn herein den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des schöpferischen Naturgeistes gegen diese Einseitigkeit einer fixen Idee, als müßten alle Lebensgestaltungen sich mühsam im Laufe von Jahr-Millionen aus einer einzigen erbärmlichen Puppengestalt herausgekämpft haben, in Schutz nehmen.

H. B.

*) Herr Dr. Bastian hat dies bereits in dem soeben erschienenden Hefte der Zeitschrift für Ethnologie versucht und dabei auf die Gefahr hingewiesen, die aus der Verquickung einer empirischen Wissenschaft mit den Deductionen einer speculativen entsteht. D. R.

Das Friedensfest der Deutschen in London.

Dem ausführlichen Bericht, den die „Englische Korrespondenz" über diese Friedensfeier bringt, entlehnen wir folgende Notizen:

Ohne Zweifel war das Friedensfest der Deutschen Londons das großartigste und schönste Fest, welches unsere Landsleute je hier begangen haben. Alle Classen der Gesellschaft, von dem officiellen Vertreter Deutschlands beim englischen Hofe bis zu den Arbeitern des Ostendes waren vertreten, und nie haben die in der Hauptstadt Englands lebenden Deutschen sich zu so harmonischem Wirken vereinigt, als jetzt, wo es galt, der Siege unseres gemeinsamen Vaterlandes und des wieder errungenen Friedens zu gedenken. Die Anordnungen des Festvorstandes, welcher — in mehrere Unterabtheilungen getrennt — mit Worten unermüdlich geschafft hatte, um eine Leistung zu Stande zu bringen, wie sie unseres Vaterlandes wirklich würdig sein sollte, waren durchaus vortrefflich, und was die Betheiligung am Feste, an unserem allgemeinen Freudentage, anbetrifft, so war dieselbe so zahlreich, daß die Turnhalle bis in das letzte Eckchen gefüllt war. Die eigentliche Festvorstellung, welche fast ausschließlich von dem Verein für Kunst und Wissenschaft „Im Auslande" in's Werk gesetzt worden war — dem nämlichen, der die schöne Kunstausstellung zum Besten der Wittwen und Waisen unserer gefallenen Krieger veranlaßt hatte — bestand aus einer allegorischen Darstellung der Gefühle, wie die Kriegsereignisse sie in der Brust eines jeden deutschen Mannes wach gerufen, und die lebenden Bilder, sechs an der Zahl, wurden durch sorgsam gewählte Vokal- und Instrumentalmusik zu einem harmonischen, künstlerischen Ganzen vereinigt. Eröffnet durch die Friedens-Ouvertüre von Reinecke, wurde das Fest fortgeführt durch eine Ansprache des Herrn Pastor Cappel. Nicht um politische Ansichten zu besprechen — so sagte derselbe — seien sie zusammen gekommen, sondern um sich mit einander ihrer gemeinsamen Nationalität und der jüngsten Erfolge des Vaterlandes zu erfreuen. Schwere Verluste seien allerdings der Preis des Sieges gewesen, aber bei aller Trauer für unsere gefallenen Brüder bleibe es ein immerwährender Trost, daß Alles das errungen wurde, wonach Deutschland seit 1815 strebte: Einigkeit für das Volk, Sicherheit für die Gränzen, Freiheit für die politische Entwickelung, und Wiederbesitz der schönen Provinzen Elsaß und Lothringen, die so lange in den Händen des frechen Räubers geblieben waren. Lange habe Deutschland auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, des Handels und Verkehrs eine einflußreiche Stellung behauptet, aber die Zeit sei gekommen, wo

der politische Einfluß unseres Vaterlandes dem Standpunkte einer großen Nation entspreche. Der Ansprache, die mit Begeisterung aufgenommen wurde, folgte der Choral „Nun danket Alle Gott“, gesungen von sämmtlichen Anwesenden.

Sodann hielt Professor Max Müller aus Oxford eine beredte Ansprache. Unser Landsmann, der sich durch die warme Vertheidigung der deutschen Sache in der Times die Herzen aller Deutschen Londons erobert hatte, gedachte der Mischung von Freud und Schmerz, die jeder Deutsche bei dieser Friedensfeier empfinden müsse. Die bildlichen Darstellungen der großen Kriegsereignisse — so sagte er — sollen das Andenken an die größten Capitel deutscher Geschichte wach halten. Bang schlugen unsere Herzen, als Deutschland sich zum Kriege rüstete, und jeder Deutsche sah den Kampf gegen den Erbfeind mit schwerem, nicht mit leichtem Herzen beginnen. Darauf setzte der Redner die Gründe auseinander, auf denen der Deutsche seine Hoffnung auf schließlichen Sieg aufbaute. Es seien ihrer vier, allen Deutschen gemein, nämlich deutscher Muth, deutscher Fleiß, deutsche Pflichttreue und deutsche Ausdauer. Als den Vertreter deutschen Muthes nannte er Bismarck, der es gewagt, dem frechen Franzmann den Fehdehandschuh hinzuwerfen; als den Vertreter deutschen Fleißes Moltke, der möglicher Weise in allen sieben Sprachen zu schweigen verstehe, aber dessen wohldurchdachte und fleißig studirte Vorlesung die Franzosen so bald nicht aus dem Gedächtniß verlieren würden; als den Vertreter deutscher Pflichttreue „unsern Fritz“, und als den Vertreter deutscher Ausdauer den Kaiser, dem es vergönnt gewesen, die Scharte von Jena auszuwetzen. Man habe Deutschland oft eine Nation von Schulmeistern genannt; ein ehrenvolleres Schimpfwort als dies gäbe es nicht, denn unserer Schulmeisterei, der Intelligenz unserer Armee verdankten wir die glorreichen Erfolge dieses deutschen Befreiungskrieges. Der Redner schloß mit dem Vorschlage, den ersten Mai wiederum — gleich dem campus majus der carolingischen Zeiten — zum großen Nationalfest der Deutschen in England und in allen Theilen der Welt zu machen, um die Erinnerung an das Jahr 1870 wach zu halten, das Gefühl der Brüderschaft unter den Deutschen zu stärken, alle Ursachen früheren Zwiespaltes wegzuräumen, und so die Stellung Deutschlands als die festeste Garantie für den Weltfrieden aufrecht zu erhalten.

Nord-Amerika.

Deutsche Sieges- und Friedensfeste in Amerika.

Alle Zeitungen, die in der letzten Zeit aus den Vereinigten Staaten zu uns kamen, erzählen von den Sieges- und Friedensfesten, die von den Deutschen in der nordamerikanischen Union gefeiert wurden. In allen Städten der großen transatlantischen Republik, wo immer nur eine genügende Anzahl von Deutschen sich niedergelassen hat, ist die Wiedergeburt des Deutschen Reiches mit einer Begeisterung gefeiert worden, welche beweist, daß die ausgewanderten Söhne unseres Vaterlandes sich die Liebe zur alten Heimat bewahrt haben, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit uns in ihnen nicht erstorben ist. Wenn irgendwo, gilt hier der Ausspruch des alten Dichters:

„Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.“

Es sind aber nicht nur deutsch-amerikanische Blätter, welche die patriotischen Kundgebungen der Deutschen jenseit des Oceans schildern, auch anglo-amerikanische Zeitungen sind des Ruhmes ihrer deutschen Adoptivbürger voll. Wir könnten hier eine ganze Reihe von Städten namhaft machen, in denen man den Sieg der Deutschen über ihren Erbfeind in würdiger Weise feierte, so namentlich in St. Louis im Staate Missouri, wo der alte Friedrich Hecker eine ebenso inhaltsvolle wie begeisterte Festrede hielt; wir begnügen uns aber mit diesem Artikel auf die Sieges- und Friedensfeier zurückzukommen, die in der großen Metropole der Vereinigten Staaten, in Newyork, am letzten Ostermontage stattfand.

Schon am frühen Morgen waren die Straßen der Stadt ungewöhnlich belebt; unzählige Fahnen wehten von den Häusern herab, und von allen Seiten strömten die Deutschen herbei, um eine großartige, imposante Prozession zu bilden. Das schönste Wetter begünstigte die erhebende Feier. Gegen 50,000 Deutsche bewegten sich in geordnetem Zuge durch die Hauptstraßen der Stadt und vereinigten sich zu einer Massenversammlung auf dem großen Tompkins-Square. Nirgends zeigte sich eine ungebührliche Störung; feierlicher Ernst hielt überall die Ordnung aufrecht. Die Versammlung wurde mit dem Liede: „Eine feste Burg ist unser Gott“ eröffnet. Den Amerikanern war, wie die „New-York Tribune“ berichtet, dieser alte Gesang seit der großen Friedensfeier zu Boston (Boston Peace Jubilee) nicht unbekannt, und er rief bei der ganzen Versammlung eine Stimmung hervor, wie sie weihevoller nicht gedacht werden konnte. Dann folgten die Reden zum Lobe und zum Preise des alten Vaterlandes; und hieran schlossen sich mit zündender Wirkung „Die Wacht am Rhein“ und „Nun danket alle Gott.“ „Happy the nations“, ruft hier die „N.-Y. Tribune“ aus, „whose songs of triumph after victory are hymns like these“.

„Der Oster-Montag des Jahres 1871 wird“, wie die genannte englisch-amerikanische Zeitung sich ausdrückt, auch ein Wendepunkt für die Deutschen in Newyork sein; die Amerikaner aber würden undankbar gegen ihre eigene Nationalität, sie würden Verräther an der menschlichen Natur gewesen sein, hätten sie nicht Sympathie gezeigt mit der Demonstration der Deutschen und wären sie nicht voller Freude gewesen über die Herstellung der Einheit und Freiheit Deutschlands, die den Frieden zur Folge haben würde.“

Besonders rühmend wird hervorgehoben, daß die auf dem Tompkins-Square gefaßten Resolutionen so maßvoll sind, daß sie keinen Hohn und Spott gegen das niedergeschmetterte Frankreich enthielten, daß sie vielmehr dem alten Vaterlande den Rath gaben, sich keinem wilden Siegesrausche hinzugeben, sondern dem glänzenden Siege der Waffen den höheren Sieg freiheitlicher Institutionen in Kirche, Schule und Staat folgen zu lassen.

Die „N.-Y. Tribune“ bemerkt hierbei, daß Deutschland dieser warnenden Mahnung bereits nachzukommen scheine; denn, während Frankreich sich im wüsten Bürgerkriege zerfleische, gehe Deutschland daran, in Ruhe und Würde und mit Gerechtigkeit nach innen und außen den Ausbau seiner Verfassung in freiheitlichem Sinne vorzunehmen. Hoffen wir, daß diese Anschauung in jeder Hinsicht zur Wahrheit werde!

Der deutsche „Newyorker Demokrat“ hat vierzehn seiner riesigen Druckspalten der Beschreibung des großen deutschen Friedensfestes gewidmet. Das Centralmoment der Feier bildeten die Resolutionen, welche, als von der gesammten deutschen Bevölkerung Newyorks ausgehend, feierlich proklamirt, und die Reden, die dabei von den Herren Professor Sem, Oswald Ottendorfer, Gouverneur Salomon, Pastor Moldehnke

u. A. gehalten wurden. Aus der Meisterrede des Herrn Salomon heben wir Nachstehendes, als Quintessenz der deutschen Gedanken, die dieser großartigen Manifestation zu Grunde lagen, hervor:

„Auf allen Höhen Deutschlands und in allen seinen Thälern und Ebenen wehen die Zeichen und erschallt der Jubel der Freude über den gewaltigen Sieg und den segenverheißenden Frieden, den sich das deutsche Volk erkämpft hat. Nicht aus eigener Wahl, nicht aus Eroberungslust oder Ruhmsucht war es in diesen Kampf gezogen. Ohne Grund und Ursache ward er ihm von Frankreich aufgezwungen, weil der damalige Kaiser der Franzosen es für nöthig hielt, Preußen zu züchtigen, da Preußen es gewagt hatte, im Norddeutschen Bunde für den Theil Deutschlands einen starken Einheitsstaat zu schaffen, und weil das französische Volk, von Eitelkeit und Ruhmsucht erfüllt, immer eifersüchtiger geworden war auf das emporstrebende Deutschland und längst wieder einmal seine lüsternen Blicke nach den deutschen Rheinprovinzen geworfen hatte. Es war ein Raubzug, der von Frankreich ausging, um Deutschland zu verheeren, zu demüthigen und zu berauben. Napoleon und sein Volk rechneten dabei auf die alte Eifersucht der deutschen Stämme und Fürsten; doch sollten sie sich diesmal schmählich täuschen! Das deutsche Volk war erstarkt in den letzten 50 Jahren; es hatte sich vielfach aufgerafft aus seiner Lethargie; der Wunsch nach Einheit und nationaler Stärke war zum mächtigen, lebendigen Volksbewußtsein aller Orten geworden; Bildung und Aufklärung hatten einen mächtigen Aufschwung genommen; die Treue aber, der Muth und die Aufopferungsfähigkeit waren dieselben geblieben im deutschen Volke, und dazu besaß es ein Volksheer, wie kein anderes Volk es aufzuweisen vermag. Und nun durchdrang, als Antwort auf die freche und frevelhafte Kriegserklärung, ein Schrei der Entrüstung die deutschen Lande von einem Ende bis zum andern: ein Volk, ein ganzes Volk, stand auf in Waffen und im gerechten Zorne, um den räuberischen Eindringling zurückzuschlagen!“....

.... „Theuer genug ist dieser Friede erkauft! Wie viele edle Jünglinge und Männer Deutschlands haben ihn mit ihrem Leben oder mit schweren Wunden und Verstümmelungen erkaufen helfen! Wer zählt die trauernden, vom tiefsten Schmerz gebeugten Wittwen und Waisen, deren Thränen heftiger fließen, weil es ihnen nicht vergönnt ist mit einzustimmen in den Jubel, der die heimkehrenden Sieger begrüßt? Wer kennt den Schmerz der ungezählten Väter und Mütter, die ihre Söhne, der vielen Tausende, die ihre Brüder beweinen? Ihnen Allen ward so herbes Leid, damit das Vaterland gerettet werde! Das Vaterland gerettet; ja, es ist groß und mächtig geworden durch diese Opfer; es muß und wird deshalb auch, als erste Pflicht, für die Hinterbliebenen seiner gefallenen Helden und für seine verstümmelten Krieger für alle Zeiten zu sorgen haben! Und wir, die wir, fern von der alten Heimat, theilnehmen an der Freude über den erkämpften Frieden, wollen gern unser Scherflein beitragen zur Linderung der Thränen, die er kostet....“

.... „Wo ist das Land oder das Volk in Europa, das nun mit Deutschland sich vergleichen könnte? Längst schon stand das deutsche Volk obenan auf den Gebieten der Bildung, Gesittung und Wissenschaft. Nicht Paris, nicht Frankreich war's, das auf der höchsten Stufe menschlicher Gesittung und Entwicklung stand. In des Wortes wahrster und tiefster Bedeutung hat das deutsche Volk jedem andern schon längst darin den Rang abgelaufen. Wenn man auch hier und in andern Ländern aus Unkenntniß bis dahin immer noch vielfach geglaubt hatte, Frankreich und besonders Paris stehe an der Spitze der Civilisation, so wird die Führung dieses Krieges deutscherseits, die Humanität und Mäßigung, mit der die Deutschen denselben bis zuletzt verfolgt haben, gegenüber den Vorgängen in Frankreich und namentlich denen der allerneuesten Zeit in Paris, wohl jeden Unbefangenen gelehrt haben, wer die „Barbaren“ sind! Aber trotz seiner Bildung und geistigen Größe kam das deutsche Volk bisher in seiner Zerrissenheit und politischen Ohnmacht nicht vor sich selbst, geschweige denn nach Außen hin, zur Anerkennung seiner Verdienste und Errungenschaften. Mit fremden Federn hat sich das deutsche Volk nie geschmückt und es bedurfte dessen auch nicht; wohl aber haben seine Kinder ungekannt und ungenannt manches zum glänzenden Schmuck und Prunk anderer Nationen beigetragen, während es selbst verachtet und verspöttelt wurde. Das bescheidene deutsche Volk war eben bisher eine Art Aschenbrödel unter den Völkern der Erde. Aber von nun an wird es, sich seiner Macht bewußt, auf seinen Namen stolz, auch vor Gott und der Welt zu beanspruchen wissen, was ihm gehört. Das Recht hat sich das deutsche Volk nicht durch diese wenigen Monate des Krieges allein, nein, durch lange nüchterne, angestrengte, ehrliche Arbeit geschaffen, in diesem Kampfe mit seinem Blute besiegelt und durch den eben geschlossenen Frieden bestätigen lassen.

„Wohl mag Mancher unter uns, die wir Republikaner sind aus Ueberzeugung, der Republik vor jeder andern Staatsform den Vorzug geben, in der Brust den Wunsch getragen haben, daß man bei der Schaffung dieses neuen deutschen Reiches auch in der Form dem freiheitlichen Geist der Neuzeit mehr Rechnung getragen und statt des alten märchenreichen deutschen Kaiserreiches einfach ein deutsches Reich mit einem Reichspräsidenten an der Spitze der Executive geschaffen haben möchte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das deutsche Volk in überwiegender Mehrzahl nicht republikanisch gesinnt ist. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß es nicht die Freiheit so glühend liebt oder doch lieben lernen wird, wie wir sie lieben. „Durch Einheit zur Freiheit“ sollte das Motiv eines jeden wahrhaft freien deutschen Mannes sein! Ein Volk, das auf solcher Bildungsstufe steht, wie das gesammte deutsche Volk heute, das solcher Thaten fähig ist, solcher Vaterlandsliebe, solcher Mäßigung im Siege, wird es auch verstehen, sich die körperliche und individuelle Freiheit zu schaffen und zu erhalten. Eine große Errungenschaft hat das deutsche Volk schon jetzt außer der staatlichen Einheit, und diese eine ist der Grundstein aller andern, — ein deutsches Parlament, in dem das ganze Volk vertreten sein wird und sich seine unveräußerlichen Menschenrechte wahren kann! Ja, ich habe Vertrauen nicht nur in die Beständigkeit, Stärke und Machtentfaltung des deutschen Reiches, sondern auch in seine freiheitliche Entwicklung, ob es Kaiserreich oder anders heiße! Bürgerliche und politische Freiheit, die Geschichte lehrt es uns, wird keinem Volke octroyirt; sie bildet sich nur langsam aus dem Leben des Volkes selbst heraus und will herangebildet sein. Das deutsche Volk aber trägt den Kern und die Bedingungen dazu nicht nur vollständig in sich, sondern es hat auch schon manchen Schritt in der Entwickelung derselben gethan. Aus sich selbst heraus, aus eigener Kraft, wie es sich seine Einheit schuf, wird es auch wissen, sich die wahre bürgerliche Freiheit zu schaffen und zu erhalten!...“

.... „Selbst das Volk von Frankreich darf sich mit uns freuen. Es litt an einer argen chronischen Krankheit; sie hieß Verblendung, Aufgeblasenheit, Ruhmsucht, Mangel am Rechtsgefühl, Napoleonismus. Medicamente halfen da nichts; das

Eisen aber hat vielleicht geholfen! Und wenn nun Frankreich, der Napoleoniden-Herrschaft ledig, in seiner tiefen Noth zur Selbsterkenntniß kommt, so mag es nicht lange dauern und Hand in Hand mit Deutschland und mit dieser unserer großen Republik des Friedens und der Freiheit kann es voranschreiten in der Entwickelung der Freiheit und wahren Gesittung des Menschengeschlechtes."

.... „So hat das deutsche Volk binnen wenigen Monden seine beiden Erzfeinde, seine alte Zwietracht und den feindlichen Nachbar, glänzend besiegt und hat als gerechte Sühne für gethane Unbill und zum Schutz und Trutz seines neuen Reiches zwei alte deutsche Stämme, Elsaß und Lothringen, wiederum mit sich vereinigt! Und wir, die wir auch des deutschen Stammes sind, obgleich wir fern von dem Mutterlande weilen und aus freier Wahl Bürger eines neuen Staates geworden sind, sollten nicht auch aufjubeln, nicht in Gesammtheit unserer Freude Ausdruck geben über diese großen Errungenschaften unseres angestammten Volkes? Wohl sind wir Amerikaner geworden und stehen Niemand nach in unserer Treue und Ergebenheit zum Lande unserer Wahl und zu seinen Institutionen. Die Geschichte der letzten zehn Jahre beweist, wie treu die deutschen Bürger der Union an ihr hangen, wie sie für diese zu kämpfen und zu sterben wissen, wenn's sein muß; der heutige Tag aber beweist, wenn solcher Beweis noch nöthig wäre, daß wir Deutsch-Amerikaner auch ein warmes Herz behalten haben für unser altes, liebes, deutsches Vaterland. Der Jüngling verläßt die Mutter, um in der Ferne sein Glück zu suchen und sich seinen eigenen Herd zu gründen; er vergißt sie nie! Amerika aber, das Land unserer Wahl, wird dabei nicht zu kurz kommen. Es hat unsern Arm und unsere That, und hier ist unsere Heimat. Deutscher Fleiß, deutsche Strebsamkeit und deutsche Gesittung haben schon Vieles zur Entwickelung Amerika's beigetragen. Wenn die Deutschen, die man nach Millionen zählt in dieser Republik, eine Mission darin haben, so ist es eine Mission des Friedens und des Fortschrittes. Nicht störend, nur lernend, bildend und veredelnd soll das deutsche Element hier wie überall auftreten. Lasset uns gute Deutsche bleiben in Character und Gesinnung, aber auch gute Bürger dieser Republik, gute Amerikaner sein in Wort und That; dann dürfen wir mit Stolz auf unser altes Vaterland und auf das Land unserer Wahl blicken und in dem Bewußtsein glücklich sein, daß diese beiden Länder, Deutschland und Amerika, die Hauptstützen sind für die freie und wahre Entwickelung des Menschengeschlechts."

Ungarn.

Baron Joseph Eötvös.

IV.*)

Doch kehren wir zu Eötvös dem Politiker und Staatsmanne zurück, mit dem wir es von nun an bis ans Ende ausschließlich zu thun haben. Im Jahre 1857 machte Kaiser Franz Joseph seine dritte Reise nach Ungarn; es begleiteten ihn damals auch seine kaiserliche Gemahlin und die kaiserlichen Kinder. Die ungarische Nation schöpfte neue Hoffnungen. Eine allseitige, freudige Bewegung ging durch das Volk; man empfing den angestammten Herrscher und seine Familie mit Jubel, mit wahrer Huldigung; denn Ungarns Volk war jederzeit seinem Herrscherhause aufrichtig ergeben. Der Monarch sollte den Beweis erhalten, daß dieses Gefühl trotz dem harten Druck der Zeit nicht erstorben sei; er sollte aber damit auch die Ueberzeugung gewinnen, daß es unrecht sei, einem getreuen Volke die wohlerworbenen Rechte länger vorzuenthalten. Diese Gedanken durchwogen alle öffentlichen, unabhängigen Blätter jener Tage; diese Gedanken drückten sich mehr oder weniger in allen zahlreichen huldigenden Ansprachen und Adressen aus. Leider verstanden die damaligen Rathgeber des Monarchen diese Gedanken nicht, oder wollten sie vielmehr nicht verstehen; denn sonst hätte man jene Deputation ungarischer Patrioten, denen auch Baron Eötvös sich angeschlossen und die eine stufenweise Umkehr zu rechtlichen Verhältnissen erbitten wollte, nicht absichtlich vom Ohre des Monarchen ferngehalten und hätten auch später selbst die bescheidensten Ansprüche und leisesten Andeutungen auf Restituirung der ungarischen Verfassungsrechte nicht jene energische Zurückweisung: „Meine Herren! Sie reden sich um Ihre Köpfe" erhalten können.

Baron Eötvös litt ungemein unter dem verblendeten Regime des staatlichen und kirchlichen Absolutismus; seinem hellen Blicke lag es deutlich vor, daß auf diesem Wege die Monarchie zu Grunde gehen müßte, mit der Monarchie aber auch Ungarns Existenz ernstlich bedroht, ja gefährdet sei. „Daß die Zustände, in welchen sich die Monarchie befindet, nicht befriedigend sind; daß sich der Staat in großen finanziellen Schwierigkeiten befindet und bei einer immer zunehmenden Schuldenlast, trotz der sehr bedeutenden Besteuerung aller Staatsbürger und den bedeutenden Reduktionen der Armee, seine Einnahmen und Ausgaben bis jetzt nicht ins Gleichgewicht zu bringen vermocht, und auch jetzt in Friedenszeit an einem Deficit zu tragen hat; daß der Wohlstand und die allgemeine Prosperität nicht zugenommen haben und, mit Ausnahme der Börse, vielleicht kein Zweig der Industrie zu finden ist, auf dem sich eine vermehrte Thätigkeit wahrnehmen ließe; daß die Verwaltung und Rechtspflege, wenigstens in den Provinzen, welche früher unter dem Namen der Erblande bezeichnet wurden, weder schneller noch besser geworden ist, und nicht nur in Ungarn, sondern in allen Theilen der Monarchie die Ansicht sich so ziemlich verbreitet hat, die Zustände vor dem Jahre 1848 seien um Vieles besser gewesen; daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge zwar nirgends einen Widerstand gefunden, daß sich ihr aber auch nur Wenige angeschlossen haben, und daß die Regierung daher bei der großen Mehrheit der Staatsangehörigen in den meisten Provinzen nur auf die höchste Passivität rechnen könne; daß endlich alle diese Uebel und Schwierigkeiten in dem Zeitraume von neun Jahren, während welcher man das gegenwärtige System befolgt, nicht nur nicht abgenommen haben, sondern größer geworden sind: dieses Alles sind Thatsachen, deren Richtigkeit Niemand leugnen wird; und auch die größten Freunde des gegenwärtigen Systems werden zugeben, daß dasselbe den Erwartungen, die man daran geknüpft, nicht entsprochen habe."

Dieses Verdammungsurtheil fällte Baron Eötvös über den Bach'schen Absolutismus und dessen System in seiner im Jahre 1858 erschienenen Schrift: „Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs;" während gerade ein Jahr früher die offizielle Feder des Baron Czoernig, in dem Werke: „Die Neugestaltung Oesterreichs" aller Welt die „größten und wohlthätigsten Folgen" dieses Systems strenger Centralisation verkündigt hatte. Baron Eötvös trat in obiger Schrift, die ungeheures Aufsehen erregte und nacheinander vier Auflagen erlebte, für die Wiedereinführung

*) Vgl. Nr. 12, 14 und 17 des „Magazin".

des konstitutionellen Systems in der österreichischen Monarchie entschieden in die Schranken. Er forderte dies vom Gesichtspunkte des historischen Rechts und der praktischen Politik, und zwar verlangt er für die auswärtigen Verhältnisse, den Krieg, die Finanzen und den Handel, also für die Angelegenheiten, welche die Einheit des Staates ausdrücken, eine konstitutionelle Behandlung im Namen des Gesammtstaates, eine gemeinsame Reichsvertretung, für alle übrigen inneren Angelegenheiten jedoch die gesonderte, autonomische Behandlung nach den historischen Eigenthümlichkeiten und Rechten der einzelnen Theile der Monarchie.

Man hat Eötvös in späterer Zeit diese Schrift zum Vorwurfe gemacht; es geschah dies von den Extremen, die jederzeit nach dem Sturme besten Rath ertheilen können. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß zu jener Zeit, wo man sich mit den Rechten von 1847 begnügt hätte, eine konstitutionelle Staatseinrichtung, wie sie Eötvös in obiger Schrift befürwortete, von der Mehrheit der Völker Oesterreichs und Ungarns mit Dank und Freude wäre begrüßt worden. Wie tief jedoch die Einsicht der damaligen Wiener Machthaber ging, beweist der Umstand, daß man das vom reinsten Patriotismus dictirte Buch in Wien Anfangs verboten und erst auf „höhern Willen" freigegeben hat. Ja, die Grabesruhe war jenen Herren die angenehmste Situation! Blühte doch damals der Börsenschwindel und konnte sogar für wenige Wochen auch wieder das Silbergeld „flott" gemacht werden — bis der Neujahrsgruß von 1859 von der Seine her den ganzen Schwindelbau erschütterte und die blutigen Niederlagen auf den Schlachtfeldern Ober-Italiens die Jämmerlichkeit, Verlogenheit und Verlotterung des ganzen Systems der büreaukratischen Willkürherrschaft bloßlegten.

Das Reich stand nahe dem Zerfalle. Da erkannte der Monarch das Fehlerhafte des bisherigen Weges; es sollte anders werden. Man griff nun im J. 1860 zu den Vorschlägen des Baron Eötvös, die man zwei Jahre früher von sich gewiesen hatte. Aber die Zeiten waren nicht mehr dieselben; das Oesterreich von 1858 bestand nicht mehr. Es traf ein, was Eötvös von seinen Rathschlägen gesagt: Man erkannte nach Jahren deren Zweckmäßigkeit, suchte sie wieder hervor und wollte sie verwirklichen; doch sie paßten nicht mehr, weil mittlerweile die Zeit wieder vorgeschritten war. Was man von dem anscheinend starken Oesterreich mit freudigem Danke angenommen hätte, das wies man von dem geschlagenen, an Macht und Ansehen tiefgesunkenen Oesterreich zurück, als es im Diplom vom 20. October 1860 und dem Patente vom 26. Februar 1861 einige konstitutionelle Formen und einige autonomische Rechte in Ungarn wieder restituiren wollte.

Es kam der denkwürdige ungarische Reichstag vom J. 1861; Eötvös, der mit Deák u. a. Führern der liberalen Partei die Theilnahme an dem Wiener „verstärkten Reichsrathe" abgelehnt hatte, wohnte der nach 12jähriger Pause wiedereröffneten ung. Reichsvertretung als Deputirter der Stadt Ofen bei, welches Mandat er von seiner Vaterstadt noch zweimal, in den J. 1865 und 1869, empfing, so daß er auch als Reichstags-Deputirter der Haupt- und Residenzstadt Ofen starb. Auf dem ungar. Reichstag 1861 handelte es sich hauptsächlich um die Frage, ob man das königl. Rescript, womit der Reichstag eröffnet ward, durch eine Adresse an den König, die dann den Ausgangspunkt weiterer Unterhandlungen gebildet haben würde, beantworten, oder aber durch einen motivirten Reichstags-Beschluß erwiedern solle. Der Antrag auf die Adresse ging bekanntlich von F. Deák aus, der diesen auch in einer meisterhaften Rede vertheidigte. Ihm folgte am 17. Mai 1861, als neunter Redner, Baron Eötvös, der in einer mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Rede Deák's Antrag unterstützte. Er faßte hierbei vor Allem die Lage Ungarns zu den benachbarten Ländern Oesterreichs, ja die Lage von ganz Europa in's Auge und betonte, daß der ungar. Legislative gegenwärtig „solche Fragen vorliegen, deren Lösung nicht nur auf die Zukunft der ungar. Nation, sondern auch auf die der ganzen Monarchie, ja Europas einen unleugbaren Einfluß ausüben wird". Darum müßte man „den exklusiv vaterländischen Standpunkt verlassen" und die politischen Fragen von jenem höhern Gesichtspunkte aus betrachten. Besondere Aufmerksamkeit widmete sodann der Redner den Verhältnissen Oesterreichs zu Deutschland, woraus für Ungarn eine selbständige Sonderstellung von selbst entspringe. „Der Dualismus besteht in der Monarchie drei Jahrhunderte und wenn er auch schlechter ist, als die Einheit, so ist er doch besser, als die permanente Verwirrung, die aus der erzwungenen, zweier vollkommen verschiedener Theile der Monarchie entstehen". Den Schluß der großartigen Rede bildet eine Apologie der Bestrebungen Ungarns, worin es heißt:

„Unsere Sache ist Eins mit den Freiheitsbestrebungen aller Völker der Monarchie, Eins mit der Sache der Nationalitäten, welche die Monarchie und ihre Gränzen schützen. Und der Sieg unserer Sache ist die Bedingung für die friedliche Zukunft Italiens, die Bedingung der deutschen Einheit. Unsere Sache ist ein Theil jener großen Angelegenheit, für welche die Völker Europas seit drei Jahrhunderten kämpfen, der Sache der Freiheit, und eine solche Angelegenheit kann im 19. Jahrhundert nur dann unterliegen, wenn die Nation selbst ihre Zukunft aufgeben würde, wenn sie, durch Leidenschaften hingerissen, von dem Boden der Gesetzlichkeit heruntersteige oder erschreckt von den Schwierigkeiten, welche die Gegenwart umgeben, ihre Unabhängigkeit materiellen Hindernissen aufopfern würde; oder wenn wir in der Discussion über einzelne Fragen, über den dabei unvermeidlichen Meinungsunterschied das große Ziel vergessen würden, das vor uns liegt und das uns die Eintracht zur Pflicht macht."

Der ungar. Reichstag blieb bekanntlich ohne Resultat und wurde durch ein ungnädiges königl. Handschreiben aufgelöst. Bach und sein System waren zwar gestürzt, aber es führte nun Ritter v. Schmerling das Regiment, dessen Devise lautete: Centralisirung nach constitutioneller Schablone. Dabei proclamirte derselbe Minister unter Beifall der österreichischen „Centralisten": Ungarn habe „sein Recht verwirkt", es müßte sich also mit den gnädig gespendeten Brosamen begnügen; übrigens „könne man warten". Und man „wartete". Inzwischen wurde aber in Ungarn ein angeblich „nationales" Provisorium mit Hofkanzlern und Statthaltern eingeführt, ein wahres System der Verwirrung, weit schlechter, als das stramme Regime des Absolutismus. Die Namen der damaligen „nationalen" Gewalthaber, der Grafen A. Forgach, H. Zichy, Haller, Pálffy, Nádasdy &c. werden noch lange an diese elende Mißwirthschaft erinnern.

So dauerte es abermals vier kostbare Jahre hindurch. Oesterreich machte indeß auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik einen Mißgriff nach dem andern; der Zustand des Reiches ward ein beklagenswerther. Da entschloß sich der Monarch abermals zu einem Wechsel seiner Räthe; Ritter v. Schmerling machte dem Grafen Belcredi Platz; in die ungarischen Regierungsämter aber traten G. v. Majláth, Baron P. Sennyey u. A., von denen allerdings bekannt war, daß sie keine Freunde des liberalen Parlamentarismus seien, in deren Patriotismus, Rechtlichkeit und Charaktertüchtigkeit jedoch kein Zweifel zu setzen war. Ungarn schöpfte neuerdings Hoffnung; hieß es doch in

dem Programme der neuen Regierung: „Die Bahn ist frei“; da mußte denn auch endlich ein Weg in den Hafen des vorenthaltenen Rechtes führen.

Um an der Ebnung der Schwierigkeiten redlich Antheil zu nehmen, entschloß sich Baron Eötvös zur Wiederbetretung des journalistischen Gebietes. Um die Mitte des Jahres 1865 erging die Nachricht, Eötvös werde sich an die Spitze eines periodischen Blattes stellen, das die tüchtigsten Kräfte Ungarns um sich versammeln solle. Am 3. Juli desselben Jahres erschien auch die erste Nummer des „Politikai Hetilap“ („Politisches Wochenblatt“), das in der That durch ein volles Jahr die Elite der magyarischen Schriftsteller vereinigte. Wir finden außer den Artikeln des illustren Herausgebers noch Beiträge von P. Gyulai, Dr. Max Falk, K. Keleti, A. und Jul. Greguß, A. Trefort, Melchior Lónyay, A. Csengery, K. Szász, E. Toldy, Al. Szilágyi u. A.; den größten Werth haben natürlich die ausgezeichneten Leitartikel von Eötvös und sodann die heute noch lesenswerthen „Wiener Briefe“ des Dr. Max Falk, welche eine Detailgeschichte des „Sistirungs-Ministeriums“ Belcredi liefern.

Was Eötvös in seinem „Politischen Wochenblatte“ gewollt? Klärung der Ideen bezüglich der Rechtsansprüche Ungarns, die er in folgenden Sätzen präcisirte: a) Ungarn ist ein freies, unabhängiges Reich, keinem andern Reiche oder Lande unterworfen und in gesetzlicher Weise nur nach den von seiner eigenen Gesetzgebung und dem Fürsten vereinbarten Gesetzen durch seine eigene Regierung zu regieren. b) Das Verhältniß, welches zwischen Ungarn und den übrigen Theilen der Monarchie besteht, fordert nicht die Unterwerfung eines Theiles unter den andern, sondern die Gleichheit beider Hälften der Monarchie. c) Insofern dieser Verband, der nicht gelockert, sondern vielmehr befestigt werden soll, die gemeinschaftliche Behandlung gewisser gemeinsamer Interessen nothwendig macht, gebührt bei der Bestimmung dieser Angelegenheiten den Völkern Ungarns der gleiche Einfluß wie den übrigen Völkern der Monarchie, und muß bei Regelung derselben die vollkommenste Gegenseitigkeit und Gleichheit das leitende Princip sein. Aus letzterm Satz entspringt auch die Nothwendigkeit einer konstitutionellen Regierungsform in Oesterreich und danach ist Ungarns Verfassung zugleich auch Mitgarantie der konstitutionellen Freiheit in den österreichischen Ländern.“

Aus diesen knapp gefaßten Sätzen, die in den Artikeln des „Politischen Wochenblattes“ eine allseitige Beleuchtung fanden, ersieht man das ganze Programm des staatsrechtlichen Ausgleiches vom Jahre 1864. Bis es aber zu diesem ersehnten Akte kam, brach über das vielgeprüfte Oesterreich noch eine harte Heimsuchung herein: — das Jahr 1866. Der Ausbruch des Krieges war auch der Moment, wo Eötvös sein „Politisches Wochenblatt“ einstellte. Die großen Zeitereignisse, äußerte derselbe im Schlußartikel, haben die ganze politische Lage geändert und lassen nicht hoffen, daß Ungarns Hauptwunsch bald erfüllt werden könne. Wer hätte damals geahnt, daß kurze sieben Tage Oesterreich zu Boden strecken würden? Wie dachte Eötvös über diesen Krieg? Eötvös war ein aufrichtiger Freund der Größe und Macht der Monarchie; er hätte deren Dynastie gern an der Spitze von Deutschland gesehen. „Niemals hat Oesterreich“, so äußerte er sich, „offen angegriffen, in einer größeren und gerechteren Sache die Waffen ergriffen, als jetzt, wo zu seiner Vertheidigung seine Truppen den Preußen gegenüber stehen, und das Bewußtsein dessen und der Umstand, daß ein großer Theil dieser Heere aus unseren Landsleuten besteht, hebt die Hoffnung, mit der wir dem Ausgang dieses Kampfes entgegensehen.“

Wie immer jedoch die Würfel des Krieges fallen mochten, so erwartete Eötvös vom Enderfolge Heilsames für Ungarn; denn in jedem Falle würde ein engeres Aneinanderschließen der Theile Deutschlands resultiren und so die Idee der deutschen Einheit mindestens theilweise zur Thatsache werden. Ein Sieg Oesterreichs bringt dessen deutsche Erblande dem übrigen Deutschland näher und dann kann Oesterreich um so eher Ungarns Wünsche erfüllen. Unterliegt Oesterreich, — nun dann verstand sich wohl dessen Nachgiebigkeit von selbst.

Oesterreichs Geschicke im Jahre 1866 sind Jedermann bekannt; sie waren von den weittragendsten Folgen für die äußere und innere Politik der Monarchie. Wir können an dieser Stelle all die Phasen der politischen Entwickelungen nicht bezeichnen und begnügen uns mit der Erwähnung des Faktums, daß am 17. Februar 1867 das verantwortliche ungarische Ministerium ernannt wurde, in welchem Baron Joseph Eötvös zum zweiten Male das Portefeuille eines Kultus- und Unterrichts-Ministers übernahm.

Kleine literarische Revue.

— **Das Kaiserhaus zu Goslar.** Kaum an irgend eine deutsche Stadt knüpfen sich so viele Erinnerungen an die Kaiser-Vorzeit des deutschen Reichs, als an die uralte Harzstadt Goslar, das in seinen Mauern noch gegenwärtig wichtige Denkmale der sächsischen, fränkischen und Hohenstaufischen Kaisergeschlechter umschließt. Seitdem der ehrwürdige Dom, der so vielen Jahrhunderten ein Zeuge der großen geschichtlichen Vergangenheit der alternden Stadt gewesen war, leider vor etwa 50 Jahren bis auf einen Theil der Eingangshalle abgebrochen worden ist, sind es vor Allem die höchst bedeutenden Baulichkeiten des Kaiserpalastes, in denen sich Goslar's ehemalige Stellung als clarissimum regni domicilium, als vornehmste Reichsresidenz, ausprägt. Nachdem schon die sächsischen Kaiser wiederholt zu Goslar Hof gehalten hatten, erbaute Kaiser Heinrich III. um die Mitte des XI. Jahrhunderts in der Nähe des Doms zu Goslar, auf einem ausgezeichneten erhabenen Punkte der Stadt, einen großartigen Reichspalast, dessen Haupttheil nach manchen Beschädigungen, Wiederherstellungen und Ergänzungen, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und von jeher „das Kaiserhaus“ genannt ist. In eben diesem Palaste ward ihm sein Sohn, der unglückliche Heinrich IV. geboren, der ebenso wie seine Nachfolger Heinrich V., Lothar und die Hohenstaufen, hier wiederholt längeren Aufenthalt genommen und eine Anzahl der wichtigsten Reichsversammlungen gehalten hat. Als später der Reichsverband sich mehr und mehr auflöste, erwarb die Stadt den durch wiederholte Brände theilweis verwüsteten Bau; er verdankt seine Erhaltung wesentlich dem Umstande, daß er mehrere Jahrhunderte hindurch als Gerichtshaus der freien Reichsstadt benutzt wurde. Nach den Nöthen des 30jährigen Krieges hat das Gebäude mehr und mehr zu entwürdigenden Zwecken, zuletzt zur Lagerung von Kornvorräthen gedient. Doch blieb der Haupttheil, der den mächtigen Reichssaal enthält, in seinen Mauern und wunderbarer Weise auch in der Bedachung wesentlich unversehrt, und an der Spitze des Giebels hat sich sogar das ehemals goldene, von Rauch und Rost geschwärzte Bild des Reichsadlers erhalten.

Nachdem durch die Ereignisse des Jahres 1870 das Reich selbst wiedererstanden ist und der Reichsadler als Schild eines

neuen kraftvollen Kaisergeschlechts einen neuen Aufflug gewonnen hat, erinnert die Bürgerschaft von Goslar in einem vor Kurzem erlassenen Mahnruf, der sich vorzugsweise an die Vertreter des deutschen Volkes richtet, an die bereits 1867 begonnene Wiederherstellung des Kaiserhauses. „Wenn irgend ein Gebäude des Mittelalters eine würdige Restauration verdient, so ist es der Goslar'sche Reichspalast, der von 1050—1253, also während 200 Jahre, von 10 oder 11 nacheinander folgenden deutschen Kaisern als Wohnung benutzt wurde, der die Geburtsstätte eines Kaisers enthielt, der 23 Reichsversammlungen in sich aufnahm und nur noch einzig in seiner Art dasteht." Die Beschreibung, welche das Flugblatt von dem gegenwärtigen Zustande des Kaiserhauses giebt, veranschaulicht ebenso den hohen kunstgeschichtlichen Werth, der dem ehrwürdigen Monumente beiwohnt, als die Gefahr, in welcher sich dasselbe befindet, die indessen ohne bedeutende Schwierigkeit und mit dem verhältnißmäßig nicht erheblichen Kostenaufwand von etwa 60,000 Thlr. dauernd beseitigt werden kann. Wir schließen uns freudig den Wünschen für die Erhaltung und Herstellung des Kaiserhauses von Goslar durch das wiedererstandene Reich an und sind der Zuversicht, daß ein darauf gerichteter Antrag in der Mitte des deutschen Reichstags sowohl als bei den deutschen Regierungen lebhaften Anklang finden wird.

— **„Europa und der deutsch-französische Krieg"***) ist der Titel eines von Herrn W. F. Carl Schmeidler verfaßten Werkes, welches sich den bereits höchst zahlreich vorhandenen geschichtlichen Darstellungen der großen Ereignisse unserer Zeit anreiht. Der bis jetzt erschienene erste Band verfolgt die Ereignisse bis zu der Katastrophe von Sedan und zu der Proklamation der Republik in Paris. Der Verf. geht hauptsächlich darauf hinaus, das Verhältniß nicht allein der beiden zunächst betheiligten Völker, sondern ganz Europas zu dem Kriege darund festzustellen, indem er, mit Recht, annimmt, daß unser Krieg, wiewohl lokalisirt, doch den politischen Beziehungen des gesammten Erdtheils eine andere Wendung gegeben hat, weil er das Resultat der allgemeinen, unhaltbaren Situation war, in welcher sich Europa seit länger als zwei Jahrzehnden befand. Mit kurzen kräftigen Strichen zeichnet der Verf. die Lage jedes einzelnen Landes vor und während der ersten Periode des Krieges, worauf er eine Darstellung der Ereignisse selbst folgen läßt. Gegen die Treue der Darstellung ist Wesentliches nicht einzuwenden. Indessen vermag uns doch der Verf. nicht mehr darzubieten, als das Bild, das sich der Zeitungsleser durch die Lektüre seiner Journale selbst zu machen in der Lage gewesen ist. Unseres Erachtens würde es für den Historiographen eine dankenswerthe Aufgabe sein, tiefer in die Verhältnisse einzudringen, namentlich das mit den Ursachen des Krieges in nachweisbarem Zusammenhange stehende Parteiwesen wenigstens in Frankreich und Deutschland genauer zu studiren, und sodann, im Gegensatze hierzu, auch die politischen Intriguen einzelner Persönlichkeiten, wie z. B. Metternich's II., aufzudecken, welche vom Souffleurkasten der französischen Hofbühne aus die Geschicke Europas zu dirigiren suchten, bis die Kriegskatastrophe ihrem Treiben plötzlich ein Ende machte. Wir geben zu, daß die Materialien dafür noch nicht in genügendem Umfange vorliegen. Ohne tieferes Eingehen auf dergleichen bedeutsame Faktoren wird der Geschichtsschreiber aber immer nur an der Oberfläche der Begebnisse bleiben und sich damit begnügen müssen, mehr zur Erinnerung als zum Nutzen der Mitwelt zu schreiben.

*) Leipzig, Fr. W. Grunow, 1871.

— **„Der Deutschen Krieg und Sieg in Frankreich."***) Eben geht uns wieder eine neue — vielleicht die funfzehnte — Kriegsgeschichte zu, die ein „Buch für Volk, Heer und Schule" zu sein beansprucht. Der Verfasser, Herr Rich. Baron, ist Consistorial-, Regierungs- und Schulrath in Oppeln und scheint hauptsächlich deshalb den Beruf in sich gefühlt zu haben, für die „Schule" ein solches Buch zu schreiben. Wir mögen ihm diesen Beruf nicht absprechen, doch für das „Heer" ein Buch über den Krieg zu schreiben, hätte der Verf. den Männern vom Kriegshandwerk überlassen sollen. Wir haben in der gedrängten Schilderung Nichts gefunden, was nicht auch bereits in den zahlreichen anderen Darstellungen zu finden ist. Die beiden hauptsächlich durchgeführten Gedanken, daß der letzte Krieg die sittliche Herabgekommenheit Frankreichs unter der Herrschaft der Napoleoniden dargethan habe, und daß in dem Siege Deutschlands die Hand Gottes sich erkennen lasse, sind gewiß unwidersprechlich, aber man wird zugeben, daß sie nichts weniger als den Reiz des Neuen haben.

— **Darwin und Wallace.** Im vorigen Jahrgange besprachen wir hier eins der vorzüglichsten Reisebücher der „Malayische Archipel"**) von A. R. Wallace, in's Deutsche übertragen von A. B. Meyer, und freuen uns nun, daß diesem trefflichen Werke in der gesammten deutschen Kritik einstimmig dieselbe Anerkennung zu Theil geworden. Dr. Adolph Bernard Meyer, der Uebersetzer, hat nun eine Schrift herausgegeben, welche ebenfalls der Beachtung werth ist: „Charles Darwin und Alfred Russel Wallace"***), dieselbe enthält die ersten Publikationen dieser beiden hochstehenden englischen Forscher über die „Entstehung der Arten", nebst einer Skizze ihres Lebens und einem Verzeichniß ihrer Schriften.

— **Darwin's neuestes Werk in deutscher Uebersetzung.** In bessere Hände, als die der Schweizerbart'schen Verlagshandlung (E. Koch) in Stuttgart, konnten die Bücher Darwin's schwerlich in Deutschland gelangen, und einen prompteren Uebersetzer, als Herrn J. Victor Carus, konnten sie gewiß nicht finden. So sehen wir auch das neueste derselben „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" fast mit der englischen Original-Ausgabe zugleich in deutscher Uebersetzung erscheinen. Diese Anzeige des soeben ausgegebenen ersten Bandes wird für alle Freunde und Anhänger, sowie für die Widersacher und namentlich für Diejenigen, welche sich über Darwin's Theorieen unterrichten wollen, von Interesse sein.

— **„Aus allen Welttheilen."** Das unter diesem Titel erscheinende illustrirte Familienblatt für Länder und Völker-

*) Von Richard Baron. Oppeln, A. Reisewitz (203 S).

**) Braunschweig, George Westermann.

***) Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.

kunde, redigirt von Dr. Otto Delitsch, ist in den Verlag der geachteten Buchhandlung des Herrn Adolph Nefelshöfer in Leipzig übergegangen. Das uns vorliegende siebente Heft des zweiten Jahrganges (April 1871) wird mit dem Bildnisse eines berühmten deutschen Geographen, nämlich des Kriegsministers v. Roon, eröffnet, dessen im J. 1832 zuerst erschienenes geographisches Lehrbuch demnächst in vierter Auflage erscheinen wird. Der Verfasser dieses Lehrbuches hat es allerdings hauptsächlich selbst mit verschuldet, daß die früheren Auflagen seines Werkes, besonders was die Geographie von Deutschland und Frankreich betrifft, nicht mehr brauchbar sind. Das Journal bringt in jedem seiner Hefte Etwas „aus allen Welttheilen" und rechtfertigt daher vollkommen seinen Titel.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben den Verlust eines unserer ältesten und geachtetsten Mitarbeiter zu beklagen. Professor Dr. Eduard Munk ist in der Nacht vom 3. zum 4. Mai, 68 Jahr alt, in Glogau mit Tode abgegangen. Klassische Bildung im antiken Sinne des Wortes, reiches Wissen und eine auf reinster Religiosität ruhende humane Gesinnung zeichneten den musterhaft bescheidenen Mann aus, der der Freund aller Edeln und Gebildeten war, welche ihn kannten. Zwanzig Jahre (von 1827 bis 1848) als Lehrer an der königlichen Wilhelmsschule in Breslau und demnächst am evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt Glogau wirkend, in welcher letzten Stellung jedoch die beschränkenden konfessionellen Ansichten des Ministeriums den dem angeborenen mosaischen Glauben treu gebliebenen Lehrer nicht länger dulbeten, zog er es vor, sich ausschließlich dem Unterricht durch Schriften zu widmen. In früher Zeit bereits (1834) hatte er seine „Metrik der Griechen und Römer", verfaßt, die in Nordamerika ins Englische übersetzt wurde und dort auf sehr vielen gelehrten Schulen eingeführt ist. Nicht minderes Glück hatte dann im Auslande, wie in Deutschland, seine „Geschichte der Griechischen Literatur" (2 Bände), von welcher im Jahre 1863 die zweite Auflage erschien und jetzt, unter den Auspicien der Akademie der Wissenschaften zu Madrid, eine spanische Uebersetzung erscheint. Seiner „Geschichte der Griechischen Literatur" schloß sich eine Untersuchung über „die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften" (1857) an, während er seiner „Geschichte der Römischen Literatur" (3 Bände, 1858—1860) eine Uebersetzung und Erläuterung der Satiren und Episteln des Horaz folgen ließ.*) Unserer Zeitschrift war Munk seit dem Jahre 1849 ein treuer Mitarbeiter. Seine meistens mit der Chiffre E. M. — selten mit seinem vollen Namen — unterzeichneten Artikel tragen ausnahmslos das Gepräge seiner in der Schule Lessing's erzogenen Denkweise und Kritik. Er konnte unwillig werden und streng, wenn die Ehre der klassischen Alten Griechenlands, Rom's, oder Judäa's angetastet wurde, aber in seinem Urtheil blieb er gleichwohl mild und human, wie es der Grundgedanke aller seiner Betrachtungen war. Munk's letzte Arbeit für unsere Zeitschrift war der in der vorigen Nummer abgedruckte Artikel „Philosophische Zeitfragen", nach Jürgen Bona Meyer.

*) Sämmtliche vorgedachte Werke sind, mit Ausnahme der „Metrik", im Verlage der Ferd. Dümmler'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen.

Hoffmann von Fallersleben, dessen 73. Geburtstag am 3. April von einer Anzahl patriotischer Männer in Hamburg durch Stiftung einer „dem Sänger des deutschen Herdes, des deutschen Volkes, des deutschen Kaisers" gewidmeten Ehrenpension gefeiert wurde, hat an seine Freunde in Flandern, die bei dieser Gelegenheit auch ihre Theilnahme für den Herausgeber der „Horae Belgicae" zu erkennen gaben, ein vlamisches, in der Brüsseler Zweep abgedrucktes Lied „Vlaanderen boven al" gerichtet, dessen naiver Volkston an die populärsten Weisen Hoffmann's erinnert. Wir theilen den ersten und den letzten Vers daraus mit:

Vlaanderen, dag en nacht
Denk ik aan u;
Waar ik ook ben en vaar,
Gij zijt mij altijd naar;
Vlaanderen, dag en nacht
Denk ik aan u!

Vlaanderen, boven al
Heb ik u lief:
Gij mijne lust, mijn smert,
Gij ligt mij diep in't hert;
Vlaanderen boven al
Heb ik u lief!

Ueber den Pariser Buchhandel während der Belagerung bringt das Leipziger Buchhändler-Börsenblatt einen Artikel von Herrn Otto Mühlbrecht, dem wir nachstehende Bemerkung entlehnen: „Was die zur Zeit des Krieges erschienene Literatur selbst angeht, so ist die Quantität derselben allerdings immer noch bedeutend, die Qualität aber mit Ausnahme einiger wissenschaftlichen Neuigkeiten auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften gleich Null. Juridica fehlen gänzlich, ebenso wissenschaftliche Theologie, überhaupt die gediegenen Werke aller Fächer. Die Politik und das gesellschaftliche Elend sind die Angelpunkte, um die sich die ganze Literatur dreht; dabei tritt eine blinde Wuth und andrerseits ein Cynismus zu Tage, der uns so recht den sittlichen Verfall auch der heutigen französischen Literatur zeigt. Wo sind die geistigen Capacitäten, die selbst im tiefsten Unglück als Schriftsteller eine würdige Haltung bewahren? Etwa Victor Hugo, der in seinem Hochmuth allem Bestehenden den Vernichtungskrieg erklärt? Wo sind heutzutage Männer, welche es an edler Begeisterung den befähigten Männern der ersten Revolution wie Rouget de Lisle u. A. gleichthun können? Die heutige Poesie der Revolutionspartei athmet nur nüchternen Egoismus oder hohle Phrasen; wie wirkte Mirabeau zündend durch seine Wahrheiten, und welches Ansehen genießt dagegen sein rhetorischer Schatten Gambetta! Nicht Eine durchschlagende, die Volksmassen erhebende literarische Erscheinung in dieser Zeit! wahrlich, ein schlechtes Zeichen! Jetzt hätten die Lieblingsschriftsteller des Volkes etwas leisten sollen auf ihrem Gebiet; statt dessen finden wir nur eine ganz kümmerliche Ausbeute von Almanachen, Siegeshymnen voll vielen Weihrauchs und mit wenig Gedanken, Gebetbüchern, Kinderschriften, Spottschriften auf Badinguet, Theaterstücke nicht zu vergessen, Schriften über Behandlung der Verwundeten, Gesundheitsregeln, die verschiedenartigsten Pläne Paris zu deblokiren, eine wahre Fluth von Pamphleten und Caricaturen und eine Menge neuerstandener Journale, die sich in seltsamen Titeln gegenseitig überbieten."

Die Universität Straßburg in ihrer bisherigen, wissenschaftlichen Bedeutung ist von den meisten deutschen Darstellern, die sich in der letzten Zeit mit dem wiedergewonnenen Elsaß beschäftigten, sehr unterschätzt worden. Dem Münchener Professor F. v. Löher, der in seiner Schrift „Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen" in der Studienzeit Goethe's die letzte und höchste Glanzperiode der Universität Straßburg erblickt, erwidert ein elsässischer Kritiker in der (bekanntlich gouvernementalen) „Straßburger Zeitung": Wie konnte er (Löher) gegen die Jetztlebenden so ungerecht sein und sich zu folgendem Ausspruche verleiten lassen: „„Professoren wie Schöpflin, Oberlin, Lobstein, Koch, müßte man bald mit der Laterne suchen!"" Dies bezeichnet doch ein Verkennen oder Nichtkennen merkwürdiger Persönlichkeiten, die gerade während der letzten Dezennien in allen fünf Facultäten Straßburgs sich voranstellten. Allen Respect vor den bezeichneten gelehrten Häuptern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Allein wir können denselben eine beträchtliche Mehrzahl gefeierter Namen entgegenstellen, vor denen Herr von Löher, der vielbegabte, unparteiische Würdiger fremden Verdienstes, sobald ihm solche kundgegeben, willig Halt machen würde. Hätte er vor noch nicht langer Zeit, er, der freisinnige Katholik, sich zu Füßen der St. Nicolai-Kanzel gefunden, wo Colani seine inhaltreichen, männlich eloquenten, historischen Predigten hielt, oder vor dem Katheder gesessen, den Fustel de Coulanges inne hatte, und durch seinen krystallhellen Vortrag, sei es über Geschichte des griechischen Alterthums, sei es über die Reformen des vorigen Jahrhunderts, sein gemischtes Publikum belehrte und bezauberte; hätte er Schimper's beseelten phantasiereichen Vorträgen über Geologie und Paläontologie gelauscht, oder Schützenberger's Besuchen am Krankenbette des Hospitals gefolgt, gewiß hätte er sich eines andern besonnen, und die Namen, die ich aufs Gerathewohl aus der Mehrzahl der hiesigen akademischen Häupter aufgriff, als den besten in Deutschland ebenbürtig erklärt. O! daß meine schwache Stimme weit hinüberreichen könnte über den Rhein und Schwarzwald, und Taunus, und Thüringergebirge, in die Sandflächen Berlins oder auf Münchens Hochebene, um gerechte Anerkennung zu fordern für unsere einheimischen intellectuellen Größen, die auch auf engerm Schauplatz treu ihre Pflicht erfüllten, und, mit dem geistigen Erwerb zweier Nationen befruchtet, sich dankbare Schüler heranbildeten."

Das in unserem „Magazin" bereits oft charakterisirte nichtswürdige Treiben der städtischen Verwaltung von Newyork wird in einem Artikel der New York Tribune vom 19. April mit dem wahnsinnigen Gebahren der gegenwärtigen Commune von Paris verglichen, fällt jedoch keineswegs gerade zum Vortheil der amerikanischen Stadt aus. „Das greuliche Bild von Paris," sagt die Tribune, „erfüllt uns mit Sorge und Unwillen, aber sind wir denn sicher, daß nicht auch Newyork von der Gefahr einer gleichen Heimsuchung bedroht sei? Der Pöbel, der seit einer Reihe von Jahren unsere Stadt beherrscht, wird, gleich dem Pöbel von Paris, aus dem Schlamm, den Rinnsteinen und den Schnapsläden rekrutirt. Er trägt kein Verlangen nach einer anständigen Regierung, denn jede Regierung ist sein natürlicher Feind. Bereits ist es ihm gelungen, unsere Wahlfreiheit zu vernichten und der Legislatur sich zu bemächtigen. Die Confiscation ist unter allerlei Formen in Newyork an der Tagesordnung, und die Gelderpressungen fangen nachgerade an, unerträglich zu werden. Zwei Drittel von den Summen, die den besseren Bürgerklassen abgenommen werden, fließen in die Taschen des Pöbels und sind geradezu als Räuberei zu brandmarken.... Mit diesen skandalösen Straßen-Commissionen, diesen ungerechten Steuereinschätzungen, diesen gemeinen Geldschneidereien, diesen wegen ihres Umfanges und ihrer Kühnheit unübersteiglichen Eisenbahn-Betrügereien, diesen korrumpirten Gerichtshöfen und diesen ernsten Bedrohungen der letzten Hoffnung eines freien Volkes: der Wahlabstimmung — nahen wir uns mehr und mehr der Zeit, wo keine Art von Besitzthum mehr sicher ist und unser Geld und Gut, wie unsere Freiheiten, der Gnade des allerärgsten Theiles der Gesellschaft preisgegeben sind. Falls es uns nicht gelingt, die politische Reform durchzusetzen, zu der jetzt einige Aussicht vorhanden, brauchen wir wahrlich nicht erst nach Paris zu blicken, um zu erfahren, daß das republikanische Regime ein Unding sei."

Von einer großen Anzahl achtbarer Männer in Nord- und Süddeutschland, unter denen sehr viele Deutsche Reichstags-Mitglieder, unter Anderen die Herren Schultze-Delitzsch, Marquard Barth, K. Braun, Franz Duncker, Löwe-Calbe und Wehrenpfennig, ferner die Herren Professor Böhmert in Zürich, A. Lammers in Bremen, J. Knorr in München und T. Twining in London sich befinden, ist ein Aufruf zur Gründung einer „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" erlassen worden. Es heißt darin: „Seitdem die erste gesetzgebende Versammlung Deutschlands aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgeht, ist die Freiheitsfrage zu einer Frage der Bildung der Massen geworden. Gestehen wir uns in dieser Beziehung offen: mag bei uns auch die Zahl der Gebildeten vergleichsweise eine große sein, an sich genommen, ist sie nur gering. Große Massen unserer Bevölkerung sind noch unwissend und geistig träge. Unfähig, selbständig zu urtheilen und zu handeln, folgen sie der Strömung, wo sie zum Guten führt, aber auch dort, wo sie vom Uebel ist. Der Erfolg, welchen einige wenige gewissenlose Männer mit ihren socialistischen Bestrebungen hatten, giebt uns einen deutlichen Beleg hierfür. Wohin diese Bestrebungen endlich führen, zeigt heutzutage Frankreich."

Die neue Gesellschaft stellt sich vorläufig folgende Ziele: 1) an allen Orten, welche noch keine Fortbildungs-Vereine haben, solche zu begründen; 2) einen Verband herzustellen zwischen allen Vereinen, welche sich die Hebung der Volksbildung zur Aufgabe stellen; 3) ein Blatt zu gründen, das ausschließlich den Interessen des freiwilligen Bildungswesens gewidmet ist und das statistische Material für die Kenntniß desselben zu sammeln hat; 4) Wanderlehrer zur Abhaltung volksthümlicher, die Verstandes- und Herzensbildung fördernden Vorträge zu gewinnen, und 5) entsprechende Volks- und Flugschriften zu verbreiten.

Zum Geschäftsführer des organisirenden Comité ist Herr Dr. Franz Leibing in Berlin (Ritterstraße Nr. 2) erwählt worden, während das Bankhaus Breest u. Gelpke in Berlin sich erboten hat, Einzahlungen für die Gesellschaft zu übernehmen. Die Beiträge der Mitglieder sind auf mindestens zwei Thaler jährlich festgesetzt, und das Jahres-Abonnement des Vereinsblattes beträgt einen Thaler.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

herausgegeben von

Rud. Virchow

und

Fr. v. Holtzendorff.

VI. Serie: Heft 121—144 umfassend. — **Jahrgang 1871.** (85)

Im Abonnement jed. Heft nur 5 Sgr.

Die fünfte Serie dieser überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Sammlung ist soeben mit dem 120 Hefte: Virchow, Das Rückenmark und seine Bedeutung, vollendet und zugleich mit ihm erschien Heft 121 und 122 der

neuen VI. Serie:

Heft 121. Carl Twesten: Die Zeit Ludwigs XIV.

Heft 122. Prof. Dr. Carl Möbius in Kiel, Das Thierleben am Boden der Deutschen Ost- und Nordküste.

Es werden ferner in dieser neuen VI. Serie, vorbehaltlich etwaiger Abänderung im Einzelnen, folgende Vorträge nach und nach erscheinen:

Prof. Dr. Schmoller: Ueber die Resultate der Bevölkerungs- und Moralstatistik. Friedrich v. Hellwald in Wien: Sebastian Cabot. Dr. Lefmann in Heidelberg: Reform der Deutschen Rechtschreibung. Prof. G. Hermann Meyer in Zürich: Stimm- u. Sprachbildung. Prof. Dr. Diestel: Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. Dr. A. Magnus in Königsberg: Ueber die Gestalt des Gehörorgans bei Thieren und Menschen. Prof. Dr. v. Holtzendorff: Das Eroberungsrecht. Dr. Jensen: Träumen und Denken. Prof. Dr. Kreyssig: Die Realschule. Prof. A. Braun: Ueber den Samen. Prof. Dr. Weingarten: Die culturgeschichtliche Bedeutung des Englischen u. Amerikanischen Sectenwesens. Prof. J. Kühn: Ueber Pflanzen-Epidemien. Dr. Friedrich Kapp: Ueber Auswanderung. Prof. Kämmerer: Ueber den Stickstoff. Prof. J. B. Meyer: Arthur Schopenhauer. Prof. Zirkel: Die Umwandlungsprocesse im Mineralreich. Dr. Göschen: Krankenpflege und Seelsorge im Kriege. F. Bessell: Die Beweise für die Bewegung der Erde. Prof. Dr. Ebers: Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Mensinga: Alte und neue Astrologie. Prof. Karsten: Maaß und Gewicht. Prof. Hoppe-Seyler: Ueber die Quellen der Lebenskräfte. Prof. Fick: Blutkreislauf. Dr. Keferstein: Luther's Stellung in der Erziehungslehre. Dr. Behrendt: Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit.

Bestellungen auf die neue Serie, sowie auf die früheren, nimmt jede Buchhandlung entgegen. Um neu hinzutretenden Abonnenten eine allmälige Anschaffung der früheren Serien zu erleichtern, läßt die Verlagshandlung den Abonnementspreis von 5 Sgr. für jedes Heft schon bei jedesmaliger Entnahme von 6 Heften der früheren Serien nach folgendem Modus eintreten: Es sind für je 1 Thlr. zu beziehen aus: Serie I.: Heft 1—6; 7—12; 13—18; 19—24; — Serie II.: 25—30; 31—36; 37—42; 43—48: — Serie III.: Heft 49—54; 55—60; 61—66; 67—72; — Serie IV.: Heft 73—78; 79—84; 85—90; 91—96; — Serie V.: Heft 97—102; 103—108; 109—114; 115—120.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung, A. Charisius, in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: (86)

G. H. Lewes,

Verfasser von „Goethe's Leben"

Geschichte der alten Philosophie.

Bd. I. der Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. 34½ Bogen. gr. 8. geh. Preis 2⅔ Thlr.

Lewes giebt in diesem Werke eine kritische Geschichte der Philosophie aus dem Gesichtspunkte der exakten Wissenschaften und umfaßt der vorliegende Band eine Darlegung des Kriteriums in den Prolegomenen, Trennung der Philosophie der Griechen von der Theologie, deren Aufsteigen bis zu ihrer Höhe, den Verfall derselben in Skepticismus und ihren Untergang in der Theologie bei den Alexandrinern. — Die geistvolle, klare und leicht verständliche Darstellung des anregenden Themas verschaffte diesem Werke in England, wo es stereotypirt wurde, einen nach vielen Tausenden zählenden Absatz.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Soeben erschien: (87)

Charles Darwin

Die Abstammung des Menschen

und

die geschlechtliche Zuchtwahl.

Aus dem Englischen

von **J. Victor Carus.**

I. Band.

Mit 25 Holzschnitten.

Preis Rthlr. 2. 20 sgr. oder fl. 4. 40 kr.

Der zweite (Schluss-) Band dieses mit grösster Spannung erwarteten Buches erscheint in ca. 2 Monaten. Das Werk wird neues Licht in die grosse Frage von der „Abstammung des Menschen" bringen, und wird dasselbe gewiss von allen Anhängern Darwin's mit Freuden begrüsst werden.

E. Schweizerbart'sche Verlagshandlg. **(E. Koch)** in Stuttgart.

Bei **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben Michelangelo's von Herman Grimm.

Dritte durchgearbeitete Auflage in 3 Bänden. Octav. Geh. 5 Thlr.

Unter der reichen Zahl von Arbeiten auf kunsthistorischem Felde, welche die neueste Zeit gebracht hat, gehört Grimm's „Michelangelo" zu den bedeutendsten, die sogar Epoche machend genannt zu werden verdient. Die Kunst der Biographie ist bisher kaum auf solche Höhe gebracht, wie hier. Dem Grundsatze, daß die Lebensbeschreibung eines bedeutenden Mannes, vor Allem aber eines Künstlers, das Leben desselben derartig im Zusammenhange seiner ganzen Zeit darstellen soll, daß die Kunstschöpfungen aus der Zeit, und die Zeit aus den Kunstschöpfungen ihre volle Erklärung finden, hat der Verfasser in einem Umfange und einer Tiefe Geltung verschafft, wie keiner seiner Vorgänger. Nicht allein, daß auf dem Gebiete der Künste, welche Michelangelo vertritt, alle inneren Beziehungen, in welchen sein gewaltiger Genius dort zu den Künstlern der Vergangenheit, hier in denen seiner mitlebenden und der nachfolgenden Generationen steht, auf das Hellste zur Erscheinung kommen; sondern selbst die politische Geschichte Italiens, und namentlich der Vaterstadt Michelangelo's, Florenz, ist, soweit ihre Kenntniß irgend nothwendig erachtet werden kann, um alle Einflüsse auf die Gestaltung des großen Mannes, seine äußeren Verhältnisse und seine innere Bildung zu verfolgen, mit einer Kunst der Anordnung, mit einer Schönheit der Darstellung abgehandelt, wie solche eben Herman Grimm eigenthümlich sind. In dieser neuen dritten Auflage haben die Capitel über Vittoria Colonna und Michelangelo's persönliche Zustände eine große Vermehrung erfahren.

Deutsche Kunststudien von Herman Riegel.

Ein starker Band in Lexicon-Octav. Geheftet 3½ Thlr. (88)

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig ist soeben vollständig erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (89)

Die vier Jahreszeiten.

von

E. A. Roßmäßler.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweite Prachtausgabe.

Mit vier Charakter-Landschaften in Tondruck nach Zeichnungen von F. H. v. Kittlitz, 96 Illustrationen in Holzschnitt und farbigem Typen-Naturselbstdruck von Eduard Kretzschmar nebst dem Portrait des Verfassers.

In 6 Lieferungen à 10 Sgr. In einem Bande elegant geheftet 2 Thlr., elegant gebunden 2½ Thlr., in Prachtband mit Goldschnitt 2⅔ Thlr.

Dieses Buch ist ein aus dem Herzen zum Herzen mit eben so viel Wärme als Sachkenntniß geschriebenes Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, eine wahrheitsgetreue beredte Schilderung unserer, dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfenen heimathlichen Natur, reich an Blicken auf die diesem Wechsel nicht minder unterworfene menschliche Gesellschaft. Allen die dies prächtig ausgestattete Buch zur Hand nehmen, wird es eine Quelle des Genusses und der Belehrung sein.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (90)

Alexander von Humboldt und das Judenthum.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts

von

Adolph Kohut.

II. Auflage.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Welches Interesse obiges Werk erregt hat, beweist, daß innerhalb 6 Wochen die 1. Auflage vollständig vergriffen und eine 2. Auflage nöthig wurde, die wir hiermit dem Publikum auf's Neue empfehlen.

Leipzig, April 1871.

F. W. Pardubitz'sche Buchhandlg. (F. Lorber).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, (in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.)

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3fraltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 20. Mai 1871. — [Nº 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Vom Mißbrauch des freien Willens.

Ein weiser Mann der Gegenwart behauptet, es sei laut Zeugniß der Geschichte für unbefangene Denker, alles Elend, welches die Menschen, im Großen wie im Kleinen, in der Gesammtheit, wie im Einzelnen, betroffen und betreffe, auf den Mißbrauch des dem Menschen von seinem Schöpfer verliehenen freien Willens zurückzuführen. Ist dies wahr — und wer könnte vorurtheilsfreien Blickes hieran zweifeln — dann handelt es sich zur Beseitigung jenes Elends, zur Schaffung sicherer Wohlfahrt für die ganze Menschheit um Entfernung des erwähnten Freiheits-Mißbrauches, um möglichste Verallgemeinerung weisen Gebrauchs des freien Willens bei möglichst allen mündigen Menschen. Es ist dies dieselbe Aufgabe, welche Christus als Erlöser und Seligmacher der Menschheit sich gestellt hat und welche seine Lehre, ein Gottesreich allgemeiner Glückseligkeit zu schaffen, längst erreicht haben würde, wäre sie so rein und vollendet, als sie, unverkennbar für jeden sittlich denkenden Geist, entworfen ist, zur Ausführung gekommen. In Wahrheit leider ist diese erhabene Lehre jedoch vielfach zum Gegensatz dessen entartet, was sie sein soll; die Religion der Liebe ist von Ueber-Gläubigen zu einer Religion liebloser Verketzerung und Verdammung, rechthaberischen Buchstaben-Glaubens, ja sogar „heiliger Verfluchung" entstellt und herabgewürdigt, oder sie ist von Unter-Gläubigen, des damit getriebenen Mißbrauchs wegen in ungerechtester Weise verächtlich beseitigt worden. Soll sie endlich zur Wahrheit, endlich in ihre Rechte eingesetzt und durch das Christenthum wahrhaftige Wohlfahrt sicher erreicht werden, so dürfte namentlich Folgendes sich empfehlen:

Zunächst muß auch der kräftigste, selbständigste Mensch nicht vergessen, daß die Freiheit seines Willens, als des eines ohne sein Wissen und Zuthun entstandenen Geschöpfes, keine unbedingte, sondern nur eine bedingte ist und sein kann. Wie weit dieser Umstand ihm Pflichten der Weisheit und Sittlichkeit auflegt, hierüber, namentlich über das nöthige Streben nach Selbsterkenntniß und nach unbedingt nothwendiger Freiheit von sich selbst, von seinen Lüsten und Begierden, giebt ihm die Religion, d. h. die Lehre der Abhängigkeit des Menschen, als des Geschöpfes von seinem Schöpfer, Anleitung so ganz unentbehrlicher Art, daß die bisweilen auftauchende Ansicht, der Mensch könne der religiösen Bildung ganz entbehren, ein äußerst gefährlicher Irrthum ist, gleichsehr als es die Meinung ist, der Mensch könne der geistigen Bildung entbehren. Im einst klassischen Griechenland genießen gegenwärtig nur fünf Procent der Bevölkerung Schulunterricht. Die Früchte hiervon sind bekanntlich die allerbetrübendsten, gleichwie in bigotten Ländern die religiöse Bildung ohne geistige Durchdringung ähnliche trübe Früchte erzeugte. Keine geistlose Rohheit ist gefährlicher als die bigotte, keine sittenlose Rohheit gefährlicher als die geistreiche. Zeugniß für erstere Behauptung liefern die stupiden Religions-Kriege der Vorzeit. Zeugniß für die zweite Behauptung liefert der Fluch, welchen in der Jetztzeit geniale aber religions- und gewissenslose Zeitungs- und Bücher-Schreiber über die Menschheit verbreiten. Ein berühmter Arzt in Paris sprach einst die schönen Worte: „la conscience n'est elle pas plus que la science?" — Der Welt-Ordnung liegen ganz unverkennbar für unbefangene Wissenschaft nicht minder unveränderliche sittliche als sachliche Gesetze zu Grunde. Sie, gleichwie eine göttliche Vorsehung zu leugnen, möchte weder genial, noch geistreich zu nennen sein. Die allein heilsame religiöse Bildung kann jedoch nur dann Gemeingut Aller werden, wenn die Religion stets in einer der Zeitbildung entsprechenden Weise gelehrt wird, und die Theologen, von denen die jetzige höchst betrübende Leerheit der Kirchen fast ausschließlich verschuldet ist, nicht ferner halsstarrig auf Glaubens-Satzungen bestehen, welche einst kindlich waren, jetzt fast nur noch kindisch sind.

Eine zweite Bedingung für die endliche Entfaltung der unermessenen Segnungen des Christenthums möchte in der, aus unbefangener Beurtheilung der Bibel, gleichwie aus fortgeschrittener und fortschreitender wissenschaftlicher Forschung sich ergebenden Erkenntniß beruhen, der Erlöser der Menschheit vom Joch sündhafter Sinnlichkeit sei zwar als der von den Propheten vorverkündigte Gottgesandte, nicht aber als Gott zu glauben. Hätte der Weltheiland sich als Gott geglaubt wissen wollen, so wäre seine Aufforderung, ihm nachzufolgen, gleiche oder noch größere Wunder zu thun, als er sie gethan, unmöglich gewesen. Erst mit der erhebenden Zuversicht, dem „Erbarmer aller Mühseligen und Beladenen" auf Grund seiner Verheißung Bruder oder Schwester sein, ihm nachfolgen zu können — was seine Anerkennung und Verehrung als Meister aller Meister keineswegs ausschließt — kann uns das Vertrauen zur Möglichkeit dieser Nachfolge, kann uns der wahre Muth hierzu zu Theil werden, gleichwie die begeistertste Dankbarkeit für ein Erlösungswerk, dem nicht die höhere Einsicht und Macht eines Gottes, nur die Weisheit eines die ganze Menschheit in erbarmendster Liebe umfassenden Zimmermanns-Sohnes zu Grunde gelegen. Daß seine Lehre aus Gott, daß sie eine positive Offenbarung Gottes, eine heilige ist, wird Jedermann erkennen, der sie in sich aufnimmt und ausübt.

Nach Jesu Lehre, bildet das menschliche Geschlecht eine Familie, welche Gott als ihren alliebenden Vater in dankbarster

Gegenliebe anzubeten, ihre Mitmenschen, namentlich die der Hülfe bedürfenden Nächsten, gleich sich selbst zu lieben hat. Alle dem Einzelnen mit oder ohne Verdienst gewordenen Segnungen sachlicher oder geistiger Art hat er als ein, zu eigner und Anderer Beglückung ihm von Gott anvertrautes Pfund zu betrachten und, sein Licht nicht unter den Scheffel stellend, Schlangenklugheit mit Taubenreinheit vereinend, nach Christi Mahnung zu Gunsten der Mitmenschen möglichst segensvoll mit diesem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern. — Bringen es die Theologen dahin, daß dieses Gebot Christi zu allgemeiner Erfüllung gelangt und sein Verbot, dem Anderen nicht zu thun, was wir selbst von ihm nicht gethan wünschen, beachtet wird, dann schon ist der Himmel auf Erden gesichert. Die gleich widersinnigen als unwürdigen, weil auf roher Gewalt und vernunftwidriger Geistesbeschränktheit beruhenden Systeme der Kommunisten und Sozialisten werden die Menschheit dann nicht länger erröthen machen.

Auf die Frage, wann und wo kommt das Reich Gottes, antwortete bekanntlich der Messias, es kommt nicht von Außen, nicht mit äußerer Geberde, im Innern habt ihr es zu suchen. Also nicht im Jenseits, sondern im Diesseits, nicht im Himmel, sondern schon auf Erden, still im eigenen Herzen sollen wir das Gottesreich anbauen, schon im Diesseits Gott anbeten in Geist und Wahrheit. Wie oft wird die Erde aus christlich frommem Munde ein Jammerthal, der Mensch ein von Geburt an sündhaftes und verworfenes Wesen genannt, ohne zu bedenken, daß dieser Vorwurf, wäre er, wie er es nicht ist, begründet, in fast gottloser Weise mehr den Schöpfer als das Geschöpf anklagen würde. Wie auch Christus diese angeborene sündhafte Verworfenheit nicht voraussetzen konnte, umfaßte er mit so unendlicher Liebe bis zum martervollen Kreuzestode die Menschheit, verhieß er ihr das Gottesreich auf Erden, sobald sie den Vorsatz fasse, den ihr von Gott verliehenen freien Willen von Thorheit und Sünde zu reinigen und sich heiligen Ernstes einem Leben in, mit und durch Gott zu weihen, eine Last auf sich zu nehmen, welche selbst Er, *der zum Todesopfer Bereite*, eine leichte nannte.

Ferner dürfte, als eine Bedingung hochwichtiger Entscheidung für die endliche gründliche Verwirklichung des unübertrefflichen Erlösungswerkes Jesu, eine seiner Hauptlehren *unverschleiert und ohne Furcht vor ihrer erschreckenden Folgerichtigkeit* zur Anwendung zu bringen sein. Der Heiland verheißt nämlich *nicht allen* Menschen die Unsterblichkeit der Seele, im Guten oder Bösen, zum Lohn oder zur Strafe. „Viele sind berufen aber Wenige auserwählt“ warnt er ernstlich; er sagt von den Kindern dieser Welt, sie haben mit ihrem bloß sinnlichen Leben ihren Theil dahin, und spricht selbst solchen, welche „Herr, Herr“ zu sagen wissen, nicht als unbedingtes Erbtheil den Himmel zu. Nach des Gottgesandten Lehre, ist also das Fortleben nach dem Tode keineswegs eine, allen Menschen gesicherte Gottes-Gabe, sondern es will dieses Fortleben durch ein Leben in Gott, durch geistig-sittliche Veredlung der mit der bedingten *Anlage*, keineswegs mit der unbedingten *Gabe* der Unsterblichkeit geschaffenen Seele erworben sein. *Das geistig-sittliche Leben soll ausdrücklich in Gott gethan sein*, will es ein unsterbliches werden. Eine Bedingung erschreckenden Ernstes und doch würdigster Folgerichtigkeit. Wer nicht in Gott lebt, nicht innigste Sehnsucht nach seiner näheren Erkenntniß in einem höheren Leben empfindet, wie will Dieser sicher finden, was er nicht eifrig sucht! Und wäre sein Geist der glänzendste, bleibt er unerfüllt von höherem Gottesbewußtsein, vom Ahnungsvermögen eines Jenseits, von der Sehnsucht dankbarer Liebe nach Dem, der ihn zuerst geliebt, um mit höheren Kräften höhere Dankbarkeit und Liebe seinem Schöpfer bezeugen zu können, so hat er — gemeinsam mit dem bloß Sinnlichlebenden — seinen Theil dahin; *für ihn giebt es keine Unsterblichkeit*. Wer darob erschrickt, diese Lehre mit der erbarmenden Liebe Gottes unvereinbar hält, möge einerseits bedenken, wie sehr der Mensch vor dem Thiere schon durch die Anlage zur Unsterblichkeit bevorzugt ist, möge mehr noch zugeben, wie der Seele Unsterblichkeit eine weit höhere Weihe durch den Beruf, sie zu verdienen, als durch deren geschenkweise Verleihung erhält. — Und welch' ganz anderer Ernst der Nachfolge Christi wird dessen Jünger erfassen, kommt jene hochernste Lehre des Messias endlich zum hochernsten Durchbruch! — Würdiger und erhebender ist jedenfalls die Hoffnung auf ein *ewiges Fortleben und Streben*, als der kleinmüthige Glaube *ewiger Vernichtung* gleich dem vernunftlosen, seines Gottes sich nicht bewußten Thieres. Der Glaube an Unsterblichkeit kann und darf nach göttlicher Weisheit nur ein Gegenstand frommen Vertrauens, nicht bestimmten Wissens sein, wie das einfachste Nachdenken leicht erkennen läßt.

Die höchste Weihe erhält das Christenthum schließlich durch die Mahnung seines erhabenen Stifters, *seine Lehre in kindlicher Freiheit aufzunehmen, allen knechtischen Geist von ihr fern zu halten*. Die Autorität soll frei geglaubt, die Einigkeit der Menschheit nicht in starrer Einförmigkeit, sondern in belebender Mannigfaltigkeit der Glaubensweisen erstrebt, ein priesterliches Volk ermöglicht werden. Wo knechtender Zwang ist, und sei er der scheinbar unschuldigste, da ist der Name Christenthum ein großer Irrthum, da ist weder Christus, noch in Wahrheit seine Lehre! Geradezu widerchristlich sind alle auf knechtenden Zwang begründeten religiösen Vereinigungen. Möge dies, nach 1800 Jahren betrübendsten Fehlgehens, mehr und mehr erkannt und hiermit das Christenthum — indem es Allen Alles wird, wirkliche Glaubens-Freiheit unter der alleinigen Bedingung, kein Aergerniß damit zu geben, einräumt — befähigt werden, seine Segnungen vollsten Maßes zu entwickeln und zur Beseitigung verderblichen Mißbrauchs des freien Willens ein Mächtiges beizutragen. Indem man nach Christus auf Grundlage sittlicher Gediegenheit für die geistige Durchdringung aller Menschen sorgt, fürchte man die geistigen Extreme nicht. So widerwärtig für das besonnene Urtheil sie in der Regel auch auftreten, so geistlos einseitig oder beschränkt sie meist erscheinen, so lächerlich ihre Lehren oft auch sind, sie bringen Bewegung in das geistige Leben, heilen oft die durch ein bereits vorhandenes Extrem erzeugte Verirrung oder Krankheit des Geistes, durch ein entgegengesetztes, und vermitteln uns die goldene Mitte: diese ihrerseits anerkannte gleiche Berechtigung jedes Menschen, sein leibliches, geistiges und seelisches Dasein in vollster Freiheit nach eigenem besten Dafürhalten aufzubauen — wenn auch allerdings nur unter der vernunftgemäßen, ganz unerläßlichen Bedingung gleicher Freiheits-Anerkennung seinerseits gegen Andere — ihm mit Salomo rathend, Alles zu seiner Zeit und am rechten Orte zu thun, ihn mit dem Weltheiland mahnend, seine Abhängigkeit von seinem Schöpfer demuthsvoll zu erkennen und, mitarbeitend am Reiche Gottes, durch Liebe gegen alle Menschen die Dankbarkeit des Geschöpfes gegen den Schöpfer pflichtschuldigst zu bezeugen.

Auf dieser Grundlage, wohin Christi Lehre den vollendetsten Wegweiser uns gewährt, wird die Menschheit vom Mißbrauch des von Gott uns verliehenen freien Willens nach und nach

befreit und inne werden, das eigene Glück sei nirgends sicherer und würdiger zu erreichen, als im Streben nach dem Glück Anderer, nach dem Glück der Brüder und Schwestern. Wohl bietet Hochgenuß der eigene sittlich-reine Genuß; einen noch höheren aber bietet die selbstlose Entsagung auf ihn zu Gunsten Anderer.

Senez.

Am Grabe Melchior Meyr's.

„Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint."
Goethe.

Erinnerung und Dankbarkeit haben jetzt rastlos zu thun, um sich mit ihren Immortellenkränzen nicht zu verspäten. Wieder ist einer zu flechten für ein eben geschlossenes Grab. Wieder ist einer der Edelsten deutscher Nation uns entrissen worden, ein Religiöser, ein Denker, ein Dichter, ein Muster-Autor in jedem Betracht, aus dessen Feder nie, aber auch nie, ein anderes Wort geflossen ist, als ein solches, welches von der reinsten Herzensgüte, von der Wahrheit, der Schönheit Zeugniß gab, welche er zu voller Harmonie ineinszubilden wußte, wie es in dieser einzigen Weise noch nie einem Andern gelungen ist. Ja, Melchior Meyr war im Leben, und bleibt in unserer Literatur eine Einzigkeit, daher ist auch unser Schmerz um ihn ein einziger, ein ganz aparter. Wer Melchior Meyr im Geiste nicht gekannt, wer ihn nicht gelesen hat, der wird die Einzigkeit unseres Schmerzes um ihn nicht begreifen, der wird schnell mit dem leidigen Troste bei der Hand sein, Jeder könne, zumal in unserer Zeit, schnell wieder ersetzt werden. Aber nicht Wenige werden ihn gelesen, nicht Wenige wird er erquickt, ermuthigt, nicht Wenige werden ihn bewundert haben, und so wird unsere Trauer um ihn, den Unersetzlichen, keine einsame bleiben, vielmehr, es ist uns gewiß, als man die Hülle dieses Einzigen in's Grab senkte, wird man ihm nicht bloß Erdschollen nachgesendet haben, sondern warme Thränen werden aus Vieler Augen in den kalten Schoß der Erde gefallen sein.

Wer war denn der Mann, der jetzt unseren Sinnen entrückt ist, den sie soeben bestattet haben? Das ist in Kürze gar nicht auszudrücken, aber mit Wenigen müssen wir es dennoch zu sagen versuchen. Mindestens künftige Geschlechter werden es ausführlich fernster Nachwelt berichten. Gewiß war er, ungeachtet er, als ein so unermüdeter Herold des Geistes, sich schwer durchzuringen hatte durch ein materialistisches Zeitalter, der Glücklichsten Einer; denn er hatte seinen Beruf klar erkannt, erfreute sich eines unerschöpflichen Produktionsvermögens, und wußte dieses mit der allseitigsten Bildung in Einklang zu setzen. Er ging in seinen Autorberuf völlig auf, und hatte keine größere Freude in dieser irdischen Sphäre, als wieder und wieder zu schaffen, die deutsche Nation, die Menschheit mit den köstlichsten Früchten seines Denkens und Dichtens zu laben, sie aber auch von den Irrwegen in's öde Nichts abzulenken, auf welche sie leider heut durch so Viele gebracht werden. Und war er denn blos glücklich? nein, er war selig in seinem Schaffen. Zu vollständigem Glück hätte gehört, daß schon zu seinen Lebzeiten alle seine Zeitgenossen empfänglich gewesen wären für so außerordentliche Leistungen. Wie wußte er's zu treffen, was uns Deutschen als Aufgabe gestellt, was in uns niedergelegt ist, auf daß wir es treu, redlich, gewissenhaft, mit weisem Umblick nach allen Seiten hin verwalten! Wie gründlich kannte er unsere Vorzüge, aber auch unsere Mängel, die unübersehlichen Schätze unserer Literatur, um die sich Viele nicht im Mindesten kümmern, indem sie dem Fadesten nachlaufen, mit dem Geiste, mit dem Heiligen Spott treiben, und sich von dem geistlosesten, rohesten Materialismus bethören lassen! Und jene Schätze mehrte er von Jahr zu Jahr durch die eigenen Produktionen in Prosa und Vers, durch Arbeiten von solcher Gediegenheit, von so unendlichem Werth, daß sie jede Zeit überdauern werden. Und jede und alle zeugen von der Größe seines Genius, von der Tiefe und dem Umfange seiner Studien, von der Lauterkeit und Höhe seiner Begeisterung, von der Wärme, Klarheit, gedankenvollen Ununterbrochenheit seiner Frömmigkeit, von der Liebe zur Wissenschaft, von der Feinsinnigkeit seiner Kunst, noch insbesondere von der Schönheit und dem Wohllaute seiner Poesie.

Durch alle seine Werke, wie sie vorliegen, vom kleinsten bis zum umfangreichsten, von der Dorfgeschichte, wie er sie behandelte, und die auch ein größeres Publikum entzückte, von der kleinsten Novelle, von seinen Romanen bis zu einzelnen ästhetischen, philosophischen Erörterungen, Abhandlungen, die er in Zeitschriften gab, bis zu seiner erhabenen religionsphilosophischen Theodicee: „Gott und sein Reich", bis zu den „Gesprächen mit einem Grobian", diesem humoristischen Zeitgemälde, Prachtabbild und meisterhaft kaustisch-sarkastische Illustration zugleich, bis zu seiner früheren Lyrik, seinen Dramen, seiner „Religion des Geistes" und „Fortdauer nach dem Tode", durch alle schreitet ein und derselbe erhabene Geist, der auf das Vollkommene gerichtet ist, auf den Vollkommenen selbst, ein Geist, der nach dem Geiste der Geister sich sehnt, und auch der gefallenen Creatur die Verheißung giebt, den Weg weist, daß und wie sie in das ewige Sein des Vollkommenen einst wieder aufgenommen werde und nimmer in's Nichts verpuffen könne, sondern als ewige Person im Bewußtsein verharre. Er kannte und lehrte eine andere Theologie und Teleologie, als die so gern und eifrig verdammende, finstre, engherzige. In unserm Denker und Dichter schlug ein Herz, welches nach dem ewigen Lichte ein brennendes Verlangen trug, welches den tiefsten Einblick hatte in das liebende Weltherz Gottes, und doch diesen Gott stets von der Welt unterschied. Er kannte, lehrte daher in seiner Teleologie auch eine andere Zweckmäßigkeit, als die ist, von welcher heutzutage so viel bei unseren Empirikern und ihren Experimenten die Rede ist. Er lehrte in seinen Schriften, daß die nie rastende Bewegung unter den Menschen, ohne daß sie es oft wüßten, ja daß die Bewegung im Weltall eine Vorwärtsbewegung ist, die daher einen Totalzweck habe, und ihn auch erreichen müsse. Was er in seinen Werken in Betracht zog: die Natur, die Geschichte, die Politik des Jahrhunderts und des Tages, die Reibungen der Gegensätze, der Parteien im Staat, die Confessionen, die Sekten in und außerhalb der Kirche, die Gegenwart und Zukunft deutscher Nation, bis auf alle ihre Einzelstämme, die er alle mit gleicher Gerechtigkeit und Liebe beurtheilte, aber auch die Schicksale aller Völker, die Zustände der Literatur, den Idealismus und Realismus der Gegenwart, den noch so häufigen Zwiespalt zwischen Philosophen und Naturforschern, überall hatte er neue, höchst fruchtbare Gesichtspunkte; überall spendete er Ideen, große, herrliche Gedanken, nicht blos subjektive Versicherungen, sondern objektive Nachweisungen, Entwickelungen; überall wußte er Rath, sah er die endliche Versöhnung eintreten zwischen den sich Verkennenden. Nur die Verrotteten, die Verstockten, die durch eigene Schuld um allen Verstand gekommen, noch dazu Frechen, geißelte er nach Gebühr, um dadurch in ihnen womöglich noch einen Licht- und Gedankenreiz zu wecken, ihnen das Gewissen in's Gewissen zu brennen, ihnen den Ernst des

Lebens zu offenbaren, daß man dem Ewigen Rechnung zu tragen habe, und daß man erst selbst rasend sein müsse, um das Denken, die Tugend, Wahrheit, Schönheit für blos phosphorescirende, d. h. rasende Gehirnstruktionen zu erklären.

Die ganze Bahn, die Melchior Meyr als Autor beschrieb, ist eine Reihe glänzender Tugenden, unumstößlicher Wahrheiten, maßvoller Schönheiten. Die schwunghafteste Phantasie, die vor ihm und dem Leser die Herrlichkeit der Himmel aufschließt, unserm Auge sogar das Leben der Seligen dramatisch aufrollt, hat er doch stets echt künstlerisch so in seiner Gewalt, daß er auch in der Peripherie der kühnsten Ausführung nie das Centrum aus dem Blick und Bewußtsein verliert. Diesen Sehnerv des Seelenauges hat auch der Tod ihm nicht getödtet, sondern für das Anschauen Gottes, wie er ist, vervollkommnet. Wir, die wir des herrlichen Denkers und Dichters gar nicht mehr zu entbehren wußten, die wir nach kurzer Pause immer wieder eine neue Sprachschöpfung von ihm erwarten durften, wir fassen es noch nicht, wie wir uns daran gewöhnen werden, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu vernehmen. Also auch Er ist jetzt still geworden, still für immer, der so holde, beredte, begeisterte Sprecher für das Höchste, was es giebt! Still liegt er da unter dem Grabhügel, auch wenn wir mit dem äußern Ohre noch so scharf seiner Stimme lauschten. Die Gestirne, welche auch ihn im Sturm und in der Zeit überdauern, ziehen ebenfalls lautlos über seine Gruft, und doch auch sie sprechen in einer anderen Weise, als das physische Gehör es vernimmt, auch sie bewegen sich rastlos zu jenem letzten Weltzweck, welcher dem Sonnenstäubchen und der Sonne, dem Menschen und dem Universum vorgesteckt ist, und auch unser Dahingeschiedener spricht in einem andern Sinne immer noch fort zu uns und den Künftigen aus seinen Werken, und wenn er selbst auch von uns ging, so ist er auch jetzt noch auf jener Weltwanderung begriffen, die zu dem letzten, erhabensten Ziele führt. Ungeachtet der Unvergeßliche bis zu seinem letzten Augenblicke die herbsten Schmerzen zu erdulden hatte, nie ist er wankend geworden in dem, was sein Glaube, sein Wissen, sein Wollen war. Und wenn ihm besonders das an seinem Erdenglücke fehlte, daß er so Manchen in Erfahrung brachte, der sich selbst durch die Macht seines Wortes nicht wollte überzeugen lassen, der wohl gar mit Keckheit sich dagegen auflehnte, so hat das seiner Seligkeit schon hienieden nichts anhaben können. Er betrachtete einen solchen, als einen nur einstweilen verlornen Sohn, der aber, wenn auch nach Aeonen, in das Vaterhaus, zum Vater und Herrn der Welt wieder zurückkehren werde, ob er auch auf Erden noch so lang mit dem „Stoffe“ gebuhlt, seine „Kraft“ verschwendet, dem Zeitgeiste gehuldigt, die Frivolität zu seiner Göttin gemacht, mit der Gottlosigkeit in wüster Orgie getanzt. Kurz, die Werke Melchior Meyr's werden auf dem Felsengrunde des Christenthums jene kleine Gemeinde, die voll heiligen Geistes ist, um ein Bedeutendes mehren, erweitern, edle Seelen stärken, verlorene wiederbringen. Wie einst der einzige, unvergeßliche Jean Paul, kurz vor seinem Hinscheiden, als er seinen herrlichen Sohn durch den Tod verloren, seine „Selina“ schrieb, so hat Melchior Meyr, eingedenk so vieler verlorenen Söhne und Töchter in unserm Zeitalter — verloren freilich in einem andern Sinne, — seine „Fortdauer nach dem Tode“ und seine „Religion des Geistes“ verfaßt, und beide wollen wir vorzugsweise als sein Testament betrachten, welches uns in das reiche, unerschöpfliche Erbe seiner andern Schöpfungen einführt.

Möchte auch das kleinste Manuscript seines Nachlasses uns durch den Druck zu Theil werden, und möchte ganz Deutschland zu neuem Auferstehen seiner Literatur, dankbar dem Geber alles Guten und Göttlichen dafür sein, daß er ihm noch so spät einen Genius, wie den Melchior Meyr's, gesendet in einer Zeit, die an wirklich literarischen Größen so Unzähliges verloren hat! Doch, allein das Vollkommene bleibt, lehrte unser Verewigter. Daran halten wir uns! Alexander Jung.

Lothringische Typen.

Es ist jetzt und in den letzten Monaten bis zum Ueberdruß wiederholt worden, daß die Franzosen, die Elsaß und Lothringen so ungern verlieren, vordem mit einem gewissen Hohn auf die unterjochten Deutschen herabgesehen und gern von têtes carrées gesprochen hätten, wobei sie eine Grimasse machten und die Mundart der Lothringer karrikirten. Solche Gemeinplätze zu wiederholen, ist schädlich, nährt den Rassenhaß, der aus unserer Zeit verbannt sein sollte, und schadet der psychologischen Kenntniß des Nachbarvolkes. Es ist daher gewiß gerechtfertigt, an der Quelle zu schöpfen und wirklich einmal zu prüfen, welches Bild sich ein wissenschaftlicher, gebildeter Franzose von der Bevölkerung des Elsaß und Lothringens machte. Ueber letzteres Land wenigstens liegt das Material vor.

Vor siebzehn Jahren hat der Graf Chastellux, Präfekturrath und ständiger Sekretär der Akademie in Metz, im Auftrage des damaligen Präfekten eine lothringische Statistik herausgegeben, aus der wir die nachstehenden Urtheile entlehnen. Jede Zone, meint der Herr Graf, erzeuge verschiedene Temperamente und verschiedene Constitutionen. Auch in Frankreich variire beides; der Provençale sei im Allgemeinen nervös oder cholerisch, der Lothringer sanguinisch oder lymphatisch. Lothringen habe französische Sitten, Gesetze und Vaterlandsliebe, deutschen Ursprung und deutsche Beziehungen. Auf der französischen Seite, die im Moselthal bis Diedenhofen reiche, herrsche das sanguinische Temperament vor, auf der deutschen, das sei vornehmlich die Saargemünder Seite, das lymphatische. Nervöse Constitutionen seien bei den Männern selten, bei den Frauen, besonders den Stadtfrauen häufiger, Choleriker gäbe es fast gar nicht. Die klimatischen Einflüsse aber hätten früher bei der Seßhaftigkeit von Geschlecht zu Geschlecht mehr Einfluß ausgeübt, als bei der heutigen durch die Leichtigkeit der Verkehrsmittel stattfindenden Ausgleichung.

„Die Temperamente, fährt Graf Chastellux fort, prägen sich in der Erscheinung des Menschen aus. Der Lothringer ist blond oder bräunlich, selten dunkel, hat blaue Augen, gute Gesichtsfarbe, mittlere Gestalt in den Städten, höhere auf dem Lande, oft über französische Mittelgröße hinausgehend. Die Deutsch-Lothringer sind größer, als die französischen Moselaner, aber weniger lebhaft und fein als die letzteren. Der Weinbauer hat im Allgemeinen einen schlechteren Wuchs, als der Ackersmann, woran das Bergsteigen Schuld ist; der Landmann im Allgemeinen ist besser gebaut, als der Handwerker, insbesondere als derjenige, welcher eine sitzende Lebensweise führt. Kräftig ist auch der französische Lothringer. Bei den deutschen Bewohnern, obgleich sie ein beträchtliches Kontingent zur schweren Reiterei stellen, fehlen oft die anmuthigen Formen; die Glieder sind gestreckt, der Brustkasten nicht recht entwickelt, Anlage zur Lungenschwindsucht nicht selten.“

„Wenn der Landmann militairfrei ist, heiratet er durchschnittlich mit 21 Jahren. Auf dem Sandboden sind alle Eigen-

schaften besser entwickelt als auf dem Kalkboden, die Anzahl der Geburten ist unvergleichlich viel höher; aber auf dem Felsenboden kommen Beispiele großer Langlebigkeit vor, Greise von 90—100 Jahren sind nicht selten. Die Sterblichkeit der Männer ist größer, als die der Frauen, woran das Schnapstrinken seinen Antheil hat und dies ist in der deutschen Hälfte überwiegend."

„Es ist schwer, einen Originaltypus herauszufinden, da die Ufer der Mosel seit Jahrhunderten Siegern und Besiegten abwechselnd gehörten, deren Rassen vielfach gemischt sind. Indessen meinen Einige, sich auf genealogische Angaben stützend, daß mehrere Familien des Departements von massiver Konstitution, schweren Formen ohne Anmuth und Proportion, „teutonischen" Ursprungs sind. — Rein erhalten haben sich nur die Juden und die Zigeuner. Diejenigen Abkömmlinge des ersteren Stammes, welche dem civilisatorischen Impuls noch nicht gefolgt sind, leben in armen und schmutzigen Verhältnissen, sind physisch herabgekommen und leiden durch die wiederholten Heiraten unter naher Verwandtschaft. Glücklicher Weise vermindern sich diese Besonderheiten von Tag zu Tag. Die Zigeuner leben in einem Theil des Saargemünder Kreises, der Grafschaft Bitsch. Kreutzer, in seiner Statistik von Bitsch, nennt sie groß, lebhaft, stark und unermüdlich. Große schwarze Augen beleben ihr Gesicht, das edel und regelmäßig ist. Die Frauen sind wohlgestaltet, groß, leichten Schrittes; sie haben bösen Blick und schnelle Sprache; ihr rabenschwarzes Haar ist lang, dicht und kunstlos aufgebunden. Ihre nachlässige Tracht bedeckt kaum ihre sonnengebräunten Reize; einigen der jungen Mädchen fehlt es nicht an Schönheit."

„Der Ausdruck des Moselaners ist offen und vertrauenerweckend. Er sucht eine friedliche Existenz, hat Talent zu den exacten Wissenschaften, und wir zählen mit Stolz den Moselaner unter die besten Soldaten Frankreichs. Je mehr man sich jedoch von der Mosel nach Osten entfernt, wird das Aussehen der Einwohner roher, ihre Sitten wilder, ihre Existenz patriarchalischer, der Charakter apathischer, sorgloser und das Talent zu den Wissenschaften geringer. Brutale Erregungen unter dem Einfluß von Trunkenheit oder Muth unterbrechen diese Indolenz häufig. Die Frauen haben im Allgemeinen die Eigenschaften der Männer, ihre Schönheit läßt zu wünschen übrig; man erkennt zwar unter den Deutsch-Lothringerinnen frische und regelmäßige Gesichter, aber sie sind nicht weniger indolent, als die Männer. Die Arbeit am Weinberg macht auch die Frauen vor der Zeit alt."

— So weit der gelehrte Graf.

Wenn man erwägt, daß diese Schilderungen vor 17 Jahren geschrieben sind, als die Wiederaufnahme der alten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Deutschland am Allerfernsten lag, so wäre es leicht, heut unter den Eindrücken des so dumm begonnenen, so gewaltig beendeten Krieges in ähnlich lässiger und gehässiger Weise zu schildern, wie uns Deutschen in Lothringen angenehmer ums Herz wird, wenn wir nach Osten, unbehaglicher, wenn wir nach Westen vorgehen, wie wir an den Kerngestalten der deutschen blauäugigen Männer eine naive Freude haben, und uns den verwälschten Metzern, der wahrhaft widerlichen Masse sittenloser Weiber in Metz gern fernhalten.

Solche Empfindungen wären aber von ebenso geringem wissenschaftlichen Werth, als die „Statistik" des Grafen. Ein prüfender Verstand unterdrückt Resultate, die nur vom Behagen diktirt werden, und sucht solche zu finden, die aus objektiven Ermittelungen hervorgingen.

Der Schreiber dieser Zeilen hat unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen ein halb Jahr in Lothringen zugebracht, Gelegenheit gehabt, Land und Leute kennen zu lernen, Feld und Wald, Städte und Dörfer betreten und mit Deutschen und Franzosen gesprochen, und nicht bloß Eisenbahncoupé's, Gasthöfe und Salons kennen gelernt. Er ist mit dem Bauern über zertretene Felder gegangen, mit dem Schulmeister durch das verbrannte Schulhaus, mit den Notabilitäten der Gemeinden hat er berathend am Tische gesessen und die Gastfreundschaft schlichter Pächter in Anspruch genommen. Ein Urtheil hat er also auch, wenn freilich eigene statistische Erhebungen demselben noch nicht zu Grunde liegen. Das Urtheil aber, das er sprechen würde, lautet ganz, ganz anders, als das des Herrn Grafen.

Der Lothringer, würde er sagen, ist von Natur liebenswürdig und bedächtig; körperlich und geistig wohl veranlagt. Es ist nicht zu verkennen, daß das lothringische Volk gemischt ist, nach Westen hin mehr kleine und dunkle Typen auftreten, im Grunde aber hat es, auch der französisch redende Theil, die äußeren Formen der westlichen Deutschen, etwa der Pfälzer, Trierer und Luxemburger. Der westlich der Mosel wohnende Lothringer französischer Zunge ist besonders höflich, hat polirtes Betragen, die liebenswürdigste Gastlichkeit und comfortable Einrichtung, vorzugsweise im Schlafzimmer und im Garten. Der deutsche Theil hat in Sprache und Sitte die Art der vergangenen Jahrhunderte bewahrt. Etwas von der schönen Einfalt der Luther'schen Sprache paart sich mit der spießbürgerlichen Manier der Zopfzeit. Die Anrede ist Ihr oder Du, das moderne Sie ist gänzlich unbekannt. Was den Stockfranzosen als Apathie erscheint, ist für den geübteren deutschen Blick oft Zurückhaltung. Der Respekt vor der Behörde, auch vor dem Geistlichen ist übergroß. Kritik, Initiative, Selfgovernment, Eigenschaften, die den Deutschen von Berlin bis Königsberg unliebenswürdig, aber groß gemacht haben, fehlen hier gänzlich. — Und hier sind wir bei einem Punkte angelangt, an den der Herr Graf gar nicht gedacht hat. Denn was hilft das gute Material, wenn der Staat nicht Menschen aus seinen Bürgern macht? Die Verwahrlosung der Franzosen aber ist für uns Deutsche unglaublich. In diesem Lande, das ein milderer und lieblicherer Garten ist, als unser Thüringen, laufen Wölfe und Zigeuner umher; die Juden sind noch abgesonderte und schmutzige Leute ohne politisches Interesse; die Geistlichen oft bornirte und ganz abergläubische Menschen; Personen, die keinerlei Schulbildung haben, nicht selten. Die Pockenimpfung — nun davon weiß Deutschland jetzt ein Lied zu singen. Vor den französischen Aerzten warnen selbst die Franzosen; und an Journalen erzeugte, abgesehen von der Stadt Metz, das ganze Mosel-Departement zur französischen Zeit nur ein einziges, und was für ein Käseblättchen, nota bene ein deutsches!

Daß diese schlechte Volkserziehung aus den Deutschen noch weniger zu machen im Stande war, als aus den Franzosen, liegt auf der Hand, und hier liegt die Entschuldigung für die bedenklichen Resultate des offiziellen Statistikers, hier aber auch sein unverzeihlicher Fehler, nämlich der, Symptome, die einer Mißregierung entspringen mußten, als Volkscharakter zu bezeichnen.

L. L.

Siebenbürgen.

Deutsche Treue in Siebenbürgen.

In Dornröschens Schloß war es stille geworden, ein dichter Wald von Bäumen und fast undurchdringlichen Hecken wuchs

unvermerkt um das schöne Gebäude, und bald lebte nur noch die Sage von einem wundervollen Palast, der da stehen sollte, in dem Munde der Welt. Wir brauchen nicht in die Märchenwelt zurückzugehen, um vergessene Burgen kennen zu lernen; die Gegenwart selber zeigt uns solche, und in eine derselben möchte ich Sie hineinführen, sie heißt Siebenbürgen und das Volk, das da wohnt und von dem ich etwas den Schleier der Vergessenheit lüften möchte, heißt das Sachsenvolk, und es ist ein deutscher Stamm, von dessen Leben und Dasein man im deutschen Mutterland so wenig weiß. Und doch hat er nicht Dornröschen's Schlaf geschlafen in den siebenhundert Jahren, seit er da ist, sondern er hat gekämpft und gestritten für das Deutschthum dort im fernen Osten, und auch heute noch ist er der Hüter desselben. Nicht will ich erzählen, wie sie im zwölften Jahrhundert aus Deutschland eingewandert sind auf den Ruf des ungarischen Königs Geisa II., nicht die Kämpfe schildern, die sie in schweren Zeiten bestanden haben; ich möchte vielmehr die Blicke der Leser darauf lenken, wie sich das Deutschthum dort in den Siebenbürger Sachsen erhalten hat trotz der Ungunst und der schweren Noth der Zeit, und wie es heute noch in ihnen fortlebt. Sie haben es deutlich gezeigt während des letzten gewaltigen Krieges, und es wird wohl am besten sein, wenn wir sie selber hören, wie sie es beschrieben haben in dem „Siebenbürgisch-deutschen Wochenblatt", der Zeitung, die das Deutschthum vertritt.

Als der Krieg ausgebrochen war, schrieb das genannte Blatt: „Kämpft Ludwig Napoleon für seinen Thron und Frankreich für seinen verbrecherischen Ehrgeiz, so kämpft das deutsche Volk für seine nationale und staatliche Zukunft. Siegt Frankreich, so ist diese Zukunft für eine lange Reihe von Jahren vernichtet; siegt das deutsche Volk, so wird sein Staats- und Volksthum rasch der Vollendung des begonnenen Einigungswerkes entgegengehen. Und wahrhaft erhebend ist die Thatsache, wie vollständig und allgemein diese Lage der Dinge in Deutschland erkannt wird. „Ein Wahlspruch gilt, das Vaterland zu retten!" Vergessen sind für den Augenblick die Gegensätze von Nord und Süd, vergessen die kleinstaatlichen Eifersüchteleien; ja das deutsche Volk ist groß und weise genug, in dieser Stunde gemeinsamer Gefahr zu vergessen, daß man bisher so engherzig war, ihm die Einheit nicht im Gewande der Freiheit zu bieten.... Wir Deutschen in Siebenbürgen freilich müßten vor Allem unser Blut verleugnen, wollten wir andern, als den deutschen Waffen den Sieg wünschen. Aber abgesehen von der Sprache des Blutes sind wir der Ansicht, daß ein starkes Deutschland der sicherste Rückhalt Oesterreichs namentlich auch dann sein werde, wenn einst der Tag der großen Völkerschlacht westlicher Kultur gegen russische Barbarei gekommen sein wird. Man wende nicht ein, daß Preußen gegenwärtig mit Rußland Hand in Hand gehe. Kann Deutschland nach Rußland hin Front machen, so lange wir die durch den Prager Frieden angebahnte Entwickelung nicht ohne Hintergedanken acceptiren?..."

Nach dem Tag von Sedan hieß es: „Tieferschüttert stehen wir, die thatenlosen Zeugen einer großen Zeit, vor den zermalmenden Sprüchen ewiger Gerechtigkeit.... Tage, deren Großartigkeit der Entwickelung des Menschengeschlechts neue Bahnen anweist und die Gedanken der Zeitgenossen auf einen einzigen Punkt unwiderstehlich bannt, drängen, was auf andern Punkten geschieht, weit in den Hintergrund zurück und lassen, was sich sonst zu einem namhaften Ereigniß aufgebläht hätte, unaussprechlich klein erscheinen. Klein? ist dies das richtige Wort für die jüngsten Vorgänge in unserer Monarchie? Seit Jahren haben wir es verlernt, an unsere Innerentwickelung den Maßstab großer Gedanken zu legen; aber mit patriotischem Schmerze müssen wir bekennen, daß dieser kleine Kampf Aller gegen Alle, daß dieses markaussaugende Widerspiel unberechtigter Prätensionen, dieses greisenhafte Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, daß dieses ewig brandende Meer von Leidenschaften, die keine sittliche Idee adelt und zu nachhaltiger Kraft stählt und reinigt, — daß dieses ganze Bild des Jammers uns niemals in so erschreckender Kläglichkeit vor Augen gestanden hat, als in diesen größten Augenblicken unseres Jahrhunderts..... Wer ist es eigentlich, der heute in Oesterreich den Gedanken der Monarchie vertritt und sich aufrafft zu der Ueberzeugung, daß die deutschen Siege auch für dieses Reich eine bessere Zukunft bedeuten können?"

In einem Artikel: Zum zweiten September, schreibt das Blatt: „Kommen wird einst der Tag — so lautet seit fast drei Jahrtausenden das tief ernste, weissagende Wort des blinden jonischen Sängers, das Allem was da stehet, wenn es nicht auf dem Fels des Ewigen ruht, den einstigen Fall verkündet. Dieser Tag des Falls, des lange tausendfach verdienten Falls, ist endlich auch dem stolzen Imperator an der Seine gekommen.... Damit ist auf's Neue das an unaussprechlichem Jammer so reiche Princip gerichtet, das er vertrat, mit dessen, selbst Bessere blendendem Schimmer er Europa zwanzig Jahre verwirrt und irregeführt, der Cäsarismus.... Das ist das Großartige, das weithin in die dunkle Nacht der Gegenwart mit neuer Hoffnung Ausleuchtende, das die wahrhafte tiefe Weihe der gewaltigen That, daß der geeinigte deutsche Volksgeist es ist, daß die in der Seele dieses Volkes lebendigen und schaffenden sittlichen Mächte es sind, die die finsteren Dämonen gallischen Uebermuths und Napoleonischer Selbstvergötterung, die ihm mit frechem Hohn allen künftigen Anspruch auf Selbstachtung in den Staub treten wollten, mit blutiger Züchtigung niedergeworfen haben.

„Der freimachende Geist der großen Ideen vom 31. October 1517, der in den verschiedensten Formen trotz alledem und alledem die Seelen der Besten erfüllt in welcher Weise sie immerhin Gott preisen mögen, der einigende Geist, der seit Lessing und Kant in den Schöpfungen der deutschen Unsterblichen die Herzen des Volkes zusammengeführt, der Geist der Rechtsachtung, der Wahrheitsliebe, der sittlichen Freiheit und Einheit hat in der entscheidenden Stunde der schwersten Gefahr für diese heiligen Güter die deutschen Stämme und Staaten zusammengeführt, daß sie im Augenblick einig, freudigen Muthes unter ihre über alles Lob erhabenen Führer sich gestellt und ehernen Schrittes die feindlichen Heere zermalmend, mit ihrem Herzblut Europa vor der Dictatur der Lüge gerettet haben..... Wie selbst der diabolisch-politische Rechenkünstler, der jetzt ruhmlos, sogar des erhebenden Gefühls persönlicher Theilnahme am Kampfe vom rächenden Geschick nicht gewürdigt, in der Hand des gehaßten Feindes ist, erfahren mußte, was er nie gekannt oder nie beachten wollte, die Macht der sittlichen Idee, die ihn durch die deutschen Waffen geschlagen, erfahren, daß nur auf dem Boden des Rechts und der Wahrheit sich dauernd ein Bau staatlichen und politischen Lebens aufführen läßt, erfahren, daß der Grundsatz des römischen Despoten: lass' sie immerhin hassen, wenn sie nur von Furcht erfüllt sind, — zum Schluß doch ein „Ende mit Schrecken" hat: so wird es ein Beispiel und eine Warnung sein für Alle, die bisher desselbigen Weges gingen und mit dazu halfen, daß das Reich der Lüge und des Unrechts und der Selbst-

sucht, welche sich oder das eigene Volk auf Kosten Anderer rechtsverachtend heben will, gemindert wird.

Ihnen Allen ruft der zweite September ernst mahnend zu:

Discite justitiam moniti, et non contemnere Divos!

Lernet gewarnet nun Recht und nicht verachten die Götter!"

Neben den weltbewegenden Erfolgen der deutschen Waffen wurden vom „Siebenb.-deutschen Wochenblatt" auch die kostbarsten Opfer an Gut und Blut, die die Siege selbst vom Sieger forderten, nicht vergessen, und so schrieb es: „Ueberall regen sich die Hände zum Helfen, überallher strömen die Gaben herbei, mit denen die zerstreuten Kinder Einer Mutter ihren leidenden Brüdern die Liebe des Blutes beweisen wollen. Und wir, die fernen Söhne der großen Mutter, die uns fort und fort die überreichen Schätze ihres Geistes öffnet, wir, die Bürger eines Landes, das — mag die übergroße Mehrzahl seiner Bewohner in andern Zungen sprechen — trotz alledem sein besseres Selbst, was es an Bildung und Gesittung besitzt, Deutschland und Deutschland allein verdankt, — wir allein sollten die Herzen und Hände verschließen, wenn die Söhne derselben Mutter leiden?"

Frankreich.

Paris von 1871 und die communistischen Ideen von 1848.

Nachdem wir in der vorigen Nr. d. Bl., auf die Autorität Edgar Quinet's gestützt, nachgewiesen, daß in dem communistischen Paris von 1871, ganz so wie in dem von 1792, nichts Anderes als die Furcht vor der Gewalt, welche sich „Autorität", „Volk" oder auch „Republik" zu nennen die Anmaßung hat, „das Elend," wie Hamlet sagt „zu hohen Jahren kommen läßt", wollen wir es heute versuchen, den Stoff des Sujets zu der Pariser „Irrenhaus-Tragödie" von 1871 in den socialistisch-communistischen Tollheiten von 1848 nachzuweisen. Wir benutzen dabei eine Abhandlung der vortrefflich redigirten amerikanisch-republikanischen „Nation".

Bis zum Jahre 1848 bildeten die Socialisten in Frankreich nur eine unbedeutende Sekte, die für ihre Lehren vermittelst geheimer Gesellschaften Propaganda machte. Eine dieser Lehren war, daß die politische Revolution von 1830, wie die von 1789, nur der „Bourgeoisie" zugute gekommen sei, und daß daher jede künftige Revolution in Frankreich einen socialistischen Charakter haben müsse, wenn sie auch den arbeitenden Klassen zugute kommen solle. Den St. Simonisten, Cabetisten, Proudhonisten ꝛc. gelang es, nach Ueberrumpelung der Bourgeois-Regierung Ludwig Philipps im Jahre 1848, in die damalige „Provisorische Regierung" eine Vertretung ihrer Principien hinein zu bringen und diese Regierung ihren phantastischen Zwecken dienstbar zu machen.

Eines der ersten Dekrete der provisorischen Regierung betraf die Errichtung einer starken, aus allen Klassen des Volkes gebildeten Nationalgarde, mit einem Solde von anderthalb Francs täglich pro Mann und mit Ausrüstung derselben durch Artillerie und die besten Waffen der Regierung. Ein anderes Dekret ordnete an, daß alle in öffentlichen Pfandleih-Anstalten (monts de piété) und bei Privat-Pfandleihen deponirten Gegenstände den Eigenthümern auf Kosten des Staates zurückgegeben werden sollen. Ein drittes Dekret macht die Tuilerien zu einem „Asyl für invalide Arbeiter", und ein viertes endlich garantirte allen Staatsbürgern Beschäftigung und gab den Arbeitern „zurück, was ihnen gehörte": zunächst die eben fälligen zwei und einhalb Millionen Francs der Civilliste. Man wird in allen diesen Anordnungen eine vollständige Generalprobe der Pariser Tragikomödie von 1871 erkennen.

Geradeso, wie heutzutage, erklärten im J. 1848 die bewaffneten Socialisten, daß sie die von ihnen in den Straßen von Paris kunstrecht gebauten Barrikaden nicht eher verlassen würden, als bis ihnen garantirt worden sei, daß die „Bourgeois" mit ihrer sogenannten constitutionellen Regierung nicht wieder zurückkehren. Der Umstand, daß Herr Louis Blanc und der sogenannte Arbeiter Albert Mitglieder der provisorischen Regierung waren, war ihnen allein nicht genügend, so daß Letztere, um Bürgschaften zu geben, sich dazu verstand, ihre beiden genannten Mitglieder auch in die „Regierungs-Commission für nationale Arbeit" eintreten zu lassen, die im Palais Luxembourg ihr Staats-Theater aufschlug, auf dem sie ihre lächerlichen Vorstellungen gab. „Organisation der Arbeit", hieß das von dem socialistischen Schwätzer Louis Blanc erfundene, große Princip, das nun zur Wahrheit gemacht werden sollte. Für alle Zweige der Industrie wurden demzufolge „Regierungs-Werkstätten" errichtet, wo Jedermann Arbeit beanspruchen konnte, und zwar zu gleichen Löhnen für den Starken und den Schwachen, für den intelligenten Arbeiter und den gedankenlosen Bummler.

Daneben etablirte man „Regierungsbanken", wo alle Bürger ihre Wechsel discontiren konnten, ohne daß sie dadurch dem „Kapital" Opfer zu bringen brauchten. Kurz, die bisherige angebliche Herrschaft des Kapitals über die Arbeit sollte in eine wirkliche Herrschaft der Arbeit über das Kapital umgewandelt werden.

Aber der Regierungs-Commission zur Organisirung der Arbeit erging es bald, wie dem speculativen Milchmädchen in der Fabel. Während die Herren noch organisirten und von der Herrlichkeit der arbeitenden Klassen träumten, stürzte plötzlich ihr ganzes Kartenhaus zusammen. Ganz Frankreich hatte gegen das unsinnige Gebahren im Palais Luxembourg protestirt und zum ersten Male gaben sich damals Merkmale von dem Ueberdruß zu erkennen, den die übrigen Städte und besonders auch das Landvolk Frankreichs gegen das souveräne Volk von Paris empfanden. Gegen die Ansicht der Socialisten, welche die Wiederherstellung der „Commune" von 1792 verlangten, drang das ganze Land auf Einberufung der Nationalversammlung. Die Socialisten ahnten, daß ihr Reich unter der Herrschaft der letzteren zu Ende gehen würde. Um das, was wir Decentralisation, provinzielle und communale Selbstverwaltung, oder „Städteordnung" nennen, war es ihnen durchaus nicht zu thun. Sie wollten vielmehr nur, wie im J. 1792, durch die Autorität des in der „Commune" repräsentirten „Peuple français" Paris und durch dasselbe ganz Frankreich in Furcht und Gehorsam halten. Und was ihnen damals mißlang, das haben ihre Nachfolger von 1871, wenigstens im Bereiche der Stadt Paris, durchzusetzen gewußt.

Als die Nationalversammlung im J. 1848 zusammentrat, fand sie die Regierungs-Werkstätten in voller Thätigkeit, und die gesammte arbeitende Bevölkerung von Paris machte ihr „Recht auf Arbeit" geltend. Die Anzahl der in den Regierungs-Werkstätten beschäftigten Personen war von 6000 am 15. März auf 30,000 am Ende dieses Monats und auf 100,000 am Ende des Monats April 1848 gestiegen, und so ging es weiter mit erschreckender Lawinen-Wucht. Die Fabrikanstalten von Privatleuten standen verödet; dagegen strömten immer mehr Leute

aus den Provinzen nach Paris, wo sie auf Kosten des Staates leben wollten. Selbst die Mitglieder einiger bis dahin bestehenden Cooperativ-Genossenschaften folgten diesem Beispiele, und auch an „Künstlern“, Studenten und Literaten fehlte es in den Regierungs-Werkstätten nicht. Man hatte ja, um sein Recht auf Arbeit und Besoldung geltend zu machen, nichts weiter nöthig, als Namen, Profession und Wohnung anzugeben. Freilich war es eine unausführbare Aufgabe, allen diesen Leuten Beschäftigung zu schaffen. Aus Mangel an Arbeit ließ man einen Theil derselben — „Freiheitsbäume“ pflanzen, und dafür wurden sie vom Staate besoldet. Als sich aber bald an einigen Zahlstellen Geldmangel zeigte, und die Herren Bummler vergebens auf Auszahlung ihrer Löhne bestanden, kam es zu Krawallen, die in kurzer Zeit zu neuem Barrikadenbau und zu blutigen Aufständen führten.

Die Nationalversammlung sah sich, als sie ihre Berathungen eröffnete, 200,000 zum Theil bewaffneten Müßiggängern gegenüber. Die Staatskassen waren leer, aller Handel und Verkehr stockte, und der ganze Gesellschafts-Organismus schien sich in voller Auflösung zu befinden. Das Erste, was die Versammlung that, war, daß sie die Commission im Palais Luxembourg verabschiedete, dem Zufluß der Arbeiter oder vielmehr der Müßiggänger von außen steuerte, allen Unbeschäftigten im Alter von 17 bis 25 Jahren den Eintritt in das Heer befahl und denjenigen Arbeitsuchenden, die nicht in Paris wohnhaft waren, aufgab, ländliche Beschäftigung in der Provinz zu suchen. Die bewaffneten „Rothen“ wollten sich dies natürlich nicht gefallen lassen, und so kam es zu den drei blutigen Juni-Tagen. Die Organe der rothen Republik in der Presse schimpften damals geradeso auf die Nationalversammlung, wie heutzutage. „Verrath!“ so erscholl es in ihren Reihen; „die Bauern (ruraux) haben es auf die Unterjochung von Paris abgesehen!“ Und nun wüthete man so lange, bis man Louis Napoleon zum Präsidenten gemacht und dieser endlich in dem jämmerlichen Zustande Frankreichs das Mittel fand, sich zum Kaiser emporzuschwingen.

Wenn wir uns nun erinnern, daß das Kaiserthum es in seinem Interesse erachtete, trotz seiner Unterdrückung aller Freiheit, den sozial-demokratischen Ideen zu schmeicheln, den Arbeitern dem Kapital gegenüber allerlei Concessionen zu machen und dagegen gar nichts zu thun, um der groben Unwissenheit der Massen ein Ende zu machen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß das sozialistisch-communistische System, welches im Jahre 1848 so schmählichen Schiffbruch gelitten, gleichwohl in der Pariser Arbeiter-Bevölkerung als ein wieder zu erstrebendes Ziel sich erhielt. Solange die Belagerung von Paris durch die Deutschen dauerte, begnügten die bewaffneten Bummler sich, die blutige Arbeit den Soldaten und ihren Generalen zu überlassen, sich aber dafür besser bezahlen und ernähren zu lassen, als die kämpfenden Truppen. Die Generale Trochu, Ducrot, Thomas wußten zwar recht gut, welcher Geist in dieser Nationalgarde herrsche, aber aus falscher Politik schmeichelten sie dem Gesindel und ließen es gewähren. Der 2. September hatte diesen Leuten die Waffen gegeben, die sie nicht eher wieder aus der Hand legen wollten, als bis ihre bisherigen gefährlichsten Gegner, die regulären Truppen, unschädlich gemacht waren und sie dadurch freies Spiel erhielten. Natürlich war ihnen die Nationalversammlung in Bordeaux und Versailles ebenso widerwärtig, wie es die von 1848 den Nationalwerkstätten gewesen. Diese „ruraux“ verlangen ja wieder, daß Jedermann zu seiner Arbeit und zu seinen häuslichen Sorgen zurückkehren soll!

Das Wort „ruraux“ ist im Munde jedes französischen Stadtbewohners ein Ausdruck der tiefsten Verachtung, und nichts konnte die Nationalversammlung bei den sich für die Crême Frankreichs haltenden Parisern in so allgemeinen Mißcredit bringen, als die Statistik der Versammlung, wonach so und so viele Landleute sich darin befinden. Der französische Bauer unterscheidet sich in der That ganz ungemein von dem Bewohner der Städte. Ersterer ist im Durchschnitt ernst, furchtsam, vorsichtig in dem, was er unternimmt, argwöhnisch, frugal, arbeitsam, conservativ, religiös, voll Achtung für das Familienleben, das Eigenthum und alles Bestehende; während sein städtischer Landsmann, und zwar der Pariser in erster Reihe, leichtsinnig, frech, unvorsichtig, vergnügungssüchtig, abenteuerliebend, ohne Glauben an Gott, voll Verachtung für seine Nebenmenschen und für das andere Geschlecht, ein Feind jeder Disciplin und aller gesetzlichen Formen ist. Der Pariser ist ebenso leicht der edelsten Gemüths-Aufwallungen, wie der grausamsten Handlungen fähig. In der constituirenden Versammlung von 1848 schilderte ein sozialistisches Mitglied den damaligen Zustand des ihm befreundeten Theiles der Bevölkerung folgendermaßen: „Die Tage des Gehorsams sind für uns vorüber; wir wissen, daß alle Menschen gleich sind und wollen daher keine Beschränkung; wir glauben nicht mehr, sondern wir wollen genießen!“ „Ei“ erwiederte darauf der legitimistische Abgeordnete Laroche-Jacquelin, „das ist ja der Zustand aller Bestien!“

England.

Der Jesuitismus, eine Schrift Carlyle's.

Unter allen Engländern giebt es kaum einen zweiten, der sich so mit deutschem Geist und Wesen genährt und erfüllt hätte, wie Thomas Carlyle. Sein ganzes Leben ist der Erforschung und Dolmetschung des Deutschthums gewidmet gewesen, und auch im letzten großen Kriege hat er getreulich auf unserer Seite gestanden und ist nicht müde geworden, seinen Landsleuten unser gutes Recht in der Sache darzulegen. Jede neue Schrift des philosophischen Einsiedlers von Chelsea darf darum auch für uns eine nicht gewöhnliche Bedeutung in Anspruch nehmen und würde eine solche noch mehr gewinnen, wenn der gedankentiefe Autor in seinem Bestreben, selbständig und originell zu sein, nicht des Guten etwas zu viel leistete und sich nicht eine Darstellungsform zurecht gezimmert hätte, die wir gelind bezeichnen, wenn wir sie manierirt und barock nennen.

Dies gilt in besonderem Grade von einem unlängst veröffentlichten und von Dr. Adolph Holtermann verdeutschten Pamphlet „Der Jesuitismus“, in welchem uns der geniale Schotte seine wunderlichen Ausdrücke und Redewendungen, um mit Bunsen zu reden, „wie Steine ins Gesicht schleudert.“ Die kleine Broschüre entwickelt den übrigens nichts weniger als neuen und deshalb uns nicht gleich dem Uebersetzer „überraschenden“ Gedanken, daß der Jesuitismus, d. h. der Geist der gewissenmordenden und seelenknechtenden heuchlerischen Despotie, nicht blos in Rom und in der römischen Kirche zu suchen ist, sondern sich in nächster Nähe befindet, in der protestantischen Kirche, im Staate und in der öffentlichen Meinung, mit Einem Worte unser ganzes, wie Carlyle meint, „vergiftetes“ Dasein durchdringt und regelt. Seit einigen Jahrhunderten sei „der Genius der Menschheit von dem Evangelium des Ignatius beherrscht worden“, der „als die Giftquelle“ bezeichnet werden müsse

„aus welcher jene Ströme der Bitterkeit geflossen, die jetzt die Welt beherrschen", nachdem die „Regel unter uns in allen geistigen und socialen Angelegenheiten — seien sie welcher Art sie wollen — die oberste Stelle einnimmt." Uebrigens sei Loyola blos das „historische Symbol der geschehenen Vergiftung", auch ohne ihn würde die Welt, „die ein Verlangen nach Gift hatte", ihren Vergifter gefunden haben.

Dies das Grundthema, welches der Verfasser in seiner Schrift mit einem Aufwande von Geist, aber auch mit einem Aufwande der absonderlichsten und bizarrsten Schlagwörter, Bilder und Vergleichungen variirt, der uns betäubt und abhetzt und uns die vierzig Seiten der Schrift nur unter verschiedenen Besinnungs- und Ruhepausen einnehmen läßt. Wir unsererseits möchten all' den frappanten Ergüssen blos entgegenhalten, daß der Jesuitismus im Carlyle'schen Sinne des Wortes, die Menschheit-Vergiftung durch Heuchelei und Lüge, nicht erst mit dem bekehrten spanischen Hidalgo in die Welt gekommen, sondern so alt ist wie diese selbst und nicht daraus verschwinden wird, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wenn wir auch gern zugeben, daß gerade in unserer jetzigen Zeit der Prediger nicht genug sein können, welche uns aufrütteln aus dem Materialismus, in dem wir mehr oder weniger alle versunken sind und hinweisen auf das, was noth thut, auf den unserm Leben fast entschwundenen Idealismus. Ein solcher Prediger mit mächtiger und weitschallender Stimme ist der jetzt greise Carlyle immer gewesen, und als solcher wird er seinen Platz in der Geschichte der Civilisation und Literatur behaupten.

Böhmen.

Die heutige Lage der Deutschen in Böhmen.*)

Von jenem Momente ab, wo durch Palacky's famosen Brief im Jahre 1848 die Trennung der Nationalitäten in Böhmen heraufbeschworen wurde, begann die Lage der Deutschen in Böhmen, besonders aber in Prag, eine unerquickliche zu werden. Aufgemuntert durch das Divide et impera, welches der alte Metternich seinen würdigen Nachfolgern, den Bach und den Thun, den Belcredi und den Hohenwart hinterlassen, hat man in allen Ländern Oesterreichs, besonders aber in Böhmen, die Deutschen den anderen Nationalitäten preisgegeben und waren diese überall bestrebt, die Deutschen zu verdrängen und ihre Lage zu einer unerquicklichen zu machen. Ja, aufgemuntert durch das Ministerium Hohenwart, das seit seinem Amtsantritte den nichtdeutschen Nationalitäten in Deutschösterreich allerlei Aufmerksamkeit geschenkt, die Deutschen aber in wegwerfender, stiefmütterlicher Weise behandelt — aufgemuntert durch die jetzige Regierung, können unsere tschechischen Landsleute nicht genug des Bösen über uns Deutsche anhäufen: sie verleiden uns den Dienst im Amte und in der Schule, wie unser Wirken in Kunst und Wissenschaft; ja selbst in der Kirche giebt sich der Zwiespalt der Nationalitäten zu erkennen.

Nicht wenig befremdend muß es dabei erscheinen, daß bei allen feindseligen Losen, welche den Deutschen von den Tschechen bereitet werden, immer eine deutsche Hand mit im Spiele ist. Wir haben im Prager Stadtverordneten-Collegium geborene Deutsche, die mit den Tschechen Hand in Hand gehen; der Director der Reichenberger Realschule macht Propaganda für die Tschechen; der deutsche Schriftsteller Rüffer, welcher der böhmischen Sprache kaum kundig, noch weniger mächtig ist, arbeitet nur im Interesse der Tschechen. Durch Letztere würde für die Zukunft der Deutschen schon viel Unheil heraufbeschworen worden sein, wenn die Behörde nicht bei Zeiten einen richtigen Einblick in deren Umtriebe gehabt hätte. Seitdem die Franzosen das unglückselige Freicorps der Francitreurs erfunden, hat z. B. Herr Rüffer in jeder Nummer des von ihm herausgegebenen tschechischen Militairblattes „Zizka" versucht, die Tschechen zur Gründung von „Freischützen-Corps" aufzustacheln. Das Vereinsgesetz sollte die Gründung solcher Corps möglich machen, und man hoffte — wenn diese Corps in ganz Böhmen organisirt würden — eine nationale Armee zu erhalten, welche, mit Kreka-Gewehren bewaffnet, wie einst in den Hussitenkriegen, zum Kampfe gegen die Deutschen hinausziehen würde. In der Kreisstadt Tabor, von welcher die „Taboriten" zur Zeit der Hussitenkämpfe ihren Namen erhielten, traten zuerst mehrere Bewohner zur Bildung eines solchen Freischützencorps (Francitreurs) zusammen, allein die Statthalterei versagte den von ihnen vorgelegten Statuten ihre Bestätigung, und Böhmen wird in Folge dessen von der Errichtung dieser nationalen Bande verschont bleiben. Die versagte Statuten-Bestätigung hat die Gemüther nicht wenig aufgeregt, was freilich die Deutschen werden ausbaden müssen. Geht es aber so fort, dann werden die Deutschen in Böhmen Schmerzenskinder, wie es die Deutschen in Schleswig waren.

D. v. P.

*) Aus einem Schreiben an den Redacteur.

Rußland.

Studien eines russischen Panslavisten in Danzig.*)

Schon die Siege Preußens 1863/64 über die Dänen, noch mehr diejenigen des Jahres 1866 haben die Russen, unsere Stammgenossen in den baltischen Herzogthümern, durch verdoppelten Druck und beschleunigte Russifizirungs-Maßregeln entgelten lassen. Die Regierung des Zaren gab Schritt vor Schritt dem Andringen der moskowitischen Partei nach, welche vor Neid und Haß gegen das neu erstarkende deutsche Volk sich nicht zu fassen vermochte und seine Uebermacht, wenigstens einen losgelösten Zweig desselben, den das Schicksal in die russische Gewalt geführt hatte, fühlen lassen wollte. Anstatt sich an der Bestrafung des Neides und Uebermuthes eines anderen Volkes im Jahre 1870/71 eine Lehre zu nehmen, sind die Moskowiten dadurch gegen uns noch verbissener geworden. Schon während des Krieges traten die Hetzereien in der russischen Presse zu Tage und sie dauern noch jetzt ununterbrochen fort; sie kommen nicht blos von Seiten verhältnißmäßig unabhängiger Blätter, wie der „Moskauer Zeitung", sondern auch von abhängigen, wie dem „Golos", dem Organ des Kriegsministers, und dem „Gerichtsboten", dem Organ des Großfürsten Konstantin. In dem neuesten Hefte der „Livländ. Beiträge" giebt Herr von Bock eine Blumenlese von solchen Gesinnungsäußerungen, die meistentheils von großem Interesse sind.

Man ersieht daraus, wie man sich an der Newa und Mos-

*) W. v. Bock, „Livländische Beiträge." (Neue Folge, 1. Suppl.) Leipzig, Duncker und Humblot.

twa auf den „kritischen Moment“ eines riesigen Zusammenstoßes mit der deutschen Macht vorbereitet. Man setzt auf nichts geringeres seine Hoffnung als auf den Beistand der slavischen Volkstrümmer, welche sich innerhalb der Gränzen des preußischen Staates finden. Nicht bloß zu den „Brüdern“ in der Türkei und in Oesterreich-Ungarn, sondern auch zu den Wenden und Kassuben werden bereits Sendboten geschickt, welche sie studiren, bearbeiten und auf die enge brüderliche Vereinigung mit dem „Moskal“ vorbereiten sollen. Von einer solchen Studienreise nach Westpreußen berichtet der „Golos“:

Nachdem der wißbegierige Russe schon auf dem Wege bis dahin allerlei niederschlagende Erfahrungen gemacht, muß er sich auch überzeugen, daß in Danzig zwar die Dienstboten, die Arbeiter, die kleinen Krämer eigentlich Slaven sind, daß sie aber selbst unter sich deutsch sprechen, wenn auch immerhin aus „Wichtigthuerei“, jedenfalls „nach Tracht und Gewohnheit ein völlig deutsches Ansehen gewonnen haben und sich aufrichtig als Preußen bekennen.“ Also wenig Trost für unseren Anknüpfer „großrussischer und alt-west-slavischer Erinnerungen!“ Aber, siehe da, auf einer Abendbummelei über den Marktplatz wird er plötzlich ein Häuflein Männer gewahr, die ihn slavischer anmuthen, als jene halb- oder dreiviertel-verpreußten „Tataren“ des Westens: Schnurrbärte, lange Leinwandröcke, schwere Stiefel — der Eine hat ein österreichisches Käppi auf, der Andere eine hohe geschlitzte Pelzmütze mit Quasten, wie man sie in Galizien sieht, ein Dritter die von den Tschechen podiebradka genannte polnische konfederatka — „diese vielleicht ältesten unter allen nordslavischen Mützen.“ Besonders heimelt ihn diese „konfederatka“ an; ihr urslavischer Schnitt läßt ihn über 1863 und sogar über den verfänglichen Umstand hinwegsehen, daß „auch die Kalmücken“ sie tragen; er tröstet sich alsbald mit der Betrachtung: „aber es giebt eine Menge Gründe zu der Annahme, daß sie dieselben von den Großrussen angenommen haben“ — also nicht etwa umgekehrt die Großrussen von den Kalmücken.

Unser Sendling hatte mittlerweile gesprächsweise herausgebracht, daß „diese Unglücklichen“ sogenannte „Fließe“ wären, d. h. Floßschiffer aus Russisch-Polen, welche unter großen Beschwerden und um geringen Lohn von dorther auf schwerfälligen Fahrzeugen Rohprodukte nach Danzig bringen. „Bei uns in Danzig,“ hatte ihm die Schankwirthin gesagt, „giebt es deren allezeit eine große Menge.“ Hier muß jedoch bemerkt werden, daß diese Danziger Büffet-Dame unserm Missionär keinen geringeren Kummer verursachte, als eine Kollegin derselben in Pleskau. „Sie sind Polin?“ hatte er sie auf Polnisch gefragt. Sie aber hatte sich darauf „verwirrt“ — ona skonfusilas — d. h. wörtlich: „sie wurde confus.“ — „Nein, ich bin eine Deutsche,“ antwortete sie mir, ohne alle Noth, auf Deutsch; denn polnisch kann man in Gdansk höchstens mit einem Fließ sich unterhalten. Sie schämte sich ihrer Herkunft und gab sich für eine Deutsche aus, wie auch die in St. Petersburg lebenden Ehstinnen sich für Deutsche oder Schwedinnen ausgeben.“

Noch größeren Kummer hatte der Studienreisende des „Golos“ schon gleich beim Antritt seiner Reise. „Auf dem St. Petersburger Bahnhofe,“ berichtet er, „fiel mir ein Umstand auf: zugleich mit mir nahm ein Billet ein gewisser russischer Offizier oder wenigstens ein Offizier in russischer Uniform; das Billet verlangte er vom Billeteur in deutscher Sprache, und der Billeteur, ohne daran Anstoß zu nehmen, antwortete ihm ebenfalls auf Deutsch sehr kühn und ungezwungen. Ihn schien es nicht zu befremden, daß man ihn in der Hauptstadt des russischen Reiches in einer fremden Sprache anredete.“ — „Ich erinnere mich nicht, auf welcher Station, jedenfalls irgendwo ganz nahe von Pleskau, sprach die Dame bereits des Büffets sehr schlecht russisch, mit starkem, deutschen Accente; ja in Pleskau selbst schrie mir der Schaffner zu (nämlich auf Deutsch): „Kommen Sie schnell herein, der Zug geht gleich weiter!“ Und je weiter wir dahin fuhren in diesen endlosen russischen Wüsten, desto mehr und mehr erlosch die russische Sprache und desto klangvoller und lauter ertönte die deutsche Rede.“ — Und das will russifiziren!

Kleine literarische Revue.

— **Der deutsche Minnesang der Gegenwart.** Auf politischem Gebiet haben unsere Staatsmänner die Klippe wohl zu umschiffen gewußt, auf die sie bei Neubegründung des neuen deutschen Kaiserreichs stehen mußten: Sie ließen mit praktischem Blick den mittelalterlichen Firlefanz des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ bei Seite und traten dessen Erbschaft nur cum beneficio inventarii an. Modernen Poeten kann man es indessen eher nachsehen, wenn sie sich wenigstens in Aeußerlichkeiten an's Mittelalter anzulehnen suchen, und so hat man kein Recht, dem Verfasser des „Deutschen Frühlings 1871“ Herrn Franz Leibing*) einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er den Markt mit „politischen Dichtungen zum Theil in den Formen des Minnesanges“ betritt. Freilich auf Volksthümlichkeit und allgemeine Anerkennung wird der Dichter verzichten müssen, denn die künstlich verschlungenen Weisen von Walthers „Wiener Hofton“ oder im „Königs Philippton“ u. s. w. dürften schwerlich vor den Ohren des an lyrische Einfachheit und dichterische Verständlichkeit gewöhnten Publikums der Gegenwart viel Gnade finden. Versuche von Nachbildungen derartiger Strophen-Formen kann man als angenehmes Confect für lyrische Feinschmecker wohl gelten lassen, aber Bürgerrecht werden sie auf dem neuhochdeutschen Parnaß ebensowenig erhalten, als jene lateinischen Odenformen, die man jüngst durch klingende Reime zu modernisiren trachtete. Auch Herr Leibing ist noch nicht genugsam Herr des Walther'schen Strophenbaues, um über dem, was er sagt, das Wie er es sagt vergessen zu machen, und er muß es wohl selbst gefühlt haben, sonst hätte er schwerlich dicht auf die Einladung an die Kunstgenossen, die ausgefahrenen Geleise zu verlassen, ein Idyll in Hexametern folgen lassen, das für unseren Geschmack wenigstens, das Trefflichste, weil ungekünstelte Stück, der ganzen Sammlung bildet und ein wirklich beachtenswerthes poetisches Talent bekundet. A. L.

— **„Thaten und Phrasen.“** **) Unter diesem Titel hat die Weber'sche Verlagshandlung in Leipzig in ihrer rühmlichst bekannten splendiden Ausstattungsweise ein eigenthümliches und jedenfalls interessantes Werk verlegt. Es ist dies eine Sammlung officieller und officiöser Kriegs-Nachrichten, der Art geordnet, daß unter den gleichen Daten einander parallel die Wahrheit aus deutscher und die Phrase aus französischer Quelle consequent nebeneinander aufgeführt sind. Für die unparteiische Geschicht-

*) Berlin, Fr. Lipperheide.

**) Thaten und Phrasen im deutsch-französischen Kriege. Leipzig. J. J. Weber, 1871.

schreibung ist da ein reiches Material zusammengebracht, welches in größter Uebersichtlichkeit gleichsam von selbst zur Sonderung der Spreu vom Weizen auffordert. Dennoch ist es bedauerlich, daß gewisse Lücken vorhanden sind, welche die wünschenswerthe Vollständigkeit beeinträchtigen. So ist z. B. unterm 6. August der Pariser Depesche nicht Erwähnung gethan, welche den angeblichen Sieg Mac Mahons bei Landau, die Gefangennahme des Kronprinzen von Preußen u. s. w. meldete. Es ist freilich von der Rede Ollivier's berichtet, in welcher er dem Volke strenge Bestrafung der Verbreiter „falscher Nachrichten" zusagt, ohne daß ersichtlich wäre, welche „falsche Nachrichten" ihm diese Erklärung abgenöthigt. Ebenso vermißt man jene Phrasen und leeren Drohungen, welche die Pariser Presse, namentlich Blätter, wie „Liberté", „Gaulois" und „Figaro", in so lächerlicher Weise bis zur Einschließung von Paris im Munde geführt: die Petroleum-Campagne gegen den Schwarzwald, die Hetzung der Raubthiere des „Jardin des plantes" gegen die anrückenden Deutschen und was dergleichen kurzbeinige Lügen mehr waren. Sonst freilich ist das Buch mitunter von fast spannendem Interesse und jedem Geschichtsfreunde und Documentensammler auf das Lebhafteste zu empfehlen. A. L.

— **Frau Edgar Quinet.** Zu den wenigen Schriften von Werth, die in Paris während der Belagerung erschienen, gehört ein neuer Band der Mémoires d'exil, welche die Gattin des geschätzten historisch-philosophischen Schriftstellers Edgar Quinet herausgegeben.*) Die beiden Gatten haben bekanntlich bis zum Sturze des letzten französischen Kaiserthums in der Schweiz gelebt. Quinet zog, wie Victor Hugo, der Gnade, die ihm von Napoleon III. mehrfach angeboten war, das Exil im Auslande vor. Während er seine berühmte Kritik der Revolution von 1789 und seine Naturgeschichte der Schöpfung, der Erde und des Menschen verfaßt, schrieb seine Gattin ihre gemeinsam erlebten Denkwürdigkeiten, deren eben erschienene zweite Abtheilung bis zur Wiedergeburt der neuen französischen Republik reicht. Ja, wenn alle Republikanerinnen in Frankreich dieser Frau glichen, dann würden wir wohl nicht im Jahre 1871 die Wiederkehr der wahnsinnigen Ideen von 1848 erlebt haben! Wie Madame J. Michelet, so ist auch Madame E. Quinet die treue Studien-Begleiterin und der edle weibliche Reflex ihres wissenschaftlichen Mannes. Gewiß werden auch in Deutschland diese „Memoiren aus dem Exil" mit Vergnügen gelesen werden.

— **Lord Brougham's Memoiren.****) Der verstorbene Lord Brougham hat besondere Anordnungen darüber hinterlassen (die auch streng befolgt worden), daß seine Autobiographie vor ihrer Veröffentlichung chronologisch geordnet werden solle, daß irgend welche Irrthümer in Bezug auf Eigennamen oder Daten, die sich beim Schreiben aus der Erinnerung etwa eingeschlichen, sorgfältig ausgemerzt, im Uebrigen aber Alles genau so gedruckt werden solle, wie es vom Verf. geschrieben worden; daß die Herausgeber keinen Irrthum, Auslassung oder Fehler ändern dürften. Die Selbstbiographie ist denn auch daher außerordentlich charakteristisch und enthüllt gleich im Anfang einen Geist, der, je nach dem Geschmacke der Leser, entweder als Egoismus oder als Naivetät ausgelegt werden wird. Der Schreibende giebt den Bericht seiner Mutter über seine ersten Jahre und seine Frühreife; er erwähnt auch des merkwürdigen Umstandes, „daß er mit einer Person gesprochen habe, die bereits vor 180 Jahren gelebt, und die möglicherweise ihre Verwandte Anne Brougham, welche das Alter von 106 Jahren erreichte, von Ereignissen sprechen gehört hatte, die unter der Regierung der Königin Elisabeth vorfielen." — Die ersten beiden Kapitel des Werkes sind seiner frühesten Lebenszeit gewidmet, seinen Vorfahren, Verwandten etc., nebst Anekdoten verschiedener Art; ferner schildern sie seine Schulzeit, seinen Eintritt in die Universität zu Edinburg, seine ersten Versuche auf dem Felde der Mathematik, Mechanik, Optik und Chemie, nebst einem Panegyrikus auf den berühmten Dr. Black. Das dritte Kapitel umfaßt ein Tagebuch, das Br. auf einer Reise durch Dänemark und Schweden geführt hat. Erst die späteren Kapitel enthalten Mittheilungen über seine politische Thätigkeit, über Pitt und viele Männer seiner Zeit. Den Schluß des ersten Bandes bildet eine ausgedehnte Correspondenz mit Zeitgenossen der verschiedensten Richtung.

*) Memoires d'exil. Nouvelle série. Par Mme. Edgar Quinet. vol. in 18. Paris, Le Chevalier, 1870.

**) The Life and Times of Henry Lord Brougham. Written by himself. Edinburgh, Blackwood. (Erster Band. Das ganze Werk wird drei Bände bilden.)

— **Reiseschilderungen von Anna Löhn.** Wer mit offenem Auge und Herzen wandert, Sinn für alles Schöne und Erhabene hat, auch die kleinen Züge des Volkslebens nicht unbeachtet läßt, jedem komischen Vorgange mit Verständniß zu lauschen — und dies Alles in launiger und fesselnder Weise zu erzählen weiß, der muß doch gewiß als ein liebenswürdiger Reiseführer gelten. Und solche Reisen gewinnen einen um so größeren Werth, wenn sie sich über die interessantesten Theile Europas, von Italien bis Schweden erstrecken, ebenso das liebliche Thüringen als Tirol berühren und dies Alles in der angegebenen Weise auszubeuten vermögen. Hierin liegt es aber begründet, daß das interessante Buch von Anna Löhn „Innerhalb zehn Jahren"*) bereits in einer zweiten vermehrten Auflage erschienen ist.

— **Louise Mühlbach's „Reisebriefe aus Aegypten."****) Die Verfasserin war eine von den begünstigten Sterblichen, denen vor zwei Jahren eine Einladung des Vicekönigs von Aegypten Gelegenheit gab, einen Blick in das heutige ägyptische Leben zu thun und alle Wunder und Reichthümer dieses an Wundern reichen Landes unter den denkbar günstigsten Verhältnissen zu genießen. In leicht hingeworfenen Schilderungen, die nur im Anfange die Briefform festhalten, theilt sie dem Publikum mit, was sie Alles sah und erlebte bei diesem ihrem Aufenthalt, indem sie von vornherein die Annahme zurückweist, daß sie über Aegyptens Alterthümer, Kunstschätze etc. an sich sprechen wolle; sie berührt sie aber nur insofern, als sie selbst mit ihnen in Berührung gekommen. Jean Paul sagt zwar: „Die Menschen sind so in ihre Ich's versunken, daß Jeder von ihnen glaubt, dem Andern ein Vergnügen zu bereiten, indem er ihm den Speisezettel seiner Freuden und Genüsse hererzählt, während er damit nur Langeweile verursacht und im umgekehrten Falle empfindet;" doch Frau Mühlbach besitzt die Kunst der farbenreichen Schilderung in so

*) Gera, Issleib und Rietzschel.

**) Jena, Herm. Costenoble, 1871.

hohem Grade — wenn auch die Farben mitunter an's Grelle streifen — daß ihre Reisebriefe gewiß auf einen zahlreichen Leserkreis, besonders unter den Frauen, hoffen dürfen. Etwas wesentlich Neues wird man ja in ihnen nicht suchen, obwohl die Verfasserin, als Frau, die Vergünstigung erlangte, das Innere des Harems besuchen zu dürfen, was den Männern streng verwehrt ist.

Literarischer Sprechsaal.

Als mit den ersten Strahlen des Lenzes die ersten Strahlen des Friedens über uns leuchteten, schied ein Mann aus unserer Mitte, von dessen Geist und Herzen ewiger Lenz und ewiger Frieden über einen großen Kreis von Menschen, besonders von Frauen unserer Stadt, durch Leben und Lehre verbreitet worden war. Professor Adolf Schottmüller starb, 72 Jahr alt, von denen er über ein halbes Jahrhundert, des Augenlichtes völlig beraubt, verlebt hat. Doch gerade dieses theilweise Abgeschnittensein von der Außenwelt hatte den geistig hochbegabten Mann fast ausschließlich auf sein inneres Leben und dessen harmonischen Ausbau angewiesen. Der Instrumentenmacher-Lehrling und Gehülfe, der bereits eine nicht zu unterdrückende Neigung für die Wissenschaften gehabt, lernte erst nach seiner Erblindung Lateinisch und Griechisch, machte dann das Abiturienten-Examen und studirte in Berlin bei Boeckh, Karl Ritter, Friedrich von Raumer, Savigny, Neander und Hegel und trug, nach zweijährigem Universitäts-Studium, 1825, den Preis der philosophischen Facultät für seine Lösung der Aufgabe de historia Henrici VII., sowie, nach abermals zwei Jahren, denselben Preis für seine Schrift über Erasmus von Rotterdam davon. Als junger Doctor hielt er Vorlesungen für Nichtstudirende über Geschichte und Literatur, und diese fanden besonders in der gebildeten Frauenwelt so außerordentliche Theilnahme, daß sie, sowie sein vielgesuchter Privatunterricht, ihm die Mittel verschafften, nachdem er eine treffliche Gattin gefunden, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Die Schriften, die er demnächst veröffentlichte, trugen alle den Stempel gediegenen Wissens und humanster Denkweise. Es befinden sich darunter eine „Geschichte der Reformation in der Mark", ein „Leben Martin Luthers", ein „Ehrenspiegel Preußens", und eine „Klio", welchen Letzteren beiden in einer Zusammenstellung von Gedichten aus der Geschichte Preußens und Deutschlands die Idee eines großen, einigen Gesammtvaterlandes unter der Aegide der Hohenzollern zum Grunde lag. Der in seinen patriotischen Hoffnungen, gleich allen Zeitgenossen, vielgetäuschte, aber darum nicht entmuthigte, deutsche Humanist hatte, noch bevor er aus diesem Leben schied, die Freude, seine schönste vaterländische Hoffnung erfüllt zu sehen. Er starb in stiller Zurückgezogenheit, aber gekannt und geehrt von den Besten seiner Zeit. Professor Ernst Curtius hat dem Verstorbenen im letzten Monatshefte (Mai 1871) der „Preußischen Jahrbücher" ein ehrendes biographisches Denkmal gesetzt.

Während man eben im Deutschen Reichstag im Begriff ist, die künftige Stellung der neuerworbenen, wiedergewonnenen Landestheile zum Deutschen Reiche zu bestimmen, haben Schriften ein erhöhtes Interesse, welche die Specialgeschichte dieser Territorien auch weiteren Kreisen vertrauter machen. So bringt ein anonym gebliebener Schweizer in einem Büchlein: „Elsaß und Lothringen"*) geschichtliche Rückblicke in gemeinfaßlicher Darstellung, die, ohne mit geradezu gelehrten Prätensionen aufzutreten, doch hinreichend mit historischen Details gesättigt sind, um dem aufmerksamen Leser einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu bieten, aus denen heraus jene beiden Provinzen das geworden sind, als was sie heute sich darstellen: als wiedergewonnenes Reichsgut. Unser Schweizer läßt es sich namentlich angelegen sein, den Geschichts-Verdunkelungen entgegenzutreten, die sich der bekannte Alfred Michiels, lange Zeit Redacteur des Pariser „Siècle", in seiner Schrift über Elsaß und Lothringen erlaubte, und dessen Versuche, die Zusammengehörigkeit dieser Provinzen mit Deutschland rundweg abzuleugnen, in der Schweiz einen gewissen Eindruck gemacht zu haben scheinen. Der Verf. schreibt klar und wahr; sein Werkchen ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

Einen ähnlichen Zweck verfolgt, jedoch in französischer Sprache, die Broschüre: „L'Alsace et la Lorraine", eine historische Skizze von Gustav Solling,**) früherem Mitgliede der Militär-Akademie zu Woolwich. Der Verfasser hat die einschlägige Literatur stark und verständig benutzt, was ihn indeß nicht gehindert, eine etwas sentimentale, politische Einleitung für die historische Abhandlung zu schreiben, die er doch darbieten wollte. Wenn irgendwo, so ist in Geschichtswerken lyrischer Schwung und poetische Prosa vom Uebel, und leider krankt die Solling'sche Darstellung, trotz sonstiger Vorzüge, gerade hieran. Wir zweifeln fast, ob diese Art und Weise in französischer Sprache, die übrigens hier und da ihren deutschen Accent nicht verleugnet, zu Franzosen zu reden, von großem Erfolge sein werde. Die angehängten statistischen Beilagen sprechen jedenfalls eine viel beredtere Sprache, als des Verfassers eigene Prosa. A. L.

Die anglo-amerikanischen Blätter, die uns in neuerer Zeit zugegangen, schenken der gegenwärtigen deutschen Bewegung in der römischen Infallibilitäts-Frage ein außerordentliches Interesse, und fast jede Nummer derselben enthält einen Leitartikel mit der Ueberschrift „Dr. Döllinger and the Papal Infallibility." Das nichtpolitische Newyorker Blatt The Nation sagt: „Der Bürgerkrieg in Frankreich hat für uns kein politisches Interesse mehr; dagegen nimmt die Stellung des Dr. Döllinger, dieses gelehrtesten und berühmtesten unter den lebenden katholischen Theologen, dem päpstlichen Stuhle gegenüber, unser volles kulturgeschichtliches Interesse in Anspruch.... Leider ist Dr. Döllinger bereits über siebzig Jahr alt, aber er besitzt noch hinreichende Lebenskraft, um den gegenwärtigen großen Kampf selbst auszufechten. Der Eintritt dieses Kampfes ist ein Zeichen der Zeit mehr von der wundervollen Bestimmung Deutschlands, der Schauplatz der Lösung einiger der höchsten, politischen und sozialen Probleme unseres Jahrhunderts zu sein."

Es ist bemerkenswerth, wie vortheilhaft sich die Theilnahme der anglo-amerikanischen Blätter für das neue Deutsche Reich von der Gleichgiltigkeit der großbritannischen unterscheidet. Letzteren ist der Neid auf Deutschlands Emporsteigen fast in jeder Nummer anzusehen.

---

*) Bern, Mann und Baeschlin, 1871.
**) Berlin, Fr. Kortkampf, 1871.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] **Berlin, den 27. Mai 1871.** [№ 21.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Bearbeitung der Literaturgeschichte in Deutschland.

Von Albert Lindner.

I. **Uebersicht.**

Wer das literar-historische Gebiet ein Decennium rückwärts überblickt, dem drängt sich eine besondere Form der Behandlung in ganz auffällig reichem Maße vertreten auf: es ist die Monographie, das Essay. Die Leser dieser Blätter wissen, eine wie bedeutende Stellung die Besprechung dieser Art von literarischen Arbeiten in den Spalten der Gegenwart behauptet. Auf Grund eines seit vierzig Jahren sich anhäufenden literar-historischen Materials erscheint es an der Zeit, die Frage nach der Behandlung des literarischen Objekts, d. h. der Literaturgeschichte, einmal in's Auge zu fassen, was unseres Wissens noch nirgends geschehen ist. Gleichzeitig wird man den Vortheil haben, die Erscheinung solcher monographischen Arbeiten auf dem ungeheuren Gebiete literarischer Thätigkeit an die rechte Stelle zu rücken und prinzipmäßig erklären zu können.

Die Literaturgeschichte, als ein Zweig des allgemeinen Wissens, hat, so viel uns bekannt, selbst noch keine geschichtliche Darstellung gefunden; und wenn diese Wissenschaft auch kaum erst vierzig Jahr alt ist, so hat sie doch schon eine solche Fülle von Behandlungen aufzuweisen, daß man endlich berechtigt erscheint, ihrem historischen Entfaltungsprinzipe nachzuforschen. Wir reden hier freilich von der deutschen, aber wir können auch von einer andern gar nicht reden, weil es keinem andern Volke noch gelungen ist, die Darstellung seiner Literatur mit Methode zu behandeln, sie also zum Range der Wissenschaft zu erheben. Es wäre wenigstens sehr leicht, nachzuweisen, daß dasjenige, was hierin bei Franzosen und Engländern gethan worden ist, einerseits auf den Resultaten der deutschen Philologie, die mit Lachmann und den Brüder Grimm einen gewissen Abschluß gefunden, andererseits auf der durch Gervinus begründeten Methode des literarischen Objekts beruht.

Was die Begründung einer deutschen Literaturgeschichte betrifft, so wird sich ein merkwürdiges Facit ergeben, wir werden sie für nicht weniger halten dürfen, als für eine patriotische That. Diese Bedeutung hat sie für ihre Zeit wenigstens in ihren ersten Entstehungsgründen. Da aber jede Wissenschaft eine Vorgeschichte hat, in der das Verständniß für ihre Existenz gesucht werden muß, so wird man zuvor der philologischen Thätigkeit nachforschen müssen, die uns die Darstellung der deutschen Literatur ermöglicht hat.

Viele wissenschaftliche Resultate mußten erreicht, viele Bedingungen erfüllt sein, ehe die deutsche Nation sich vor allen andern einer prinzipiellen Behandlung ihrer National-Literatur rühmen konnte. Indessen darf der Leser vielleicht verlangen, daß ihm eine übersichtliche Einsicht schon im Voraus in Das gewährt werde, was wir hier darzustellen beabsichtigen. Hier ist der Plan:

1. Vorgeschichte der Bearbeitung unserer National-Literatur. Philologische Thätigkeit. Von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf Lachmann und Grimm.

2. Die Romantiker und ihre Verdienste um die Begründung der Literaturgeschichte. Patriotische Motive. Im Prinzipe sofort den höchsten Standpunkt anstrebend, den der Weltliteratur.

3. Ausführung der wissenschaftlichen That. Aufgeben jenes höchsten Standpunktes und Zersplitterung desselben in eine Anzahl untergeordneter Methoden, wie folgt:

Horn, Bouterwek, Jördens, compilatorischer Standpunkt.

Gervinus, politischer Standpunkt.

Koberstein (auch Pischon, Wachler, Kunisch), pädagogischer Standpunkt.

Vilmar, conservativ-christlicher Standpunkt.

Wackernagel, philologisch-grammatischer Standpunkt.

Gödeke, philologisch-kritischer Standpunkt.

Kurz, demokratischer Standpunkt.

Ettmüller, germanischer Standpunkt.

Cholevius, altklassischer Standpunkt.

Eichendorff und Lindemann, katholischer Standpunkt.

Wir sehen hier ab von den Bearbeitungen einzelner Gebiete, d. h. von der partiellen Darstellung unserer Literatur, und behalten nur die universale im Auge. Eine Methode von anderem Charakter, als die angeführten, liegt nicht vor, wäre auch schwerlich denkbar. Aber das Ziel ist damit offenbar nicht erreicht; solange die eine Behandlungsweise noch mit der andern um das Vorrecht streiten darf, läßt sich auf einen Standpunkt schließen, der sie alle überragt und in sich begreift.

Wir haben den obigen nur noch die monographische Behandlung, das Essay, anzufügen. Es ist kaum ein Wort darüber zu verlieren, daß es die wenigste methodische Berechtigung habe. Aber als Uebergangsstadium zu dem höchsten Ziele, in welchem wir die objektive Bearbeitung der Weltliteratur erblicken möchten, ist es ein höchst nothwendiges Glied in der Kette der Entwickelung. Man finde vor allen Dingen nicht etwa einen byzantinischen Charakter in dieser Thätigkeit, die die Gesammtliteratur in eine Porträtgallerie auflöst, das Ganze in einzelne Felder und Felderchen zerschlägt und ihr Verdienst darin

findet, den einzelnen Genius unter die Lupe zu nehmen und ihn bis auf Falt' und Warze an das Tageslicht herauszuarbeiten. Es ist etwas mehr. Die bisherigen Darstellungen ließen sich von dem Satze leiten: Die Zeit macht den Dichter, und es steht der Genius unter den Gesetzen seines Jahrhunderts.

Wie aber, wenn man den Satz umkehrte? Oder ist es weniger richtig zu sagen: Der Genius macht die Zeit? Er prägt sie, bestimmt ihre Kultur, drückt ihr das Gesetz seiner eigenen Natur auf? Man denke an Voltaire, um jeden andern Namen beiseit zu lassen, und man wird sofort die volle Berechtigung der monographischen Behandlung erkennen. Die Literaturgeschichte muß uns doch wohl auch einmal sagen, in wie weit sie es durch den einzelnen Genius geworden — nach dem Gesetz, nach dem er angetreten — sowie sie uns bisher gesagt hat, in wie weit der einzelne Genius nur ein Glied in der Kette, ein Theil des Totals, eine Species des geschichtlichen Geistes gewesen ist.

Was nach voller Erkenntniß der einzelnen Genien die Darstellung der Volksseele, wie sie sich in einer National-Literatur ausprägt, für einen Standpunkt einzunehmen habe, ist Sache der Zukunft, und ob das höchste Ziel in der That eine objektive Behandlung der Weltliteratur sei — denn Nationalliteraturen sind nur Unterarten der Weltliteratur — ist vorläufig eine müßige Frage. Wir haben es zunächst mit der Erkenntniß des historisch Thatsächlichen zu thun, und versuchen daher eine weitere Ausführung unseres obengegebenen Umrisses. — R. von Raumer nimmt in seiner 1870 (München bei Oldenbourg) erschienenen „Geschichte der germanischen Philologie" vier Perioden derselben an. Die erste beginnt mit dem Wiederaufleben der altklassischen Studien und reicht vom Ende des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der Anfang der zweiten Periode ist bezeichnet durch die Herausgabe des „silbernen Codex" und die hiermit angebahnte Einführung des Gothischen in den Kreis der germanistischen Forschung. Die dritte Periode bildet die Hinwendung der Romantiker zur deutschen Vorzeit und die Umgestaltungen der romantischen Bestrebungen durch die früheren Arbeiten der Brüder Grimm. Endlich die vierte Periode wird begründet durch das Erscheinen von Jakob Grimm's deutscher Grammatik. Diese Perioden gelten allerdings für den von Raumer behandelten Gegenstand. Zu den Antecedentien unserer Literaturgeschichte und unter jene Bedingungen, die erst erfüllt sein mußten, ehe wir an ein Gervinusches Werk denken konnten, gehört aber das Verdienst der Romantik, daß sie uns nicht bloß das Interesse für das romanische Mittelalter wieder belebt, sondern den Sinn für die Poesie anderer Völker, das Verständniß für eine internationale Kunst erschlossen hat. Dies war ihr, wenngleich dunkles und formloses, Streben nach einer sogen. Weltliteratur, aber es war für unsere künftigen Literarhistoriker insofern wichtig, als wir unser Urtheil über die einheimische Kunst nicht einseitig aus ihr selbst nahmen, sondern den Blick schärfen lernten an Literaturen fremden Charakters und so mit allgemeinerem und unbefangenerem Maßstabe die nationale Poesie messen konnten. Was am Eifer der Romantik überschwenglich war, das auf das gesunde Maß zurückzuführen, ließ die Zeit nicht lange warten, denn es erhielt das richtige Gegengewicht in den Arbeiten der Brüder Grimm, d. h. in der Darstellung des deutschen Wesens am Mittelalter.

Raumer's historisches Taschenbuch, redigirt von W. H. Riehl.*)

Mit lebhaftem Interesse haben wir den ersten Jahrgang der fünften Folge von Raumer's historischem Taschenbuch begrüßt, das jetzt unter der Aegide W. H. Riehl's in sein fünftes Decennium tritt. Schön ist es freilich und ein erhebendes Zeugniß geistiger Frische und Rüstigkeit, wenn man gleich dem Nestor unter den deutschen Historikern, unserm neunzigjährigen Raumer, vier Jahrzehnde hindurch, ohne Unterbrechung, ein Unternehmen, wie das historische Taschenbuch, zum Nutzen deutscher Wissenschaft und ihrer Jünger in stets gleich belehrender, alle Gebiete der Forschung umfassender Art, fortführen kann. Doch wie Alles auf Erden, muß auch Er der Zeit seinen Tribut zollen. Nicht geistige, wohl aber körperliche Erschöpfung hindern den greisen Forscher, mit der Liebe und Hingebung sich dem „Taschenbuch" zu widmen, deren es bedarf, um in unserer großen und schnelllebigen Zeit nicht von jüngeren Schöpfungen ähnlicher Natur überflügelt zu werden, und so überlassen wir ihn denn, wenn auch mit einem leisen Anfluge von Wehmuth, seinem wohlverdienten otium cum dignitate. Was uns über das wehmüthige Gefühl, den alten, uns Allen vertrauten Forscher aus der Reihe der Schaffenden und Wirkenden nunmehr scheiden zu sehen, aber leichter hinweghilft, das ist das Bewußtsein, daß er seine von ihm gehegte und gepflegte Schöpfung, das „Historische Taschenbuch", Händen anvertraut hat, die im Geiste ihres Begründers mit Uneigennützigkeit und warmer Begeisterung für deutsche Wissenschaft an demselben fortarbeiten werden.

Nicht ausbleiben freilich kann es, daß die neue Leitung und die veränderten Zeitumstände auch inhaltlich in der neuen Folge des Taschenbuches sich kund thun, und hierbei sind es vorzüglich zwei Momente, die uns bei der ersten Lektüre dieses Jahrganges aufstießen. Der neue Herausgeber ist W. H. Riehl, ein Kulturhistoriker von hervorragender Bedeutung und zugleich ein Süddeutscher. Diese beiden wesentlichen Eigenschaften haben nun insofern umgestaltend auf das Taschenbuch eingewirkt, als erstlich mit voller Absicht und Bewußtsein die Kulturhistorie auf den Titel des Taschenbuchs geschrieben wird, zweitens aber, was vielleicht mehr Zufall, der Schwerpunkt des Ganzen mehr nach Süddeutschland verlegt erscheint; süddeutsche Forscher sind es diesmal vorzüglich, von denen das Taschenbuch Beiträge bringt und der Südwest unseres Landes ist es, um den sich, im großen Ganzen, diese Beiträge drehen. Abgesehen davon, daß wir in diesem zweiten Punkt nicht nur keinen Nachtheil, sondern vielmehr einen Vortheil für die deutsche Wissenschaft im Allgemeinen erblicken, insofern hierdurch eine neue Art des Wettstreits zwischen Süd und Nord, eines Wettstreits edelster Art, angebahnt wird, müssen wir auch die zuerst angeführte Aenderung für eine wohlthätige, hoffnungerregende und der Sachlage angemessene anerkennen und würdigen.

Vor vierzig Jahren, als das „Historische Taschenbuch" das Licht der Welt erblickte, war es so ziemlich das erste seiner Art; heute ist eine fröhliche Concurrenz auch auf diesem Gebiete entstanden, die weithin belebend und befruchtend wirkt. Was uns dagegen mangelte, das war just ein Organ für das Spezialgebiet der Kulturhistorie, und in der richtigen Erkenntniß dieses Bedürfnisses haben wir wohl den bewußten Frontwechsel des „Taschenbuchs" zu suchen. Für solchen Zweck möchte sich an

*) Historisches Taschenbuch, begründet von Friedrich von Raumer, herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge, erster Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

schwerlich in dem heutigen Deutschland ein competenterer Mann gefunden haben, als eben Riehl, der sein Lebelang sich mit bestem Erfolg auf diesem Gebiet bewegt hat, und so begrüßen wir denn nochmals das neue Unternehmen in dem alten trauten Gewande mit unseren besten Wünschen und mit der Hoffnung, daß es ihm vergönnt sein möge, ebenso allgemein und anregend zu wirken, wie das Werk, als dessen Fortsetzung es sich giebt.

Nicht bloß die Theilnahme der gelehrten Kreise will sich der Herausgeber wahren, sondern „auch in höherem Grade als bisher die Theilnahme des gebildeten Publikums gewinnen", und so wandelt er denn mit uns durch die Gauen des Vaterlands und zeigt uns dessen Sitte, Bildung, Natur und Beschaffenheit wie in früheren Jahrhunderten, so in der Jetztzeit. Eröffnet wird dieser Jahrgang durch „Elsässische Kulturstudien" des Herausgebers selbst, von denen er apologetisch bemerkt, daß sie schon in den Monaten September und Oktober vergangenen Jahres niedergeschrieben, auf die Zeit des damals nahe geglaubten Friedens berechnet waren, jetzt aber, bei der Ueberfülle von Schriften über Elsaß-Lothringen wohl etwas spät kommen dürften. Unserem Gefühl nach, hätte es kaum dieser Worte der Entschuldigung bedurft. Abgesehen davon, daß sich das Gute in dieser Sündfluth von Elsaß-Schriften wie der Weizen zur Spreu verhält, ist die Anschauungsweise des Herausgebers so originell, seine Arbeit stets so durchdacht, markig und reichhaltig, daß wir gern auch über einen bekannten Gegenstand seine Ansichten vernehmen. Seine Betrachtung des Elsaß als „Straßenland", als „Kriegsland" und als „Zwischenland" schildert uns so treu die Natur des Landes, die Bedingungen seiner Entwickelung, seiner Entdeutschung und Verwälschung, die oberflächliche Tünche, die diese letztere über das in seinem Grundkern, der Bauernschaft, noch urdeutsche Gebiet, geworfen hat, daß wir alle unsere Zweifel und Bedenken, wenn auch nicht gänzlich schwinden, so doch bedeutend erschüttert sehen, daß wir, gleich dem scharfen und kundigen Beobachter, die Pfade winken sehen, auf denen das doppelt verloren gegangene Land dem Stammlande wieder zuzubringen ist.

Es folgt ein Aufsatz Alfred von Reumont's über Carlo Filangieri, Fürst von Satriano, der uns in ein etwas ferner gelegenes Gebiet, das dem Autor wohlbekannte Italien, speziell das Königreich beider Sicilien, vor der Revolution von 1860 hinführt und uns an der Hand Filangieri's, dessen autobiographischer Nachlaß sich zum guten Theil in R's. Besitz befindet, durch die wechselvollen Geschicke Süditaliens vom Beginne dieses Jahrhunderts bis zur großen Katastrophe von 1860 geleitet. Filangieri war vor Allem ein guter Neapolitaner und daher wie schon in seiner Jugend, ein eifriger Diener des allgemein anerkannten Königs Joachim Murat so in seinen spätern Tagen eine Hauptstütze des restaurirten Bourbonischen Königthums im guten Sinne des Worts, der sich erst in der zweiten Hälfte der 50er Jahre aus der unmöglich gewordenen Stellung zurückzog. Durch die meist wörtliche Wiedergabe der Aufzeichnungen dieses einsichtigen Mannes und tüchtigen Charakters kommt ein Ton von Frische, fast möchte man sagen Naivetät in die Erzählung, der dieselbe belebt und spannend macht. Klar sehen wir das Unheil aus den verworrenen Zuständen des Landes und seiner heruntergekommenen Bevölkerung emporsteigen und fühlen mit diesem guten Patrioten seinen Schmerz bei der Erkenntniß von der Vergeblichkeit seiner Versuche zur Abwendung der unvermeidlichen Katastrophe.

Das Projekt einer süddeutschen Republik im J. 1800, von K. Th. Heigel, führt uns nach Deutschland und zwar nach München in den Jahren 1797—1800 zurück, d. h. in die Zeit des Zusammenbruchs des bairischen Staates vor den Fluthen der französischen Revolutionsheere, als die Residuen früherer, revolutionärer Begeisterung in idealen Köpfen, zum Werkzeug einiger weniger egoistischer Intriganten gemacht, mit dem Projekte einer Revolutionirung Baierns von vornherein an der Ehrenhaftigkeit und besseren Einsicht des französischen Commandanten, des Marschalls Moreau scheiterten. — Diese an sich mysteriösen Projekte werden auch durch Heigel's Aufsatz nicht völlig geklärt, was auch unmöglich sein dürfte, da das Ganze schon zu jener Zeit von oben herab todtgeschwiegen wurde; dennoch gewähren uns verschiedene, memoirenartige Mittheilungen manchen Aufschluß über die „Stimmung" in diesen Jahren in Süddeutschland. Von besonderem Interesse sind die Darstellungen einiger alter ehrenwerther Jakobiner von dem wahren, ursprünglichen Wesen des Jakobinismus und seiner späteren Entstellung.

Uns ferner liegende Zeiten berührt G. Weber's „Jean Froissart und seine Zeit", der durch eine feine Analyse des Roman de la Rose und Froissart's und ihre Entgegenstellung gegen Chaucer, den Begründer der englischen Nationalsprache, den Geist des späteren Mittelalters und seine verschiedene Gestaltung bei den beiden Kulturvölkern des Westens der modernen Zeit in's Gedächtniß zurückruft.

Von bedeutendem Interesse wiederum sind die beiden letzten Aufsätze: die in letzter Zeit des Oeftern erwähnte Arbeit Döllinger's über den „Weissagungsglauben und das Prophetenthum in der christlichen Zeit" und Adolf Wilbrandt's „Hölderlin der Dichter des Pantheismus". Döllinger's Arbeit, die uns einen Einblick gewährt in die reiche Arbeitsstätte des hervorragenden Kirchenhistorikers, ist ein rühmlicher Beweis für die Gewissenhaftigkeit seiner Forschung, für den scharf-kritischen Blick, mit dem er die dunsterfüllten Folianten des Mirakelglaubens in ihr Nichts zurückweist, für den Freimuth endlich, mit dem er die gewonnenen Resultate der Welt bietet, unbekümmert um das thörichte Geschrei derer, die in dem Aufkläricht der modernen Zeit den Eckstein alles Uebels sehen und die Volksverdummung zum obersten Dogma ihres Glaubens machen. Chronologisch und an der Hand der Geschichte verfolgt er alle Phasen des Schein-Prophetenthums, wahre Begeisterung von trügerischer Phantasterei wohl trennend, und kommt so schließlich dazu, den Ungrund aller jener sicheren Voraussagungen aufzudecken. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, wie der Himmel höher ist, als die Erde, also sind meine Gedanken höher als eure Gedanken." Mit diesem prophetischen Worte, das wohl manchem Leser bereits beigefallen sein wird, schließt die Darstellung.

Wilbrandt's „Hölderlin" endlich versucht die psychologische Analyse dieses wunderlichen oder wunderbaren Dichters. W. will uns kein Lebensbild Hölderlin's geben, wie es von Schwab bereits vorliegt. Er hält sich nur ganz lose an den äußern Lebensgang seines Helden, um aus dem Innersten seiner Dichtungen heraus, das geistige Wesen des Mannes zu rekonstruiren. Wenn er uns ein klares Bild von dem Dichter in seiner ganzen „unfaßbaren Unstättheit" geben will, so hat er dies Ziel vollkommen erreicht; strebt er jedoch zugleich auch, unsere Sympathie für den unglücklichen Mann zu erwecken, so fürchten wir, daß ihm dies nur bei Wenigen gelingen möchte — auf uns wenigstens hat dies Zwitterhafte, nicht Himmlische und nicht Irdische nur den Eindruck gemacht, daß dieser Geist den Keim der psychischen Krankheit, der er späterhin erlag, von der Stunde der Geburt an in sich trug, und daß diese sich in Allem äußerte, was er niedergeschrieben, so hart auch dieses Urtheil klingen mag. Ein

unbeschränktes Lob dagegen können wir der Darstellung Wilbrandt's zollen, die die feinsten Nüancen zu verwerthen, eine jede Saite des menschlichen Gemüths anzuschlagen versteht.

So haben wir denn in diesem ersten Jahrgange einen reichen Inhalt in schöner Form. Möge es des Herausgebers einzige Sorge für die Zukunft sein, den Reichthum des ihm zuströmenden Materials in dem bescheidenen Format des Taschenbuchs unterzubringen und möge er fortfahren, wie wir dies mit Zuversicht erwarten, sein Werk in echt vaterländischem Geiste fortzuführen — und die Leser werden ihm nicht fehlen.

Isaacsohn.

Ludwig Spach's alsatische Feuilletons in der Straßburger Zeitung.

Daß die in der amtlichen „Straßburger Zeitung" veröffentlichten, historischen und literarhistorischen Aufsätze aus der Feder eines bestunterrichteten Elsässers, von keinem Anderen als dem greisen Archiv-Director Ludwig Spach, dem Nestor der elsässischen Geschichtschreibung und Literarhistorik, herrühren, ist in Straßburg längst kein Geheimniß mehr, und wir stehen daher nicht an, hier offen mit dem Namen ihres die deutsche Sprache so glücklich handhabenden Verfassers herauszurücken. Schon in Nr. 7 dieser Blätter (vom 18. Februar 1871) besprachen wir kurz einen Cyklus von Aufsätzen Spach's, „Die Reihenfolge der Präfecte des Departements Niederrhein" betitelt; es war dies seit längerer Zeit der erste Versuch Spach's, auch in Prosa als deutscher Schriftsteller aufzutreten, während er sonst seiner amtlichen Stellung wegen nur für die Schöpfungen seiner dichterischen Muse sich des deutschen Ausdruckes hatte bedienen dürfen. Sein zweiter feuilletonistischer Cyklus: „Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter" zeigt ihn bereits in der alten Sprache der Väter und der seiner eigenen Jugend ganz wieder heimisch, wozu freilich die Wahlverwandtschaft des Stoffes mit seiner im Stillen eifrig betriebenen Pflege der deutschen Dichtkunst das Ihrige mag beigetragen haben. Der Autor dieser Bilderreihe selbst ist der dort geschilderte Ludwig Lavater, der im Jahre 1839 eine Sammlung deutscher Gedichte zu Straßburg veröffentlicht hat, unter welchem Namen Spach 1858 in Theodor Klein's „Pfeffel-Album," einer Blumenlese alsatischer Lyrik, auftrat, zu welcher er unter Anderem auch ein gemüthvolles Gedicht auf „Vater Oberlin", den berühmten Pfarrer im Steinthal, beigesteuert hatte. Bekannter ist des greisen Dichters historisches Singspiel „Kaiser Sigismund in Straßburg" geworden, das im Herbst 1866 herauskam, sich durch ein treffliches Deutsch, durch einen warmen, kräftigen Ton der Sprache auszeichnet und an vielen Stellen von der besten drastischen Wirkung ist. Dieses Singspiel ist von uns im März 1867 in diesen Blättern besprochen worden.

Ludwig Spach gilt im Elsaß anerkanntermaßen für den zuständigsten Richter über die heimische Literatur. Was er von den einzelnen Dichtern des Landes urtheilt, darf man fast ohne Ausnahme getrost unterschreiben. Friedrich Otte mit seinem wahren Namen Georg Zetter, Ehrenfried Stöber, dessen Söhne August und Adolf Stöber noch unter den Lebenden weilen und in Deutschland den ersten Platz unter den Sängern des Elsaß einnehmen, der hochbetagt verstorbene August Lamey, welcher ein seltsames Gemisch deutscher und französischer Gesinnungen darstellte, dann Karl Candidus, der hegelianisch-philosophische Sänger des „deutschen Christus", den sein Lebensgang von Markirch nach Nanzig und von dort nach Odessa verschlagen hat, der sinnreiche Gustav Mühl, dessen Lieder viele Anklänge an die romantische Schule darbieten, Gottfried Dürrbach, der oft etwas über Verdienst gepriesene Volksdichter Daniel Hirtz, Drechslermeister in Straßburg, welcher den geistigen Einflüssen des zweiten französischen Kaiserreichs seinen Tribut gezahlt hatte, endlich der talentvolle Dramatiker Ludwig Schneegans, dessen Trauerspiele „Tristan" (1865) und „Maria, Königin von Schottland" (1868) bei der deutschen Kritik eine recht günstige Aufnahme gefunden haben, sie Alle empfangen gerechte, gediegene und maßvolle Würdigung und bezeugen an dem Spiegel, den Ludwig Spach ihnen und gegen den Schluß seinen eigenen dichterischen Leistungen vorhält, daß die Selbstkritik nicht die schwächste Seite der deutschen Dichter im Elsaß bildet.

Der dritte feuilletonistische Cyclus, den Ludwig Spach der deutschen Straßburger Zeitung geliefert hat, ist wieder geschichtlicher Natur, er führt den Titel: „Die Reihenfolge der Maires von Straßburg", er ist offenbar eine Ergänzung zu den historischen Lebensbildern, die der Autor in der Reihenfolge der Präfecte des Niederrhein-Departements gezeichnet hat. Diese neuen Skizzen, welche die gleiche Geschicklichkeit in der psychologischen Charakteristik wie die gleiche Sicherheit in der leichten Bewältigung des massenhaften Stoffes verrathen, greifen tief in die Gemeindeverhältnisse der Hauptstadt des Elsasses ein und geben uns einen klaren Begriff von den äußern und innern Wandelungen, die Straßburg seit der Revolution durchgemacht hat. Friedrich von Dietrich, seit dem 18. März 1790 der erste Maire der neuen Municipalität, (der Gegenstand einer der schönsten Monographien Spach's), Wangen von Geroldseck, Brackenhoffer, von Kratzinger, der Maire der Restaurationsepoche, Friedrich von Türkheim, der Sohn von Goethe's Lilli (Elisabeth Schönemann aus Frankfurt am Main), Friedrich Schützenberger, Coulaux, der katholische Angreifer der lutherischen St. Thomasstiftung, Theodor Humann, den der Sturz des zweiten Kaiserreiches abrief, und zuletzt der brave Dr. med. Küß, in den Augen aller Parteien ein Ehrenmann und leider so früh verstorben, sind die bedeutendsten Namen in dieser Reihenfolge der Maire's, welche auf die Schicksale des gesammten Elsasses scharfe und klare Schlaglichter wirft.*)

Trauttwein von Belle.

Zur neuen Straßburger Bibliothek.

Unseren früheren Notizen über die Neubildung der Straßburger Bibliothek lassen wir noch einige weitere Mittheilungen folgen, welche abermals beweisen, daß das patriotische Werk sowohl in Deutschland wie im Auslande die erfreulichste Unterstützung findet. Dem deutschen Centralcomité, an dessen Spitze Dr. Barack in Donaueschingen eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt, hat sich im März ein englisches Comité zur Seite gestellt, das hauptsächlich durch die Bemühungen des Re-

*) Wir vermuthen, daß auch das in der „Straßburger Zeitung" vom 6. Mai u. ff. veröffentlichte interessante Feuilleton über „die literarische Gesellschaft von Straßburg", gestiftet 1861 und bereits seit einigen Jahren — wahrscheinlich weil in dieser Gesellschaft, im Widerspruch mit der Geschmacksrichtung ihrer französischen Mitglieder, viele Vorliebe für die deutsche Literatur herrschte — wieder eingegangen, aus der Feder des Herrn Archiv-Director Ludwig Spach geflossen ist.

D. R.

dacteurs des „Athenäum“, Herrn Hepworth Dixon, und des deutschen Buchhändlers Herrn Trübner, zu Stande gekommen ist. Die Mitglieder desselben sind der Herzog von Manchester, Lord Bulwer-Lytton, Lord Houghton, Sir Tollemache Sinclair, Professor Huxley und Herr Hepworth Dixon. Das Comité ist durch eine vom Civilcommissariat ausgestellte Vollmacht der englischen Regierung, den gelehrten Gesellschaften u. s. w. gegenüber in aller Form legitimirt und hat gegenwärtig bereits einen außerordentlichen Erfolg seiner Bemühungen aufzuweisen. So hat z. B. der Master of the Rolls, Sir John Romilly, die mehrere Hundert Bände umfassende, höchst werthvolle Sammlung der englischen Chroniken, Calendarien, Staatsdokumente u. s. w. als Geschenk der Regierung in Aussicht gestellt. Auch darf man hoffen, daß alle übrigen auf öffentliche Kosten gedruckten Publicationen dem Comité zur Verfügung gestellt werden, wie z. B. die des Patent-Amts — mehrere tausend Bände — die Veröffentlichungen der Geological Survey, die Karten der Landesvermessungs-Commission u. s. w. Zahlreiche englische Verleger hatten sich schon früher bereit erklärt, ein Exemplar ihrer Verlagswerke abzugeben. Was die Transportkosten betrifft, so werden die Rheindampfschifffahrts-Gesellschaften ohne Zweifel in patriotischem Sinne das Ihrige beitragen, damit dieselben sich möglichst niedrig stellen.

Den glänzenden Aussichten, welche sich in England dem schönen Unternehmen eröffnen, gesellen sich nicht minder große Erfolge in Deutschland bei. So sind in der Hofbibliothek von Carlsruhe bereits 2000 Bände für Straßburg aufgeschichtet. Die Heidelberger Universitätsbibliothek wird ebenfalls einen sehr namhaften Beitrag liefern, und eben solche sind angekündigt von den Bibliotheken zu Basel, Erlangen, Greifswald, Heilbronn, Jena, Mainz und Zittau. Die königl. Bibliothek in Stuttgart hat dem Centralcomité ein Doubletten-Verzeichniß von 327 Nummern eingesandt und der württembergische Minister v. Wächter stellt ebenfalls dem Comité eine beträchtliche Anzahl von Büchern zur Verfügung. Auch die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien hat mit Genehmigung des Finanzministeriums ein Verzeichniß höchst werthvoller Werke vorgelegt, wie z. B. Bock, die Kleinodien des hohen römischen Reiches. Die Zahl der gelehrten Gesellschaften in Deutschland und Oesterreich, welche ihre Publicationen zur Verfügung gestellt haben, ist noch fortwährend gewachsen. Auch die Schweiz unterstützt die Sammlung mit freundnachbarlichem Eifer. (Was thut Berlin?)

Die systematische Herstellung der Bibliothek kann natürlich nicht allein mit Hülfe von Bücherschenkungen erfolgen, sondern erfordert auch besondere Ankäufe. Ein erster Schritt in dieser Richtung ist der Ankauf der Vangerow'schen Bibliothek von Seiten des Civilcommissariats, der vom Reichskanzler bereits genehmigt worden. Diese Bibliothek, die Frucht des 40jährigen Sammelns des berühmten Pandektisten besteht aus ca. 3350 Bänden, zahlreichen Broschüren und 140 Mappen, welche eine werthvolle Sammlung systematisch geordneter Dissertationen enthalten. Von dem Ankauf der Böcking'schen Bibliothek, namentlich der Hutten-Sammlung und des reformations-geschichtlichen Theiles, ist ebenfalls die Rede gewesen, jedoch ist in dieser Hinsicht noch keine Entscheidung getroffen. Von der Stadtbibliothek in Colmar wird die neue Straßburger Bibliothek wahrscheinlich eine interessante Auswahl Incunabeln käuflich oder durch Tausch erwerben können. Die erstere hatte nämlich bereits einen 975 Nummern enthaltenden Catalog ihrer Incunabeln-Doubletten behufs Verkaufs oder Austauschs derselben veröffentlicht. Diese Veräußerung ist jedoch verhindert worden, weil eine Auswahl aus diesem Cataloge, der an alten elsässischen und namentlich Straßburger Drucken ungewöhnlich reich ist, für die künftige Straßburger Bibliothek besonders wünschenswerth erscheint.

(Straßb. Z.)

Böhmen.

Die Prager Universität.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn eine Pflanzstätte der Wissenschaft zum Schauplatze brutaler Gewaltakte wird, wie dies bei uns schon so oft und erst kürzlich wieder einmal bei Gelegenheit der Lucker'schen Affaire der Fall war, und ein fast noch schlimmeres Zeichen ist es, wenn solche turbulente Scenen nahezu das Einzige sind, was man in weiteren Kreisen von einer Hochschule vernimmt, welche, der Zeit ihrer Gründung nach, die erste in Deutschland, eine so zu sagen traditionelle Verpflichtung hat, unter ihren Schwestern eine geachtete Stelle einzunehmen. Es ist hier nicht der Ort, die tiefer liegenden Ursachen einer solchen geistigen Negation zu erörtern, aber getrost darf man behaupten, daß der chronische Nationalitäten-Hader in Böhmen einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld daran trägt. Ein in sich gespaltenes Lehrer-Collegium, eine in noch weit schrofferem Grade nach der Nationalität gespaltene Studentenschaft — wo soll da der Boden zu freudigem, wissenschaftlichem Arbeiten und Schaffen zu finden sein? Der heillose nationale Antagonismus, welcher überall in Böhmen wuchert, wo Deutsche und Tschechen hart nebeneinander wohnen müssen, steht selbstverständlich auch an der Prager Universität in vollster Blüthe. Bei jeder Bagatelle bedarf es eines Aufwandes von Diplomatie, wie einst bei dem hochseligen Regensburger Reichstage, um ja nicht gegen hochgradige Empfindlichkeiten zu verstoßen und den nationalen Zwiespalt zu hellen Flammen anzufachen. Es begreift sich, daß unter solchen Umständen von einträchtigem Zusammenwirken keine Rede sein kann. Ueber unserer alma mater lagert eine Atmosphäre von Unbehaglichkeit, die jeden frischen Aufschwung lähmt, die Thätigkeit des Einzelnen auf das absolut Nothwendige beschränkt und das Vermeiden eines jeden möglichen Konflikts als eine wahre Lebensaufgabe erscheinen läßt.

Diese im vollen Sinne des Wortes ungemüthlichen Zustände gewähren nicht nur keine Aussicht auf Besserung, sondern dürften, allem Anscheine nach, sogar noch eine Verschlimmerung erfahren. Unter den Desiderien der Tschechen, — und sie haben deren bekanntlich eine sehr respektable Anzahl, — nimmt der Wunsch nach einer „nationalen Gleichberechtigung“ bei Besetzung der akademischen Lehrstellen einen hervorragenden Rang ein. Als das Ministerium Hohenwart in's Amt trat, wurde die Frage mit aller Macht von Seiten der Tschechen poussirt; seitdem ist es wieder ein wenig still geworden. Aber „Aufgeschoben ist darum nicht Aufgehoben“, und man darf versichert sein, daß der Sturm bei nächster Gelegenheit auf's Neue losbrechen wird. Ist die Angelegenheit auch in erster Reihe eine österreichische, so hat sie doch auch für Deutschland, dem der Versuch einer Vergewaltigung deutschen Geisteslebens in Böhmen nicht gleichgiltig sein kann, ein bedeutsames Interesse, und deshalb ist es wohlgethan, der Sache einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wer die Deduktionen und Deklamationen in den tschechischen

Blättern liest, müßte beinahe glauben, daß die tschechische Sprache von der Prager Hochschule ausgeschlossen sei. Wäre dies in der That der Fall, so ließe sich gegen das Verlangen einer Gleichberechtigung nichts einwenden. Dem ist aber durchaus nicht so. Seit langen Jahren schon ist die tschechische Sprache, als Medium des Vortrags, ganz ebenso berechtigt als die deutsche, und jedem Docenten steht es vollkommen frei, sich der einen oder der anderen Landessprache zu bedienen. Wenn dessenungeachtet die Collegien in der weitaus überwiegenden Majorität deutsch gelesen werden, so liegt die Ursache hiervon zunächst darin, daß das tschechische Idiom kaum die schüchternen Anfänge einer wissenschaftlichen Terminologie besitzt. Wer tschechisch vortragen will, muß sich seinen Vortrag erst in's Tschechische mühsam übersetzen, und das bietet selbst für den tschechisch sprechenden Docenten keine geringern Schwierigkeiten dar, als etwa der Versuch einer Uebertragung in's Lateinische. Bei den modernen Disciplinen ist aber ein solches Vorgehen nahezu unmöglich, und so sehen wir denn auch, daß selbst Professoren von prononcirt tschechischer Gesinnung sich bei ihren Vorlesungen nach wie vor des gehaßten deutschen Idioms bedienen. Andere, die nicht minder entschiedene Tschechen sind, verfügen sogar nicht einmal in einem solchen Grade über die tschechische Sprache, daß sie sich derselben auch nur halbwegs als Unterrichtssprache zu bedienen vermöchten. Was nun den jungen, wissenschaftlichen Nachwuchs betrifft, aus dem sich die tschechischen Docenten etwa rekrutiren könnten, so ist es mit demselben gar nicht zum Besten bestellt. Die Herren treiben lieber Politik, als exakte Wissenschaft, und da es sich bei der Bewerbung um ein akademisches Lehramt mehr um positives Wissen, als um korrekte nationale Gesinnung handelt, so sind nur die allerwenigsten von ihnen im Stande, selbst bescheidenen Anforderungen zu entsprechen. Auf dem gewöhnlichen Wege der Rigorosen, der Habilitationen und wissenschaftlichen Leistungen geht es also nicht, ganz abgesehen davon, daß es sogar an tschechischen Examinatoren fehlt, die, ohne eine lächerliche Comödie aufzuführen, im Stande wären, die Aspiranten ordentlich zu prüfen.

Was soll nun geschehen, um dem tschechischen Elemente an der Prager Universität zur „Gleichberechtigung" zu verhelfen? Die Nationalen sind in dieser Hinsicht in keiner Verlegenheit. Nach dem Grundsatze: „Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch den Verstand", wollen sie ganz einfach neben jeder deutschen Dozentur eine tschechische errichtet und die betreffenden Stellen kurzweg auf dem „Verordnungswege", d. h. durch unmittelbare, von dem Ministerium ausgehende Ernennung besetzt haben. Bei dem Mangel an wissenschaftlichen tschechischen Capacitäten würde also in erster Reihe die korrekte nationale Gesinnung den Ausschlag geben und die Lehrkanzeln würden in den Besitz von Männern gelangen, die vielleicht auf dem Gebiete der internationalen Klopffechterei sich recht mannhaft hervorgethan haben, deren wissenschaftliche Leistungen jedoch der gelehrten Welt bisher ebenso unbekannt geblieben sind, als den betreffenden Herren selbst. Es begreift sich, daß unter solchen Umständen sogar Herr Dr. Jiritschek bisher Bedenken getragen hat, den Wünschen seiner Connationalen gerecht zu werden.

Es ist keine Frage, daß durch das Inslebentreten einer derartigen „Gleichberechtigung" an der Prager Hochschule Zustände geschaffen würden, zu denen man anderswo vergeblich eine Parallele suchen dürfte. Zunächst würden sich die nationalen Animositäten geradezu bis zu Excessen steigern. Von einem wissenschaftlichen Leben könnte überhaupt kaum mehr die Rede sein. Rechnet man nun noch die specifisch tschechische Neigung hinzu, den Deutschen mit allen Mitteln den Boden unter den Füßen wegzuziehen, so wäre die Vertreibung der deutschen Docenten nur noch eine Frage der Zeit. Wir haben hier zu viele Präcedenzfälle erlebt, als daß wir auch nur einen Augenblick ein anderes Resultat erwarten könnten. Ueberall wo sich Tschechen und Deutsche unter dem Banner der nationalen Gleichberechtigung zusammenfanden, wie im Gewerkverein, dem kaufmännischen Verein, dem Männergesang-Vereine und im Polytechnicum, wurde den Deutschen bald derart das Leben verbittert, daß sie gern ausschieden und den Tschechen die alleinige Herrschaft überließen. Genau ebenso würde es auch mit der Universität werden.

Ist somit an eine Gleichberechtigung ohne die allerernstesten Gefahren für die Hochschule nicht zu denken, so läßt sich doch andrerseits nicht leugnen, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter so fortgehen kann. Durch die seit Jahren aufs Eifrigste betriebene Tschechisirung vieler Gymnasien und höheren technischen Anstalten hat sich ein Stamm von Studenten herangebildet, die des Deutschen theils gar nicht, theils nur in beschränktem Grade mächtig sind. Wie sollen diese jungen Leute nun mit Nutzen deutsche Vorlesungen besuchen? Daß unter solchen Umständen von einer wissenschaftlichen Bildung im höheren Sinne keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Aber selbst das rein handwerksmäßige Brodstudium kommt dabei zu kurz. Die Aushülfsmittel, zu denen manche Professoren greifen müssen, sind theils lächerlich, theils erbärmlich. Oder ist es vielleicht nicht eine reine Satire auf die Wissenschaft, wenn einzelne Dozenten ab und zu deutsch und tschechisch zugleich vortragen, d. h. deutsche Sätze böhmisch periphrasiren und umgekehrt, nur um von ihrem Auditorium verstanden zu werden? Eine solche Methode mochte beim babylonischen Thurmbau vielleicht am Platze sein, und auch dort liefen die Leute bekanntlich zu guter Letzt auseinander; an einer Hochschule aber ist ein solches Vorgehen geradezu lächerlich.

Es bleibt somit nichts übrig, als es mit der Universität geradeso zu machen, wie man es vor einigen Jahren mit der polytechnischen Schule gemacht hat, d. h. neben der deutschen Hochschule eine von dieser vollkommen getrennte tschechische Universität in's Leben zu rufen. Alles Andere ist Unsinn. Von einer solchen Trennung wollen nun freilich die Tschechen nichts wissen, denn verlogen wie der ganze unter dem Namen „tschechische Frage" zusammengefaßte Rummel schon ist, bedient man sich der Maske der Gleichberechtigung nur um den ersten Schritt zum letzten Ziele, der Tschechisirung der Prager Universität zu thun. Für eine solche Aussicht werden sich jedoch die Deutschen in Böhmen bestens bedanken, und selbst das Ministerium Hohenwart dürfte Bedenken tragen, sich durch Concessionen, wie sie die Tschechen wünschen, die Zuneigung der spröden „staatsrechtlichen Opposition" zu gewinnen. Wer weiß aber, was nach dem Ministerium Hohenwart kommen wird? Je unsinniger eine Idee ist, desto mehr hat sie Aussicht, in Oesterreich verwirklicht zu werden. Es ist also durchaus kein Ding der Unmöglichkeit, daß die eventuellen feudal-national-ultramontanen Erben Hohenwarts mit einer „Gleichberechtigung" der Nationalitäten an der Prager Universität debütiren. Darum ist es wohlgethan, die Augen hübsch offen zu halten, denn die Tschechisirung der Prager Universität wäre eine Sache, die noch ganz andere Leute interessirt als die Bewohner des Gebietes der Wenzelskrone.

M. C.

Ungarn.

Baron Joseph Eötvös.

V. (Schluß.*)

Eine so rasche Wendung der Politik hatte in Ungarn selbst Niemand zu hoffen gewagt; Eötvös, dem im November 1866 sein Freund Dr. M. Falk von Wien aus die ersten Andeutungen hierüber gemacht hatte, äußerte sich in seiner hierauf bezüglichen Antwort vom 6. December desselben Jahres folgendermaßen: „Was Sie von einem Ministerposten schrieben, hat sich, Gott sei Dank, nicht erfüllt, und ich hoffe, daß es sich noch lange nicht erfüllen wird. Viele und Se. Majestät selber meinten über mich, daß ich „ein Träumer" sei. Es ist am Besten für mich, wenn ich so durch's Leben gehe und man nach meinem Tode von mir sagt, daß meine „Träume" in Erfüllung gingen. Was Széchenyi (über den er in demselben Briefe ein strenges aber nicht ungerechtes Urtheil fällte) mangelte, besitze ich im Uebermaße (nämlich einige Menschenliebe) und deshalb erkenne ich, je älter ich werde und je kaltblütiger ich mich beurtheile, daß meine Gegner nicht nur in Bezug auf mich, sondern auch im Interesse des öffentlichen Wohles sich ein Verdienst erworben haben, wenn sie mich nach Möglichkeit in den Hintergrund schoben. Ich bin einer derjenigen, die dazu bestimmt sind, voranzugehen, doch nur auf dem Felde der Ideen, nicht der Thaten, und darin werde ich weder den Konservativen noch andern im Wege stehen."

Mit dem letzten Ausspruche hat Baron Eötvös nicht nur sich selbst, sondern auch seine Wirksamkeit als Minister treffend charakterisirt. Er war überall voran — mit seinen Gedanken; er blieb überall zurück — mit seinen Thaten. Eine echte Hamlet-Natur, wogte sein umfassender Geist zwischen Reflexionen erwägend und prüfend hin und her, er schwang sich auf im kühnen Fluge, weit die Alltäglichkeit des Lebens überschauend; so wie aber sein Flügelschlag das Erdreich berühren sollte, da dünkte ihm jedes Hügelchen ein Chimborasso an Schwierigkeiten und der im Denken kühne, energische Mann wurde unsicher, schwankend, mißtrauisch gegen sich selbst und seine eigenen Ideen. Man hat ihn so lange und so oft einen „Idealisten", einen „Träumer" gescholten, daß er fast selber daran glauben mußte. Und doch! Wir wüßten keinen besseren Unterrichts-Minister als Eötvös, wenn er nur um 20 Jahre — später gekommen wäre oder mindestens Männer in seiner Nähe gehabt hätte, die im Stande gewesen wären, dem Ideenhochfluge dieses Mannes zu folgen und seinen Gedanken praktische, greifbare Gestalt zu geben. Solche Männer hatte er nicht, und das war als Minister sein größtes Mißgeschick.

Der Eintritt von Eötvös wurde von allen Schulmännern Ungarns mit Enthusiasmus begrüßt. Man wiegte sich in den schönsten Hoffnungen, man kündigte mit der „Eötvös-Aera" eine neue bessere Zeit für das verwahrloste ungar. Unterrichtswesen an; man erwartete, daß auch auf kirchlichem Gebiete die Reste früherer Zeiten beseitigt und der Freiheit auch hier „eine Gasse" eröffnet werde. Müssen wir erst noch betonen, daß sich nur wenige dieser Hoffnungen erfüllt haben? Zum Theile lag dies in der Natur der Sache und der Verhältnisse; verrottete Zustände lassen sich nicht „im Handumdrehen" wegräumen und heilen; zum Theile trägt aber auch das Ministerium Eötvös die Schuld.

Nichtsdestoweniger wäre es ungerecht, wollte man behaupten, es sei in diesen vier Jahren gar nichts geschehen. Eötvös selbst war vom besten Willen beseelt. Er verfolgte mit Aufmerksamkeit die beginnenden Regungen in der ungarischen Schul- und Lehrerwelt; er besuchte die Schweiz, um deren Schuleinrichtungen durch Autopsie kennen zu lernen und scheute sich nicht, daheim selbst einfache Volksschullehrer zu sich zu berufen und sich mit ihnen zu berathen. Den entstehenden Lehrerversammlungen und Lehrervereinen, der keimenden pädagogischen Journalistik schenkte er seine aufmunternde Theilnahme. Da er nur zu gut wußte, daß der Staat keine finanziellen Mittel habe, um für die Hebung der Volksbildung Millionen zu opfern, so wandte er sich an das Volk selbst und forderte zu freiwilligen „Volkserziehungs-Vereinen" auf. Sein Ruf fand leider nicht die gewünschte, gehoffte Erwiederung. Ferner gründete er auf Staatskosten ein ministerielles Schulblatt für Volksschullehrer, das, in sieben Sprachen erscheinend, jedem öffentlichen Lehrer nach Wunsch in seiner Muttersprache zugehen sollte. Der Gedanke ist an sich nicht geradezu verwerflich, vorausgesetzt, daß es auf kein enggeistiges Herandrillen der Leser abgesehen ist; aber die Mehrzahl des ungar. Volksschullehrer-Standes hatte niemals eine pädagogische Vorbildung genossen und so fehlte die Grundlage für die Fortbildung. Um praktisch-tüchtigen Lehrern Gelegenheit zu bieten, ihr Wissen und Können durch Anschauung eines bessern Schulwesens zu vervollständigen, wurden aus allen Theilen des Reiches Lehrer auf 6—8 Wochen nach Deutschland gesendet. Leider mißbrauchten gewissenlose Organe auch hier den Gedanken des Ministers; denn aus Protektion schlug man Subjekte vor, die kaum ein Minimum von Wissen hatten und worunter viele sogar der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Was sollten diese in Deutschland machen? Außerdem wurden jedes Jahr an 25 Kandidaten für die Lehrposten an den Staats-Lehrer-Seminaren auf je ein volles Jahr an irgend ein deutsches oder schweizerisches Seminar entsendet. Ueberhaupt bezeugte Eötvös bei jeder Gelegenheit seine hohe Achtung vor deutscher Wissenschaft und deutscher Geistesarbeit. Einem ihn besuchenden deutschen Professor sagte er beim Abschiede: „Ich wollte, daß ich einige Dutzend deutsche Professoren in's Ungarische übersetzen könnte." Auch an eine Gewinnung deutscher Gelehrten zu Vorträgen an der Pester Hochschule dachte er. Eine der Hauptthaten des verstorbenen Ministers war die Schaffung eines Volksschulgesetzes. Wie viele Mängel diesem Gesetze auch ankleben mögen, der Kern desselben ist gut und die Mängel lassen sich beseitigen. Entschieden verdorben haben es aber die Instruktionen und Durchführungs-Vorschriften, welche die Räthe dem Minister anempfohlen haben. Dadurch und durch die Ungeschicklichkeit vieler der neuernannten Schulinspektoren, von denen die meisten früher niemals dem Schulwesen nahe gestanden hatten, kam in das ungarische Volksschulwesen jene heillose Verwirrung, an der es noch heute krankt und die Anlaß zu berechtigten Angriffen auf das Ministerium Eötvös bot.

Schreiber dieser Zeilen sah sich auch genöthigt, gegen verschiedene Verfügungen oder Unterlassungen des Ministeriums das Wort zu erheben; Eötvös las diese Angriffe und würdigte sie, ja er äußerte sich anerkennend darüber: „Ich liebe die Wahrheit über Alles", sagte er, „und wünsche, daß man mir auch stets die Wahrheit sage." Niemand erkannte genauer, als Eötvös selbst, die vielfachen Mängel und Gebrechen des ungar. Schulwesens; ach, wie gern hätte er denselben abgeholfen, doch

*) Vgl. Nr. 12, 14, 17 und 19 des „Magazin".

seine Hände waren gebunden. „Wie kein Minister der Welt, so bin auch ich nicht unabhängig," sprach er einst, als man abermals eine seiner schönsten Ideen, die Errichtung eines Central-Muster-Lehrerseminars in der Landeshauptstadt, in ihr Gegentheil verdreht hatte. Und so hemmten den edlen Mann die Eifersucht der Konfessionen, die Feindseligkeiten der Nationalitäten, die Schwierigkeiten in den Landesfinanzen, die Rivalität der politischen Parteien und endlich der Egoismus oder die Unfähigkeit seiner Umgebung, aus der nur Wenige seinen Bedürfnissen zu entsprechen den Willen oder die Fähigkeiten besaßen.

Wie auf dem Gebiete des Volksschulwesens, dem Eötvös sein Hauptaugenmerk zugewendet hatte, so kam es auch bei den Mittel- und Hochschulen nur zu Versuchen, Anfängen, Einleitungen, Reformvorschlägen und Gesetz-Entwürfen — Alles Beweise von gutem Willen, von der Erkenntniß des Uebels, aber nur selten Belege praktischer Durchführbarkeit und Lebensfähigkeit. Die Grundsätze entsprechen zwar großentheils den Anforderungen der modernen Pädagogik und Didaktik, aber die Anwendung läßt Manches, ja Vieles zu wünschen übrig.

Auf konfessionellem Gebiete kam man auch nur langsam vorwärts. Der bürgerlichen Gleichstellung der Juden haben wir schon gedacht; außerdem wurde ein interkonfessionelles Gesetz geschaffen, die Trennung der serbischen und rumänischen Metropolien durchgeführt und deren kirchliche Selbständigkeit geregelt. Eötvös veranlaßte nun die Bewegungen zur Gestaltung der künftigen Autonomie für Katholiken und Juden. Er wurde darob viel getadelt und auch heute noch bedauert man diesen Schritt des Ministers. Wir können diesen Tadel nicht theilen; da wir nicht wüßten, wie in Ungarn auf anderem Wege zu einer *stufenweisen* Regelung der konfessionellen Angelegenheiten zu gelangen wäre. Der Radikalismus schießt auch hier über's Ziel.

Ueber die Stellung des Ministers im Kabinet bleibt wenig zu sagen übrig; er war ein warmer Anhänger der deutsch-freundlichen Politik des Kabinets Andrássy und nahm dem Parlament gegenüber den Posten eines oft vielbeschäftigten Sprechministers ein, der aber nicht immer auf gleiche Gegendienste seiner Kollegen rechnen konnte. Dies zeigte sich namentlich bei der Budget-Debatte des Jahres 1870, wo Eötvös durch 16 Tage den heftigsten Angriffen ausgesetzt war und sich allein vertheidigen mußte. Dieser aufreibende Rednerkampf untergrub gänzlich die ohnehin niemals feste Gesundheit des schwächlichen Körperbaues; nach dem letzten Parlamentssieg brach der Minister auf der Straße zusammen.

Seitdem konnte er sich nicht mehr erholen; auch ein Besuch der Karlsbader Heilquellen verschaffte keine Besserung mehr. Dennoch nahm Eötvös seine Arbeiten mit erneuter Energie in Angriff, ja in den letzten Monaten seiner Verwaltung konnte man Andeutungen einer neuen, bessern Richtung bemerken. Die daran geknüpften Hoffnungen erfüllten sich leider nicht. Die letzte Arbeit des Ministers war ein ausführlicher, sehr lehrreicher Bericht über den Stand des ungarischen Volksschulwesens, auf den wir mit Erlaubniß der Redaktion später einmal zurückkommen. Ein schweres Lungenübel warf den edlen Mann zu Anfang des Jahres 1871 auf's Lager, und am 2. Februar, Nachts 11 Uhr unterlag er seinem Leiden nach kurzem Todeskampfe.

Die Trauer um Eötvös war und ist noch immer eine allgemeine; alle Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land bezeugten ihren tiefen Schmerz über den herben Verlust, den Ungarn durch diesen Tod erlitten. „Wenn das Vaterland," so schrieb der König an die Wittwe Eötvös, „in dem Verewigten einen treuen und ausgezeichneten Sohn, einen seiner Besten beweint, muß wohl ein tief empfundenes Bedauern auch mich erfüllen, der ich in dem Dahingeschiedenen einen treuen und weisen Rathgeber verloren habe." Das Andenken des allgemein geachteten Mannes mit dem makellosen Charakter wird indessen fortleben, gleichwie ihn seine patriotischen Verdienste und seine werthvollen literarischen Werke überdauern werden und nur in diesem Bewußtsein vermag der Kummer der Seinen über den unersetzlichen Verlust des Familienvaters einige Linderung zu finden. Als die Königin kürzlich die ungarische Hauptstadt besuchte, begab sie sich zur trauernden Wittwe und ließ sich auch das einfache Arbeitszimmer des Verblichenen zeigen.

Eötvös nach allen Beziehungen seiner Wirksamkeit eingehend zu schildern, übersteigt bei Weitem den Raum dieser Blätter. Wir schließen mit einigen charakterisirenden Worten. Eötvös den Staatsmann kennzeichnet Dr. Max Falk, von dem wir nächstens eine größere Arbeit über Eötvös zu erwarten haben, in nachstehender Weise: „Es ist schweres Unrecht begangen worden an dem edeln erleuchteten Mann — gestehen wir es wenigstens ehrlich und offen ein, da wir es doch leider nicht mehr gut machen können. Eötvös war allerdings nicht der Mann der großen energischen Thaten; sein weiches Gemüth, sein milder versöhnlicher Charakter, sein humaner Sinn ließen ihn stets Halt machen, wo es galt zu brechen, was nicht gebeugt werden konnte; er war vielleicht kein *Minister*, wie ihn unsere an unversöhnlichen Gegensätzen so überreiche Zeit braucht, aber ein *Staatsmann* war er dennoch in des Staates bestem, edelstem Sinne; er hatte die Geschichte nicht bloß gelesen, er hatte sie *gelernt* und er wußte in schwierigen Lagen das Richtige in präciser Form auszusprechen, ehe Andere es auch nur zu ahnen vermocht hätten."

In der ungarischen Literatur nimmt Eötvös eine hervorragende, in mancher Hinsicht einzige Stellung ein. Außer Kölcsey besaß kein Zweiter wie Eötvös die Macht der Sprache zu seiner Verfügung. Durch den Reichthum seiner Ideen, seine ausgebreitete europäische Bildung, erhebt er sich über alle ungarischen Belletristen. Kaum giebt es Einen Schriftsteller Ungarns der die ungarische Literatur mit mehr neuen Ideen bereichert hätte.*) Eötvös war in seiner geistigen Produktion, nach einer richtigen Bemerkung des ästhetischen Schriftstellers A. Dux**) einer „jener primären ursprünglichen Geister, welche die Welt in sich abspiegelnd, gleich dieser einen mit allen seinen Theilen in einander greifenden, vollständig organisirten Mikrokosmus ausmachen und in jedem Atom einen Keim oder ein Bild des Ganzen zeigen. . . . So haben wir auch in der vielfach verzweigten und scheinbar aus heterogenen Elementen bestehenden aber dennoch einheitlichen literarischen Thätigkeit des Freiherrn von Eötvös, und zwar nicht bloß in seinen Hauptwerken, sondern selbst in allen einzelnen seiner Aphorismen, in welchen er ein so großer Meister war, ein Bild des ganzen Mannes; denn jedes seiner Werke, ja selbst jeder einzelne seiner Aussprüche enthält den Keim des gesammten, ihn charakterisirenden Geistes und Strebens."

---

*) Die Werke von Eötvös sind überaus reich an prächtigen Gedankenperlen. Außerdem sammelte er selbst eine kostbare Menge dieser Geistesschätze in seiner Anthologie „Gedanken" (zuerst deutsch erschienen). Als Devise wählte er einen Satz aus einem Briefe seiner Mutter, lautend „Gieb nie einem Gedanken Raum, dem dein Herz widerspricht." Eötvös dachte, sprach, schrieb und lebte nach diesem Worte.

**) In einem „Nekrolog" („Ungarischer Lloyd" v. 5. Febr. 1871.)

Ein klarer Denker, ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller, weiser Staatsmann, brillanter Redner, aufopfernder Patriot, treuer, aufrichtiger Rathgeber seines Fürsten, edler Charakter, hingebender Freund und musterhafter Familienvater — das sind die Züge und Tugenden, welche Baron Eötvös charakterisiren und die nur selten in Einem Manne zusammentreffen. Wer Eötvös im Leben auch nur Einmal genaht ist, wurde von der Liebenswürdigkeit seines Wesens ergriffen. Sein Aeußeres bot allerdings nichts Auffälliges, ja seine Gesichtszüge hatten ein mattes, übernächtiges Aussehen; doch sobald der Gegenstand des Gespräches die höheren Interessen der Menschheit oder des Vaterlandes berührte, da belebten sich die Züge, und namentlich das prachtvolle braune Auge leuchtete in begeisterungsvollem Glanze; dann wurde seine Rede sprühend, hinreißend. Ein solcher Moment muß für Jeden unvergeßlich bleiben. Nur ungern trenne ich mich von der Betrachtung dieses ausgezeichneten Mannes; doch ich merke, daß ich allzubreit geworden bin. Ich schließe darum diese Skizze, welche ich als geringen Zoll der Dankbarkeit und Verehrung den Manen des großen Todten darbringe, mit dem Worte des großen Briten:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem;
ich werde nimmer Seinesgleichen sehn!"

Ofen, am Osterfeste 1871. Prof. J. H. Schwicker.

Siebenbürgen.

Deutsche Treue in Siebenbürgen.

II.

Wir fahren fort, aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges einige Zeugnisse von der deutschen Treue des Sachsenvolkes in Siebenbürgen mitzutheilen:

Ueber die Zukunft Deutschlands sprach sich überall vertrauensvolle Zuversicht aus: „Aus diesem Kampfe, sagte das Siebenbürgisch-Deutsche Wochenblatt, soll und wird die Größe und Macht des geeinten freien Deutschland, soll und wird unter seinem Schirm die allgemeine Völkerfreiheit erblühen. Denn das erwachte, seiner Kulturmission wie seiner Kraft bewußte deutsche Volk wird nicht zum zweiten Male die Früchte seiner schwer errungenen, durch tausendfältige Opfer erkauften Siege sich entreißen lassen, wird nicht zum zweiten Male durch schlaue Diplomatenkünste die Freiheit, die Einheit und die Selbstbestimmung, den Preis seiner Aufopferung und Thatkraft sich entringen lassen. Wie, in welcher Form sich das geeinigte Deutschland constituiren wird, ist heute wohl noch eine durchaus offene Frage.*) Daß es geschehen wird, erscheint aber ebenso gewiß, als heute schon feststeht, daß ein geeinigtes Deutschland ein Faktor in Europa ist, mit dem man rechnen muß daß das einige Deutschland in freier Selbstbestimmung die Formel seiner zweckentsprechenden Constituirung gewiß finden und dann, in sich befriedigt, aggressiven Gelüsten fremd, auch Willens und mächtig genug sein wird, um allen Regungen eines übermüthigen, den Weltfrieden bedrohenden Ehrgeizes — von welcher Seite er auch kommen mag — kräftig entgegenzutreten und also eine segensreiche, friedliche und freiheitliche Entwickelung der europäischen Völkerfamilie zu verbürgen. Das hoffen und erwarten wir von der Führerschaft des deutschen Volkes in Europa. Darum vermögen wir in der Constituirung eines einigen, freien und mächtigen Deutschland keine Gefahr und Bedrohung Europas zu erblicken; wir sehen vielmehr eben darin die beste Gewähr für eine gesunde Entwickelung der europäischen Zustände und die Freiheit seiner Völker."

*) Die Nummer, wo der betreffende Artikel steht, ist die vom 14. September 1870.

Als Italiens Heerschaaren vor den Thoren Roms standen und damit die weltliche Macht des Papstes zu Ende war, da stand zu lesen: „In einem grauenvollen Fall: Paris und Rom, Napoleon und der Papst der Schützer und der Schützling, Beide in ihrer Selbstvergötterung allgewaltig, vor derer Augenwink die Welt erzittern sollte wo bot die Weltgeschichte je ein großartigeres Bild!" Die Analogie, die der Fall Napoleon's und des Papstes bietet, wird dann ausgeführt, und zum Schlusse heißt es: „Eine neue Zeit beginnt damit. Wieder fällt eine Macht, die in sich unberechtigt und innerlich hohl und nichtig war. Auf's Neue stürzt ein Prinzip, das den Forderungen der fortschreitenden Erkenntniß, den ewigen Grundsätzen des wahrhaft göttlichen Rechtes sich so dauernd und hartnäckig verschloß. Das Verständniß und die verhältnißmäßige Beachtung derselben hatte jene Macht einst groß und zu einer Kulturträgerin gemacht! Daß sie dieses nun verleugnet, reißt ihr die Krone vom Haupte und nicht schützt sie der verblichene Strahlenglanz des gewesenen Ruhmes, nicht die große Erinnerung vergangener Jahrhunderte. Wer seine Zeit und damit Ziel und Wesen aller Zeiten nicht versteht, oder sich an die Stelle derselben setzt, der rechne nicht auf ein gutes Ende.... Nun das alte Papstthum in Rom gefallen, wird wohl auch den einzelnen katholischen Landeskirchen Luft und Licht zu eigenartiger, freierer Entwickelung leichter gewährt sein. Von einer anderen, nicht minder großen Bedeutung des Ereignisses für Protestantismus und staatliche Entwickelung soll hier gegenwärtig nicht die Rede sein. Genug, Paris und Rom in einem Monat, das ist ein erschütterndes und erhebendes Drama der Weltgeschichte."

An einer andern Stelle heißt es: „Die Fahne des Unfehlbaren liegt im Staube; die Siebenhügelstadt gehört den Italiänern. Ein tausendjähriges Priesterreich ist zusammengebrochen in dem Augenblicke, als sein Oberhaupt sich zum unumschränkten Herrscher über das Reich der Geister aufwerfen wollte. Wie groß ist das Ereigniß und doch — wie klein in seiner Erscheinung!... Die ewige Stadt, das heiß ersehnte Ziel der Römerzüge, fällt ruhm- und mühelos dem Wegelagerer in die Hände, der seit Jahren im Busche lauert, um wie der Leichenräuber vom Schlachtfeld fremder Siege die Beute heimzutragen. Denn Rom, die schöne Leiche, fiel nicht unter der Tapferkeit des italiänischen Volkes; es war schon todt, als Cadorna seine Braven einziehen hieß. Die deutschen Siege in Frankreich haben den Priesterstaat gestürzt. Der deutsche König aber, der heute Paris Schweigen gebietet, sieht lächelnd hinüber nach dem Königlein im Süden, wie es gierig nach der billig gewordenen Krone Roms hascht, während das aus seinem Schutt glanzvoll wiedererstehende Reich deutscher Nation in sich selbst und seiner sittlichen Kraft seine Heiligung sucht und neidlos die römische Heiligkeit dem italiänischen Volke überläßt."

* * *

In fieberhafter Aufregung wartete man Tag für Tag auf die Kunde, daß Straßburg endlich gefallen sei, und als sie kam, da jubelten die Siebenbürger Sachsen freudig: „Am 28. September hat sich Straßburg dem deutschen Heere ergeben; Erwin's

Münster steht nicht mehr in Frankreich, die alte deutsche Reichsstadt kehrt in's Vaterhaus zurück. Einhundertneunundachtzig Jahre hat das Lügenwerk von List und Verrath Ludwig's XIV. gedauert.... Doch es hat sich wieder erfüllt das tiefe Wort im Munde des deutschen Volkes, daß es in unseres Herrgotts Wörterbuch stehe: lang ist nicht ewig.

„Wer noch an das historische Recht glaubt, der kann über Straßburgs und damit des gesammten Elsaß Rückerwerbung durch Deutschland nur jene reine Freude empfinden, die eben der Sieg dieses Rechtes erzeugt. Der treue Bürger der ungarischen Krone insbesondere kann darüber kaum ein anderes Gefühl kennen. Denn hier rühmt man sich, es sei der unerschütterliche Grundsatz, daß ein Volksrecht nicht verjährt, und wie der ungarische König am großen Krönungstag mit dem alten geweihten Schwerte die Hiebe nach den vier Weltgegenden führt zum Sinnbild, daß er Alles behalten und nöthigenfalls wieder erringen wolle, was des Reiches sei oder gewesen, so muß dies Recht jedem Volk zuerkannt werden. Und namentlich wer nur durch die Macht des Schwertes oder noch schlechtere Mittel den Raub an sich gerissen, der lasse sich gefallen, wenn der Stärkere und noch dazu mit besserm Recht das alte Eigenthum sich heimholt! Ja, wer in frevelhaftem Uebermuth Krieg und Tod über Hunderttausende heraufbeschwörend, das linke Ufer des deutschen Mittelrheins will, der darf nicht klagen, wenn deutsche Macht und altes Recht sich das linke Ufer des deutschen Oberrheins nimmt....

„Uns Sachsen aber weht vor vielen Andern in Straßburgs Rückkehr in die alte Heimat geradezu ein Hauch der Befriedigung an, der mit aus dem Gefühl der Dankbarkeit entspringt, die wir der Stadt schulden, welche seit der Reformation Menschenalter lang an der Spitze deutscher Schul- und Geistesbildung stand. Aus ihren Quellen haben damals auch Söhne unseres Volkes getrunken. Vom „Geisteshauch" des großen Straßburger Rektors, Johannes Sturm, haben auch unsere alten Schulmänner sich genährt, von der weithin leuchtenden Hochschule der freien deutschen Reichsstadt auch unsere Jünglinge zahlreich ehemals die Schätze der deutschen Wissenschaft in die Schulen und Kirchen und Rathhäuser der fernen deutschen Karpatenthäler heimgebracht. Der Polder Student, Petrus Krämer, hat im Jahre 1681 den Einzug der Franzosen in Straßburg mitangesehen; nach ihm aber sind in den nächsten sechs Jahren nur noch vier sächsische Studenten dort gewesen; die französische Herrschaft scheint sie verscheucht zu haben. Sechsundzwanzig hatten im letzten Menschenalter dort Studien gemacht.

„Nun wird der deutsche Reichsadler wieder auf dem hohen Münsterthurm — einem der edelsten Werke deutscher Baukunst — horsten, und der Rhein ist auch hier endlich Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze.

„Es ist wieder ein altes Unrecht gefallen! Darum kann das rechte Menschengemüth nicht anders als sich freuen, daß die Prophezeiung von Rückert's alter Straßburger Tanne sich endlich erfüllt hat."

Die Siebenbürger Sachsen sprachen sich von Anfang an für den Rückfall von Elsaß und Lothringen an Deutschland aus, und das „Siebenbürgisch-Deutsche Wochenblatt" schrieb: „Es scheint ein großer Theil der österreichischen Presse, vielleicht nicht ohne Inspiration von oben, es gegenwärtig als seine Hauptaufgabe anzusehen, der Besorgniß Ausdruck zu geben, welche die voraussichtliche Vergrößerung Deutschlands durch Wiedergewinnung des Elsaß und eines Theiles von Lothringen als Frucht des gegenwärtigen Krieges hervorruft.... Wahrhaft lächerlich ist es, wenn man von lauter Zärtlichkeit überfließt und Deutschland um die Schädigung seiner inneren Einheit bedauert, die es zu gewärtigen habe, wenn es so disparate Elemente in sich aufnehme, oder gar auf das demokratische Paradepferd der Menschenrechte sich setzt und die beabsichtigte Vereinigung nur dann für zulässig erklärt, wenn sie als eine reife Frucht allgemeiner Abstimmung der Bevölkerung dem Sieger in den Schooß falle.... Die der Vereinigung mit Deutschland entgegengehenden Provinzen Frankreichs gehören nach Abstammung, Sprache, Kultur, nach ihren Entwickelungszielen zu Deutschland, und nichts als die künstlich großgezogenen territorialen Sympathieen, — denn von dynastischen ist dort wohl nicht zu reden — genährt durch kaiserliche Soldaten und Präfekte ziehen zu Frankreich.... Der Wunsch, wieder an Frankreich zu fallen, wird in demselben Maße zurücktreten, als sie in der Verbindung mit Deutschland die Bedingungen materieller und geistiger Kultur reicher vorhanden finden und als die „kaiserliche Büreaukratie" an „ihren Tagen verzweifelt."

* * *

Am Schlusse des Jahres 1870 schrieb das Blatt: „Deutschland, und das ist die große Frucht dieses Jahres — ist mehr geworden, als seine Feinde bisher schadenfroh gelten lassen wollten, mehr als ein nur „geographischer Begriff".... Ein morscher Baum wartet des Windstoßes, der ihn fällt; die noch flüssigen Wellen des erkaltenden Wassers bedürfen des Anstoßes, um rasch zu festen Krystallen zusammenzuschießen. In unseren Tagen war Frankreich jener morsche Baum, Deutschland diese flüssige Welle und auch der Sturm blieb nicht aus, jenen zu spalten, diese in feste Formen zu bannen.... Der Kampf brach los. Das sittlich unterhöhlte Frankreich brach in unerhörtem Fall zusammen und in jugendlicher Kraft und Größe schwingt das neue deutsche Reich das Schwert einer neuen Zeit. Jener Sturz und diese Auferstehung — das ist der größte Inhalt dieses großen Jahres. Davon erhielt, was sonst noch Bedeutsames geschah, Richtung und Farbe der Erscheinung. Die Leuchte, die sich da entzündet, wird fortleuchten, tief in die kommenden Zeiten hinein. Wir aber preisen uns glücklich, die Zeugen von Tagen gewesen zu sein, deren Großheit in Jahrhunderten nicht wiederkehrt."

Tiefaufathmend begrüßte auch das sächsische Volk die Nachricht vom Frieden, die eine Felsenlast schwerster Sorgen von Millionen Herzen wälzte: „Es ist wieder Friede! Und welch' ein Friede! Deutschland hat ihn erkämpft, erfiegt von Frankreich, — es ist ein Gericht, wie die Weltgeschichte noch keines kennt, das in diesem Kriege der 222 Tage sich vollzog! Und daß es deutscher Geist vollzog, das ist für uns das doppelt Erhebende. Denn deutsche Intelligenz, deutsche Bildung, deutsche Männerkraft, deutsche Pflichttreue, endlich — Gott sei Dank, daß wir es sagen können — deutsche Eintracht hat das große Werk zu raschem und herrlichem Ende geführt; ... ein Gedanke, der alle Herzen bewegte, ein Ziel, das vor allen Seelen stand und noch die brechenden Augen erleuchtete: Des Vaterlandes Recht und Ehre und Friede, — so haben sie es vollendet!... Von diesem Frieden wird eine neue Ordnung Europa's ihren Anfang nehmen. Schon daß er den Sturz jenes verbrecherischen Imperialismus besiegelt, der ein Staatswesen, oder richtiger die eigene Herrschaft auf das allgemeine Stimmrecht der ungebildeten Masse allein stützen wollte, ist eine Thatsache von unberechenbarer Tragweite... Daß durch die Gunst des deutschen Krieges und der deutschen Siege Italien seine volle

Einheit und seine altgeschichtliche Hauptstadt gefunden, ist für die Weiterentwickelung Europa's von nicht geringerer Bedeutung. Doch bedeutsamer als Alles ist die Wiedergeburt Deutschlands, die als herrlichste Siegesfrucht der Friede bringt. Die zur Zeit der Schwäche von Räuberhand getrennten Söhne sind wieder in's Vaterhaus zurückgebracht; fast vierzig Millionen, durch Sprache, Gesittung, Bildung verbunden, in dem Boden einer großen Vergangenheit wurzelnd, eine der ersten Literaturen der Erde besitzend, reich an den edelsten Tugenden der Arbeit und der idealen Güter des Lebens, treten für die gemeinsamen staatlichen Aufgaben zu einem großen Organismus geeinigt, durch die neue Friedenspforte in das europäische Völkerleben ein. Das muß Folgen haben zum Heile aller Staaten, die den Fortschritt und den Frieden wollen, ungeahnte. Der Segensstrom derselben aber wird auch unserem Staat, auch unserem, dem sächsischen Volke zu Gute kommen. Die tausend Fäden des Verkehrs, die sich von der Donau und Elbe bereits hierher schlingen, werden sich vervielfältigen; neue Beziehungen des Rechtes und der Gesittung werden sich bilden. Vom neuen Blüthenbaum der landwirthschaftlichen, gewerblichen und wissenschaftlichen Fortschritte des nach Innen und Außen starken Deutschen Reiches wird eine reiche Fruchtfülle auch uns zufallen. Sind wir doch Fleisch von seinem Fleische und wurzeln mit allen Fasern des Gemüths, der Welt und Lebensanschauung in jenem Boden... Die Achtung, die der deutsche Name genießt, wird auch uns antreiben, seiner würdig zu sein; unser, der Väter treues Bürgerstreben, wird nicht nur im engern Heimatreiche Anerkennung finden; den Verräther wird auch des Mutterlandes Verachtung brandmarken. Schon die großen Thaten der letzten Monate haben uns tausendfache Erhebung gebracht. Es ist kein sächsisches Bauernhaus, in dem nicht die Herzen höher geschlagen haben bei der Kunde von den deutschen Thaten; unsere Gaben für die verwundeten deutschen Krieger und ihre Angehörigen haben Herz und Blut zu erkennen gegeben. Darum begrüßen wir den deutschen Frieden um so herzlicher. Heil Deutschland! Heil seinem Frieden!"

Wir brauchen wohl nichts hinzuzufügen. Ein deutscher Stamm, und sei er noch so klein und noch so entfernt vom Mutterlande, an dem er mit liebender Treue festhält, und in dem solche Gesinnungen und solche Gefühle leben, verdient, daß die große Mutter des fernen Sohnes nicht vergesse.

Belgien.

Die Vlamingen und die Erinnerungsfeier der Gründung des belgischen Staates.

In Brüssel erscheint seit dem J. 1870 ein vlamisches Volks- und Wochenblatt, unter dem Titel „De Kerels", „die Kerle", wie in Flandern die tapfere Brüderschaft des Mittelalters hieß, welche Conscience zum Gegenstand einer kürzlich von ihm herausgegebenen historisch-novellistischen Darstellung gemacht hat. Das Blatt ist ein unermüdlicher, tapferer Bekämpfer der wallonischen Alleinherrschaft in Belgien, aber es geht, wie uns scheint, in seinem Eifer viel zu weit, wenn es jedes fernere, landsmannschaftliche Zusammenwirken mit den französisch redenden Bewohnern von Südniederland ablehnt und z. B. in seiner Nummer vom 14. Mai d. J. gegen den Plan, die bevorstehende vierzigjährige Feier des Tages, an welchem ein selbständiges Königreich Belgien gegründet wurde, durch ein Fest der Verbrüderung zwischen Vlamingen und Wallonen zu begehen, mit den Waffen des Spottes und des Zornes auftritt.

„Wollt Ihr", fragt das Blatt die Vlamingen, „mit denjenigen, welche Euch seit vierzig Jahren auslachen, verhöhnen, ausbeuten und unterdrücken, welche Euch, die Mehrheit der Bevölkerung, als eine untergeordnete Rasse, als ein besiegtes Volk behandeln — wollt Ihr noch länger mit diesen heuchlerischen Feinden des vlamischen Stammes Euch zusammenspannen lassen? Wollt Ihr noch länger mit schönen Worten Euch abspeisen, durch falsche Versprechungen Euch bethören lassen? Werft doch einen Blick auf die vierzig Jahre zurück, die Ihr als sogenannte Belgier gelebt, und sagt dann: ist der verflossene Zeitraum nicht für Euch, als Volk, eine Schande, nicht eine hinreichend strenge Lehre für Euch? Es geschah wohl, daß Eure verwälschten Regierer Euch zuweilen zuriefen: „„Ihr seid die Söhne von Breidel, de Konink, Artevelde, Agmessens; Ihr seid die Nachkommen der tapferen Vlamingen, der treuen Brabanter; Rubens, van Eyck, Teniers und andere große Männer sind die Perlen Eurer nationalen Krone; Eure schöne niederländische Sprache mit ihrer reichen Literatur ist der Schlüssel aller nordischen Sprachen; seht doch, wie wir Eure Forschungen unterstützen!"" So heuchlerisch sprachen Eure Feinde, und Ihr, armselige Menschen, Ihr waret darob trunken vor Freude und Genugthuung, und ließet Euch dadurch einschläfern. Aber seht, Eure Feinde benützten diesen Augenblick; während Ihr schliefet, ließ man Eure Muttersprache verwahrlosen als einen unfruchtbaren Acker, wurde Eure Geschichte verhöhnt und geleugnet; ja ein Volksvertreter, damals der Lehrer Eurer Söhne, durfte in der gesetzgebenden Kammer sagen: Nous devons tout à la France! Diesem sittenlosen, bluttriefenden Frankreich, gegen welches unsere Vorfahren Jahrhunderte lang kämpften, das, als hierzulande bereits kommunale und bürgerliche Freiheiten von Herzogen und Grafen anerkannt waren, unter dem Joche seiner Fürsten gefesselt lag — diesem Frankreich sollten wir Alles zu verdanken haben! Aber kein Einziger Eurer Volksvertreter hatte den Muth, jenen Franskiljon zu züchtigen. Während Ihr schliefet, wurden Eure Gesetze, Eure Schulen, mit Einem Worte: Euer ganzes Volksthum in ein französisches Habit gesteckt. — Und jetzt, wo Ihr vom Schlafe erwacht seid, solltet Ihr Euch abermals von den heuchlerischen Wallonen bethören lassen?.... Vlamingen, wenn Ihr den vierzigsten Jahrestag Eurer Unterdrückung als Volksfest feiert, wenn Ihr, während Eure Volksrechte mißkannt und mit Füßen getreten werden, an einem Jubelfeste theilnehmt, dann seid Ihr — niederträchtig! Nein, während die Staatsregierung und die Französischgesinnten in Brüssel dieses Fest begehen, wollen wir Vlamingen Alle in Trauer durch die Straßen der Hauptstadt ziehen. Während sie „Flamands, Wallons sont des frères!" und andere solche Sirenenlieder singen, wollen wir den Gesang der „Kerels" anstimmen und in Prozession zum Könige ziehen, der durch seinen Eid verpflichtet ist, unsere Volksrechte zu wahren. Ihm wollen wir zurufen „Majesteit, wij willen recht!" Wenn es nicht gewährt wird, so wollen sich Ew. Majestät erinnern, was die Wallonen im J. 1830 gethan haben."

Wir sind sicher nicht die Letzten, die sich über das Wiedererwachen des germanisch-altniederländischen Geistes in Belgien freuen. Aber die „Kerels" in ihrem Eifer sind im Begriffe, das Kind mit dem Bade auszugießen. Was hält denn sonst ihr Königreich Belgien und seine, auf dessen Vermittelung der beiden Nationalitäten, der germanischen und der romanischen, ruhende Eigen-

art und Wohlfahrt zusammen, als gerade die enge, landsmannschaftliche Verbindung der Vlamingen mit den Wallonen? Sollten Erstere nicht gerade die vierzigjährige Erinnerungsfeier der Stiftung dieses Königreiches dazu benützen, um ihre französisch redenden Staatsgenossen, die — trotzdem daß, oder vielleicht gerade weil so viele verjagte Pariser nach Brüssel geflüchtet — durch das gräuliche Bild der französischen Zustände von ihrer Gallomanie etwas geheilt sind, zu einer aufrichtigen Anerkennung ihrer Volksrechte, ihrer Landessprache und ihrer Nationalbildung zu bewegen?

Man will der belgischen Regierung drohen, daß die Vlamingen, wenn auf ihre Beschwerden nicht eingegangen wird, jetzt dasselbe thun werden, was die Wallonen im J. 1830 gethan! Was heißt das? Wollen die Vlamingen im gegebenen Falle sich von ihren wallonischen Brüdern trennen und eine neue Combination im europäischen Staatensystem bilden? Nun, das wäre das Thörigtste, was sie jemals thun könnten! Denn eine Vereinigung Flanderns und Südbrabants mit ihren nordniederländischen Stammgenossen wird selbst von den Letzteren, deren Antipathieen gegen Südniederland seit dem J. 1830 nur gewachsen sind, entschieden nicht gewünscht, und eine Vereinigung Südniederlands mit dem großen Deutschen Reiche würde auch Letzteres entschieden ablehnen, weil es das ohnehin schon so starke, feindselige Mißtrauen der anderen germanischen Stämme, der Schweizer, der Holländer, der Engländer und der Skandinavier, nicht bis zum wirklichen Ausbruche eines neuen europäischen Krieges steigern will. Was bliebe alsdann den Vlamingen Anderes übrig, als einen eigenen, von allen Seiten sich selbst überlassenen, und darum, gleich dem armseligen Luxemburg — wenn Letzteres obendrein seine Verbindung mit dem Zollverein verlieren sollte — unmöglichen kleinen Staat zu bilden? Wir denken, daß ein solches Vorbild abschreckend genug für die Vlamingen sein dürfte. J. L.

Frankreich.

Lieder aus Frankreich, von einem deutschen Soldaten.*)

Es thut wohl, in einer Zeit, die geeignet ist, alle Stürme und Leidenschaften zu erregen, gerade vom Kriegsschauplatz selbst eine Stimme zu vernehmen, in welcher das rein menschliche Gefühl einen so edlen Ausdruck findet. Mit einer wahren Freude erfüllen uns diese Gedichte, in denen zwar dem Kriegsgott, der sie hervorrief, auch der gebührende Tribut der durch ihn erregten Leidenschaften gezollt wird, während doch wahre Humanität — welche den entsetzlichen Jammer, daß solch ein Krieg noch möglich, kaum zu fassen vermag — ihre Grundstimmung bildet. Mit Stolz dürfen wir es wohl aussprechen, daß es nur einer Zeit wie die unsere, nur einem Heer wie dem unseren, in dem die geistige Blüthe der Nation in so reichem Maße vertreten, möglich ist, Lieder wie diese hervorzubringen. Referent gesteht zwar ein, die Literatur der Kriegslieder nicht gründlich zu kennen, allein unter der großen Anzahl der ihm bekannten ist nichts, das gleich diesen das Gepräge einer durch und durch humanen Empfindung trüge. Es sind nicht Kriegslieder, in denen die Trommel wirbelt, die Trompete zum Kampfe ruft; kein gellendes Hohngeschrei über die Niederlage des Feindes, kein schmetternder Triumphgesang über den eigenen Sieg. Sie sind von der Idee durchdrungen, daß — wenn auch jetzt der Krieg noch unter manchen Verhältnissen unvermeidlich — doch die Bemühungen der Menschheit darauf gerichtet sein müssen, nach einer neuen Ordnung sozialer und staatlicher Zustände zu streben, welche kommenden Geschlechtern diese Gräuel, diesen Jammer ersparen möchte.

Alles, was ein Mann, dessen reiche und tiefe Bildung von Geist und Herz in dem Boden echter Humanität wurzelt, in dem wechselvollen Kriegerleben eines Landwehrmannes empfunden und gedacht, bringt der Dichter darin zu einem, wenn auch nicht immer in der Form ganz kunstgerechten, so doch stets edeln Ausdruck. Er sagt selbst, daß ihm die „Sangeslust" erst in der Fremde unbewußt lebendig worden; er singt von dem „wilden Strauß" seiner Lieder:

> „Wohl war's nicht Kunst, die ihn gebunden,
> Es hat die Zeit ihn selbst gewunden;
> Zu brechen galt's nur mit der Hand,
> Was dicht am Wegesrande stand."

Und reich besäet ist dieser Rand für den tief denkenden, feinfühligen Verfasser. Man fühlt's den Liedern an, daß sie nicht gemacht, sondern wirklich erlebt, auf's Tiefste empfunden sind; denn all dem, was wohl mehr oder minder bewußt durch den Sinn jedes denkenden Soldaten dieser Armee auserlesener Krieger zog, geben sie einen prägnanten, tief ergreifenden Ausdruck. Es ist nicht bloß das Leid, der Jammer unseres Heeres, das der Dichter empfindet, auch des Feindes Leiden ergreifen sein Herz:

> „Nur bisweilen möcht' es scheinen,
> Als ob Beide, Freund und Feind,
> Sonst geschieden, im Beweinen
> Ihres Jammers still vereint."

Der Dichter steht hier in der That auf der Menschheit Höhen, hoch über den Zinnen der Partei, im Empfinden des rein Menschlichen. Und doch ist er wieder ganz Deutscher im vollen Bewußtsein der Gerechtigkeit seiner Sache, — der Nothwendigkeit der Nothwehr, in dem begeisterten Pflichtgefühl, mit dem er sein Leben einsetzt im Kampfe um die höchsten Güter.

Zuweilen scheint es, als ließe die Wucht des Gedankens dem, wie er selbst sagt, in der Kunst des Reimens Unerfahrenen nicht den vollen, genügenden Ausdruck finden; es sind bisweilen gerade die tiefsten und schönsten Lieder, wo wir fühlen, daß der Rhythmus zu Fesseln statt zu Schwingen wird. Doch dieser Empfindung werden wir uns selten bewußt; im Ganzen reißt der Dichter uns in raschem Fluge mit sich fort, durch Leiden und Freuden des Krieges. Wir stehen mit ihm vor Metz, ziehen mit ihm ein in die alte Krönungsstadt der französischen Könige, und weiter nach dem heiligen Paris. Wir erleben mit ihm das Verlassen der Heimat, wir fühlen ihm nach:

> „Ein Jammer ist's — das ist das Wort,
> Und sucht nach keinem andern!
> Man trüg' es nicht, müßt fort und fort
> Man nicht von dannen wandern.
>
> Man fühlt's zuweilen: Nur fort, geschwind!
> Sonst kommt de'n Hirn in's Wanken!
> Doch auf der Straße pfeift der Wind
> Aus dem Kopf die bösen Gedanken.
>
> Weiß Gott, es ginge so nimmer fort,
> Wär' nicht das rasche Wandern:
> Ein Jammer ist's — das ist das Wort,
> Und sucht nach keinem andern!" (Nr. XI.)

*) A. Duncker's Buch-Verlag (Gebr. Pätel), Berlin, 1871.

Wir kämpfen mit ihm in blutiger Schlacht, und sehen rings umher die Opfer ohne Zahl dahinsinken:

„O du schreibst mit bitt'rer Lauge
Deinen Hohn, Vergänglichkeit!
Nimmer sah ich dir in's Auge
Wie in dieser irren Zeit!

Deine Zornesschauer wehen
Oftmals plötzlich mir um's Haupt,
Spurlos seh' ich untergehen,
Was unsterblich ich geglaubt.

Wie von ew'gen Gletschermatten,
Fühllos aus erstarrter Luft,
Todeseisig fällt dein Schatten
Weithin auf des Lebens Duft!" (XXXVIII.)

Wir fühlen seinen Schmerz mit, als sein bester Freund zu Tode getroffen an seiner Seite — lautlos stirbt und Rachegedanken ihn ergreifen. Mit ihm stehen wir auf einsamer Feldmark dem Feinde gegenüber, der wohl gleich ihm von Aeltern, Geschwistern und Kindern beweint wird:

„Ich weiß, daß Alles, du hast's, wie ich,
Und ich weiß es, ebenso
Werden strömen die Thränen um dich wie um mich
Auf Erden irgendwo.
Ein Glück, das Keinem Unrecht schuf,
Fällt starr mit dir in's Grab,
Es beschwört ein unhemmbarer Jammerruf
Einen Fluch vom Himmel herab.

Und nun liegen in stummer Nacht wir hier
Uns gegenüber, zu Boden gestreckt,
Aushorchenden Ohrs, wie ein lauerndes Thier
Zu tödtlichem Sprung gereckt.
Der Vorsichtslosere, wer von uns ist's?
Vielleicht weil die Sehnsucht die Klugheit ihm raubt —
Ein Rascheln — gezielt! und ein Ruck! — du bist's — —
Und die Flüche, sie fallen auf mein Haupt." —

Wir sehen mit ihm den Sommer schwinden, den rauhen Herbst, den kalten Winter nahen:

„Nun fallen die Flocken dichter,
Ich schreite so durch sie hin,
Es zieht wie Traumgesichter
Mir wechselnd durch den Sinn.

Ich weiß nicht, wie es hernieder
So schwebt in wallendem Flug:
Ist es ein Kaisermantel?
Ist es ein Leichentuch?"

Wir erleben mit ihm den Weihnachtsabend auf stiller Wacht mit seinem leisen Heimweh; wir richten mit ihm den Weihnachtswunsch empor zu den funkelnden Sternen:

„Nur Eine Gabe sei Freund und Feind
Aus eurem Glanze beschieden,
Nach der wie ein Kind die Erde heut' weint:
Den Frieden schenkt uns — den Frieden!"

Die Sammlung schließt mit einem wunderbar tiefen Sylvesterlied, in dem aller Schmerz um das zu Ende gehende Jahr, das, trügerisch freundlich nahend, dennoch unendlichen Jammer gebracht, sich in großartigen Gedankenwendungen ergießt, dem rosig nahenden auch nicht trauen mag, bis doch endlich die Hoffnung den Sieg davon trägt:

„O Menschenherz!
Was bliebe dir in deinem Schmerz,
Wenn dir die Hoffnung genommen?
Sei mir willkommen!
Sylvester — — —   M. B.

Kleine literarische Revue.

— **„Kaiser Wilhelm's, des Siegreichen, Ehrenhalle."***) Die vorliegende kleine Sammlung patriotischer Lieder und eines wahrhaft künstlerischen Sonetten-Cyklus ist zum größten Theile bereits vor dem Jahre 1870 gedichtet und theilweise veröffentlicht worden. Es darf den Dichter mit Stolz erfüllen, die großen Ereignisse dieses Jahres mit poetischer Ahnung vorher verkündet und das Morgenroth des herrlichen Tages, dem das deutsche Land und Volk entgegensieht, schon besungen zu haben, als in den Jahren 1864 und 1866 noch um die Grundlagen eines einigen Deutschlands gekämpft wurde. König Wilhelm war dem Dichter, dessen Kindheits-Erinnerungen von den Thaten der Befreiung in den Jahren 1813—15 erfüllt sind, die sichere Gewähr, daß die von Preußen wiedergewonnene deutsche Energie jener Zeit auch das damals unvollendet gebliebene Werk krönen werde. In patriotischen Kreisen ist diesen, zum 18. Januar 1871 erschienenen Gedichten eine herzliche Aufnahme zu Theil geworden.

— **Englische Zeitungs-Korrespondenzberichte über den Krieg.****) „The War Correspondence of the Daily News" hat in England so zu fesseln verstanden, daß die genannte Zeitung ihr während des Krieges einen großen Aufschwung zu verdanken hatte, und nach Beendigung desselben ein besonderer Abdruck dieser Korrespondenzen eine weite Verbreitung gefunden hat. Noch niemals hatte aber auch, wie alle englischen Organe zugeben, ein ausländischer Krieg so allgemeines Interesse in England, so lebhafte Erörterungen des Für und Wider dort hervorgerufen, als der deutsch-französische von 1870 und 1871. Noch jetzt vibriren dort die politischen Parteien in heftigen Gegensätzen darüber, wobei dem blinden Wüthen gegen deutsche „Eroberungssucht" und preußischen „Absolutismus" glücklicherweise das Nachspiel der französischen rothen Republik einen kleinen Dämpfer aufgesetzt hat. Die Korrespondenz-Berichte der Daily News aus den deutschen und französischen Hauptquartieren haben sich größtentheils durch Objectivität und Wahrheitsliebe ausgezeichnet. Sie verdienten daher auch, in's Deutsche übersetzt zu werden. Schon die englische Separatausgabe bildete keinen bloßen Abdruck, sondern eine kritische Auswahl jener Korrespondenzen, und die deutsche Uebersetzung hat noch dadurch an Werth gewonnen, daß hier Alles, was auf specifisch englische Zustände Bezug hat und nur für Engländer von Interesse ist, sowie dasjenige, was dem englischen Publikum erläutert werden mußte, dem deutschen aber hinreichend bekannt ist, weggelassen wurde.

*) Von Franz Matthes. Berlin, E. Schweiger'sche Hofbuchhandlung, 1871. (35 S. in 12.)

**) Specialberichte des Daily News-Korrespondenten bei den deutschen und französischen Armeen. (2 Bände à 22½ Sgr.). Berlin, F. Berggold, 1871.

— **„Enthüllungen aus den Tuilerien.“** Als im Sept. die Erbschleicher des Kaiserthums den Zusammenbruch des staatlichen Gebäudes Napoleon's III. für ihre Zwecke ausbeuteten, wurde sofort eine Kommission eingesetzt, die mit der Ordnung aller jener in den Tuilerien vorgefundenen Papiere betraut war, welche der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben sollten. Die Republik von 1848 hatte ein Präcedens geschaffen, indem sie die von Louis Philipp bei seiner Flucht vergessenen Documente, meist des compromittirendsten Inhalts, durch den Bibliothekar Taschereau in der famosen „Revue retrospective“ sammeln und herausgeben ließ. Alle Welt war natürlich hochgespannt auf die Skandale, welche die „geheimen Papiere des zweiten Kaiserreichs“, die von der Regierung der nationalen Vertheidigung förmlich angekündigt wurden, enthüllen müßten, und Jedermann stürzte sich auf die ersten Lieferungen, welche die ad hoc eingesetzte Kommission erscheinen ließ. Aber diese frivole Neugier sollte bitter enttäuscht werden; denn entweder waren nie skandalöse Briefschaften vorhanden gewesen, oder die flüchtigen Glieder und Beamten der kaiserlichen Familie hatten vorsorglich Alles bei Seite geschafft, was wirklich beschämend für den Kaiser oder sein Regime hätte erscheinen können. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß diese Publikationen, schon hier und da auszugsweise von einzelnen Zeitungen veröffentlicht, auch in Deutschland lieferungsweise erscheinen würden, und uns liegen in diesem Augenblicke zwei Hefte der „Enthüllungen aus den Tuilerien“*) vor, die in guter Uebersetzung und großer Vollständigkeit Alles das wiedergeben, was die französische Kommission der Veröffentlichung für werth gehalten. Interessant ist, namentlich jetzt nach beendigtem Kriege, die Zusammenstellung aller derjenigen Depeschen vom Kriegsschauplatz, welche einmal die gränzenlose Unordnung kennzeichnen, die innerhalb der französischen Intendantur beim Ausbruch des Kampfes an der Tagesordnung war und die andererseits die gänzliche Rathlosigkeit malen, welche kurz nach der Schlacht bei Gravelotte den Kaiser ebensogut, wie Bazaine, Mac Mahon und Palikao ergriffen hatte. In diesen Dingen gerade bieten die „geheimen Papiere“ allerdings werthvolles historisches Material. A. L.

— **Varnhagen von Ense:** „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“.**) Nachdem seit einem Jahrzehnd etwa das literarische Publikum Deutschlands und Berlins insbesondere durch eine oder die andere Veröffentlichung aus dem literarischen Nachlaß Varnhagen's fast alljährlich in eine gelinde Aufregung und Bewegung gerathen ist, unternimmt es jetzt die Nichte des Verstorbenen und Herausgeberin dieser Tagebücher, Ludmilla Assing, eine Sammlung von „Ausgewählten Schriften“ Varnhagen's herauszugeben, die nach dem Prospekt in drei Theile zerfallen wird, deren erster die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, der zweite die „Biographische Denkmale“ und der dritte und letzte „Vermischte Schriften“ umfassen soll. Von dem ersten Theile, den „Denkwürdigkeiten“, liegt uns die erste Abtheilung des ersten Bandes vor, die den Zeitraum von 1785—1806, die Jugend des Verfassers, darstellt. Die „Denkwürdigkeiten“ werden die Erlebnisse und Geschicke des Verf. bis zum Schluß des Jahres 1834 erzählen und sind in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre entstanden. So viel, was die äußere Oekonomie des Werkes betrifft.

Bezüglich des Inhalts bedarf es für den, der die Varnhagen'sche Geistes- und Darstellungsart kennt, wohl kaum noch der Andeutung, daß diese Epoche, die Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution bis zu dem Einzuge der Franzosen in Berlin, im Herbst 1806, uns eine Fülle des interessantesten Materials, mit den eigenen Erlebnissen des Autors geistreich verwoben, darbringt. Wenn irgend Jemand, so dürfte Varnhagen befähigt gewesen sein zu einer derartigen Darstellung der Tagesereignisse in dem Rahmen der Autobiographie, er, der überall Anknüpfungspunkte fand, dem vielleicht keine der bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete geistigen Lebens und Schaffens, sei es politischer, literarischer, oder sozialer Art, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts persönlich unbekannt blieb, und der von den Geschicken des Lebens in alle möglichen Lagen des Lebens versetzt, sich doch stets auf dem Fahrwasser zu erhalten wußte. Wenn wir den Charakter und das Wesen des Mannes genau betrachten, so finden wir, daß er in eminentem Sinne eine „literarische Natur“ war. Kein Ereigniß des staatlichen, des geselligen, des eigenen Lebens, kein Gefühl, keine neue Anschauung, die er nicht geneigt war, sofort auf dem Papier zu fixiren, — aus dieser angeborenen Neigung, die für den Lauf seines ganzen Lebens maßgebend geworden, die ihn, tastend, suchend, strebend und doch niemals ganz befriedigt, durch alle Gebiete der Wissenschaften hindurchtrieb, ist wohl seine literarische Fruchtbarkeit zu erklären. Jeder Aufsatz, jedes Blättchen, das er niederschrieb, diente ihm zu einer Art Selbsterkenntniß über Empfundenes und Gedachtes und blieb ihm daher werth als Material zu eigener und fremder Belehrung. Was den Hauptwerth aller aus Varnhagen's Feder geflossenen Aufzeichnungen ausmacht, das ist die photographieartige Augenblicklichkeit, mit der das jemalige Tagesereigniß auf dem Grunde seiner Seele abkonterfeit, sich auf dem Papier, schwarz auf weiß fixirt, und was ihren eigenthümlichen Reiz ausmacht, das ist die ätzende Schärfe, mit der jedes Ereigniß in seine Elemente aufgelöst, die unerbittliche Kritik, mit der es dann rezensirt wird. Nicht unbedingt dürfen wir so das, was uns geboten wird, als das objektive Wahre, das wirkliche Gesicht der Thatsachen hinnehmen; es sind die Ereignisse, wie sie sich in der Seele des Individuums, des Autors wiederspiegeln, oft einseitig aufgefaßt, mundgerecht gemacht, ja des Oefteren selbst verzerrt und entstellt, aber stets durchgeistigt und miteinander combinirt. So erhalten wir auch hier, in diesem ersten Theile, eine Ueberfülle des Materials, das uns die äußeren Lebensverhältnisse, die auf die Jugend des Verf. bedingend einwirkten, leicht und doch eingehend, charakterisirt, ein Material, das in dieser Fülle uns kein Geschichtswerk und keine bloße Biographie sonst giebt.

Wir denken nächstens einige Auszüge aus den interessantesten Blättern dieser Jugend-Memoiren Varnhagens zu liefern.

*) Berlin, Elwin Staude.

**) Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

— **Amerikanischer Buchhandel.***) Aus Amerika ist uns ein von F. Leypoldt in Newyork herausgegebenes „Buchhändler-Jahrbuch“ zugegangen, das wirklich einen imponirenden Begriff von der Bedeutung des amerikanischen Buchhandels giebt. Zum erstenmal ist heuer dieses „Trade Circular Annual“ erschienen, das einen Großoctavband von der Stärke eines umfassenden Lexikons bildet, von welchem die erste Hälfte der allgemeinen, bibliographisch geordneten Uebersicht und der Geschichte des Buchhandels

*) The Trade Circular Annual for 1871, including the American Catalogue of Books published in the United States during the year 1870.

im verflossenen Jahre und die zweite Hälfte den Spezialkatalogen der einzelnen Buchhandlungen gewidmet ist. Beigefügt sind die Biographieen der im Laufe des vorigen Jahres verstorbenen amerikanischen Buchhändler, sowie die Portraits von James und Wesley Harper, G. W. Childs und James Brown, und eine Abbildung des großen Buchdruckerei-Etablissements von Lippincott in Philadelphia. Es versteht sich von selbst, daß die Kataloge auch mit zahlreichen in den Büchern enthaltenen Illustrationen ausgestattet sind.

Literarischer Sprechsaal.

Daß der Geist des Jahrhunderts, insofern er ein reformatorischer ist, auch die Sphäre der römisch-katholischen Kirche mächtig ergriffen hat, bezeugt die am 10. April zu München gehaltene Katholiken-Versammlung, über die ein authentischer Bericht uns vorliegt.*) Derselbe trägt auf dem Titelblatt in fetter Schrift die Notiz: „Nachdruck ist erlaubt, um Verbreitung wird gebeten." Diesem Wunsche, die Aufmerksamkeit möglichst vieler Leser auf den Bericht zu lenken, wird gewiß jeder wahrhafte Freund des religiösen Fortschritts gern nachkommen. Denn die Versammlung war eine der einsichtsvollsten Kundgebungen wider das Unfehlbarkeits-Dogma. Der tiefe Bruch, welcher zwischen der auf die Stufe der neuen Glaubensnorm hinaufgerückten Papstgewalt und dem Gewissen der gebildeten Katholiken Deutschlands sich aufgethan, empfängt in diesem Bericht eine klare und charakteristische Beleuchtung. Gerade die würdige Ruhe und Mäßigung, welche die Redner behauptet haben, die streng wissenschaftliche Haltung der Vorträge bürgen für den sittlichen Ernst, die Gewissenhaftigkeit und den gediegenen Kern dieses Unternehmens, die freier denkenden Katholiken unseres Vaterlandes aus dem bösen Zauberschlaf ultramontaner Verstrickung aufzurütteln. Schon die einleitenden Worte des Vorsitzenden, des Oberstaatsanwalts von Wolf, wiesen mit Kraft und Schärfe auf die Nothwendigkeit der Abwehr des päpstlichen Absolutismus hin. Vom Standpunkte der Theologie und insbesondere der Kirchengeschichte wurde vom Professor Dr. Huber in einer wirkungsvollen Rede die inhaltschwere Bedeutung und die eigenthümliche Genesis des neuen Dogma's entwickelt, die Unfreiheit des vaticanischen Concils in's hellste Licht gestellt und das schwankende Benehmen der deutschen Bischöfe, die bei ihrer Abreise aus der Heimat ihren Diöcesanen die beruhigendsten Erklärungen gegeben hatten, einer durchaus nur gerechten Kritik unterzogen. Namentlich ist die Parallele zwischen dem Verhalten, welches der Erzbischof von München-Freising während des Concils und demjenigen, welches er nach der Definition des Dogma's beobachtet hat, ungemein lehrreich und interessant. Ein so trauriger Rückzug hätte wenigstens mit nicht so viel Ostentation gemacht werden sollen! — Was der Staatsanwalt Streng über die politische Tragweite der nunmehrigen Stellung der römischen Curie ausgeführt, verdient ebenfalls freudige Anerkennung. Ja, auch die protestantische Welt ist bei diesen Fragen, welche die Unfehlbarkeit heraufbeschwor, lebhaft betheiligt; mit Genugthuung muß es sie erfüllen, daß es zahlreiche Anhänger des Katholicismus giebt, die vor der gleichen Gefahr der Geistesknechtung Besorgniß hegen, das Banner der Glaubensfreiheit hochhalten und dem Ueberfluthen der ultramontanen Strömung endlich einen Damm entgegensetzen wollen. Freilich, es ist schwer zu sagen, wie dies unter den gegebenen Verhältnissen geschehen kann. So hoch wir Döllinger's jetzige, mannhafte Haltung achten und ehren, müssen wir doch, der historischen Wahrheit gemäß, die Thatsache erhärten, daß die geistigen Führer des deutschen Katholicismus durch ihre frühere, so wirksame Unterstützung der ultramontanen Ansprüche einen großen Antheil an dem dogmatischen Siege des Jesuitenordens haben. Das ist leider nur allzuwahr! Und dies erklärt auch zum Theil die Seelenruhe des Rückzuges der deutschen Bischöfe. Wie nun die Staatsgewalt hier Abhülfe zu schaffen hat, muß man der kirchenpolitischen Einsicht der Regierungen überlassen. Die Hoffnungen, welche die Münchener Katholiken-Versammlung anzuregen versucht hat, dürften inzwischen nicht allzuhoch gespannt werden. Uns scheint das Heil in dieser Gewissensfrage nicht von den Schritten der Staatsgewalten abhängig. Will der deutsche Katholicismus die Fesseln der römischen Curie abstreifen, so muß er Reformkatholicismus werden, so muß er kühn und unverzagt das bisher nur den Protestanten anheimgegebene Werk der Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern in die Hand nehmen. An die letzten ökumenischen Concile von Kostnitz und Basel müßte man anknüpfen. Perspectiven von unendlicher Tragweite würden sich da dem deutschen Katholicismus eröffnen. Vielleicht faßt er den Muth dazu. Hoffen wir zur Ehre des deutschen Geistes, daß die Bewegung sich nicht wieder im Sande verlaufe!

T. v. B.

*) Bericht über die am 10. April 1871 in München abgehaltene Katholiken-Versammlung. Nach stenographischer Aufzeichnung. München 1871, Druck von C. R. Schurich. (31 S.)

Es mehren sich die Stimmen von Tag zu Tag, durch deren Organe das Ausland sich bewogen fühlt, gewissermaßen „amende honorable" abzulegen für die Ungerechtigkeiten, mit denen man Deutschland überschüttete, als seine Staats- und Heerführer sich veranlaßt sahen, den französischen Krieg auch nach Sedan weiter zu führen. Friedrich von Rougemont, ein Schweizer aus Neuchâtel, hat in dieser Richtung eine beachtenswerthe Broschüre unter dem Titel: „Les conseillers bénévoles du roi Guillaume" geschrieben, welche soeben auch in deutscher Uebersetzung von einem Ungenannten herausgegeben worden ist.*) Die Broschüre sagt den Franzosen und allen den Freiheits-Narren in der Schweiz, in England und Amerika, auf welche die Existenz einer französischen Republik nach der Katastrophe vom 2. September wie ein rothes Tuch auf einen gereizten Stier wirkte, die bittersten Wahrheiten; auch über die französischen Uebertreibungen in Betreff der angeblich von Deutschen verübten Gräuel und Unthaten spricht der Verf. manches ruhige, beherzigenswerthe und völlig parteilose Wort. Wenn die Männer des Kosmopolitismus und der universellen Republik überhaupt noch eindrucksfähig sind, muß die maßvolle Sprache der Rougemont'schen Auseinandersetzungen in trefflichster Weise auf sie wirken. Der Uebersetzer giebt den Titel: „conseillers bénévoles" deutsch durch „wohlwollende Rathgeber" wieder, übersieht aber dabei, das „bénévole" im Französischen einen eigenthümlichen scherzhaften und ironisirenden Beigeschmack hat, den der von ihm gewählte deutsche Ausdruck nicht wiedergiebt. „Conseillers bénévoles" sind in Frankreich „ungebetene Rathgeber",

*) Gütersloh, Bertelsmann. 1871.

Leute, die ungefragt ihre Weisheit zum Besten geben und die gewöhnlich nicht das Beste des mit Rath Bedachten im Auge haben. Hier wäre also ein passenderer Ausdruck zu suchen.

A. L.

Herr Friedrich Kapp, dessen rühmlichst bekannte Thätigkeit als Bevollmächtigter der deutsch-amerikanischen Hülfsvereine für die deutschen Verwundeten und Invaliden ihm den Dank aller deutschen Vaterlandsfreunde eingetragen, hat kürzlich eine Schrift: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika“*) herausgegeben, worin er zunächst die vor acht Jahren in Washington — bei Gelegenheit der durch den Krieg mit den Südstaaten hervorgerufenen Differenzen Amerikas und Englands über das Recht der Neutralen im Seekriege — publizirte Geschichte der handelspolitischen Verhandlungen Friedrichs mit den Amerikanern während ihres Freiheitskrieges, sowie des diplomatischen Notenwechsels der preußischen Regierung mit dem nachmaligen Präsidenten John Quincy Adams, den Handelsvertrag von 1785 betreffend, erzählt und demnächst die bekannten Probleme des Seekriegsrechtes in Bezug auf freies Schiff und freie Waare erörtert. Von dem scharfsinnigen deutschen Rechtsanwalt durfte man mit Recht erwarten, daß er diese Frage nicht vom einseitigen amerikanischen, sondern von einem höheren kosmopolitischen Standpunkt auffassen und erörtern werde. Indem Herr Kapp nachweist, daß Alles, was die amerikanischen Staatsmänner in dieser Beziehung gethan, ohne Rücksicht auf die philosophischen Principien eines Friedrich II. oder eines Benjamin Franklin, lediglich von der Politik ihrer materiellen Interessen diktirt war, widerlegt er das alte, zähe Vorurtheil der Amerikaner, sich überhaupt für die Vorkämpfer des Fortschrittes auf diesem internationalen Rechtsgebiete zu betrachten. Der Verf. ist ein gar strenger Beurtheiler der Geschichte der amerikanischen Diplomatie vom Freiheitskriege bis zum heutigen Tage, sowie der Rechts-Anschauungen der Yankees überhaupt, und, nach dem Eindrucke zu schließen, den seine neue Schrift auf die Leser macht, ist Herr Kapp jetzt weit mehr amerikamüde, als er jemals europamüde war; wie er denn auch bereits seit seiner Rückkehr in einem, im großen Berliner Handwerkerverein gehaltenen Vortrage von jeder ferneren deutschen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten entschieden abgerathen hat. Am Schlusse seines Buches sagt Herr Kapp von den Präsidenten Johnson und Grant: „Diese beiden Präsidenten spiegeln ganz genau die Durchschnittsbildung und die politischen Anschauungen des Volkes wieder, aus welchem sie hervorgegangen sind. Wenn sie nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, so liegt der Fehler weniger in ihnen persönlich, als vielmehr in der beschränkten Auffassung der Amerikaner vom Staate. Sie betrachten diesen lediglich als ein Mittel zur Förderung lokaler, sei es politischer, sei es persönlicher Interessen, und verlangen von ihm sehr viele Rechte, widmen ihm aber nur sehr wenige Pflichten.“

Wir können nicht umhin, unser Bedenken darüber auszusprechen, daß durch solche Aeußerungen sehr leicht eine Mißstimmung zwischen dem Deutschen Reiche und der Republik der Vereinigten Staaten hervorgerufen werden kann, was in diesem Augenblick um so mehr zu bedauern wäre, als wir England gegenüber, welches täglich unverstellter seine Antipathie, ja seine feindselige Gesinnung gegen Deutschland zu erkennen giebt, das Gegengewicht transatlantischer Sympathieen nicht entbehren können.

*) Leipzig, Quandt und Händel, 1871.

Welchen Aufschwung in neuerer Zeit die Stadt Sydney in Südaustralien genommen, ist daraus zu schließen, daß ein daselbst erschienener Adreßkalender für 1871 (Sand's Directory) 650 Seiten gr. 8. umfaßt. Jede Art von Kunst- und Gewerbe-Betrieb findet sich in diesem Adreßkalender vertreten. So giebt es bereits in Sydney nicht weniger als 34 Buchhandlungen. Unter den Aerzten finden sich, als besondere Species, „Phrenologisten“ und „Chiropodisten“ aufgeführt. „Crinolinemacher“ und „Curiositätenhändler“ sind in großer Zahl vorhanden.

Die „Berliner Wespen“ machen die Pariser Commune auf diejenigen Denkmäler und Gebäude ihrer Stadt aufmerksam, welche, nachdem die Vendome-Säule und das Hotel des Herrn Thiers zerstört worden, den nächsten Anspruch darauf haben, von ihr in Angriff genommen zu werden. Wir theilen das Verzeichniß nachstehend mit:

Die Venus von Milo. Steht in einem Saal des Louvre. Ist übrigens wegen dieses ihres royalistischen Aufenthalts nicht allein für das Düngerbett reif, sondern weil nicht nachzuweisen sein dürfte, wo sie ihre Hände hat, und also angenommen werden kann, sie habe dieselben bei den orleanistischen Umtrieben mit im Spiele. Es wäre daher die größte Eile eine unabweisliche Pflicht gegen das bedrohte Vaterland. Die Trümmer würden sich vortrefflich dazu eignen, beim Einzuge der Versailler Truppen dem Marschall Mac Mahon an den Kopf geworfen zu werden.

Der Borghesesche Fechter. Daselbst. Ist dadurch verdächtig, daß er aus Rom nach Paris kam, also in gewisser Beziehung zum Papstthum steht. Augenscheinlich nicht für die Commune fechtend, ist er also gegen sie, und stellt somit die Geduld der jetzigen Machthaber in der keckſten Weise auf eine harte Probe. Nach der durch handfeste Nationalgardisten auszuführenden Zertrümmerung, könnten die einzelnen Stücke zu Briefbeschwerern, Westenknöpfen, Cigarrenspitzen und Aschbechern für hervorragende Franctireurs umgearbeitet werden.

Der Mont de Piété. Denn wozu ein Leihhaus? Man trage dieses überflüssige Gebäude schleunigst ab. Ein freier Bürger der Commune wird niemals, wenn er des schnöden Mammon bedarf, denselben auf derlei Umwegen und so umständlich sich zu verschaffen suchen, sondern seinen minder bedrängten Mitbürger durch den Gruß „La bourse où la portemonnaie!“ auffordern, ihm das nöthige Kleingeld auszuliefern.

Das Denkmal Béranger's. Béranger zahlte Miethe. Wenn ihm dies nun auch von der Commune verziehen werden könnte, so ist es doch nicht zu leugnen, daß er die Uebersetzung seiner Lieder in die deutsche Sprache nicht verhindert hat. Dieser Landesverrath aber darf nicht ungestraft bleiben!

Das Taubstummen-Institut in der Rue Saint-Jacques. Nur zu lange der Commune entgangen. Da aber heute noch keiner der Bewohner dieses Hauses „Es lebe die Commune!“ ruft, oder Victor Hugo reden hört, so muß dies Institut endlich dem Erdboden gleichgemacht werden.

Das Panthéon. Macht das souveraine Volk glauben, Frankreichs große Männer seien todt, während sie leben und Paris regieren.

Die Statue Heinrichs IV. Muß schonungslos in's Düngerbett; denn dieser elende Heinrich IV. hatte Schuld an der Hinrichtung des Königsmörders Ravaillac!

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 3. Juni 1871. [Nr. 22.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Aus Varnhagens Denkwürdigkeiten.*)

Die deutsche Memoiren-Literatur ist eigentlich erst durch Varnhagen ins Leben gerufen; seine Leistungen darin übertreffen diejenigen der Franzosen und Engländer, die doch sonst so viel reicher an guten Memoiren sind, als wir. Varnhagens Talent prädestinirte ihn zum Historiker, denn er war durchaus nicht produktiv, er bedurfte stets eines Anhaltpunktes, eines Fadens, um die Gedankenperlen aufzureihen. Die feinste Beobachtungsgabe, Witz, Satyre und Kritik vereinigten sich bei Varnhagen in einem so hohen Grade wie bei keinem einzigen andern modernen Schriftsteller. Ebenso steht die Meisterschaft seines Styles unübertroffen da; die Schattenseiten rascher aufzufassen als die Lichteffekte, gehörte freilich zu seinen Eigenthümlichkeiten, jedoch besaß er auch die Fähigkeit sich zu erwärmen und Enthusiasmus zu empfinden. Man hat ihn zuweilen den deutschen Plutarch genannt, denn als historischer Biograph hat er sich allerdings die größten Verdienste errungen.

Die trefflichen Lebensbeschreibungen berühmter Menschen tragen bei Varnhagen jedoch auch stets den Charakter von eigenen Denkwürdigkeiten, denn er schilderte vorzugsweise seine Zeitgenossen, mit denen er lebte und liebte, kämpfte und litt. Die Porträt-Aehnlichkeit ist es deshalb auch, die seinen Biographien den Hauptreiz verleiht. Sein eigenes Bild hatte leider bald nach seinem Tode für viele seiner frühern Verehrer verzerrte Züge bekommen durch die rücksichtslosen Mittheilungen aus seinem Nachlasse; Varnhagen wurde dadurch eine Zeit lang als Mitglied der Skandal-Literatur betrachtet. Es ist deshalb **doppelt** dankenswerth, daß jetzt eine Auswahl seiner Schriften **erscheint**. Sein Name wird dadurch wieder rehabilitirt.

Die erste Abtheilung ist bereits im Buchhandel und verheißt eine reiche Ausbeute des Wissenswürdigen und Interessanten. Den Anfang bildet die eigene Biographie Varnhagens und giebt Aufschluß über seine Abstammung, die stets so viel Streitfragen erregt hat. Es wurde immer wieder hinter seinem Rücken erzählt, er sei nicht von adliger Herkunft, sondern nur in dem Dörfchen Ensen bei Bückeburg geboren, woraus er sich wie Hoffmann von Fallersleben einen adligen Geburtsnamen konstruirt habe. Aus Westfalen zu sein, giebt indessen Varnhagen zu, jedoch nicht aus dem Fürstenthum Minden, und auch nicht aus Bückeburg, sondern aus der Gegend von Iserlohn und Soest. Im Walde von Arnsberg, bei Gelegenheit der „Soester Fehde", ist die „Ritterburg Varnhagen" zerstört worden, und die Edlen von Ense haben sich in zwei Linien getheilt, wovon die eine den Namen Schnidewindt, die andere den Namen Varnhagen annahm. Letztere zeichnete sich schon zur Zeit der Reformations-Streitigkeiten aus und zählte mehrere Geistliche des Lutherthums in ihren Reihen. Aus christlicher Bescheidenheit sollen sich dieselben nur schlechtweg Varnhagen genannt haben und daraus mag dann wohl das Gerücht entstanden sein, der berühmte Schriftsteller sei eigentlich nicht von Adel. Seinen Großoheim, der sich noch Varnhagen von Ense nannte, hat übrigens der Hofprediger Strauß, ein geborener Westfale, persönlich gekannt.

Der Großvater des Schriftstellers hatte die ärztliche Laufbahn betreten und war später kurpfälzischer Rath in Düsseldorf. Sein Sohn folgte ihm in dieser Stelle und heiratete 1783 eine Tochter des Rathsherrn Kunz in Straßburg. Am 21. Februar 1785 wurde Varnhagen in Düsseldorf geboren. Er wuchs dort mit seiner älteren Schwester Rosa Maria (nachherige Doktorin Assing und Mutter Ludmilla's) in glücklicher und idyllischer Häuslichkeit auf, bis seine Eltern nach Straßburg übersiedelten und dort die ganze Revolutionszeit miterlebten. Das mächtig erwachende deutsche Nationalgefühl trieb endlich den Vater und den noch knabenhaften Sohn aus der französirten Stadt nach Deutschland zurück; Mutter und Schwester blieben in Straßburg. Nach mancherlei Leiden und nach längerer Zeit vereinigte sich endlich die ganze Familie wieder in Hamburg, wo im besten Mannesalter der Vater starb.

Varnhagen's Darstellung seiner geistigen Entwicklung ist nach Goethe'schem Muster entworfen und ein Meisterstück der Darstellung, bei der sich im Kleinen das Große abspiegelt. Die Physiognomie der Weltgeschichte, unmittelbar nach den Stürmen der Revolution, ist aufs Deutlichste zu erkennen aus den Eindrücken des Knabenlebens.

Varnhagen studirte Medizin und ging mit Empfehlungen des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, den er in Hamburg kennen gelernt hatte, nach Berlin, wo damals, noch bevor die Universität gegründet war, eine medizinische Fakultät sich befand. Sein Geschick, sich interessante Umgangskreise zu verschaffen, zeigte sich hier schon frühzeitig. Er setzte sich mit dem Herzog Karl von Mecklenburg (später als Karl Weishaupt in der Literatur bekannt geworden) auf eine und dieselbe Bank bei den Vorlesungen Kiesewetters, und lernte außerdem noch den Obersten Rühle von Lilienstern, den General von Marwitz und

*) Neue Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871. (Vgl. die vor. Nr. d. Bl. unter „Kl. liter. Revue".)

den später so berühmten Scharnhorst näher kennen. Kränklichkeit und Geldmangel machten indessen eine Aenderung des Studiums nöthig, Varnhagen sah sich genöthigt, um seine Existenz zu sichern, zu literarischen Arbeiten zu greifen. Er schrieb eine Abhandlung über das spanische Drama, welches damals grade durch die Uebersetzungen Schlegels in die Mode gekommen war. Auch versuchte er selbst einige Theaterstücke zu dichten, namentlich einen König Oedipus, der aber nicht vollendet wurde und keineswegs seine Geldnoth beendete. Um ihn sicherer von derselben zu befreien, beredeten ihn seine Freunde, eine Stelle als Hauslehrer bei dem reichen Fabrikherrn Cohen anzunehmen.

Das reiche gesellige Haus desselben bot ihm eine Freistatt, ganz wie geschaffen, um Geist und Herz zu bereichern; Varnhagen empfand zum ersten Mal was irdisches Glück ist. Er wohnte in einem herrlichen Garten, was in dem staubigen Berlin schon damals als eine Bevorzugung galt; die Knaben, die er zu unterrichten hatte, waren gut geartet und liebenswürdig; er behielt viel freie Zeit zu eigenem Studium. Die feinere Geselligkeit, die hauptsächlich in jener Zeit durch die reichen intelligenten Judenfamilien gepflegt wurde, bildete auch für Varnhagen den höchsten Lebensgenuß. Die Häuslichkeit seines Brodherrn, der zwar mit den Seinigen schon zum Christenthum übergetreten war, wurzelte noch in vorwiegend jüdischen Bekanntenkreisen. Die berühmte Schönheit, Hofräthin Herz, Caroline Lehmann, Henriette Hübschmann und die reizende Marianne Saaling bildeten neben den Damen des Hauses, Madame Cohen und ihrer Schwester, Frau von Boye, einen weiblichen Zauberkreis, der die bedeutendsten Männer anzog. Die hochgefeierte und weltlustige Marianne Saaling galt für die Schönste darunter. Da sie zugleich sehr reich war, fehlte es ihr natürlich nicht an dringlichen Freiern; einer derselben, ein Herr von Hake, zeichnete sich besonders durch den Ruf eines Herzenbrechers aus. Er hatte eine junge Dame aus vornehmer Familie treulos verlassen und ihren tragischen Tod veranlaßt; sie erschoß sich nämlich mit einem Pistol ihres Bruders, der alsdann an Herrn von Hake Rache nahm. Varnhagen trat als Warner gegen ihn auf und rettete Marianne Saaling vor seinen Heiratsspekulationen; er interessirte sich übrigens damals gar nicht für sie, aber es ist bekannt, daß er etwa vierzig Jahre später, bald nach Rahel's Tode, mit ihr eine Verlobung einging, sie jedoch bald wieder löste. Sie ist vor zwei Jahren in hohem Alter in Berlin gestorben, nachdem sie zur katholischen Religion übergetreten war und fast ihr ganzes Leben, außer jener Jugendzeit und der Zeit, die sie 1815 in Wien während des Congresses verlebte, in nonnenhafter Zurückgezogenheit und Wohlthätigkeits-Bestrebungen zugebracht hatte. Paul Heyse, der dichterische Novellist, ist ihr Neffe.

Varnhagen gesteht in seinen Schilderungen dieser Lebensepoche, daß er gegen den Reiz der jungen Damenwelt völlig unempfindlich geblieben sei. Sein Sinn war mehr auf romantisch-poetischen Gefühlsaustausch gerichtet; er bedurfte der „literarischen Glut", wie er seltsamerweise es nennt, um seine Phantasieflüge an einen bestimmten Gegenstand zu fesseln. Er fand dieselbe denn auch im Cohen'schen Hause; die edle und anmuthige Erscheinung der Hausfrau selbst rührte zuerst sein Herz, aber es blieb stumm und ehrfurchtsvoll ihr gegenüber, jedoch ihre Schwester, Frau von Boye, ersichtlich nicht durch andere Pflichten behindert, bemächtigte sich des schwärmerischen Neulings und zog ihn in sehr seltsame Verhältnisse. Sie bestellte ihn heimlich an einsamen Abenden in ihre Wohnung, ließ sich von ihm vorlesen und ansingen, gab ihm ihr Tagebuch, wechselte Briefe mit ihm und regte das ganze Haus gegen ihn auf; kurz, sie brachte eine höchst romantische Verwirrung hervor, ohne doch ihm das Recht zu geben, einen eigentlichen Liebesroman anzuknüpfen.

Die interessanten und liebenswürdigen Männer, welche an diesen geselligen, hochgestimmten Verhältnissen im Cohen'schen Hause theilnahmen, wären fertige Romanfiguren gewesen, wenn anders sich ein Autor der Sachlage hätte bemächtigen wollen. Graf Alexander zur Lippe, edel, zartsinnig, gebildeten, strebsamen Geistes, aber auch wirrköpfig, einbildnerisch, abschweifend, der seltsamsten Empfindsamkeit und Exaltation fähig, liebte gleich mehrere Damen auf einmal; Adalbert von Chamisso, der deutsche Dichter mit französischer Zunge, war ebenfalls eine fast romanhafte Persönlichkeit. Er stand damals in einem innigen Herzensverhältniß zu einer mysteriösen Gouvernante, Ceres Duvernay, die mit einem Kinde der Revolution entflohen war, aber nichts über ihr Schicksal erzählen wollte. Chamisso heiratete sie nachher. In späteren Jahren schloß er eine zweite Ehe.

Ein anderer Roman wurde von Adam Müller und der schönen Frau des Buchhändlers Sander angebahnt. Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, Schleiermacher und seine Eleonore erschienen ebenfalls zuweilen im Cohen'schen Hause. Auch Fichte trat mit Varnhagen in Beziehungen. Der alte berühmte Musiker, Muzio Clementi, erregte durch seine Bewerbung um die junge reizende Caroline Lehmann große Aufregung und Zorn, bekam aber doch keinen Korb von ihr.

Auch Rahel's erste Bekanntschaft mit Varnhagen fiel in diese Zeit, was dieser bisher nie eingestanden hat. Er las grade seinem Brodherrn eine Wieland'sche Dichtung vor, die dieser, ein etwas leichtfertiger Lebemann und schwacher Sittenrichter, besonders liebte, als Rahel angemeldet wurde. Varnhagen hatte sie schon oft nennen hören und stets mit einem so besondern Reiz der Bezeichnung, daß er sich ein ganz außergewöhnliches Wesen darunter dachte. Das energische Zusammenwirken von Geist und Natur bei ihr war besonders durch Frau von Boye lobend erwähnt worden. Varnhagen sah mit solcher Spannung ihr entgegen, daß die Anwesenden darüber lachten. Es erschien eine leichte graziöse Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs; Hand und Fuß auffallend zierlich. Das Haar war dicht und schwarz, das Antlitz verkündete geistiges Uebergewicht; die dunkeln, festen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr beobachteten oder mehr träumten; ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher; ihre Begrüßung war bequem und gütig. „Was mich aber am Ueberraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme und das wunderbarste Sprechen, das mir je mals vorgekommen war. In leichten, anspruchlosen Aeußerungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit und Allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich freuen. Doch kam dies Alles nur wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten war kein Raum diesmal."

Das reizvolle Bild Rahels ist mit diesen künstlerisch geführten Pinselstrichen unauslöschlich in unserer Literaturgeschichte aufgerichtet worden. Ohne den erkennenden Blick Varnhagens würde Rahel's Name vielleicht nie in derselben genannt worden sein.

Für ihre zahlreichen Verehrer (es giebt deren ja noch immer und die junge Generation darf den Geistescultus für Rahel nicht vergessen) wird es von besonderem Interesse sein, daß Varnhagen einen Mann nennt, der noch außer dem Grafen Finckenstein*) die Liebe dieses schönen Herzens besessen hat. Es war dies der spanische Legations-Secretair Raphael Urquijo; die leidenschaftlichsten Briefe waren in diesem Verhältniß gewechselt worden; weshalb es aber gebrochen ist, wird nirgend angedeutet.

Varnhagen's Erzählungen von seinem ersten Eingreifen in die Literatur durch Herausgabe eines Musen-Almanaches sind höchst ergötzlich. Das Unternehmen ward gradezu wie eine Blasphemie gegen die Heroen früherer Musen-Almanache angesehen und brachte alle Welt auf. Wer Gedichte darin hatte, wurde schlecht gemacht und wer keine darin hatte, war wüthend über diese Zurücksetzung. Für Varnhagen war es indessen ein reicher Gewinn an gleichgesinnten Freunden. Er verband sich innigst mit Chamisso, dem Mitherausgeber des Musen-Almanachs, und lernte Ludwig Robert, Rahel's geistreichen Bruder, ferner Hitzig, Koreff und Andere näher kennen.

Der tragische Bankerott des glänzenden Cohen'schen Hauses brachte für Varnhagen eine plötzliche, ganz trostlose Schicksalsänderung hervor. Er sah sich genöthigt, bei seinem Freunde Chamisso Zuflucht zu suchen; sie wohnten in einem engen Stübchen zusammen und Varnhagen gab Privatstunden. Er litt oft Mangel an Nahrung und Kleidern. Es mußte ihm deshalb willkommen sein, abermals eine Stelle als Erzieher zu erhalten; der reiche Banquier Hertz in Hamburg berief ihn zu einer solchen. Dort fand er vollen Ersatz für das Cohen'sche Haus und gewann in der jugendlichen Mutter seiner Zöglinge eine wahrhaft ideale Freundschaft. Die Gefahr eines Liebesverhältnisses lag sehr nahe, doch wurde sie tapfer besiegt und Fanny Hertz hat sich die vollste Frauenwürde bewahrt; sie hielt zeitlebens in Gemeinschaft mit ihrem viel älteren Manne, eine schützende Hand über Varnhagen's Geschick, was er mit schöner Dankbarkeit anerkannte.

Durch ihre Unterstützung wurde er in den Stand gesetzt, seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Er verbrachte in Folge dessen ein fleißiges und genußreiches Jahr in Halle, ein anderes in Berlin. Hier schloß er sich eng an Theremin an, beide wohnten zusammen und darbten und arbeiteten gemeinschaftlich. Sie studirten den Plato, welchen Schleiermacher der damaligen Jugend zugänglicher gemacht hatte; ihre Begeisterung für das Schöne und Gute der Platonischen Weisheit wurde nur durch die Entzückungen unterbrochen, mit denen sie an der Uebersetzung eines Romanes von Cervantes arbeiteten. Daß zwei so begabte und lebhafte Jünglinge nicht blos geistig, sondern auch mit dem Herzen lebten, weiß Varnhagen sehr anmuthig zu schildern, und man verzeiht ihm gern seine amüsanten Indiscretionen. Daß Theremin seinem Freunde Adam Müller die vielgeliebte Frau Sander raubte und schon vorher eine Intrigue mit der Frau Vogel hatte, derselben, die sich später mit Heinrich von Kleist das Leben nahm, sowie daß Zacharias Werner mit in diese Angelegenheiten verwickelt war, gehört zu dieser etwas indiscreten Plauderei, die aber, als längst der Vergangenheit angehörig, allenfalls zu entschuldigen ist. Ernstere Dinge verdrängten ohnehin bald jene Privatgeschichten interessanter Menschen; die ehernen Fußstapfen der Weltgeschichte zermalmten alle derartige Auswüchse.

*) Siehe: Berühmte Liebespaare. Braunschweig, Westermann, 1870. Seite 276.

Der Einzug der Franzosen in Berlin weckte in Varnhagen's Seele das Gefühl gerechter Empörung; es ist bekannt, daß er sich in den darauf folgenden Freiheitskriegen ehrenvoll als Vaterlandsvertheidiger benommen hat. Die Einzelheiten des Einzugs schildert er mit großer Ausführlichkeit. Ueberwältigend ist es für uns jetzt, wo die Nemesis uns so glänzend für die erlittene Schmach entschädigt hat, zu lesen, wie zehntausend Franzosen in rothen, weißen und blauen Uniformen auf dem Platz vor unserm Königsschloß, auf der damals wohlgepflegten schönen Rasenfläche des Lustgartens, mehrere Nächte ihre Wachtfeuer anzündeten und bivouakirten, oder vielmehr schrieen und tanzten, während im Schlosse selbst, das dunkel und drohend in dem hellen Feuerschein aussah, Napoleon sein stolzes Haupt erhob. Die Erinnerung an diesen Triumph war es wohl, die Frankreich's Kriegsgelüste aufgeregt, aber auch unsern Sieg befördert hat. Als unterhaltender Geschichtsschreiber bewährt sich Varnhagen bei dieser Gelegenheit auch wieder; man kann nicht anders, als ihm zuhören, wenn er erzählt, wie Johannes von Müller sich von Napoleon beschwatzen ließ und ebenso wenn er die Erzählung von dem oft besprochenen Fußfall der Fürstin Hatzfeldt wiederholt.

Der folgende Band der Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens wird gerade über die Kriegszeit noch viel Interessantes bringen, wenn auch Manches davon zu dem Bekannten gehört; im Zusammenhange, wie es hier geboten wird, bietet es neuen Reiz dar.

F. von Hohenhausen.

Die Bearbeitung der Literaturgeschichte in Deutschland.

II. Vorgeschichte.

In die Gestaltung der deutschen Literatur greift die Erfindung des Buchdruckes auf's tiefste ein, ja sie ergreift zunächst einen wichtigen Theil unserer mittelalterlichen Poesie. 1477 werden Wolfram's Parcival, der jüngere Titurel und das Heldenbuch gedruckt. Aber während jene Kunstepik bald wieder vergessen wird, erlebt das volksthümliche Heldenbuch bis 1590 noch fünf Ausgaben. In gleicher Weise sind es nicht die Nibelungen und Gudrun, kurzum unser Bestes aus dem Mittelalter, was durch den Druck bleibendes Leben im Volke erhält, sondern es ist die Spruch- und Schwankdichtung, vor Allen Freidank und Reineke Fuchs. Der letztere wird bis 1666 17mal in niederdeutscher, 16mal in hochdeutscher Sprache gedruckt. Einen Anfang deutscher Sprachforschung kann man daher in diesen Ausgaben altdeutscher Dichtungen von secundärer Bedeutung nicht finden; sie beweisen nur denjenigen Grad von literarhistorischem Interesse des deutschen Volkes, der dem rohen Bildungsstande jener Zeiten entsprach. Es war eben seine Geschmacksache, mit der nicht weiter zu rechten ist. Die deutsche Forschung ist vielmehr eine Frucht der humanistischen Studien und der Wiederbelebung des klassischen Alterthums, welche bekanntlich von der Vertreibung der griechischen Gelehrten seit dem Falle Konstantinopels 1453 datirt. Diese Studien wandten sich zunächst nach Italien, von da nach Deutschland. Die wichtigste und fast die einzige Quelle von Bedeutung für die Erforschung der deutschen Urzeit waren zunächst die Schriften des Tacitus, von denen die einzige Handschrift der Germania ca. 1450 entdeckt und mit Eifer gedruckt wurde. Unsere deutschen Humanisten mußten zu den Römern in die Schule gehen, um von ihren deutschen Vätern etwas zu erfahren. Ja, der Ersten einer, Jacob Wimpheling zu Schlett-

stadt (1450—1528), begeistert für die Ehre des deutschen Vaterlandes, kennt zwar den glänzenden Sieg der Germanen über Varus, aber er kennt noch den Namen des Arminius nicht, weil er die berühmte Stelle in den Annalen des Tacitus über die Größe des Armin (II, 88) noch gar nicht kennt. Denn die Annalen des Tacitus wurden erst 1515 zum erstenmale durch den Druck zugänglich gemacht. Die Begeisterung Wimpheling's für die deutsche Herrlichkeit, die er in seiner epitoma Germ. rerum niedergelegt, ist überhaupt nicht hoch genug zu veranschlagen. Er gelangt geradezu zu dem Resultat, daß kein Volk der Erde sich mit dem deutschen messen könne, und nicht ohne Wehmuth lesen wir in diesen Tagen, wie er die Vorzüge seines gesegneten Elsaß preist und dessen echte und uralte Deutschheit Frankreich gegenüber hervorhebt. Neben Wimpheling wirkt in Schwaben gleichzeitig Heinrich Bebel für Belebung vaterländischer Studien. Gründlicher und weitaus umfassender nimmt der Humanist Conrad Celtis das germanische Alterthum in die Hand, auch der sonderbare Fälscher Trithemius ist nicht ohne Verdienste. Indessen sind alle diese Studien nur allgemein historischer Art und enthalten nichts von literarischer Kritik. Die ersten, freilich sehr primitiven Versuche über die sprachlichen Verhältnisse der Deutschen macht Lazius, und den ersten nachhaltigen Impuls zur Sprachforschung bewirkte die Herausgabe des Evangelienbuchs von Otfried durch Flacius Illyricus. Diese Dichtung selbst war freilich zu anderem Zwecke, nämlich im Dienste der Reformation edirt worden und hatte, zu kirchengeschichtlicher Forschung benutzt, ihre Aufgabe in jenen Untersuchungen der geschichtlichen Vergangenheit zu erfüllen, womit die protestantische Reformation ihre Stellung rechtfertigen wollte. Luthers Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Sprache dürfen wir hier schon als bekannter voraussetzen. Die Anfänge der vergleichenden Sprachforschung knüpfen sich an den Namen Conrad Geßner, dessen linguistische Forschungen besonders in seinem großen Werke Mithridates niedergelegt sind. Eine festere Basis gewann die deutsche Forschung schon, als die Gelehrten Goldast und Freher den Manessischen Codex (1623 nach Paris geraubt), und damit erst unsere eigentlichen Minnedichter kennen lernten. Gegen 1520—30 begannen auch die Anfänge der deutschen Grammatik, freilich zunächst nur als Hülfsmittel zur Erlernung des Latein. Dahin gehören die Bestrebungen von Joh. Turmair (Aventinus). Wichtiger für die Geschichtsschreibung der deutschen Poesie war die Erscheinung von Opitz, dem Begründer der deutschen Metrik (des Accentuationsgesetzes) und die Thätigkeit jener literarischen Orden, die so gesund in ihren grammatischen Schriften, als kindisch in ihrem Dichten waren. Hochwichtig wird gleich darauf das Werk von Schottelius: „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache", Braunschw. 1663, indem es „Wortforschung", Syntax und Verskunst zum erstenmale zusammenfaßt und die bisherigen Resultate methodisch ordnet. Die ersten Versuche eines deutschen Wörterbuchs (bisher gab es nur lateinisch-deutsche) machte 1561 der Züricher Josua Maaler in „Die Teütsch Sprach. Alle Wörter u. s. w."

Wir sind endlich dem Augenblicke nahe gekommen, wo die Herausgabe des silbernen Codex durch Franciscus Junius 1665 eine völlige Revolution in den deutschen Forschungen bewirkt. Dieser Junius war freilich kein Deutscher; 1589 in Bourges geboren, lebte und schrieb er später in den Niederlanden und England. Die gothische Evangelien-Handschrift, von der nur noch dunkle Kunde existirte, war in den Schatz Rudolph's II. auf dem Hradschin in Prag gekommen. Von hier entführten sie 1648 die Schweden unter Königsmark nach Stockholm. Unter den von der gelehrten Christine dahin berufenen Männern der Wissenschaft war auch Isaac Vossius, ein Neffe des Franciscus Junius. Als nun Christine abdankte, gestattete sie jenen Gelehrten, sich Bücher aus ihrer kostbaren Bibliothek als Geschenk zu wählen. So kam der Codex argenteus in Vossius' und von da in Junius' Hände, der diese älteste und ursprünglichste Quelle der germanischen Sprachen 1665 zu Dortrecht drucken ließ. Damit begannen die deutschen Sprachstudien auf Grund ihrer nothwendigsten Quelle.

Aber die einzige wichtige That, die uns von andern germanischen Völkern hiermit geleistet worden war, blieb sie nicht. Es gehören hierher vielmehr auch die erste grammatische Bearbeitung der altgermanischen Sprachen durch den Engländer Hickes, die scharfen Untersuchungen des Holländers Ten Kate und die erste Ausgabe von Snorri's Edda durch Resenius. Auf diesen Quellen beruht schon der Antheil von Leibniz und Morhof an der Ausbildung der deutschen Sprachkunde, sowie Schilters berühmter Thesaurus. Diese Studien waren an Umfang und Bedeutung so gewachsen, daß wir die deutsche Sprache an Stelle der lateinischen zum Organ der Schule und Wissenschaft erhoben sehen, wie denn schon Geßner mit Befriedigung erklärt, daß die deutsche Sprache in den Universitäts-Collegien die herrschende geworden sei. Hier nun greift Gottsched vor allen weiter ein. Aber der Erbe von Gottsched's tonangebender Stellung war Joh. Christ. Adelung in seiner deutschen Grammatik — Studien, deren Bedeutung wir hier nicht weiter ausführen können, da uns nur daran liegt, jene Bedingungen zu skizziren, die gelöst sein mußten, ehe man an die Bearbeitung einer deutschen Nationalliteratur denken konnte. Die nächste wichtige That war die Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen durch die Züricher Bodmer und Breitinger, d. h. die Herausgabe der Manessischen Sammlung, der Nibelungen, der Aeneide, des Parcival u. A. — Dichtungen, deren Kenntniß Friedrich d. Gr. bekanntlich noch mit den Worten ablehnte, es sei elendes Zeug und keinen Schuß Pulver werth. Wir treten in die Periode Klopstock — Lessing, wo die bisherigen Studien schon lebendig-poetische Frucht zu treiben beginnen. Klopstock verwerthet den poetischen Gehalt der germanischen Mythologie im Sinne des Patriotismus, Lessing prägt die deutsche Prosa mit dem Stempel seiner genialischen Natur. Herder's universaler Sinn beginnt die Sammlungen des deutschen Volksliedes, an welchem Goethe seine eigene Lyrik heranbildet und die sich in des Knaben Wunderhorn von Achim und Brentano bis herauf auf Simrock, Talvi und Liliencron fortsetzen. Eine methodische Kritik derselben begann zuerst Uhland — doch da sind wir schon mitten in den Bestrebungen der romantischen Schule und müssen es in Bezug auf Lachmann und die Brüder Grimm, deren Bedeutung der Geschichte der germanischen Sprachforschung angehört, bei dem Hinweise auf Lachmann's Texteskritik altdeutscher Dichtungen, sowie auf die grammatischen Resultate und besonders auf die Märchen-Bearbeitung der beiden Grimm diesmal für unsere Zwecke bewenden lassen.

III. Verdienste der Romantik.

Das Material von Jahrhunderten war aufgespeichert, es war gesichtet und geprüft; jetzt durfte es an der Zeit sein, auch seine Geschichte, die Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu schreiben. Aber man zeichnet nicht leicht die Karte eines Terrains von einem Gesichtspunkte aus, der genau nur bis an die Gränzen dieses Terrains trägt. Die richtige Auffassung der

Verhältnisse verlangt, daß das Auge auch die umliegenden Landschaften und Gebiete beherrsche. Hier beginnt das Verdienst der Romantiker. Den ersten Anstoß hat diese Richtung durch Hamann und Herder bekommen. Sie beruht auf der Anschauung, daß die Poesie nicht einem einzigen Volke, nicht einer einzigen Zeit angehöre, sondern ein Gemeingut der Menschheit sei, an welchem die verschiedenen Völker, jedes nach seiner Weise, Antheil haben. Zunächst wandte sich ihr Studium allerdings nur den germanischen und romanischen Völkern zu, aber die lebendige Wechselwirkung zwischen der poetischen Production der Romantiker und den deutschen Philologen zog bald das Sanscrit, das Persische u. s. w. in den Kreis ihrer Thätigkeit und bildete in den Köpfen ihrer Vertreter die schwärmerische Idee der Weltliteratur allmählich aus. Es ist freilich wahr, daß die Romantik, indem sie sowol zeitlich ins Mittelalter als räumlich über die ganze Erde schweifte, den nationalen Boden verlor, das nationale Bewußtsein untergraben half und damit nur eine Poesie der exclusiven Stände geblieben, nie aber volksthümlich-deutsch geworden ist; dagegen darf sie sich entschieden rühmen, daß einerseits die Grimm einen mächtigen Sporn ihrer Forschungen in der Romantik gefunden, und daß wir ihr jene Uebersetzungskunst verdanken, die uns die spanischen, italiänischen, indischen Dichter und vor Allen Shakespeare fast zu einheimischen Geistern gemacht hat. Andererseits — und das ist hier für uns das Wichtigste — gingen nicht bloß die ersten Versuche einer Geschichte der Nationalliteratur von ihr aus (s. die Vorlesungen der Gebrüder Schlegel über Literatur), sondern wir behaupten weiter, daß die Abfassung einer methodischen Geschichte der deutschen Literatur dieses Hinausgehen über die nationale Schranke als vorausgehend geradezu bedingte. Seit wir uns umgesehen im Geiste der andern Völker, waren wir reifer im Urtheil über die einheimische Poesie heimgekehrt; an dem Maße der fremden Kunst lernten wir um so objectiver die eigne messen. Augenblickliche Ueber- oder Unterschätzung wären — wenigstens für den Augenblick — nicht ausgeblieben. Die Romantik hat uns davor bewahrt, indem sie uns unterwiesen hat, das ureigene Schöne bei andern Völkern zu bewundern, ihre Auswüchse und Fehlgeburten des Geschmackes aber fallen zu lassen.

Wir nannten die Begründung der Geschichte unserer Literatur eine patriotische That. Das scheint im Widerspruche zu stehn mit der Behauptung, daß die Romantik im Anstreben einer Weltliteratur der Entwicklung des nationalen Bewußtseins hinderlich gewesen sei. Indessen setzten wir hinzu, daß diese That den patriotischen Character auch nur für ihre Zeit und in ihren ersten Entstehungsmotiven getragen habe. Es war die Zeit der schmachvollen Bedrückung Deutschlands durch Napoleon, es waren die Tage von Jena. Der Geist des deutschen Gelehrten suchte auf gewaltsamem Wege den Trost in der Ferne und Vergangenheit, den ihm die Gegenwart versagte. Wie einst Wimpheling im Elsaß, so fühlten die Romantiker das Bedürfniß, sich an der vergangenen Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation für das augenblickliche Elend schadlos zu halten und zu erquicken. Mag man dies Motiv immerhin ein zunächst egoistisches nennen, so kann ein anderes Verdienst ihr nicht versagt werden. Wenn die Romantik zur Bearbeitung unserer Literaturgeschichte angetrieben hat, so hat sie damit bewirkt, daß einerseits in der Geschichte unserer Geistesdenkmale ein Spiegel unseres nationalen Geistes, ja der erste und oberste Ausdruck unserer Volksseele andern Völkern zur Werthachtung aufgestellt wurde, andererseits haben wir — und das ist ihre Wirkung nach innen — ein mächtiges Erziehungsmittel für unsere Jugend damit gewonnen, die an dem Bilde deutscher Geisteskraft eine unerschöpfliche Nahrungsquelle für vaterländischen Sinn gefunden. Daß aber der erste Beweggrund der Romantiker zur Begründung der Literaturgeschichte in der That der patriotische gewesen, dafür begnüge sich der Leser mit den drei folgenden Zeugnissen, die aber leicht aus den Schriften fast aller Romantiker vermehrt werden könnten. Friedrich Schlegel schreibt bei Mittheilung seiner Reiseeindrücke nach Paris 1802 in der Zeitschrift Europa: „Wenn man solche Gegenstände sieht (die Wartburg und der Rhein), so kann man nicht umhin, sich zu erinnern, was die Deutschen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte... Darum wollen wir festhalten an dem Bilde oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren lassen durch die gegenwärtige Armseligkeit, unter welcher dieses große Volk erliegt. Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen, und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen." — „In der schmachvollsten Zeit des Vaterlandes — schreibt von der Hagen zu seiner Herausgabe der Nibelungen — war es mir, wie vielen Freunden, ein großer Trost, eine wahre Herzstärkung und eine hohe Verheißung der Wiederkehr deutscher Weltherrlichkeit, die uns nicht getäuscht hat." — Und Uhland zu seiner Bearbeitung deutscher Volkslieder: „Ich betrachte diese Arbeit nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit, eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens . . . ."

Böhmen.

Die Nothwendigkeit einer tschechischen Universität in Prag.

Der Verfassungs-Verein der Deutschen in Böhmen hat an die liberalen deutschen Abgeordneten des österreichischen Reichstages eine uns gedruckt vorliegende, von einem „Bericht über die nationalen Verhältnisse an der Prager Universität"*) begleitete Denkschrift gerichtet, worin die Ueberzeugung ausgesprochen wird, „daß die Errichtung von Lehrkanzeln mit tschechischer Vortrags-Sprache für sämmtliche Gegenstände des Universitäts-Unterrichts an der Karl Ferdinands-Universität in Prag, im Sinne der eben auftretenden Anforderungen von Seite der tschechischen Parteiführer, geeignet sei, die Rechte der Deutschen zu beeinträchtigen", weshalb die Abgeordneten aufgefordert werden: „die bedrohten Interessen der Deutschen Oesterreichs an der Prager Universität auf das Entschiedenste und allenfalls durch Anbringung eines Antrages auf Errichtung einer besondern tschechischen Universität zu wahren".

Wir theilen aus der gedachten Denkschrift die nachstehenden auf die Schrift des Dr. Knoll sich stützenden Motive des Verfassungs-Vereins mit:

„Schon jetzt bringt ein guter Theil der die Universität beziehenden Jünglinge tschechischer Nationalität nur die nothdürftige Kenntniß der Elemente der deutschen Sprache aus den Mittelschulen mit, und ist daher kaum in der Lage, den deutschen Vorträgen mit Gewinn zu folgen. Welche Schwierigkeiten und Mißstände sich hieraus in Betreff der Prüfungen ergeben müssen,

*) Von Dr. med. Philipp Knoll. Prag, Verlag des Verfassungs-Vereins der Deutschen in Böhmen.

und zwar für Studenten und Lehrer (welche letzteren häufig nicht im Stande sind, zu beurtheilen, wie viel bei mangelhaften Antworten der Unkenntniß der Sache und wie viel der Unkenntniß der Sprache zuzuschreiben sei) ist leicht einzusehen. Diese Uebelstände aber nehmen von Jahr zu Jahr bedeutsamere Dimensionen an. Ohne Zweifel ist es im höchsten Grade bedauerlich, daß in einem Staate, in welchem die deutsche Sprache in ganz natürlicher Weise Reichssprache geworden war, die Kenntniß derselben in einem großen Theile jener Kreise, die vorzugsweise am öffentlichen Leben Theil zu nehmen berufen sind, allmählich ausstirbt. Aber es sind bei der dermaligen Gestaltung der politischen Verhältnisse keine Maßregeln, welche den Fortgang dieses Processes aufzuhalten vermöchten, zu erwarten. In ihm aber begründet sich ein beständig dringlicher werdendes Bedürfniß nach Creirung tschechischer Professuren für sämmtliche Unterrichts-Gegenstände.

„Aber auch wenn dieses Bedürfniß nicht bestünde, so würde dennoch ein vollständiger Dualismus in Bezug auf die Unterrichtssprache an unserer Universität unvermeidlich und unaufhaltsam zur Durchführung gelangen. Ein diese Entwicklung förderndes und beschleunigendes Eingreifen seitens der Regierung steht unseres Erachtens in sicherer Aussicht, wenn man auch vielleicht nicht geneigt sein möchte, der leidenschaftlich geltend gemachten Forderung unserer nationalen Gegner: die Zahl der Lehrkanzeln für tschechische Vorträge plötzlich und ohne jede Rücksicht auf die Qualification der von der Partei designirten Candidaten, auf die Zahl der Lehrkanzeln für deutsche Vorträge zu erhöhen, gerecht zu werden. Aber ganz unabhängig von einem derartigen, durch politische Erwägungen bestimmten Eingreifen wird das bezeichnete Ziel, wenn auch langsam, doch unfehlbar erreicht werden. Es bestehen nämlich keine gesetzlichen Mittel, Habilitirungen für tschechische Vorträge, falls die Habilitationsbewerber die erforderlichen Fähigkeiten nachweisen, zu hindern. Bereits sind solche Habilitirungen erfolgt, zahlreiche weitere stehen in Aussicht. Die betreffenden Docenten ziehen, wenn die Partei eine für sie günstige Parole ausgiebt, die Hörer tschechischer Nationalität an sich. Bei mehrjähriger Wirksamkeit wird ihnen, nach den hiesigen Gepflogenheiten, eine Beförderung nicht versagt werden. Auch würde es auf die Dauer nicht durchzuführen sein, diese Lehrer für die Studirenden tschechischer Nationalität von der Theilnahme an den Prüfungen auszuschließen, sie ohne Besoldung zu lassen u. s. f., möchten auch irgend welche wissenschaftliche Leistungen von ihnen nicht zu Tage kommen. Das Resultat aber, auf welches die erwähnten Verhältnisse plötzlich oder (bei normalem Verlauf des akademischen Lebens) allmählich hinausführen müssen, wenn nicht der in unserem Beschlusse bezeichnete Schritt geschieht: die Durchführung des Dualismus in Betreff der Vorträge bei Festhaltung der Einheit in Betreff des Senats und der Professoren-Collegien, kann von den Deutschen nicht acceptirt werden. *Es schließt den Ruin der deutschen Universität als unabwendbare Consequenz in sich ein.*"

„Um dies sich deutlich zu machen, braucht man nur zu erwägen, daß die zahlreichen deutsch vortragenden und zu tschechischem Vortrage nicht-befähigten Professoren, welche der tschechischen Nationalität und Partei angehören, von ihren Lehrkanzeln nicht verdrängt werden könnten. Es würden daher die Vertreter dieser Partei (denn daß die tschechisch vortragenden Professoren ihr sämmtlich angehören würden, versteht sich von selbst) in allen jenen Collegien die entschiedene Mehrheit bilden. Und zwar in solcher Weise und unter solchen Verhältnissen, daß sie in der Lage wären, eine Aenderung dieser Sachlage zu ihren Ungunsten für immer unmöglich zu machen. Was dies aber bedeute, wird man nicht verkennen, wenn man erwägt, daß es der Partei entschieden mehr darum zu thun ist, nationalen Heißspornen Sitz und Stimme in Universitäts-Angelegenheiten zu verschaffen, als die Lehrstühle mit tüchtigen Vertretern der Wissenschaft zu besetzen daß jene aber ihre agitatorischen Gewohnheiten mit dem Einzuge in die Aula ebensowenig abstreifen dürften, als die Bande, welche sie an die leidenschaftliche, wohl disciplinirte und die weitgehendsten Anforderungen an ihre Mitglieder stellende Partei knüpfen. In dieser Sachlage würde es sich u. A. begründen, daß tüchtige Gelehrte aus dem Auslande, beziehungsweise den nicht zu den Ländern der Wenzelskrone gehörigen Gebieten nicht berufen werden würden, und wenn man sie ja berufen wollte, nicht mehr gewonnen werden könnten. Es würden ferner die deutschen Professoren, welche bei der Habilitirung tschechischer Doctoren durch die Sprache, in welcher die Vorlagen erfolgen würden, von jedem Einflusse ausgeschlossen wären, auch bei der Habilitirung deutscher Doctoren als Minorität einen entscheidenden Einfluß nicht üben können. Es würde ferner nur denjenigen unter ihnen gestattet sein, in Ruhe ihrem Berufe obzuliegen, und es würde nur denjenigen deutschen Docenten die Aussicht auf ein ihren Verdiensten entsprechendes Vorankommen geöffnet sein, welche Garantieen dafür zu bieten in der Lage wären, daß von ihrem Deutschthume eine ernstliche Anwendung nicht zu besorgen sei. Es ist daher zu behaupten, daß die Beibehaltung eines gemeinsamen Senates und gemeinsamer Professoren-Collegien, gegenüber der unaufhaltsam sich vollziehenden Zweitheilung in allen sonstigen Beziehungen, nur die Bedeutung und den Zweck einer vollständigen Lähmung des deutschen Elementes, das ist, den natürlichen Consequenzen nach, einer vollständigen Tschechisirung der Universität, haben könne.

... „Denn bereits gegenwärtig bestehen an der Universität zahlreiche Uebelstände, welche den Beweis liefern, daß in dem aufgestellten Prognosticon keine Uebertreibung liege. Schon hat die Universität viel von ihrem deutschen Gepräge und im Zusammenhange damit an Glanz und Ansehen eingebüßt; bereits ist der Zudrang außerösterreichischer Studenten versiegt. Ausgezeichnete Lehrkräfte sind auf kleine deutsche Universitäten übergesiedelt, andere warten auf die erste beste Gelegenheit, ihnen zu folgen. Solche Kräfte aus dem Auslande neu heranzuziehen, ist schon gegenwärtig eine Unmöglichkeit. Dabei wird nicht versäumt, die für die deutschgesinnten Professoren vorliegenden Motive zum Verlassen der Universität durch mancherlei nicht eben lautere Mittel, unter Umständen auch durch Actionen des Straßenpöbels (man erinnere sich der in jüngster Zeit gegen ein halbes Dutzend deutscher Professoren veranstalteten „Hetze") zu vermehren. Bereits gegenwärtig macht sich ferner der Einfluß jener Partei in der Haltung der akademischen Behörden in einer nicht erfreulichen Weise geltend. Die tschechischen Doctoren-Decane haben in ihm häufig eine starke Position und das klerikale Element pflegt den tschechischen als treuer Helfer zur Seite zu stehen.

„Wir sind aber überzeugt, daß die deutschen Abgeordneten keiner Erinnerung daran bedürfen, welche Wichtigkeit eine deutsche Hochschule von höchster Leistungsfähigkeit gerade an einem Brennpunkte der deutschfeindlichen und klerikalen Bestrebungen habe, und daß sie bereit sein werden, die zur Wahrung und beziehungsweise Wiederherstellung dieses Gutes erforderlichen Maßregeln schleunigst zu ergreifen.

„Eine eingreifende Verbesserung der bestehenden Verhältnisse und ein wirksamer Schutz gegen die drohende vollständige Tschechi-

ſtrung der Univerſität dürfte aber unter den gegebenen Verhältniſſen nur dadurch ſich erreichen laſſen, daß man die zur Verfügung ſtehenden tſchechiſchen Lehrkräfte an einer zweiten ſelbſtändigen Hochſchule mit tſchechiſcher Unterrichtsſprache ſammelt. Wie überall, wo dieſes irgend nur durchführbar iſt, erſcheint es auch hier dringend geboten, durch eine völlige Loslöſung des deutſchen Elementes von dem tſchechiſchen den Deutſchen die unter unſeren Verhältniſſen allein wirkſame Garantie für alle Eventualitäten der Zukunft zu ſchaffen. Eine Wendung zum Beſſeren wird hier überall nur dadurch herbeigeführt werden können, daß man den das tſchechiſche Volk leitenden Kreiſen Gelegenheit giebt, ſich in ganz einſeitig nationaler Weiſe zu entwickeln. Wenn die bei einer vollſtändigen nationalen Iſolirung, in Anbetracht der geographiſchen Lage der von dem tſchechiſchen Volke bewohnten Landſtriche, unausbleibliche Witzigung eingetreten ſein wird, dann wird ſich in natürlicher Gegenſtrömung von innen heraus ein Triumph des Deutſchthums und der von ihm vertretenen Tendenzen anbahnen, welcher im Stande ſein dürfte, die Uebel wirklich zu heilen, welche ein überſtürztes Preisgeben des deutſchen Staatsgedankens und ein plan- und zielloſes Experimentiren am Staatsorganismus mit ſich gebracht hat.

„Auch kann die Forderung der Gründung einer neuen Univerſität in der diesſeitigen Reichshälfte, Galizien ausgeſchloſſen, nicht als ein außerordentlicher Anſpruch bezeichnet werden. Während die Länder des deutſchen Reiches bei einer Einwohnerſchaft von gegen 40 Millionen 20 Univerſitäten (alſo auf je 2 Mill. 1 Univ.) aufweiſen, während ferner Galizien bei einer Bevölkerung von 5 Millionen 2 Univerſitäten beſitzt, haben die alten öſterreichiſchen Reichs- und Bundesländer für circa 16 Millionen Einwohner nur 4 Univerſitäten (1 auf 4 Mill.). Die natürliche Folge dieſer Einrichtung iſt eine der förderlichen Wirkſamkeit abträgliche Ueberfüllung einzelner dieſer Anſtalten, in erſter Linie der Univerſität in Wien, in zweiter jener in Prag, welche Ueberfüllung es auch veranlaßt hat, daß ſich ſeit Jahren die öffentliche Meinung mit dem Gedanken der Einrichtung neuer Hochſchulen beſchäftigt.

„Es erſcheint nun am zweckmäßigſten, dieſen Verhältniſſen dadurch Rechnung zu tragen, daß man in Prag eine neue Hochſchule mit tſchechiſcher Unterrichtsſprache gründet. Hierdurch würde nicht allein der Ueberfüllung der Auditorien unſerer Prager Hochſchule (eine Ueberfüllung, welche ſich bei allen mit Demonſtrationen verbundenen Vorträgen in ſchlimmer Weiſe geltend macht) abgeholfen, ſondern auch die Wiener Univerſität einigermaßen entlaſtet werden. Denn ein großer Theil des dort ſtark vertretenen ſlaviſchen Elementes würde an die neue tſchechiſche Hochſchule wandern, während gleichzeitig die ſtarken Zuzüge deutſch-böhmiſcher Studenten an die Wiener Univerſität aufhören oder doch ſich mindern würden, wenn denſelben in Prag wieder ein möglichſt guter und von allen äußeren Störungen freier Unterricht geboten wäre."

Eine confiscirte panſlaviſtiſche Broſchüre.

Der von einer Partei in Rußland, von den ſogenannten Moskowiten, eifrig geſchürte Panſlavismus hat ein nicht unbedeutendes Heer von Agenten in den öſterreichiſchen Kronländern, vorzüglich aber in den ſlaviſchen Kronländern Oeſterreichs, die es ſich angelegen ſein laſſen, vor der Hand bloß dem ſlaviſchen Gedanken die weiteſte Ausdehnung zu verſchaffen, wohlwiſſend, daß wenn dieſer erſt hier mächtige Wurzel geſchlagen, es dann ein Leichtes ſein wird, die Verwirklichung der ſlaviſchen Idee von Rußland, und nur von Rußland allein abhängig zu machen. Um den erſten und mit ihm dann auch den zweiten Zweck zu erreichen, iſt es jetzt die wichtigſte Aufgabe dieſer Agenten, die Slaven diesſeits der Leitha gegen die Deutſchen, und jenſeits gegen die Magyaren aufzuſtacheln, und geſtehen wir es nur gleich offen, daß ſie — wenn nicht bald von einer kräftigen Regierung Abhülfe geſchafft wird — dieſer Aufgabe nicht nur nachgekommen ſein, ſondern mit derſelben ihren großen Zweck erreicht haben werden, größer als ſie ſich ihn jemals gedacht. Einen kleinen Beleg dafür liefern die oftmaligen Landtagswahlen unter den Tſchechen, liefern die jüngſten Wahlen in Croatien und Slavonien, auf welche die in Rede ſtehende Broſchüre Bezug hat.

„Gradjanom à seljakam u Horvatskoj i Slavonyi u oči izbovah godine 1871" (Den Bürgern und Landleuten in Croatien und Slavonien vor den Wahlen im Jahre 1871), iſt der Titel der Broſchüre, welche ein ungenannter Verfaſſer jüngſt in Prag herausgegeben, weil er wohlweislich wußte, daß er jenſeits der Leitha nicht nur keinen Verleger, ſondern nicht einmal einen Drucker finden dürfte, durch welchen das Erſcheinen dieſer Broſchüre daſelbſt ermöglicht werden könnte. Der Inhalt dieſer mehrere Bogen umfaſſenden Broſchüre iſt eine Aufforderung an die Serben, Croaten und Slavonier, ſich ſtets um die nationale Fahne zu ſchaaren und auf die Gründung eines dreieinigen Königreiches hinzuwirken, das keinen Annex von Ungarn bilden, ſondern als ein ſelbſtändiges Reich daſtehen und einen Theil Oeſterreichs bilden ſoll. Daher ſei es Aufgabe der ungariſchen Slaven, in den Landtag nur nationalgeſinnte Männer zu wählen und keine „Magyaronen". Nachdem nun die Folgen geſchildert werden, welche eine Wahl der letzteren in den Agramer Landtag verurſachen könnte, und die nationalen Candidaten, welche zu wählen empfohlen werden, genannt ſind, ſchließt die in Agram zu Anfang dieſes Jahres geſchriebene Broſchüre mit den Worten: „Ich ſage dir, Nation, ſtehe auf deiner Warte!"

Daß die ungariſche Regierung dieſe Broſchüre confisciren ließ, wird wohl Niemanden befremden, aber die Confiscation hatte keinen Erfolg; man fand ſie dennoch zu Hunderten in den eingangs genannten Provinzen verbreitet, und die bisher ſtattgefundenen Wahlen zeigten, daß die Wirkung dieſer Broſchüre nicht ausgeblieben. Das erſte Wahlreſultat ergab, daß in 24 Bezirken die nationale, und nur in 6 Bezirken die Regierungspartei geſiegt. Und wenn auch die ungariſche Regierung die weitere Vornahme der Landtagswahlen ſiſtirt, ſo iſt darum die Wirkung der Broſchüre nicht vernichtet, und die vorzunehmenden Wahlen werden ſchließlich doch zeigen, daß die panſlaviſtiſchen Agenten ihre Schuldigkeit gethan.

Prag. D—s—r.

England.

Ueber Volksspiele.

Vor Kurzem ging durch unſere Blätter ein von einer großen Zahl achtbarer Männer unterzeichneter Aufruf zur Gründung eines neuen „Vereins für Volksbildung."*) Die Ziele,

*) S. Nr. 19 des „Magazin."

die dieser Verein sich stellt, sind derart, daß jeder Menschenfreund nur den einen Wunsch empfinden kann: möchte diese edelste Frucht des Friedens reifen und gedeihen und ihrerseits wieder Samenkörner des künftigen Friedens — des ewigen, so Gott will — enthalten! Möchte es jenen edlen Männern in der That gelingen, die Geister der Masse des Volks aufzuklären, zu wecken, zu belehren über das, was zu ihrem wahren Heile frommt, über das, was sie zu meiden haben, möchte es, mit Einem Worte, ihnen gelingen, das Volk auf eine Stufe zu heben, auf der Jeder ein wahrhaft menschenwürdiges Dasein zu führen im Stande sei.

Belehrung muß natürlich einer der mächtigsten Faktoren bei diesem Unternehmen sein, dies werden Alle zugeben, wenn auch über das Wieviel und Wie von der Erfahrung noch manche Modifikationen zu erwarten sind. Aber außer der eigentlichen Belehrung giebt es noch ein großes Volks-Erziehungsmittel, das bisher zu wenig Beachtung gefunden hat: das Spiel.

Wie sehr die alten Kulturvölker das Spiel als Bildungsmoment zu schätzen und zu nutzen wußten, ist zu bekannt, als daß wir hier näher darauf eingehen sollten. Von den modernen Kulturvölkern scheinen die Engländer am meisten seine Wichtigkeit begriffen zu haben, doch sind der rapid anwachsenden Bevölkerung der großen Städte, besonders Londons die Vorkehrungen früherer Tage nach dieser Richtung hin, d. h. für Erholung und Amüsements der untern Volksklassen überhaupt, nicht mehr genügend. In einer Versammlung, die sich kürzlich mit diesem Gegenstande beschäftigte, wurden viele recht beherzigenswerthe Dinge gesagt. Wir geben in folgendem einige der Gedanken wieder.

Ein Mr. Fuller hob hervor, daß Alle, die da wünschten, die Menschen möchten so arbeiten, wie es zur Erlangung ihres eignen Wohlbefindens am dienlichsten sei, da sie dann auch am meisten zum Reichthum, zur Stärke und Sicherheit des Staates mitwirken, daß diese auch zugeben müßten, der Unterricht in der Kunst zu spielen, d. h. in der Kunst, die Erholungszeit auf gesunde, harmlose und ersprießliche Weise zuzubringen, müsse einen hervorragenden Theil der allgemeinen Erziehung bilden. „Indem wir das Volk spielen lehren, d. h. indem wir seinen Geschmack für das Schöne und Gute bilden, und seine Genußfähigkeit in edlem Sinne erhöhen, nehmen wir ihm zugleich die Neigung zu niedern Lüsten und vermindern die Versuchungen, die seinen Weg umringen."

„Es ist eine physiologische Thatsache, daß für gewöhnlich organisirte Menschen, Männer wie Frauen, Amüsement oder Zerstreuung zur Erhaltung körperlichen wie geistigen Gleichgewichtes ganz unentbehrlich ist. Nur hier und da trifft man einen Menschen, der so viel Interesse an seiner Arbeit nimmt, daß er gar keiner Erholung von derselben bedarf. Einige glauben zwar dazu im Stande zu sein, aber ein vorzeitiges Zusammenbrechen ihrer Kräfte ist die gewöhnliche Folge. Die Natur besteht einmal auf den Wechsel, und der Instinkt greift so energisch danach, daß er keine Täuschung sich gefallen läßt. Bei jedem Schritte sehen wir, wie Leute bestrebt sind, sich Vergnügungen zu schaffen, seien es nun gute oder schlechte. Welch eine gebieterische wichtige Pflicht ist es demnach für Staatsmänner, Gesetzgeber, Philanthropen, Sozial-Reformer und Volkswirthschaftslehrer sich darüber zu verständigen, wie man gutes Vergnügen schaffen und schlechtes ausschließen könne. Es liegt wahre Philanthropie in dem alten Worte: „Laß mich die Gesänge eines Volkes machen, und ich frage nicht danach, wer seine Gesetze macht!"

Das Volk verläßt gern die niedern Höhlen des Lasters und eilt freudig bessern Orten zu, wenn die Gelegenheit dazu ihm geboten wird. Als einen Beweis hiefür führt der Redner den Krystallpalast bei London an, der, trotz des ziemlich hohen Eintrittsgeldes und trotz der Entfernung von der eigentlichen Stadt eine Gesammtsumme von 20 bis 30 Millionen Besuchern aufzuweisen hat, deren größter Theil der arbeitenden Klasse angehörte.

„Es ist eine interessante Thatsache, daß während der Krystallpalast in den letzten 16 Jahren so zahlreich besucht worden ist, die Beschädigungen, die während dieses Zeitraums von den Besuchern verübt worden sind, sich auf Null reduziren. An den Tagen, die auf die großen Besuchstage folgen, an denen zwischen 50,000 und 70,000 Menschen sich in den Gärten und Parks bewegen, oder die geschlossenen Räume besuchen, kann der Polizeibericht keine Spuren gewaltsamer Beschädigungen oder Ordnungsüberschreitungen erwähnen. Dieses Beispiel von Selbstbeherrschung seitens des Volkes, diese Abwesenheit von Unmäßigkeit, Verbrechen oder Heftigkeit ist hoch bedeutungsvoll und thut deutlich dar, welch einen mildernden Einfluß auf die Sitten der großen Menge dieses schöne Institut ausübt, und wie es dazu beiträgt seine Besucher von verderblichen Gewohnheiten frei zu machen."

Dennoch bietet der Krystallpalast, so interessant und mannigfach auch seine Anlagen sind, nicht die Gelegenheit zu Spiel im eigentlichen Sinne dar. Es wird jetzt am andern Ende der Stadt ein ähnliches Unternehmen ins Werk gesetzt, der Alexandra-Park, in dessen Anlagen mehr darauf Bedacht genommen werden soll, für gemeinsame Volksspiele jeder Art Veranstaltungen zu treffen.

Die Engländer befinden sich in dieser Hinsicht in einer viel günstigeren Lage als wir, da ihre klimatischen Zustände den Aufenthalt in freier Luft den größten Theil des Jahres hindurch gestatten, während unser Klima leider noch immer der Schilderung Heine's entspricht: „Neun Monate Winter und drei Monate keinen Sommer aber — Mücken." Dennoch könnten wir, was Beschaffung gesunder und schöner Vergnügungsorte für das Volk betrifft, gar manches von den Inselnachbarn lernen, die ja auch neben den Garten- und Parkanlagen stets für weite bedeckte Räume Sorge tragen. Die Tendenz, in solchen Fragen nicht Alles von den Behörden zu erwarten, sondern aus dem Schoße der Bürgerschaft heraus selbst die Initiative zu ergreifen, ist ja in den letzten zwölf Jahren auch bei uns heimisch geworden; und die vor zwei Jahren erfolgte Gründung des Humboldtparks in unserer Residenz ist ein vielversprechender Anfang nach dieser Richtung hin. Möchte der Krieg doch die junge Pflanze nicht im Keime zerstört haben! Möchte allseitig anerkannt werden, wie tief die Frage der Volksspiele, in weitester Ausdehnung genommen, mit der sozialen Frage zusammenhängt, und möchte in diesem Sinne Jeder zu ihrer Förderung beizutragen bestrebt sein!

Wenn die Engländer von der klimatischen Beschaffenheit ihres Landes begünstigt werden, so haben wir uns anderer Vorzüge gegen sie zu rühmen. Wie ist z. B. der Musiksinn im ganzen Volke bei uns verbreitet! Die Gartenconcerte, in denen klassische Musikstücke vom Orchester ausgeführt werden, erfreuen sich stets eines außerordentlich lebhaften Besuchs, und wenn allerdings auch hier nicht die untersten Schichten der Gesellschaft vertreten sind, so doch solche, denen in früheren Jahren derartige Genüsse völlig fremd und unzugänglich waren, und die jetzt mit heiterm Verständniß und Dank das Gebotene aufnehmen. Hier kann man beobachten, welch mächtiges Kulturmittel die Musik ist!

In anderm Sinne besitzen wir auch in den Fröbel'schen Kindergärten ein Moment das für diese Frage von Bedeutung ist. Der Spieltrieb, der jedem Menschen eingeboren ist, und mehr oder weniger mächtig auftritt, bedarf ebensowohl der Schulung und Leitung wie jeder andere Trieb: der Mensch muß spielen lernen, um später wirklich mit Sinn spielen zu können. Wer einmal den freudigen Eifer, die gänzliche Hingegebenheit an die Sache beobachtet hat, von denen eine Kinderschaar beseelt wird, die zu Fröbel'schen Spielen angeleitet worden, der wird sich sagen müssen, daß diese kleine Schaar den Geist des Spiels überhaupt begriffen hat, und vermuthlich diese Fähigkeit auch in's spätere Leben mit hinüber nehmen wird als Talisman gegen sinnlose Spiele und Zerstreuungen.

Weit entfernt davon, der Arbeitskraft und Lust eines Volkes zu schaden, wenn man für seine Spiele sorgt, kann man vielmehr mit Gewißheit behaupten, daß man beide dadurch steigert, und schon in diesem Sinne sollte sowohl der Staat als die Volksfreunde ihr Augenmerk darauf richten.

Ihr also, denen wirklich das Wohl des Volkes am Herzen liegt, schafft für die Kinder Kindergärten, für die Jugend Spielplätze, für die Männer und Frauen, Handwerker- und andere Vereine, in denen sie nicht blos wissenschaftliche Vorträge zu hören bekommen, und für Alle, die Möglichkeit, reine Luft in anmuthiger Umgebung zu schöpfen! M. St.

Zur Heranbildung wirthschaftlicher Frauen.

Die für die Erweiterung der Frauen-Erwerbsfähigkeit so unermüdlich thätige Miß E. Faithfull in London ist im Begriffe, ein neues Unternehmen ins Leben zu rufen, daß sie in einer der letzten Sitzungen der Victoria-Discussion-Society in folgenden Worten empfohlen hat:

„Alle die, welche gleich mir eine bessere Erziehung der Frau anstreben und an ihre geistige Befähigung glauben, werden häufig beschuldigt, gleichgültig gegen das zu sein, was man die häusliche Sphäre genannt hat; ja man hat sogar behauptet, daß wir die häuslichen Pflichten des Weibes mit entschiedener Feindseligkeit betrachteten. Ich meinestheils muß eine solche Beschuldigung auf's Entschiedenste ablehnen, ich halte es im Gegentheil für ein Moment von der äußersten Wichtigkeit, die Frauen für die Pflichten der weiblichen Sphäre auf's Gründlichste vorzubereiten. Allein wie kann das am Besten geschehen? Lord Shaftesbury sagt in einem Briefe, den ich kürzlich von ihm erhalten habe: „Wir können ebenso wenig Mädchen zu guten Dienstmädchen und ausgezeichneten Hausfrauen durch Regeln und Vorschriften ziehen, als wir es dahin bringen werden, Knaben zu Schwimmern zu machen, indem wir sie auf dem Boden umherstrampeln lassen." All unsere Vorbereitungsschulen haben diese Schwierigkeit zu bekämpfen gehabt, und unsere Kochschulen sind ganz und gar daran gescheitert. Wir müssen deßhalb zu einer Combination schreiten, wenn wir eine wirklich tüchtige Vorbildungsschule für häusliche Oekonomie haben wollen; wir müssen eine Einrichtung haben, wo die Nahrung wirklich verzehrt wird, und die zu gleicher Zeit industrielle Beschäftigung gewährt; ja ich möchte noch weiter gehen und behaupten, eine derartige Institution müßte sich selbst erhalten."*)

*) Also in einem höheren Style genau das, was die Berliner Volksküchen bereits leisten.

Lord Shaftesbury, die Gräfin Warwick, Lady Collier und der bekannte Philanthrop Dr. Sieveking haben sich nun vereinigt, um ein Unternehmen in's Leben zu rufen, das auf folgenden Grundlagen beruhen soll.

In London soll für solche Damen, die sich für längere oder kürzere Zeit in der Stadt aufhalten wollen, ein Haus eröffnet werden, in welchem sie Unterkommen und Beköstigung finden; mit diesem Hause soll zugleich eine Vorbildungsschule für Köchinnen, Hausmädchen, Kammerjungfern u. s. w. verbunden sein; ebenso soll Unterricht im Kochen, Backen, Einmachen u. s. w. an Diejenigen ertheilt werden, die täglich die Schule besuchen wollen. Gleichzeitig sollen Vorträge gehalten werden über Nahrung, Kochen, Haushaltung, Gesundheitsregeln und ähnliche Gegenstände, während praktische Unterweisungen in Behandlung der Nahrungsmittel, Bereitung verschiedener Gerichte u. s. w. auch an solche Damen ertheilt werden, die sich in diesen nothwendigen Dingen zu vervollkommnen wünschen.

Um dieses Institut in den Stand zu setzen, daß es sich selbst erhalte, soll es in den innersten Theil des Westdistriktes von London verlegt werden. Für die dort wohnenden Damen sollen folgende Einrichtungen beschafft werden: Bequem und elegant ausgestattete Schlafzimmer nebst Badevorrichtungen; allgemeine Versammlungs- und Gesellschaftszimmer; eine Lesehalle; ein hübsch ausgestattetes Restaurant, das auch dem großen Publikum geöffnet ist, wo Mahlzeiten zu festen Preisen verabreicht werden, um volle 25 Prozent billiger, als die, welche in den Hotels ersten Ranges geliefert werden. Die Aufwartung wird nur von Mädchen besorgt.

Für solche Damen, die entweder ganz in London leben, oder die es Geschäfte halber oder um Besorgungen zu machen, besuchen, würden die Vortheile eines solchen Etablissements außerordentlich groß sein, während zugleich die dienende Klasse, im Hinblick auf welche es eigentlich unternommen werden soll, ein Mittel gewönne, sich für die Pflichten ihres Standes besser als bisher vorzubereiten.

Die Preise für die Benutzung dieses ersten weiblichen Clubhauses sind allerdings äußerst niedrig angesetzt, wenn man englische Verhältnisse bedenkt (1 Pfd. 1 Schilling die Woche für Wohnung mit dem Recht, alle Vorlesungen zu hören, das Lesezimmer zu benutzen rc.; das Mittagessen 2 Schilling = 20 Sgr.; die Tasse Kaffee oder Thee 3 Pence = 2½ Sgr.)

Auch die übrigen Bedingungen scheinen so billig, daß man dem Unternehmen wohl Erfolg versprechen darf. Sicherlich wird dann Aehnliches auch bei uns geschaffen werden, da ja in dem Viktoria-Stift in Berlin die Vorbedingungen dazu bereits gegeben sind.

Frankreich.

M. Büdinger: Lafayette, ein Lebensbild.*)

Wie bei allen welthistorischen Ereignissen, so wird man ganz besonders für die französische Revolution, ihre Entwickelung, ihren Verlauf und ihre Folgen erst dann die Bedingung eines objektiven Urtheils erlangt haben, wenn der reiche Stoff an Materialien verschiedenster Art: Urkunden, Berichte, Korrespondenzen und Memoiren, einigermaßen vollständig an's Tages-

*) Leipzig, Teubner, 1870. (115 S.)

licht gefördert und gesichtet sein wird. Bis dahin müssen uns Einzel-Publikationen als erwünschte Beiträge für eine spätere Darstellung des Ganzen erscheinen. Als eine solche Publikation mag auch der uns vorliegende Büdinger'sche Essay über Lafayette gelten, der, unter Beibehaltung der ursprünglichen Vortragsform, sich doch bei der Publikation zu einem kleinen, historischen Kunstwerk von selbst gestaltete. Wie überreich der Stoff für einzelne, hervorragende Persönlichkeiten selbst jetzt schon ist, das bezeugt am besten die formelle Eintheilung der kleinen Schrift, deren erstes Drittel allein den eigentlichen Vortrag, die zwei folgenden eine ziemlich gedrängt gegebene Auslese von historischen Beweisstücken enthalten. Abgesehen von diesem äußerlichen, durch die Entstehung der Schrift bedingten Mißverhältniß gestehen wir gern, daß wir jedes der im Anhange gebotenen Materialien nur ungern vermissen würden, da wir hier in der That eine so vollständige Sammlung von Beweisstücken erhalten, daß unser Urtheil über Lafayette für jede Periode seines reich bewegten Lebens zu einem definitiv abgeschlossenen sich gestaltet.

Der Gang des Verf. bei Betrachtung seines Helden ist ein retrospektiver. Er bietet uns das Resultat des Lebens Lafayette's, indem er ihn uns am Ende seiner Carrière präsentirt, wie er im Juli 1830 den Herzog Ludwig Philipp von Orleans im Stadthaus von Paris zum Könige, im eigentlichsten Sinne des Wortes, macht, und uns in die vergangenen Zeiten zurückführend, die hervorragende Bedeutung des Mannes bei den welthistorischen Ereignissen der Absetzung Napoleon's, dem Ausbruch der französischen Revolution und der von ihm formulirten Erklärung der Menschenrechte zeigt. Eine Erklärung seiner späteren Ansichten und Handlungen finden wir in seinem ersten, politischen Auftreten, in der tollkühnen Theilnahme des neunzehnjährigen Jünglings am amerikanischen Freiheitskampfe, von der der Verf. unparteiisch aus den Aeußerungen Lafayette's selbst nachweist, daß sie nicht, wie allgemein verbreitet, nur aus jugendlich idealistischer Freiheitsschwärmerei hervorgegangen sei, sondern zu der der Erbhaß gegen das feindliche Albion vielleicht den ersten Anstoß gegeben. Kaum ahnte wohl der Jüngling bei seiner Abreise 1777, daß dieser sein Schritt von unberechenbaren Folgen für das Verhältniß Frankreichs zu Amerika und später für Frankreich selbst und der europäischen Coalition gegenüber sein würde.

Leider gestattet uns der Raum nicht, auf die interessante Schrift näher einzugehen, von der wir nur sagen können, daß sie uns, durch das Neue, das sie bringt, in unserer persönlichen Anschauung über Lafayette bestärkt hat. Zu bedauern sind die zahlreichen, oft sinnverwirrenden Druckfehler. J.

Belgien.

Zur belgischen Literatur über den Krieg.*)

Kaum sind im Verlauf der letzten acht Monate in einem Lande mehr Broschüren, Betrachtungen, Artikel über den letzten Krieg erschienen, als in dem kleinen Belgien. Sehr natürlich; wenn irgend ein Staat, so war Belgien durch den Krieg in die ernsteste Lage versetzt — der Krieg war eine Existenzfrage für das kleine Gemeinwesen: wer vermochte im Beginn den Ausgang des Riesenkampfes vorherzusagen. Daher der höchste Grad der Erregung dort in den Gemüthern; vor dem Kriegs-Interesse trat jedes andere in den Hintergrund, wer dazu sich nur irgendwie befähigt glaubte, griff zur Feder, um kräftige Propaganda für die Ideen zu machen, die er vertrat. Man irrt sich, wenn man in Deutschland vielfach der Meinung ist: in Belgien seien nur Stimmen für Frankreich laut geworden. Die Leser unseres „Magazin" wissen vielmehr, wie begeistert man sich dort auch, und zwar nicht bloß in vlamischer Sprache, für die Sache Deutschlands ausgesprochen hat.

Vor nicht zu langer Zeit hatten wir Gelegenheit, in diesen Blättern einige Daten über den Werth eines Machwerks eines der rabbiatesten Gallomanen, des vielbesprochenen Alfred Michiels, zu bringen; heute haben wir es mit einem belgisch-französischen Geistesprodukt anderer Art zu thun, dem wir zwar nicht überall zustimmen, aber unsere Achtung zollen können wegen des Tones tiefster Ueberzeugung und sittlichen Ernstes, in welchem es verfaßt ist, wenn wir auch eine gewisse Einseitigkeit und Voreingenommenheit zu beklagen haben. Es ist dies das Leclercq'sche: „La guerre de 1870", das, ein Zeichen der großen Zustimmung, die es fand, in wenigen Wochen vier Auflagen erlebte. Der Verf. giebt sich von Anbeginn an als Frank Republikaner zu erkennen; wer zu seiner Fahne schwört, ist ihm willkommen; jeden Andern betrachtet er, mit der, den doktrinären Freiheiheitsjüngern eigenen, Intoleranz, als Feind des Volksglücks, der Humanität, aller edlen Ideen, die sich in der Gestalt des Autors personificiren. Er verfolgt einen doppelten Zweck. Sein ganzes Buch ist eigentlich nur ein Racheschrei gegen die Unvernunft des männermordenden Krieges; doch illustrirt er diese Idee durch die Darstellung des Pariser Geistes, wie er durch das die Kriegs-Gloire hauptsächlich erstrebende bonapartistische Regiment demoralisirt worden ist. Dieser Theil des Werks, der sich hauptsächlich als Kommentar der Pariser Presse darstellt und auf wirkliches Material gegründet ist, erscheint in seinen Hauptfolgerungen unanfechtbar. Anders verhält es sich mit dem allgemeinen, dem philosophischen Theile des Werks, der von dem bekannten Schlagwort ausgeht, daß der deutsche Krieg bis zum 1. September gerecht, seit dem Tage von Sédan aber ein Eroberungskrieg, folglich höchst ungerecht wurde und zu dem Schlusse kommt, daß Kaiser Wilhelm, der als der Urtypus des Despotismus und Eroberungslust hingestellt wird, ebenso verantwortlich sei an dem Unglück Frankreichs, als der entthronte Napoleonide. Daß hierbei das Wesen und die Geschichte des Streitobjekts, „Elsaß und Lothringen", der klar und fest ausgesprochene Wille und die Stimmung des ganzen, deutschen Volkes irgendwie berücksichtigt würde, können wir von Herrn Leclercq nicht verlangen, der, gleich den meisten Wallonen, von geheimer Sympathie für die „edle französische Nation" getrieben, so von richtigen Prämissen zu den verkehrtesten Schlüssen kommt. J.

*) Emile Leclercq: La guerre de 1870. L'Esprit parisien, produit du régime impérial. Bruxelles, F. Claassen, 1871.

Nord-Amerika.

Eine völkerrechtliche Kritik der Plebiscite.

Unter den mancherlei Vorwürfen, in denen sich die Abneigung und der Neid des Auslandes gegen das wiedererstandene Deutsche Reich allerorten ergeht, wird keiner häufiger vernommen

als der, daß wir uns unterfangen, das Elsaß und Deutschlothringen ohne vorgängige Volksabstimmung der Landesbewohner wieder mit Deutschland zu vereinigen. Da man sich nämlich beim besten Willen nicht verhehlen kann, daß die Deutschen auf Elsaß und Lothringen doch etwas besseres Recht haben, als die Franzosen auf die Rheingränze, und da es sich nicht leugnen läßt, daß diese, also die Annexion eines weiteren Theiles von Deutschland, das Ziel und der Preis französischer Siege gewesen sein würde, so verschanzen sich unsere Neider dahinter, daß die Franzosen diese Annexion, ebenso wie die von Nizza und Savoyen, nicht ohne zustimmendes Plebiscit der Rheinländer vorgenommen haben würden. Dadurch, daß wir eine gleiche Formalität für entbehrlich halten, machen wir uns in den Augen vieler Deutschland sonst nicht ungünstig Gesinnten einer Verletzung des Rechtes der nationalen Selbstbestimmung, einer Verachtung des Völkerrechts schuldig. Nun kann ja über den politischen und den moralischen Werth solcher Plebiscite gestritten werden, obgleich eigentlich Niemand darüber in Zweifel sein sollte, daß sie niemals das sind, wofür sie ausgegeben werden, nämlich der Ausdruck der wirklichen Meinung der politisch und moralisch zurechnungsfähigen Nation. Selbst die hartnäckigsten Verehrer des Instituts finden es einigermaßen schwer, mit der Thatsache zurechtzukommen, daß die französische Nation ihrem „Erwählten" im Mai 1870 ein plebiscitäres Vertrauensvotum mit ungeheurer Majorität entgegenbrachte, und daß vier Monate später sich keine Hand regte, um das klägliche Zusammenbrechen des Kaiserthrones abzuwehren. Aber darüber, wie gesagt, mag gestritten werden. Es ist das eine Frage, die von jedem einzelnen Volke nach dem Grade seiner politischen Reife und nach dem Maße seiner moralischen Bildung so oder anders beantwortet werden kann. Wenn dagegen behauptet wird, das Völkerrecht fordere Volksabstimmungen, und wenn diesen damit der Charakter eines rechtlich nothwendigen Instituts beigelegt wird, so verdient diese Behauptung näher untersucht zu werden.

Dieser Aufgabe hat sich neulichst der Professor des Völkerrechtes am Columbia-College in Newyork, **Franz Lieber**, in einem Aufsatze unterzogen, den das neueste Heft der in diesen Blättern wiederholt mit verdientem Lobe erwähnten Revue de droit international, nebst mehreren andern auf den deutsch-französischen Krieg und seine völkerrechtlichen Folgen bezüglichen Arbeiten veröffentlicht. Professor Lieber, ein geborner Berliner, genießt durch seine beinah funfzigjährige Wirksamkeit als Universitätslehrer und als Publicist in Nordamerika allgemeines Ansehen; sein Liberalismus ist anerkannt, seine patriotische Gesinnung für die Union hat sich während des Bürgerkrieges mit den Südstaaten glänzend bewährt. Er ist durchaus der geeignete Mann, um den Vorurtheilen, die sich nach den Erfolgen der deutschen Waffen, drüben wie hüben, gegen Deutschland laut machen, mit Autorität entgegenzutreten. Wir begrüßen es daher mit besonderer Freude, daß Franz Lieber in einer über die ganze gebildete Welt verbreiteten wissenschaftlichen Zeitschrift seine Stimme erhebt, um die angeblich völkerrechtliche Nothwendigkeit annexionistischer Plebiscite als völlig unbegründet nachzuweisen.

Lieber erinnert zunächst an die bekannte, gleichwohl oft übersehene Thatsache, daß das Plebiscit mit seinem an die besten Zeiten der römischen Republik verführerisch anklingenden Namen nichts ist, als eine sehr moderne französische und speciell Napoleonische Einrichtung. Sie datirt vom Staatsstreiche des 18. Brumaire und hat seitdem in Frankreich sieben Mal dazu dienen müssen, Veränderungen der inneren Staatsform mit einem nur zu vergänglichen Nimbus zu umgeben, drei Mal zu Gunsten Napoleons III. Wie im Staatsrechte, so ist auch im Völkerrecht die erste Anwendung des Plebiscits von den Franzosen ausgegangen und auf den Kreis ihres politischen Einflusses beschränkt geblieben. Solcher internationaler Volksabstimmungen weist die Geschichte nur drei auf, die der Bewohner von Nizza und Savoyen vor der Annexion durch Frankreich, dann die von Venedig, und endlich die von Rom. Die letzten beiden fanden auf Grund der bereits vollendeten Thatsache der Vereinigung mit Italien statt, sie waren eine n a c h t r ä g l i c h e Bekräftigung des factisch vollzogenen Anschlusses. Dem Plebiscit in Nizza und Savoyen war die Cession dieser Provinzen an Frankreich voraufgegangen. In keinem dieser drei Fälle handelte es sich um eine Einverleibung auf Grund des Rechtes der Eroberung. Schon deshalb kann keiner dieser Fälle als ein Präcedens für die Nothwendigkeit einer Befragung der Einwohner von Elsaß und Deutschlothringen angerufen werden. Ueberhaupt giebt es bisher keinen Fall, in welchem die Bewohner eines durch Eroberung erworbenen Gebiets sich durch Plebiscit für oder gegen die Einverleibung auszusprechen gehabt hätten.

Das Recht der Selbstbestimmung, auf welches sich die Vertheidiger der Volksabstimmung zu berufen pflegen, wird bekanntlich nirgends in höheren Ehren gehalten, als in den Vereinigten Staaten. Hat es denn nun die nordamerikanische Union, die ihr weites Gebiet fünfmal durch völkerrechtliche Acte, theils der Eroberung, theils der Abtretung im friedlichen Wege vergrößert hat, bisher für nöthig gehalten, Volksabstimmungen in den zu annectirenden Provinzen vorzunehmen! Die Union hat von Spanien Florida, von Mexiko Californien und Neu-Mexico erworben. In keinem einzigen Falle ist die Erwerbung von der Zustimmung der betreffenden Einwohner abhängig gemacht worden. Die wichtigste Gebietserweiterung der Union, die Erwerbung von Louisiana, geschah durch Kauf; es war Frankreich, es war ein Bonaparte, die dies immense und länger als das Elsaß zu Frankreich gehörige Gebiet im Jahre 1803 für 15 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten abtrat. Man hat auch zu dieser Abtretung die Zustimmung der Bewohner von Louisiana nicht für erforderlich erachtet.

Noch augenscheinlicher ist jenes angebliche Recht der Selbstbestimmung übergangen worden, als im Jahre 1790 von den Staaten Maryland und Virginien der Bundesgewalt diejenigen Gebietstheile überlassen wurden, die den zur Residenz der obersten Bundesbehörden bestimmten District Columbia, die Umgebung von Washington, bilden sollten. Bekanntlich war und ist in der Verfassung der Vereinigten Staaten für den Sitz der Bundesregierung eine Ausnahmestellung vorgesehen, vermöge deren die Bewohner des Distrikts der wesentlichsten politischen Rechte verlustig gehen und in allen Stücken der unmittelbaren Gesetzgebung des Congresses unterstellt sind. Es handelte sich also für die Bevölkerung der von Maryland und Virginien abzutretenden Gebietstheile um die Verwirkung der Freiheitsrechte, für welche sie, mit ihren bisherigen Mitbürgern, in dem glorreichen Unabhängigkeitskampf gegen die Macht Albions gestritten und gesiegt hatten. Trotzdem sind die Bewohner dieser Landschaften weder von den Staaten noch vom Bunde um ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Veränderung ihrer gesammten bürgerlichen und staatlichen Rechtsstellung befragt worden.

Auf diese Thatsachen gestützt, bezeichnet Lieber die Ansicht, welche in dem rechtlich nothwendigen Plebiscit eine speciell amerikanische Einrichtung erblicken will, als völlig irrig. Er nennt die ganze Theorie von der Volksabstimmung vielmehr eine speciell

unamerikanische. Und er erinnert diejenigen Bürger der Union, die sich jetzt für die freie Selbstbestimmung der Elsässer und Lothringer erhitzen, mit Nachdruck an die Erlebnisse ihrer eigenen jüngsten Vergangenheit. Existirte ein solches Recht, so würde dasselbe auch den Bewohnern von Provinzen rc. zugestanden werden müssen, welche sich von ihrem bisherigen Staatsverbande lösen wollen, um selbständig zu werden. Es würde namentlich den Bewohnern der Südstaaten zu gewähren gewesen sein, als sie, in unzweifelhaft überwältigender Majorität, sich von der Union loszutrennen strebten. Hätte man im Jahre 1863 oder 1864 die Frage, ob die Südstaaten fernerhin zur Union gehören wollten oder nicht, durch freies Plebiscit ihrer Bewohner zur Entscheidung gebracht, so würde die Entscheidung unzweifelhaft für die Trennung ausgefallen sein. Aber die Nordstaaten waren ebenso unzweifelhaft davon überzeugt, daß der Bestand der Nation, die Erhaltung der Union Dinge sind, die man nicht durch bloße arithmetische Operationen regeln darf; sie hielten sich deshalb für durchaus berechtigt, die Secessionisten auch wider Willen zur Union zu zwingen. Staaten sind keine privatrechtlichen Societäten, die durch einfachen Majoritätsbeschluß ihrer Theilnehmer aufgelöst werden können. Die Theorie der Plebiscite ist nichts weiter als ein Ausfluß jener naturrechtlichen Doctrin, welche die Begründung der staatlichen Gesellschaft auf einen Gesellschafts-Vertrag zurückführt, und die deshalb nur consequent handelt, wenn sie auch den Bestand der so begründeten Gesellschaft von dem Willen der jeweiligen Majorität abhängig macht.

Die ganze Idee der annexionistischen Plebiscite, sagt Lieber zum Schluß, ist neu. Sie entstammt einem Volke, das zu den unerfahrensten in Dingen der politischen Selbstbestimmung gehört, das mit am wenigsten vertraut mit derjenigen politischen Freiheit ist, wie sie unter gebildeten Völkern besteht. Man kann zu dem Verfahren der Volksabstimmung greifen, wenn beiderseitiges Einverständniß darüber vorhanden ist; bisher können jedoch weder die nationalen noch die internationalen Plebiscite das mindeste Vertrauen einflößen, und es giebt kein Gesetz, welches die Anwendung der letzteren in Fällen von Gebietserwerbungen, sei es durch Krieg oder auf andere Weise, irgendwie vorschriebe.

F.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur biblischen Kritik.

Der Prediger Salomonis.

Wohl kein anderer Zweig der Wissenschaft darf sich im letzten Jahrhundert eines solchen Aufschwungs rühmen, als gerade die Bibelkritik. Die Dogmen-Gläubigkeit, welche in früheren Zeiten wie ein Alp auf jeder geistigen Thätigkeit lastete, drückte besonders schwer die Beschäftigung mit der Bibel. Die Inspirations-Theorie, die Lehre, welche jede Sylbe des biblischen Wortlauts, wie er uns vorliegt, als Eingebung des heiligen Geistes auffaßte, gestattete es nicht, an der Tradition über die Abfassungszeit und Autorschaft, besonders auch der alttestamentlichen Literatur zu rütteln, den recipirten Text irgendwie zu ändern, mochten auch die überkommenen Angaben noch so sehr gegen die einfachsten Grundsätze einer gesunden Philologie verstoßen. Die orthodoxen Pastoren und Zionswächter hatten ihre ganz aparte Philologie, welche von der irdischen Wissenschaft dieses Namens eben himmelweit verschieden war. Das ist Alles, seit Lessing die deutsche Theologie befreit hat, durch die Bemühungen eines Gesenius, Eichhorn, Ewald u. v. A. in Deutschland besser geworden, und wenn auch einige Eulen am hellen Tage herumschwirren sie werden uns nimmermehr über das helle Sonnenlicht täuschen, uns nimmer beirren, daß die alte überwundene Nacht wieder hereinbricht. Die Wissenschaft kehrt nicht um und wenn sie einen Moment ihr Antlitz rückwärts wendet, so geschieht es nur, um selbst den zurückgebliebenen theologischen Nachtrab in die Bahnen freier Forschung zu ziehen.

An diesem höchst erfreulichen Aufschwung der biblischen Wissenschaft nun haben bis jetzt Diejenigen am Wenigsten mitgearbeitet, Diejenigen am schwächsten sich betheiligt, welche am Meisten dazu berufen scheinen. Wer kennt besser den Konnex der jüdischen Literatur bis auf den heutigen Tag, wer vermag eher den im Thalmud und den rabbinischen Schriften verborgenen Schatz der hebräischen Sprachkunde zu heben, wer verfügt über eine so große Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der hebräischen Sprache, als gerade die jüdischen Gelehrten? Und trotz dieser überaus günstigen Vorbedingungen für eine gedeihliche Wirksamkeit auf diesem Gebiete sind nur wenig nennenswerthe Beiträge zur höheren und niederen Bibelkritik zu verzeichnen, welche aus jüdischer Feder geflossen sind. Die Juden durften sich rühmen, bisher stets die Lehrer der christlichen Theologie im Hebräischen gewesen zu sein; Hieronymus, der große Kirchenvater, wem verdankt er es, daß seine Bibel-Kommentarien noch les- und genießbar sind, wenn nicht seinen jüdischen Lehrern, die er an unzähligen Stellen in seinen Schriften citirt! Und Nikolaus von Lyra, der zuerst diese Studien beim Beginn der neueren Zeit wieder aufnahm, hat er nicht den größten Theil seiner Weisheit aus dem jüdischen Interpreten Raschi geschöpft, so daß Reuchlin mit Recht sagt: was Nikolaus Lyranus Eigenes vortrage, ließe sich auf wenige Seiten zusammendrängen. Ja Luther selbst, der bei seiner Bibelübersetzung sich, wie es in dem bekannten Witzvers heißt, hauptsächlich nach dem Lyraner Büchern gerichtet hat, ist somit indirekt ein Schüler eines Rabbi, dessen umfassender Geist durch Zunz's biographische Skizze jetzt auch der nicht-jüdischen Welt erschlossen ist. Und die Juden, die einstigen Lehrer, haben sich in neuerer Zeit von ihren Schülern, den christlichen Theologen und orientalischen Philologen, ganz verdrängen lassen.

Wer heute in Deutschland hebräische Grammatik lernen will, der greift nach Gesenius, nach Ewald's glänzenden und tiefsinnigen Arbeiten. Die jüdische Literaturgeschichte — wer leitet besser in sie ein, wer weiß und wer weist besser in ihr Weg und Steg als Bleek, und auch den strengen Anforderungen moderner Philologie im wissenschaftlichen Verständniß und künstlerischer Uebersetzung des Bibeltextes genügen die christlichen Gelehrten vortrefflich. Wer wollte mit ihnen unter den Juden in die Arena treten?

Doch halt, da meldet sich Einer derselben zum Wettkampf, der auf andern Gebieten manch schönen Preis gewonnen hat. Herr Prof. Grätz, der berühmte jüdische Historiker, hat eine Arbeit über den Prediger Salomonis, „Koheleth“*), veröffentlicht, welche an sich selbst höchst beachtenswerth, die aber noch wichtiger ist, weil sie sich als den Vorläufer einer Reihe exegetischer Leistungen ankündigt. Die überraschenden Resultate

*) Koheleth, oder der Salomonische Prediger, übersetzt und kritisch erläutert von Dr. H. Grätz, Prof. Leipzig, Winter'sche Verlagsbuchhandlung, 1871.

dieser Untersuchung sind kurz folgende: „Koheleth“ ist zur Zeit des Herodes geschrieben; aus dieser Abfassungszeit erklären sich die vielen Anklänge an den griechischen Sprachgebrauch, sowie überhaupt durch die Auffindung dieses historischen Hintergrundes viele scheinbar ganz allgemein ausgesprochene Sentenzen einen ganz bestimmten individualisirten Sinn gewinnen. Auch über die Zeit des Abschlusses des biblischen Kanons kommt Grätz zu dem neuen, frappanten Resultat, daß erst zur Zeit Domitian's, um das Jahr 80 n. Chr., derselbe stattgefunden hat. Unzweifelhaft wird dieses Buch, das so vielfach gegen recipirte Anschauungen sich wendet und kühnen Muths gegen starke, von der ganzen gelehrten Welt vertheidigte Bollwerke anstürmt, vielen Widerspruch erfahren. Aber anerkennen wird und muß die gerechte Kritik die Schärfe des Geistes, die Sicherheit der Methode, die Fülle der Gelehrsamkeit, die Redlichkeit der Forschung, die keine andere Tendenz hat, als der Wissenschaft und der Wahrheit zu dienen.

Kleine literarische Revue.

— **„Der deutsche Protestanten-Verein und die nassauische evangelische Kirche“***) lautet der Titel einer kleinen Denkschrift, welche ein nassauischer Geistlicher der gemäßigt positiven Richtung wider die in Wiesbaden gehaltenen Vorträge von Mitgliedern des Protestantenvereins hat ausgehen lassen. Der Autor, welcher in der That durch die Ruhe und den Ernst seiner Sprache einen würdigen Eindruck hervorbringt, hat im Anhange sämmtliche Urkunden der i. J. 1817 in Nassau vollzogenen Union der evangelischen Kirchen mitgetheilt und den Versuch gemacht, den Gründen der Gegner mit aus der Bibel, den Bekenntnißschriften und Kirchenordnungen geschöpften Argumenten stichhaltigen Widerstand zu leisten. Wer auf den Buchstaben dieser Beweisstücke sieht, wird unzweifelhaft dem Vertheidiger der Orthodoxie Recht geben müssen, und zwar selbst, was die angeführten Bibelstellen betrifft, welche zum großen Theil sehr geschickt und schlagend gewählt sind. Andrerseits freilich ist auch hier das Wort Christi wohl zu beherzigen: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.“ Wenn die Reformation Luthers und Calvin's nur den Sinn hätte, welchen die heutigen Orthodoxen ihr unterlegen, so würde sie schwerlich mit allen ihren Fehlern, die wir keineswegs leugnen wollen, eine weltergreifende Macht geworden sein! Der Protestantismus der modernen Orthodoxie ist eine dogmatische Fiction, eine Schattengestalt, welche dem Streben, eine abgestorbene Vergangenheit zu galvanisiren, ihren Ursprung verdankt. Alle Galvanisirungs-Versuche haben sich indeß jederzeit als absolut unfruchtbar erwiesen! Die Menschheit läßt sich in keinem Bereich ihres lebendigen Daseins auf den Standpunkt älterer Entwickelungsepochen zurückschrauben! Sollte den rechtgläubigen Apologeten des Buchstabenglaubens auch überall der Beweis gelingen, daß die sogenannte „liberale Theologie“ den geschichtlichen Boden der Reformation verlassen habe, so entscheidet das nichts gegen die Berechtigung der Neuzeit, ihren Protestantismus freier zu gestalten, tiefer zu fassen, die Keime, die Luther und Calvin gelegt, weiter zu entwickeln. Und sollte gar, was Gott geben möge, bei dieser Gelegenheit den freisinnigen Bekennern des Katholicismus die Hand gereicht werden können, so werden altgläubige Zionswächter gegen die Wiedervereinigung aller Deutschen um das Banner desselben Glaubens und derselben Denk- und Gewissensfreiheit ganz vergeblich sich sträuben! Die kirchliche Bewegung schreitet wiederum vorwärts und die Niederlagen, die dem Romanismus auf katholischer Seite von Männern wie Döllinger, Schulte, Baltzer, Michelis, Franz und Fridolin Hoffmann und viele Andere im Namen des guten Gewissens deutscher Nation bereitet worden, sind offenkundige Zeugnisse für das Wiedererwachen des religiösen Geistes in allen Glaubensparteien Deutschlands, und sie sind Fackeln des Trostes für Jeden, der an den Sieg der großen Principien der neueren Menschheit, die da heißen: Nächstenliebe, Duldung, Humanität, gleiches Recht für Alle, wie an seine Seligkeit glaubt! T. v. B.

*) Wiesbaden, Kedrian und Röhr, 1871 (VIII und 121 Seiten).

— Dr. **Daniel Sanders: Fremdwörterbuch.***) Die Ankündigung eines Fremdwörterbuches aus der Feder des gelehrten Verfassers des, einen wohlverdienten, akademischen Ruf genießenden „Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart“ hat seit einigen Jahren die Erwartungen der Sprachforscher gespannt. Von einem Manne, der die ganze wissenschaftliche Thätigkeit seines Lebens dem Gebiete der deutschen Lexikographie gewidmet und der mit einem außerordentlichen Fleiße die größte Gewissenhaftigkeit verbindet, war natürlich kein bloßes Nachtreten in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu erwarten, sondern ein völlig neues, dem heutigen Stande der Sprach- und Literatur-Wissenschaft entsprechendes Werk, und diese Erwartungen werden durch das nunmehr ausgegebene Buch gewiß allseitig befriedigt werden. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Belesenheit der Verfasser die Belege zu seinen Erläuterungen der Fremdwörter in allen Fächern der deutschen Literatur, von Luther bis Döllinger, von Christ. Wolff bis Schopenhauer von Thomasius bis Alex. v. Humboldt und Helmholtz, von Lessing bis Spielhagen zu sammeln gewußt, und mit welcher Oekonomie der Zusammenstellung und des Subsumirens auf diesen 1400 zweispaltigen, allerdings enggedruckten Seiten gewissermaßen eine vergleichende Lexikographie aller gebildeten Sprachen gegeben ist. Wir behalten einem Fachmanne die nähere Besprechung des Werkes vor, von dem wir vorläufig nur diese kurze Anzeige geben wollten.

— **Die sechste Auflage von Berghaus' „Karte der Welt.“****) Man weiß, welche beifällige Aufnahme die nach Mercator's Projection von Hermann Berghaus neu entworfene Weltkarte in England und Amerika, wie in Deutschland und bei allen seefahrenden Nationen der Welt, gefunden hat. Im Laufe von acht Jahren sind sechs Auflagen dieser Weltkarte nothwendig geworden, welche eine vollständige Uebersicht aller Weltverkehrs-Linien zur See wie zu Lande, der Luft- wie der Meeresströmungen, der Schneegränzen, der Eis- und der Aequatorial-Zonen, der berühmtesten Entdeckungsfahrten, sowie der Ueberland- und Untersee-Telegraphen-Linien liefert. Die vorliegende (sechste) Auflage ist bedeutend verbessert und zum Theil nach einem neuen Plane bearbeitet. In der Südsee, dem bisherigen „Stillen

*) 2 Bde. Lexikon Format in gr. 8., Erster Bd., von A bis Kuzikener. XVI u. 730 S. Zweiter Bd., von L. bis Zythotechnik, 616 S. Leipzig, Otto Wigand, 1871.

**) The Chart of the World. Gotha, Justus Perthes, 1871.

Meere" hat sich bekanntlich seit einigen Jahren in Folge der Eröffnung der großen amerikanischen Eisenbahnlinien vom Atlantischen zum Pacifischen Ocean ein großartiger neuer Weltverkehr gebildet, der mehr und mehr an der Vermittelung des Handels zwischen dem westlichen Europa und dem östlichsten Asien theilnimmt. Der Westweg nach China über die Pacific-Bahn ist zu einer regelmäßigen Verkehrsstraße geworden, die nicht allein einen Theil des europäischen Transports von dem östlichen Ueberlandwege abzuziehen sucht, sondern auch eine der europäischen Emigration gegenüberstehende Völkerwanderung der Chinesen vermittelt. Herr Hermann Berghaus hat darum, zur Erleichterung der Uebersichtlichkeit, die bisherige Anordnung der Sectionen der Karte nach Ost- und Westlänge aufgegeben und unter Beibehaltung der bisherigen Zählung, die Scheidelinie zwischen Ost und West in der Gegend bezeichnet, die von den europäischen Westgestaden, bei Benutzung der gegenwärtigen Verkehrsmittel und ohne Aufenthalt, von beiden Richtungen aus in derselben Zeit zu erreichen ist. Das Bild, das die neue Karte gewährt, macht übrigens auf uns den Eindruck, daß Amerika mehr und mehr der Mittelpunkt des Weltverkehrs wird, dem gegenüber die geographisch-maritime Bedeutung, welche England bisher für den Welthandel hatte, bedeutend zurücktritt. Die Zahl der Nebenkarten der Chart of the World ist auf fünfundzwanzig vermehrt und der Reichthum von Belehrungen aller Art, den sie uns auf diese Weise ertheilt, ist wahrhaft encyklopädisch.

— **Zur ältesten Geschichte des Orients.** Eine neue englische Leistung auf diesem Gebiete ist die kürzlich erschienene „Ancient History of the East", von Philip Smith (London, Murray). In gedrängter Weise sind in diesem Buche die Forschungen der neueren Zeit zusammengestellt, so daß es, wenn auch nur eine Compilation, die mit der älteren deutschen Geschichtsdarstellung der Völker des Orients von Max Duncker nicht entfernt verglichen werden kann, doch im Ganzen ein recht nützliches „Book of Reference" ist. Das Buch des Herrn Smith zerfällt in folgende fünf Abtheilungen: 1) Einleitung, in welcher die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Wohnsitze behandelt wird; 2) Geschichte Aegyptens und Aethiopiens; 3) Geschichte Assyriens und Babyloniens; 4) Geschichte des medisch-persischen Reiches und der ihm unterworfenen asiatischen Länder; 5) endlich Geschichte Phöniciens. Das Ganze umfaßt 591 enggedruckte Seiten mit 70 bis 80 künstlerisch ausgeführten Illustrationen der orientalischen Archäologie.

— **Ein Gilblas in hebräischer Sprache.** In Rußland, wo den Juden seit dem Tode des Kaisers Nikolaus wieder gestattet ist, hebräisches Wissen und Schriftenthum unbehelligt zu pflegen, während unter der Regierung jenes Zaren in Wilna, Warschau und anderwärts die hebräischen Buchdruckereien zum Theil geschlossen und zum Theil auf den Druck von Gebetbüchern beschränkt wurden, erscheint jetzt eine ganze Anzahl von politischen und wissenschaftlichen Zeitschriften in hebräischer Sprache. In einem dieser Journale (Haschachar) publizirt ein Herr Smolensky einen Sittenroman, der die Schilderung des russisch-jüdischen Volkes in allen seinen Abstufungen, in häuslichen, in Familien-, in Gemeinde-, und in Regierungs-Beziehungen zum Gegenstand hat. Der Roman, welcher den Titel führt: „Irrfahrten auf den Wegen des Lebens" (Hathoë b'darke hachajim) hat jetzt den Umfang von zwei starken Bänden erreicht, ist jedoch noch nicht vollendet. Gleichwohl sind bereits russische und englische Uebersetzungen desselben angekündigt. Es giebt sich darin ein außerordentliches Talent der Auffassung und der Darstellung des Lebens zu erkennen. Besonders die kleinen, von Juden bewohnten Städte Rußlands mit ihrem Gegensatze der Lehren des Thalmudismus und des Chassidismus, mit ihren Pharisäern und Proletariern, mit ihrem Druck unter der doppelten Tyrannei des russischen Beamtenthums und des jüdischen „Kahal", kommen darin zu einer Erscheinung, die ebenso naturtreu als künstlerisch eindrucksvoll ist.

— **Humoristische Dichtungen.** Von der „Bibliothek humoristischer Dichtungen", herausgegeben von Gustav Haller,*) sind uns die Bändchen 3—5 zugegangen. „Der Humor ist jetzt rar und muß genommen werden, wo er gefunden wird." In diesen Worten spricht sich das Prinzip des Herausgebers aus. Der Humor ist in seiner weitesten Bedeutung aufgefaßt und schließt das Burleske, Komische und Satyrische ein. Auch der Begriff „Dichtung" ist hier so weit als möglich ausgedehnt. Alle Dichtungsarten in Vers und Prosa werden in dieser Bibliothek vertreten. Schon die oben bezeichneten drei Bändchen zeigen einen ziemlich bunten Inhalt. Band 3 enthält die Acharner des Aristophanes, Band 4 das Beste aus der humoristischen Literatur des klassischen Alterthums, Band 5 eine zweite Sammlung von meist der Neuzeit angehörigen Dichtungen „für gesellige Kreise". Jedes Bändchen bietet überdies eine Beigabe mit interessanten, auf den Inhalt bezüglichen Notizen. So entwickelt im Vorwort zu Band 3 der Uebersetzer der Acharner, R. Westphal, die Gründe, welche ihn bestimmt haben, für die megarensischen und böotischen Lokaldialekte des Urtextes die plattdeutschen Dialekte der Nordseeküsten und der Mecklenburger Ebene zu setzen. — Band 4 ist eingeleitet durch eine Uebersicht der humoristischen Lyrik der Griechen und Römer, ebenfalls von R. Westphal. — Band 5 enthält biographische Nachrichten über die darin vertretenen Dichter. Uebrigens zeigt dieser Band, daß in unserem Zeitalter die Poesie keineswegs ohne Humor, der Humor keineswegs ohne Poesie ist. Eine ganze Reihe lebender Dichter hat zu dieser Sammlung Beiträge geliefert, voran einer der beliebtesten modernen Lyriker, der Pfarrer Julius Sturm, an glücklichem Humor und feiner Satyre manch einen seiner Brüder in Apoll um eines Kopfes Länge überragend!

In demselben Bande rechtfertigt sich der Herausgeber gegenüber einigen kritischen Einwürfen, die bei Gelegenheit früherer Lieferungen gemacht worden sind. So auch in Bezug auf seine Schreibweise in den „Dichtungen für gesellige Kreise". Er setzt nämlich statt des langen ſ fast ausschließlich das runde s, z. B. Rose, Esel. Das Auge stößt sich daran. Allein er sagt, indem er sich auf die etymologische Nothwendigkeit beruft, daß das runde s, als Schluß-s, nicht nur an den Schluß eines Wortes, sondern auch einer Sylbe zu stehen kommen müsse. Wir stehen unter denjenigen, welche glauben, daß dadurch der deutschen Sprache unnöthiger Zwang angethan wird. Bedenklich für die Neuerung ist es jedenfalls, daß ihr Erfinder es nicht gewagt hat, dieselbe auf alle Bände seiner Bibliothek auszudehnen!

*) Halle, G. Emil Barthel.

Literarischer Sprechsaal.

Der deutsche Sängerbund „Germania" in Brüssel veranstaltete am 14. Mai im großen Saale des „Concert Noble", zur Feier des Friedens, ein Fest, welchem über fünfzehnhundert Personen beiwohnten, unter denen sich sehr viele belgische Volksvertreter und andere angesehene Männer der Hauptstadt befanden. Viele deutsche patriotische Gesänge wurden bei dieser Gelegenheit vorgetragen und mit Begeisterung aufgenommen. Der Dirigent der „Germania", Herr Großmann, brachte im Namen der anwesenden Deutschen einen Toast „auf unsere vlamischen Brüder" aus und dankte vor Allem der vlamischen Presse für die Theilnahme, welche sie der deutschen Sache während des ganzen Krieges gewidmet, wobei er namentlich der auch den Lesern des „Magazin" rühmlichst bekannten Publicisten und Dichter, Herren Julius van Thielt und Eman. Hiel gedachte. Nachdem sich der bayerische Consul, Herr Volck, diesem Dank angeschlossen und „im Namen des deutschen Vaterlandes der vlamischen Bevölkerung von Belgien die Bruderhand gedrückt," nahm Herr van Thielt, Hauptredacteur der Zweep, das Wort und sagte: „Wir Vlamingen haben Deutschland gegenüber nur unsere Pflicht gethan, nichts weiter; denn auch wir kämpfen seit Jahrhunderten gegen französische Sitten und gegen französische Wühlerei, welche stets unsere nationale Selbständigkeit untergraben hat. Durch Deutschland ist jetzt Belgien moralisch befreit aus den gierigen Klauen Frankreichs. Deutschlands Triumph ist auch ein Triumph für uns . . . Deutschland hat den französischen Annexions-Gelüsten für immer ein Ende gemacht. Der germanische Baum steht jetzt in voller Blüthenpracht, und nimmer soll man dulden, daß ein Zweig dieses Baumes, daß die Vlamingen wieder eine Beute der Franzosen werden (Die zahlreichen Deutschen rufen einstimmig: „Nein, nein!"). Im Namen der Vlamingen und besonders auch der vlamischen Presse bringe ich einen Toast aus: auf die Wohlfahrt des großen Deutschlands und auf die Zukunft des vlamischen Volkes, das seine Selbständigkeit in Europa gewahrt sehen will. Gegrüßt sei Germania, gegrüßt seien ihre tapferen Heldensöhne!"

Der Gemeinderath von Brüssel hat kürzlich den Beschluß gefaßt, die Straßennamen dieser Hauptstadt in beiden Sprachen an den Endpunkten derselben angeben zu lassen, nachdem seit einer Reihe von Jahren der Mißbrauch eingerissen war, nur die französischen Namen anzugeben. Man sieht, daß auch in dieser Beziehung das gute Beispiel in Elsaß und Deutschlothringen für die germanischen Bewohner Belgiens Früchte trägt. Eine andere dieser Früchte ist, daß der Verein junger Advokaten von Brüssel, welcher 92 Mitglieder zählt, den Beschluß gefaßt, seine Redeübungen und Probe-Plaidoyers nicht mehr bloß in französischer, sondern auch in vlamischer Sprache zu halten, ferner daß auf Antrag des Vereins das öffentliche Programm der zu verhandelnden Gerichtssachen (die sogenannte „Rolle") künftig in beiden Sprachen abgefaßt werde, und daß in jeder Sache, in welcher die Parteien nur aus Vlamingen bestehen, ausschließlich in vlamischer Sprache plaidirt werden solle.

Es geht uns folgende Berichtigung der in Nr. 19 des „Magazin" mitgetheilten Notizen über den geschätzten Verfasser der Horae belgicae zu:

Hoffmann's von Fallersleben Geburtstag ist nicht den 3., sondern den 2. April. Bei der Hamb. „Hoffmann-Stiftung" handelt es sich nicht um eine „Ehrenpension", sondern um eine „Colossal-Büste Hoffmann's in Marmor nebst entsprechendem Sockel" und um ein „Ehrengeschenk für den Dichter", der seit seiner Rehabilitation als Professor ordinarius ein Wartegeld von 375 Thaler bezieht, das nach seinem Tode erlischt statt dessen die Hoffmann-Stiftung die nöthigen Mittel für die weitere Ausbildung seines Sohnes gewähren will.

Hoffmann's Lied:

Vlaanderen, dag en nacht
denk ik aan u,

steht bereits in Hoffmann's von ihm selbst verfaßten altniederländischen Liedern, die als Loverkens im 8. Theile seiner Horae belgicae 1852 erschienen, und ist längst ein beliebtes Volkslied geworden, s. Oude en nieuwe Liedjes, bijeen verzameld door Snellaert.

Th. E.

Nach den Schilderungen amerikanischer Blätter, steht es jetzt in einigen Südstaaten ebenso abschreckend und anarchisch aus, wie in dem von Negern beherrschten Hayti, oder im communistischen Paris. Der Staat, in welchem das Wirrsal am schlimmsten, die Auflösung aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände am weitesten vorgeschritten ist (sagt die New York Tribune) ist Südcarolina, von dessen 730,000 Einwohnern die größere Hälfte, etwa 425,000, aus Farbigen besteht. Die Weißen gehören zu einem großen Theile der Mörder-Verbindung der „Ku-Klux-Klan" an, welche Jeden, der es sich beikommen läßt, Negern Unterricht zu ertheilen, oder überhaupt den Farbigen eine Wohlthat zu erweisen, durch ihre heimlichen Gerichte zum Tode verurtheilen und unbarmherzig erschießen oder aufhängen lassen. Natürlich sind die emancipirten Schwarzen, die von ihrer Freiheit keinen Gebrauch zu machen wissen, noch weniger fähig, sich selbst zu regieren, als die Weißen. Der südstaatliche Korrespondent der New York Tribune sagt: „Nichts, als die Furcht vor der Macht der Regierung der Vereinigten Staaten, hält die Ku-Klux-Klans ab, die gegenwärtige Staatsregierung von Südcarolina über den Haufen zu werfen und alle ihre Beamten umzubringen oder fortzujagen. Die Frage, wie diesem traurigen Zustande ein Ende zu machen, ist ein Problem, dessen Lösung so bald nicht zu erwarten ist und das daher noch große Gefahren für die Union in seinem Schoße birgt."

In Konstantinopel erscheint eine neue wöchentliche Zeitschrift in neugriechischer Sprache, die den Namen „Euridike" führt. Sie ist hauptsächlich für weibliche Leser bestimmt und ihr Zweck ist die geistige Entwickelung des weiblichen Geschlechts; in dieser Absicht werden Lebensbeschreibungen einer Reihe ausgezeichneter Frauen in ihren Spalten veröffentlicht, solcher Frauen, die sich in der Literatur, Kunst oder im öffentlichen Leben irgendwie ausgezeichnet haben; die erste Nummer enthält eine Lebensbeschreibung Dora d'Istria's, deren Ruf ein europäischer ist. Die Herausgeberin dieses Blattes ist Frau Emilia Leonzias; eine Frau, die in Konstantinopel eine Zeitschrift redigirt: gewiß ein merkwürdiges Zeichen der Zeit.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 10. Juni 1871. [Nº 23.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Bunsen, der deutsche Staatsmann und Gelehrte in England.*)

I.

Preußens innere Politik unter Manteuffel.

Die Unfertigkeit unserer Zustände auf den Gebieten des social-politischen, wie des social-religiösen Lebens des deutschen Volkes läßt nicht zu, daß wir in ruhiger, tendenzloser Betrachtung der Vergangenheit die Aufgabe und den Werth geschichtlicher Darstellung erblickten. Schon die überwiegende Vorliebe für die Biographie solcher Männer, die mit ihrer ganzen Thätigkeit in die Strebungen der Gegenwart hineinragen, dient zum Beweise und wir haben kaum nöthig, daran zu erinnern, daß auch der gelehrte Forscher, wenn er von entfernteren Perioden der Geschichte, sei es des Alterthums, sei es der mittleren oder neueren Zeit sich angezogen fühlt, unwillkürlich mit der Rücksicht schreibt, Parallelen zu heutigen Vorgängen zu suchen, Reflexlichter zu Warnung und Antrieb der Zeitgenossen auf unsere Parteikämpfe fallen zu lassen.

Es ist einmal nicht anders und es ist auch kein Schade. Ist doch die bloße gelehrte, um die eigene Zeit gänzlich unbekümmerte, rein objective Geschichtsforschung ein Zeugniß für die politische Erstorbenheit eines Volkes oder für den verphilisterten Sinn eines Mannes.

Schwerlich wird sich, wenn wir nach den Männern fragen, die klaren Blickes das Unfertige, das wir bezeichneten, erkannt, die feste Zielpunkte gewiesen und in lebendigem Ringen im Auge behalten haben, schwerlich, sage ich, wird sich ein Name nennen lassen, der gleich guten Klang hätte, wie der Bunsens. Und vollends, wenn wir wissen wollen, wer die tiefe Zusammengehörigkeit der beiden Lebenselemente, des politischen und religiösen, mit Kopf und Herz erfaßt habe, der Einzige wird er dann dastehen müssen.

Wenn gewiß zu wünschen ist, wie in diesen Blättern (Nr. 19) ausgesprochen wurde, daß unser Volk sich von den Nachwirkungen der sittlich und ästhetisch verwildernden, alle andern Interessen verschlingenden Kriegsbilder gründlich erhole, und wenn zu hoffen steht, daß die ungeheure Aufregung des Krieges wie ein Frühlings-Gewittersturm milden klaren Tagen ihr Recht wieder einräumt, so ist auch mit Gewißheit anzunehmen, was der Herausgeber der deutschen Ausgabe von Bunsen's Life and Letters im Vorworte ausspricht: „Ist erst durch einen ehrenvollen, nicht mehr wie früher durch fremde Diplomatie vorgeschriebenen Frieden unserem Volke die ihm gebührende Stellung nach innen und außen bleibend gesichert, so wird sich die allgemeine Aufmerksamkeit von selbst den hier gebotenen Aufschlüssen zur Geschichte der fünfziger Jahre zuwenden".

In der That, eine reichere, eine ungetrübtere Quelle für die Geschichte besonders der Manteuffel'schen Aera, ist uns noch nicht zu Theil geworden, als sie in dieser Fülle von Briefen, Gesandtschaftsberichten und Tagebüchern aus dem Familienschatze der geistig wie äußerlich so weit verästelten Familie uns rieselt.

Ueberall tritt der verewigte Mann mit seinem reinen warmen Herzen, mit seiner männlich gehaltenen Freimüthigkeit, mit seinem durch rastlose, vielseitige Studien geschärften philosophisch-staatsmännischem Blick, mit dem feinen Takte des vollendet gebildeten Weltmannes, der doch zugleich ein eminenter Theologe war! — unmittelbar vor uns hin; er spricht zu uns, er lebt vor unseren Augen.

Welche Bildung, wahre reine Geistes- und Herzensbildung, zeigt sich hier, und in seinen Widerstrebern welche geistige Unkultur, welche sittliche Rohheit! Es gehört zur Signatur der Zeit, daß solche Mächte bestimmend auf die Geschicke der Nation wirken konnten, daß sie sich in die nächste Nähe, ja in das Herz des geist- und gemüthvollen Königs Friedrich Wilhelm IV. drängen und schleichen konnten.

Wir haben vorhergesehen, was von jener in ihren Nestern noch immer recht warm sitzenden Clique über die Veröffentlichung dieser Aktenstücke ist geurtheilt worden. Man wirft der Bunsen'schen Familie Undankbarkeit und Pietätlosigkeit vor; man stellt sich entrüstet über die Bloßlegung der vertrauten persönlichen Beziehungen, die Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen, diesen an den König fesselten; man beruft sich auf die pietätvolle Rücksichtnahme des Verstorbenen selbst, die ihm verbot, anders als durch freundschaftlich-vertraulichen Rath in erforderten Gutachten sich privatim zu äußern.

Wir kennen dieses Zetergeschrei. Aber wir sind auch dessen gewiß, daß alle bei der Herausgabe solcher Reliquien Betheiligten mit reinem Gewissen vor der Welt dastehen, die ein Recht darauf hat, bis in's Detail zu erfahren, woran es denn eigentlich lag, daß die schönsten Bestrebungen der Besten der Nation so kläglich Schiffbruch litten.

*) Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erfahrung geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedr. Nippold. 3. Bd. England und Deutschland. Leipzig, Brockhaus, 1871. 593 S. groß 8.)

Die Leiter der Geschicke der Nationen sollen wissen, daß die Geschichte eine unerbittliche Richterin auch ihrer verborgenen Thaten ist. Discite justitiam moniti! tönt ihnen zu von dem strengen Tribunal der Klio, vor welchem Aktenstücke Geltung erhalten, deren Existenz sie vielleicht nicht geahnt.

Doch, daß wir auch dies aussprechen: Alles, was Bunsen schreibt, sei es an intime Freunde, an Familiengenossen, sei es an den König selbst oder an das auswärtige Amt, Alles trägt das Gepräge der Liebe zu seinem königlichen Herrn; da ist nirgend eine Spur von der kleinlichen, in eitler Verbissenheit sich für Taciteisch haltenden Klatschsucht Varnhagens, die freilich ihres Zweckes verfehlt.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Lesern dieses Blattes Mittheilung zu machen über den gesammten Inhalt des lehrreichen Buches; wir haben uns zu beschränken auf Einzelnes, das zur Charakteristik des Mannes und zur Klarlegung der von ihm befehdeten Tendenzen in hervorragender Weise dienen kann.

Bunsen war im Februar 1849 nach England zurückgekehrt, „mit dem Bewußtsein, daß die nationalen Hoffnungen und Bestrebungen seines Volkes einstweilen völlig gescheitert seien." Mit England verband ihn ein tiefer Zug seines Wesens. Erklärt er es doch selbst (S. 205) für den Grundgedanken seines Lebens in England, „den englischen und deutschen Geist möglichst zu einigen und beiden Völkern zu zeigen, wie das Eine das Andere ergänzt, und wie nur aus ihrer einträchtigen Zusammenwirkung das Heil für diese Zeit und für unsere Kinder, menschlicherweise zu reden, für die ganze Welt hervorgehen können." Es sind in der That nicht allein die schönen persönlichen Beziehungen, die ihn durch seine Gattin und seine Stellung als Gesandter an den Prinz-Gemahl Albert, an die Königin Victoria, an die Männer der Politik fesselten; es ist vielmehr noch das volle Verständniß der protestantisch-germanischen Tüchtigkeit dieses politisch virtuosen Volkes, welches ihn selbst halb zum Engländer machte, wie er denn mit allen Capacitäten der Wissenschaft und der Literatur in stets lebhaftem Gedankenaustausch blieb, ja einen hervorragenden Theil seiner Schriften auch in englischer Sprache bearbeitete.

Das Verhalten Englands während des letzten Krieges hat uns nicht ganz gefallen; wir wollen hier nicht erörtern, ob mit Recht oder Unrecht wir lebhaftere Sympathien, reineres Verständniß unserer guten Sache zu erwarten gehabt haben mögen, doch das glauben wir aussprechen zu sollen, daß der Bunsen'sche Grundgedanke auch für unsere zukünftige Politik der maßgebende, wesentlich richtige sein wird.

Die Stimmung Bunsen's war trüb genug. Preußen hatte es verschmäht, sich auf den deutschen Liberalismus zur Erfüllung seiner nationalen Aufgabe zu stellen. Friedrich Wilhelm IV. hatte „die Schandkrone" des deutschen Kaiserthums, zu deren Annahme auch Bunsen energisch gerathen, von sich gewiesen. „Das Ende aller dieser Dinge, ruft Bunsen à la Gervinus aus, ist die Republik — aber im 20. Jahrhundert, falls die Lebenskraft der Völker so lange aushält: sonst Militär-Despotismus wie in Byzanz und China."

Bunsen hätte ein mäßigerer Kopf sein können, als er war, um doch das undeutsche Spiel der Politik Oesterreichs zu durchschauen. Er wußte sehr genau, daß die Politik Oesterreichs und Rußlands vor ihrer Demüthigung nur eine feindliche sein konnte. Herr von Manteuffel freilich ist in seinen Augen gar kein Politiker. Von ihm heißt es einmal (S. 167) „Le Coq hat nie in seinem Leben eine Idee gehabt und Manteuffel versteht wirklich noch weniger von politischen Dingen. Er sieht nie die portée seiner eigenen Worte und Thaten; sein Ruf als gescheidter Mann beruht hauptsächlich auf seinem Schweigen. Initiative hat er vollends gar nicht, weder zum Bösen noch zum Guten. Zum Ruf eines Staatsmannes ist er gekommen wie — ja recht eigentlich wie der Esel zum Lautenschlagen."

Und so ist denn Bunsen's Bemühen ein bewußtes Schwimmen gegen den Strom der Reaction. „Wir leben religiös und kirchlich in der Zeit von 1580 bis 1617", schreibt er einmal an Marcus Niebuhr, wie er das Jahr 1850 andererseits mit 1806 parallelisirt.

Die Verblendung der Welfen-Politik hat die Nemesis erreicht. Hannover tritt dem Bündniß der Könige bei in der Erwartung, daß aus der ganzen Sache doch nichts werde und freut sich, seine Unterthanen darüber getäuscht zu haben, daß man nun doch scheine die deutsche Einheit zu wollen und besonders darüber, daß der schon eingeschlummerte Preußenhaß wieder auflodere. „Welche tiefe Verachtung muß ein auswärtiges Kabinet (England) gegen solche deutsche Höfe empfinden, welche mit ihrem Verrathe prahlen u. s. w." — „Und welches Mitleid über Pläne deutscher Einheit, welche auf redliche Mitwirkung solcher deutschen Könige gegründet werden sollten!" Derselbe König Georg ist (s. S. 127) wüthend über den Verfassungseid König Friedrich Wilhelms IV., was freilich die Junkerpartei in Preußen selbst auch war. „Dies sei ein schändliches Benehmen; er (Georg) werde nie wieder an ihn schreiben noch mit ihm sprechen." Solche Ausdrücke, fügt Bunsen hinzu, sind historisch.

Ueber Friedrich Wilhelm bricht Bunsen einmal in das schmerzvolle Wort aus: „Wer ihm helfen will auf dem Wege, den er verfolgt, verdirbt ihn. Er will aber auch nur blinde Werkzeuge; er will nicht Räthe, sondern Diener. Höchstens will er nicht thun, was man ihm abräth, nie aber thun, was man ihm räth, sobald es gegen seine dynastischen Ideen von Fürstenrecht und Gesalbten-Weisheit läuft. Und darin ist er redlich, es ist seine Ueberzeugung; das Böse darin ist, daß er keine Gründe anhört, sondern Alles besser wissen will, und aus seiner politischen Ansicht eine Religion macht."

Die Umgebung, jene „mächtige und leidenschaftliche gegenrevolutionäre Partei" (S. 70), die S. 163 auch wohl gar eine „hochverrätherische und stockdumme Camarilla" betitelt wird, war natürlich nicht dazu angethan und nicht geneigt, den König auf den Weg eines ehrlichen Parlamentarismus zu führen. Aber, und dadurch wird Bunsen wohl Recht behalten, „das Repräsentativsystem ist ein Fluch, wenn nicht durchaus ehrlich."

Bunsen gleicht im besten Sinne einem Marquis Posa; sein Schicksal ist darin bestimmt vorgezeichnet. Man lese den Bericht an den König über Robert Peel, S. 80 ff. Peel ist (S. 100) der politische Luther des Jahrhunderts."

Wie häufig sind Bunsen's Ausrufe der Verzagtheit in dieser schlimmen Zeit! „Das Zeitalter, in welchem wir leben, ist so durchaus herzenskrank und ungesund, daß ich mich oft wenig aufgelegt fühle, für dasselbe zu schreiben" (S. 79). — Das deutsche Volk sei doch das erste, schreibt er an Kestner in Rom (i. J. 1850), nicht nur im Gebiete des Geistes, sondern auch in der Gesinnung; in der politischen Kunst nur deswegen nicht, „weil es an die Ehrlichkeit Derer glaubt, welche ihm etwas versprechen, wenn sie in Noth sind."

„Manteuffel wäre zu glücklich, mich wegschicken zu können, der König aber hält mich treu und kräftig. Meine Abberufung war von Oesterreich gefordert, von Manteuffel beantragt. Du kennst die Gründe, welche es mir zur Pflicht machen, den Feinden

diesen wichtigen Posten nicht freiwillig zu übergeben." (1851, 2. Jan. S. 100.)

Daß Bunsen, ein ehrlicher Kämpfer für wohlverstandene Volksfreiheit, sich dem brutalen Junkerthum gegenüber seiner Bürgerlichkeit mit Stolz bewußt war, möge außer seinem Verhalten bei der Ernennung in den Freiherrnstand, das folgende Wort an einen Sohn zeigen: „Ich würde mit schwerem Herzen sterben, wenn ich fürchten müßte, daß der (theuer erkaufte) Glanz des väterlichen Hauses Euch (den Söhnen) eine Vornehmigkeit gegeben hätte, welche Euch das Bürgerliche „vulgär" erscheinen ließe. Nichts ist mehr „vulgär", als der Junkerpöbel, hier wie in Deutschland."

Auch für die Beamtenschaft, „das Hungerbrot der Knechtschaft", will er keinen Sohn mehr erziehen. „Ich bin entschieden dagegen, schreibt er (S. 111) an einen Sohn, daß Du Dich zum Beamten ausbildest. In Zukunft muß ein tüchtiger junger Mann nur dann dienen, wenn er selbständig ist, und den Dienst verlassen kann, wenn er will. Das Beamtenthum des alten Preußenstaates ist in Zukunft sonst nur Knechtschaft."

Für Bunsen ist Politik „nichts Anderes, als Anwendung der sittlichen Vernunft auf die öffentlichen Angelegenheiten und Verhältnisse." Und „was in der physischen Welt die Gravitation, ist in der „sittlichen" die Wahrheit, die gesellschaftliche Ordnung, die Tugend (S. 122.)

Die Bearbeitung der Literaturgeschichte in Deutschland.

IV. Die Standpunkte der Bearbeiter.

Die Thätigkeit der ersten Literarhistoriker kann kaum mehr als eine vorbereitende genannt werden. Die Namen, die hier in Betracht kommen, sind Horn, Bouterwek, Jördens. Unsicher in der Art der Behandlung, besonders unangenehm auffällig durch selbstgefällige Redseligkeit, hat Horn seine Zeit doch durch ein richtiges Urtheil über Uhland's lyrische Bedeutung und Heinrich von Kleist's dichterische Begabung überrascht. Von seinen Werken gehören hierher „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Gelehrsamkeit", Berlin 1805, und „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther bis zur Gegenwart", 1822—1829. Während Franz Horn doch der Romantik nahe genug stand, so daß er seine Schriften noch im patriotischen Sinne abfaßte, also das treibende Motiv der Zeit mit ihr theilte, schrieb Bouterwek für die „Umfassende Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts" die Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem 13. Jahrhundert in philosophisch-ästhetischer Behandlungsweise. Auf die italiänische, spanische, portugiesische, französische und englische Literatur in 8 Bänden ließ er 1812 bis 1819 in 3 Bänden die deutsche folgen. Man erräth leicht aus dem Umfange der Arbeit, daß sie Bouterwek's Nachfolgern nur Werth hatte durch die Ansammlung des Materials. Mehr als dies ist auch von dem „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" von K. H. Jördens in 6 Bänden (1806—1811) nicht zu sagen.

Der Standpunkt, den die nächsten Bearbeiter der Nationalliteratur einnahmen, kann der erzieherische genannt werden. Entweder ist man beflissen, die Geschichte dem gebildeten Publikum in ansprechender Schilderung vorzuführen (dahin gehören die „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von Ludwig Wachler 1818, mehr rhetorisch als wissenschaftlich gehalten); für die reifere Jugend bestimmt sind die Arbeiten von Pischon (Handbuch der deutschen Prosa 1848, Denkmäler der deutschen Sprache 1838, Leitfaden zur Gesch. d. d. L. 1830), Kunisch (Handbuch der deutschen Sprache und Literatur 1822 bis 1824) und Herzog (Gesch. der deutschen Nationalliteratur 1831). Auch die synchronistischen Tabellen von Eitner und Guden sind hier zu nennen, weil zunächst dem pädagogischen Zwecke dienend.

Der Zeit nach ist von den methodischen Behandlungen der Literatur, an die wir hiermit herantreten, Koberstein's Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu nennen, denn diese Arbeit erschien 1827. Es ist aber zu bemerken, daß dieser „Grundriß", von vorn herein für pädagogische Zwecke ausgearbeitet, mit seinen vier Auflagen eine völlig veränderte Gestalt gewann, so daß er von den 299 Seiten der ersten bis auf die 3368 Seiten der vierten wuchs. Dadurch ist nun aber eine Form in den Grundriß gekommen, die ihn in zwei nach mehreren Seiten hin ungleichartige Hälften zerschlägt. Während nämlich die für die Schule von Anfang bestimmten Paragraphen stehen-blieben, häufte K. mit der Zeit ein solches Material von Wissen in die Anmerkungen, daß sie weit über das Bedürfniß der Schule hinaus angeschwollen sind. So scheidet sich das Buch nun in zwei parallel fort- und durchlaufende Textes hälften: oben die Abstraction der literarischen Geschichte, unten die Angabe der Personalien, Werke u. s. w., aber auch der Ergänzungen und Belege zum oberen Texte, die das Miscellenartige nicht ausschließen. Mißglückt darf man dies Verfahren schon aus folgendem Grunde nennen. Da das Buch in jetziger Gestalt nur für Fachgelehrte bestimmt ist, so ist der theoretische Theil, der obere Text, für sie überflüssig; sie haben nur ein Interesse an dem gelehrten Material, was der Verf. unten aufgespeichert hat. So wichtig dasselbe nun für den Gelehrten ist, so hat die Darstellung von Gödeke, die später genannt wird, doch Kobersteins Verdienst überholt, weil jener mit abgeklärter Methode nichts weiter als das literarische Material giebt und von einer geschichtlichen Darstellung absieht, die dem Eingeweihten nichts Neues lehrt. Die Sprache ist die streng wissenschaftliche, enthält sich jedes rhetorischen Schmuckes und behandelt ihr Object nur mit dem nüchternen Auge des Verstandes.

„Die Geschichte der deutschen Dichtung" von Gervinus, wie sie in der vierten gänzlich umgearbeiteten Auflage heißt (1853), ist nun dasjenige epochemachende Werk, mit welchem die Bearbeitung des Gegenstandes in das Stadium des entschieden methodischen Standpunktes tritt. Der Gervinische ist der politische, aber um ihn zu würdigen, muß man sich erinnern, welchen Charakter die Thätigkeit dieses Gelehrten im Allgemeinen trägt. Was ihn beschäftigt, ist der Staat. Wenn daher G. eine Geschichte der Literatur schreibt, so haben wir das als ein zeitweiliges Abbiegen vom allgemeinen Ziele, als einen vorübergehenden Besuch eines speciellen Terrains der menschlichen Geschichte zu betrachten, nach welchem sich G. sofort dem Staate wieder zuwendet. Das philosophische Bedürfniß, jede Einzelthat des menschlichen Geistes als einen Ausfluß des allgemeinen Gesetzes zu betrachten, die besondere Erscheinung unter die Natur des allgemeinen Daseins zu subsumiren, ist auf dem literarischen Felde durch den Vorgang Gervinus' zu dem Bedürfnisse herangewachsen, in der Darstellung einer allgemeinen Kulturgeschichte, wie sie z. B. Honegger versucht hat, die Geschichte der einzelnen Geistesströmungen zu begreifen und zu erledigen. Mit Bewußtsein sprach es Gervinus zum ersten Male aus, daß der Literaturhisto-

riker nie den Boden der allgemeinen Geschichte verlieren, an keiner Stelle der Darstellung sein literarisches Object dermaßen isoliren müsse, daß dem Leser die Perspective auf das allgemeine Leben des Volkes gesperrt sei. Der Bezug auf diese Allgemeinheit ist bei Gervinus auf jeder Seite gewahrt. Eine weitere, vielmehr engere Consequenz ist es daher, daß Gervinus — und er entschieden zum ersten Mal, später ist ihm Vilmar gefolgt — die Individualität eines Dichters niemals aus der allgemeinen Strömung des Geisteslebens herauslöst, um sie etwa mit Vorliebe für sich zu betrachten. Jeder Charakterzug der Einzelerscheinung ist durch stärkere oder schwächere Fäden mit dem Leben der ganzen Nation verknüpft, und das Werk von Gervinus ist daher nichts weniger, als ein statistisches Aneinanderreihen von dichtenden Personen im alten Stil, eine Galerie von Porträts.

Wer nach romantischer Anschauung in der Poesie nur das Bedürfniß des dichtenden Individuums sieht, wird mit G. freilich hadern, daß er die Kunst überhaupt als Angelegenheit des staatlichen Lebens auffaßt und sie nach den Wirkungen prüft, die sie auf dasselbe üben. Dafür haben wir es eben mit Prinzipien zu thun, die der Eine ablehnt, der Andere billigt. — Die nothwendigen Citate findet man nicht als Noten oder als Argumente für das Gesetz der speciellen Erscheinung gegeben, sondern in den fortlaufenden Geschichtstext aufgenommen. Dadurch erwuchs für Gervinus der große Vortheil, daß die abstracte Darstellung des literarischen Verlaufs überall durch den concreten Beleg ausgeglichen, daß die Trockenheit, zu welcher die erstere verführt, durch die Wiedergabe des Inhalts, durch die Anführung charakteristischer Stellen Fleisch und Blut gewinnt und den Leser nirgends ermüden läßt — wenigstens nicht sollte. Denn es ist G. mit Recht vorgeworfen worden, daß sein Stil nicht leicht und durchsichtig genug sei. Seine Periodik leidet an Ueberladung, so daß der Leser gleichzeitig mit dem Inhalt und mit der Sprache sich abzuarbeiten hat: ein Fehler, den man um so mehr bedauert, da G. ausgesprochenermaßen nicht bloß für Gelehrte von Fach, noch bloß zum Selbstunterricht der Jugend, sondern recht eigentlich für alle gebildeten Stände des Volkes geschrieben hat.

Indem die „Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar" (1845) sich in der Vorrede als Vorlesungen erklärt, bestimmt sie sofort ihre Methode auf das deutlichste. Der mündliche Vortrag — besonders deutscher Literatur — und dazu noch vor einem jugendlichen und empfänglichen Hörerkreise von Studenten, bedingt mehr eine Schilderung des sich entwickelnden Geisteslebens im Ganzen, und zwar mit allen Hülfsmitteln der Rhetorik, und kann sich weniger auf die Verästung der einzelnen Richtung, auf die Kritik des Anomalen einlassen. Sie hat mit Ueberwindung des Gestrüpps am Wege nichts zu thun, wie eine streng wissenschaftliche Methode, sondern führt uns auf schon geebnetem Wege mühelos von gesichteter Thatsache zu Thatsache bis zum Ziele. Hierin liegen die Gründe für die große Popularität dieses Buches, das, wie man leicht sieht, zwar nicht für den wissenschaftlichen Mann der Literatur, aber um so mehr für einen gebildeten Dilettantismus sich eignet und in dieser Eigenschaft beinahe die Natur einer Unterhaltungs-Lectüre besitzt. Die Darstellung Vilmar's macht den Eindruck einer unbefangenen, fast jugendlichen Freude und hat das besondere Verdienst, daß sie, während andere Arbeiten sich nie der Gelehrsamkeit und Kritik gänzlich entschlagen können und damit auch Grau in's frische Grün mischen, das Leben der Literatur unseres Volkes selbst in einem einheitlichen Bilde zu entrollen zum erstenmal unternimmt. Vilmar hat mit Bewußtsein darauf gerechnet, daß die sinnige Natur der deutschen Nation in seinem Buche einen Spiegel ihrer ehemaligen Herrlichkeit, ihrer Bestimmung zur Weltherrschaft, aber auch ihrer selbstverschuldeten Demüthigung unter Fremde, einen Spiegel seiner angeborenen Fröhlichkeit, aber auch seiner christlichen Gemüthstiefe erblicken werde; er hat mit dieser bestimmten Absicht geschrieben — und hat sich nicht verrechnet. Diese Absicht ist erhaben genug, daß sie der gelehrten Pedanterie Schweigen auferlegen sollte, wo es sich um kleine Irrthümer — z. B. wenn er für das Original des Goethe'schen Wagner im Faust den Straßburger L. Wagner annimmt, während Name und Person doch schon im alten Faustbuche gegeben sind — oder wo es sich um den christianisirenden Standpunkt handelt, der seine Feder von Anfang führt und ihn bei einzelnen Erscheinungen, z. B. bei Fr. L. v. Stolberg und seinem Uebertritte zum Katholizismus, aus der sonst ziemlich behaupteten Objectivität zu drängen droht. Die wohlthuende Wärme, die über das Ganze ergossen ist, sollte unsern gelehrten Darstellern wohl sagen, was ein Volksbuch verlangt, und daß ein poetischer Stil nicht die gründliche Beachtung alles Bedeutsamen und Bedeutenden ausschließt. Vilmar hat seine Darstellung hinter der romantischen Schule abgebrochen und sich wohl gehütet, die einheitliche, ruhige Färbung seines Buches durch eine Betrachtung der neuesten Literatur zu stören, weil hier Gefahr von der Einmischung subjectiver Interessen drohte.

Kein Gegensatz ist größer, als Vilmar's und Gödeke's Behandlung unseres Gegenstandes; es wird daher um so instructiver sein, wenn wir eine Erwähnung Gödeke's gleich an Vilmar anschließen. Die durchsichtigste Nüchternheit, die gewissenhafteste Detaillirung, die unerbittlichste Thatsächlichkeit — das sind die Eigenschaften des Gödeke'schen Buches, also auch eines Handbuches, das für den Dilettanten gar nichts, aber den Fachgelehrten ein absolut nothwendiges Handbuch geworden ist. Veranlagt im Stile der Compendien und Grundrisse, die man nach den vorhandenen Werken zu Dutzenden zusammenstellen kann: so war das Unternehmen allerdings von Haus aus. Aber die eigene Fülle des Wissens, sowie der angeborene kritische Geist trieben Gödeke bald über die Gränzen dieses Zieles weit hinaus und halfen ihm ein Repertorium des deutschen Geisteslebens aufstellen, wie es erschöpfend noch nicht erreicht worden ist. Gödeke räumt selbst ein, daß die Arbeit nicht gleichmäßig durchgeführt ist, bald zu kurz, bald zu ausgiebig erscheine. Das ist jedoch immer durch den inneren Werth des behandelten Gegenstandes selbst bedingt, und es ist z. B. leicht erklärlich, warum das Epos des Mittelalters und die kirchliche Volksdichtung gegen die Zeit von Opitz bis Gottsched verhältnißmäßig zu eingehend behandelt erscheinen muß. Aus dem Buche heben sich aber zwei Abschnitte, die, herausgelöst, zwei der vortrefflichsten Monographieen von Goethe und Schiller bilden würden. Diese Namen bürgen zwar für die Berechtigung des Verfahrens (denn wir haben nichts so Erschöpfendes und dabei klar und bündig Dargestelltes in Biographie und Bibliographie dieses Dichterpaares) — von den 1172 Seiten des Buches beanspruchen Goethe und Schiller die Seiten 709—1036! — indessen dürfte man wohl fordern, daß eine Darstellung von Klopstock und Lessing zum mindesten im rechten Verhältniß zu der Behandlung Goethe's und Schiller's stände, denn das Leben dieser ersteren ist ganz und gar nicht so einfach im Einflusse auf ihre Production, wie G. annehmen will.

Sieht man von Schiller und Goethe ab, so steht freilich Alles im besten Verhältniß. Die Eintheilung Gödeke's ist äußerst übersichtlich. In der sogen. Inhaltsübersicht wird mit

Schlagworten sofort der ganze Geist des behandelten Abschnitts angegeben, und für den Literaturkundigen liegt die ganze Literaturgeschichte in nuce in der kernigen und bündigen Fassung jener Textesstellen, die G. der Aufzählung der literarischen Serien vorausschickt. Für den Unterricht sind diese kurzen Einleitungen freilich nicht; aber ihre abstracte Fassung war nothwendig, um das unermeßliche Detail in eine methodische Form zu bannen. Dafür haben wir ein Werk erhalten, dem auch nicht die geringste Einzelheit entgangen ist, und das dem Suchenden niemals eine Enttäuschung bereitet. G. nimmt das Detail, die Einzelerscheinung, unter die Loupe, ohne wie Gervinus und Vilmar das organische Entfalten des Totals immer im Auge zu behalten. Die Riesen-Aufgabe, die sich G. gestellt hat, ist noch nicht gelöst; es fehlt die neuere Zeit seit Goethe und Schiller, die allein wegen der Ueberfülle des Materials den Umfang der ganzen bisher behandelten Literatur erreichen dürfte. Der selbständige Charakter seiner Methode ist in den Worten ausgesprochen: „Der Kampf mit fremden Elementen und Einflüssen macht das bewegende Leben in der Literatur aus." Nur einmal ist es nach G. gelungen, das fremde Element sich völlig anzueignen, nämlich im Zeitalter der Reformation. Daher gewährt diese zum ersten und letzten Male das Bild einer volksmäßigen Dichtung, in jeder andern Zeit besteht unsere Literatur aus dem Ringen mit andern Geistern. Diese Zeit bildet darum bei G. auch den reichhaltigsten Abschnitt.

Wiederum an das „größere Publikum" (denn sein politischer Standpunkt ist der demokratische) wendet sich H. Kurz in seinem Werke.*) Er nimmt dem gemeinten Publikum gegenüber an, daß hier viel eher charakteristische Proben jedes Schriftstellers noth thäten, verbunden mit den nöthigen Bemerkungen über die Einzelerscheinung in übersichtlicher Kürze, als eine zusammenhängende und abstrakte Darstellung von dem Entwickelungsgange der Literatur, die nur Werth habe für den, der sie kennt, nicht aber für den, der sie erst kennen zu lernen hat. Wie unhaltbar diese Ansicht ist, lehrt ein Blick auf die Methoden von Gervinus und Vilmar. In der That ist die Arbeit von Kurz viel mehr eine Galerie literarischer Porträts, als eine Literaturgeschichte zu nennen, und wenn sie das einmal sein soll, so ist der Zweck vom Verf. allerdings mit allen Mitteln erstrebt und erreicht worden. Es war z. B. ein glücklicher Gedanke, dem Texte jene den alten Originalen treu nachgeahmten Holzschnitte, zum Theil aus Miniaturen bestehend, ferner Wappen, Abbildungen der Baukunst, Wohnungen, Grabmäler u. A., beizugeben, die uns die Seele der betreffenden Zeit, wie sie aus dem ausgehobenen Beispiele athmet, vortrefflich ergänzen. Gilt es bloß, eine literarische Persönlichkeit nach ihrem Leben, dem Werthe ihrer Dichtungen, der Verwandtschaft mit Zeitgenossen zu beleuchten, so ist von Kurz Alles geschehen, was Fleiß und Gelehrsamkeit leisten kann. Aber das organische Werden, Wiederverfallen und Wiederaufblühen unseres nationalen Geisteslebens muß der, der noch nichts davon weiß, in diesem Buche nicht suchen wollen. Kurz hat sich zwar bemüht, die Einzelerscheinungen durch einen Theil seines Textes zu verbinden, der den Verlauf der inneren Geschichte darstellen soll; indessen überwiegt das Interesse an seiner Methode, wie sie nun einmal verfolgt ist, dermaßen, daß der Leser diesen Theil des Textes kaum beachtet, weil er sich sagt, daß er ihn planmäßiger in anderen Werken besitzt. Das Hauptverdienst des Buches ist, daß es sowohl zum Zwecke des höheren Unterrichts in der Literatur, wie zum Selbstgebrauche des Gelehrten, eine ausreichende Fülle von poetischem Material gesammelt darbietet und so das oft umständliche Beschaffen der Originalwerke erspart. Für den Laien bietet K. bei den althochdeutschen Poesieen die schönsten Stellen in neuhochdeutscher Uebersetzung.

Weiteres Eingehen auf die ferneren Arbeiten von Cholevius, Ettmüller, Eichendorff, Lindemann, Schäfer, Roquette und Anderen scheint hier nicht am Platze, weil der Standpunkt derselben entweder zu subjektiv oder doch von den Interessen der Popularität zu fernliegend ist. Kommt es auf ein literarisches Handbuch an, das dem Bedürfnisse des Selbstunterrichts oder auch denen eines Lehrers nach Möglichkeit Rechnung trägt, so dünkt uns die „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen" von Werner Hahn (Berlin 1863) der Empfehlung wohl werth. Die Gruppirung ist übersichtlich, die Charakteristik klar und schlagend, die mitgetheilten Belegstellen höchst treffend gewählt, und der Inhalt befriedigt den literarischen Fachmann so gut, als er der Fassungskraft des Schülers entspricht. Aber ein Umstand soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, der zu beklagen ist. Die Verschiedenheit in der Auffassung des Objekts und in der Methode bringt es mit sich, daß jeder Bearbeiter in der Anordnung der literarischen Gruppen, in der Abgränzung der partiellen Strömungen, der sogen. „Schulen" anders verfährt als seine Concurrenten. Besonders groß ist diese Verwirrung in der neuesten Zeit, seit der Sturm- und Drangperiode; klarer und objektiver ist man dagegen in der Darstellung der älteren Perioden geworden, weil der Gegenstand ferner liegt und einfacher organisirt ist. Beispielsweise sei erinnert an die schwankende Stellung der Humoristen-Gruppe zwischen der Sturm- und Drangperiode, Wieland und der Romantik, innerhalb welcher Sphäre einzelne Erscheinungen wie E. T. A. Hoffmann, Klinger bei jedem Historiker ein anderes Unterkommen gefunden haben. Ferner fehlt in der Zeit 1815—30 die sichere Feststellung der Hauptströmungen, an denen der geschichtliche Organismus dieser Periode erkannt werden muß. Es kommt dabei natürlich darauf an, das abstrakte Gesetz so zu finden, daß es die größtmögliche Menge von concreten Erscheinungen begreift, und so erscheint z. B. für diese Zeit folgende Gruppirung vielleicht annehmbar.

Romantisch. Phantastisch. Gemüthvoll.	Historisch. Formal. Verständig.
(Lyrik.)	
Uhland und die schwäb. Schule. Kopisch, Reinick, W. Müller.	Platen, Rückert, Chamisso.
(Roman.)	
Immermann, Eichendorf, Amad. Hoffmann.	Sealsfield, Alexis, Steffens.
(Drama.)	
Schicksalstragödie. Grabbe (?)	Mich. Beer, Uechtritz, Deinhardstein, Auffenberg, Kugler, Raupach.

Wir haben schon eingangs darauf hingedeutet, daß die Bearbeitung unserer Literaturgeschichte von der Behandlung des Ganzen zur Behandlung des einzelnen Genius fortschreitet. Folgerichtig muß zwischen beiden Phasen noch eine liegen, die die einzelne Partie, die einzelne Gruppe und Schule der Behandlung gewürdigt hat, und diese ist in der That vorhanden. Wir wollen sie hier erwähnt haben, ohne sie zu beurtheilen,

*) Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, bei B. G. Teubner, 1864.

und nennen des Beispiels wegen Julian Schmidt's Geschichte d. d. Lit. seit Lessing, H. Hettner's Geschichte d. d. Lit. im 18. Jahrhundert, sowie Gottschall's, Prutz', Barthel's und vieler Anderer Arbeiten. Gegenwärtig ist die Monographie die Losung, deren Berechtigung wir oben angedeutet, die aber gleichwohl nur als Uebergangsstadium eines allgemeineren und höheren Gesichtspunktes gelten muß, als ihn die bisherigen Bearbeiter eingenommen haben. Von der Legion von Namen seien hier nur um des Belegs der Sache willen genannt Adolf Stahr, David Strauß, Karl Weinhold, Gervinus, Gruppe, Köpke, Strodtmann u. s. w. Albert Lindner.

Aegypten.

Die alten Aegypter und ihre Verwandtschaft mit Chamiten und Semiten.

„Ueber die ethnische Stellung der alten Aegypter" hielt Herr Professor Ebers im Leipziger Verein für Anthropologie einen Vortrag, worin er Nachstehendes über das Rassenverhältniß und die afrikanische Einwanderung der alten Aegypter sagte:*)

„Mehrere Classiker, namentlich Herodot, lassen die Aegypter vom Süden her aus dem Herzen Afrikas gekommen sein. Dagegen spricht das jüngere Datum der äthiopischen Monumente, die Abneigung der Aegypter gegen die Nahast und die elenden Kusch (Neger), die Göttersage, nach der die Verschwörung der Bösen gegen die national-ägyptische Gottheit im Süden vor sich geht, und besonders die Sprache. Die Sprache der Aegypter hat nichts, außer einigen Vocabeln, welche einer kritischen Forschung auf diesem Gebiete gar keine Dienste leisten, mit dem Idiom der Neger gemein; dagegen besitzt sie grammatische Geschlechter, die allen Negersprachen fremd sind, und solche Zahlwörter, Flections- und Pronominalformen, daß man glauben möchte, sie habe mit dem semitischen Sprachzweige Eine Wiege gehabt, sich aber vor dessen vollen Ausbildung von ihm getrennt. Mit den Aegyptern wanderten, wie es scheint, die berberischen und die sogenannten „schönen" Rassen Ostafrikas, für deren Gesammtheit der Name der Hamiten oder Chamiten besser zu passen scheint, als der der Nordafrikaner, da wohl auch einige südarabische Stämme zu ihr gehören. Der Weg der Aegypter scheint über Arabien gegangen zu sein. Diese Ansicht wird dadurch besonders bestärkt, daß die älteren Sprachformen dem semitischen näher, die jüngeren (das Koptische) ihm ferner stehen.

„Dasselbe gilt von der anatomischen Form der Aegypter. Nach einem genauen Vergleich der Neger- und Mumien-Körper, die von Waiz, Morton, Retzius, Czermak und Anderen genau untersucht worden sind, kommt Redner zu dem Resultat, daß die alten Aegypter fast kein einziges der für den Neger charakteristischen Merkmale besaßen, und daß (dies ist namentlich an 500 von Mariette mit Angabe der Fundorte nach Paris gebrachten Mumienköpfen nachweisbar) die ältesten Schädel reinere und edlere Formen tragen als die jüngeren, bei denen Prognathismus häufiger vorkommt, daß der Durchschnitts-Gesichtswinkel der heutigen Kopten schlechter ist, als der der Mumien, und daß den letzteren keine Eigenthümlichkeit der semitischen Rasse fehlt. Auch die Bilder auf den Denkmälern zeugen für diese Ansicht.

„Auf psychologischem Gebiete läßt sich nachweisen, daß die alten Aegypter mit allen jenen intellectuellen und psychischen Eigenschaften ausgestattet waren, die den historischen Völkern Asiens eigen sind und den in Afrika einheimischen Nationen abgehen.

„Die Chamiten und unter ihnen vielleicht zuletzt die Aegypter scheinen sich von den Semiten abgesondert zu haben, ehe diese zu jener hohen Ausbildung, namentlich in den Sprachen, gelangt waren, in deren Besitz sie sich befanden, als sich diejenigen Stämme trennten, welche eigentliche semitische Dialecte reden, zu denen das Aegyptische nicht zu rechnen ist. Die Annahme, daß die Chamiten, ehe sie ihre Wanderung antraten, Eine Familie mit Indogermanen und Semiten bildeten, ist ansprechend, hat gute Vertheidiger gefunden, kann aber vor der strengen Methode der modernen sprachvergleichenden Wissenschaft nicht bestehen."

*) Vgl. „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Februar 1871

England.

Eine englische Entdeckungsreise in Goethe's Faust.

Ein Herr William Kyle hat von Nürnberg aus eben eine eigenthümliche Entzifferung von Goethe's „Faust" ans Licht gestellt. Vor uns liegt ein siebzehn Bogen starker Band, der schon durch seinen zweitheiligen wunderlichen Titel die Aufmerksamkeit auf sich zieht; denn statt einer gemeinsamen Bezeichnung des Buches nennt dieser die beiden Theile desselben in folgender Weise: I. An Exposition of the Symbolic Terms of the second Part of Faust. II. How this Part thus proves itself to be a dramatic treatment of the modern history of Germany worthy of the Genius of Goethe and Life he devoted to the Task. (The Prologues and First Act completely explained; the other Acts generally.) Der Verfasser vergleicht seine Forschungen mit einer ersten Entdeckungsreise nach einer unbekannten Welt, auf welcher er noch manches unentdeckt gelassen, obgleich er gigantische und großartige Anstrengungen gemacht, bei denen ihm fast der Muth gesunken sei, den ihm bloß der Gedanke wiedergegeben habe, wie sehr die einzige Dichtung bisher mißverstanden worden. An eine methodische Forschung darf man hier nicht denken. Der Verfasser bildet sich ein, „Faust" sei nicht bloß bis ins allereinzelnste symbolisch, sondern in einer ganz symbolischen Sprache geschrieben, so daß unter den körperlichen Dingen immer entsprechende geistige Begriffe zu verstehen seien, wodurch die Dichtung in das widerwärtigste Versteckspiel verwandelt wird. Man braucht diesem ganzen barocken Versuche nur die eigenen Aeußerungen Goethe's selbst über die Entstehung und die Absicht der Dichtung, über die Zustände, aus welchen heraus er sie gedichtet, entgegenzuhalten, um ihn in seiner Nichtigkeit zu erkennen. Selbst Goethe's spätere symbolischen Dichtungen widerlegen diese wunderliche Träumerei, da die Symbolik darin eine ganz andere, kein solches leeres Gaukelspiel ist, wie wir hier es annehmen sollen.

Statt die bisherigen Versuche der Lösung des Räthsels, die sich auf Goethe's eigene Bekenntnisse und methodische Forschung gründen, irgend der Rede werth zu halten, stürzt sich Kyle kopfüber in die dunkle Tiefe des „Faust", in der Hoffnung, es werde sich ihm ein archimedischer Punkt darbieten. Er liest die drei ersten Akte durch; da findet er, wie er sagt, einige Risse und

Spalten, aber nichts von entschiedener Bedeutung. Da kommt er im vierten Akte an die Stelle, wo Faust dem Mephisto erzählt, wie das hohe Meer sein Auge angezogen, wie er dort Ebbe und Fluth beobachtet und in ihm das Verlangen sich gebildet habe, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen", ihm Land abzugewinnen. Kyle meint, daß nach dem ganzen Geiste des Gedichts hier nicht vom wirklichen Meere die Rede sein könne. Von den fünf Gründen, welche er dafür beibringt, genügt es, die drei ersten zu erwähnen, um sich deutlich zu machen, mit welchen Posten Kyle rechnet. „1. Faust hat bisher in der ganzen Tragödie gezeigt, daß er ein sehr unpraktischer Charakter ist. Wirklich schien er mir zu allen Zeiten vorzüglich ideal." Als ob nicht in ihm eine entschiedene Veränderung vorgehen könne, als ob nicht gerade im vierten Akte der Wendepunkt der Handlung liege. „2. Was hat dieser Faust, dieser deutsche Genius, durch die ganze bezeugte Geschichte seines Vaterlandes hindurch mit dem Meere zu thun?" Woher aber weiß Kyle, daß Faust der deutsche Genius sein soll, und spricht dieser nicht deutlich genug aus, daß er jetzt, nachdem er den Kreis der antiken Kunst durchmessen, sich der Thätigkeit zum Besten der Menschheit zugetrieben fühlt? „3. Ist die Erhabenheit des fünften Aktes mit seinem wunderlichen Mephisto zu vereinen, mit einer für einen holländischen Ingenieur schicklichen Arbeit?" Aber sieht denn unser Entdecker nicht, daß Faust hier den hohen Gedanken einer Bekämpfung der „zwecklosen Kraft unbändiger Elemente" faßt? Nur bei einem so vollkommenen Mangel an Verständniß für den großartigen Plan des auf Beglückung der Menschheit gerichteten Faust waren die zwei noch folgenden Fragen gleichen Schlages möglich. Genug, auf solche Gründe hin wagt Kyle die Behauptung, das Meer oder, was er diesem ohne weiteres unterschiebt, das Wasser müsse hier die Religion bezeichnen. Obgleich die Stelle durch diese Annahme geradezu unsinnig wird (denn was hat die Religion mit der Ebbe und Fluth, mit der unbändigen Kraft zweckloser Elemente zu thun?), ruft Kyle, glücklich über sein εὕρηκα, sich selbstgefällig zu: „Wie tief, wie treffend ist nun diese Stelle! Welche Erhabenheit leiht sie dem fünften Akte! Mit welchem geheimnißvollen Lichte beleuchtet sie die ganze Tragödie!" Weiter unten hören wir aber, das Meer sei die so verderblich stürmende Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Jahr nach Jahr, vor- und rückwärts rolle, unbezwungen, im Kampfe mit der Vernunft. Und solche leidige Nebelgebilde der höchsten Verworrenheit wagt man als Entdeckungen der Welt zu verkünden, und darauf die Lehre von der den ganzen Faust durchziehenden symbolischen Sprache zu gründen! Hat man einmal im Wasser die Religion gefunden, so ist es natürlich gar leicht, nun auch für die übrigen drei Elemente die entsprechende geistige Bedeutung zu entdecken. Die Luft ist das ideale, die Erde das praktische, das Feuer das reinigende oder erleuchtende Element, und lustig geht es dann weiter und weiter; die Planeten, Pflanzen, Bäume, Thiere und Menschen, die Theile des menschlichen Körpers und was nicht alles? wird durchgenommen und die symbolische Bedeutung davon errathen. Willkür und tollste Einbildung feiern hier ihre Orgien.

Aber wie sehr Kyle auch sich selbst bereden möchte, jene Deutung des Meeres im vierten Akte habe ihn auf seine symbolische Sprache gebracht, zu Grunde lag bei ihm das leidige Vorurtheil, das ganze Drama könne nichts anders sein, als eine Darstellung des deutschen Geistes, wie er sich geschichtlich entwickelt habe. Das verräth er uns selbst durch die Bemerkung, die er nach der Deutung des Meeres als der Religion macht. „Es stand überdies in Einklang mit dem geschichtlichen Geiste, der sich in diesem ganzen vierten Akte verräth," sagt er. „Der Anfang ist vom französischen Geiste erfüllt, welcher im achtzehnten Jahrhundert so großen Einfluß auf Deutschland übte; die Sinnlichkeit, die Verschwendung, die wunderlich phantastische Kunst der Zeit Ludwigs XIV. und XV., wie auch der Geist des Zweifels und Spottes der Regierung des letztern Königs. Es war mir deutlich, daß der in diesem Akte beschriebene Aufstand sich auf die Ueberschwemmung Deutschlands durch die Revolutionsarmee Frankreichs bezog und daß der Schluß auf die politischen Erfolge nach Napoleons Fall anspielte. Und diese von Faust ergriffene Aufgabe in Bezug auf die Religion war wirklich das große von dem deutschen Faust im vorigen Jahrhundert unternommene Werk, das, wie es hier beschrieben wird, durch den Befreiungskrieg unterbrochen wurde, um später wieder aufgenommen zu werden." Ja, diese Einbildung, Faust könne nur die Geschichte des deutschen Volkes sein, ist das Ei, aus welchem alle die Harlekinaden ausgebrütet worden, die sich hier Goethe's „Faust" gefallen lassen muß. Abgesehen von der ästhetischen Ungeheuerlichkeit dieses ganzen Versuches, war dieser nur bei der vollsten Unkenntniß von Goethe's Betrachtung der deutschen Geschichte möglich.

Nicht ohne Bedauern kann man sehen, wie Kyle sich quält und abarbeitet, seine Auffassung des „Faust" im Einzelnen durchzuführen, und doch kann man sich oft des Lachens nicht erwehren über die seltsamen Sprünge, die er machen muß, und über die tollen Ausgeburten seiner Einbildung. Im „Prolog auf dem Theater" soll der Dichter sich selbst entschuldigen, daß er ein symbolisches Gedicht geschrieben, das scheinbar so zweideutig und unkünstlerisch sei, wie wenigstens der zweite Theil scheine (obgleich dieser Prolog schon zum ersten Theile gedichtet wurde); er entschuldige dies damit, daß er seine eigentliche Meinung deutlicher auszusprechen nicht wage. Die objective Tragödie (d. h. das wirkliche Drama nach dem wörtlichen Verstande) habe Goethe für Geld und die Gegenwart geschrieben, wie der Direktor es wolle, die subjektive (d. h. das Drama nach seiner symbolischen Bedeutung) für die Zukunft; die eine habe beispiellosen Erfolg gehabt, Herzen bewegt und gerührt (freilich nur der erste Theil), der andere werde in Zukunft (wenn man ihn so tief erfasse, wie Kyle) beispiellosen Erfolg haben. Der „Prolog im Himmel" soll uns zeigen, welchen Einfluß die eingebildete übernatürliche Welt auf den Menschen übe. Mephisto sei hier der religiöse Dogmatismus, die unbewußte Ironie der Gottheit selbst. Wozu dieser zweite Prolog nöthig sei, was er eigentlich bedeute, erfahren wir nicht, ebensowenig was die herrliche, tiefgefühlte „Zueignung" des „Faust" soll, die schon allein das ganze Kartengebäude Kyles umstößt, da sie zeigt, daß Goethe aus vollem, tiefem Herzen sein Gedicht geschaffen. Höchst ergötzlich ist die vollständige Ausdeutung des ersten Aktes des zweiten Theiles. Dort sollen gleich am Anfange die „vier Pausen nächtiger Weile" den Geist der ersten Christenheit, der römischen und der gothischen Zeit und der Wiedergeburt der Künste bezeichnen. Die Worte Mephisto's an den Kaiser:

Zieh deinen Pflug, und ackre sie an's Licht!

beziehen sich nach Kyle auf den Geist des Huß, der Mummenschanz auf die Zeit seit der Kirchenversammlung zu Konstanz, „wo der Handel darniederlag, die Hussitenkriege wütheten, die deutschen Staaten unter sich selbst und in ihrer Beziehung zu Böhmen nur Leute zu sein schienen, die in Tollheit schwärmten und dies der aufmerksamen Christenheit zu zeigen suchten." Am ergötzlichsten ist es, wie nach Kyle die Maskendarstellungen des Mummenschanzes bis zu der Andeutung des Plutus, daß noch man-

cherlei Tumult drohe, die ganze englische Geschichte bis zu Wilhelm III., der Schluß desselben Frankreich von Ludwig XIV. bis zum Umsturz darstellen und die Beschwörung der Flammen an die englische Konstitution gerichtet sein soll, die allein dem aufgeregten Europa Ruhe und Frieden wiedergeben könne. Von da an tritt wieder die deutsche Geschichte ein. Die klassische Walpurgisnacht schildert nach Kyle die deutsche Literaturgeschichte vom sechszehnten Jahrhundert bis zu Klopstock (die drei Phorkyaden sind die drei Aristotelischen Einheiten!), der dritte Akt die neuere klassische Dichtung „unter der Begeisterung von Klopstock's Messias und den Siegen Friedrichs des Großen, Goethe's (Faust's) Verbindung mit Schiller (Helena), woraus die romantische Schule (Euphorion) hervorging, die „durch ihre eigene Wunderlichkeit und die Mißachtung besonnener Kritik ihren Untergang fand." Doch genug und übergenug dieser seltsamen Ausdeutungen, die der Schalk Mephisto verantworten möge, der sie dem englischen Ausleger eingeblasen hat. Die Hieroglyphen selbst sind nie wunderlicher mißverstanden worden, als in dieser irrsinnigen Entzifferung das großartigste Werk deutscher Dichtung.

H. D.

Die Kunst des Anrauchens.

Es ist eine Tugend sich in der Wissenschaft in einen einzigen Gegenstand, resp. in eine einzige umfassende Idee zu vertiefen, welche besonders von den Engländern mit vielfachem Erfolg kultivirt wird. Sie kommen sehr häufig auf Steckenpferde, überhaupt in Einseitigkeiten und fixe Ideen, gegen welche der deutsche Geist mit seinem umfassenden Blick den besten kritischen Schutz gewähren kann. Es ist deshalb gut, daß englische Specialforschungen von uns verarbeitet werden.

Wie weit diese englische Specialforschung getrieben, wie sie auf den scheinbar unwissenschaftlichsten Gegenstand eingeengt werden kann, davon habe ich einen hübschen Beweis in Form einer gründlichen Broschüre über die Kunst, Meerschaumköpfe anzurauchen, in den Händen. Solch eine Forschung ist echt englisch und kann dabei nicht deutscher sein. Kein Volk der Welt bräunt so viel Cigarrenspitzen und Pfeifenköpfe von Meerschaum als die Deutschen; aber bis jetzt meist ohne alles System, ohne wissenschaftlichen Geist, ohne künstlerisches Streben. Sie lassen es eben darauf ankommen, wann und wie sich die keuschen, weißen Kunstwerke von Meerschaum durch übertriebene Vertilgung von Tabak und Cigarren allmählich immer mehr verdunkeln, wachen wohl auch mit Zärtlichkeit und mehr oder weniger Täuschung über die sich einstellende, freilich selten gleichmäßige und fleckenlose Bräunung, das Ziel und Ideal fast aller Anraucher. Sie ärgern sich, wenn sich Flecke einstellen und diese gar nicht verschwinden wollen und ahnen nicht, welche Versündigungen gegen die Wissenschaft und Kunst des Rauchens überhaupt und speciell des Anrauchens zu Grunde liegen. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß unter dem qualmendsten Volke kaum zehn Procent eine Cigarre richtig und künstlerisch zu rauchen verstehen und kaum fünf Procent einigermaßen mit den Elementarkenntnissen vertraut sind. Nur in England, wo gebildete Männer sehr wenig, oft nur heimlich vor der Frau und nur sehr gute und theure Cigarren rauchen, hat man die Kunst und Wissenschaft davon gründlich experimentell studirt und die Sache auf eine der Kultur unserer Zeit würdige Grundlage gebracht. Ein Beweis diese Broschüre, deren Feinheiten ich auszugsweise gar nicht wiederzugeben vermag. Sie wird jedenfalls Deutsch übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erscheinen. Hier nur soviel, daß der Tabaksgenuß sowohl vom physiologischen als moralischen und ästhetischen Standpunkte aus betrachtet wird. Wir haben Alle von der Friedenspfeife der Indianer gehört. Darin liegt schon ein tiefes Verständniß der Sache. Das nicotinhaltige Blatt dieser mächtigen Kulturpflanze wirkt beruhigend und zum Frieden stimmend auf die feindlich erregten oder verstimmten Nerven. Darin liegt in unserer aufregenden, überhetzenden und verstimmenden Zeit der immer allgemeiner werdende Hunger oder Durst für den Tabak. Ganz entschieden vergiftet man sich dabei, so daß man lange Jahre hindurch ungestraft nur dann wieder und immer wieder die Nerven durch die Vergiftung beruhigen und die Kopfnerven zugleich wohlthätig anregen kann, wenn man nach jedem Genusse das Gift möglichst verdaut und wieder absondert. Bedingung kultivirten Rauchens ist daher: mäßige Vertilgung von Cigarren, auf Jahre hinaus berechnetes, contemplatives Anrauchen von Spitzen und Köpfen, also durchaus nicht die deutsche Manier, aus dem Munde fast den ganzen Tag lang einen rauchenden Schornstein zu machen, sondern die englische Mäßigkeit der höheren Männergesellschaft, welche fast nur nach überwundener, aufregender Arbeit und nach einem substantiellen Mahle eine gute Cigarre zu behandeln und mit sanften, bedächtigen Zügen zu genießen weiß.

Ich habe während der langen Jahre in England nie ein Mitglied höherer Kultur und Civilisation gesehen, der bei der Arbeit rauchte. Fast umgekehrt ist es in Deutschland. Möchte ich durch diese Andeutungen etwas zur Wissenschaft und Kunst des Rauchens und Anrauchens beigetragen haben. H. B.

Frankreich.

Gambetta.

Nach der Schilderung eines französischen Republikaners.

„Frankreichs traurig Geschick — die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr, sollten es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann!"

Diese Worte, die Goethe vor fast hundert Jahren (1790) schrieb, wie zeichnen sie leider noch immer das Frankreich des gegenwärtigen Augenblicks, in welchem eine Diktatur immer um die andere ablöst! Die Erscheinungen, die an jenem nächtigen Himmel aufsteigen und wieder verschwinden, eine blutige Spur zurücklassend, wurden kürzlich von einem satyrischen Blatte sehr treffend als Sternschnuppen dargestellt. Eine dieser Erscheinungen, die bei ihrem Auftreten eine längere Dauer zu verheißen schien, um dann nach kurzem Laufe in die Alles verschlingende Nacht zu sinken, war Léon Gambetta. Der noch vor Kurzem allmächtige Diktator scheint jetzt bei allen Parteien gleichmäßig verhaßt zu sein. Im Namen der gemäßigten Republikaner giebt Amédée Roux diesem Hasse Ausdruck in einem Aufsatze, der in der Florentinischen „Rivista Europea" vom April d. J. steht, und „Leone Gambetta e la sua dittatura" betitelt ist. Wir entnehmen ihm Folgendes:

Den Grund zu der so gründlichen Niederlage Frankreichs sieht Roux hauptsächlich darin, daß zwei gleich unfähige und

gleich unmoralische Despotien einander gefolgt sind: dem verderblichen Regimente des dritten Napoleon das noch viel hassenswerthere Gambetta's. „Dieser wüthende Charlatan, sagt der Verf., that Alles, um die vorgeblichen Gegenstände seines Cultus zu vernichten: Frankreich und die Republik." Um diese Anklage zu begründen, geht Roux auf die ersten Septembertage zurück und sucht darzuthun, daß damals die Lage Frankreichs keineswegs hoffnungslos war, und daß Jules Favre zu seinem bekannten Ausspruche: „Nous ne céderons ni un pouce de notre territoire ni une pierre de nos forteresses" noch volle Berechtigung hatte. „In der That, Straßburg, Toul, Verdun, Thionville leisteten noch tapfern Widerstand, die Armee Bazaine's bestand trotz der vier Schlachten vor Metz noch aus 180,000 kampffähigen Soldaten, Paris mit seiner Nationalgarde und seinen 200,000 Mann stehenden Heeres konnte wohl einer langen Belagerung Trotz bieten, und außer in Marseille, Lyon und Toulouse herrschte unter allen Klassen der Bevölkerung die unbedingteste Einigkeit, waren Alle bereit, Gut, Blut und Leben für das allgemeine Beste einzusetzen." Da erschien Gambetta und riß die Diktatur an sich, die später von Lanfrey als „la dictature de l'incapacité" bezeichnet wurde. Roux nennt Gambetta einen „wahnsinnigen Ikarus".

Gambetta vereinigte zunächst in seiner Person die Ministerien des Innern und des Krieges, in welchen beiden er sich bald als gleich unfähig erwies. Dennoch wäre es, nach des Verf. Ansicht, zu jener Zeit gar nicht unmöglich gewesen, mit den noch disponibeln Regimentern bis in die Nähe von Metz zu dringen und Bazaine behufs einer Vereinigung ein Zeichen zu geben, auf welches dieser nur harrte, um den so oft angedrohten Ausfall zu machen. „Aber Gambetta hörte nicht auf die Stimme der Vernunft und benahm sich von Anfang an wie ein vom Grafen Bismarck Bestochener! (stipendiato)." Wir brauchen wohl kaum hervorzuheben, daß es kein Kunststück ist, hinterher zu rathen, welche strategischen Maßregeln im Augenblicke der Gefahr hätten ergriffen werden müssen.

Gegründeter mögen wohl die Beschuldigungen sein, die der Verf. gegen Gambetta's militärische Einsicht und Tüchtigkeit erhebt — wo sollte er diese im Grunde auch erworben haben? Das Einsetzen und Absetzen der Generale ohne genügende Gründe, die Befehle an die Truppen, ohne daß er den Umständen Rechnung zu tragen wußte, vor Allem der Mangel an Vorsorge für Verpflegung und Bekleidung der Truppen, sowie die gänzliche Unfähigkeit der Offiziere, welches Alles Gambetta hier zur Last gelegt wird, mußte wohl für Frankreich endlich verhängnißvoll werden.

Ganz ebenso unfähig nun soll sich G. auch als Minister des Innern erwiesen haben; und auch hier werden ihm Mißgriffe und Schlimmeres vorgehalten; Fehler von solcher Tragweite, daß man wohl das Wort Carnot's auf ihn anwenden kann: er habe verstanden, den Untergang zu organisiren. Er soll z. B. überall die erbärmlichsten Subjekte angestellt haben. „Während der fünf Monate, welche die Diktatur Gambetta's währte, und während auf den Schlachtfeldern ein heroisches Drama ohne gleichen zu Ende gespielt wurde, mußten wir in den Departements, die von der Invasion verschont geblieben waren, einen wahren politischen Carneval erleben, an dem die echten Republikaner mehr Ekel empfanden, als alle übrigen Parteien. Lanfrey z. B. wies mit Indignation die wichtige Präfektur von Lille zurück, die ihm von dieser „Spitzbuben-Regierung" angetragen wurde, und ließ sich damals in Savoyen als einfacher Mobilgardist enroliren. Grévy, Duprat, Bancel, Letzterer schon dem Tode nahe, protestirten ihrerseits laut gegen die Infamien, durch die eine handvoll sogenannter Demokraten die wahren Grundsätze der Demokratie für lange Zeit in Mißkredit brachte. Es ist zwar ein schmerzliches Bekenntniß, allein den vollendeten Thatsachen gegenüber müssen wir eingestehen, daß der Sturz des Kaiserthums, der anfangs mit so allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, nicht wenig zu unserem Ruine beigetragen hat. Viele von den Präfekten Bonaparte's waren unfähige Höflinge, die Präfekten von Gambetta's Gnaden aber waren meist Männer von der Mistgabel, Habgierige, Spitzbuben oder Verrückte und Hirnverbrannte. Die September-Revolution ging von intelligenten, durch und durch ehrlichen Männern aus, aber sobald Paris vom Feinde umzingelt war, fielen die Provinzen unter das Joch der verworfensten Leute; alle Mißbräuche der Monarchie wurden in wenig Tagen wiederhergestellt, ja hundertfach überboten; und um eine Vorstellung von der Verschwendung zu geben, mit welcher gewirthschaftet wurde, genügt wohl die Angabe, daß die Bilanz für die Verwaltung des Kriegsdepartements während der fünf Monate die Gesammtsumme von zwei Milliarden betrug, wovon kaum der dritte Theil wirklich nützlich angewandt wurde."

Nachdem der Verf. noch mehrere eklatante Beispiele von der Mißregierung Gambetta's im Innern gegeben, von denen er theilweise selbst Zeuge gewesen, kommt er zu dem Schluß, daß nur der Patriotismus, der alle Bürger zwang, sich zunächst gegen den gemeinsamen Feind zu wehren, schuld daran sei, daß „nicht die Republik im Blute derer erstickt worden ist, die ihrem Namen einen dauernden Schandfleck angeheftet haben."

Auch bis zu uns ist ja die Kunde gedrungen, wie die schlechte Kleidung, Ernährung, Bewaffnung, Besoldung und vor Allem die grundschlechte Leitung zum großen Theil an den fürchterlichen und unausgesetzten Niederlagen der französischen Soldaten Schuld trugen. Hier nur noch ein Beispiel:

„Während im Lande selbst sich noch große Vorräthe von Chassepot-Gewehren befanden, die reicheren Departements, wie z. B. das der Gironde, sich freiwillig erboten hatten, ohne Beihülfe der Regierung so viele Gewehre zu schaffen, als diese für nöthig erachten würde, auch in den verschiedenen Militärhospitälern an 100,000 Gewehre der Kranken und Verwundeten unnütz lagen, ließ Gambetta in Amerika Gewehre nach den verschiedensten Systemen anschaffen, was schon den großen Uebelstand mit sich führte, den ich selbst vor mir sah, daß drei verschiedene Arten in Einem Bataillon vertheilt waren, und der kleinste Irrthum in Vertheilung der Patronen die Gewehre ganz nutzlos machte."

Italien.

Ein neuer Führer in Rom und Mittel-Italien.*)

Die ewige Stadt bewahrt und bewährt ihre Anziehungskraft auf die Gebildeten aller Nationen, wie es einst der Magnet für die Gläubigen aller Völker war; die Krone ihrer Weltherrschaft ist nun in den Staub gesunken, — zwei Mal im

*) Von Dr. Theod. Gsell-Fels. Erster Band. Mittel-Italien und die römische Campagna. Mit 5 Karten und 6 Plänen, 6 Ansichten in Stahlstich und 19 in Holzschnitt. Zweiter Band. Rom. Mit 49 Plänen, 16 und 39 Ansichten. Hildburghausen, 1871, Bibliogr. Institut.

Laufe der Jahrhunderte hat die Welt sich unter Rom's Scepter gebeugt — menschlichem Ermessen nach, ist seine gesetzgebende Kraft erloschen, dahin für immer, aber die Spuren vergangener Herrlichkeit bleiben. „Was verging, kehrt nicht mehr wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's nach noch lange Zeit!" Und Tausende von Pilgern, wenn auch Pilger anderer Art, werden nach wie vor zu den geheiligten Stätten strömen.

Für den eigentlichen Touristen, der Rom besuchen wollte, war bis vor ganz kurzer Zeit in literarischer Hinsicht recht schlecht gesorgt. Noch bis vor wenigen Jahren gab es außer kunst- und wissenschaftlichen Reisehandbüchern kein Werk, das neben den eigentlichen Kunst-Interessen auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens, das Volksleben, die Art und Weise des Verkehrs u. s. w. ins Auge gefaßt hätte, mit einem Wort — es gab noch keinen Bädeker für Italien. Diesem Mangel ist nun zwar seitdem abgeholfen worden, am genügendsten und erschöpfendsten wohl aber durch ein vom Bibliographischen Institut herausgegebenes Werk Rom und Mittel-Italien. Dieses handliche Buch, das in die Reihe der Meyer'schen Reisebücher gehört, folgt in der äußern Anordnung völlig dem Bädeker'schen System, das sich ja jetzt vollkommen bewährt und eingebürgert hat; wahrhaft wunderbar aber ist es, welch eine immense Fülle des Stoffes auf verhältnißmäßig kleinem Raume hier bewältigt worden, und wie übersichtlich, prägnant und erschöpfend sich jede Kunde darbietet, die der Neu- oder Wißbegierige verlangen mag. „Dies Buch" sagt der Verf. in der Vorrede, „setzt sich nicht nur vor, ein lehrreicher Begleiter für alle Gebildete zu sein, sondern auch die ächte Liebe für das innerste Wesen der Kunst, des Landes und der Nation zu wecken!" Und in der That, diese Aufgabe hat der Verf. in hohem Maße zu lösen gewußt. „Der Verf. hatte das Glück, mehrere Jahre im Lande zu weilen, sagt derselbe am Schlusse der Vorrede, keinen der Orte, die hier beschrieben sind, unbesucht zu lassen und schon als angehender Jüngling auf den vielfältigsten Fußwanderungen selbst die abgelegensten Gegenden durchforschen zu können." Daß auch der medizinische oder vielmehr sanitätliche Gesichtspunkt oft in Betracht gezogen wurde, kann dem Werke nur zur Empfehlung dienen, und so glauben wir, daß alle Reisenden, die sich dessen bedienen, einen zuverlässigen nie fehlenden Freund, ja einen wahren Schatz darin finden werden. — Was ihm auch für die Erinnerung an die gehabten Genüsse einen besonderen Werth verleiht, sind die ganz vortrefflichen Pläne und Karten (wir machen besonders auf Rom aus der Vogelperspective aufmerksam) sowie die theils in Stahlstich, theils in Holzschnitt ausgeführten Ansichten, nach Art der in den Berlep'schen Alpenbüchern befindlichen, die bei künstlerischer Durchführung auf kleinem Raume ein vollkommen genügendes Bild der verschiedenartigsten Kunstwerke, Gegenden u. s. w. darbieten. Die Pläne von Städten gehören zu den besten, die wir je gesehen haben.

Griechenland.

Griechenlands heutiges Verkehrsleben.

Der Rivista Europea entlehnen wir folgende Nachrichten aus Athen, die von allgemeinem Interesse sein dürften:

„Griechenland, dessen Unabhängigkeit, Dank seiner Lage besser gesichert ist als die der Donau-Fürstenthümer, da es nur um seine Nordgränze besorgt zu sein braucht, hat gerade wegen dieser seiner Lage große Schwierigkeiten in seinen Beziehungen zur westlichen Welt zu überwinden. Während Bukarest und Belgrad durch die Donaudampfschiffe täglich die Briefschaften und Zeitungen vom Abendlande her erhalten, müssen wir die verhältnißmäßig seltenen Dampfer des Oesterreichischen Lloyd abwarten und die noch seltneren der französischen Messagerien. Die Küste des Adriatischen Meeres, die zu Oesterreich und Albanien gehört, kann uns, da sie der Eisenbahnen entbehrt, nicht mit Italien in Verbindung setzen. Obgleich wir von diesem Lande nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt sind, so macht doch der Mangel der Eisenbahnen die Beziehungen, die sonst regelmäßig sein würden, zu ganz zufälligen. Die drei der griechisch-lateinischen Familie angehörenden Nationen: die Italiäner, die Albanesen und die Griechen, wie sehr sie auch durch eine Kette italiänischer Städte, die sich längs dem österreichischen Ufer des Adriatischen Meeres hinziehen, verbunden zu sein scheinen, bleiben doch in einer für ihre politischen und kommerziellen Verhältnisse höchst verderblichen Isolirung.

Im Innern sind die Uebelstände nicht geringer; ich will nicht von Albanien sprechen, wo die „Clans", durch Hindernisse jeder Art von einander getrennt, die größte Schwierigkeit haben, das Gefühl einer nationalen Zusammengehörigkeit aufrecht zu erhalten. Wenn auch in unseren Nomarchien (Distrikten) dies Gefühl mächtig entwickelt ist, hindert doch der Mangel von Straßen und Verkehrsmitteln den Aufschwung nationaler Thätigkeit und befördert die öffentliche Unsicherheit. Die Engländer, die nicht wissen, wie sie ihre Kapitalien anlegen sollen, könnten, statt die Welt mit ihren lauten und oft komischen Klagen über das Brigantenthum zu füllen, lieber uns die Mittel verschaffen, Eisenbahnen zu bauen. So lange keine Eisenbahn von Florenz nach Bologna existirte, waren die Zeitungen voll von Räubergeschichten, die beim Uebergang der Appeninen vorkamen. Vor dem Dampfe der Eisenbahnen sind die Börsen-Kehlabschneider plötzlich verschwunden. Die sozialen Uebel werden nicht durch Flintenschüsse oder schwülstige Schilderungen in Journalen und Zeitschriften geheilt.

Eine französische Gesellschaft, an deren Spitze ein Hr. Piat steht, hat nun diesen wichtigen Gegenstand: die Verkehrswege zu vermehren, in die Hand genommen. Hr. Piat kam mit fünf Ingenieuren von Constantinopel hierher, und da der Krieg sofort die Kapitalien, auf die er gerechnet hatte, lahm legte, so hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Trotzdem begann er sogleich die Ausführung seines Planes. Man wollte vor Allem eine Verbindung zwischen der wunderbaren Hochebene von Attika und der von Theben schaffen, die nicht den Ruf genießt, so feine Geister wie Perikles und seine Genossen hervorgebracht zu haben. Zu den Thermopylen gelangt, wollte man sich von hier durch die Gränzprovinzen nach Vonitza wenden. Vonitza's Name hat zwar nicht den Klang von Athen, Theben oder den Thermopylen, aber seine Lage am Golf von Arta, auf der Gränze zwischen Griechenland und Epirus, in so naher Entfernung von der italiänischen Küste, verheißt ihm, wenn der Plan des Herrn Piat gelingt, eine große Zukunft. Ohne sich entmuthigen zu lassen, ist nun Herr Piat nach Wien gereist, um dort die Kapitalien aufzutreiben, die in Frankreich jetzt schwerlich zu beschaffen wären. Ich weiß nicht, in welchem Zustande er den Plan finden wird, dem der Dr. G. von Hahn, der berühmte Albanologe, der kürzlich als österreichischer Konsul in Sira gestorben ist, seine letzten Kräfte und seine letzten Schriften gewidmet hat.

Es handelte sich darum, Dalmatien und einen Theil von Albanien mit dem großen Hafen von Thessalonich in Mazedonien in Verbindung zu bringen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß dieser ganz in österreichischem Sinne gefaßte Plan das Schicksal vieler ähnlicher in diesen, solchen Plänen höchst ungünstigen Tagen theilen wird. Es ist sehr zu fürchten, daß es auch Hrn. Piat schwer gelingen wird, den Isthmus von Korinth zu durchstechen, um den Schiffen des Abendlandes einen schnelleren und sichereren Weg zu öffnen, als der ist, den sie jetzt nach Athen einschlagen müssen. Ein Blick auf die Karte genügt, daß sie jetzt ihren Weg um den ganzen Peloponnes herum nehmen müssen, was in unseren Zeiten rapidester Communication großen Zeitverlust bedingt. Es ist auch kaum nöthig, länger dabei zu verweilen, welcher Schaden Griechenland durch die Langsamkeit und Mangelhaftigkeit seiner Communicationsmittel erwächst. Um nur eins zu nennen, so bleiben die mineralischen Hülfsquellen fast ganz ohne Exploration. Erst jetzt beginnt die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihnen zuzuwenden, und die „Società generale per lo scavamento delle miniere greche" begann ihre Arbeiten in Platonia, indem sie Werkstätten zur Gewinnung von Eisen und anderen Metallen eröffnete. Die Minen von Laurium in Attika, aus denen die Athenienser einstmals Silber gewannen, haben das Vorrecht, die Einbildungskraft zu erhitzen, bis zur Stunde bewahrt; man hofft große Resultate von den dort angestellten Untersuchungen, bis jetzt sind noch keine glücklichen Resultate aufzuweisen. Außer diesen vermeintlichen Silberminen besitzt aber das Land einen großen Reichthum an andern Metallen, wie Blei, Chrom u. s. w. Auch die Agrikultur leidet nicht minder schwer als der Handel unter dem Mangel an Eisenbahnen. Obgleich Griechenland kein ackerbautreibendes Land ist, bringt es doch Oel, Wein, Korinthen 2c. hervor*), deren Export, jetzt schon sehr bedeutend, leicht noch größere Dimensionen annehmen könnte. Ebenso besitzt Griechenland in Akarnanien und anderen Provinzen die schönsten Wälder, deren Ausnutzung noch brach liegt. Die kleine Eisenbahn vom Piraeus nach Athen ist ohne Zweifel ein glücklicher Anfang und müßte fortgesetzt werden. Die Zukunft wird lehren, wie viel wir zu hoffen haben von diesen Anfängen. Sicherer ist der Gewinn, den uns die neuesten Ausgrabungen gebracht haben. In der Umgegend der kleinen Kirche von Haghia Trias hat man einen großen Theil der alten Nekropolis entdeckt. Basreliefs, Stelen, Ueberbleibsel alter Grabdenkmäler u. s. w. belohnten den Eifer der archäologischen Gesellschaft, ein Eifer, der von all denen belohnt werden sollte, die den Nutzen solcher Entdeckungen für die historischen Wissenschaften zu würdigen wissen. Hier weiß man übrigens solche Bestrebungen zu würdigen. Das Museum Bernardakis, das von dem Ingenieur Kalkos erbaut worden, ist für alle in der Nähe der alten Minervastadt aufgefundene Alterthümer bestimmt. Dank den reichen Gaben seines Stifters, des Kretensers Bernardakis, wird auch ein kleines Museum im Innern der Akropolis alle dort gefundenen Alterthümer aufnehmen. Die Hellenen, die man so oft des Geizes beschuldigt hat, wissen doch, wo es sich um große öffentliche Zwecke handelt, die Mittel herzugeben. . . .

Endlich ist auch unser neues Gesetzbuch, an dem seit 1835 gearbeitet worden, in volle Wirksamkeit getreten. Es ist ein reifes Produkt unserer gräco-romanischen Bildung. Die hellenische Philosophie, gekrönt und ergänzt von dem praktischen und politischen Sinne des „königlichen" Volkes, errichtete dies große Monument, das hoffentlich der demolirenden Kraft der Zeit Trotz bieten wird. Die Völker lateinischer Rasse wissen kaum, wie viel sie dem römischen Rechte verdanken. Welches auch immer seine Fehler sein mögen (es liegt in der Natur einer guten Gesetzgebung, niemals definitiv abzuschließen, sondern sich den sozialen Modifikationen anzupassen), so rettet es sie doch von jenem furchtbaren Chaos, das einige Teutomanen unter dem Namen „historisches Recht" feiern. Wer z. B. die englische Gesetzgebung kennt, weiß, daß ein Haufen einander widersprechender Verordnungen es dort möglich machen, Jedem, wer es auch sei, einen Prozeß an den Hals zu werfen, und daß der, welcher reich genug dazu ist, seinen Gegner in ein Labyrinth stürzen kann, aus dem kein Entkommen möglich ist. Auch in der Politik giebt es ein historisches Recht, und Friedrich Wilhelm IV., der von Strauß der „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" genannt wurde, war so von dessen Werthe durchdrungen, daß er sich niemals ganz über die feudalen Theorien erhoben hat. Vielleicht wird auch noch in den gegenwärtigen Tagen die Entwickelung der deutschen Bundesverfassung durch dieses Trugbild gehemmt werden!

Schwärmen doch auch noch viele unter den politischen Archäologen für das „heilige römische Reich!"

*) Von letzteren wurden z. B. am 1. September ausgeführt: aus Patras 4,989,31 Pfund, von Korinth 427,055 Pfund, von Aegialia 2,128,587 Pfund u. s. w., im Ganzen 20,472,099 Pfund.

Polen.

Eine polnische Dora d'Istria.

„Gegen große Vorzüge Anderer giebt es kein Rettungsmittel als — sie zu lieben!" Dieses Wort Goethe's, das edlere Naturen so häufig im Privatleben bewährt finden, möchte man auch einer großen Partei der edlen slavischen Nation zurufen, wenn man ihr in jedem Sinne vergebliches Ankämpfen gegen germanische Einflüsse beobachtet. Vergeblich in jedem Sinne ist das Bestreben der Panslavisten, das moralische Uebergewicht der deutschen Bildungselemente leugnen oder ignoriren zu wollen — sind doch die Waffen selbst, deren sie sich bedienen, in deutschen Werkstätten geschmiedet; germanisches Wesen hat die ganze geistige Atmosphäre so durchtränkt, ist so wenig durch irgend welchen Prozeß auszuscheiden, daß sie es eben mit einathmen, sich assimiliren müssen, sie mögen wollen oder nicht. Wäre es da nicht würdiger, sich dieser geschichtlichen Nothwendigkeit fügend, die Vorzüge frei anzuerkennen, die ein solches Uebergewicht erklären, sie zu lieben, anstatt die besten Kräfte in kleinlicher und nutzloser Opposition gegen das Unvermeidliche abzunutzen? Liebe allein fördert, der Haß kann wohl auch dem Gegner schaden, sicherer aber stets dem Hassenden.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßte uns eine uns zugegangene kleine Schrift mit einem sehr großen Titel. Derselbe lautet: Ethnographie Polens. Bericht über die Arbeiten der Frau Severine Duchinska, Mitglied der ethnograph. und geogr Gesellschaften zu Paris; gelesen in der ethnograph. Gesellschaft zu Paris in der Sitzung vom 15. März 1869 von Emil Hervet, Laureat der ethnograph. Gesellschaft 2c.*)

*) Aus dem Französischen übersetzt, mit Einleitung, Anmerkungen und Nachtrag versehen von Leop. Pollak. Wien, Gerold; Pest, K. Grile, 1871.

Die Opposition gegen deutsches Wesen giebt sich in diesem Berichte nicht offenkundig zu erkennen, sondern tritt mehr negativ auf, ist für den Kundigen zwischen den Zeilen zu lesen. In der Vorrede S. VII. sagt der Uebersetzer z. B.: „Für die ethnographische Wissenschaft ist die polnische Nationalität eine der wichtigsten. Sollen wir darauf hinweisen, daß dieselbe die äußerste Ringmauer für die Arier Europa's bildet? Europa's sagen wir, da es auch in Asien Arier giebt, und demnach nichts falscher ist, als wenn man diese Gruppe der Menschheit Indogermanen oder gar Indo-Europäer nennt. Die Menschheit theilt sich vielmehr ethnographisch in zwei große Klassen, in die arische und die anarische, und ebenso wie es in Asien Arier giebt, wie z. B. die Hindus, finden wir auch in unserm Europa anarische Völker, wie die Moskowiter, Großrussen."

Der Widerwille gegen diese letzteren, der uns berechtigter erscheint, als der gegen die Deutschen, spricht sich natürlich auch häufig genug in diesem, wie in allen polnischen Werken aus.

Der Bericht selber ist eigentlich nur eine begeisterte Lobrede auf die Arbeiten der Frau Duchinska. Daß diese in der That viel Verdienstliches für ihr engeres Vaterland gewirkt haben müssen, erhellt aus folgenden Angaben, die wir dem Bericht entnehmen:

„Seit dem J. 1847 unausgesetzt thätig, hat Frau Duchinska, theils als Selbstverfasserin, theils in Uebersetzungen mehr denn siebzig Bände und Broschüren herausgegeben, ohne ihre in vielen Sammlungen aufgenommene ausgebreitete Correspondenz mitzurechnen, die schon selbst mehrere Bände füllen würde. Man verdankt ihr einen „Hausschatz für die Jugend", der fünfzehn, mit einigen Ausnahmen ganz aus ihrer Feder geflossene Bände enthält. Dieses vortreffliche und höchst nützliche Sammelwerk, eine Fortsetzung der Kinderbibliothek der Frau Tomska-Hoffmann, fehlt in keinem Bücherschranke einer gebildeten polnischen Familie. . . . ."

„Besonders gern beschäftigt sich Frau Duchinska mit den Bauern; sie hat sich die edle Aufgabe gestellt, dem Landvolk nützlich zu werden und ihre Anstrengungen sind von Erfolg gekrönt gewesen, wie dies das Zeugniß der berühmten „polnischen Ackerbau-Gesellschaft" beweist, welche, nach der in Folge der Ereignisse von 1830 und 31 geschehenen Auflösung sämmtlicher literarischer und historischer Gesellschaften in Polen alle Anstrengungen für eine Regeneration des Landes in sich concentrirte. Dieses Comité faßte im J. 1851 den Beschluß, der Frau Duchinska einen Dank zu votiren für die Dienste, die sie dem Vaterland geleistet, insbesondere aber für die Werke, die sie dem Landvolk gewidmet hatte." Ganz besonders hat sie ihre Schriften für die Landfrauen und Landmädchen berechnet, und man muß sagen, daß in dieser Hinsicht, gar viel auch noch bei uns geschehen könnte, und — falls der Frieden uns erhalten bleibt — geschehen wird. — Ist doch die Erkenntniß, daß die Stärke des Baumes in der Kraft seiner Wurzeln besteht, gerade nach den neuesten Ereignissen, im Zunehmen begriffen.

Ferner hat Frau Duchinska eine Sammlung französischer Volkslieder in's Polnische übersetzt, gleichwie sie gegenwärtig die Volkslieder des „historischen Polens" in's Französische übersetzt. Fragt man, was unter diesem Begriff zu verstehen sei, so lautet die Antwort: die Bewohner von den Ufern der Weichsel, der Dwina, des Dnjprs und des Dniesters, dieser vier Becken, die mit den Karpathen die Grundzüge der Ethnographie Polens kennzeichnen.

Außerdem hat Frau D. ein bedeutendes Werk über die finnische Vorzeit geschrieben, „Kalewala" betitelt. Ebenso bereitet sie eine Sammlung der Kosakenlieder vor, die auf die dunkle Geschichte dieses Volkes manches Licht zu werfen versprechen.

Aus dem Spanischen ins Polnische hat sie den Cid und aus dem Altfranzösischen die Rolandssagen übersetzt, um ihrem Volke einen Begriff von dieser Art romantischer Epen zu geben, der ihnen fehlt. Die Einleitung und die Anmerkungen zu diesen Werken, die der Bericht auszugsweise mittheilt, thun dar, was wir schon anfangs sagten, daß Frau D., wie so viele polnische Schriftsteller, den germanischen Bildungs-Einflüssen sich geflissentlich verschließend, sich dem französischen Leben zuwendet, sich auf französische Forschungen vorzugsweise stützt. Trotzdem müssen wir gestehen, daß man aus dem Bericht den Eindruck erhält, in Frau D. eine achtungswerthe literarische Persönlichkeit kennen gelernt zu haben. M. St.

Persien.

Ein persisches Erbauungsbüchlein.*)

Unter den klassischen Dichtern Persiens, welche einen Zeitraum von etwa einem halben Jahrtausend, vom elften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, ausfüllen, und welche das Volk in hoher Pietät verehrt, nimmt neben Firdosi, Sa'di, Hâfis, eine hervorragende Stelle ein Ferid-eddin Muhammed ben Ibrahim Attâr Nischâpûri, geboren zu Kerken, einem Dorfe in dem Gebiete der einst bedeutenden Stadt Nischâpûr in der Landschaft K'horâsân, wo sein Vater Ibrahim Salben- oder Droguenhändler (persisch âtâr) war, und zwar am 6. des Monats Scha' bân des Jahres 513 d. H. (11. November 1119 n. Chr.) Er übernahm von seinem Vater ein kaufmännisches Geschäft, welches er auf eine ehrenhafte Weise fortführte. Doch erweckte folgender Vorfall in ihm das Bewußtsein eines höheren Berufes. Ein Derwisch bemerkte bei Anschauung seines Ladens, wieviel leichter er, der nichts als seine Kutte besitze, die Reise in das Jenseits antreten werde, als dieser reiche Kaufmann mit seinem kostbaren Waarenlager. Das machte auf diesen einen so tiefen Eindruck, daß er seinen Handel aufgab, dem frommen Orden der Sufi's beitrat und die damals berühmte Schule des Scheikh Rukn-eddin Akâf besuchte. Er erlangte allmählich die höchsten Weihestufen des Ordens, zog sich aber bei vorgerücktem Alter ganz in die Einsamkeit zurück, wo er sich ausschließlich religiöser Contemplation hingab. Leider ward dem stillen, frommen, hochbetagten Greise nicht das Glück eines natürlichen Lebensendes zu Theil; am 25. April 1230 n. Chr. fand er in dem allgemeinen Gemetzel, welches die Heere Dschingiskhân's überallhin begleitete, seinen Tod durch das Schwert eines mongolischen Kriegers.

Von seinen zahlreichen Schriften sind bis jetzt nur zwei durch den Druck uns allgemein zugänglich gemacht; die eine ist das Pendnameh (Pendnâmeh), welches Professor Nesselmann in Königsberg in das Deutsche übersetzt hat, das andere das umfangreiche allegorisch-mystische Gedicht Mantiq-attair, dessen Uebersetzung von ihm gleichfalls in Aussicht gestellt ist.

Das Pendnameh ist ein kleines moralisch-didaktisches Gedicht, eine Art von muhamedanischen Erbauungsbuch in Versen

*) Pendnâmeh, das ist das Buch des guten Rathes von Ferideddin Attâr, aus dem Persischen von G. H. F. Nesselmann. Königsberg, Braun und Weber.

für das Volk. Herr Nesselmann hat das uns fremdartige und schwerfällige persische Versmaß nicht beibehalten, sondern den fünffüßigen Jambus als solches gewählt. Als Proben geben wir folgende zwei von den kürzesten Gedichten wieder:

Von fünf Menschen kommen fünf Dinge nicht.

Fünf Dinge kommen von fünf Menschen nicht;
Das merke Dir; ein Freund ist's der es spricht.
Nicht Freundschaft unter Königen kann bestehen;
Dies glaube denen, die die Welt gesehen.
Nicht edel wirst Du sehn den schlechten Mann,
Gemeiner Sinn steigt nicht zur Größ' hinan.
Wenn Neid erweckt des Nächsten Glück und Segen,
Wie sollt in dessen Hirn sich Mitleid regen?
Wer Lügendfreund ist, lüget jederzeit.
Ihm fehlt der Ruhm der Zuverlässigkeit.

Ueber die Glücklichen.

Wer an drei Dinge sich gewöhnen wird,
Wohlstand und Glück mit sich versöhnen wird.
Wenn Dir auch sind die Fehler Anderer kund,
Doch öffne nicht zum Tadel Deinen Mund.
Wen Du auf falschem Wege stehest, mein Sohn,
Den leit' auf rechten Pfad; es folgt der Lohn.
Was Dich beschwert, laß keinen Menschen drücken,
Wirf Deine Last nicht auf des Andern Rücken.

Kleine literarische Revue.

— **Alessandro Manzoni, nach C. M. Sauer.**[*]) Herr Professor Sauer in Prag, einer der wissenschaftlichen Männer in der böhmischen Hauptstadt, den wir dort den Tschechen gegenüber als einen der wackersten Vertheidiger deutscher Nationalehre und deutschen Rechtes betrachten dürfen, hat in der vorliegenden Schrift ein Bild des großen italiänischen Dichters gezeichnet, das dem Letztern in Deutschland zahlreiche neue Freunde erwerben wird. Allerdings dürfte er damit, wie er selbst vorhersieht, sowohl bei der ultramontan-clericalen und reactionären, als bei einer einseitig liberalen Richtung auf Widerspruch stoßen, aber der gesunde, über allem Parteiwesen stehende Sinn, der jetzt in Deutschland Gottlob! die Oberhand hat, wird auch die Aufgabe, die sich der Verf. der vorliegenden Schrift gestellt: die Bedeutung für die Weltliteratur darzuthun, welche die Werke Manzoni's haben, zu würdigen wissen. Der Verf. zeigt vor Allem, mit wie großem Unrecht man in Deutschland den Dichter, der einst die Bewunderung Goethe's erregte, zu einer Art Partei-Schriftsteller der Ultramontanen gemacht und ihn demgemäß behandelt habe. In Italien wird der Name Manzoni's von allen Parteien mit gleichem Stolze und gleicher Verehrung genannt. „Der Italiäner bekundet hierin jenen feinen Takt, der ihm in Fragen der Kunst so selten untreu wird; er unterscheidet den Autor von dem Privatmanne; er läßt dem Letzteren seine Anschauungen und Ueberzeugungen und hält sich ausschließlich an den Schriftsteller." (Wir kommen gelegentlich auf die interessante Schrift zurück.)

*) Alessandro Manzoni. Eine Studie von Carl Marquard Sauer. Prag, Fr. Ehrlich, 1871. (82 S. gr. 8.)

— **Die nächste Generation.** „The Next Generation" heißt eine dreibändige politisch-prophetische Novelle des englischen Parlamentsmitgliedes John Francis Maguire. In zwanzig Jahren wird, nach des Verfassers Ausspruch, die schöne Zeit endlich eingetreten sein, nach welcher sich die Menschheit bisher vergeblich gesehnt hat. Alle politischen Agitationen werden aufgehört haben; der Parteigeist wird überall dem Geiste der Humanität gewichen sein. In England wird es keine Staatskirche mehr geben, und der größte Theil seiner Nationalschuld wird abgetragen sein. Trunkenbolde wird man, wie Irrsinnige, als Kranke behandeln, denen man Asyle zu ihrer Heilung eröffnet. Einige Unwissende, einige Bigotte, einige Arme werden zwar verbleiben, aber nur damit die Reichen und Mächtigen Gelegenheit haben, Wohlthaten zu üben und Schutz zu verleihen. Großbritannien verbleibt dabei eine constitutionelle Monarchie, aber Frauen werden an den Berathungen des Parlaments, wie an der Regierung theilnehmen. Irland (der Verfasser stammt von dieser Insel) wird mit England ausgesöhnt sein, doch wird ein englischer Prinz, der mit einer Irländerin verheiratet ist, in Dublin seine Residenz aufgeschlagen haben, wo auch ein Provinzialparlament sich befinden wird. Herr Maguire ist ein außerordentlicher Anhänger der Frauen-Emancipation, und wie es scheint, ist es hauptsächlich diese, von welcher er das goldene Zeitalter in der nächsten Generation erwartet.

— **„Aus dem Bernerland."**[*]) Die sechs schweizerischen Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf, die diesen gemeinsamen Titel tragen, erscheinen jetzt in einer künstlerischen Großoktav-Ausgabe, geschmückt mit reizenden, der Alpen-Natur abgelauschten Illustrationen von Roux, Walthard und Anker. Die deutsche Verlagshandlung ehrt auf diese Weise das Erbe des früh verstorbenen Pfarrers Bizius, des wackeren schweizerischen Verfassers von „Uhli der Knecht". Die schöne Ausgabe der Emmenthaler Erzählungen erscheint in zehn Lieferungen à 10 Sgr., von denen die erste uns vorliegt, welche die Geschichte „Elsi, die seltsame Magd" und den Anfang der Geschichte „Barthli der Korber" enthält. Erstere spielt zur Zeit der ersten französischen Republik, als im Jahre 1796 die Heere des Directoriums in das friedliche Bern und in Solothurn einbrachen. Man war damals in den Nachbarländern Frankreichs, mit Einschluß der Schweiz, noch so naiv, die Phrasen von Paris für Evangelienworte der Freiheit zu achten und hatte keine Ahnung davon, daß hinter diesen Phrasen nichts als die pure Raub- und Eroberungs-Lust sich verbarg. Gleichwohl suchten die Nachkommen Winkelried's und Tell's ihre Unabhängigkeit zu wahren, und unter den Tapferen, die dieser Vaterlandsvertheidigung ihr Leben zum Opfer brachten, befand sich auch Christen, der reiche Bauersohn, welchen Elsi, „die seltsame Magd", weil ihr Vater „geltstaget" (bankerottirt) hatte und sie ihm nicht die Schande anthun wollte, die Tochter eines solchen Mannes zu heiraten, abgewiesen. Aber voll Reue und Herzzerrissenheit folgte sie ihm auf das Schlachtfeld, wo sie das Todesloos mit ihm theilte. Alle diese Scenen hat nun ein wackerer Künstler, Fr. Walthard, trefflich illustrirt.

— **Eine Geschichte des Alterthums für die Jugend.** Von Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte, welche vor Kurzem in

*) Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal, von Jeremias Gotthelf. Mit Illustrationen von G. Roux, F. Walthard und A. Anker. Berlin, 1871, Jul. Springer (Bern, J. Dalp).

diesen Blättern, als in Lieferungen erscheinend, angezeigt wurde, ist der erste Band, die „Geschichte des Alterthums“ jetzt auch im Ganzen erschienen.*) Der deutschen Jugend ist dieses Buch als eine wahrhaft zeitgemäße Lektüre zu empfehlen. Die heroischen Thaten der deutschen Heere in unserem Nationalkriege gegen Frankreich finden ihre besten Vorbilder bei den Völkern des Alterthums; ja, um die glänzenden Erfolge der vaterländischen Waffen vergleichen zu können, sind wir gewissermaßen darauf angewiesen, die Helden des Alterthums mit ihrer Opferwilligkeit und ihrer Hingebung für das Vaterland wiederum Revue passiren zu lassen. Nur an ihren Thaten lassen sich die Thaten der Gegenwart messen! Die besten volksthümlichen Wehrverfassungen des Alterthums sind in dem heutigen Deutschland wieder auferstanden und bewähren ihre alte Kraft, und nicht mit Unrecht bezeichnet man das preußische Volk als die Spartaner der Neuzeit. So gewinnt die einfache Größe des Alterthums im deutschen Volke der Gegenwart neues Leben, neue Kraft. Kein besseres Mittel, sich dies zu vergegenwärtigen, als die mit treuem lauteren Sinne geschriebenen Darstellungen unsres Ferdinand Schmidt! Fügen wir hinzu, daß seine Geschichte des Alterthums auf's Innigste harmonirt mit dem wieder praktisch gewordenen pädagogischen Bestreben, die gesammte (höhere) Schulbildung, besonders in den Realschulen, wieder mehr als bisher auf die Vorbilder des Alterthums zu basiren, so ist voller Grund vorhanden, das Unternehmen unsers bewährten Jugendfreundes willkommen zu heißen.

Literarischer Sprechsaal.

Das Scheusal der Pariser Commune liegt, zu Boden gestreckt, in den letzten Todeszuckungen, und seine Geschichte wird vielen nachkommenden Geschlechtern eine warnende Lehre sein können. Um aber wirklich an diesem Beispiele zu lernen, was Gerechtigkeit ist (Discite justitiam moniti!), möge nicht bloß der sogenannte vierte Stand, sondern sollten auch alle Regierte, wie Regierende, sich zugleich die Geschichte Frankreichs von Ludwig XIV. bis zu Napoleon III., von der Revocation des Edikts von Nantes bis zur Austreibung der fleißigen redlichen Deutschen aus diesem Lande, vor Augen halten. Nichts als das despotische Gebahren des centralisirten Staates — mochte dieser nun absolutes Königthum, Republik oder Kaiserreich heißen — hat das noch despotischere Gebahren der infima plebs zur Folge gehabt. Der Pariser Temps bezeichnet als die Grundübel die aus jenem Despotismus seit Jahrhunderten hervorgegangen und Frankreichs heutiges Verderben herbeiführten: die Abgestumpftheit der Conservativen, die im Kaiserreich eine „Versicherungs-Anstalt gegen die Unordnung“ erblickten, welcher man als Versicherungs-Prämie bürgerlichen Sclavendienst und Verzicht auf alle Rechte bürgerlicher Freiheit leisten mußte; ferner das zum chinesischen Mandarinenthum versteinerte, französische Beamtenthum; die systematische Opposition gegen jede Art von Regierung, sie mochte verfassungsmäßig handeln oder nicht, eine Opposition ohne allen sittlichen Halt, die auch in der neuesten Zeit, während der fünfmonatlichen Belagerung von Paris, dem für solches Gift nur allzuempfänglichen Volke nichts alle hohle Phrasen spendete, welche letzteren einerseits dem genußgierigen Proletariat und andererseits der nach Ruhe um jeden Preis sich sehnenden Bourgeoisie die Köpfe vollends verwirrten; endlich die französische Presse, die mit den frivolsten Grundsätzen und mit dem Skandal Handel trieb, und die blasirte Gleichgiltigkeit der Mehrheit der Bevölkerung, welche die Erfüllung politischer Pflichten, wie z. B. des allgemeinen Jugendunterrichts, der Wehrpflicht, der unbesoldeten Communalverwaltung, der Selbstbeschränkung dem Gesetze gegenüber, als schwere Lasten betrachtet. Am Schlusse dieses Sündenregisters sagt der Temps: „Zu Grunde gerichtet bis zur totalen moralischen Fäulniß, kann sich Frankreich nur durch die Anstrengungen einer allgemeinen, werkthätigen Reue wieder erheben.“

Dem Bericht über den in der Berliner geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag des Directors der k. Sternwarte, Herrn Dr. Förster, über die Wichtigkeit der Venus-Durchgänge für die genauere astronomische Messung der Entfernungen der Himmelskörper (S. Nr. 19 des „Magazin“) entlehnen wir noch folgende Bemerkungen: Durch die Bestimmung der Sonnen-Entfernung, d. h. durch die Bestimmung des Verhältnisses der Dimensionen der Erdbahn zu den Dimensionen des Erdkörpers, oder noch allgemeiner durch die Bestimmung des Verhältnisses der Entfernung irgend eines Planeten zu den Maßen des Erdkörpers erlangen wir ein ganz allgemein giltiges Vergleichungs-Mittel zwischen allen Maßbestimmungen auf der Erde und allen Maßbestimmungen in den außerirdischen Räumen unseres ganzen Planeten-Systems, und die genaueste Kenntniß des Verhältnisses einer tellurischen und planetarischen Maß-Einheit ist denn auch für die erschöpfende Vergleichung und Vereinigung aller Beobachtungen, die wir von verschiedenen Punkten auf der Erde nach irgend welchen Körpern innerhalb unseres Planetensystems richten, unerläßlich. Gelingt es also, jenes Verhältniß erheblich sicherer als bisher zu bestimmen, so kommt dadurch vermehrte Sicherheit in zahlreiche auf Bewegungen, Kräfte und Gestaltungen bezügliche astronomische Folgerungen, und der daraus zu erzielende Gewinn an Verständniß der Erscheinungen ist nicht hoch genug zu schätzen. Die Venus-Durchgänge bieten hierzu noch immer das genaueste Hülfsmittel. Nicht nur kommt Venus zur Zeit dieser Durchgänge oder Vorübergänge vor der Sonnenscheibe in größere Erdnähe als irgend ein anderer Planet erreichen kann, sondern auch die Eigenthümlichkeit dieser Phänomene, die Sichtbarkeit der dunkeln Venusscheibe vor der hellen Sonnenscheibe, bietet für die Messung ganz unvergleichlich günstige Umstände dar. Die ungewöhnliche Erdnähe ist an sich von größtem Werthe, weil in Folge gewisser unvermeidlicher Fehler der Winkel-Messungen die Entfernung eines näheren Punktes mit geringerem Verhältniß-Fehler bestimmt werden kann, als die eines entfernteren. Das Verfahren der Messung himmlischer Entfernungen ist bekanntlich mit dem Verfahren des Feldmessers nahe verwandt. Da nun alle Stand- oder Grundlinien, die man zwischen den entferntesten Punkten auf der Erde abmessen kann, verglichen mit den himmlischen Entfernungen sehr klein sind, da also auch die Winkel, unter welchen diese Standlinien an den Planeten und der Sonne erscheinen, und aus welchen sich fast unmittelbar der gesuchte Verhältniß-Ausdruck der Entfernungen zur Standlinie ergiebt, sehr klein sind, so läßt sich leicht verstehen, wie groß der Einfluß kleiner Winkelmessungsfehler auf den Zahlenwerth des gesuchten Verhältnisses sein muß, und wie vortheilhaft die größtmögliche

*) Geschichte des Alterthums. Von Ferd. Schmidt. Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu. Dieser Band bildet den ersten Theil von Ferd. Schmidt, Weltgeschichte. Berlin, Albert Goldschmidt, 1870.

Nähe des beobachtenden Himmelskörpers hierbei ist. Endlich verspricht die Sichtbarkeit der dunkeln Venusscheibe vor der hellsten Lichtquelle, die wir kennen, den Resultaten neben anderen Vortheilen eine ganz besondere, bei keiner anderen Gelegenheit zu erreichende Genauigkeit dadurch zu verleihen, daß sie der Anwendung der Photographie als Hülfsmittel der astronomischen Messung die günstigsten Bedingungen gewährt. Hierzu wird es zwar erforderlich sein, sowohl die Genauigkeit der Abbildungen als die Sicherung der Bilder gegen nachträgliche Verziehungen noch sorgfältigst zu untersuchen, aber es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Astronomie des 19. Jahrhunderts bei diesen wichtigen und erst in Jahrhundert langen Pausen wiederkehrenden Phänomenen an der Photographie eine erfolgreiche Helferin haben wird. Das vorige Jahrhundert hat bei den Venus-Durchgängen mit geringeren Mitteln seine Schuldigkeit in glänzender Weise gethan, thun wir die unsere.

„Das Abschaffen der Zwischenakts-Musik ist eine Barbarei!" erklärt Heinrich Laube in seinen neuen Skizzen zur Geschichte des norddeutschen Theaters, und wer, der noch eine Erinnerung hat an die Zeit der Schöpfung des klassischen Dramas in Deutschland und seiner Aufführungen unter Iffland und Graf Brühl in Berlin, wer möchte ihm darin nicht beistimmen? Ja, das Abschaffen der Zwischenakts-Musik und das Ausräumen des Orchesters, wo jetzt, statt der intelligenten kunstsinnigen Mitglieder der königlichen Kapelle, die ihres Reichthums sich bewußten Habitués der Börse und der Gründerbanken den Vordergrund des Schauspiels bilden, ist eine Barbarei! Wenn sonst die klassischen Zwischenakts-Musiken eines Beethoven, eines Bernh. Ans. Weber, eines Karl Max. v. Weber, eines Meyerbeer, oder die zu diesem Zwecke von einem feingebildeten Dirigenten und Concertmeister ausgewählten Symphonieen von Heydn, Mozart, Mendelsohn u. A. in den Pausen zwischen einem Akt und dem anderen eines ernsten Dramas die erhöhte Stimmung der Zuschauer erhielten, den Eindruck des vorangegangenen idealisirten und auf die Wendung des folgenden Aktes vorbereiteten — so haben wir jetzt die Genugthuung, zu wissen, daß das königliche Hoftheater in Berlin an seinen Jahresausgaben so und so viele tausend Thaler dadurch spart, daß es uns in unseren geistreichen Unterhaltungen nicht mehr durch seine musikalische Kapelle stört und „daß es" — wie die Parole der officiösen Theaterreferenten lautet — „unseren angestrengten Nerven und dem angespannten Geiste die nöthige Ruhe und Erholung gönnt!" Nun, wir danken für diese durch Nichts als den eintönigen Anschlag der Theaterglocke gestörte, lärmende und schwatzende Zwischenakts-Ruhe und Erholung. Ja, wir mögen nicht verhehlen, daß uns die kürzlich stattgefundene, fünfzigjährige Erinnerungsfeier der Eröffnung des heutigen königlichen Schauspielhauses jene Barbarei wieder recht lebhaft zum Bewußtsein gebracht hat. Wenn Schinkel geahnt hätte, welchen Gebrauch man heutzutage von den Räumen des Theaterorchesters und des von ihm in so edelem klassischen Styl erbauten Concertsaales in demselben Hause macht — er würde sicher von seinen reichen, künstlerischen Mitteln eine andere Anwendung gemacht haben.

Der als Manuscript gedruckte Briefwechsel zwischen dem bisherigen Redacteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Herrn Dr. Georg Hirth, und den Eigenthümern dieses Blattes, den Chefs der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, Herren Carl v. Cotta und A. v. Reischach, hat auch in Norddeutschland und zwar nicht bloß unter den Vertretern der deutschen Presse, großes Aufsehen gemacht. Es erscheint in der That befremdend, daß die Eigenthümer des großen deutschen Blattes, nachdem sie endlich im Jahre 1870 ihre seit Jahrzehnden festgehaltene groß- oder vielmehr undeutsche Haltung aufgegeben und sich entschlossen hatten, den wegen seiner entschiedenen nationalen und liberalen Gesinnung geschätzten Herausgeber der „Annalen" des Norddeutschen Parlaments und des Deutschen Reichstages, Herrn Hirth, für die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" zu gewinnen, diesem am 6. April d. J. das Ansinnen stellten, auf jede „aktive Theilnahme am politischen Parteileben" zu verzichten. Diese Verzichtleistung auf ein Recht, das in jedem freien Lande jeder freie Mann genießt, wurde Herrn Hirth zugemuthet, weil er in Augsburg in einer liberalen Wähler-Versammlung, unter Zustimmung einer überwiegenden Majorität, den Ausschluß der in kompakter Körperschaft in dieser deutschgesinnten Versammlung erschienenen Sozialdemokraten beantragt hatte und demnächst für die Wahl des Reichstags-Abgeordneten von Augsburg, Bürgermeisters Fischer, thätig gewesen war. Herr Hirth forderte und erhielt in Folge dessen seine Entlassung von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung." Mit Recht schreibt derselbe in seinem letzten Briefe an die Cotta'sche Buchhandlung: ... „Endlich aber hat der deutsche Schriftstellerstand ein sehr lebhaftes Interesse daran, daß seine Ehre und Würde nicht durch Zumuthungen wie die beregte — wären sie auch nur an wenige seiner Vertreter gestellt — gefährdet werde. Eine Presse ohne Grundsätze, ohne männliche Würde, ohne die Freiheit, ehrliche Ueberzeugungen ehrlich vertreten zu dürfen, ist, wie uns die jüngste Geschichte gelehrt hat, ein gefährliches Gift im Staate. Die Redaction jeder politischen Zeitung, welchen Principien und Idealen sie auch diene, sollte vielmehr eine Schule politischer Charaktere sein, ein Sitz gediegener politischer Wissenschaft und Weisheit, ein unantastbares Richtercollegium in Sachen des öffentlichen Wohls. Helfen Sie an Ihrem nicht unbedeutenden Theile an dem Ausbau einer charaktervollen nationalen Presse, Sie erwerben sich dadurch den Dank jedes wahren Vaterlandsfreundes!"

Die Straßburger Ztg. vom 1. Juni enthält folgendes Gedicht des geschätzten, auch den Lesern des Magazin seit längerer Zeit bekannten elsässischen Dichters Karl Candidus:

„Heimlichi Heimeth."

Am Schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr „wälsch" zur Stund',
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei!
„Jetz simmer ditsch" — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In Deiner Waffen stolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank ich Dir?
„Des Glück isch doppelt! Heidebritsch!"
Wir werden deutsch „un bliwe ditsch!"

Daß deutsch wir werden, das ist gut;
Daß „ditsch mer sin", noch wohler thut.
Was Deutschland ist und hat und kann,
Weiß ich, wie manch' ein andrer Mann,
Und freut solch Vaterland schon sehr,
„Heimlichi Heimeth" freut noch mehr.

Odessa. Karl Candidus.

Zeitgemäße patriotische Lektüre. (103)

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1868. Mit dem Bildniß der Königin. Miniatur-Ausgabe in engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen.

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) **in Berlin.**

Soeben erschien bei **H. Böhlau** in Weimar:

Reineke Fuchs in Afrika.

Fabeln und Märchen der Eingebornen.

Nach Originalhandschriften der Grey'schen Bibliothek in der Capstadt und andern authentischen Quellen.

Von **W. H. J. Bleek.**

Custos von Sir Grey's Bibliothek i. d. Capstadt.

Preis 1 Thlr. (104)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (105)

Die Porzellanmalerei,

ihre Technik und Anwendung für Dilettanten dargestellt

von

Ch. J. Kärner.

6 Bog. eleg. Velinpapier. Preis 15 Sgr.

Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung 86. Wilhelmsstraße.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Bäder und Frauen.

Eine Studie von

H. Ehrlich. (106)

eleg. geh. Preis 5 Sgr.

Das Schriftchen bespricht das gesellschaftliche Leben im elegantesten Style und im anständigsten Tone; es kann daher vorzüglich den Damen als interessante Lektüre empfohlen werden.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in **Berlin**, Wilhelmsstraße 86.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Caroline.

Briefe

an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a.

Herausgegeben von

G. Waitz.

Zwei Bände in gr. 8. mit den Portraits von Auguste Böhmer und Caroline Schlegel. Preis: 5⅓ Thlr.

Der

Hubertusburger Friede.

Nach archivalischen Quellen

von

Carl Freih. von **Beaulieu-Marconnay.**

gr. 8. Preis: 1⅓ Thlr.

Wullenwever.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Heinrich Kruse.

Zweite Auflage.

Preis geh.: 20 Ngr., eleg. geb.: 1 Thlr.

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

Sechszehnte Auflage in 2 Bänden.

Taschenformat. 60 Bogen.

Preis: 1⅓ Thlr. (107)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (108)

Roscoe, H. E., kurzes Lehrbuch der Chemie. Deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Carl Schorlemmer. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer farbigen Spectraltafel. Dritte verbesserte Auflage. 8. Fein Velinpapier. geb. Preis 1 Thlr. 29 Sgr.

Seit Januar dieses Jahres erscheint in dem unterzeichneten Verlage: (109)

Deutsches Handelsblatt.

Wochenblatt für Handelspolitik und Volkswirthschaft.

Zugleich Organ für die amtlichen Mittheilungen des deutschen Handelstages.

Herausgegeben von **Dr. Alexander Meyer.**

Vierteljährlich 13 Nummern von 1 bis 2 Bogen. Preis 1⅓ Thlr.

Alle wichtigen volkswirthschaftlichen Fragen, die gegenwärtig den Bundesrath, resp. den deutschen Reichstag beschäftigen, werden in diesem Blatte eingehend und sachgemäß erörtert, namentlich die Bankfrage, die Münzreform, Prämien-Anleihen u. s. w.

In einer besonderen ständigen Rubrik werden handelsrechtliche Entscheidungen erörtert.

Eine Probenummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) **in Berlin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (110)

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie. Sechster Band. Erstes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Eine Fabrik falscher Autographen in Paris und die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften über diese Autographen. (1869 und 1870.) — Das letzte Bekenntniß des Mörders John Lechler. (Lancaster in Pennsylvanien. 1822.)

Der „Neue Pitaval“ ist in Heften zu 15 Ngr. die auch einzeln verkäuflich sind, oder in jährlichen Bänden zu 2 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Deutsche Krieg

von 1870.

Von (111)

D. Born.

Zweite Auflage.

24½ Bogen. 8°.

Ausgabe A. Mit einem photographischen Tableau von 27 Deutschen Heerführern, gruppirt in der Form des eisernen Kreuzes in Cabinet-Format. 15 Sgr.

Ausgabe B. Mit obigem Tableau und einer **Karte von Ost-Frankreich**, auf welcher das **neu erworbene Reichsgebiet durch einen Farbenton bezeichnet ist.** 25 Sgr.

Berlin. Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung 86 Wilhelmsstraße.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Volksthum und Heerwesen.

Vortrag

gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Januar 1870

von

Max Jähns, Hauptmann.

gr. 8. geh. 7½ Sgr. (112)

Unser wiedergewonnenes Land.

Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebiets **im Elsaß und in Lothringen.**

8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise

von

Dr. C. Abel.

Vortrag. 1869. 8. geb. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt zur **Illustrirten Chronik des Deutschen Nationalkrieges. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.** (113)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 17. Juni 1871. — [Nº 24.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Oscar von Redwitz: Das Lied vom neuen deutschen Reich.*)

Wer zu der Zeit, als „Amaranth", von Oscar von Redwitz, erschien, jung war, so jung, daß er zu den harmlos Genießenden gehörte und nicht daran dachte, den kritischen Zahn an eine Dichtung zu üben, der wird sich sicher noch des Zaubers erinnern, mit dem diese plötzlich aufgeblühte Blume mittelalterlicher Romantik, religiöser Schwärmerei ihn umfing und gefangen nahm, mochte er auch wenige Jahre vorher in noch jugendlicherer Begeisterung für alle wirklichen und eingebildeten Errungenschaften des Jahres 1848 geschwärmt haben. Aber auch Denen, welche das Buch mit kritischen Augen lasen, welche bedenklich die Köpfe schüttelten zu den darin niedergelegten Anschauungen, welchen diese frömmelnde Sinnengluth nicht zusagen wollte, konnten nicht in Abrede stellen, daß sie das Werk eines Dichters vor sich hatten.

Dieser Dichter hat sich im Laufe der Jahre bewährt und geklärt. Leise und für Viele, welche ihm nicht aufmerksam gefolgt sind, überraschend hat sich in Oscar von Redwitz eine Wandlung vollzogen. Er, den man ganz und gar in mittelalterlichen Sympathieen versunken glaubte, tritt im „Deutschen Leben" für die Rechte des Volkes, für ein neues einiges Reich ein. Als nun der Kampf für die Verwirklichung dieses jahrhundertelangen Traumes, der Kampf gegen den tückischer als jemals drohenden Erbfeind beginnt, da feiert ihn Redwitz in kernigen, bedeutungsvollen Liedern, und jetzt, da er ausgekämpft, da Deutschland neu erstanden zu nie geahnter Herrlichkeit, das überwundene Frankreich am Boden liegt und sich wie der niedergeschmetterte Lucifer in furchtbaren, grauenerregenden Zuckungen windet, jetzt stimmt der Dichter noch voller, kräftiger und tiefer ein neues Lied an — das Lied vom neuen deutschen Reiche, das wie der helle Strom des Rheines selbst daherfluthet.

Sinnig giebt uns Redwitz sein Gedicht als „das Vermächtniß eines ehemaligen Lützow'schen Jägers an's Vaterland". Ein ehemaliger Freiwilliger erzählt uns darin die Geschichte seines Lebens, seine begeisterte Theilnahme an dem Befreiungskriege, seine zehnjährige Festungshaft während der dem Kriege folgenden Periode der Reaktion. Ungebrochenen Geistes, als greisen Arzt, findet ihn der Krieg von 1870. Sein Sohn zieht gegen Frankreich in's Feld, während er ein Privatlazaret errichtet und mit seinen beiden Töchtern die Verwundeten pflegt. Es treffen Briefe ein von dem nach Frankreich gezogenen Sohne, er berichtet von seinen Kämpfen und erzählt in liebenswürdigster Weise ein Zusammentreffen zwischen ihm und „unserm Fritz".

Regsten Geistes folgt der Greis den kriegerischen Ereignissen, besingt die Schlachten und die Heerführer, und als Frankreich besiegt, König Wilhelm zum Kaiser Deutschlands proklamirt ist, sieht er erfüllt, was er in der Jugend erträumt und erstrebt, wofür er gekämpft und gelitten hat; aber gleich Mose, ist es ihm nur vergönnt, vom Berge herab einen Blick in das Land der Verheißung zu thun; er stirbt und hinterläßt sein Vermächtniß dem Dichter, der es veröffentlicht „wo jetzt dem Reiche Friedensglocken klingen".

Die Dichtung ist in Sonetten geschrieben, welche, wohl fünfhundert an der Zahl, ein fortlaufendes Ganze bilden. Es ist gewiß ein kühner Versuch, diese Form für ein Epos zu gebrauchen, und nur ein Dichter wie Redwitz, welcher die poetische Form so meisterhaft beherrscht, durfte ihn wagen. Er ist denn auch vortrefflich gelungen, Redwitz vermochte in diesen Sonetten seine Gedanken scharf und bestimmt und doch in zierlich gegliederten Versen auszudrücken; immerhin ließ sich aber bei der Fülle der Sonette eine gewisse Eintönigkeit nicht ganz vermeiden. Kehren wir indeß von der Form noch einmal zum Inhalt zurück.

Es ist, unseres Erachtens, ein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß die entschieden bedeutendste patriotisch-poetische Gabe des Jahres 1870 von einem süddeutschen Dichter kommt, der, seit Kurzem wieder in der Hauptstadt des größten süddeutschen Staates, München, lebend, die Wunden von 1866 für vollständig vernarbt erklärt und mit begeistertem Jubelton die neue Zeit, das neue deutsche Reich besingt.

Dem Dichter sind sowohl vom Kaiser Wilhelm, wie vom Fürsten Bismarck und Grafen Moltke die schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben für seine Arbeit geworden. Möge ihm der Dank und die Anerkennung des gesammten deutschen Volkes nicht fehlen, dem er ein Sieg- und Heldenbuch im besten Sinne des Wortes geliefert hat. J. H.

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1871.

Bunsen, der deutsche Staatsmann und Gelehrte in England.

II.

Preußens auswärtige Politik unter Manteuffel.

Die Anmaßungen Frankreichs sind noch etwas älter, als uns die neuliche Eröffnung des Fürsten Bismarck offenbarte. Schon 1850 hatte Persigny die bairische Pfalz verlangt. Damals sagte Bunsen: „Hat er noch von mehr geträumt, so ist's desto lächerlicher. Denn was kann Frankreich Anderen helfen? Aber es ist zugleich ein Beweis der tiefen Gesunkenheit der französischen Diplomatie, daß sie so wenig von Friedrich Wilhelm IV. und von Deutschland versteht, um dergleichen nur entfernt blicken zu lassen."

Es war die Zeit, da die Politik Preußens, das eine Anlehnung an das constitutionelle England aus Instinkt der Kreuzzeitungs-Partei verschmähte, zur Dienerin Rußlands und Oesterreichs herabsank. Als Bunsen sich mit Hand und Fuß gegen die Unterzeichnung des Londoner Conferenz-Protokolls über die dänische Erbfolge sträubte (Juli 1850), empfand er klar, daß die drei Mächte, England, Rußland und Frankreich heimlich, hinter dem Rücken Deutschlands, gehandelt hatten, daß sie Holstein als unter allen Umständen zur dänischen Monarchie gehörig erklärten, während es doch deutsches Bundesland war. Frankreich habe nun vollends gar kein Recht, sich einzumischen. Uebrigens nehme der Abschluß des Friedens jeden Anlaß für das Protokoll weg. Bunsen wahrt sich mit Recht gegen den Grundsatz fremder Einmischung, der consequent ein Protektorat der drei Mächte über den Bund und Dänemark bedeute. Noch nach der verhängnißvollen Zusammenkunft in Warschau ist er der Ansicht, daß man nicht einer leeren Drohung weichen dürfe. „In der Politik sind Täuschungen so verderblich wie Verbrechen, und für den Augenblick oft noch verderblicher." Und wie richtig hatte Bunsen gesehen. Wirklich war die Drohung Frankreichs und Rußlands, denen Oesterreich sich als „giftige Spitze" darbot, nur ein Schreckschuß. Er hatte bekanntlich die Katastrophe von Olmütz zur Folge. Rußland würde sofort seinen Kredit verlieren, führte Bunsen aus, man habe es also zu thun mit einer „auf falsche Nachgiebigkeit des Berliner Cabinets im kritischen Augenblicke berechneten Demonstration." „Eine solche Demonstration ist deshalb nicht weniger eine blutige Beleidigung. Steckt Preußen nun diese ein, so hat man gesiegt ohne Schwertstreich." So geschah es.

Und was sollte Preußen nach Bunsen's Ansicht thun? Genau dasselbe, was Bismarck später gethan hat: der fremden Anmaßung entgegensetzen „die Geltendmachung der Ehre Preußens und Deutschlands auf Grund des verfassungsmäßigen monarchischen Rechts." — „An das dynastische Junker-Preußen schließt sich Niemand an, an das constitutionelle und deutsche nicht allein dreiviertel des Vaterlandes, sondern auch England."

Dieses Banner entfalten, hieß aber damals in den maßgebenden Berliner Kreisen Revolution. Wie glücklich dürfen wir das Geschick preisen, das den einsichtsvollen Bruder unter dem Einfluß eines großen Staatsmannes dennoch es entfalten ließ! Man wehre nur den im Finstern schleichenden Gewalten, die uns in neue Mißachtung zu bringen nicht müde werden!

An eine englische Allianz, die Radowitz Ende November noch sondiren sollte, war schon nicht mehr zu denken. Die englischen Politiker wollten an die Ehrlichkeit des preußischen Constitutionalismus nicht glauben und hatten in der That wenig Grund dazu. Zudem war viel Gefahr und kein ersichtlicher Profit dabei, und für Ideen ohne Garantieen begeistern sich die Engländer eben nicht.

So traf denn Preußen der Schlag von Olmütz. An Bunsen schreibt damals (5. Nov. 1850) Camphausen: „Seitdem Sie schrieben und noch abzuwehren hofften, ist der Schlag gefallen; ein großer Staat, wehrkräftig wie keiner in Europa, ohne Verlegenheit im Innern (das war nicht ganz richtig!), des Volksgeistes gewiß, in den Finanzen gesund, leckt den Staub von den Füßen seiner Gegner, ohne nur den Versuch des Widerstandes zu machen, auf eine bloße Kriegsdrohung hin, die bramarbasirende Feinde, bittere Angst im Herzen, ausgestoßen hatten!" — Hier war wirklich der politische Irrthum zum Verbrechen geworden.

Das betrübendste bei dieser Niederlage war, daß der König an dieser Entscheidung unschuldig, der Majorität eines Ministeriums wich, von dem er glaubte, es für die Leitung im Innern nicht entbehren zu können. Das war die Saat der Kreuzzeitung, der Gerlach und Genossen, die jede Regung des Liberalismus als einen Abfall von Gott, als Angriff gegen die Monarchie und in specie gegen die Dynastie, als Teufelswerk denuncirten und die nur zu gut den König an dieser seiner schwachen Seite zu fassen verstanden.

Ein Freund schrieb an Bunsen (S. 168): „Sie können sich's gar nicht denken, wie schlimm es ist, weil Sie fern doch nur die Schlechtigkeit der Resultate sehen, nicht das Gewebe von Lügen, Schändlichkeiten und Dummheiten, wodurch diese Resultate erreicht werden." „Die Kreuzzeitungspartei, heißt es an einer andern Stelle, die hier (in Berlin) Alles beherrscht, fühlt sich unter dem österreichischen Joch so selig, wie der Fisch in seinem Elemente, und der König, wiewohl er sich bisweilen noch ärgert, hat doch die Gabe, sich Alles einzubilden, was er will und sich die Wirklichkeit hinweg zu illusioniren. Er glaubt selbst nach der Schwarzenberg'schen Depesche noch an den „Sieg von Olmütz". (!)

Eine der merkwürdigsten Folgen des „Sieges" von Olmütz war, daß der Ministerrath in Berlin es wagen konnte, gegen die Reise des Prinzen von Preußen zur Londoner Ausstellung zu protestiren. Der „Polizeiterrorismus der schamlosesten Art"*) macht Bunsen sogar wegen seiner Privatbriefe besorgt. Fürst Schwarzenberg warnt Frankreich vor dem unitarischen Staate, der unter Preußens ausschließlichem Einflusse entstehen werde, wenn es nicht die österreichische Idee unterstützte, Gesammtösterreich in den Bund zu schwindeln. Herr von Raumer „ein durchaus unwissender und unfähiger Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten", arbeitet als „blindes Werkzeug der pietistischen Junkerpartei", Hengstenberg, Stahl, Gerlach sind

---

*) Vgl. S. 270: „Ein Staatsmann kann doch nicht in den Hinckeldey'schen Wahn verfallen, daß man Ideen, wahre oder falsche, durch Pässe oder Polizeiplackereien aus dem Lande halten oder besiegen könne!" S. 288: „Entweder lügt alle Geschichte und alle meine Erfahrung in einem fünfunddreißigjährigen diplomatischen Leben, und Niebuhr, mein großer Lehrer, war ein Lügenprophet — oder es giebt kein Beispiel, daß ein Fürst, der seine Minister unter Polizeibeobachtung setzt, je ehrliche Männer zu Ministern gehabt hat, noch einen wahren Freund nach seinem Tode. Viele Fürsten, die ein besseres Loos verdient hätten, sind daran untergegangen" .... Hierzu ist zu bemerken, daß General G. (Gerlach?) einen nach London abgehenden Gesandtschaftssecretär, der jedoch zu anständig dazu war, zu geheimen Berichten über seinen Chef (Bunsen) aufgefordert hatte. S. die Anm. zu S. 287.

die allmächtigen Regierer der Gewissen, die Jesuiten beginnen ihre Netze zu legen und fischen im Trüben mit Glück.

Wer die edle, großherzige Freimüthigkeit Bunsen's kennen will, der lese nur den prachtvollen Brief an Friedr. Wilhelm IV. (S. 250) gegen die intendirte Verfassungs-Vernichtung der Olmützer Partei. Der Plan war Bunsen durch Marcus Niebuhr vorgelegt worden. Wir versagen uns schwer die Mittheilung, doch nöthigt uns die Rücksicht auf den dafür in Anspruch zu nehmenden Raum. Der Brief Niebuhr's, S. 253, auch im Uebrigen ganz kreuzzeitungsgemäß, läßt entsetzlich deutlich hinter die Karten sehen. „Es ist vielleicht Ew. Exc. unbekannt, heißt es, daß im September sehr bestimmte Anforderungen Oesterreichs an uns ergangen sind, seinem Beispiele nachzufolgen, und daß die neuen Feindschaften Oesterreichs von dieser Antwort her datiren."

Ein Fürst — — stellt die Grundidee des österreichischen Cabinets folgendermaßen dar (S. 273): „Die Zeit ist gekommen, die Revolution zu exterminiren, d. h. also zugleich die constitutionelle Monarchie, welche auf dem Festlande mit der Revolution unzertrennlich verbunden ist, in England aber geradezu eine angreifende Stellung gegen die Monarchie genommen hat. Da nun England das constitutionelle System mehr und mehr begünstigt, so muß man es isoliren."

Bunsen findet die darauf gemachte Bemerkung: es fehle nur noch das Wort: „Der Protestantismus als die wahre Wurzel alles Uebels, müsse auch ausgerottet werden," sehr treffend.

III.

Das kirchlich-theologische Moment.

Bunsen legt natürlich ein Hauptgewicht auf die protestantische Natur Preußens, aber freilich nicht im Sinne jener antiunionistischen, intoleranten, confessionswüthigen Kirchlichkeit der Hengstenberg-Stahl-Gerlach-Krummacher und ähnlicher, sondern in dem Sinne eines auf der Basis der Gemeindefreiheit ruhenden, von dem Episcopat der Fürsten befreiten, von der Zucht des Ober-Kirchenraths und der Consistorien losgelösten Lebens in der Gemeinschaft aller geistig-sittlichen Interessen. Es würde hier zu weit führen, diese Bunsen'schen Gedanken, die übrigens auch bekannter sind, als seine politische Thätigkeit, eingehender zu besprechen. Nur Folgendes darf nicht übergangen werden: Wie aus der Dynastie das Volk, so steht Bunsen aus der Hierarchie die Gemeinde hervorwachsen „und Donnerstimmen rufen in allen Sprachen: Wahrheit, Licht, Freiheit!" Bunsen weiß, daß die Leiter des Staatskirchenthums „entweder absichtlich oder unabsichtlich, aber unverkennbar die Union „zerstören" wollen, aber er schweigt, um den König nicht bloßzustellen." Stahl ist ihm (S. 402) „ein jüdischer Eisenkopf von jesuitischer Starrheit und sophistischer Folgezieherei, dabei despotisch und ehrgeizig." Die beliebte Formel: „die lutherische Kirche macht keine Union, sie ist die Union" nennt er geradezu „unverschämt". Höchst beachtenswerth ist seine Denkschrift gegen das Stahl'sche Glaubensbekenntniß des Berliner Kirchentages, S. 393 ff. Darin z. B. die Worte: „Gesetzt, jene rückläufige Richtung behält, durch einseitige Bevorzugung seitens der Regierungsbehörden, jetzt die Herrschaft, so säet sie in der Geistlichkeit den Samen unseliger Heuchelei, also den größten Unglauben, gemischt mit pfäffischer Herrschsucht, bringt das evangelische Christenthum in die Gefahr eines papistischen oder ungläubigen Rückschlags oder beider." Sehr scharf wendet er sich gegen den unglückseligen theologischen Dilettantismus des Königs selbst: „Ein König, schreibt er an Friedrich Wilhelm IV. (S. 398), kann nie ungestraft Theologe sein, denn er wird entweder Echo oder Verführer seiner Diener, der Hoftheologen seiner Wahl und steht in Gefahr, das Opfer politischer Parteiungen zu werden, die sich so leicht in ein theologisches Gewand hüllen."*) — „Der Gemeinde ist der Geist gegeben, und nicht Fürsten oder Päpsten." „Es hilft nichts, sagt Bunsen ein andermal (S. 402), als was ich gefordert: gänzliche Abschaffung des jetzigen Oberkirchenraths und Ausführung der verfassungsmäßigen Befreiung der evangelisch-unirten Kirche von der Polizeigewalt des Staates."

Stahl's Rede über christliche Toleranz, diese Schmach des christlichen Namens erscheint natürlich auch Bunsen als eine „schamlose" Predigt der Intoleranz und Verfolgung. Bunsen weiß genau, was jenes schwarze Häuflein will und Luther's würdig ist sein Wort:

„Gewalt, Herrschaft, das ist, was sie wollen. Keinen Frieden haben sollen die Frevler. Ich danke Gott, daß ich ein Laie und ein freier Mann bin."

Daß Bunsen als Theolog in der Abendmahlslehre reformirt gesinnt war, ist selbstverständlich, daß er sich als Anti-Trinitarier bekennt, stellt ihn mit einer großen Zahl moderner Theologen außerhalb des Bekenntnißbodens der alten, freilich nicht der ältesten christlichen Kirche. Wie weit Bunsen, in der Rothe'schen Speculation befangen, sich bewußt geworden ist der Verflüchtigung des Begriffes des „Christlichen", des Aufgehens dieses Begriffes in den des Humanistischen, die folgenschweren Fragen dieser Abschüttelung alles Dogmatischen für die Entwickelung der protestantischen Kirche, alles dies können wir nicht hier erörtern. Nur das steht über jedem Zweifel: Bunsen ist ein durch und durch wahrhafter Mann. Wir citiren gern auch hier das schöne Wort, das er an Tholuck den bekannten Halleschen, in allen Richtungen schillernden supranaturalistischen Theologen, 1851 schrieb (S. 106):

„In diesen furchtbaren Zeiten kann, wie es mir scheint, nichts, wenn etwas, retten, als der Menschheit den Glauben an die göttlich sittliche Weltordnung sichern, welchen Südeuropa schon ganz verloren hat. Dazu gehört aber ein tiefer, sittlicher Ernst, der sich auch in der Erforschung, dann aber im Bekennen der Wahrheit offenbaren muß."

„Nur nicht wieder die gänzlich veralteten Confessionen in den Vordergrund gestellt!" Das Geheimniß des Reiches Gottes ist „das Dienen."

Wir wollen als einen Punkt, der jedenfalls der einsichtsvollsten, strengsten Prüfung bedarf, die Stellung bezeichnen, die bei Bunsen die Bibel einnimmt. Sie ist ihm „Urquelle der Wahrheit". An Bibel und Gemeinde werde die Welt binnen fünfzig Jahren entweder „untergehen oder sich verjüngen". „Alles Göttliche ist menschlich, alle Offenbarung ist Geschichte, alle Geschichte Offenbarung, alles Gottesbewußtsein nur in endlicher Form." Er spricht S. 436 von „unbewußten Christen" und setzt, jedoch etwas anders als Herr Dr. Hanne, dem historischen Christus den idealen entgegen. Jener hat eine „Geschichte von 30 Monaten, dieser (der Chr. in der Gemeinde), eine von 1800 Jahren." Doch verlieren wir das nicht in Sätze der Bunsen'schen Theologie. Hier genügt das Zeugniß, daß ein redlicherer Kirchen-Politiker nicht gelebt hat, als er.

*) Denn woher sonst die enge Allianz der politischen Reaction mit der hierarchischen Partei, wie sie die Kreuzzeitung, andererseits die Ev. Kirchenzeitung zeigt? D. Ref.

Gar Manches noch hätten wir auf dem Herzen. So hätten wir gern seine Betrachtung, seine Rathschläge und Warnungen an die preußische Politik während des orientalischen Krieges besprochen, gern seiner wissenschaftlichen Arbeiten gedacht, des schönen Familienlebens, der edlen Freundschaften. Wir drängen es zurück und dürfen vielleicht hoffen, im Leser die Begierde erweckt zu haben, den Mann näher kennen zu lernen, dessen ganzes Leben eine Illustration des Spruches aus Jesaias (II, 5) war, der auf seinem einfachen Grabdenkmale († 28. Nov. 1860) zu Bonn steht:

Lasset uns wandeln im Lichte des Ewigen.

Wir aber scheiden von ihm mit dem alten Zuruf:

Voluisti — Quiescas.

Have anima candida et pia!

Franz Sa[illegible]

Die Moselufer in Deutsch-Lothringen.

Bei Conz, wo der Scharzberger Wein wächst, und von der einen Seite die Sauer, von der andern die Saar die Mosel zum breiten Strom machen, liegt ein Berg, von dem aus man drei Landschaften überschauen kann. Nach Osten fließt die Mosel zu Thal und man sieht an ihren Ufern die mächtigen Thürme der zweitausendjährigen Stadt Trier, und weiterhin den Beginn der köstlichen Weinberge, die sich bis Koblenz 50 Stunden weit erstrecken, und wo die hochberühmten Orte Zeltingen und Pisport den Mittelpunkt eines Weinhandels bilden, der vielleicht in diesem Augenblick der erste Europas ist. — Nach Westen bezeichnen Felswände das Luxemburger Land, und vom ferneren Süden her kommt der stattliche Strom aus den schönen Gefilden Deutsch-Lothringens. Die neuen deutschen Uferstriche sind nicht minder interessant als jene preußischen Weinlande, und es lohnt sich wohl von Nanzig aus die neue deutsche Gränze aufzusuchen und den Lauf des lieblichen Flusses, einer zarteren Schwester des Rheins, bis zu seinem Eintritt in die alte Gränzmark Deutschlands zu verfolgen. — Die letzte französische Stadt ist dort Pont-à-Mousson oder Moselbrück, hoch überragt von dem spitzen Berge und der Burg Mousson, die nun wohl das Schicksal haben wird, als französische Gränzfeste mit Werken nachbarlicher Eifersucht und dem nöthigen Material an Kanonen und Granaten ausgestattet zu werden.

Der erste Ort im neuen Deutschland ist Pagny, gleich ein hochberühmter Weinort. Der lothringische Rothwein, der dem Burgunder gleicht, hatte schon vordem ein großes Absatzgebiet in Deutschland. Nach Verlegung der Zollgränze wird er sich sicher den berühmtesten Weinlagen Deutschlands anschließen. In Pagny empfingen am 15. März den heimkehrenden Kaiser die Gouverneure des neuen Reichslandes, um ihn durch das sich verengende Moselthal nach Metz zu geleiten. Zwischen den grünen wein- und waldreichen Hügeln, die die Ufer krönen, liegen zwei Doppelstädte, je durch eine Brücke verbunden. Das erste Paar, Novéant und Corny, sind durch die von hier aus geleiteten Belagerungs-Operationen des vergangenen Sommers berühmt geworden. In Corny war das Hauptquartier, von dem aus die gewaltige Cernirungsarmee die 7 Meilen lange Mauer von undurchdringlichen Männerleibern um Metz zog. Wer eine interessante Vergleichung einer früheren Belagerung von Metz mit der vorjährigen suchen will, der schlage Schiller's Memoiren des Marschalls Vieilleville auf und erheitere sich an den fruchtlosen Bemühungen weiland Kaiser Karls V. Sollte Einer oder der Andere unserer Leser vielleicht selbst die entbehrungsreiche Cernirung mitgemacht und sich in dem wohlverproviantirten Corny einmal gelabt haben, so wird er mit Humor die alte Analogie studiren, da uns der brave Marschall die Anzahl der in „Corny“ verzehrten Pasteten und Lachse getreulich bewahrt hat.

Das nächste Städtepaar ist Ars und Jouy. Der Fluß läuft zwischen beiden Orten, führt hier durch die lieblichsten Landschaften, Wiesen, Burgen, Schlösser, die einst dem Kinde dieses Landes, Claude Gelée gen. Lorrain, als Muster gedient haben. Die im Hintergrunde seiner Bilder häufigen Römerbauten fehlen nicht; Riesentrümmer einer alten Wasserleitung erheben sich auf weite Strecken an beiden Ufern, bei Ars einsam auf der Wiese stehend und von Epheu und Waldrebe überwuchert, während sich in Jouy die kleinen Häuser der Landleute wie Nester in die großen Trümmer hineingebaut haben. Die Bergreihe auf dem linken Moselufer hebt sich hinter Ars zu dem (Metz überragenden) höchsten Punkt, dem Fort St. Quentin, von dessen Gipfel man jenseits der Bergmauer auf die blutgetränkten Felder von Gravelotte, Rézonville und St. Privat sieht. Jenseits der großen Erdmulde, in der Metz liegt, macht das Gebirge und mit ihm die Mosel eine Wendung nach Norden, und wie man vom St. Quentin nach Metz hinab-, vom Osten aber nach Metz hinaufsteigt, so ist auch die Landeshauptstadt selbst stufenförmig erbaut und keines der sieben Thore liegt in gleicher absoluter Höhe. Der höchste Punkt dieses modernen Thebens ist die meilenweit in's Land hinein sichtbare prachtvolle Kathedrale, die Mutter des Kölner Domes. Den Epigonen war beschieden, diese jungfräuliche Festung zu bezwingen, bei der der alte York, wie Blücher scherzend sagte, nur seine Visitenkarte abgegeben hatte. Der Stadt und ihrer Wunder ist neulich in diesen Blättern ausführlich gedacht worden; wir können uns daher vor dem deutschen Thor auf das Dampfschiff begeben, das die Mosel von hier an trägt, und dessen Fahrten nach zehnjähriger Pause zuerst in diesem Frühling unter der deutschen Aegide wieder begonnen haben.

Mit der Wendung nach Norden ändert die Mosel und die Landschaft ihren Charakter. Quoll bisher in den Adern der Uferberge das rothe Blut des Weines, so beginnt von hier ab und setzt sich in überreicher Fülle bis an die luxemburgische Gränze fort ein schwarzes Arteriensystem von Eisenerzen. Herr M. E. Jacquot*) hat in einem ausführlichen Werke die lothringischen Eisengruben beschrieben. — Schon die Hüttenwerke von Ars beschäftigten über 3000 Arbeiter, noch großartiger aber sind die de Wendel'schen Werke in Moyeuvre. Der Zufluß der wenig reinen Seille am Ausgang von Metz und diese Eisenerze geben dem bis hierhin grünen Strom häufig, namentlich bei feuchtem Wetter, jenes gelbe Ansehen, das der Reisende von Koblenz her kennt, und dessen Spuren meilenweit im Rheinwasser erkennbar bleiben.

Hinter dem freundlichen Maizières verläßt die Mosel das Metzer Land und bewässert den Diedenhofener Kreis. Von hier ab beginnt zunächst auf dem rechten Ufer die deutsche Sprache, jenseits Diedenhofen aber auf beiden Seiten deutsche Sitte und Art. Von Diedenhofen (Wälsch: Thionville) läßt sich nicht viel erzählen; es ist eine kleine Festung in freundlicher Lage, und was sie von erheblicheren Gebäuden hatte, liegt in diesem Augenblick in Trümmern. So weit wir dem Strom bis hierher gefolgt sind, begleitete ihn auf dem linken Ufer die Eisenbahn. Diese

*) Jacquot, Description géologique et minéralogique du departement de la Moselle. Paris, 1868.

geht nun in gerader Linie nach Norden gegen Luxemburg, die Mosel aber nimmt eine Wendung nach Osten und durchströmt kurz vor der Gränze das lieblichste Idyll Deutsch-Lothringens, das Waldthal von Sierk. Der Verkehr mit den deutschen Nachbarstädten Merzig und Saarlouis, mit den Fabrikorten Metlach und Dillingen ist hier schon ein sehr lebhafter; die Mundart der Leute fast dieselbe wie im Trierer Land, und die Gränzstrecke, die die Mosel noch zwischen Preußen und Luxemburg an Remich und Grevenmachern vorüber zu machen hat, behält bis nach Conz hin fast überall den gleichen Charakter. Zwischen dem französischen Rothweinland und dem deutschen Weißweinland liegen Bergwerke und Schornsteine. Das reiche Land hat Alles hervorgebracht, was ein Land produziren kann, nur, wie schon Schiller bemerkt, noch keinen Dichter, keine Literatur. „Schon so lange, klagt der Vater Rhein, umarm ich die lothringische Jungfrau; aber noch hat kein Sohn unsere Verbindung beglückt."

Vielleicht ändert sich das, seit das andere Epigramm nicht mehr wahr ist, weder im Hexameter, noch im Pentameter, jenes:

„Treu wie dem Schweizer gebührt, bewach ich Germaniens Gränzen,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom."

Es wäre falsch, hier der französischen Regierung die Schuld beizumessen; dagegen sprechen die noch heut blühenden elsässischen Dichterschulen. Weit eher mag der bigotte Charakter des hier vom Katholizismus eingeengten Volkes Schuld tragen. Vielleicht wird aber dem wiedergewonnenen Lande der Sang wiedergewonnen werden, wenn sich ein anderes Dichterwort erfüllt:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten,
Den Flüchtling der Gesang zurück.

L. L.

Böhmen.

Abermals eine in Prag confiscirte Broschüre.

Niemand, dem die Spannung bekannt ist, welche zwischen Tschechen und Deutschen von Ersteren heraufbeschworen wurde, zweifelte daran, daß diese Tschechen schon aus Demonstrationssucht gegen die Deutschen mit ihrem Erzfeinde kokettirten und sympathisirten. Die Franzosen galten den Tschechen als die Träger der Kultur, an diese wendeten sie sich mit ihren nationalen Gebresten; Rieger, vom Nationalitäten-Schwindel ergriffen, schickte an Napoleon III. ein Memorandum, durch welches die Selbständigkeit Tschechiens, nöthigenfalls auch auf Kosten Oesterreichs, herbeigeführt werden sollte, und gab dazu in dem Memorandum den kürzesten Weg an, auf welchem die Franzosen nach Böhmen gelangen könnten. Während des letzten deutschen Krieges gaben sich die Sympathieen der Tschechen für Frankreich in auffallender Weise kund; am Auffallendsten muß es aber erscheinen, daß die Tschechen ihre Sympathieen auch gegen die Commune kund gaben; sie glorificirten mitunter die rothe Republik, und es giebt nicht Wenige unter den Tschechen, welche sich offen als Anhänger derselben aussprachen. Sie brachten System in die Grundsätze der Rothen, welche sie social-demokratische Republikaner nennen, und Einer dieser Tschechen, der bis jetzt namenlos geblieben, unternahm es, diese Grundsätze in einer Broschüre, zu Nutz und Frommen seiner nationalen Brüder, zusammenzustellen.

„Kde stojime" („Wo stehen wir") ist der Titel einer Schrift, welche bei Mikulas und Knapp in der Vorstadt Karolinenthal — erscheinen sollte, aber von der Staatsanwaltschaft im Vereine mit der polizeilichen Preßbehörde kurz vor ihrer allgemeinen Ausgabe confiscirt wurde. Diese Broschüre kann als eine Brandschrift bezeichnet werden; es schien ihre Aufgabe zu sein, das Volk gegen alle Besitzenden zu hetzen, „welche nur ihre Bäuche mästen und sich mit ausgezeichneten Getränken und Speisen den Magen verderben", welche Andere für sich arbeiten lassen, selbst aber nicht arbeiten wollen. Diese Broschüre verbindet social-demokratische Grundsätze mit den Lehren des Communismus, welche als Axiome für's Volk hingestellt werden, nach denen es sein Leben einzurichten habe. Nach der ausgesprochenen Ansicht des unbekannten(?) Verfassers, welchen überspannte Ideen und keinesfalls böser Wille zur Abfassung dieser Schrift veranlaßt, sollen sich alle Arbeiter zusammenschaaren und in dem ganzen Lande einen einzigen social-demokratischen Verein bilden; sie sollen ihren bisherigen Arbeitsgebern, mögen sie Großindustrielle oder Großkaufleute sein, die Arbeit kündigen, und nicht eher zur Arbeit schreiten, als bis die Arbeitsgeber in ein gemeinschaftliches Güterverhältniß mit ihnen getreten. Ein solcher Geist giebt sich auf jedem Blatte dieser Broschüre zu erkennen, deren Schreibart für ein Publikum berechnet ist, das nicht nur Glacéhandschuhe kaum dem Namen nach kennt, und schwerlich einen ziemlichen Consum von Seife nachweisen kann; sie enthält neben den erwähnten Lehren des Communismus nur Schimpfreden gegen Alles, was irgend eine Stellung in der Welt einnimmt. Man könnte die stattgefundene Confiscation dieser Broschüre schon um der cynischen Schreibart gutheißen.

Prag, Anfangs Juni. Dr. —s—r.

Frankreich.

Der epidemische Größenwahn.

Es ist ein tief trauriges Gefühl mit dem ich diese Ueberschrift der Besprechung eines Büchleins vorsetze, das auf dem Titelblatte den einst so verehrten Namen Edgar Quinet's trägt, Edgar Quinet's, des unbeugsamen Republikaners, der nie mit dem Eidbruch des zweiten Decembers pactirt; Edgar Quinet's, des begeisterten Geschichtsschreibers der großen französischen Revolution; Edgar Quinet's, des Mannes, auf den das gesammte republikanische Frankreich zwei Jahrzehnde hindurch, als seinen Bayard, blicken konnte. Die vorliegende Schrift unter dem Titel: „Le siége de Paris et la défense nationale"*) variirt in 16 Artikeln, die alle kurz vor und während der Belagerung von Paris geschrieben wurden, das für ein französisches Herz unausgesungene Lied der nationalen Größe, Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit über die Völker des Erdballs im Allgemeinen und über Deutschland im Besonderen.

Edgar Quinet, einer der Edelsten, Reinsten, Unbeflecktesten der französischen Nation, in seinen Auslassungen, die, zum Theil mitten in den Stunden des Kampfes geschrieben, schon damals

*) Paris, 1871, Lacroix, Verboekhoven & Co.

gleich im Temps und andern Organen successive Veröffentlichung fanden, gebehrdet sich bald wie ein rasender Roland, bald wie ein angeschossener Eber. Leidenschaft und nur Leidenschaft in der höchsten Potenz dictirt seine oft ziemlich orakelhaften Aussprüche, und vor der Gewalt der Thatsachen, die er vergeblich abzuleugnen versucht, gehen sein Gefühl für Gerechtigkeit, sein Sinn für Logik, sein Verständniß für historische Geschicke, sein ganzes Begriffsvermögen, so klar und prägnant es ehedem auch geartet sein mochte, elendiglich in die Brüche. Seine Gattin, die treue Gefährtin langer, banger Jahre des Exils, theilt auch in diesem Falle den Niedergang der hohen geistigen Begabung ihres Mannes, und gleich der erste Artikel: „An die Franzosen", ihrer eigenen Feder entflossen, beginnt mit der bekannten, wissentlichen Verunstaltung der Proklamation des Königs von Preußen, als er Frankreichs Boden betrat, um mit der Glorifizirung eines Kampfes zu enden, den Frankreich „bei vollem Tageslichte für die Sache des Menschengeschlechtes kämpfe."

Quinet nimmt darauf selbst das Wort, um zu erzählen, „daß Frankreich nie schöner und größer gewesen, als jetzt." In Dythyrambenton feiert der große Historiker Paris, die heilige Stadt, die der Welt ein ungeahntes Beispiel gegeben. Er geht weiter und verlangt einen allgemeinen Volksaufstand. Der Gallier möge gegen den Germanen einherstürmen, Paris sei der Sammelplatz, auf den alle Patrioten in hellen Haufen zustürzen müssen, um die frechen Eindringlinge in blutiger Umfassung zu erdrücken. Bald aber sieht Quinet ein, daß es mit dem bloßen Appel an den Patriotismus nicht gethan sei. Er will mehr — und doch weniger. Beschränkt Euch darauf, ruft er den Machthabern vom 4. September zu, beschränkt Euch darauf, das Gesetz ganz und voll zur Anwendung zu bringen. Beruft alle wehrfähige Mannschaft vom 25—35sten Jahre ein, nehmt 150,000 Mann vom Kontingent des Jahres 1870 und ebensoviel von dem des Jahres 1871, und binnen Kurzem habt Ihr 6—700,000 wuchtiger Männer beisammen, deren Chor kein Barbarenheer widerstehen kann. So führt Quinet Schritt für Schritt die wahnwitzige Kriegführung Gambetta's theoretisch aus, bis sie der blutberauschte Diktator in die Praxis überträgt, um ein so klägliches Fiasko damit zu machen. Denn das Schlimmste ist, daß der bejahrte Theoretiker Quinet, ebensowenig wie der jugendliche Diktator-Kriegsminister Gambetta, irgend welchen Sinn für die Realität der Dinge mehr besitzt. Und hier gelangt man zum wundesten Punkt im ganzen Verlauf dieser geistigen Krankheit, die Quinet wie Gambetta mit ganz Frankreich durchzumachen hatte: zur unumschränkten Herrschaft der Phrase. Quinet weiß, daß junge, unerfahrene Soldaten unmöglich von irgend welcher Feldtüchtigkeit sein können; aber er lügt sich gewandt jedes Bedenken fort und stellt dem ungebildeten Franzosen ein gefährlichstes Blendwerk zur Verfügung, indem er ruft: „Was das Garnisonsleben nicht in Jahren zu Stande bringt, das thut die Gegenwart des Feindes, die Größe des Moments, die Unausbleiblichkeit der letzten, äußersten Schlacht in kürzester Frist!"

In dieser und ähnlicher Weise spiegelt auch der unglückliche Patriot bis zum letzten Moment eine Fata morgana an Siegen, Triumphen und Großthaten vor, die Frankreich für die gesammte Welt binnen Kurzem vollbringen werde, und die grausame Wirklichkeit vermag in nichts die Illusionen der Patriotismus-trunkenen zu zerstören.

Wer das französische Volk vor und während des letzten Krieges von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, der weiß zur Genüge, wie Quinet in allen diesen Dingen, so hoch er auch sonst über die Menge emporragt, nichts Anderes, als das klare Spiegelbild des Durchschnittes der Nation zur Darstellung bringt und daß von einem Ende des großen Landes bis zum andern derselbe Irrthum genährt, die gleiche Selbsttäuschung, fast wie nach stiller Verabredung, allüberall geflissentlich aufrecht erhalten wurde.

Am 25. Januar 1871 schrieb Quinet seinen letzten Artikel mit dem phantastischen Vorschlage einer Concentrirung aller französischen Kriegsmacht in der Auvergne, aus der ein französisches Tyrol gemacht werden solle. Am 11. Februar unterzeichnete er sein pomphaftes Vorwort, in dem er Paris verherrlicht und jedem Franzosen das Recht zuspricht, vor aller Welt auszurufen: „Ich bin nicht besiegt!" Und drei Monat später sehen wir dies große, schönste, „unsterblichste" aller Völker in wildestem Kampfe sich selbst zerfleischen, sehen wir die Freunde, Brüder und Kampfgenossen Quinet's in beiden Lagern, Paris, „die heilige Stadt", in Asche legen, sehen wir . . . .

Doch halt! Der Contrast ist unerquicklich genug, und wer nach den inneren Gründen so riesigen Verfalles forscht, wird ihn schwerlich anderswo finden, als in der Annahme, welche die Aufschrift dieser Zeilen trägt, in der Epidemie des Größenwahns, der ein ganzes Volk und mit ihm seine edelsten Bürger ergriffen.

Arthur Levysohn.

Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Die Franzosen besitzen in einem hohen Grade das, was sie selbst: le génie des titres nennen.

Was läßt sich nicht Alles von einem Buche erwarten, das die vielversprechende Aufschrift: „Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts" trägt! Es ist wenig über hundert Jahre, daß Jean Jacques Rousseau's epochemachendes Werk erschien. Aber welch' klaffender Unterschied liegt zwischen damals und heute! Wie viel Umwälzungen haben sich seitdem auf sozialen Gebieten vollzogen und Milderungen der Sitte, Aenderungen der Ausgangspunkte philosophischer Betrachtung herbeigeführt!

In einem Punkte freilich berühren sich beide Epochen. Es ist die Anerkennung der Wichtigkeit der pädagogischen Frage überhaupt und ihres innigen Zusammenhanges mit so mancher anderen, welche die Zeit bewegt. Nur, daß diese Einsicht, welche damals zu dämmern begann, heute zu vollkommener Klarheit durchgedrungen! Die ganze pädagogische Lage läßt sich in zwei sehr verschiedene Gebiete abtheilen: Die Erziehung der Massen und die Erziehung des Individuums. Erstere befaßt sich mit Förderung der Intelligenz, letztere mit Bildung des Characters. Erstere gehört der Schule, letztere mehr dem Leben an.

Was nun zunächst die Ausbeute des Buches von A. Esquiros für die erstere Richtung betrifft, so sind die Ideen, welche es enthält, weniger praktisch und originell an sich, als vielmehr characteristisch für den Standpunkt des Franzosen und Republikaners, der zu uns spricht. Aehnlich wie Jean Jacques, hält auch er es für die Hauptaufgabe jeder Erziehung, die Jugend zu freien Männern heranzubilden, „um die Uebel, welche die Gesellschaft bedrücken, in ihren Wurzeln abzuschneiden." Auch ist er überzeugt, daß Bildung das wirksamste Mittel ist, diesen Zweck zu erreichen. Was aber die Art ihrer Erlangung betrifft, so begegnen wir sofort wieder jenem Grundunterschied, welcher zwischen den

---

*) L'Emile du dix-neuvième siècle, par Alphonse Esquiros. Paris. Libr. internationale.

englisch-französischen Anschauungen und den deutschen bezüglich des Unterrichts obwaltet. Allein während man bisher nur gewohnt war, die Frage des obligatorischen Schulunterrichts vom rechtlichen Standpunkte aus verneinen zu hören, glaubt Esquiros auch in utilitarischer Beziehung den Stab über sie brechen zu dürfen.

„Wir haben mehr als einmal gehört, äußert er sich an einer Stelle, daß die Unwissenheit das große Hinderniß freiheitlicher Entwickelung sei, und ich glaube es aufrichtig. Man fügt hinzu: Der Staat decretire unentgeltlichen, obligatorischen Schulunterricht; dann wird Alles gut gehen! Glauben Sie? Es wird gut sein, denjenigen, welche in irgend einem von der Hand der Autorität in Bewegung gesetzten Unterrichts-Mechanismus ein Mittel der Befreiung des Geistes erblicken, das Beispiel China's in's Gedächtniß zurückzurufen. Dort kann beinahe Jedermann (?) lesen und schreiben. Die Schulen, die Examina, die Lyceen sind voll. Die Buchdruckerei, die revolutionärste unter den mechanischen Künsten, wurde von den Chinesen fünf Jahrhunderte früher, als in Europa entdeckt. Was war die Folge? Der Unterricht, welchen autorisirte Lehrer und Bücher weithin verbreiteten, diente nur dazu, die sozialen Institutionen noch mehr zu versteinern. So wird es bei allen Völkern sein, bei denen die Erziehung sich vorsetzt, die Bürger für den Staat zu modeln. Ich könnte manche europäische Nation nennen, welche sich in dieser Beziehung nicht viel vom Vaterland der Mandarinen unterscheidet. Dank der Dazwischenkunft der religiösen und civilen Gewalten pflanzt der allgemeine Unterricht jeden Tag mehr den passiven Gehorsam ein."

Esquiros scheint hierbei nicht vorzuschweben, daß Einwände dieser Art höchstens Anwendungs-Mißbräuche, durchaus nicht das Prinzip treffen könnten, daß ferner der Unterricht, als Unterwerfungsmittel gebraucht, sich als sehr zweischneidige Waffe zu erweisen pflegt. Im Uebrigen ist sein Mangel noch viel weniger dazu angethan, die Bürgertugenden der Staatsweisheit und Unabhängigkeit zu erzeugen. Wenigstens ist in jenem Lande — wir gebrauchen ungefähr Esquiros eigene Worte: — „in welchem man viel zu viel von den Ereignissen und viel zu wenig von den eigenen Kräften erwartet, in welchem am meisten der politische Köhlerglaube an die Messiase erlösender Regierungen und Staatsstreiche grassirt," — der Schulunterricht nicht obligatorisch!

Auch die deutschen Universitäten erhalten eine kleine Zurechtweisung in diesem Sinne. „Welche Freiheit, ruft er aus, kann man bei einem Volke erwarten, dessen gebildete Tugend nur bestrebt ist, sich für den Staatsdienst anwerben zu lassen! Die Kunst, die Menschen zu unterdrücken, war früher eine schwierige und complicirte Wissenschaft. Man brauchte Genie dazu. Den Geist eines Machiavelli. Heutzutage scheint es, als läge es den Unterthanen am Herzen, dem Fürsten, der sie beherrscht, die Mühe zu ersparen, sie durch Gewalt und List zu unterjochen."

Weiterhin wird dann folgendes Ultimatum präcisirt: „Heißt dies, daß die öffentlichen Aemter nothwendig die Seelen derjenigen degradiren, welche sie ausüben und suchen? Dies ist keineswegs meine Ansicht. In freien Staaten, wie in Amerika, wo die Wahl über die Ernennung entscheidet, wo die Aemter nach sehr kurzer Zeit in die Hand des Landes zurückkehren, dienen sie nur dazu, die Stärke und Noblesse der Charaktere zu entwickeln."

Es ist mißlich, daß diese Versicherung sich einigermaßen im Widerspruch mit den Klagen über die Corruption des amerikanischen Beamtenthums befindet, welchen der Präsident Johnson vor einiger Zeit einen öffentlichen Ausdruck verliehen. Er war geneigt, dieselbe theilweise der kurzen Dauer der Aemter, d. h. der Bereicherungs-Gelegenheit zuzuschreiben.

Im Uebrigen sind die Schilderungen von Esquiros wohl nach französischen Verhältnissen entworfen. Der Zudrang zum Staatsdienst ist allerdings in fast allen Theilen Deutschlands zu groß, was jedoch mehr sociale als politische Nachtheile hat und hauptsächlich auf ökonomischen Gründen beruht.

Ueber den Unterricht in der Volksschule enthält das Buch eine Reihe sehr richtiger Bemerkungen. Es ist hauptsächlich die Nothwendigkeit der Verknüpfung des Abstracten mit dem Anschaulichen betont: Einige Kenntniß der unteren Schichten des Volkes und „zurückgebliebener Länderstriche" bietet Belege hierfür. Man kann sehr häufig die Beobachtung machen, daß ganze Wissenschaften nur bis in das Gedächtniß des Volkes dringen und dort unverstanden, sehr oberflächlich und vorübergehend haften. Wir nennen nur die Geographie. Mit Bezug darauf macht Esquiros folgende Vorschläge:

„Das Loos eines Lehrers hat mir oft Mitleid eingeflößt. Werden doch diese Märtyrer der Märtyrer selbst von der Jugend gehaßt, welcher sie Gutes thun! — — Aber ist das Kind in der That undankbar gegen Diejenigen, welche es unterrichten? — Warum, o Lehrer, wollt Ihr, daß die Wurzel der Wissenschaft bitter sei? Es ist ein Glück, zu lernen! Für jede Fähigkeit ist die Uebung das Leben, und in der Natur giebt es nichts, das nicht strebte, zu sein, zu erblühen, sich zu entwickeln." „Es ist nur der Zwang, welcher die Freude des Schülers in Trauer verwandelt. Eine schöne Ermuthigung in der That für ein Kind, welches ganz summend von Leben, wie eine Biene zum Studium kommt, der Anblick eines griesgrämigen Magisters, dessen Tyrannei auf der Autorität eines Buches einher reitet!"

„Das Buch der Kinder ist die Bibel der Dinge. Man findet sie nicht in den Schulen."

„Was erblickt man, wenn man in ein Schulzimmer tritt? Mit Tintenflecken bedeckte Tische, lahme Holzbänke, vier nackte Wände, eine Decke von brutalen Balken durchzogen, über welche die traurigen Arbeiterinnen der Langweile, die Spinnen, ihre Netze weben. Die Fenster sind offen. Draußen singen die Vögel. Sie scheinen sich in ihrer Freiheit über die Schüler drinnen lustig zu machen. Draußen ist Alles Lärm, Licht, Form, Farbe; Alles ladet das Kind ein, sich durch Vermittlung der Sinne zu belehren." „In dem Schulzimmer ist nichts, was zu den Augen spricht. Kaum da und dort irgend ein häßliches Bild, einige Landkarten, trockene und schwache Hieroglyphen des Erdglobus." „Man lasse um des Himmelswillen in dieses Grab der Kindheit einen Hauch der Außenwelt dringen, einen Strahl des Lebens."

„Bei einem Volke, dem wirklich die Erziehung der Jugend am Herzen läge, gäbe es keine Schule, in der man nicht ein Mikroskop fände, ein Teleskop, ein Georama, ein Aquarium, ein Stereoskop, kurz alle Werkzeuge, welche nothwendig sind, um eine Idee von der Natur und von den hauptsächlichsten Wundern der Welt zu geben."

Die Musterschulen Norddeutschlands und Skandinaviens, welche man bei der letzten Pariser Ausstellung kennen gelernt hatte, haben bedeutende Schritte diesem Ideal entgegen gethan. Ein Blick in die Schulbücher unserer jüngsten Generation wird ferner belehren, wie viel Ersprießliches in diesem Sinne durch Anwendung von Illustrationen aller Art geleistet wird.

Etwas zu weit wieder scheint Esquiros zu gehen, wenn er unter der allerdings hier zu sehr passenden Form eines „Traumes" Tempelbauten und Maskeraden anräth, um der Jugend die verschiedenen Zeitalter der Geschichte besser und tiefer einzuprägen, wie richtig auch der Gedanke sein mag, daß „ein Volk selbst mit einer kostbilligen Erziehung der Jugend ein „gutes Geschäft" mache."

Eine der Hauptschwierigkeiten des ersten Unterrichts bildet das Erlernen des Lesens. „Vielleicht darum, weil, während von den übrigen Wissenschaften die Eine die Andere vorbereitet, bei dem Uebergang von den Gegenständen zu den künstlichen Zeichen, welche sie darstellen, der leitende Faden plötzlich unterbrochen wird.“ Auch dieser Schwierigkeit räth Esquiros durch Anwendung des Anschaulichen abzuhelfen. Er will seinem Emil das O als einer Sonne, das Z als einer Schlange gleichend einprägen. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Jugend einer ähnlichen Methode. Es wurden uns große bemalte Buchstaben gezeigt. Auf dem A prangte ein Weihnachtsbaum im Lichterglanz, von Geschenken umgeben. Man frug uns, welchen Laut die Kinder bei einem so erfreulichen Anblick ausstießen, und wie aus einem Munde riefen wir: A! A! Das T stellte eine Uhr vor, deren Ton als fortgesetztes T! T! uns wohl bekannt war.

Für die großen Streitfragen der individuellen Erziehung enthält das Buch von A. Esquiros nur wenig Beiträge von Bedeutung. Der Schritt vom „Anempfundenen“ zum Plagiat ist hierbei an mancher Stelle gethan. Eine große Anzahl frappirender Gedanken ist ohne die leiseste Quellen-Andeutung dem ungleich reicheren Werke Jean Jacques entnommen und man kann sich nicht immer des Eindrucks erwehren, daß weniger ein Emil des neunzehnten Jahrhunderts, als vielmehr eine Blumenlese aus dem Aelteren beabsichtigt wurde.

Auch treffen Esquiros vielfach dieselben Vorwürfe, welche man Rousseau gemacht hat; theilweise in noch höherem Grade. Es wird auch von Esquiros dem Erzieher die Rolle eines schauspielerischen Versteckenspielers zugemuthet, welche unmöglich auf den Charakter des Zöglings günstige Einflüsse üben könnte, und noch viel weniger, als bei Rousseau, tritt das Bewußtsein hervor, daß jedes Bildungssystem, welches sich nicht eng an die Nüancen eines bestimmten Charakters schließt, nur eine zweifelhafte Thesis ohne Datum sein kann. Die Einwirkung auf den Charakter gehört in das Gebiet philosophischer Parteifragen. Den pädagogischen Theorieen sollte darum ein philosophisches Meinungsbekenntniß vorausgehen. Zumal bei einem Arzte (was Esquiros zu sein vorgiebt) muß man Anhaltspunkte und Begründungen irgend einer Physiologie der Seelenthätigkeiten und Kräfte, auf welche gewirkt werden soll, vermissen!

Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts müßte unseres Erachtens mehr als „werdend“ vorgeführt werden. Gestellt in alle Bewegungen der Zeit, im Kampfe mit ihren Irrthümern, angekränkelt von ihrer Gedankenblässe, belebt von ihren Bestrebungen — als Sohn der Zeit im vollen und ganzen Sinne des Wortes. Vielleicht, daß die Form des Romans einem solchen Inhalt besser entspräche. — Gustav Flaubert hat einen allerdings nur sehr einseitigen Versuch in dieser Richtung gemacht mit seinem neuesten Werke, das den sehr bezeichnenden, aber unübersetzbaren Titel trägt: „éducation sentimentale“.

Der „Emil des neunzehnten Jahrhunderts“ ist, wie der Rousseau's, halb Lehrbuch, halb Roman. Theilweise ist er in Form von Briefen geschrieben, die ein Staatsgefangener an seine ferne Gattin richtet. Zieht man die Jahreszahl 185.. und die Thatsache in Betracht, daß Esquiros jüngst unter den Exaltados von Marseille eine Rolle spielte, so gewinnt dieser Rahmen Lebenswahrscheinlichkeit. Allein der Mangel an Individualisirung und die Farblosigkeit eines übrigens reinen Styles, welcher durch sämmtliche Briefe hindurchgeht, spricht schließlich wieder dafür, daß wir es in der That wohl nur mit einem „work of fiction“ zu thun haben!

Gottfried Böhm.

Nord-Amerika.

Eine Sammlung von Enthüllungen über radikale und revolutionäre Prinzipien.

Das Jahr 1848 liegt jetzt 23 Jahre hinter uns. Es ist eine der erfreulichsten Wahrnehmungen, daß die deutsche Nation seitdem Vieles gelernt und Manches vergessen hat. Gelernt hat sie, die Dinge an sich und um sich her mit nüchternem Auge zu betrachten; vergessen und verworfen hat sie das wirre und betäubende Phrasenthum, das damals den klaren deutschen Geist überwucherte und alles ruhige, gründliche Prüfen unter sich begrub. Deutschland hat sich in dieser Beziehung vollständig emancipirt, ja, so weit ist die Ernüchterung gediehen, daß das neue deutsche Reich ohne allen Phrasenaufwand in die Wirklichkeit treten konnte. Die Phrase ist ein politischer Fiebermesser. Gottlob, das Instrument zeigt bei uns nur noch selten einige Grade, und so wohlthuend ist das Bewußtsein der dadurch erwiesenen politischen Reife, daß wir nicht ohne Erröthen daran denken mögen, es könnte die Phrase einst von Neuem über Deutschland hereinbrechen.

Es giebt, so erstaunlich es klingt, allerdings Leute, die auf diese Eventualität mit aller ihrer Kraft hinwirken.

Aus Amerika ist uns ein Buch zugegangen, das in jeder Zeile die Erinnerung an das marktschreierische Phrasenthum jenes Jahres in uns wach ruft. Es ist betitelt: „Teutscher Radikalismus in Amerika. Ausgewählte Vorträge von Karl Heinzen.“*) Wir würden demselben, seinem Inhalte nach, nicht den geringsten Werth beilegen, wenn es nicht von dem „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien“ in die Welt gesetzt worden wäre und sich somit als ein beachtenswerthes Glied in der Kette ultrademokratischer Tendenzen darstellte, für deren Realisirung die Träger gegenwärtig die Zeit für gekommen zu sein erachten.

Wir haben jüngst in Deutschland wiederholt den Ruf: Krieg den Palästen, Krieg der Bildung! vernehmen müssen. In der Schweiz trösten die Internationalen das überwundene Paris mit den sympathisirenden Worten: die Revolution ist unsterblich. In Paris selbst hat sich gezeigt, bis zu welchem Grade von Verruchtheit das revolutionäre Element in der Praxis sich versteigen kann. Zu rechter Zeit kommt uns da aus Amerika eine Erläuterung, die wir als den Versuch zur theoretischen Begründung, zur Systematisirung der revolutionären Tendenzen betrachten müssen.

Der Versuch ist sehr schwach ausgefallen. Karl Heinzen ist ein Phantast, kein Philosoph; ein freimüthiger, vielleicht ehrlicher Schwätzer, aber beileibe kein Politiker, geschweige denn ein Staatsmann. Er reist in Nordamerika umher, um bei jeder Gelegenheit vor deutschen Versammlungen für den Radikalismus Vorträge zu halten. Man kann ihn den Fahnenredner der Revolution nennen. Feiern die amerikanischen Deutschen irgend ein Turn-, Sänger- oder sonstiges Vereinsfest, so wird Herr Heinzen gerufen, um die Gesellschaft mit einem Vortrage zu beehren. So hat er sich mit den verschiedensten Thematen beschäftigt, und es ist nicht zu leugnen, daß die große Uebung seine Dialektik mit der Zeit verfeinert hat. Der Inhalt jedes Ver-

*) Herausgegeben von dem „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien“. Erster Band: 1867. Zweiter Band: 1871. Ohne Angabe des Verlagsortes.

trags ist jedoch stets einer und derselbe. Immer läuft es auf die Revolutionirung der Welt, besonders Deutschlands, hinaus, auf die Vernichtung der Tyrannen in Uniform und Frack, auf Absetzung Gottes, auf Beseitigung aller Geburts-, Geld- und Handels-Aristokratie, auf Begründung der reinen Volks-, d. h. Massenherrschaft. Den König von Preußen liebt er vorzugsweise als das Urbild eines Tyrannen hinzustellen. Die Gewalt wird verabscheut, insofern sie sich in den Händen der Gegner befindet; in der Hand der Radikalen ist sie das natürliche Mittel, revolutionäre Ziele zu erreichen und zu halten. Mit dem Jesuitismus drückt sich der Redner offen in dem Worte die Hand: der Zweck heiligt die Mittel, und so ist ihm denn auch der Gedanke an den Königsmord, an die Ausrottung der Priester und stehenden Heere &c. so geläufig, als ob es sich um die Tödtung von Heuschrecken handelte, die verheerend in einer Landschaft eingefallen sind.

Eine glückliche Zusammenfassung der radikalen Denkungsweise findet sich in dem Vortrage: die Revolution, den wir denn auch gewissermaßen als das Programm des Herrn Heinzen zu betrachten haben. Bei einem Rückblicke auf die bisherigen Erfolge der Revolution muß der Redner gestehen, daß sie Fiasko gemacht hat. Das Bekenntniß, daß es an Revolutionären fehlt, mag ihm nicht leicht geworden sein, allein, da der Radikalismus die reine Wahrheit ist, so darf Herr Heinzen mit dieser Wahrheit nicht zurückhalten. Desto größer ist aber die Hoffnung auf die Zukunft. „Glauben Sie mir, der Schlaf, in welchem der revolutionäre Geist jetzt schweigt, ist nicht so tief, daß es der Kanonenschüsse bedürfte, um an sein Gehör zu dringen. Der Geist der Revolution ist wie ein Verschütteter in einem Bergwerk. Einsam und in banger Erwartung lauscht er des Tones, der ihm die Nähe der Retter verkünde. Vielleicht nur eine dünne Scheidewand trennt ihn von der Welt der Lebenden. Finden Sie die rechte Seite, so bedarf es nur eines Rufs, eines Hammerschlags, um den lebendig Begrabenen mit neuer Hoffnung zu erfüllen. Und verstehen die Minirer ihre Kunst, so untergraben sie mit sicherem Erfolg den Felsen, bis plötzlich die Mauern des Gefängnisses zusammenstürzen und der Todtgeglaubte wie neugeboren an das Sonnenlicht tritt."

„Die geistige Agitation, aufklärend nach der einen, bekämpfend nach der anderen Seite, anfeuernd die Revolution, beunruhigend die Reaktion, unermüdlich treibend, geißelnd, aufstachelnd, schürend, in Flammen setzend — das ist die Aufgabe, welche zunächst zu lösen wäre. Doch ist es diese Aufgabe nicht allein, welche bei der Vorbereitung der Revolution in's Auge zu fassen ist. Der Kunst der geistigen Zerstörung und Armirung muß sich die Kunst der kriegerischen Vernichtung hinzugesellen. Wer ist jetzt Herr der Welt? Wer die größte Fähigkeit und die meisten Mittel zur Vernichtung von Menschenleben besitzt. Ganz Europa strotzt von Kanonen und Bajonnetten, eine Schildwache steht vor jeder Pore, durch welche die Freiheit eindringen könnte, und Henker stehen an jedem Kreuzweg bereit zur Exekution. Wie nun wird es möglich, diesen furchtbaren Apparat von Mordwerkzeugen und Mordkräften selbst durch massenhafte Volkserhebungen niederzuwerfen? Es kann geschehen durch eine Revolution im Mordwerkzeug, durch die Erfindung neuer Zerstörungsmittel, welche die Revolutionspartei in den Stand setzen, das Uebergewicht der Macht der Reaktionäre aufzuheben und die massenhafte Aufstellung von Armeen möglichst nutzlos zu machen. . . . ."

„Wir dürfen hoffen, daß es dem Erfindungsgeiste gelingen werde, Zerstörungsmittel zu ersinnen, welche, mit geringen Kosten herzustellen und ohne Mühe zu handhaben, die Zerstörungskraft der Artillerie ersetzen und welchen gegenüber die massenhafte Aufstellung des Feindes gerade dessen Verderben herbeiführt, weil sie nur Gelegenheit zu massenhafter Vernichtung darbietet (natürlich unter der Voraussetzung, daß der Feind so thöricht ist, Herrn Heinzen im alleinigen Besitz dieser Mittel zu lassen. D. Ref.) Je furchtbarer überdies die Mittel des Krieges sind, desto eher ist der Krieg zu Ende. Also auch in dieser Beziehung würde die Anwendung möglichst furchtbarer Mittel nur im Interesse der Humanität sein... Wir müssen übrigens, um das besondere Studium, die besondere Wissenschaft, den besonderen Beruf und die besondere Ehre des Kriegshandwerks zu beseitigen, die Generäle und Helden durch Mechaniker und Chemiker zu ersetzen suchen und die Kriegsthaten durch unpersönliche Zerstörungsstoffe verrichten lassen (siehe Paris im Mai 1871. Ref.), die, am rechten Ort angewandt, den Despotismus demoralisiren und ohnmächtig machen. Wir müssen es womöglich dahin zu bringen suchen, daß es für die Romantiker der Bataillen, für die gefeierten Mordkünstler gar kein Feld der Thaten und gar keine Geschichte mehr giebt. Dann schrumpfen sämmtliche Kriegsminister der Despoten zu Straßenbuben zusammen, ihre Armeen zerstieben wie Spreu vor dem Sturm, ihre Kanonen werden Nürnberger Waare, ihre Tapferkeit hat allen Werth verloren und das Mordhandwerk allen Reiz..." Für jetzt ist diese großartige Erfindung noch nicht gemacht, aber Amerika, so hofft Herr Heinzen, wird sie gebären, und er selbst schwört, sobald er durch seine Vorträge die Mittel zusammengebracht haben wird, — einen Preis dafür auszuschreiben.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, was Revolution eigentlich ist. Schiller war ein engherziger Tropf, als er schrieb:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte.

Revolution ist nicht ein Ausnahme-Zustand, nach Herrn Heinzen soll sie vielmehr den Normalzustand der Welt bilden. Der Geist der Revolution ist der große Lenker der Welt, der einzige Heiland der Menschheit. Gäbe es keine andere Religion mehr als die Revolution, es stände anders um die Freiheit und das Glück der Völker. Aber was ist die Revolution? Sie ist nicht jener rohe Kampf, der mit Kanonen und Guillotinen ausgefochten wird — dieser Kampf ist nur das äußere Beiwerk, das leider noch nothwendige Mittel der Revolution — die Revolution ist das perpetuum mobile der Geschichte, die ruhelose Triebkraft der Menschheit, welche stets schaffend und verjüngend die Welt des Alten und Abgelebten verdrängt und mit neuem Leben den Kirchhof der Geschichte bevölkert. Sie ist der Baumeister, der ewig einreißt, um ewig aufzubauen; sie ist Todtengräberin, Mutter und Geburtshelferin in Einer Person, und was vergeht und entsteht, die Revolution hat es beseitigt, die Revolution hat es geboren. „Glaubte ich an einen Gott, ich würde ihn Revolution nennen. Ihr widersteht nichts, ihr entgeht nichts, sie ersetzt nichts. Die Revolution ist das Leben, die Zukunft, die Hoffnung, die Erlösung, die Poesie der Welt, sie ist das Ringen des Geistes nach dem Ideal der Entwickelung, sie ist Alles. Sie ist das ewige go ahead, das die Nordamerikaner nur als Pioniere des Handels und der Kolonisation befolgen, das wir Teutschen aber ausdehnen müssen über alle Gebiete des Lebens und Strebens."

Aber das Volk in Europa, namentlich in Deutschland, ist nach Herrn Heinzen nichts als eine geknechtete und ausgebeutete

Masse ohne Organisation und inneren Zusammenhang, und Europa ist daher am Meisten der Revolution bedürftig. Indessen bedarf auch Nordamerika ihrer Segnungen, denn auch die vereinigten Freistaaten werden geknechtet. Der Präsident ist nichts als ein Tyrann im Frack, der Senat eine Aristokraten-Versammlung, das Repräsentantenhaus ein Verein von Speculanten. Die ganze Verfassung, von einem Dummkopfe fabrizirt, taugt nichts. Das Volk selbst müßte zusammenkommen, um seine Gesetze zu machen, seine Beamten zu wählen, seine Interessen wahrzunehmen. Wie das anzustellen wäre, sagt Herr Heinzen freilich nicht. Die Revolution macht eben Alles von selbst. Ohne alle Einsicht in die wirklichen Verhältnisse, ohne Rücksicht auf die in der Menschheit wirkenden sozialen Gesetze, ohne bestimmten Plan und greifbares Ziel, hat der Redner seine Freude daran, die Welt in der Idee auf den Kopf zu stellen.

Zum Glück wissen die Amerikaner solche Leute zu würdigen. Als Heinzen eine Reise durch die Union unternahm, um durch Vorträge zur Erfindung seines Armeenzerstörungs-Apparates anzuregen und Mittel dazu anzusammeln, glaubte der Phantast, Amerika werde ihm Gold in Hülle und Fülle in den Schooß legen. Aber „während man dem Humbugger Kinkel Tausende zu warf, die er gewissenlos verschleuderte oder nicht zu benutzen wußte, brachte meine Rundreise nicht einmal die Reisekosten auf." Es war die Verurtheilung der Phrase, und sie erfolgte von Rechtswegen!

Ungarn.

Zur Reform des österreichisch-ungarischen Zolltarifes.*)

Es giebt Individuen, die entweder durch Eitelkeit oder eine fatale Disposition stets dazu verurtheilt sind, Formen und Nebendingen ihr Hauptaugenmerk zu widmen, und nie oder selten dazu gelangen, den eigentlichen Lebensbedingungen gerecht zu werden. Es giebt auch solche Staaten, und zu diesen gehört gewiß auch der österreichisch-ungarische Doppelstaat, der jeden Augenblick eine neue „Aera" beginnt und, wie Rosenkranzbeter die Perlen, eine Regierung nach der andern vorüberschiebend, fortwährend am Verfassungskleide webt und dabei der einheitlichen constanten Arbeit ermangelt, die nothwendig ist, damit die volkswirthschaftlichen Lebensbedingungen des Staates in gedeihlicher Weise gefördert werden. Allerdings flickt jede Regierung an der Handelspolitik, aber jede folgt dabei ihren eigenen national-ökonomischen Ansichten, und so wird denn der Zolltarif in einemfort reformirt, bis derselbe, nach dem Ausdruck des Verf. der oben genannten Schrift, „ein Unicum in Bezug auf Inconsequenz und Mangel an wahrhaft staatsmännischen Gesichtspunkten" geworden ist.

Vorschläge zur Reform des Tarifs sind daher der Zweck dieser entschieden freihändlerischen Schrift. Freilich kennt der Verf., der den volkswirthschaftlichen Theil des „Ungarischen Lloyd" redigirt, den Stand der österreichischen, wie der ungarischen Finanzen zu genau, um sich hinsichtlich seiner Forderungen nicht selbst Beschränkungen aufzuerlegen, und so läßt er denn die Tabakbesteuerung und das Salzmonopol unberührt; den meisten übrigen Theilen des österreichisch-ungarischen Zolltarifs geht er jedoch um so entschiedener zu Leibe, da die „nationale Industrie" schon aus Rücksicht auf die Interessen der in Oesterreich-Ungarn überwiegenden Bodenwirthschaft den Schutz nicht verdient, den ihr eine kleine, aber einflußreiche Partei stets zu wahren bemüht ist. — Wie aus den neuesten Volkszählungslisten zu ersehen ist, wohnen in den Ländern der ungarischen Krone ungefähr 76 Procent der Bevölkerung auf dem Lande, und überdies würde ein großer Theil der sogenannten Städte, nach Riehl, eigentlich zu den Bauerndörfern zu zählen sein; so kann man denn annehmen, daß volle 90 Procent auf die Landbevölkerung entfallen.

In Cisleithanien ist das Verhältniß der städtischen Bevölkerung zwar ein günstigeres, als im ungarischen Krongebiet, doch überwiegt auch dort die ländliche Bevölkerung beträchtlich, so daß in der ganzen Monarchie durchschnittlich 75—80 Procent der Gesammteinwohnerschaft auf die Landbevölkerung kommen. Mit dieser überwiegen aber auch die Interessen, die eine vollständige Zollfreiheit erheischen; denn die Landbevölkerung muß ihren Bedarf an Industrie-Erzeugnissen aller Art, an landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. so wohlfeil als möglich decken, und ihre eigenen Erzeugnisse möglichst hoch verwerthen können. Aber auch die Interessen der nicht ländlichen 20—25 Procent der Gesammt-Bevölkerung können durch die Zollfreiheit nur gewinnen, nachdem die inländische Industrie schon durch die bisherige Verminderung der Schutzzölle, resp. durch die hiermit entstandene Concurrenz angespornt, zu einer früher nie geahnten Blüthe gelangt, und in den meisten Zweigen der fremden Industrie ebenbürtig geworden ist.

Die Interessen der gesammten Bevölkerung erheischen also Zollfreiheit, und dieses Ziel ist um so mehr vollständig anzustreben, da die Erträge der österreich-ungarischen Waarenverzollung im Verhältniß zu den Staatseinnahmen geringfügig sind. So betrug der gesammte Eingang an Zöllen im J. 1869 nicht voll 18½ Millionen Brutto, resp. 12 Millionen Netto. Und dafür all die Plackereien, die dem Handel, und die Lasten, die der Consumtion auferlegt sind! Durch gänzliche Beseitigung dieser Lasten würden Handel, Industrie und Ackerbau in Oesterreich-Ungarn einen solchen Aufschwung nehmen, daß der Ausfall in den Staatseinnahmen durch ein Steigen der directen Steuern bald ersetzt würde.

Gleichwohl will der in Ungarn lebende Verf., durch die Verhältnisse gezwungen, das bekannte „nur langsam voran" gelten lassen, und versteht er sich dazu, daß außer dem Tabak- und Salzmonopol die Zölle auf einige Consumtionsartikel, welche schon jetzt bedeutende Erträge liefern, beibehalten, ja wenn man will, sogar auch mäßig erhöht werden. Im Allgemeinen wäre aber, anstatt des jetzt in Uebung stehenden Schutzzollsystems, das System der Zollfreiheit aufzustellen, und sollten die wenigen beizubehaltenden Finanzzölle nur Ausnahmen von der Regel bilden. — Diesem hiermit in Kürze skizzirten Gedankengang gemäß setzt der Verf. seine Reformvorschläge speciell auseinander, auf welche näher einzugehen hier nicht der Platz wäre. — Daß er den Nagel auf den Kopf getroffen, lehren sowohl die günstigen Resultate, welche schon die bisherigen Erleichterungen im österreichischen Zollwesen zur Folge hatte, als auch die zustimmenden Aeußerungen, mit welchen Ludwig Schoch's Reformvorschläge in Oesterreich wie in Ungarn aufgenommen worden sind.

*) Von Ludwig Schoch in Pest. Wien, Fansy und Frick, 1871.

Kleine literarische Revue.

— **Holtei's Königslieder.***) Der alte schlesische Volksdichter hat seine „Königslieder" in einer neuen, vermehrten und wohlfeilen Ausgabe erscheinen lassen und diese der Kaiserin Augusta mit den Worten gewidmet:

„Widmen durft ich diese Lieder
Unsrer hohen Königin;
Jetzt, in andrer Hülle wieder,
Reich ich sie der Kaiserin.
. . . .
Denn ihr weiblich deutsches Walten
Ueberstrahlt des Thrones Glanz.
Aus dem Kronengold, dem kalten,
Wird ein duft'ger Blüthenkranz."

Von diesen „Königsliedern" ist das erste an Friedrich den Großen, der größte Theil derselben jedoch an König und Kaiser Wilhelm gerichtet. Wir theilen das letzte dieser Lieder hier vollständig mit:

Der Schutzgeist.
(22. März 1871.)

Von ew'ger Jugend wunderbar belebt,
Hat ihn ein himmlisch Frauenbild umschwebt;
Das zog vor ihm zu blut'gem Kampf hinaus,
Das leitet ihn zur Heimat in sein Haus;
Das windet ihm, grünend und voll belaubt
Den Eichenkranz um's edle Greisenhaupt.

„Ich durfte Dich vor drohenden Gefahren
Mit meiner Mutterliebe wohl bewahren,
Dich, lieber Sohn, den ich gebar in Schmerzen
Den ich getragen am gebroch'nen Herzen,
Den ich erfleht, da jung ich mußte sterben.
Zu meiner deutschen Treu und Hoffnung Erben.

Erduldet hab' ich Frevel, Schmach und Spott,
Doch blieb ich gläubig fest und stark in Gott.
Der Höchste hat mir allerhöchsten Lohn
Durch Dich gespendet, Dich, den liebsten Sohn.
Nun kehr' ich aus der kampferregten Zeit
Zurück in's Reich friedlicher Ewigkeit.

Und mit hinauf will ich die Kunde bringen
Von all den großen und gewalt'gen Dingen
Von Dir und euren tapfern Siegerschaaren:
„„Weißt Du: das Kind — vor vierundsiebzig Jahren?""
Zum Kaiser Deutschlands thaten sie's erwählen!
So will ich's Deinem Vater jetzt erzählen."

— **Ludwig Hahn's Aktenstücke zur Geschichte des Krieges und der Deutschen Reichsgründung.** Zu den vollständigsten und zeitgeschichtlich belehrendsten Sammlungen von Aktenstücken, Bülletins und politischen Kundgebungen in Bezug auf den deutschfranzösischen Krieg und das neue Deutsche Reich gehört die kürzlich erschienene, von Herrn Geh. Oberregierungsrath Dr. Ludwig Hahn herausgegebene, umfassende Schrift: „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreiches".**) Beginnend mit der ersten Wirksamkeit des Norddeutschen Bundes im J. 1866—67, schreitet der durch seine amtliche Stellung, wie kein anderer deutscher Publicist, mit den Quellen der zeitgenössischen Politik vertraute Herausgeber in der pragmatischen Darstellung der inneren und auswärtigen Geschichte Deutschlands von jener Zeit bis zum Abschlusse des Frankfurter Friedens, am 10. Mai 1871, vor. Keine der öffentlichen Kundgebungen, die diesem illustern deutschen Lustrum als Illustration dienen können, ist übergangen. Namentlich ist auf alle Verhandlungen, Reden und schriftliche Aeußerungen des großen preußisch-deutschen Staatsmannes mit Recht ein vorzügliches Gewicht gelegt. Aber auch durch den Kontrast der Nebeneinanderstellung der amtlichen deutschen Kriegsberichte und gewisser französischer Kundgebungen und Lügen-Depeschen ist ein charakteristischer Beitrag zur Geschichte dieser Zeit geliefert. Künftigen Geschichtschreibern wird dieses Buch eine reichhaltige, unentbehrliche Quelle sein.

*) Königslieder, alt und neu, von Holtei. Zweite Ausgabe. Berlin, A. Duncker's Buchverlag, 1871.

**) 866 S. gr. 8. Berlin, Besser, 1871.

— **Die Belagerung Straßburgs.***) Die kleine uns vorliegende Schrift eines der an der Belagerung Straßburgs aktiv theilnehmenden Offiziere gewährt nicht nur dem Militär von Fach, sondern ebenso sehr dem Laien einen klaren Einblick in die Thätigkeit des dabei betheiligten Theiles unserer Artillerie, sowie die einzelnen Phasen der Belagerung selbst. Anzuempfehlen ist daher auch dem größeren Publikum die Lektüre dieser und ähnlicher Schriften besonders darum, weil man nach derselben nicht mehr erstaunt über die Länge, sondern über die Kürze der Belagerungszeit, nicht mehr jammern darf über die Verwüstungen der herrlichen Bauwerke der volkreichen Stadt, sondern mit Genugthuung anerkennen wird, daß bei der Beschießung mit einer Schonung und Rücksicht vielleicht ohne Gleichen in den Annalen der Belagerungskunst vorgegangen ist.

Aus einer solchen Darstellung entnehmen wir erst in vollstem Maße die gleichgroße Tüchtigkeit aller unserer Truppengattungen, ihr Verständniß, Einiges Nebeneinander- und Füreinander-Arbeiten, ihre Aufopferungsfähigkeit, sowie den Wettstreit, der alle deutschen Stämme, aus Nord- und Süd, belebte und vorwärts trieb.

Der Ton bescheidener Mäßigung und der Hauch frischen Patriotismus', der die kleine Schrift durchweht, macht ihre Lektüre ebenso angenehm als instruktiv. J.

— **Neue Auflagen von Schriften auf ornithologischem Gebiete.** Als solche ist zunächst das interessante Buch „Die Waldschnepfe", ein monographischer Beitrag zur Jagd-Zoologie, von Dr. Julius Hoffmann**) zu erwähnen. — Die alte geschätzte „Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel" von Dr. J. M. Bechstein ist in einen neuen Verlag übergegangen und jetzt,***) neu herausgegeben von Dr. Edmund Berge, in der fünften Auflage erschienen. Wir müssen es anerkennen, daß die neue Bearbeitung sich an den alten werthvollen Text gehalten und dabei zugleich die neueren Erfahrungen auf diesem Gebiete benutzt hat. Das Buch ist für jeden Vogelliebhaber sehr werthvoll, zumal es mit acht Tafeln in Farbendruck, enthaltend 79 schöne und naturwahre Vogelportraits nach Original-Zeichnungen eines anerkannt tüchtigen Zeichners, Emil Schmidt in Leipzig, geschmückt ist. Das Buch ist in dieser Auflage in jeder Hinsicht empfehlenswerth. K. N.

*) Meier, Prem.-Lieutenant im Magdeb. Feld-Art.-Reg.: Die Belagerung Straßburgs (Separatabdruck aus den Militärischen Blättern).

**) Stuttgart, Thienemann's Verlag.

***) Leipzig, Ernst Keil.

— **Das neue Preußische Schulblatt.** Das „Preußische Schulblatt"*) nimmt unter der neuen Redaction des Herrn Seyffarth einen erhöhten Aufschwung und macht schöne Erwartungen für die Zukunft rege. Früher hieß dieses Organ „Preußische Schulzeitung" und stand unter der Leitung des Herrn A. Petsch. Die jetzige Redaction hat nun geglaubt, bei der Uebernahme auch den Titel umändern und den politischen Begriff, der mit dem Worte „Zeitung" verbunden ist, beseitigen zu müssen. Wir legen auf diese Namensänderung weniger Gewicht und halten uns mehr an der Sache. Da ist es denn uns erfreulich, wahrzunehmen, daß in unserem engeren Vaterlande die Erziehungskunde keineswegs bei den Regulativen stehen bleibt, wie man dies von den preußischen Lehrern bisher im nichtpreußischen Deutschland glaubte, sondern daß die pädagogische Wirksamkeit auf dem Grunde der Pestalozzi'schen Prinzipien zur größern Gestaltung und Entfaltung gebracht werden soll. Dessen wollen wir gern bei der weiteren Folge dieser Zeitschrift gewärtig sein, denn der Inhalt der vorliegenden Hefte (Januar—April 1871) ist noch nicht maßgebend. Wir finden zu wenig Aufsätze didaktischen Gehalts; wir wollen von einem Schulblatt gern hören, wie dieser oder jener Gegenstand besser vorgetragen werden soll, oder welche Fortschritte darin bereits gemacht sind. Das Biographische — und darin ist ein Artikel über J. A. Commenius ganz vortrefflich — ist reichlicher vertreten. Auch könnte die Rubrik mit dem Verzeichniß der „eingesandten Schriften" ganz wegfallen. Eine Zeitschrift sollte blos nennen, was gut, nicht aber Alles, was erschienen oder eingesandt ist. Indessen zweifeln wir nicht, daß, bei der wünschenswerthen weitern Verbreitung des Schulblattes, auch die volle Befriedigung der allgemeinen Ansprüche an dasselbe eintreten wird.

Literarischer Sprechsaal.

Die uns aus Amerika zugehenden englischen und deutschen Zeitschriften stimmen darin überein, daß sie dem in Washington eben zu Stande gekommenen Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, wodurch deren Differenzen in Bezug auf die Alabama-Frage und auf die Seefischerei an den Küsten von Canada und der Prinz Eduards-Insel ein Ende gemacht wird, einen großen Werth für den Weltfrieden und die Civilisation der Zukunft beilegen. Das wegen seiner urbanen Haltung geschätzte Blatt „The Nation" begrüßt den Vertrag mit folgenden enthusiastischen Worten: „Unter allen den werthvollen Beiträgen zur Regierungskunst, welche die angelsächsische Rasse in der Weltgeschichte geliefert; unter allen den Dingen, die sie ausgeführt, „„damit die Vernunft und das Reich Gottes den Sieg davon tragen"", kennen wir — so extravagant dies auch immerhin klingen mag — keine zweite Leistung, die, nach unserem Dafürhalten, fortan einen höheren Rang einnehmen wird, als der neue Vertrag der beiden großen Nationen. Nachdem dieser schwere Hader von Männern des Rechts, die um den grünen Tisch versammelt waren, beigelegt worden, ist nicht abzusehen, auf welche Veranlassung hin ein wirklicher Casus belli jemals wieder zwischen jenen einzigen Nationen eintreten kann, denen allein es bisher gelungen ist, die Freiheit zu wahren, ohne die Ordnung zu gefährden."

*) Organ des Pestalozzi-Vereins der Provinz Brandenburg, herausgegeben von L. W. Seyffarth. Berlin, G. W. F. Müller.

Der Berliner Correspondent der Newyorker „Nation" schreibt dieser über den ehrenwerthen Mr. Bancroft, bisherigen amerikanischen Gesandten in Berlin: „Das Abtreten dieses Herrn von seinem Posten und sein wahrscheinlicher Ersatz durch einen Nachfolger, der ein entschiedenerer Parteimann ist, erregt viel Bedauern unter denjenigen seiner Landsleute, sowie unter den Deutschen, welche die Wichtigkeit der Pflichten eines diplomatischen Repräsentanten mit anderen Augen ansehen, als die Mitglieder der herrschenden Partei zu Hause. Wenn Mr. Bancroft es nicht als seine Hauptpflicht erkannte, reich gewordene Shoddy-Kleidermacher und Papierkragen-Fabrikanten bei Hofe vorzustellen, oder als eine Art von „Commissionair", sich um das „Geschäft" jedes Narren, der sich auf den Beistand „seines Ministers" berechtigt glaubt, zu kümmern, so giebt es doch bessere Männer, welche die stets bereitwilligen und taktvollen Dienste zu schätzen wissen, die Herr Bancroft in der möglichsten Annäherung der beiden Nationen geleistet hat. Der Verfasser der Geschichte der Vereinigten Staaten war von jeher ein treuer Freund Deutschlands, und dessen leitende Staatsmänner werden es nie vergessen, daß er in der Zeit des Krieges ihm stets, soweit es nur seine Pflichten als Gesandter eines neutralen Staates zuließen, treulich zur Seite gestanden hat."*)

Der in Nürnberg versammelte constituirende Genossenschaftstag deutscher dramatischer Autoren und Componisten hat die definitive Redaction der Statuten in einer Weise verhandelt, welche mit Sicherheit eine allseitige Betheiligung an der Genossenschaft erwarten läßt. In nächster Zeit schon sollen die Ergebnisse der Verhandlungen den Interessenten mitgetheilt und diese zum Beitritte eingeladen werden.

Die im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinenden wissenschaftlichen „Ergänzungsblätter" werden sich vom 1. Juli ab, unter der Redaction des Herrn Dr. Bruno Meyer, zu einer literarisch-politischen Zeitschrift erweitern, welche den Titel „Die Warte" führen wird. „Die Warte" will weniger gelehrt, aber interessanter und geschmackvoller erscheinen, als die etwas pedantischen „Ergänzungsblätter" und hofft dies zu erreichen, indem sie den Tagesfragen des öffentlichen Lebens in der freien Form des Essay den Vortritt läßt.

Die in demselben Institut erscheinende, von Heinrich Kurz redigirte „kritische Ausgabe" von Schiller's sämmtlichen Werken ist nunmehr mit dem neunten Bande ihrer Beendigung zugeführt. Die letzten drei Bände umfassen die Romane und Erzählungen, die kleinen prosaischen Schriften und die größeren historischen Arbeiten Schiller's. Der Preis aller neun Bände, oder 30 Lieferungen, beträgt fünf Thaler. Auch die kritischen Ausgaben Herder's und Wieland's in demselben Verlage schreiten ihrer Beendigung entgegen.

*) Neueren Nachrichten zufolge ist Aussicht vorhanden, Herr Dr. Bancroft noch länger in der diplomatischen Stellung zu sehen, die er in so würdiger Weise bekleidet. D. R.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 24. Juni 1871. [Nr. 25.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Leibniz als Patriot und Staatsmann.*)

Hier liegt uns ein starkes Buch über den berühmten Philosophen vor. Bekanntlich hat man in neuerer Zeit Leibniz vielfach zum Objecte der Kritik gemacht. Biedermann und Hettner haben Beide, der eine in seiner Kultur-, der andere in seiner Literaturgeschichte Leibniz kritisirt, während Guhrauer, Fischer und Pastor Grote in ihren bezüglichen Werken ihm den vollen Tribut der Verehrung zollen. Herr Dr. Pfleiderer aber schlägt einen neuen Weg ein. Er protestirt gegen die dem Philosophen gegenüber erhobenen Anschuldigungen und Verdächtigungen, und er zieht dann alle Strahlen des Leibnizischen Geistes in eine Sammellinse — als Gleichniß für das vorliegende Werk — um von hier aus die vielseitige und außerordentliche Thätigkeit des Philosophen zu beleuchten. Da lernen wir nun Leibniz kennen als Politiker, als Staatsmann, als Diplomaten, als Volksbildner und als Patrioten. Sehen wir uns zuerst den Patrioten an, denn gerade gegen ihn sind die meisten Vorwürfe gerichtet.

Der schimpfliche Frieden von Ryßwick war unterzeichnet. Frankreich erhielt Straßburg und die elsässischen Reunionen nach einem 9jährigen Kriege; dies erhielt das erschöpfte Frankreich, welches seinen Vortheil nur dadurch errang, daß die Verbündeten Deutschlands zu kurzsichtig, eigennützig und träge waren, um länger bei dem Rechte Deutschlands auszuharren. Wie benahm sich da Leibniz? Am 19. September 1697 schreibt er an Ludolf: „Ich kann gar nicht sagen, wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen, weiß nicht worüber, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können." Wir hätten, meint er weiter, mit viel mehr Schneide und Wucht angreifen sollen, wollten wir beim Friedensschluß nicht zu kurz kommen. Als der Friede von Utrecht abgeschlossen wurde (13. April 1713), schrieb Leibniz schon acht Tage vorher an einen Freund in Wolfenbüttel: „Das englische Ministerium hat sich in der Sache nicht nur treulos (ganz wie heute), sondern geradezu schamlos unanständig benommen. Auch die Holländer, wenngleich weniger schuldig, haben, indem sie die Grobheiten der englischen Königin und der Minister mit unterthänigem Respect hinnahmen, eine Rolle gespielt, die in einer Komödie verewigt zu werden verdiente". . . . Diesen bittern Gefühlen giebt L. noch einen genauen und ausführlichen Ausdruck in einem „Brief an einen toryistischen Lord." Darin heißt es: „Man stand auf dem Punkt, in Frankreich einzudringen, als der englische Hof Halt rief. Die Picardie stand offen, Paris war in Gefahr — das einzige Mittel, um Frankreich zur Vernunft zu bringen und zur Einhaltung seiner Pflichten, seiner Eidschwüre zu nöthigen. Da hat eure Nation die Ehre, die sie vielleicht wohlfeil hergäbe, Frankreich gerettet, ja ihm all seinen Hochmuth und seine Hoffnungen wiedergegeben zu haben, unter welchen letzteren obenan steht, eure Freiheit zu vernichten." Vor hundertfünfzig Jahren sah Leibniz also schon die Nothwendigkeit ein, Frankreich „zur Vernunft zu bringen" und dessen Hochmuth zu beugen. Ist es heute wohl zur Vernunft gekommen?

Unser Verfasser schließt das erste Buch mit einer Rückschau auf Leibnizens Bestrebungen nach Außen. 47 Jahre lang hat der große Philosoph seine eifrige Bethätigung für die Grundüberzeugung, „daß für das Vaterland kein Mühen sei zu groß," fortgesetzt. Drei Sprachen stehen ihm gleichmäßig zu Gebot, um seinen Gesinnungen und dem Ausdruck zu geben, was Kopf oder Herz bewegt. Bald ist es das ernste Latein, in welchem der Staatsmann und Gelehrte sich an Diplomaten und Gesandte wendet, wobei ihm die unerschöpfliche Rüstkammer seiner Rechts- und Geschichtskenntnisse schweres und leichtes Geschütz in Masse liefert. Bald ist es die zweischneidige glatte Hofsprache seines Hauptfeindes, und sind es die europäischen Staaten, an die sich der weitschauende Gelehrte wendet, wenn er den „Mars", die „Reflexionen", das „Manifest von 1704" ꝛc. französisch schreibt. Aber auch das Deutsche ist ihm geläufig, und er handhabt diese „Haupt- und Heldensprache" mit einer solchen urwüchsigen Kraft und Lebendigkeit, wie sie vor ihm nur eben Luther gebraucht hat, und wie sie in dem „Bedenken", in der „Strafrede", in der „geschwinden Kriegsverfassung", im „verwürzten Köln" und in mehreren Gedichten des philosophischen Staatsmanns zum Volke redet. „Kurz, der Eine Mann ist feurig weckender Agitator, der Volk und Fürsten zur Ehre ruft, an Gottes allerheiligstes Angesicht und das unbestechliche Gericht der Nachwelt sie unermüdlich erinnert; er ist kalter Staatsmann und politischer Mathematiker, der, unbeirrt vom Kampf der eigenen oder fremden Leidenschaft, rechnet und abwägt, was das wahre Wohl des Vaterlands erfordere; er ist gewandter Diplomat und geschmei-

*) „Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt" von Dr. Edmund Pfleiderer. Leipzig, Fues Verlag, 1870. (XV. und 787 Seiten.)

diger Hofmann, der alle Verhältnisse demselben Ziele dienstbar zu machen sucht. Mit Einem Wort, es gilt von dieser seiner Thätigkeit, was er als das Wesen der Weltordnung und Einrichtung bezeichnet: Le fond est partout le même; mais les dégrés ou manières de perfection varient à l'infini. Der Eine Grundgedanke weiß sich in allen möglichen buntwechselnden Formen Ausdruck zu geben," schreibt Dr. Pfleiderer. (S. 296.)

Machen wir nun einen Sprung in dem Buche (auf Seite 598) und hören wir im Anschlusse zu dem Obigen, wie Leibniz über das Einbüffeln der alten Sprachen und über den Gebrauch der deutschen Sprache urtheilt. In einem Aufsatze über die Errichtung einer deutschen Societät erwähnt er, daß im Auslande selbst Weiber, Kinder und nichtstudirte Leute doch durch ihre Muttersprache den Weg zu allen Künsten und Wissenschaften offen sehen und schreibt dann: „Bei uns lernen die Leute, auch solche, die eifrig sind, etwas Reales erst, nachdem sie die Herkulesarbeit der Sprachenerlernung*) durchgemacht haben. Dadurch wird der Geist oft stumpf. Wer aber durch Ungeduld oder ungünstige Lage vom Latein ausgeschlossen ist, ist als zur Unwissenheit verdammt zu achten — ein großer Schade fürs Allgemeine. Wir Deutschen allein unter allen Nationen vernachlässigen unsere Sprache, die doch erfahrungsmäßig zum Ausdruck gediegener, nicht-chimärischer Dinge so wunderbar geeignet ist. Die Wissenschaft ist dem Licht gleich, bei dem es in aller Interesse liegt, daß es auf alle einzelne ausgegossen sei. Es ist ja nicht zu fürchten, daß die lateinische und griechische Literatur dadurch Schaden und Einbuße erleide." Es werden ja doch die Theologen, Juristen, Aerzte und Geschichtsforscher Latein oder Hebräisch oder Griechisch oder alle Drei nöthig haben und sich darauf verlegen. Laßt sie lernen, meint er, und fordert darauf „alle edlen Männer zur Theilnahme auf, welche Eifer besitzen für die Hebung lebenskräftiger Wissenschaft, für die Verehrung Gottes in seinen Werken, für die Förderung des Staatswohls und endlich für die Tilgung der Schmach, die dem Vaterland von den Ausländern angethan wird."

Es werden darauf viele Belege für die Schreibfertigkeit und das Deutschkönnen Leibnizens angeführt, und Dr. Pfleiderer sagt in dieser Beziehung: „Nicht er hat sein Volk und dessen Sprache vernachlässigt, sondern genau das Gegentheil war lange Zeit der Fall, und noch ist das Unrecht nicht ganz gut gemacht."

Wie dachte Leibniz in Bezug auf die Religion und ihre Priester? Die eine schätzte er hoch, die andern verwies er in ihre Schranken. Durch alle seine Schriften geht die Klage über das Wachsen des Unglaubens, das Ueberhandnehmen der „Freigeister (esprits forts)." In seinem „Bekenntniß der Natur wider die Atheisten" fordert er Alle zum Kampfe auf gegen dieses Ungeheuer. „Niemand in der Christenheit darf solchen Kampf für überflüssig halten," schreibt er darin. „Man sollte zur Unterdrückung jener Richtung sich verschwören, sich verknüpfen; die Theologen aller Religionen sollten zusammenstehen. Denn gegen öffentliche Feinde ist jeder Bürger Soldat, sonst droht uns der Umsturz aller Ordnung." Dagegen trat er mit der größten Entschiedenheit gegen die Uebergriffe Roms und die Ansprüche der Klerisei auf. In den „Annalen" verlangt er von Deutschland, daß es sich allmählich zu einer deutschen Volkskirche erheben soll, wie es seiner natürlichen Art nach zuerst und am entschiedensten das Joch von Roms Kirchenwesen abgeschüttelt hat. Das Salz des Protestantismus soll zunächst in Deutschland, wo die Elemente am nächsten bei einander liegen, läuternd auch den deutschen Katholicismus durchdringen, um dann mit ihm vereint eine Leuchte für alle europäischen Völker zu werden. Obwohl Leibniz dem Ansehn des Papstes nicht nahe trat, wollte er doch nichts von den infalliblen Aussprüchen desselben oder der Bischöfe wissen. „Unfehlbarkeit", erklärt er einmal, „kommt den Concilien nur zu in Bewahrung der zum Heil nothwendigen Glaubenssätze, die längst von Christo gelehrt sind; neue Dogmen zu machen, ist eine schlimme Sitte, die eingerissen. Jedenfalls hat aber Rom in Sachen, die durch Ocular-Inspection, durch Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung auszumachen sind, gar nichts zu entscheiden. Die Frage der Antipoden z. B. oder die Bewegung der Erde gehört nicht vor jenen Stuhl."

In einem kirchenrechtlichen Aufsatze („Ueber die Giltigkeit der Ehe ꝛc.") aus dem Jahre 1674 äußert sich Leibniz über das Verhältniß der Kirche zur Ehe. „Die Materie des Sakraments der Ehe, d. h. der bürgerliche Ehevertrag, fällt ebenso, ja noch viel mehr (non minus, imo multo magis) unter die bürgerliche, als unter die kirchliche Gewalt." Der große Denker hält auch dafür, daß es unter Umständen Recht und Pflicht des Staates sei, die Ehelosigkeit der katholischen Priester aufzuheben, denn es könne dem Staat nicht angenehm sein, eine vom allgemeinen Band der gesellschaftlichen und nationalen Interessen so gut als losgerissene Schaar in seinem Schooß zu beherbergen. Als eine unerläßliche Bedingung, unter der Leibniz allein etwas Ersprießliches erwarten konnte, fordert er die Aufhebung des Tridentinums, da dies eine tödtliche Versteinerung und Verknöcherung sei. „Wird dieses Concil fallen gelassen, dann ist eine Einigung leichter möglich; ohne das geht es nur mit Gewalt," schreibt er noch im Jahre 1712 an Fabricius.

Ein stattliches Kapitel (von 144 Seiten) widmet unser Verfasser den Bestrebungen Leibniz's für Schule und Bildung. Da begehrt der bewunderungswürdige Gelehrte die Errichtung von guten Volksschulen. „Es sollte auch öffentliche Handwerkschulen geben, damit die Knaben nicht so viele Jahre unnütz durch bloße Prügel und Schläge von den Meistern zurückgehalten würden, zum großen Schaden des Staats, welcher ebensoviel an Nutzen verliert, als diese an ihrem Leben." In Gemäßheit seiner ausgesprochenen Neigung für Naturwissenschaften und praktische Kenntnisse, von der wir schon oben berichtet haben, verlangt er von den Universitäten, daß sie sich lieber zu Realitäten bequemen sollen, „statt sich mit Luftgebilden abzugeben." Von gleichen Ansichten wird er in einem Aufsatz über „Fürstenerziehung" geleitet. „Denn weil ein Fürst viel Zeit übrig hat, welche er seinem Vergnügen widmen kann, so ist es besser, er hat an diesen schönen, im menschlichen Leben so wichtigen Realitäten, als an frivolen Vergnügen Gefallen." — Einmal ist es eine Bibliothek, dann eine „Kunstkammer", dann die geologische Verwerthung des Harzbergwerkes, dann eine geschichtliche Quellensammlung (Leibniz selbst hat den Anfang mit dem „Diploma

*) Jetzt scheint die Frage wieder aufzutauchen. In jüngster Zeit hat der freireligiöse Uhlich in einem Berliner Bezirksverein gegen den in unseren Schulen stattfindenden „Hexentanz der Sprachen" seine Stimme erhoben. „Kladderadatsch" hat ihn darob in einem „Schreibebrief von Karlchen Mießnik" (in der Nummer vom 28. Mai c.) verspottet. Auf die Einwendungen, die Schreiber dieses in einem Briefe an die Redaction des humoristischen Blattes zu Gunsten Uhlich's erhob, wobei er die Aeußerungen von Leibniz und Commenius als Beweise anführte, blieb „Kladderadatsch" doch bei der Ansicht, daß Uhlich die Geißelhiebe der Satyre verdient habe. Wir hingegen bleiben bei der Ansicht, daß man etwas mehr Realien betreiben solle in den Mittelschulen.
. . d.

tischen Codex des Völkerrechts", erschienen 1693, gemacht), dann wieder die Gründung der Universität *Göttingen*, dann die Erfindung der Universal- oder „Charaktersprache", und noch vieles, vieles Andere, das der gewaltige Denker anregt oder zur Ausführung bringt. Da geht er in die Werkstätten, um die Arbeit kennen zu lernen und volkswirthschaftliche Verbesserungen einzuführen. Er vergleicht die ausländischen Erzeugnisse mit den inländischen, zeigt die Unterschiede und giebt die Weisungen zur Nacheiferung an. Denn sein stetes Streben ist darauf gerichtet, seine lieben Deutschen in die Reihe der vorangeschrittenen Völker nachzuführen.

Unausgesetzt war dieser philosophische Geist darauf bedacht, das neuerrungene Wissen sofort ins Thun umzusetzen. „So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich durch beständiges Nachdenken sogleich bei mir, ob nicht etwas *für das Leben* daraus geschöpft werden könne — ein Verfahren, dem ich auch andere nicht zu verachtende Dinge verdanke," so schreibt Leibniz in einem Briefe an den König von Frankreich. Und an einer andern Stelle faßt er die Beweggründe dieser Vorsorglichkeit in den schönen Worten zusammen: „Man kann nicht besser für sich selber sorgen, *als wenn man es thut für das Ganze*, was zugleich die Verherrlichung Gottes ist."

So war denn der philosophische Staatsmann und Patriot das, was sein Biograph in diesem Werke von ihm aussagt: einer der hellsten Sterne an Deutschlands Himmel, der in der dunkelsten Nacht unseres Vaterlandes geglänzt hat. Seine vielseitige und dabei tiefe Gelehrsamkeit war und wird ein Gegenstand der höchsten Bewunderung bleiben. Staatsmann, Diplomat, Rechtslehrer, Philosoph, Mathematiker, Philolog, Dichter, Volksbildner, Nationalökonom: das war Leibniz in Einer Person. Geboren 1646, sah er bereits das Ende des 30jährigen Krieges, und schied aus diesem Leben im Jahre 1716, nach Beendigung des 13jährigen spanischen Erbfolgekrieges. „Länger als vierzig Jahre", schreibt Dr. Pfleiderer, „hat auch er sein schlaffes und mattes deutsches Volk durch die Wüste geführt (wie Moses) und hat ihm die Fackel des Geistes vorangetragen, um es *innerlich* zu kräftigen und zu befreien, da die zunächst und zuerst versuchte, kriegerische Rettung nicht gelang." Eine stille oft verborgene, aber nachhaltige Thätigkeit des *Reformirens* auf geistigem Gebiete, das war Leibnizens Thätigkeit. Mag sein, daß die kühne, ungestüme Keckheit, mit welcher andere Reformirer, wie Thomasius und Genossen, auftraten und um sich schlugen, mehr Lärm machte: Leibnizens ruhiger und stätiger Gang auf dem Wege der Volksbildung und Erziehung wird gleichwohl jene innige und verdiente Anerkennung finden, die ihm Dr. Pfleiderer in diesem Werke zollt. Es ist der Tribut der Verehrung und Dankbarkeit für einen der größten deutschen Gelehrten, den Dr. Pfleiderer hier abträgt und der diesem wackern Biographen selbst durch den Beifall und das Dankgefühl des deutschen Volkes vergolten werden möge. ..ck.

Briefe über die christliche Religion.*)

Das Motto zu dem in der Ueberschrift genannten Buche**) lautet: „Die Wahrheit wird euch befreien" (Joh. 8, 32), und in dem Vorworte stellt der Verfasser die Sätze auf, die Jeder ihm gern zugeben wird: daß Wahrheit nur nützen kann; daß sie uns frei macht, da sie sittlich, ehrwürdig und heilig ist; daß sie allein die Menschheit zum Ziele führt, selbst wenn sie noch nicht ist, sondern erst wird, da das Ideal der vollen und ganzen Wahrheit die Menschheit nicht erreichen, ihr aber immer näher kommen kann; daß jede Stufe der Wahrheit, selbst schon die Entlarvung des Irrthums, an der Sittlichkeit und Würde der ganzen Wahrheit Theil nimmt, weshalb die Wahrheit zu verkünden und den Irrthum durch die Wahrheit zu bekämpfen eine heilige Pflicht ist. Die Wahrheit in Bezug auf den religiösen Glauben ist es, auf die es hier dem Verfasser ankommt. Aus einer eingehenden Kritik der christlichen Lehre erweist er die Nothwendigkeit vollständiger Gewissensfreiheit, da eine auf objektiven Dogmen beruhende Religion in der Mehrzahl der Gebildeten keine Wurzel mehr hat und es eine Unsittlichkeit ist, mit dem Munde ein Bekenntniß abzulegen, von dem das Herz nichts weiß; daher müsse jeder äußere Zwang der Kirche und des Staates, der dem offenen Bekenntniß der inneren Ueberzeugung noch entgegensteht, aufhören.

In dem ersten, einleitenden Briefe mit der Ueberschrift „Geist der Reformation", erkennt der Verf. in dem Protest Luther's und der anderen Reformatoren gegen die Fortdauer des Katholicismus, in welchem sich die christliche Idee des Mittelalters realisirt hatte, eine doppelte That, eine reactionäre und eine fortschrittliche: „Die Protestation als solche ist das Wesentliche an der Reformation, der auf Tradition und Papst beschränkte Inhalt derselben das historisch Zufällige. Daß die Reformation auf die eine Seite ihrer Fahne die Losung *Gewissensfreiheit* schreibt, macht sie zu einer fortschrittlichen, daß sie auf die andere Seite die Losung *Evangelium* (d. h. reine evangelische Lehre der Schrift) setzt, macht sie zu einer reactionären Erscheinung." Das Christenthum, wie es sich bis zur Reformation entwickelt hat, ist seiner Idee nach nichts Anderes, als die quietistische transscendente Entweltlichung des Lebens. Indem die Reformatoren den Versuch machten, das Irdische in seine ihm während des ganzen Mittelalters vorenthaltenen Rechte wieder einzusetzen und das Diesseits mit den Ansprüchen des Jenseits zu versöhnen, war sie nicht bloß eine fortschrittliche, sondern zum Theil auch antichristliche That, und dieser allein verdankte sie ihren Sieg. Die Waldenser, Huß, Savonarola waren nur echt-christliche Reactionäre, weshalb auch die Geschichte über sie zur Tagesordnung übergegangen ist; Luther und Calvin haben einen dauernden Fortschritt begründet, weil sie die weltliche Gesinnung und das weltliche Leben, wenigstens vorläufig, neben dem christlichen wieder zu Recht und Ehren brachten. Aber eben dieser Compromißversuch zwischen dem Geistlichen und Weltlichen, dem Jenseits und Diesseits, zwischen zwei Dingen, die schlechterdings unvereinbar sind, war ein Widerspruch, in welchem sich die Reformation schon in ihrem Entstehen befand und der noch heute fortdauert; denn Autorität und Freiheit, Katholicität und Individualismus, Dogmatismus und Rationalismus sind Gegensätze, die keine Vereinigung zulassen, da sie sich gegenseitig aufheben.

---

*) Dieser und der darauf folgende Artikel sind aus dem Nachlasse unseres Freundes und Mitarbeiters, Prof. Dr. *Eduard Munk*, dessen Hinterbliebenen gewiß noch manche edle, Geist und Herz anregende Reliquie des Verewigten werden publiciren können. Unter den in Nr. 19 des „Magazin" aufgeführten Werken Munk's hatten wir vergessen, seine im Jahre 1840 bei K. F. Köhler in Leipzig erschienene, von der gelehrten Welt mit großem Beifall aufgenommene Schrift von den römischen *Atelanen* (De fabulis Atelanis scripsit fragmentaque atelanarum poetarum adjecit Dr. Eduardus Munk) zu nennen. D. R.

**) Von F. A. Müller, Dr. phil. Stuttgart, J. G. Kötzle, 1870.

Daher die Inconsequenz des Protestantismus. Der Katholicismus ist consequent, als die durch die Tradition fortgebildete biblische Lehre; der Protestantismus ist inconsequent, wenn er die Tradition verwirft und nur die göttliche Autorität der Bibel anerkennt, die er doch nur wiederum durch die Tradition als inspirirt annehmen kann. Der Katholicismus ist consequent, wenn er die Autorität des Papstes als die einzige Norm in Glaubenssachen aufstellt; der Protestantismus inconsequent, wenn er die freie Forschung gestattet, sie aber innerhalb der Glaubensgrundlage eines durch menschliche Autorität und menschliches Gutdünken aufgestellten Bekenntnisses beschränkt wissen will. „Eine dogmatisch fixirte ewig starre Confession ist eine Mumie von Papst, vor der jedem Lebendigen grauen muß."

Nicht besser verhält es sich mit der Gewissensfreiheit der protestantischen Kirche, wenn nur dasjenige Gemeindemitglied, welches im Bekenntniß und Kultus sich der Gemeinde conform macht, für einen Christen gilt, der von seiner Gemeinde sich Absondernde aber nur dann, wenn es ihm gelingt, Gleichgesinnte zu einer Gemeinde zu sammeln. Das ist Sektenfreiheit, nicht Gewissensfreiheit, deren wahre Consequenz der Individualismus ist. Denn es ist ein Widerspruch, vom Einzelnen zu verlangen, daß er neben seinem Gewissen auch noch die übliche Auffassung einer bestimmten Gemeinde zum Maßstabe seiner religiösen Ueberzeugungen und Handlungen machen soll. Alle diese Widersprüche sind nur besondere Anwendungen des allgemeinen Widerspruchs zwischen Protestantisch und Evangelisch, zwischen Freiheit und Autorität. Es entsteht daher die Frage: was ist Evangelisch? und haben die Protestanten des 19. Jahrhunderts das Recht, auch gegen die evangelische Lehre zu protestiren?

Der Verf. unterzieht in den folgenden Briefen die evangelische Lehre einer strengen Kritik, meist im Anschlusse an die kritisch theologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnde. Der zweite Brief handelt von der Persönlichkeit Jesu und der dritte von der Lehre Jesu oder dem Christenthume Christi. Von Strauß weicht unser Verf. darin ab, daß er in Jesus nicht ein Glaubens-Genie, sondern ein Talent sieht, „das bei völligem Mangel gediegener Kultur im Durchschnitt nur Mittelmäßiges producirt hat, und das zwar in einzelnen Geistesblitzen blendend aufleuchtet, aber sich nicht vor zahlreichen Schwächen und groben Verirrungen zu schützen vermag", und wenn Renan Jesus als das erhabene Vorbild eines Befreiers aus den irdischen Fesseln und den Interessen der Welt betrachtet, so ist er dem Verf. nur „ein Fanatiker und transscendenter Schwärmer, der trotz angeborener Menschenfreundlichkeit das Irdische haßt und verachtet, übrigens ein liebenswürdiger, bescheidener Jüngling, der durch merkwürdige Verkettung von Umständen, wie durch eigene Schwäche, zu der fixen Idee kommt, der erwartete Messias zu sein und an den Folgen dieses Wahnes untergeht." Gegen Diejenigen, welche Jesus zu einem ewigen sittlichen Ideal der Menschheit machen wollen, bemerkt unser Verfasser, daß eine einzelne Persönlichkeit niemals für alle Zeiten Muster sein könne, da jede Zeit das sittliche Muster nur in sich selbst suchen müsse, nicht aber aus einer anderen, unter völlig abweichenden Kulturbedingungen stehenden Epoche entlehnen dürfe.

Die Lehre Jesu war im Grunde die des Alten Testaments, das auch er als göttliche Offenbarung betrachtet hat. Was ihn von den Propheten unterscheidet, war, daß er die in ihm von Johannes dem Täufer angeregte Idee von dem nahen Gottesreiche nicht nur der Zeit nach genauer bestimmte, indem er den Eintritt der Katastrophe noch innerhalb der lebenden Generation verkündete, sondern auch sich selber hierbei eine Rolle ertheilte, indem er sich für den das Gottesreich einführenden Messias oder für den Menschensohn, der in den Wolken des Himmels erscheinen werde, erklärte. Die kurze Zeit bis zur Erscheinung des Menschensohnes müsse, so lehrte er, benutzt werden zur Buße und zur Umkehr vom Weltlichen zum Himmlischen, zum völligen Bruche mit Allem, was dem Menschen auf Erden theuer ist: Geschlechtsliebe, Ehe, Familie, Gesellschaft, Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst, Erwerb und Eigenthum, aus dem selbstsüchtigen Motive, für sich den ewigen Qualen der Hölle zu entgehen und die ewigen Freuden des Himmels zu erlangen. Der Geist dieser Lehre, die Mortification des irdischen Egoismus zu Gunsten des transscendenten Egoismus, ist die Kulturidee des Mittelalters geworden. Der Protestantismus hat sich diesem wahren Christenthume entfremdet durch den Rückfall in das Weltliche, durch den Compromiß zwischen dem Geistlichen und Weltlichen.

Der vierte Brief trägt die Ueberschrift: „Der Paulinismus oder die Religion des Glaubens." Das tragische Ende Jesu hatte den Erfolg, daß die ihm von seinen Anhängern während seines Lebens dargebrachte Huldigung nach seinem Tode zum religiösen Kultus seiner Person als des Messias wurde. Man betrachtete seinen Tod nach der vom Thalmudismus längst überwundenen Opfertheorie als die Opfersühne für die Sünden der Menschheit und den von Maria Magdalena aufgebrachten Mythus von der Auferstehung als Gewähr für die zu erwartende Auferstehung am Tage des Herrn. Im Uebrigen blieben die Apostel und die anderen Anhänger Jesu orthodoxe Juden, nur daß sie im Hinblick auf das nahe Gottesreich dem Irdischen wenig Beachtung schenkten und in communistischer Weise das Ihrige unter einander theilten. Dieses Judenchristenthum wäre als Sekte, nachdem der versprochene Anbruch des Himmelreiches sich als nichtig erwiesen hätte, bald untergegangen, wenn nicht Paulus aufgetreten wäre, der die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes aufhob und statt der Werke den Glauben für die Bedingung der Seligkeit erklärte. Er ist der eigentliche Gründer des Christenthums, als einer vom Judenthum abweichenden Form und durch ihn ist das Christenthum zu einer Weltreligion geworden. „Das System des Paulus — sagt unser Verfasser — ist ein bewundernswürdig kühnes, aber in sich haltloses transscendentes Luftschloß. Seine Voraussetzung der Erbsünde, der absoluten und rettungslosen Niederträchtigkeit und Sündhaftigkeit des natürlichen Menschen, ist ebenso einseitig und unwahr, wie seine Behauptung der absoluten Gerechtigkeit, Heiligkeit und Sündenunfähigkeit des durch die Taufe und den Geist wiedergeborenen Menschen. Seine Tendenz, alles Gute und Edle, was der Mensch in sich findet, nicht als sein eigen, sondern als ein Geschenk der Gnade, als eine vom Jenseits in ihn herübergreifende Macht anzuschauen, ist die kritiklose Ueberstürzung in der religiösen Hingebung eines kindlichen Gemüthes, das jeden Verlust an sich selbst für einen Gewinn hält, weil es seinen Gott dadurch bereichert. Seine Vernichtung der praktischen Moral zu Gunsten des Glaubens ist ein kühnes Wagniß, dessen zerrüttende Gefahr für die Menschen überall da historisch zu Tage getreten ist, wo man mit seiner consequenten Durchführung Ernst gemacht hat." Den einzigen Gewinn des Paulinismus findet der Verfasser in dem Keime der Gewissensfreiheit, den er enthält, indem Paulus nicht nur die unmittelbare mündliche Tradition von den Lehren seines Meisters verachtete und zurückwies, sondern auch das geschriebene Gotteswort seiner Zeit als ungiltig geworden zerriß.

Der fünfte Brief: „Die Lehre des Johannes oder die Religion der Liebe", enthält die Kritik des Johanneischen Gebots der Liebe. Die mystische Johannes-Religion der Liebe bildet den

Gegensatz zu dem Dogmatismus des Paulinischen Glaubenssystems. Das Resultat seiner Kritik giebt der Verfasser mit folgenden Worten: „Es ist wahr, der Johannismus ist die Religion der Liebe, aber der Gott, den Johannes lehrt, ist nur gegen die wenigen Gotteskinder ein Gott der Liebe, gegen die Welt der Teufelskinder aber ein Gott der Gleichgiltigkeit und des Hasses. Die Liebe zu diesem Gott von Menschen fordern ist absurd.... Die unmenschliche, nicht schmählich genug zu brandmarkende Herzlosigkeit gegen Alle, die sich der Annahme des Christenthums verschlossen, löscht in Johannes jeden Werth seiner Liebe zu den Gesinnungsgenossen aus. Woher kommt aber diese haarsträubende, jedes menschliche Gefühl empörende Intoleranz bei so erhabenen theoretischen Principien? Sie kommt einfach daher, weil Johannes neben der Liebe auch noch den Glauben als ein dem Gebot der Liebe coordinirtes göttliches Gebot (1. Joh. 3,23) und als unerläßliche Bedingung des Lebens festhalten wollte (Joh. 3, 36) und dadurch die Liebe nothwendig auf die Glaubensgenossen oder Solche, die noch Aussicht gaben, es zu werden, beschränken mußte. Wenn die zelotische Herrschsucht des Paulus sich ebensowohl in einer harten Kirchenzucht nach Innen, wie im Haß gegen die Andersgläubigen nach Außen offenbart, so muß die contemplative Milde des Johannes ihre Intoleranz auf eine ängstliche Abschließung gegen die Ungläubigen beschränken (2. Joh. 10–11), die in stumpfer und herzloser Gleichgiltigkeit sich in das unvermeidliche Verderben der nicht als Brüder anerkannten Weltkinder ergiebt und dafür voll selbstsüchtigen Hochmuths um so vergnügter in ihrem unverlierbaren Vorzug der Gotteskindschaft schwelgt.... Nur wenn man vor Allem die unhistorische und schlecht erfundene Christologie des Johannes und mit ihr den Satz streicht, daß jeder Nichtchrist auch Atheist und jeder Theist auch Christ sein müsse (1. Joh. 2, 22—23; 2. Joh. 9; Joh. 14, 1), nur wenn man aufhört, den Glauben an diese Christologie als Bedingung des Lebens und der Seligkeit zu behandeln und den Ungläubigen gleich dem Pestkranken als einen mit Ansteckung drohenden Lebendig-Todten anzusehen: nur dann wird man im Stande sein, das schöne, erhabene und edle Princip der Liebe wirklich zu machen; nur wenn man es aufgiebt, neben einer Religion der Liebe noch eine Religion des Glaubens haben zu wollen, nur dann kann man aus der Barbarei der Intoleranz zur Humanität der Toleranz gelangen."

Der sechste und letzte Brief, „Das Christenthum und die Gegenwart" überschrieben, weist den Widerspruch der jetzigen Kulturideen mit den Anschauungen des Neuen Testaments und den darauf beruhenden Kulturideen des Mittelalters nach. Eine Rückkehr zu den Lehren des Neuen Testaments, um auf denselben die Religion der Gegenwart zu erbauen, ist unmöglich. „Bisher betrieb man Metaphysik und Kultus in der Religion objektiv und die Ethik subjektiv, während der Natur der Sache nach gerade umgekehrt Metaphysik und Kultus rein subjective Angelegenheiten sind, die Ethik aber die objektivste Angelegenheit von allen ist oder werden muß." Das objektive Prinzip der Ethik soll zwar auch die Liebe sein, aber in der objektiv weitesten Form der Solidarität, die nichts Anderes ist, als der Bruch mit dem exclusiven Egoismus und die Erweiterung der Selbstsucht auf das solidarische Ganze als auf das eigentliche und wahre Selbst statt des bisher dafür gehaltenen Ich. Denn nur dann kann die Liebe ein wahrhaft ethisches Prinzip werden, wenn sie den Charakter eines nach Selbstbefriedigung strebenden Gemüthsaffekts ablegt und sich auf den ruhigen, affektlosen Willen beschränkt, bei jeder Gelegenheit und in jeder möglichen Weise den Mitmenschen Gutes zu thun ohne Ansehen der Person. Damit aber die Kraft des Gutesthuns nicht plan- und zwecklos vergeudet werde, so ist es die Aufgabe nicht des Einzelnen, sondern des allmählichen Ganges der socialen Entwickelung, in die gegenseitige Förderung der Zwecke der Menschen Plan und System hineinzubringen. Aus diesem Prinzip der Gegenseitigkeit folgt die Gewissensfreiheit von selbst: Es darf Niemand direkt oder indirekt gehindert werden, ein religiöses Bekenntniß zu haben und mit dem Munde zu bekennen, welches er will; aber es darf auch Niemand direkt oder indirekt genöthigt werden, ein religiöses Bekenntniß zu haben und mit dem Munde zu bekennen, welches er nicht will. Nur durch die Entfesselung der religiösen Bewegung zur vollen Freiheit kann heute die Religion noch erhalten werden. Gerade die intolerante Herrschsucht der orthodoxen Partei und die Unterstützung, die sie von den Regierungen gefunden hat und noch findet, hat die Deutschen aus der indifferenten Lethargie der ersten Hälfte des Jahrhunderts erweckt und die Mehrzahl der Gebildeten dringt jetzt auf die vollste individuelle Gewissensfreiheit, die nur gewahrt werden kann, wenn die Religion als innerste Privatsache des Gemüthes, als ein nicht zu profanirender, heiliger Schatz des Einzelnen betrachtet wird, um den weder der Staat, noch irgend eine Corporation sich zu kümmern das Recht hat. Der Verfasser schließt mit den Worten: „Die Religion ist in Gefahr! Nieder mit Dogma und Hierarchie! Es lebe die Religion!"

Wir haben die Ansicht unseres Verfassers ganz objektiv wiedergegeben. Es ließen sich vielleicht gegen manche Auffassungen manche Einwendungen machen; allein hier kommt es ja eben nicht darauf an, Meinungen entgegenzusetzen, sondern darauf, ob wir mit dem Resultate, das der Verfasser aus seiner Kritik des Christenthums zieht, einverstanden seien oder nicht. Und da wird wohl Jeder, der es ernst mit der Religion meint, ihm völlig zustimmen, daß Religion, wenn sie wahrhaft Herzenssache sein soll, keinen Zwang verträgt, daß wir gegen jede staatliche, kirchliche oder sonstige Autorität, die uns einen Glauben aufdrängen will, protestiren müssen. Nur diejenige Religion hat heute Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit, die ohne alle Zwangsmaßregeln ihre Bekenner zu fesseln im Stande ist. „Denn — wie unser Verfasser sagt — wer sich nicht gegen die Lehre der historischen Thatsachen verblendet, wird erkennen, daß heute die Religion nur in der Freiheit gedeiht, aber unter hierarchischem Druck und in der Zwangsjacke papierner Confessionen verkümmert."

E. M.

Karl Richter's pädagogische Bibliothek.*)

Es gereicht uns zu einer wahren Freude, ein Unternehmen anzeigen zu können, das nicht bloß für Schulmänner, sondern für das gesammte Deutschland von der größten Bedeutung ist. Deutschland ist das Land der Schulen, und nirgends hat sich eine so reiche und wahrhaft klassische pädagogische Literatur entwickelt, als hier. Das Interesse für Erziehung und Bildung ist, man darf es wohl behaupten, in Deutschland ein allgemeines, und wie sehr auch in der neuesten Zeit eine gewisse Partei darauf hinarbeitet, die Pädagogik wieder zu entgeistigen und in die engsten kirchlichen Formen einer vergangenen Zeit zu zwängen, so ist doch dafür gesorgt, daß die früheren Errungenschaften

*) Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Im Verein mit Gesinnungsgenossen herausgegeben von Karl Richter. Berlin, Julius Klönne.

nicht verloren gehen; denn auch auf diesem Gebiete führt die gewaltsame Reaction nur zu einem um so kräftigeren Widerstande. Es hat zu keiner Zeit an Männern gefehlt, welche der Jugendbildung ihre Kräfte gewidmet und was sie durch eigenes Nachdenken und eigene Erfahrung bewährt gefunden, der Nachwelt überliefert haben. Eine Auswahl des Trefflichsten, was in dieser Beziehung die Kulturvölker aller Zeiten besitzen, zusammenzutragen und nicht bloß den Fachmännern, sondern dem gesammten gebildeten Publikum zur Benutzung anzubieten, war die Absicht der Herausgeber bei der Gründung der pädagogischen Bibliothek. „Verschiedene pädagogische Geschichtswerke — heißt es in dem Prospekt — haben zwar die Ideen der bekanntesten Männer früherer Zeit, welche sich mit den Fragen der Erziehung beschäftigten, charakterisirt, oder eine gedrängte Uebersicht dessen gegeben, was sie wollten und wofür sie kämpften: eine rechte Würdigung und ein tieferes Verständniß ihres Wirkens, wie des ganzen Geistes ihrer Zeit ist jedoch erst dann möglich, wenn eine vollständige Einsicht in ihre Schriften geboten wird und sie in derselben Ursprünglichkeit vor den Leser treten, in welcher sie in ihrer Zeit standen und ihren Anschauungen Ausdruck verliehen." — Was wir besonders lobend hervorheben müssen, ist die kritische Sorgfalt, welche die Herausgeber den Texten schenken, und daß sie durch erläuternde Einleitungen und Anmerkungen das Verständniß zu fördern bemüht sind.

Es liegen uns von der Sammlung bereits 12 Hefte vor. Die Hefte 1, 2, 3, 5 enthalten Pestalozzi's Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Der Herausgeber, Albert Richter, sagt in der Einleitung: „Wie viel man auch an dem Buche aussetzen mag, wie oft man auch zum Widerspruche geneigt sein mag, besonders da, wo der Verf. von der Anwendung seiner Grundsätze handelt, — doch bleibt das Buch der Eckstein der modernen Pädagogik, Pestalozzi's wichtigste methodische Schrift. Und wenn uns Manches darin gar bekannt und allgemein anerkannt vorkommt, so bleibt immer zu bedenken, daß im Jahre 1801 die meisten dieser Ideen ganz neu waren. Uns stehen andere und reichere Erfahrungen zu Gebote als Pestalozzi; kein Wunder daher, wenn wir im Stande sind, manche seiner Ansichten zu modificiren. Undank wäre es, deshalb von Pestalozzi's Ideen als von einem überwundenen Standpunkte zu reden. Und wer wirklich aus dem Studium dieses B ches nichts Neues lernen könnte, dem würde doch das Feuer reiner Begeisterung, das sich in seiner Seele an Pestalozzi's edeler und mit sich fortreißender Begeisterung entzünden müßte, im Amt und Leben reiche Zinsen tragen."

Dem Vorwurf orthodoxer Pädagogen, daß Pestalozzi's religiöse Anschauung zu wenig positiv christlich gewesen sei, tritt unser Herausgeber in dem II. Excurs: „Pestalozzi's Ansichten über sittlich-religiöse Bildung", entgegen. Hier heißt es unter Anderem: „Gerade das, daß Pestalozzi bei der Entwickelung religiöser Ideen von menschlichen Verhaltnissen ausging, ist ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden.... Kann man denn aber das einen Irrthum nennen, wenn man richtige Grundsätze auch auf den Religionsunterricht anwendet? Kann denn der Inhalt einer religiösen Anschauung sich anders bilden, als dadurch, daß wir Vorstellungen, die wir durch Beobachtung der äußeren und unserer inneren Welt gewonnen haben, auf das religiöse Gebiet, d. h. auf die in der Seele nur geahnte übersinnliche Welt übertragen? Darum schrieb Pestalozzi: „Man sagte, die Kinder lernen nicht fromm sein, just darum, weil ich Alles that, die ersten Hindernisse der Frömmigkeit, die in der Schule gelegt werden, aus dem Wege zu räumen, und namentlich widersprach, daß das papageienartige Auswendiglernen des Heidelbergers Katechismus die eigentliche Lehrart sei, nach welcher der Heiland der Welt das Menschengeschlecht zur Gottesverehrung, zu seiner Anbetung im Geist und in der Wahrheit emporzuheben gesucht habe".... Ist doch überhaupt ein directer Unterricht in religiösen Dingen nur in sehr beschränktem Maße möglich. Wenn die Stellung der sittlich-religiösen Interessen zu den übrigen Hauptinteressen der Menschen sich wesentlich dadurch charakterisirt, daß sie diesen und damit dem Gemüthsleben überhaupt zu dem selbständigen Abschlusse und zu der inneren Einheit verhelfen sollen, welche ihnen für sich allein nothwendig versagt bleiben, so folgt daraus für die Pädagogik, daß die rechte Empfänglichkeit für sittlich-religiöse Gegenstände, die rechte Tiefe und Kraft, mit der sie im Gemüthe wurzeln sollen, nur durch die sorgfältige Entfaltung und möglichst vielseitige Verflechtung aller übrigen geistigen Interessen untereinander herbeigeführt werden kann. Wenn ferner die Abhängigkeit der moralischen und religiösen Gefühle von den übrigen (intellectuellen und ästhetischen) Gefühlen und damit von dem Vorstellungskreise des Menschen mit Recht behauptet werden darf, so ist damit auch die Wichtigkeit festgestellt, die die Anschauung als Grundlage des gesammten Vorstellungskreises für die sittlich religiöse Bildung hat.... In dem Wechsel der Empfindungen, Gefühle, Begierden und Affecte sind die Vorstellungen in unserem Geiste das Beharrende. Sie bleiben sich unverändert gleich bis in die späteste Lebenszeit. Darum muß auch der Unterricht, der die Erziehung zur Religiosität sein Ziel nennt, von der Bildung des Vorstellungskreises seinen Ausgang nehmen. Auch hier also frommt unserer, nach ihrer Meinung so weit vorgeschrittenen Zeit, der mehr als in Einer Beziehung gerechtfertigte Zuruf: Rückkehr zu Pestalozzi!

Die Hefte 4, 6, 7, 8, 9, 12 bringen drei Schriften von Salzmann: „Noch Etwas über die Erziehung"; „Das Ameisenbüchlein, Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher" und „Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen." Heft 10 und 11 enthalten den Anfang der „Großen Unterrichtslehre von Joh. Amos Commenius, übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Jul. Berger und Friedr. Zoubeck." E. M.

Böhmen.

Karl Egon Ebert in Prag.

Erst die neueste Zeit weist zahlreiche Beispiele auf, daß dem Dichter auch während seines Erdenwallens Lorbeerkränze geflochten werden; den jüngsten Beweis dafür liefert der 70. Geburtstag, welchen der Sänger der „Wlasta", der fürstlich Fürstenberg'sche Hofrath Karl Egon Ebert am 5. Juni in Prag gefeiert. Ebert gehört jener Schule an, welche ihren Geist durch Goethe und ihre Sprache durch Schiller gebildet. Obwohl in Prag geboren und im tschechischen Idiom aufgezogen, war es doch nur die deutsche Sprache, in welcher er den Musen seine Huldigungen dargebracht. Dabei muß man eine jugendliche Verirrung ausnehmen, in der er sich vergaß und halb deutsche, halb tschechische Knittelverse schrieb, welche damals die kulturgeschichtliche Stellung eines Volkes schilderten, das nunmehr in seinem Hasse und seinem Wahne nicht nur das Deutschthum in seiner Umgebung vernichten, sondern sich selbst vergessen machen will, daß es nur

deutscher Geist und deutsche Kultur gewesen, welche es ihm ermöglichten, sich einen Namen in der Geschichte der Jetztzeit zu machen. Poeta nascitur, Ebert war zum Dichter geboren, sein Dichtertalent entwickelte sich schon in seinen Kinderjahren, und in seinem eilften Jahre hatte er ein mehraktiges Drama geschrieben, das zum Bedauern jener, welche dem Entwickelungsgange dieses Dichters gern gefolgt wären, verloren gegangen, und von dem man nur erfahren, daß es den Titel „Ritter Bayard“ geführt. Die ersten Dichtungen, die von ihm erschienen, waren zwei Balladen; sie hießen „Smichow“ und „Goldlohn“, und waren 1819 in der in Prag erschienenen Zeitschrift „Hyllos“ abgedruckt; die letzte seiner Dichtungen war ein Trauerspiel in vier Akten, das 1863 als Bühnenmanuscript erschienen, einmal aufgeführt wurde und den Titel führte „Ein Gelübde“. Zwischen der ersten und letzten Dichtung Eberts liegt ein Zeitraum von 44 Jahren. Im Jahre 1824 erschien die erste Auflage seiner „Dichtungen“, welche bereits auf dem Büchermarkte eine freundliche Aufnahme fand, es gefielen dabei sowohl der Gehalt, als die reine, leichte, fließende Sprache, und die deutschen Dichter damaliger Zeit, obenan Goethe, dann Tiedge, Rückert u. A., waren des Lobes voll über diesen jungen Dichter, der im Ganzen nicht viel, aber dafür immer nur Gediegenes geschrieben, wenn auch nicht jedes seiner Geistesprodukte sich des allgemeinen Beifalls erfreuen konnte, wie diese „Dichtungen“ oder das 1829 erschienene Drama „Bertislav und Jutta“, das seinen Weg beinahe über alle Bühnen Deutschlands machte, oder wie sein Heldenepos „Wlasta“, das fast zu gleicher Zeit erschiene. „Bertislav und Jutta“ wurde auch ins Tschechische übersetzt und noch Jahre lang auf dem böhmischen Theater gegeben, während es von der deutschen Landesbühne verschwunden, weil die Ausgleichs-Ideen, welche die Haupttendenz dieses Stückes bilden, wie dies der Dichter in dem zu diesem Stücke eigens verfaßten Prolog angiebt, nicht mehr der Zeit entsprechen, weil sie von den Tschechen unmöglich gemacht wurden, weil sie von den Deutschen in Böhmen jetzt nicht mehr acceptirt werden können.

Es war ein Akt der Pietät für den noch immer rüstigen Dichter, daß man auf dem deutschen Landestheater dieses Stück zu seinem 70. Geburtstag aufgeführt, und der immense Beifall und die zahlreichen Hervorrufe bewiesen, daß die Deutschböhmen ihren Mann zu schätzen wissen; allein die Wiederholung dieses Stückes in den nächsten Tagen war nicht mehr am Platze, und wenn man dabei etwa einem von oben kommenden Winke gefolgt, da wir hier in einer Ausgleichsära leben, welche vom Minister Hohenwart provocirt, nicht mit dem nöthigen Takte cultivirt wird — wenn man etwa einem solchen Winke gefolgt, so hat man mit der Wiederholung dieses Stückes weder der Ausgleich suchenden Regierung, noch den Deutschböhmen in Prag einen Liebesdienst erwiesen.

1831 erschien von Ebert das idyllische Epos „Das Kloster“, und 1833 ein neues vaterländisches Schauspiel, dessen Erfolg durch ein zufälliges Herausfallen des Heldenspielers aus seiner Rolle vereitelt wurde.

Von dieser Zeit verlegte sich Ebert mehr auf die Volkswirthschaft, und nur im Jahre 1848 veröffentlichte er in der „Bohemia“ ein Gedicht „der gemischte Wald“, in welchem er sein Lieblingsthema, die Ausgleichsidee zwischen Deutschen und Tschechen, abermals in prachtvollen Bildern variirte. Zweimal erschien noch Ebert mit Dichtungen vor der Oeffentlichkeit, bevor er mit dem erwähnten Trauerspiele „Ein Gelübde“ seine Dichterfeder niedergelegt, und zwar im Jahre 1855, indem er dem damals verstorbenen Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg einen poetischen Nachruf „Ein Denkmal“ widmete und 1859 mit einem neuen Bande Dichtungen, die er unter dem Titel „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes“ herausgab.

Einem Manne gegenüber, der so tief empfunden und so schöne, Geist und Herz erhebende Dichtungen der Mitwelt gespendet, welche sie der Nachwelt erhalten wird, konnten die deutschen Bewohner Prags bei seinem 70. Geburtsfeste nicht gleichgültig bleiben. Sie bekundeten ihre warme Theilnahme in der Eingangs erwähnten Theatervorstellung; sie bekundeten sie in einer, von dem jungen Dichter Alfred Klar schwungvoll verfaßten Adresse, welche mehr als 600 Unterschriften, darunter viele von Damen, zählte, und welche ihm von einer Deputation deutschböhmischer Schriftsteller, geführt vom Intendanten des deutschen Theaters, Herrn Dr. Görner, überreicht wurde. Ein Mitglied dieser Deputation, der junge Dichter von Lobsdorf, überreichte auch „dem Altmeister der deutsch-böhmischen Dichter zu seinem 70. Geburtsfeste“ einen prachtvollen Lorbeerkranz mit Bändern in deutschen Farben geziert. Der Dichter Robert Hamerling überschickte ihm einen poetischen Glückwunsch, der akademische Senat überreichte ihm durch den Rektor eine Glückwunschadresse anstatt welcher ihm immerhin das Diplom eines Ehrendoktors hätte überreicht werden können, da Ebert nicht nur die juridischen Studien zurück-, sondern auch strenge Prüfungen (Staatsexamen) abgelegt. Mehrere deutsche Vereine schickten ihm durch Deputationen Glückwunschadressen, die Lesehalle deutscher Studenten ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, unzählige Briefe und Telegramme brachten ihm Glückwünsche von außen, und der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm den Orden der eisernen Krone, wodurch er in den Ritterstand erhoben wurde. Möge Ebert noch lange unter uns weilen!

Prag, Anfangs Juni. Dr. —s—r.

England.

Colonel Corvin.*)

Zu den sonderbaren Helden, durch welche die neue Geschichte von den Revolutionen des Jahres 1848 an persönlich hindurch gegangen ist, oder die mit ihr durchgingen, gehört auch Corvin, „Colonel Corvin“, wie er sich auf dem Titel seines drei Bände reichen, abenteuerlichen Lebens, einer Selbstbiographie, nennt. Sein Leben war wirklich abenteuerlicher als das seiner meisten Mithelden. Außerdem ist er, stammbaumlich genommen, Aristokrat erster Klasse, da er sich, als eines ersten Vorfahren, des alten Römers Valerius Corvinus und des Freundes von Horaz, Ovid und Tibull, Messalla Corvinus, im alten Römerreiche rühmt. Es fehlen zwar fast alle Verbindungsglieder über ziemlich ein ganzes Jahrtausend weg; aber dies macht ihm keinen Kummer. Er führt uns auch unter die „Raben“ von Ungarn und unter die Grafen Corvin-Krasinski Polens, als seine Anverwandten, ein; endlich stellt er uns sogar den jetzigen Heldenkönig Italiens, der sich alle seine Eroberungen von anderen Helden, namentlich auch denen Preußens und Deutschlands schenken ließ, als Blutsverwandten vor. Nun geht es aus der Mythe in die Geschichte,

*) A Life of Adventure. An Autobiography. By Colonel Corvin. 3 vols. London, Richard Bentley, 1871.

zunächst zu seinem Urgroßvater, der aus Polen in Preußen einwanderte und seinen Sohn Friedrich dem Großen für die Heldenthaten des siebenjährigen Krieges überließ und den Orden pour le merite erworben haben soll. Sicher ist, daß dieser Oberst v. Wiersbitzki mit nicht weniger als vierundzwanzig Kindern gesegnet war und das jüngste davon sich als Vater unseres Corvin und durch seine preußischen Militär- und Staatsdienste große Verdienste erwarb. Nun kommt er endlich selbst an die Reihe. Er erzählt sehr naiv und offenherzig von seiner Kindheit und dem damaligen Leben in Westpreußen. Er war wie andere Jungen, aber auch schon ein Held unter ihnen, da er besser wie alle Anderen Obstgärten plündern, über Hausdächer klettern, Fenster zerschmettern und mit dem Blaserohre Vögel schießen und Leute cujoniren konnte. Mit dem zwölften Jahre kam er in's Cadettenhaus zu Potsdam, welches er sechs Jahre später als Lieutenant verließ (1830). Die Fähndrichs und die Lieutenants scheinen damals anmaßender, freier von strenger Disciplin und leichtsinniger gewesen zu sein als später; wenigstens erzählt unser Corvin, daß er immer ohne viel Schwierigkeit aus einem „Schwupper" in den anderen gefallen, aus einer Schuld in die andere gerathen und immer wieder ziemlich gut herausgekommen sei. Als Offizier tanzte, koquettirte und „geckte" er bloß fünf Jahre lang; dann ließ er sich von der Liebe zu einem gesellschaftlich untergeordneten Mädchen und den offizierlichen Heiratshindernissen aus der Armee herausführen, um es im bürgerlichen Leben zu versuchen. „Viele meiner Kameraden beneideten mich", sagt er an dieser Stelle, „besonders deshalb, weil ich nun das unerträgliche Saarlouis verlassen durfte. Viele von ihnen beabsichtigten, mir zu folgen, Andere, denen es nicht gelang, nahmen ein jämmerliches Ende. Ich will bloß das Schicksal Einiger erwähnen. Mein Freund Fritz v. Asmuth starb bald darauf; mein Freund Theodor hatte sich dem Trunke ergeben und starb ebenfalls, Hänel wurde wahnsinnig und starb. Butterhof beging eine unehrenhafte Handlung und mußte seinen Abschied nehmen. Lieutenant v. G—. sprang eines Abends von der Brücke in die Saar und ersäufte sich, ohne daß man den Grund errieth; Lieutenant v. L. war auf einem Balle sehr lustig gewesen; am nächsten Morgen fand ihn sein Bursche todt auf dem Sopha, die beiden Pistolen, mit denen er sich erschossen, neben ihm. Held (noch immer schillernden Andenkens von 1848) ging mit einer wandernden Schauspielerin durch und wurde selbst Mime. Alles dies innerhalb weniger Jahre. Mir wär' es wohl ebenso gegangen, hätte ich nicht den Muth gehabt, meinen Abschied zu nehmen."

Nun führte er dreizehn Jahre lang ein bald höheres, bald gewöhnlicheres Bummelleben, suchte kaufmännische, literarische und sonstige Pläne auszuführen, aber immer ohne Glück. Er war Journalist, Trauer- und Lustspieldichter, Satyriker, öffentlicher Vorleser, Redacteur erst eines naturgeschichtlichen, dann hippologischen Blattes, Geschichtsschreiber, Architekt, Schwimmlehrer, Glyphograph und Galvanoplastiker; kurz alles Mögliche, so daß es uns nur wundert, ihn nicht auch einmal bei Renz oder einem ähnlichen Kunstreiter-Director zu finden. Bei all' diesem Unglück war er doch insofern immer ein Glückskind, als es ihm immer wieder gelang, gut zu borgen. Wo dann das Geld blieb, konnte Niemand begreifen, er am allerwenigsten. Als Genie war er nämlich unendlich oft zerstreut und mit seinem Geiste in allen möglichen Plänen abwesend, so daß er immer wieder seinen Regenschirm in Gedanken stehen, seine Uhr oder seine Börse oder seine Papiere liegen ließ, daß man ihn bestahl, daß er auf seinen Wanderungen meilenweit einen ganz falschen Weg ging, auf Eisenbahnen immer in ein unrechtes Coupé oder einen unrechten Zug gerieth und sein Gepäck verlor. Sein Lieblingshund wurde toll, sein Verleger bankerott, sein Compagnon Flüchtling mit Werthsachen, seine Wirthe starben ihm vor den Augen oder wurden als Lebende, namentlich als Wirthinnen, unangenehm.

Das sind wirkliche Abenteuer von Anfang bis zu Ende, und das Abenteuerlichste dabei ist, daß er aus einem Malheur in das andere fallend, stürzend oder selbst gehend, immer wieder zu rechter oder wenigstens höchster Zeit Glück, Geld und Freunde fand. Ebenso widerspruchsvoll war er in gesellschaftlicher und persönlicher Beziehung. Geborner Aristokrat, lebte er auch immer gern so, und doch hatte er nicht nur dem preußischen Militär und dem Preußenthum überhaupt, sondern auch allen aristokratischen Gesinnungen entsagt und war Vollblut-Demokrat geworden. Mit seinem Genie gelang es ihm, Vortheil aus beiden Gegensätzen zu ziehen. Heute gab er der Jugend von Leipzig Unterricht im Schwimmen, morgen spielte er Karte mit Prinz Albert, welcher damals noch ein glänzendes Taschengeld von zwölf Thalern monatlich bezog. An einem Abende war er in hoffnungsloser Verzweiflung um Geld für Quartier und Essen, am andern schwang er seine kleine bewegliche Figur als bewunderter Tänzer mit einer Großherzogin auf dem Hofballe, besonders zu Gotha. Dort wurde er immer mit besonderer Noblesse und Freigebigkeit behandelt. Im Herbste 1847 lieh ihm der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha 6000 Thaler, und einige Monate später war er mit Feuereifer beschäftigt, nicht nur seinen Gläubiger, sondern auch alle anderen Fürsten Deutschlands als Chef einer Revolutions-Armee mit Gewalt zu entthronen. Corvin versichert, daß er von dem Gelde nichts der Revolution gewidmet habe, was wir gern glauben, da es gewiß vorher schon den Weg alles seines Geldes gegangen war. Dies führt uns in das Hauptereigniß in Corvins abenteuerlichem Leben, nämlich seine Theilnahme an den Ereignissen von 1848—49, besonders in Baden.

Die Franzosen hatten einmal wieder Revolutionskrämpfe bekommen, Louis Philipp weggejagt und eine ewige, untheilbare Republik gemacht. Wir Literaten, Dichter, angehegelten Philosophen u. dgl. in Deutschland mußten doch nun auch etwas thun; stiegen also aus unsern Dachkammern herab unter das Volk und predigten nach französischem Muster Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und unbehelligtes Rauchen auf den Straßen. Wir wissen ja wohl im Allgemeinen, wie es ging und wie es kam, aber nur Wenige haben wohl schon eine klare Vorstellung von der Lächerlichkeit, Schwäche und Unwissenheit, die sich in dieser Revolution breit machten. Von der persönlichen Schmutzigkeit mehrerer Haupthelden derselben kamen später wohl ziemlich viel Beweise zum Vorschein. Hier nur einen Blick auf die Freischaaren Badens, welche das tausendjährige Deutschland aus seinem tiefgewurzelten Wachsthume plötzlich herausreißen und zu einer Karrikatur französischen Freiheitsschwindels machen wollten. Ihre Hauptzuversicht in Baden ruhete auf der Festung Rastatt und dessen Commandanten (?) Corvin. Hier trifft ihn der wahrscheinlich unsühnbare Hauptvorwurf seines ganzen Lebens. Er hatte eine militärische Erziehung genossen und mußte als ehemaliger preußischer Offizier wissen, daß aus den klarsten, strategischen Gründen ein Erfolg nicht möglich war; aber er hätte in seiner Begeisterung doch hoffen können und dürfen. Ein, in seinem Freiheitsdrange sich begeistert und todesmuthig erhebendes Volk kann Wunder thun und hat sie nicht selten wirklich gethan. Aber wo war das Volk? Er glaubte nicht einmal er

seine eigenen Truppen und deren Führer. Sagt er doch später selbst von diesen revolutionären Heilanden Deutschlands: „Sie waren eine heillose Sorte, und da die meisten von ihnen nichts Gescheidtes zu thun hatten, zankten sie sich in echt deutscher Manier unter sich selber. Als Flüchtlinge in Straßburg begingen sie fast jeden Tag solche Dummheiten, daß es immer wieder nöthig war, zum Präfecten zu laufen, sie zu entschuldigen und ihre Angelegenheiten durch französischen Einfluß ordnen zu lassen. Nicht alle Demokraten damaliger Zeit waren Schufte (blackguards), aber fast alle Schufte Demokraten oder wollten es wenigstens sein. Solche Sorte hatten wir in großer Menge zu Straßburg. Um diese Zeit sollte es auch in Berlin alle Tage wieder losgehen, und zwar zu Gunsten einer social-demokratischen Republik. Die Hauptthelden schienen einen besonderen Tag dafür bestimmt zu haben. Corvin reiste also mit dem bekannten „Held" in die preußische Hauptstadt und fragte nach dem Comité des in Permanenz sitzenden „demokratischen Congresses". „Man wies uns", erzählt er nun selbst, „in ein Zimmer, wo wir etwa ein Dutzend junger Menschen (boys) essend, trinkend und rauchend versammelt fanden. Nur mit Mühe unterdrückten wir unser Lachen, und Held fragte mit Ernst und Würde nach dem Präsidenten. Ein hübsch aussehender, junger Mann stand vom Essen auf, wurde sehr roth und sah sehr verlegen aus, als Held um Aufklärung wegen eines, an den Socialistenklub gerichteten Schreibens bat, worin der unmittelbare Beginn einer Revolution verlangt ward. Junge Demokraten lieben keine einfachen und verständlichen Ausdrücke, und so stammelten Alle in großer Verlegenheit Entschuldigungen und schimpften auf die, welche die Gefühle des Berliner Volks mißgedeutet hätten. Diese braven Jungen schämten sich in Gegenwart von Männern ihrer Anmaßungen und erklärten offen ihre Unfähigkeit, als Leiter und Führer zu handeln, aber sie wären bereit, für die Sache des Volks zu kämpfen und zu sterben. Ich glaubte das um so bereitwilliger, als wir sofort darauf einen Beweis von ihrem Muth und Eifer erhielten. Gegenüber der Restauration, wo sie tagten und nachteten, lagen einige leere Tonnen auf der Straße und mehrere Jungen fingen an, Steine dagegen zu werfen, so daß es wie losgehende Gewehre klang. Die ganze Gesellschaft sprang im größten Schrecken auf, und wir verließen lachend diese in Permanenz Bier trinkenden Jünglinge."

In dem badischen Bürgerkriege erwiesen sich militärische Führer der nothwendigsten aller Eigenschaften, der Disciplin, ganz unfähig. Sie zankten miteinander, Jeder wollte befehlen, Niemand gehorchen. Am tapfersten zeigten sie sich gegen Gänse, Enten und Hühner, die sie mit Schwertern und Pistolen erlegten. Zum guten Essen gehörte noch mehr gutes Trinken. Einige soffen sich in solche Stumpfheit hinein, daß sie den Preußen wehrlos zum Opfer fielen. Es wurde allerdings auch gekämpft, aber im Gefecht schossen sie sich nicht selten gegenseitig todt und konnten ihre Freunde von den Feinden nicht unterscheiden. Der Kriegssecretär, der eine Schlacht leitete, erhielt Nachricht, daß ihm der Feind in die Flanke zu fallen drohe. Er antwortete mehr muthig als strategisch: „Was schadet dies! Kommt der Feind in unsere Flanken, so sind wir auch in seinen." So konnte das jämmerliche Ende nicht lange ausbleiben. Corvin hatte mit seinem Adjutanten, der aber keine besondere andere Fähigkeit besaß, als immer wieder vom Pferde zu fallen, eine hervorragende Rolle in dieser Rebellion gespielt, zuletzt als Commandant der Festung Rastatt. Er übergab sie und sich Ende Juli 1849, aber nur als Parlamentär und durch ein Mißverständniß, und die armen Poeten, Literaten und Philosophen, deren jugendliche Illusionen füglich zur Milderung ihres Schicksals hätten beitragen sollen, wurden militärisch streng bestraft, sogar erschossen. Nur Corvin, der Commandant, kam mit dem Leben davon. Er war zwar zum Tode verurtheilt worden, wurde aber zu zehnjähriger Haft begnadigt, die hernach auf sechs Jahre abgekürzt wurde. Natürlich hieß es damals, wie neuerdings fast ohne Ausnahme in Frankreich, an den Niederlagen sei nur Verrath schuld, und Corvin habe auch die Festung verrathen. Er erzählt viel von dem eintönigen, langweiligen Gefängnißleben in Bruchsal, klagt aber nie über Grausamkeit oder Strenge. Er konnte ungehindert Pläne schmieden, namentlich für eine communistische Colonie in Südamerika, neue Arten von Luftballons erfinden, mit Hülfe der Chemie eine neue Electrotypie und sonstige Erfindungen ausklügeln. Besonderes Glück hatte er mit einer von ihm erfundenen electrotypischen Einlegung von Perlmutterformen in Metall, worauf er später in England und Frankreich ein Patent nahm.

In London ist mir der kleine, unverwüstlich bewegliche, pläneschmiedende und thätige Mann öfter begegnet, so daß ich vor dem Reichthume seines regen Geistes, seiner Thätigkeit, seines Talents wirklich Achtung gewann. Auch Charles Dickens schien viel von ihm und seinen Beiträgen zu den Household-Words zu halten.

Am Ende muß man ihm jetzt, nach dem versöhnenden Einfluß der Jahre und in der unparteiischen Einsicht, daß die Kämpfe und Krämpfe von 1848—49 unvermeidliche und durch ihren Ausbruch, d. h. Ausscheidung aus den krankhaften Staatskörpern, also wohlthätige Krisen waren, alle seine Schwächen und sogar seine starken Fehler verzeihen und ihn unter die Märtyrer einer bösen Zeit zu Gunsten einer gesunderen Gegenwart und Zukunft gesühnt und gereinigt aufnehmen. Aber etwas kann und darf ihm und seinem Mitarbeiter Held die deutsche Literatur, das deutsche Volk nie vergessen und vergeben, das ist die mehr- und dickbändige deutsche Weltgeschichte von Held und Corvin. Die Abbildungen darin könnten als bloße Versündigungen gegen den guten Geschmack übersehen werden, aber die schnöde Beurtheilung unzähliger großer Männer der Weltgeschichte vom Parteistandpunkte nicht etwa der Demokratie, sondern der besonderen Held'schen und Corvin'schen Freiheits- und Glückseligkeits-Theorieen, ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Weltgeschichte. H. B.

Holland.

Holland und Deutschland.

Eine Antikritik.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält in seiner Nummer vom 21. Januar „Einiges über holländischen Polemiken-Styl". Ein Herr A. G. glaubt darin bewiesen zu haben — wohl mit der liebenswürdigen Absicht, den nicht abzuleugnenden Nationalhaß Deutschlands und Hollands zu schüren — daß Holland bei seinen wissenschaftlichen Kämpfen sich leider noch auf dem Standpunkte der Rohheit befindet, daß es im neunzehnten Jahrhundert das Kultur-Stadium des sechszehnten repräsentirt, als die Reformationszeit die „eben in der Umgestaltung begriffene deutsche Sprache zu einer wahren Klassicität der Grobheit" ausbildete. Während, nach A. G., in Deutschland „diese Zeiten Gottlob vorbei sind" und man hier „nur beim Kärrner oder

im Munde des Sackträgers heutzutage noch zuweilen einer Sprache begegnet, welche an die der damaligen Zeit gemahnt", scheint die in Deutschland „vor dreihundert Jahren überstandene Krisis" in Holland „erst im 19. Jahrhundert eintreten zu wollen!" Und woraus geht nun dieser holländische Jammer hervor? Einfach aus der heftigen Sprache, deren sich der „auf einem reizenden Landsitze in der Nähe Harlem's lebende Professor Dr. J. van Vloten" der herrschenden Schlaffheit, Halbheit, Lauheit, Gesinnungslosigkeit gegenüber bedient. Darum gehört der „holländische Polemiken-Styl" (sollte heißen: der polemische Styl in Holland) zur Kärrner- und Lastträger-Grobheit; d. h. darum führen die holländischen Gelehrten die Sprache des deutschen Pöbels! Was für kindische Logik!

Allerdings — die anmuthige Polemik eines Arthur Schopenhauer gegen die „Unsinnschmierer" Fichte, Schelling und Hegel, eines Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt und Schultze-Delitzsch, eines Carl Vogt gegen Rudolph Wagner und den jüngsten deutschen Krieg u. s. w. — diese seidenen Liebkosungen datiren wohl sämmtlich aus Holland? Wenn der Professor Schleiden in Jena eine Schrift verfaßt „zur Verständigung für Gebildete" und Prof. Zarncke's „Literarisches Centralblatt" dies Produkt „eine Musterkarte von Schimpfreden" nennt, so sind dies Alles nur holländische Rohheiten, denn — in Deutschland ist die Krisis der Kärrner- und Lastträger-Polemik schon „vor dreihundert Jahren überstanden", in Holland aber „erst im „19. Jahrhundert eingetreten"!

Ich will einfach sagen, daß die wohlfeile A. G.-Methode, zur Würdigung des Bildungsstandpunktes der holländischen Gelehrten, vollkommen lächerlich und unter aller Kritik ist. Trotzdem aber dieser Artikel an und für sich keine Antwort verdient, und trotz des zahmen Widerspruchs eines Ungenannten (Mag. für die Lit. des Ausl. vom 18. März), wünsche ich auf den angeregten Streitpunkt zurückzukommen.

Ich erwarte, daß man mir in dieser Zeitschrift diesen Akt der Gerechtigkeit erlauben wird, denn in letzter Instanz gilt es hier, nicht wie A. G. meint oder glauben machen will, einem bornirten Zank kleinlicher Leidenschaft, sondern einem weittragenden Prinzipienkampf.

In Holland führt jetzt, in der periodischen Literatur und in der Journalistik, fast unbedingt die sogenannte „moderne Theologie" das Scepter; eine Richtung, welche den Deutschen wohl am besten bekannt ist aus Heinrich Lang's „Zeitstimmen". Wie der schweizerische Philisterstaat, so ist auch das kleine gemüthliche, eingeschlummerte Holland für diese unerträgliche Halbheit leider ein nur zu fruchtbarer Boden. Diese „Modernen" nämlich, obgleich sie nur einen immanenten Gott (d. h. das in Theologie übersetzte Causalitätsgesetz) kennen, und Jesus für einen idealen Rabbiner halten, taufen doch recht feierlich „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes". Sie behaupten den logischen Zusammenhang und die physische Einheit des Universums, aber flehen auf der Kanzel sehr rührend um Dies und um Das. Sie verwerfen die ganze Erlösungs-Theorie, aber nicht das christliche Abendmahl. Sie leugnen die Auferstehung, aber predigen recht tapfer, wenn die Ostertage da sind. Natürlich verneinen sie auch die Himmelfahrt ihres „frommen Rabbi", aber sie widmen dieser Legende einen eigenen Feiertag. Mit Einem Worte, wie ich schon 1865 in einer holländischen Streitschrift gegen diese Afterthologie gezeigt habe, der kirchliche Standpunkt dieser „Modernen" ist eine ununterbrochene Lüge. Es ist nun aber diese demoralisirende Secte der Theologen, welche bei uns tonangebend ist. Sie ist vertreten in der Redaction fast jeder unserer größeren Zeitschriften und Zeitungen. Und gegen diese unwissenschaftliche und unsittliche Richtung führt der zweimal im „Magazin" öffentlich angegriffene Professor van Vloten schon seit den Vierziger Jahren, den offenen Kampf. Die derbe Sprache, die immer steigende Erbitterung des Vorkämpfers wissenschaftlicher Ehrlichkeit, ist wohl psychologisch ganz begreiflich. Dr. van Vloten's unumwundene Beurtheilung der socialen Heuchelei, eine natürliche Frucht des modernen kirchlichen Scheinwesens, hat endlich (1867) seine Amtsentlassung zur Folge gehabt.

Mit dieser Abneigung van Vloten's gegen das modern-theologische Lug- und Truggewebe verbindet sich ganz folgerichtig seine erbarmungslose Kritik des Professoren-Dünkels, dessen eingefleischter Typus der „Leidener Sprachdiktator" Dr. M. de Vries ist. Die spießbürgerliche Weltanschauung dieses allerdings sehr gelehrten, aber dem immer pulsirenden neuen Leben der Sprache abgewendeten und dem verknöcherten Zopfthum zugekehrten Forschers machen ihn und Dr. van Vloten zu wahren Gegenfüßlern. Das pedantische und eigensinnige Verfahren des Dr. de Vries macht seine Gelehrsamkeit nicht bloß im Allgemeinen ziemlich unfruchtbar, sondern auch speciell die „Herausgabe eines großartigen, im Maßstabe des deutschen, von Grimm angelegten Lexikons des gesammten niederländischen Sprachschatzes" zu einem schon im Voraus verunglückten Unternehmen. De Vries' taktund geschmacklos eingerichtetes und despotisch redigirtes Wörterbuch hat mit Grimm's herrlicher Arbeit weiter Nichts gemein, als den Titel. Nicht „kleinliche Rache" waltet vor in der Bekämpfung dieser professoralen Anmaßung, sondern das Aufeinanderplatzen der Vergangenheit und der Zukunft, des Abgethanen und des Neuen, des vertrockneten Conservatismus und des wissenschaftlichen Radikalismus. Dabei sind die individuellen Eigenthümlichkeiten des Kämpfers nur Nebensache. Wer sich dadurch aufhalten läßt, statt der Sache auf den Grund zu gehen, beweist nur seine Incompetenz zur Würdigung eines Kampfes. Er urtheilt wie die Flachköpfe, die den deutsch-französischen Krieg bloß herleiten von fürstlicher Willkür und nicht von der historischen (ethnologischen und politischen) Nothwendigkeit.

Dr. van Vloten gehört eben zu den Wenigen, die beim Ausbruche dieses welthistorischen Krieges die verächtliche Feigheit der meisten holländischen Zeitungen gezüchtigt hat und auch mir in einem von ihm redigirten (Deventer) Wochenblatt zur derben Abkanzelung der entmannten Charakterlosigkeit die erwünschte Gelegenheit verlieh. Er hat es daher wohl am Wenigsten verdient, im „Magazin" als Zielscheibe anonymer Angreifer hingestellt zu werden.

Zum Schlusse noch ein Paar Bemerkungen untergeordneter Art: A. G. bringt den Einfluß, welchen Prof. de Vries in Leiden auf die Ernennung des Herrn H. E. Moltzer in Groningen gehabt, in Zusammenhang mit einem vermeintlichen Schnitzer des Herrn van Vloten. „Ob er (Prof. de Vries)", sagt Herr A. G. „hierbei bloß aus innerer Ueberzeugung, oder, wie sein Gegner (van Vloten) behauptet, aus Vorliebe für seinen ehemaligen Schüler (Moltzer) gehandelt, wollen wir nicht näher erörtern; soviel aber ist gewiß, daß dem Deventer'schen Professor, bei Herausgabe einer Sammlung alter niederländischer Preisstücke, der unliebsame Irrthum unterlief, leibhaftige „Dekane" in Wärme spendende „Decken" (Beides lautet deken, nur das Geschlecht ist verschieden) zu verwandeln und daß unter so bewandten Umständen es Herrn de Vries nicht schwer fallen mußte, seine Vorliebe für Herrn Moltzer mit seiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen, wird Jedermann zugeben." Es existirt aber leider dieser dem Professor van Vloten angedichtete Schnitzer

nur in A. G.'s Phantasie und nicht in der Wirklichkeit. Und wenn dieser eingebildete Irrthum Herrn de Vries bewogen haben sollte, die Anstellung Moltzer's zu beeinflussen, so hat er in diesem Punkte wirklich viel Pech. Denn sein Günstling hat z. B. die Güte gehabt, in einer historischen Betrachtung das französische Vienne zu verwechseln mit dem österreichischen Wien.

In Zusammenhang mit Prof. Moltzer's Namen auf Schnitzer anzuspielen, hat in der That seine gefährliche Seite.*) Man weiß, daß ich den Coster-Mythus meiner Geburtsstadt Haarlem kritisch beseitigt und die Schmach, von meinen Landsleuten dem großen Guttenberg angethan, wissenschaftlich gesühnt habe. Es hat sich unabweislich ergeben, daß dieser ganze Coster-Schwindel in Holland weiter Nichts gewesen, als ein großartiger nationaler Betrug. Einer der Hauptschuldigen in dieser beispiellosen Angelegenheit war Dr. A. de Vries, Vater des öfter erwähnten Leidener Professors. Und — merkwürdig! Neben jenem nichts weniger als rühmlich bekannten Dilettanten ist Professor Moltzer der einzige Vertreter der Wissenschaft, der es unternimmt, in dieser schändlichen Sache gegen mich aufzutreten. Der dankbare Schüler wünscht, um seinem Meister zu gefallen, dessen Vater zu vertheidigen. So lobenswerth aber die Dankbarkeit ist, so gefährlich wird sie, wie schon in mehreren Fällen Herrn van Vloten gegenüber, auch hier wieder Herrn Moltzer. Denn in der Wissenschaft ist die Unwahrheit, was die Gewissenlosigkeit in der Moral ist.

A. G. behauptet auch noch, daß der Titel einer Antikritik des Herrn van Vloten, daß das Wort „Ploerten-Kritik" auf Deutsch schwer wiederzugeben ist; daß ploert eigentlich so viel bedeutet wie „Lotterbube" und demnach die Uebersetzung „bübische Kritik" noch bei weitem zu mild wäre. Unrichtig! „Ploert" ist bei uns das englische „snob" und das deutsche „Philister", wie denn auch Thackeray's „Book of Snobs" von Dr. van Deventer übersetzt worden ist als „Ploertenboek" (das Buch der Philister).

Schulzwang und allgemeine Wehrpflicht, diese zwei herrlichen Institutionen, hat Holland von Deutschland anzunehmen. Sonst aber giebt es noch sehr, sehr Vieles, was Deutschland von dem in jüngster Zeit so oft geschmähten Holland lernen könnte. Die widerliche Eitelkeit der „grrrande Nation" hat Frankreichs Untergang als gerechte Strafe herbeigeführt: das junge Deutschland möge sich fern halten von einer nationalen Selbstüberhebung, welche andere Völker beleidigt, ohne der eigenen Nationalität zur Ehre zu gereichen. Europa braucht nicht große Nationen, sondern freie.

Berlin, 27. Mai 1871.

Dr. A. van der Linde.

---

*) In dem berühmten Prozeß, den die Stadt Leiden gegen den niederländischen Staat geführt (um ein vermeintliches Recht auf den Boden des ausgepumpten „Haarlemmermeeres" zu beanspruchen), hat auch der Leidener Professor de Vries sich gemischt, mit einer sprachlichen Erörterung des mittelalterlichen Rechtsbegriffs „Vis-herio" (Piscatio). Der geistreiche und tüchtige Reichsarchivar Bakhuizen van den Brink hat aber, in einer eigenen Schrift, die vielen linguistischen Schnitzer des unfehlbaren „Hochlehrers" schlagend nachgewiesen. Aus diesem eclatanten Ereignisse, das damals die gelehrte Welt in Holland köstlich amüsirt hat, ließe sich Dr. de Vries' Abscheu vor Schnitzern psychologisch allerdings sehr befriedigend erklären. A. v. d. L.

Nord-Amerika.

Deutsch-amerikanische Literatur.

Die zum aufmerksamen Staunen der englischredenden Amerikaner auf dem politischen Gebiete plötzlich hervorgetretene Erscheinung, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten in Folge der großartigen Erhebung ihres europäischen Mutterlandes sich als eine nationale Einheit durch das ganze Gebiet der Union zu fühlen beginnen, und in glänzenden Sieges- und Friedensfesten diesem Gefühl öffentlichen Ausdruck gegeben haben, ist nicht ohne eine entsprechende Parallele auf dem Gebiete der Literatur geblieben. Die deutsch-amerikanischen Dichter haben in dem Verlage des unternehmenden bedeutenden Buchhändlers E. Steiger in Newyork „Heimatgrüße aus Amerika" erscheinen lassen, welche dem Vaterlande die Theilnahme der deutschen Brüder von jenseits des Oceans in einer hübschen Sammlung von patriotischen Gedichten aussprechen, die bereits in dritter Auflage erschienen ist. Es sind darunter recht achtungswerthe Produktionen. Unter andern nennen wir nur die Gedichte: Ein Blumenstrauß von J. Lichtenberg, Landwehrmanns-Abschied von Ferdinand Koch, Das Lied vom deutschen Kampfe von Minna Kleeberg, An die deutschen Frauen von G. J. Horwitz.

In demselben Verlage erscheinen nun auch „Dornrosen, Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika".

Eine Geschichte der jungen deutsch-amerikanischen Literatur wird Prof. Karl Knortz, an der Hochschule zu Oshkosh in Wisconsin, als Anhang seiner Geschichte der englisch-amerikanischen Literatur, demnächst veröffentlichen. Derselbe macht sich auch selbst um die Vermittlung beider Literaturen verdient, und hat kürzlich in dem zu Cincinnati erscheinenden „Deutschen Pionier" eine Uebersetzung von Longfellow's „Evangeline" mitgetheilt. Sehr interressant ist von demselben Verfasser die (in diesen Blättern bereits angezeigte) Sammlung „Märchen und Sagen der Nordamerikanischen Indianer", erschienen bei Costenoble in Jena 1871. Herr Knortz hat dem Werke eine belehrende Vergleichung mit der Mythologie der Alten vorausgeschickt. Erkennt man nun auch freilich aus der Gesammtheit der mitgetheilten Sagen, daß aus diesen Stämmen, bei denen die Achtung des Weibes eine sehr geringe ist und welche nirgends dauernde Wohnsitze haben, eine höhere Kultur nicht hervorgehe und daß von ihnen die Entwicklung der Menschheit nicht gefördert werden konnte, so fühlt man sich doch angenehm überrascht, unter vielem Rohen, Dummen, Ungeheuerlichen wieder so manches Liebliche, Verständig-Moralische, sogar Ideenvolle zu finden, welches zu dichterischer Bearbeitung herausfordert. Das Buch hat einen dauernden Werth für die geschichtliche Darstellung des Gedankenkreises, worin diese Stämme sich bewegten. K.

Belgien.

Was die Vlamingen wollen.

Das in Brüssel erscheinende vlamische Volksblatt „De Kerels" hat unsere Bemerkung (Nr. 21), daß es nicht wohl gethan sei, wenn die Organe des vlamischen Volkes unter den beiden Natio-

nalitäten Belgiens den Samen der Zwietracht ausstreuen, freundlich aufgenommen und erwidert darauf, daß ein landsmannschaftliches Zusammenwirken der vlamischen und der wallonischen Volksart im heutigen Belgien etwas Unmögliches sei, „weil hier in allen Verhältnissen des politischen Lebens der Französischredende über den Vlamischredenden gestellt werde." — Das ist freilich, wenn dem wirklich so, ein Zustand, von dem man in keinem anderen Lande, in welchem zwei Nationalitäten in ziemlich gleicher Anzahl neben einander leben, einen Begriff hat, und dem die belgische Regierung, schon aus Klugheit, wenn nicht aus Rechtsgefühl, so bald als möglich ein Ende machen sollte.

Wie sehr das mehr und mehr zum Selbstbewußtsein gelangende, vlamische Volksgefühl bereits durch das bisher von den wallonischen Machthabern in Belgien beobachtete Verfahren gekränkt ist, geht aus folgender, von dem genannten Blatte in seiner an uns gerichteten Erwiederung sich findenden Aeußerung hervor:

Was wir wollen, ist Folgendes: „In Erwartung des Tages, an welchem alle Vlamisch- oder Niederländischsprechenden Ein Reich bilden werden, gleichwie die Deutschen sich jetzt um Ein Scepter schaaren, wollen wir, daß im belgischen Staate für die beiden Völker der Wallonen und Vlamingen vollkommene Gleichheit und Freiheit herrschen soll, gleichwie dies in der Schweiz der Fall ist. Wir wollen demnach, daß die in der Verfassung festgestellten Principien nicht länger leere Worte bleiben, daß die Auslegung des Sinnes und die Ausführung der Bestimmungen des Art. 23 der Verfassung nicht länger der Willkür der Beamten überlassen werde. Mit Einem Worte: wir, die Mehrheit der Bevölkerung, wollen in unserem Vaterlande freie Bürger, nicht aber Unterdrückte oder Sklaven sein."

An einer anderen Stelle bemerkt das genannte Blatt: „Die vlamische Bewegung ist nicht, wie Viele sich vorstellen, eine literarische Agitation; nein, sie ist ein wahrer Volkskampf, hervorgegangen aus den unvermeidlichen Folgen der Revolution von 1830; sie ist ein Kampf, in welchem kein Blut vergossen wird, der aber naturgemäß, wegen der gereizten Stimmung der Kämpfenden, eines Tages einen sehr hartnäckigen Charakter annehmen wird."

Eine andere, in Gent erscheinende, von der dortigen Gesellschaft „Niederlands Zukunft" herausgegebene Zeitschrift „Het Vlaamsche Volk" bringt in ihrer Nummer vom 11. Juni einen Leitartikel mit der Ueberschrift „Germania", worin sie die Motive patriotischer Natur zusammenstellt, welche die vlamische Bevölkerung zur Zeit des deutschfranzösischen Krieges fast sämmtlich auf die Seite Deutschlands gestellt, während die Wallonen mit Frankreich sympathisirten. Gleichzeitig fordert dieses Blatt zur Bildung eines allgemeinen „Germanischen Volksbundes" auf, der dem von französischer Seite projektirten „Romanischen Volksbunde" zuvorkommen und dann entschieden entgegentreten soll.

Frankreich.

Custine über Julie Recamier.

Die berühmte Schönheit, deren Kultus noch jetzt besteht, obwohl Niemand mehr sie in ihrer Blüthezeit gekannt und der Tod seit länger als zwanzig Jahren ihren persönlichen Zauber gebrochen hat, wurde von ihren Zeitgenossen nicht immer mit so günstigen Augen angesehen, als man allgemein zu glauben geneigt ist. Der Marquis von Custine fällte ein ziemlich hartes Urtheil über sie, welches wir hier wegen seiner psychologischen Schärfe gegenüber weiblicher Schwäche mittheilen wollen. Es steht in seinen geistreichen Briefen, die Ludmilla Assing kürzlich herausgegeben hat; dieselben sind bereits in diesen Blättern (1871, Nr. 1) lobend erwähnt worden und enthalten überraschend viel Interessantes über französische Zustände und Personen, deren Schatten sich bis in die neueste Zeit erstrecken.

Der Marquis von Custine gehörte zu dem nächsten Umgangskreise des berühmten Chateaubriand und seiner Freundin Julie Recamier. Ersterer hatte einst die Mutter Custine's sehr verehrt, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Sohn noch durch eine Regung der mütterlichen Eifersucht beeinflußt wurde, als er über Julie Recamier folgendermaßen schrieb:

„Sie besaß die Kunst, wie keine andere Frau, sich Verzeihung für ihre Vorzüge zu erringen. Es ist dies keine Kleinigkeit, denn es gehört ebenso viel Güte wie Lebensklugheit dazu; es gehört auch sogar Muth und Ausdauer dazu. Sie war aber auch die einzige Frau, die ich gekannt habe, die Anmuth und doch keine Natürlichkeit besaß! Sie hatte einen boshaften Verstand und einen heftigen launenhaften Sinn, aber sie hielt in ihrem Salon die glatteste Höflichkeit aufrecht; sie war studirt kokett und wog ihre Auszeichnungen Anderer nach bestimmten Graden ab. Sie verstand es, zu schmeicheln, ohne etwas zu sagen, nur durch die Art wie sie zuhörte. Sie wußte ihren Besuchern gewissermaßen einen Rang anzuweisen in den Augen der Anwesenden, durch die größere oder geringere Freundlichkeit, womit sie dieselben empfing — gewöhnliche Menschen ohne Feinheit und Scharfblick merkten es freilich nicht.

„In den geheimen Beziehungen der Freundschaft war sie sehr gütig, doch verlangte sie stets ebensoviel als sie gab. Sie nahm jedes Opfer willig an, aber sie zögerte auch nie, jedwelches zu bringen. Es ist ziemlich unzweifelhaft, daß sie nie geliebt hat; sie war immer eine edle Kokette und eine gutmüthige Frau, sie ließ sich die Leidenschaft gefallen, ohne sie selbst zu empfinden. Sie war unendlich geduldig und wohlwollend, sie erlaubte sich niemals eine Aeußerung boshaften Spottes. „Gott sei gelobt, daß ich nicht moquant bin," sagte sie oft mit wahrhafter Freude. Und dennoch war sie niemals langweilig, sie besaß echt französisches Plaudertalent. Am bewundernswürdigsten war es aber, daß sie ihre Jugend, ihre Schönheit und ihr Vermögen verlor, ohne einen einzigen ihrer Freunde zu verlieren. Es lag wohl immer eine kleine Berechnung in ihrer Wahl derselben, aber sie benahm sich so, als fühlte sie nur uneigennützige Zuneigung für sie. Eine boshafte Dame sagte von ihr: „Sie zeigt nur deshalb ihren Freunden Liebe, damit sie ihr nach ihrem Tode recht schmeichelhafte Lobreden halten." Dieser Wunsch war aber in der That rührend, wenn sie ihn wirklich gehegt hat; eine solche Achtung vor der Meinung der Nachwelt ist viel schöner und ehrenwerther, als das Verlangen nach Ehrenbezeugungen während des Lebens. Der Ehrgeiz, der über das Grab hinausgeht, ist lobenswerth."

Custine versuchte auch mehrere Male die berühmte Freundschaft zwischen Chateaubriand und der Recamier zu verkleinern, indem er beschreibt, wie ängstlich sie stets bemüht war, die letzten Lebensjahre des Dichters zu erheitern. Er war allerdings zuweilen so verdrießlich, wie ein Ehemann, in ihrem Salon, und sie hatte alle Ursache, sich zu freuen, daß sie seine Hand ausgeschlagen, die er ihr mehrmals antrug, denn unfehlbar würden sich seine Launen noch verschlimmert haben, wenn er das legi-

time Recht besessen hätte, ein Haustyrann zu sein. Die Dame, welcher Custine den boshaften Ausspruch über die Recamier in den Mund legte, soll die Fürstin Lieven gewesen sein; sie gehörte zu denen, welche die Vorzüge derselben nicht verzeihen konnten. Seltsamerweise hatte die Fürstin später ein ähnliches Verhältniß mit Guizot, wie sie es so oft zwischen Chateaubriand und der Recamier verspottete. Letztere wird ihren Nimbus behalten, was auch Custine gegen sie sagen mag.

F. von Hohenhausen.

Italien.

Die Frauenfrage in Italien.

Die Frage der politischen und sozialen Gleichstellung der Frauen mit den Männern scheint in Italien jetzt dieselbe lebhafte Bewegung hervorzurufen, die sie in den nördlicheren Ländern Europas schon seit mehreren Jahren erregt.

Die April-Nummer der Rivista Europea, einer der geachtetsten wissenschaftlichen Zeitschriften von Florenz, enthält, aus der Feder des Dr. Giov. Urtoller einen Aufsatz, betitelt: L'Elettorato e l'Eggibilità nelle Donne", der in sehr unparteiischer Weise die Ansprüche der Frauen auf das Wahlrecht abwägt und die Stellung, die die verschiedenen Staaten Europa's zu dieser Frage genommen haben, beleuchtet. Die Einwürfe der Gegner des allgemeinen Stimmrechtes in Italien, sagt der Verf., lassen sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen: 1) Die Erziehung der Frau sei nicht derart, um sie für das Wahlrecht reif zu machen. 2) Der Einfluß von außen her auf die Entschließungen der Frau würde ihre Wahlfreiheit beeinträchtigen.

Auf beide Punkte erwidert der Verf.: man möge mittelst eines guten Wahlgesetzes nur solche Wählerinnen zulassen, die Garantieen für geistige Bildung darbieten. (Ob ein solches Gesetz sich mit wahrhaft demokratischen Grundsätzen in Einklang bringen ließe, ist wohl sehr die Frage.) Und der Verf. meint, daß, obwohl die italiänischen Frauen bisher der nöthigen Bildung und Kenntnisse entbehrt hätten, ein besseres Unterrichtsgesetz als das bisherige dem Mangel wohl abhelfen und sie auf Eine Stufe mit den Frauen Englands, Frankreichs und Deutschlands heben würde. Das Resultat der Erwägungen des Verf. ist also in folgende Worte zusammengefaßt:

„Die Wahlfähigkeit der Frau erfordert gewisse Vorbedingungen, die der bisherigen unvollkommenen Erziehung wegen, ihr jetzt noch fehlen, und verhindern, ihr dies Recht schon heute zu verleihen; . . . sind diese Bedingungen aber einmal erfüllt, so wird es keinen Grund mehr geben, sie von den allgemeinen Pflichten und Rechten der Gesellschaft auszuschließen."

Auch in Genua hat man kürzlich Vorträge über diesen Gegenstand gehalten; der Advokat Ermogene Campeggi las in der Gesellschaft für Literatur und Unterhaltung eine Arbeit vor, in der er die Ideen Stuart Mills auseinandersetzte. Bei der darauf stattfindenden Diskussion zeigte es sich, daß die meisten Stimmen der Bewegung günstig waren. So sprach besonders der Präsident der Gesellschaft, der Cavaliere Virgilio, den Wunsch aus, die Frau möge fortan zu all denjenigen Aemtern und Pflichten zugelassen werden, für welche die physische und moralische Befähigung ihr nicht abgesprochen werden könne.

Von Seiten des Unterrichtsministers Correnti sind kürzlich zwei Damen abgeordnet worden, um die Schulen und Klöster in den neapolitanischen Provinzen zu besuchen und darüber Bericht zu erstatten; es sind dies die Damen Milli und Erminia Fusinato.

In Mailand ist das erste Seminar für weiblichen Unterricht unter dem Namen Gaetana Agnese eröffnet worden. Der Unterrichtsplan umfaßt so viele und so hohe Gegenstände (z. B. einen Kursus über Moral-Philosophie, der von Anna Maria Mozzoni gelesen wird), daß wir fürchten, man fängt das Gebäude beim Dache, statt beim Fundamente an. Doch ist auch dem Zeichnen, der Musik und den neueren Sprachen gebührend Rechnung getragen worden.

Kleine literarische Revue.

Deutsche Chroniken von Straßburg.*) Herr Prof. Hegel sagt in der Vorrede zu dem kürzlich erschienenen zweiten Bande seiner „Chroniken der oberrheinischen Städte"**), daß, als er vor mehr als vier Jahren seine Arbeit begann, er durchaus keinen politischen Zweck dabei im Auge gehabt, wie dies auch nicht bei den verdienstvollen Alsatischen Gelehrten der Fall war, welche zwei Jahre später eine Ausgabe der Straßburger und Alsatischen Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts ankündigten (von diesen Chroniken ist jedoch bisher noch nichts erschienen). Gleichwohl werde sowohl der früher erschienene erste Band, als der eben erscheinende zweite, ein dem gegenwärtigen Geschlechte vorgehaltener Spiegel der Vergangenheit sein können, welcher ihm zeige, daß Straßburg von der frühesten Zeit ab und so lange noch, als eine eigene Geschichte der Stadt existirte, eine echte Deutsche Reichsstadt gewesen, daß sich das Elsaß damals als Deutschlands Mark an den Vogesen betrachtete, welcher die Aufgabe zugetheilt sei, die Gränzwacht des Deutschen Reiches gegen französische Eroberungslust zu bilden, sowie daß Alsatische und Straßburger Schriftsteller diese Aufgabe stets als eine heilige Mission, und die Wahrung der deutschen Ehre gegen französische Anmaßung und Frechheit als ihre Pflicht betrachtet haben.

Die beiden bei Hirzel in Leipzig erschienenen Bände umfassen die Chroniken von Fritsche Closener und von Jakob Twinger von Königshofen. Ersterer, ein Priester von Straßburg, vollendete seine Chronik, welche die erste in deutscher Sprache abgefaßte war, während bis dahin die Chronisten nur lateinisch geschrieben hatten, im J. 1362. Königshofen's Chronik, obwohl zum Theil nur ein Plagiat von Closener, hat doch des Letzteren Arbeit, sowohl in stylistischer Hinsicht, als wegen ihrer vaterländischen Gesinnung, sehr in den Schatten gestellt und hatte sich zur Zeit einer großen Verbreitung in Oberdeutschland zu erfreuen. Das älteste Manuscript von Königshofen's Chronik ist leider mit der Straßburger Bibliothek bei der Feuersbrunst der Belagerung zerstört worden, doch hat uns Herr Prof. Hegel, der eine Abschrift davon veranstaltet hatte, den ganzen Inhalt dieser werthvollen Handschrift erhalten.

---

*) Nach Trübner's Record Nr. 70—71, London, 1871.

**) Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg. (Zwei Bände, die zugleich den 8. und 9. Band der „Chroniken deutscher Städte vom 14—16. Jahrhundert" bilden.) Leipzig, Hirzel.

— **Unter dem Reichspanier.**[*]) Die Frage, ob Tendenz-Poesie, ob besonders politische Gedichte zur Poesie im höchsten Sinne zu rechnen seien, ist während des letzten Krieges durch die That genügend beantwortet worden. Theoretisch hat es schon vorher R. Gottschall gethan, der in seiner vortrefflichen „Poetik" sagt: „Politische Lyrik ist nur in soweit zu verwerfen, als es den Dichtern nicht gelungen war, ein selbstgenugsames, vom Hauch der Stimmung durchzittertes Bild für die Phantasie hinzustellen."... „Eine Idee, welche die Dichtung trägt, ist von einer Tendenz, die ihr nur angeheftet ist, wesentlich verschieden! Hat der Dichter so viel Energie, auch die politischen Bewegungen der Zeit ganz in seine Stimmung aufzunehmen, ihnen Gestalt, Fleisch und Blut zu geben, so ist seine politische Lyrik vollkommen berechtigt."

Legt man diesen Maßstab an die neueste Kriegslyrik an, so wird man zugeben müssen, daß ein großer Theil derselben wohlberechtigt ist. Auch das vorliegende, schön ausgestattete Heft enthält Strophen, denen man sofort anfühlt, daß sie nicht gemacht sind, um eben in dem allgemeinen Chor nicht zu schweigen, sondern daß die Gesinnung, die in ihnen athmet, schon von dem Verfasser gehegt wurde, ehe sie, wie jetzt, Allgemeingut geworden. — Auch die Formen sind durchweg edel und rein.

— **„Deutschlands Kassandra."** Dieser Roman behandelt den Raub des Elsaß und die Verwüstung der Pfalz durch Ludwig den Vierzehnten. Kassandra ist die Gattin des Bürgermeisters von Heidelberg, eines Herrn von Dohmerstein, eine hochgebildete, feinbesaitete Dame, die in Momenten besonderer Erregung die Gabe der Weissagung besitzt. Sie sagt die Verwüstung der Pfalz voraus, wie sie auch, nachdem sich diese Prophezeiung erfüllt und sie über alle dabei erlebten Gräuel wahnsinnig geworden, sterbend noch verkündet, daß einst alle abgetrennten Glieder sich in einem einigen großen Vaterlande wieder zusammenfinden werden. Dergleichen Prophezeiungen sind jetzt recht wohlfeil und müßten, wenn sie wirken sollten, uns doch in einer künstlerisch vollendeteren Form geboten werden, als dies hier der Fall ist. Daß sich auf dem politischen Hintergrunde auch einige Liebesgeschichten abspielen, ist selbstverständlich.

J. H.

Literarischer Sprechsaal.

Nach der „National-Zeitung" Nr. 268, hat das in Leipzig erscheinende (Liebknecht-Bebel'sche) Organ der Social-Demokraten, „der Volksstaat" geschrieben: „Wir sind und wir erklären uns solidarisch mit der Commune und sind bereit, jederzeit und gegen Jedermann die Handlungen der Commune zu vertreten." — Darf ein so keckes Vorgehen ungeahndet bleiben? — Wir sagen Nein, und abermals Nein! Doch nicht rächende Strafen verlangen wir, sondern vorbeugende, verwarnende Maßregeln, wie überhaupt es immer dringender die Aufgabe unserer Zeit wird, dem Verbrechen in Liebe vorzubeugen, um es nicht ohne Liebe strafen zu müssen. Das Vorgehen der Commune und der Communisten, berechnet auf gewaltsame Förderung ihres leiblichen Wohlergehens, kann, auf der Hand liegend, für diese bethörten Verbrecher schließlich, mittelst Tyrannei der Menge durch die Menge, nur das Gegentheil von dem erreichen, was es bezweckt. Dasselbe ist also ein Ausfluß geistiger Kurzsichtigkeit, Beschränktheit, blind machender Leidenschaft, halber oder herzloser Bildung. Somit verdient es in erster Stelle unser Mitleid; denn diese, ihr ganzes Streben auf leibliches Wohlergehen, auf ein mehr oder weniger nur thierisches Dasein beschränkenden Unglücklichen wissen in Wahrheit nicht, was sie thun. Nicht bloß der Seelen-Frieden ihrer Mitmenschen, sondern ihr und der Ihrigen eigenes Wohlergehen erfordern, daß sie rechtzeitig durch vorbeugenden Arm gewarnt, vor Versuchung der sie und Andere verderbenden bösen That bewahrt werden. Vor Allem muß ihrer verbrecherischen Thorheit entgegengetreten werden, indem ihnen, wie Niemandem anders, weder auf sachlichem noch geistigem Gebiet, gestattet wird, eine Freiheit anzubauen, welche auf die Vernichtung der Freiheit Anderer gerichtet ist. — Auch muß durch gründlichen Unterricht des Volkes auf wahrhaft religiöser, nicht hierarchischer Grundlage dafür gesorgt werden, daß solche, die Menschheit entehrende, Auswüchse der Vernunft und des Gewissens, wie sie in Frankreich vorgekommen und durch Gesinnungsgenossen in Deutschland zur Nachahmung empfohlen worden sind, unmöglich werden. Als einer dieser beklagenswerthen Männer kürzlich im deutschen Reichstage seine Sympathieen mit der Commune aussprach, ward gelacht. Trauer und Unwille wären mehr an richtiger Stelle gewesen. Man nehme um Gottes Willen nicht leicht, was des höchsten Ernstes der Gesetzgebung, der besonnensten Aufmerksamkeit aller Verständigen bedarf. Man unterdrücke vorbeugend im Keime, was, zum mächtigen Baume entfaltet, den gräßlichsten Fluch über die Menschheit bringen, das Ebenbild Gottes zur Bestie entarten machen würde.

Fstr.-G.

In gleicher Weise, wie der vorstehende Artikel, sprechen sich auch die Organe des Kulturlebens und der organischen, geistigen Entwickelung der Menschheit in denjenigen Ländern aus, wo, wie in Nordamerika und der Schweiz, nächst Frankreich die meisten Keime der Drachensaat vorhanden sind, welche in Paris so schreckenerregend aufgegangen ist. „Es wäre ein großer Irrthum", sagt The Nation von Newyork vom 1. Juni, „vorauszusetzen, daß die blutige Vernichtung der Pariser Commune auch den Ideen ein Ende macht, die der Commune zum Grunde lagen. Leider werden diese fortleben und nicht aufhören, zu wuchern, bis sie die Grundlagen der heutigen Civilisation untergraben haben werden." Und an einer andern Stelle sagt das genannte Blatt: „Diejenige Klasse von Leuten, die an der Spitze der Commune standen, hat nichts mit den Prinzipien der Staatshaushalts-Lehrer gemein, welche eine auf die Natur der Dinge und die Gerechtigkeit gegründete Ausgleichung sozialer Mißverhältnisse erstreben; ihnen ist die Unabhängigkeit der Richter, die Preßfreiheit, die Selbstverwaltung der Gemeinde, die Garantie der persönlichen Freiheit des Individuums etwas ganz Gleichgiltiges. Was wir Amerikaner unter republikanischer Regierungsform verstehen, hat kein Interesse für sie. Die Republik, welche sie verlangen, ist das, was Louis Blanc im J. 1848 „la république appliquée" nannte, d. h. eine Regierung, welche nichts, als die Arbeit der Production überwacht und für gleichmäßige Vertheilung des Ertrages unter die Arbeiter sorgt. Alle andere Aufgaben der Verwaltung, die nicht diesen chimärischen Zweck haben, sind für sie nicht vorhanden. Wer in Amerika der Meinung ist, daß dasjenige, wofür die Communisten in Paris kämpften, die Freiheit war, die eigenen municipalen Angelegenheiten selbständig zu verwalten, wie sie von den Bürgern aller amerikanischen

---

[*]) Strophen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann, 1871.

Städte und Ortschaften erstrebt wird, der kennt die Geschichte des französischen Socialismus ganz und gar nicht. Diejenigen Engländer und Amerikaner, welche den Communisten dergleichen Freiheitsideen unterlegten, haben dadurch denselben Grad von politischem Verständniß gezeigt, den sie an den Tag legten, als sie nach der Schlacht von Sedan den Sieg republikanischer Ideen in Frankreich proklamirten, oder als sie einige Zeit darauf triumphirend die Vertreibung der Preußen aus Frankreich durch die allgemeine Erhebung des Volkes ankündigten."

Die Universität Tübingen hat den berühmten Historiker des Elsaß, Herrn Ludwig Spach, Archivdirektor in Straßburg, in Anerkennung seiner Verdienste um die Geschichtsforschung, zum Doctor der Philosophie honoris causa ernannt. Unseren Lesern ist der Name des Herrn Spach nicht erst seit der Wiedervereinigung des Elsaß mit dem deutschen Mutterlande bekannt. Seit einer Reihe von Jahren hat unser gelehrter Mitarbeiter, Herr Dr. Trauttwein von Belle in Berlin, Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern die Verdienste des Herrn Spach um die Erhaltung der deutschen, geschichtlichen Erinnerungen des Elsaß und seiner archivalischen Schätze zu rühmen. Obwohl der französischen Regierung, unter deren Herrschaft er geboren war und seine politische Erziehung empfangen hatte, ohne Vorbehalt zugethan, hat Spach doch für deutsche Wissenschaft und namentlich für die durch ihre evangelisch-theologische Fakultät immer noch mit Deutschland geistig zusammenhängende Universität von Straßburg ein treues Anhänglichkeits-Gefühl sich bewahrt. Daher auch seine Protestationen gegen diejenigen, welche, wie kürzlich Franz v. Löher, mit Geringschätzung von den Leistungen der elsassischen Universität sprachen.

Es wird, bei der nahe bevorstehenden neuen Organisation dieser Universität gewiß darauf gesehen werden, daß die Gefühle solcher wackerer Männer, wie die Spach, Mühl und Ungerer, in keiner Weise verletzt werden. Ein ganz besonderes Gewicht scheinen sie auf die Bedeutung der bisherigen medizinischen Fakultät von Straßburg zu legen, die in der That viele Lehrer und Schriftsteller von Ruf enthielt. Nicht minder dürfte es zweckmäßig sein, gewissen Einflüssen, welche Paris in der modernen Wissenschaft übt, an der neuen oberrheinischen Universität ein moralisches Gegengewicht zu bieten, z. B. durch Errichtung von Lehrstühlen für vergleichende Sprachwissenschaft, für angewandte Chemie und Physik, für ägyptische Alterthumskunde ꝛc. In der Letzteren haben die Franzosen seit Champollion einen Vorrang in der wissenschaftlichen Welt behauptet, der jedoch in neuerer Zeit auf Deutschland übergegangen ist, und es würde in der That auf die durch Namen und Autoritäten leicht zu bestimmenden Halbfranzosen des Elsaß und Deutschlothringens von maßgebendem Einfluß sein, wenn von unseren Lepsius, Brugsch, Dümichen, Ebers ꝛc. Einer seinen Lehrstuhl in der für Deutschland wiedergewonnenen oberrheinischen Hochschule aufschlüge.

Dem „Bericht" über die Jacobson-Schule zu Seesen im Harz für die Zeit von Michaelis 1867 bis Ostern 1871*) geht eine belehrende Kritik über das „Beowulf-Lied" voran, die aus der Feder des verdienstvollen Directors der Jacobson-Schule, Dr. Arnheim, geflossen ist. Dieses in angelsächsischer Sprache uns überlieferte Epos ist, wie das Nibelungenlied, eines der ältesten Denkmale germanischer Volksdichtung und daher mit Recht der deutschen Jugend unserer Zeit als eine interessante Studie zu empfehlen. Der Bericht über die Anstalt in Seesen

*) Hannover, Druck von Hermann L. Fridberg.

muß leider als ein Unicum in Deutschland bezeichnet werden, denn er giebt Nachricht von den Leistungen einer Schule, welche, unbehelligt durch die Eingriffe von Cultus-Ministerien und Oberkirchenräthen, nicht bloß ihren altklassischen und deutsch-wissenschaftlichen, sondern auch ihren religiösen Unterricht über Christen und Juden in gleicher segenvoller Weise verbreiten darf.*) Seesen liegt im Herzogthum Braunschweig, und dahin ist, Dank dem Herzog Wilhelm und seinen Räthen, der Einfluß des Herrn Dr. Mühler noch nicht gedrungen. In Frankfurt a. M., wo das „Philanthropin" in gleicher human-paritätischer Weise wirkte, wie die Stiftung von Israel Jacobson in Seesen, wurde, seitdem die freie Stadt in eine preußische umgewandelt ist, bekanntlich schon ein Dämpfer aus Berlin der philanthropisch-humanen Entwickelung der Schule aufgesetzt. Hoffen wir, daß Herzog Wilhelm von Braunschweig noch recht lange am Leben und an der Regierung erhalten wird! In der Jacobson-Schule (gegründet im J. 1801) sind von Michaelis 1867 — der Zeit des zuletzt erschienenen gedruckten Berichts über dieselbe — bis Ostern 1871, als Alumnen, 317 im Hause erzogen und außerdem 268 Knaben unterrichtet worden. Von diesen 585 Jacobson-Schülern gehörten 276 dem christlichen und 309 dem mosaischen Glaubensbekenntniß an. Der christliche Religionsunterricht findet, ebenso wie der davon getrennte jüdische, in drei progressiven Abtheilungen statt. An der Spitze der Prüfungscommission befindet sich der Consistorialrath Stausebach. Durch Rescript des Deutschen Bundeskanzlers vom 13. März 1870 ist der Anstalt das Recht verliehen worden, diejenigen Schüler, welche in einer Schulprüfung den Beweis liefern, daß sie mit Erfolg die erste Klasse absolvirt haben, mit der Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst zu entlassen, und seitdem haben auch bereits, nach zwei verschiedenen Abiturienten-Prüfungen, sechs entlassene Schüler das betreffende Zeugniß erhalten. Die hochachtbaren Männer, Dr. Hermann Jacobson in Berlin und Rittergutsbesitzer Meyer Jacobson auf Schulzendorf, welche vierzig Jahre lang der Anstalt in Seesen als Curatoren vorstanden und dieselbe im Geist ihres Vaters leiteten, haben im J. 1868, wegen vorgerückten Alters, diese Leitung einigen jüngeren Nachkommen des Stifters übergeben.

In dem Artikel „Eine polnische Dora d'Istria" (Nr. 23 des „Magazin") lesen wir nicht ohne Verwunderung: „Außerdem hat Frau Duchinska ein bedeutendes Werk über die finnische Vorzeit geschrieben, „Kalewala" betitelt." Mit demselben Rechte könnte man sagen: Johann Heinrich Voß habe zwei bedeutende Werke über die Ethik griechischer Vorzeit geschrieben, Ilias und Odyssee betitelt. Kalewala ist nämlich eine Anzahl zusammenhängender epischer Gesänge aus Finnlands Vorzeit, von denen es bereits zwei schwedische, eine deutsche und eine französische Uebersetzung giebt, und welche die mehrgenannte gelehrte Dame nun auch in's Polnische zu übertragen sich vorgenommen hat.**) Sch.

*) Auch die jüdische Gemeinde-Knabenschule in Berlin, die damals unter der Leitung des berühmten Philosophen Bendavid stand, ist bis zur Einführung der christlichen Staatsidee in das preußische Unterrichtswesen von zahlreichen christlichen Schülern besucht worden.

**) Wir haben in unseren Blättern der „Kalewala" so oft (und zwar hauptsächlich durch die belehrenden Mittheilungen des geehrten Einsenders dieser Berichtigung) in unzweideutiger Weise gedacht, daß wir von unseren Lesern wohl voraussetzen durften, es sei ein Mißverständniß in Bezug auf die Wahl dieses Titels für eine Sammlung epischer Gesänge aus Finnlands Vorzeit unmöglich. D. R.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Kattbälkirchstraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Achtzigster Band.

Juli bis Dezember 1871.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Goßmann.

1871.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue“, die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechsaal“.

Deutschland und das Ausland.

Böhmen.

Schweiz.

Holland.

Dänemark.

England.

tungen in England. S. 693. — †Tischrücken in England, neuerdings wissenschaftlich untersucht. S. 694. — Der schwarze Montag. S. 699. — Lord Palmerston's Leben. S. 701. — †Britische und amerikanische Verhandlungen über internationales Verlagsrecht. S. 708. — Shakespeare's Werke, herausgegeben durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. S. 717. — Zwei irländische Volksparteien und Ordens-Bündnisse. S. 737.

Belgien.

Juli. †Ein vlamischer Umzug in Brüssel. S. 376. — †Der 18. Juni in Brüssel. S. 376. — Germanische Stimmen aus Belgien. S. 398. — Deutschlands Triumph. Von Emanuel Hiel. S. 412. — †Verdächtigung der vlamischen Bewegung. S. 420.

August. Belgien am Scheidewege. S. 453. — Die Philosophie der Geschichte nach F. Laurent. Die Weltregierung und der sociale Fortschritt der Menschheit. S. 480. — *Germania, eine Festhymne. S. 486.

September. Zur vlamischen Bewegung. Ein vlamisches Fest in Brüssel. Ein Vlaming gewinnt den Künstlerpreis für Rom. Eine antideutsche Richtung der Vlamingen. S. 515. — Ein König, ein Kaiser und die Vlamingen. S. 552.

Oktober. Flandern und seine Nationalität. S. 572. — †Fortschritte der niederländischen Nationalität in Belgien. S. 593. — †Mirza Schaffy unter den Vlamingen. S. 593. — Zur Geschichte der belgischen Unabhängigkeit. S. 599. — †Die vlamische Schaubühne in Belgien. S. 621. — †Belgische Stimmen über Deutschland. S. 622.

November. †Der deutsche „Bildungsverein" in Belgien beurtheilt. S. 637. — Abermals Herr Alfred Michiels als Geschichtsfälscher. S. 653. — Wie sollen wir Euch danken. Danklied eenes Vlamings aan de Duitsche Broeders. S. 670.

Dezember. Der belgische Unterrichtsbund. S. 690. — Vlamische Volkslieder. S. 691. — †Französische und deutsche Blätter über die belgischen Ereignisse. S. 725. — †Vlamische Volkslieder. S. 725.

Frankreich.

Juli. Robespierre. S. 372. — †Die Revue des deux Mondes und die fixen Ideen Frankreichs. S. 375. — Zerstörungswuth und Selbstvernichtung. S. 386. — *Die Zeit Ludwig's XIV. S. 390. — †Eine französische Anfeindung Virchow's. S. 406. — *Neue Lebenszeichen der Literatur in Frankreich. S. 419.

August. †Gervinus über das französische Volk. S. 459. — †Französische Kriegsgeschichte. S. 472.

September. †Franzosen, Jesuiten und Communisten. S. 499. — †Eine Blumenlese der französischen Kriegsliteratur. S. 500. — Pariser Literaturbriefe. I. S. 505.; II. S. 533.; III. (Rochefort und Schölcher. Deutsche Sprache und deutscher Universitäts-Unterricht. Littré, Albert Dumas und der Bibliophile Jacob.) S. 583. IV. (Das Theater.) S. 627; V. (Herostrat und der Artikel 47. des französischen Strafgesetzbuches auf dem Theater.) S. 654; VI. (Die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. — Die Wiedereröffnung der Akademie. — Zweierlei Frankreich.) S. 714. — Das zweite französische Kaiserreich. Von dem Gefängniß zu Ham bis zu den Gärten von Wilhelmshöhe. S. 516. — †Madame Cremieux-Montbelli. S. 539.

Oktober. †Ein Engländer über das heutige Paris. S. 593. — †Ein französischer Ethnograph über die Abstammung der Preußen. S. 609. — Journal d'un voyageur pendant la guerre, par Georges Sand. S. 614.

November. *Der Gründer der Capetingischen Dynastie. S. 635. — †Das Buch des Grafen Benedetti. S. 636. — Ein Werk des Herzogs von Aumale. S. 644. — †Frankreich regenerirt sich. S. 664. — Les deux Allemagnes in der Revue des deux Mondes. S. 672. Aus den Pariser Schreckenstagen. S. 673. — †Ein neues Werk des französischen Akademikers Hippolyte Passy. S. 680.

Dezember. Philarète Chasles über die heutigen Franzosen. S. 691. — Zwei Engländer im belagerten Paris. S. 702. — †Französische Meuchelmörder deutscher Soldaten. S. 707. — Renan und Victor Hugo. S. 716. — †Zur französischen Urbanität. S. 725. — †Vater Michel in Paris. S. 725. — Tagebuch eines Offiziers der französischen Rhein-Armee. S. 731. — †Die Tollhäusler der Pariser Commun S. 741. — Eine französische Stimme über Arbeiterverhältnisse. S. 74

Italien.

Juli. Zur Frage der weltlichen Papstmacht. S. 385. — Bernstein's Reisen in Italien. S. 400. — †Mazzini und die Commune. S. 407.

August. Abate Marini über die weltliche Macht des Papstes. S. 478.

September. Toskanische Volkslieder. S. 497. — Die politischen Rechte der Frau in Italien. S. 506. — Dante und die deutsche Philosophie S. 517. — Alessandro Manzoni. S. 534. — Ferdinand Gregorovius: Wanderjahre in Italien. S. 549.

Oktober. Die Schlacht von Solferino und ihre Erinnerungsfeier. S. 574.

November. †Beccaria's Denkmal in Mailand. S. 649. — Immanuel und Dante. S. 656. — Fridolin Hoffmann: Römisches Alltagsleben. S. 673.

Dezember. Protogäa oder das vorgeschichtliche Europa. S. 688. — Nochmals Immanuel und Dante. S. 689. — †Preis-Ausschreiben der Accademia olimpica in Vicenza. S. 708. — Eine neue poetische Uebersetzung der göttlichen Comödie. S. 717. — †Adelaide Ristori. S. 725. — Marianna Florenzi-Waddington. S. 735. — Der archäologische Congreß in Bologna. S. 736.

Griechisches und römisches Alterthum.

September. Zur Kulturgeschichte des Alterthums. S. 553.

November. G. Boissier: Cicero und seine Freunde. S. 625.

Spanien.

Oktober. Ein deutscher Radikaler über das neue Spanien. S. 590.

Dezember. Spanische Weltklugheit. S. 719.

Rußland.

Juli. †Die Judenverfolgung in Odessa. S. 392.

August. Potemkin's Charakter. S. 442. — †Was Rußland jetzt noththut. S. 459.

Oktober. †Schulbesuch in Rußland. S. 609.

Dezember. Neue Novellen von Iwan Turgéniew. S. 692. — Der Bücher-Diebstahl in der kaiserlichen Bibliothek von St. Petersburg. S. 702.

Baltische Herzogthümer.

August. Zur esthnischen National-Literatur. S. 442. — Die Gewissensfreiheit im Baltenlande. S. 482.

Dezember. Die Privilegien Livlands, von C. Bar. Krüdener. S. 748. — Morgen und Abend. Esthnische Legende. S. 748.

Finnland.

Juli. Zur neuesten Literatur Finnlands. S. 418. — *Oskar Blomstedt. S. 431.

Polen.

September. Polnische Vorlesungen über Dante. S. 495.

Ungarn.

Juli. Ungarns sechssprachige Journalistik 1871. S. 415. — Ein Paar Blüthenflocken magyarischer Dichtkunst. Der ungarische Politiker Moritz Jókai als Novellist. S. 427.

September. Aus dem gesellschaftlichen Leben. S. 496.

Oktober. †Kossuth. S. 578.

Griechenland und Türkei.

Rumänien.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Palästina.

Arabien.

Ostindien.

China.

Afrika.

Aegypten.

Nord-Amerika.

Nordpolarländer.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 1. Juli 1871. [№ 26.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Herder als Theologe.*)

Herder hat, wie wenig Andere, unter dem Schicksal gelitten, verkannt und mißverstanden zu werden; vergrämt und verbittert ist er in's Grab gestiegen, weil die Theologen und die Frommen auf ihn scheel blickten, als auf einen Abtrünnigen, und weil die Freien und Aufgeklärten nicht ohne Grund den Theologen in ihm herausspürten. Und was ihn bei Lebzeiten wie ein böser Dämon verfolgt hat, das hat sein Andenken auch nach dem Tode nicht verlassen. Von der Parteien Haß oder Liebe verzerrt oder verklärt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Er theilt mit Lessing das Mißgeschick, daß gerade seine theologische Wirksamkeit nicht in ihren reinen und tiefen Gründen begriffen wird, und er wird davon um so härter betroffen, als ja die Gottesgelehrtheit das Feld war, das zu pflegen er vor Allem berufen gewesen, als ja jeder Makel, der an seiner Theologie haftet, seinen Schatten auf den ganzen Charakter zurückwirft. Lessing und Herder, Beide litten nicht unverschuldet unter der schweren Plage, daß der innerste Kern ihrer Bestrebungen vielfach falsch und schief beurtheilt worden ist. Die platten Gesellen, welche in Lessing zuerst einen verkappten Orthodoxen gewittert haben, waren allerdings nicht die rechten Leute, um zu begreifen, daß Lessing auf seinem in der „Erziehung des Menschengeschlechts" am klarsten ausgeprägten Standpunkte auch jene aufgeklärte Orthodoxie der Voltairianer, welche gleichfalls ihre Dogmen, ihre Konkordienformel und ihre unfehlbaren Propheten besaß, überwunden hatte, und vom Begriff einer stets sich vollendeter gestaltenden Offenbarung des Gottesgeistes ausgehend, auch die Berechtigung des starren Kirchenglaubens anerkennen mußte.

Aber leugnen läßt sich's nicht, daß die Lessing'sche Dialektik den Zeitgenossen es ungebührlich schwer gemacht, den Grundgedanken, dem alle diese Geisteskunststücke dienen, herauszufinden, daß sein Genius es zuweilen liebte, in übermüthigem Spiel die Aufgeklärten zu narren, indem er z. B. für die ewigen Höllenstrafen eine Lanze brach, die Dreieinigkeit theosophisch zurechtlegte und die Seelenwanderung in Schutz nahm. Wir, die wir sein ganzes Leben überschauen, wir wissen, daß er mit den Aufklärern, welche sich geberdeten, als besäßen sie in wenigen Formeln die ganze nunmehr bis in alle Ewigkeit keiner Veränderung bedürftige Weltweisheit, daß er mit diesen gespielt hat, weil er sie nur als eine Stufe anerkannte auf der unendlichen Leiter, die zu Gott und zur Wahrheit führt. Die Zeitgenossen, deren schwächste Seite das Geschichtsverständniß war, ohnehin nicht disponirt, die Idee eines allmählichen Werdens und Wachsthums der Wahrheit zu verstehen, wurden durch dieses heitere Spiel der Dialektik erst recht irre, und er ist deshalb selbst nicht ganz ohne Schuld daran, daß er anfangs von den Orthodoxen usurpirt worden ist oder daß noch heute einige schüchterne verschämte Versuche dieser Art gewagt werden.

Ueber Herder gingen die Meinungen noch weit mehr auseinander. Vom orthodox Gläubigen bis zum fertigen Atheisten, die ganze Skala, das ganze Fegefeuer der mannigfachsten Verkennung hat er durchmachen müssen. Und wie sollte es anders sein, da sein Geist sich in einer ewigen Sturm- und Drangperiode befunden, da seine Polemik, voll stürmischer Gluth den Gegner niederzuwerfen, stets das schroffste, schärfste, empfindlichste Wort für den Ausdruck der eigenen Ueberzeugungen wählt, die in der siedenden Hitze des Streites gewöhnlich um einige Grade den normalen Stand übersteigen. Bekämpfte er in seinem Buch gegen Spalding die seichten unterwürfigen Prediger, welche nichts weiter sein wollten als allergehorjamste Staatsdiener und Morallehrer, so riß ihn sein Pathos so weit hin, daß er mit den Orthodoxen liebäugelte, daß er die bedenkliche Freundschaft eines Lavater gewann und Jahre lang tragen mußte. Sah er wiederum Spinoza von Kleingeistern angegriffen, hörte er Lessing verdächtigen, weil er vor der Hoheit dieses weltumfassenden Geistes sich gebeugt hat, so wehrte er mit solcher Inbrunst den Gegnern, daß er immer tiefer und tiefer sich in dieses System eingräbt, immer lebendiger die Vorzüge desselben preist und so zuletzt mehr aus Ingrimm über die Schmach und Verketzerung, welche die bornirten Rationalisten und Orthodoxen über diesen großen Meister und über Lessing, seinen großen Schüler, verhängt hatten, denn aus Ueberzeugung von der Trefflichkeit des Spinozismus, selbst zum Spinozisten wird.

Wenn Herder dem Gange der Geschichte nachspürt, wenn er die ewigen Gesetze erkennt, welche das scheinbar verworrene Treiben der Menschheit beherrschen, so ergreift ihn eine solche Bewunderung vor dieser allwaltenden Regel und Ordnung, daß er den Urheber des Gesetzes, mehr als billig ist und mehr als zumal einem Theologen zukömmt, bei Seite läßt und „in den Ideen zur Geschichte der Menschheit" Gott gar nicht erwähnt. Immer sind es die momentanen Impulse des Gegenstandes, der ihn augenblicklich beschäftigt, die sich mit Uebermacht hervordrängen und oft zu schärferem Ausdruck gelangen als es den Herder'schen Grundanschauungen entsprach. Diese Schwäche des großen Mannes hängt mit einem Vorzuge zusammen, dem er seine schönsten Erfolge, wir die reinsten Früchte seines Geistes verdanken. H. gehört zu den feinfühligen, anempfindenden Seelen, die sich in fremde Stimmungen so geschickt hineinversetzen können, daß sie fast ganz darin aufgehen.

*) Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie, von August Werner, Pfarrer. Berlin, 1871. Verlag von F. Henschel. (422 S.)

Durch diese Fähigkeit, in das Gefühl längst vergangener Jahrhunderte unterzutauchen, entdeckte und erweckte er das Volkslied, erschloß er die naive kindliche und doch so hoheitsvolle Sprache der Bibel; durch sie war er im Stande, in seinen „Ideen“ die Eigenart der Völker so rein und klar wiederzuspiegeln. Herder besaß eine weiche Seele, die jeden Eindruck von außen unverfälscht wiedergab, aber sie setzte auch diesen äußern Einwirkungen zu wenig Widerstandskraft entgegen; Niebuhr, Gervinus, Julian Schmidt, Hettner, sie Alle, die Herder Schwankungen und Wandlungen bis in sein spätes Alter hinein zum Vorwurf machen, sie haben Beweise in Hülle und Fülle, und dennoch haben sie nicht Recht. Denn sie thun das nicht, was Herder so vielen historischen Größen gegenüber geübt hat: sie versenken sich nicht in seine Individualität. Es ist schon richtig, jeder Autor sollte so schreiben, daß man gezwungen ist, ihn zu verstehen; aber nicht minder richtig ist es wohl, daß jeder Kritiker, bevor er einen klaffenden Widerspruch konstatirt, sich vorerst gemüht haben müsse, zu forschen, ob es denn gar keine Brücke gebe, die über diese Kluft führt. Gervinus, der mit vieler Liebe die mannigfachen Abzweigungen dieses Genius verfolgt, findet in dessen Humanitätsbriefen, in den Ideen, in den Abhandlungen über Spinoza einen Gegensatz der Humanität gegen das Christenthum; aber so recht dies auch dem Literarhistoriker sein mag, für seine freireligiösen Bestrebungen Herder zu annektiren, auf diesen wirft es kein günstiges Licht, daß der Generalsuperintendent in Weimar fast ganz über Christus und zum Theil über den lieben Gott hinaus war. Wer Herder lieb hat, ertrüge leichter den Nachweis, daß er Consequenzen seiner Gedanken gescheut hat und vor ihnen zurückgewichen ist, denn die große Inconsequenz und Schwäche im Charakter, daß der Mann mit absolut unchristlicher Denkart ein christliches Predigtamt verwaltet hat.

Gegen solche mehr oder weniger korrekte, aber nie absolut treffende Vorwürfe wendet sich ein Werk, das August Werner, ein freisinniger protestantischer Prediger, jüngst veröffentlicht hat, welches Herder in der Thätigkeit, die man noch am ehesten als die centrale seines ganzen Lebens ansehen könnte, in seiner Wirksamkeit als Theologe zu schildern unternimmt. Herr Werner hat durch dieses Buch auf den Dank aller Freunde der Literatur und des religiösen Fortschritts reichlich Anspruch, denn hier liegt zum erstenmal der mit Geist, Kenntniß und Liebe ausgeführte Versuch vor, die ganze Arbeit Herder's aus Einem Punkte heraus zu erklären. Werner meistert nicht den großen Mann, den er zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat; er betrachtet ihn nicht wie so viele Kritiker als den Delinquenten, über den er zu Gericht sitzt; er ist nicht der Richter, sondern der Interpret seines Autors. Ihm erscheint Herder von Anfang bis Ende als der „aufgeklärte Theologe“, der Zeit seines Lebens in seinem innersten Wesen sich gleich geblieben, nur daß er seine echte Aufklärung ebensowenig verrathen wollte an die Hamann und Lavater, wie an die Semler, Michaelis, an die ganze Genossenschaft derer, die bei einzelnen tüchtigen fördernden Leistungen in ihrem völlig unhistorischen Sinn im Grunde die Bibel als Priestertrug oder Lüge ansehen, oder der geschwächten Autorität derselben mit Krücken aufhalfen, die an ihrem Griffe einen Stachel trugen und deshalb weit mehr verwundeten als stützten. Ihn stört die kalte Nüchternheit, welche die Bibel unter denselben Gesichtspunkten wie ein neuestes Werk Voltaires betrachtete, die kein Verständniß hatte für die Poesie, die Muttersprache der Menschheit, die allerlei ägyptischen, mythologischen Krimskrams in die erhabenen Kapitel der Genesis hineindeutelte. Nicht aus Orthodoxie, sondern wie Lessing aus Freisinn und Aufklärung macht er Front gegen den flachen Rationalismus. Vortrefflich spricht sich unser Autor in folgenden Sätzen, die zugleich als eine Probe des edlen und klaren Stils, in welchem dieses Buch geschrieben ist, gelten mögen, hierüber aus:

„Das Meiste, was von Lessing's theologischer Stellung gilt, ist auch von Herder zu sagen. Auch Herder verachtet die Berlinische Freiheit, die sich darauf reduzirt, so viel Sottisen gegen die Religion zu Markt zu bringen, als man will. Auch Herder ehrt in Mendelssohn den einzigen wahren und gründlichen Denker und sieht sich mit Schmerz von ihm verkannt und bei Seite gesetzt. Beide, Lessing und Herder, kennen nichts Höheres als die Freiheit der Forschung und die Erhebung des Geistes über den Buchstaben. Beide gehen mit der Fackel der Kritik bis an die Quellen der Religion zurück. — Es sind allerdings auch Verschiedenheiten da, aber keine Gegensätze, Verschiedenheiten, die sich aus der Ungleichheit der Persönlichkeit, der Lebensstellung, der individuellen Pflichten erklären. Lessing trat als theologischer Schriftsteller erst in der vollen Reife seines Geistes hervor, Herder im Sturm und Drang einer noch gährenden Jugendstimmung. Lessing hatte sich ein kleines, enges Feld der theologischen Kritik ausgewählt; Herder bewegte sich auf dem ganzen großen Gebiet der Religion und Kultur. Lessing hatte die anerkannte und gefürchtete Autorität einer vernichtenden Geistesschärfe auf seiner Seite; der jugendliche Herder bot in seinem ganzen Auftreten die Handhaben zu den bittersten Angriffen auf seinen Charakter und seine Kenntnisse. Lessing geht mit unerbittlicher Consequenz auf das klar erkannte Ziel los; bei Herder überwiegt das zarte, oft dunkle, häufig Blitze und Wetterleuchten um sich verbreitende Gefühl. Lessing will das wilde Fleisch der Theologie mit scharfem Messer ausschneiden und das stehende Wasser durch gewaltige Stürme in gesunde Bewegung bringen; Herder will die Wunde mit gutem Balsam zuheilen und frische Wasserquellen für die schmachtenden Seelen aufthun. Jener liebt das kühne, oft täuschende Spiel des Geistes, dieser betreibt die heitere Kunst des Lehrers. Lessing läßt nie einen Zweifel über seine eigene Meinung (?); Herder's Darstellungen sind oft schillernd, zweideutig und irreleitend. Im Einzelnen gehen ihre Wege oft weit auseinander, im großen Ganzen aber sind sie einig. Sie pflegen zwar keinen intimen Verkehr mit einander, sind aber für einander vom wärmsten Interesse, ja von Verehrung erfüllt. Als sich der Sturm über Lessing's Spinozismus erhebt, tritt Herder für den Freund mit ganzer Seele ein, um ihn zu rechtfertigen und die Sache zur seinen zu machen.“

Die Theologie verdankt Herder dadurch Außerordentliches, daß er sie, die schon ganz verlernt hatte, eine Dienerin der Religion zu sein, auf diesen ihren Urquell zurückgeführt hat.

Die Theologie hatte ganz vergessen, weß Geistes Kind sie sei; die Religion war im Wust des Kirchenthums ganz untergegangen; die Gebieterin war von der Sklavin verdrängt und verstoßen worden. Und in diesem Bestreben, die Religion, das Gefühl der Erhebung zu Gott, aus den Kirchen zu treiben, begegneten sich die extremsten Parteien; die Einen predigten Dogmatik, die nur nachgesprochen, nicht begriffen werden konnte, die Andern Moral, die gar zu leicht zu fassen war und darum platt und seicht wurde; klar und kahl und kalt, das sind Eigenschaften, die eine wissenschaftliche Diatribe über Moralphilosophie sehr zur Zierde gereichen; aber das ist keine Religion. Herder begriff, daß Religion und Poesie Zwillingsschwestern seien, beide dem mütterlichen Schooße des menschlichen Gefühls entsprossen; die Dogmatik verhält sich zur Religion wie die Metrik zur Poesie, sie sollen dem Ueberwuchern der subjectiven Empfindungen steuern.

ihnen Maß und Regel geben; aber nimmermehr dürfen sie dieselben ersticken und ertödten; Kunstpoesie, aus der die Natur entschwunden ist, ist ebenso hölzern und nüchtern, als eine nach einem strengen, sei es nun Vernunft- oder dogmatischen Schema aufgebaute Theologie, öde und leer ist. Herder lehrte uns in der Poesie auf die Laute der Natur lauschen, und die Religion verlegte er — hierin, wie der Verf. geistvoll bemerkt, ein Vorgänger Schleiermacher's — in das Bereich des Gefühls zurück; vor Allem lehrte er ein Geschlecht, dem die Bibel als eine Sammlung von Fabeln und Ammenmärchen oder als ein Compendium aller möglichen Wissenschaften galt, dieses Buch voll kindlicher Einfalt und naiver Hoheit, wieder lesen und verstehen; Religion und Poesie, die Schwestern, sie reichten sich in Herder, dem nachempfindenden Dichter und Bibelkenner, die Hand, um sich gegenseitig zu stützen; seine biblischen Nachdichtungen kleideten Moseh und Salomo nicht in das Gewand des 18. Jahrhunderts, weder in das eines skeptischen Voltairianers, noch in das eines altklugen deutschen Magisters, noch in das eines gemüthseligen Schwärmers, sondern er rettete in die neue Form die Klangfärbung und die Stimmung der alten Hebräer hinüber. Dadurch wurde erst der Sinn für die ästhetische Schönheit der Bibel erschlossen, und der Schritt zur Verehrung ist dann nicht groß, wenn wir uns nur zuerst zum Ehren entschließen. Allerdings hat Herder das wissenschaftliche und sachliche Verständniß der Bibel, auf die er doch, hierin ein echter Prediger des Protestantismus, so ausschließliches Gewicht legte, nicht wesentlich gefördert. Es liegt dies in der Unstätheit seines ganzen Wesens, das weit mehr anregend und entschließend zu wirken geeignet war. Es ist bezeichnend, daß jede seiner größeren Arbeiten unvollendet geblieben ist, oder, wie Gervinus in scharfer Pointe sich ausdrückt, daß bei Herder die größten Arbeiten eigentlich Fragmente sind, während bei Lessing das kleinste Fragment abgeschlossen und gerundet ist. Er war eben eine fragmentarische Natur, die überall einen weit fortwirkenden Anstoß gab, aber nirgendwo zu einem festen Abschluß kam. Wenn Hamann der Blüthen und Blumen sich freut, die aus dem Herder'schen Geiste sprießen, aber seine Sehnsucht nach reifen Früchten ausspricht, so hat er damit sehr geschickt die Schranken gezeichnet, welche der emsig schaffende Freund nicht überspringen kann; aber ist es nicht zu viel, vom Frühling neben den Blüthen auch Früchte zu verlangen? Und Herder stellt gewissermaßen den Frühling in unserer Literatur dar; er sprengte die Schneedecke rationalistischer Weisheit, und in anmuthigem Wechsel kamen aus seiner Seele die mannigfaltigsten Blüthen. Er brachte die Empfindung, welche von den Kanzeln, aus den Kirchen gebannt war, wieder in die Religion zurück; Schleiermacher hat, auf diesen Grund fortbauend, eine Burg aufgeführt, in welcher jedenfalls der Glaube für lange Zeit geborgen, wenn nicht für alle Zeit gerettet ist. Wer über seine Verdienste um die Bibelkritik vornehm die Achseln zuckt, weil er neben der ästhetischen allerdings die historische und Wortkritik mehr als billig vernachlässigt hat, der lasse sich durch Eichhorn eines Besseren belehren, der erklärte, daß er an seiner Einleitung in die Bibel erst nach genauer Bekanntschaft mit der Fortsetzung des „Geistes der hebräischen Poesie" weiter arbeiten werde, „um durch die Ideen, die er jenem Buche abborgen wolle, dem seinigen noch einiges Interesse zu geben, von dem er besorge, daß es sehr mager ausfallen werde." Was aber sollen wir darüber sagen, welche Anregungen seine tiefsinnigen Aperçu's über die Sprache, seine Leistungen auf dem Gebiete der Volksliteratur der romantischen Schule gegeben hat, wie seine „Ideen" umgestaltend auf die Historiographie gewirkt haben. Es giebt nicht viel Elemente der allgemeinen Bildung, die nicht von ihm sind befruchtet worden; und wie Keiner den Einfluß Baco's auf den Fortschritt der Wissenschaften deshalb unterschätzen wird, weil dieser keine greifbaren Resultate geliefert hat, ebensowenig ziemt es sich, über Herder gering zu denken, weil er große und weite Gebiete stets nur mit allgemeinen Gesichtspunkten umspannt, mit poetischen Gebilden geschmückt, aber nur sehr selten im Einzelnen sorgsam angebaut hat. Es ist ein Beweis von der Unparteilichkeit, mit welcher Herr Werner seinen Gegenstand behandelt, daß er die Bezeichnung eines Dilettanten, mit welcher man Herder zuweilen getroffen hat, bis zu einem Grade gelten läßt; denn dilettantisch und unreif und längst überflügelt sind seine Untersuchungen, wo er in's Einzelne eingeht; hierin kann er sich mit Lessing nicht messen, der bei seinen Gedankenbauten, wie Wenige, den einzelnen Stein streng und minutiös prüfte, den er verwenden wollte, und der dabei dennoch niemals den Umriß des Ganzen aus dem Auge verlor.

Aber dieses Dilettantische, Springende, Unstäte haftet in gewissem Sinne auch seiner Weltanschauung an. Es war nicht zufällig, daß die Hamann und Lavater sich in ihn vergafften, und Andere ihn für einen verkappten Atheisten hielten, daß die Zeitgenossen nicht recht wußten, woran sie mit ihm waren. Er war, wie der Verf. mit Recht urgirt, ein aufgeklärter Theologe; nur legt er im Kampf mit Spalding und überhaupt in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit gar sehr den Accent auf den Theologen; in späteren Affairen und Schriften vergessen wir zuweilen den Theologen ganz und sehen nur den Aufgeklärten, obgleich wir gern gestehen, aus der Darstellung des Herrn Werner die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß immer die Grundanschauung eine religiöse geblieben ist. „Herder hat nicht bloß einen Platz für die göttliche Vorsehung, sondern Gott in der Geschichte, derselbe, wie in der Natur, ist sein A und O, das Grundgewebe, darin die menschliche Freiheit nur den Einschlag bildet. Sollten die Worte „Natur und Gesetz", welche Herder lieber brauchen will als „göttliche Causalität", uns so blenden können, daß wir seinen wahren Sinn ganz verfehlen? Welch ein Leichtsinn und welch eine Beschränktheit gehört dazu, um die Herder'sche Humanität zu den Gebilden der Gottlosigkeit und des Materialismus zu werfen. Sagt doch Herder ausdrücklich: „„Nach der eigenen Humanisirung streben, heißt nach dem Reiche Gottes trachten."" Ihm schwebte als die höchste Aufgabe die Religion vor, dies erhabendste Heiligthum der Menschheit, durch die Vertiefung in ihre Geschichte zu reinigen und dem Zeitalter zugänglich zu machen; „die Versöhnung der Kulturinteressen des Jahrhunderts mit den Ideen der Religion, die er selbst so schön, so vollendet darstellte, war das höchste Ziel seines Strebens; so steht Herder an der Schwelle des Jahrhunderts, an der Seite Schleiermacher's, des gepriesensten Theologen der Neuzeit, der Theolog unter den Klassikern, wohl auch ein Klassiker unter den Theologen."

Ein Roman in Versen, von A. F. von Schack.*)

Der berühmte Uebersetzer des Firdusi und Geschichtsschreiber der spanischen Araber scheint sich jetzt ganz der originalen Production hingegeben zu haben. Vor Kurzem erschienen die erzählenden Dichtungen „Episoden", und schon beschenkt er das Publikum mit einem neuen poetischen Werke. Der „Roman in Versen" scheint bei unseren Autoren immer mehr in Aufnahme

*) Durch alle Wetter. Roman in Versen von A. F. von Schack. Berlin, W. Hertz, 1870.

zu kommen. Mit Recht; es läßt sich in diesem Genre noch viel leisten, gerade in ihm kann eine humoristisch-poetische Darstellung und Verklärung der Gegenwart erreicht werden, wie sie der Prosa nun einmal unmöglich ist. Doch vor Allem wäre zu wünschen, daß dann die Dichter so viel wie möglich sich ihres Deutschthums bewußt wären und in der ihrer Nation eigenthümlichen Weise die Sache angriffen. Mich dünkt, sie könnten von Heine hierin Vieles lernen, dessen Atta-Troll bis jetzt noch immer unser bestes komisches Gedicht ist. Allein statt dessen wenden sie sich meistens leider an das einerseits unnahbare, andererseits ganz fremde Vorbild Lord Byrons. So kürzlich Eckstein, so auch jetzt wieder Schack. Don Juan hat auch zu diesem „Durch alle Wetter" Pathe gestanden. Vor Allem in der Form: Ottave-rime mit den allerseltsamsten Reimen. Indeß bleibt stets ein großer Unterschied: Byron erreicht seine Wirkungen durch wunderliche Zusammenstellungen englischer Wörter. Herr von Schack beschränkt sich meistens darauf, Fremdwörter unter einander reimen zu lassen, so daß man oft versucht wäre, das bekannte Sonett Vossen's an die Schlegel's als Kritik zu citiren. Daß sich bei seiner ungemeinen Formgewandtheit auch geniale Ausnahmen finden, versteht sich von selbst. Gar kraus ist der Inhalt: Der Diplomat Graf Victor entführt aus Dresden die schöne Wiener Sängerin Amalie Schmidt nach Baden-Baden, reist von hier mit ihr nach London und will von hier nach Neapel. Aber ein heimtückischer amerikanischer Impressario weiß es zu veranstalten, daß er in der Metropole Englands zurückgehalten und sie nach Amerika entführt wird. Amalie durchreist Amerika auf der Pacificbahn, von Californien nach einer Stadt Merikos, von hier nach Europa zurückzueilen. Die anonyme merikanische Stadt versinkt in einem Erdbeben und die unglücklich Liebende besteht nun phantastische Abenteuer in der Wildniß unter dem Schutze eines fünfzehnjährigen, platonisch für sie schwärmenden Engländers John. Victor sucht indessen die Verlorene in Neapel, wird von Räubern gefangen genommen, deren wildes Treiben in arg-superlativer Weise vorgeführt wird, so daß die Anrufung Spießens, Cramers, Vulpius' ganz in der Ordnung — endlich aber von der schönen Räuberhauptmanns-Tochter Pippa befreit. In Neapel ist unterdessen Amalie Schmidt angekommen, in Begleitung Johns, der, zur Vermeidung übler Nachreden, Frauenkleider trägt. Pippa tritt natürlich in Mannskleidern auf und Beide entschädigen sich aneinander, nachdem die Hauptpersonen nicht mehr zu haben sind. Man wäre versucht, den Inhalt absurd zu nennen. Doch hat die komische Muse eigene Rechte. Er bietet Gelegenheit zu den verschiedensten Schilderungen, zu den tollsten Capricen. Leider reicht die Gestaltungskraft des Dichters oft nicht aus. Kunstreflexionen und schöne Worte ersetzen die scharfen Konturen klarer Anschauungen. Z. B. kann man sich aus der Schack'schen Beschreibung der Pacific-Bahn lange kein so deutliches Bild machen, wie aus einer Beschreibung, die vor längerer Zeit durch die Journale ging. Ja diese war viel poetischer. Trotzdem wird man „Durch alle Wetter" mit Vergnügen durchlesen. Ueberall erkennt man den feingebildeten Geist, und das tröstet heute über Manches.

Ein Sprachenstreit in Deutsch-Lothringen, 1869.

In der zähen Erhaltung der Sprache kann ein kleiner Bruchtheil eines Volkes sein souveränes Selbstbestimmungsrecht voll ausüben, und jeder Einzelne an dessen Verwirklichung Theil nehmen. Erhaltet Euch Eure Sprache, dann kann man sie Euch nicht nehmen!

In diesem Augenblick, wo die deutsche Sprachgränze im Westen mit der Landgränze von Basel bis Lützenburg zusammenfällt, einzig Metz und sein Festungsgebiet ausgenommen, interessirt uns nicht weniger als die Frage: mit welchem Erfolg die dort wohnenden Franzosen ihr Idiom festhalten werden, die wunderbare Thatsache, daß die Deutschen in Lothringen das ihrige sich erhielten, Jahrhunderte hindurch, trotz Stanislaus Leszynski, trotz der Revolution, trotz des Beamtenheeres der Monarchieen.

Lothringen hat keine Literatur, wie Elsaß, keine Universität, keine protestantischen Elemente, die durch Berührung mit dem großen Mutterlande erstarken, keinen Handel über den Rhein. Um so beachtenswerther ist es, daß sich das Deutsche bis an die Nied jeder Versuchung gegenüber erhalten hat.

Von vielen harten Kämpfen, die um die Sprachfrage geführt worden sind, fällt der letzte unmittelbar vor dem Krieg. Ein „Universitaire", d. h. ein Mitglied der höchsten Unterrichtsbehörde Frankreichs, hatte in den Jahren 1865 bis 1869 es dahin gebracht, daß alle Kinder in Deutsch-Lothringen nicht so unterrichtet wurden, daß sie französisch lernten, sondern so, daß sie ihr Deutsch verlernten. Unter den verschiedenen Kunstgriffen, die angewendet wurden, war der, daß Französisch nicht Lehrgegenstand, sondern Unterrichtssprache sein*), daß das Deutsche überhaupt als Lehrgegenstand fortfallen und auf diese Weise dauernd beseitigt werden sollte. Hiergegen petitionirten 30,000 Deutsch-Lothringer in einer dem Kaiser Napoleon persönlich überreichten Bittschrift, welche die Sistirung der fatalen Maßregel zur Folge hatte. Der eben eröffnete Streit, in heftigster Weise in Zeitschriften und Broschüren entbrannt, wurde durch den Krieg unterbrochen.

Bei aller französischen Gesinnung, die Lothringen im Gegensatz zum Elsaß in schlichter, man könnte sagen, deutscher Treue bis zum Kriege bewahrte, gab es doch Männer, die sich das Glück der Muttersprache nicht rauben ließen und tapfer für ihre Erhaltung eintraten. Die Hauptsitze dieser Bewegung waren die Kantone Bitsch, Rohrbach, Bolchen, Busendorf und Sierk; die größte und deutscheste Stadt, Saargemünd, jedoch weniger eifrig als gerade die an den Flanken belegenen kleinen Landstädte. Das Centrum der Bewegung aber war wunderbarer Weise in Metz selbst zu suchen, und zwar war es ein durch Wissen und hohe Stellung gleich hervorragender Geistlicher, der, wie dicht auch immer die Fäden gesponnen sind, die ihn mit Rom und Paris verbinden, in dem einen Punkte ohne Wanken seinen mächtigen Einfluß benutzte, der theuern Muttersprache Tausende von Familien zu erhalten. Die in beiden Sprachen abgefaßte Bittschrift giebt ein Zeichen davon, daß der Verfasser sein geliebtes Deutsch nicht vergessen, denn sie ist musterhaft, was Anordnung und Schreibweise betrifft, deutscher, als manches heimische Aktenstück voller fremdländischer Wendungen.

Zunächst constatirt die Bittschrift, daß auch dem geltenden Programm nach, dem von 1865, das Deutsche nur als ein vorläufiges Mittel geduldet werde, sich den Kindern verständlich zu machen; nach Erreichung dieses Zweckes solle der Unterricht nur französisch sein, um den Augenblick zu beschleunigen, wo die Landessprache des gewöhnlichen Lebens gleichfalls die französische sein werde. Der Schreibunterricht im Deutschen sei bereits gänz-

*) Vergl. auch Nr. 34 des Magazin v. J. 1870 wo über die Kindergärten im Elsaß Einiges mitgetheilt ist.

lich verboten, Bibel und Katechismus werden französisch getrieben und aufgesagt. Dies „Delenda Carthago" habe sieben Gründe, und der Kaiser wird gebeten, der Widerlegung aller sieben Gründe sein Ohr zu leihen.

Die sieben Gründe lauten: 1) Gesetz; 2) Patriotismus; 3) Religion und gute Sitte; 4) Unmöglichkeit, mit zwei Sprachen in einer Schule fertig zu werden; 5) Autorität hoher Gelehrten; 6) das Muster Preußens; 7) die Sicherung der Gränze. Wir geben aus der Widerlegung aller sieben Punkte kurze, meist wörtliche Auszüge.

1. Das Gesetz.

Verfasser citirt den Minister Duruy, der am 9. März 1869 gesagt habe: „Wir können nicht daran denken, den Gebrauch der deutschen Sprache bei uns auszurotten, indem wir uns ja bemühen, die fremden Sprachen in unsern Kollegien zu lehren und weil das Deutsche ein Mittel ist, mit den Nachbarn zu verkehren." Aehnliches habe der Kaiser selbst gesagt. Das Gegentheil sei nirgend publicirt. „Sollte", so wird gefragt, „unsere Muttersprache mit fremden Sprachen verglichen werden? die Sprache, in welcher wir Alle auf dem Schooße unserer Mütter die Namen der Personen und Dinge, die uns am Theuersten sind, zu stammeln und auszusprechen, wie auch die ersten und wichtigsten Wahrheiten von Gott und Religion gelernt haben? sollte diese Sprache, welche in unseren Herzen die süßesten Erinnerungen erweckt, nun aus unseren Häusern verbannt, wie eine Ausländerin behandelt werden, ohne irgend ein Recht zu haben, in unserer Mitte zu verweilen? Nein, dies wäre zu grob!"

2. Patriotismus.

„Wir wären nie vollkommen Frankreich einverleibt, so lange unser „gräßliches Plattdeutsch" nicht gänzlich ausgerottet würde."

Verfasser nimmt Akt von dieser Beleidigung und constatirt sarkastisch das Kauderwälsch von zwei Millionen Bretanniern, 300,000 Vlamingen, 300,000 Basken und 400,000 Corsikanern und Nizzanern; der Provence, des Languedoc und Gaskoniens nicht zu gedenken. Er nimmt für die Deutsch-Lothringer die Ehre in Anspruch, gute Franzosen zu sein, den Taufakt der Bluttaufe mit den Namen der Pathen und kostbaren Urkunden in den Jahrbüchern einer Geschichte eingeschrieben zu wissen, deren man sich nicht zu schämen brauche, „und Sie werden vielleicht gestehen, fügt er hinzu, daß man die Deutsch-Lothringer wohl erhalten kann, wie sie sind."

3. Religion und gute Sitte.

Im Referat über dieses dritte Kapitel sind wir etwas kurz, denn wir müssen mit Beschämung eingestehen, daß es nicht ganz unrichtig ist, daß die Hauptspitzbuben deutscher Zunge in Deutsch-Lothringen nicht sowohl Landeskinder sind, als der Auswurf der übergetretenen Gränzbewohnerschaft einer 50 Stunden langen Gränze. Diese an allen Gränzen wiederkehrende Erfahrung würden wir zwar unsererseits den Wälschen erwidern können, aber abstreiten wird sich dies Faktum kaum lassen. Andererseits zeichnen sich die Deutsch-Lothringer, und das hebt der Verfasser mit Recht hervor, vor den übrigen Franzosen durch Religiosität und Ehrlichkeit, Treue und Selbstverleugnung, Ordnung und Reinlichkeit vortheilhaft aus.

4. Unmöglichkeit, mit zwei Sprachen in der Schule fertig zu werden.

„Sie vergessen", ruft hier der Verfasser, „daß die Kinder, ehe sie zur Schule gehen, ihre Muttersprache kennen, überall um sich herum allein reden gehört und selbst gesprochen haben. Fünf bis sechs Jahr alt, kennen sie doch ohne Zweifel die deutsche Sprache besser, als jene französischen Zöglinge höherer Lehranstalten, welche lange Jahre hindurch und mit vielen Unkosten diese Sprache gelernt haben. Sie kennen zwar keine Regeln, doch besitzen sie instinctmäßig, was am Schwersten zu lernen ist, was man meistens nicht in Büchern lernen kann, nämlich den Bau, die Wendung der Sätze, welche das Eigenthümliche der Sprache bildet."

Anknüpfend an die Gymnasialbildung, die stets den Weg vom Bekannten zum Unbekannten, von der Muttersprache zu den fremden Sprachen nahm, ruft der Bittsteller dem Schulrath zu: „Die einzige Ausnahme wird für die Schulen Deutsch-Lothringens gemacht: dort sucht man vorerst die Muttersprache auszurotten, um nachher Ihrem weisen System zufolge die deutschen Kinder im Französischen durch das Französische zu unterrichten."

„Ihnen, mein Herr, gebührt die Ehre und das Patent für eine so schöne Erfindung!"

Hier folgt eine Apologie der Schönheit der deutschen Mundarten, eine vortreffliche Unterscheidung des Patois der Franzosen, welches nur eine Verstümmelung der reinen Sprache ist, während der Dialekt in Deutschland eine vom Patois unterschiedene berechtigte Besonderheit sei; Dinge, die wir dem deutschen Leser gegenüber als bekannt übergehen. „Die Engländer, sagen Sie, kommen in die französischen Seehäfen, um unsere Eier, unsere Butter und unsere Hühnlein einzukaufen; es schadet also dem Handel zwischen zwei benachbarten Ländern Nichts, wenn man deren Sprache nicht weiß. Ist dieser Schluß unrichtig, so paßt er doch genau mit Ihren Vorurtheilen gegen unsere Mundart zusammen." Bis zum Zorne steigert sich der Bittsteller, wo er den Schulrath mit seiner heuchlerischen Bitte widerlegt, die armen Kinder zu schonen, die kaum für eine kurze Zeit von der Weide zur Schule gebracht würden. Er versichert, daß es überall arme und reiche Kinder gäbe und nicht mehr Weidekinder in Deutsch-Lothringen, als anderwärts; mache es aber Mühe, gerade diesen Kindern in kurzer Zeit etwas beizubringen, so sei der einzige Grund die Vernachlässigung der Muttersprache. Gerade in Bezug auf die bloß französisch gebildeten Knaben deutscher Zunge sei das Wort des Evangeliums anwendbar: Meister, wir haben die ganze Nacht hindurch gearbeitet und Nichts gefangen.

Dieser wichtigste Absatz der Schrift schließt mit den Worten: „Ein berühmter Gelehrter pflegte zu sagen: „„ein Mann, der zwei Sprachen weiß, hat einen doppelten Werth."" Wir sind derselben Meinung und darum wollen wir, daß unsere Kinder, wie die französische Sprache, so auch die deutsche lernen sollen. Was wir begehren, ist billig und kann uns nicht verweigert werden; die Erziehung unserer Kinder geht uns an und uns allein. Unser Recht hierin ist unbeschränkt, und wir werden nicht zulassen, daß man länger noch demselben zuwiderhandele, denn wir sind Viele, die hierüber einen unveränderlichen Willen haben.

5. Autorität hoher Gelehrten.

Die Widerlegung der communis doctorum opinio hat für unsere Leser kein Interesse, da die Widerlegten der akademische Rath von Nanzig, die Präfekten der Mosel und Murte, der durch Gränzbeamte inficirte Bezirksrath von Saargemünd und der Universitär selbst, für uns nie Autoritäten waren und für immer den Deutschlothringern gegenüber beseitigt sind.

6. Das Muster Preußens.

Hier constatirt die Bittschrift, daß die Gränze Preußens gegen Frankreich durchweg deutscher Boden sei, daß also in

einem ganz deutschen Lande ganz deutscher Unterricht ertheilt werde*), von einer Analogie, die sich auf ein zweisprachiges Gebiet bezieht, also nicht die Rede sein könne.

7. Die Sicherung der Gränze.

Die Furcht vor Annexion theilt die Bittschrift des Jahres 1869 nicht. Die Bittsteller versichern durch den Mund des Verfassers, gute Patrioten zu sein. Nie werde — es müßte denn ein Vernichtungskrieg entstehen — Preußen über die deutschen Provinzen Frankreichs herrschen.

Nachdem die Bittsteller also ihren gelehrten Gegner widerlegt, wenden sie sich an das Herz des Kaisers und führen ihm die armen Familienväter und Familienmütter vor, die sich die fromme aber zu schwere Pflicht auferlegen, sich an den Winterabenden die nothwendigsten Schlafstunden abzubrechen, um ihre Kinder den Katechismus selbst auf deutsch lesen zu lehren. Sie hoffen auf Einführung desselben Schulprogramms wie im Elsaß und damit die Lösung einer Frage, welche seit langer Zeit eine merkliche Anzahl treuer Unterthanen kränke und erbittere.

• • •

Bedarf es noch eines Wortes über die Prophezeiung, daß Preußen ohne Vernichtungskrieg nicht über Ostfrankreich herrschen werde?

Die Worte — unerläßlich, da die Bittschrift in den Tuilerien vorgelegt wurde — waren kein leerer Chauvinismus. Die Lothringer haben vollen Ernst gemacht mit ihrer Feindschaft, und das Frankreich von 1869 ist vernichtet. Die deutsche Herrschaft ist mit Sang und Klang in das alte deutsche Reichsgebiet eingezogen und hat die versöhnende Hand dem Schwesterland geboten. Sie zuletzt macht ihm aus der Treue gegen den vorigen Herrn einen Vorwurf. Aber eine stolze Rührung überkömmt sie, daß noch über Herrendienst den Deutsch-Lothringern die Treue gegen die Muttersprache ging. L. L.

Griechenland und Türkei.

„Hellenicos philologicos Syllogos" in Konstantinopel.

I.

Der folgende Vortrag, gehalten vom Herrn K. Her. Basiadis, Doctor der Medicin und der Philosophie, in der griechischen philologischen Gesellschaft zu Konstantinopel, am 4./16. Mai 1869, enthält sprachlich und sachlich so viel Ausgezeichnetes, daß er bereits von Herrn Gustave d'Eichthal in's Französische übertragen wurde.**) Indem ich ihn ohne weitere Bemerkungen hier in deutscher Uebersetzung vorlege, glaube ich allen Philhellenen in Deutschland einen Dienst zu leisten.

Möge die Rede des hochverdienten und rühmlichst bekannten Verfassers dazu beitragen, die Sympathieen für die griechische Sache zu stärken!

*) Eine Ausnahme findet in Montjoie und Malmédy statt, welche beiden streitenden Parteien nicht bekannt war, und über welche wir mit ihnen nicht rechten wollen.

**) Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques en France etc. 4e Année, 1870. Paris, A. Durand et Codone Lauriel.

Hochansehnliche Versammlung!

Bereits siebenmal hat sich die hellenische philologische Gesellschaft versammelt, um den Jahrestag ihrer Stiftung zu feiern und um Bericht zu erstatten über ihre Thätigkeit, und siebenmal sind alle in Konstantinopel ansässigen Hellenen und Philhellenen, Freunde des Schönen und Freunde der Musen, herbeigeströmt, um diesen Jahrestag als eine nationale Feier zu begehen. Sie alle horchten mit einem Gefühle von tiefer Freude und gerechtem Stolze auf den Bericht über die Anstrengungen, welche man hier gemacht, um die Ueberlieferungen der Vorfahren wieder neu zu beleben und die Pflege der griechischen Wissenschaften im Oriente zu verbreiten.

Auch diesen achten Jahrestag ist die Gesellschaft im Begriffe, mit einem lebhaften Gefühle der Freude und des Frohsinns zu feiern und sie sieht um sich versammelt nicht allein eine lernbegierige Jugend, sondern auch berühmte Männer, welche der Stolz unseres Volkes und der philhellenischen Welt sind; auch sieht sie einen anmuthigen Kranz von Damen, gleicherweise ausgezeichnet durch ihre Schönheit, durch ihre Liebe zum Schönen und zur Wissenschaft.

Was mich anbelangt, so muß ich beim Beginne vor Allem um wohlwollende Nachsicht bitten und für meine Worte die vollste Freiheit verlangen. Indem ich Sie über den Ursprung unserer Gesellschaft, über den Zweck ihrer Gründung, über das Studium der griechischen Sprache und über die Pflege der griechischen Literatur unterrichte, muß ich einige, wenn auch bittere Wahrheiten aussprechen. Ich thue dies mit Freimuth; denn in gewissen Dingen bringt das Verschweigen mehr Schaden als Nutzen.

Seit ihrem Bestehen hat die Gesellschaft, den Arbeiten des Friedens ergeben, sich nur der Pflege der Literatur und der Wissenschaften gewidmet. Deshalb ist sie der Politik vollständig fern geblieben, und sie hat wohl daran gethan. Eines Theils in der That, stören und trüben die politischen Aufregungen, gleich heftigen Stürmen, den Geist, und anderen Theils, indem sie denselben an das Irdische fesselt, ihn der Gegenwart zuwendet und ihn für vergängliche Geschäfte in Anspruch nimmt, theilt die Politik, wie eine unversöhnliche Medea, sehr oft und zerstückelt das, was Gott geeinigt hat; und es ist ein mächtiges Gesetz und als solches anerkannt

ἄγει δικαιῶν τὸ βιαιότατον,
ὑπερτάτᾳ χειρί.

Unsere Gesellschaft, im Gegentheil, hat sich ausschließlich dem gewidmet, was weder Schranken noch Gränzen besitzt, wenigstens keine anderen Gränzen, als diejenigen des menschlichen Geistes selbst, Gränzen, in deren Umkreis Nichts ausschließend, Alles Allen gemeinsam ist.

Unsere Gesellschaft hat sich diesem Gebiete mit um so größerem Vergnügen zugewandt, als unsere Vorfahren gezeigt haben, daß eben das Reich der Literatur und der Wissenschaften auf diese Weise begränzt ist. Gerade wie der großherzige und edelmüthige Kimon die Umfriedigungen seiner Gärten entfernte und Jedem erlaubte einzutreten und in denselben sich so viele Früchte zu holen, als er wollte; ebenso haben unsere Vorfahren alle Gränzen entfernt und alle Völker zu ihrem großen wissenschaftlichen und literarischen Verein eingeladen und haben auf diese Weise versucht, die große Einigung des menschlichen Geschlechtes herbeizuführen, indem sie sich sowohl auf die Philosophie, als auf die schönen Künste und die Literatur stützten.

Ein griechischer Dichter hat zuerst ausgerufen:

ἄνθρωπός εἰμι, καὶ τἀνθρώπου μοι μέλει,

was ein römischer Dichter, derjenige, den Cäsar einen halben Menander nannte, sehr trefflich durch folgende Verse übersetzt hat:

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Die griechischen Philosophen sind es gewesen, welche zuerst erklärt haben, daß das menschliche Geschlecht nur eine Gesellschaft bilden soll, daß wir nicht getrennt durch verschiedene Gesetze in Städten und Dörfern wohnen dürfen, sondern daß wir denken müssen, daß alle Menschen Brüder sind, daß es nur Ein Leben und Eine Welt giebt.

Ein berühmter Herrscher der Griechen war es, welcher zuerst diese Lehre der Philosophen zu verwirklichen unternahm, und „indem er, wie in einem Freundschaftsbecher, Gesetze, Sitten und nationale Gewohnheiten zusammenmischte, Alle lehrte, die ganze Erde als ein einziges Vaterland, die guten Menschen als ihre Familie, die Bösen als Fremde zu betrachten. Es war nicht mehr der Waffenrock, der Schild oder das Schwert, welche den Griechen und den Barbaren von einander unterschieden; es war die Tugend und die Erziehung, welche den Griechen, es war das Laster und die Unwissenheit, welche den Barbaren kennzeichneten."

Indem sie dieses Erbtheil allen Völkern zukommen ließen, haben unsere Vorfahren uns, ihre natürlichen Erben, dennoch weder verkürzt noch geschmälert und zwar deshalb, weil sie für uns einen unangreifbaren und ewigen Schatz aufgehäuft haben; nämlich jenes göttliche Werkzeug, wodurch sie ihren Ruhm erlangt, welches sie zu großen Künstlern, zu großen Meistern der Rede gemacht hat, mit deren Hülfe wir selbst uns aufzuschwingen vermögen zu der höchsten Höhe unter den Völkern. Und welches ist dieses Werkzeug? Unsere Sprache.

„Die Vorzüge einer Sprache, sagt einer von den berühmten Dioskuren Deutschlands, der Sprachforscher Wilhelm von Humboldt, werden bedingt durch die Energie, mit welcher sie den Geist anregt und belebt und durch die Leichtigkeit, mit welcher sie uns erlaubt, mehr den Zusammenhang der Dinge unter einander zu betrachten, als die Dinge selbst." Aber welche andere Sprache besitzt diese Eigenschaften in größerem Maße, als die griechische? Aus diesem Grunde sind das Studium und die Pflege derselben als eine unbedingte Nothwendigkeit von den civilisirten Völkern des Alterthums und der Neuzeit anerkannt werden. Deshalb kann man den Grad der Civilisation eines Volkes nach dessen Kenntnissen in der griechischen Sprache messen. Ein Volk, welches dieselbe vernachlässigt, welches das Studium der griechischen Literatur verachtet, von dem kann man dreist behaupten, daß es nicht den ersten Rang einnimmt, daß es nicht an der Spitze der Civilisation einhergeht.

Welche Völker Europas nehmen heute den ersten Rang ein? Sind es nicht die tiefdenkenden Deutschen, die gesetzliebenden Engländer und die redegewandten Franzosen? Aber welche Meinung haben diese Völker über die Literatur und die Bildung Griechenlands? Die Deutschen, wir haben nicht nöthig zu beweisen, was Allen bekannt ist, sind warme Schüler und Pfleger der griechischen Literatur; die Engländer um mit Milton, dem blinden Dichter Albion's, zu beginnen, der, um die unsterblichen Gesänge des großen blinden Joniers zu lesen, die Augen seiner neunjährigen Tochter lieh, und mit ihren berühmten Staatsmännern Derby und Gladstone zu endigen, Alle sind einstimmig in der Anerkennung, daß sie den größten Theil ihrer geistigen Entwickelung Griechenland entlehnt haben. Ein weiteres Zeugniß dafür giebt uns der jugendliche und unermüdliche Eifer, mit welchem unser Vice-Präsident, Herr Millingen, der ehrwürdige Nestor der Asklepiaden und der Freund und Arzt des großen Dichters, welcher sogar sein Leben dem wiedererstandenen Griechenland opferte, sich unserer Gesellschaft widmet.

Als Zeugniß für die Liebe, mit welcher die Franzosen die griechischen Wissenschaften pflegen, besitzen wir die französische Schule zu Athen, in Paris die Association pour l'encouragement des études grecques und endlich die Arbeiten vieler gelehrten Männer, welche in der Veröffentlichung von neuen Ausgaben griechischer Schriftsteller, versehen mit vielen lehrreichen Commentaren, mit den Deutschen wetteifern.*) Wenn in einigen Lycéen das Studium der griechischen Sprache den Platz der niedrigsten Disciplin einnimmt, so fällt die Verantwortlichkeit für diese Ungerechtigkeit nicht auf die großmüthigen Franzosen, welche Freunde der griechischen Literatur sind.

Fragen wir uns nun, welche Einrichtungen man im Orient in Bezug auf die griechische Sprache und Literatur getroffen hat? Sind sie bewundert, gepflegt wie in Europa? Weit entfernt! Die Einen, versunken in die tiefste Unwissenheit, bekümmern sich nicht um dieselben; die Anderen, obschon sie die Milch des hellenischen Unterrichtes getrunken, werden später unversöhnliche und wüthende Feinde desselben und schlagen ihm in's Antlitz, wie jene ungearteten und undankbaren Kinder, die, nachdem sie sich an der Milch gesättigt haben, in die Brust der Mutter und der Amme beißen, oder sie schlagen, oder mit ihren Nägeln bis auf's Blut das zärtlich liebende Antlitz zerfleischen; Andere endlich, von der Tobsucht eines Typho's ergriffen,

. . . ἀτύζονται βοὰν
Πιερίδων ἀΐοντες.

Deshalb martern sie mit allen möglichen Qualen, ja sogar mit Nadelstichen, ihre Söhne und ihre Töchter, welche in den Schulen griechisch sprechen, und zwingen sie, eine Sprache zu verlernen, welche sie als Muttersprache gelernt haben. Und warum dies? Weil für jedes Volk, wie schon erwähnt, die Pflege der griechischen Sprache den Maßstab für seinen Fortschritt in der Civilisation abgiebt. Nun ist aber die wahre Civilisation noch wenig im Oriente vorgeschritten und wir selbst, die wir vorangehen und die anderen Völker übertreffen wollen,

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων
Μηδὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν, οἳ μέγ' ἄριστοι.

wir besitzen sie nicht in so hohem Grade.

Viele gelehrte Europäer, welche die wunderbare civilisatorische Kraft des Hellenismus kennen, weissagen uns eine herrliche Zukunft. Der Einfluß der Griechen ist noch heute derselbe wie früher; das griechische Volk ist dem Oriente als Hebel, als eine Seele gegeben worden, um die geistige Entwickelung anzuregen und ihm das Leben und die Energie zu verleihen. Die Griechen, heute noch wie vor zweiundzwanzig Jahrhunderten, sind die Kraft, welche die Bewegung und die ganze Thätigkeit des Orientes hervorrufen. Ueberall, wo man der Bildung, dem Handel, der Industrie und der Civilisation im Oriente begegnet, verdanken wir dieses den unausgesetzten Anstrengungen und der harten Arbeit der Griechen. Das griechische Volk ist eine geistreiche und thätige Kraft, vom Schicksale bestimmt, die anderen benachbarten christlichen Völker zu beleben und zu regeneriren. Was die Intelli-

*) Herr Prof. Herm. Semmig, einer der aus Frankreich vertriebenen deutschen Lehrer des Griechischen, der jetzt in Leipzig lebt, hat kürzlich eine Denkschrift an den Deutschen Reichskanzler gerichtet, worin er darauf anträgt, daß, nach dem Muster der französischen Schule, ein deutsches philologisches Seminar zu Athen gegründet werde, dessen Schüler an Ort und Stelle das klassische Alterthum studiren. (Vergl. „Leipziger Tageblatt" vom 4. Juni d. J.)

genz, die Civilisation, den moralischen Einfluß anlangt, wird es immer den ersten Rang einnehmen. Die Griechen vermitteln die Civilisation und die europäischen Ideen den übrigen Völkern des Orients. Wenn Europa direct mit diesen verkehrt, so schadet es diesen Völkern mehr als es nützt. Es bringt eher die Verderbheit der Sitten als die Civilisation, eher den Tod als das Leben. Die Griechen sind die Brücke, welche Asien mit Europa verbindet; aber diese Brücke ist weder mit Balken noch mit Kähnen gebaut, noch mit groben und seelenlosen Ketten, wie einst Xerxes umsonst eine Brücke über den Hellespont zu spannen versuchte, sondern aus den unzerstörbaren Banden des Geistes und der Intelligenz. Solche und ähnliche Sprüche spenden uns die gelehrten Philhellenen, aber in der That sind es eher fromme Wünsche von ihrer Seite, als der Ausdruck der Wirklichkeit. Obschon wir seit 50 Jahren das Stadium unserer Wiedergeburt durchlaufen, obgleich wir ein Werkzeug besitzen, dessen Macht nicht weniger wunderbar ist, als die mythologische Zauberruthe, so haben wir durch unsere Worte die Völker, welche um uns her leben, doch nicht überzeugen, noch ihnen durch unsere Thaten beweisen können, daß das Studium und die Pflege der griechischen Sprache das beste Mittel ist, um die Civilisation in dem Oriente zu verbreiten. Auch haben wir nicht die nationale Vollendung zu erreichen gewußt; wir haben nicht den Künsten und den Wissenschaften den Charakter der lieblichen und unvergänglichen Schönheit aufzudrücken gewußt, wie es unseren Vorfahren zu verwirklichen gegeben war, als sie nach den persischen Kriegen, von der Freiheit begeistert, das Schöne, Große, Erhabene, Vollendete, Bleibende für alle Zeiten in Erz und Marmor und in der Literatur sinnbildeten.

Dieser geringe Erfolg, diese Ohnmacht unserer Anstrengungen haben zahlreiche Ursachen. Die Hauptursache ist die, daß seit 50 Jahren nach der Zerstörung aller anderen, es nur Eine Quelle gab, in welcher allein alle Gelehrten unseres Volkes schöpfen mußten, einen einzigen Herd, von dem das Licht ausstrahlen konnte. Kälte und Tod hat die äußeren Theile erfaßt; jegliche Lebenskraft und -Energie ist aus denselben entflohen; Vollblutigkeit hat das Centrum ergriffen. Unter der Herrschaft einer ungewöhnlichen Aufregung sah man den Ehrgeiz und die politischen Kämpfe sich entwickeln; darauf und an Stelle der letzteren, entstanden Zwistigkeiten und Zwietracht aller Art: seinen Gegner demüthigen, ihn der Unwissenheit überführen, galt für Erhabenheit des Geistes und Reichthum des Wissens. In diesen unnützen Dingen verschwenderisch, müssen wir in nützlichen Dingen sparsam sein. Deshalb haben wir weder Ausgaben alter Schriftsteller aufzuweisen, nach dem Beispiele von Korais, noch andere Werke von anerkanntem Werthe, ausgenommen die, welche wir auf fremdem Boden geärntet haben. Wir erzeugten in unserer Umgebung weder jene edle Liebe zum Schönen, noch jene heilige Begeisterung, ohne welche weder etwas Gutes noch etwas Vollkommenes in der Kunst und der Literatur hervorgebracht werden kann. Wir haben ja nicht einmal im Orient die Spuren der Fahnenträger des Hellenismus verfolgen können. Ich spreche von unseren modernen Aspasien, von den Frauen von Andros, von Tenos, von Naxos und anderen Inseln des ägaeischen Meeres, welche als Ammen und als Dienerinnen in die Städte der Levante sich begebend, die hellenische Sprache dadurch verbreiten, daß sie dieselbe in die Häuser der Europäer und der anderen Fremden einführen, um aus ihr nothwendig die Muttersprache ihrer Säuglinge zu machen; diese Frauen sind würdig unserer Lobsprüche und unserer Kronen. . . . .

Dieses Alles ist traurig zu sagen, traurig zu hören, aber dennoch wahr; und die Zeit ist gekommen, wo man der Wahrheit in's Antlitz zu schauen wagt und von ihr heilsame Belehrungen gewinnt.

Frankreich.

Robespierre.*)

Untenstehend geben wir den Titel einer kleinen, unlängst erschienenen Schrift, die wir sowohl betreffs des Inhalts als der Darstellung um so angelegentlicher empfehlen können, als der kleine Umfang derselben kaum in ihr die reiche Fülle von Quellenmaterial und neuen biographischen Notizen vermuthet, die sie uns bietet und die sie, zu Arbeiten über Robespierre und den einschlagenden Theil der französischen Revolutionsgeschichte, von jetzt an zum unerläßlichen Hilfsmittel machen dürfte.

Grade in diesem Augenblicke, wo wir in der Pariser Commune mit ihren mannigfachen Sectionen und Schattirungen eine, wenn auch karrikirte Copie jener großartigen Bewegung vor uns sahen, wo Frankreich und Pariser wiederum einzelnen diktatorisch schaltenden Männern willenlos den Nacken beugten ist es von Interesse, ein treues, objectives Bild von dem Wesen der leitenden Geister jener Epoche zu erhalten, vor Allem Robespierre's, jenes Mannes, bei dessen Namennennung noch heute Mancher unwillkürlich von Schaudern ergriffen werden mag, dessen ganze Persönlichkeit von der Volksmythe mehr und mehr umrankt wird. Leider erhalten wir hier nur den ersten Theil des Lebens, wie der Titel schon besagt und zwar den, die Welt weniger interessirenden bis zu seinem Eintritt in die National-Versammlung, also bis zu dem Augenblick, wo der Privatmann zur welthistorischen Persönlichkeit sich wandelt; dennoch aber ist es Sache des Psychologen, die Anfänge eines solchen Lebens auf das zu prüfen, wozu es sich später gestaltete; auch erfüllt es uns mit Genugthuung, daß der Verfasser dies als einen ersten Theil uns bietet, dem in nicht zu ferner Zeit hoffentlich ein zweiter, das politische Leben des Mannes enthaltender, folgen wird. Der Verf. sagt:

Weder als eine Apologie noch als eine erneuerte Achtserklärung gegen den berühmten und berüchtigten Helden der französischen Revolution wollen die folgenden Blätter sich geben. Denn weder zu der einen, noch zu der andern dürften die betreffenden Fragen schon reif sein. Ist doch von vornherein klar, daß der Apologie das über aller Forschung stehende sittliche Bewußtsein, das öffentliche Gewissen, das durch mindestens von ihm zugelassene Blutthaten ohne Gleichen verletzt ist, entschieden widerspricht. Zur unbedingten Verdammung aber fehlt dem Forscher der Muth, wenn er überlegt, daß der Verklagte Jahre lang der Abgott eines wichtigen, vielleicht des überwiegenden Theils eines großen Volkes, der Träger epochemachender Ideen war — dies der Standpunkt, von dem der Verfasser ausgeht und man muß ihm zugestehen, daß er die volle Unparteilichkeit, nach der er strebt, in dem, was er hier uns vorläufig bietet, sich in der That gewahrt hat. — Daß er es auf keine flüchtige, geistreiche Skizze Robespierre's abgesehen, das beweist Verfasser durch die der

*) J. Hermann: Leben Robespierre's. Erster Theil (1758—89) nebst Uebersicht über die Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten französischen Revolution. Separatabdruck aus dem Osterprogramm des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin 1871, Nauk'sche Buchdruckerei.

Biographie vorangeschickte, 14 enggedruckte Quartseiten umfassende Quellensammlung zur Geschichte Robespierre's, die mit annähernder Vollständigkeit die reiche Biographien-, Memoiren- und Zeitschriftenliteratur seit den Zeiten der Revolution bis auf den heutigen Tag umfaßt.

Der erste Theil der Biographie selbst zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes die Jugendzeit bis zum 20. Jahr, das zweite seine Wirksamkeit als Advokat in Arras bis zu den Etats généraux von 1789 enthält. Von guter Familie, Vater und Großvater waren schon Advokaten zu Arras gewesen, wurde Maximilien Marie Isidore de Robespierre, dem hier reproducirten Taufschein gemäß, am 6. Mai 1758 zu Arras geboren. Früh verwaist, war der Knabe von Kindheit an auf sich selbst gestellt, und dies soll, nach der Aussage seiner Schwester, neben verborgener Gemüthstiefe und fester Entschlossenheit, einen melancholisch-trüben, finstern Zug in seinen ohnehin nicht schönen Gesichtszügen zur Erscheinung gebracht haben. Zum Advokatenstande schon in früher Jugend bestimmt, zeichnete sich schon der Knabe durch Fleiß und Eifer beim Unterricht derart aus, daß ihm, zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien eine Freistelle an dem Collége Louis-le-Grand zu Paris verliehen wurde. Auch hier zeichnete er sich durch Regelmäßigkeit in den Studien und guten Lebenswandel rühmlich aus, so daß er bereits in seinem 23. Jahre, nachdem er in den Advokatenstand des Pariser Parlaments aufgenommen war, in seine Vaterstadt Arras, zum Beginne seiner praktischen Thätigkeit, heimkehren konnte.

Von jetzt an beginnt das regste, geistige Leben für den körperlich und geistig entwickelten Jüngling. Ein gewisser Hang zur Einsamkeit und Abneigung gegen die große Gesellschaft — neben unbedingter Hingabe an einen erlesenen Freundeskreis — erleichtern ihm die Durchführung seiner vielfach getheilten Arbeiten. In seiner Advokaten-Praxis bestimmte ihn nie die Person, sondern einzig die Sache. Er hielt seinen Beruf für einen heiligen, der Sache der Schwachen und Schutzlosen gewidmeten und nahm keinen Prozeß, von dem er nicht die Ueberzeugung hatte, daß er gewonnen werden müsse. Charakteristisch für seinen damaligen politischen Standpunkt ist eine Stelle aus einem seiner plaidoyers, in dem er den ersten Verwender des Blitzableiters in Arras vertheidigte und wo er sich auf die Anwendung des Blitzableiters in königlichen Schlössern auf direkten Befehl des Königs folgendermaßen beruft: „S'il restoit encore quelques doutes sur les effets de ces machines, on n'en aurait point fait l'essai sur *une tête si chère et si sacrée!* Cette preuve est sans réplique, j'en atteste les sentiments de toute la France, pour un prince, *qui fait ses délices et sa gloire.* So noch im Jahre 1783. Außer seiner juristischen Thätigkeit, beschäftigen ihn Philosophie und schöne Wissenschaften unablässig. In jedem Jahre sehen wir Aufsätze von seiner Hand erscheinen, mehrere von französischen Akademieen gekrönt oder ehrenvoll erwähnt, und alle voll Rousseau'schen Geistes, dem er damals unbedingt anhing. Was weniger bekannt sein dürfte, ist, daß wir in dem Schreckensmann in dieser Periode des Lebens auch einen Dichter wiederfinden, und zwar nicht den schlechtesten in dem Arras'schen Dichterbunde der Rosati. Welch' Bild, Robespierre und sein Landsmann Carnot Arm in Arm, die Rose im Knopfloch, durch die Gärten schweifend und Wein und Liebe besingend. Mögen einige Strophen eines der mitgetheilten Lieder den Schluß unserer Mittheilung machen.

La coupe vide.

O Dieu que vois-je mes amis?
Un crime trop notoire
Du nom charmant de Rosatis
Va donc flétrir la gloire
O malheur affreux!
O scandale honteux!
J'ose le dire à peine,
Pour vous j'en rougis,
Pour moi j'en gémis:
Ma coupe, n'est pas pleine.

Et vite donc, emplissez-la
De ce jus salutaire
Ou du Dieu qui nous le donna
Redoutez la colère.
Oui dans sa fureur
Son thyrse, vengeur
S'en va briser mon verre.
Bacchus de là-haut
A tout buveur d'eau,
Lance un regard sévère.

Sa main sur leurs fronts nébuleux
Et sur leur face blême
En caractères odieux
Grava cet anathème
Voyez leur maintien
Leur triste entretien
Leur démarche timide;
Tout leur air dit bien
Que comme le mien
Leur verre est souvent vide.

O mes amis, tout buveur d'eau
(Et vous pouvez m'en croire)
Dans tous les temps ne fut qu'un
J'en atteste l'histoire.
Le sage effronté
Cynique vanté
Me parait bien stupide.
O le beau plaisir
D'aller se tapir
Au fond d'un tonneau vide.

Encore s'il eut été plein
Quel sort digne, d'envie!
Alors dans quel plaisir divin
Aurait coulé sa vie!
Il aurait eu droit
De braver d'un roi
Tout le faste inutile.
Au plus beau palais
Je préférerais
Un si charmant asile.

S.

Schweiz.

H. Berlepsch und die Alpen.

Es stellt sich immer entschiedener heraus, welch' glücklichen Griff Herr H. Berlepsch mit seinem Werke „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern" gethan hat. Die Engländer erkannten sogleich den Werth des Buches und ließen sich schon im Jahre 1861 eine Uebersetzung vorlegen. Im Jahre 1868 folgte eine französische Uebersetzung. Jetzt ist in der deutschen Ausgabe die

vierte Auflage erschienen.*) Den Eintritt derselben in die Welt mit empfehlenden Bemerkungen zu begleiten, würde, nachdem Kritik und Publikum sich längst in dem günstigen Urtheil des Werkes verständigt haben, so viel bedeuten, wie die Auster als schmackhaft anpreisen zu wollen. Aber dem Rechte, die Aufmerksamkeit des Publikums auf die besonderen Schönheiten dieser Auflage hinzulenken, darf die Recension nicht entsagen. Der Verf., rastlos bemüht, dem Gegenstand immer neue Seiten abzugewinnen, hat nicht gezögert, seinem Buche die Resultate weiterer Studien einzufügen. Zwei sehr werthvolle Kapitel sind hinzugekommen: „Des Alpenvolkes Dorfkomödien" und „Mythe und Sage in den Alpen".

In jenem Kapitel giebt der Verfasser eine höchst ergötzliche und anziehende Schilderung alpin-primitiver dramatischer Lustbarkeiten. Es wird nicht nur im Oberammergau Komödie gespielt — der gleiche wundersame Drang, um die frühjährliche Zeit öffentliche Schauspiele aufzuführen, ist dem Volke in den Voralpen-Gegenden überhaupt eigen. Herr Berlepsch hatte das Vergnügen, in der Schweiz verschiedenen Bauernkomödien beizuwohnen. Die Stoffe sind theils den halb kirchlichen, halb weltlichen mittelalterl. Legenden, theils der nationalen Geschichte entnommen. Die Schicksale der h. Genovefa erfreuen sich besonderer Theilnahme, und die drastischsten Episoden aus den Kämpfen des Schweizervolkes verfehlen, dramatisch verwerthet, nie ihres enthusiasmirenden Eindrucks auf die Darsteller und die Zuschauer. Und seltsam, dort in den Bergen, wo man wahrscheinlich blutwenig über die Theorie des Dramas belehrt worden ist, hat das aristokratische Gesetz von der Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung incognito einen vielleicht letzten Zufluchtsort gefunden und erhalten. Aber die dramatischen Künstler der Alpen sind weit entfernt, über der Bewahrung dieses Gesetzes Pedanten zu werden. Im Gegentheil, in freiester Weise wissen sie gleichwohl sich die Hülfsmittel zu Nutze zu machen, die ihnen von der großartigen und wechselvollen Umgebung ihrer Heimstätte dargeboten werden. Um das Gesetz zu erfüllen, erweitern sie einfach, aber genial ihre Bühne. Sind sie genöthigt, die Scene aus dem Garten in den Wald zu verlegen, so genügt es ihnen oft, auf die dichtbelaubten Aeste eines kräftigen Nußbaums zu steigen, welcher die frühere Scene beschattete. Nicht selten aber greifen sie zu großartigeren Mitteln. Ein ganzes Dorfgebiet, eine ganze Stadt mit Straßen und Plätzen, ein ganzer weiter Bezirk wird zum Schauplatz gemacht; die größten Seen verschmäht man nicht heranzuziehen, wenn es sich darum handelt, die im Stücke mitwirkenden Flotten operiren zu lassen; hinaus auf das Feld zieht man, um Raum zur naturgemäßen Darstellung großer Gefechte zu gewinnen; wirkliche Schluchten, Höhlen, Wälder werden zum Zwecke der Komödie benutzt, und das Publikum eilt mit den aufführenden Künstlern hin und her, um dem Schauspiel Scene für Scene folgen zu können, ja es greift auch, je nach Umständen, handelnd mit ein.

Wie weit die Naivetät bei solchen Aufführungen geht, davon giebt der Herr Verf. eine allerliebste Probe. Durch einige Maß Wein hatte er sich bei einem „Komödienspielen" in St. Gallen die Erlaubniß erwirkt, auch hinter den Coulissen (die in Wahrheit nicht existirten) herumsteigen zu dürfen. Es wurde die heilige Genovefa gespielt. Man hörte ein Trompetensignal von Außen. „Siehe zu, warum der Burgwart in's Horn stößt!" herrschte Graf Siegfried einem seiner Diener zu. Dieser verließ die Bühne und stieg hinter der Leinwand, welche die Schloßhalle bildete, auf den Rasen hinter dem Theater hinab. Hier war ein berittener Knappe angelangt, mit einem mächtig großen Briefe in der Hand. Daß er seinem Gaule wirklich tapfer zugesetzt haben mußte, bewies der Umstand, daß das Thier dampfte. „Wer bist du? Was bringst du?" war die ernsthafte barsche Anrede des Dieners, hinter der Bühne. „Ich komme als Bote meines gestrengen Ritters, des Herrn auf und zu Rabenhorst" entgegnete der angekommene Knappe, „und bringe deinem Herrn diesen Absagebrief auf Tod und Leben, auf Gut und Blut, auf Wehr und Waffe!" „Wohl! ich will ihn übergeben!" war die Antwort; „gehe hinab in's Gesindezimmer und nimm einen Imbiß zu dir!" — Diese ganze Verhandlung wurde hinter dem Theater, von den Zuschauern weder gesehen noch gehört, völlig ernsthaft gepflogen. Graf Siegfried, seine Umgebung und das Publikum warteten ruhig die dazwischen entstandene Pause ab; es schien den Bauern so natürlich wie irgend etwas in der Welt, daß diese Pause entstehen mußte, um zu erfahren, was der Hornruf zu bedeuten gehabt habe.

Das ist die Vermählung der Kunst und der Natur in den Bergen.

In dem Kapitel „Mythe und Sage in den Alpen" weist der Verfasser nach, wie viele Spukgestalten von den Aelplern aus der heidnischen Zeit von Generation zu Generation bis in die Gegenwart hereingetragen worden sind. Die Alpen sind nach dem nimmer auszurottenden Glauben des Bergvolkes noch von allerhand koboldischen Wesen bevölkert, welche mit dem Menschen die Herrschaft über die Erde theilen. Bald treten sie einzeln, bald in Gesellschaften auf, bald unterstützen sie heimlich den Aelpler, bald legen sie ihm überall Schelmereien in den Weg. Mannigfaltig sind ihre Namen. Diese haben die Nacht, jene den Tag zur Verrichtung ihrer Geschäfte gewählt. Kein Gegenstand der Alpenwelt entgeht ihrer Thätigkeit, überall haben sie die Hand im Spiele, und es ist sicher, daß diese Dämonen neben den christlichen Penaten und Laren des Aelplers in der Denkwelt desselben die größte Rolle spielen. G. H.

*) Mit 22 (zum Theil neuen) Illustrationen und einem Titelblatte in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Jena, H. Costenoble, 1871.

Kleine literarische Revue.

— **Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes***), eine Frage, die sich in Deutschland namentlich in Bezug auf die Verwaltung der Universitäts-Bibliotheken geltend gemacht hat, ist neuerdings der Gegenstand einer zwar summarischen, aber sachlich sehr eingehenden Erörterung eines Fachmannes geworden, der in einer kleinen Schrift den Kern seiner Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete niedergelegt hat. Der ungenannte Autor, welcher mit Schärfe und Gründlichkeit, aber auch in streng wissenschaftlicher Objectivität, zu Werke geht und nur die Sache und nicht Personen im Auge hat, kämpft vom Standpunkte der polyhistorischen Aufgaben der Bibliotheken-Verwaltung wider die statutarischen Bestimmungen vieler Universitäts-Bibliotheken (z. B. Halle, Breslau, Bonn), nach welchen die leitenden Beamten dieser Büchersammlungen ausschließlich oder überwiegenden Theils aus den Lehrern der betreffenden

*) Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes mit Rücksicht auf die deutschen Universitäts-Bibliotheken. Leipzig, Teubner, 1871.

Hochschule zu entnehmen sind. Er bemerkt, daß die Besetzung dieser Stellen mit Fach-Professoren der Pflege und der Vermehrung des Bücherschatzes stets einen einseitigen Charakter verleihen muß, je nach den persönlichen Bedürfnissen und Lieblingsneigungen und jedenfalls der speziellen Fachkenntniß des mit dem Amte betrauten Professors; er weist darauf hin, daß die Bibliothekswissenschaft nach den Anforderungen der Neuzeit keineswegs mehr als bloßer Nebenberuf erfolgreich behandelt werden kann, sondern eine in den verschiedensten Fächern erworbene, weit umfassende Bücherkunde und ein bedeutendes Maß praktischer Uebung und Umsicht erheischt. Mit Nachdruck betont der Autor, wie wenig das Mißtrauen gegen Bibliothekare von Beruf dem Geiste der unparteiischen Wissenschaft und wie wenig es andererseits der wohlwollenden Voraussetzung entspricht, die man für jeden andern Beamten in jedem anderen Berufszweige zu hegen pflegt, der Voraussetzung nämlich, er verstehe seinen Beruf! Sollten denn Bibliothekare allein immerdar die Präsumption der Untüchtigkeit gegen sich haben? Daß diese Meinung ungerecht sei, hat der Verfasser an dem Beispiele von Jena zu erhärten gesucht; es dürften leicht noch andere Beispiele, gerade von den größten Büchersammlungen Deutschlands, herbeigezogen werden können. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Ausführungen des ungenannten Fachmannes an maßgebender Stelle und in geeignetem Falle Beachtung fänden! T. v. B.

— **Deutsche Sagen.***) „Neben den Großthaten des deutschen Volkes in unserer Zeit ist nichts so geeignet, eine echt deutsche, in ihren Grundlagen wie in ihren Zielen gleich feststehende Begeisterung zu schaffen, als die historische Bekanntschaft mit dem Geist und Wesen unserer Vorzeit. Und nirgend sind die dem deutschen Geiste von jeher nachgerühmten Tugenden bestimmter und anschaulicher ausgeprägt, als in den von dem dichtenden Volksgeiste selbst geschaffenen Sagen unseres Volkes."

Besser als mit diesen Worten der Vorrede wüßten wir die schöne Arbeit des Hrn. Richter dem Publikum kaum zu empfehlen. Diese Blüthen ältester und mittelaltlicher Poesie, die hier neugeordnet erscheinen, werden immerdar ihren Duft und ihre Frische bewahren, und wie sie einem jugendlichen Zeitalter entstammen, so wird ganz besonders stets die Jugend sich gern ihnen zuwenden, gern dem Zauber sich hingeben, der in der naiven abenteuerlichen, reichen Erfindung liegt, die grade durch die Schlichtheit, mit der sie vorgetragen wird, der Phantasie um so freieren Spielraum gestattet. Den schlichten, einfachen, treuherzigen Ton hat die Bearbeitung sehr glücklich zu treffen gewußt; er wird auch nie alterthümelnd, sondern bleibt natürlich. Die Sprache schmiegt sich dem Gegenstande an, wie ein bequemes passendes Gewand, so ganz zur Erscheinung gehörend, daß man eben darum es zu beachten fast vergißt. Die mitgetheilten Sagen sind folgende: Kaiser Otto mit dem Bart. — Der gute Gerhard. — Herzog Ernst. — König Rother. — Der Graf im Pflug. — Herzog Adelgar. — Roland. — Wartburgkrieg. — Tannhäuser. — Lohengrin.

In den Erläuterungen, die jedem Stücke beigegeben sind (in eine zusammenhängende Abhandlung gefaßt) hat der Verfasser sich bestrebt, „die Leser über Wesen und Werth der Sagen aufzuklären. Namentlich haben die kulturgeschichtlichen Elemente eingehende Berücksichtigung gefunden. Vielleicht daß dadurch das Interesse wach gerufen wird für eine Betrachtung der Geschichte, die nicht nur Fürsten- und Kriegsgeschichte ist, sondern dem Walten des Volksgeistes im öffentlichen, wie im häuslichen Leben nachspürt."

*) Erzählt und erläutert von Albert Richter. Mit einem Titelbild von W. Georgy. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 1871.

— **Die englischen Kriegs-Korrespondenzen von Forbes.** Die Tauchnitz-Collection britischer Autoren, die keine Gelegenheit versäumt, sich mit den interessantesten literarischen Erscheinungen der Zeit zu bereichern, hat kürzlich auch die von Archibald Forbes, als Korrespondent der Daily News und des Morning Advertiser, geschriebenen und von ihm für die Ausgabe in Form eines Buches umgearbeiteten Briefe und politischen Betrachtungen in zwei Bänden abgedruckt und dem Publikum des Kontinents zu billigem Preise zugänglich gemacht.*) Trotz der Ueberschüttung mit deutschen Geschichtserzählungen des Krieges — jede Woche bringt uns noch immer neue Vermehrungen dieser bereits furchtbar angewachsenen Bibliothek mit den obligaten Feldherren- und Schlachtenbildern — wird man diese unbestochenen, ehrlichen Darstellungen eines englischen Augenzeugen der deutsch-französischen Kämpfe auch in Deutschland mit Genugthuung lesen. Vorzüglich der vierte (Schluß-) Abschnitt des Buches, welcher jedem der beiden Theile, den „Besiegten" und den „Siegern", ein besonderes Kapitel widmet, kann als ein zusammenfassender, objektiver, jedoch um so eindrucksvollerer Rückblick gelten, der mit der glorreichen Heimkehr des Kaisers Wilhelm und der Garde-Landwehr in Berlin abschließt. Die drei vorhergehenden Abschnitte haben folgende Ueberschriften: 1) „Die Schläge des Schmiedehammers" (The Strokes of the Sledge-hammer), beginnend mit Saarbrücken und endigend mit Sedan; 2) „Metz"; 3) „Paris."

— **Labouchère's Tagebuch der Belagerung von Paris.** Das Tagebuch, welches der Engländer Henry Labouchère während der Belagerung von Paris geführt und dessen einzelne Blätter zu jener Zeit mittelst Luftballons nach London zu schaffen gelungen war, ist in den Daily News und daraus fast in allen Zeitungen Europas und Amerikas mit Vergnügen gelesen worden. Auch von diesem Tagebuch erscheint jetzt eine deutsche autorisirte Ausgabe**), deren erste Lieferungen uns vorliegen und die wir als eine unterhaltende Lectüre empfehlen.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue des deux Mondes, die aus dem Kultur-Schiffbruche von Paris als ein armseliges, verstümmeltes Wrack hervorgegangen, bringt in ihrer nachträglich erschienenen Lieferung vom 15. Mai einen Artikel mit der Ueberschrift La discipline prussienne: l'instruction obligatoire et le militarisme en Allemagne, aus der Feder eines gewissen Albert Sorel. Wir wollen hier aus diesem Artikel einige Phrasen zur Kennzeichnung des Verfassers mit-

*) My Experiences of the War between France and Germany, by Archibald Forbes. Leipzig, Tauchnitz-Edition (383 und 400 p.)

**) Leipzig, Verlag von F. Löwe.

theilen, dessen Arbeit von einem nichtdeutschen Organe, der in Amsterdam erscheinenden historisch-politischen Zeitschrift „Onze Eeuw", herausgegeben von H. Tiedeman, folgendermaßen charakterisirt wird: „Der Artikel des Herrn Sorel ist hier und da so possierlich, daß wir darüber in Lachen ausbrechen mußten; doch kann man andererseits auch daraus lernen, wie die Franzosen Ideen zu bilden und sie in eine gewisse Form zu bringen wissen, ohne von den Sachen, über welche sie schreiben, das Geringste zu verstehen." — „Aller Schulunterricht in Deutschland", sagt Herr Sorel, „hat lediglich die Aufgabe, die Jugend darüber zu belehren, daß jeder gute Unterthan seinen Fürsten lieben, das Ausland hassen und an dem Kriegsruhme des Vaterlandes mitarbeiten muß." . . . . „Die großen, in Deutschland zahlreichen Zeitungen dringen nicht in die Masse des Volkes. Sie sind eng gedruckt und konfus in der Darstellung. Von den Bauern werden sie wenig gelesen und noch weniger verstanden." . . . „Die Deutschen sind von Natur nicht edelmüthig. Bei der Art von Schulunterricht, den sie erhalten, können dergleichen Charaktere nichts abbekommen von jenen humanen Gesinnungen und kosmopolitischen Ideen, deren Mangel uns bei ihnen so empfindlich verletzt hat. Nicht etwa daß sie grausamen Temperamentes sind und in ihrem Privatleben einer gewissen brutalen Gutmüthigkeit (d'une certaine bonté brutale) entbehren, aber sie sind dazu erzogen, von oben die Parole zu empfangen, welcher sie unbedingt Folge leisten." . . . „Nach der Schlacht von Sedan glaubte Deutschland an den Frieden. Der König aber erklärte, daß man den Krieg fortsetzen müsse; die Armee gehorchte und das Volk resignirte. Die Gelehrten des Herrn von Bismarck bewiesen, daß Deutschland territorialer Bürgschaften bedürfe. Der König erklärte darauf, daß der Frieden um diesen Preis zu haben sei, und das Volk ließ sich auf Untersuchung jener ehrgeizigen Sophismen gar nicht ein, sondern glaubte daran, wie es bisher gethan, und ließ sich tödten, ohne darüber nachzudenken. Der König hatte gesprochen, und dies genügte."

Amerikanische Blätter sprechen einerseits ernste Besorgnisse aus, daß die Hauptstädte und industriellen Mittelpunkte der Vereinigten Staaten ähnlichen communistischen Bewegungen und Umsturzversuchen, wie sie in Paris stattgefunden, entgegengehen, während andere Blätter davor warnen, daß sich die amerikanische Regierung von diesen Besorgnissen zu Repressivmaßregeln hinreißen lasse, die mit dem Geiste der republikanischen Regierung im Widerspruch seien. Eines der erstgedachten Blätter, ein nichts weniger als illiberales Organ, der New-York Herald, sagt: „Wir lieben die Freiheit zärtlich, aber wenn sie jene fürchterliche Gestalt annehmen sollte, so sagen wir, hängt sie, erdrosselt sie — wenigstens schafft sie aus dem Wege! Auch wir haben unsere großen Städte. Lasset uns die Augen offen halten! Diese neue Art von Vandalismus nimmt gefährliche Dimensionen an. Es mag für London nothwendig werden, die Schurken auszutreiben. Wenn sie London austreibt, so werden sie hierherkommen. Können wir ihnen mit Sicherheit Zuflucht gewähren? Wir bezweifeln dies. Kein wildes Thier ist so schrecklich, wie die menschliche Bestie. Die Civilisation sei auf ihrer Hut! Wir wissen aus Erfahrung, daß Ungeziefer getödtet werden muß."

Der Newyorker „Demokrat" bemerkt hierzu: Hoffentlich werden vom gesunden Verstande des amerikanischen Volkes diese Insinuationen cum grano salis aufgenommen werden, und wird dieses sich nur von den Rücksichten seiner eigenen Sicherheit leiten lassen. Aber ohne Einfluß auf die hiesige Arbeiter-Bewegung wird die europäische Communisten-Hetze ohne Zweifel nicht bleiben, da wie bekannt, auch hier die „Internationale" ihren Anhang hat. Agitatoren von dem Stoffe und dem Einflusse des Herrn Wendell Phillips werden vielleicht einsehen lernen, daß sie mit einer gefährlichen Waffe spielen, wenn sie dem Volke von „dem Hängen einiger Millionäre" vorreden."

In Brüssel haben am 12. Juni die vierzig vlamischen Gesellschaften der Hauptstadt, an deren Spitze die „Jungen Liebhabertheater-Freunde" standen, einen großartigen Umzug in altniederländischen Kostümen veranstaltet. Das Ganze stellte den Siegeseinzug des Herzogs Johann I. von Brabant dar, und war darauf berechnet, im Volke die historischen Erinnerungen an die große Vergangenheit Flanderns und Brabants neu zu beleben. Herzog Johann I. von Brabant war nicht bloß ein tapferer Ritter, sondern auch ein berühmter Minnesänger seiner Zeit. Nach beiden Richtungen, mit dem niederdeutschen Schwert und mit dem „Dietschen Minnezang", hat er den Einfluß der Wälschen in seinem Lande bekämpft. Es war daher die Erinnerung an ihn zugleich eine Demonstration zu Gunsten der germanisch-niederländischen Bevölkerung Belgiens und ihrer nationalen und politischen Rechte. Der Umzug hat in den hauptsächlich von Vlamingen bewohnten niederen Theilen der Stadt einen außerordentlichen Jubel erregt und wird dort gewiß nicht ohne gute Folgen bleiben. Dagegen hat der obere Theil der Stadt, der mehr von Wallonen bewohnt ist, sich sehr theilnahmlos bewiesen, und sowohl das königliche Schloß als das Rathhaus von Brüssel hat den Umzug und die damit bezweckte Demonstration gänzlich ignorirt.

Der Tag des Friedens-Dankfestes in Deutschland, der 18. Juni, zugleich der Jahrestag der Schlacht von Belleallиance-Waterloo, ist auch in Belgien vielfach gefeiert worden. Im vlamischen Konst-en Letterbond von Brüssel sprach bei einem Festmahle Hendrik Conscience begeisternde Worte über die neue niederdeutsche Kunstbewegung, deren musikalische Seite von dem beliebten Componisten Benoit und dem geschätzten Liederdichter Em. Hiel durch ebenso anregende, patriotische Reden vertreten war.

Die „Zeitschrift für deutsche Philologie", von Höpfner und Zacher*), bringt im Heft 1—2 ihres dritten Bandes zwei nachgelassene Arbeiten über die Literatur des Mittelalters, von dem auf dem Felde der Ehre zu Mars la Tour, am 16. August 1870, gefallene Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Julius Brakelmann und zwar 1) über die von ihm auf der Pariser Bibliothek aufgefundenen Nithard-Handschrift mit den berühmten Eidschwüren von Straßburg aus dem Jahre 842, und 2) über das von Ernst Martin, ebenfalls nach einer Pariser Handschrift, herausgegebene didaktische Gedicht aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts: le besant de Dieu, von Guillaume le Clerc de Normandie.

*) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1871.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 8. Juli 1871. [Nº 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

R. Haym: Die romantische Schule.*)

Haym hat sich durch dieses Werk ein großes Verdienst erworben, indem er zum erstenmale die Anfänge der romantischen Schule nach den Quellen in wirklicher authentischer Weise darstellt und uns die Bewegung von der „Goethe'schen zur Tieck'schen Dichtung, von der Fichte'schen zur Schelling'schen Philosophie, von dem Pietismus der Brüdergemeinden zur Religionsverkündigung Schleiermacher's" schildert. Es sind dies nur die Anfänge der romantischen Schule, aus denen, nach unserer Meinung wenigstens, ein definitives Urtheil sich kaum gewinnen läßt. Die Fortentwickelung der romantischen Doctrinen war allerdings nur nach einer Seite hin ein wirklicher Fortschritt, mit der Alles zusammenhängt, was überhaupt auf literarischem und künstlerischem Gebiete sich Anerkennung errungen, auf der andern Seite ein Stillstand, ein Verwesungsprozeß, dem jene Romantik ihr Dasein verdankte, gegen die der Kampf der vierziger Jahre gerichtet war, die Ueberpinselung der verblichenen Vergangenheit mit den disharmonischen Farben der Gegenwart, die Restauration und Reaction, der sich die jungdeutsche Revolution entgegenstellte.

Auch die Anfänge der Romantik waren eine Revolution und als solche unproductiv. Mit den Klassikern hatte eine Epoche der deutschen Literatur abgeschlossen, deren letzte und höchste Blüthe sie waren, eine Epoche, die man kurzweg als die des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen kann. Denn unser Klassicismus steht mit den Literaturen der andern europäischen Völker während dieses Säculums in der allerengsten Verbindung, er ist die schönste Frucht der Aufklärung, nur mit dem Unterschiede, daß, da einmal die Poesie mit dem ganz abstracten Menschenthume nicht auskommen kann, diesem als Normativmensch der concrete Grieche substituirt wurde, indessen die reine Abstraction in Kotzebue ihren moralischen Bankerott erlebte. Die französische Revolution ist nur die Consequenz der Aufklärungstheorien, und so die Romantik die Consequenz des Klassicismus, in welchem Sinne sie vortrefflich von Julian Schmidt charakterisirt worden ist. Goethe und Schiller gleichen jenen aufgeklärten Fürsten, den philanthropischen genialen Despoten, einem Joseph II., einem Friedrich II. Die Romantik faßt nun die Sache ernst und praktisch an, sie will wirklich die ästhetische Erzieherin des Menschengeschlechtes werden; sie will aus Doctrinen Literaturen erzeugen, wie Robespierre und St. Just den Staat nach ihrem Principe zuschneiden wollten; sie schleppt die heruntergekommene Literatoren-Aristokratie der verflossenen Jahrzehnde zur Guillotine einer erbarmungslosen Kritik und muß zuletzt doch ihre totale Unfruchtbarkeit erkennen. Es tritt ein Mann auf, der Ordnung stiftet, Alles noch einmal zusammenrafft, ein System schafft, das den Traum der Romantik in gewisser Weise verwirklicht, wenn er auch die Romantiker selber zu Paaren treibt: Hegel. Aber auch in ihm liegt die Negation verborgen, sein Reich fällt auseinander, Philosophie und Poesie zerstören sich selbst, sämmtliche Ideale werden vernichtet, und nun endlich ist Raum für eine neue Welt. Der deutsche Staat ist emporgewachsen. Auch eine wahrhaft deutsche Kunst? Wenn es sicher ist, daß der deutsche Staat nur Verwirklichung alles dessen ist, was jene Männer träumten, obgleich er von jenen Träumen natürlich so verschieden ist, wie der Diamant selber von einer Beschreibung dieses Edelsteins, mit der sich Einer begnügen müßte, der ihn nie gesehen — so wird auch eine wirklich deutsche Kunst die Ansprüche der Romantiker zu realisiren haben.

Was war denn nun das romantische Kunstwerk? Es tritt uns in zwei Männern entgegen: einmal in Friedrich Schlegel, das anderemal in Ludwig Tieck. Wir reden hier nicht von Schlegel's Lucinde, diesem ohnmächtigen Versuche, sondern von seinen Theorien. Tieck's höchste romantische Leistung ist der Kaiser Octavianus. Anscheinend steht dieser weit über den vergeblichen Dichtermühen Friedrich Schlegel's, aber auch nur anscheinend! im Grunde ist das Resultat dieses langathmigen Gedichtes nicht gar viel weiter her, und es ist weit interessanter durch seine Absichten, als durch sein wirkliches Dasein. Tieck war der denkbarste Gegensatz zu Friedrich Schlegel, dieser wollte die Einheit des Gedankens, jener die Einheit der Stimmung. So wandten sie sich denn naturgemäß dahin, wo beides zu finden war, Schlegel an die Philosophie und Tieck an die Musik. Dem guten Tieck stehen die meiste Zeit „Gedanken zu fern." Leider aber ward das Verhältniß zwischen diesen beiden Künsten (mag auch die Philosophie einmal unter diesem Namen gehen) und der Poesie in unproductiven Köpfen zu Stande gebracht. Alle wahre Productivität ist Poesie, wie schon der Name ansagt. Hätten sie mit ihrem Hange Productivität verbunden, so hätten sie beide mit dem Auge des Poeten angeschaut oder was dasselbe sagen will, beides in der wirklichen Welt geschaut und so wäre ein wahrhaftes Kunstwerk zu Stande gekommen. So aber sahen sie die schon vorhandene Poesie, will sagen Goethe, mit dem Auge des Philosophen oder Musikers an und experimentirten daran herum, der Eine am Wilhelm Meister, der Andere am Faust, das eine ein Roman, der andere in Wahrheit ein lyrisches Gedicht. Von dem Romane „Wilhelm Meister" holte Friedrich Schlegel den Begriff des Romantischen. Ein rohes Durcheinandermantschen nannte es später spottend Tieck.

*) Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes, von R. Haym. Berlin, Rudolph Gärtner, 1870.

In Wahrheit war es die Sehnsucht, der formalen Poesie der Klassiker einen tieferen, wahrhaft unendlichen Inhalt zu geben, wie er der neueren Zeit gezieme. Diese Zeit war aber politisch die der größten Verkommenheit. Ein Drama ist da unmöglich, und nur Lyrik und Roman sind denkbar. So schwankt denn alles zwischen diesen beiden hin und her. Das Vollendetste, was Goethe geleistet, ist Faust und Meister. Die höchste Lyrik ist aber die Musik selber, und die eigentlich unanfechtbaren Kunstwerke hat uns der große Beethoven in jener Epoche geliefert; der tiefsinnigste Roman ist eine Philosophie, die die Geschichte des Daseins selber erzählt, und ihn hat Hegel geschrieben. Die Romantiker hatten nun das Gefühl, das hier in Philosophie und Musik noch mehr Inhalt sei, als in der klassischen Poesie, und so unternahmen sie es, ein Kunstwerk zu schaffen, in welchem sich Alles vereinigen sollte, obgleich sie in Wahrheit nicht über Lyrik und Roman, wie sie vorlagen, hinauskamen, ja kläglich hinter diesen zurückblieben. Es will uns bedünken, als wenn das, was Tieck gewollt, heutzutage geleistet sei, nur, der großen Zeit entsprechend, im Drama. Das musikalische Drama Richard Wagner's giebt uns die Einheit der Stimmung, den unendlichen Inhalt der Musik in Verbindung mit der Poesie. Er hat dieses musikalische Drama als das einzig mögliche proklamirt. Gegen diese Theorie können wir uns getrost auf die Analogie der Romantiker berufen. Das lyrische Gedicht, die Instrumentalmusik erzählt uns, was erlebt werden und bringt uns dieses fertig dar — der Held der Oper erlebt gleichsam in seinem eigenen Innern Symphonien. So wird auch das wahre Drama, während Roman und Philosophie von einer Weltanschauung erzählen, vor unsern Augen gleichsam den Helden zum Philosophen werden lassen; denn dazu läßt es ihn leiden, daß sein Auge sehend wird und Erkenntniß ihn überkommt. Diese aphoristischen Bemerkungen wollen nur gegen eine Anschauung streiten, wonach unsere ganze große literarische Vergangenheit überwunden ist. Im Gegentheil wird man dort immer wieder anknüpfen müssen, wenn man über eine Kunst des bloßen täglichen Bedürfnisses hinaus will.

Was den Gang der Haym'schen Darstellung betrifft, so erzählt er uns zuerst von den ersten Dichtungen Tieck's bis zu seiner Verbindung mit Wackenroder. Dann werden uns die beiden Schlegel vorgeführt und im jüngeren der eigentliche Gründer und Doctrinair der Schule nachgewiesen. Einen „Seitentrieb der romantischen Poesie" lernen wir in Hölderlin, eine „Weiterentwickelung" in Novalis kennen. Uns will bedünken, als hätte Novalis noch etwas eingehender betrachtet werden können. Haym unterwirft die unerschöpfliche Gedankenfülle dieses Johanneischen Geistes einer im Voraus festgesetzten Systematik und unterschätzt ihn deshalb oft. Dieser war gewissermaßen die ganze deutsche Philosophie in Eins, allerdings im embryonalen Zustande. Was er unter Roman verstand, ist der beste Beleg für unsere oben ausgesprochenen Ansichten. Schleiermacher erobert für die Romantik auch das Gebiet der Theologie. Schelling giebt ihr eine wenigstens anscheinend systematische Philosophie. Im letzten Kapitel endlich wird die „Befestigung, Ausbreitung und Vertheidigung des romantischen Geistes" behandelt, hauptsächlich das Verdienst A. W. Schlegel's, der durch seine Berliner Vorlesungen den mächtigsten Einfluß auf das große Publikum gewann.

Wir können uns nicht enthalten, zum Schluß ein Beispiel der Ungerechtigkeit anzuführen, mit der selbst ihr Historiker die Romantiker behandelt. Ueber den ersten Cursus dieser Vorlesungen sagt er: „Es würde Eulen nach Athen tragen heißen, wenn man noch heute diesen Theil der Schlegel'schen Vorlesungen veröffentlichen wollte. Durch die Hegel'schen Vorlesungen, durch Arbeiten, wie namentlich die Vischer'sche, ist das überflüssig geworden. Allein das Meiste von dem, was noch heute den Körper der Aesthetik ausmacht — das Stoffliche sowohl wie die leitenden Ideen — findet sich bereits in dieser Schlegel'schen Kunstlehre, und in der richtigen Oekonomie, in dem Reiz der Darstellung, in echter und edler Popularität dürfte dieselbe alle ihre Nachfolgerinnen übertreffen." Wir sollten meinen, bei solchen Vorzügen verdiene sie dreimal veröffentlicht zu werden, zumal in einer Zeit, wo alle möglichen vergessenen Scharteken in neuen Auflagen auf den Markt gebracht werden. H. H.

Levin Schücking: Luther in Rom.*)

„Die Fluth der Poesie wirft an den Strand
Manch bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen:
Die Knaben-Recensenten schrein:
„Ein neuer Stein! ein Edelstein!"
Und von den Perlen wird — geschwiegen."

Diese Klage Rückert's hat auch für unsere Tage noch ihre volle Berechtigung, obgleich die eigentlich „bösen" Recensenten ausgestorben zu sein scheinen; aber das geflissentliche Ignoriren des wirklich Bedeutenden gegenüber dem Ueberpreisen des Unbedeutenden, das sich irgendwie hervorzudrängen weiß, wirkt ebenso verhängnißvoll wie die böswilligste Kritik.

Zu den ungerecht „beschwiegenen" Werken rechnen wir auch die von Levin Schücking, die freilich, trotz der Zurückhaltung, die die Kritik ihnen gegenüber beobachtet, im Publikum sich viele und warme Freunde erworben haben, unter all' denen wenigstens, die im Stande sind, die Fähigkeit Schücking's nicht nur für Schilderung verschiedenartigster historischer Charaktere, sondern auch für die ganze sie umgebende geistige und fast möchte man sagen, körperliche Atmosphäre zu würdigen, die ferner sich zu erfreuen vermögen an einer edlen, gedankenreichen, gediegenen Sprache, die getragen wird von einer dem Idealen in jedem Sinne zugewandten Auffassung, einer Auffassung, die zu den nihilistischen Voraussetzungen unserer modernen Romanceros den wohlthuendsten Contrast bildet.

Auch das neueste Werk Levin Schücking's: Luther in Rom theilt in hohem Maße die erwähnten Vorzüge, wenn auch, wie wir gleich vorausschicken wollen, der eigentliche Roman, d. h. die Handlung, nicht so lebensvoll ist, wie wir dies sonst bei Schücking gewohnt sind, sondern von dem überwältigenden Gedankeninhalt mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Luther in Rom! Der Titel schon bezeichnet, welche weltbewegenden Gegensätze das Buch zur Sprache bringt, jenen Conflict, der, in seiner ganzen Tiefe erfaßt, als der Dualismus bezeichnet werden könnte, der von jeher die ganze Menschheit in zwei feindliche Lager gespalten hat, und der auch in unsern Tagen wieder mächtig die Geister rüttelt und keineswegs als schon ausgekämpft anzusehen ist. — Gerade dies aber, daß die in dem Buche geschilderten Kämpfe noch in die Gegenwart hinüberreichen und jede Brust erbeben machen in Parteinahme für die eine oder die andere Fahne, hat den Verfasser gehindert, in seiner Darstellung die historische Objektivität walten zu lassen, die wir sonst an ihm bewundern. Auch die Sprache, so schön und wohlgepflegt sie an sich auch ist, entbehrt doch völlig des historischen Colorits. Offenbar geschah dies mit Absicht. Es sind ja noch genug Reden

---

*) Roman in drei Bänden. Hannover, Karl Rümpler, 1870.

Luther's und seiner Zeitgenossen, ja traditionelle Aeußerungen aufbewahrt, um die eigenthümlich markige und naive Ausdrucksweise des großen Reformators reproduziren zu können, besonders für den, der darin so Meister ist, wie Levin Schücking. Er hat es aber vorgezogen, statt seinem Werke eine realistische Färbung zu geben, das Ganze vielmehr in eine ideale Sphäre zu rücken, in der äußerliche Zufälligkeiten und Besonderheiten in den Hintergrund treten.

Anknüpfend an die Thatsache, daß Luther als Mönch eine Zeit lang sich in Rom aufgehalten hat, will der Verf. darstellen, welche Eindrücke das damalige Rom auf das empfängliche und seinem großen Ziele entgegenstrebende Gemüth des eifrigen jungen Mönchs hervorbringen mußte. Er läßt ihn mit den Größen jener Welt in persönliche Berührung kommen, und überschreitet damit durchaus nicht das Recht des historischen Romans. Ob Rafael, bekanntlich mit Luther in demselben Jahre geboren, in Rom je mit ihm zusammengetroffen ist, das hat die Geschichte nicht aufbewahrt; sicher ist, daß des Künstlers Hauptwerke damals schon Rom schmückten. Ob — eine solche Begegnung angenommen — diese beiden Geistesheroen gerade so, wie es hier dargestellt ist, über ihre Aufgaben, wie über die Probleme ihrer Zeit überhaupt, sich ausgesprochen haben, darf man wohl bezweifeln, da erst das Bildungsferment der dazwischen liegenden Jahrhunderte dazu kommen mußte, um uns, die Epigonen, klar in den ewigen Weltzusammenhang jener großen Aufgaben blicken zu lassen, deren mehr unbewußte, aber vom Geiste getriebene Träger Jene waren; sicher ist, daß für uns die Ideen, die von ihnen repräsentirt werden, nicht klarer, prägnanter und schöner ausgedrückt werden konnten, als es hier geschehen ist.

Der eigentliche Roman, in dem Luther handelnd nur als Nebenfigur auftritt, nur äußerlich mit den Ereignissen verbunden, schildert die Schicksale eines deutschen Fürstensohnes, der, eines Prozesses mit den Augustinermönchen wegen, nach Rom gekommen, dort fast den Intriguen und der hinterlistigen Grausamkeit der Dominikaner erliegt, denen er freilich mit großem Leichtsinn in die Falle gegangen ist; im letzten Augenblicke wird er durch die muthige Dazwischenkunft eines deutschen Bürgermädchens gerettet, die in verschwiegener Liebe ihm zugethan, ihm in Knabenkleidern gefolgt ist: sie stirbt an der Wunde, die sie bei der Befreiung des Helden davon getragen, während dieser selbst mit einer schönen italiänischen Gräfin entflieht, die eigentlich in direkter Linie von Friedrich II., dem großen Hohenstaufen-Kaiser, abstammt. Diese stolze Schönheit, die, um sich vor leidenschaftlichen Bewerbungen, die ihr lästig sind, sicher zu stellen, mit kaltem Blute — sich einer Leiche antrauen läßt, ist wohl die am wenigsten gelungene Figur des Ganzen, es ist eben kein wahres Leben in ihr. Das Faktum, daß Mönche, ihrer Zwecke willen, solch' einen widernatürlichen Scheinbund eingesegnet haben, mag auf historischem Grunde beruhen, doch wird dadurch nicht das Widerstreben gemindert, das wir der Heldin gegenüber empfinden, die sich ohne absolut zwingende Gründe zu einem solchen Schritte entschließt. Die meisten Nebenfiguren jedoch, wie der römische Prokurator Caliste und seine Gattin sind liebenswürdig gezeichnet.

Den Schluß des Ganzen bilden Auszüge aus einem Buche Kaiser Friedrich's II. von Hohenstaufen (des Ahnherrn der Gräfin Corradina) das der geächtete und verfolgte Kaiser in der Verbannung geschrieben, und das nun der Verf. den Bruder Martin mit sich zurück über die Alpen nehmen läßt, da die Gedanken-Goldkörner, die es enthält, den Reformator bei seinem gewaltigen Werke fördern und unterstützen; und so soll diese goldene Aussaat aufgehen zunächst in Deutschland, von woher der Samen stammte.

Wir wiederholen es: der Roman enthält eine reiche Fülle von Gedanken, die gerade für die Gegenwart von höchster Tragweite sind. Noch ist das Werk Luther's nicht abgeschlossen, die endliche Gestaltung der Religionen ist auch für uns noch eine Frage der Zukunft und wird vielleicht immer eine solche bleiben; ist doch nach Lessing's Ausspruch für uns unvollkommen organisirte Sterbliche das Streben nach Wahrheit weit köstlicher als der Besitz derselben, und in diesem Streben begegnen sich die besten Geister aller Zeiten — aller Stände — aller Religionen — die Geister, von denen die heilige Schrift sagt, daß sie hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Zum Beweise dessen, seien hier nur einige der Gedanken Friedrich's II. wiedergegeben.

„Wollt ihr die Freiheit bringen, so vergeßt nicht, daß ihre Nährmutter die Bildung ist. Ein glaubensloser aber gebildeter Mensch steht Gott näher, als der rohe, der voll Glaubens ist. Denn jener kann die Liebe haben, dieser aber nicht."

„Vor Allem drängt euch nicht zum Märtyrerthum. Die in der Schlacht Gefallenen vergrößern nur den Triumph des Siegers und jeder Ueberwundene steigert seinen Stolz. Sich einer guten Sache zu erhalten ist weiser, als sich für sie erschlagen zu lassen, und ein lebender Bekenner der Wahrheit ist mehr werth, als die Asche von tausend todten."

„Es ist leichter, ein großes Ziel zu erreichen, als wenn ihr's erreicht habt, bei ihm stehen zu bleiben. Zu jenem gehört nur Muth, zu diesem die Selbstbeherrschung. Habt ihr ein Großes gethan, so kommen die, welche Größeres von euch verlangen, und heischen das, was jenseits eures Zieles liegt und für das eure Zeit nicht werth ist. Mit den Vorwürfen der Feigheit und Halbheit wollen sie euch spornen, das Unerreichbare zu erringen und dies Streben wird euch um das Erreichte bringen."

Wahrlich, Schücking hat Recht, Friedrich den ersten der Reformatoren zu nennen! M. St.

Das geistige Leben im Elsaß vor Ausbruch des Krieges von 1870.

Wenn große Veränderungen in der Atmosphäre vor sich gehen, pflegen sie durch einzelne äußere Anzeichen vorher verkündigt zu werden. Das ist in der geistigen Atmosphäre der Menschen ebenso wahr, als in der Natur. Wie jener Blitzstrahl, der im Juni 1870 den Wachtposten an der Rheinbrücke bei Straßburg traf und den Tod eines dort stationirten Soldaten herbeiführte, so haben auch geistige Vorgänge im Elsaß angedeutet, daß etwas Neues im Anzuge sei, weil die Vertreter des bestehenden geistigen Zustandes, mochten ihrer noch so Tüchtige vorhanden sein, von einer Art Mattigkeit ergriffen waren, als drücke auf die Spannkraft der Nerven die Schwüle der Luft vor einem Gewitter. Das specifisch französische Element unter den Geistern des Elsasses hat sich gerade in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der Katastrophe auffallend lässig gezeigt. Es wurde auch im Kreise dieser Männer viel individuell gearbeitet und manches sehr Erhebliche geleistet, aber die Thätigkeit der einzelnen Gruppen war lahmer geworden; über nicht Wenige schien das Bewußtsein gekommen, als arbeite man doch umsonst, als sei man von den Interessen der Bevölkerung nicht hinlänglich unterstützt.

Dieses Phänomen hat sich am Stärksten in Straßburg selbst

kundgegeben. Denn Straßburg, obgleich nicht in allen Lebensrichtungen die bedeutendste Stadt der Provinz und in der Industrie zumal von den oberrheinischen Fabrikstädten überflügelt, ist doch der geistige Mittelpunkt des Elsasses. Es war der Sitz aller gelehrten Anstalten und Gesellschaften, der Hauptort der „circonscription académique“ für die beiden rheinischen Departements, d. h. für die gesammte Unterrichtsverwaltung derselben, welche unter dem Rector der Straßburger Akademie fungirte, und diese wiederum war in ihrer Residenz mit fünf Facultäten ausgestattet, während sonst von allen höchsten Bildungsstätten Frankreichs nur Paris die gleiche Anzahl vereinigt. In Straßburg's Mauern wirkten eine protestantisch-theologische, eine juristische, eine medicinische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche (faculté des sciences) und eine literarisch-philosophische Facultät (faculté des lettres). Keine derselben hat, unparteiisch betrachtet, des regen geistigen Lebens entbehrt, alle hatten ohne Ausnahme hervorragende Lehrkräfte aufzuweisen, und obwohl sie in sich selbst keine geschlossene Körperschaft bildeten, sondern nach neufranzösischer Art vereinzelt dastanden, muß man, der strengen Wahrheit gemäß, das Anerkenntniß aussprechen, daß die Straßburger Hochschule auch im 19. Jahrhundert sich ihren deutschen Schwestern nicht unebenbürtig gezeigt hat. Für die protestantisch-theologische Facultät, deren Professoren die „Canonici bei St. Thomä“ sind und angesichts von Männern wie der Dekan Bruch, wie Eduard Reuß, wie Carl Schmidt, deren Namen in Deutschland den besten Klang haben, braucht das kaum erst angedeutet zu werden; es ist aber auch für die übrigen Facultäten kaum minder wahr. An der medicinischen haben Fée, Küß (der jüngst verstorbene Maire), Stoeber (ebenfalls kürzlich mit Tod abgegangen), Ehrmann und mehrere gleich Tüchtige sich hervorgethan; die Pharmazeuten-Schule war durch den berühmten Botaniker Professor Kirschleger (Verfasser der Flore d'Alsace) würdig vertreten. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Facultät hatte an ihrem Dekan, dem Franzosen Lereboullet, ein geachtetes Haupt, und die literarische wurde durch den gelehrten Literarhistoriker Bergmann geleitet, dem eine ganze Phalanx bedeutender Talente sich anschloß. Unter den jüngeren Kräften war der geniale Fustel de Coulanges, der als Professor der Geschichte durch sein treffliches Werk „La cité antique“ sich auch in Deutschland Ansehen verschafft, im März 1870 an die Normalschule in Paris versetzt worden. Die Rechtsfacultät endlich, auf welcher der Bann des officiellen Universitäts-Programms am stärksten lastete, hat in Aubry, Lamache und Rau Männer besessen, welche dem Strom der großen wissenschaftlichen Bewegung Europa's nicht fremd geblieben waren.

Rechnet man zu diesen Facultäts-Professoren die große Menge von achtbaren Lehrkräften, welche das protestantische Prediger-seminar, das lutherische Gymnasium, das große und das kleine Seminar der Katholiken (zwei bischöfliche Anstalten), das kaiserliche Lyceum, welches jetzt in ein Staatsgymnasium nach deutschem Zuschnitt verwandelt wird, die Departements-Normalschule und verschiedene andere Schulen beherbergten, so bleibt sicher für Niemanden ein Zweifel darüber, daß die gute alte Stadt Straßburg auch unter französischer Herrschaft den Ruhm hervorragender Geistesbildung zu behaupten versuchte. Damit stimmt die Thatsache überein, daß viele berühmte Gelehrte, die sonst auch in Paris den Glanz ihres Namens hätten aufrecht erhalten können, in Straßburg sich zur Ruhe setzten, wie dies z. B. der eklektische Philosoph Jakob Matter, dereinst General-Unterrichts- und Bibliotheken-Inspektor, durch sein Werk über den Zustand Deutschlands um 1846 als einer der gründlichsten Kenner unseres Vaterlandes bewährt, einige Jahre vor seinem, leider schon 1864 erfolgten Tode gethan hat. Auch einzelne Privatgelehrte, deren Arbeiten weit über das Elsaß hinaus ehrenvolle Würdigung empfingen, erhöhten den Eindruck der Straßburger Geistesbildung. So unter der älteren Generation der ausgezeichnete Rußland-Forscher J. H. Schnitzler, dessen Buch „L'Empire des Tsars“ eine grundlegende Bedeutung hat; unter den Jüngeren der fleißige Paul Ristelhuber, welcher nicht bloß durch ästhetische Schriften und Uebersetzungen deutscher Klassiker, sondern vorzüglich durch sein historisch-topographisches Werk L'Alsace ancienne et moderne, sich bei allen Freunden des Elsasses eine wohlerworbene Anerkennung zu sichern wußte.

Auch das moderne Straßburg der Franzosenzeit war in der That reich an Intelligenz. Der Gedanke, diese mannigfachen Geisteskräfte in einer literarischen Gemeinschaft zu einer Gesammthätigkeit zu verbinden, hätte aller äußeren Wahrscheinlichkeit die fruchtbarsten Ergebnisse liefern müssen. Es ist auffallend, aber aus Gründen der Nationalität sehr wohl erklärlich, daß der Versuch hierzu sehr spät gemacht ward. Er ging, wenn nicht unmittelbar, so doch unzweifelhaft mittelbar von dem Niederrhein-Präfekten Migneret aus (im Amte vom April 1855 bis Oktober 1865), einem Verwaltungs-Chef, der sich bei all seinem imperialistischen Eifer um das Vereinsleben der Provinz ansehnliche Verdienste erworben hat. Denn Migneret hatte bald nach seinem Amtsantritt nicht davor zurückgeschreckt, die Blicke der Elsässer auf die Werke ihrer Väter zu richten, er war in eigener Person der Begründer jener „Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses“ (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace), welche seit dem 5. Dezember 1855, ihrem Eröffnungstage, mit der Wahrung und Pflege der Reste vaterländischer Vergangenheit betraut und rastlos eifrig beschäftigt war. Indem diese historisch-archäologische Gesellschaft nach dem klug angelegten Stiftungsplan zugleich landschaftlichen Verschönerungszwecken, also praktischen Interessen der Bevölkerung diente, hatte sie unverweilt große Theilnahme und Popularität bei den Elsässern errungen; sie wurde von der ganzen Provinz gestützt und getragen und kein Verein in derselben konnte sich entfernt mit dem ihr zuströmenden Ansehen messen. Die Straßburger „literarische Gesellschaft“ (Société littéraire de Strasbourg), deren Zusammentritt Migneret in Anregung brachte, hat es ebenfalls nicht vermocht. Sie sollte den unabweisbaren Tendenzen der vorgenannten gewissermaßen ein Gegengewicht leisten, dem französischen Elemente der Straßburger und der Elsässischen Geistesbildung vorzugsweise zum Ausdruck verhelfen, freilich mit aufmerksamer Rücksichtnahme auf die internationale Stellung, auf die Lage und die Gränzen der Provinz! Doch ward ihre Wirksamkeit statutarisch auf das Niederrhein-Departement beschränkt und zwar aus bester Absicht, weil man sie aus einer mit den Departements-Interessen stark verwachsenen Körperschaft hatte hervorgehen lassen. Diese ihre Mutter war die schon aus dem ersten Kaiserreich datirende „*Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin*“, deren Vorsitzender, Professor Lereboullet (der Dekan der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät), am 26. Februar 1861 die erste Versammlung der literarischen Gesellschaft eröffnete. Letztere war sogar in den ersten Monaten ihres Bestehens bloß eine Zweigabtheilung der „Gesellschaft für Wissenschaften, Ackerbau und Künste“ gewesen. Allein die Natur der Dinge hatte bald die völlige Abtrennung der literarischen Section herbeigeführt und die Pflege der Literatur war dadurch auf eigene Füße gestellt worden.

Etwas von dem Geiste der neuen Zeit, der man entgegen-

schritt, wehte schon an der Wiege dieser jungen gelehrten Körperschaft. Denn die bezeichnete Rücksicht auf die internationale Stellung, auf die Lage und die Gränzen des Elsasses hatte der zweite Artikel des Reglementsstatuts in die Erklärung gekleidet, daß die Gesellschaft ihr Streben vorzugsweise der französischen und der deutschen Literatur, sowie den Wechselbeziehungen beider zuwenden werde. Herr Lereboullet hatte das in seiner Eröffnungsrede bereits kräftig betont. Es ist aber ein Verdienst des elsässischen Patrioten Ludwig Spach, des Nestors der alsatischen Historik und Literatur, gerade die germanistische Seite der Vereinszwecke einsichts- und nachdrucksvoll hervorgehoben zu haben. Die Rede, die derselbe am 14. Mai 1861 über die Mission einer literarischen Gesellschaft in Straßburg gehalten hat, gehört zu dem Besten, was über die kulturhistorische Bedeutung alsatischer Wissenschaft, Literatur und Kunst gesagt worden ist. Nur ein Mann, dessen Geistesbildung an den geschichtlichen Denkmälern der Heimat sich emporgerankt hatte, war dieser klaren und scharfen Würdigung der civilisatorischen Aufgaben seiner Provinz fähig. Und nachdem bald darauf derselbe Spach erst eine Abhandelung über die neuere Reiseliteratur Deutschlands (von Pückler-Muskau bis auf Witte, Roßmäßler und Gregorovius), dann über den alsatischen Heros des Minnegesangs, über Meister Gottfried von Straßburg, gehalten hatte, wurde der Präsident der historischen unter dem 10. Dezember 1861 auch zum Vorsitzenden der literarischen Gesellschaft erwählt. Er hat beide Posten bis zum Ausbruch des Krieges von 1870 behauptet, und es mußte einem Präfektur-Beamten, dem Director des Departements-Archives, um so höher angerechnet werden, daß er vom Präsidentenstuhl aus fort und fort den Blick seiner Kollegen auf die Blüthen des deutschen Geistes gerichtet hat. Wer die 4½ Bände des „Bulletin de la Société littéraire“ durchblättert, findet in jedwedem Heft die Spur der germanistischen Thätigkeit Spach's, der nach und nach die gesammten Klassiker des deutschen Mittelalters, sowie die Koryphäen der neudeutschen Literatur der Versammlung vorführte.

Die Gründe, aus welchen diese dem germanischen Charakter von Stadt und Provinz so sorgsam entsprechende Leitung einer anfangs von den besten Kräften unterstützten Gesellschaft, die auch unter ihren Ehrenmitgliedern eifrige Freunde besaß, nicht diejenigen Erfolge erzielt hat, welche dem Unternehmen auf die Dauer einen hervorragenden Platz in der Kulturgeschichte des Elsasses angewiesen hätten, sind für den Kenner gar mannigfacher Art; sie sind sozialischer wie literarischer Natur, berühren aber auch den Kern der ganzen geistigen Situation, in die man durch die Französirung des Elsasses gerathen war. Jener Wetteifer der Kräfte, den die Reibung der Nationalitäten häufig zum Segen für ein Land gemischter Bevölkerung anregt, ist da viel weniger zu spüren, wo eben recht eigentlich kaum eine Mischung besteht, sondern bloß das Aushängeschild der Zustände mit dem breiten Pinsel fremdländischer Eigenthümlichkeit übermalt ist. Mag sich die Mehrheit der Eingeborenen diesem herrschenden Elemente noch so eng anschmiegen, — es bleibt immer eine Kluft zwischen der Volkssprache, Volksfühlung und Volkssitte und der politisch angenommenen Nationalität übrig, und wenn dies selbst auf dem Boden der Geschichte noch zurücktritt, weil die Dauer der Fremdherrschaft einen Grundstock gemeinsamer Staatsgeschäfte geschaffen hat, so macht es sich um so lebhafter geltend da, wo die Rechte der aufgegebenen Nationalität kulturhistorisch von selbst wiederaufleben, nämlich in der Literatur!

Die literarische Gesellschaft von Straßburg hat vor Allem an der Sprache ihrer Verhandlungen gekrankt. Indem Spach Tristan und Parzival, Werthers Leiden und Wilhelm Meister vor französischen und halbfranzösischen Zuhörern analysirte, hatte er in der That eine Sisyphus-Arbeit auf sich geladen. Diejenigen, welche der deutschen Bildung im Innersten nicht untreu geworden waren, bedurften, zumal im französischen Gewande, einer solchen Analyse wenig oder gar nicht, Diejenigen aber, welche ganz und ausschließlich den Geist der französischen Civilisation über sich hatten Herrschaft gewinnen lassen, konnten die volle Bedeutung der Behandelung dieser Stoffe in dieser Stadt (wie eines Gottfried's von Straßburg eben in Straßburg!) entweder nicht würdigen oder ihr den lokal-kulturhistorischen Werth nicht einräumen. Die Verhältnisse litten es nun einmal nicht, daß die Aufgabe der wechselseitigen Vermittelung der romanischen mit der germanischen Kultur in der französischen Atmosphäre eine ganz unbefangene Lösung erhalten durfte. Was Einzelne auch Vortreffliches leisteten, und in dieser Beziehung hat ein Ehrenmitglied, der lutherische Oberconsistorialpräsident Herr Theodor Braun, durch seine meisterhaften, den Geist der deutschen Dichtung tief erfassenden Uebersetzungen der versificirten Dramen Schillers den besten und großartigsten Anlauf gethan —: die Mehrheit einer für Straßburg und das ganze Elsaß so hochwichtigen Vereinigung versagte dem wackeren Streben der Oberleitung und einiger wahlverwandter Elemente ihre Unterstützung und zog sich von Jahr zu Jahr mit wachsender Theilnahmlosigkeit vom Schauplatze der Verhandlung zurück.

In den maßgebenden Kreisen Straßburgs wurde dieses Dahinschwinden der literarischen Gesellschaft recht wohl bemerkt. Man versuchte ihr von außen her wiederum Leben einzustößen. Die von dem strebsamen Unterrichtsminister Victor Duruy bei den Anstalten der „université de France“ eingeführten öffentlichen Vorträge (conférences publiques) vor den Angehörigen der gebildeten Klassen beiderlei Geschlechts wurden in Straßburg von der Behörde auf die literarische Gesellschaft übertragen. Sie wurden in den Jahren 1864—1867 mit ziemlichem Erfolge gehalten und hatten zumal 1864, wo neben Spach sich Bergmann, Waddington (Professor am protestantischen Seminar), Schnitzler, Gransart, Campaux und Goguel (vom protestantischen Gymnasium) mit ansprechenden Arbeiten betheiligten — Spach allein wiederum mit einem deutsch-literarischen Stoff „Lenz, der Nebenbuhler Goethe's“ — ein zahlreiches Publikum im großen Saale der Präfectur versammelt. Aber auf die Dauer hatte auch dieses Unternehmen nicht Bestand, und ebensowenig glückte der literarischen Gesellschaft ihr Versuch, Preise auf tüchtige literar-historische Abhandlungen zu setzen, obschon der Gedanke aus dem Schoße der Körperschaft selbst hervorgegangen war. Der Generalrath des Niederrhein-Departements verweigerte im letzten Jahre der Gesellschaft seine Subvention. Der offenbare Verfall der Gesellschaft ließ das Departement an dem ferneren Erfolge ihrer gemeinnützigen Zwecke verzweifeln.

Mit 53 ordentlichen und 6 Ehrenmitgliedern hatte die „Société littéraire de Strasbourg“ am 26. Februar 1861 ihre Sitzungen eröffnet, etwas war die Mitgliederzahl auch später noch gestiegen. Aber schon in den nächstfolgenden Jahren betheiligten sich kaum 20—30 Mitglieder noch, in den letzten Jahren regelmäßig kaum acht bis zehn, so daß die Sitzungen dann fast immer nur Privatbesprechungen etlicher Schöngeister glichen. Schärfer, als durch diese Zahlen, konnte der Verfall einer Vereinsthätigkeit, die doch an erster Stelle dem Franzosenthum zu Gute kommen sollte, nicht gekennzeichnet werden. Eine Gesellschaft, welche für die Aesthetik einen Bergmann, für Philosophie einen Matter, für Literaturgeschichte und Geschichte einen Spach, für Statistik

und Specialgeschichte Rußlands einen Schnitzler, für Linguistik den tüchtigen Goguel, für Pädagogik und Geistesgymnastik Männer wie Delcasso, Campaux und mehrere Andere, für Alterthumswissenschaft Fustel de Coulanges, für christliche Archäologie den Abbé Gerber, für Anthropologie einen Fée in ihren Reihen gehabt, ging an den ihr anhaftenden natürlichen Hindernissen und an dem Nichtzusammenwirken derer zu Grunde, welchen nach ihrer nationalen wie sozialen Stellung am ersten der Beweis obgelegen hätte, das französisch-literarische Element Straßburgs besitze einen gedeihlichen Schatz an Lebenskraft. Das Scheitern dieses Beweises war ein wichtiger Fingerzeig auf die Lage der Dinge im Elsaß. In einer am 8. Februar 1870 vom Präsidentenstuhl gehaltenen Rede hat Herr Spach die Tragik der Gesellschaft offen enthüllt.

Solches geschah kurze Zeit vor den ereignißreichen Wochen, in welchen der Kriegssturm an die Thore des alten Argentoratum pochte, kurz vor der gewaltigen Entscheidung, welche die ehrwürdige Hauptstadt des Elsasses dem deutschen Schwerte und dem deutschen Volke zurückgab!

Trauttwein von Belle.

Schweiz.

Eine Kriegs-Chronik.

Eine kleine, ganz allerliebste gelehrte Spielerei, jedenfalls berechtigter, als griechische und lateinische Oden, mit denen wir natürlich nicht verschont geblieben sind, ist die Schrift des verdienstvollen Germanisten Ernst Götzinger: Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen Tatschen Kriegs.*) Der außerordentlich hübsch getroffene naive Ton der alten Schweizer-Chronisten z. B. der Quelle zu Schiller's Tell, der Tschudi'schen Chronik, wird Jedem zum Herzen sprechen. Auch das Aeußere des Büchleins begünstigt die Täuschung. Auf dem Umschlag steht:

Ze Sangallen in der loblichen statt
Scheitlin und Zollikofer ditz büchlin verleget hat,
im jar do nach des heylands geburt
achtzechenhundert und Lxxi gezellet wurd.

und am Schluß:

hie hat ein end ditze nuwe und warhaffte chronik
vom tütschen krieg, ist getruckt in der loblichen
statt Sangallen durch Emilium Zollikofern,
buchtrucker, datum anno von Christi
menschwerdung mdccclxxi, von regie-
rung des miltesten kaisers Wilhelmi
merer des richs am ersten, ge-
schriben Sangallen in dem
namen gotz heilsamklich
amen.

Eine sehr gelungene Holzschnitt-Vignette zeigt auf dem Titelblatte und zwischen den Versen des Spruchgedichtes am Ende S. 19 das Bild des „mildesten Kaisers Wilhelmi". Als sein Vorbild bezeichnet Götzinger das alt buch Sabbata genant, so der erwirdig Johannes Keszler zu den groszen ziten der glaubensernüwerung hinder sich gelaszen. Und wil (weil) denn hüt, ir mini allerliebste kinder, ouch ziten sind, an denen gar sunderbare taten geschechend, so wil ich u. s. w.

*) St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer, 1871.

Höchst poetisch ist die Einleitung, die Schilderung des tiefen Friedens und der plötzlichen Störung desselben. Es folgen in großen Zügen die Zurüstung zum Kriege, das Verhalten der löblichen Eidgenossenschaft, die französischen Rüstungen, Weißenburg und Wörth, die Schlachten vor Metz, Sedan, die Pariser Revolution, Straßburg, Paris, Belfort. Wir heben Einiges heraus (S. 5.):

Und do die Tutschen hortend, dasz die Franzosen welten ir land mit krieg uberziechen, siche, so stundend sy uff als ein volk und suchtend harnasch und buchsen und nomend sy herab von der wand, und was der zug ires fuszvolks und rüter und stuck (Kanonen) so grosz und villicht gröszer denn (G. schreibt als, was sprachunrichtig ist) zu den ziten des kunigs Xerxes, und do die fursten und groszen herren fragtend, wer ir oberster sin wurd, sprach der pruszszenkunig Gott wird unser obrister sin, under den wellen wir uns begeben und vestenklich vertruwen; des locotenent wil ich sin, eigner person mit ziechen, by üch bliben, min lib und gut zu üch setzen und by üch laszszen. Des sich al hochlich erfrowt und un einig widerred wi zufriden gesin (gewesen). Es het aber der kunig zwen man by im die so tapfer und wis (weise) warend wie (l. als) David und Salomon, und biesz der erst Bismarkius, usz der altmark burtig, ein graf in Pruszszenland, der was der klugist under allem volk, und musztens all tun was er begert, und het er schon vor etlich jaren ein krieg mit Osterriche angebept (ob nicht richtiger angehaben? Doch wollen wir dem Kenner des Allemannischen sein partic. nicht bezweifeln) und gwunnen, der was des kunigs und richs kanzelaere. Item so biesz der ander Moltke, burtig usz Mikkelenburg, des kunigs zu recht hand im krieg, der wuszt alles vorusz was geschechen mocht und welt ich niemat raten mit disem allerfurtrefflichsten kriegsman ein strit anzefachen (anzufangen). — S. 6. Vom Reichstag: do schruwend (schrieen) all: lond (lasset) uns fur unser fryheit und er sterben, und zugend (zogen) zu iren fänlin und houptpanner, und sagt man, dasz es me denn sibenhunderttusend man gewesen sigen (seien) mit wagen, rossen, arzaten (Aerzten) und dienern fur die vorwundeten und siechen, ouch pfaffen, münch und nunnen, und sollend darzu kline buben sich angehenkt haben, die hat man aber wider anheim geschickt. Die frowen aber und die juncfrouwen sammeltent fur die armen wiber und kindlin, fur witewen und weisen ir kleinat und gespeng und kämend in die siechenhüser und spital und hulfend wes sy kuntend. Sehr reizend ist von Napoleon auf Wilhelmshöhe gesagt: — und schickt im die kunigin iren eignen liblkoch der muszt brodlen laszszen und braten und bachen (backen) was der kayser welt, und kennt ich samer potz granaten manig arm pfäfflin das gieng gern uff dasselbig schlosz, wann der kuchimeister darin wär und sang darby u. s. w.

Auch die humane und gerechte Anerkennung thut uns wohl, z. B. S. 13: und ist ze ware ze vermelden, dasz die grosz statt Babel ein swere zit gar dapfer durchgefochten, und hat sy zückas abgelegt, dasz sy *nit allein ein statt der laster, sunder ouch muter maniger tugenden ist.*.

Besonderes Lob erhält der Botschafter der Schweiz, Herr Kern.

Wie unser braver Schulmeister zu Sanct Gallen aber nicht bloß eine gelehrte Spielerei betreibt, sondern auch der Gegenwart und Zukunft gerecht wird, zeige folgende schöne Stelle S. 1 und ist Tütschland jetzt ein kaysertum, sam (wie) es zu den ziten kayser Barbarossae gewesen, meinend ouch die gelerten, dasz es raben so um den kyffhouser geflogen, ietzt furt und darusz gezogen, so kan ich üch nicht berichten, ob dasz mit der warheit gegloubt werde

muge, und vermein ich doch ettlich raben iemer noch ze sehenne; *wär sunst gut, wan das swarz gefugele* (Gevögel, daraus durch Mißverstand unser „Geflügel") *usz tütschen land vertriben wär.*

Hören wir noch einige Verse aus dem Spruche zu Ende des Büchleins:

stuck buchsen harnasch und gewer
gehoren wol zu kunigs er,
doch basz (besser) noch im die fryheit frumt
so von dem himel selber kumt.
fry hat den menschen gschaffen got,
nit zu der ritter und pfaffen spot:
al weltlich macht und rich zergat,
fryheit allein on end bestat.

F. S.

Griechenland und Türkei.

„Hellenicos philologicos Syllogos" in Konstantinopel.

II.

Welches ist nun das Heilmittel für diese traurige Lage? Wo werden wir dies finden? Um den Eifer und die Nachahmung anzuspornen, ist es unumgänglich nothwendig, die Centren der griechischen Kultur als ebenso viele leuchtende Herde zu vervielfältigen. In dieser Absicht haben gebildete, gelehrte Männer und die vornehmsten Handelsleute dieser Stadt vor acht Jahren unsere Gesellschaft gegründet und den Bau einer philologischen Akademie in Aussicht genommen, deren Sitz in Konstantinopel sein und deren stete Aufgabe und größte Sorge darin bestehen sollte, die orthodoxen Völker des Orients, besonders die Frauen, ohne Unterschied der Geburt und der Sprache, in der griechischen Literatur zu unterrichten. Alles war vorbereitet: Satzungen, Vorstände, Aufsichtspersonal, ja sogar die Briefe, welche unseren Brüdern im Auslande zugeschickt werden sollten, Briefe, die auch heute noch unserer ganzen Aufmerksamkeit und unseres Interesses würdig wären.

Unglücklicher Weise wartet die Schule, deren Gründung durch die politischen Ereignisse im Jahre 1862 verschoben worden ist, auf die mächtige Hand, welche ihr das Leben und die Bewegung geben sollte. Was unsere Gesellschaft anbelangt, so hat sie diesen Zeitraum von acht Jahren, Alles in Allem genommen, mit Glück durchlaufen. Meine Vorgänger haben Ihnen zeitweilig Bericht erstattet über deren Arbeiten in den sieben verflossenen Jahren. Der Augenblick ist gekommen, um Ihnen rasch die Werke dieses letzten Jahres vorzuführen.

Die Vorträge in unseren ordentlichen Versammlungen bewältigten sich mit der Literatur, der Archäologie, den Wissenschaften und den schönen Künsten. So hat Herr S. Butyras eine Arbeit vorgelesen über den Fortschritt des griechischen Studiums in Frankreich im Jahre 1868; Herr Basiadis hat Sie während verschiedenen Sitzungen über Sprachlaute unterhalten, besonders über die Kenntniß der Laute in der arischen Ursprache, über deren Verbindungen und Veränderungen, denen sie nach den phonetischen Gesetzen unterworfen sind, bei der allmählichen Entwickelung ihrer Töchtersprachen, des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen; er berichtete auch über den Maler Polygnotos von Thasos und über dessen Werke. Herr Paspatis hat Sie über die indischen Sprachen, besonders über das Hindostanische unterhalten; er hat auch verschiedene Inschriften zu Ihrer Kenntniß gebracht, von denen einige auf den Mauern von Konstantinopel gefunden wurden, andere auf den Grabmälern; wieder andere Inschriften sind Ihnen vorgelegt worden vom Dr. Millingen, von denen die einen zu Thomis (vulgo Constanza), die anderen in Larissa gesammelt wurden; der unermüdliche Nestor unserer Gesellschaft hielt ferner verschiedene Vorlesungen: die einen über die Rhabdomantie und über ein Relief, auf welchem diese dargestellt ist, das auf dem heiligen Vorgebirge des Bosporus gefunden wurde; und über die Zeichnungen auf gewissen cyrenäischen Gefäßen. Herr G. Sophoklis hielt über römische Philosophie; Abdulah-bey über organische Versteinerungen, welche in dem unteren Devonischen Erdreich des Bosporus gefunden wurden; Herr Prof. Dr. Maurogenis über den Schlaf und die Träume in physiologischer Hinsicht.

Die Discussionen über die Vorträge waren seltener, als in den vorhergehenden Jahren; seit einiger Zeit, ich muß es gestehen, zeigen viele Mitglieder für unsere Arbeiten eine bedauernswerthe Gleichgiltigkeit, indem sie den Zusammenkünften unserer Gesellschaft andere vorziehen, in denen man sich mit weniger nützlichen und weniger ernsten Dingen beschäftigt.

Mit dem Erfolge aber der öffentlichen Versammlungen müssen wir sehr zufrieden sein, welche zur großen Freude von Zuhörern, die in großer Zahl von allen Seiten herbeiströmten, jede Woche vier- oder fünfmal stattfanden und eine reichliche Quelle der Belehrung und nützlichen Einwirkung auf den nationalen Geist waren. In dieser Hinsicht schulden wir besonders dem unermüdlichen Eifer des Generalsecretärs, Herrn Lazopoulos, Dank, welcher in der Zeitung „Neologos" Berichte über jede Sitzung veröffentlichte. Die Gegenstände der öffentlichen Vorträge waren zahlreich und verschieden; Herr Basiadis lieferte eine Abhandlung über die öffentlichen Versammlungen bei den Alten; Herr Boutyras über die öffentlichen Versammlungen der Neuzeit; Herr Karatheodoris über Anthropologie; Herr Natte über das Natur- und das Handelsgesetz; Herr Lazopoulos über byzantinische Geschichte; Herr Pharsis über das Zeitalter des Perikles; Herr Aristoklis über Moral- und Naturrecht; Herr Spatharis über Experimentalchemie; die Herren Abdulah-bey und Basiadis über Geologie und Paläontologie; Herr X. Zographos über den Tabak und seine schädlichen Wirkungen; Herr Baphiadis über die antike Malerei in Griechenland und in Italien.

Das waren die wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten unserer Gesellschaft im eben verflossenen Jahre; wenn dieselben nicht zahlreicher und nicht wichtiger gewesen sind, wenn eine größere Zahl von Mitgliedern daran nicht Theil genommen hat, so rührt das von den politischen Ereignissen her, von denen die Gesellschaft trotz Allem beeinflußt wird; auch rührt es von der Uebersättigung und Trägheit her, von welchen Viele befallen worden sind, und welche durch trübe Schatten den Glanz unserer Gesellschaft verdunkelten. Dennoch werden wir sehr schnell diese Flecken verwischen, wenn Jeder in der Zukunft entschlossen und unverwandt seine Pflicht thun und das gute Beispiel der Gesellschaft selbst befolgen wird, welche trotz vieler Entmuthigungen, nicht aufgehört hat, ihre Pflicht zu erfüllen und die wissenschaftlichen und literarischen Verbindungen mit den gebildeten Männern unseres Volkes und den Gelehrten Europas zu vervielfältigen. Uebrigens hat sie zwei Preisarbeiten eröffnet: die eine für die Beschreibung des Pontus, dessen Preis von 500 Silberrubeln an dem Stiftungstage von 1872 verliehen werden wird; die andere, welche jedes Jahr unter den Schülern aller griechischen Schulen von Konstantinopel, je nach den Bestimmungen der Satzungen der Schule zu Chalki, in letzterer stattfinden soll.

Diese öffentlichen Preisarbeiten werden nicht allein Ehrgeiz und Wetteifer der Jugend hervorrufen, sondern ihr auch die Carrière eröffnen; deshalb werden aus denen, die sich in diesen Concursen ausgezeichnet haben und belohnt worden sind, künftig die Stipendiaten der Schule ausgewählt. Ich wünsche, daß der Eifer der Concurrirenden nicht so schnell erkalten möge, als der Eifer derjenigen, welche im Anfang für Epirus, Thessalien, Macedonien und Thracien concurriren wollten, deren Arbeiten jedoch seit langer Zeit würdiger Belohnung entbehren.

Die Gesellschaft, welche die Verehrer und Pfleger der griechischen Literatur in Frankreich schätzt und hochachtet, hat beträchtliche Sammlungen der „Societät zur Ermuthigung des griechischen Studiums in Paris" übergeben; darum hat sie vom Minister des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich, Herrn Duruy, eine Belohnung und ein briefliches Versprechen empfangen, welches ihr die Sendung einer kostbaren Büchercollection für unsere Bibliothek anzeigt. Um dem Eifer derer, welche ihr Bücher oder andere Gaben zukommen lassen, entgegenzukommen, hat die Gesellschaft einen öffentlichen Lesesaal errichtet und, wie seit Langem ihre Absicht war, die Bibliothek für Jedermann geöffnet. Um dieses edelmüthige Werk zu vollenden, sind der Gesellschaft zahlreiche Unterstützungen zu Theil geworden, unter welchen wir vor Allem S. H. den Patriarchen von Jerusalem nennen, welcher uns alle Werke, die aus der Druckerei des heiligen Grabes hervorgegangen sind, übersandt; Se. Exc. den Herrn Minister des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich, den ich eben genannt, und endlich Se. Exc. den Herrn Gesandten von Griechenland (Rhangabé), welcher uns früher viele seiner Werke geschickt und später, als Präsident des Athenäums in der Hauptstadt Griechenlands, die öffentlichen Versammlungen mit dem Lobe auf unsere Gesellschaft eröffnet hat und welcher heute endlich die Güte hatte, unserer Bibliothek seine Paraphrase der vergleichenden Biographieen Plutarch's und seine Geschichte der alten Kunst zu überschicken, indem er die Sendung mit einem Briefe begleitete.*) Uebrigens wird die Gesellschaft den Zutritt zum Lesesaale und zu ihrer Bibliothek noch mehr erleichtern können, wenn das Gebäude vollendet ist, das von einer Anzahl der vornehmsten unseres Handelsstandes errichtet wird.

Oft, wenn ich mich in das Studium der ersten kosmischen Gedanken vertiefte, welche unter den Mythen des griechischen Geistes verborgen sind, bewunderte ich in ihnen zu gleicher Zeit das Geistreiche und das Kühne; in ihnen sind oft Wahrheiten enthalten, welche weder durch die Zeit, noch durch den Fortschritt in der Civilisation entkräftet worden sind. Eine solche Wahrheit verhüllt auch der Mythos des Hermes logios und kerdoos, der mit Recht dem gleichen Gotte den Schutz der Wissenschaft und des Handels übertragen. Dieses wird sogleich in seinem ganzen Lichte die nächste interessante Rede des Herrn Karapanos auseinandersetzen, wenn er zu Ihnen über den Einfluß des Handels auf die moralische und intellektuelle Entwickelung des alten Griechenlands sprechen wird. In dem modernen Griechenland selbst hat seit dem Falle Konstantinopels bis auf unsere Tage der Handel niemals aufgehört, zu wetteifern und mitzuwirken mit den Gelehrten, um die nationalen Ueberlieferungen zu bewahren und um große und edle Gedanken in unserem Volke zu wecken.

Diesen edlen Ueberlieferungen des griechischen Handels sind auch die Vertreter des Handelsstandes in dieser Stadt, der Königin aller Städte, treu geblieben und nicht zufrieden, zur Gründung und würdigen Erhaltung des Hellenicos Syllogos beigetragen zu haben, steuern sie jetzt reichlich bei zum Baue eines glänzenden Gebäudes, in welchem eine öffentliche Bibliothek und eine nationale Hochschule untergebracht werden könnten.....

Und wie einst Diomedes, als es sich um die Wahl desjenigen handelte, welcher ihn bei seinem gefährlichen Unternehmen begleiten sollte, bei der Frage, wen er vorziehen würde, zu Odysseus sprach:

> Πῶς ἂν ἔπειτ' ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην
> Οὗ πέρι μὲν πρόφρων κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
> Ἐν πάντεσσι πόνοις;

So sollten nicht auch wir, des Beistandes unserer Gelehrten und Handelsleute sicher, die Hülfe unserer zärtlichen Mutter, der großen Kirche anrufen, welche, in den Tagen des Unglücks ihren Schutz dem Volke leihend, für die Tage der Wiedergeburt den Funken des moralischen und geistlichen Widerstandes gerettet hat? Wie könnten wir unseren Klerus vergessen, welcher inmitten der Leiden und des Unglückes nie aufgehört hat, durch Wort und That im Vereine mit den Gelehrten und Handelsleuten in der Verbreitung der Literatur und der Wissenschaften zu wetteifern?

Mit solchen Hülfsmitteln und solchen Mitarbeitern kann die Gesellschaft kühn und mit erhobenem Haupte die Fahne des Fortschrittes und der Civilisation hoch halten; sie kann sich in kurzer Zeit den Triumph und die Herrschaft unserer hellenischen Sprache im ganzen Oriente versprechen zu einer Zeit, wo die Völker des Orients mit der Pflege der griechischen Wissenschaften vertraut, auf dieser Kultur die wahre Civilisation aufbauen und gemeinschaftlich für das öffentliche Wohl arbeitend, die geistigen und moralischen Verbesserungen verfolgen. Die Gesellschaft glaubt und vertraut der wunderbaren Macht der griechischen Wissenschaft; und sehr verschieden von jenen, welche blinden Geistes und kalten Herzens selbst geistlos, die griechische Civilisation für todt und ohnmächtig halten und unser Volk für die Trümmer alter Größe, während sie selbst ihr Vaterland und ihr Volk verloren haben; sehr verschieden von ihnen, sage ich, pflegt die Gesellschaft unerschütterlich den nationalen Gedanken. Sie hofft, daß aus dem Schooße der griechischen Handelswelt zu Konstantinopel warme Verehrer des Schönen hervorgehen, welche, wetteifernd mit den berühmten Männern, die vom Untergange Konstantinopels bis heute Großes für die geistige Wiedergeburt unseres Volkes gethan haben, ebenfalls Alles thun und reichliche Mittel spenden werden, damit die Einkünfte hinreichen, um die Ausgaben griechischer Schriftsteller zu vervielfältigen und zur Belohnung der Gelehrten, die sich an diese Arbeiten wenden; so werden sie edlen Wetteifer hervorrufen, die jetzt zerstreuten Kräfte und Arbeiten der Gelehrten unseres Volkes in einem gemeinschaftlichen Bande vereinen.

Das sind die Werke, welche die Gesellschaft von Seiten der großmüthigen Handelsleute dieser großen Stadt erwartet. Setzen wir Glauben und Zutrauen in die Thätigkeit und in die Mit-

---

*) Der Brief des Herrn Rhangabé lautet folgendermaßen:

Hochverehrter Herr Präsident!

Ich habe die Ehre Ihnen zu übermachen: 1) Die Uebersetzung der vergleichenden Biographieen Plutarch's in 10 Bänden; 2) die Geschichte der antiken Kunst mit Tafeln, in 2 Bänden. Ich bitte Sie, diese bescheidene Sendung der Gesellschaft, deren würdiger Präsident Sie sind, überreichen zu wollen, in welcher Sie hoffentlich ein Zeichen meiner lebhaften Sympathie für Ihre edelmüthigen Arbeiten und für den Erfolg, den sie haben möge, erblicken wird. — Ich werde glücklich sein, wenn die Gesellschaft mir die Ehre zu Theil werden läßt, diese geringen Werke in Ihre Bibliothek aufzunehmen u. s. w.

Genehmen Sie u. s. w.

(gez.) A. R. Rhangabé.

wirkung der Schüler unseres Hermes logios und empolaeos; streben wir nach dem Schönen und der heiligen Begeisterung für die civilisatorische Mission unseres Volkes; handeln wir gemeinsam und mit bestimmtem Zwecke, gleich jenen Zoophyten im Meere, welche durch ihre gemeinsame Arbeit die größten Inseln schaffen und vollenden und dann werden wir — heute so klein, aber groß durch unsere Gedanken und durch unsere Thaten — sagen können:

Ein hellenisches Lyceum erhebe sich zu Staurodromion, und es wird sich erheben!*)

Eine hellenische Hochschule erhebe sich zu Staurodromion, und sie wird sich erheben!

Ein nationales Hospital erhebe sich zu Staurodromion, und es wird sich erheben!

Ja, wir können es fest hoffen und zwar in dieser Epoche, wo das osmanische Kaiserreich regiert wird von aufgeklärten und geistvollen Ministern, welche weit entfernt sind, der geistigen und moralischen Entwickelung irgend etwas in den Weg zu legen; in dieser Epoche, wo wir auf dem Throne einen wohlwollenden Fürsten sehen, welcher oft zu erklären geruhte, daß er alle Völker, die seinem Scepter unterworfen sind, als Kinder Eines Vaterlandes betrachtet, welcher wünscht, sie in einer brüderlichen Gemeinschaft vereinigt und verbunden zu sehen, welcher dem Fortschritte in den Künsten, in den Wissenschaften und in der Literatur hold ist.

Würzburg. D. Chr. Chasiotes.

---

*) Ich will hier beiläufig bemerken zur Freude der Philhellenen, daß seit 10 Monaten in der ganzen griechischen Welt eine erstaunliche geistige Bewegung herrscht.

Italien.

Zur Frage der weltlichen Papstmacht.

Die letzten Jahre brachten uns Deutschen innerhalb der Gränzen unseres eigenen Landes Ereignisse so gewaltiger und folgenschwerer Art, daß unsere ganze Aufmerksamkeit fast ausschließlich von ihnen in Anspruch genommen und gefesselt wurde. Jetzt, nach der Herstellung des Friedens, im Augenblicke der Consolidirung der politisch-sozialen Verhältnisse des neuen deutschen Reiches, gestattet uns die geringere Spannung der Gemüther auf einen Punkt, mit größerer Muße eine andere Frage zu erwägen, die in gewöhnlichen, ruhigen Zeiten bei weitem den hervorragendsten Platz in den politischen Meditationen eines jeden am staatlichen Leben thätig theilnehmenden Deutschen eingenommen haben würde. Es ist dies die Frage der weltlichen Papstmacht, die man fast, den Behauptungen der Klerikalen entsprechend, die katholische Frage als solche nennen könnte; nur nicht in dem Sinne, in dem die Klerikalen dies verstehen, als ob mit dem Verlust Roms die Fortdauer der Integrität der katholischen Kirche in Frage gestellt sei, sondern insofern der Verlust der weltlichen Macht selbst nur ein Glied in der großen Kette ist, dessen unmittelbare Folge das Unfehlbarkeitsdogma sein mußte und dessen mittelbare Wirkungen, die vorläufig noch im Schooße der Zukunft verborgen ruhen, einen weiteren Schritt vorwärts zur Lösung der katholischen Frage überhaupt thun werden. Uns Deutsche aber muß diese Frage des weltlichen Besitzes und die sich daran knüpfende Bewegung in der katholischen Welt nicht nur deshalb interessiren, weil die Geschicke Italiens und Deutschlands im letzten Jahrzehnd unlösbar verknüpft sind und für die nächste Zukunft verknüpft bleiben werden, weil der Fall Roms, die fast unmittelbare Folge der deutschen Siege über Frankreich wurde, sondern insbesondere auch deshalb, weil die Augen eines Drittheils der deutschen Bevölkerung, die Augen der deutschen Katholiken, in diesem Augenblick mit ängstlicher Spannung auf Rom, auf die demnächstigen Entscheidungen des Vatikans gerichtet sind.

Im heutigen Augenblick ist fast kaum mehr möglich, was vor sechs Monaten noch geschehen konnte, die Frage von der weltlichen Papstmacht aus dem Zusammenhange mit Vorhergehendem und Folgenden herauszulösen und gesondert zu betrachten. Für uns knüpft sich heutzutage an die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas und die Besetzung Roms durch die italiänische Regierung, die Bewegung der deutschen „Altkatholiken", die seit Kurzem anfangen, die Situation praktisch anzufassen und so auch faßbare Resultate zu ermöglichen, die Stellung des deutschen Reichs zur Gebietsfrage, die durch die offenen und klaren Erklärungen des deutschen Kaisers und seines Reichskanzlers eine logisch-sichere Begründung erfahren hat; es knüpfen sich auch daran die Brandartikel der Civiltà Cattolica, des offiziellen, von Jesuiten redigirten, päpstlichen Journals, das ganz ungescheut auf des Papstes Bonifazius Bulle Unam sanctam zurückgreift, um noch einmal die Lehre von der höchsten weltlichen Macht des Papstes in alle Winde zu verkünden; es knüpft sich endlich die Betrachtung der kürzlich stattgefundenen Feier des 25jährigen Papstjubiläums Pio Nono's daran mit ihrem Resultat des Zusammenflusses von noch nicht 4 0 0 Fremden zu Rom, die bei der Darbringung ihrer Glückwünsche und Geschenke an den Papst durch eine doppelt verstärkte Sicherheitswache gegen die drohende Haltung der Masse des Volks geschützt werden mußten.

Vor sechs Monaten hatte sich das Haupt des Deutschen Reiches noch nicht über seine Stellung offiziell ausgesprochen; die deutsche Katholikenbewegung war in ihren Anfängen, die römische Frage, auch nach der Besetzung Roms, noch nicht als gelöst zu betrachten. Wie mißlich es indeß ist, durch kühne Prophezeiungen inmitten einer derartig verwickelten Lage bestimmend auf die politische Haltung der europäischen Mächte und Völker einwirken zu wollen, das hat nun wohl auch Alfred von Reumont erfahren, dessen Schrift Pro Romano Pontifice wir vor längerer Zeit Gelegenheit hatten, in den Spalten des „Magazin" kritisch zu besprechen. Wie nicht anders zu erwarten, sucht die Spannung der Geister sich neben der Tribüne noch andere Wege, ihren Gedanken Ausdruck zu geben und so sind denn neben Reumont's Schrift eine ganze Reihe von Broschüren in diesen letzten Monaten an's Tageslicht getreten, die das pro und contra in dieser Frage mit mehr oder weniger Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit erörtert haben.

Von allen diesen wollen wir heute nur auf eine aufmerksam machen, die direkt gegen Reumont's Schrift gerichtet, dieselbe ungefähr mit denselben Gründen, jedoch selbstverständlich in ausführlicherer Entwickelung und Begründung, als wir es gethan haben, bekämpft. Die Schrift, die vor wenigen Tagen anonym erschienen, führt den Titel: „Pro populo italico Replik auf Herrn Alfred von Reumont's Plaidoyer: „Pro Romano Pontifice".*) Wer der Verfasser der kleinen Schrift auch sein mag, soviel erkennt man auf den ersten Blick, daß man es mit einem gewiegten

---

*) Berlin, Georg Reimer, 1870.

Diplomaten, einem gründlichen Kenner der Geschichte und einem Manne zu thun hat, der sich auf das Broschürenschreiben versteht, so knapp, so treffend, so folgerichtig und schlagfertig entwickelt sich der Gedankengang der ganzen kleinen Schrift. Daneben ist das Ganze durchhaucht von einem Zuge warmer Sympathie für Italien und das italiänische Volk, dessen natürliche Begabung und politische Reife vielleicht sogar etwas zu günstig dargestellt erscheinen. Die ganze Schrift athmet einen leichten Zug von Ironie über den Schritt, zu welchem sich Reumont, wider besseres Wissen, habe hinreißen lassen und appellirt, gleich uns in unserem früheren Artikel, von dem Broschürenschreiber Reumont an den Geschichtschreiber der Stadt Rom. Der Weg der Beweisführung ist ein indirekter; jede Behauptung Reumont's wird auf ihre Stichhaltigkeit angesehen und nachgewiesen, in wiefern sie gegen die Regeln der Logik, gegen Reumont's eigene Behauptungen oder gegen die Lehren der Geschichte verstoße. An der Hand der Geschichte früherer Zeiten, wie der letzten funfzig Jahre insbesondere, macht sich unser Anonymus dann mit Erfolg an die Aufgabe, die Illusionen Reumont's zu zerstören, seine Schlagwörter in ihr rechtes Licht zu stellen und seine Behauptung von der Unmöglichkeit der freien Kirche im freien Staat durch den einfachen Hinweis auf das im Anhang mitgetheilte Garantiegesetz zu widerlegen, das den Anfang zu einer glücklichen Lösung des für unlösbar ausgegebenen Räthsels enthalte.

Mit richtigem Instincte und glücklichem Griff macht der Verfasser zu seiner Grundlage, von der er für alle fernere Beweisführung ausgeht, die Behauptung von der Gleichberechtigung des italiänischen Volks mit der gesammten europäischen Völkerfamilie, und indem er von diesem Standpunkt aus nachweist, wie Italien die allgemeinen Normen des heute giltigen Staatsrechts auf seine besonderen Verhältnisse angewendet habe, kommt er zu den von ihm angestrebten Resultaten. Ein Bild dieser Anschauungsweise, sowie der Art der Darstellung, mag folgender Passus geben:

„Wenn ein deutscher Staatsrechtslehrer die Sätze aufstellte: daß jedes Volk sein eigener und des von ihm bewohnten Landes Herr sei; daß der Staat nicht um seines oder seiner Regenten, sondern um des Volkes willen und nur durch dieses da sei: daß die Nationalität nicht bloß eine physiologische oder geographische, sondern eine eminent politische Eigenschaft eines Volkes sei, und daß ein Volk, dem dieselbe gewaltsam entrissen wird, sich dagegen zu wahren, oder welches in seiner Integrität durch gewaltsame Losreißung einzelner Theile seines Organismus verletzt wird, dieselbe wiederherzustellen berechtigt sei; daß der einstimmige Wille eines Volkes in dieser Beziehung eine höhere Berechtigung habe, als etwaige ohne dessen Zustimmung oder gegen dessen Willen abgeschlossene und über dasselbe verfügende Verträge dritter Personen oder Staaten; daß ein Volk berechtigt sei, sich diejenige politische Organisation zu geben, die seiner Natur und seinen innern und äußern Verhältnissen entspricht; daß kein Volk berechtigt sei, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die innern Institutionen eines andern anzugreifen, noch durch Waffengewalt eine Aenderung derselben zu erzwingen; daß der Krieg nur zur Vertheidigung des Vaterlandes, zur Abwehr eines ungerechten Angriffs und zum Schutze des eigenen Volksthumes gegen drohende Vergewaltigung erlaubt sei, u. s. w., wenn, sage ich, ein deutscher Staatsrechtslehrer diese Sätze aufstellte, so würde man sagen, daß einige derselben uralt, andere vernunftgemäß, andere kühn und hinsichtlich ihrer Anwendung auf concrete Zustände bedenklich seien; doch würde man, wenigstens seit den letzten zehn Jahren, weder die Polizei noch die Strafgerichte gegen die Verkünder dieser Doktrin aufgeboten haben. — Dies sind nun die Rechtsanschauungen, auf deren Grund Italien sich constituirte."

Werdende Verhältnisse umringen uns auf allen Seiten; noch ist auch die Constituirung Italiens, die Lösung der römischen Frage nicht abgeschlossen, und manche Stunde wird noch verrinnen, ehe das letzte Wort darüber gesprochen ist. Doch nur von wohlthätigem Einfluß für die Lösung selbst kann es sein, wenn hervorragende Geister rückhaltlos auf dem Felde der Publizistik mit Gründen und Gegengründen einen Kampf aufnehmen, dessen eigentlichstes Gebiet das ausschließlich geistige ist, und begierig sind wir zu wissen, ob der „Geschichtschreiber der Stadt Rom" den letzten Akt des Drama's in seine Annalen zu verzeichnen unternehmen wird, oder ob er sich fortan mit abgewandtem Antlitz in den Mantel des Schweigers hüllen wird. J.

Frankreich.

Zerstörungswuth und Selbstvernichtung.

Die mord- und brandwüthigen Racheglüthen in Paris, in welche zu Furien gewordene Weiber noch Oel gossen, haben die ganze Welt mit Entsetzen und Ekel erfüllt. Man sucht sich diese Schande des Jahrhunderts vergebens zu erklären, und doch geht eine Zerstörungssucht durch die ganze menschliche Natur. Schon Kinder haben Freude daran, ihr Spielzeug absichtlich zu zerreißen und zu zerbrechen, und die Liebe für Zerstörung um ihrer selbst willen, noch mehr um Ueberlegenheit gegen Dinge oder Menschen, welche für mächtig und widerstandsfähig gelten, ist eine in allem Volke ziemlich leicht zum Ausbruch kommende Leidenschaft. In manchen Jünglingen, selbst gutmüthig und wohlerzogener Art, entsteht während der Entwickelungsperiode eine förmliche Brandstiftungssucht. Am häufigsten hat die zur ansteckenden Fieberkrankheit werdende Leidenschaft für's Schlagen, Hutantreiben, Prügelei, Zerstörung und Verbrennung, Zerschmetterung von Fenstern, Zerstörung von Möbeln und ganzen Häusern einen gesellschaftlichen oder politischen Ursprung. Es ist dann sowohl ein brennend gewordener Rachedurst gegen wirkliche oder vermeintliche Feinde, der roheste und unsinnigste Drang durch Vernichtung von allerhand festen und widerstandsfähigen Gegenständen sich das Gefühl der Kraft, der Herrschaft und Freiheit zu verschaffen. Dieser zur Wuth gewordenen Leidenschaft fiel auch die stolze, kostbare, hohe Vendomesäule zum Opfer. Wir in Deutschland könnten uns aus patriotischen Gründen dieser Barbarei freuen, denn sie war das übermüthigste Denkmal der Napoleonischen Siege und der größten Demüthigung Deutschlands bis zu den Jahren 1806, der Schlacht bei Jena und dem Frieden von Tilsit. Wenn die Franzosen damit nur ihren Größenwahnsinn, ihre Ruhmsucht, ihre Eroberungsgelüste gegen Deutschland gestürzt hätten! Aber man muß fürchten, daß kein Franzose diesen Wahn, diese Sucht, diese Leidenschaft je wirklich ganz los werde und wir wahrscheinlich nicht eher dauernde Ruhe vor diesem Frankreich gewinnen werden, als bis Frankreich sich vollends in seinem eigenen Feuer verbrannt oder es von den europäischen Großmächten und Völkern zu einem zweiten Polen zerstückelt sein wird.

Eigentlich war die Communen-Wuth des Jahres 1871 nur eine brutalere Wiederholung der Mord- und Brandscenen wäh-

rend der großen Revolution von 1789—93. Damals zerschmetterten die blutrothen Republikaner die Statue ihres stolzesten, siegreichsten Eroberers, des vierzehnten Ludwig, des größten Räubers an Deutschland. Mit der Vendome- oder Napoleonssäule stürzten sie die Glorie des wahren Schöpfers ihres Größenwahnsinns; aber sie selbst wurden davon nichts los. Die Wuth gegen den sonst ein halbes Jahrhundert vergötterten Napoleonismus ging eigentlich aus demselben Gefühle hervor, welche den Hund veranlaßt, in den Stein zu beißen, womit er getroffen ward, oder den frömmsten Fetischanbeter oder Heiligen-Verehrer zu der lächerlichen Gottlosigkeit treibt, sein Götzenbild, das ihm nicht den Willen that, zu prügeln, zu verbrennen oder auf dem Meere in's Wasser zu werfen. Mit einem Worte ist die Bilderstürmerei oder im weiteren wissenschaftlichen Sinne der Iconoclasmus einer von jenen Naturtrieben, welcher in der Geschichte wieder und immer wieder eine bald tragische, bald komische, bald teuflische, bald göttliche Rolle spielt. Dieser Trieb ist zunächst allgemein menschlich und fängt ganz kindlich mit der freudigen Zerstörung von Spielzeugen an. Die Freude besteht dann eigentlich darin, daß sich das Kind mächtiger fühlt, als das Werkzeug. Daraus läßt sich leicht das später roher auftretende Gefühl der Macht, das Selbstgefühl, das Bewußtsein eines Ich erklären, welches bei großen Schuljungen, später auf Universitäten, dann wohl auch in wüthigen Volksversammlungen sich in den verschiedensten Formen geltend macht. Man zerstört Tische und Bänke, mißhandelt den Lehrer, reißt Klingelzüge ab, verwechselt die Handwerks- und Geschäftsschilder, so daß am Morgen der Schneider zum Grobschmied, die Putzmacherin zum Gerber u. s. w. geworden ist. Wüthende Volksmassen beschließen nicht selten, diesen oder jenen Feind durchzubläuen oder sein Haus zu zerstören, wenigstens seine Fenster einzuwerfen. Das Haus, die Fenster haben ihnen nichts gethan; aber man fühlt sich mächtig triumphirend, frei solchen zerstörten Dingen gegenüber. Und je größer und umfangreicher die Zerstörung, desto süßer das Gefühl der Ueberlegenheit, das Selbstgefühl. Der Indianer ist desto stolzer, je mehr Kopfhäute er um sich schnallen kann, und die Menschenfresser auf Borneo und Sumatra legen ihren angebeteten Damen ganze, frisch blutende Menschenköpfe zu Füßen, um sich Gegenliebe zu erwerben. Dazu kommt, daß es viel leichter ist, niederzureißen als zu bauen, sich Schaden- als Schöpfungsfreude zu verschaffen. Kinder, Wilde und Wüthende verschaffen sich natürlich am liebsten die leichteste Freude. Dadurch erklärt es sich auch, daß losgelassene, rohe oder betrunkene Volksmassen ohne oder mit zu schwacher Polizei so leicht mit kanibalischem Jubel eben nur drauf losschlagen und besonders gern zerschmettern, was dabei knallt und kracht, klingt und klirrt. Die von Bockbier bestialisirten Pöbelmassen beiderlei Geschlechts haben in Berlin schon während eines einzigen Osterfeiertages Tausende von Gläsern und Krügen und dann sich noch selbst gegenseitig möglichst viel Knochen und Köpfe zerbrochen. Welchen Schabernack haben schon Gymnasiasten und Studenten bei oder nach fröhlichen Gelagen gespielt. Die Hauptsache dabei war fast immer Verunstaltung, Zerstörung oder wenigstens Katzenmusik. Erst unlängst haben englische Studenten werthvolle Kunstwerke aus bloßem rohen Uebermuth verunstaltet. Vor mehr als zweitausend Jahren machten es junge Griechen in Athen ebenfalls nicht besser: sie zerschmetterten die schönsten Büsten ihres Hermes oder Merkur, und der berühmte schöne Alcibiades benahm sich nicht selten noch in späteren Jahren wie ein fauler, reicher, übermüthiger, trunkener Student. Von den Bilderstürmern in Deutschland hernach noch ein Wort. Wir wollen zunächst nur noch zu bedenken geben, daß dieser Instinct, diese Zerstörungssucht unter gebildeteren Menschen auch zu einer edleren Leidenschaft werden kann, wenn dabei auch immer noch falsche Vorstellungen zu Grunde liegen und der vermeintliche Zweck nichts weniger als erreicht wird.

Die religiösen Fanatiker, welche mit Hämmern und Aexten die Heiligenbilder von Holz und Stein, an denen ihre Vorfahren so lange andächtig geschnitzelt und gemeißelt hatten, zerhackten und zerschlugen, wurden nicht überhaupt von Zerstörungssucht, sondern durch den Haß gegen den Bilderdienst, für sie Abgötterei, getrieben. Diese Art von Iconoclasmus bedeutet Haß gegen das zerstörte Ding selbst, aber noch mehr gegen die Ideen, welche es versinnbildlicht. Die Vendomesäule stellte die deutschen Siege Napoleons dar, aber die gebildeteren Herren der Commune wollten durchaus nicht die Erinnerung an diese Siege, sondern an den Napoleonismus überhaupt zerstören. Die englischen Puritaner, welche Crucefixe und Heiligenbilder in Stücke hieben oder verbrannten, wollten nicht den Herrn und Heiland, nicht die Heiligen lästern, sondern die Art der Religion, der Andacht vermittelst der Bilder mit Stumpf und Stiel ausrotten, weil sie meinten, man müsse Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Diese Ansicht ist sowohl religiös als richtig, aber die Auslegung und Anwendung für Vernichtung der Kunstwerke, welche das Göttliche und Schöne veranschaulichen, nichtsdestoweniger eine niedrige, rohe Barbarei, durch welche namentlich die griechisch-christliche Kirche sich von den Zeiten der eigentlichen Bilderstürmerei im achten und neunten Jahrhundert bis heutzutage aller Fähigkeit, das Sinnbildliche und Schöne, das Heilige und Göttliche in der Kirche und in der Kunst darzustellen und zu würdigen, beraubt hat, so daß sie uns wie ein todtes, verknöchertes Formenwesen erscheint, wie auch die griechischen Christen selbst, verkommen in ihren todten Glaubensformeln, weder eines eigentlichen kirchlichen noch Kulturlebens fähig sind.

Zum ewigen Unheil für die deutsche Kultur und Kunst brach im sechzehnten Jahrhundert mitten in Deutschland wieder eine Bilderstürmerei los, welcher selbst von Gelehrten und Freunden Luther's, wie dem Andreas Karlstadt, wenn nicht angefacht, so doch wesentlich unterstützt ward. Während Luther auf der Wartburg saß, ließen Karlstadt und seine Genossen alle heiligen und weltlichen Kunstdenkmale aus den Wittenberger Kirchen reißen und zerstören. Dieser Fanatismus verbreitete sich weiter und weiter, bis es der Rednermacht Luther's gelang, diesen fanatischen Bildersturm zu beschwören und den Kirchenbildern ihre heilige Stätte zu wahren. Dieser Haß gegen die Bildlichkeit des Göttlichen und Heiligen hat sogar zur Bildung mehrerer Sekten geführt, in deren Kirchen die kahlen Wände freilich zum deutlichsten Bilde der Kahlheit ihrer Köpfe und Herzen geworden sind. Wir nennen nur die Quäker, persönlich meist sehr respectable Leute und Familien, aber in ihrer Denkungs- und Handlungsweise wie Wassersuppen ohne Salz und Schmalz. Die Puritaner, welche zuerst die neue Welt Amerika's bevölkerten, haben unter den Yankees eine Geschmacklosigkeit und Nüchternheit zurückgelassen, von der sie noch nicht nur in ihren Kirchen, sondern auch in ihrer Kunst, in Leben und Umgang beherrscht werden. In der europäischen Kultur hat sich Gott sei Dank die Kunst oder die Darstellung des Schönen und Göttlichen durch den Ton, durch Meißel und Pinsel, durch Bauten und Bildungen aller Art solche Anerkennung erworben, daß Menschen jedes Standes und jeder Bildung in der Zerstörung jeder Art von Kunst und Sinnbildlichkeit des Schönen und der geschichtlichen Entwickelung nur eine rohe, wüste Barbarei erblicken. Daher sind die Franzosen, welche so lange an der Spitze der Civilisation zu stehen

wähnten, durch die wieder und immer wieder unter ihnen ausbrechende Zerstörungswuth gegen historische Kunstdenkmale unter die Vandalen und Barbaren herabgesunken.

Eine Sünde gegen die Geschichte ist ebenso sehr ein Verbrechen wider den heiligen Geist, wie die Entweihung von Kirchen und die Zerstörung der Bilder des Heiligen darin. Das Verbrechen begann in Frankreich mit dem Bruche in ihren Jahreszahlen, mit ihrem Anno 1 im Revolutionsjahre 17 2 und ihren revolutionären Monatsnamen. Sie brachen dadurch mit ihrer ganzen Vergangenheit und entwurzelten den Stammbaum ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung. Dies ist noch schlimmer, als wenn ein Emporkömmling Vater, Mutter und Geschwister verleugnet. Das Leben der Nation ist, wie das einzelner Menschen, nur dann bildungsfähig und kulturkräftig, wenn es sich aus den aufgehäuften Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit weiter zu fördern sucht. Das neue Deutsche Reich kann nur auf der Grundlage des alten gesund erwachsen, erstarken und sich weiter entwickeln, und unsere Bedenken gegen die jetzigen Einheitszustände beruhen wesentlich darauf, daß man sich des auferstandenen Kaisers Barbarossa noch nicht recht bewußt geworden ist und aus der bloßen Gegenwart alle Weisheit schöpfen zu können meint.

Frankreich hat sich trotz unserer beispiellosen Siege doch selbst mehr geschlagen und Zerstörungswuth gegen sich selbst getrieben, weil es nun schon seit beinahe einem Jahrhundert mit seiner historischen Vergangenheit gebrochen hat und in hirnlosen Freiheits-Mißgeburten ohne Sinn und Verstand, ohne historischen Boden, seine Rettung, seine Größe sucht. Es hat sich selbst aus der Weltgeschichte gestrichen und wird fortan nur die elende Rolle eines Störenfriedes in der europäischen Entwickelung spielen, wie auf der einen Seite die Polen und auf der andern die Irländer. Sie haben sich an ihrer Vergangenheit versündigt und deren Bildung und Bilder zerstört und damit sich gleichsam selbst geleugnet. Das ist die Moral, die aus den Brandstätten und Ruinen emporstieg, das ist das Weltgericht der Weltgeschichte, welches sie zum Tode verurtheilt hat, wenn auch die übrigen europäischen Völker sie, wie sie es thatsächlich thun, großmüthig begnadigen; sie werden nur als Gefangene derselben fortleben, verschiedene Versuche, ihre Kerker zu zerbrechen, machen und das ihnen geschenkte Leben sich gegenseitig selbst nehmen. Diesem Schicksale entgeht kein Volk, welches seine Vergangenheit verleugnet und die Denkmale ihrer Größe mit eigener frevelnder Hand zerschmettert. Sie haben dann keinen Boden mehr unter sich, keine Kraft mehr in sich, keinen Gott mehr in der Höhe. Das Göttliche und Heilige offenbart sich ebenso schön und erhebend in der geschichtlichen Entwickelung eines Volkes wie in ihren Kirchen und Kunstdenkmälern. Diese Kunst wird mit Recht die bildende Kunst genannt. Wer sich an ihr frevelhaft vergreift, beweist schon damit, daß er bildungsunfähig geworden ist. Darin liegt der politische und moralische Tod, welchem der wirkliche nur zum Heile der Menschheit bald folgen kann. Erfolgt dieser in Frankreich nicht während dieses Jahrhunderts, so werden die europäischen Großmächte, sie mögen wollen oder nicht, ein Polen oder Irland aus Frankreich machen müssen.

Nord-Amerika.

Die texanischen Indianer.

Man schätzt die Anzahl der noch in Texas existirenden Indianer auf höchstens 2 ,000 Köpfe. Ihre Reviere haben sich bereits vermengt und sie führen ein herumschweifendes Jägerleben, wobei sie auch die benachbarten Länder heimsuchen. Die Hauptstämme sind die Apaches und die Comanches. Erstere finden sich vorzugsweise an dem im äußersten südwestlichen Winkel von Texas am oberen Pekos sich als 3000 Fuß hohe Einzelnmasse erhebenden Guadeloupe-Gebirge, nicht zu verwechseln mit der Sierra de Guadeloupe oder de Saba, sowie in Arizona, Chihuahua (sprich Schiwawa) und dehnten ihre verwegenen Raubzüge sogar bis nach Durango hinaus. Den Uebergang aus dem Pekosthal zum Flußgebiet des Rio Grande vermittelt der Apachekannon (amerikanisch Känjuhn, lange Schlucht). Ein anderer „Apachekannon", der von Uvalde, leitet von der nach Süden staffelförmig abfallenden Sierra de Saba nach dem deutschen Westtexas. Die Apaches theilen sich in A. mescaleros, am Rio Grande so genannt, weil sie den von der gekochten Wurzel (mescal) der Aloë (agave americana) bereiteten Branntwein erfunden haben und A. Jicarillas oder Körbchen-Indianer, so geheißen nach den Hausgeräthen, die sie verfertigen. Mescaleros und Jicarillas zusammen zählten übrigens 1868 nur noch circa 3 00 in geschlossener Verbindung Lebende. Die Mescaleros sind die gefürchteteren.

Wie die Abnahme der indianischen Jägerbevölkerung überhaupt eine stetige ist, so beschleunigt sie sich auch in Texas sehr merkbar. Innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren von 1850—18 0 sind zwei texanische Indianerstämme ganz verschwunden: die Wakoes und die Lipans. Die Wakoes waren bereits 1847 zu Fußindianern herabgesunken und von den übrigen Stämmen geächtet, besonders von den Comanches verfolgt (boozted). Die Lipans wurden von den Apaches meskaleros aufgerieben. Gegen diese ist wieder 1867 das Strafgericht von Seiten der Vereinigten Staaten ergangen. Man verwandte das übelberüchtigte 14. Linienregiment dazu, um nach den Forts im Arizonaterritorium zu ziehen, wo sie mit den Apaches um den Besitz des Landes kämpfen sollten.

Die früher zwischen Rio Colorado (des Westens) und Rio Grande wohnenden Navajoes, sprachlich mit den räuberischen Apaches verschwistert, aber viel höher stehend und reich an Heerden wurden von dem Ver. Staaten General Carleton von 18 3—1866 rastlos bekämpft und unter Kit Karson's Anführung verfolgt, bis sie sich endlich zu seßhaften Niederlassungen im Bosque Redondo einem Indianergehege (Reservation) am Pekos 35 Gr. n. Br. bequemten. Sie sind noch 8000 Köpfe stark. Die Utahs (Gapotes, Winnemutches), welche seit längerer Zeit friedlich in den Gebirgen von Taos oben am Rio Grande leben, zählen 2 Köpfe. Die Kikapoes sind 340, die Kioways 1800 Mann stark. Delawaren sind nunmehr in Texas in sehr schwacher Anzahl vertreten. Die Kioways werden auch Northern Comanches genannt, leben meist in Arkansas und gelten als die reinsten und schlimmsten Indianer.

Die Comanches oder auf mexikanisch: Comazes, jagen vom Rio Grande bis nach Kansas, sind besonders im Reitergefecht geübt und spielen in der texanischen Colonisationsgeschichte eine wichtige Rolle. Ihre Winterquartiere lagen unlängst an den Quellenflüssen des Colorado de Texas und des Brazos de Dios.

Sie zählen noch 10,000 Köpfe. Ich bin im Stande einen, wenn auch kleinen Beitrag zur Wortkunde der texanischen Indianer, insbesondere der Comanches zu liefern. 1852 lebte ich auf der von Behr'schen, jetzt Nenbert'schen Farm zu Sisterdale, wo ich mit Klocke, ehedem stud. phil. zu Breslau, befreundet wurde. Er hatte dem Indian trading house am Llano vorgestanden, vielfach mit Indianern verkehrt und gehandelt, ist ein Kenner der Indianer-Dialekte und spricht selbst einige. Seiner Mittheilung verdanke ich folgende indianische Sprachproben:

Schowek-Well, der Handel ist gemacht — pflegten die Comanches zu sagen, wenn ein einzelnes Handelsgeschäft abgeschlossen war, indem sie, ähnlich unseren Vieh- und Handelsjuden, mit den Händen übereinander wegrieben. Die fünf Finger der Hand erwiesen sich als besonders passende Zahlzeichen, obwohl die Comanches auch eigene Worte für die niederen Zahlen bis 12 hatten.

Comanche: tékuan Häuptling, typ Pferd, narrino Sattel, navahac Pulver und Blei, mall Bär, kuchonichte Puter, tochpa Kaffee, hanewichte Salz, teschatla Brod, hunawichte Messer, pozowah Whiskey, pina Zucker, Honig, süß, paham Tabak, pahá Wasser, najó koné lieben, gern haben, mögen, gleich dem spanischen quiero gebraucht, pahájoké der das Wasser liebt, zahatte gut, késchut schlecht, échapitte weiß, töchapitte roth.

Hirsch ārika, Antilope köhāré, Eichhorn tschik«ri, Büffel buffalo, Schmuck, Gürtel wampun, Medizinmann powāh. Einzelne texanische Stämme sprachen spanisch, oder es befanden sich immer einige Krieger unter ihnen, die englisch verstanden; auch führten häufig die Häuptlinge die Conversation in englischer Sprache. Die in der Schriftsprache gebräuchlichen Namen der Stämme sind ihnen von den Weißen beigelegt. Die Comanches nennen sich: Páduchka, die Kikabuhs Sécabuh, die Wakoes Tüchkaua, die texanischen Delawaren Wā'anarke und weiter die Schaweies Anandoks, die Foxes Ottigami, die Sioux Dārotah, die Algonquies Vapanachki. Wie bei allen rohen Völkerschaften, zeigt sich auch bei diesen und anderen Indianern der Mangel an Abstraktion, und die Beobachtung ist noch nicht soweit geschärft, um die einzelnen Erscheinungen unter Gattungsnamen zusammenzufassen und von der bilder- und blumenreichen „Naturberedtsamkeit“ der Indianer ist mir weder in Texas noch am Lorenzo ein Beispiel vorgekommen. Das Reich der Indianer-Phantasie ist ein beschränktes; ihre Gedanken bewegen sich hauptsächlich um Jagd, ihr Himmel ist ein guter Jagdgrund, der beim Scheiden des Jahres einkehrende „Indian Summer“ hatte ihnen bereits auf Erden, wenigstens in dem subtropischen, wildreichen Texas, ein Paradies gewährt.

Die aztekischen oder nahuatlischen Worte und Anklänge sind in dem Comanche-Sprachidiome nicht zu verkennen. Wie die Eskimos die sprachliche Brücke zwischen den Indianern des Nordens und den Mongolen darstellen, so geben die beiden Hauptstämme der texanischen Indianer, die Apaches und Comanches, in sprachlicher Hinsicht die Verbindungsglieder ab zwischen den südlichen, mexikanischen und den in Nordamerika wohnenden Indianerstämmen.

Auch die texanischen Indianer sind Theile und Verzweigungen des sogenannten „appalachischen“ Volksstammes, welcher den weiten Raum der Vereinigten Staaten erfüllte. Die genauesten Kenner der indianischen Sprachen (von Amerikanern Gallatin, von Deutschen Buschmann und Theod. Waitz) haben die Verwandtschaft der Sprachen aller dieser Völkercomplexe und Stämme dargethan; besonders im grammatischen Baue stimmen sie so weit überein, daß man Grund hat, eine gemeinschaftliche Quelle für Alle anzunehmen. In Bezug auf die nahuatlischen Ortsnamen bemerkt Oscar Peschel: „daß sie nach Norden zu über das heutige mexikanische Reich verbreitet sind, jedoch mit Ausnahme von Coahuila. Sie treten aber wieder auf in Texas.“

Ich führe die mir in Texas bekannten an, von S. W. nach N. O. gehend: Die Tschapitoulas-waterholes, eine der ergiebigsten Quellen und Wasserstellen unweit Leonasprings, Tenoxtitlan am mittleren Brazos, River Neches, Atoyak-kreek in diesen mündend, Nagochdoches, Rio Noxo de Natchitoches oder Red River. „Diese Wasser und Ortsbezeichnungen endigen in Neukalifornien unter dem 37° n. Br., abgesehen davon, daß versprengte Sklaven sich selbst noch unter der 50sten Parallele verirrt haben.“ Bauwerke, Befestigungen, Steinmauern oder Grabhügel der Ureinwohner Nordamerika's, wie sie einerseits Mexiko, dann wieder Ohio und Missouri aufzuweisen haben, existiren in Texas nicht. Die nächstliegenden merkwürdigen Denkmale aus der aztekischen Vorzeit sind die Ruinen von Pekos, die Casa grande, hacienda Quemada und s. g. Mansion del Zape. An einzelnen Felswänden findet man in Texas roh eingehauene Figuren von Bären, Hirschen, Büffeln, Vögel- und Menschenköpfen, Steinbeilen, Bogen und Pfeil, Lanzen, die häufig mit rother Farbe, Ocker, gebeizt sind, so an den Kalksteinfelsen (bluffs), welche bei Sisterdale an das nördliche Ufer der Guadeloupe verstoßen. Inschriften erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Aus den Zeiten der Conquista sind allerdings auch in Texas Ueberreste von Bauwerken vorhanden, und die alten Missionen, Kunststraßen, Befestigungen, z. B. das San Saba-Fort zum Schutze der früher dort von den Spaniern betriebenen Silberminen errichtet; letzteres aber von keinerlei architektonischer Bedeutung. Kein Denkmal bezeugt, daß sich der Indianer hier einst herumgetummelt hat.

Bezüglich des oft besprochenen Typus des Indianers beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen. Die Indianer sind nichts weniger als über Einen Leisten geschlagen. Es existirt vielmehr eine Stammes-Physiognomie, als eine dem oder jenem Individuum eigenthümliche, weil die geistige Ausbildung am meisten dazu beiträgt, den individuellen Charakter zu entwickeln und natürlich auch in Folge davon die Gesichtszüge als Abdruck desselben zu individualisiren, diese geistige Ausbildung aber dem auf das Jägerleben innerhalb seines Stammes beschränkten Indianer abgeht. Selbst Männer und Weiber sind nach den Gesichtszügen allein bei vielen Indianerstämmen nicht zu unterscheiden. Catlin sagt in seiner 1867 bei Trübner in London erschienenen Schrift: O Kee Pa, a religious ceremony and other customs of the Mandans: „Es ist schwer zu glauben, daß alle rothe Menschen eine und dieselbe Abstammung haben, wofern man die Vaterschaft nicht auf eine ungeheuer weit rückwärts gelegene Zeit beziehen will. Die Indianer der Alleghany-Abhänge nämlich haben eine ganz andere Gesichtsbildung, als diejenigen der Prairieen und der Felsengebirge. Die schlanke Gestalt, die hohe Stirn, die Adlernase der Mohikaner und Delawaren sieht man jenseits des Missouri selten 2c. Die Gleichförmigkeit der Farbe ist in Wahrheit nicht sehr groß. Die meisten Indianer sind braun in verschiedenen Schattirungen, und giebt es ebenso viele Schattirungen von Braunen auf den Prairieen, wie von Weißen in Europa.“

Die in Westtexas innerhalb der Gränze lebenden Delawaren besaßen mittlere Größe, zarte, schmiegsame Figur, meist griechische, kleine Nasen; obwohl die starke Nase ein allgemeines Kennzeichen der „appelachischen“ Volksstämme ist. Wie die Delawaren überhaupt ein über ganz Nordamerika versprengter Stamm sind, so waren auch diese texanischen allerdings von dem Urstamme des Nordens, dem der Algonquins, längst abgetrennt und leiste-

ten unter dem feingebildeten, luxusliebenden Häuptlinge O'Connor den Vereinigten Staaten-Truppen vor Ausbruch des Bürgerkrieges Dienste als spies und trailer (Spürer und Pfadfinder). Kikaboes, stolze Lanzenreiter, besuchten uns 1847 am Llano, gegen 6 Fuß hoch, mit Adlernasen im ehernen Gesichte, der Adlerfeder im Stirnbande, und der breiten, silbernen Platte auf der Brust. Sie zahlten für ihr Diner 1 Dollar pro Person. Kaddoes erschienen in geringer Anzahl. Die Lipans waren massivfleischig, nicht minder die Comanches, letztere sogar mit platten Gesichtern, in den Schenkeln und Beinen stärker, als in den Armen, bei Mann und Weib oft Säbelbeine, wohl eine Folge ihrer reitenden Lebensart. Die Apaches, welche ich bei einem Zuge von San Antonio nach dem Riogrande zu Gesichte bekam, waren kleine, verelendete Leute. Von Wichitaws, die ursprünglich ein Stamm des östlichen Theils von Nordamerika, aber bereits seit 30 Jahren aus Georgien ausgewandert oder versprengt sind, habe ich nur einzelne, gut gewachsene, civilisirt gekleidete Leute im J. 1848 in der Nähe von Houston angetroffen. Ich habe in Texas Indianer gesehen, wenn auch nur als Ausnahme, die mestizengelb waren, andere, die in's Schwarze überschimmerten. Die Zähne waren durchweg tadellos. Was die bis in's höchste Alter währen sollende Schwärze des Haares betrifft, so bemerke ich, daß die wenigen alten Indianer, die ich in Texas entdeckt, sehr ergraut waren, obgleich sie noch ihr volles Haar besaßen.

Im Berliner Neuen Museum ist den nordamerikanischen Indianern Saal 1 der ethnographischen Abtheilung gewidmet und besonders durch die Artikel aus dem Missouri und dem Lorenzogebiet munifizent genug ausgestattet, um eine Anschauung des indianischen Lebens daraus zu gewinnen. Ein aus gargemachten Büffelfellen angefertigtes und aufgestelltes Sioux-Zelt kann als Muster auch der texanischen gelten. Von Schneeschuhen sind Exemplare vorhanden. Die bisher von den Amerikanern gemachten Versuche, praktischere Schneeschuhe zu erfinden, z. B. auf Rädern laufende, sind alle gescheitert. Ein Schaukasten enthält Waffen, Kleidungsstücke und Utensilien der Comanches. Die in obigem Raume befindlichen Gemälde sind von Catlin bei seiner Anwesenheit in Berlin 1854 dem königl. Museum geschenkt worden und mit seiner Namensunterschrift versehen. Sie zeichnen den Indianer wie er leibt und lebt zu Pferde und zu Fuß. Haltung, Kleidung, Beschäftigung und Bewegung, Haar, Auge und Colorit sind getreu gegeben, ebenso in einfacher Andeutung Prairieen, Wald- und Schneelandschaft. Hervorzuheben sind: Ein Crow-Häuptling im Kriegerschmuck zu Pferde, Indianer auf Schneeschuhen hinter Elken, Jagd auf Büffel unter Wolfshäuten, in Wolfshaut verkleidete Indianer auf Hirsche ankriechend, Jagd auf Antilopen, Indianer-Niederlassung, ein Sioux-Häuptling mit Weib und Kind. Die reichhaltigste Privat-Gemäldesammlung von Indianer-Scenerien besitzt meines Wissens Herr Möllhausen in Potsdam.

In Texas fertigte der in einem Gefechte auf der Plantage Nassau 1847 gefallene Maler Rohrdorf vier größere Gemälde texanischer Scenen an, sowie der Architekt Dresel kleinere, sehr gelungene Abbildungen von Gegenden der oberen Guadeloupe, von Indianer-Versammlungen (talks) und einzelnen Ereignissen aus der Indianer-Geschichte componirte. E. v. W.

Kleine literarische Revue.

— „**Die Zeit Ludwig's XIV.**"*) ist der Titel eines Vortrages, den der verstorbene Carl Twesten, der geschätzte Abgeordnete, im Berliner Handwerker-Vereine gehalten und der der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge einverleibt ist. Er gehört zu den letzten Geisteserzeugnissen Twesten's; ein Anklang an sein nahes Dahinscheiden findet sich selbst am Schluß. Dennoch kennzeichnet eine große Frische der Auffassung diese kleine Arbeit, der ein gründliches Studium des „siècle de Louis quatorze" ein reiches, auf geschickte Art knapp zusammengefaßtes Material geboten hat. Twesten schildert den gewaltigen französischen Glanzherrscher mit leidenschaftsloser Kaltblütigkeit, ohne Haß und Vorurtheil, gerecht und würdig; seine Darstellung fußt zum bedeutenden Theile auf statistischen Angaben der damaligen Zeitgenossen, und eine wohl angebrachte nationalökonomische Kritik wirft manches belehrende Schlaglicht auf den Grad von Volkswohlfahrt, den der Absolutismus Ludwig's bei unaufhörlichen Kriegen und beständig wachsendem Steuerdruck, in Folge der weisen Maßregeln Colbert's immerhin noch zu gewähren vermochte. Aber was würde auch ohne das Genie eines Colbert aus dem damaligen Frankreich geworden sein? Das Elend war auch so schon furchtbar genug! Was Ludwig XIV. für Hebung der Künste und Wissenschaften gethan, konnte die Nation nicht hinlänglich fördern; so dankenswerth es in mancher Hinsicht war, blieb es doch mehr an der Oberfläche; die Selbstthätigkeit aller Einzelnen im Volke wurde zu wenig geweckt, weil die Volkserziehung durchaus vernachlässigt blieb. Diesen Punkt hätte Twesten schärfer betonen sollen. Auch die verhängnißvolle Unterdrückung des Protestantismus war ein harter Schlag für die sittliche Bildung des Volks und hat dem Nationalwohle Frankreichs weit Wichtigeres, als bloß finanzielle und wirthschaftliche Einbußen gekostet. Frankreich krankt noch heute an der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Das hat wiederum der jüngste Krieg, dessen Ausgang Twesten nicht mehr erlebt hat, an auffallenden Erscheinungen kund gethan. Eine Nation wird nicht von dem Genius eines Einzelnen auf ihrer Höhe erhalten, wenn sie nicht mit eigener Kraft, in freier Selbständigkeit emporzustreben vermag! T. v. B.

— **Ein Werk englischer Damen über die biblische Geschichte.** Misses C. und A. de Rothschild, zwei Töchter des Londoner Banquiers und Parlaments-Mitgliedes, Baron Rothschild, haben ein Werk über die Geschichte und Literatur der Israeliten in englischer Sprache geschrieben und in zwei Bänden herausgegeben.**) Es ist ausschließlich die biblische Geschichte und Literatur, welche die Verfasserinnen zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht, und zwar hauptsächlich um ihren weiblichen jüdischen Glaubensgenossen in England, denen der Unterricht in der Bibelkunde, wie er früher ertheilt wurde, ganz abhanden gekommen, im Geiste und nach den Bedürfnissen unserer Zeit einen Ersatz zu gewähren. Aber auch das andere Geschlecht und andere Glaubensgenossen sollen aus diesem Buche Belehrung schöpfen können, das keiner religiösen Ueberzeugung, die nicht

*) Berlin, Lüderitz, 1871. (29 S.)

**) The History and Literature of the Israelites, by C. and A. de Rothschild. 2 vol. London, Longmans, 1871. (15 sh.)

geradezu ultraconservativ und daher antikritisch ist, entgegentritt. Während die Geschichte Israels nach den biblischen Quellen erzählt ist, wird die Geschichte der Letzteren selbst mit allen Hülfsmitteln der neueren Kritik geprüft und dadurch ein Eingehen auf die verschiedenen Standpunkte der Jahrhunderte ermöglicht, die zwischen der Entstehung und resp. der Redaction der einen und der anderen der heiligen Schriften liegen. Daß die Verfasserinnen durch ihre Darstellung auch solche Kritiker befriedigen werden, die überhaupt nichts mehr von „heiligen" Urkunden wissen wollen, ist nicht anzunehmen; gleichwohl wird man dieses aus England kommende Buch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit und als einen Beweis, daß auch dort die allgemeine Herrschaft der alten bornirten Orthodoxie aufgehört hat, ansehen und und begrüßen können.

— **Die einheitliche Gestaltung des Liedes durch den Reim.***) Vorliegendes ist eine Abhandlung, worin der Verf., dessen gelungene dichterische Erzeugnisse wir früher in diesen Blättern besprochen, dem obersten Princip der Kunst, der Einheit und Symmetrie, für die Kunstform des Liedes eine weitere Geltung zu verschaffen versucht. Der Reim, meint er, ist ein Mittel, um die Natürlichkeit und künstlerische Einheit des Liedes in der Form zu verbinden. Durch ihn werden die einzelnen Verse zu Perioden, die Perioden zu Strophen verbunden. Der Verf. geht nun einen Schritt weiter und will, daß der Dichter, um das Ganze zu einem wohlgefügten Bau der Sprache zu gestalten, auch die Strophen durch den Reim auf einander beziehe, dergestalt, daß die Strophen eines Liedes sich durch den Reim gewissermaßen die Hand reichen. Er glaubt darin ein Gesetz höchster Kunstvollendung gefunden zu haben, das freilich, wie er selbst erklärt, nicht auf alle lyrischen Dichtungen in Strophenform anzuwenden sein würde. Die einfachste und sich an das Uebliche anschließende Anwendung ist die, daß ein Kehrreim am Ende oder in der Mitte oder am Anfang alle Strophen wie Perlen an eine Schnur reiht. Aber die Rücksicht auf den das Gedicht beherrschenden Gedanken, auf das Versmaaß, auf die Strophenform u. s. w. kann der Anwendung des Gesetzes eine Mannigfaltigkeit geben. Der Verf. zeigt dies an seinen eigenen Gedichten in „Adelpha" (Altona, Oskar Sorge), von welchen eine große Anzahl unter der Wirkung jenes Gesetzes steht. Er ist übrigens weit entfernt davon, in seiner Entdeckung das Wichtigste der Poesie zu suchen; auch verschweigt er sich nicht, daß die Sache zur Künstelei werden kann. Allein der echte Dichter des Liedes wird sich, sagt er, auch in der Freude bewähren können, mit welcher er in solchen Kunstformen den natürlichen Ausdruck schafft. Hierin stimmen wir dem Verf. bei, und gerade in seinen Gedichten liegt der Beweis, daß das Gesetz die harmonische Wirkung, den Akkord eines Liedes erhöhen kann, wenn es nur nicht prätentiös hervortritt, vielmehr von dem Inhalte des Gedichtes überdeckt, d. h. von dem wirklichen Dichter angewendet wird.

G. H.

— **Zur Kriegsliteratur.** Neuerdings sind uns folgende populäre Darstellungen des Krieges von 1870—71 zugegangen.

„Der Franzosenkrieg", von Ferd. Schmidt (Berlin, Franz Lobeck). Wir werden Gelegenheit haben, darüber etwas Mehreres zu sagen.

„Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, 1870 bis 1871." Von Max von Eelking. Erster Band. (Leipzig, F. W. Grunow.)

„Der deutsche Volkskrieg gegen Frankreich, 1870 und 1871." In seinen Hauptereignissen dargestellt von Dr. Otto Kümmel. Band I. (Zwickau, Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.)

*) Ueber die einheitliche Gestaltung des Liedes durch den Reim. Von Christian Kirchhoff. Altona, Oskar Sorge, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Die von den Herren Georg Scherer und Franz Lipperheide herausgegebene Geschichte des Liedes „Die Wacht am Rhein" liegt uns jetzt in einer schönen Ausgabe vor, welche in keiner deutschen Bibliothek fehlen darf, die sich mit den interessantesten, literarischen Erinnerungen des Kriegsjahres 1870—1871 schmücken will.*) Obwohl das Lied bereits im Jahre 1840 gedichtet worden und dem damals von Thiers erregten französischen Kriegsgeschrei seinen Ursprung verdankte, ist es doch erst im Jahre 1870, wie die Kaiserin Augusta beim Ausbruche des Krieges schrieb „zu einem wahren deutschen Nationalliede geworden", „in welchem die begeisterte Vaterlandsliebe bei Bürgern und Soldaten in dieser Zeit den schönsten Ausdruck fand." Wie Theodor Körner's und Karl Maria v. Weber's Namen mit dem Befreiungskriege von 1813, so werden Max Schneckenburger's und Karl Wilhelms Namen mit dem Befreiungskriege von 1870 fortleben im Gedächtniß der kommenden Geschlechter. Der im Jahre 1849 verstorbene Dichter hat die Wilhelm'sche Tonweise seines Liedes noch nicht gekannt, da diese erst im Jahre 1854 komponirt wurde. Eine frühere Composition des Liedes von J. Mendel aus Darmstadt wurde 1840 zuerst in Bern im Hause des damaligen preußischen Gesandten in der Schweiz, Christ. Carl J. Bunsen, aufgeführt. Es ist interessant, die Geschichte der kleinen Wandelungen zu lesen, die das Lied noch bei Lebzeiten des Dichters erfahren hat. Facsimiles der beiden Urschriften des Liedes, sowie die ältere Composition Mendel's, sind neben der Notenschrift Wilhelm's mit dem Portrait des Letzteren und Schneckenburger's mitgetheilt. Die beigegebenen Uebersetzungen in hebräischer, (zwei, die eine von einem Rabbiner und die andere von einem evangelischen Pastor), in griechischer (zwei), in lateinischer (zwei), in französischer (drei), in englischer (sieben, wovon drei aus Nordamerika), in niederländischer (drei, wovon eine aus Belgien und zwei aus Holland), in polnischer und in littauischer Sprache, verleihen dem Liede und seiner Geschichte einen wahrhaft weltbürgerlichen Charakter.

Als der General-Lieutenant Sheridan, der als militärischer Vertreter der Vereinigten Staaten dem deutsch-französischen Kriege beigewohnt hatte, nach Amerika zurückgekehrt war, benutzten einige demokratische Parteiblätter die Gelegenheit, dem General übelwollende Aeußerungen über die deutschen Heere in den Mund zu legen. Herr Dr. G. Blöde, Redacteur des „Newyorker Demokrat", welches Blatt, seines Titels ungeachtet, nicht der demokratischen Parteipresse angehört, fand sich, im Interesse der

*) Die Wacht am Rhein, das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1 70. Mit Portraits, Facsimile's, Musik eilagen und Uebersetzungen. Zum Besten der Carl Wilhelms-Dotation und der deutschen Invalidenstiftung. Berlin, Franz Lipperheide (61 S. in 4).

Waffenehre der deutschen Krieger, hierdurch veranlaßt, ein Schreiben an General Sheridan zu richten, der demselben sofort, in einer Zuschrift aus Chicago vom 8. Juni, in einer Weise geantwortet, die des tapfern Heerführers im letzten amerikanischen Kriege vollkommen würdig ist. „Ich habe", heißt es in diesem Schreiben, „nicht Ein Wort gesprochen, das nicht, nach meiner Ansicht, für den Muth und die gute Führung der deutschen Heere, sowohl der Offiziere wie der Mannschaften, schmeichelhaft gewesen ist."

Mit Vergnügen ersehen wir aus einem in den „Annalen der Landwirthschaft" (1871, Nr. 24) enthaltenen Bericht über die weitere Entwickelung und die Erwerbungen des königl. landwirthschaftlichen Museums in Berlin, daß diese Institution auch im J. 1870, ungeachtet des Krieges, der so viele ländliche Kräfte in Anspruch nahm und der insbesondere auch die auf das Museum sonst sehr günstig einwirkenden landwirthschaftlichen Ausstellungen hinderte, nach allen Richtungen hin sehr bedeutende Fortschritte gemacht, so daß es jetzt für die unsere Hauptstadt besuchenden Fremden zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten gehört. Im Laufe des vorigen Jahres wurden im Museum neun öffentliche Vorträge von den Herren Prof. Thaer (über den Pflug), Dr. Hartmann (Wolle), Dr. Wittmack (Getraide, Stärke und Faserstoffe), Dr. Schütz (Bau des Pferdehufes), Ober-Roßarzt Dominik (Hufbeschlag) Prof. Hörmann (Säemaschinen) und Dr. Scheibler (Rübenzucker) gehalten. Die Sammlungen des Museums, namentlich von Hölzern, Wollen, landwirthschaftlichen Maschinen, Sämereien, Handelsgewächsen und Herbarien, Gegenständen der Thierkunde und Thierzucht, sowie der anorganischen Natur, haben im vorigen Jahre sehr bedeutende Bereicherungen erfahren.

Am Pfingstfeste, Sonntag den 28. und Montag den 29. Mai, hat in Amsterdam ein Niederländischer Arbeiter-Congreß stattgefunden, welcher, von 25 Arbeiter-Vereinen in Nord- und Süd-Niederland durch etwa hundert Abgeordnete beschickt, fünf Sitzungen hielt, von denen eine öffentlich war, die von mehr als tausend Personen besucht wurde. Nach dem Berichte, welchen die Zeitschrift Onze Eeuw über diesen Congreß abstattet, läßt sich auf denselben das Wort Goethe's anwenden: „Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit." Der Congreß beschäftigte sich hauptsächlich mit folgenden Fragen: 1) Begründung einer Zeitschrift für süd- und nordniederländische Arbeiter; 2) Auf welche Weise kann die Arbeit im Staate am Besten vertreten werden? 3) Ist die Befreiung der Arbeit möglich unter Beibehaltung der bestehenden Gesetze über das Eigenthum? 4) Die Arbeiten in den Gefängnissen; 5) Die Folgen des Krieges und die Solidarität der „Internationalen"; und 6) schliesslich: Welches ist der Grund des geringen Anschlusses der Arbeiter-Vereine in Nordniederland? Die meisten Redner lieferten den Beweis, daß sie von der Natur der Dinge im Staat und in der Gesellschaft keine richtigen Begriffe haben, indem sie der Meinung waren, daß die bestehenden Rechte und Gesetze nicht die natürlichen Ergebnisse der Geschichte und der Civilisation, sondern ein künstlicher Aufbau zum alleinigen Vortheil einiger privilegirten Klassen seien und daß deshalb die allgemein giltigen Eigenthumsrechte und besonders das Erbrecht abgeschafft werden müßten. Andererseits ging aber auch aus der Discussion hervor, daß die „Internationale" in den Niederlanden keine besonderen Sympathieen findet, indem im Großen und Ganzen die Arbeiter hierzulande doch zu vielen gesunden Menschenverstand besitzen, um in das wüste Vernichtungsgeschrei der französischen Stimmführer jener Verbindung einzustimmen.

Bekannt sind die furchtbaren Excesse gegen die jüdische Bevölkerung Odessa's, die während der letzten Osterfeiertage zunächst durch den dort sehr zahlreichen Pöbel von griechischer Abstammung begangen wurden, dem sich dann, verleitet durch die anfänglich ganz passive Haltung der Regierungsbehörden, auch viele gemeine Russen anschlossen, welche auf die von den Griechen erbeuteten Reichthümer neidisch waren. Nur das mordbrennerische Treiben der Communisten in Paris liefert ein Seitenstück zu den Greueln, die in Odessa begangen wurden. Merkwürdig genug, hat der Civilgouverneur von Odessa, Herr v. Kotzebue, die von ihm beim Beginn der Excesse beobachtete, passive Haltung wieder aufgenommen, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, so daß die Straflosigkeit des größten Theiles der Excedenten allen Freunden der bürgerlichen Ordnung in diesem Theile von Rußland die größten Besorgnisse einflößt. Ein Korrespondent der „Neuen Fr. Presse" schreibt zur Erklärung dieses merkwürdigen Problems: „Der Kaiser selbst — ich glaube dies verbürgen zu können — war gleich Anfangs bereit, mit aller Strenge Gerechtigkeit walten zu lassen und ertheilte auch den Befehl, eine genaue Untersuchung einzuleiten. Die moskowitische Partei auch, welche die ganze Schmach, die dem russischen Reiche durch die griechischen Excedenten angethan wurde, tief empfindet, ließ es an nachdrücklicher Betonung ihrer Empörtheit über diese Brutalitäten nicht fehlen. Gleichwohl scheiterte jede Untersuchung an folgenden Umständen: Einerseits wurden die Juden in Odessa von dem Terrorismus der dortigen obersten Behörde davon zurückgehalten, eine beschwerdeführende Deputation nach St. Petersburg zu entsenden, und andererseits wachte die Censur in Odessa darüber, daß auch in die Presse kein vollständiger Bericht über die Ausdehnung und die Furchtbarkeit der gegen die Juden verübten Excesse gelange. Selbst das Telegraphen-Bureau wurde in jenen Schreckenstagen gemaßregelt, weil es der Welt von den Vorgängen in Odessa etwas offenbart hatte, so daß nach dem ersten Schrecken keine Depeschen über die Excesse mehr angenommen wurden. Die Post ist selbstverständlich ein Organ der Polizei. Und die russischen Zeitungen werden geradezu mißbraucht, um die Thatsachen zu entstellen. Ja, man geht so weit, die Barbarei der Griechen in Schutz zu nehmen und die nationalrussische Bevölkerung, die bis dahin keinen Judenhaß gekannt, gegen die Juden ebenso, wie früher gegen die Deutschen aufzuhetzen."

Miß Florence Lees, eine würdige Nachfolgerin ihrer hochachtbaren Landsmännin, Miß Florence Nightingale, hat, als Anerkennung ihrer unermüdlichen Thätigkeit in den Lazareten der deutschen Heere, besonders in einem Feldlazaret des 10. preußischen Armeecorps, sowie nachmals in dem von der Kronprinzessin von Preußen gegründeten Hospital in Homburg, das Eiserne Kreuz am weißen Bande erhalten. Miß Lees ist die erste Dame, der dieses Ordenszeichen zu Theil geworden.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. [illegible]

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. [illegible]

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 15. Juli 1871. [Nº 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Sittlichkeit und Darwinismus.*)

Während der Papst Vernunft und Wissenschaft mit dem Anathema belegt und sich für unfehlbar in Angelegenheiten des Glaubens und der Sitten erklärt, während ein Theil der Katholiken Gewalt brauchen möchte, um dem vermeintlichen Stellvertreter Christi die verlorene weltliche Macht wieder zu schaffen, während ein anderer Theil dem neuen Dogma sich heftig widersetzt, während die Protestanten im Kampf mit dem Katholizismus liegen und bei sich Glaubensgerichte einführen, zieht die Wissenschaft allmählich dem tobenden Gewühl der hitzigen Streiter den Boden unter den Füßen weg. Noch wenige Generationen und Alles, was die Grundgedanken jener Parteikämpfe bildet, wird hinuntergesunken sein in den Abgrund, welcher die nothwendigen Irrthümer der Menschheit in sich begräbt; das religiöse Gefühl aber wird andere, noch ungeahnte Formen ausbilden, in denen es sich befriedigt.

Wenn man vom Darwinismus redet, so vermischt man gewöhnlich zwei Hypothesen, die scharf von einander getrennt werden müssen. Die erste, welche als sicher erwiesen gelten kann, lautet: alle Formen lebender Organismen stammen von wenigen ursprünglichen Keimen ab; die zweite, vielfach angefochtene, behauptet: die unendlichen Modificationen der heutigen Formen verdanken ihren Ursprung einer spontanen Tendenz zum Variiren, und das hauptsächlichste, wenn auch nicht einzige Mittel, diese Tendenz zu verwirklichen, ist die natürliche Zuchtwahl Eigentlich rührt nur die zweite von Darwin her. Die erste begründete der deutsche Naturforscher Wolff 1759 in seiner theoria generationis; Oken und Goethe beschäftigten sich viel mit ihr, der Franzose Lamarck verlieh ihr 1809 volle Gestaltung und Klarheit, und Darwin fand 1859, nach Carneri's geistvollem Ausdruck, den Schlüssel zu dem verschlossenen Schrank, indem er die zweite Hypothese aufstellte. Ob der Schlüssel sämmtliche Riegel löst, ob viele oder nur wenige, übt keinen Einfluß auf die folgenden Zeilen. Sie verstehen unter Darwinismus nur die erste Hypothese, welche die Männer der Wissenschaft ziemlich ausnahmelos als richtig anerkennen.

Von dem gestaltlosen Stoff, der einst den Raum unseres Sonnensystems erfüllte bis zu den Formen, welche dieser Stoff jetzt zeigt, hat eine ununterbrochene Entwickelung stattgefunden, und sie findet noch heute statt. Als die feuerflüssige Erde durch Abkühlung eine feste Rinde gewonnen, als der glühende Dampf ihrer Atmosphäre in heißes Wasser sich umgewandelt und niedergeschlagen hatte, als die Bedingungen eingetreten waren, unter denen die Elemente complicirtere Verbindungen eingehen mußten, entstanden lebende Gebilde, begabt mit der Fähigkeit sich fortzupflanzen, und ihr eigenthümliches Wesen auf ihre Nachkommenschaft zu vererben. Aber die Sprößlinge gleichen den Vorfahren nicht vollkommen genau, denn Alles ist nur so, wie es unter den gegebenen Verhältnissen sein kann, und die gegebenen Verhältnisse sind niemals genau dieselben. Das Leben besteht in einem fortwährenden Ringen des Lebendigen um die Bedürfnisse des Lebens; was fähiger ist, sich diese Bedürfnisse zu verschaffen und veränderten Verhältnissen sich anzubequemen, dauert und pflanzt sich fort, was zu schwach ist im Kampf, was zu steif und zu starr ist zur Anschmiegung, geht unter. So entwickelte sich durch ungezählte Hunderte von Jahrtausenden, im steten Kampf um's Dasein, mittelst Anpassung an die wechselnden Existenzbedingungen alles Lebendige, darunter der Mensch.

Mit dieser Vorstellung von dem Verlauf der Dinge fällt allerdings die bisherige Anschauung von einer plötzlichen Schöpfung, bewerkstelligt durch den Willen eines persönlichen Schöpfers, von speziellen Anordnungen, die er getroffen, von Geboten, die er ertheilt, von Offenbarungen, die er gemacht haben soll. Was aber nicht fällt, sondern fester begründet wird, als es die Glaubenslehren jemals begründen können, ist das Bewußtsein unserer Abhängigkeit von bestimmten, unserer Erkenntniß zugänglichen Gesetzen, und die Unmöglichkeit, über solche Gesetze hinaus zu dringen. Ob die Menschheit viel besser daran sein wird, wenn im Laufe der Zeit die junge Wahrheit sich durchgerungen hat, bleibe dahingestellt, aber da die Sittlichkeit einer der wesentlichsten Faktoren im Leben des Kulturmenschen ausmacht, so ist es nicht zu verwundern, daß die Anhänger der neuen Lehre das Verhältniß des Darwinismus zur Sittlichkeit vielfach erörtern. Carneri's, dieses Thema behandelnde Schrift bietet die willkommene Gelegenheit, mehrere wichtige Seiten des interessanten Gegenstandes näher zu betrachten.

Noch giebt es eine gewaltige Mehrzahl höchst achtungswerther Leute, die mit Abscheu und Grauen die Persönlichkeit Gottes in Frage gestellt sehen. Es ist das eine Folge der bisherigen Erziehung, eine tief wurzelnde Gewohnheit, welche die unbestimmte Angst erzeugt, es müsse Alles in's Wanken gerathen, sobald diese vermeintlich sicherste Grundlage der physischen und moralischen Weltordnung erschüttert werde. So hätte eine fromme Vestalin empfunden, hätte ihr Jemand gesagt, ihre Göttin sei nur ein Geschöpf der menschlichen Einbildungskraft, ihr heiliger Tempeldienst eine höchst gleichgiltige Formalität. Auch sie hätte mit Widerwillen sich abgewandt von dem frechen verruchten Mahner, und doch hat die Entwickelung des religiösen

*) Drei Bücher Ethik von B. Carneri. Wien, W. Braumüller, 1871.

Bewußtseins ihm Recht gegeben. Heut steht dieses Bewußtsein auf der Stufe, auf welcher es einen persönlichen Gott annimmt, der den Menschen nach seinem Bilde schuf; — noch einige Generationen und der Mensch wird den thörichten Dünkel überwunden haben, mit welchem er sich zum Abbild Gottes erhebt. Was aber soll an die Stelle des heutigen Gottesbegriffs treten? Die Einsicht, daß unter Religion unser Verhältniß zum Unbegreiflichen zu verstehen ist, daß jede **Vorstellung** des Unbegreiflichen nur unseren Fähigkeiten entsprechen **kann**, folglich falsch sein muß; die Einsicht, daß wir nur **das** begreifen, was **in** die Gränzen unseres Denkgesetzes, d. h. des Causalgesetzes fällt. Dieses Gesetz lautet: Alles, was einen Anfang hat, hat eine Ursache; daraus folgt, Alles, was keinen Anfang hat, Alles, was wir als ewig betrachten müssen, also die Welt, die Bewegung, der Stoff, die Kraft und wie die Ausdrücke sonst lauten, liegt jenseits unserer Erklärungsfähigkeit; wir haben nur mit den Gesetzen der Veränderung uns zu beschäftigen und dieselben so anzuwenden, daß die Veränderung zu unserem Heil eintritt. Unterlassen wir das oder greifen wir über unsere Sphäre hinaus, so tragen wir, und nur wir allein den Schaden. Und was versteht die neue Lehre unter dem Wort „Heil"? Die Antwort ertheilt der Satz, mit welchem Carneri schließt: „Ganz wird die Menschheit ihren Namen erst verdienen, wenn sie keinen andern Kampf kennt, denn **Arbeit**, keinen anderen Schild, denn **Recht**, keine andere Waffe, denn **Intelligenz**, kein anderes Banner, denn **Civilisation**."

Die Erscheinung, welche wir Geist nennen, tritt nicht unvermittelt auf; alle Thiere, vornehmlich die höheren, legen Proben geistiger Thätigkeit ab. Vom bewußtlos arbeitenden Instinct zum aufdämmernden, schwachen Bewußtsein, zur Ueberlegung, Erinnerung und zum lebhaften Traum finden wir eine Unzahl von geistigen Stufen in der Thierwelt vertreten, bis die gelungene Vereinigung und lange Vererbung eines sehr ausgebildeten Kehlkopfes und Gehirns mit vorzüglichen Extremitäten und dem aufrechten Gang endlich menschenähnliche Wesen entstehen ließ, die gewaltige Zeiträume brauchten, um die Sprache und mit ihr das Selbstbewußtsein, das Wissen von, das Nachdenken über sich selbst zu entwickeln. Ein erstes, fix und fertiges Menschenpaar ist ebenso unmöglich, wie ein erstes Paar Rennpferde oder Jagdhunde; besondere Anlagen, durch lange Gewohnheit gekräftigt, auf Reihen folgender Geschlechter vererbt, im Kampf um's Dasein stetig verbessert, haben Schritt vor Schritt durch natürliche Vorgänge zum historischen Menschen geführt.

Das Wunder des Daseins, das Wunder, daß irgend etwas existirt, wir mit eingeschlossen, tastet der Darwinismus nicht an; Alles, was da ist, die Elemente, und daß, und wie sie sich verbinden und trennen, bleibt ein unlösbares Räthsel. Innerhalb desselben giebt es jedoch einen Bezirk, in welchem das Wunder zwar nicht aufhört, aber sich in die Form der unumstößlichen Gewißheit kleidet. Das Existirende erscheint in unendlicher Mannigfaltigkeit des Geschehens, der Bewegung, der Veränderung, doch enthüllt dieser rastlose Wechsel dem Beobachter feste, stets sich wiederholende Gleichförmigkeiten. In der Erkenntniß dieser Gleichförmigkeiten ruht „die starke Wurzel unserer Kraft". Sie, die Naturgesetze, befähigen uns, aus gewissen Erscheinungen mit unfehlbarer Sicherheit das Erscheinen gewisser anderer vorherzusagen. Schaffen können wir nichts, wohl aber das Vorhandene umändern und benutzen, je nach unserer Einsicht. Auf dem endlosen Netz der Causalverkettung haben wir unsere Begabung geltend zu machen, nach allen Richtungen hin Verständniß zu suchen und das Verstandene heilsam zu verwirklichen, indem wir Unpassendes entfernen, Nützliches herbeiziehen, Erwünschtes vorbereiten.

Carneri glaubt an die Wahrheit der Methode Hegel's; er erblickt in der dreigliedrigen dialektischen Bewegung die Seele alles Geistigen, wie das Grundgesetz alles Natürlichen. So lange diese Ansicht nicht wissenschaftlich bewiesen, d. h. zu der Evidenz gebracht worden, die Jedermann einleuchtet, ist sie ein Glaube, der also nur den Gläubigen seine Wohlthaten zu spenden vermag. Viel Gewicht legt der Autor auf den Monismus, die Einheit des Alls, die endlich festgestellt sein soll; die Ueberwindung des Dualismus dünkt ihn ein großer Sieg, und das wäre er in der That, wenn Carneri's Monismus bei näherer Besichtigung nicht wieder den Dualismus versteckt im Schooß trüge. Was helfen uns alle die schönen Worte „Individualisirung", „Differenzirung", „Polarität", „Rubelosigkeit", „unendliche Theilbarkeit" u. s. w., als Ausdrücke für die Doppelseitigkeit einer und derselben Monas? Sie besagen doch einfach: diese „Eins" **thut** nur so, als wäre sie eine wahrhafte, sie ist bereits ein Mehrfaches, denn wäre sie **wirklich** eine echte „Eins", so käme man mit ihr nicht von der Stelle. Das menschliche Denken **braucht** eben beide Prinzipien, die Einheit sowohl als die Verschiedenheit, und wie es von jeher treffliche Köpfe gegeben hat, welche mit diesem Widerspruch fertig zu werden glaubten, so gab es stets andere, die aufrichtig eingestanden, daß ihnen das Kunststück nicht gelänge, die Eins aus dem Mannigfaltigen, oder das Mannigfaltige aus der Eins hervorgehen zu lassen.

Kant, der vollkommen einsah, das Causalgesetz dulde, wie jedes Naturgesetz, keine Ausnahme, schrieb ihm Geltung auch für unser Denken und Handeln zu, und erklärte beides für unfrei. Andererseits drängte sich ihm, wie Jedem, das Bewußtsein der Eigenmächtigkeit und Ursprünglichkeit unserer Handlungen auf, und die Sicherheit, mit welcher der Mensch sich für den Thäter seiner Thaten und für verantwortlich erkennt. Er glaubte die Schwierigkeit durch Erfindung des intelligibelen Charakters zu lösen, indem er zwischen Erscheinung und Ding an sich unterschied. Der empirische, der geborene Mensch, wie wir ihn wahrnehmen, blieb, dem Causalnexus unterworfen, vollständig unfrei; aber der Mensch an sich, der von Raum und Zeit unabhängige, noch nicht geborene, der Erfahrung nicht zugängliche, der intelligibele Mensch sollte von aller Naturnothwendigkeit unabhängig sein. Schopenhauer preist diese Lösung als ein Hauptverdienst des berühmten Weisen, bringt sie in Verbindung mit der von den Scholastikern oft ausgesprochenen Wahrheit: operari sequitur esse, alles wirkt je nachdem es ist, und fährt dann fort: „Wie Einer ist, so muß er handeln. Das Operari eines gegebenen Menschen ist von Außen durch die Motive, von Innen durch seinen Charakter nothwendig bestimmt: daher Alles, was er thut, nothwendig eintritt. Aber in seinem Esse, da liegt die Freiheit. Er hätte ein anderer **sein** können, und in dem, was er ist, liegt Schuld und Verdienst." Wie man es anzufangen gehabt, vor der Geburt dahin zu wirken, daß man als „ein Anderer" auf die Welt kam, verschweigt Schopenhauer, und übersieht außerdem, daß kein Mensch sich für seine Geburt verantwortlich fühlt. Das Schuldgefühl ist eine Erfahrungssache; es muß innerhalb der Erfahrung erklärt oder als unerklärlich aufgefaßt werden; die Welt der Noumena heranzuziehen, eine Welt, von der wir, nach Kant's eigener Aussage, nichts wissen und nichts wissen können, ist unstatthaft. Carneri sieht die Unhaltbarkeit der Kantischen Lösung des Problems; er fragt: „Was nützt dem Menschen die Freiheit, die seinem intelligibelen Charakter zu-

kommt, wenn sein empirischer Charakter nicht dazukommt?" und giebt eine andere Antwort. Der zum Selbstbewußtsein erwachende Mensch spreche mit seinem „Ich" nothwendig die Idee des Menschen, die Gattung Mensch aus; unzertrennlich verbänden sich ihm das Charakteristrende der Gattung und sein individueller Charakter, er unterscheide zwischen beiden, und es bedürfe nur eines gewissen Grades überthierischer Entwickelung, damit das Gewissen sich kund gebe in dem Ausruf: Was kann der Mensch sein und was bin ich!

Es existirt ein leichterer Weg zur Erklärung des Gewissens. Der Mensch lebt nicht allein, sondern stets in Gesellschaft. Von frühester Jugend an prägt sich ihm ein, was in seinem Kreise für sittlich und was da für unsittlich gilt, — allemal das, was der Allgemeinheit nützt oder schadet. Nach seiner individuellen Beschaffenheit, wählt Jeder aus den verschiedenen Tugenden, deren Musterbilder Sagen, Geschichten und Lieder verherrlichen, oder deren Repräsentanten er persönlich bewundern lernt, diejenigen aus, die ihm die erstrebenswerthesten dünken. So bildet sich in jedem Menschen ein sittliches Ideal, das er, bewußter oder weniger bewußt, in sich umherträgt und nach welchem er sein eigenes Benehmen einzurichten gedenkt; er besitzt, mehr oder minder deutlich, ein Soll, ein von ihm selbst aufgestelltes sittliches Gebot. Macht er nun die Erfahrung, daß im Drange des Lebens, als die Versuchung drohend oder lockend an ihn herantrat, er unterlag, hinter seinem Ideal zurückblieb oder gar gegen dasselbe handelte, daß er nicht wirklich der war, der er sein wollte, der er zu sein glaubte, so tadelt er sich und tadelt sich um so bitterer, je lebhafter, je tiefer er sein sittliches Ideal in sich ausgeprägt hatte. Auf den Grad der Kultur kommt es dabei nicht an. Der Wilde, der sich vornimmt, unter den Qualen, die der Feind ihm bereitet, nicht zu zucken, und der Gebildete, der entschlossen ist, seiner Ueberzeugung jedes Opfer zu bringen, unterscheiden sich nur durch den Inhalt ihres Ideals, der für die Frage nach dem Ursprung des Gewissens nicht in Betracht kommt. Gewissenlos ist hiernach der, welcher, dem Thier ähnlich, unbekümmert um die Allgemeinheit, nichts erstrebt als schrankenlose Selbstbefriedigung. Ein Francesco Cenci, ein hoch entwickelter Verstand ohne Empfindung für das Wohl Anderer, ist eine Bestie, schlimmer als der Tiger, gefährlicher als die giftigste Schlange, eine menschliche Abnormität, insofern die Bildung eines sittlichen Ideals in ihm nicht stattgefunden hat.

Die Verantwortlichkeit scheint dem unbefangenen Menschen so selbstverständlich und unzweifelhaft, wie die Bewegung der Sonne. Er hat fehlgeschossen, er hat das ihm anvertraute Geld verloren, wer sonst als er? Gelangt dann der Denker zu der Erkenntniß, man sei, wenn man der Sache auf den Grund gehe, so wenig verantwortlich für die That, die man vollbracht, wie die Feder dafür, daß der Wind sie gerade an den Ort getrieben, so bleibt trotzdem das Gefühl der Verantwortlichkeit in alter Kraft aus mehrfachen Gründen. Erstens ist die frühe Gewohnheit, sich als verantwortlich anzusehen, so tief eingewurzelt, daß die späte Reflexion, man könne eigentlich für gar nichts, keine Wirkung übt. Zweitens verhält sich das Raisonnement zur Empfindung, wie Wasser zu Seehundsfell. Der Schauder vor Spinnen weicht keiner Ueberzeugung von der Unschädlichkeit des harmlosen Insekts. Drittens verursacht es einen reellen Schmerz, anders gehandelt zu haben, als man seinem Ideal gemäß handeln wollte. Das Gefühl moralischer Schwäche, der Gewissensbiß, thut in eigenthümlicher Art weh, ganz wie physische Schmerzen in ihrer Art verschieden wehe thun, und das Bewußtsein der Nothwendigkeit des Leidens schafft weder dem moralischen noch dem physischen Schmerz Linderung. Viertens endlich ist der Widerstand, welchen die Feder dem Luftzuge leistet, immer derselbe, der Mensch aber in seinem Verhalten zu den ihn umdrängenden Motiven in hohem Grade veränderlich, denn er besitzt eine Bildungsfähigkeit, deren Gränzen durchaus unbestimmt sind. Zeit, Ort, Umstände und die persönliche Entwickelung üben gar nicht zu berechnende Einflüsse, und wenn das Individuum unter den Folgen seines Thuns leidet, so kann dieses Leiden als triftiger Beweggrund wirken, künftig den begangenen Fehler zu vermeiden. In der That wird der Mensch bisweilen durch Erfahrung klug, obschon die Fälle leider zu den Seltenheiten gehören. Wir fühlen uns verantwortlich für Alles, was wir unter dem Schein der Willensfreiheit thun, und nennen das Erfreuliche, was wir dabei genießen, Verdienst, das Unerfreuliche, was uns dabei trifft, Schuld. Wo selbst der Schein der Freiheit aufhört, wo wir in ganz unzweideutiger Weise ohne unser Zuthun in Lust und Leid gerathen, sprechen wir von Glück und Unglück. Die Folgen der angeborenen Krankheit, Häßlichkeit, Dummheit und vieler anderen Thatsachen, Verhältnisse und Vorfälle müssen wir ausstehen; für die Folgen der angeborenen Zanksucht, des Leichtsinns, der Trägheit und ähnlicher Eigenschaften müssen wir einstehen. Die Verantwortlichkeit bildet also nur einen Theil der Freuden und Schmerzen, aus denen das Leben zusammengesetzt ist.

Wie schon erwähnt, entspringt die Sittlichkeit aus dem Gefühl, daß gewisse Handlungen gut, andere bös sind. Je nach dem Kulturzustande einer Gesellschaft, wird in ihr sehr Verschiedenes für gut oder böse gelten, aber alles Sittliche hat ein gemeinsames Kennzeichen: die Selbstverleugnung. Jeder sittliche Akt erfordert das Zurücktreten der augenblicklichen, persönlichen Befriedigung zu Gunsten dessen, was dem Ganzen ersprießlich ist. Damit wird keineswegs gesagt, daß jede sittliche Handlung in einem Kampf der persönlichen Neigung mit dem als Gutes Anerkannten bestehen müsse, sondern die Anlage zur Selbstverleugnung, zur Opferfreudigkeit, zur Hingabe an das Gemeinwohl kann dem Individuum angeboren, sie kann ihm anerzogen sein, die Triebe, welche zur Schädigung der Gesammtheit aufstacheln, können sehr schwach in ihm auftreten, so daß die Sittlichkeit nicht immer besonders schwer zu fallen braucht. Nur das halte man fest: überall und zu aller Zeit gilt für unsittlich, was der Gesammtheit schadet, für sittlich was sie fördert. Der Darwinismus kommt also der Sittlichkeit ungemein zu Statten, denn er lehrt, eine der wesentlichsten Bedingungen für das Bestehen des Menschen ist sein Leben in der Gemeinschaft, und daraus folgt, daß, wer die Gemeinschaft benachtheiligt, eine Hauptbedingung des eigenen Wohles untergräbt.

Carneri behandelt sein reichhaltiges Thema in anregender Weise; er schreibt aus innerem Drang und versteht zu fesseln. Man sieht, wie da, wo die nothwendigen Bedingungen eintreten, Staaten, und die sozialen Mächte, Arbeitskraft, Kapital und Intelligenz sich herausbilden, wie alle Streitigkeiten, die zwischen ihnen entstehen, niemals Fragen des Rechts, sondern immer Fragen der Macht sind, man sieht die begabteren Stämme zu einer Geschichte gelangen, man erkennt, daß wahrhafte Einsicht nur darin besteht, den Causalzusammenhang richtig aufzufassen, und wie das Gute nichts anderes ist als Einsicht, welche das Gemeinnützige zu verwirklichen strebt; man begreift, daß Leichtgläubigkeit und Indolenz, Schwäche des Verstandes und des Charakters die Haupthindernisse des Fortschritts sind, „durch welche allein die halbe Weltgeschichte, die gränzenlose Ausbeutung der Massen durch Einzelne sich erklären läßt."

Allein, wie sind diese Hindernisse fortzuräumen, wie macht man die Dummen klug, die Schwachen stark, die Trägen rührig, die Selbstsüchtigen aufopfernd, die Hartherzigen empfänglich für fremdes Leid?

Sehr natürlich macht unser Wissen Fortschritte, denn jede neue Generation erbt, was die früheren hinterließen, und der junge Mann befindet sich in der Lage, da anzufangen, wo der Greis aufhörte. Ebenso natürlich ist ein Fortschritt in den Sitten. Herr v. Kirchmann, einer der wenigen Selbstdenker, — Carneri behandelt ihn mit unverdienter Geringschätzung, vermuthlich, weil er, der Idealist, von einigen paradoxen Behauptungen des Realphilosophen abgestoßen, sich antipathisch und wenig eingehend mit ihm beschäftigte, — Herr v. Kirchmann weist nach, wie vermehrte Bildung die Empfänglichkeit für die edleren Arten der Lust steigert, und das Wohlgefallen an roheren Vergnügungen mit Nothwendigkeit sinken läßt, wie sich also mildere Sitten durch vermehrte Erkenntniß, vergrößerte Herrschaft über die Naturkräfte, und veränderte Empfänglichkeit für die verschiedenen Ursachen der Lust ganz von selbst einstellen, aber zwischen den Sitten und der Sittlichkeit existirt ein himmelweiter Unterschied. Die feinsten Sitten und die umfassendsten Kenntnisse gewähren bekanntlich nicht den mindesten Schutz vor tiefster Unsittlichkeit. Knechtischen Sinn, Neid, Ehrsucht, Habgier, äußerste Bornirtheit, Mangel an Mitgefühl, unsinnige Selbstvergötterung und mehr dergleichen trifft man an Höfen und Universitäten, in Consistorien und Ministerien ebenso häufig, wie in den untersten Kreisen des Lebens. Der Grund leuchtet Jedermann ein. Zur Sittlichkeit gehört vor Allem Selbstverleugnung, die Herrschaft des Individuums über sich selbst, und um diese Herrschaft zu erlangen, muß man entweder nicht viel zu überwinden haben, von der Natur günstig beanlagt sein, oder die Kraft mitbringen, schlimme Neigungen in hartem Kampfe zu überwinden. Daß es damit allein nicht gethan ist, daß die errungene Selbstbeherrschung edel und einsichtig angewandt werden muß, bedarf kaum der Erwähnung. Rührt nun aber der Fortschritt im Wissen und in der Gesittung daher, daß man dort auf höherer Stufe beginnen, hier in besserer Gewöhnung aufwachsen kann, so scheint ein Fortschritt in der Sittlichkeit deshalb unmöglich, weil auf diesem Gebiet Jeder von vorn anfangen muß, weil ihm die vorhandenen Musterbilder weder ihre guten Anlagen, noch ihre Kraft mitzutheilen im Stande sind. Dennoch behaupten Viele, und Carneri mit ihnen, einen Fortschritt auch hier, und meinen also, Achtung vor fremdem Eigenthum und fremder Ueberzeugung, Scheu, Andere zu verletzen, Wahrheitsliebe, Sanftmuth, Verträglichkeit und wahrer Muth hätten im Lauf der historischen Zeit zugenommen. Beweis und Widerlegung sind gleich unthunlich, denn eine Statistik ist für diese Punkte nicht ausführbar, und so bleibt es beim fruchtlosen Streit. Dagegen steht fest, daß wir unter Umständen Pflanzen und Thiere veredeln, ihnen die gewünschten Eigenschaften, bis zu einem gewissen Grade, verleihen können, und ebenso ausgemacht ist es, daß geistige Fähigkeiten und Mängel sich häufig vererben, ohne daß wir die Bedingungen kennen, unter welchen es geschieht. Von sicherem Fortschritt in ethischer Hinsicht wird jedenfalls erst dann die Rede sein dürfen, wenn uns die Mittel zu Gebot stehen, den folgenden Geschlechtern mehr und mehr die selbstsüchtigen, unsittlichen Triebe zu entziehen, und einen klaren, umfassenden Verstand, ein wohlwollendes und furchtloses Herz, und einen festen, energischen Willen mit Gewißheit auf die Nachkommen zu übertragen.

O. S. Seemann.

Giesebrecht: Deutsche Reden.*)

Unter dem vorstehenden Titel liegt uns eine kleine Sammlung von Gelegenheitsreden vor, die sämmtlich bereits früher gedruckt, wenn auch zum Theil in einer Gestalt, in welcher die unmittelbare Veranlassung derselben weniger hervortrat. Obschon diese Reden nun zu verschiedenen Zeiten gehalten und zuerst an verschiedenen Orten dem Drucke übergeben wurden, so sind dieselben doch aus denselben patriotischen Gefühlen und Gedanken hervorgegangen, und wir sind den Verlegern dafür zu Dank verpflichtet, daß sie eine Verbindung zeitlich und räumlich getrennter und doch innerlich zusammengehöriger, werthvoller Geistesprodukte veranlaßt haben.

Seit Jahrzehnden hat Giesebrecht, der zu den geistvollsten Schülern von Leopold v. Ranke gezählt wird, in Wort und Schrift der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die deutsche Nation nur in einem festeren staatlichen Zusammenschluß die ihr durch unglückselige Verhältnisse und Ereignisse verloren gegangene und ihr doch in jedem Betracht gebührende Weltstellung wiedergewinnen könne. Er hat dies namentlich in seinem Hauptwerke, der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" gethan, nicht weniger aber auch in den uns vorliegenden Reden, welche durch denselben warmen, nationalen Gedanken verbunden sind und in ihm ein schönes, lehrreiches und anziehendes Ganzes bilden.

Die erste dieser Reden ist die Habilitationsrede, welche Giesebrecht am 19. April 1858 in der Aula der Königsberger Universität hielt, sie behandelt „die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft." Er führt darin den Gedanken aus, daß das historische Studium die lebensvolle Wahrheit des Geschehenen, die Wahrheit allein in das Auge zu fassen habe, und daß diese nur auf dem Wege streng wissenschaftlicher methodischer Forschung zu enthüllen sei. Er weist nach, daß auch die deutsche Historiographie jenen universellen Zug trage, der einmal dem deutschen Volke eigenthümlich, und daß dieser Zug sich in dem Sammelfleiße offenbare, mit welchem unsere Historiker von jeher das geschichtliche Material von allen Seiten und von allen Völkern zusammengetragen hätten, daß aber der Born, aus dem unsere Geschichtswissenschaft neues Leben schöpfte, der Zeit unserer nationalen Erhebung entsprungen sei. Als die treibende Kraft aller deutschen Geschichtsschreibung bezeichnet er mit Recht den nationalen Gedanken und den festen Glauben an die unerschöpfliche Lebensfülle der Nation und an das Vaterland.

„Seit der Herausgabe der Monumenta Germaniae", heißt es Seite 22, „herrscht eine Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Die Kenntniß unserer Vorzeit ist in in den letzten Jahrzehnden ungemein gefördert worden, und neue Fortschritte treten auf diesem Gebiet der Wissenschaft von Tag zu Tag hervor. Freilich haben wir keine, wissenschaftlichen Ansprüchen auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unseres Volkes bis jetzt entstehen sehen; und es ist sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußeren Verhältnissen ein solches Werk gelingen würde. Wir stehen vielmehr noch in dem Stadium der vorbereitenden Arbeiten: durch monographische Darstellungen setzt sich vornehmlich die wissenschaftliche Bewegung fort. Aber der Gedanke an das Ganze durchdringt doch auch diese Monographieen; man weiß, es sind nur Bausteine zu dem Dome, dessen erhabener Bau dem Geiste vorschwebt."

*) Deutsche Reden von Wilhelm von Giesebrecht. Leipzig, Duncker und Humblot, 1871. Preis 24 Sgr.

Die zweite Rede, welche am 15. Oktober 1858 zum Geburtsfeste Friedrich Wilhelm IV. in der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten wurde, feiert das Andenken des ersten deutschen Mannes, der in das heidnische Preußenland kam und dort im Jahre 1009 den Märtyrertod fand, des Erzbischofs Brun-Bonifacius. Brun stammte aus einem sehr vornehmen, fürstlichen Geschlechte des östlichen Sachsens und wurde um das Jahr 975 auf der Burg Querfurt, unweit der goldenen Aue, geboren.

Die dritte Rede wurde am 21. März 1861 am Vorabende des Geburtsfestes König Wilhelm I. auf dem Schlosse zu Königsberg gehalten und hat die „Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins" zum Gegenstande. Giesebrecht suchte hier an einzelnen hervorstechenden Thatsachen unserer Geschichte darzuthun, wie das nationale Bewußtsein der Deutschen im Laufe der Zeit von dunkler Ahnung zu immer größerer Klarheit gediehen sei. Der prophetische Schluß dieser vortrefflichen Rede lautet also: „Es wäre thöricht, an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln, weil sich nicht sogleich alle Wünsche erfüllen. Durch alle Wechsel seiner Geschicke geht ein großer Fortschritt von der Ahnung natürlicher Gemeinschaft bis zum Bewußtsein geistiger Einheit, von staatlicher Zersplitterung zu festerer Einigung, von Kulturtrieben zu der höchsten Entfaltung nationaler Bildung, von dem Instinkt einer welthistorischen Bestimmung zur Erkenntniß derselben. Das nationale Bewußtsein ist stärker und gereifter als je. Sobald die Deutschen zu gemeinsamer That sich erheben, liegen neue weite Bahnen des Ruhmes vor ihnen: unser Volk wird sie, so hoffen wir zuversichtlich, in Kürze beschreiten.

In seinem vierten Vortrage, welcher am 28. März 1867 in München*) zur Feier des Stiftungstages der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurde, sprach der Redner über „einige älteren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit." Giesebrecht entwickelte hier ganz ähnliche Ansichten, wie in seiner oben erwähnten Habilitations-Rede. „Wie im Allgemeinen unsere historischen Studien in Deutschland unter dem Einfluß der nationalen Bewegung stehen," sagt er Seite 97, „so auch im Einzelnen. Es ist kein Zufall, wenn sich jetzt die Geschichtswissenschaft, wie auf den flüchtigsten Blick zu erkennen, zwei Perioden unserer Geschichte mit besonderer Vorliebe zuwendet: einmal der Zeit der Ottonen, der Salier und Staufer, die man vorzugsweise als die deutsche Kaiserzeit bezeichnet, dann dem Zeitalter der Kirchenreformation und der folgenden inneren Kämpfe. Es ist die große Frage der Einigung Deutschlands, welche unsere Nation gegenwärtig im Tiefsten bewegt, und sie ist es auch, welche unsere Geschichtswissenschaft gerade auf jene beiden Perioden besonders hinlenkt." Der Schluß dieses Vortrages lautet also: „Die Historiographie folgt zu allen Zeiten den großen Impulsen des öffentlichen Lebens. Unsere Geschichtsschreibung ist nationaler geworden, weil sich in uns allen das deutsche Bewußtsein jetzt mächtiger regt, als in den beiden verflossenen Jahrhunderten. Ihre ganze patriotische Kraft wird sich aber erst dann entfalten, wenn der deutsche Staat geschaffen ist, der unser Volk aus der Enge in die Freiheit führt, es zum Herrn und Meister seiner Geschicke macht. Wir fühlen wohl, daß unsere historischen Werke, obschon sie vielseitiger, durchdachter, in manchem Betracht reifer als die der Engländer und Franzosen sind, doch ihnen an ergreifender Wirkung nachstehen, und wir haben die Gründe nicht weit zu suchen. Fallen diese Gründe einst weg, so wird auch die deutsche Historiographie, wie wir hoffen, sich jeder anderen ebenbürtig erweisen. Die deutsche Philosophie hat vielleicht ihre Blüthezeit hinter sich, die deutsche Geschichtswissenschaft scheint noch Knospen zu treiben." Mögen die Resultate des deutsch-französischen Krieges diese Knospen zur schönsten Blüthe zeitigen!

Die fünfte und letzte der uns vorliegenden Reden, welche Giesebrecht am 10. Dezember 1870 beim Antritt des Rektorats in der Aula der Münchener Universität hielt, handelt über den „Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwickelung." Der geistreiche Historiker weist hier auf die patriotische Wirksamkeit eines Fichte, eines Schleiermacher, eines Ernst Moritz Arndt hin, und meint, daß der deutsche Charakter allen unseren Universitäten aufgeprägt ist, daß sie gemeinsam arbeiten für die höchsten Bildungszwecke der Nation, und daß sie ohne Ueberhebung sich dessen bewußt sein dürfen, daß sie wesentlich dazu beigetragen haben, wenn sich das deutsche Volk seines Werthes und seiner Kraft nun endlich voll bewußt geworden ist.

Wir stimmen übrigens mit Giesebrecht vollkommen darin überein, daß der neue deutsche Staat mit dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation in Wahrheit wenig gemein hat, nicht einmal den Namen. Das alte Kaiserreich wurzelte eben so tief in den Vorstellungen und Zuständen des Mittelalters, wie das neue in den Verhältnissen der Gegenwart. Jenes hat unstreitig eine ruhmvolle Vergangenheit gehabt, die noch jetzt in Liedern und Sagen zu uns herübertönt; möge diesem eine nicht minder rühmliche, wenn auch weniger romantische Zukunft beschieden sein! Wie hoch man aber auch die Verdienste des alten Reiches anschlagen mag — und wir unterschätzen sie eben so wenig, wie Giesebrecht — unleugbar ist doch, daß es schließlich die deutsche Nation nicht vor Zersplitterung zu bewahren und das deutsche Gebiet nicht unverletzt zu erhalten vermochte. Und gerade dies, meinen wir, sollte die erste und nothwendigste Aufgabe des neuen Reiches sein. Dann aber sollte es uns, außer der einheitlichen Machtfülle, die Segnungen der Freiheit und der modernen Kulturentwickelung in kirchlicher, politischer und sozialer Beziehung gewähren. Nur mit der Lösung dieser Aufgaben wird es Bestand gewinnen; sobald es ihnen nicht gewachsen, wäre sein Untergang entschieden, und es handelte sich nur noch um Tag und Stunde des Endes. Der erste deutsche Reichstag scheint dies auch in seiner Mehrheit vollkommen begriffen zu haben.

Wir schließen unser Referat mit den gewichtigen Worten Giesebrecht's: „Das neue Reich, obwohl im Kampfe geboren, kündigt eine neue Friedensära an, und man sieht darin wohl einen Gegensatz gegen das alte Reich, welches in Waffenthaten und Eroberungen sein Wesen gesetzt habe. Aber auch das Reich Karls des Großen und der Ottonen wollte den Frieden, den Frieden der ganzen Christenheit, und meinte nur zum Schutz desselben das Schwert zücken zu müssen. Das neue Reich hat freilich allein die Ruhe und Sicherheit der deutschen Nation zu behüten, und Gott gebe, daß ihm dies stets ohne Eisen und Blut möglich sei! Wer nicht an eine plötzliche Umwandlung der Menschheit glaubt, wird schwer die Zweifel bannen, ob eine Macht von so ungeheurem Gewicht, welche mit Nothwendigkeit auf alle Weltverhältnisse einwirken muß, großen Kämpfen auf die Dauer ausweichen kann. Wenn aber das neue Reich die Hoffnungen der Nation erfüllt, läßt sich mindestens soviel mit Sicherheit erwarten, daß Deutschland aufhören wird, das Schlachtfeld Europa's zu sein, und damit wäre unendlich viel, nicht allein für unsere Sicherheit, sondern auch für die friedlichere Entwickelung des ganzen Abendlandes gewonnen."

Rudolph Doehn.

*) Bekanntlich folgte W. v. Giesebrecht im Jahre 1862 einem Rufe als Professor der Geschichte nach München.

Neuere Kritiken von Spinoza's Philosophie.

Man wird es nie dahin bringen, daß Spinoza's philosophische Schriften populär werden und in den Kreis der Gebildeten eindringen, was man sich auch für Mühe mit ihrer Uebersetzung und Einrichtung giebt. Das liegt ebenso sehr an der Unebenheit der Sprache als an den zu tief vergrübelten und krausen Gedanken in Spinoza's Lehrsätzen. Wer am schärfsten Kritik daran übt, kommt noch am besten fort. Deswegen können wir die von Kirchmann veranstaltete Uebersetzung und Herausgabe der Spinozistischen Schriften*) nur mit gerechter Anrühmung empfehlen. Kirchmann begnügt sich nicht, Spinoza's geometrische Lehrform und dunkele Wortstellung mundgerecht zu übersetzen, sondern er zeigt auch dessen Fehlgriffe und kritisirt seine Ideen mit der Schärfe des Verstandes. Ohne solche Prüfung und Richtigstellung ist Spinoza gar nicht zu lesen. Unwillkührlich frägt sich oft der Leser: wie konnte Spinoza einen solchen Satz aufstellen? oder: hat er das nicht schon anderswo anders gesagt? Und da ist es gerade, wo Kirchmann dem Leser zu Hülfe kommt, auch auf die Wiederholung oder den Widerspruch hinweist und die nöthige Aufklärung giebt. Der Herausgeber sagt selbst (im Vorworte zum fünften Bande), daß „nur durch Gegenüberstellung entgegengesetzter Ansichten der Sinn von Spinoza's Sätzen voll dargelegt werden kann." Bei Spinoza's Ethik, deren Begriffe und Methode dem Vorstellen der Gegenwart so fern liegen, ist dies besonders der Fall. Da aber die Wahrheit nur eine und unveränderliche sein kann, so ist das, was Spinoza's Ethik heute falsches enthält, schon zu seiner Zeit falsch gewesen, und die Kritik Kirchmann's legt nun dar, welche Umstände Spinoza zu diesem Falschen verleitet haben. Erwägt man nun, daß es bei Spinoza nicht lediglich ein Wissensdrang nach der höchsten Wahrheit war, sondern daß es vorzugsweise (wie aus einer Stelle seines tractatus de intellectus emedatione klar hervorgeht) sittliche und Herzensmotive gewesen sind, die ihn bewogen, in der Philosophie Ruhe des Gemüthes und alle sittlichen Güter zu finden, so hat man gleich einen bedeutenden Milderungsgrund.

Noch milder ist die Beurtheilung in einer anderen Schrift.**) Herr Brasch hat sich darin vorgenommen, die Kenntniß der Spinozistischen Ideen auch in nicht philosophische Kreise zu verbreiten. Dazu ist jedoch die nicht populär abgefaßte Schrift zu rhapsodisch; sie greift da einen Lehrsatz und dort einen anderen heraus und übt Kritik daran, wobei es schließlich zur Vertheidigung oder zur Verherrlichung des philosophischen Vorbildes kömmt. Der Verf. erblickt in Spinoza den großen Fortschritts-Philosophen gegenüber dem Cartesius; er sieht in Hegel den „wahrhaften Vollender des Spinozismus", und er gewahrt in den Gedanken Spinoza's das beste Mittel zur Gewinnung jener Seelenruhe und „Geistesklarheit", um die Leidenschaften zu bekämpfen. Man kann diese Auffassung zum Theil gelten lassen und Herrn Brasch auch das Verdienstliche in seiner Arbeit zuerkennen. Im Ganzen aber wird man in Bezug auf Spinoza mit Dr. Dühring's Ansicht übereinstimmen, wo er sagt: „Seien wir zufrieden, daß wir an derartigen bedeutenden Erscheinungen die philosophischen Ergebnisse nicht bloß nach der Strenge der verstandesmäßigen Sätze, sondern auch nach den zu Grunde liegenden Gesinnungs-Antrieben und im Zusammenhang mit der durch das Ganze der Persönlichkeit vertretenen Haltung messen dürfen."

Eine Schrift: „Zur Genesis der Lehre Spinoza's", aus der Feder M. Joël's, deren Erscheinen soeben angekündigt, die uns jedoch noch nicht zugegangen ist, wird gewiß, gleich den früheren diese Materie betreffenden Arbeiten des geschätzten Verfassers, wiederum neues Licht auf den Zusammenhang der Spinozistischen Anschauungen mit den ältesten philosophischen Ansichten des Judenthums werfen.

*) Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. von Kirchmann. 4. und 5. Band. B. von Spinoza's Ethik. Berlin, L. Heiman, 1868.

**) „Benedict von Spinoza's System der Philosophie nach der Ethik und den übrigen Tractaten desselben in genetischer Entwickelung dargestellt" von Moritz Brasch. Berlin, Alb. Wenck, 1870.

Belgien.

Germanische Stimmen aus Belgien.

In Antwerpen fand am 28. Juni eine öffentliche Feier statt zur Erinnerung an J. F. Willems (Professor an der Universität Gent, gest. 1846), den geistigen Wiedererwecker der niederdeutschen Nationalität in Belgien und den „Vater der vlamischen Bewegung". Bei dieser Gelegenheit hielt Herr Dr. C. J. Hansen eine Festrede, worin er die vlamische Frage mit den gegenwärtigen europäischen Ereignissen in Verbindung brachte, und unter Anderem sagte: „Wir Vlamingen, wir Niederdeutsche freuen uns mit Recht über den Triumph, den unsere hochdeutschen Stammgenossen über die romanische Rasse davongetragen, welche zu allen Zeiten unserer vlamischen Nationalität feindlich war." — Aehnliche Stimmen, welche die brüderliche deutsche Gesinnung der Vlamingen bekunden, lassen sich jetzt mehr und mehr aus allen Theilen Flanderns, Brabants und der Provinz Antwerpen vernehmen.

Das treffliche Organ der Niederländer in Belgien, de Zweep, beginnt sein Blatt vom 2. Juli mit folgenden Betrachtungen: „Noch ist ihnen die Ruthe nicht aus den Augen entrückt, und schon haben die französischen Prahlhänse wieder ihre alten Aufschneidereien begonnen: Schimpfereien und Spottbilder auf die Deutschen, militärische Paraden, Rufe nach Wiedervergeltung der Niederlagen im Kriege, nach Eroberung von Belgien zum Ersatz für Elsaß und Lothringen, und Aehnliches mehr schallt aus Frankreich herüber. Rechtssinn und Gerechtigkeitsliebe darf man freilich beim französischen Volke nicht suchen, noch weniger Demuth oder auch nur gesunde Logik, oder Kraft und Willen, eine schwierige Lage zu beherrschen. Ja, nach allen schmerzlichen Erfahrungen, die sie eben gemacht, bleiben die Franzosen die alten Prahlhänse, bereit, das blutige Spiel von neuem zu beginnen — falls nicht Deutschland ihnen gegenüber fest und entschlossen da stünde, allen Raubzügen des Nachbarvolkes gegen die Freiheit und Wohlfahrt anderer Völker einen unüberwindlichen Damm bildend. In Elsaß und Lothringen ist man bereits glücklich, daß man von der sogenannten „Grande Nation" erlöst ist. Bereits ist dort der allgemein verbindliche Volks-Unterricht eingeführt; germanische Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Fleiß und aufrichtige Gottesfurcht werden sehr bald die schmerzlichen Wunden des letzten Krieges geheilt haben, und deutsche Redlichkeit, mit Bürgertugend gepaart, wird an die Stelle wälschen Truges und französischer Aufschneiderei treten."

England.

Umschau in England.

Englische Trunksucht. — Die Schlacht von Dorking, 1920. — Neueste Karrikaturen.

Halb England, männlichen und weiblichen Geschlechts, ruinirt sich durch starke Getränke, und gerade die ärmsten Proletarier fallen mit ihren erbettelten oder mühsam erarbeiteten Kupfermünzen am widerstandslosesten und massenhaftesten in die auf allen Straßen oft dicht neben und in einander gegenüber lockenden Public-Häuser, deren Doppelthüren meist immer nach innen halb offen stehen, so daß Jeder zwar leicht hineinfallen, aber schwer wieder herauskommen kann. In vielen Hunderten von Straßen ist jede Ecke ein stolzer, weithin winkender Trunkenheits-Tempel mit Zinkbarren und Metallpumpen für die unterhalb liegenden sechs, acht Arten von Biertonnen. Der Hintergrund und die Seitenwände werden von eirunden Spiritustonnen mit Hähnen davor ausgefüllt. Nur wenige, ganz charakterfeste oder bis auf den letzten Pfennig ausgeleerte Menschen können um diese Straßenecke herumkommen, ohne hineinzufallen. Und wer glücklich um die Ecke kam, wird nicht selten noch in der Mitte von drei, vier neben einander liegenden Public-Häusern eingefangen und ausgeplündert. Respectable Herren und Damen gehen zwar nicht in solche Deliriumsfabriken, sie haben aber dafür selber entweder gut gespickte Keller oder lassen sich die gebrannten und gebrauten Gifte alle Tage mehrmals frisch von den Quellen zapfen. So trinkt Alles, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Mann und Frau, Herr und Dame, Lord und Lady, Marquis und Marquise. Das Uebel schreit wahrhaft gen Himmel. Und Alle, die noch nüchtern waren, Ehrgefühl und Einsicht hatten, bestürmten den Minister Bruce mit Petitionen und Deputationen, der öffentlichen Sünde und Schande, wenn nicht ein Ende zu machen, doch gesetzliche Schranken zu stellen. Er selber war empört über diese massenhaften, stolzen Trunkenheits-Tempel, welche jede Straße verunzieren und fortwährend Tag und Nacht die großen Massen der Nation in physisches und moralisches Verderben locken, so daß er mit Muth und Wuth seine Bill zur Beschränkung der Schankconcessionen einbrachte. Jeder im Parlamente schien die Nothwendigkeit derselben zuzugeben; die ganze Ehre und Einsicht der Nation stimmte dafür, aber durch die Kupfermünzen der großen Volksmassen sind die Schankwirthe und Brauer mit ihren besonderen, weitverbreiteten Tageszeitungen mächtiger geworden, als die populärste Regierung und die öffentliche Meinung. Bruce mußte seine Bill zurückziehen, da selbst die Parlamentsmitglieder, welche mit Herz und Kopf dafür waren, ihre Stimmen dagegen erhoben, weil sie sonst fürchten mußten, von ihren Wählern als Feinde der Freiheit, d. h. hier der Trinkfreiheit, heruntergerissen zu werden und bei der nächsten Wahl ganz durchzufallen. Und so nimmt die englische Trunksucht in allen Schichten der Gesellschaft, namentlich auch des weiblichen Geschlechts, ungehindert immer noch zu, und die Deutschen, welche zwar auch Meister und Meisterinnen in Vertilgung bairischen Bieres geworden sind, können sich getrost auf ihre große Schlacht und den England aus der Weltgeschichte streichenden Sieg bei Dorking vorbereiten.

Diese Schlacht, obgleich sie erst im Jahre 1920 geschlagen werden soll, hat in England mehr Bestürzung verursacht, als alle Siegesthaten des deutschen Heeres in Frankreich. Ein militärisch-prophetisches Genie hatte sie nämlich in „Blackwoods Magazine“ politisch, strategisch und taktisch und so detaillirt geschildert, daß die Engländer sie Zug um Zug vor ihren Augen entstehen und Stunde für Stunde in die schmachvollste Niederlage für sich umschlagen und mit einer Eroberung Londons, einer völligen Unterwerfung Englands unter das siegreiche deutsche Reich enden sahen. Die Sache erschien so unwiderleglich richtig, die Niederlage so unvermeidlich, daß der Schreck durch alle Glieder Englands fuhr. Andere Blätter und Zeitungen schrieben zwar widerlegende Leitartikel und Abhandlungen dagegen, aber das half Alles nichts. Man betrank sich nur um so gieriger in dem detaillirten Schrecken des Originals, so daß das Monatsheft in neuen Auflagen erscheinen mußte. Man will sich nun eben vor dem mächtigen deutschen Reiche fürchten und kennt nur ein Mittel gegen diese furchtbare Niederlage und den Untergang Englands: mehr Soldaten, mehr Kanonen, mehr Kriegsschiffe u. s. w. Aber wie das anfangen? Darüber zerbrechen sich nun Parlament und Presse mit erschrecklicher Aufopferung die Köpfe; aber bis jetzt sprang noch aus keinem solcher Schädel eine geharnischte Pallas Athene. Es fehlt eben der Jupiterkopf dazu. Unbildlich gesagt, kriegte Lowe kein Budget für die dazu nöthigen Ausgaben fertig. Er wählte durchweg die unpopulärsten Mittel, um das Geld dazu aus der Nation herauszupumpen. Am unglücklichsten erging es ihm mit den Schwefelhölzern. Er glaubte es sich ganz genial ausgedacht zu haben, aus jedem täglich millionenfach bläulich aufsprühenden Zündhölzchen ein unmerkliches Steuerflämmchen zu machen und so den steuernden Patriotismus in jedem Hause, jeder Kneipe, vor jeder Cigarre, über dem Kopfe jeder Thonpfeife immer wieder frisch zu entflammen. Die ganze Nation empörte sich gegen die Schwefelholzsteuer. Nur der Kürze wegen lasse ich mich nicht darauf ein, alle seine anderen unglücklichen Steuerquellen an- und abzuführen; es genügt uns, zu wissen, daß er damit im Wesentlichen eben so durchfiel, wie Gladstone mit seinen kühnen Regierungs- und Verwaltungsreformen, welche allerdings Gewohnheiten und mächtige Interessen so gründlich verletzten, daß nur der aufopferungsfreudigste Patriotismus sich denselben zu fügen im Stande wäre. Aber bis jetzt will eben Niemand so recht opfern, auch nicht einmal zur Vermeidung der künftigen Schlacht bei Dorking. Wenn sie der Prophet nur wenigstens innerhalb des nächsten Jahrzehends hätte verlieren lassen. Aber nach funfzig Jahren! So weit geht der freudigste englische Patriotismus aus dem feuerfesten Geldschranke durchaus nicht. Inzwischen kann man ja mit dem Gelde Hunderte von Procenten verdienen. Außerdem können ja die alten Crösus inzwischen zehnmal sterben. Wozu also für das nachkommende Geschlecht jetzt schon so viele Opfer bringen?

Die Engländer haben seit mehr als achthundert Jahren keine Invasion erlebt, auf englischem Heimatsboden keine wesentliche Niederlage erlitten, so daß sie sich trotz aller Furcht und der genauen Schilderung diese in die Ferne gerückte Schlacht bei Dorking gar nicht so lebhaft und so zerschmetternd denken können, um ihre persönlichen und Klasseninteressen darüber zu vergessen und im Gefühle eines innigen Patriotismus Opfer zu bringen.

Vielleicht haben sie eine solche Niederlage nöthig, um sich wieder einig und stark zu erheben. Die Times predigte 1852 während des panischen Schreckens vor einer Napoleonischen Invasion und der Rache für Waterloo ähnliche Weisheit, und zwar mit besserem Erfolge als jetzt die Popanzmacher vor einer deutschen Invasion bis jetzt erzielt haben. Es liegt ihnen doch gar zu fern, während Napoleon vor zwanzig Jahren sich ganz nachbarlich der breiten, langgestreckten, unbeschützten, englischen Insel gegen-

über in den herüberdrohenden Häfen so zu rüsten schien, daß er jeden Morgen über Nacht hätte gelandet sein können. Die panische Furcht rief damals die Corps der Freiwilligen ins Leben, welche sich bisher nicht nur gehalten, sondern auch vermehrt und vervollkommnet haben. Die Furcht vor Deutschland soll zwar dem Parlamente und dem Budget noch ähnliche und sogar bessere Früchte bringen, aber es will bis jetzt durchaus nicht gehen, zumal da man, statt über den Berg des Deficits von achtzehn Millionen hinweg zu kommen, diesen noch bedeutend erhöhen muß. So befindet sich Alles in Verlegenheit, und keine Partei und kein Interesse entwickelt so viel Muth und Macht, um irgend eine Reform durchzubringen. Selbst die Minister begnügten sich, nachdem sie eine Menge kühne Gesetzvorlagen selbst zurückgezogen hatten, mit den kleinsten Siegen einiger Paragraphen ihrer amendementirten und beschnittenen Bills und führen eigentlich nur noch ein Leben auf Galgenfrist. Sie wären längst gestürzt worden, wenn nach ihnen nicht gleich wieder Disraeli käme. Ihn und die Seinigen kennt man aber schon so gut, daß man es bis jetzt vorzog, sich lieber mit dem gelehrten und kühnen William Gladstone und seinen Kollegen zu lang- oder kurzweilen. So sind sie denn auch schon längst ein dankbarer Stoff für die Witzblätter und Karrikaturenmaler geworden. Die witzige, illustrirte Wochenzeitung „Vanity Fair" (welcher Thackeray'sche Romantitel vielleicht am besten mit dem Goethe'schen „Jahrmarkt zu Plundersweilern" übersetzt werden könnte) lebt schon seit zwei Jahren von ihnen. Ihr Karrikaturmaler Pellegrini ist ein wirklicher Humorist, steht über allen Parteien und ist seit langer Zeit wieder der erste klassische Karrikaturmaler.

Was heißt klassische Karrikatur? Trotz der illustrirten Journale, hat man es ganz vergessen oder noch nicht begriffen. Die echte Karrikatur stellt die eigenthümlichsten und charakteristischsten Züge eines Gegenstandes oder Menschen eben nur so dar, daß sie deutlich und witzig in die Augen springen, wobei Uebertreibungen nur in sehr bescheidenem Maße erlaubt sind. Nichts ist leichter als eine große Nase noch größer zu machen.

Pellegrini zeichnet seine Helden und Opfer wie sie leiben und leben, nur noch deutlicher, nur noch individueller. So sehen wir Gladstone als Coercion Bill (unübersetzbar, da Bill Gesetzesvorlage und zugleich William heißt) also etwa als „Zwangs-Gesetz-Wilhelm" in allem seinem parlamentarischen Königstrotze, aber gleichsam hinter ihm auch, daß nichts Rechts dahinter ist, so daß er seine Paragraphen-Truppen zurückziehen muß. Seine Miene ist gespannt und unerbittlich herausfordernd, und die dünnen Lippen bilden gepreßt eine nach unten gebogene Curve, so daß unten nur noch die Sehne und der Pfeil darauf zum Abschießen fehlt. In den Mundwinkeln sieht es drohend genug aus, nicht minder in den Vordertaschen seines Paletots, worin sichtbar jede Hand eine Faust macht. Dabei diese saure, trockene Magerkeit, dieser von oben nach unten schießende Blick! Jeder Zoll ein zorniger, unbeugsamer, edler Held, ein Dictator, ein Böses abwendender Apollo. Aber wie gesagt, es ist nichts dahinter, keine schlagfertige Armee einem zitternden Feinde gegenüber. Vor ihm sitzt das lachende, spottende Parlament mit den Hüten auf den Köpfen. Jedes Mitglied ein sehr ehrbarer Freund oder Feind, kein einziger Unterthan unter ihnen. Man sieht also: diese Miene, diese Haltung ist unparlamentarisch, unenglisch, und der fürchterliche Premier muß sich damit begnügen, die Fäuste im Paletot zu ballen, und, wenn er sie wieder herauszieht, damit Kußfinger zu werfen und den Rückzug seiner Zwangsbill zu winken. Also eine sehr treffende, sehr komische und doch eigentlich nicht beleidigende, nicht entstellende Karrikatur.

Lowe, der gelehrte College, der unglückliche Finanzminister, der unbarmherzige Humorist auf den Oppositionsbänken, steht in seiner humoristischen Kurzsichtigkeit so gekniffen und so verachtungsvoll vom Papiere in die Welt und in die unendliche Perspective des Deficits hinaus, daß er offenbar nur eine gleichgiltige graue Leere vor sich sieht, nichts fürchtet und deshalb kühn eine Schwefelholz-Steuer als bestes Mittel gegen die deutsch-kaiserliche Invasion vorschlägt.

Bright ist nicht mehr, aber in der Galerie der Karrikaturen spielt er noch seine schwierige Rolle. Die breite, etwas gedrungene Erscheinung mit den nicht sehr markirten Zügen war keine leichte Aufgabe für den Karrikaturmaler. Die witzigen Pöbelpinsel hatten seinen breitkrämpigen Quäkerhut und das Augenglas schon oft genug mißbraucht. Außerdem konnte sich der karrikirende Klassiker nicht an einige abgedroschene Aeußerlichkeiten halten: er mußte den innersten Kern dieser eigenthümlichen charaktervollen Persönlichkeit zeichnen. Dies ist unserem Pellegrini auch insofern gelungen, als er den leidenschaftlichen Dogmatismus und die chronische Verachtung gegen den üblichen parlamentarischen Schwindel und die Parteiphrasen sehr augenfällig zu skizziren verstand. Ebenso erkennt jeder höhere Engländer in den Bildern der anderen Minister die ihm bekannten Gesichter viel besser wieder als in der Wirklichkeit. Dies gilt namentlich von Lord Granville, einem ganzen Häuflein von gewinnender lächelnder Höflichkeit, so daß man, wenn man kein Gimpel ist, gleich mißtrauisch wird. Wie nöthig dies stets war, hat dieser auswärtige Minister hinlänglich durch seine Neutralität im letzten Kriege und die von ihm ausgegangenen betreffenden Aktenstücke bewiesen.

Doch ich kann Ihnen alle diese Bilder nicht zeigen, Ihnen die Originale dazu nicht vorführen, sie nicht im Parlamente reden und gestikuliren lassen und Ihnen also auch den Humor daran nicht zum Genuß bringen.

Hier galt es denn auch bloß, zu sagen, daß dies Gladstone'sche Ministerium ein dankbarer Gegenstand für Witz und Satire geworden ist und die Stärke desselben hauptsächlich nur noch darin besteht, daß man Disraeli und dessen allein mögliche Ge-legen noch weniger leiden mag. Es ist ein altes Unglück des englischen Parlamentarismus, daß die Ministerwechsel nur immer zwischen zwei Premiers möglich sind, zwischen Lord Nudel und Lord Dudel, wie es Dickens in allgemeiner Formel ausdrückt; wie auch die Nudels oder Dudels sonst heißen mögen, der Sache nach ist es und bleibt es immer Nudel oder Dudel.

Und so behaupten wir allen hergebrachten constitutionellen Phrasen zum Trotz, daß jeder Parlamentarismus, zu diesem etiquettenförmigen Formalismus abgeschwächt, ein Unglück für Land und Leute ist, nicht bloß für die constitutionellen Könige, sondern auch für alle selbständigen Denker und schöpferischen Genies. Diese begeben sich denn auch schon längst nicht mehr in's Parlament, und wer sich dort hineinbegiebt, kommt immer darin um.

Italien.

Börnstein's Reisen in Italien.

Von den Ländern gilt nicht jenes Kennzeichen, das der Dichter auf die Frauen anwendete, von denen diejenige die beste sei, von der man am wenigsten spreche. Von einem gesegneten Land bin

gegen kann man nie genug erzählen. Was ist alles schon über Italien geschrieben worden, seit Goethe dieses Land bereist und geschildert hat! Und doch liest man immer und immer wieder gern eine neue Beschreibung des klassischen Landes, wenn der Reisende nur überhaupt fein beobachtet und gut zu erzählen versteht. Man liest Adolf Stahr's Schilderungen aus Italien, und man wird mit ebenso großem Nutzen und Vergnügen H. Börnstein's Werk über Italien*) lesen. Herr Börnstein ist ein scharfsinniger Beobachter und erzählt ausnehmend gut. Empfänglich für alles Große, Schöne und Erhabene in Kunst und Natur, ist er gleichwohl frei von jener Ueberschwenglichkeit und Gefühlsduselei, die über Alles in Ekstase geräth und aus dem Entzücken gar nicht herauskömmt. Ein sehr gesunder Realismus, der Menschen und Dinge nimmt, wie sie sind, und sich durch kein Vorurtheil irre machen oder befangen läßt, ist eine glückliche Eigenschaft des Verfassers und war für ihn selbst ebenso förderlich auf seinen Reisen und Unterhaltungen in Italien, als sie auch in seinem Buche uns zutraulich anmuthet.

Diesen Realismus hat sich Herr Börnstein wahrscheinlich erst angeeignet in seinem zweiten Heimatlande, in Amerika, denn geboren ist er in Oesterreich, wo er seine Jugend und seine Studienjahre verlebte. Deswegen kennt er auch alle Schwächen und Gebrechen dieses Landes, von dessen Gebahren und Regierungsweise er uns manche Züge mittheilt. Das flicht er jedoch nur als Episode gelegentlich ein, hält sich aber immer an den leitenden Faden seines Reisewerks, an die Beschreibung Italiens, aus der wir einige Stilproben hier vorlegen wollen.

Man hört es hier oft tadeln, daß man in einigen kleinen Theatern Berlins während der Vorstellung raucht. Unser Verfasser besuchte in Mailand das Teatro Ciniselli, das zu den großen Theatern Mailands gezählt wird. Da hörte er fünf Akte Oper und sah sieben Akte Ballet, alles für Einen Franc an Einem Abend! „Die Vorstellung begann um 7½ Uhr und dauerte bis nach Mitternacht, dabei rauchte das Publikum, wurde Bier und Sodawasser herumgetragen, und kleine Jungen verkauften Cigarren und präsentirten gleich die brennenden Fidibus dazu. Musiker des Orchesters zündeten sich in den Zwischenakten ebenfalls ihre Cigarren an den Fußlichtern der Rampe an, und der Souffleur, der frei in seinem Loche sitzt und kein Schirmdach über dem Kopfe hat, rauchte ebenfalls. Kurz, es war sehr ungenirt und gemüthlich in dem Teatro Ciniselli, Jeder that, was er Lust hatte, — die Sänger sangen und das Publikum plauderte laut, ohne sich gegenseitig um einander zu kümmern; nur wenn eine beliebte Cabaletta kam, trat Stillschweigen ein, man genoß das Musikstück mit Andacht, und wenn es vorüber war, ging der surrende und summende Lärm des allgemeinen Geplauders wieder los." Dabei waren aber die Sänger gar nicht schlecht, ja Herr Börnstein fand den Tenor und den Bariton sogar mit schönen Stimmen begabt und gut geschult; aber das Publikum that sich eben keinen Zwang an und unterhielt sich auf seine Weise. Man wird nun wohl etwas nachsichtig auch gegen die Gewohnheiten des Berliner Publikums sein. Alles wissen heißt Alles verzeihen, sagt Chamfort; man könnte ebenso gut sagen: Alles gesehen haben heißt Alles mit Nachsicht beurtheilen.

Im October 1868 war die Eisenbahn von Genua nach Nizza und Frankreich noch im Bau (ob sie heute schon fertig ist, wissen wir auch nicht), und man wählte da zumeist den Seeweg per Dampfschiff, um von Genua nach Florenz zu gelangen. Nun giebt unser Verf. folgende ergötzliche und zugleich tragische Schilderung von der Ausschiffung der Passagiere in Livorno nach den Aussagen eines Bremer Kaufmanns, der diese Tour gemacht hat. Die Dampfer laufen in Livorno nicht in den Hafen ein, sondern bleiben draußen auf der Rhede liegen, weil sie nach einigen Stunden weiter gehen. So wie nun der Dampfer auf der Rhede Anker geworfen hat, wird er von Hunderten von kleinen Barken mit Schiffern, Fachini und Hoteldienern umringt, die sich die Passagiere streitig machen. Nun erzählt der Bremer wie folgt: „Da stand ich auf der Schiffstreppe, mein Koffer war eben dicht an meinem Kopfe vorbei in den Kahn geflogen, das Meer war höchst unruhig; der kleine Kahn und mit ihm alle übrigen tanzten einen höllischen Hopswalzer auf und nieder; bald war der Kahn mit meinem Koffer hoch oben dicht vor meinem Gesichte, bald war er tief unten im schwindelnden Abgrunde. Endlich erwischte mich der Barkenführer beim Stiefel, um mich in sein Boot zu ziehen, aber ein Concurrent hatte mich gleichzeitig am andern Fuße gepackt, um mich in sein Boot hinabzureißen, während ich mich krampfhaft an die Schiffstreppe anklammerte; aber nun schrieen die nachdrängenden Passagiere, ich solle Platz machen, unter mir zankten sich die beiden Bootsleute um ihre Beute, auf allen Seiten aber schrieen die Lohndiener: Hotel Victoria! Hotel Washington! Albergo all' Aquila nera! Gran Bretagna! Hotel du Nord! Pergola! Luna! Patria! — Es war zum Verzweifeln. Endlich drängte sich ein riesiger Fachino mit einer rothen Mütze zu mir auf die Schiffstreppe, faßte mich mit seinen eisernen Armen um den Leib, warf mich auf seine Schulter — und schwups! sprang er mit mir in das Boot hinab." So kam der Bremer vor Livorno an's Land. Man lernt eben nicht aus Büchern allein, sondern man muß sich auch von den Mitreisenden erzählen lassen und ihre Erfahrungen benutzen.

Das that nun unser Autor sehr fleißig. Er war gar nicht spröde und nicht steifgefroren vor Stolz wie ein Engländer, sondern mischte sich in alle Gesellschaften, horchte überall hin, wo es was zu hören und zu lernen gab, und lernte wirklich auf diese Weise Land und Leute in kurzer Zeit kennen. Er schildert uns die italiänische Landbevölkerung als fleißig, arbeitsam, mäßig und genügsam, gesteht aber auch ein, daß sich in den Städten, besonders in den verkommenen kleinen Städten, eine Müssiggänger-Bevölkerung angehäuft hat, Menschen, die jede Arbeit hassen und für die das dolce far niente die zusagendste Beschäftigung ist. Wenn ein Bewohner von Pisa (diese einst so mächtige Stadt, die mit den Sarazenen siegreich kämpfte, Carthago eroberte und bedeutende Besitzungen im Orient sich erwarb — heute hat sie nur noch 34,000 Einwohner, keine Fabriken, keinen Handel) oder einer andern solchen Stadt sein knappes Auskommen für den Tag hat, so thut er absolut nichts als von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen und überall schwatzen, oder er legt sich auf die Steingelände des Quais am Arno und dreht und verraucht eine Cigarrette nach der andern, und der einzige Versuch, mehr Geld zu erwerben, besteht darin, daß er alle 14 Tage seine 50 Centesimi (3½ Sgr.) in die Zahlenlotterie trägt, drei Nummern besetzt und auf eine Terne wartet. Die alten Uebel des italiänischen Volkes: Bigotterie, Faulheit, Bettelei und Unwissenheit, machen sich sofort breit, wie man die Apenninen überschreitet.

In der Lombardei ist das freilich anders. In Ober-Italien hat die deutsche Herrschaft — man mag gegen Oesterreich sagen, was man will — ihr Gutes gehabt. Während ihrer mehr als hundertjährigen Herrschaft über Mailand und die Lombardei hat sich das mächtige deutsche Kultur-Element durch deutsche

*) „Italien in den Jahren 1868 und 1869", von Heinrich Börnstein. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke, 1870.

Offiziere, deutsche Beamte und die dadurch herbeigezogenen deutschen Künstler, Handwerker, Arbeiter, Hotelwirthe, Kaufleute, Fabrikanten, ja selbst durch deutsche Dienstboten unmerklich und langsam, aber desto fester auf ober-italiänischem Boden eingenistet. So findet man denn in Ober-Italien auch jetzt noch die wohlthätigen Folgen des Einflusses dieses deutschen Kultur-Elements in dem ganzen sozialen Leben. Mailand selbst, sagt Herr Börnstein, ist durchaus keine italiänische Stadt, es hat sich halb nach Paris, halb nach Wien gebildet, und ähnelt den beiden Capitalen, von denen aus in den letzten 150 Jahren seine Geschicke entschieden wurden. Unser Tourist vergleicht diesen Prozeß treffend mit dem Eindringen germanischer Civilisation in Amerika, deren wohlthätige Folgen daselbst noch größer und rascher wären, „flösse nicht neben dem Strome der deutschen Einwanderung zugleich auch die irländische Bevölkerung in dichten Schaaren in das junge Land, in ihrem Gefolge eine gute Portion von Barbarei, Intoleranz, Bigotterie, Rauf- und Trunksucht mit sich bringend und so die segensreichen Folgen des deutschen Kultur-Elements wesentlich abschwächend."

Ueberaus anziehend sind die Schilderungen, die uns Herr Börnstein aus Rom giebt. Da sitzt er in der herrlichen Peterskirche und — liest. Draußen ist es so heiß; es war eine Hitze von 22 Grad Réaumur am 18. October (1868), und da drinnen in den hohen stattlichen Räumen des Petersdoms ist es so kühl, so frisch, so still, so friedlich. Und was liest der deutsche Reisende im hohen Dom der päpstlichen Residenz? Er liest, wie sich Rom gegen die Juden benommen hat; er liest von der Zerstörung Jerusalems, von der Wegführung der Juden in die Sklaverei und von den ferneren Schicksalen dieses vielgeplagten Volkes in der Hauptstadt der Christenheit. Das Buch, welches dieses alles sehr genau and sehr anziehend beschreibt, heißt: „Les mémoires de Judas", und hat Herrn Petrucelli della Gattina (einen Mann von großer Gelehrsamkeit und reichem Talente, der von 1859 bis 1866 italiänischer Correspondent des „Journal des Débats" war) zum Verfasser. Herr Petrucelli hat die vier echten und auch die von den Concilien für falsch erklärten apokryphen Evangelien (etliche siebzig), er hat römische und jüdische Schriftsteller, die Forschungen von Strauß, Feuerbach, Michelet, Renan u. A. gründlich benutzt, und so ein Geschichtsbild jener Zeit, eine Schilderung Judäas und Roms geliefert, die das hellste Licht über die Vorgänge jener Tage verbreitet. Ferdinand Gregorovius, der verdienstvolle Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom, hat auch die römischen Juden zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht und über die Zustände der römischen Kaiserzeit wie im Mittelalter höchst werthvolle Aufschlüsse gegeben; aber Petrucelli greift noch weiter zurück und schildert die Politik Roms gegenüber dem jüdischen Reiche. Herr Börnstein erhielt dieses Buch von einem Franzosen, diesem überschickte es der Autor, dieser übergab es einem französischen Stabsoffizier, und dieser hat es glücklich durch die strenge päpstliche Zollbehörde durchgeschwärzt. „Dazu ist die französische Occupation gut", bemerkt unser Reisebeschreiber.

Niemand wird sich wohl mehr über die italiänische Besitzergreifung Roms gefreut haben, als eben diese römischen Juden. Seit Papst Paul II. (1464) bis auf Clemens IX. (1668), also über 200 Jahre lang, hatten die Juden Roms im Carneval nebst Eseln, Büffeln und Pferden auf dem Corso wettrennen müssen. Man gab diesen Juden, bevor sie rannten, reichlich zu essen, um sie schwer und plump, den Lauf ihnen selbst beschwerlicher, dem zuschauenden Volke aber desto ergötzlicher zu machen, so erzählt Gregorovius. Auf Befehl des Papstes Gregor XIV. (1590) mußten die römischen Juden den Triumphbogen des verhaßten Titus mit Seidenstoffen und kostbaren Teppichen schmücken, und nur dafür, sowie gegen die gleiche Ausschmückung der ganzen Straße vom Titusbogen bis zum Colosseum und gegen eine Bezahlung von 300 Scudi, wurde ihnen endlich das Wettrennen im Carneval erlassen. Dann mußten sie wieder alle Woche eine Bekehrungspredigt in der christlichen Kirche anhören, und das dauerte bis 1829! Und doch wichen die Juden nicht von ihrem Glauben, was ihnen Herr Börnstein zur hohen Ehre anrechnet.

Nord-Amerika.

Französische Auswanderung nach Amerika.

Elsasser und Lothringer.

Nach officiellen statistischen Berichten vertheilt sich die Einwanderung nach New-York für das Jahr 1870 auf folgende Nationalitäten:

Deutsche	71,280,
Irländer	61,262,
Engländer	35,703,
Schweden	14,038,
Schotten	9489,
Walliser (Wales)	7593,
Schweizer	3382,
Dänen	3193,
Norweger	3112,
Franzosen	2016,
Verschiedene Nationalitäten	1558,
Summa:	212,626.

Obschon es nun hiernach eine unleugbare Thatsache ist, welche übrigens auch durch die amerikanischen Censusberichte früherer Jahre bestätigt wird, daß die romanischen Völkerschaften zur lange nicht jenen Auswanderungstrieb besitzen, der die germanischen Stämme auszeichnet und zur schließlichen Weltherrschaft zu berufen scheint, so giebt man sich doch in den Vereinigten Staaten von Amerika jetzt der Hoffnung hin, daß die nächste Zukunft ein ungleich größeres Quantum romanischer Einwanderung an den nordamerikanischen Küsten sehen wird, als zu irgend einer früheren Zeit. Wir brauchen es wohl kaum erst zu sagen, daß es Frankreich und namentlich jene Theile des schwer heimgesuchten Landes sind, die besonders unter den Furien des gewaltigen Krieges gelitten haben, von denen man in der nordamerikanischen Union diese Zuzüge erwartet. Und in der That wäre es wohl erklärlich, wenn die Verwüstungen und Zerstörungen, denen das Eigenthum in so vielen Gegenden Frankreichs preisgegeben worden, wenn die sichere Aussicht auf eine unerhörte Besteuerung bei Erträgen, die vor der Hand gewiß nicht sehr hoch sein werden, diese Landestheile, wie theuer sie auch den auf ihnen Gebornen sein mögen, zu solchen machen würden, die nur Einen Wunsch erwecken können, nämlich den, sie verlassen zu dürfen. Und diesem Wunsche wird, wenn wir anders amerikanischen Blättern Glauben schenken wollen, auch in bedeutendem Umfange Rechnung getragen werden. Daß eine solche Einwanderung für die Vereinigten Staaten in hohem Grade wünschenswerth und nützlich ist, bedarf keiner besondern Versicherung, und

es bliebe nur noch die Frage übrig, ob nicht völlige Entblößung von Mitteln es Hunderten und Tausenden unmöglich macht, ihre verarmte Scholle zu verlassen und das, was diese ihnen etwa noch zu bieten vermag, mit den glücklicheren Aussichten zu vertauschen, die sich ihrer Thatkraft jenseits des Oceans eröffnen.

Wie zuverlässige Nachrichten besagen, liegt allerdings die Befürchtung sehr nahe, daß Mangel an den dazu nöthigen Mitteln die zur Auswanderung nach Amerika geneigten Franzosen diesen Wunsch nicht zur Ausführung bringen läßt. Hunderten und Tausenden, die sich gern eine neue Heimat am Hudson, Ohio oder Mississippi suchen möchten, fehlen die Mittel hierzu; Anderen mangelt es an der nöthigen Information; noch Andere finden bei der unter dem französischen Landvolke bisher so gut wie verfehmten Idee einer Auswanderung nicht den Muth, trotz der besseren Erkenntniß, sich zu einem solchen Schritte zu entschließen. Es ist daher als ein verständiges und wahrhaft zeitgemäßes Unternehmen zu begrüßen, wenn diejenigen, welche sich in den Vereinigten Staaten Hülfsleistungen für das nothleidende Frankreich zur Aufgabe gestellt, ihre Aufmerksamkeit gerade auf diesen Punkt lenken, und nur mit Genugthuung wird man die nachstehende, der „New York Tribune" entnommene Mittheilung lesen können. Das genannte Blatt schreibt:

„Wir erfahren soeben, daß in unserer Stadt ernstliche Maßregeln in Aussicht genommen werden, der französischen Einwanderung nach Amerika eine hülfreiche Hand zu bieten. Man ist bemüht, durch Subscriptionen einen Fond aufzubringen, um mit demselben in einer passenden Gegend einen großen Strich Landes zu erwerben, darauf Kolonieen anzulegen und endlich den Kolonisten die Mittel zur ersten Bearbeitung leihweise vorzustrecken, ja, wenn nöthig, sie bis zur ersten Aernte zu unterhalten. Die Wiederbezahlung aller dieser Vorschüsse nebst den entsprechenden Zinsen soll durch eine erste Hypothek auf die den Kolonisten verkauften Ländereien sicher gestellt werden. Ein solcher Plan mit Umsicht, Redlichkeit und Energie ausgeführt, würde einen erfolgreichen Weg zu einer werthvollen Vermehrung unserer Bevölkerung eröffnen. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß ein Fiasco, auch wenn dasselbe nur beim Beginn des Unternehmens einträte, bei der großen Schwierigkeit, welche das Herbeiziehen einer französischen Einwanderung überhaupt bietet, leicht den ganzen Plan für immer gefährden könnte. Es ist daher nothwendig, die ganze Angelegenheit in der vorsichtigsten und sorgsamsten Weise in's Leben zu rufen und zu betreiben. Vor allen Dingen sollten die zur Ausführung der beabsichtigten Maßregeln zu berufenden Männer mit der größten Sorgfalt ausgewählt werden. Strengste Rechtlichkeit, unbezweifelte Fähigkeit und volle Hingabe an die schöne und humane Aufgabe, die ihnen gestellt wird, sollte sie auszeichnen. Nicht minder wichtig ist die Wahl des Staates und der Gegend, in welchen die große, neue Kolonie angelegt werden soll. Vor Allem sollten diejenigen, denen diese schwierige und verantwortliche Obliegenheit zufallen wird, darauf bedacht sein, daß die klimatischen und sonstigen Verhältnisse der zu wählenden Gegend, denjenigen Frankreichs möglichst ähnlich seien und namentlich verschiedene, in Frankreich mit so großem Erfolge betriebene Erwerbszweige, wie z. B. Weinbau, Gartenzucht, Schafzucht und diverse, mit diesen Zweigen der Landwirthschaft zusammenhängende Industrieen begünstigen. Unserer Meinung nach würden sich in Virginien und Nord-Carolina diese Bedingungen vorfinden. Die neuen Einwanderer würden dort zugleich den Vortheil haben, von New-York, und somit von der alten Heimat, nicht gar so fern zu sein, als wenn man sie in einem der westlichen Staaten oder gar der Territorien ansiedeln würde. Es kommt dazu, daß in Virginien sowohl, wie in Nord-Carolina, große Landstrecken zu billigen Preisen zu haben sind, und daß diese Staaten Wasser- und Eisenbahn-Verbindungen in Fülle bieten. Wenn daher der Eifer für das in Rede stehende Projekt so anhält, wie er sich bis jetzt documentirt hat, so sollte, unserer Ansicht nach, wenigstens mit einer Kolonie in den genannten Staaten möglichst bald der Versuch gemacht werden."

So weit „N. Y. Tribune". Wir bedauern indessen, daß sie keine Details über die Art und Weise giebt, wie der zweifellos zeitgemäße und praktische Plan in's Leben gerufen wird, und über die Männer, welche an der Spitze des Unternehmens stehen. Dennoch erscheint es aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich, daß man es hier mit einer soliden Thatsache und nicht mit einem leeren Gerüchte zu thun hat. Den Entschluß zur Auswanderung einmal angenommen, wer bedürfte da der Hülfe mehr als Frankreich, d. h. die von den Heimsuchungen des Krieges zunächst und zumeist betroffenen Landbewohner in den von fremden und einheimischen Kriegern ausgesogenen französischen Provinzen? Dem großartigen Sinne für praktische Humanität und nutzbringende Wohlthätigkeit, welcher die Amerikaner so vielfach kennzeichnet, bietet sich hier ein weites und reiches Feld. Sollte man aber wirklich Virginien oder Nord-Carolina zur Ansiedelung für die französische Emigration wählen, so ist zu hoffen, daß das verbrecherische Treiben der Ku-Klux-Klan bis dahin aufgehört hat.

Auch deutsch-amerikanische Blätter billigen das Unternehmen, eine massenhafte französische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten zu veranlassen. So sagt z. B. die zu St. Louis im Staate Missouri erscheinende „Westliche Post": „Freuen wir uns, wenn wirklich Praktisches und Zeitgemäßes durch Begünstigung der französischen Einwanderung geleistet wird, freuen wir uns, als deutsche Adoptivsöhne dieses Landes, dessen um so mehr, als die Unserigen in der alten Heimat einer solchen Hülfe entrathen können, und als durch jene Begünstigung zugleich eine neue werthvolle Einwanderung diesem großen Lande zugeführt wird, unter dessen Institutionen der Nationalitäten-Groll der alten Welt kaum die Stunde überdauert, in der er durch Kämpfe jenseits des Oceans auch hier wieder angefacht wurde!"

Wenn man aber in St. Louis, jener vor etwa 100 Jahren von Franzosen am Mississippi gegründeten Handelsmetropole im Herzen der Union, den Versuch machte, auch Elsasser und Lothringer zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu bewegen, so können wir ein solches Beginnen nur als ein ziemlich erfolgloses bezeichnen. Diese unsere Ansicht scheint auch in St. Louis selbst vielfach getheilt zu werden, wenigstens ließ sich ein dort erscheinendes, einflußreiches Blatt, der „Anzeiger des Westens", in seiner Nummer vom 25. Mai d. J., über die intendirte Einwanderungs-Unterstützung von Elsassern und Lothringern also vernehmen: „Wir sehen aus einer Anzeige in der „Times" (einem in St. Louis erscheinenden, englisch-amerikanischen Blatte), daß sich die Elsasser und Lothringer, die in dieser Stadt wohnen, durch Erwählung eines Directoriums als eine Gesellschaft zur Unterstützung elsässisch-lothringischer Einwanderer nach den Vereinigten Staaten konstituirt haben. Offenbar von den besten Motiven geleitet, wie diese Gesellschaft ist, mag es ihr wohl möglich werden, eine Anzahl von Einwanderern aus diesen neuen deutschen Reichslanden zu unterstützen, vorausgesetzt, daß Elsasser und Lothringer überhaupt zur Auswanderung geneigt sind. Allein die Anzahl solcher Heimatmüder wird sicherlich nicht sehr groß sein, noch wird die in Aussicht gestellte Hülfe die bedeutenden Vortheile überwiegen, welche sich

jetzt den Elsassern und Lothringern infolge der ihnen von deutscher Seite gemachten Zugeständnisse darbieten. Die beiden Provinzen werden fortan freier und selbständiger sein, als sie es jemals unter französischer Regierung waren. Sie werden ihren eigenen Landtag haben und ihre städtischen und lokalen Beamten selbst ernennen. Durch die Aufhebung des Tabaksregals wird der Landbau von einer großen Beengung befreit, und durch die Einrichtung guter Volksschulen und die Einführung des Schulzwanges wird die so sehr vernachlässigte Erziehung unter der dortigen Bevölkerung wieder gehoben werden. Straßburg wird offenbar am meisten gewinnen. Durch Hinausrücken der Festungswerke, Errichtung einer in Aussicht gestellten Universität und die von der Regierung zugesagte Unterstützung zu Neubauten wird sich dort ein neues, reges Leben entfalten und die Befreiung von Steuer- und anderen Lasten wird die Kriegsschäden rasch in Vergessenheit bringen. Unter solchen Umständen ist auf Auswanderung des seßhaften und gewerblichen Theiles der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen nicht viel zu hoffen, und die bloßen Schwadroneure und Mißvergnügten von Profession sind gerade kein besonders wünschenswerther Bestandtheil irgend eines Landes, von woher immer sie auch kommen mögen. — Aus diesen Gründen hat sich auch nur ein kleiner Theil der französischen Bevölkerung von St. Louis bei dieser Einwanderungs-Unterstützungs-Gesellschaft betheiligt. Die Mehrzahl der hiesigen Franzosen dachte: Die guten und werkthätigen Leute gehen jetzt weniger aus Elsaß-Lothringen weg, als früher, und die Thunichtgute, die sich etwa von einer ihnen gebotenen Unterstützung zum Auswandern verleiten ließen, bleiben auch besser — wo sie sind." R. D.

Rumänien.

Ein Grieche über rumänische Zustände.

Ein griechischer Correspondent der florentinischen Rivista Europea schreibt derselben im März d. J. aus Athen:

„Es steht sehr zu fürchten, daß die dynastischen Streitigkeiten, von denen wir in Griechenland glücklicherweise befreit sind und die auch in Serbien augenblicklich keine Gefahr darbieten, in Rumänien auf's Neue ausbrechen, wenn, wie man sagt, der Fürst Karl von Hohenzollern der schweren Aufgabe müde ist, die er sich freiwillig auferlegte. Diese Eventualität würde die große Finanzkrisis nicht beseitigen, die im vergangenen Oktober so ernst wurde, daß es unmöglich war, die Zinsen für die Güter aufzubringen, und die seitdem die Lage der Staatsgläubiger zu einer äußerst traurigen gemacht hat. Wenn jene Mittheilungen authentisch sind, wie es den Anschein hat, so ist der Fürst zwar überzeugt von den unendlich großen Hülfsquellen des schönen Landes, hält aber die Rumänen nicht für fähig, sie genügend auszubeuten. Selbst wenn man jedem Unterschied zwischen Deutschen und Romanen Rechnung trägt, werden Letztere doch sehr gut thun, den Tadel zu beherzigen, der ihnen von Ersteren ausgesprochen wird, von jenen „rohen Teutonen", deren politischer Geist, praktischer Charakter und Geschäftskenntniß wahrhaft bewundernswürdig sind. Ein gescheidter Gegner kann dem wirklich Intelligenten die allergrößten Dienste leisten.

Die Schwierigkeiten übrigens, die sich dem jetzigen Fürsten von Rumänien darbieten, konnten sehr wohl vorausgesehen werden. Ehe es sich noch um eine ausländische Candidatur handelte, hat schon die Prinzessin Dora d'Istria (Diritto di Torino, September und Oktober 1856) einen Ueberblick der unzähligen Schwierigkeiten gegeben, die eine europäische Dynastie an den Ufern der Donau finden würde. Diese Schwierigkeiten, die in der letzten Zeit noch zugenommen haben, entspringen nicht allein aus der Natur der lateinischen Rasse, die von den Deutschen überhaupt für unfähig gehalten wird, eine bleibende Form zwischen Despotismus und Anarchie festzuhalten; in einer Zeit, wo die Theorie der großen Agglomerationen herrschend ist, wird die Lage der kleinen Staaten sehr kritisch, und in Belgrad wie hier in Athen, in Bern wie an der Aja rufen die Regierungen mit stets wachsender Furcht: caveant consules!

Was uns betrifft, wir sind auf jedes Ereigniß vorbereitet. Wir haben bereits in unserem langen Unabhängigkeitskriege gezeigt, daß weder die Jahre, noch Leiden, noch das Mißverhältniß der streitenden Kräfte im Stande sind, unsern ausdauernden Muth zu ermüden, wenn es sich darum handelt, das Vaterland zu vertheidigen. Und wenn der Widerstand unmöglich wird, so wissen wir im Tode eine Zuflucht zu finden wie Captalis und die Märtyrer von Missolunghi und wie die Vertheidiger Arkadiens. Selbst Bourbaki war, wie es scheint, begeistert von den edlen Beispielen seiner Brüder, als ihm der Gedanke kam, durch einen freiwilligen Tod dem Elend zu entfliehen, in das Frankreich durch die Unzulänglichkeit seiner Staats- wie Kriegsmänner gestürzt worden war.

Die rumänische Frage, deren eigentliches, oft falsch aufgefaßtes Wesen ich angedeutet habe, wird leicht zum Zankapfel zwischen Berlin und Wien. Wenn Fürst Karl findet, daß er seinen Unterthanen leicht gute Lehren und Rathschläge geben könne, so finden die Oesterreicher, daß die Fürsten deren ebenso gut brauchen können, wie die Völker.

Ob nun der Fürst die österreichischen Rathschläge beherzigt oder nicht — sicher ist, daß bei der letzten Ministerkrisis sein Verfahren ganz diesen Rathschlägen conform war, sowie den Gebräuchen constitutioneller Regierungen."

Inzwischen haben allerdings die Ministerien wieder mit der in Rumänien üblichen Schnelligkeit gewechselt, so daß die Bemerkungen des Verf. über das im März am Ruder befindliche heut schon antiquirt sind.

„Ein Deutscher", fährt er fort, „glaubt leicht an die Beständigkeit der Dinge und auch an die Dauer der Ministerien; wer aber in Bukarest oder Paris gelebt hat, verliert diesen Glauben. In diesen Ländern fällt es im Grunde leicht, die mittlere Dauer einer Regierung zu berechnen. Frankreich hatte seit 90 Jahren Ludwig XVI., die Republik, Napoleon, die Restauration der Bourbons, Louis Philipp, Napoleon III.; also dauerte jede Regierungsform durchschnittlich 15 Jahre. In Bukarest sind wir noch weniger beständig, und man wird traurig beim Betrachten dieser immerwährenden Umwälzungen.

„Statt dessen genießen die Anglosachsen in beiden Welttheilen, welche die Revolutionen nur dann machen, wenn sie nöthig und unvermeidlich sind, alle die Freiheiten, welche dem Frankreich von 1789 verweigert worden. Was die Unabhängigkeit betrifft, so genügt ein Blick auf die drei Invasionen seit 1814, um zu zeigen, wie weit es die Parteien mit ihren Kämpfen gebracht haben, und endlich sollten doch die Franzosen begreifen, daß es besser wäre, die Regierungen zu behalten und sie zu reformiren, als sein Augenmerk immer nur auf ihre Zerstörung zu richten.

„Dennoch macht der politische Geist der Anglosachsen sie auch nicht unzugänglich für jene Fehler, die sie uns Südländern zur Last legen. Eine kürzlich vorgekommene Thatsache möge dies

beweisen. Der Präsident der Vereinigten Staaten sandte vor einiger Zeit an den Congreß eine Beschwerde, betreffend die Ausschreitungen der Ku-Klux und ähnlicher Räuberbanden, die sie sich im Süden hatten zu Schulden kommen lassen. Wir empfehlen die Lektüre dieses Schriftstücks denen, die da glauben, daß die angelsächsische Rasse frei sei von dem Brigantenwesen, „jener Eigenthümlichkeit der griechisch-romanischen Rasse."

„Der Verf. der „Sentimentalen Reise" sagt, daß die Völker sich gern ein eingebildetes moralisches Primat beilegen, aber bei jedem ist das Böse und das Gute so ziemlich gleich vertheilt. Suchen wir also streng gegen uns selbst und wohlwollend gegen die Anderen zu sein, dann wird die Wahrheit hervortreten."

Kleine literarische Revue.

— **Her Majesty's Tower.** Wir nahmen bereits früher Gelegenheit, das Erscheinen der ersten Bände des unter obigem Titel veröffentlichten höchst interessanten Werkes des Verfassers von New America und Spiritual Wives (Seelenbräute)*) anzuzeigen und auch auf eine sehr gelungene deutsche Uebersetzung**) aufmerksam zu machen. Gegenwärtig liegen uns der dritte und vierte Band dieses in einer langen Reihe die vornehmsten Gefangenen des Towers unter den verschiedenen englischen Regierungen an unsern Blicken vorüberführenden Werkes vor. Es ist eine Geschichte der Höfe und Sitten voll Intrigue und Verbrechen, voll Blut und Thränen, Dixon läßt die Steine und Mauern reden und sie erzählen gar unheimliche Dinge, aber sie predigen auch eindringliche Lehren; es ist ihm gelungen in dieser mehr den Charakter eines Memoiren-Werkes tragenden Arbeit einen höchst interessanten Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte zu liefern und wir wollen nicht nur den Lesern dieses Buch als eine ebenso fesselnde wie belehrende Lektüre empfehlen, sondern auch Novellisten auf eine durch dasselbe gebotene Fülle schätzbaren Materials aufmerksam machen. Der dritte und vierte Band umfassen die Periode von Jakob dem Ersten bis auf unsere Zeit.

Hoffentlich wird dieselbe Feder, welche die beiden ersten Bände ins Deutsche übertrug, denselben auch die Uebersetzung der andern Bände folgen lassen. J. H.

— **Gustav Wasa, oder Maske für Maske.*****) Der Verf. hat mit einem glücklichen Griffe aus dem vielbewegten Leben jenes Fürsten den Stoff zu seinem Drama entnommen. Gustav W. liegt vor Stockholm, um Christian II. von Dänemark aus der Stadt zu vertreiben und damit die Befreiung Schwedens von der dänischen Herrschaft zu vollenden. Aber noch hält der Adel von Westgothland treu zu Dänemark. Ihn beschließt Christian aufzubieten, damit Gustav W. im Rücken bedroht werde. Graf Trolle, der Tyrannengehülfe des Dänenkönigs, wird nach Westgothland gesandt, um den Plan auszuführen. Aber er wird zu rechter Zeit von Gustav's Parteigängern aufgefangen. Es findet sich dabei, daß er Gustav W. zum Verwechseln ähnlich sieht. Diesen Umstand benutzt Gustav, um, mit dem Plane seiner Feinde in der Tasche, selbst als Graf Trolle nach Westgothland zu gehen und die dortigen Zustände mit eigenen Augen zu erforschen. Er erscheint auf Schloß Grip, dessen Bewohner, Graf Gyllensterna und seine Schwestern, sich heimlich zu Schweden bekennen und für Gustav wirken. Zwischen dieser Familie und dem vermeintlichen Grafen Trolle entspinnt sich nun ein dramatisch höchst wirksames Maskenspiel, das seinen Glanzpunkt zu Ende des dritten Aktes erreicht, in welcher Anna, Gräfin Gyllensterna, dem dänisch scheinenden Gustav seine eigenen Thaten und Schicksale in Dalekarlien ꝛc. wie eine im Volke umgehende Sage erzählt, in der Absicht, ihren Gegner, für den sie im Herzen eine von seiner Umwerbung erweckte Neigung aufwachsen fühlt, wieder für die vaterländische Sache zu gewinnen. Von hier an erlangt der historisch gewebte Stoff das hervorragende Interesse, das dem Reinmenschlichen gebührt. Durch die spannendsten Scenen hindurch erhält es sich auf der Höhe, bis zur Demaskirung, welche im letzten Akte mit dem vollständigen Triumphe Gustav's, mit seiner Proklamirung zum Könige von Schweden und mit der Erhebung der Gräfin Anna auf denselben Thron befriedigend zusammenfällt.

Abgesehen von der etwas breiten Einleitung, ist das Werk eine ununterbrochene Reihe dramatischer Effekte, welche indeß nur durch die einfachste Entwickelung der gegebenen Verhältnisse hervorgebracht werden. Die Sprache ist edel und natürlich. Bereits hat das Drama seinen Probegang über manche deutsche Bühne gemacht, und den Glückwünschen, welche der Verf. dabei geärntet, dürfen wir, nach wiederholtem Lesen seiner wackeren Arbeit, unumwunden auch die unserigen anreihen.

— **„Ueber den St. Gotthard."***) Unter diesem Titel hat Herr A. W. Grube, der geschätzte Verfasser der in unserem Blatte (1870, Nr. 36) enthaltenen „Skizzen aus dem schweizerischen Kantonalleben" einen Ausflug über den St. Gotthard in anziehender Weise dargestellt. Wir werden darin mit Natur und Geschichte, mit Land und Leuten, mit dem Aufbau und der Physiognomie dieses Theiles der Alpenwelt so weit vertraut gemacht, daß wir dadurch ein klares, auf eingehender Anschauung des Einzelnen beruhendes Gesammtbild der ganzen Route erlangen und jenen tieferen Naturgenuß gewinnen, welchen eine Bergwanderung, die sich fern von den rasch durchfahrenen Eisenbahnen hält, dem Reisenden gewährt. Allerdings wird sehr bald auch der St. Gotthard seine Eisenstraße erhalten, deren Wichtigkeit und Bedeutung für den Handel zwischen Genua, Mailand, Zürich, Basel, Mannheim, Frankfurt a. M., die Rheinlande, Westfalen, Holland und Belgien in die Augen fällt, wie denn auch Frankreich vor den Ereignissen von 1870 alles Mögliche zu thun versuchte, um das Zustandekommen dieser Bahn zu verhindern; für den jugendlichen, wie für den älteren Naturfreund wird es jedoch immerhin von größerem Interesse bleiben, den Verfasser der vorliegenden Skizzen auf seiner Alpenwanderung zu begleiten, die des Anmuthigen und Reizenden, des Großartigen, Erhabenen, ja auch des Wilden und Schrecklichen die reichste Fülle bietet.

— **Unter fünfzehn Theater-Direktoren.****) Es giebt ja wohl immer noch eine Menge Leute, die den Vorgängen hinter den Coulissen ein weit lebhafteres Interesse zuwenden, als dem, was vor denselben sich abspielt, die jedes Geschichtchen über irgend

*) W. H. Dixon. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

**) Verlag von Franz Duncker, Berlin.

***) Schauspiel in 5 Akten von Bernhard Scholz. Leipzig, Dürr, 1871.

*) Reiseskizzen von A. W. Grube. Berlin, R. Lesser.

**) Bunte Bilder aus der Wiener Theaterwelt, von Friedr. Kaiser. Wien, R. v. Waldheim, 1871.

ein Theatermitglied eifrigst sammeln und weitererzählen. Solchen Lesern oder Hörern wird das Buch des bekannten Verfassers vieler Volksstücke, Friedr. Kaiser, gewiß sehr willkommen sein, denn es enthält nichts, als eine Reihe von Anekdoten aus dem Privatleben von Wiener Theater-Direktoren oder Schauspielern Daß diese Chronique scandaleuse, die ja auch nichts anderes sein will, ihrem Namen alle Ehre macht, versteht sich von selbst; in unserer Zeit erscheinen diese kleinen Züge doppelt klein, und man begreift kaum mehr, wie es auch bei uns eine Zeit geben konnte, in der diese Stürme im Glase Wasser das Hauptinteresse des Tages bildeten.

— **Das Galgenmännchen.***) Das Galgenmännchen ist „ein Teufelchen in Gläslein eingeschlossen", das seinen Besitzer über alle Schätze der Erde verfügen, im Tode aber die Seele der Hölle verfallen läßt. Der Inhaber kann sich von ihm nur befreien, wenn er es für den halben Preis, um den er es selbst erstanden, an einen andern verkauft. Schon Fouqué hat dies Thema in einer Erzählung behandelt. Er rettet seinen Helden auf sehr nonchalante Art. Derselbe hat seinen Fluch immer wieder eingehandelt, zuletzt für einen Heller. Eine kleinere Münze giebt es nicht. Da befreit er einen Fürsten auf der Jagd aus Todesgefahr und dieser läßt zum Danke Halbheller prägen. De mortuis nil nisi bene, aber daß die Lösung, die Adolf Böttger in diesem, seinem letzten poetischen Werke gefunden, viel geistreicher sei, könnte man nicht behaupten. Dasselbe enthält indessen neben vielem Verfehlten auch manche dichterische Schönheit, und so mag es den Verehrern des Verstorbenen hiermit empfohlen sein.

*) Dramatische Märchendichtung von Adolf Böttger. Leipzig, Paul Kormann.

Literarischer Sprechsaal.

Wir machen auf einen überaus interessanten Artikel aufmerksam, den Herr Professor **Rud. Virchow** in dem von ihm herausgegebenen „Archiv für pathologische Anatomie ꝛc." (Bd. III Heft I, vom 23. Juni 1871) unter dem Titel „**Nach dem Kriege**" veröffentlicht hat. Der jüngste Krieg zwischen Deutschland und Frankreich hat in der That die überraschendsten Beiträge zur Wissenschaft der Völkerpsychologie geliefert, so daß sich ein süddeutscher Irrenarzt, Herr **Carl Stark**, veranlaßt gesehen, eine Untersuchung über „die psychische Degeneration des französischen Volkes, ihren pathologischen Charakter, ihre Symptome und Ursachen" (Stuttgart, 1871) herauszugeben. Virchow macht darauf aufmerksam, daß auch nach dem Kriege diese krankhafte Disposition des französischen Geistes fortdauert, das deutsche Nachbarvolk in ungerechtester Weise anzufallen. So hat ein Herr **A. Chauvin**, Professor der Physiologie an der medizinischen Schule von Lyon seinen diesjährigen Sommercursus mit der Enthüllung eröffnet, daß der kürzlich als Maire von Straßburg verstorbene Professor der Medizin, Dr. Küß, der eigentliche Entdecker der in der Wissenschaft Epoche machenden „Cellularpathologie" sei, deren Theorie sich vollständig in einer kleinen Schrift von Küß „sur l'inflammation des os" finde, doch sei diese „grande révélation ou révolution biologique" von dem deutschen Professor Virchow „à la prussienne gestohlen und geplündert" worden, ohne daß Letzterer dem wahren Urheber, dessen Schüler in Straßburg er gewesen, auch nur die Ehre gegeben, ihn zu nennen. — „Ich könnte darauf", entgegnet Herr Virchow, „einfach erwidern, daß diese Revelationen von Anfang bis zu Ende erlogen seien; denn Jedermann, der sich die Mühe giebt, die Quellen nachzusehen, wird sich sofort überzeugen, daß auch nicht ein Körnchen Wahrheit darin ist. Aber es wäre zu viel verlangt von einem französischen Professor gewöhnlichen Schlages, auf außerfranzösische Quellen zurückzugehen. Was hat ein Franzose nöthig, die fremde Literatur zu kennen? Ich will daher gern annehmen, daß Herr Chauvin seine unwahren Behauptungen nicht **wissentlich** und **absichtlich**, sondern in voller Unwissenheit und in gutem Glauben aufgestellt hat, und ich will, dieser Voraussetzung entsprechend, die Thatsachen herstellen, um daran zu zeigen, wie weit diese naive Unverschämtheit geht."

Herr V. weist nun nach, daß er kein Schüler von Küß sei und niemals in Straßburg studirt habe, sondern im Jahre 1861 zum erstenmale auf einige Tage in dieser Stadt gewesen, während seine Vorlesungen über Cellularpathologie bereits im Jahre 1858 veröffentlicht worden seien. Niemals hat Küß etwas publizirt, was der Cellularpathologie auch nur ähnlich sieht. Die kleine von Chauvin falsch citirte Schrift von Küß „De la vascularité et de l'inflammation" hat keinerlei Verwandtschaft mit den Grundgedanken der Cellularpathologie. Aber Virchow hat diese verdienstvolle Schrift nicht allein nicht ignorirt, sondern wiederholt den Straßburger Pathologen auf das Ehrenvollste citirt, während der elsässische Gelehrte von seinen Pariser Kollegen niemals nach seinem wahren Verdienste anerkannt worden ist.

Einige Pariser Zeitungen haben bekanntlich nach ihrer Wiederherstellung von den Schrecknissen der Commune Emissaire nach Deutschland gesandt, um wo möglich Berichte über die im deutschen Volke herrschende Unzufriedenheit zu erlangen. Einer dieser Emissaire sendet dem Siècle Correspondenzen aus Deutschland, die fast mit denselben Worten heute vor einem Jahre in diesem chauvinistischen Blatte hätten stehen können. Der Berichterstatter hat zuerst mit Hülfe einer welfischen Brille seinen politischen Scharfblick in **Hannover** geübt, und er schreibt über die Zustände in dieser Provinz ungefähr dasselbe, was der berühmte Herr Rothan vor einem Jahre seinem kaiserlichen Gebieter berichtet hat. Dann hat sich der Correspondent nach **Sachsen** gewandt, und er verbreitet sich dort, nach alter französischer Sitte, über die „sächsische Nationalität", welche durch eine eigene Literatur und Geschichte, eigene Sitten und Charakter-Anlagen von dem „Preußenthum" völlig geschieden sei. Auch weiß er zu berichten, daß Sachsen unausgesetzt gegen die preußische Tyrannei die energischste Opposition erhoben und jeden Augenblick den Fürsten Bismarck genöthigt habe, mit der ultima ratio der militärischen Besetzung des Landes zu drohen. Der Reichskanzler sei überhaupt nahezu am Ende seiner Geduld und werde nächstens seinen Lieblingsplan ausführen, nämlich die einfache Annectirung des Landes. Das sind Schilderungen, die angenehm klingen in französischen Ohren; merkwürdiger Weise aber werden sie von dem Correspondenten selbst im weiteren Verlauf seines Berichtes wieder größtentheils dementirt, denn er klagt über die „gänzliche Energielosigkeit der Bevölkerung", welche sich gar nicht dazu aufraffen könne, dem Andringen Preußens entschieden entgegen zu treten, sondern sich einer schwächlichen Nachgiebigkeit befleißige; speciell in Bezug auf **Leipzig** muß er sogar gestehen, daß die Bürgerklasse „preußisch" gesinnt sei,

einem großen Staatskörper anzugehören wünsche. Mit anderen Worten, die deutsche Gesinnung des sächsischen Volkes springt selbst dem französischen Chauvinisten so sehr in die Augen, daß er sie nicht gänzlich übersehen kann, sondern sich genöthigt sieht, sie in seiner entstellenden Weise zu erwähnen. Seine französischen Leser aber werden natürlich diese Kehrseite des Briefes außer Acht lassen, um sich der ungetrübten Freude über die angeblich noch immer fortbestehende Bedrohung der deutschen Einheit hinzugeben.

Die furchtbare und verbrecherische Höhe, zu der die Commune von Paris allmählich emporgestiegen war, hatte wenigstens das Gute, daß eine Klärung der Elemente in dieser Region stattgefunden hat; alle edleren Bestandtheile der fortschrittlichen Richtung zogen sich von jeder Gemeinschaft mit den Missethätern zurück, und so lasen wir auch von Mazzini, dem idealen Verkämpfer der italiänischen Ideen, in der Roma del Popolo folgende Erklärung: „Die Orgie der Wuth, der Rache, des Blutes, deren Schauspiel Paris der Welt geboten hat, würde unsere Seele mit Verzweiflung erfüllen, wenn wir nur eine Meinung und nicht auch einen Glauben hätten. Ein Volk, welches sich wie betrunken einherwälzt, mit seinen eigenen Zähnen gegen sein eigenes Fleisch wüthend, während es ein rasendes Triumphgeschrei ausstößt, welches einen höllischen Tanz vor der von ihm selbst gegrabenen Grube aufführt; welches tödtet, auf die Tortur spannt, verbrennt, Verbrechen begeht ohne Ziel, Zweck, Sinn oder Hoffnung, und alles das unter den Augen des ausländischen Feindes, den es nicht zu bekämpfen verstand — solch ein Volk erinnert nur zu lebhaft an einige der schrecklichsten Bilder aus Dante's Hölle. Die Thaten beider Parteien in Frankreich sind gekennzeichnet durch eine irokesische Wildheit, einen unsinnigen Blutdurst, der mehr an wilde Thiere als an Menschen erinnert." Mazzini verdammt in den stärksten Worten alle Handlungen der Commune, welche „auf kein Prinzip des Patriotismus oder der Humanität basirt, die Geiseln mit kaltem Blute erschoß, als ihr Tod der Sache der Commune nicht einmal etwas nützen konnte, und dann die Bauwerke anzündete, die der älteste Stolz der Stadt waren."

Mazzini glaubt, es sei die Pflicht der italiänischen Republikaner, sich offen von beiden französischen Parteien zu trennen, damit nicht der moralische Sinn seiner Landsleute eine ähnliche Erniedrigung erfahre, wie in Frankreich geschehen.

Ein Artikel, den die „Nationalzeitung" vom 7. Juli über Deutschland und Rußland bringt, faßt das Verhältniß zwischen beiden Ländern anders und, wie uns scheint, richtiger auf, als es gewöhnlich in der politischen Presse unserer Zeit zu geschehen pflegt. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß die ganze Geschichte Rußlands, seitdem es durch Peter I. in die Reihe der europäischen Staaten eingeführt worden, keinen feindlichen Gegensatz der beiden Nationalitäten darbiete, wie er z. B. seit Jahrhunderten einerseits zwischen Deutschland und Frankreich und andererseits zwischen Rußland und der Türkei stattfindet. Mit Ausnahme der kurzen, durch die eitle Empfindlichkeit der Kaiserin Elisabeth herbeigeführten Episode des siebenjährigen Krieges, sowie der durch Napoleon I. erzwungenen Theilnahme der deutschen Fürsten am russischen Kriege von 1812, hat eigentlich niemals ein feindliches Begegnen deutscher und russischer Waffen stattgefunden. Was die Moskauer Doctrinairs und Radikalen predigen, Haß gegen die Deutschen in Rußland selbst und im Auslande, ist im Grunde nichts als Phrase und niemals in das Herz des russischen Volkes eingedrungen. — Der Artikel in der „Nationalzeitung" schließt mit folgenden Worten: „Bisher sind die freundlichen Beziehungen beider Völker in keiner Weise gestört worden, das herzliche Einverständniß unseres und des russischen Kaisers hat sich in wiederholten Kundgebungen während des Krieges ausgesprochen. Aber dies Einverständniß ist, abgesehen von jeder persönlichen und verwandtschaftlichen Neigung, zugleich der Ausdruck, daß die Interessen wie die Wünsche und Hoffnungen beider Staaten neben einander bestehen können. Ohne Zweifel hat die Erhebung Deutschlands einer nach Westen vordringenden russischen Eroberungspolitik einen starken Riegel vorgeschoben; dafür aber haben wir ihm ohne Kampf die Freiheit, ja die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere wieder verschafft. Die orientalischen Pläne Rußlands berühren uns erst in zweiter und dritter Linie. Rußland ist noch auf lange Zeit hinaus recht eigentlich das Hinterland für deutsche Erzeugnisse und deutsche Kultur. Nicht zu ihrem Vortheil haben bisher die Slaven von den Abfällen der französischen Bildung sich geistig genährt; ein Trunk aus germanischem Quell würde vor Allem für die noch unverdorbene und frisch empfängliche Masse des russischen Volkes von heilsamster Wirkung sein. Daß Frankreich bei seinem nächsten Rachekrieg gegen uns sich Rußland zum Bundesgenossen ausersehen hat, ist sehr wahrscheinlich, aber es dürfte, ob nun ein Alexander oder ein Constantin Rußland beherrscht, in jedem Falle die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Gerade seinem friedlichen Verhältniß zu Deutschland verdankt Rußland seinen materiellen Aufschwung und die Besiegung des polnischen Aufstandes."

Selten war der Erfolg einer deutschen Dichtung so großartig, wie der des „Liedes vom neuen Deutschen Reich", von Oscar von Redwitz. Innerhalb einiger Wochen wurden zwei Auflagen vollständig vergriffen. Der Verleger, Herr W. Hertz in Berlin, hat jetzt eine stereotypirte Ausgabe veranstaltet, auf die bereits in allen Buchhandlungen Bestellungen eingelaufen sind. Die Schönheit und Wahrheit des Gedichtes verdienen aber auch den Beifall der ganzen deutschen Nation; niemals gab es ein Gedicht, in welchem Patriotismus und Poesie so innig vereint sind. Der Dichter war zu den Einzugsfeierlichkeiten hier in Berlin anwesend und Alle, die ihn kennen lernten, waren von seiner kindlich liebenswürdigen Persönlichkeit entzückt. Auf ihn lassen sich die Worte des unvergeßlichen Karl Immermann anwenden:

> Oh sag', wo ist die Poesie — —
> Ich find' sie hier nicht und nicht dorten —
> — Sie schaukelt sich wie ein unschuldig Kind
> In des Dichters lieblichen Worten.

F. v. H.

Aus Oesterreich wird auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts von einem Fortschritte berichtet, den man dort nicht so bald erwartet hatte. Die Regierung hat nämlich den jüdischen Gemeinden in Cisleithanien den Plan und die Statuten einer jüdisch-theologischen Facultät in Wien zur Begutachtung vorlegen lassen. Die an dieser Facultät anzustellenden Lehrer, deren Zahl vorläufig auf sechs normirt ist, sollen den Titel und Rang von k. k. Universitäts-Professoren erhalten und als solche die für diese Professoren normirten Gehälter und sonstigen Einkünfte aus Staatsmitteln beziehen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 22. Juli 1871. [Nº 29.

Inhalt.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum neunundsiebzigsten Bande dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Hans Sachs als Spruchdichter.

Die Spruchgedichte von Hans Sachs, welche der neuerlich erschienene fünfte Band der von Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgegebenen „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts"*) als zweiten Theil der „Dichtungen von Hans Sachs" in einer Auswahl bringt, sind, gleichwie die Meistergesänge des alten Nürnberger Poeten, bei den hervorragenden Literarhistorikern der Gegenwart einer verschiedenen Beurtheilung unterworfen gewesen. Während Wilh. Wackernagel die Spruchgedichte (Lehrgedichte, Erzählungen, Fabeln, Schwänke) des alten Meisters an Werth gegen dessen Dramen zurückstellt, welche letzteren nach seiner Ansicht die oberste Staffel in Hans Sachsens poetischen Leistungen einnehmen, haben im Gegentheil andere Literarhistoriker, wie Gervinus, Heinrich Kurz u. A. diesen Spruchgedichten den Preis unter den zahlreichen Ergüssen der Hans Sachs'schen Muse zuerkannt. Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung Bd. 2, S. 422) meint, „daß sich zwar in den Spruchgedichten die ganze Einförmigkeit der Manier von Hans Sachs und das Fabrikmäßige seiner Dichtung darlege, daß diese Gattung von Gedichten aber auch zugleich sein höchster Triumph sei. Kein älterer Erzähler thue es ihm an sittlichem Kerne, wenige spätere an Kunst der Darstellung und echtem Humor gleich. Namentlich die komischen Legenden müßten an unschuldigem Vortrag und gesundem Sinne für Muster gelten." Im directen Gegensatz dazu bilden nach der Ansicht von Gervinus die Dramen Hans Sachsens seine „bei Weitem unerfreulichste und geringste Seite". Aehnlich urtheilt Heinrich Kurz. Auch nach seiner Ansicht habe die Gattung der Spruchgedichte der geistigen Eigenthümlichkeit des Meisters bei Weitem mehr entsprochen, als das Drama, dessen Natur eine reichere Entfaltung des gegebenen poetischen Stoffes verlange, als Hans Sachs ihm zu geben vermochte.

*) Leipzig, Brockhaus, 1870.

Indem ich mich dem Urtheile der letztgenannten beiden Literarhistoriker anschließe, freut es mich, hinzufügen zu können, daß die vorliegende, von Julius Tittmann besorgte Ausgabe dieser eigensten und gelungensten Schöpfungen Hans Sachsens sehr wohl dazu dienen kann, ein treues und entsprechendes Abbild dieser Seite seiner dichterischen Thätigkeit zu geben, was um so mehr anzuerkennen ist, als die Auswahl bei dem überaus reichhaltigen Stoffe keine leichte war. Während sich die Zahl aller Spruchgedichte von Hans Sachs bekanntlich auf gegen zweitausend erstreckt, vermochte die vorliegende Auswahl, ihrer ganzen Anlage nach, nur einige fünfzig derselben zu geben. Aber der Herr Herausgeber hat fast überall die hervorstechendsten getroffen, sei es ihrem poetischen Werthe nach, sei es hinsichtlich ihrer für die Person und Poesie des Dichters charakteristischen Art. Zu den ersteren gehören die alten bekannten guten Schwänke, wie „der waltbruder mit dem Esel", „sanct Peter mit der geiß", das „schlauraffenland", die „Fabel vom zipperlein und der spinn" u. A., deren wir uns aus den Chrestomathieen und Gedichtbüchern unserer Kinderzeit noch mit Vergnügen erinnern und die wir in neueren Gedichtsammlungen, wie beispielsweise der sonst vortrefflichen Sammlung von Echtermeyer, immer mit Bedauern vermißt haben. Zu der anderen Art sind jene Gedichte zu rechnen, in denen sich Hans Sachs als ein guter patriotischer Bürger seiner lieben Stadt Nürnberg oder des deutsches Reiches bewährt, wie „der Lobspruch der stat Nürnberg", „das gesellenstechen", „Römischer königlicher Majestät Ferdinandi einreitung in des h. reichs stat Nürnberg" u. A. oder in denen sich die ganze Gewalt kund giebt, mit welcher der Dichter die zu seiner Zeit in mächtiger Fülle auftauchenden neuen Ideen, vor allen Dingen Luther's Reformation, ergriffen hatten. Als Beleg für diese letztere Gattung dürfte natürlich die bekannte „wittembergisch nachtigal, die man jetz höret überal" nicht fehlen, wenn ich im Uebrigen auch in Bezug auf dieses vielgenannte und vielgerühmte Gedicht der Ansicht W. Wackernagel's beipflichten muß, daß es, wie andere derartige lehrhafte Dichtungen des Meisters, an poetischem Werthe nicht eben hochstehe. Wenn man von dem allegorischen Eingange des Gedichts absieht, so enthält es in der That kaum mehr als eine Anzahl in Reime gebrachter Stellen aus Luther's Schriften und Bibelübersetzung. Die sich in dem Gedichte kundgebende „Gesinnungspracht" des braven Nürnberger Meisters, um mich eines jüngst von der „National-Zeitung" in unsere Sprache eingeführten Ausdruckes zu bedienen, muß für die poetische Kunst desselben entschädigen, wie dies ja bei so manchen in unserer jüngsten Kriegsepoche entstandenen gutgemeinten Poesieen nicht minder der Fall war.

Ein äußerst lebhaftes und eindringliches Bild dieses Kriegslebens, wie wir es auch in jüngster Zeit wieder erlebt, giebt der in die vorliegende Sammlung ebenfalls mit aufgenommene „Lantsknechtspiegel. Des kriegs art, frucht und lon magst du hirin verston". Die Schrecknisse und Leiden eines Krieges sind darin mit einer solchen Wahrheit geschildert, daß man sieht, es hat sich

hierin, trotzdem man damals noch keine Chassepots und Mitrailleusen hatte, nicht viel geändert. Doch wie damals, so muß uns auch jetzt über alle das Elend, welches derselbe der Menschheit zufügt, das Bewußtsein trösten, welches der Dichter nach seiner kräftigen Schilderung von den Nöthen einer solchen Epoche und dem Widerwillen, den dieselben gegen den Krieg an sich einzuflößen geeignet sind, in den schönen, versöhnenden Schlußworten ausspricht:

gesell, man muß
des feindes sich oft weren,
der wider recht und eren
Bekümmert leut und lant;
allda mit teurer hant
wert man sich recht und billich,
da solt du auch gutwillich
deim vatterlant beistan
als ein erlicher man;
dran setze leib unde blut,
kraft, macht, gwalt unde gut,
dein vatterlant zu retten,
als auch die alten tetten,
das frid und ru im wachs,
spricht von Nürnberg Hans Sachs.

Die innere und äußere Ausstattung des vorliegenden zweiten Bandes der Hans Sachs'schen Dichtungen verdient dasselbe Lob, welches wir dem ersten, von Karl Goedeke herausgegebenen Bande ertheilt haben. In der Einleitung werden die Umrisse von Hans Sachsens Leben gezeichnet, welche das in der Einleitung des ersten Bandes von Karl Goedeke darüber Gesagte ergänzen. Die dem Texte beigefügten Wort- und Sacherklärungen sind ebenso sachgemäß und genau, wie die im ersten Bande. Nur zwei Kleinigkeiten hätte ich in Betreff der Worterklärungen anzumerken. Seite 64 ist das Compositum: auffsetzmacher erklärt: „Schwindler; auffsatz, listige Ueberredung, Vorspiegelung." Allerdings hat auffsatz diese letztere Bedeutung; es hat aber auch die ebenso häufige und eigentlichere Bedeutung: Auflage, namentlich ungerechte Auflage oder Steuer, wie beispielsweise in dem vorliegenden Bande und den Stellen, Seite 74:

ich treib zu gar kein tyrannei,
mach' kein auffsatz noch schinderei,
kein zol, maut, zehent noch frondienst 2c.

Seite 82:

sie beschwern
das lant durch viel auffetz
zu samlen große schetz.

Seite 108:

oft tet in gelts zerrinnen,
bei all iren auffsetzen,
der undertanen schetzen.

Eben diese Bedeutung hat auffetz in dem vorliegenden Compositum: auffsetzmacher. Auffsetzmacher sind also Leute, die ein Land oder eine Stadt mit ungerechten drückenden Abgaben und Contributionen beschweren, wie dies auch dem ganzen Zusammenhange entspricht:

die lant und leut beschwern
als rauber, betzwinger, finanzer,
auffsetzmacher und alefanzer 2c.

In derselben Bedeutung kommt das Compositum in einer anderen Stelle bei Hans Sachs (I, 350) vor, welche Grimm im Wörterbuche anführt: „ein auffsetzmacher on erbarmen."

Hellig erklärt der Herausgeber in der Stelle Seite 147 (sanct Peter mit der geiß):

mit unru verzert der alt man
den tag biß auf den abent spat;
machtlos, hellig, ganz müd und mat
die geiß widerumb heimhin bracht.

als „kraftlos vor Hunger und Durst". Allerdings hat hellig diese Bedeutung im Allgemeinen. Aber eben nur im Allgemeinen; und nur in dieser Allgemeinheit gefaßt würde das Wort in der vorliegenden Stelle mit den daneben stehenden „machtlos" und „ganz müd und mat" nur eine Tautologie sein. Die specielle und ganz eigene Bedeutung von hellig ist: heiß, erhitzt in Folge körperlicher Anstrengung. Das Wort, mittel-hochd. hellec, ist nämlich von dem lateinischen calere, warm sein, abzuleiten (h zu c wie hëln, verheimlichen zu celare, das geminirte ll aus le entstanden, wie hëllen, tönen aus caleo = calo, griechisch καλέω rufen). Man vergleiche die Stellen: Luther's Bibelübersetzung, Jerem. 2, 25: Lieber, halte doch und lauf dich nicht so hellig, Luther's Werke, VI, 163: er ist so durstig und hellig, Aventin, Chronic. Bl. 487: Da nun König Ludwig solchen großen Sieg (bei Mülldorf) erlangete, sein Volck, das den ganzen tag gestritten, sich abgezatelt hatte, schlemig, hungerig und hellig war, schuff er, daß man das Volck auff der Wahlstatt mit essen und trinken labet. In meiner Abhandlung über die Archaismen in Luther's Bibelübersetzung (Zeitschrift für das Gymnasialwesen XVIII, 9) habe ich mich ausführlicher über diese Ableitung des Wortes ausgesprochen. Karl Biltz.

„La Pucelle", Roman von Karl Frenzel.*)

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, ein Buch zum Recensiren zu erhalten, dessen Verfasser einer der strengsten Richter ist und bereits gegen uns selbst in dieser Rolle nicht gerade allzu nachsichtig verfuhr. Daß Tadeln so viel leichter ist, als Bessermachen, dieser wahre, aber nicht neue Satz, fällt dabei schwer in's Gewicht. Indessen wird die Achtung vor einem so großen Stück Geistesarbeit, wie ein Roman in drei Bänden ist, sehr bald alle Nebengedanken überwiegen. Frenzel hat oft mit Recht die historischen Mischgerichte, vulgo historische Romane, getadelt und wir stimmen ihm darin völlig bei; sie verderben den Geschmack und machen die Leihbibliotheken zu Hexenküchen, in denen der gesunde Sinn des Volkes zu Grunde gerichtet und die Geschichte verdreht wird.

Aber es ist allerdings der Beruf und die Pflicht der Schriftsteller, den Lerntrieb, der in der Leselust steckt, zu benutzen, indem er lehrreiche, nicht bloß unterhaltende Bücher schreibt. Das vorliegende Werk ist ein Stück französische Literaturgeschichte in Romanform und es ist allerdings ein tüchtiges Stück Arbeit gewesen, diesem trockenen, kargen Stoff eine phantasievolle Gestaltung zu geben.

Voltaire ist in neuerer Zeit wieder der Gegenstand unseres Interesses geworden, wie überhaupt Frankreichs geistige Vergangenheit in dem Feuerschein der Gegenwart uns wichtiger vorkommt als die jedes anderen Landes, Voltaire war einer der Hauptschöpfer der Revolution, deren Zündstoff noch jetzt den französischen Boden unsicher macht. David Strauß hat kürzlich in seinen trefflichen Vorlesungen für eine fürstliche Frau sehr bedeutsame Schlaglichter auf Voltaire's literarische und kulturhistorische Wirksamkeit geworfen, und auch wir, wenn man es

*) 3 Bände. Hannover, Rümpler, 1871.

wagen darf, von sich selbst hier zu reden, haben bereits mehrfach das Bild des kleinen Mannes und großen Geistes zu zeichnen versucht.*)

Frenzel's Roman giebt hauptsächlich nur die Episode aus Voltaire's Leben, wo er bei der Marquise du Châtelet im Schlosse Cirey die unsaubere Dichtung „La Pucelle“ schrieb und sich vor der Bastille fürchtete, in die ihn schon schuldlosere Schriften gebracht hatten. Mit Meisterhand zeichnet Frenzel in diesen engen Rahmen alle die interessanten Charakterköpfe jener Zeit; die Pompadour und Ludwig den vielgeliebten Sünder, ebenso Stanislaus von Polen als abgesetzten König und Herzog von Lothringen. Die Freundin desselben, Marquise von Boufflers, versammelt in ihrem Schlosse zu Luneville alle die berühmten Namen, die in dem Roman vorkommen. Die Marquise du Châtelet und ihre Liebesgeschichte mit St. Lambert, die übrigens mehr auf historischer Verleumdung, als auf Wahrheit beruht, ist natürlich die Hauptperson desselben, und Frenzel schildert ihre männliche Gelehrsamkeit und ihre weibliche Eitelkeit mit großer Lebenswahrheit. Nur verfährt er zu galant gegen sie hinsichtlich ihres Aeußern, indem er sie öfter als schön und reizend bezeichnet, während es wohl feststeht, daß sie wirklich häßlich war. Ihr Verhältniß zu Voltaire, sowie die Beschreibung des Schlosses von Cirey mit der berühmten Statue des Amor, hat Frenzel mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet. Es fehlt keine einzige der kleinen pikanten Anekdoten, die über Voltaire und seine von ihm sogenannte „göttliche“ Emilie in den Memoiren damaliger Zeit aufgehäuft sind. Nur das pikante Verschen ist nicht mitgetheilt, welches wir in diesen Blättern nicht zu übersetzen wagten, aber es doch französisch abdrucken ließen. Indessen giebt Frenzel Stellen aus der „Pucelle“, die vielleicht ebenso schlimm sind; deshalb hätte er es der Vollständigkeit halber wohl auch abdrucken lassen können. Uebrigens war es nicht allein Emiliens Geist und Wissen, wodurch Voltaire bezaubert worden, sondern auch ihr hoher Rang. Dichter enthusiasmiren sich fast immer für vornehme Damen, besonders wenn sie selbst nicht von glänzender Herkunft sind; Voltaire war bekanntlich sehr begierig auf vornehmen Umgang und vertauschte eigenmächtig seinen bürgerlichen Namen Arouet mit dem selbstgemachten adligen de Voltaire.

Den eigentlichen Knotenpunkt des Romans hat Frenzel nicht in den Inhalt der „Pucelle“, sondern in ihre äußere Hülle verlegt. Es ist dies ein Kästchen aus schwarzem Sammet, welches dem Buche als Futteral dient und verschiedene Gefahren erlebt. Das Verlieren und Wiederfinden dieses Kästchens bildet die eigentliche Katastrophe, das kunstgerecht eingefügte Liebespaar, in dessen Händen der rothe Faden des Romans sich abspinnt, ist eine sehr anmuthige und glückliche Gestaltung Frenzel's. Es ist ein junger Mann aus Danzig, Richard Rosenberg und seine Braut, eine Jungfrau aus dem Elsaß, Margarethe Güntzer; sie ist als Liebling Voltaire's gewissermaßen die Vermittlerin aller Ereignisse des Romans und zugleich als ein lieblicher Schattenriß der idealen „Pucelle“ zu betrachten. Dies Gretchen, dem Frenzel einen deutschen Namen und Nimbus gegeben, ist eine sehr geschickte Anknüpfung an die neuesten Ereignisse unserer großen Zeit, die man den Franzosen gegenüber nicht gern einen Augenblick bei Seite setzen mag. Dies Gretchen flößt dem deutschen Leser so viel Zuneigung ein, daß er ihr mit Vertrauen in die verwickelten französischen Zustände folgt, die ihn sonst gewiß abgestoßen haben würden. Fern sind wir jedoch davon, nach Art rücksichtsloser Recensenten, ihre Erlebnisse hier im Auszuge mitzutheilen und damit den Leser um jede Ueberraschung zu betrügen. Im Zusammenhange und behaglichen Genuß werden sie sich ohnehin viel besser ausnehmen, als in der trockenen Aufzählung.

Bei einer voraussichtlichen baldigen zweiten Auflage, möchten wir übrigens den Verfasser dafür stimmen, den Titel seines Romans zu ändern, der nicht für sein großes Lesepublikum berechnet ist; dasselbe wird meistens lesen: La „Putzelle“ oder gar nicht wagen, ihn auszusprechen. Statt dessen wäre es gewiß verständlicher, bezeichnender und anziehender, wenn der Titel lautete: „Voltaire's Jungfrau“, sogar für die kleine Zahl gebildeter Leser; denn sie ersehen daraus auf den ersten Blick, daß ihnen der Satyr Voltaire mit Bocksfüßen vorgeführt wird, nicht der Tragödiendichter, dessen Genius doch auch zuweilen die Engelsflügel poetischer Begeisterung trug.

F. v. Hohenhausen.

*) In Nr. 28, Jahrg. 1869, dieser Blätter und ganz neuerdings in Hallberger's „Ueber Land und Meer“.

Max Ring: Seelenfreunde.*)

Die Frage, ob es möglich sei, daß zwischen Frau und Mann eine reine, auf Achtung, geistige und seelische Uebereinstimmung, Gemeinsamkeit der Anschauungen und der Auffassung wichtiger Lebensfragen begründete Freundschaft bestehen könne, ohne daß sich früher oder später, bewußt oder unbewußt das erotische Element in dieses Verhältniß mische und ihm zuletzt das dominirende Gepräge verleihe, ist zu allen Zeiten, bei fast allen Nationen und von den besten Geistern behandelt worden, ohne daß es unseres Wissens dabei zu einer endgültigen Entscheidung gekommen wäre. Was uns anbetrifft, so glauben wir, es kann darüber noch weitere tausend und aber tausend Jahre verhandelt werden, und man wird nicht dazu kommen, eine absolute Bejahung oder eine absolute Verneinung aussprechen zu dürfen, weil diese Frage ein Gebiet berührt, das aller Berechnung spottet, wo, wenn in neun Fällen ein nach allen Regeln der Kunst aufgestelltes Exempel gestimmt hat, im zehnten sich Ansatz und Facit als vollständig unrichtig erweist. Es müssen eben bei jedem einzelnen Falle so viele Faktoren in Anschlag gebracht werden, von denen sich häufig gerade die wichtigsten der Beobachtung entziehen, daß Täuschungen ganz unvermeidlich sind, abgesehen davon, daß man bei Beurtheilung derartiger Verhältnisse häufig Dinge zu sehen glaubt, die nicht vorhanden sind, zuweilen, wenn auch seltener, vorhandene Dinge übersieht.

Je schwieriger und unlösbarer nun aber diese Frage, desto mehr muß der Dichter sich angereizt fühlen, in schöpferischer Gestaltung seinen Beitrag zu ihrer Lösung zu liefern, die Ansichten, welche er sich darüber gebildet, die Erfahrungen, welche er darüber gewonnen, zu verkörpern. Von der andern Seite muß jeder solcher Versuch von vornherein das Interesse des Lesers für sich in Anspruch nehmen; zu welcher Höhe sich dasselbe steigert, das hängt freilich von der Art und Weise der Behandlung des Stoffes, von der Durchführung und Charakteristik der geschilderten Verhältnisse und Personen ab. Wir haben von einem neuen, das angegebene Thema behandelnden Romane zu berichten, welcher dieses Interesse in hohem Maße zu erregen und bis zum letzten Momente zu steigern und festzuhalten vermag. Max

*) Berlin, Otto Janke 1871.

Ring hat sich in seiner neuesten größeren Arbeit „Seelenfreunde" die Aufgabe gestellt, die Gestalten, welche die Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern annehmen kann, nach verschiedenen Seiten zu erörtern und zu beleuchten.

Die Hauptperson, gewissermaßen der Mittelpunkt des Romans, bildet der Alterthumsforscher Professor Römer, der, in sehr beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, durch Begabung und eisernen Fleiß sich schon in jungen Jahren eine geachtete Stellung an einer Universität erworben hat, dessen Name weithin mit Ruhm genannt wird, und der ganz seinen Studien lebend lange Zeit nicht bemerkt hat, daß er in seiner trefflichen, für ihn auf das sorgsamste bedachten Gattin, die seiner bei ihm lebenden Mutter die liebevollste Tochter ist, doch kein Wesen besitzt, welches ihm geistig nahe steht. Ein solches Wesen findet er in Hedwig von Brinken, einer körperlich, seelisch, wie geistig gleich hochbegabten Dame, die sich zuerst brieflich und anonym an ihn wendet, um ihm eine von ihr verfaßte dramatische Arbeit zur Beurtheilung vorzulegen. Der sich hieraus entwickelnde Briefwechsel läßt den Professor zuerst lange Zeit undeutlich fühlen, was ihm fehle, bis ein Zufall ihn auf einer Reise mit Hedwig zusammenführt, die ebenfalls seit Kurzem mit dem edelsten, aber ihr geistig nicht genügenden Mann verlobt ist. Was geschehen muß, geschieht: die Beiden finden sich zuerst in Freundschaft, aus der aber bald eine Liebe emporlodert, welche zuerst Hedwig zur Lösung ihres Verlöbnisses treibt, dann aber auch den Professor, nachdem er Hedwig aus den Schlingen eines lüsternen Fürsten befreit, in dessen und seiner Gemahlin Gefolge beide nach Italien gereist sind, zu dem Entschlusse bringt, seine Ehe zu lösen und die Geliebte zu heiraten. Der Gram über diesen Entschluß bricht seiner Mutter das Herz, sterbend spricht sie ihren Fluch über diese Verbindung aus, an ihrem Sarge bricht der Professor zusammen und verfällt in eine lebensgefährliche Krankheit, aus der ihn nur die aufopfernde Pflege seiner Gattin rettet. Ihr edles, selbstloses Wesen giebt ihm das Bewußtsein seiner Pflicht wieder, er entsagt Hedwig und diese, welche inzwischen, da sie dem Geliebten fern bleiben mußte, als Krankenpflegerin auf den Kriegsschauplatz geeilt ist und dort auch ihrem früheren Verlobten die Augen zugedrückt hat, giebt sich selbst den Tod.

Um den Professor und Hedwig gruppiren sich sein Freund, ein Arzt, dessen kräftige gesunde Natur einen ebenso wirksamen Gegensatz zu dem krankhaften Wesen des Professors bildet, wie Arnolds Liebes- und späteres Eheglück mit Hedwigs lieblicher Freundin Bettina zum unseligen Zwiespalte in Römers Ehe und Liebe. Prächtig gezeichnet ist ferner der ästhetisirende, liberalisirende Fürst, der im Grunde nichts ist als ein raffinirter Wüstling, seine gute aber schwache und sentimentale Gemahlin, sowie die sie umgebenden Hofleute; Bettinas Mutter, die eitle, grundsatzlose Weltdame, welche sich von einem schlauen Abenteurer jämmerlich betrügen läßt.

Diesen Abenteurer, einen Amerikaner, hat der Verfasser in ebenso wirksamer wie geschickter Weise zum Träger des jenseits des Oceans heimischen Spiritualismus gemacht, dem er, während er ihn als Betrüger entlarvt, in Miß Lucina eine zwar im höchsten Grade exaltirte, aber doch nicht unwürdige Vertreterin dieser Richtung an die Seite setzt.

Eine andere Gruppe erblicken wir in den Universitäts-Professoren und ihren Familien, eine andere Phase der „Seelenfreunde" finden wir in der, in der Universitätsstadt ausgebrochenen, vorzüglich in den höchsten Kreisen spielenden und von dort aus sich durch andere Schichten der Gesellschaft verbreitenden religiösen Bewegung und den sich daran knüpfenden skandalösen Vorgängen. Der Verfasser hat hierbei sehr glücklich die bekannten Königsberger Ereignisse, deren Andenken in neuerer Zeit durch Dixons „Seelenbräute" wieder aufgefrischt ist, benutzt.

Wir haben schon im Eingange angedeutet, und wollen dies gern wiederholen, daß wir die Arbeit als eine sehr gelungene betrachten. Die Handlung ist spannend, der Aufbau des Romans schön gegliedert, die Sprache edel und maßvoll, die Charakteristik vortrefflich. Wir stimmen mit dem Verfasser vollkommen darin überein, daß „Seelenfreundschaften", die sich auf religiöser Schwärmerei aufbauen, selbst wenn sie anfänglich von beiden Seiten ehrlich gemeint wären, ins Erotische umschlagen oder besser sich zu dem entwickeln müssen, was sie im Grunde genommen von Anfang an waren. Ebenso erscheint uns die Entwickelung, welche die Freundschaft zwischen dem Professor und Hedwig nimmt, eine folgerichtige, in den Charakteren und der Beide umgebenden Lebensatmosphäre nothwendig bedingte; aber der Beweis, daß eine Freundschaft zwischen Mann und Frau überhaupt nicht möglich sei, erscheint uns dadurch nicht geführt. Freilich berechtigt uns auch eigentlich nichts zu der Annahme, daß der Verfasser diese letzte Consequenz ziehen gewollt, wenn nicht vielleicht der Umstand, daß er nicht auch ein Verhältniß reiner inniger Freundschaft zwischen Mann und Frau in zwei Vertretern verkörpert hat. Wir hätten diese Gestalten zur Vervollständigung des Bildes lebhaft gewünscht.

Warme Anerkennung verdient es, daß der Verfasser die Pflicht in dem Professor in einer so wohlthuenden Weise obsiegen läßt. Daß Hedwig sich den Tod giebt, ist nach dem Charakter der zartbesaiteten Dichterin, des liebenden Mädchens, ganz folgerichtig; sollte aber die aufopfernde Pflegerin der Verwundeten nicht gelernt haben, daß man sich mit seinem Schmerze doch noch anderswo hinflüchten kann, als in den Tod?

Der Roman ist die würdige Frucht einer ernsten großen Zeit.

J. H.

Belgien.

Deutschlands Triumph.

Von Emanuel Hiel.

Wir theilen nachstehend, nach der Brüsseler Zweep, eine von dem geschätzten vlamischen Lieder- und Oratorien-Dichter Emanuel Hiel verfaßte Hymne mit, die zu dem Schönsten gehört, was zur Feier des Friedens und des deutschen Namens gedichtet worden ist. Mit wahrer Genugthuung wird diese edle, niederländische Dichtung den deutschen Leser erfüllen, der darin in einem seiner Muttersprache nahe verwandten, dabei aber auch durch eigene Kraft und eigenen Wohllaut sich von ihr unterscheidenden Idiom Gefühle und Empfindungen ausgedrückt findet, wie sie uns selten außerhalb des Vaterlandes begegnen.

Duitschlands Zegepraal.

Feestzang ter Eere des dappren germaanschen Volks.

Meisjes*) en Vrouwen.

Vaartwel, Geliefden, trekt te strijden,
De Duitsche Rijn wordt aangerand;
Ach! zullen wij verkwijnen, lijden...
Wij minnen ook het vaderland!

---

*) Mädchen.

Vaartwel, Geliefden, onze beden
Verzellen u in kamp en nood,
O, laat ons Duitschland niet vertreden,
Zweert allen dapper: Vrij of*) dood!

Jongelingen en Mannen.

Vrij of dood!
Wij keeren niet weder
Of zij, die boos en snood
Ons hebben aangerand,
Zij vallen verplet ter neder
Voor u, o heilig vaderland!

Gebed.

Hoor ons, Almachtigen,
Laat ons bekrachtigen
Kunst, vrijheid, vreê**)!
Wil ons bemoedigen,
Geef ons ten bloedigen
Kamp, zege meê!

Oproep der Vorsten.

Frisch op! — Thans ten strijd!
Vooruit, gevochten!
Zij, die ons zochten
Door roofzucht en nijd
Gedreven,
Vinden ons pal
In storm en gevaar!
En beven
Bij 't machtig geschal:
Hoera! hoera! de Duitschen zijn daar!

Antwoord der Strijders.

Niet gesidderd, broeders!
Niet geweend, o moeders!
Ons zal God bewaren,
Want wij zochten nigt den strijd. —

* * *

Aan het hoofd der scharen
Rijdt de grijze held
Koning Willem door het veld...

* * *

Wee u, Frankrijk! vuigen vredebreker!
Duitschland hoog! gij, eedle waarheidwreker!
Hoog der Duitschen Vorstenschaar!
Vooruit — We volgen hen te gaar:
Hoera! hoera! de Duitschen zijn daar!

De Strijd.

Strijd!
Daar storten
Kohorten
Als rotsen van bergen...
De Franschen, de dwergen,
Verdwijnen, verzwinden
En kermen...

* * *

Strijd!
Als warlende winden
Door dalen, langs bermen,
Door wouden en stroomen,
Door steden en velden,
Van verre en van wijd;
Ze draven, ze komen
De Duitschen, de helden,
En winnen den strijd.

* * *

*) oder. **) Friede.

Strijd!
Niets houdt er hen tegen —
Noch ijzel, noch regen.
Noch grachten, noch wallen,
Noch Frankrijk's degen,
Noch lasterlawijt,
Noch logenverbond! —

Franschen vluchten en vallen
Vloekend ten grond...

En het klinkt allerwegen:
Zege! zege! zege!
Victoria!
Hoera! hoera! Germania!

Zegezang.

Heil u in zegekrans
Helden des vaderlands,
Gij schonkt uw bloed!
Schittert de vrede thans
Als eene star vol glans,
Gij wont de grootsche kans
Door wil en moed.

* * *

Heil u in lauwerkrans
Schermheer des vaderlands,
Houdt door uw' kracht,
Wijsheid en kloek beleid,
Steeds tot het goed bereid,
Duitschland vol heerlikheid
In vrijheidspracht!

* * *

Heil aan Europa thans
Vonkelt de vredeglans
Ten hoogsten peil!
Viel 't logenmonster neer
Klom waarheidsliefde in eer
Juicht dan van sfeer tot sfeer:
Heil! Duitschland, heil!

Brussel, 16 juni 1871. *Emanuel Hiel.*

Böhmen.

Einige Grundlagen des böhmischen Staatsrechts.*)

Die tschechische Frage, welche das Jahr 1848 heraufbeschworen, hat in verschiedenen Ländern Europa's seit dieser Zeit von sich sprechen gemacht, zumeist aber da, wo von den Tschechen selbst die Aufmerksamkeit auf diese Frage gelenkt wurde. Wir erlauben uns in dieser Beziehung auf die Leistungen von Joseph Fritsch in Berlin, Leger seiner Zeit in Paris, auf die durch ihn und andere Mitwirkende aus Prag nach Paris importirten Artikel im Siècle und auf das Memorandum hinzuweisen, welches Rieger in einer eben nicht glücklichen Stunde Napoleon III. eingeschickt, endlich auf alle Artikel, welche während der kurzen Anwesenheit des Prinzen Napoleon in Prag, an Mittheilungen über diesen geknüpft, in französische Blätter der verschiedensten Farben geschickt wurden. Diese tschechische Frage wird auf das böhmische Staats- und Verfassungsrecht basirt, bei jeder Gelegenheit wird

*) Zusammengestellt und erörtert von Dr. Joseph Kalousek. Prag, 1871.

auf letzteres hingewiesen. Wenn die Regierung keine tschechischen Correspondenzkarten einführen will, wird ihre Pflicht dazu durch das tschechische Staatsrecht nachgewiesen; wenn Eisenbahn-Directionen keine zweisprachigen Fahrkarten ausgeben, wird diese Nothwendigkeit durch das tschechische Staatsrecht dargestellt. Aus diesen und ähnlichen Umständen kann man ersehen, wozu alles dieses „tschechische Staatsrecht" herhalten muß, und fragt man, wie dieses Recht entstanden, so antwortet der Verfasser obiger Grundlagen mit folgenden Worten: „Es entwickelte sich zunächst als ein von Generation zu Generation sich forterbendes Gewohnheitsrecht, welches zwar nach und nach in Form von landesfürstlichen Verleihungen, Privilegien, Majestätsbriefen, Landtagsschlüssen und Landesordnungen zur schriftlichen Aufzeichnung gelangte, jedoch nie in seiner Gesammtheit in einen einheitlichen Codex zusammengefaßt wurde." „Eine Verfassungsurkunde im modernen Sinne," sagt derselbe Verfasser, „existirt in Böhmen ebenso wenig wie in England, und irgend welche von den sogenannten böhmischen Landesordnungen — sei es die Wladislavische vom Jahre 1500, oder die Ferdinands I. vom Jahre 1549, oder die Maximilianische vom Jahre 1564, oder gar die erneuerte von Ferdinand II. im Jahre 1627 octroyirte — dafür zu halten, ist nichts weiter als ein grobes, erst in neuerer Zeit aus Unkenntniß entstandenes Vorurtheil." Und doch hören die Wortführer der Tschechen nicht auf, alle diese Landesordnungen als ihr Staatsrecht auszuschreien; auf diese Landesordnungen reduciren sich alle ihre Verfassungsansprüche, mit diesen Landesordnungen soll der Welt das Recht der Tschechen, Böhmen als einen selbständigen Staat zu betrachten, erwiesen werden; auf diese Landesordnungen soll zu diesem Behufe „das Auge von Europa schauen." Nichts desto weniger stellte sich der Verfasser, richtiger der Zusammensteller der Broschüre „Einige Grundlagen 2c." die Aufgabe, alle diese Landesordnungen und Privilegien aneinander gereiht dem Lesepublikum vorzuführen, um aus ihnen das tschechische Staatsrecht zu erweisen.

Daß sie nicht im Stande sind, den Beweis für das böhmische Staatsrecht, für das Recht Böhmens, einen selbständigen Staat zu bilden, herzustellen, ergiebt sich aus dem Schlusse unserer Besprechung. Indem wir aber die einzelnen dieser Landesordnungen 2c. betrachten, finden wir, daß sie als Beweise dienen können, wie Unduldsamkeit schon mehr als viertehalb Jahrhunderte die Devise der Tschechen gewesen, und daß sie sich mit derselben brüsten, beweist die Anführung des Privilegiums König Johanns, vermöge welchem kein Ausländer zum Hauptmanne, Burggrafen oder Kastellan, zum Landesbeamten oder Offizier angestellt werden durfte, ja selbst zum Kaufe von Landgütern, Burgen, Besitzungen, Liegenschaften oder sonst Einkünften, durfte kein Ausländer zugelassen werden.

Ueber die Zusammengehörigkeit Böhmens und Mährens werden mehrere Diplome angeführt; aus allen geht hervor, daß Mähren ein Lehen von Böhmen, von dem es in der Broschüre heißt, daß unter Böhmen die Krone oder das Reich Böhmen zu verstehen sei. Hiermit gesteht der Autor, daß die Selbständigkeit eines Reiches Böhmen von ihm nur angenommen, keinesfalls aber bewiesen wurde. Daher ist es auch erklärlich, daß die Nebenländer der „böhmischen Krone" zeitweilig vom Hauptlande faktisch getrennt wurden, und wenn man nachforscht, findet man, daß es jedesmal geschah, wenn Böhmen sich anmaßte, Mähren als Reichs-Afterlehen zu betrachten.

Die Mitwirkung bei der Gesetzgebung, auf welche die Tschechen immer pochen, beruht nur auf Privilegien, und König Wladislaus gab seine Einwilligung, daß sie ihre Rechte in der Landtafel und den in Carlstein aufbewahrten Privilegien aufsuchen dürfen. Der bilaterale Vertrag zwischen der „böhmischen Monarchie" und der Nation bestand darin, daß der angehende König ihr immer die Privilegien bestätigte, und die erneuerte Landesordnung, welche eine Zeitlang von den Tschechen als ihre Staatsrechtsurkunde betrachtet wurde, ist im Ganzen doch nichts anderes, als eine Erklärung, daß Kaiser Ferdinand II. sich in Gnaden herbeigelassen, einige Privilegien, welche von den Rebellen verwirkt waren, zu bestätigen, und immer und immer ist nur von Privilegien und nirgends von einem Staatsrechte die Rede. Dem Verfasser der „Grundlagen", Herrn Kalousek, beliebt es, die Privilegiums-Erneuerungen als böhmisches Staatsrecht zu promulgiren und dasselbe in mehrere Hauptpunkte zusammenzufassen; nichts desto weniger muß er doch in demselben anführen, daß trotz dieser erneuerten Privilegien (resp. erneuerten Landesordnung) dem Landtage das Recht der Gesetzgebung entzogen wurde. Selbst in dem Krönungseide, welcher von K. am Schlusse seiner Broschüre angeführt wird, den die Könige von Böhmen bis auf Ferdinand V. beschworen, findet man nichts, als daß sie die Privilegien zu erneuern beschwören, nirgends ist aber von einem Staatsrechte die Rede.

Wenn diese „Grundlagen des böhmischen Staatsrechts" unter den Deutschen eine solche Verbreitung fanden, daß eine zweite Auflage derselben erschienen, weil die erste innerhalb eines Jahres vergriffen wurde, so beweist dies nur, daß die Deutschen sich bestrebt haben, in diesen „Grundlagen" die Richtigkeit des sogenannten „böhmischen Staatsrechts" kennen zu lernen.

Dr. —s—r.

Schweiz.

Zur Freimaurerei.

Ein nicht genannter Freund der Freimaurerei hat unter dem Titel: „Die Freimaurerei in zehn Fragen und Antworten. Zur Aufklärung für das Volk und dessen Freunde."*) eine kleine apologetische Schrift ausgehen lassen, die viel Beifall gefunden haben muß, da uns schon die vierte Auflage vorliegt. Wer die Lessing'schen Gespräche über die Freimaurerei gelesen hat, wird über das Wesen dieser Art „Arbeit" hier nicht gerade Neues finden, aber er wird gern einräumen, daß der Verfasser für eine ganz löbliche und brave Sache einsteht. Wenn die Maurer sich nur von dem Dünkel freihalten, daß man nur innerhalb ihrer Freundschaftsbünde die hohen Zwecke reiner Humanität erreichen könne, so ist gewiß nichts gegen das Behagen einzuwenden, das man in solchen Logen sich gegenseitig gewähren kann. Man räumt ein, und schon Lessing thut das, daß man ein sehr guter Maurer, d. i. Arbeiter an dem Tempelbau der Humanität sein kann, ohne „Bruder" zu sein, und eignet sich so alle die Elemente ohne Frage an, die doch vielleicht Gründe hatten, sich von dem Wunderlichen der Ceremonien fern zu halten.

Wir haben übrigens allen erdenklichen Respekt vor der „großartigen weltbürgerlichen Tendenz" des Bundes. Ein allgemeiner Menschheitsbund ist gewiß ein schöner Gedanke.

Was die Anerkenntniß der drei Cardinal-Dogmen des Rationalismus: „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" anlangt, so läßt der Bund den aufgeklärten Mitgliedern gern jede Freiheit der indi-

*) St. Gallen, 1870.

viduellen Ueberzeugung in Betreff der Wesenheit Gottes und der etwaigen Fortexistenz. Die Unsterblichkeitslehre scheint dem Verf. sogar wesentlich praktische Tendenzen zu haben, zur Beruhigung nämlich über die vielen Brüdern unbequeme, ja recht beunruhigende Möglichkeit, daß es auch anders sein könnte. Tugend aber soll jeder üben. Sie beruhigt das Gemüth, giebt ihm Heiterkeit und Frohsinn, und wer möchte das nicht?

In Kirche und Staat mischt man sich als Genossenschaft nicht, aber man ist darum nicht indifferent, ja jeder nach seiner Kraft verpflichtet, die großen Interessen der höchsten Lebensgemeinschaften zu fördern. Man hat daher allen Grund, den Bund in Ruhe zu lassen. Die Mittel zur Erreichung des Zweckes der Maurerei sind wesentlich diese drei: a. Arbeit, d. i. sittliche Bethätigung, b. Wohlthätigkeit, c. Geselligkeit.

Die Wohlthätigkeit ist im maurerischen Sinne modifizirt durch die stete Rücksichtnahme auf einen vernünftigen Erfolg; man hat sich immer erst zu überzeugen, ob man auch wirklich Nutzen stifte, also wie es jetzt der Verein gegen Armuth und Bettelei macht. Ganz schön, aber auch das blinde Wohlthun ohne Prüfung, das der warmen Erregung des Herzens sofort nachgiebt, läßt sich vertheidigen und stimmt ganz gut mit der Vorschrift, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut.

Der Maurer ist aber immer praktisch. Merkwürdig war uns, zu erfahren, daß der „wahre Maurer" auch immer ein Christ ist, „sei er getauft oder nicht." Dagegen werden nun zwar diejenigen protestiren müssen, die unter Christenthum etwas Spezifisches verstehen, das es eben von allen anderen unterscheidet und man hat in der That Grund genug, darauf zu dringen, daß, wer sich Christ nennt, sich auch etwas dabei zu denken vermöge. Gegen die „unbewußten Christen" werden sich mit Recht die „bewußten" auflehnen und auch den Logen ist zu rathen, wenn sie ihre ohnehin vagen Beziehungen nicht ganz verflüchtigen wollen, nicht zu liberal in der Anerkennung „unbewußter Freimaurer" zu sein.

Wir würden lebhafter für die Freimaurerei eintreten, wenn man uns in demselben Maße von der Erheblichkeit derselben überzeugen könnte, wie von ihrer Harmlosigkeit. Inzwischen sind die Logen für viele Tausende redlicher Menschen ein Halt in moralischer Hinsicht, ein Sporn zur Tugend, eine Quelle edler Freundschaft und anständigen Vergnügens. Gott segne sie!

F. S.

Ungarn.

Ungarns sechssprachliche Journalistik 1871.

Laut dem offiziellen „Posta Közlöny" (Postmoniteur) der ungarischen Regierung kommen auf Postweg innerhalb des Gebiets der Stephanskrone folgende, in der ungarischen Monarchie gedruckte Journale zur Versendung:

In ungarischer Sprache 16 große politische Tagesblätter, zwei davon zweimal täglich, 106 Wochenschriften, 53 Monatsrevuen, also zusammen 175, welche zusammen an 136,700 Pränumeranten außerhalb Pest versendet werden, während die Pest-Ofner Stadtpränumeranten auf diesem Wege nicht kontrolirbar sind, aber gewiß die Hälfte der auswärtigen Summe an Zahl erreichen mögen.

In deutscher Sprache erscheinen in ganz Ungarn 15 Tagesblätter, 60 Wochenschriften und 8 Monatsrevuen, also zusammen 83, welche durch Post an 97,800 Pränumeranten versendet werden.

In slavischen Sprachen erscheinen innerhalb gesammter ungarischer Monarchie 2 Tagesblätter, 31 Wochenschriften, 15 Monatsrevuen, zusammen 48, die an 30,950 Abnehmer zur Versendung kommen.

In rumänischer Sprache erscheinen in Ungarn und Siebenbürgen zusammen 11 Blatt mit 7800 Postpränumeranten.

In italiänischer Sprache erscheinen in Dalmatien auf Fiumaner Gebiete 3 Journale mit 2200 Abnehmer durch die Post.

In lateinischer Sprache erscheint nur noch zu Ofen das Blättchen: „Fasciculi ecclesiastici", das aber kaum noch Abnehmer zählt.

Also 321 Journale in 6 Sprachen haben innerhalb ungarischem Postgebiete eine Versendung an 275,450 Abonnenten, und rechnet man die Lokalabonnenten dazu, so dürfte sich annähernd die Gesammtzahl bis auf 400,000 steigern; während in Ungarn an von außerhalb der Gränzen einlaufenden Journalen gewiß gleich viele ebenfalls Absatz und Leser finden.

Diese offizielle Quelle weist zugleich nach, daß diese 321 Journale zusammen 531 Redacteurs, Unterredacteurs und festbezahlte, angestellte Mitarbeiter haben, und zwar die 175 ungarischen 305; die 83 deutschen 143; die 48 slavischen 66, die 11 rumänischen 17 und die 3 italiänischen 4, wie das lateinische 1 zur engeren Redaktion gehörenden ex professo Journalisten.

Diese Ziffern sind schon deßhalb beachtenswerth, weil bekanntlich Maurus Jókai, — der geniale und überfruchtbare ungarische Romanschriftsteller, geb. 1825, dessen Werke im Original bis jetzt bereits einen Absatz in einer halben Million Exemplare fanden, und der Eigenthümer sowie Redakteur des größten der politischen Tagesjournale ungarischer Sprache, des „Hon", Organs der ungarischen Reichstag-Linken, sowie selbst Reichstagmitglied und Akademiker — sich an die Spitze der Gründung eines Pensionsfonds für ungarische Journalisten stellte, demselben 1000 Gulden Kapital und eine Jahresrente von 300 Gulden, während Lebzeiten des Schenkers, widmete, welche Kollegialität solchen Erfolg hatte, daß der Fond schon bei der Begründungssitzung auf 4147 Gulden stieg. Es dürften also schon 25,000 Gulden Grundkapital ausreichen, um wenigstens die ungarische Journalistik sicher zu stellen, daß keines ihrer Mitglieder jemals im Alter oder in Krankheit Noth leide, und ist diese Association sehr nachahmenswerth.

Ostindien.

Oesterreichisch-ungarische Expedition nach Asien im Jahre 1868.

Britisch-Indien unter der englischen Regierung.

Oesterreich-Ungarn hat den Bau und die Vollendung des Suez-Kanals mit lebhafter Befriedigung und mit den größten Hoffnungen begrüßt. Für seinen Handel kann es von der Abkürzung des Seeweges nach Ostasien eine neue Blüthezeit erwarten. Triest rüstet sich, von dem Werke des Herrn von Lesseps gleichen Nutzen zu ziehen wie Marseille und als Nachfolgerin des stolzen Venedig dem adriatischen Meere frischen merkantilen Glanz zu erwerben. Es ist anzuerkennen, daß die österreichisch-ungarische Regierung in richtiger Würdigung der von ihr zu

vertretenden Handels-Interessen nicht gezögert hat, in Süd- und Ost-Asien neue Verbindungen anzuknüpfen. Sie sandte zu diesem Zwecke bekanntlich im Jahre 1868 eine Expedition nach Siam, China und Japan, welche sich denn auch des Erfolges rühmen darf, daß die jenseitigen Regierungen, freilich nicht ohne einige Ziererei, jedoch immerhin mit ungewöhnlich raschem Entschluß, dem österreichisch-ungarischen Handel durch Vertrag die den begünstigsten Nationen zu Theil gewordenen Zugeständnisse gewährt haben.

Anerkennung verdient es auch, daß die Regierung von vornherein die Expedition mit der Absicht eingerichtet hat, neue Forschungen über die wirthschaftlichen Zustände jener Länder aufzunehmen und das Resultat sodann ohne Zögern dem Publikum zur Ausbeutung zugänglich zu machen. Wie bei der Novara-Expedition, erfreute sich auch bei der neuen Expedition sowohl die Handels-Wissenschaft als auch das praktische Bedürfniß der weitestgehenden Rücksicht. Fachmänner von Bedeutung wurden eingeladen, an der Expedition Theil zu nehmen, und wieder fand sich Herr Dr. von Scherzer mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die Gesammtresultate ihrer Untersuchungen, mit seinen eigenen volkswirthschaftlichen Erfahrungen vereinigt, für die Oeffentlichkeit zu redigiren.

Dieser Aufgabe hat sich Herr Dr. von Scherzer mit bewährter Gründlichkeit, Umsicht und Gewandtheit entledigt. Sein Werk „die wirthschaftlichen Zustände im Süden und Osten Asiens“*) wird von der österreichischen Presse mit Recht ein Vademecum für jede unternehmende Kraft genannt, die sich am Weltverkehr betheiligen und mit den indischen und ostasiatischen Handelsgebieten Geschäftsbeziehungen einzuleiten beabsichtigt. Der begabten Feder des Verfassers ist es aber auch gelungen, das Werk über das specielle Handels-Interesse hinauszuheben, und Jeder, wer nur immer für die alten ostasiatischen Kulturländer sich theilnehmenden Sinn bewahrt hat, wird sich durch einen Einblick in die Arbeit Scherzers reich belohnt finden.

Gleich das erste Heft weist die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gegenstand von eminenter Bedeutung. Wir erfahren, von welch heilsamem Einflusse die Auflösung der Ostindischen Compagnie und ihre Ablösung durch die englische Regierung für das ungeheure Gebiet von Britisch-Indien gewesen ist.

Jetzt erst, nachdem die englische Regierung die unmittelbare Leitung ihrer größten überseeischen Besitzung während der Dauer von anderthalb Jahrzehnden gehandhabt hat, wird es klar, wie grausam die Ostindische Compagnie ein Jahrhundert lang die Interessen der dortigen intelligenten Bevölkerung und das damit zusammenhängende Interesse des Mutterlandes vernachlässigt hat. Nicht einmal ihren eigenen Vortheil ist sie auf die Dauer wahrzunehmen im Stande gewesen; denn sie hat es dulden müssen, daß ihr der ganze blühende Handel zwischen Europa und Ostindien aus der Hand gewunden und sie selbst lediglich auf die Ausübung der Regierungsgewalt beschränkt wurde. Es war die höchste Zeit, ihr auch diese Geschäfte abzunehmen, die Regierung Ostindiens Staatsmännern zu übergeben, die Interessen der Kolonie und des Mutterlandes zu verschmelzen.

Die englische Regierung hat, wie wir sehen, mit energischer Hand eingegriffen.

*) Berichte der fachmännischen Begleiter der kaiserlichen und königlichen Expedition nach Siam, China und Japan. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Handels-Ministeriums in Wien. Mit einer Karte von Indien, einer Weltkarte in Mercators Projektion und Holzschnitten. Stuttgart, Julius Maier, 1871.

Seit 1861 ist ganz Britisch-Indien in zehn Präsidentschaften oder Provinzen eingetheilt, deren jede ihre, innerhalb gewisser Gränzen unabhängige, politisch-administrative Verwaltung besitzt. Nur die Präsidentschaften Bombay und Madras haben ihre alten Privilegien behalten. Der gesetzgebende Rath, an dessen Spitze der Vicekönig steht, macht Gesetze für ganz Indien und befaßt sich sowohl mit der allgemeinen Verwaltung des Reichs, als auch mit der speciellen der übrigen Präsidentschaften, in welch letzteren dem betreffenden Statthalter eine berathende Kammer nicht beigegeben ist, welche jedoch in jenem Rathe durch Regierungs-Organe Vertretung finden. Außerdem giebt es noch 153 kleinere Staaten und Provinzen, deren Fürsten sich unter den Schutz der britischen Krone begeben haben und gegen eine Dotation die Regierung zum Theil den britischen Behörden überlassen.

Zwei Thatsachen treten als die jetzige Regierung besonders charakterisirend hervor.

Erstens ist Britisch-Indien in neuester Zeit mit einem Schienennetze übersponnen, das sich in Bezug auf Ausdehnung und Anlage den Bahnnetzen der meisten europäischen Staaten kühn an die Seite stellen kann. Die Anlage erfolgt nach einem einheitlichen Plane. Den 5925 Meilen langen, in Privathänden befindlichen Bahnen fügt die Regierung eine Reihe zwar minder rentabler, aber für die Entwickelung des Landes nicht minder wichtiger Bahnen in einer Gesammtlänge von 9000 engl. Meilen hinzu, deren Ausführung auf 30 Jahre vertheilt ist. In demselben Maße sind die Postverbindungen vermehrt worden. Ein Netz von 49672 engl. Meilen Hauptpostlinien breitet sich über das ganze Land aus, während in den meisten größeren Städten Lokalposten eingerichtet sind. Uebrigens besteht in Indien der niedrigste Briefporto-Tarif auf der ganzen Erde.

Zweitens: die Anzahl der Regierungsschulen betrug im Jahre 1853 413 mit durchschnittlich 28,170 Schülern, im Jahre 1868 dagegen 16,261 mit durchschnittlich 662,537 Schülern. Freilich waren im letzteren Jahre überhaupt 25,194,517 Kinder schulpflichtigen Alters vorhanden; aber der Fortschritt in der Errichtung von Schulen ist innerhalb eines Zeitraums von 15 Jahren so bedeutend, daß man der Regierung die Anerkennung energischen Wollens und Vollbringens nicht versagen kann. Hinzugefügt muß werden, daß der rapide Aufschwung des Schulwesens im Jahre 1854 seinen Anfang genommen hat, Dank den Bemühungen Sir Charles Wood's.

Ferner hat Britisch-Indien 3 Universitäten. Von diesen zählte im Jahre 1868 diejenige in Kalkutta 43 Kollegien mit 1734 Hörern, diejenige in Madras 19 Kollegien mit 892 Hörern und diejenige in Bombay 7 Kollegien mit 795 Hörern.

Als ein weiteres Zeichen zunehmender Volksbildung müssen die in der Sprache der Eingeborenen erscheinenden Zeitungen angesehen werden. So zählt Kalkutta unter seinen 7 Tageblättern 3, unter seinen 21 Wochenjournalen aber 7, welche in bengalischer Sprache geschrieben sind. In der Präsidentschaft Bengalen erscheinen im Ganzen 33 periodische Druckschriften in dieser Sprache, und außerdem eine Anzahl monatlicher Publikationen in englischer und bengalischer Sprache.

Außer den Schulen errichtet die Regierung Musterwirthschaften, um die landwirthschaftliche Thätigkeit der Bevölkerung zu heben; sie führt ein ausgedehntes, wohl organisirtes Bewässerungs-System ein, beruft Landeskultur- und Handelskammern, baut Straßen, Telegraphenlinien rc., macht Flüsse schiffbar u.s.w. „Wo immer man nach den Resultaten dieser Maßregeln forscht, überall begegnet man dem gleichen erfreulichen Bilde einer erfreulichen Prosperität des Landes, einer zunehmenden Bedeutung

seines Antheils am Weltverkehr, einer steigenden Wohlfahrt der Bewohner." So ist denn Hoffnung vorhanden, daß Indien bald wieder in seine Rechte als maßgebender Faktor der Kultur eingesetzt werden wird. Die Regierung Englands wird mit Recht auf dieses ihr Werk stolz sein können!

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Die drei Patriarchen, nach A. Bernstein.*)

Die Bibel ist ein „vielgeprüftes" Buch in der ursprünglichen sowohl wie in der übertragenen Bedeutung des Wortes; der Stoff ist viel zu eng und klein für die große Anzahl von Theologen, die, durch ihren Beruf zur Beschäftigung mit der Bibel geführt, sie allzu eifrig als Staffage für ihre Schriftstellerei benutzen; wenn schon auf dem Gebiete der klassischen Philologie manche Marotten darin die Ursache ihrer Existenz haben, daß die schlichten graden und einleuchtenden Resultate auf diesem vieldurchforschten Boden schon gefunden sind, daß man also nur originell sein kann — durch die geistreiche Begründung des Unwahrscheinlichen, so ist die Bibelkritik erst recht der Tummelplatz aller möglichen und unmöglichen Hypothesen, da die Fäden der philologischen Tradition dort vielfach vorhanden, hier völlig durchschnitten sind; keine wissenschaftliche Disciplin wird so — ohne wissenschaftliche Disciplin behandelt, wird so von Flunkereien heimgesucht als diese. Ewald z. B., dessen begründete Verdienste wir keineswegs antasten wollen, hat die Manier, seine Meinungen stets als unbedingt gewiß hinzustellen und es bei Andern fast als Verbrechen zu denunciren, daß sie, nachdem Ewald gesprochen hat, noch immer ihre alten Ansichten aufrecht erhalten und sich nicht vor der Autorität des Göttinger Exegeten-Papstes beugen: da sollte man doch wenigstens glauben, daß der Mann sich selbst treu bleibt und nicht heute bekämpft, was er gestern gelehrt hat. Weit gefehlt, denn es ist leicht nachweisbar, daß Ewald in einer allerdings fast fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit wohl zehnmal über gewisse Punkte seine Ansichten geändert hat. Dieser Zustand spannte uns um so stärker auf den Inhalt der kritischen Untersuchung über die Erzväter, welche Bernstein, der bekannte Publicist und Naturforscher, bei Franz Duncker hat erscheinen lassen. Vom Naturforscher erwartet man ja gewöhnlich strenge Geistesschulung und ernste Prüfung; am eisernen Widerstand der Thatsachen bricht sich die Strömung der Phantasie; wir hatten also ein Recht zu hoffen, daß Bernstein exact und besonnen die Bibel durch diese selbst zu erklären sich bemühen wird; denn so ist es ja der Brauch der Naturforscher die Thatsachen sprechen zu lassen, mit Fernhaltung jeder eigenen Zuthat der Dollmetsch der Natur zu sein; wir wurden auch dadurch nicht beirrt, daß Bernstein als „Dilettant" in den Kreis der gelehrten theologischen Perrücken sich einzudrängen gewagt hatte; wir erinnerten uns daran, daß der Kaufmann Grote eine bessere Geschichte Griechenlands geschrieben hat als mancher Geschichtsprofessor, daß Lord Derby vortrefflich den Homer übersetzt hat, obgleich es bekanntlich niemals sein Beruf gewesen ist, Schulbuben für's Griechische zu drillen.

Einen ähnlichen Liebesdienst, hofften wir, würde Bernstein der Bibelkritik leisten, er würde die Strömung echter, sich an die Thatsachen haltender Prüfung in dieses Gebiet hineinleiten; aber obgleich wir ein offenes Auge für die Vorzüge des Bernstein'schen Buches haben, wir können nicht behaupten, daß er die exegetische Literatur wesentlich bereichert hat, geschweige denn, daß sein Werk die reformirende That wäre, welche wir von dem bewährten Naturforscher erwartet hatten. Wir denken dabei natürlich nicht an einige kleine Schwächen, welche aus der Unbekanntschaft mit den neuern Forschungen entspringen, diese halten wir ihm gern zu gute; gerade seine Jungfräulichkeit gegenüber der neuesten Theologie war ja unsere Zuversicht; leider ist er jedoch gar nicht so jungfräulich; er ist mit der Methode derselben allzuvertraut; er wandelt in den Fußstapfen derselben, und er thut dies, da Halbheit seinem Wesen fremd ist, mit der ihm eigenen Virtuosität.

Abraham, Isaak und Jakob, wer sind sie? Der gewöhnlichen Annahme nach Vater, Sohn und Enkel, die Patriarchen, die Erzväter des jüdischen Stammes; Andere fassen sie als Sagengebilde auf geschichtlichem Grunde, an denen der dichtende Volksgeist Jahrhunderte lang gearbeitet hat, als Ausstrahlungen der Volksseele, welche der gottbegeisterte Sänger in einem Brennpunkt zusammengefaßt hat. Bernstein macht mit allen dreien kurzen Proceß; um Raum für eine Hypothese zu gewinnen, räumt er den Isaak aus dem Wege; er ist ein pensionirter Volksheros, der in einem kleinen vergessenen Winkelchen ein stilles Dasein geführt, einige Verehrer um sich gesammelt hat und später ganz ohne sein Verdienst in die Genesis hineingebracht und somit verewigt worden ist. Isaak, der Sohn Abrahams, nach unsern Berichten, ist in Wahrheit sein Vater, insofern schon zur Zeit der jüdischen Republik unter den Richtern sich ein Isaak-Cultus und eine Patriarchengestalt dieses Names herausgebildet hat, dessen Vorzüge nachher auf Abraham, der Phantasie-Schöpfung einer spätern Zeit, übertragen worden sind. Abraham und Jakob sind Sagengebilde mit ganz bestimmten politischen Tendenzen. Diese Sagen sind verfertigt worden zur Zeit der Spaltung des Reiches unter Rehabeam, da Jerobeam zehn Stämme zum Abfall veranlaßte und „stehen in schneidenstem Gegensatz zu einander." Jakob oder vielmehr Israel ist ein „Konkurrent Abrahams." Die Abraham-Sage wurde fabricirt, um die Ansprüche des Stammes Juda auf die Obmacht im Reiche zu begründen; für bedeutungsvoll gilt Hrn. Bernstein nach dieser Richtung der Umstand, daß Abraham sich zumeist in Hebron, einer jehudäischen Stadt, aufhielt; wie der Patriarch in Juda weilte, so sollte auch die Oberherrschaft dem Hause David verbleiben. Dieser Umstand bedürfte allerdings noch eines genauen Erweises. Der Abrahamssagen-Fabrikant erfüllte seinen Auftrag schlecht, denn auch in Sichem, in Bethel, den Hauptsitzen Jerobeams, baute Abraham Altäre, ja in Sichem hatte er sogar eine göttliche Erscheinung. Braucht der Rebell bessere Rechtstitel? Und wie ungeschickt ist es nicht, Abraham in Hebron einzulogiren, und nicht vielmehr in Jerusalem, der eigentlichen Hauptstadt; dieser jehudäische Hof-Literat machte seine Sache schlecht; Sichem, Bethel, die feindlichen Hauptstädte, weihte er, und Jerusalem geht fast leer aus. Indeß es ist stets das Unglück legitimer Regierungen, schlechte Vertheidiger zu haben; die bessern Publicisten gehören, wie Bernstein beweist, zur Opposition. Vielleicht jedoch thun wir in einzelnen Punkten dem jerusalemischen Hofpublicisten Unrecht und wir bürden ihm später eingetretene Verstümmelungen auf, für die wir ihn nicht verantwortlich machen können. Der Rebell Jerobeam wollte gleichfalls durch Tendenzsagen für sich Pro-

---

*) Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob. Kritische Untersuchung von A. Bernstein. Berlin, Fr. Duncker, 1871. (95 S.)

paganda machen; er gab dem Redacteur der damaligen israelitischen Volkszeitung Auftrag, und dieser erledigte seine Aufgabe weit trefflicher als der jerusalemische Hofrath. Da hatte z. B. Jerobeam „den Plan, durch das Gebiet von Benjamin hindurch eine Etappenstraße hinein bis an's Herz Jehuda's zu gewinnen." Und der Pamphletist dichtet die „an Schönheit und Meisterhaftigkeit (!) so reich ausgestatteten Scenen" der Bruderliebe zwischen Joseph und Benjamin, hinter denen, „nichts als dieser Plan liegt." Durch die Herrschgelüste Jerobeams erklären sich all die schlimmen Dinge, die von Juda erzählt werden, so die Verherrlichung Joseph's, hinter der schon Ewald, was dem Verfasser entgangen ist, Tendenz gewittert hat. Daß Juda im Grunde doch dem Joseph das Leben gerettet hat, daß er so mannhaft für Benjamin einsteht, sind, wenn wir den Verfasser recht verstehen, Entstellungen von Jerobeams Tendenzgeschichten durch jehudäische Schriftsteller. Denn diese befolgten gegenüber den Tendenzlügen Jerobeams eine eigenthümliche Taktik. Statt zu sagen: was ihr da vorbringt, ist Lüge und Schwindel, dichten sie diese Phantasien um, oder sie machen Pasquille wider den Heros von Bethel. Auf diesem Wege erklärt Bernstein die Entstehung des Namens „Jakob" und manche dem Jerobeam'schen Patriarchen keineswegs schmeichelhafte Erzählungen der Genesis. Jakob „der Listige", ist das ein passender Name für einen Patriarchen? Jesajas allerdings fand nichts an ihm auszusetzen, denn er ruft mit prophetischem Pathos: Haus Jakobs, wohlan, wir wollen im Lichte Gottes wandeln. Aber Bernstein glaubt, die Literaten Judas hätten denselben Patriarchen, welchen die Schriftgelehrten von Bethel Israel genannt hatten, persiffliren, zu einem Eulenspiegel degradiren wollen, von diesen habe er den Namen „Jakob" bekommen. So weit wäre alles gut. Aber die Bibel enthält ja auch Erzählungen von der Geburt Isaak's und Jakob's, von den verwandtschaftlichen Beziehungen der Patriarchen zu einander, sie spricht von einem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's u. s. w.? Diesem Uebelstande wird auf die einfachste Weise abgeholfen. Bernstein lehrt, spätere Harmonisten, vielleicht der Prophet Elias, haben, als die Feindschaft zwischen den beiden Reichen aufhörte, die Sagen ineinandergewebt und dies Gewebe sei die uns vorliegende Genesis. Die Hypothese Bernsteins ist, wie man sieht, gut verbarrikadirt, sicher gegen Hieb und Stich, denn was man auch immer vorbrächte, die alle Zeit fertige Antwort lautete: ja das ist das Werk der späteren Harmonisten. Nur daß Bernstein S. 55. von einer „großen Naivetät" der Harmonisten spricht, verstehen wir nicht. Wer ein Gewebe aus den verschiedenartigsten Stoffen so geschickt zusammenwirkt, daß erst nach Jahrtausenden Jemand ersteht, der das Ungleichartige der Stoffe erkennt und sie scheidet, der gehört schwerlich zu den Naiven im Lande. So geschickt nun auch die Bernstein'sche Hypothese gegen jeden inneren Widerspruch gesichert ist, so glauben wir doch schon durch unsere wenigen Andeutungen, die sich gar sehr vermehren ließen, den hohen Grad ihrer Unwahrscheinlichkeit erwiesen zu haben, und wenn wir einleitend sagten, wir hätten ein offenes Auge für die Vorzüge dieses Buches, so sind dies allerdings Vorzüge, die weit mehr dem Verfasser zum Ruhme, als seinem Zwecke zur Förderung gereichen.

Bedürfte Bernstein eines specimen eruditionis, hätte er den Erweis nöthig, daß er sich einer glänzenden Phantasie erfreut, daß seine Ausdrucksweise, einige gewöhnlich allzuhart gerügte Stilhärten abgerechnet, klar, scharf und markig ist, daß sein Scharfsinn ihn nirgends im Stiche läßt und ihn über fast ersteigbare Klippen führt, dieser Erweis persönlicher Eigenschaften wäre durch dieses Büchlein glänzend geführt. Wäre es die Arbeit eines Jünglings, man würde sagen: diese Arbeit ist zwar verfehlt, aber wer so geschickt und bestechend eine schlechte Sache zu führen versteht, dessen Geisteskraft verspricht Außerordentliches. Und Bernstein, der längst bewährte, hat das, Gott sei Dank, nicht nöthig. Gefeiert als Publicist, als Volksschriftsteller, als Dichter, kann er auf den Ruhm eines Bibelkritikers verzichten. Will er dies nicht, so mag er sich einen Platz unter denselben durch solche Leistungen erringen, die seinen Arbeiten auf anderen Gebieten sich würdig anreihen.

Finnland.

Zur neuesten Literatur Finnlands.

Nachdem unsere kurze Besprechung des schwedisch abgefaßten großartigen Heldendrama's „Die Könige von Salamis", schon vorausgegangen, erwähnen wir hier einige in Suomi-Sprache abgefaßte wissenschaftliche Werke.

Herr Yrjö Koskinen, dessen wichtigem Spezialwerke über den sogenannten „Keulenkrieg" wir bereits im Jahrgang 1861 des „Magazin" (Nr. 50) einen Artikel gewidmet, hat 1869 die erste Lieferung eines „Lehrbuch der Geschichte des finnischen Volkes" (Oppikirja Suomen kansan historiassa) herausgegeben, dessen höherer historischer Standpunkt einerseits einen wichtigen Fortschritt beurkundet, wie er andererseits dem russischen Geschrei über „Finnomanie" neue Nahrung geben wird. Schon Männer wie Rein, Akiander, Grönblad, beschränkten sich nicht mehr auf Ausbeutung finnischer und schwedischer Urkunden; sie benutzten auch die Archive Rußlands, Deutschlands und Dänemarks, und Alles, was auf diese Art angesammelt worden, ist durch Herrn K. geordnet und zu einem Ganzen verarbeitet. Die vorliegende erste Lieferung reicht von der heidnischen Zeit bis 1617.

Herr Ahlqwist hat „Ausgewählte Sprichwörter des finnischen Volkes" (Valittuja Suomen kansan Sananlaskuja) veröffentlicht, mit Wort- und Sach-Erklärungen zum Besten der finnischen Jugend. Die vor 27 Jahren erschienene und weit vollständigere Lönnrot'sche Sammlung ist ganz vergriffen. Eine andere schätzbare Publication desselben ist das „Finnische Dialektbuch" (Suomalainen Murteiskirja), welches Proben von fünf Sprachen bietet, die sich unter einander und zu dem Suomi wie Dialekte (besser „nächstverwandte Sprachen") verhalten, namentlich Ehstnisch, Livisch, Karelisch, Watisch oder Tschudisch und Wepsisch. Die beiden Ersten stehen in ihrer gedrungneren Form dem Suomi ungefähr so gegenüber wie das Catalonische dem Castilianischen oder das Polnische und Tschechische dem Russischen, obwohl solche Vergleiche immer hinkend bleiben. Harte Zischlaute, welche dem Suomi und Ehstnischen fehlen, wie auch viel stärkere Beimischung russischer Wörter, sind verunzierende Elemente des Karelischen u. s. w. Den Leseproben hat Herr A. fünf Register von Wörtern angehängt, die man mit bloßer Kenntniß des Suomi nicht errathen kann.

Von Herrn Blomstedt, einem der gediegensten Kenner des Magyarischen in Finnland, haben seine Landsleute und die Sprachforscher überhaupt außer anderen linguistischen Arbeiten eine gelehrte Dissertation über das älteste magyarische Sprachdenkmal (die bekannte Leichenrede, Halotti beszéd) erhalten, welche

von Paul Hunfalvy in Koskinen's „Monatsblatte" (Kuukauslehti) nach Verdienst gewürdigt worden ist. Man tadelt nur die etwas unbequeme Anordnung des Stoffes. Einzelne dunkle Partieen in dem verwandtschaftlichen Zusammenhang des Magyarischen mit dem Finnischen und Lappländischen beleuchtet der Verf. mit Glück, oder bereitet wenigstens die vollständige Beleuchtung vor.

Herr **Donner**, eine Zeitlang unser Mitbewohner, widmet Indien, besonders in sachlicher Ausbeutung der Sanskrit-Literatur, nach wie vor rühmliche Thätigkeit. Bei Calvary u. Comp. hierselbst ist von ihm eine deutsche Abhandlung aus dem Rituale der Wêda's erschienen, betitelt Pindapitryajna (sprich Pindapitrijadsehna), d. h. „Mehlkloß-Manen-Opfer". Dieser Titel bedeutet nicht etwa „Opfer an die Manen der Mehlklöße", sondern „Manenopfer mit Mehlklößen". Wer für diese Ritualien weniger sich interessiren sollte, der wird jedenfalls sehr interessant finden, was der Verf. einleitend über den Cultus der Abgeschiedenen bei verschiedenen Völkern sagt.

Kleine literarische Revue.

— **Ein niederländischer Liederkranz.***) „Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz", und so nehmen wir gern ein liebliches Buch zur Hand, das während des Krieges bei Seite gelegen hatte. Die freundlichen Kinderlieder des unsern Lesern wohlbekannten holländischen Dichters Heye wurden zum Jubelfest einer methodischen Volksgesangsschule in Niederland, vor drei Jahren, im „Palais für Volksfleiß" von Hunderten von Gesangsschülern ausgeführt. Der Titel bezeichnet den Tonsetzer als Grundleger des Niederländischen Volksgesanges, und das Vorwort erzählt, daß ihm an seinem Ehrentage 25000 niederländische Kinder ein Füllhorn von Elfenbein und Silber, gefüllt mit Dukaten, überreichen ließen. Der anmuthige Urtext hat eine frappante Verwandtschaft mit dem Besten unseres Klaus Groth. Frau Heinze-Berg hat eine Uebersetzung beigefügt, die sich der Komposition wohl anfügt, indessen wie alle solche Uebersetzungen an Plastik dem Text weit nachsteht und sich zuweilen mit allgemein hergebrachten poetischen Wendungen begnügt. Das Musikstück selbst, aus einer Reihe von Liedern für Orchester und Chor zusammengesetzt, schließt sich vortheilhaft der deutschen Schule an, bald an die alten Weisen Haydns erinnernd, bald von dem harmonischen Reichthum Mendelssohns belebt, immerhin aber in anzuerkennender Weise selbständig genug.

Kleinere Musikvereine Deutschlands, insbesondere Chöre der Gymnasien, werden die Partitur mit Vortheil bei ihren Aufführungen benutzen

---

— **Ein neuer Roman von Brachvogel.** Der bekannte und beliebte Schriftsteller, welcher schon mit einigen Romanen, wie der „blaue Kavalier" und ganz besonders „Hamlet" einen glücklichen Griff in die reiche Fundgrube der englischen Geschichte gethan hat, wendet sich in seinem neuesten Roman**) abermals diesem Gebiete zu. Glancarty spielt in der letzten Regierungszeit Karls des Zweiten, sowie in der Regierung Jakobs des Zweiten, behandelt seinen Sturz und dehnt sich bis zu Ende der Regierung Wilhelms von Oranien aus.

Wir haben schon bei der Beurtheilung eines früheren Romanes desselben Verfassers unsere Bedenken darüber nicht verhehlt, daß derselbe so große geschichtliche Zeitepochen in den Rahmen eines Romanes zu drängen unternimmt und müssen dies bei diesem Anlaß wiederholen. Die Arbeit verliert dadurch für uns die Bedingung eines Romanes und wird zur dramatisirten oder novellisirten Geschichte. Was die eigentliche Handlung des Romanes anbetrifft, so ist der Held „Glancarty" der Abkömmling eines der alten irischen Königsgeschlechter, der für Jakob den Zweiten kämpft, weil er dadurch Irlands Freiheit, die Unantastbarkeit seiner Religion zu erkämpfen glaubt, bis er Jakobs Schwäche und Erbärmlichkeit erkennen, einsehen muß, daß der, für den er sich geopfert, keinen Anstand nimmt, Irland an Frankreich zu verkaufen. Zwei weibliche Charaktere, Niniann, die Mutter Glancartys, und Elisabeth, seine Gattin, sind hochpoetisch geschildert und flößen das lebhafteste Interesse ein. Erstere ist die alte irische Fürstin in ihrer ganzen Starrheit, phantastischen Wildheit und rührenden Aufopferung; letztere, als Kind durch ihren ränkevollen, lasterhaften Vater, Robert Spencer von Sunderland, aus Habsucht an Glancarty vermählt, aus Habsucht von ihm getrennt, das Muster einer Treue, die durch ihre Einfachheit als schönster Typus dieser weiblichen Tugend gelten kann. Das farbenreiche Gemälde schildert anschaulich das Leben und Treiben an Karls, Jakobs, Wilhelms Hof, die Lasterhaftigkeit und Schurkerei unter den letzten Stuarts, die eigenartigen Verhältnisse Irlands, die sich in ihren letzten Zuckungen ja noch jetzt in den Erscheinungen der Fenier äußern; es giebt uns prächtige Landschafts- und Sittenbilder dieses von uns im Ganzen viel zu wenig gekannten Landes. Ebenso treten eine Fülle der bedeutendsten Erscheinungen jener Zeit, wie Marlborough und seine Gattin, Newton u. s. w. in lebendiger, plastischer Schilderung vor uns hin; dennoch können wir bei manchen Vorzügen, welche der Roman hat, nicht verhehlen, daß eine sorgfältigere Durcharbeitung und ganz besonders ein gefeilterer Stil demselben wohl einen höheren literarischen Werth verliehen haben dürften. J. H.

— **Neue Lebenszeichen der Literatur in Frankreich.** Endlich schwebt über der Sündfluth in Paris eine Taube mit dem Oelblatt — einem gedruckten Stückchen Papier — einer buchhändlerischen Anzeige! Bei Lacroix und Verboeckhoven erscheint im August ein Werk von Henri Desbordes-Valmore und K. v. Ujfalvy über Petöfi; die besten seiner Dichtungen sind in das Französische übersetzt. Da der Sohn einer so formgewandten und hochpoetischen Dichterin bei dieser Arbeit sich betheiligte, so werden wir etwas Vollendetes erwarten können. Eigentlich sollten auf diese Weise alle Uebersetzungen gemacht werden, nämlich immer von Zweien, damit Jeder seine Muttersprache vertreten und ihr innerstes Sein zur Geltung bringen kann. Herr von Ujfalvy hat außerdem sich schon als trefflicher Uebersetzer bewährt; er hat soeben auch Hamerlings Tragödie, „Danton und Robespierre" in's Französische übertragen, und das Stück soll noch in diesem Herbst in Paris dargestellt werden, wenn Herr Thiers und seine verschärfte Theater-Censur nichts dagegen einzuwenden haben. Der zweite Theil der Abhandlung über Alfred de Musset aus der Feder Ujfalvy's wird demnächst bei Brockhaus erscheinen. F. v. H.

---

*) Een onwelkbre Krans van Liederen. Gedicht van Dr. J. P. Heije. Muziek van Wilhelmus Smits. Utrecht, Louis Roothaan.

**) Glancarty, Roman in vier Bänden von A. E. Brachvogel. Hannover, Carl Rümpler, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Die „Franskiljons" in Belgien haben, um der Ausbreitung der vlamischen Bewegung und dem Wiedererwachen des niederländischen Geistes in Flandern und Brabant entgegenzuarbeiten und das Ganze in Mißkredit zu bringen, zu dem schlauen Mittel gegriffen, die eifrigsten „Flaminganten" als Parteigänger des Fürsten Bismarck und als Anhänger des Deutschen Reiches zu bezeichnen, dem sie das vlamische Belgien einverleiben wollen. Selbst das Brüsseler Volksblatt „De Kerels", das sonst sehr viel Mutterwitz und gesundes Urtheil hat, spricht in seiner Nummer vom 9. Juli davon, daß es in Belgien Leute gebe, „welche deutscher als die Deutschen selbst sind", und zwar wird als Beweis dafür angeführt, daß diese Leute jetzt sehr oft den Ausdruck „germanisch" statt „niederländisch" gebrauchten. Nun das ist wirklich Wortklauberei nach holländischer Manier! Als ob dem niederländischen Patriotismus dadurch Eintrag geschähe, wenn das Volk der Niederländer als Theil der großen germanischen Völkerfamilie bezeichnet wird, zu der es doch nun einmal, ebenso gut wie der größte Theil der Schweizer, gehört! Die „Kerels" halten es für angemessen, den deutschen Literaten, welche sich mit der vlamischen Bewegung beschäftigen, zuzurufen: „Täuschet Euch nicht über die Bedeutung dieser Bewegung; glaubet nicht, daß sie jemals ein Werkzeug werden wird, vermittelst dessen einige ehr- und herrschsüchtige Individuen, die sich im Auslande als sogenannte Leiter geltend machen, ihre persönlichen Zwecke erreichen. Diese Männer, obwohl sie einen mehr oder weniger verdienstvollen Namen in der Literatur zu erlangen wußten, sind ohne Einfluß auf die wahre vlamische Volksbewegung." — Augenscheinlich aber ist diese ganze Verdächtigung vlamischer Männer, die wahrlich ihr Vaterland ebenso wenig unter deutsche, als unter französische Herrschaft bringen wollen, nur erfunden, um den „Franskiljons" in die Hände zu arbeiten.

Einzelne französische Stimmen weisen bedenklich auf die Rührigkeit der deutschen Regierung in Elsaß und Deutsch-Lothringen zur Hebung der Schulen und des allgemeinen Unterrichts hin. Der „National" prophezeit sogar bereits, daß die Elsaß-Lothringer in zehn bis zwanzig Jahren sagen werden: „Als Franzosen wären unsere Kinder unwissende Geschöpfe geblieben; den Unterricht, der sie zu wahrhaften Menschen macht, verdanken sie einzig und allein den Deutschen."

In einer Hinweisung auf die Geschichte des Elsaß im 16. Jahrhundert sagt die „Straßburger Zeitung": „Im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts wies Straßburg in allen Fächern des menschlichen Wissens und der Kunst eine Reihe von Celebritäten auf, wovon manche Namen jetzt noch dem gebildeten Elsässer gegenwärtig und dem Literarhistoriker nicht fremd sind. Straßburg stand mit seinen Gelehrten, Dichtern, Naturforschern „auf der Höhe der Kultur". Es beherbergte zwar keinen Theophrastus Paracelsus, keinen Conrad Geßner, aber bekannte Mediciner und Chirurgen und Botaniker lebten in Straßburg; der Gartenbau war schon in frühem Flor; die Gärtner bildeten eine Zunft, deren Erinnerung im jetzigen Geschlechte fortlebt. Georg Obrecht war ein berühmter Nationalökonom; der Maler Tobias Stimmer, der an der Ausschmückung der astronomischen Münsteruhr des Dasypodius und Habrecht theilnahm, illustrirte die Icones des Nicolaus Reisner; in Mobilien, Geräthschaften, Waffen, herrschte der etwas überladene Geschmack der Renaissance: der Puritanismus der Kirche verdrängte durchaus nicht das Wohlleben im Innern der Wohnungen. Und vollends in der Literatur hatte das Elsaß die Führerschaft. Das Volksdrama florirte neben dem gelehrten, klassischen. Jörg Wickram, der dramatische Dichter (Verfasser des Tobias), war zugleich der Vater des deutschen Familienromans, ein Vorläufer August Lafontaine's; sein „Rollwagenbüchlein", ein belustigendes Reisebüchlein, besteht aus einer Sammlung kleiner, vielgelesener Anekdoten."

Die Pariser Revue Israélite beklagt den Verlust, den die jüdische Bevölkerung Frankreichs durch die Abtretung des Elsaß und Deutschlothringens erlitten, in folgenden Worten: „Unsere Verluste sind groß: die Annexion von Elsaß und Lothringen nimmt uns mindestens ein Drittel der bisherigen israelitischen Bevölkerung Frankreichs, und dieses Drittel bildet vielleicht den besten Theil derselben. Mit den Ausscheidenden verlieren wir mindestens drei Viertel unserer Rabbiner, Vorbeter und Lehrer, drei Consistorien, die schönen jüdischen Handwerker-Schulen in Straßburg und Mühlhausen und die eben im Entstehen begriffene Ackerbauschule des Herrn Werth. Was wird aus uns nunmehr werden und was bleibt uns? Wenig ohne Zweifel, aber genug, um uns wieder zu constituiren und unsern Rang in der Welt zu behaupten."

Nachdem die Zustimmung der im Verbande vereinigten deutschen Frauen-Bildungs- und Erwerbvereine eingegangen ist, stellt der geschäftsführende Verein im Auftrage des Verbandes nachstehende Preisfrage:

„Welches sind die Mängel in der gegenwärtigen Einrichtung und in dem Lehrplan der höheren Töchterschulen im Verhältnisse zu den Anforderungen, welche gegenwärtig an die Ausbildung der weiblichen Jugend sowohl vom Standpunkte ihres häuslichen Berufes, als auch ihrer Befähigung zur wirthschaftlichen Selbständigkeit zu stellen sind?"

Es wird bei dieser Preisfrage vorausgesetzt, daß ein innerer Widerspruch zwischen der Pflichterfüllung in der Familie und der Befähigung zur wirthschaftlichen Selbständigkeit nirgends vorliegt. Die Preisschrift hat gleichzeitig eine kurze Darstellung der jetzt bestehenden Einrichtungen der höheren Töchterschulen in den größeren deutschen Staaten zu liefern.

Der Preis beträgt 100 Thaler Gold für eine Schrift im Umfange von höchstens 10 Druckbogen.

Mit einem Motto versehen und in Begleitung eines versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden Couverts sind Bewerbungen bis zum 1. April 1872 an den Vorstand des Lette-Vereins, zu Händen der Schriftführerin Jenny Hirsch, Berlin Lützowstraße 82, einzusenden. Die Namen der Preisrichter werden später bekannt gemacht werden.

Die auswärtigen Vereine werden ersucht, in der Lokalpresse den Abdruck der Preisaufgabe zu erwirken.

Berlin, den 1. Juli 1871.

Für den Vorstand des geschäftsführenden (Lette-) Vereins

Der Vorsitzende	Die Schriftführerin
Dr. Fr. v. Holtzendorff.	Jenny Hirsch.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 29. Juli 1871. [Nº 30.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Tonkunst in der Kulturgeschichte.*)

Der erste Band des Naumann'schen Werkes, dessen Anfang wir in Nr. 48 des Jahrgangs 1869 besprachen, liegt jetzt vollständig vor und läßt mehr und mehr übersehen, eine wie große Aufgabe sich der Verfasser nicht allein gestellt hat, sondern in wie hohem Maße er auch derselben gewachsen ist. Die Aesthetik der Musik bildet sich in einer so folgerechten Weise aus der allgemeinen Aesthetik heraus, daß man, ohne zu viel von dem Buche zu sagen, es als einen Fortschritt der Philosophie der Kunst selbst bezeichnen kann. Daß der Verfasser die Quellen der Kulturgeschichte der Menschheit benutzt, ist für diese seine Auffassung wichtiger, als hätte er bloß an den sehr dürftigen Quellen der Tonkunst ausgestorbener oder entfernter Völker geschöpft. Die Freude am Dasein und die schwermüthige Frage: Was wird später aus uns? haben jene Doppelnatur im Menschen erzeugt, welche man die positive und interrogative nennen könnte, und von der Macaulay sagt, daß wir in der letzteren Beziehung von den Tagen des Adam bis zu denen des Socrates und von denen des Socrates bis auf den heutigen Tag noch nicht um einen positiven Schritt weiter gekommen wären, wenn uns nicht Glaube und Offenbarung zu Hülfe kämen. Wo aber steht die fragwürdige Gestalt des Unbeantworteten lebendiger vor uns, und wo wirkt Offenbarung des Geistes durch die Menschennatur vollkräftiger, als in der Kunst? — Der Verfasser befreit sich von dem modernen Subjectivismus der in vorstehendem Satz aufgeworfenen Frage, an die historischen Erscheinungen anderer Epochen anknüpfend, indem er der Religion und der Wissenschaft das gleiche Verdienst um die Menschheit zurechnet. Und in der That, wenn wir heut glauben, in den Bildern Raphael's oder Beethoven's Symphonien, in Michel Angelo's Grabmälern oder Goethe's Faust die höchste Versöhnung zu sehen zwischen irdisch vergänglichem Stoff und übersinnlichem ewigem Geist, so lehrt uns die Geschichte, daß es Zeiten gegeben hat, in welchen ein Pythagoras und Archimedes ähnliche, Christus, Johannes und Paulus weit höhere Wirkungen auf das Menschengemüth erzielt haben. Das Wirken jener drei geistigen Potenzen auf den Menschen erzeugt seine Doppelnatur, die zwei Seelen in der Brust, von denen der Dichter redet.

Glaube, Liebe und Hoffnung der Bibel sind Analogien dieser drei, denn wenn sich Glaube und Religion decken, Hoffnung und Wissenschaft correlate Begriffe sind — wir erinnern nur an Lessing's Streben zur Wahrheit mit dem Vorbehalt, daß „alle Wahrheit für Dich, Vater, ist" — so stellt sich leicht der Gleichgang von Kunst und Liebe dar, die beide jenes höhere untilgbare Streben zum Ewigen mit einem festen substantiell Irdischen verbinden. Und wie Paulus sagt: Die Liebe ist die größeste unter ihnen, so möchte auch unsere Auffassung der Kunst den höchsten Preis einräumen, weil sie leicht und fröhlich nicht allein vergängliche Schönheit durch dauerndes Material erhält, sondern in noch höherem Grade, weil über alles vergängliche Material hinaus das unvergänglich ewige Schönheits-Ideal in ihr erhalten ist.

Aus der Mischung der Elemente in der Doppelnatur des Menschen entsteht der Charakter, und die vornehmsten Typen des Charakters, in denen die menschliche Eigenthümlichkeit zur reinsten und besondersten Entwickelung gelangt, bezeichnet der Verfasser mit dem Begriff der Persönlichkeit. Und nun läßt er die großen Persönlichkeiten sich rühren und regen, überall Beispiele für seine Kunsttheorien und, davon ausgehend, Anwendungen für die musikalische Kunst insbesondere einflechtend. Es ist schwer, aus dem Reichthum des Buches Einzelnes hervorzuheben, noch schwerer, nicht einzelne reiche Anregung zu wiederholen, z. B. den Kunsttypus Richard Wagner's, und, eine Perle des Buches, die in wenigen Kraftzügen meisterlich dargestellte Persönlichkeit Luther's. So werden wir geschickt zu dem Uebergang von der Entwickelung des Menschen zur Entwickelung der Menschheit geführt. Die Frage, wie es zu erklären, daß ein stetiger Fortschritt der Menschheit bei der Mannigfaltigkeit und den zum Theil völlig entgegengesetzten Bestrebungen der Völker und Individuen, aus denen sie besteht, möglich war, drängt sich dem Leser auf, ehe der Verfasser sie ausspricht; und fast auch die Antwort, die hier nicht kurz zu wiederholen, höchstens anzudeuten möglich ist, eine Antwort, die sich ein Jeder schon selbst gegeben, die aber klar und ausführlich entwickelt vortragen zu hören, ein wahrer Genuß ist. Der Mensch und die Menschen (künstlerisch ausgedrückt, der Künstler und die Schulen) haben einen dreifachen Fortschritt zur Vollendung durchzumachen, der sich für unsern Zweck bequem und parabolisch etwa in folgender Tabelle ausdrückt:

Erscheinung — Hypothese — Wahrheit.
Keim — Blüthe — Frucht.
Jugend — Manneskraft — Alter.
Morgen — Mittag — Abend.
Frühling — Sommer — Herbst.
Empirie — Theosophie — Philosophie.
Naivetät — Kritik — Erkenntniß.
Epik — Lyrik — Dramatik.
Chronik — Parteischrift — historische Kunst.
Schöffenstuhl — Inquisition — Gerichtssaal.

*) Von Emil Naumann. Ersten Bandes zweite Hälfte. Berlin, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock), 1870.

Die Beispiele ließen sich häufen, und es genügt für uns an den wenigen willkürlich herausgegriffenen. Des Verfassers Verdienst ist es, das dem Allem zu Grunde liegende Bildungsgesetz erkannt, systematisch entwickelt, und seine Unterabtheilungen festgestellt zu haben. Gerade in den Unterabtheilungen liegt der Reiz seiner Darstellung. Daß die erste natürliche Epoche vom objektiven zum subjektiven Realismus geht, die zweite idealistische Epoche aber vom subjektiven zum objektiven Geistesleben geht, bildet in der Wendung des Weges den Uebergang zur dritten universalistischen Weltauffassung, welche es versteht, die Gegensätze zu verschmelzen. Annähernd versteht! Denn könnte sie es in Wahrheit völlig, so wären wir nicht mehr schmerzbehaftete Menschenkinder, sondern freie, nur vorübergehend an Raum und Zeit gebundene Götter.

Aber das Buch gälte nichts, wäre es nur in ausführlicherer Form das hier gegebene trockene Gerippe. Es ist Fleisch und Blut; und die Nerven und Muskeln, die Säfte und Kräfte sind des Verfassers eigene Kunst, — die Musik. Wie das Lied den sorgenvollen Luther tröstete, wie das Requiem uns den ersten Balsam einflößt, wenn wir einen theuren Todten verlieren, weil es uns die ersten Thränen giebt, wie das Spiel der Instrumente die Falten von der Stirn des Denkers scheucht, und der Tanz den Soldaten die Gefahr der nächsten Tage vergessen macht, so geht durch den strengen Ernst des Werkes selber der heitere Ton der Musik, und gemahnt uns an das in den Blättern des Buches selbst mit Glück citirte Wort Goethe's:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Brachte uns so der erste Band die Einleitung der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Musik durch den allgemeinen Zusammenhang der Musik nicht bloß mit den Schwesterkünsten, sondern auch mit den andern großen Motoren der Menschheit, so wird der zweite Theil der Wirksamkeit der Musik selbst gehören, und da sie vorwiegend eine moderne Kunst ist, uns bald in das Alles führen, was heut uns das Herz bewegt. Wir möchten auch hier das Wort dem Künstler zurufen, das vor einem Vierteljahrhundert Mendelssohn dem Knaben zurief, — daß er fortfahren möge, wie er begonnen. L. L.

Der Preis des Lebens in Großstädten.

Jeder weiß es und fühlt es täglich in seiner Tasche, auch der diebs- und feuerfestesten Geldschränke, daß unsere Einnahmen, unsere sauer erworbenen Thaler, Groschen und Pfennige vor den privilegirtesten und stärksten Räuberbanden unserer Zeit nicht mehr sicher sind und thatsächlich ungestraft, unaufhaltsam immer großartiger weggenommen werden. Diese dämonischen Gewalthaber machen es sich dabei sehr leicht: sie nehmen es nicht, wir müssen es ihnen geben. Ohne bildliche Redensart will das sagen, daß seit vielen Jahren Alles immer theurer geworden ist, und die Preise noch fortwährend steigen. Das heißt wieder so viel: das Geld wird immer billiger und billiger, so daß man in demselben Maße immer mehr Münze für unsere Lebensbefriedigungsmittel geben muß. Dieselbe Wohnung, früher mit hundert Thaler bezahlt, kostet jetzt in Berlin wohl vierhundert. Die Wohnung ist seitdem nicht besser, eher noch schlechter geworden und eigentlich auch nicht theurer, sondern das Geld dafür um vierhundert Procent werthloser. So, wenn auch nicht in demselben Maße, geht es mit allen Dingen fort, die wir mit Geld bezahlen müssen. Unsere Leistungen dagegen, durch welche wir unser Geld verdienen, sind durchaus nicht in demselben Maße im Werthe gestiegen. Dies gilt besonders für Beamte und Alle, welche mehr oder weniger festen Gehalt und Lohn beziehen. Dadurch ist ein Mißverhältniß in unsere gesellschaftlichen Zustände gekommen, welches in immer schreienderen Mißtönen anschwillt, und gegen welches in ganz Europa vergebens Schutz und Ruhe gesucht wird.

Besuchen wir einige Hauptorte unseres Erdtheiles und sehen zu, in welchen Verhältnissen die Preise überall gestiegen sind. Um mit Wien anzufangen, so sind Miethe, Pferde und Wagen und Möbel während der letzten zwanzig Jahre um hundert Procent gestiegen. Selbst ehemals reiche Leute, die mit ihrem Einkommen glänzenden Luxus treiben konnten, fühlen sich jetzt mit demselben Reichthume genöthigt, zu knausern und wie Geizige zu leben. Im Durchschnitt braucht man jetzt achtzig Procent mehr, um ebenso zu leben wie vor zwanzig Jahren. Während derselben Zeit stiegen in München die Preise für Nothwendigkeiten des Lebens in den verschiedensten Graden. Für Hammelfleisch hundert, Kalb- und Rindfleisch siebzig, Brod und Milch fünfzig, Weizen achtundzwanzig, Bier siebenundvierzig, Feuerung elf Procent. Gute und beste Wohnungen sind jetzt doppelt, geringere fünfzig bis fünfundsiebzig Procent mehr werth, worin im Vergleich zu Berlin ein erfreulicher Gegensatz liegt. In Berlin müssen gerade die armen und kleinen Leute für verächtliches, beschränktes Unterkommen, wenn sie es überhaupt noch finden, im Verhältniß bis doppelt so viel zahlen wie reiche Leute für ihre großen Wohnungen. Dabei sind die Arbeitslöhne in Wien nur fünfzehn bis zwanzig Procent und in Berlin durchschnittlich wohl nicht viel höher gestiegen. Wie können da Menschen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen, noch menschlich leben? In Deutschland wird das Geld durch die fünf Milliarden aus Frankreich jedenfalls noch viel werthloser, also das Leben noch immer theurer. Daran mästet sich das vielköpfige Ungeheuer, welches neuerdings Paris mit seinen feurigen Zungen verzehrt und verbrannt, mit seinen giftigen Wolfszähnen zerrissen und zerschunden hat, und welchem dennoch Leute, selbst im gebildeten Deutschland, schamlos und wahnsinnig Beifall zujauchzen und bei erster Gelegenheit Helfershelferei versprechen.

Wie können wir dieser Hydra die Zähne ausbrechen, die Köpfe abschlagen, ohne daß sie wieder wachsen? Presse und Politiker scheinen diese Frage ängstlich zu vermeiden und noch feiger vor Antworten zurückzuschrecken, und doch ist nichts dringend unerläßlicher, als diesem Ungeheuer mit den rechten Mitteln kühn entgegenzutreten und es, wenn nicht zu erlegen, doch unschädlich zu machen. Irret euch nicht, versteckt euch nicht hinter eure Millionen, in euren Palästen, hinter eure Coupons und Renten, denn die Arbeit läßt sich nicht verspotten. Das Ungeheuer ist zu erlegen, ist unschädlich zu machen und zwar allein dadurch, daß man ihm die Nahrung versagt. Wodurch nährt es sich, schwillt es an zu einem, ganz Europa durchschlängelnden Lindwurm? Dadurch, daß man den ehrlichen, redlichen Volksklassen und Arbeitern vorenthält, was sie allein abhalten kann, sich in das Lager der Socialdemokraten, der Feinde alles Besitzes und aller Kultur, zu flüchten. Man muß den Lohn für gute Arbeit freiwillig erhöhen; man muß den Irrlehren Derer, welche der Unzufriedenheit und der Noth nach dem Munde sprechen, täglich mit den Lehren der Wahrheit und Wirthschaftlichkeit in Zeitungen und Journalen entgegentreten, während man bis jetzt umgekehrt alle diese Pflichten geradezu sorgfältig vermeidet, muß

die Wohnungsnoth in den großen Städten durch baugenossenschaftliche Thätigkeit möglichst schnell und umfangreich vermindern und wenigstens die sparfähigen, redlichen Arbeiter und kleinen Familien durch Beschaffung von allmählich schuldenfrei werdenden eigenen Häusern und Herden für die Kultur und die Sicherheit der Gesellschaft retten. Man muß den großen Volksmassen die noch gesund oder wenigstens noch zu heilen sind, in jeder Weise praktische Liebe und Mithülfe beweisen, um den eigentlichen Pöbelmassen, welche selbst den größten Verbrechern in Paris noch zujauchzten, desto gründlicheren Haß, einen um so strengeren und stärkeren Arm des Gesetzes entgegenzuhalten und sie damit im Nothfalle fest zu fassen und unschädlich zu machen.

Doch fahren wir in unserer Umschau durch die großen Städte und deren Lebenstheuerung jetzt fort. Ein diplomatischer Bericht eines englischen Legations-Secretairs versetzt uns mit einem Sprunge nach **Brüssel**, wo der Legations-Secretair für ein zwar standesgemäßes, aber sehr ruhiges Leben mit Frau und drei Kindern in einem Jahre nicht weniger als 1600 Pfund Sterling brauchte, also mindestens 10,000 Thaler. Alle anderen Leute, die zehnmal und noch weniger haben, leiden unter dieser Theuerung mehr, als wohl in jeder andern Großstadt. Von 1852 bis 1869 waren die unentbehrlichen Hausbedürfnisse und Lebensmittel zwischen fünfundzwanzig und neunzig Procent gestiegen, aber seit dem französischen Kriege wurde es ein Zufluchtsort aus Paris und eine Vorhölle desselben. Unter den französischen Flüchtlingen befanden sich allerdings sehr viele reiche und gebildete Leute, aber es ist noch zweifelhaft, ob die Massen moralischen und materiellen Gesindels beiderlei, besonders weiblichen Geschlechts, nicht überwogen. Dadurch ist Brüssel, vorher sprüchwörtlich billig und reich an Gesittung, Bildung und guter Erziehung, nicht nur um beinahe zweihundert Procent theurer, sondern auch ein Spucknapf Frankreichs geworden. Im **Haag**, der Hauptstadt Hollands, wo sich Rang und Reichthum zusammendrängen, ist es gleichwohl verhältnißmäßig billiger geblieben, als in jeder andern Großstadt. Die Steigerung beträgt seit den letzten zwanzig Jahren nicht über dreißig Procent, wovon nur die Wohnungsmiethe eine Ausnahme macht. Im Uebrigen hat auch in dem fruchtbaren, billigen Holland diese Anziehungskraft des wohlfeilen Lebens aufgehört. Eine Haushaltung kostet dort im Durchschnitt ein Drittel mehr, als in der Schweiz.

Man sollte glauben, daß weiter nach dem Norden hin, wo weder Uebervölkerung herrscht, noch durch Einwanderung eine Zunahme zu hoffen ist und im Gegentheil die Auswanderung immer mehr steigt, der Kampf um's liebe Leben leichter, statt schwerer geworden sei; aber es hat sich ermittelt, daß man zunächst in **Kopenhagen** zweiundzwanzig Procent mehr brauche, um ebenso zu leben wie vor zwanzig Jahren, und noch mehr, um ebenso zu wohnen. In **Stockholm** ist es noch schlimmer. Dort hat der Luxus, namentlich auch in Vertilgung alkoholischer Flüssigkeiten, so zugenommen, daß im Durchschnitt Alles, was man braucht, fünfzig Procent mehr kostet. In den Großstädten Rußlands, namentlich in **St. Petersburg**, stand zunächst die Wohnungsmiethe immer höher als wohl in jeder Hauptstadt Europa's. Zwei möblirte Zimmer in der höchsten Etage eines Hotels kosteten einem Engländer 1400 Rubel im Jahre. Wenn ein einzelner Herr, der guten Gesellschaft angehörig, mit 5000 Thalern im Jahre auskommen will, muß er noch ein gutes Talent für Sparsamkeit haben. Die kaufmännischen Kreise und besseren Mittelklassen Rußlands entwickeln neuerdings eine solche Sucht nach Luxus und Pracht, daß sie auch mit ihren hohen Einnahmen in Verlegenheit, Noth und Schulden und nicht selten unter den Auctionshammer gerathen. Das wird wohl anderswo auch nicht viel besser sein. Nur die höchsten, vornehmsten Klassen Rußlands sollen nicht luxuriöser geworden sein, im Gegentheil sparsamer. Sie lieben es, während der Sommermonate ihre Residenzpaläste ganz zu schließen und in Berlin oder in einem deutschen Bade für den nächsten Winter zu sparen. Besonders große Noth haben sie mit den Dienstboten, welche seit Aufhebung der Leibeigenschaft und der Prügelstrafe über hundert Procent mehr Lohn verlangen und bekommen, und dabei sich noch auf Kosten der Herrschaft ungestraft betrinken und bereichern wollen. Jemehr Prügel sie früher bekamen, desto weniger vertragen sie jetzt nur ein ernstes Wort der Zurechtweisung, und die Polizei soll immer gern lieber für sie, als für die Herrschaft Partei nehmen, so daß die armen geplagten Hausdamen für schweres Geld noch mehr Aerger haben als unsere deutschen Hausfrauen, obwohl auch diese sich gern bei jedem Kaffee gegenseitig ihre schwere Dienstboten-Noth klagen. Schickt man einen Hausdiener extra mit Brief oder Botschaft nur über die Straße, so hält er es für die höchste Realinjurie, wenn man ihm weniger als einen Rubel Trinkgeld bietet. Russische Hausmädchen in besseren Haushaltungen bekommen 130—150 Thaler Lohn, außerdem Theegeld, wofür sie sich gern Branntwein kaufen sollen. Dabei erwarten sie nicht nur ein reiches Weihnachts-, sondern auch Oster-Geschenk. Der gute herrschaftliche russische Kutscher bekömmt 6—700 Thlr. Lohn jährlich.

In **England**, dem Himmel der Dienstboten und der Hölle der Herrschaften, weil Letztere durch die drakonischen, ungeschriebenen Gesetze der Fashion sich gezwungen fühlen, die Höhe ihres Standes und Vermögens in der Zahl der Dienstboten auszudrücken, so daß schon ein einzelner alter gichtischer Herr mit zwanzig solchen dienstbaren Geistern sich noch einen extra anschaffen mußte, um sich aus dem Bett und in dasselbe schaffen zu lassen — in diesem England sind die Herrschaften dermaßen Sklaven ihrer Dienstboten geworden, daß sie denselben ganze große Zimmer für ihre Soireen und Bälle einräumen und für Musik, festen und flüssigen Proviant fabelhaft blechen müssen, obwohl schon ein mittelgutes Mädchen für Alles hundert und mehr Thaler Lohn bekömmt. Die Dienerschaften höheren Ranges (und es giebt mehr als zwanzig Stufen derselben) bekommen bereits viel mehr als bei uns mancher wackere Schulmeister und Landprediger. Nur Familien des guten Arbeiterstandes, welche nicht dem allgemeinen Laster der Trunksucht huldigen, immer brav arbeiten, sparsam sind und bleiben und sich selbst bedienen, können in England vielleicht noch billiger leben als in jedem andern civilisirten Staate. Dies gilt selbst für London mit 3¼ Millionen Einwohnern, welche sich auf mehr als 120 englische Geviertmeilen vertheilen. In den äußersten Stadttheilen, welche nach allen Seiten weit in das Land hinaus irren, giebt es immer noch viel unbebaute Stellen, welche sich mit der Zeit mit wohlfeilen Häusern und Häuschen decken und von welchen man fast überall bequem und billig durch unzählige Stränge von Eisenbahnen mit den Mittelpunkten der Stadt und der Geschäfte in lebendiger Hin- und Herverbindung bleiben kann. Hunderte von Baugesellschaften sorgen dafür, daß man sich in diesen außen anschließenden Blüthentrauben von Vorstädten billig allmählich ein schuldenfreies Haus erwerben kann. Aehnlich muß man es um Berlin herum machen, wenn die neue Kaiserstadt nicht in Miethskasernen-Theuerung, in Kellern, unter Dächern und auf Höfen in seiner Gesundheit und Arbeitskraft erstickt, vergiftet werden soll, wenn sie den Gefahren vorbeugen will, die aus dem

zum Proletariat herabgedrückten und zu sozial-demokratischen Unheilmitteln gedrängten Arbeitern hervordrohen.

Weiter im Westen Europa's finden wir Madrid und Lissabon. In der spanischen Hauptstadt bricht alle vier, sechs Wochen ein Bischen Revolution aus, wonach auch die Wohnungs- und Lebensmittelpreise ziemlich unruhig steigen und fallen. Bestimmtere Angaben fehlen uns, aber im Allgemeinen ist die Theuerung um funfzehn bis zwanzig Procent, wie in Lissabon, gestiegen. Florenz, die neue Hauptstadt des vereinigten Italiens, erinnert an Berlin. Man lebt dort jetzt ziemlich dreimal so theuer als vor zehn Jahren. So wurde z. B. 1870 eine Wohnung mit 16,000 Francs bezahlt, welche 1858 nur 5600 Francs gekostet hatte. Etwa in demselben Verhältnisse, wenn auch zum Theil weniger, sind Lebensmittel, Kleidungsgegenstände und Dienstboten im Preise gestiegen.

Nordamerika machen wir mit einem Worte ab. Die wahnsinnig hohen Schutzzölle haben dort die drückendste Theuerung, den größten durch Staatsweisheit erzwungenen Mangel hervorgerufen, worunter alle Klassen der Bevölkerung, auch die durch Schutzzölle begünstigten, unerträglich leiden. Letztere erhalten zwar für ihre Fabrikate einen erzwungen hohen Preis, aber da Arbeiter, Rohprodukte, Lebensmittel, Häuser, Werkzeuge, kurz Alles, was sie brauchen, ebenfalls zu einer entsetzlichen Theuerung in die Höhe geschraubt worden ist, müssen auch sie die Vortheile des Schutzzolles zwangsweise wieder ausgeben. Dadurch sind die Musterstaaten republikanischer Freiheit zum Schrecken und zur Warnung für alle Handelspolitik geworden. Freilich läßt sich Niemand dadurch so leicht warnen, und Goethe hat ganz Recht, wenn er sagt: „Das Absurde erfüllt die Welt." Man warf es den französischen Bourbonen vor: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Wo sind denn die Großmächte des Geldes und Staates, welchen dieser Vorwurf nicht gemacht werden kann?

Zunächst trifft das ganze, durch drei der furchtbarsten Revolutionen, entsetzliche Raubkriege und Schutzzölle materiell und moralisch zerlumpte Frankreich jetzt besonders wieder derselbe Vorwurf und vielleicht im erhöhten Grade. Sie wollen durch erhöhte Schutz- und Finanzzölle, durch Zerreißung der Geschäftsverbindungen mit Deutschland dem Geldmangel abhelfen, die Industrie schützen, und erzielen doch dadurch weiter nichts als künstliche Theuerung, erzwungenen Mangel, wie sich dies seit Jahrhunderten durch jede Erschwerung des Austausches von Mangel und Ueberfluß zwischen den verschiedenen Ländern mit schrecklicher Unfehlbarkeit erwies.

Was sollen wir dieser noch immer steigenden Theuerung, diesem verschwenderischen Luxus oben, dieser steigenden Noth unten, dieser allgemeinen Unzufriedenheit, diesem immer bitterer und erschöpfender werdenden Kampfe um's Dasein gegenüber machen? Ein Narr, wer hier belehren, wohl gar Universalheilmittel vorschlagen will! Einige wenige Männer von Ehrlichkeit und unparteiischer Einsicht finden in dem schreienden, hitzigen, erbitterten Kampfe kein Gehör. Und sobald man sie einmal hört, können sie nur froh sein, wenn ihnen der Hut nicht angetrieben oder eine Rippe zerbrochen wird. Mit Belehrung, mit Worten läßt sich überhaupt hier nichts ausrichten. Die Vernünftigen, die Ehrlichen, die mit Geist und Geld versehenen edlen Männer mögen sich mit ihren Begeisterungs- und Geldkräften geräuschlos miteinander zu großen praktischen Unternehmungen vereinigen, um Mangel und Ueberfluß auf der Erde möglichst schnell durch Handel und Verkehr auszugleichen, mögen durch Begründung und Förderung baugenossenschaftlicher Unternehmungen die Wohnungsnoth großer Städte bekämpfen, die gesunden, sparfähigen produktiven Klassen auf dem Gebiete materieller und geistiger Arbeit in häusliche Asyle für Erwerbung eines materiell und geistig sittlichen Bodens aus den Höllen der Großstädte und ihrer Miethskasernen retten, mögen auf Land- und Reichstagen zu wirken suchen, daß von da aus dem mächtigen Unsinne ein Damm entgegen gebaut, dem Flusse der Vernunft und Einsicht freie Bahn verbürgt und durch Kanäle befruchtender Eingang in die einzelnen Theile des Landes, der Bildung und Arbeit geschafft und offen gehalten werde. Damit sind eine Menge nützliche und nothwendige Unternehmungen angedeutet und empfohlen worden. Wer Macht, Geld und Einsicht hat, suche sich etwas davon aus, trete schöpferisch auf, schließe sich an, vereinige sich mit anderen wohlthätigen, einsichtigen Kräften und hüte sich um Gottes und seiner selbst willen vor dem Troste: nach uns die Sündfluth! Wer kann wissen, ob er nicht noch selbst mit seiner ganzen Sicherheitsburg weggeschwemmt und verschlungen werde. Man tröste sich auch nicht mit der materiellen Gewalt der Polizei und des Militärs. Der Staat wird zwar, soll und muß sogar Ausbrüche der Empörung niederschmettern, aber nur ein in der Wolle gefärbter Teufel von Mensch könnte Freude daran haben und müßte dafür doch wohl auf das empfindlichste büßen. Jeder mit einem Funken von Einsicht in seinen eigenen Vortheil macht es sich und der ganzen Welt zur heiligsten Pflicht, alle irgendwie berechtigten Ursachen der Ruhestörung und Empörung schon vorher, ehe sie wirken können, möglichst rasch und gründlich zu beseitigen.

Franz v. Löher: Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen.[*]

Es hat immer etwas Bedenkliches, das was zu einer Zeit, zu einem bestimmten Zweck gedient hat, zu einer andern Zeit zu einem davon verschiedenen Zweck nochmals zu verwerthen. Dieses Gefühl erweckte in uns in letzter Zeit ziemlich häufig die Lektüre von Schriften und ganzen Werken über den letzten Krieg, über das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland, über Elsaß und Lothringen, die ursprünglich in einzelnen Partikeln als Zeitungsartikel erschienen, später dann von ihren Verfassern mehr oder weniger geschickt zusammengefügt und äußerlich scheinbar ein Ganzes dem gesammten deutschen Lesepublikum auch als ein richtiges und ganzes Werk geboten wurden. Wenn sich auch die uns vorliegende Schrift in mancher Beziehung durch ihre Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit vortheilhaft vor andern ähnlichen Inhalts auszeichnet, so kann sie doch ihren Ursprung nicht ganz verläugnen. Entstanden bei Ausbruch des Krieges und während desselben, zu Ende geführt nach Abschluß der Friedenspräliminarien, dann noch einmal revidirt und vervollständigt, und ihrer jetzigen Gestalt erst angepaßt, machte sie vor Allem auf uns den Eindruck der Ungleichheit; Ungleichheit rücksichtlich des Stoffs wie der Form, der Stimmung wie der beabsichtigten Zwecke; daher nahmen wir von ihr mehr das Gefühl von dem guten Willen des Verf. und seiner Befähigung, uns über seinen Gegenstand wirklich werthvolle Mittheilungen zu machen, mit hinweg, als das eines vollkommen harmonisch sich aufbauenden Werks. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß Verf. selbst Eingangs gesteht: daß diese Blätter, während des Krieges geschrieben, die Spuren

[*] Leipzig, 1871, Duncker u. Humblot.

der Erregung an sich trügen, die damals durch alle Volksschichten wogte, daß ein Theil derselben schon in der A. A. Zeitung erschienen sei und daß er es sich in dieser zweiten Redaktion zur Aufgabe gemacht habe, durch Aufklärung über die innere Natur von Land und Leuten an der geistigen Wiedereroberung Elsaß-Lothringens mitzuarbeiten.

Ein Hauch warmer Begeisterung durchweht die ersten Aufsätze über das Verhältniß von Deutschland zu Frankreich, über den Verlust von Metz und Straßburg; und dieser Verlust giebt dem Verf. Anlaß, einen Rückblick auf die Vergangenheit und Geschichte von Elsaß-Lothringen zu werfen. Doch nicht nur hatte Verf. die Absicht, uns über unser gutes Recht an Elsaß und Lothringen und der Franzosen ungerechtes Verfahren zu belehren, sowie an die Entwicklung der Lande das Mittelalter und die Neuzeit hindurch zu erinnern, er will uns auch in ihre Natur einführen, uns Land und Leute zeigen, wie sie waren und wie sie unter dem Druck der Verhältnisse geworden sind. So unterbricht er sich denn in seinem historischen Aperçu, um uns an seiner Hand durch das ihm seit mehr denn einem Menschenalter bekannte und vertraute Elsaß und Deutsch-Lothringen hindurchzuführen. Auch er zeigt uns bei dem Vergleiche, den er zwischen seinen Reiseeindrücken vom Ende der 30ger Jahre und kurz vor Ausbruch des Krieges anstellt, wie erschreckend schnelle Fortschritte gerade in der letzten Generation das Verwälschungssystem gemacht, eine Thatsache, die uns Allen freilich nicht mehr unbekannt ist, auf die man aber mit Recht wieder und immer wieder hinweisen muß, um bei der Reorganisation der Lande nicht durch Anwandlungen unzeitiger Schwäche gehindert zu werden.

Von dieser Abschweifung in die Natur des Landes zurückkehrend, wendet sich Verf. seiner ersten, historischen Betrachtung mit großer, fast zu großer Gründlichkeit wieder zu. Mancher Leser würde ihm wahrscheinlich mehr verpflichtet gewesen sein, wenn er seine ausführlichen Mittheilungen über das Elsaß in der großen Kaiserzeit und der reichsstädtischen Periode mehr zu Gunsten der Jetztzeit abgekürzt hätte. Freilich wendet er sich am Ende des Werks wieder der Gegenwart ganz und allein zu, aber mit Wandlung der bisherigen historisch-ethnographischen Darstellung in eine praktisch-politische, in der wir einen dritten, neuen Gesichtspunkt des Verf. erkennen, der sich erst zu den andern gesellte, als das Ende des Kriegs und der Abschluß der Friedenspräliminarien an die Feststellung eines Organisationsplans für die rückerworbenen Provinzen zu denken mahnte. Und wir müssen gestehen, daß dem Verf. auch hierin seine reichen Erfahrungen und gründliche Kenntniß von den politischen und socialen Einrichtungen Elsaß-Lothringens in der früheren deutschen, wie in der französischen Periode, sein weiter, freier Blick über die sich vollziehende Reorganisation des geeinten Deutschlands und die Bedingungen, unter denen sie sich vollzieht, manch' trefflichen, wohl beachtenswerthen Rathschlag für Stellung und Gestaltung beider Provinzen entlocken, um so empfehlenswerther, als die Anwendbarkeit des Vorgeschlagenen sich durch die wirkliche Verwerthung von Vielem bereits praktisch bewährt hat.

So versöhnt uns der tüchtige Inhalt und mehr noch der echt patriotische Sinn, der das Buch erfüllt, mit der zu losen Form und wir würden es bedauern, wenn ihm wegen der von uns gerügten Eigenschaften und des bisweilen ein wenig vernachlässigten Stils die Verbreitung unter dem deutschen Publikum fehlen sollte, deren es in vieler Hinsicht durchaus würdig ist.

J.

Ein deutscher Pfarrer im Oberelsaß.

Rathgeber's neue Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg.

Daß nicht bloß in der katholischen, sondern auch gerade vorzugsweise in der evangelischen Geistlichkeit des Elsasses sich Männer finden, deren Herz nie aufgehört hat, warm für Deutschland zu schlagen, ist, seitdem die Dichternamen so vieler geistlicher Sänger Alsatien's wie die eines Adolf Stöber, eines Karl Candidus über den Rhein nach Deutschland gedrungen sind, längst kein Geheimniß mehr; es war aber nach den Umständen der Vergangenheit etwas zweifelhaft, wie und wann die bei der elsässisch-protestantischen Geistlichkeit vorhandenen Sympathieen sich aussprechen würden. Einer der Ersten nun, der sich offen als Deutscher bekannt hat, war der lutherische Pfarrer Julius Rathgeber zu Sulzern, einem Dorfe im Münsterthale des Wasgau, unweit der ehemaligen Reichsstadt Münster im Gregorienthal, welche zu den wenigen rein protestantischen Reichsstädten des Elsasses gehört hat. Herr Rathgeber ist stets ein eifriges Mitglied der „Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses“ gewesen; er hat als Historiker sich in der heimatlichen Provinz einen geachteten Namen erworben und vor einigen Jahren durch seine anmuthige Lebensbeschreibung des großen Theologen Philipp Jakob Spener*) (geboren 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß, gestorben 1705 in Berlin), welche er der Hallischen Theologenfakultät, die Spener ihren Ursprung verdankt, gewidmet hatte, ein sehr schätzbares Talent und ein tiefes Gefühl für die Principien der deutschen Reformation bekundet.

Im vorigen Jahre war Herr Rathgeber, noch ehe der Krieg ausbrach, mit einer viel umfassenderen und bedeutungsvolleren Arbeit fertig geworden. Er hatte sich in Folge einer von der Société de l'Histoire du Protestantisme français ausgeschriebenen Preis-Concurrenz das Thema einer Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg gewählt, die Schätze der bald darauf verbrannten Straßburger Stadtbibliothek ungesäumt mit rastlosem Eifer für seinen Zweck durchforscht und ausgebeutet, über 150 zum Theil sehr seltene und jetzt vergriffene Quellenwerke benutzt und das Ganze den damaligen Umständen gemäß in französischer Sprache ausgearbeitet. Kaum aber donnerten in Rathgeber's nächster Nähe die Kanonen vor Belfort, als auch der unermüdliche Mann sein Werk für Deutschland zu bestimmen sich entschloß und den Schreiber dieser Zeilen, seinen Kollegen bei der historischen Gesellschaft, um Rath und Auskunft ersuchte. Wie konnte ihm, wenn das Buch in Deutschland sich Freunde erringen sollte, anders gerathen werden, als daß der Autor seine französisch abgefaßte Arbeit in's Deutsche übersetze? Und während der Kampf mit den Franzosen noch nicht einmal ausgetobt hatte, ging Herr Rathgeber sofort an's Werk und theilte in seinem nächsten Briefe vom April d. J. dem erstaunten Leser die Thatsache mit, seine Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg liege nunmehr bereits als deutsches Buch und als ein Buch für das Volk fertig da! Den gelehrten Apparat hatte er jetzt fortgelassen. Auch schon ein Verleger war gewonnen, die Firma J. F. Steinkopf in Stuttgart. So ist als nächste geistige Frucht der deutschen Herrschaft im Elsaß eine deutsche, populär geschriebene Reformationsgeschichte der Stadt Straß-

---

*) Spener et le reveil religieux de son époque 1635—1705 par Jules Rathgeber (épigraphe: „La lettre tue, mais l'esprit vivifie“). Paris 1868, Société des traités religieux. X et 228 p.

burg vorhanden, die auf unschätzbarem Material beruht und weitere, streng wissenschaftliche Veröffentlichungen desselben Autors in Aussicht stellt. Möchte das in diesem Herbst erscheinende Werk die Erwartung auf die Herausgabe des Quellenmaterials recht lebhaft rege machen, und allen Freunden und Kennern des schönen Elsaß ein neuer Anhalt für ihre Studien gewährt sein! Trauttwein von Belle.

England.

Lecky über die Stellung der Frauen.

Schon früher haben wir in diesen Blättern Gelegenheit genommen, über eine geschickte und gewissenhafte Uebertragung von Lecky's Sittengeschichte Europas durch Dr. H. Jolowicz zu berichten. Von dieser gelungenen Arbeit*) liegt uns jetzt der zweite Band vor, welcher den Zeitraum von Konstantin bis auf Karl den Großen umfaßt und außerdem ein besonderes Kapitel der Stellung der Frauen widmet.

Der Verfasser sagt im Eingange des Kapitels, er habe bei der Schilderung der langen Reihe von sittlichen Umwälzungen mehr als einmal Gelegenheit gehabt, auf die Stellung, welche der Frau in der Gesellschaft angewiesen war, und auf die Tugenden und Laster hinzuweisen, welche unmittelbar aus den Beziehungen der Geschlechter entspringen; er habe jedoch diese Frage bis jetzt nicht mit einer ihrer geschichtlichen Wichtigkeit ganz entsprechenden Vollständigkeit erörtert und wolle vor dem Schlusse dieses Bandes ihr einige wenige Blätter der Untersuchung widmen. Gleichzeitig gesteht er jedoch zu, daß er an keine der vielen Fragen, welche in diesem Werke behandelt werden, mit so vieler Bedenklichkeit herantrete wie an diese, denn keine lasse sich wohl so schwer mit Klarheit und Unparteilichkeit behandeln, ohne zu gleicher Zeit Anstoß und Aergerniß zu erregen. Mit dieser Erklärung ist gewissermaßen der Kritik die Spitze abgebrochen, denn wenn sie die in diesem Kapitel vorzugsweise herrschende Dürftigkeit und Einseitigkeit auch nicht rechtfertigt, so giebt sie uns doch Schlüssel und Entschuldigungsgrund dafür. Wir finden in der That in dieser Schilderung wenig, was nicht schon Jeder erfahren und gelesen hat, der sich mit dieser Seite der Sittengeschichte nur oberflächlich beschäftigt hat.

Der Verfasser verweilt kurze Zeit bei jenem Zeitalter vollkommenster Barbarei, wo das Recht des Stärkeren seinem ganzen Umfange nach bestand, die Frau lediglich als die Sklavin des Mannes und die Dienerin seiner Leidenschaften betrachtet ward. Als die beiden ersten Schritte zur Erhebung des Weibes bezeichnet er alsdann die Beseitigung der Gewohnheit, die Frau zu kaufen und den Aufbau der Familie auf der Grundlage der Monogamie. Nach einer Beleuchtung der letzteren Einrichtung im Lichte unseres intuitiven Keuschheitsgefühles, wie im Lichte der Interessen der Menschheit, welche dieselbe in gleich hohem Maße als nothwendig und gerechtfertigt erscheinen lassen, gelangen wir zu dem griechischen Familienleben, das sich auf dem Systeme der Monogamie aufbaute. Der Verfasser macht dabei auf den Unterschied der mythischen oder poetischen Zeit, wie sie sich in Homer abspiegelte, und der späteren geschichtlichen aufmerksam. Die griechischen Dichtungen enthalten weibliche Typen, welche zu den vollkommensten in der Literatur der Menschheit gehören; dennoch sei gleichzeitig die Stellung der Frau eine sehr niedrige gewesen. In der geschichtlichen Zeit Griechenlands habe sich die gesetzliche Stellung der Frauen in mancher Beziehung gebessert, ihr sittlicher Zustand dagegen eine merkliche Verschlimmerung erfahren. Tugendhafte Frauen führten ein Leben vollkommener Abgeschiedenheit. Die Buhlerin war der vorzüglichste und blendendste Typus der ionischen Weiblichkeit und bei den Männern war die Herrschaft der Leidenschaft unbeschränkt.

Zu unserm Bedauern bleibt uns der Verfasser eine Erklärung oder wenigstens den Versuch einer Erklärung seiner Anomalie in der Schilderung und thatsächlichen Stellung der Frauen in der Homerischen Zeit schuldig; dieselbe hat übrigens im Mittelalter ein Seitenstück in dem Frauendienst und Marienkultus auf der einen, der unwürdigen Stellung der Frau im wirklichen Leben auf der andern Seite. Eingehend beschäftigt er sich dagegen mit der geschichtlichen Zeit, den Hetären und denjenigen Ursachen, welche bewirkten, daß diese Frauen nicht als so verworfen betrachtet, nicht mit solcher Verachtung gebrandmarkt wurden, wie dies bei andern Völkern der Fall war und noch ist, ja daß viele von ihnen eine bedeutende, gefeierte Stellung einnahmen.

„Die römische Civilisation", heißt es dann weiter, „machte einen wichtigen Fortschritt hinsichtlich der Stellung der Frauen. Wie das natürliche und staatliche, so war auch das häusliche und sittliche Element ein Hauptbestandtheil der römischen Religion; daher war es ein Hauptziel der Gesetzgebung, die Ehe mit jeder möglichen Würde und Weihe zu umgeben. Die Monogamie wurde von den ältesten Zeiten an streng eingeschärft, und daß sie zum herrschenden Typus in Europa wurde, war eine der großen Wohlthaten, die aus der Ausbreitung der römischen Macht hervorgingen. In den Sagen des alten Roms besitzen wir einen schlagenden Beweis sowohl von der hohen sittlichen Achtung der Frauen als auch von ihrer Bedeutsamkeit im römischen Leben. Dennoch war die gesetzliche Stellung der römischen Frau eine lange Zeit hindurch äußerst niedrig. Die römische Familie war auf dem Prinzipe der unumschränkten Machtvollkommenheit ihres Hauptes, des Mannes begründet, dem eine Gewalt über Leben und Tod der Frau und der Kinder zustand und der Erstere nach Belieben verstoßen konnte.

Wir erhalten nun eine Schilderung, wie sich das römische Leben hinsichtlich der Beziehungen der beiden Geschlechter nach Sitte, Herkommen und Gesetz entfaltete; die strengen Zeiten der Republik werden vor uns aufgerollt mit ihrer ganzen Reinheit und Einfachheit, wo während fünfhundert Jahren keine Ehescheidung vorkam; ihnen folgen die üppigen Zeiten des Kaiserreiches mit ihren leichtsinnigen Eheschließungen und Ehescheidungen, ihrem Luxus und ihrer Sittenlosigkeit. Und doch ist auch diese Zeit reich an edlen, tugendhaften, wahrhaft großen Frauen, wie denn, nach einer sehr feinen Bemerkung des Verfassers, die sittlichen Gegensätze im Leben der Alten die der neueren Gesellschaft bedeutend übertreffen. Er erklärt dies dadurch, daß die sittlichen Triebfedern im Alterthume im Allgemeinen viel mehr zur Entwickelung der Tugend als zur Unterdrückung des Lasters geeignet waren und daß sie edle Naturen zu dem höchstdenkbaren Punkte der Vollkommenheit erhoben, während es ihnen durchaus mißlang, die Sittenverderbniß der schlechten zu hemmen oder zu vermindern.

Der Verfasser geht vom heidnischen Rom zum christlichen

---

*) William Edward Hartpole Lecky's Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. H. Jolowicz. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

über und gelangt damit zu denjenigen Umgestaltungen, welche das Christenthum in den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander hervorbrachte und auf die Rückwirkungen, welche dies auf die Ehe und die Stellung der Frauen ausübte. Eingehend verweilt er bei den wunderlichen Erscheinungen, in welchen sich die Lehre von der Abtödtung des Fleisches abspiegelte, und gelangt selbstverständlich zum Mönchs- und Nonnenwesen. Hat es uns schon überrascht, daß der Verfasser bei seinen Schilderungen das jüdische Familienleben, die biblischen Frauen des alten Testamentes, die Stellung der Frau in Palästina gar nicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, um so mehr, als dies mit den Frauen der alten Germanen geschieht, so sind wir noch weit mehr verwundert über eine Anschauung, die er über das Klosterleben äußert:

„Nach meinem Dafürhalten würde der Protestantismus den Frauen oder der Welt eine Wohlthat erwiesen haben, wenn er die auf dem Prinzipe der Askese errichteten und daher allerdings schädlichen Klöster nicht vollständig unterdrückt, sondern in Anstalten verwandelt hätte, die den vielen Frauen, welche durch Armuth, häusliches Unglück oder andere Ursachen sich allein und schutzlos in das Leben gestoßen sehen, Zufluchtsstätten gewährten, vor Verlockungen zu grobem Laster und äußerstem Elend schützten und zu einem praktischen, nützlichen Lebensberufe heranbildeten. Solche Anstalten würden viel zur Verringerung der Schwierigkeiten beigetragen haben, den alleinstehenden Frauen Arbeit und Lebensunterhalt zu verschaffen, eine Frage, deren Lösung zu den dringendsten und wichtigsten Aufgaben unserer Zeit gehört."

Uns scheint gerade eines der Hauptverdienste der Reformation in der Aufhebung der Klöster zu liegen. Anstalten, wenn auch nicht ganz in dem Sinne wie der Verfasser sie meint, gingen aus den aufgehobenen Klöstern vielfach hervor; sie wurden zu Schulen, milden Stiftungen u. s. w. umgewandelt; die Frage der Erwerbsfähigkeit der Frau werden wir aber nicht lösen, wenn wir ihr abgegränzte Zufluchtsstätten bereiten, sondern wenn wir sie durch Unterricht und Erziehung befähigen, frei, fest und froh ihren Platz inmitten des frischen Lebens einzunehmen und auszufüllen.

Der Verfasser betont am Schlusse seines Aufsatzes die Frage der Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frau als eine hochwichtige und die Erörterung der Folgen dieser Dinge als die ernsteste Aufgabe, welche den Sittenforscher und Menschenfreund beschäftigen könne, erklärt sie aber als außerhalb des Bereiches des Geschichtsforschers liegend und geht deshalb nicht weiter darauf ein. Höchst interessant, wenn auch weder unanfechtbar noch durchaus neu, ist endlich die Charakteristik der männlichen und weiblichen Eigenschaften und die daran geknüpften Schlußfolgerungen.

„In physischer Hinsicht", heißt es, „besitzen die Männer die unbestreitbare Ueberlegenheit an Kraft und die Frauen an Schönheit, in intellectueller Hinsicht läßt sich eine Untergeordnetheit des weiblichen Geschlechtes kaum leugnen, wenn man erwägt, wie die ersten Plätze auf jedem Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst fast ausschließlich von Männern besetzt sind, wie unendlich klein dagegen die Zahl der Frauen ist, welche in irgend einer Art die allerhöchste Stufe erstiegen haben, wie viele der größten Männer sich, trotz der widrigsten Verhältnisse, zu ihrer Größe emporgearbeitet haben, und wie vollständig es den Frauen mißglückt ist, selbst in der Musik und Malerei, für deren Pflege ihre Verhältnisse gerade am günstigsten erscheinen, den ersten Rang einzunehmen. Wir finden ebenso wenig einen weiblichen Rafael oder Händel, wie einen weiblichen Shakespeare oder Newton."

Es ist dies ein so häufig erhobener und so häufig widerlegter Einwand, daß man im Grunde kaum noch darauf einzugehen braucht; wir bemerken nur, daß die widrigsten Verhältnisse, aus denen ein Mann sich emporgearbeitet, erst ungefähr den normalen Verhältnissen gleich sind, unter denen die Frauen den Zugang zu Kunst und Wissenschaft finden, und daß es wirklich ein wunderbar glückliches Zusammentreffen sein müßte, wenn eine Frau, der die äußeren Verhältnisse dazu besonders günstig wären, auch gleichzeitig die außerordentliche Begabung besitzt. Bedenkt man, wie Kunst und Wissenschaft den Männern seit Jahrtausenden offen gestanden, während die Frauen mehr oder minder fast immer hermetisch davon abgeschlossen waren, und bringt man die Zahl Sterne wirklich erster Größe in Anschlag, welche die Jahrhunderte bei den verschiedenen Völkern hervorgebracht, so darf man sich billig wundern, daß die Frauen bis jetzt so viel geleistet haben. Erst wenn Wind und Sonne Jahrhunderte lang ganz gleich vertheilt gewesen sein werden, dürfte diese Frage spruchreif sein.

Als den Männern überlegen, erklärt der Verfasser die Frauen in Gewandtheit und Schnelligkeit des Gedankens und natürlichem Takt, weshalb sie Bedeutendes in der gesellschaftlichen Unterhaltung, im Briefstil, in der Schauspielkunst und Novellistik geleistet hätten. Uns scheint, dies kommt weit mehr daher, weil man ihnen diese Felder uneingeschränkt eingeräumt hat, während die beiden erstern vom Manne geflissentlich vernachlässigt werden, in den beiden letztern, die er pflegt, wird er wahrlich von der Frau nicht übertroffen.

Auch in moralischer Hinsicht erkennt der Verfasser der Frau fraglos die Ueberlegenheit über den Mann zu und will dies nicht nur in den äußeren Verhältnissen, sondern in der inneren Veranlagung begründet finden. Er knüpft hieran eine Charakteristik der vorherrschend männlichen und vorherrschend weiblichen Tugenden und nennt, gestützt auf Winckelmann's Autorität, die Bildhauerkunst in Rücksicht auf die durch sie dargestellten Eigenthümlichkeiten eine männliche, die Malerei eine weibliche Kunst. Ebenso ist ihm in diesem Sinne der Katholizismus eine weibliche, der Protestantismus eine männliche Religionsform, namentlich auch in Rücksicht auf die Rolle, welche die Frauen in der Bekehrungsgeschichte gespielt haben. Mag diese Behauptung immerhin eine gewagte sein, so ist sie doch interessant und regt zu vielfachen anderen Untersuchungen an. J. H.

Ungarn.

Ein paar Blüthenflocken magyarischer Dichtkunst.

Der ungarische Politiker Moriz Jókai als Novellist.*)

Nachdem die großen Kulturvölker des Westens Jahrhunderte lang allein den Reigen der schönen Literatur Europa's geführt haben, sind in den letzten Decennien unseres wechselvollen Zeitalters auch die Völker des Ostens mit ihren Literaturen, mit ihrer Dichtung, Sitte und Sage auf den Schauplatz der Weltbühne getreten und haben kühn den Wettkampf mit den

*) Maurus Jókai's Novellen und Erzählungen. Aus dem Ungarischen. Erstes Heft: „Sylvester-Nächte", zweites Heft: „Des Himmels Schleudersteine" und „Gezwungene Unterhaltung". Berlin, 1871. 8.

allberechtigten Inhabern des Schönheitsbereiches aufgenommen. So die Russen, die Finnländer, die Magyaren, die Polen, die Tschechen, die Südslaven, ja selbst die Asiaten vom Kaukasus und von den Hochebenen Iran's bis zur Mündung des Ganges und weiter noch bis in's himmlische Reich des chinesischen Zopfthums! Wenn Irgendjemand, so ist es der deutsche Geist, der von Gott den Beruf überkommen, diese verschiedenen Volksgeister in sich wiederzuspiegeln, denn Deutschland als das Herz von Europa ist es, welches alle politischen, alle sozialen Strömungen unseres Erdtheils zusammenfaßt und kraft der centralen Stellung seiner Kultur die Lichtstrahlen und die Weckrufe aller gebildeten Völker sammelt, vereinigt, sie auf sich wirken läßt und ihr Licht wieder zurücksendet, verklärt und gehoben, sowohl in den Kern seines eigenen Wesens hinein, als nach auswärts zu allen Völkern und Geistern, von denen es empfangen hat. Da ist manches Herrliche entdeckt worden, Perlen und Demanten hat fremdes Volksthum unserer Literatur zugeführt, und es hat nicht an begabten Schriftstellern gefehlt, welche dieses Fremde in schöner Form und in frischem lebendigem Gedankenstrom zu unserem Eigenthum machten. Was Friedrich Bodenstedt vor allen Andern mit Innigkeit und Kraftfülle aus den Schätzen russischer und transkaukasischer Poesie gespendet und aus dem Born eigener Findungen vermehrt hat, ist jedem Betrachter dieses Studienkreises in bestem Andenken, und so wenig wird je vergessen werden, was Frau Talvj (Therese Robinson, geborene v. Jacob), die ein zu früher Tod, im April 1870, ihrem internationalen Schaffen entriß, für das Volkslied der mannigfachsten Völkerstämme geleistet; selbst der Tscheche Alfred Waldau hat seinen Landsleuten durch die glückliche Uebertragung ihrer gefühlvollsten Dichtungen unter uns einen angenehmen Empfang bereitet, und zwar trotz der Gehässigkeiten, die uns von Prag her von verblendeten Fanatikern zugeschleudert werden —: den gewaltigen Ungarn Petöfi hat sein rastlos eifriger Jugendfreund Kertbeny nach Deutschland verpflanzt, ein Verdienst, das wohl der Beachtung würdig, weil Alexander Petöfi, mag er ebenfalls zuweilen mehr als billig dem Deutschenhaß gefröhnt haben, zu den Würdigsten gehört, die je der Weltliteratur eingereiht wurden.

Und Petöfi, der Dichter von Gottes Gnaden, steht nicht allein unter seinen Landsleuten! Jenseits der Leitha wohnt ein mit hohem Sinn für Poesie gesegnetes Volk, dessen Schwächen leicht offenbar, dessen großartige Charakterzüge noch zu wenig bekannt sind. Es ist dieses Volk leider oft genug in der Wiener Hofburg mißverstanden worden; man hat es häufig sehr unvorsichtiger Weise zu Widerspruch und Widerstand gereizt und sich lange die Vortheile entgehen lassen, welche das einmüthige Zusammenwirken Ungarns mit Deutsch-Oesterreich beiden Theilen gewährt. Aber diese Kämpfe der Magyaren um ihren nationalen Bestand und um ihr historisches Recht haben Männer und mannhafte Eigenschaften gezeugt, große Talente entwickeln helfen und die schönsten Begabungen gestählt und gekräftigt. Das Märtyrerthum, das die österreichischen Reactionsjahre von 1849 bis 1860 über Ungarn verhängten, ist nicht ganz fruchtlos gewesen; die Nation hat sich innerlich aufgerafft, sie hat die Gefallenen edelmüthig gerächt und eine mächtige Schaar schlagfertiger Geister hat dem magyarischen Volksthum einen ehrenvollen Platz unter den Literaturen Europa's gesichert. Nach Alexander Petöfi nennt der Ungar mit Stolz Maurus Jókai; wie Jener in der Lyrik Unsterblichkeit errungen hat, so ist Dieser der beliebteste Romanschreiber und Erzähler seines Volks, beide Dichter tragen den Kern der Volksseele in sich, sie zeigen den sprudelnden Humor, die warme Lebensfrische, den fröhlichen Lebensmuth, aber auch nicht selten den wunderbar melancholischen Tiefsinn, der aus allem echten Volkston so zauberisch hervorklingt.

Herr, mein Gott, welch' buntes Leben!

hat Alexander Petöfi von seinen eigenen Schicksalen und Verhängnissen ausgerufen: ein buntes, vielbewegtes Leben hat auch der wackere Moriz Jókai geführt. Aus einer calvinischen Adelsfamilie von puritanischer Gesinnung entstammt, hat M. Jókai, Edler von Asva (geboren zu Komorn am 19. Februar 1825), früh die große Kunst des anhaltenden Arbeitens gelernt, früh einen unendlichen Wust der mannigfaltigsten Kenntnisse eingesammelt, auf sich selbst gestellt, mit alten und neueren Sprachen, Philosophie und Aesthetik sein jugendliches Köpfchen angefüllt, auf der Schule mit Alexander Petöfi und dem später hochgeschätzten Historienmaler Samuel Orlay zusammen sitzend, sich für die Malerei prädestinirt gehalten, während Petöfi sich einbildete, zum Schauspieler, Orlay zum Dichter berufen zu sein. Es kam ähnlich, aber es kam anders! Dann dem Rechtsstudium zugewandt und oft noch schönen Landsmänninnen gegenüber mit Portraitiren in Oel beschäftigt, warf der Wetteifer mit Petöfi ihn der Dichtkunst in die Arme; 17 Jahre alt erlebte er den Triumph, daß die ungarische Akademie der Wissenschaften das von ihm eingeschickte Drama „Der Judenjunge" öffentlich belobte. 1844 Jurat an der Landtafel in Buda-Pest, d. h. junger Rechtspraktikant, ist er ein Jurat wie alle Juraten, wild, stürmisch lebenslustig, kampfbereit, und auch anderen Studien, als dem der Juristerei hingegeben gewesen, bis sein Principal, der Advokat Joseph Molnár, sein großes Talent für das Novellenfach entdeckte und von da ab seinem Leben eine bestimmte und die entscheidende Richtung gab. 1848 heiratete er die erste ungarische Tragödin, Rosa Laborfalvi von Benke, ward einer der glühendsten Verfechter Jungungarns (die „zwölf Pester Punkte" hat er auf dem Marktplatze daselbst proklamirt), gerieth in den tiefsten Strudel der magyarischen Katastrophen von 1849 und hat bei Milagós nur der aufopfernden Treue seiner Gattin und einem schlichten Honved-Soldaten von der Komorner Besatzung seine Lebensrettung verdankt. Als nun das Hochgericht der tschechischen Bureaukratie über Ungarn kam, da hat Jókai ausgehalten auf dem Wachtposten der nationalen Literatur seines Volks, hat 140 Bände: 23 größere Romane, 7 Dramen und 310 Novellen geschrieben, Tag für Tag 16 Stunden gearbeitet, und er hat, von einem ungeheuren Leserkreise geliebt und anerkannt, die besseren Tage seiner Nation gesehen, 1863 das politische Tageblatt „A Hon" gründen können, dessen Eigenthümer und Redacteur er noch jetzt ist. Er steht an der Spitze der „rationellen Linken" des ungarischen Reichstages und unter der Devise „Jedem sein Recht!" hat er für die Versöhnung der Nationalitäten, Kulturen, Rassen und Stämme Ungarns unermüdlich gekämpft und ist 1870 bei dem Zusammenstoße der Deutschen mit dem französischen Cäsarismus auf der deutschen Seite gefunden worden.

Dieser merkwürdige Mann ist ein Typus der überreichen Naturkraft seines mächtigen Volksgenius. In der That, ewig frische Natur sprudelt aus diesen Herzen und Köpfen der magyarischen Dichter, nichts Gekünsteltes, Angebildetes, nichts von pedantischem Schulzwang und Regelkram engt die Bahnen dieser kraftsprühenden Geister ein, und sie sind sich Alle wahlverwandt, die Petöfi, Jókai, Arany, Jósika! Zumal die beiden Ersten! Eine deutsche Sammlung der Novellen Jókai's, von denen die ersten zwei Hefte uns vorliegen, bestätigt das auf der Stelle. Der stilgewandte, beider Sprachen gleich kundige Uebersetzer hat in diesen Novellen den ungarischen Geist seines

berühmten Freundes, das vollblütige, etwas wild dahinfluthende Leben dieser mit ihrem Heimatboden tief und stark verwachsenen Naturen wiederzugeben gewußt und mit richtigem Takt hat er Maurus Jókai's herrliche Skizze „Sylvester-Nächte" vorangestellt, denn sie ist ein Ehrenmal, das der magyarische Novellist dem Andenken von zehn vaterländischen Dichtern und ganz vorzüglich seinem Jugend- und Herzensfreunde Alexander Petöfi gesetzt hat! Wer nur diese Eine Skizze gelesen, der weiß, daß beide Geister, Petöfi und Jókai, zu einander gehört haben; Petöfi's Verse, so viel ihrer eingestreut sind, passen in diesen Zusammenhang, als hätte nur Ein Dichter Verse und Erzählung geschrieben! Er, der Fürst der ungarischen Dichter, durchzieht mit dem Herzblut seiner Dichtungen wie ein rothglühender Faden den einfach schmucklosen Bericht Jókai's; es weht uns mit stiller Wehmuth an, wenn wir denken müssen, daß dieser Fürst der Poesie seines Landes oft mit der Handschrift seiner Gedichte unterm Hemd die erstarrende Brust sich erwärmt hat —: Papier ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter! Und derselbe Dichterfürst trillerte dann im Schnee vor sich hin:

Und giebt als Gottes Hut die Welt man aus,
So ist mein Ungarn d'ran der Blumenstrauß!

Die Selbstgewißheit von Petöfi's Genie schildert der Novellist, indem er aus den Liedern des großen Freundes ein paar seiner schönsten Blüthen herausgreift. So aus dem Gedicht „Mein Pegasus", einem der populärsten Petöfi's, das anfängt:

Mein Pegasus, das ist kein englisch Roß
Mit stelzenart'gem Bein und schmalem Buge,
Noch auch ein Mecklenburger, plump und groß,
Breitschultrig, bärentäppisch, schwer im Zuge.

Ein ungrisch' Fohlen ist mein Pegasus,
Echt wacker ungrisch Blut und schmuck gestriegelt,
Daß sich der Strahl der Sonne voll Genuß
Am glatten Seidenfelle wiederspiegelt!

Erzogen ist's im Stalle nicht, noch ging's
Durch eine Schule wie ein Roß von Stande:
Im Freien ward's geboren und ich fing's
In Kleinrumänien's nacktem kahlen Sande.

. . . .

. . . .

Ja, sie wissen es, daß sie Dichter sind, diese kühnen Söhne der Pußta: wer soll's ihnen verargen? Die wahre Dichtkunst hat etwas Prophetisches und das enthüllt uns Jókai an dem Bericht jenes Sylvesterabends von 1846, an welchem Alexander Petöfi im tiefsten Frieden sein Schicksal vorhersagte: „Ich sterbe nicht feige dahin, nicht stille: — das Schlachtfeld wird mein Todtenbett sein, dort werden sie mich zertreten, dort mich begraben, Niemand mich mehr auffinden!" Dieselbe Prophezeiung, deren entsetzlicher Inhalt in der Schlacht von Schäßburg am 31. Juli 1849 buchstäblich zur Wahrheit ward, tritt schon in der Schlußstrophe seiner 1846 gedruckten Gedichte, nämlich in dem Liede „Nur Ein Gedanke" entgegen. Wie er vorhergesagt: in Ein gemeinsames Heldengrab sind seine Gebeine mit denen von tausend anderen Kämpfern, Ungarn und Russen, zusammengeworfen worden! . . . . . .

Aber des „Himmels Schleudersteine" sind nicht immer den Bürgern Ungarns unheilvoll gewesen. Die erste Erzählung des zweiten Heftes, welche den eben erwähnten Titel führt, ist der Chronik der Freistadt Debreczin aus dem Jahre 1667 entlehnt und schildert in blühend humoristischer Sprache, wie dereinst ein Hagelwetter die Frauen und Jungfrauen Debreczins aus den Klauen des Türkenpaschas Kuzuk gerettet hat, indem ein solches Wetter auf seine afrikanische Mohrenkavallerie, die den aus der Stadt fliehenden Frauen und Jungfrauen den Weg verlegen sollte, dermaßen herabfuhr, daß sie alle weiteren Kriegszüge und Razzias vergaßen! Desgleichen hat die letzte Novelle „Gezwungene Unterhaltung" den Charakter echt ungarischen Humors. Ist es doch das Abenteuer einer schönen lebenslustigen Gräfin, die mit einem etwas schwerfälligen Begleiter, einem ältlichen Baron, über Land auf den Casino-Ball in Arad fahren will, aber in der stockfinstern Gegend durch die Schuld des Kutschers von der Heerstraße abkommt und in eine Räuberhöhle geräth, daselbst in der liebenswürdigsten Weise gute Miene zum bösen Spiel macht, statt mit den Herren vom Landadel nun mit den Räubern die Nacht durchtanzt und natürlich von diesen ritterlichen Cavalieren, ohne daß man ihr ein Haar krümmt, den andern Morgen höflichst entlassen und sogar bis an die Reichsstraße begleitet wird...... C'est le ton qui fait la chanson, das gilt sehr wesentlich von diesen ungarischen Geschichten. Mangelte ihnen das sprudelnde Leben, das so feurig in und zwischen ihren Zeilen fließt, so könnten sie einem verwöhnten Geschmack hie und da langweilig oder unbedeutend erscheinen, aber sie spiegeln Satz für Satz ihr Heimatland wieder, sie sind wie Petöfi's fröhlich „melancholische Lieder freie Kinder der Pußta, sie zeigen uns Menschen, die mit der Natur zu leben verstehen, noch nicht abgewandt sind von dem Einfachen und Ursprünglichen, dessen Wunderkeime der Schöpfer in die Brust jugendfrischer Herzen gelegt hat, sie sind Blüthenflocken aus einem ewigen Frühling, aus dem wahren sonnigen Lenzduft der durch Herzenswärme geheiligten Volkspoesie."

Trauttwein von Belle.

Arabien.

Adolf von Wrede's Reisen in Hadhramaut.*)

Die vom Freiherrn von Maltzan herausgegebene Reise ist schon im Jahre 1843 unternommen. Ueber Wrede's, eines Westfalen, Lebensverhältnisse ist nur sehr wenig bekannt. Wie viele Deutsche, hatte er unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden und konnte den Lohn seiner kühnen Entdeckungen nicht ärndten. Von vielen Seiten wurde seine Glaubwürdigkeit angegriffen, man nannte ihn einen Schwindler und seine Berichte Aufschneidereien. Obgleich viele der bedeutendsten Orientalisten und Geographen sich für ihn erklärten, konnte doch kein Buchhändler den Muth finden, sein Werk zu drucken. Was späterhin aus Wrede geworden, ist ungewiß. Er soll nach Texas ausgewandert und dort gestorben sein. Das Land, welches Wrede bereiste, Hadhramaut, die an den indischen Ocean gränzenden Theile Arabiens, gehört zu den unbekanntesten und schwerzugänglichsten Partieen der Erde. Die dort wohnhafte Bevölkerung ist von einem solchen fanatischen Mohamedanismus, daß sie keinen Ungläubigen auf dem geheiligten Boden ihrer Heimat duldet. Wenn es schon mit großen Gefahren verknüpft ist, die Schwellen von Mekka und Medina zu überschreiten, wo am Ende der einzelne Europäer im Strom der zahllosen Pilger ver-

*) Herausgegeben von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Braunschweig, Vieweg, 1870.

schwindet und in ihm seinen besten Schutz hat, so kann man sich denken, welch' ein Muth dazu gehört, allein ein solches Land zu durchwandern, das fast nie von einem Fremdling betreten wird, und wo daher jedes Ungewohnte sogleich verdächtig ist. Wrede machte seine Reise unter der Maske eines Aegypters und unter dem Vorwande, daß er eine Wallfahrt nach dem Grabe eines dort hochverehrten Propheten, Hud (nach Einigen der Eber der Bibel), gelobt habe, und nannte sich in Folge dessen Abd el Hud, d. i. Diener des Propheten Hud. Die Zeit der Wallfahrt fällt stets in eine bestimmte Epoche des Jahres, und da der Reisende, sobald er sein Gelübde vollbracht, keinen Grund zum Aufenthalt im Lande mehr hatte, brach er einige Monate vorher schon von der Küste auf, indem er vorgab, als Fremder den Termin nicht genau gekannt zu haben. Die gefahrvollen Excursionen des Pilgers sind auch heute noch vom allergrößten geographischen und ethnographischen Interesse, da nur Weniges seitdem zur ferneren Aufklärung über diese geheimnißvollen Regionen geschehen ist, und, wenn auch spät, kann dem lange verkannten Manne endlich das Lob der Wissenschaft nicht mehr ausbleiben.

Nord-Amerika.

Polizei und Richtergewalt in Amerika.

Von dem Zustande der Polizei in Newyork und von deren Einverständnissen mit den Industrierittern und Gaunern dieser Hauptstadt, liefert ein auf Angaben der „Tribune" sich berufender Artikel des Newyorker „Demokrat" sehr seltsame Details. Wir entlehnen diesem Artikel Nachstehendes:

„Man hat gute Gründe zu der Behauptung, daß im Polizei-Hauptquartier ein Complot existirt, dessen Verzweigungen sich bis in die Gerichtshöfe und auf die Richter erstrecken und dessen Endzweck ist, gewisse, ziemlich hochgegriffene Prozente von Allem was gestohlen und durch Compromisse mit Einbrechern und Dieben wiedererlangt wird, zur Vertheilung unter die Mitglieder des Geheimbundes der Polizisten vorweg zu nehmen. Daraus erklärt es sich, daß ein Geheimpolizist, dem es bisher fast nie gelingen wollte, die Ueberführung eines von ihm verhafteten Einbrechers oder Diebes zu bewirken, bei einem Salär von 1200 Doll. per Jahr, sich in kürzester Zeit ein Vermögen von 100,000 Doll. erworben hat. Die Bankberaubungen, welche innerhalb der letzten drei Jahre in den östlichen Staaten und in unserem eigenen Staate verübt worden sind, belaufen sich auf nicht viel weniger als 3,000,000 Doll. In fast allen diesen Fällen wurden die Schuldigen entweder von Newyorker Polizisten verfolgt und zum Theil festgenommen oder suchten wenigstens in der Stadt Newyork ein Versteck. Wie kommt es, wenn unsere Polizei oder Geheimpolizei so tüchtig ist, daß nicht der fünfte Theil dieser 3,000,000 Doll. wiedererlangt und daß *nicht ein einziger der Schuldigen durch die Bemühungen der Newyorker Polizei überführt worden ist?*

„Wie kommt es ferner, daß von etwa zwanzig notorischen Einbrechern, Dieben und Bankräubern, mit deren Namen und Thun und Treiben die Newyorker Polizei genau vertraut ist, kein Einziger eingesperrt, sondern Alle frei und ungenirt umherlaufen und bei jedem neuen Verbrechen, welches sie verüben, sich wieder ihre Freiheit zu verschaffen wissen und sich nachher sogar der Protection des hiesigen Polizei-Hauptquartiers erfreuen? Diese auffallende Thatsache erklärt sich nur durch die „Compromisse", welche die hiesige Polizei mit den Verbrechern eingeht. Sie erhält ihren Antheil an dem Raub, läßt den Schuldigen mit etwas Baargeld in der Tasche laufen, und was dann noch von dem Gestohlenen oder Geraubten übrig bleibt, das erhält der rechtmäßige Eigenthümer, der gewöhnlich zufrieden ist, wenn er wenigstens die Hälfte dessen, was er eingebüßt hat, wieder erlangt. Auf diese Weise weiß unsere Polizei die schwierigsten Fälle „to the satisfaction of all concerned" zu erledigen."

Eine der seltsamsten Abnormitäten in dem öffentlichen Rechte der Vereinigten Staaten bildet die dort dem Richter verliehene Gewalt, die Zeugen in einem Criminalprozesse, falls er befürchtet, daß sie sich bei der nächsten gerichtlichen Vernehmung nicht stellen werden, in Haft zu behalten. Eine deutsche Zeitung von Cincinnati, „der Volksfreund", bringt in dieser Beziehung folgenden Artikel mit der Ueberschrift „Barbarei":

„Wir haben schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, wie sehr der Gebrauch, Zeugen in Haft zu halten, mit dem republikanischen Rechte im Widerspruch steht. In dem Tealeschen Mordprozesse ist wieder eine Zeugin, Maggie McBride, im Gefängniß gehalten worden, und hat noch Aussicht, mehrere Monate darin zu bleiben, wenn sie nicht 500 Dollars Bürgschaft stellt. Es kommt freilich vor, daß Zeugen sich entfernen oder bei Seite geschafft werden, und deswegen muß ein Gerichtshof die Befugniß haben, die Anwesenheit eines wichtigen Zeugen zu erzwingen; aber es müßten sich doch humanere Mittel finden lassen, wie die einfache Einsperrung in einer Verbrecher-Zelle. Man könnte für den Nothfall z. B. die Aussage eines wichtigen Zeugen vorweg nehmen. Gar häufig geschieht es hier im freien Amerika, daß ein reicher Verbrecher, oder ein solcher, dessen reiche Freunde Bürgschaft für ihn stellen, frei umherläuft und in dulci jubilo lebt, während eine ehrliche, unschuldige, aber arme Person, welche zufällig seiner Unthat zugesehen hat, bei Gefangenenkost im Kerker schmachten muß. Nachdem durch Advokaten-Kniffe der Prozeß lange hinausgeschoben worden ist, wird der Angeklagte am Ende noch von einer parteiischen oder bestochenen Jury freigesprochen, der unglückliche Zeuge aber mag vor Kummer halb wahnsinnig und mit gebrochener Gesundheit sehen, was aus ihm wird. Es liegt eine ganz entsetzliche Barbarei in diesem Verfahren. Die Presse sollte dasselbe so lange vor die Oeffentlichkeit am Pranger halten, bis es endlich einmal abgestellt wird."

Kleine literarische Revue.

— **Der „Straßburger Bote."** Unter dieser Benennung ist in Straßburg ein deutsches Wochenblatt begründet worden*), das, wenn es sich fern davon hält, zu erbittern und zu verstimmen, wenn es sich bestrebt, in unbefangener Weise ein Organ der deutschen Denkfreiheit, der ruhigen Erwägung der internationalen Verhältnisse und der Förderung socialen Friedens zu sein, ungemein wohlthätig auf die bürgerlichen und die ländlichen Verhältnisse des Elsasses und Deutschlothringens einwirken kann. Es ist zu wünschen, daß sich recht tüchtige Kräfte dem Unternehmen anschließen mögen, denn es ist nichts Leichtes, eine durch den Glanz der französischen Geschichte und durch die nicht weg-

*) Straßburg, Friedr. Wolff, Preis 2 Francs (16 Sgr.) jährlich.

zulengnenden, blendenden Eigenschaften des französischen Geistes seit Jahrhunderten dem deutschen Volksleben und seinen zwar minder blendenden, aber mehr das Herz befriedigenden Tugenden entfremdete Bevölkerung wiederzugewinnen. Einer noch so tüchtigen büreaukratischen Verwaltung allein, und wäre sie auch viel umsichtiger und weniger eigenwillig, als es die des Herrn Präsidenten von Kühlwetter war, wird dies nimmermehr gelingen. Mit Vergnügen stimmen wir in die Worte der Redaction des neuen Wochenblattes ein, wenn sie in der Einleitung sagt:

„Das Elsaß und das benachbarte Lothringen haben eine so reiche Geschichte, als nur irgend ein deutscher Volksstamm; wir werden uns bemühen, in einem unserm Raume und Leserkreise entsprechenden Weise die Erinnerung an diese Geschichte und ihre großen Männer aufzufrischen, wobei manche schiefe Auffassung, mancher geflissentliche oder unfreiwillige Irrthum zu berichtigen sein wird. Wir citiren hier die Worte eines trefflichen Elsässers: Die Entfremdung, die sich in keiner Weise leugnen oder bemänteln läßt, wird an dem Tage weichen, wo an die Stelle der in vieler Hinsicht unglaublichen Unwissenheit oder des noch schlimmeren falschen Wissens, Besseres und Tüchtigeres treten wird.

— **„Freundesklage."** *) Welcher Ton auf der Leier des Dichters wäre wohl so sicher, einen Wiederhall in jedem empfindenden Herzen zu wecken, als der Ton der Klage! In einer Welt, wo von zwei Menschen, die sich lieben und für einander leben möchten, stets der Eine früher abgerufen wird und den Andern allein zurücklassen muß, giebt es wohl nur wenige Existenzen, die nicht ihr lebelang eine durch den Tod gerissene Lücke fühlbar mit sich herumtragen. Dem Dichter ist es gegeben, dies allgemeine Menschenloos zu verklären und in die Regionen der versöhnenden Beschauung zu erheben. Doch nicht jedem Dichter ward diese Gabe verliehen. Tennyson aber ist einer von denen, die den Ton reiner Trauer und Klage anzuschlagen wissen. Seine berühmte Sammlung „In Memoriam", die er dem Andenken eines früh verstorbenen Freundes Arthur Hallam, dem Sohn des berühmten Historikers gewidmet, erscheint zum erstenmal im deutschen Gewande und wird gewiß nicht verfehlen, sich bei uns ebenso viele Freunde zu erwerben wie in England. „Unzählige englische Herzen", sagt der Uebersetzer in der Einleitung, „haben sich bei ihrem Erscheinen von den Trauer-Akkorden Tennyson's wie von einem eigenen unersetzlichen Verluste erschüttert und ergriffen gefühlt. Unzähligen englischen Herzen sind diese Klagelieder seitdem in Stunden wortlosen Schmerzes zum beredten trostbringenden Freunde geworden. Aus dieser Sammlung suche ich eine Auswahl des Besten und Allgemeinverständlichsten in den folgenden Nummern auf deutschen Boden zu verpflanzen."

Der Uebersetzer hat auch bei dieser Arbeit wieder den feinen Sinn für die Klangfärbung, für die Details, ja die Zierlichkeiten der Sprache bewährt, die er mit einer an Meisterschaft gränzenden Fertigkeit wiederzugeben versteht. Die elegische Farbe, in die der ganze Blüthenkranz von Dichtungen gleichsam getaucht ist, der zartsinnige Duft des Originals sind treu wiedergegeben. So wird das zierliche Büchlein mancher ernsten Seele eine dankenswerthe Gabe sein.

*) Nach Alfred Tennyson's In Memoriam, frei übertragen von Robert Waldmüller-Duboc. Hamburg, H. Grüning, 1870.

— **Oskar Blomstedt.** Die finnische Zeitung Uusi Suometar (Neue S.) meldet den frühzeitigen Tod dieses ebenso begabten, als liebenswürdigen Gelehrten, über dessen kritisch bearbeitete und sehr anziehend stilisirte „Bilder aus dem Kriege des Jahres 1808" (Kuvaelmia 1808 vuoden sodasta. Helsingf. 1858), denen der Aufruhr in Kauhajoki „im Jahre 1808" (Kapina Kauhajoella v. 1808. Abo 1862) sich würdig anreihte, wir früher berichtet haben. Im Jahre 1865 verweilte Blomstedt eine Zeit lang zu pädagogischen Zwecken in Berlin und reiste von da nach Ungarn, wo er die magyarische Sprache eifrig erlernte und ihren Beziehungen zu finnischen Idiomen, zumal dem Suomi und dem Samelassischen (Lappischen), nachforschte. Die Ergebnisse dieser Studien machte er seitdem als Lehrer an der Hochschule zu Helsingfors fruchtbringend, und im Jahre 1869 erschien seine Ausgabe des ältesten magyarischen Sprachdenkmals (Halotti Beszéd, d. i. die Leichenrede) mit gründlichen sprachvergleichenden Erläuterungen. Mitten in seinem rühmlichen Wirken erlag er, erst 38 Jahr alt, einer kurzen aber harten Krankheit.

— **Wer hilft der Mutter ihre erziehliche Aufgabe lösen?** *) Die Verfasserin der vorliegenden kleinen Schrift, welche aus vier im Berliner Lehrerinnen-Verein gehaltenen Vorträgen entstanden ist, hat sich durch eine langjährige segensreiche Thätigkeit auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes die Befähigung erworben, in dieser wichtigen Angelegenheit ein Wort zu sprechen, und was noch mehr ist die Berechtigung, gehört zu werden und ihre Lehren beherzigt zu sehen. Die Schrift behandelt in sehr klarer, eindringlicher Weise die Hülfe, welche Fröbel der Mutter bei der ersten Erziehung an die Hand giebt, und wir wünschen daher vor Allem, daß es von recht vielen Müttern gelesen werde, denn bei dem Streite und der Unklarheit, welche noch immer darüber herrschen, ob der Kindergarten und die Fröbelsche Erziehungsmethode eine gute, geeignete Vorbereitung für den folgenden Schulunterricht sei oder nicht, ob er fördernd oder hemmend wirkt, ist es gewiß von Wichtigkeit, ein auf Erfahrungen gestütztes Urtheil zu hören, das sich in warmen Worten dafür ausspricht.

J. H.

— **Frauenbildung in Indien.** Im Jahre 1860—61 gab es in und um Calcutta für eingeborene Mädchen nur sechszehn Schulen mit 395 Schülerinnen, zehn Jahre später, in den Jahren 1869—70, war die Zahl der Schulen bereits auf 284 gestiegen, welche von 6569 Schülerinnen besucht wurden. Im ganzen britischen Reiche, giebt es jetzt nicht weniger als 2000 Mädchenschulen, durch welche 50,000 Mädchen Unterricht erhalten. Wie weit die Bildung der Hindufrauen bereits vorgeschritten, erhellt aber ferner noch aus dem Umstande, daß in Calcutta eine hindostanische Frauenzeitung unter dem Titel „Behamabodhini Pattrica" erscheint. Dieselbe erfreut sich Seitens der eingeborenen Damen nicht bloß dadurch einer großen Theilnahme, daß sie von ihnen sehr eifrig gelesen wird, sondern sie enthält auch werthvolle Beiträge aus der Feder hindostanischer Schriftstellerinnen, welche sowohl in Versen, wie in Prosa die verschiedensten sozialen, historischen und sittlichen Materien behandeln. Wenn das in Indien geschieht, dann ist es wahrlich nicht zu viel, wenn in England die Frauen das Stimmrecht verlangen.

J. H.

*) Von Auguste Weyrowitz, Berlin, Otto Löwenstein.

Literarischer Sprechsaal.

Zu den werthvollsten Gaben auf kirchlich-religiösem Gebiete, die uns in jüngster Zeit aus München zugegangen, gehören die beiden dort von Herrn Dr. Eberhard Zirngiebel am 16. und 23. März d. J. gehaltenen Vorträge über die kirchliche Frage nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für die Gegenwart.*) Wir lassen, um den Geist und die Tendenz dieser Vorträge erkennen zu lassen, die nachstehenden Aussprüche folgen, die dem ersten Vortrage entlehnt sind:

„Es giebt keine Religion da, wo durch den Menschen selber sich nicht eine lebendige Beziehung zu Gott offenbart; und es ist keine solche lebendige Beziehung zu Gott da vorhanden, wo die Religion dem Bekenner — gegenüber den Motiven des schwankenden Erdenlebens — nicht zur unwandelbaren Stütze dadurch wird, daß sie ihm die Würde der Persönlichkeit und die Festigkeit des Charakters zumißt. Erschöpft diese Anforderung auch nicht das volle Wesen der Religion, so ist sie doch wenigstens ein Moment, das nie fehlen darf. Keine positive Offenbarung, kein Eindruck von Außen würde je das Innere des Menschen bewegen können, wenn das Religionsbedürfniß nicht in der menschlichen Natur selber läge. Ohne diese Anlage, mit welcher zugleich die persönliche, d. i. sittlich-freie Mitthat als Wesensbedingung jeder wahren Religion gesetzt ist, würde für die Menschen Alles, was von Religion übrig bliebe, ein unbrauchbarer, der menschlichen Würde unwürdiger Begriff sein; — und diejenigen hätten Recht, welche Religion mit pfäffischem und politischem Blendwerk in Verbindung brächten."

....„Wenn es zu wirklicher Religiösität kommen soll, muß der freie sittliche Wille entscheidend eingreifen. Einer wirklichen Religiösität wird immer das Siegel sittlicher Selbstentscheidung aufgedrückt sein; nur in steter sittlich-religiöser Erfahrung wird das rechte Erkennen auf dem Gebiete höherer, sittlich-religiöser Wahrheit fortschreiten. Alle religiösen Uebungen, alles religiöse Wissen und Glauben ist todt und verdienstlos ohne unsere eigene sittliche Mitthat, ohne jenes ursprüngliche Eingehen in die nur unmittelbar zu erfahrenden göttlichen Bezeugungen und ohne das fortwährend neue Ergreifen und treue Bleiben in dem, was sich uns dargeboten und dann auch auf die Dauer in unser Innerstes eingesenkt hat. Für den religiösen Menschen ist darum Religion durch und durch sittlich, Sittlichkeit sonach höchste Bewähr der Religiösität. Religiösität und Sittlichkeit sind nur die zwei Seiten einer und derselben Sache. Wessen Religion allein auf die religionsgenossenschaftliche Vorstellung von Gott und auf die daraus abgeleiteten Satzungen sich stützt, der mag wohl aus dem Wasser wiedergeboren dastehen, — der Geist Gottes ist nicht über ihn gekommen."

Das Berliner „Militair-Wochenblatt", das seit sechsundfünfzig Jahren auf dem Ehrenposten der deutschen Kriegswissenschaft Wache hält, und das während des abgelaufenen Krieges aus einem „Wochenblatt" ein „Tageblatt" geworden, welches den Zeitungen täglich durch seine militairisch geordneten Uebersichten der Ereignisse einen Vorsprung abzugewinnen wußte, hat zwar seit Wiederherstellung des Friedens die täglichen Publicationen eingestellt, doch ist die Ausgabe von Extrablättern oder Nummern von größerem Umfange, so oft der Stoff dazu vorliegt, beibehalten. Gleichzeitig hat das „Militair-Wochenblatt", seit dem 1. Juli d. J., neben dem amtlichen Theile der Personalveränderungen in der Armee, der öffentlichen Kundgebungen des Kriegsministeriums und des Generalstabes, einen in jeder Nummer wiederkehrenden nichtamtlichen Theil eingeführt, welcher militairwissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Aufsätzen und Notizen, militairischen Korrespondenzen, sowie Besprechungen neu erschienener Werke, die besonders militairisches Interesse beanspruchen, gewidmet ist. Der Redaction ist in Bezug auf diesen nichtamtlichen Theil völlig freie Bewegung eingeräumt, und sie weiß diese Freiheit auf die sachgemäßeste Weise zu benutzen. Außer den Mittwochs und Sonnabends erscheinenden Wochennummern, werden von Zeit zu Zeit, je nachdem das Tagesinteresse es wünschenswerth macht, Beihefte mit umfangreicheren Aufsätzen gratis geliefert. Der Abonnementspreis ist zwar um 5 Sgr. pro Quartal erhöht, ist jedoch immer noch außerordentlich niedrig: nämlich 1½ Thlr. vierteljährlich.

Das kürzlich erwähnte, in London erschienene Buch über die Schlacht von Dorking trägt den Titel „The Fall of England. 1875 — 1925. The Battle of Dorking: Reminiscences of a Volunteer." Es ist eine im J. 1925 von einem alten Manne seinen Enkeln erzählte Geschichte der Schlacht von Dorking, in welcher Preußen fünfzig Jahre vorher, also im J. 1875, England eroberte, wobei zugleich die Gründe auseinandergesetzt werden, weshalb das an der Spitze Deutschlands stehende Preußen in einem halben Jahrhundert das an vielerlei Schwächen leidende England, ebenso wie das imperialistische Frankreich, zu demüthigen und von seiner erträumten politischen Höhe herabzustürzen vermochte. Die Schrift, deren Kapitel einzeln in den Edinburger Monatsheften von Blackwood abgedruckt waren, hat in ihrer Buchform bereits mehrere Auflagen erlebt und ist ein Beweis von dem mächtigen Eindrucke, welchen die wunderbaren Kriegsereignisse im J. 1870–71: der Sturz des den Engländern so imponirend erschienenen französischen Kaiserreichs und die Demüthigung des anmaßendsten Volkes der Welt, auf die Phantasie der Engländer gemacht. In vier Episoden wird zuerst die Vernichtung der britischen Flotte, dann die deutsche Schlacht bei Dorking, darauf die Einnahme von London und endlich der Fall des britischen Reiches geschildert. Natürlich spielt in dieser prophetischen Fiction der politische Partei-Standpunkt des Verfassers eine Hauptrolle. Was kann es für ein besseres Mittel geben, Lord Granville und seine Kollegen in der Meinung John Bull's herunterzubringen, als die Besorgniß, daß unter dieser Verwaltung das reiche England eine Beute Bismarck's und der preußischen Ulanen werden könne? Von künstlerischer Entwickelung eines, wenn auch abenteuerlichen, doch immerhin anziehenden novellistischen Stoffes ist dabei keine Rede. Alles ist Leitartikel-Stil und politische Decorations-Malerei. Wenn die Engländer auch keine Schlacht von Dorking zu fürchten haben, so scheint doch im J. 1870 der gesunde Verstand, den sie sonst immer bei Beurtheilung der allgemeinen Weltlage zeigten, eine bedeutende Niederlage erlitten zu haben.

---

*) Papstthum und Religion. Berlin, Lüderitz (C. Habel). 50 S.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 10.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 5. August 1871. **[№ 31.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Geschichte des Elsasses, von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer.*)

Das alte und das neue Elsaß.

Der große Umschwung der Dinge in Elsaß und Lothringen, welcher eine Fluth von Schriften über diese Landestheile an das Tageslicht gefördert hat, mußte auch nothwendig einzelne schon größere Arbeiten hervorrufen, unter denen die von zwei Wiener Gelehrten, den Professoren Dr. Ottokar Lorenz und Dr. Wilhelm Scherer zusammengestellte „Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" die vorzüglichste Aufmerksamkeit verdient, indem sie den Maaßstab der sonstigen Gelegenheits-Literatur um ein Bedeutendes überschreitet. Das Werk ist, streng genommen, keine umfassende Landesgeschichte der geschilderten Gegend, es ist vielmehr eine wohlaneinandergefügte Reihe historischer Skizzen, was auch der Nebentitel „Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark" offenherzig andeutet. Daß diese Skizzen eine zusammenhängende Erzählung bilden, ist ein hoher technischer Vorzug der Arbeit. Selbst ein geübtes Auge kann die Bruchstellen dieses farbenreichen Mosaiks nur schwer erkennen; der Glanz, die Wärme und die Lebhaftigkeit der Sprache geben dem Ganzen einen so starken Redefluß, daß die übersprungenen Episoden kaum vermißt werden. Die Verfasser haben für's Volk schreiben wollen, nicht gelehrte Studien, überhaupt nicht selbständige Forschungen geliefert, sondern mit ungemeiner Geschicklichkeit die Ergebnisse ihrer elsässischen Vorgänger, namentlich die von Adam Walther Strobel und Ludwig Spach, zu verwerthen verstanden, daher jedes Quellencitat vermieden ist. Die Zeit war den Autoren in Folge des reißenden Fluges der Zeitereignisse knapp zugemessen; sie haben unter diesen Umständen und für den Zweck einer populären Darstellung ungewöhnlich Tüchtiges geleistet. Auch wo sie irren, wird ihnen der patriotische Beurtheiler um ihrer Gesinnung willen gern die eine oder die andere Abweichung von dem wirklichen Sachverhalt verzeihen. So wünschenswerth es gewesen wäre, wenn durch langes Studium herangebildete Kenner alsatischer Landes- und Kulturgeschichte das schöne Unternehmen in's Werk gesetzt hätten, muß doch eingeräumt werden, daß die beiden Verfasser überraschend schnell in diesen so schwierigen und weitschichtigen Stoff sich eingearbeitet haben. Der erste jetzt lebende Geschichtschreiber Alsatiens hat ihnen gerade wegen der Uebersichtlichkeit ihrer Darstellung das schmeichelhafteste Lob ertheilt, und ein solches ist aus solchem Munde für eine Erstlingsarbeit auf dem fraglichen Gebiete sicherlich ein wahrer Triumph.

Jener Mikrokosmos deutscher Reichszustände, welcher in der bunten Musterkarte der politischen Individualitäten des Elsasses sich kundgab, wo geistliche und weltliche Fürsten, Reichsgrafen, Reichsritter, Reichsprälaten, freie Reichsstädte, und sogar 40 unmittelbare Reichsdörfer neben einander gruppirt waren, bietet dem Historiker von vornherein die erhebliche Schwierigkeit dar, daß ihr ein großer leitender Faden der Geschichtserzählung gebricht. All' diese unzählig vielen kleinen Territorien hatten im Grunde jedes für sich allein seine selbständige Geschichte; eine wirkliche Provinzialgeschichte hat es erst seit der französischen Herrschaft gegeben, während das dicht angränzende und mit dem Elsaß vielfach eng verschlungene Lothringen an der Stammtafel seiner Herzoge und der Reihenfolge der gefürsteten Bischöfe von Metz, Toul und Verdun einen leicht festzuhaltenden Faden der Orientirung besaß und die ganze lothringische Geschichte in That und Wahrheit zu allen Zeiten als Provinzialgeschichte uns entgegentritt. Das Elsaß, immer ein eigenartiges Wesen und ein höchst complicirter Körper, hat dem pragmatischen Geschichtschreiber stets eine nur annähernd einheitliche Betrachtung verstattet; man hat, wie z. B. Spach gethan, für die Geschichte des Niederelsasses an die Fürstbischöfe von Straßburg angeknüpft, für die des Oberelsasses dagegen an die Reihe der Landgrafen des Sundgaues aus dem Hause Habsburg, welche wiederum durch Lehnsverhältnisse mit den Straßburger Bischöfen verbunden waren. Lorenz und Scherer haben einen neuen Weg einschlagen können. Da ihr populärer Zweck sie von dem Zwange pragmatischer Einheit losgesprochen, wählten sie eine kulturhistorische, beziehungsweise literarhistorische Anordnung des Stoffes, indem sie den Typus jedes Zeitalters elsässischer Geschichte an den beherrschenden Haupterscheinungen zu kennzeichnen suchten. So ist eine Gruppirung des Gemäldes gewonnen worden, die auch dem Laien schnellen Einblick in das geistige Triebwerk der alsatischen Geschichte gewährt.

Kleinstaaten sind bekanntlich selten oder nur zeitweise die Wohnstätten großer politischer Machtentfaltung. Die Beispiele von Athen und Rom haben im Mittelalter nicht mehr Geltung gehabt. Dafür aber hat die Selbstregierung der kleineren Rechtskreise in der Blüthenperiode des Mittelalters herrliche Früchte getragen und die Vertiefung des religiösen Bewußtseins, welche das Christenthum hervorgebracht, der zerklüfteten Gesellschaft eine geistige Einheit verliehen, welche die Menschen oft enger aneinander knüpfte, als später die schärfsten Polizeigesetze

*) Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung von Dr. Ottokar Lorenz und Dr. Wilhelm Scherer. Berlin, Franz Duncker, 1871. (Zwei Halbbände, 234 und 261 S.)

und Zwangsverordnungen es vermocht haben. Trotz aller Willkür der kleinen Herren, die das Flachland behaupteten, gab es frisches, kräftiges, urwüchsiges Leben in den deutschen Gemeinwesen des Mittelalters, nicht bloß den städtischen; die föderativen Genossenschaften der Städte, des Adels, der geistlichen Körperschaften hatten Mark in den Knochen, und selbst der Kampf der Stände, oder besser der Berufsklassen innerhalb der einzelnen Gemeinwesen, hatte in jener Blüthezeit einen gesunden, ja einen großartigen Charakter, der von dem Kastengeist späterer Tage himmelweit entfernt war. Bürger und Edelmann waren in den Städten ursprünglich nichts verschiedenes, denn die ältesten Bürgergeschlechter, die Abkommen der „Burgmannen", waren ritterbürtigen Adels, wovon im Elsaß die Spur bis zur französischen Revolution hinabreicht. Bis 1789 gehörte der Straßburger Stadtadel durchweg der reichsfreien Ritterschaft an. Zumal der Adel des Niederelsasses hat an der bürgerlich-städtischen Entwickelung den bedeutsamsten Antheil gehabt. Und er hat seinen Antheil an den Geschicken der Stadtgemeinden sich niemals nehmen lassen mögen. Selbst ein Raubritter, wie Braun von Rappoltstein (Bruno von Ribeaupierre, gestorben 1398), hat es sich zur Ehre und zu großem Vortheil angerechnet, Mitbürger der freien Stadt Straßburg zu sein.

Dieses Element der Staats- und Rechtsgeschichte des Landes, welches das krause Detail der alsatischen Dinge am buntesten und schärfsten abspiegelt, tritt bei den Herren Lorenz und Scherer gar sehr zurück. Desto eingehender stellen sie die literarhistorischen Verhältnisse dar, und hier vor Allem zeigen sie sich wohlunterrichtet. Seit der Schlacht bei Ober-Hausbergen (8. März 1262), in welcher die Bürger von Straßburg das Heer ihres Bischofs Walter von Geroldseck auf's Haupt schlugen und das Joch der episkopalen Herrschaft für immer abschüttelten, strebte der zum Selbstbewußtsein erwachte Sinn des alsatischen Bürgerthums danach, sich eine Geschichtschreibung zu schaffen. Der Chronist Gottfried von Ensmingen beschrieb jenen „conflictus in Husbergen" in lateinischer Sprache; hundert Jahre später wurde sein Bericht von Fritsche (d. h. Fritz) Closener, Priester am Münster zu Straßburg, in's Deutsche übersetzt, und diese Uebersetzung wiederum hat der berühmte Jakob Twinger von Königshofen wörtlich in den Text seiner für die Geschichte des Elsasses und ganz Deutschlands hochbedeutsamen Chronik, die mit 1414 abschließt, aufgenommen.

Der Aufschwung des Bürgerthums und neben ihm gleichzeitig das Emporkommen des Hauses Habsburg, welches die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeichnet, haben der elsässischen Geschichtschreibung den Grundstein geliefert. Daß die Habsburger, ein uralt elsässisches Dynastengeschlecht, das erst der Westfälische Friede seiner Heimat entriß, ihre Herrschaft über weite Länder Europa's ausdehnte und bald den höchsten Rang und den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke des Erdtheils gewann, hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, den Horizont der alsatischen Geschichtschreiber zu erweitern und ihren Stoff zu bereichern. Auch hatten die Habsburger in der That um das Elsaß sich Verdienste erworben. Schon die „Annalisten von Colmar", Dominikaner-Chroniken, verherrlichen deshalb den oberelsässischen Landgrafen Rudolf von Habsburg, der 1272 als Rudolf I. den Kaiserthron bestieg. Rudolf war ein Nachfahr jenes Werinhar oder Werner, dessen Bruder Radbod auf einem Felsen des Aargaues die Burg Habsburg erbaut hatte, und Werinhar seinerseits ist (1015) der wahre Gründer des Straßburger Münsters gewesen. Dann war es nicht minder eine merkwürdige Verkettung der Thatsachen, nach welcher die innige Freundschaft Rudolf's von Habsburg zu dem Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg das Riesenwerk der Kathedrale Erwin's von Steinbach (Conrad hatte den Meister Erwin zum Ausbau des Münsters angenommen) unvergleichlich gefördert hat. Rudolf's Thätigkeit im Elsaß war unscheinbarer, als diejenige, welche er in seinem neuen österreichischen Besitz entfaltete, aber, indem er mit eiserner Willenskraft den Landfrieden herstellte, war sie wichtig und segensreich genug. Man muß die Rolle der Habsburger im Elsaß nicht unterschätzen. Sie haben allerdings, nachdem die Reformation und mit ihr die Kirchenspaltung eingetreten, der katholischen Reaction sich rückhaltlos in die Arme geworfen, in ihrer Landgrafschaft Oberelsaß die „Ketzerei" mit Schwert und Henkerbeil bekämpft, doch die Jahrhunderte überdauernden Sympathien, welche dies Fürstengeschlecht im Sundgau sich zu verschaffen und zu bewahren wußte, zeugen an sich selbst, daß sie im Ursprunge berechtigt waren, sonst wären sie überhaupt nicht möglich gewesen! Es ist etwas auffallend, daß die Herren Lorenz und Scherer, Beide Oesterreicher und Katholiken, diesen unleugbaren Sachverhalt in's Dunkel schieben.

Nichtsdestoweniger bleibt es ebenso wahr, daß die Habsburger, je weiter ihr Scepter nach Osten vordrang, um so mehr der Geisteskultur und der politischen Eigenthümlichkeit des Elsasses entfremdet wurden. Gewiß hat in den Reichsstädten des Landes die „Kaiserliche Majestät" stets auf die loyale Anhänglichkeit der Bürger vertrauen können und die vielgerühmte Panegyris Carolina, das Lob- und Huldigungslied des Humanisten Hieronymus Gebweiler auf Kaiser Carl V., hat dies noch kurz vor dem Ausbruch der Reformation männiglich kundgethan. Dagegen war der Kern des geistigen wie des politischen Lebens der Provinz von den Strömungen der Regierungsgedanken Habsburgs nach allen Richtungen unabhängig. Thomas Murner hat nicht dem Kaiser zu Liebe gegen Luther geeifert, sondern aus Ingrimm wider die Auswüchse, welche die zeitliche Erscheinung des Reformationswerkes entstellten. War der Einfluß der Habsburger mächtig, so war er doch bei der territorialen Zersplitterung des Landes keineswegs allmächtig, vollends nicht im Niederelsaß, das schon damals auch die geistige Metropole Alsatiens umfing. Eine frische, kernige Selbständigkeit und ein starkes, eigenartiges Selbstbewußtsein durchwehten alle Hervorbringungen des alsatischen Geistes. So erscheint Johann Fischart, der deutsche Rabelais, so Moscherosch, so Christoph von Grimmelshausen, der Verfasser des (zuerst in Mömpelgard 1669 an's Licht geförderten) Simplicissimus, lauter Männer, die mit dem Schwerpunkte ihres Daseins dem Elsaß angehört haben. Man ist deutsch in jeder Faser des Herzens, auch wo man französische Stoffe bearbeitet und während schon die Politik des Straßburger Magistrats ihr Auge auf Frankreich wendet! Es hat langer, sehr vorsichtiger und planmäßig energischer Einwirkungen der Bourbonischen Staatsleitung bedurft, um diese deutsch geartete Bevölkerung vom Reichskörper loszureißen. Die ungemeine Zähigkeit und Festigkeit des elsässischen Charakters hat hartnäckigen Widerstand geleistet, und er ist schließlich mehr den religiösen als den politischen Anstößen gewichen.

Denn die Katholisirung des Elsasses war es, welche den französischen Gewalthabern bei ihren Französirungs-Versuchen die wirksamsten Handhaben gewährt hat. Auch die Verfasser der vorliegenden Geschichtschreibung wissen davon zu erzählen. Die unverhältnißmäßige Begünstigung der Katholiken, welche den Clauseln des Westfälischen Friedens einen ganz modernen, funkelnagelneuen Sinn unterlegte, schuf eine Menge protestantischer Gemeinden zu katholischen um, verzehnfachte die Zahl der Katho-

liken Straßburgs, brachte die Protestanten um die Hälfte der politischen Aemter, wie um die Hälfte ihres Kirchengutes, führte mit der katholischen Propaganda eine starke Colonie von Alt-Franzosen in's Land, setzte neben der protestantischen Hochschule in Straßburg eine katholische ein und schlug eine Brücke geistigen Verständnisses nach dem Innern des französischen Reiches. Die Zersetzung des Rechtszustandes durch die Uebergriffe der Provinzial-Intendanten und der königlichen „Prätoren" (der Regierungsvertreter in den alten Reichsstädten), die theils aus Uebelwollen, theils aus Mißverstand entsprungenen Irrthümer der Gerichtsbarkeit des Conseil souverain d'Alsace, der seinerseits auch der Katholisirung den weitgreifendsten Vorschub that, endlich der äußere Glanz und Schimmer, den das ancien régime täuschend und verwirrend, aber auch zum Deckmantel seiner Fehler und Sünden um sich verbreiten ließ, waren die tausendfachen Beförderungsmittel einer Umwandelung, welche die französisch-katholische Politik als ein Meisterstück ihrer Gattung betrachten durfte.

Aber erst die Revolution hat die Sachlagen hervorgezaubert, welche das heutige Franzosenthum im Elsaß eingewurzelt haben. Lorenz und Scherer, den besten Gewährsmännern in diesem Urtheil nachfolgend, geben wesentlich ein ganz richtiges Bild von diesem Prozeß; das Jahr 1789 hat nirgends in der Welt so epochemachend gewirkt, als im Elsaß. Die Hauptsache ist, daß die nationale Auffassung des Gebrauches der deutschen Sprache sich verlor! Man sprach im Beginn dieser Periode noch sehr viel deutsch, behauptete aber und bethätigte nur allzu oft, daß man im Herzen französisch sei. Die überaus kühle, zum Theil geradezu feindselige Aufnahme, welche 1814 und 1815 die Verbündeten im Elsaß fanden, war ein drastischer Beleg der herrschenden Stimmung. Und obgleich unter der Restauration und genau schon seit 1816, wo Georg Daniel Arnold's „Pfingstmontag" (Lustspiel in Straßburger Mundart) erschien, die deutsche Literatur des Elsasses ein wenig wieder auflebte und unter Ehrenfried Stöber's Führung, zumal in der Lyrik, einzelne sehr schöne Erfolge errang, blieb doch der Grundton aller Lebensrichtungen das französische Element, das französische Staatsbürgerthum. Für diese Epoche der deutschen Literatur eine soziale oder gar eine politische Bedeutung beimessen, ist mehr als gewagt. Schreiber dieser Zeilen, der in dem fraglichen Sachverhältniß sich ein Urtheil erlauben darf und als der Sohn eines Elsässers mancherlei Einzelheiten erfuhr, die man sonst wohl verschwiegen hätte, muß der Wahrheit gemäß erklären, daß er von dem Einflusse der deutschen Literatur, unter den jeweiligen Umständen, einen erheblichen Schritt zur Wiederverdeutschung des Landes nicht erwartet hat, und daß die Herren Lorenz und Scherer die Sache in viel zu rosenfarbenem Lichte betrachten. Wo man irgendwie merken ließ, daß die Pflege der deutschen Literatur einen national-politischen Hintergrund haben könnte, schauderten die Betreffenden wie Sinnpflanzen vor unsanfter Berührung zurück. Die Bestrebungen von August und Adolf Stöber werden von den Verfassern, die hierin unseren Literarhistorikern folgen, geradezu falsch aufgefaßt; selbst August Stöber hat sehr viel französisch geschrieben, auch ist der Gebildete Straßburgs jetzt weit eher noch deutsch, als der von Mühlhausen. Desgleichen lassen die beiden Historiker in Betreff mancher Persönlichkeiten ihrer Phantasie etwas den Zügel schießen. In die Charaktere der Straßburger Maires Friedrich Schützenberger und Friedrich von Türckheim („Lili's Sohn") legen sie einen Gegensatz, der mindestens nicht in der dargestellten Weise bestanden hat. Schützenberger war durchaus moderner Elsässer, und Türckheim (gestorben 1850), dessen Bruder Wilhelm der Lieblings-Adjutant des Generals Rapp gewesen, hat bei aller Pietät für seine Mutter die französische Gesinnung wie ein Erbtheil seines Familienzweiges gepflegt. Man muß derartigen Thatsachen mannhaft in's Auge schauen, statt sich Einbildungen hinzugeben, welche die Wirklichkeit Lügen straft. Und dennoch wird derjenige nicht verzweifeln, der von einer bedächtig, vorsichtig, in keinem Punkte übereilt wirkenden Thätigkeit der Vertreter des Deutschthums im Elsaß die geistige Wiedereroberung erwartet. Festigkeit, Geduld und Ausdauer gehören dazu. Rom ist nicht an Einem Tage erbaut worden und das deutsche Reich auch nicht. Eine Politik, die schaffen und, was noch viel schwerer ist, umschaffen will, bedarf der Zeit, der Stetigkeit, der auf entfernte Eventualitäten ruhig gefaßten Selbstgewißheit. Sofern diese Eigenschaften bei uns vorhanden, wird das Werk der Wiederverdeutschung des Elsasses gelingen, ja noch ein größeres, das der Wiedervereinigung aller deutschen Stämme, aller einstigen Glieder des Reichs!

Trauttwein von Belle.

F. W. Jähns: „Carl Maria v. Weber in seinen Werken."*)

Es ist uns eine große Freude, dem Publikum von dem Erscheinen dieses Buches berichten zu können, welches, auf eines der wichtigsten musikalischen Gebiete bezüglich, die Kenntniß und Erkenntniß dieses Gebietes um ein Wesentliches bereichert, und zugleich in der Art, in welcher es seine Aufgabe löst, eine höchst musterhafte Arbeit darstellt, und Zeugniß giebt von deutscher Gründlichkeit und Ausdauer sowie von treuer Verehrung für einen großen Kunstgenius.

Von diesem Buche darf um so mehr ein Einfluß auf die Verhältnisse der Kunst erwartet werden, als dasselbe geeignet scheint, die Stellung Weber's zur heutigen Kunstwelt zu modificiren, zu klären und zu befestigen. Und dies ist sehr wünschenswerth; denn das Verhältniß Weber's zum gegenwärtigen Kunstleben ist, in eigenthümlicher Weise, theils ein schwankendes, theils ein prekäres.

Weber wird heutigentages auf der einen Seite sehr hoch gestellt, während man auf der anderen Seite solche Meinung nur eingeschränkt und bedingt gelten lassen will. Wenn wir nämlich nur unser unmittelbares Gefühl befragen, so sind wir veranlaßt, Weber, nach dem Eindruck des Bedeutenden, Edelschönen und Abgerundeten, den wir von seinen Werken empfangen, ohne Rückhalt unter die größten Künstler aller Zeiten zu zählen; hingegen wagt es unser Verstand nicht recht, dieses Gefühls-Urtheil unumwunden anzuerkennen. Die Gründe hierfür sind folgende:

Ueber den Grad der Bedeutung eines Künstlers kann nie die Stimme einer Generation, die Stimme nur seines Zeitalters entscheidend sein; vielmehr ergiebt sich ein allgemein und für alle Zeiten giltiges Votum erst durch das übereinstimmende Urtheil einer Reihe von Generationen; so bildeten sich alle die festen Standpunkte, auf denen wir heute einen Mozart, Beethoven, Bach u. s. w. erblicken: erst mehrere Menschenalter nach ihrem Tode wurde die Anerkennung ihrer Größe zu einer unanfechtbaren allgemeinen. Weber's Leben und Schaffen nun liegt noch nicht so weit hinter uns, daß wir uns schon competent fühlen sollten, das

*) Berlin, Schlesinger, 1871.

absolute Urtheil über seine Größe abzugeben. Zwar ist Weber nicht später gestorben als Beethoven, über welchen die allgemeine Stimme doch lange feststeht; jedoch ist er ziemlich viel später als Beethoven geboren, und sein Tod im frühen Mannesalter hinterließ den Eindruck, als sei in ihm ein werdendes Genie, das seinen Höhepunkt noch nicht erreicht habe, keine abgeschlossene Kunstpersönlichkeit, dahingegangen. Hierzu kommt noch, daß Weber ein Vertreter der romantischen Kunstart ist, welche von ziemlich vielen als eine weniger werthvolle der „klassischen" gegenübergestellt wird, weil letztere in dem festen Boden der Wirklichkeit wurzelt, während jene sich in dem luftigen Reich der Phantasie bewegt. — Alle diese Gründe lassen uns, wie gesagt, nicht wagen, die Meinung, daß Weber zu den größten Kunstheroen gehöre, mit Entschiedenheit auszusprechen, wie sehr dieselbe sich auch unserem unmittelbaren Gefühle aufdrängt. — Wenn Referent nun auch der Meinung ist, daß diese unsere Zurückhaltung vernünftig begründet und angemessen sei, und es wohl erst der nächstfolgenden Generation zukomme, die Schlußsentenz über Weber zu fällen, so hält er es doch für nunmehr an der Zeit, die Ansichten über Weber mehr zu klären, als es bisher geschehen ist, und unsere Meinung über ihn, wenn auch als subjektive, bestimmter zu formuliren.

Und dies beides zu fördern, scheint das vorliegende Buch besonders berufen zu sein, denn es macht uns zunächst mit Weber's sämmtlichen Schöpfungen äußerlich und innerlich bekannt, und gewährt uns so den Ueberblick über seine reiche Gesammt-Individualität. Es setzt aber auch alle die einzelnen Vorzüge seines künstlerischen Wesens in ein helles Licht: seine entschiedene Originalität, das Bedeutende, das Prägnante, Geschlossene seiner Persönlichkeit, den unvergleichlich kühnen Schwung seiner begeisterten, das überaus Zarte und Seelenvolle seiner sanften Empfindungen, die Gluth und den Zauber seiner Romantik, sowie das Keusche, Ideale des deutschen Gemüthswesens, das sich in seinen Tönen ausspricht. Andererseits beleuchtet der Verfasser Weber's kunstgeschichtliche Stellung, und erörtert namentlich die Bedeutung, die ihm als Schöpfer der romantischen und der specifisch deutschen Oper zukömmt.

Wir nannten aber Weber's Stellung zur heutigen Kunstwelt auch eine theilweis prekäre; wir meinen damit den Umstand, daß gewisse Werke Weber's der allgemeinsten Verehrung genießen, während andere der Vergessenheit, noch andere der Mißachtung überliefert sind, und wieder andere von Künstlern geliebt, vom Publikum abgewehrt werden, und umgekehrt. So hat der „Freischütz" die weiteste und festeste Anhängerschaft gefunden: bei der Künstlerschaft, dem Kunstpublikum, und vor Allem im Volk, ja in den Völkern, denn auf dem ganzen Erdenrund erklingen seine Melodieen; hingegen hat die „Euryanthe" beim Publikum so gut wie gar nicht Eingang erlangen können, während sie von Künstlern der einen Art als sein Höchstes geschätzt, von denen der anderen Art als Verirrung eines großen Genies angesehen wird. Die großen Cantaten Weber's sind unbekannt; die reichen Schätze seiner Musik für obligate Klarinette bleiben ungehoben; seine Kirchenmusik wird über die Achsel angesehen; von seinen drei schwungvollen Clavierconcerten wird eins viel und mit großer Liebe gespielt, die anderen fast niemals; in seinen Sonaten wollen manche Künstler „veraltete" Produktionen erblicken; einige patriotische Lieder für Männerchor leben im Volk, die Unzahl seiner übrigen, zumal Solo-Lieder — die sich durch eine ungemeine Grazie, Innigkeit und Idealität auszeichnen — sind vergessen. Alle solche Widersprüche müssen nothwendig mit der Zeit gelöst werden; und hier mitzuhelfen, wird dem Jähns'schen Buche schon einfach deshalb beschieden sein, weil es alle Werke Weber's vorführt und bespricht.

Der Titel des Buches läßt auf einen solchen Inhalt, wie wir ihn angedeutet, schwerlich schließen; man wird vielmehr nur eine trockene bibliographische Arbeit zu finden glauben. Der Titel lautet: „Carl Maria v. Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen, nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und untergeschobenen, mit Beschreibung der Autographen, Angabe der Ausgaben und Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen u. s. w." Man sieht, daß zunächst allerdings ein bibliographisches Werk in größter Vollständigkeit beabsichtigt ist. Letztere ist erreicht durch einen eminenten Fleiß, und eine Gründlichkeit und Genauigkeit, die dem undenkenden Leser sogar als Kleinlichkeit erscheinen dürften, welche aber der im bibliographischen Fache Erfahrene mit großem Lobe anerkennen wird. Wie viele Fälschungen und Verstümmelungen klassischer Werke würden vermieden, oder mit Leichtigkeit reparirt werden können, wenn wir von allen so exacte Berichte über ihre Autographe, Originalausgaben u. s. w. besäßen, wie obiger Autor sie uns liefert. Jener Fleiß und jene Sorgfalt sind die Frucht einer hervorragenden Sympathie des Autors für Weber's Genius, welche ihn schon in der Jugend zu emsiger Beschäftigung mit seinen Werken antrieb, und ihn ein halbes Leben daran wenden ließ, Weber's Manen dieses Monument zu setzen, und damit der Kunst ein werthvolles Geschenk darzubieten. Zu letzterem wird es aber namentlich dadurch, daß es das schwierige Problem löst, außer jener Ansammlung für die Kunst wichtiger äußerer Daten, zugleich ein ästhetisch wirksames Werk zu sein, ein Buch, das, wie es einerseits der kunstgeschichtlichen Wissenschaft dient, andrerseits vom Künstler und Kunstfreunde zur Anregung, und zur Erkenntniß der Muse und der Persönlichkeit Weber's, gern zur Hand genommen werde. Diese ästhetische Seite des Buches ist vertreten durch die erwähnten „Anmerkungen", die weit mehr sind, als dieser Name erwarten läßt, die häufig, zumal bei den Hauptwerken, den Umfang und die Bedeutung ausführlicher Abhandlungen erreichen, und in fesselnder Sprache geschrieben sind.

Wie viel schönen und richtigen Gehalt diese „Anmerkungen" bieten, mag aus Folgendem erhellen. Von jedem Werk wird eine Geschichte der Composition desselben gegeben, zu deren Herstellung Weber's Tagebuch mitbenutzt werden konnte; bei Vokalmusiken auch eine Geschichte des Textes. Bei den größeren Werken werden diese Abschnitte zu höchst interessanten; man durchlebt da Weber's innerliche Arbeit an seinen Conceptionen, belauscht ihn, wie er seine Gedanken empfängt, wie er sie gestaltet, umgestaltet, ausarbeitet. Hierzu ist aus den Weber'schen Briefen manches Werthvolle und Bezeichnende verwendet; und in der That sind diese Briefe besonders geeignet, uns seine Persönlichkeit zu vergegenwärtigen; sie sind in dieser Beziehung von günstigerer Beschaffenheit als die mancher anderen großen Componisten, von denen die Mehrzahl auf dem Briefpapier bei weitem nicht dieselbe Gewandheit zeigte, wie auf dem Notenpapier, während Weber's allgemeine Lebensbildung ihn befähigte, auch seine sprachlichen Gedanken deutlich und rund auszudrücken, und uns auch in ihnen ein klares, oft reizendes oder erhebendes Bild seines liebenswürdigen Wesens und hochsinnigen Charakters zu geben. Ferner giebt der Autor von jedem Werk eine kurze, in treffenden Ausdrücken gehaltene Charakterisirung, sowie sein Urtheil über die Bedeutung desselben, an und für sich, und im Verhältniß zu anderen Werken; woran sich, wenn solche vor-

handen sind, die Urtheile ehemaliger und heutiger Kritiker anreihen; namentlich sind oft die Aussprüche des trefflichen Rochlitz angeführt. Bei den Opern wird außerdem eine Geschichte ihrer Aufführungen in den hauptsächlichsten Städten, und ihrer Aufnahme beim Publikum und der Künstlerschaft gegeben, wodurch wir gleichzeitig ein Bild jener Zeit in künstlerischer Beziehung gewinnen, und die mannigfaltigen sympathischen und antipathischen Verhältnisse durchschauen, in welchen die großen Musiker der damaligen Epoche Weber gegenüberstanden.

Schließlich sei noch Folgendes aus dem Inhalt des Buches erwähnt. Bei etlichen Stücken ist eine Bestimmung des Tempo durch den Metronom beigefügt, theils vom Verfasser, theils von Weber selbst, theils von Andern herrührend. Die Jähns'schen Metronomisirungen sind oftmals als authentische anzusehen, beispielsweise beim „Freischütz", den der Verfasser in den Berliner, von Weber selbst vorbereiteten und geleiteten Aufführungen vielmal gehört hat. Wir wünschten, daß Kapellmeister und Sänger die dort zugefügten Bemerkungen über gewisse falsche Tempi, die im Freischütz genommen zu werden pflegen, wohl beachten möchten. Ebenso werden Pianisten wichtige Fingerzeige über die Werke ihrer Branche finden, so z. B. über das Concertstück in Fmoll. Interessant ist ferner die Erörterung des Einflusses, den Weber's Schöpfungen auf manche Zeitgenossen und Nachfolger ausgeübt, sowie der Nachweis, daß sich bei ihm mehrfach Spuren der Richard Wagner'schen Kunstart vorfinden, wovon z. B. die „Leitmotive" Zeugniß geben, die in allen seinen Opern erscheinen, im „Oberon" sogar eine wesentliche Rolle spielen. Am Schluß des Werkes befindet sich als angenehme Beigabe eine Anzahl Facsimilien von Weber's Handschrift.

Aus allem Angeführten wird der Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Jähns seine wichtige Aufgabe in gediegener Weise erfüllt hat. Den Zweck der bibliographischen Partieen des Buches: „den für die Welt wichtigsten Theil von Weber's Leben, der in seinen Werken besteht, darzustellen" (Einleitung pag. 13.), sowie den der ästhetischen Abschnitte: „Weber, den Menschen, aus seinem künstlerischen Schaffen heraus sich spiegeln zu lassen, und ihn als solchen in seinen Werken wiederzufinden" (Anmerkungen zum Freischütz pag. 310) — diesen doppelten Zweck erreicht der Autor in einem vorzüglichen Grade. Und so empfehlen wir denn dem kunsttreibenden und kunstsinnigen Publikum auf's Wärmste dies schöne Werk, und wünschen es viel gelesen und viel genutzt zu sehn.

William Wolf.

Fetischismus.*)

Der Fetischismus ist, im Grunde genommen, das schwierigste und wichtigste Kapitel aller Religionsgeschichte, indem in ihm der Anfang aller Religion gegeben ist; er ist so bedeutsam und räthselhaft, wie in der Geschichte der Organismen die Entstehung des Protoplasmas. Mit Recht hat er deshalb die Aufmerksamkeit aller eingehenden Forscher auf sich gezogen. Monographisches existirt allerdings nur wenig: De Brosses: „Du culte des dieux fétiches", durch welche Schrift das Wort Fetisch überhaupt erst in die Schriftsprache eingeführt wurde, und Rosenkranz' „Naturreligion", welches letztere Buch aber nichts ist, als eine weitere Ausführung der von Hegel in seiner Religionsgeschichte vorgetragenen Meinungen. Der Verfasser des vorliegenden Versuches verwirft alle transcendenten Erklärungsversuche und sucht auf empirisch-psychologischem Wege dem Problem beizukommen.

Der Fetischismus beruht nach ihm auf folgenden vier Ursachen: 1) das Bewußtsein reicht nur so weit, wie seine Vorstellungen und Objekte. Auf seiner niedrigsten Stufe hat der Mensch nur wenig Objekte. 2) Es ist das Wesen des Bewußtseins, seine Vorstellungen in causale Beziehung zu setzen. Die Ursache, als das Bewirkende, Erzeugende können wir uns nur vorstellen als etwas Kräftiges, besonders Mächtiges. Das Objektiv wird mithin als ursächliches oder wirkendes gesetzt, welches als das mächtigere, vorzüglichere erscheint. 3) Bei verschiedener Zahl der Objekte muß auch der Schätzungswerth derselben ein verschiedener sein; ein Bewußtsein von wenig Vorstellungen wird eine (in der Schätzung eines schon höher entwickelten Bewußtseins) geringe Vorstellung doch ebenso hoch schätzen, als ein höheres Bewußtsein seine höheren Objekte, weil jene relativ geringe Vorstellung unter den überhaupt geringen Vorstellungen des niederen Bewußtseins doch schon die bedeutendste ist. 4) Auf diese Weise kommt es, daß der Fetischist aus der engen Welt seiner Vorstellungen heraus, ein an sich wie für uns unbedeutendes, doch für ihn bedeutendes Objekt als ursächlich setzen kann. — Ein Beispiel wird den Gedankengang klar machen. Wilde haben noch nie einen Anker gesehen. Einer von ihnen schlägt von dem eines europäischen Schiffes ein Stück ab und stirbt am folgenden Tage. Die Ursache des Todes wird nun im Anker gesucht und dieser, da er den Tod eines Menschen bewirken konnte, als höhere Macht, als Fetisch, verehrt. Der Verfasser geht nun die Geschichte des wachsenden Bewußtsein oder vielmehr der wachsenden Bewußtseinswelt durch und zeigt, wie sich die Verehrung auf immer höher stehende Objekte richtet: Sachen, Berge, Pflanzen, Thiere u. s. w., bis endlich der Kultus des Himmels den Begriff des Geistes erzeugt und eine neue Epoche der Religionsgeschichte inaugurirt.

Hier müssen wir nun dem Verf. einen Vorwurf machen, wenn wir auch wissen, daß die Vermeidung desselben die ungeheuersten Schwierigkeiten mit sich gebracht hätte. Wir geben ihm vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß der Fetischismus sich in allen Epochen der Geschichte behaupte, daß es auch unter den modernen Völkern zahllose Individuen mit dem Horizont eines Negers und dem metaphysischen Bedürfniß eines Hottentotten giebt, daß fast aller Volksaberglaube Fetischismus ist. Allein es kömmt auf die Entstehung der Erscheinungen an. Der Verfasser citirt aber seine Beispiele bunt durcheinander, einerlei, von welcher Bewußtseinsstufe sie genommen sind. Auf diese Weise wird zuletzt alle Götterverehrung zu Fetischismus. Was soll man dazu sagen, wenn unter der Rubrik Thier unter andern aus der nordischen Mythologie der Sturmadler Hransvelgr, die Rosse des Tages und der Nacht, die Midgardhschlange angeführt werden? Welcher Mensch hat die Sonnenverehrung der Peruaner Fetischismus genannt? Wozu dienen überhaupt die langen, Mexico betreffenden Excurse? Es ist zwar nichts interessanter und romantischer, als diese vor dem kalten Hauche europäischer Geschichte dahingewelkten amerikanischen Kulturen, aber was hat der große Nezahualcoyotl mit dem Fetischismus zu thun? Auch können wir den Klagen des Verfassers nicht beipflichten: es war gut, daß den ekelhaften Metzeleien in den Teocallis von Tenochtitlan ein Ende gemacht wurde.

Wenn der Fetischismus genügend erklärt werden soll, so muß man ihn von allen andern Stufen der religiösen Entwickelung genau unterscheiden. Vieles erscheint bei einzelnen Individuen als

---

*) Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte von Fritz Schultze, Dr. phil. Leipzig, Karl Wölfferodt, 1871.

Fetischismus, was nur ein verkanntes Höheres, Reineres eines dahingegangenen Kultus ist, z. B. aller unser Volksaberglaube. Das sind so zu sagen Rückbildungen. Aber man kommt überhaupt in der Geschichte mit dem ununterbrochenen Fortschreiten nicht sehr weit. Mag auch die Naturgeschichte den Unterschied der Rassen verwischen, die Geschichte kennt sie nie als feste Typen. Soweit aber unser Blick zurückreicht, hat die arische Rasse nie dem Fetischismus gehuldigt. Wenigstes ist es uns unmöglich, in der Religiosität der Gesänge des Rig-Veda ein Analogon zu der kindischen Verehrung eines Negers für einen messingenen Knopf zu erblicken. Sobald der Begriff des Dauernden, Ewigen, gegenüber dem vergänglichen Menschlichen, den Gegenständen des Kultus anhaftet, kann von keinem Fetischismus mehr die Rede sein. Der Fetischismus unterscheidet sich von allen andern Religionsstufen durch seine absolute Diesseitigkeit. Der Verfasser aber hat gar keine Definition seines Themas gegeben. Denn seine Erklärung besagt weiter nichts, als daß mit dem Reichthum des Bewußtseins auch die Reinheit der religiösen Anschauung zunehme, was wir schon lange wußten. Mit der reinen Empirie und Induction kommt man bei solchen metaphysischen Problemen nicht aus. Wenn nicht eine deductive Weltanschauung zur Hülfe bereit ist, wird es stets an einer klaren Begriffsformulirung fehlen. Nirgend aber ist diese nothwendiger, als wo der Gegenstand, als einer des Gefühls und der Intuition, sich dagegen so sträubt, wie die Religion. H. H.

Aus großer Zeit für große Zeit.*)

Unter diesem Titel ist als Festschrift zum 16. Juni 1871 eine Broschüre erschienen, welche die Ode Friedrich's des Großen „an die Preußen" (1752) und die Gedächtnißrede Johannes von Müllers auf Friedrich den Großen, gehalten im Jahre 1807, enthält. Der Herausgeber und zugleich der Uebersetzer der ursprünglich französisch geschriebenen Ode, welche in französischem und deutschem Texte mitgetheilt ist, sagt in der Einleitung:

„In Tagen von erhebender nationaler Bedeutung, die der Mensch erlebt, soll er neben der Freude an dem ihm damit Gewordenen, vor Allem sich Derer erinnern, welchen er dies zu verdanken hat. – Wem aber gebührte dieses Verdienst um Dasjenige, was Preußen geworden und was unter seiner Führung jetzt zu werden Deutschland den glorreichen Anfang macht, mehr als dem Preußenkönige, welchen die Geschichte Friedrich den Großen nennt? Zur Feier des heutigen Tages theilen wir darum hier diese zwei Aktenstücke mit. Das erstere, ein Gedicht, verfaßt von Friedrich selbst, worin er mit dem Scharfblick des Geschichtsphilosophen seinem Volke den Weg vorzeichnet, den es zu wandeln habe, um das höchste Ziel zu erreichen, eine Mahnung, die sich prophetisch leuchtend nunmehr in unsern Tagen erfüllt. Das andere ist eine Gedächtnißrede auf Friedrich II., gehalten von dem berühmten Verfasser der „Schweizergeschichte", einem der größten Historiker, die in deutscher Zunge geredet. Daß Goethe sich die Mühe gab, dieselbe in sein klassisches Deutsch zu übertragen, zeugt wohl allein schon von ihrer Bedeutsamkeit. Diese Rede ist aber, trotzdem sie in Goethe's Werken enthalten, viel weniger gekannt, als sie verdient. Denn sie ist eine mit psychologischem Tiefsinn, mit universalhistorischer Kenntniß begründete und dabei in gedrungener Kürze abgefaßte Charakteristik des großen Königs, wie es keine zweite giebt bis jetzt."

Wir können uns dem von dem Herausgeber Gesagten nur in allen Punkten anschließen und erkennen die erneuerte Veröffentlichung dieser Arbeiten gern als einen Akt dankenswerther Pietät an, nur erregt es uns ein eigenthümliches Gefühl, daß beide, ein deutsches Volk und einen deutschen Fürsten verherrlichende, von deutschen Verfassern herrührende Schriften ursprünglich französisch geschrieben sind, und ganz besonders ist dies der Fall bei der Ode Friedrich's des Großen. Johannes von Müller schrieb sonst deutsch; es war eine besondere Veranlassung, die ihn seine „Gedächtnißrede" in französischer Sprache halten ließ, und wir konnten und können es uns gefallen lassen, daß unsere großen Männer in allen Sprachen gerühmt werden; dagegen wird es stets ein dunkler Punkt im Leben Friedrich's bleiben, daß er die Sprache seines Landes, die Sprache, in der ein Lessing bereits Unsterbliches schuf, zu gering achtete, um in ihr seine Gefühle und Gedanken auszudrücken. Unserm Gefühle nach, ist es eine Ironie, wenn Friedrich der Große das Preußenvolk preist und zu weiterem Streben ermuntert in einer Sprache, die es nicht versteht, und in diesem Sinne wünschten wir, die Ode wäre dem deutschen Volke, trotzdem es sie sehr wohl beherzigt, nicht zum Festgeschenk zu seinem höchsten Ehrentage gemacht worden. J. H.

*) Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schröder; Berlin, 1871. Fr. Kortkampf.

Die Zeiten haben sich erfüllt.

Unter dem Titel: „Friedensglossen zum Kriegsjahr" hat Herr H. B. Oppenheim*) eine Anzahl politischer Essays herausgegeben, welche den Lesern der Nationalzeitung schon mit Erfolg gedient haben, Ruhepunkte der Betrachtung inmitten der Zeit stürmischer Action zu bieten, den Wiederabdruck aber verdienen, weil sich der Verfasser mit vollem Recht in der Vorrede rühmen darf, daß er sich auch in den Augenblicken der stärksten Spannung die Frage gestellt habe, ob er wohl sein Urtheil später noch unterschreiben würde.

Es bietet einen ganz besonderen Reiz nach Abschluß einer stürmischen Epoche Briefe oder Zeitungen aus derselben in ruhiger Beschaulichkeit durchzulesen und sich der Tage zu erinnern, in welchen man diese nun in plastischer Ruhe gruppirte Folge in leidenschaftlicher Erregung stückweise, springend, blitzend erlebt hat. Einen ähnlich behaglichen Eindruck macht jetzt die Lectüre der Oppenheim'schen Artikel, die nicht der blinde Zufall, sondern eine bewußte, künstlerisch gestaltende Hand erst geschaffen und jetzt gesammelt hat. — Aber nicht allein hierin ist der Vorzug der Broschüre, sondern auch ein höherer instructiver Werth wird den Erörterungen des Verfassers dadurch beigelegt, daß er, ein hochgeachteter Lehrer des Völkerrechts und gereifter Politiker, nicht selten Worte zuerst gesagt hat, deren Richtigkeit so schlagend war, daß sie zu Stichworten der Epoche wurden. So z. B. daß die romanischen Rassen an einem Abschluß ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit stehen; daß Europa oft die Erfüllung der Wünsche, die in Frankreich geboren wurden, lange gehabt habe, ohne daß Frankreich selbst in diesen Genuß gelangt sei; daß das beste Mittel, auswärtige Sympathien zu gewinnen, in der Kraft liege, sie entbehren zu können. In dem Artikel über Armenpflege und Heimatsrecht versagt sich der Verfasser selbst nicht, in einem Nachwort auf die Bestätigung seiner Anschauung hinzu

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.

weisen. Sind nun dergleichen Wahrnehmungen Oppenheims nach und nach in dieser Art Gemeingut der Journalistik geworden, so könnte man versucht sein, einigen andern Aperçus, mit dem lebhaften Wunsche auf Erfüllung, den Charakter von Weissagungen beizulegen. Vor Allem dem zur Zeit noch paradox klingenden Resultat, daß gerade jetzt, in den Tagen blutiger Entscheidung die utopische Zeit näher gerückt sein möchte, wo Krieg und Diplomatie aus der Welt verschwinden. Macht Frankreich mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst, so sind wir dem Ziele allerdings einen Schritt näher.

Es ist fast wunderlich, daß der Verfasser, geboren für das Katheder des Staatsrechtslehrers und die Tribüne des Abgeordneten, beides nicht erreicht hat. Eine wunderliche Verkettung von Umständen ist daran Schuld; der unerschrockene Schriftsteller hatte viel unter armseligen Verfolgungen zu leiden, den unerschrockenen Staatsmann stellten die Freunde stets da hin, wo's halsgefährlich war, wo der Wahlsieg auf der Spitze des Messers schwebte. Ich weiß nicht, ob dem Manne die Resignation immer leicht geworden ist, der Schriftsteller hat jedenfalls nicht darunter gelitten. Vielleicht würde die thätige Mitwirkung etwas mehr rednerischen Schwung und Leidenschaft über seinen Stil ausbreiten, uns aber kann die objektive Ruhe des Beobachters, dem es doch, wenn es darauf ankommt, an Wärme nicht fehlt, nur recht sein.

Das Buch ist übrigens reich an Inhalt; es führt von den Tagen Benedetti's über die Zeit der Siege in die Zeit der herben Anstrengung und aus dieser zu Frieden und Heimkehr. Daß aber die dem Deutschen wohlziemende Erwägung auch andrer als der momentanen Kriegsinteressen nicht vernachlässigt ist, dafür sorgen einige volkswirthschaftliche Aufsätze, die Denkblätter an Wilhelm v. Humboldt und Karl Twesten, und vor Allem die Abhandlung über die Zukunft vom Elsaß. Der Satz: Es versteht sich von selbst, daß das Elsaß eine preußische Provinz werden muß, ist unverfälscht stehen geblieben. Hier hat der Verfasser kein Nachwort für nöthig erachtet. Die „unklare, ja widersinnige Combination, daraus ein abstraktes Reichsland zu machen" — ist hoffentlich nur provisorisch realisirt worden. Soll der Elsasser sich selbst gewinnen, so giebt es hier nichts mehr zu conserviren, keine berechtigten Eigenthümlichkeiten, als, was rein Deutsch ist, und dessen ist genug. Das aber wird conservirt, nicht, wenn Elsaß eine Abstraktion ist, sondern als ein dienendes Glied dem Ganzen angehört, d. h. Preußen. L. L.

Holland.

Zur holländischen Literatur im J. 1870.*)

Unter den im vorigen Jahre erschienenen Werken haben wir noch besonders zu nennen: J. van Vloten's Bloemlezing uit de Nederlandsche Dichters deer 17. eeuw. (Erste Hälfte: Spiegbel-Jonitys.) Vloten war im vergangenen Jahre besonders fleißig. Wir erhielten von ihm: Eine neue Ausgabe seiner Aestetica; die zweite Auflage seiner Beknopten geschiedenis der Nederlandsche letteren; eine Bloemlesing uit de Nederlandsche prosaschrijvers der 17. eeuw, eine zweite Auflage seines Dicht en ondicht aus dem 19. Jahrhundert, mit Proben aus den Werken van der Palm-Gorter's, des trefflichen Stylisten der Gegenwart, dessen Beurtheilung W. Bildendijks in J. D. v. der Plaats einen Gegner fand. Wir erwähnen hier sogleich der Bibliothek für Middelnederlandsche letterkunde*), unter Redaction von Pr. H. F. Moltzer in Groningen, von den competentesten Sprachforschern herausgegeben; und der von der Maatschappij der Nederl. Letterkunde in Leiden veröffentlichten Gedichte von W. van Hildegaersberch, Ausgabe von Dr. W. Bisschop und Dr. F. Verwijs, ausgezeichnet sorgfältig kritische Ausgabe, von F. v. Hellwald in der belgischen „Toekomst" eingehend besprochen. — Ein Werk über Erasmus von Martin und die Hoogstratensche Uebersetzung seines „Encomium moriae"; sowie die zweite Auflage seines Literarischen Streites mit Luther: „Ueber den freien Willen" (aus dem Lateinischen) finde hier ebenfalls ein Wort der Erwähnung.

Der Gesetzentwurf Fock's in Bezug auf den akademischen Unterricht lockte lebhafte Debatten hervor; scharf und gründlich ist die Broschüre eines Deutschen, Professor H. Vogelsang in Delft: Het hooger onderwijs in Nederland naar aanleiding van het wets-anderwerp Fock. — Die innere Politik des Landes würde sich wahrscheinlich viel lebhafter in der Literatur geäußert haben, wären nicht die Augen zur Zeit des Ministerwechsels und des Interregnums mehr auf die großen Weltereignisse gerichtet gewesen. Der Nachhall jener Zeit der inneren Spannung äußerte sich leider nachträglich, trotz des liberalen Ministeriums, in Neigung zu Ultramontanismus und Conservatismus.

* * *

Der Kreis der Geschichtswerke wurde durch Originalausgaben und Uebersetzungen sehr erweitert. Von letzteren nennen wir: Eine zweite Auflage der Deventer'schen Ausgabe von Macaulay's Geschichte von England; eine Weltgeschichte der letzten 20 Jahre (1848—68) nach Julius Mühlfeld; Rösselt's allgemeine Geschichte, zweiter Theil; die dritte Auflage von Schlosser's Weltgeschichte; Dr. J. C. van Deventer's Ausgabe von Guizot's Geschichte Frankreichs. Von den Originalwerken brachte der Büchermarkt eine zweite Auflage von J. Bosscha's „Heldenthaten zu Wasser und zu Land"; des Katholiken P. Thym's sehr klar geschriebener, obgleich nicht ganz neutraler „Grundriß der Weltgeschichte (S. achtzigjähriger Krieg).

Ein vielversprechendes Werk beginnt in der ersten Ablieferung der Geschichte des Skepticismus des 17. Jahrhunderts in den vornehmsten Staaten Europa's von H. Was, Erste Lieferung, Geschichte des Skept. in England. Von vorzüglichem, nicht nur lokalem Werth ist Eckhoff's: Die städtische Bibliothek von Leeuwarden; es enthält die Werke von Schriftstellern aus und über Frieslands Hauptstadt und Geschichte. Ein sehr interessantes Werk ist auch J. ter Gomo's „Volksvermaken" (Volksfeste) der alten Zeit.

Von Reisebeschreibungen heben wir hervor: C. M. Kan: Entdeckungsreisen der neueren Zeit (Afrika); L. F. de Boynes van Brakels: „Sechzehn Seereisen während eines vierzigjährigen Dienstes in der deutschen Marine. Das Werk von T. B. Rietstag: „De Wereldbol", die neuesten See- und Landreisen, von dem bereits 31 Lieferungen erschienen sind, giebt in populärer Form höchst wissenswerthen Inhalt. F. A. v. Braam-Houckgeest berichtete über die „Expeditie naar

*) Vergl. Nr. 18 des „Magazin" von 1871, S. 254.

*) Groningen, J. B. Wolters, dessen Verlag sich überhaupt durch einen wahrhaft wissenschaftlichen, germanisch-niederländischen Charakter auszeichnet. D. R.

de Kust van Guinea in het jaar 1869. Ueber Hollands Länderperle, die insulären Besitzungen im Orient, erschien manche bedeutende Gabe, u. A. J. H. Pevelaer's Beschreibung der Dajaks; Prof. P. Veth's Insuliade, holländische Ausgabe von Wallace's englischem Werke, mit vielen wichtigen Erläuterungen und Anmerkungen. Der erste Theil ist bereits vollständig. Von K. Niemann erschien eine Anthologie aus malayischen Gedichten, vom Minister der Kolonieen, van Bosche, zugleich zum Schulgebrauch in Indien bestimmt, wodurch sich schon im Jahre des Erscheinens eine zweite Auflage nöthig machte. M. A. Posno's Handleiding tot het Indisch Staatsregt. K. J. de Jonge's: De opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indie, eine Sammlung bis jetzt ungedruckter Stücke aus dem „oud-kolonialen" Archiv. — Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Handels bietet schließlich W. P. Sautijn Kluits: „die Amsterdamer Börse in den Jahren 1763 und 1773."

Biographisches. Der Philosoph J. F. L. Schröder fand in J. Douwes, Arthur Schopenhauer, in Dr. W. Scheffer (De philosophie van het pessimisme), geistreiche Biographen. Nichts kann mehr dazu beitragen, geistiges Eigenthum der verschiedensten Nationen zum Allgemeingut zu machen, als solche liebevoll und gründlich geschriebene Abhandlungen. Sie geben den Werken einen lebensvollen, kräftigen Hintergrund. Nicht alle obengenannte Eigenschaften besitzend, aber doch sehr anerkennenswerth ist J. J. H. Bange's Erinnerungsblatt für Gellert: Professor Gellert herdacht. — Keine Biographie, aber doch ein klares, lichtes Lebensbild von Bakhuyzen van den Brink, dem geistreichen Vorkämpfer der neueren Kritik auf dem Gebiete der Literatur, erhielten wir durch Potgieter's zweiten Theil der gesammelten bis jetzt in Zeitschriften zerstreuten, hochinteressanten Artikel v. d. Brinks. Wir erhalten damit ein Werk, das man nicht durchliest, sondern durchstudirt, sich zu eigen macht. Geist, Tiefe, Gründlichkeit, Schärfe, Witz, Alles findet sich hier vereinigt. V. d. Brink würde verwundert aufgeschaut haben, wenn während seines Lebens ein Cats'sches Citat je auf ihn bezogen worden wäre, und doch:

„Das lacht, das scherzt, das küßt, das kost, das sticht, das schreit,
Das trauert, jauchzt und beißt, Alles zu seiner Zeit,"

können wir mit Recht von seinen Artikeln sagen.

Ebenfalls bedeutend und ebenfalls in einem musterhaften Styl geschrieben sind die Skizzen vom Professor Quack in „Gids" (1869) über den verewigten C. des Amorin van der Hoeven. Welche Angriffe riefen sie hervor, welch' warme Vertheidigungsworte! Anschauung, Rhythmus der Sprache, Wärme der Ueberredung, das fesselte oder verletzte, aber bezauberte schließlich Alle.

Ostindien.

Buddha's Sittenlehre.

I.

Buddhistische Lehrsprüche (Dhammapadam).

Der angesehene Sanskritist Professor Albrecht Weber, der Nachfolger auf dem Lehrstuhle Bopp's in Berlin, hat unser Schriftthum durch eine Sammlung von Aufsätzen bereichert, welche unter dem Titel „Indische Streifen" (Streifzüge)*) erschienen sind und größtentheils auch das nichtfachgelehrte Publikum befähigen, tiefe Blicke in die geistigen Eigenthümlichkeiten des Hindustammes zu thun. Sehr werthvoll sind in dieser Beziehung die beiden kurzen Abhandlungen über den „Brahmanismus" und über den „Buddhismus". Am Wichtigsten erscheint uns eine sehr wortgetreue Uebersetzung des „Dhammapadam" (Dhammapaddam), die älteste Zusammenstellung von Aussprüchen Buddha's über Sittlichkeit und Lebensweisheit. Es enthält die reinste, von den Einflüssen priesterlicher Herrschsucht, äußerlicher Zweckmäßigkeit und wundersüchtiger Verkehrtheit möglichst wenig verunstaltete Sittenlehre dieses großen Religionsstifters. Da Herr Weber diese wichtige heilige Urkunde uns zum erstenmal in deutscher Uebersetzung vorführt, so dürfte eine Mittheilung darüber wohl von allgemeinem Interesse sein.

*) Berlin, Nikolaische Buchhandlung.

Ueber die Geschichte, die Bedeutung als religiöse Urkunde und die Form des Dhammapadam giebt uns der Uebersetzer in seinem Vorwort hinreichende Auskunft. Er spricht sich ungefähr folgendermaßen darüber aus: „Unter dem Namen Dhammapadam, Lehrsprüche, liegen uns 423 Strophen in Pali vor, welche zu den ältesten und kostbarsten Dokumenten der buddhistischen Literatur gehören. Nach den Angaben eines um etwa 420 nach Christo in Ceylon verweilenden Buddha-Gelehrten haben diese Verse sämmtlich als Aussprüche Buddhas zu gelten. In seinen Erläuterungen theilt er für einen jeden derselben die Veranlassung unter genauer Angabe der Einzelheiten mit. Wenn man auch auf diese Legenden wenig Gewicht zu legen hat, so ist doch die Herleitung der Sprüche selbst von Buddha nicht von der Hand zu weisen. Ihr Inhalt steht mit dieser Ueberlieferung in solchem Einklang, daß es in der That höchst wahrscheinlich ist, daß, wenn auch nicht alle, so doch ein guter Theil dieser Strophen entweder unmittelbar aus Buddha's Munde hervorgegangen sei, oder doch wenigstens Aussprüche von ihm enthalte, die seine Schüler in metrische Form brachten. Wann, wo und durch wen aber die vorliegende Sammlung derselben stattgefunden hat, bleibt damit noch unerledigt.

Es werden hierauf Gründe angeführt, weshalb der Zeitpunkt mit Wahrscheinlichkeit in das dritte Jahrhundert v. Chr. angesetzt werden darf; zuverlässig ist um das Jahr 80 v. Chr. in Ceylon mit den anderen heiligen Schriften der Buddhisten auch das Dhammapadam niedergeschrieben worden.

Die Anordnung und Vertheilung des Stoffes darin ist eine rein äußerliche; sie ist nach gewissen Stichwörtern gemacht. Die 432 Strophen sind nämlich in 26 Kapitel vertheilt, je nachdem ein bestimmtes Wort in ihnen eine hervorragende Stellung einnimmt. Dieses Wort giebt dem Kapitel seinen Namen: nur das erste und das einundzwanzigste weichen hiervon ab, indem nämlich letzteres vermischten Inhalts ist, und ersteres seinen Namen von der Form der darin enthaltenen Verse erhält. Die Namen der Kapitel lauten:

1. Parallelverse. 2. Achtsamkeit. 3. Das Denken. 4. Die Blumen. 5. Der Thor. 6. Der Verständige. 7. Die Würdigen. 8. Tausend. 9. Das Böse. 10. Strafe. 11. Das Alter. 12. Das Selbst. 13. Die Welt. 14. Der Buddha. 15. Das Glück. 16. Liebes. 17. Zorn. 18. Schmutz. 19. Der Gerechte. 20. Der Weg. 21. Vermischtes. 22. Hölle. 23. Der Elephant. 24. Begier. 25. Der Bikkhu. 26. Der Bramana.

Professor Weber hat in der Uebersetzung das Versmaß des Urtextes genau nachgebildet, nur daß an die Stelle des Quantitäts-Rhythmus der Betonungs-Rhythmus unserer Sprache getreten ist. Das Versmaß ist wenig kunstvoll, obwohl es dennoch

würdevoll klingt. Es sind immer zwei Verse von je acht Silben zusammengestellt. Die ersten vier Silben bilden in beiden entweder zwei Jamben oder zwei Trochäen; die vier letzten sind dagegen bestimmter, sie bilden in jedem ersten Vers einen Jambus und einen Trochäus, in jedem zweiten zwei Jamben. Wir gewinnen sonach folgendes Schema:

Erster Vers ⏑ – ⏑ – | ⏑ – – ⏑
oder – ⏑ – ⏑ |

Zweiter Vers ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –
oder – ⏑ – ⏑ |

Zahlreiche Abweichungen von dieser Grundform kommen im Urtext und ebenso in der Uebersetzung vor. In der Regel besteht ein Spruch aus zwei solchen Doppelversen, aber auch aus drei und mehreren.

Was nun den Stil der Sprüche angeht, so ist er noch kunstloser, als die Sprachform. Sie bestehen durchweg in schlichten, schmucklosen, abstrakten Sätzen; die einzige Anregung der Phantasie und Nachhülfe für das Verständniß besteht in hin und wieder vorkommenden, treffenden Vergleichen. Zu so schönen, sinnigen Gleichnissen, wie sie aus dem Munde Jesu hervorgingen, erheben sie sich nicht.

Das Beste am Dhammapadam ist ihr Inhalt. Der innere Werth der buddhistischen Sittenlehre ist ein sehr hoher, und sie hat für die ganze Menschheit höchst segensreich gewirkt, indem die früher so wilden und blutgierigen Völker des größten Theils von Asien durch ihre Bekehrung zu ihr sanft, friedlich und für ihre bis tief nach Europa hinein früher so furchtbar heimgesuchten Nachbarn ungefährlich geworden sind.

Wenn wir sie hier einer Prüfung unterwerfen, so müssen wir zunächst darauf aufmerksam machen, daß sie mit den sittlichen Vorstellungen der alten heidnischen Indo-Germanen Europas fast gar keine Aehnlichkeit besitzt, dagegen mit den Sittengeboten von Moses und Jesus sehr viele und nahe Verwandtschaft zeigt. Da nun aber die Völker, denen die Buddha-Lehre entstammt, mit den Semiten und Israeliten in gar keiner Verwandtschaft stehen, so ergiebt sich daraus auf's Neue, daß die Gesetze der Vernunft, auf welche Quelle wir alle Religion und Sittenordnung zurückführen, keine nach der Nationalität abgegränzten und verschiedenen, sondern daß sie dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsam sind, und daß die größere oder geringere Reinheit und Höhe der Sittenlehren der Völker lediglich von der größeren oder geringeren Entwickelung ihres Geistes und ihrer ganzen Kultur abhängig ist.

In dem Folgenden werden wir einige Vergleiche mit den Sittengeboten der alten Germanen und denjenigen von Moses ziehen, um dann zuletzt die Lehren Buddha's und Christi einander gegenüberzustellen.

England.

Zur celtischen Literatur.

Leabhar na h-Uidhri.

The Academy, eine vor nicht langer Zeit gegründete, vorzüglich redigirte wissenschaftliche Zeitschrift, bringt die Nachricht, daß die Royal Irish Academy ein sehr interessantes celtisches Manuscript*) herausgegeben hat. Es wird lobend hervorgehoben, daß sich die Akademie entschlossen hat, authentische Copieen der in ihrer Sammlung befindlichen ältern irischen Manuscripte zu veröffentlichen, ehe sie unleserlich werden, aber zugleich gerügt, daß man ihnen keine gute Uebersetzung hinzufügt.

„Das vorliegende Werk, — sagt Herr Hennessy, der gelehrte Berichterstatter der Academy, — ist freilich nur eine lithographische Copie, nach einer Abschrift des Originals gedruckt, aber in ganz vorzüglicher Weise ausgeführt durch die geschickte Hand des Herrn O'Longan, welcher die charakteristischen Züge der Handschrif des alten Manuscripts und die Abkürzungsformen, an denen es überreich ist, sorgfältig nachgeahmt hat. Dennoch ist es sehr fraglich, ob es trotz dieser Genauigkeit für mehr als vier von den außerhalb Irlands lebenden Gelehrten von großem praktischen Nutzen sein wird. Diese vier Gelehrten, denen die Herausgabe des Leabhar na h-Uidhri sicher eine willkommene Gabe ist, sind Dr. Whitley Stokes, Herr Adolphe Pictet, Herr Ebel und Ritter Nigra. Durch die Herausgabe des Textes in der vorliegenden Form ohne Uebersetzung, scheint die Irländische Akademie, sicher unabsichtlich, der bei Manchen herrschenden Annahme, daß der archaistische Charakter der Sprache des Originals Schwierigkeiten darbietet, welche nur für den eingeborenen irischen Gelehrten unüberwindlich sind, seine schweigende Zustimmung zu ertheilen. Aber diese Annahme ist nicht begründet. Bedeutende Partien des Leabhar na h-Uidhri sind schon herausgegeben und übersetzt worden, sowohl von jetzt verstorbenen, wie auch von glücklicherweise noch lebenden Gelehrten, und die Reinheit des alten Textes, welche dazu berechtigt, es als eins der werthvollsten der existirenden mittelirischen Denkmäler zu betrachten, macht die Uebersetzung seines Inhalts zu einer Aufgabe von nur geringer Schwierigkeit für jeden einigermaßen begabten irischen Gelehrten.

Der Inhalt des Leabhar na h-Uidhri ist verschiedenartig, besteht aber hauptsächlich aus mythologischen Abhandlungen, welche für die, die sich mit vergleichender Mythologie beschäftigen, von hohem Werthe sind. Es enthält auch Geschichtliches, wie eine irische Version der Historia Britanum von Nennius, von einem irischen Schriftsteller, der im Jahre 1072 gestorben ist.

Von größter Wichtigkeit für Philologen ist wohl die sehr alte Elegie oder Eulogie von Colum Cille (amra Colnim Cille), die nicht später als im siebenten Jahrhundert verfaßt worden und einige der ältesten vorhandenen Formen der irischen Sprache bewahrt hat.

Das meiste Interesse möchte aber der merkwürdige Roman Tain bo Cuailnge erregen, von dem vierzehn Blätter des Leabhar na h-Uidhri ein Fragment geben. Zum Glück für den Erforscher alter celtischer Mythologie, für die er wohl die seltenste und wichtigste aller zur Zeit vorhandenen Fundgruben ist, enthält das „Book of Leinster", ein gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verfaßtes Manuscript, eine vollständige Copie davon. Doch ist der Text nicht so rein wie der nun erschienene. Der Titel des Manuscripts steht in Zusammenhang mit diesem merkwürdigen Epos in Prosa. Da die Geschichte des Tain (oder Heerdenraub), welche sich im ersten Jahrhundert ereignete, im sechsten ganz abhanden gekommen war, so ging Murghen, Sohn des

---

*) Leabhar na h-Uidhri: a Collection of Pieces in Prose and Verse, in the Irish Language; compiled and transcribed about A. D. 1100, by Moelmuiri Mac Ceilechair; now for the first time published from the original in the Library of the Royal Irish Academy; with an Account of the M. S., a description of its contents, and an Index. Dublin: Royal Irish Academy House, 1870.

Senchan Torpest, der bedeutendste Dichter Irlands, zum Grabe des Fergus Mac Roy, eines der Haupthelden des Tain, sang ihm ein Lied an seinem Grabe, und citirte seinen Geist, welcher die ganze Erzählung vom Anfang bis zum Ende dictirte. St. Ciaran von Clomnacnais schrieb die Erzählung in ein Buch, das aus der Haut seiner Lieblingskuh, die Odhar, oder „Dunkelgraue" genannt, gemacht war; und obgleich dieses alte Buch verschwunden ist, so haftet doch an dem jetzigen Manuscript der Name Leabhar na h-Uidhri, oder das „Buch der Dunkelgrauen (Kuh)", weil man annimmt, daß es viel vom Inhalt des alten Buches bewahrt hat. M. B.

Baltische Herzogthümer.

Zur ehstnischen National-Literatur.

Unter dem Titel: Saaremaa Onupoeg, d. i. der „Oheimsohn (Vetter) aus S." (Inselland, ehstnischer Name der Insel Oesel) hat die geistvolle junge Dichterin des Liederkranzes: „die Nachtigall vom Embach" und einer volksthümlichen Erzählung: „der Bachmüller und seine Schwiegertochter" (vergl. Jahrgang 1869 des „Magazin", S. 345 und 471) das bekannte Körner'sche Lustspiel: „der Vetter aus Bremen", frei bearbeitet. Dasselbe ist am Johannistage 1870 in dem Wanemuine-Vereine zu Dorpat zum ersten Male aufgeführt worden. Fräulein Lydia Jannsen, von der man bald auch selbständige Bühnenstücke erwarten darf, hat ihrer Bearbeitung sinnige Verse zum Absingen eingewebt.

Ein im gleichen Jahre ebendaselbst gedrucktes „erstes Kränzlein" der „Lieder des Sängers Linnutaja" (Lauliku C. R. L. laulud), enthält zwölf eigne und funfzehn übersetzte, oder vielmehr nachgebildete Lieder und Gedichte verschiedener, meist deutscher Dichter. Als vortrefflich gelungen heben wir unter Letzteren hervor: Goethe's „Erlkönig" (Udomäe kuningas, d. i. Nebelberges König), Schillers „Ideale" (Paleused), die Romanzen: „der Handschuh" (Öige rüütlimeel, d. i. Echter Rittersinn), „der Taucher", und ganz besonders „das Lied von der Glocke." Diese meisterhaften Nachbildungen stehen mehreren ähnlichen von Dr. Kreuzwald in dessen „Lieder des Sängers von Wiro" (Wiru lauliku laulud), z. B. dem „Harfenspieler" Goethe's in ehstnischem Gewande, und des Finnen Ahlqvist (Oksanen) finnischer Uebertragung der „Glocke" ganz ebenbürtig zur Seite.

In der dritten Strophe der „Ideale" ist Deukalion's lebendig werdender Stein mit Wanemuine's die lebende und todte Natur begeisternder Harfe vertauscht, und in „Echter Rittersinn" empfängt Fräulein Kunigunde den zurückkehrenden Delorges mit einer Thräne, statt mit Liebesblicken (die schon eher erheuchelt sein können); dafür wirft ihr der Ritter auch ihren Handschuh in den Schooß, statt in das Gesicht.

Rußland.

Potemkin's Charakter.

In der „Baltischen Monatsschrift" befindet sich eine interessante Schilderung der letzten Lebensjahre und des Charakters von Potemkin. Sein Privatvermögen war unermeßlich. Sein Ehrgeiz träumte von einer souverainen fürstlichen Stellung. Aber grade als er sich auf dieser schwindelnden Höhe befand, fühlte er den Boden unter seinen Füßen wanken; jeden Augenblick konnte ihm die Hofgunst entzogen werden; er konnte in das Nichts zurücksinken, aus welchem Katharina ihn einst emporgehoben hatte, und das um so mehr, als er in seiner Eigenschaft als Geliebter schon längst nicht mehr die erste, sondern nur eine Nebenrolle bei ihr spielte. Da starb er im Herbst 1791. Ein in Glanz und Pracht verschwelgtes, durch Macht und Einfluß, durch große politische Entwürfe geschmücktes Leben ging zu Ende unter freiem Himmel, auf der kahlen Steppe. Man weiß kaum, wo seine Leiche geblieben ist. Solche Gegensätze, solche Fälle von Glückswechsel kommen in der russischen Geschichte, wie in allen Despotien, häufig vor, nur ist im Laufe der Jahrhunderte an die Stelle der Folterkammer, des Blutgerüstes und des Zobelfanges in Sibirien die Festung Schlüsselburg oder das Kloster Solowintzk getreten. Katharina war nicht einmal so hart, als ihre Nachfolger, denn sie war ein Weib und vermochte überdies bei aller Mühe, die sie sich gab, sich den russischen Charakter nicht bis zu solcher Grausamkeit anzueignen. Ihre vom Hofe entfernten Günstlinge lebten in fürstlicher Zurückgezogenheit. Auch Potemkin erhielt sich bis an seinen Tod auf der Höhe. Er blieb dem Mittelpunkt der Geschichte nahe, und Katharina hat ihn in aufrichtiger Trauer beweint. Dennoch bezeichneten Stürme das Ende dieses wechselvollen Lebens. Verwöhnt vom Schicksal, verhätschelt von der Zarin selbst, konnte Potemkin nicht die geringste Schmälerung seines Glücks, nicht die geringste Abnahme der Gunst der Herrscherin ertragen. Er ging daran zu Grunde, daß seine hochfliegenden Entwürfe nicht in ihrem vollen Umfange sich verwirklichten, daß sein Einfluß auf die Kaiserin sank, daß er nicht noch eine höhere Stufe zu erklimmen vermochte. In seinem Charakter mischten sich Genie und Cynismus, Bildung und Rohheit, europäische Hyperkultur und asiatische Barbarei, Humanismus und Eigennutz, großartige Entwürfe für den Staat und kleinliche Rücksicht auf seine Tasche, Thatkraft und Schlaffheit, Strebsamkeit und Trägheit. Sein Doppelwesen charakterisirt sich am besten in der Aeußerung seiner Zeitgenossen: Potemkin erscheine stets müßig, obgleich er stets mit schwerer Gedankenarbeit beschäftigt sei. Mochte er noch so oft halbnackt und halbträumend auf einer Ottomane ruhend gesehen werden: die große Zahl seiner Handbillets an viele Beamte, deren Arbeiten er überwachte, zeigt, daß er eine ungewöhnliche Arbeitskraft besaß, daß viel Stoff zu Großem in ihm war. Der Gesammteindruck indessen, den der Geschichtsforscher nach Durchmusterung vieler Urtheile von Zeitgenossen über ihn, vieler handschriftlichen Urkunden von ihm selbst, nach genauer Einsicht in das Leben und Treiben Potemkin's gewinnt, ist der, daß wir es bei ihm mehr mit einem Abenteurer als mit einem Staatsmanne, mehr mit einem Glücksritter als mit einem Patrioten, mehr mit einem Hofmann als einem Helden, mehr mit theatralischer als wirklicher Größe, mehr mit Flittergold als gediegenem Metall, mehr mit glänzender Begabung als Tiefe zu thun haben.

Kleine literarische Revue.

— **Ueber die Resultate der Bevölkerungs- und Moral-Statistik***) hat der Professor der Staatswissenschaften, Herr

*) Berlin, 1871, C. G. Lüderitz.

Gustav Schmoller in Halle einen Vortrag gehalten, der das 123. Heft der Virchow-Holtzendorffischen Sammlung bildet. Dieser Vortrag verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, weil er den auf dem Gebiete der Statistik nur allzuhäufig auftauchenden materialistischen Vorstellungen energisch entgegentritt. Herr Schmoller verficht mit einem der Bedeutung der Sache würdigen Eifer die tröstende Wahrheit, daß die Stetigkeit in der Wiederkehr einer Zahl die sittliche Freiheit des Menschen nicht aufhebt und ganz unfähig ist, sie aufzuheben. Mag auch das „Gesetz der großen Zahl", das die Regelmäßigkeit eines Quantums moral-statistischer Erscheinungen um so schärfer fixirt, je größer die Zahl Derer war, an denen sie beobachtet wurden, immerhin Geltung haben und beständige Geltung beanspruchen, so schließt es an sich schon keineswegs die freie Selbstbestimmung des Einzelnen aus und ist in umfassenderem Sinne auch ebenso wenig der Ausdruck eines blinden Fatums, vielmehr lediglich das äußere Anzeichen eines bestimmten Kulturgrades, welchen die Massen im Durchschnitt erreicht haben. Es dürfte daher, unserer bescheidenen Ansicht nach, die geschichtliche Betrachtung dieser Verhältnisse am ergiebigsten sein! Zwar gehört, streng genommen, Jedermann in mancherlei Hinsicht „zur Masse", und auch der Gebildete verfällt derselben gar oft, aber Niemand ist durch von Außen her wirkende Umstände, durch Geburt, Erziehung, Umgang und Beruf dermaßen absorbirt, daß alle Reaction seiner Seelenthätigkeit an den gegebenen Sachlagen scheitern müßte. Im Gegentheil, alle Vorkommnisse des Außendaseins werden in der Seele reproducirt und abgewogen, vorgestellt und beurtheilt; ohne irgend welche aktive Regung unseres Seelenvermögens ist überhaupt kein Außeneindruck für uns vorhanden. Diese psychologische Thatsache hat Herr Prof. Schmoller den Anbetern der todten Zahl sehr gut und erfolgreich eingewendet. Der materialistische Standpunkt ist deswegen so haltlos, weil er das innere Leben der Seele leugnet und dieses leugnen, heißt nicht nur den Kern der menschlichen Persönlichkeit, sondern geradezu die Menschheit leugnen! Denn in der Menschheit offenbart sich die Seele der aufeinanderfolgenden Geschlechter. T. v. B.

— **Plaudereien über Kunstinteressen der Gegenwart.***) Als einen Journal-Artikel würde man die vorliegende kleine Abhandlung (40 S. in 12.) vielleicht mit Interesse gelesen haben; aber als selbständige Schrift wird man die Zusammenstellung zweier Artikel aus der Times und aus dem Temps von 1867 über die Malerei des Nackten auf der damaligen Pariser Weltausstellung, wozu noch eine Recension von Prof. Steinle's Bild „Adam und Eva" im Stübel'schen Museum von Frankfurt am Main kommt, für etwas Ueberflüssiges erklären und kaum bis zu Ende lesen. Der Verf. hat die englischen und französischen Zeitungsartikel, die übrigens nichts enthalten, was Deutsch nicht schon unendlich besser gesagt worden, dazu benutzt, um die wunderlichen Geschmacksansichten des Herrn Minister Mühler über die malerische Darstellung des Nackten als Ausfluß des religiösen Pietismus zu charakterisiren; aber auch hierzu hat es für uns nicht erst der Zeugnisse von Engländern und Franzosen bedurft.

*) Von L. Christiany. Berlin, Otto Löwenstein, 1870.

— **„Gesunde Naturen."***) Der erste Gedanke, welcher uns beim Anblick des den Titel „Gesunde Naturen" führenden Romans kam, war, ob der Verfasser damit vielleicht ein Gegenstück zu Spielhagens „Problematische Naturen" schreiben gewollt. Die Lektüre hat uns eine direkte Antwort auf diese Frage nicht gegeben, denn es ist mit keinem Worte, keinem Winke auf jenes vielbesprochene Werk hingedeutet. Auch in der Komposition und Durchführung können wir kein vollkommnes Gegenstück des einen Romans zum andern erkennen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß der Verf. eine Regeneration des Adels als möglich schildert, welche Spielhagen in jenem Werke entschieden abweist. Doch verweilen wir nicht länger bei Vergleichen, sondern betrachten wir den Roman selbst. Der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes, dessen Vater leichtsinnig gewirthschaftet und als Selbstmörder geendet hat, ist nebst seiner Schwester von ihrer bürgerlich geborenen Mutter in den Verhältnissen ihrer Sphäre erzogen worden, hat den Namen eines Stiefbruders der Mutter angenommen, Chemie studirt und nimmt die Stelle eines Direktors der Zuckerfabrik bei einem bürgerlichen Gutsbesitzer an, unmittelbar in der Nähe des Gutes, das ehemals seinem Vater gehörte und im Besitz eines Banquiers von jüdischer Abkunft, jetzt natürlich geadelt, ist. Ebenso liegt in der Nähe das Majorat, welches der ältere Bruder des Vaters unseres Helden besitzt und wir erfahren, daß die Brüder bittere Feinde gewesen sind. Doctor Tiefenbach, so heißt der verkappte Baron, ist die eine gesunde Natur, seine Schwester Irene, als Erzieherin bei einer gräflichen Familie lebend, die zweite, der Assessor Kirsch, zu dem Tiefenbach kommt, die dritte, des Majoratsherrn Tochter die vierte; der Leser wird also leicht errathen, daß diese vier „gesunde Naturen" sich finden müssen. Bei all ihrer Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit hat die Art und Weise, wie sie in ihrem vertraulichen Verkehr über ihre adlige Abstammung reflektiren und sich ihr Zurücktreten ins Bürgerthum als Verdienst anrechnen, doch etwas Krankhaftes, und ob es absolut zu einer „gesunden Natur" gehört, daß Tiefenbach sich hintereinander in die Tochter des Pfarrers, in die Schwester des Assessor Kirsch, die verwittwete Generalin, und endlich in seine Cousine, die Tochter des Majoratsherrn, verliebt, lassen wir dahingestellt. — Der von vielem Talent zeugende Roman würde gewiß einen weit bedeutenderen Eindruck machen, wenn der Verfasser das altfranzösische Sprichwort beherzigt hätte: „Qui trop embrasse, mal étreint."

Das Bestreben, die verschiedensten Konflikte der Gegenwart in dem Roman zur Anschauung zu bringen, wirkt störend. Nach unserer Ansicht hätten viele Personen des Romanes ebenso gut wegbleiben können wie die langen Dialoge; hier wäre Stoff für eine zweite Arbeit gewesen, während die erste sich ein vollkommen ausreichendes und würdiges Ziel gesteckt, wenn sie das Ringen einer neuen Zeit in den Gegensätzen des alten starren Adels, des tüchtigen Bürgerthums, des den Ideen der Neuzeit zugänglichen und darin aufgehenden Adels und des reich gewordenen und sich nun blähenden Bürgers, der um jeden Preis adlig sein will, geschildert hätte. Wir haben an dem Roman mancherlei auszusetzen, möge dies dem Verfasser beweisen, daß wir uns eingehend mit demselben beschäftigt haben und ihn trotz der gerügten Mängel als eine tüchtige, bemerkenswerthe Arbeit anerkennen. J. H.

*) Roman von Otto Buchwald. Hannover, Carl Rümpler 1871.

— **Novellen von Max Eyth.**[*]) Der Verf. des „Wanderbuch eines Ingenieurs“ giebt in diesem dritten Bande desselben die Früchte seiner Feierstunden. Es sind meist kleine, harmlose, recht anmuthig erzählte Geschichten, einige Charaden, Gedichte und ähnliche Blüthen einer sinnigen Muse. Ein keuscher zarter Sinn durchweht sie alle, sowie eine gewisse schwäbische Gemüthlichkeit.

Literarischer Sprechsaal.

Zur Geschichte der letzten Stuarts ist kürzlich in Paris, London und Edinburg ein Werk in zwei Bänden ausgegeben worden, das auf mehr als tausend Seiten eine fast 800 Stücke enthaltende Sammlung von bis jetzt ungedruckten und größtentheils unbekannten Briefen, Depeschen und anderen Documenten der letzten in Frankreich und Italien verstorbenen Mitglieder der Familie Stuart und ihrer Freunde umfaßt.[**]) Es kann dieser Ueberblick der Hof- und diplomatischen Intriguen, der Hoffnungen, Illusionen und thörigten Unternehmungen der vertriebenen englischen Herrscherfamilie ein lehrreiches Spiegelbild für die zahlreichen Depossedirten und Kronprätendenten sein, die sich jetzt noch mit ähnlichen Illusionen ihrer Zukunft in Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien täuschen.

Es liegt uns ein Schriftchen vor, „Wandlungen auf dem Gebiete des Glaubens, niedergeschrieben von einem sechszigjährigen Laien“[***]), das auch seinerseits Zeugniß giebt, wie wissenschaftliches Forschen in der Bibel dazu angethan ist, wenn auch auf ganz anderem Wege als die sogenannten Rechtgläubigen es empfehlen, wahre und aufrichtige Begeisterung für Christi Lehre zu erwecken, wahrhaftige Christen, gute brave Menschen zu schaffen. Der Verfasser dürfte das Christenthum Christi — und darum kann und darf in erster Stelle es sich nur handeln, wenn vom wahren Christenthum die Rede ist — nach unserer innigsten Ueberzeugung besser verstanden, richtiger beurtheilt haben, als viele, wenn nicht alle Kirchenräthe und Konsistorien zusammengenommen. Die redliche, warme und erwärmende Art und Weise, wie er seinen Glauben an Gott den allliebenden Vater, an Jesum, den erlösenden Bruder der Menschen und an die Unsterblichkeit der Seele ausspricht, ist so angethan, daß recht Viele das Schriftchen innigst erwärmt und gehoben lesen werden. Doch unter diesen Vielen werden, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, diejenigen kaum zu verstehen sein, denen die bestehenden Kirchensatzungen volle Befriedigung gewähren. Ihnen räth der Verfasser, sein Schriftchen nicht zu lesen, weil es ihre Ruhe stören könne. Er bemerkt jedoch weiter mit vollem Recht, lange genug sei das Wissen vom Glauben beaufsichtigt worden, es sei Zeit, der Wissenschaft die Aufsicht über den Glauben zu geben: Der Verfasser dürfte sicherlich zu denen gehören, welchen die von der Diesterwegstiftung gekrönte Preisschrift „die Emanzipation der Schule von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule“ von Karl Richter aus voller ganzer Seele geschrieben ist. Auch an dieser Schrift werden die Orthodoxen, soweit sie gleich den Pietisten unverbesserlich bleiben, vielen Anstoß nehmen, während bei aufmerksamem Lesen derselben selbst die ungläubigsten Zweifler und Materialisten zu gläubigen Verehrern des wahren Christenthums, wie es dort geschildert ist, gleichwie zu religiösen Menschen werden müssen, ist ihnen nicht gerade von der Mutter Natur das Organ für religiöse Begriffe ganz und gar versagt geblieben. — Den Schluß-Wunsch des ganz ausgezeichneten Richter'schen Buches: „freier Staat, freie Kirche, freie Schule“ möchten wir nur geändert wünschen in „freie Kirche und Schule im freien Staat“, weil dieser das Ganze, jene seine Theile sind. 6. 7.

*) C. Winter's Universitätsbuchhandlung. Heidelberg, 1871.

**) Les derniers Stuarts à St. Germain en Laye. Documents authentiques et inédites, puisés aux archives par la Marquise Campana de Cavelli.

***) Dessau, Hugo Jahn.

In Nr. 25 des „Magazin“ findet sich die Besprechung einer Selbstbiographie „Colonel Corvins“, welche kürzlich in drei Bänden bei Bentley in London erschienen ist. Nach den mitgetheilten Auszügen zu urtheilen, ist das Werk, welches uns selbst nicht zu Gebot steht, eine Uebersetzung von desselben Verfassers „Erinnerungen aus dem Leben eines Volkskämpfers“, welche Corvin größtentheils während seiner sechsjährigen Haft zu Bruchsal geschrieben und bereits im Jahre 1861 bei Binger in Amsterdam hat erscheinen lassen.[*]) Ueber die englische Ausgabe spricht sich die Wochenschrift All the Year round von Charles Dickens Sohn in Nr. 118 sehr anerkennend aus. In vieler Leser Gedächtniß sind gewiß noch die Berichte Corvins aus dem letzten Kriege, in der Gartenlaube, die sich durch ihren Humor, sowie durch die Frische und Ungezwungenheit der Darstellung vortheilhaft auszeichnen.

Unter den neueren Publicationen der „Bibliothek ausländischer Klassiker“ (Hildburghausen, Bibliogr. Institut) befinden sich: La Bruyère: „Die Charaktere“ (26 Bogen, Pr. 20 Sgr.); und „die Romanzen vom Cid“ (16 Bogen, 12 Sgr.); Beides übersetzt von Karl Eitner. Auch das „Spanische Theater“, herausgegeben von Moritz Rapp, schreitet rüstig vor.

*) Corvin hat das Werk (4 Bände) seiner Gattin mit einigen Worten gewidmet, die wir mittheilen wollen, weil sie die in der erwähnten Besprechung gegebene Charakteristik w.sentlich ergänzen:

„Liebe Helene! Wenn ich Deine Erlaubniß erbeten hätte, Dir dieses Buch widmen zu dürfen, würde Deine Bescheidenheit sie mir verweigert haben. Du hast im Leben mir so viel Schweres zu verzeihen gehabt, verzeih' mir auch diese kleine Sünde, die aus dem dringenden Wunsche entspringt, Dir öffentlich ein Zeichen meiner Liebe und Anerkennung zu geben. Treuer, muthiger und liebevoller hat nie eine Gattin ihre Pflichten erfüllt, als Du es während der nun hinter uns liegenden dreizehn Jahre voll Kummer, Sorgen und Noth gethan; die Würde, mit welcher Du sie ertragen, ist über alles Lob erhaben. Möchten Dein eigenes Bewußtsein, meine bewundernde Anerkennung und die Achtung der Menschen Dir ein kleiner Ersatz sein für die Leiden, welche Dir meine Handlungen bereiteten!

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 12. August 1871. [Nº 32.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Großmächte unter den Sprachen und ihre Machtstellung.

Mit der fortschreitenden geschichtlichen Entwickelung der Menschheit geht die Verminderung der Dialekte und Sprachen Hand in Hand.

Zur Zeit des Mithridates wurden in Kleinasien wenigstens fünfmal so viele Sprachen gesprochen als heutzutage.

In Italien gab es die verschiedensten Sprachen, bis die Römer mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft ihre Sprache zur allgemeinen machten, und noch heute sprechen Italien und seine Inseln eine romanische Sprache und kennen nur eine gebildete Schriftsprache.

In Gallien wurden viele Dialekte und Sprachen gesprochen, aber die Römerherrschaft wurde dort so mächtig, daß wenn auch manche einheimischen Sprachen bestehen blieben, doch die römische Sprache die Hauptsprache wurde.

Nach dem Zerfall des Römerreichs und im Mittelalter wurden in Frankreich noch verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen. Aus diesem Gemisch bildete sich jedoch schließlich eine romanische Mundart als immer mehr zum Siege gelangende Hauptsprache heran.

Jetzt im Jahre 1871 ist die Spracheinheit in Frankreich, nachdem das Elsaß und andere früher Deutschland geraubten Theile an Deutschland zurückgefallen sind, eine vollendete Thatsache. In den Pyrenäen, in der Bretagne und in solchen Theilen Frankreichs, wo das Landvolk noch mit starkem Dialekt und theilweise sogar in fremden Zungen spricht, bedienen sich die Lehrer, die Gebildeten, die Gerichtshöfe &c. doch alle des rein Französischen. Einzelne bedeutende Schriftsprachen, wie z. B. das Provençalische sind in Frankreich bei diesem unwiderstehlichen Sprachamalgamirungs-Prozeß ganz zu Grunde gegangen.

Das Provençalische wurde in Frankreich von so viel Menschen gesprochen, als heute das Ungarische oder Tschechische, und war eine weit ausgebildetere Literatursprache als letztere Sprachen, welche sich gegen ihren Untergang sträuben und selbst noch heutzutage die barbarische Thorheit üben, sich der gebildeteren deutschen Mitbevölkerung gewaltsam aufdrängen zu wollen. Freiheitsbewegungen scheinen die Tendenz zu haben, der Spracheinheit förderlich zu sein.

So trug die nordamerikanische Revolution mächtig dazu bei, die romanischen Sprachen in Louisiana &c. ohne irgend welchen Regierungseinfluß zum Verschwinden zu bringen. Auch die französische Revolution und die in ihrem Gefolge entstandene Gesetzeseinheit, Unterrichts- und Heeresorganisation förderten gewaltig den Sprachamalgamirungs-Prozeß in Frankreich, und Dialekte, welche Irregehende gern als Eigenthümlichkeiten kultivirt hätten, wurden verdrängt.

Wie viele Sprachen und Dialekte gab es früher in England, Schottland und Irland! Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sprach man in Irland vielfach das Irische, einen celtischen Dialekt, in Wales war eine besondere Sprache, auf die man stolz war, in Schottland ist das Gälische fast ganz verschwunden. Vor der Freiheit und Bildung, vor den Telegraphendrähten, Eisenbahnen, Zeitungen, Schulen weicht die völkertrennende Manie derjenigen, die eine besondere, nicht mehr lebensfähige Sprache oder einen Sprachdialekt bewahren wollen, unwiderstehlich zurück.

Welche Sprachvielheit war einst in Spanien! Jetzt spricht ganz Spanien, mit Ausnahme eines Theils des baskischen Landvolks, spanisch, und die spanischen Dialekte weichen mehr und mehr der adoptirten Schriftsprache.

In Deutschland wurde mit der freiheitförderlichen Reformation auch die Spracheinheit gefördert. Nicht nur haben die Dialekte immer mehr der hochdeutschen Schriftsprache weichen müssen, sondern dies Hochdeutsche hat seitdem obenein eine Menge kleinerer, nicht lebensfähiger Sprachen, zum Glück der früheren Wenden, Kassuben &c., die ohne Annahme der deutschen Sprache der Bildung unzugängliche Barbaren geblieben wären, complett verschlungen. Die Norddeutschen haben hierin durch Regelung der Verwaltung, der Schulen &c. ohne Gewaltmaßregeln sehr viel geleistet.

Oesterreich, wo eine weit schlaffere Wirthschaft war, die Bildung von der Geistlichkeit gewaltsam zurückgedrängt wurde, zur Reformationszeit die deutschen protestantischen Geistlichen, die damals mächtig zur Volksbildung mitwirken konnten, zu Hunderten an den Galgen kamen, leidet jetzt noch, trotz des neuerdings so kühnen Aufschwungs, an der Fluchsaat dieser Sündenwirthschaft.

In unserem Jahrhundert trifft hierbei Metternich, diesen Verbrecher am Menschheitswohl, durch sein System der Menschenverdummung und Menschenknechtung eine schwere Schuld. Nach der Maxime „divide et impera", „säe Zwietracht und herrsche", hetzte er die einzelnen Theile des Reiches gegeneinander. Er begünstigte absichtlich die Ausbildung kulturloser Sprachen und machte durch seine Infamieen und Bedrückungen diejenige Sprache, die bei besserer Wirthschaft im heutigen Oesterreich die alleinherrschende wäre, die jetzt schon auf dem Erdboden von 75 Millionen Menschen gesprochene deutsche Sprache, verhaßt. So ist es denn dahin gekommen, daß für die Kultur der Menschheit sehr werthlose und dem Einheits-Fortschritt der Menschheit nur feindliche Sprachen, wie die tschechische und ungarische, durch die tschechischen und ungarischen Sprachfanatiker gewaltsam

vorgedrängt wurden. Namentlich ist die Arroganz und das dummrohe Gebahren eines nicht geringen Theils der Tschechen ganz außerordentlich ekelerregend. Sie prätendiren, in dem zum großen Theil ganz deutschen Böhmen, das seit Jahrhunderten zu Deutschland gehört, sollten alle Leute den unausgebildeten, für den Menschheitsverkehr ganz werthlosen, literaturarmen Pfaffen- und Russenhätschelnden slavischen Tschechen-Dialekt lernen, um den sich in der übrigen gebildeten Menschheit Niemand bekümmern wird. Mit Ausnahme eines Erdwinkels sind diese Sprachen überall ganz unnütz und unverstanden. Mag ungarisch und tschechisch sprechen und schreiben wer will, aber solche unbedingt dem Untergang verfallene Sprachen deutschen Schulen gewaltsam aufzwingen zu wollen und deutsche Dörfer und uralte deutsche Städte künstlich tschechisch oder magyarisch machen, das ist ein Verbrechen gegen die Civilisation; denn der Menschheits-Civilisation und Menschheits-Einigung sind diese unbedeutenden Sprachen nur hinderlich.

Ob immer die vielfach so liebenswürdigen und edlen ungarischen Cavaliere enge Hosen tragen, die sie in die Stiefeln stecken, was übrigens bei den schlechten Straßen des Landes ganz praktisch ist — wollen sie gebildete Menschen werden, so müssen sie, wenn sie nicht nach England, Frankreich oder Nordamerika auswandern, doch deutsch lernen.

Zudem sind in Ungarn die beiden Hauptstädte des Landes, Pest-Ofen und Preßburg, trotz aller Magyarisirungs-Versuche, durchaus deutsche Städte. Ungarn sollte sich in unlöslichem Bunde mit Deutschland zum Vorkämpfer deutscher Bildung auf der Balkanischen Halbinsel machen; ihm gehörte dann Konstantinopel.

Die Freiheit wird einst die Ungarn, trotz ihrer magyarischen Sprachliebhaberei, welche bei ihnen eine zehnfach höhere geschichtliche Berechtigung hat, als bei den Tschechen, inniglichst mit den Deutschen vereinen. Bald werden sie selbst über ihren Sprach-Fanatismus, der nur eine Schutzwaffe gegen die früher so freiheitfeindliche, ungerechte österreichische Bedrückung war, lächeln; denn wenige Völker mögen so sehr dazu bestimmt sein, Brudervölker zu werden, als die Deutschen und die kühnen großherzigen Ungarn.

Den Tschechen kann man vor Allem rathen, sich vom Bund mit den Pfaffen und dem Hochadel zu reinigen, und Vielen von ihnen, sich auch sonst noch von anderem Schmutz und Ungeziefer durch reichlicheren Seifeverbrauch zu befreien. Trotz einer zahlreichen, sich gegen die Deutschen mit dem Haß wilder Thiere geberdenden Fraction, welche die Fenster deutscher Klubs zertrümmert, die Läden und Häuser der Juden plündert u. dergl. m., sind doch die blühendsten und intelligentesten Wohnsitze der Bürger Böhmens deutsche Städte, und nie werden sich die Deutschen diese Städte rauben lassen.

Sobald Deutschland ein wirklich freier Staat wird und die Reformation im Sinne der Abschaffung alles bezahlten Priesterthums und alles blinden Glaubens und Kirchenwesens vollendet, als höchsten Gottesdienst die Erstrebung des Wissens und die Ausübung der liebenden That proklamirend, werden auch Holland, Brabant und Flandern, Dänemark, Schweden und Norwegen sich der deutschen Sprache zuwenden, die jetzt schon in ihrer Literatur die gediegenste und weltumfassendste aller Kultursprachen ist, deren Kenntniß kein Mann der Wissenschaft ohne großen Schaden für sich heut noch entbehren kann.*)

*) Die Redaction braucht für die aufmerksamen Leser des Blattes wohl nicht erst zu bemerken, daß sie diese Ansicht des geehrten Verf. nicht theilt. D. R.

Die bedeutendsten Kultursprachen des heutigen Erdbodens sind überhaupt das Englische und das Deutsche.

Das Englische beherrscht jetzt schon England, Schottland und Irland, ganz Nordamerika, das mehr als zweimal so groß als Europa, Australien, Neuseeland, Vandiemensland, zahlreiche Inselgruppen; es erstreckt sich nach dem Cap der guten Hoffnung, nach Ostindien und nach der chinesischen Küste; es hat eine großartige, herrliche Literatur, die weit die französische überragt.

Die deutsche Sprache, die Sprache der Reformation, wird vom großen Herzen Europa's gesprochen, und es ist nächst der englischen Sprache die Hauptsprache der nordamerikanischen Republiken; es ist auch die Hauptsprache der Schweizer-Republik. Deutsche sind mit als Träger der Bildung und philosophischen Religionsanschauung in allen bedeutenden südamerikanischen Küstenstädten, in Mexiko, in Australien, an der chinesischen Küste und in Rußland fast bis nach der chinesischen Gränze hin zerstreut. Die Juden, die sich enger, als an irgend eine andere Sprache, an die deutsche Sprache angeschlossen haben, sprechen fast überall, wo sie leben, z. B. im ganzen westlichen Rußland, in der Zahl von mehr als drei Millionen Menschen auch das Deutsche. Ueber einen großen Theil des gebildeten Erdbodens fort erscheinen außerhalb Deutschlands außerordentlich viele deutsche Zeitungen. In Nordamerika waren schon vor Jahren mehr als 300 deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

Wenn das Englische die bedeutendste praktische Weltsprache geworden ist, so ist das Deutsche die bei weitem bedeutendste für alle Gelehrten geworden.

Von den europäischen Kultursprachen ist übrigens nach dem Englischen und Deutschen nicht das Französische, sondern das Spanische die verbreitetste Sprache.

Außerhalb des europäischen Spaniens herrscht auf den Philippinen, auf Cuba, in Mexiko, in allen mittel- und südamerikanischen Republiken die spanische Sprache. Unter allen romanischen Sprachen, darüber kann gar kein Zweifel für den Völker- und Sprachenkenner obwalten, hat keineswegs und nimmermehr das Französische, sondern das Spanische die bei weitem größte Zukunft. Das Spanische ist über Staaten und Territorien verbreitet, die, vielfach mit dem fruchtbarsten Boden und reichen mineralischen Schätzen, mehr als doppelt größer sind als ganz Europa, über Staaten und Territorien, deren Bevölkerung in bedeutender Skala beständig zunimmt, während die französische Bevölkerung stationär bleibt.

Die französische Sprache ist nächst der spanischen von den europäischen Kultursprachen die bedeutendste. Sie hat aber fast nur für Europa praktische Wichtigkeit, da die Franzosen bei ihrem geringen Auswanderungstrieb keine größeren überseeischen Länder für ihre Sprache errungen haben. Für Europa, wo die Corruption der Höfe, den corrumpirten französischen Hof nachahmend, früher diese Sprache mit besonderer Vorliebe übte, erlangte das Französische dadurch viel Wichtigkeit. Für den Gegenwarts- und Zukunfts-Welttheil der Erde, für ganz Amerika, ist das Französische als gesprochene Sprache, wenn man kleine Distrikte Canada's und das berüchtigte Cayenne ausnimmt, absolut bedeutungslos. Für ganz Australien und überall, wo England oder die englische Sprache herrschen, also an den verschiedensten überseeischen hoffnungsreichsten Kulturpunkten, kümmert sich ebenfalls fast Niemand um die französische Sprache. Eine Sprache, die nicht mehr fortschreitet und

ihren Höhepunkt der Ausdehnung schon erreicht hat, stirbt aber ebenso gut ab, wie eine Pflanze, die nicht mehr wächst und von nebenbei wachsenden Pflanzen überragt wird.

Das Englische, das Deutsche, das Spanische gewinnen jährlich an Ausdehnung, werden von Jahr zu Jahr von mehr Menschen gesprochen und geschrieben, das Französische bleibt jetzt schon stationär, das Resultat kann nicht zweifelhaft sein.

Auf dem Erdboden sprechen jetzt, nach ungefährer Schätzung, wenigstens neunzig Millionen Menschen das Englische, und zwar in Großbritannien, Nordamerika, auf den Bermuden, in Jamaica, Georgstown, am Cap der guten Hoffnung, in Australien, Vandiemensland, Neuseeland, Ostindien 2c.

Circa fünfundsiebzig Millionen Menschen sprechen das Deutsche, und zwar in Deutschland nebst dem Elsaß und Lothringen, in der Schweiz, in Oesterreich und Ungarn, in Rußland, Nordamerika, Südamerika (in Valdivia, in den La Plata-Staaten, in Rio Grande do Sul 2c.), Australien und über die übrige Erde zerstreut.

55 Millionen Menschen sprechen Spanisch, und zwar in Spanien, Cuba, Mexiko, den mittel- und südamerikanischen Republiken, Manilla 2c.

Nur 45 Millionen Menschen sprechen das Französische, und zwar in Frankreich, Belgien und in der französischen Schweiz, in Orten Canada's, in Cayenne und wenigen Punkten.

Das Französische wird also selbst jetzt schon nur von halb so vielen Menschen gesprochen als das Englische, und von nur drei Fünftel so vielen Menschen als die deutsche Sprache.

Diese Thatsachen mögen dazu dienen, irrige Meinungen aufzuklären und die in Bezug auf fremde Bevölkerungen zumeist so wenig wissenden Franzosen von ihrem Selbstüberschätzungs-, Ruhmes-, Eitelkeits- und Größen-Wahnsinn, mit dem sie fast Alle behaftet sind, einigermaßen zu kuriren.

Wir haben erkannt, wie schon seit dem uns bekannten Alterthum eine beständige Sprachenverminderung stattgefunden hat, und wie die jetzigen Hauptkultursprachen nur durch Absorbirung von Dialekten und Nebensprachen ihre große Bedeutung erlangt haben. Je besser die Schulen eines Landes und um so höher die Bildung, um so mehr gehen die Dialekte unter. Nur stupide Menschen sind auf untergeordnete Sprachen und Dialekte stolz und auf unpraktische Nationaltrachten. Je einfältiger die Völker sind, um so mehr Dialekte und Nationaltrachten haben sie, die z. B. in Nordamerika mit den Schulen ganz verschwinden. Unter wilden, rohen Völkerstämmen hat fast jeder einzelne derselben seine besondere Sprache oder seinen besonderen pronunzirten Nationaldialekt und seine besondere Nationaltracht.

Die bedeutendste und rascheste Skala der Sprachverminderung, die bis jetzt auf dem Erdboden zur Beobachtung gekommen ist, zeigt uns Amerika.

Als die Europäer nach Amerika kamen, herrschten in Nord-, Mittel- und Süd-Amerika viele Hunderte von Indianer-Sprachen und Dialekten, deren Ausrottung am Raschesten in Nordamerika vor sich ging und noch heute statt hat. In Nordamerika gab es nämlich zumeist wild umherschweifende Jagd-Indianer, und mit diesen wird überhaupt nie ein civilisirterer Menschenstamm in ruhigem Verkehr leben können. Man ist schließlich gezwungen, sie zurückzudrängen oder zu tödten, sonst wird man von ihnen skalpirt und getödtet. Sehr viele Indianer-Horden sind hier also gewaltsam erdrückt worden und nach und nach verschwunden, und ebenso ihre zahlreichen Sprachen und Dialekte.

In Mittel- und Süd-Amerika trafen die Spanier massenhaft auf ordnungsmäßig acker- und gartenbautreibende Indianer. Nachdem nun die katholischen Priester nach ihrer Herzenslust Alles verbrannt und gemordet hatten, was sich nicht zum Katholicismus bekehren wollte, blieben die übergetretenen Ackerbau-Indianer, wenn auch arg bedrückt, so doch durchaus existenzfähig. Die Sprachen vieler dieser Ackerbau-Indianer haben sich in Mexiko, in den mittelamerikanischen Republiken, in Nueva Granada, in Ecuador, Peru, Bolivia 2c. bis auf den heutigen Tag als gesprochene Sprachen, die nicht geschrieben und gedruckt werden, erhalten. Doch auch diese Sprachen weichen täglich mehr vor dem Spanischen zurück, das schon von Millionen friedlicher Indianer gesprochen wird und das schon heute die herrschende Kultursprache aller dieser Länder ist. Die sich unbeugsam nur mit Jagd und Raub beschäftigenden wild umherschweifenden Indianer gehen auch hier immer mehr ihrem Untergang entgegen.

So sind in Amerika einerseits gewaltsam, andererseits in friedlichster Weise viele Sprachen dahingeschwunden. Sie schwinden noch täglich unter unseren Augen dahin, und zwar bei den ackerbautreibenden Stämmen, die ihre Produkte in den Städten verkaufen, sich bei den Richtern, Geistlichen und in den Städten vermiethen, Soldaten werden 2c., ohne alle Gewaltanwendung. Hier bewährt sich am Mächtigsten das große, segensreiche, für die ganze Menschheit geltende Gesetz der Sprachverminderung; ebenso das unwiderstehliche Gesetz des endlichen Untergangs unfähiger, raubthierähnlicher und daher scharf sehender und riechender, absolut kulturfeindlicher Menschenstämme, deren Hauptbeschäftigung Krieg, Raub und Mord ist.

Jubeln wir bei dem ohne Gewalt vollzogenen Untergang einer jeden Sprache, die nicht eine Kultursprache allerersten Ranges ist. Werthvolle Eigenthümlichkeiten der absorbirten Sprache pflegen in die absorbirende Sprache überzugehen, und so nähern wir uns langsam, aber mehr und mehr, der Einheit der Menschheit, die durch Sprachen und oft durch absolut verächtliche und unbedeutende Sprachen nur in falscher Weise zertrennt und zerklüftet wird.

Mögen sich die ihre kleinen Dialekte und Sprachen kultivirenden Partikularisten das herrliche Gesetz der Sprachverminderung merken, das ein Gesetz der Menschheits-Einigung ist. Das Züri-dütsch, das mecklenburger Plattdeutsch, das Holländische 2c. sind nichts als der Menschheits-Einigung feindliche deutsche Dialekte, die doch schließlich von der erhabenen hochdeutschen Sprache verschlungen werden.

Der unsterbliche Ausspruch Schiller's: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß (den Freudenkuß der Befreiung von Priester- und Despotendruck, den Friedenskuß der Liebe des Menschen zum Menschen) der ganzen Welt", wird auch durch das Gesetz der Sprachenverminderung mehr und mehr über die Erde dringen.

Die Sprachen der Menschen sind etwas sich beständig Umformendes. Sie erlitten und erleiden die wesentlichsten Veränderungen. Der Geist, die Wissenschaft und Literatur machen erst aus der Sprache eine wahre Sprache, eine Sprache höherer Geistigkeit. Von europäischen Sprachen, die heut noch nicht eine Literatur ersten Ranges haben, hat vielleicht einzig und allein das Russische eine wirkliche Zukunft. Sehr wesentlich ist es hierbei, daß die Literatur-Russen, ich meine alle Schriftsteller, fast ohne Ausnahme durch deutsche Bildung getragen werden, also durch die bedeutendste Sprache der Literatur und Wissenschaft, die unter der Menschheit existirt. Der kartoffel- und stumpfnasige Kalmücke haßt übrigens oft den Menschen mit einer schönen Nase, da er sich dagegen wie eine Karikatur vorkommt, und so hassen auch viele Russen in ihrer rohen asiatischen Natur das

Deutsche und die kultivirteren Deutschen. Nichtsdestoweniger könnte mit Hülfe deutschen Elementes aus dem rohen Russenthum noch Grosses an Sprache und Leistung werden.

Wie übrigens heutzutage das Denken selbst der kulturreifsten Völker noch sehr viel Unausgebildetes und selbst Unsinniges in sich birgt, so auch ihre Sprachen.

Das Englische hat eine sehr einfache regelmäßige Grammatik, aber die allerunsinnigste Orthographie, die es seiner historischen Heranbildung verdankt und möglichst bald, durch Einführung einer vernunftgemäßen Orthographie in die Elementarschulen, umändern sollte. Diese vernunftwidrige, fast gar nicht mehr in Regeln einzuzwängende, traditionelle Orthographie schändet geradezu die herrliche englische Sprache; sie schadet der Sprache nur und behindert wesentlich ihre Verbreitung. Wie leicht könnte die englische Sprache ohne diese Orthographie voller Unsinn die Sprache für den gesammten Weltverkehr werden! Den sich für die einstige Sprachheranbildung des Englischen interessirenden Sprachforschern bleiben ja dabei doch die heutigen englischen Lexika für ihre historischen Studien.

Das Deutsche hat eine sehr unregelmäßige, complicirte und oft geradezu der Vernunft widersprechende Grammatik, jedoch eine Orthographie, welche mit Einführung weniger Veränderungen, ganz vernunftgemäß zu gestalten wäre. Die deutsche Grammatik kann man dadurch verbessern, daß man überall, wo es irgend möglich ist, statt der unregelmäßigen die regelmäßigen Formen braucht. Da übrigens jetzt schon unter den Kulturvölkern lateinische Schrift und lateinische Druckbuchstaben mehr als dreifach verbreiteter sind, als die gothisch-deutsche Schrift und die gothisch-deutschen Druckbuchstaben, so wäre es gerathen, daß die Deutschen möglichst bald zur lateinischen Schrift und zum Druck mit lateinischen Buchstaben übergehen möchten. 90 Millionen englisch, 55 Millionen spanisch, 45 Millionen französisch, 28 Millionen italiänisch, 10 Millionen portugiesisch Sprechender &c. bedienen sich schon der lateinischen Lettern. Somit ist das Entgegensträuben der Deutschen gegen die lateinische Schrift höchst unfruchtbar und behindert nur das Lernen und die leichtere Verbreitung des Deutschen.

Die verbreitetste, klangvollste und gewaltigste aller romanischen Sprachen vereinigt die kraftvollen Konsonant- und Gutturallaute der Gothen und Araber mit der anmuthigen Vokalreinheit des Lateinischen und der romanischen Mundarten. Das Spanische hat sich eine ganz vernunftgemäße Orthographie geschaffen und es hat eine leidlich gute Grammatik, so daß es sich zu sehr weiter Verbreitung eignet.

Das Französische hat eine sehr unvollkommene und unregelmäßige Orthographie und eine sehr unregelmäßige Grammatik.

Das Französische ist, wie gesagt, längst stationär, d. h. es geht also im Vergleich zu den sich stets mehrenden Sprachen zurück und kann keine Konkurrenz mit denselben nach dieser Richtung hin aushalten. Als einstige Weltsprachen können also nur in erster Linie das Englische, in zweiter Linie das Deutsche und in dritter Linie das Spanische in Betracht kommen.

Wenn jetzt schon in Hunderten von Schulen der vereinigten Republiken Nordamerika's die Kinder zu gleicher Zeit englisch und deutsch lernen, so wird es, wenn die Sprachunvollkommenheiten mehr und mehr verbessert werden und die Menschheit kultivirter ist, ein Leichtes sein, die auf einem internationalen Völkercongreß zu bestimmende Menschheitssprache zu wählen und zu lehren. Diese aus der geschichtlichen Entwickelung selber hervorgegangene Menschheitssprache wäre dann also auf allen Schulen des Erdbodens zur Menschheits-Verständigung und Menschheits-Versöhnung einzuführen und würde sich dann im Laufe der Jahrhunderte auch zur Haupt-Literatursprache der gesammten Menschheit heranbilden.

Aug. Theodor Stamm, Dr. Med. et Phil.

Elsässische Lebensbilder religiöser Art.*)

Charakter der Reformation im Elsaß.

Der großartige und nach allen Richtungen umfassende Antheil, den das Elsaß bis spät in das 18. Jahrhundert hinein an dem geistigen Leben Deutschlands genommen hat, ist gerade da, wo das Deutschthum die höchsten Gipfel seelischen Aufschwungs erklomm, am bedeutsamsten hervorgetreten, nämlich im Gebiete der Religion. Johann Tauler von Straßburg im vierzehnten, Johann Geiler von Kaisersberg im fünfzehnten Jahrhundert sind die Vorläufer Dr. Martin Luther's gewesen, sie waren in den Mauern der ersten Reichsstadt des Elsasses die Begründer der deutschen Kanzelberedtsamkeit; sie waren es, welche die deutsche Sprache in die Hallen des Kirchendienstes einführten, indem sie das Werk Otfried's, des Mönchs von Weißenburg, den Gebrauch der Muttersprache zum Ausdruck des Heiligsten, sich zum Vorbilde dienen ließen. Sie haben eine tiefere seelische Auffassung des Christenthums im eigensten deutschen Sinne für alle Zeiten gesichert! So hat auch die Reformation in den Gauen des Elsasses gar früh den günstigsten Boden gefunden, Martin Butzer und seine Streitgenossen Zell, Capito, Firn, Fagius, Hedio haben mit den innerdeutschen Reformatoren im regsten Wetteifer den Gedankenschatz der alt-elsässischen Kirche neu belebt und weiter verbreitet und sind auf der Bahn, welche jene Altmeister des Worts angedeutet, rüstig vorwärts gegangen. Es weht in der Sprache dieser Verkündiger des „gereinigten Evangeliums" ein echt elsässisch-volksthümlicher Geist, der den Adel und die Würde der heimatlichen Kultur auf das Schönste abspiegelt.

Eine deutsch denkende, fühlende und auch ein kernhaftes Deutsch schreibende Frau des Elsasses hat zum Zwecke volksthümlicher Belehrung und Erbauung einige der hellsten Lichtstrahlen des religiösen Genius der Altvordern gesammelt und in einer Reihe anmuthiger Erzählungen niedergelegt. Die Straßburger evangelische Traktatgesellschaft hatte sie lange schon in einzelnen Heftchen zu Nutz und Frommen des Bürgers und Landmannes herausgegeben, und in manches entlegene Dorf des Wasgau waren sie getragen worden und hatten sich Herzen erobert. E. Rosseeuw-Saint-Hilaire, der ausgezeichnete Geschichts-Professor an der Sorbonne in Paris, hatte sie bei einem Aufenthalte in Mühlhausen kennen gelernt und in's Französische übersetzt. Unter dem Titel „Légendes d'Alsace" waren sie 1867 zu Paris erschienen und bereits im folgenden Jahre eine zweite Auflage nöthig geworden. So hatte der deutsche Herausgeber, Dr. theol. Ernst Stähelin in Basel, im Voraus eine treffliche Ermuthigung empfangen, als er 1869 die „Elsässischen Lebensbilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" in ihrer Urgestalt und in planmäßiger Reihenfolge zusammengefaßt herausgab.

Das kirchliche Leben des Elsasses hat stets eine mystische Ader gehabt, und diese Ader hat oft überreich, schon zu Tauler's

*) Elsässische Lebensbilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, I, bevorwortet von Ernst Stähelin, Dr. theol. Zweite Aufl. Basel, Felix Schneider, 1871. Zweite Folge.

Zeiten und in den Tagen des Geheimbundes der Gottesfreunde, gesprudelt. Es ist wahrlich nicht wunderbar, daß der volksthümliche Ton der Schreiberin dieser Lebensbilder häufig mystische Anklänge bietet und ihr bibelfestes Christenthum sich hin und wieder etwas überschwenglich in epischer Breite ergeht. Das schadet zuweilen dem knappen Rahmen der Erzählung und rückt den apologetisch-propagandistischen Zweck der Schilderungen dem Unbefangenen allzustark in's Auge. Aber wenn wir auch das Christliche mehr menschlich dargestellt wünschten, können wir der Dichterin den Ruhm nicht streitig machen, daß ihr innerstes Herz das sectirerische Wesen von sich losgelöst hat, daß sie über den Gegensatz der christlichen Confessionen hinausstrebt und den großen Ueberlieferungen der wahrhaften Katholicität, die von Einem Hirten und Einer Heerde reden, ein reges Verständniß darbringt. Sie knüpft die Fäden der Reformation und der vorreformatorischen Zeit eng aneinander und erklärt in ihrer schlichten, treuherzigen Art den tiefen Zusammenhang der mönchischen Askese des Mittelalters mit der sittlichen Grundanschauung der eifrigsten Vorkämpfer der Reformation.

Eine reiche Aussaat großer alsatischer Namen wird uns in diesen Erzählungen vorgeführt. Gleich in der ersten des ersten Bändchens treten Geiler von Kaisersberg und sein wackerer Freund, der Stadtschreiber von Straßburg, auf, jener vielbesprochene Verfasser des Narrenschiffs, Dr. Sebastian Brandt, der in der Rechtsgelehrsamkeit wie in der Pflege der schönen Literatur sich mächtig hervorgethan und über dessen satyrisches Werk „der Doctor im Münster", wie Geiler beim Volke hieß, die besten seiner Predigten gehalten hat. Wenn man die aus Brandt eingestreuten Kernsprüche liest, sollte man kaum glauben, daß dergleichen jemals aus dem Bewußtsein der nächsten Volksangehörigen hätte schwinden können! Dann folgen Matthias Zell aus Kaisersberg, dereinst „Leutpriester zu St. Lorenzen im Straßburger Münster" (er war mit dem Gottesdienst in der St. Lorenz-Capelle des Münsters betraut) und seine Gattin Katharina Zell, geborene Schütz, die ihr Mann gegen Ende des Jahres 1523 heimgeführt, ebenfalls eine eifrige Glaubenszeugin des jungen Protestantismus; ferner Martin Butzer selbst, der Führer der religiösen Bewegung im Elsaß, Wolfgang Schuch, Pfarrer zu St. Pilt (St. Hippolyte), welches Städtchen trotz seiner Lage mitten im Elsaß lothringisch war und wo Schuch seinen Reformationsversuch mit dem Märtyrertode gebüßt hat, die Straßburger Pfarrer Capito und Hedio, die sich in ihren Predigten des höchsten Erfolges rühmen konnten, weil die vornehmste Reichsstadt des Elsasses unbedingt auf die Seite der Reformation hinübertrat, auch der wackere Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck, „die Zierde des deutschen Adels" genannt, und viele andere ausgezeichnete Protestanten jener Epoche, verherrlichen die schmucklosen Seiten des Textes. Mit Vorbedacht hat die Verfasserin die merkwürdigsten Scenen des Bauernkrieges eingewebt, der im Elsaß zumal scharfe Schlaglichter auf die Zeitverhältnisse wirft. Ihre schöne Erzählung „Die Flüchtlinge", hat dieses furchtbare Drama zum Hintergrund.

Den werthvollsten Stoff haben ihr Chroniken und zeitgenössische Berichte geliefert, so im ersten Bändchen für Alles, was Katharina Zell betrifft, und für die anmuthig erzählte Geschichte „Der Pelzrock", welche sich an Georg Wickenhauer's, Pfarrers zu Honau, zeitgenössische Darstellung anschließt. In der zweiten Folge, d. h. im zweiten Bändchen, dessen Inhalt im Sundgau und zwar in der alten Grafschaft Pfirt oder Ferrette spielt, ist der Zusammenhang des Erzählten mit urkundlichen Zeugnissen noch durchsichtiger. Der Hauptinhalt der von tiefem poetischem Hauche durchwehten Legende „Onkel Balthasar's Reliquie", die zwei Drittheile des Bändchens füllt, ist aus solchen Materialien geflossen. Hier will die Verfasserin vorzugsweise auf katholische Gemüther wirken, weshalb sie die wunderbaren Katastrophen des alten Grafenhauses von Hohenpfirt und die Uranfänge reformatorischer Denkungsart in diesen Gegenden mit warmer Vorliebe und großer Ausführlichkeit schildert. Und nicht minder trägt auch die Schlußerzählung „Die Pfauenfeder", deren Schauplatz Mühlhausen ist, und die Ulrich von Hutten's Aufenthalt daselbst zum Gegenstande hat, auf Chroniken-Material begründet, den klar ausgeprägten Stempel der Oertlichkeit und des innigen Verständnisses der damaligen Denkart.

Wir haben, obgleich wir den orthodoxen Standpunkt der Verfasserin nicht zu theilen vermögen, diesen Volkserzählungen einen so hohen Werth beigelegt, weil sie zum deutschen Herzen des Elsässers reden wollen. Die Sprachen der Glaubenszünfte sind verschieden, die Sprache des Herzens aber ist unter allen Himmelsstrichen bei jedem Volke dieselbe, und diese Sprache spricht Der am besten, der in der Volkssprache auch den Volkston trifft. Die schlichten Erzählungen der biederen deutschen Frau sind aus dem Herzen Alsatiens herausgewachsen, und wenn sie auch über den verbrieften Kanon der Reformation formell nicht hinausreichen, sondern an demselben grundsätzlich festhalten, so ist in ihnen doch ein gutes Stück ideales Christenthum aufbewahrt, das den steten Beruf an den Buchstaben der Schrift mildert und abtönt. Das Elsaß ist nur sehr theilweise ein protestantisches Land, kaum der vierte Mensch ist ein Lutheraner oder ein Reformirter, der Einfluß des Hauses Habsburg und seit 1648 die Bourbonische Herrschaft haben den Protestantismus in enge Schranken zurückgedrängt. Nichtsdestoweniger hat die Reformation auf die Gemüther der Elsässer einen unvergleichlich tiefen Eindruck gemacht und in ganz katholischen Gegenden des Landes mächtige Spuren hinterlassen. Unverhältnißmäßig viel Gebildete sind im Elsaß evangelisch. Daraus folgt für die protestantische Literatur eine Bedeutung, welche die Ziffer der Bekenntnisse weit hinter sich läßt. Die geistigen Bewegungen der Provinz haben ihren vorzüglichen Anhalt an dem protestantischen Geiste. Strenge des Gedankens und des Urtheils, lautere Ehrlichkeit und Wahrheit der Empfindung sind dessen edelste Merkmale. Gewißlich ist der Protestantismus nicht das letzte Wort der Vorsehung, nicht die höchste Incarnation des religiösen Bewußtseins, allein er ist, je freier und reiner er aufgefaßt wird, die weit sich öffnende Vorhalle zu den Heiligthümern der Zukunft. Insofern hat er an der Zukunft des Elsasses einen hochwichtigen Antheil. Wenn das vorurtheilsfrei erkannt, wenn es einsichtsvoll gepflegt wird, können die segensreichen Wirkungen auf das Volksgemüth nicht ausbleiben!

Trauttwein von Belle.

Levin Schücking: Annette von Droste.*)

Der Verfasser hat bekanntlich in innigen Freundschaftsbeziehungen zu der deutschen Dichterin gestanden, deren Name an der Spitze der modernen Literatur genannt zu werden verdient. Er schildert in diesem Lebensbilde sein Verhältniß zu ihr und giebt gleichzeitig ein Stückchen Selbstbiographie von großem Interesse.

*) Ein Lebensbild von Levin Schücking. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler, 1871.

Das Büchlein liest sich fast wie ein Roman und trägt doch den Stempel der Wirklichkeit. Das originelle Heimatland Schücking's, Westfalen, welches er so oft verherrlicht hat wie Walter Scott sein Schottland, war auch die Geburtsstätte von Annette von Droste, und es ist in die Augen springend, daß Abstammung und heimatliche Gewohnheit auf die literarische Richtung und Charakter-Entwickelung Beider einen bedeutenden Einfluß geübt haben.

Durch Alter und Lebensstellung weit auseinandergerückt, fanden sie sich auf dem Felde der Literatur zusammen und arbeiteten gemeinschaftlich in den selbstgezogenen Gränzen desselben. Eine Vergleichung der beiderseitigen Leistungen würde diese merkwürdige Verwandtschaft der Geister bis zur Evidenz erhärten. Sogar eine körperliche Aehnlichkeit herrschte zwischen ihnen, und Annette von Droste sagte einst selbst in einem ihrer schönen Gedichte an Schücking:

„Blick in mein Auge — ist es nicht das deine?
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und dein Lächeln ist das meine
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich!"

Schücking schildert seine ersten Eindrücke von der persönlichen Bekanntschaft mit der Dichterin in diesem Lebensbild, wie Goethe seine Begegnung mit Friederike von Seesenheim. Es weht über der einfachen lebenswahren Erzählung ein echter Dichterhauch; das alte, poetische Münsterland mit seinen grünen Hecken und einsamen Waldwegen, seinen Dorfkirchen mit der feierlichen, weithin tönenden Glockenmusik, seinen Seen in der Haide, seinen duftenden Buchweizenfeldern und seinem biderben Menschenschlag wird vor unsern Augen lebendig, wenn wir Schücking's Schilderungen lesen. Er malt treu nach der Natur, er enthält sich aller Phantasterei und Sentimentalität. Er behandelt seinen reichen Stoff fast zu nüchtern und knapp, namentlich hätte gewiß jeder Leser gern eine größere Verbreitung über die Personalchronik gewünscht, die mit dem Lebensbilde der Dichterin eng zusammenhängt. Schücking war genauer damit bekannt als irgend Jemand aus ihrem Gesichtskreise. Er kannte ihre beiden Oheime, wahre Originale des originellen Westfalens, und hätte davon manchen Charakterzug, manche Anekdote mittheilen können. Ebenso war er auf der berühmten Meersburg am Bodensee heimisch, wo der alte Freiherr von Laßberg, der fleißigste und reichste Bibliograph, hausete und Freund Schücking zu seinem Adepten und Famulus erwählt hatte. Dort wohnte sie in einem altersgrauen Thurme und lauschte den Winterstürmen am Bodensee. Ihre schönsten Dichtungen sind dort entstanden und Schücking genoß an ihrer Seite das interessanteste Poetenleben, in dem seine eigene Produktionskraft ebenfalls die Schwingen entfaltete. Hier entstanden die Ideen zu den neuesten seiner westfälischen Romane, die von Annetten's Mittheilungen angeregt worden sind. Sehr dankenswerth wäre es, wenn Schücking über den Verbleib einiger der merkwürdigsten Bücherschätze Laßberg's Auskunft geben wollte, namentlich wo das alte Lied vom Graven Fritz zu Hohenzollren und die Belagerung von Hohen-Zollren hingekommen ist — für die jetzige Zeit würde das doch ein unschätzbares Besitzthum sein. So viel wir wissen, ist die Laßberg'sche Bibliothek an den Fürsten von Fürstenberg durch Kauf gelangt. Das erwähnte Schriftstück wurde aber vor ca. dreißig Jahren gedruckt und müssen sich davon doch noch Exemplare erhalten haben. Da der zweiten Auflage vom Lebensbild der Dichterin hoffentlich bald auch eine dritte folgen wird, so wird Herr Schücking gebeten, unsere Winke über größere Ausführlichkeit beachten zu wollen.

F. v. Hohenhausen.

Krankheitsursachen, physische und moralische.

Je mehr die Hygiene sich als eine selbständige Wissenschaft entwickelt, die nicht bloß den Arzt, sondern fast in gleicher Weise jeden Gebildeten, besonders aber den Staatsmann, den Pädagogen und selbst den Theologen interessiren muß, um so freudiger begrüßen wir jede in das Gebiet derselben einschlagende Arbeit, welche ihr Studium fördert und erleichtert. „Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und moralischen", ist der Titel eines soeben in der zweiten Auflage erschienenen Werkes des durch eine Reihe von tüchtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Gesundheitslehre rühmlich bekannten Dr. Eduard Reich.*) Erfahren wir aus demselben auch nicht eigentlich Neues, so giebt es uns doch ein so vollständiges und anschauliches Bild von den Quellen, aus denen das Leiden und das Elend der Menschheit, nicht nur das körperliche, sondern auch das moralische, entspringt, wie wir es noch selten in einem Buche dieser Art gefunden haben. Der Verfasser, dem selbst reiche Erfahrungen zu Gebote stehen, führt uns nicht allein diese, sondern auch die Ansichten einer großen Zahl von Schriftstellern aller Zeiten und aller Völker an, so daß der Leser im Stande ist, sich aus der Vergleichung leicht selbst ein Urtheil zu bilden, auch wenn er sich sonst nicht eingehend mit der Hygiene beschäftigt hat. Er wird alsdann zuweilen zu einem anderen Resultate als der Verfasser gelangen, mit dem auch wir nicht durchweg übereinstimmen.

Ganz besonders müssen wir anerkennend hervorheben, daß der Verfasser überall das Bestreben kundgiebt, den Zusammenhang der körperlichen mit den sittlichen Gebrechen der Menschen nachzuweisen und zu zeigen, wo die Quellen beider gleichzeitig zu suchen sind. „Weil der Mensch im Elende nicht im Stande ist, ökonomisch auch nur einen Quadratfuß des Bodens der Selbständigkeit zu erobern; weil ihm die Mittel zur Unterrichtung und Bildung fehlen, und andererseits er alle seine Kräfte auf das Aeußerste anspannen muß, wird er physisch und moralisch immer schwächer und stellt in Folge dessen zu allen Seuchen das größte Contingent."

Ein großes Gewicht spielt unter den Krankheits-Ursachen das Alter, das Geschlecht, das Temperament, die Lebensweise und die Beschäftigung, weshalb diese einer eingehenden Besprechung unterworfen werden. Ebenso wird das ganze Gebiet der Diätetik behandelt, und, was besonders jetzt von allgemeinem Interesse ist, es wird auch über das Impfen als Schutzmittel gegen die Pocken Ausführliches mitgetheilt. Der Verfasser giebt uns hierbei eine sehr wichtige statistische Uebersicht, aus der wir beispielsweise entnehmen, daß von 100,000 Menschen jährlich im Durchschnitt im vorigen Jahrhundert vor, und in diesem Jahrhundert, bis 1850, nach Einführung der Impfung, an den Pocken starben:

in Rheinpreußen	vor der Impfung	90,8,	nach der Impfung	9,0.
„ Westfalen	„ „ „	264,3,	„ „ „	11,4.
„ Schweden	„ „ „	205,0,	„ „ „	15,9.
„ Oesterr. Schlesien	„ „	581,2,	„ „ „	19,6.

Ferner starben z. B. im Wiener Krankenhaus (1837—1856) unter 6213 Pocken-Kranken von hundert fünf, die geimpft, und dreißig, die nicht geimpft waren, ebenso im Blattern-Hospital in London (1836—1856) unter 9000 Pocken-Kranken von hundert sieben, die geimpft, und fünfunddreißig, die nicht geimpft waren.

Wir müssen es uns versagen, bei der großen Vielseitigkeit

*) Leipzig, E. Fleischer, 1871.

des vorliegenden Buches noch näher auf die einzelnen Abschnitte einzugehen, allein zur Charakteristik der Anschauungen des Verfassers diene Folgendes: Er findet viele Veranlassungen zu Krankheiten auch in der Art und dem Grade der Pflege der Wissenschaft und meint, die größere Hälfte der Gelehrten eines jeden Zeitalters hätte besser gethan, anstatt der Wissenschaft irgend ein Handwerk als Lebensberuf zu erwählen, da die Wissenschaft nur da gedeihe, wo sie um ihrer selbst willen betrieben, nicht zum Tummelplatz persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Leidenschaften gemacht wird. — Von jeher hätten die Systeme und Theorieen der Juristen und Staatsmänner die Gefängnisse gefüllt, die der Aerzte die Apotheker und Todtengräber reich gemacht, die der Theologen Zwist, Streit, Haß, Wuth, Mord, Todtschlag, Aufruhr erzeugt, die der Professions-Philosophen den gesunden Verstand verhöhnt, die Vernunft verspottet und zur Entstehung der größten Verkehrtheiten in Wissenschaft und Leben die gewichtigste Veranlassung gegeben. Sie seien Krankheitsursachen im eigentlichen Sinne des Wortes! „Zahlreiche Leiden, denen man alltäglich begegnet, finden ihre letzte Ursache in verkehrter, einseitiger geistloser Betreibung der Wissenschaften von Seiten Derjenigen, denen die Hütung des privaten und öffentlichen Wohles anvertraut wurde," Und ferner: „Soll die Förderung der Wissenschaft Krankheits-Ursachen nicht bergen, dann wird außer dem philosophischen Geiste auch noch Charakter, persönlicher Muth und Gesinnungstüchtigkeit bei den Gelehrten vorausgesetzt." M. F.

England.

Die neuesten Verhandlungen über das Stimmrecht der Frauen.

Die Vertreter dieser Bewegung in England sind in der letzten Zeit sehr thätig gewesen, und trotz ihrer Niederlage im britischen Parlament, können sie doch mit ihren Resultaten recht zufrieden sein. Im Langham Hotel von London fand kürzlich eine sehr stark besuchte Versammlung statt, und die Beredtsamkeit der Damen, die sich auf der Rednerbühne befanden, legte ohne Zweifel Zeugniß ab für ihre Befähigung, in ihrer eigenen Sache mit einer Kraft und Klarheit zu plaidiren, die kein ehrlicher Mann leugnen kann, und die sicher von Manchem beneidet worden sein mag.

Im Parlament wurde die Frage durch Mr. Jacob Bright, ihren tapfern Vertheidiger, zur Sprache gebracht, und fand, wie schon früher, ihren heftigsten Gegner in Mr. Bouverie. Seine Einwürfe waren alle auf Vorurtheil und Präcedenzien gegründet und versuchten gar nicht erst den Eintritt in das Gebiet der Vernunftgründe. Schreckbilder von Frauen, die zur Stimmbude wanken, geführt von ebenfalls „schwankenden" Männern, nicht ihren Ehemännern; die klägliche Frage: wer denn von jetzt an eigentlich „das Haupt der Familie" sein werde, und häufige Anführung eines Schriftwortes, das ebensowohl das Recht der Erstgeburt wie die gleichen Rechte von Frau und Mann ausschließen würde, dies bildete die Grundlage der Argumente, auf denen ein Gebäude von Sentimentalität aufgeführt war, das wir in Ermangelung eines besseren Wortes nur mit weibisch bezeichnen können; sicherlich, es waren weibische, aber keine männlichen Beweisgründe. Mr. Bouverie wurde würdig unterstützt von Mr. Scourfield, der es unternahm, einiges pikante Element hinzuzuthun.

Dann erklärte Mr. Gladstone, warum die Regierung als solche sich enthielte, an der Diskussion Theil zu nehmen. „Nicht etwa weil sie die Sache nicht für wichtig genug ansähe, aber aus dem zwingenden Grunde, daß es nicht wünschenswerth sei, wenn die Regierung bei dieser Art von Fragen vorzeitig eingriffe, in denen erst eine möglichst freie und gründliche Diskussion stattfinden müsse, ehe die gesetzgeberische Gewalt sich der Frage bemächtigte. Die einzelnen Mitglieder der Regierung jedoch sollen die vollste Freiheit haben, sich für irgend ein Verfahren auszusprechen, und was ihn selber beträfe, so fühle er sich gedrungen zu sagen, daß er die zweite Lesung der Bill nicht eher befürworten könne, als bis er in der Frage etwas klarer sehen könne, als er es gegenwärtig vermöge. Was den vorgebrachten Haupteinwurf betreffe, den nämlich, daß die persönliche Anwesenheit der Frauen bei den Wahlen sie Unannehmlichkeiten aussetzen könne, so ließe sich vielleicht eine Praxis, ähnlich der in Italien herrschenden, herstellen, wonach Frauen, die das parlamentarische Wahlrecht dem Gesetze nach besitzen, das Recht haben, einen Verwandten oder Freund an ihrer Statt zur Abstimmung zu schicken. Obgleich er (Gladstone) nun zwar für eine zweite Lesung der Bill nicht stimmen könne, so müsse er doch sagen, daß es mehr Gründe für eine Aenderung des Gesetzes gebe, was auch die Gegner einzusehen schienen. Der Census zeige, daß es in diesem Lande eine stets zunehmende Anzahl solcher Frauen gebe, die für ihre eigene Erhaltung zu kämpfen hätten und denen es gelänge, sich unabhängig zu erhalten. Man möge sich doch auch nicht verhehlen, daß das Gesetz sehr hart gegen die Frauen sei, und daß sie in einer höchst nachtheiligen Stellung verschiedenen Gewerben gegenüber sich befänden. Man sehe nie ein Gewerbe in der Hand einer Frau, von dem man sagen könne, daß es dem männlichen Geschlechte allein zukomme, sehr oft aber komme der umgekehrte Fall vor. Es thue ihm daher nicht leid, daß der geschäftige Gedanke der thatenvollen Gegenwart sich der Frage der Stellungen von Mann und Frau zugewandt habe, nicht nur in Bezug auf das bürgerliche Stimmrecht, sondern auch auf die allgemeinen, auf das weibliche Geschlecht bezüglichen Gesetze, und er stehe nicht an, zu behaupten, daß der Mann, der eine Lösung dieses Problems zu finden im Stande sei, ein Wohlthäter seines Landes genannt werden müsse."

Lord John Manners unterstützte auch die zweite Lesung der Bill, da zahlreiche Petitionen, von Frauen unterzeichnet, zu Gunsten derselben eingegangen seien, während nicht eine Petition gegen dieselbe eingebracht sei, und er fühle sich gedrungen, zu bekennen, daß er bisher auch nicht ein stichhaltiges (valid) Argument gegen die Bill vernommen habe. Denjenigen, die da behaupteten, Frauen interessirten sich nicht für parlamentarische Vorgänge, hielt er die Frage entgegen: „Sind sie nicht bei den Scheidungsgesetzen interessirt? Haben sie keinen Antheil an der Bill, die die Heirat mit der Schwester der verstorbenen Frau untersagt? Und wie kommt es, daß man den Frauen gestattet, in den städtischen Angelegenheiten, wie z. B. Schul-Kommissionen, eine Stimme zu haben, und doch sie von den Parlamentswahlen gänzlich ausschließt?"

Einige namhafte Mitglieder, wie Mr. Beresford Hope, Mr. Newdegate und Mr. James sprachen sich in Mr. Bouverie's Sinne, also gegen die Zulassung der Frauen aus, ohne jedoch wesentlich Neues vorzubringen. Mr. James nahm sogar gegen Mr. Gladstone eine entschieden drohende Haltung an, und erklärte die Einbringung der Frage für eine Beleidigung. Er erklärte, das „sympathetische Element" in der Frau mache sie blind gegen alle Logik, und die Achtung, die J. M. die Königin von

England ihrem verstorbenen Gemahl erwiesen, führte er einfach auf den Grund zurück, daß sie eine Frau und er ein Mann war. Dr. Lyon Playfair und Mr. Hunt hatten jedoch mancherlei für die andere Seite zu sagen, und der Letztere bekannte, daß er, obwohl ehemals ein Gegner dieser Bewegung, bei ruhiger parteiloser Betrachtung der Frage zu dem Schlusse gekommen sei, daß es Unrecht sein würde, sich ihr länger zu widersetzen. Er glaubte, sagte er, daß das Widerstreben gegen Gewährung des Stimmrechtes an Frauen aus altem Vorurtheil, nicht aber aus Vernunftgründen Nahrung zöge.

Am Ende der Debatte ergab die Abstimmung folgendes Resultat: Für die zweite Lesung der Bill waren 151 Stimmen, gegen dieselbe 220, so daß sie mit einer Majorität von 69 Stimmen verworfen worden ist.

Die Presse hat natürlich auch lebhaft Für und Wider in dieser Frage Partei genommen. Times und Morning Post verhalten sich im Ganzen neutral, eher feindlich; ganz entschieden feindlich der Bewegung zeigt sich Standard, der die Frauen ein für allemal als unfähig zur Ausübung politischer Rechte erklärt. Der Globe hingegen denkt:

„Die Opposition gegen die Womans Disabilities Bill liefert eine merkwürdige Illustration für die ungünstige Wirkung, die eine schlechte Bewegung auf eine an sich gute Sache ausüben kann. Es ist offenbar nur gerecht, daß wenn eine unverheiratete Frau ein Haus besitzt, so daß sie zu den städtischen oder ländlichen Steuern herangezogen wird, sie auch ihren Antheil am Stimmrecht der Steuerzahler haben müsse. Die Conservativen, welche die Reformbill im J. 1867 unterstützten, müssen einsehen, daß dies die logischen Consequenzen der damals niedergelegten Grundsätze sind. Der, welcher die Last tragen hilft, hat Anrecht auf eine Stimme bei der Verwendung ihres Betrages. Es wäre ungerecht, dies einem Steuerzahler zu versagen und das Geschlecht zum Vorwand zu nehmen, denn dies hat durchaus nichts mit dem Steuerzahlen zu thun. Wenn Frauen nicht stimmen dürfen, so dürfen sie auch nicht besteuert werden. Wenn sie besteuert werden, so kann der Staat nicht mit irgend einem Schein von Anständigkeit das Geld nehmen und doch die Stimme verweigern, die eine Controle der Steuerverwendung ermöglicht."

Daily News glaubt, daß, während die Bewegung scheinbar eine entschiedene Niederlage erlitten, sie in der That einen riesigen Schritt vorwärts gethan hat, daß wahrscheinlich die letzte entschieden feindliche Abstimmung im Parlamente stattgefunden habe, und nächstes Jahr, allem Vermuthen nach, das Blatt sich vollkommen wenden werde. Aehnlich spricht sich The Echo aus. Den längsten und gründlichsten Artikel aber widmet der Angelegenheit der Spectator.

Holland.

Isabella von Oesterreich und ihr Uebertritt zum Protestantismus.

So wie das Leben und die Regierung Christians II. von Dänemark (1481—1559) eine der interessantesten Phasen der nordischen Geschichte bildet, so verdient auch dessen Gemahlin, Isabella von Oesterreich, die erhöhte Aufmerksamkeit des Historikers schon insofern sich uns in ihr der einzige Fall in den Annalen des Habsburgischen Hauses darstellt, wo ein Mitglied dieser urkatholischen Familie die Religion seiner Väter mit dem protestantischen Glauben vertauschte. In dem Leben dieser Prinzessin sowohl, wie in dem ihres Gatten, des unglücklichen Dänenkönigs, gab es bis in die neueste Zeit zahlreiche, theils verkehrt dargestellte, theils noch gänzlich unaufgeklärte Stellen, über welche erst das jüngst erschienene posthume Werk eines niederländischen Historikers, Yssel de Schepper*) das gehörige Licht verbreiten sollte. Daß es gerade ein Holländer war, dem wir diese Aufklärungen verdanken, mag zum Theil daher rühren, daß nicht nur Isabella eigentlich eine Prinzessin der Niederlande war, sondern auch ihr Gemahl während seiner achtjährigen Verbannung (1523—1531) sich vorzugsweise in diesem Lande aufhielt.

Isabella von Oesterreich war die Tochter Philipps des Schönen und eine Schwester der beiden nachmaligen Kaiser Karl V. und Ferdinand I. Im Alter von kaum dreizehn Jahren vermählte sie sich mit König Christian II. von Dänemark, welcher durch seine Verbindung mit ihr die Unterstützung ihres Großvaters, des deutschen Kaisers, Maximilian I., zu erwerben hoffte, deren er zur Niederwerfung des aufständischen Königreiches Schweden dringend bedurfte. Die Vermählung fand zwar zu Pfingsten 1514 in Brüssel statt, aber erst 1515 begab sich Isabella nach Dänemark, wo sie in Helsingör an's Land stieg und am 9. August ihren Einzug in Kopenhagen hielt.

Die erste Zeit ihrer Ehe war keine glückliche. Schon in Helsingör hatte sie erfahren, daß der König ein geheimes Liebesverhältniß mit der schönen Düveke unterhalte, deren Bekanntschaft er noch vor seiner Thronbesteigung (1513) zu Bergen in Norwegen gemacht hatte, und deren Mutter Sigbritta Willems großen Einfluß auf Christian besaß. Man erwartete allgemein, daß er dieses Verhältniß nach seiner Vermählung lösen werde; der König zeigte sich hingegen nur desto zuvorkommender gegen seine Geliebte, räumte ihr das Schloß Huidör als Wohnsitz ein und schenkte ihr überdies ein prachtvolles Haus in Kopenhagen. Tief gekränkt wendete sich daher Isabella an ihre Verwandten, und Kaiser Maximilian selbst intervenirte zu Gunsten seiner Enkelin, indem er den bekannten Sigmund von Herberstein mit einer Mission an Christian II. betraute.

Indessen bewies Christian, der kein so rohes Naturell besaß, wie man ihn gewöhnlich darzustellen pflegt, seiner jungen Gemahlin viele Aufmerksamkeiten, ließ ihren ganzen Hofstaat aus den Niederlanden kommen und gründete sogar gegenüber von Kopenhagen die holländische Colonie Amack 1516, bloß damit Isabella nichts von der in ihrer Heimat gewöhnten, vortrefflichen Butter- und Käsebereitung entbehre. Dies besänftigte die Königin einigermaßen, und mittlerweile gelang es sogar Düveke's Mutter, der Holländerin Sigbritta Willems, die Gunst der jungen Fürstin zu erlangen. War trotzdem noch einige Gereiztheit zwischen den beiden Ehegatten zurückgeblieben, so schwand diese gänzlich, als im Sommer 1517 die schöne junge Düveke plötzlich starb. Dieses Ereigniß, so wohlthätig es auf das Verhältniß Christians zu Isabella einwirkte, so unheilvoll erwies es sich in der Folge für das ganze Lebensschicksal des Königs, denn als es sich herausgestellt hatte, daß seine Geliebte an beigebrachtem Gifte gestorben war, beschuldigte Christian den Burgvogt Torben Oxe dieser abscheulichen That, und als dieser, der ein Adeliger war, vom Reichsrath freigesprochen worden, stellte ihn der König vor ein Bauern-Tribunal, welches

---

*) Lotgevallen van Christiern II en Isabella van Oostenryk, koning en koningin van Denemarken; door wylen Mr. G. A. Yssel de Schepper. Zwolle, Tyl, 1870, (VII & 366 S.)

ihn zum Tode verurtheilte und hinrichten ließ. Hiermit war aber der Bruch zwischen König und Reichsrath vollzogen, d. h. jener Kampf mit dem Adel und Priesterstand entfesselt, der Christian II. um Krone und Freiheit bringen sollte. — Im Februar 1519 gebar Isabella ihrem Gatten einen Sohn Johann.

Als eines der geeignetsten Mittel, um die Macht der Geistlichkeit in seinem Reiche zu brechen, erkannte Christian II. die damals eben aufkeimende lutherische Lehre. Er berief daher schon 1521 protestantische Theologen aus Wittenberg, darunter den Magister Martin Reinhard; diese fanden aber wenig Anklang in Kopenhagen. Bei Gelegenheit seiner Reise nach den Niederlanden, im Hochsommer desselben Jahres, lernte der König zu Brügge den berühmten Erasmus von Rotterdam kennen, und der Umgang mit diesem Philosophen half seine reformatorischen Pläne fördern. Trotzdem gebührt Christian II. keineswegs jener Antheil an der Einführung der Reformation im Norden, welchen man ihm in der Regel zuschreibt; denn selbst sein definitiver Uebertritt zur Lehre Luther's fällt erst in die Zeit, wo er, aus seinem Lande bereits vertrieben, hülfesuchend halb Europa durchwanderte und folglich keinen Einfluß mehr auf die nordischen Reiche auszuüben vermochte. Auf einem dieser Wanderzüge war es, wo er in Schweidnitz die persönliche Bekanntschaft Luther's und Melanchthon's machte und in Folge dessen dann öffentlich zur protestantischen Lehre sich bekannte.

Als ein Beweis der völligen Aussöhnung zwischen Isabella und ihrem Gemahl ist es jedenfalls auch zu betrachten, daß diese Fürstin noch im selben Jahre (1523) dem Beispiel Christian's folgte und gleichfalls zum Lutherthum übertrat. Ueberhaupt scheint ihre Liebe zum König in demselben Maße gewachsen zu sein, als ihn das Schicksal hartnäckiger verfolgte; denn bitter und zahllos waren die Vorwürfe, welche sie sich durch diesen Schritt, von Seite ihrer Blutsverwandten, namentlich aber des Kaisers und seines Bruders Ferdinand, sowie von der urkatholischen Margarethe der Niederlande, ihrer Tante, zuzog. Trotzdem sehen wir sie die Sache ihres unglücklichen Gatten auf dem Reichstag zu Nürnberg (April 1524) muthig vertreten und sogar dem Zorne ihres Bruders Ferdinand trotzen, als sie auf Anrathen Christian's am Donnerstag vor Ostern aus den Händen Osiander's das Abendmahl unter beiden Gestalten empfangen hatte.

Nachdem es angesichts solcher Thatsachen nicht mehr möglich war, den vollkommenen und wohlbeabsichtigten Uebertritt der österreichischen Erzherzogin zur lutherischen Lehre in Abrede zu stellen, so verlegten sich spätere Geschichtschreiber darauf, an einem nachher erfolgten Rücktritt glauben zu machen. Aber auch über diesen Punkt giebt uns Assel de Schepper's Darstellung die beste Aufklärung. An Bekehrungsversuchen, namentlich von Seite Margarethens, fehlte es allerdings nicht; besonders war es ihr ein Gräuel, die Kinder Christian's und Isabellens in den Händen reformatorisch gesinnter Lehrer zu wissen. Alle ihre Versuche scheiterten aber an der Festigkeit der kaum 24jährigen Fürstin, welche sowohl ihrem Gemahl wie ihrem Hofprediger Jens Michielsen auf das Bestimmteste versprach, dem angenommenen Glauben bis an ihr Lebensende treu zu bleiben. Dieses Versprechen hielt sie auch, und noch am Todtenbette genoß sie das Abendmahl in der doppelten Gestalt: im allerletzten Augenblick eilten allerdings der Pfarrer Thomas Blanckaert von Swynaerde und der Abt Gerhard von St. Peter aus Gent herbei und verabreichten der schon Bewußtlosen die heiligen Sterbesakramente; auch die Bestattungs-Ceremonien fanden nach katholischem Ritus statt. Allein wenn man die Hast der katholischen Geistlichkeit kennt, doch wenigstens den Schein zu retten, wo schon das Wesen verloren ist, wenn man andererseits die, ihren Gemahl wohl nicht zur Unthätigkeit, aber zur Gleichgiltigkeit verdammende Niedergeschlagenheit Christian's in Betracht zieht und vollends den Umstand berücksichtigt, daß zu jener Zeit die äußerliche Trennung der beiden Lehren noch keineswegs so bestimmte Formen angenommen hatte, wie dies später allmählich eintrat, so wird man nicht umhin können, obige Vorgänge vollkommen erklärlich zu finden. Auf das hin, die protestantische Gesinnung der Erzherzogin in Abrede stellen, oder gar die Fabel von einem schließlichen Rücktritt derselben aufbauen wollen, scheint uns daher mehr wie gewagt.

Die letzte Zeit ihres Lebens brachte Isabella größtentheils in dem kleinen Städtchen Lier bei Antwerpen zu, wo sie das heutige Stadthaus, das noch jetzt „der Hof von Dänemark" genannt wird, bewohnte. Das Mißgeschick ihres Gemahls, der stete Kummer und die Besorgniß, endlich die immerwährenden Vorwürfe und Verfolgungen ihrer nächsten Verwandten hatten frühzeitig ihre Gesundheit untergraben, und der Gebrauch der Aachener Heilquellen konnte ihr dieselbe nur auf kurze Zeit zurückgeben. Einem neuerlichen Besuche dieses Badeortes widersetzte sich die Stadthalterin Margarethe, theils der durch einen solchen verursachten Kosten halber, theils aus religiösem Fanatismus, weil Isabella kurz zuvor die Begnadigung einiger Gefangenen erwirkt hatte, welche als Ketzer zum Tode verurtheilt waren. So siechte die junge Königin immer mehr und mehr dahin, und als sie sich endlich, um doch einige frischere Luft zu genießen, nach dem Schlosse Swynaerde bei Gent begeben hatte, fiel sie bald darauf der Auszehrung zum Opfer, innig betrauert von ihrer ganzen Umgebung und von Jedermann, der den liebenswürdigen Charakter, die stillen Tugenden, den musterhaften Lebenswandel und den klaren Verstand dieser Fürstin kennen gelernt hatte. Isabella starb am 19. Januar 1526. F. v. Hd.

Belgien.

Belgien am Scheidewege.

Herr Prof. Leo van der Kindere in Brüssel hielt kürzlich in einer Sitzung des Provinzialraths von Brabant einen ungemein anziehenden Vortrag über die Nothwendigkeit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Belgien. „Als wir," sagte er unter Anderm, „vor gerade einem Jahre in diesem Saale versammelt waren, wurden unsere friedlichen Arbeiten urplötzlich durch einen Donner unterbrochen, der über unseren Häuptern grollte. Was war in dieser Europa bedrohenden Ungewitter-Wolke verborgen? Brachte sie ihm die Vernichtung seiner Kultur? Wir waren in Zweifel, wir zitterten und wir stimmten damals in die schönen, patriotischen und menschenfreundlichen Worte unseres Vorsitzenden ein. Seitdem ist ein Jahr verflossen, und wir befinden uns in einer neuen Session des Provinzialrathes. Welche großen Ereignisse haben seit jener vorjährigen Sitzung stattgefunden! Die Geschichte, ja die Weltgeschichte selbst ist es, die uns in diesen Ereignissen eine große, heilsame Lehre ertheilt hat. Die Geschichte hat uns unwidersprechlich gelehrt, daß der erste Rang unter den Völkern der Erde nicht länger dem Leichtsinn, der Unwissenheit und der Sittenlosigkeit angehören kann.

„Den ersten Rang unter den Völkern nimmt fortan das Deutsche Volk ein. Deutschland wird, wie ich überzeugt bin, diesen Rang würdig zu behaupten wissen, denn dieses Land verdient ihn, wie durch seine Wissenschaft, so auch durch seine Sittlichkeit und Kraft. Wir dürfen nie vergessen, daß für ein Volk die moralische Gesundheit ebenso nothwendig ist, wie die physische, und während wir seit geraumer Zeit in der französischen Literatur die Zeichen des sittlichen Verfalles wahrnehmen konnten, haben uns von der anderen Seite die Werke der medizinischen und der statistischen Wissenschaft gelehrt, daß die körperliche Gestalt der Einwohner Frankreichs sehr deteriorirt ist und zugleich ihre Fortpflanzungskraft sich vermindert hat. Es scheint hiernach unzweifelhaft, daß Deutschland an der Spitze der Weltkultur der Platz gebührt und daß wir vor Allem nach Deutschland zu blicken haben, um zu lernen. Nur zu lang ist Belgien leider auf französischen Bahnen einhergeschritten; es ist Zeit, daß es umkehre und sich von seiner germanischen Mutter eines Bessern belehren lasse."

Nord-Amerika.

Das Reisen auf Eisenbahnen in Amerika.

Wir sind gewohnt, die Amerikaner im Allgemeinen für Virtuosen in der Kunst des Reisens zu halten und daher sehr geneigt, jede darauf bezügliche Einrichtung auch bei uns nachzuahmen, wenn auch nur in bescheidenem Maßstabe, denn die riesigen Entfernungen, die der in Amerika Reisende zu durchmessen hat, bedingen auch riesenhafte Dimensionen aller Reisevorrichtungen. Von der Bewunderung dieser Einrichtungen jedoch kann man sich gründlich heilen, wenn man den in Putnams Magazine enthaltenen graphischen Artikel über diesen Gegenstand liest, der ihn mit einer in Amerika selten anzutreffenden Unparteilichkeit beleuchtet. Danach zu schließen, ist die Art des amerikanischen Eisenbahnreisens (und nur um dieses handelt es sich hier) nicht nur für unsere Verhältnisse, sondern überhaupt recht unzweckmäßig, und, wie es scheint, beginnt man dies drüben schon einzusehen und die Reformbestrebungen an europäische Vorbilder anzuknüpfen.

Der erwähnte Artikel schildert die Eindrücke, die ein europäischer Reisender empfangen muß, wenn er, in Newyork landend, den Boden der neuen Welt betritt, wo amerikanischer Erfindungsgeist, Reichthum, Energie und Industrie ihn in großartigster, imposantester Weise von allen Seiten umgeben und seine hochgespannten Erwartungen wo möglich noch übertreffen. Nun aber wünscht der Ankömmling, sich von Newyork nach der politischen Hauptstadt des Landes, nach Washington, zu begeben. „Er wird arg enttäuscht. Er findet, daß der Amerikaner, der Nomade der Civilisation, wie sein Bruder, der Nomade der Wüste, zufrieden ist, wenn er nur in Bewegung sein kann, und daß er dann alles Andere: Comfort, Gesundheit, ja selbst das Leben als verhältnißmäßig untergeordnete Dinge betrachtet." Daher die einfachen hölzernen Schuppen, die unsere Stationsgebäude ersetzen, daher der Mangel an Controle, an Aufsicht, an Zuverlässigkeit, das ewige Treiben und Drängen, ja die Gefahren, mit denen der Reisende zu kämpfen hat. Es giebt bekanntlich in Amerika nur Eine Wagenklasse: Damen, denen überall die größten Vorzüge eingeräumt werden, fahren besonders; und diese Eine Klasse ist stets nicht nur gefüllt, sondern überfüllt, denn auch das gilt für ordnungsmäßig bei Reisenden jeden Standes, Alters und jeder Farbe. Selbst die neue Einrichtung der Schlafwagen scheint nur sehr wenig Comfort zu bieten. Der Reisende, der sich ein ziemlich theures Billet zu einem solchen mit vieler Mühe erstanden, kann, da es weder mündliche noch schriftliche Fingerzeige auf den amerikanischen Bahnen giebt, nur schwer Auskunft darüber erhalten, wo sein Schlafkabinet eigentlich aufzufinden sei. Auf's Gerathewohl klettert er endlich eine Platform hinan, die zu einem eigenthümlich aussehenden Wagen hinaufführt. Dieser ist fest verschlossen.

Nach langem Umhersuchen in Schmutz und Dunkelheit gelingt es endlich dem Reisenden, Einlaß zu erlangen. Er bewundert die sinnreiche Einrichtung, mittelst deren aus einem Sitze sich ein sehr bequemes Bett entwickelt, aber seine Ruhe wird zu jeder Stunde der Nacht auf's grausamste gestört, zuerst durch wiederholte Besuche der Bahnführer, die sich immer wieder das Billet vorzeigen lassen, dann durch die allzu nahe Nachbarschaft eines unartigen kranken Kindes, zweier aufgeregter Politiker u. s. w. Ueber tausend Hindernisse hinweg muß beim Halten des Zuges der Reisende fast ohne jede Direction sich seinen Weg suchen, nur geleitet von einem in rasender Eile dahinstürmenden Haufen anderer Reisender. Auch bei der Ankunft des Reisenden in Washington harren seiner noch tausend Unannehmlichkeiten, denn merkwürdigerweise giebt es in dieser großen Stadt noch kein wirklich gutes Hotel erster Klasse.

Neben manchen Vorzügen amerikanischer Wagen, worunter besonders das System der Gepäckbeförderung und die Art des Wagenbaues hervorgehoben werden, meint der Verf. doch, daß den amerikanischen Bahneinrichtungen zwei wichtige Faktoren fehlten, die überall anderswo genügend gewürdigt werden, erstens die Sorge für wirkliche Behaglichkeit der Reisenden, und dann die Verantwortlichkeit der Beamten. Der Begriff der Behaglichkeit ist natürlich sehr relativ. „Auf dem Continent versteht man darunter, daß der Reisende auf dem Zuge, den er zu einer Vergnügungstour wählt, einen schmucken, wenn auch kleinen Salon finde, nett möblirt mit verschiedenen Sophas, Lehnstühlen, Tischen, Spiegeln, keinem Staube, keinem Zugwinde ausgesetzt. Er präsentirt sein Billet einmal, wenn er seinen Wagen besteigt, und noch einmal, wenn er den Ort seiner Bestimmung erreicht hat; er sieht den höflichen Schaffner nur, wenn er eine besondere Gefälligkeit zu erbitten hat, und dies geschieht so selten als möglich. Die Frau des Reisenden sitzt, umringt von ihren Kindern; seine Schwester nimmt ihre Stickerei oder ihren Roman vor, und er selbst etablirt sich im großen Lehnstuhl am Fenster, um die Landschaften zu betrachten, die draußen vorüberziehen. Andere Gruppen besetzen andere Theile des kleinen Salons, fangen ein freundliches Gespräch an oder bleiben einander so entfernt, als ob sie in verschiedenen Zügen führen, wie ihr Geschmack es ihnen gerade eingiebt; so verbringen sie ruhig und angenehm einige Stunden, und wenn sie an's Ende der Reise gelangen, sind sie frisch und rein, nicht wie die Amerikaner schwarz, als ob der Staub von Monaten auf ihnen läge. Im Winter verdient die Art der Heizung durch heiße Wasserröhren entschieden den Vorzug vor den amerikanischen, auch in der Schweiz eingeführten eisernen Oefen, in deren Nähe der Reisende bratet, während der entferntere Sitzende von Frost geschüttelt wird."

Der Amerikaner, durch Natur und Erziehung ein Gesellschaftsthier, würde eine Exclusivität, wie die oben geschilderte, verschmähen; er findet sein Behagen in der größtmöglichen Anzahl von Reisegefährten; er liebt eine wandernde Karawane um sich zu haben, achtzig oder hundert Leute aller Farben durcheinander, zwischen

denen er mit nervöser Ruhelosigkeit sich umhertreiben kann, wo er Bekanntschaften machen, früher gemachte erneuern kann, wo er viel neue Gesichter und Leben in den verschiedensten Erscheinungen studiren kann. Er liebt es, ein Gebrause von Stimmen um sich her zu hören, Leute beständig ihre Sitze wechseln und in der engen Mittelpassage sich auf und ab bewegen zu sehen; allein zu sitzen würde ihm schlecht behagen.... Der Amerikaner ist entzückt über die Länge seines Zuges und die Mannigfaltigkeit seines Inhaltes, wo er bald dies, bald jenes Produkt der verschiedensten Welttheile und Gegenden sehen und prüfen kann.

Es ist ein interessanter Zug in der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens, daß, während Oesterreich und andere europäische Länder die langen, doppelsitzigen amerikanischen Wagen adoptirt haben, die Amerikaner ihrerseits langsam und allmählich europäische Wagen mit Coupé's einzuführen beginnen. Die Empfindlichkeit amerikanischen Stolzes verbietet es, diese Einrichtung bei ihrem rechten Namen zu nennen und von Wagen erster und zweiter Klasse zu sprechen, aber der That nach bestehen sie unter der etwas lächerlichen Benennung von Gesellschaftszimmer-Wagen (drawing-room-cars) und Silberpalastwagen (silver-palace-cars). Abgesehen von den enormen Preisen, sind diese neuen Wagen gut eingerichtet und bieten alle den Comfort, der überhaupt auf amerikanischen Bahnen zu erlangen ist. Die einzige Schattenseite ist die völlige Nichtachtung, die dem unglücklichen „einzelnen Herrn" (single gentleman) zu Theil wird, der nicht gleich vier Sitze mit einemmal belegt. Es giebt keinen wahreren Ausspruch als den, daß bei Reisen in Amerika das Geld weniger eine Rolle spielt, als es wichtig ist, eine Dame bei sich zu haben. Ein bekannter Dichter gab einem seiner transatlantischen Freunde folgenden Rath: Wenn Sie wirklich sechs Monate lang in den Vereinigten Staaten umherreisen wollen, dann sollten Sie lieber erst eine Frau heiraten, eine borgen oder stehlen, nur nicht als Herr in Amerika allein reisen!

Der eigentliche Grund aller Unzulänglichkeiten des amerikanischen Eisenbahnwesens liegt einfach in dem gänzlichen Mangel jeder Verantwortlichkeit, und darüber können nicht, wie über den Comfort, zweierlei Meinungen herrschen. Von dem untersten Arbeiter bis zum Präsidenten der Bahn lehnen alle Arbeiter es entschieden ab, irgend Jemand für irgend etwas verantwortlich zu sein. Wenn der Weichensteller seine Pflicht versäumt hat und so eine Anzahl Menschen einem vorzeitigen Tode überliefert, wenn der Bahnführer betrunken ist und in einen andern Zug hineinfährt, ein Unglück, das in tausend Häusern Elend verbreitet, wenn ein Cassirer fortläuft und Hunderte von Actionären ruinirt, dann ist Niemand für alle diese Unfälle verantwortlich. — Das erwähnte Essay führt Beispiele flagrantester Art aus jüngster Vergangenheit für diese Behauptung an. Die Erklärung dieser unseligen Erscheinung findet der Verf. nicht nur in der ultra-republikanischen Scheu vor Bevormundung und Beamtenthum, sondern ebensowohl in der merkwürdigen Gleichgiltigkeit gegen die Erhaltung des menschlichen Lebens, die dem Amerikaner eigenthümlich ist. „Es ist nur zu bekannt, daß die Sterblichkeit der Kinder, sowohl aus natürlichen als aus andern Ursachen, in Amerika eine ganz abnorme ist, und trotz aller Bestrebungen der Aerzte, der Ermahnungen der Geistlichkeit und des Abscheus, den die Presse von Zeit zu Zeit dagegen ausspricht, wimmeln die Zeitungen von Anzeigen, die das Uebel mehr und mehr verbreiten helfen; die Mütter sind so nachlässig wie immer in der Pflege ihrer Kinder, Unfälle, durch die viele junge Leben zu Grunde gehen, wie Pistolenschießen, Explosionen, Feuer rc. finden in unglaublichem Maße statt. Diese große Nation, die wahrhaft edle Züge besitzt und in Privat- und öffentlicher Wohlthätigkeit Großartiges leistet, ist in zu großer Hast und Eile, um wegen eines am Wege Niedergesunkenen ihren Sturmeslauf auch nur einen Augenblick zu mäßigen. Dasselbe gilt von kleineren Uebeln: wenn ein Zug zurückgehalten oder über Gebühr beschleunigt worden ist durch die Nachlässigkeit irgend eines Beamten, wenn er den Anschluß nicht erreichte, selbst wenn die Verzögerung einen Aufenthalt von 24 Stunden mit allen daraus entstehenden Kosten nach sich ziehen sollte, so begegnen alle dahin zielenden Klagen ziemlich unbewegten Mienen, und der Anwalt versichert uns, daß ein Prozeß lang, theuer und unsicher sein würde. Am Auffallendsten tritt diese merkwürdige „Unverantwortlichkeit" bei den überfüllten Bahnzügen hervor. Anderswo steht man in der Bezahlung des Billets das Anrecht, als Aequivalent einen Platz und Beförderung nach einem gewissen Orte zu beanspruchen; es ist gewissermaßen ein stillschweigender Contract zwischen der Bahngesellschaft und dem Besitzer des Billets, und in England wenigstens ist letzterer berechtigt, wenn die Gesellschaft nicht im Stande ist, ihn an das gewünschte Ziel zu bringen, auf ihre Kosten sich Beförderungsmittel zu schaffen und im Prozeßwege die Kosten einzutreiben. Nicht so in Amerika; keine bindende Verpflichtung wird anerkannt; wenn keine Plätze zum Sitzen mehr da sind, so mag der Reisende sehen, wie er für sich sorgt, und so kann man im Norden wie im Süden täglich mitten in den Gängen der Wagen eine Menge geduldig Stehender erblicken, die, so gut sie können, dem ewigen Stoßen und Schwanken, das den amerikanischen Bahnen eigen ist, Stand halten und kaum über Mißbrauch zu murren wagen. — Da die meisten Bahnen sich in Händen von Privatspekulanten befinden, so ist wenig Aussicht dafür vorhanden, diese Uebelstände abgeschafft zu sehen.

Zum Schluß ein freundlicheres Bild: Eine glänzende Ausnahme scheint die neue große Pacific-Eisenbahn zu machen. „Der glückliche Besitzer eines Tour-Billets zu einem der sogenannten Pullman-Wagen, der in demselben bei Tage seinen Sitz, bei Nacht sein Bette findet, ferner einen Restaurant, wo er entweder einzeln die Speisen, die er genießt, bezahlen oder sich alle Mahlzeiten der ganzen Reise im voraus bedingen kann, hat eine seltene Gelegenheit, den Genuß des Reisens in seiner größten Ausdehnung kennen zu lernen. Während der Zug ihn flüchtig dahin trägt, läßt er, wie in einem grandiosen Panorama, jeden Grad der Civilisation an sich vorüberziehen. Hier im Osten die große Stadt mit allen Spuren höchster Kultur und größten Reichthums, dann das Gränzland, wo der Ansiedler und der squatter freudig das Opfer einer harten Lebensarbeit darbringen, um den Boden für eine künftige Generation fruchtbar zu machen; dann der Urwald und die endlose Prairie mit ihrer Ueberfülle animalischen Lebens, wo des Emigranten langsame Ochsen und des Indianers zottige Pony's einander mißtrauisch anstaunen, während ihre Eigenthümer in auffallendem Kontrast die Typen des Eingeborenen und des Usurpators mit seiner unbezähmbaren Energie darstellen. Nun wirft er einen Blick in die Heimat des sonderbaren Propheten, der gleich Muhamed über eine Heerde verblendeter Menschen herrscht, die er an sich zu ziehen wußte über den weiten Ocean und die großen Prairien hinweg aus den entferntesten Enden Europa's. Er steht von seinem behaglichen Mittagessen auf und raucht seine Cigarre, während der Zug die Felsengebirge hinanklimmt, und wenn er wieder erwacht, findet er sich auf dem Abhang, der nach dem Stillen Ocean zu abfällt, um bald darauf die goldenen Thore sich öffnen zu sehen, die ihm den Ausblick auf die stillen Gewässer eines andern Oceans erschließen."

**

Als Ergänzung zu Obigem möge noch die Notiz dienen, daß im J. 1869, gerade hundert Jahre nachdem Watts sein erstes Patent auf einen Dampfwagen erhalten, in Amerika fast achttausend (engl.) Meilen neuer Bahnstrecken eröffnet worden sind, mehr als das Doppelte von dem, was in irgend einem der früheren Jahre geleistet worden. Das Kapital, das allein im Newyork-Staat in Eisenbahn-Fonds angelegt wird, übersteigt bei weitem die Summe, die in Ersparnissen überhaupt zurückgelegt worden. Dieser Zustand ist kein natürlicher und muß mit einer großen Krisis enden, die namentlich für die Thoren, welche in Europa ihr Geld in amerikanischen Eisenbahnen anlegen, sehr empfindlich werden kann.

Ostindien.

Buddha's Sittenlehre.

II.

Die buddhistische Sittenlehre, verglichen mit unseren Sittengeboten.

Um die Sittenlehre Buddha's in das rechte Licht zu setzen, wollen wir sie zunächst den sittlichen Vorstellungen unserer altgermanischen Verfahren gegenüberstellen. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß Letzteren als höchste Tugend die kriegerische Tapferkeit galt; nächstdem die Mannestreue, welche ihnen gebot, für ihren Anführer oder Lehnsherrn Gut und Blut hinzugeben. Eigenthümlich war ihnen ferner die Ehrfurcht vor den Frauen und die daraus hervorgehende Züchtigkeit in dem Umgange mit ihnen; dagegen galt ihnen Unmäßigkeit im Genuß berauschender Getränke als kein Laster. Von alle dem gebot oder lehrte Buddha entweder das Gegentheil, oder er ging doch wenigstens von ganz verschiedenen Grundanschauungen aus. Eine der von ihm meistempfohlenen Tugenden besteht eben in der Mäßigkeit, wie z. B. aus folgenden Sprüchen hervorgeht:

7. Wer da lebt, nur nach Lust ausschauend,
   In seinen Sinnen unbezähmt,
   In dem Genuß kein Maß einhält,
   Faul, seiner Manneskraft beraubt,
   Den bewältiget bald Mara,
   Wie der Wind einen schwachen Baum.
8. Wer da lebt nicht nach Lust schauend,
   In seinen Sinnen wohlbezähmt,
   In dem Genuß das Maß einhält,
   Zuversichtlich, voll Manneskraft,
   Den bewältiget nicht Mara,
   Wie der Wind einen felsigen Berg.

Hier ist einzuschalten, daß „Mara" mit „Verderber" zu übersetzen ist und eine Personifikation der Sinnlichkeit darstellt.

362. Wer die Hand hält im Zaum, den Fuß einhält,
   In der Red' Maß hält, der Mäß'gen Trefflichster,
   Am Nachsinnen sich freut, gesammelt ist,
   Und sich an Einsamkeit freut, der heißt Bhikkhu.

„Bhikkhu" ist ein heilig gehaltener Bettelmönch. Wenn das Versmaß der letzten Strophe, 362, mit dem oben aufgestellten Schema durchaus nicht stimmen will, so ist das nicht die Schuld des Berichterstatters.

Es gehört hierher auch der Ausspruch über die Selbstüberwindung:

103. Wenn einer tausend für tausend
   Männer besieget in einer Schlacht,
   Und wer einzig sich selbst besiegt —
   Dieser ist doch der Siegreichste.
104. Besser sich selbst Besiegen ist,
   Als über diesen anderen Schwarm.
   Dem Manne, der sich selbst bezähmt,
   Beständig an sich haltend lebt,
   Nicht ein Gott, nicht ein Gandhabba,
   Nicht Mara mit Brahman vereint,
   Kann eines solchen Mannes Sieg
   Zur Niederlage machen ꝛc.

(Gandhabba ist ein Halbgott, Brahman der höchste Gott.)

In diesem Ausspruch klingt etwas von dem Horazischen „Justum et tenacem propositi virum", vor. Er wäre bei den kriegerischen alten Germanen unmöglich gewesen. Es bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Erklärung, daß wir die Buddhisten hierin hoch über sie stellen.

Ebenso weit stehen sie aber andererseits auch hinter ihnen zurück in Beziehung auf die beiderseitigen Ansichten über das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander. Cäsar sagt von den Germanen: „Inter turpissimas res habetur ante vicesimum annum mulieris notitiam habere". Indem sie die Liebe also nur für ein etwas reiferes Alter als schicklich und erlaubt ansahen, nöthigten sie den Jüngling und gaben ihm Zeit, der Jungfrau auch anders, als in sinnlicher Begierde zu nahen, ihre schönen Herzenseigenschaften und ihren früher entwickelten Verstand kennen und schätzen zu lernen. Wenn dann mit den Jahren die zurückgehaltene Leidenschaft mit verdoppelter Kraft zum Durchbruch kam, so konnte sich mit ihr doch eine geistige Werthschätzung und Hinneigung vereinigen und somit zu einer dauerhaften Ehe führen, über deren sittlichen Werth jedes Wort übrig ist. Außerdem behielt der Mann von seiner Jugend her die Fähigkeit, auch mit jugendlichen Frauen ohne sinnliches Begehren zu verkehren, er behielt die Achtung vor dem anderen Geschlecht. Wenn sich die germanischen Völker noch heute hierdurch, wie durch die Hochhaltung der Ehe auszeichnen, so steht damit ihre physische, sittliche und staatliche Ueberlegenheit über alle anderen Stämme, ihre verhältnißmäßige Jugendfrische in dem innigsten Zusammenhang.

Alle morgenländischen Völker dagegen stechen vorzugsweise an dem Mangel an Achtung vor dem Weibe; bis zum heutigen Tage gilt es ihnen nur als ein Werkzeug zur Befriedigung ihrer Lust, nichts weiter. Von diesem Wahn war auch Buddha befangen. Er selbst begann seine Laufbahn als Volkslehrer und Sittenverbesserer damit, daß er seine schönen Frauen, deren er freilich drei besaß, aber auch seinen Sohn (die Töchter kamen nicht in Betracht) verließ und sich einem heimatlosen Umherwandern ergab. Das war ihm der erste Schritt zu seiner sittlichen Läuterung und Erhebung. Mit dieser Anschauung stehen auch die Sprüche des Dhammapadam in Einklang, so:

284. So lang nicht die Begier vernichtet ist,
   Die geringst' auch, die den Mann zum Weibe zieht,
   So lang bleibt er gebunden mit dem Geist
   Wie das Kalb, das an der Mutter Milch noch saugt.
285. Reiße aus deinem Selbst die Zärtlichkeit,
   Wie im Spätherbst mit der Hand die Lotosblum':
   Mache offen für dich den Weg zur Ruh',
   Zu dem Nibbana, gelehrt vom Buddha.

(Nibbana oder Nirwanna ist nach den Buddhisten der Eingang zur höchsten Glückseligkeit, nämlich die Auflösung des Einzelwesens in den allgemeinen Geist, in die Weltseele.)

Zwei ganze Kapitel, das 16. und das 24., sind vorzugsweise gegen die Geschlechtsliebe gerichtet. Aus dem letzteren hebe ich noch folgende Strophen heraus:

345. Das nennen nicht fesselndes Band die Weisen,
Das von Eisen ist oder Holz und Stricken;
Das leidenschaftliche Verlangen aber
Nach Edelstein'n, Ringen, Söhn'n und Frauen —

346. Das nennen starkfesselndes Band die Weisen,
Herabzieh'ndes, weiches und doch schwer löslich.
Auch dieses zerschneidend, als Pilger zieh'n sie
Verlangenlos, Wünsche und Freuden meidend.

347. Wer an Begier hänget sich, zieht der Fluth nach,
Die selbst er schuf, wie ihrem Netz die Spinne.
Auch dieses zerschneidend, die Weisen pilgern
Verlangenlos, jedem Schmerz entgehend.

Also die Sehnsucht, Gatte und Vater zu werden, wird der Freude an Ringen und Edelsteinen gleich gestellt. Auch daß immer nur von der Vaterfreude an Söhnen, niemals an Töchtern die Rede ist, beweist die Verachtung, welche auf dem weiblichen Geschlecht ruht. Eine viel würdigere Stellung nahmen die Frauen schon bei den alten Israeliten ein, wie die mosaischen Erzählungen von den sogenannten Erzvätern und ihren Weibern beweisen, obwohl auch Abraham Abimelech und dem Pharao gegenüber seine Sarah nur wie eine Sache behandelt, über welche er als Eigenthümer zu verfügen hat. Ebenso werden bei der Niedermetzelung der Midianiter die mannbaren Mädchen neben Rindern, Schafen und Eseln als eine werthvolle Sache am Leben gelassen und ein Theil von ihnen, gleichfalls neben Vieh, Gott geopfert. Das günstigere Loos verdanken die Weiber der Israeliten einzig ihrer Bedeutung für die Erlangung von Nachkommen, auf welche dieses Volk so überwiegenden Werth legte, während den Hindu das eigene Leben werthlos war und sie deswegen auch kein Verlangen trugen, es in ihren Kindern fortzusetzen.

Mit der durch die Zeit bewirkten Läuterung der gesammten sittlichen Vorstellungen, rückt auch das Weib in der christlichen Sittenlehre höher hinauf; es fehlt ihm aber auch da noch viel zur Gleichberechtigung mit dem Manne. Auf die eheliche Treue z. B. hat nur er ein Recht, dem Weibe liegt dagegen nur die Pflicht derselben ob. Noch mehr stimmt Paulus in seinem 1. Briefe an die Korinther mit Buddha überein, indem er dort in erster Linie die Ehe widerräth, weil sie den Menschen von Gott abziehe, und sie nur als ein Gegenmittel gegen sinnliche Ausschweifungen gestattet.

Eine weitere Uebereinstimmung mit Moses finden wir im Kapitel 18 des Dhammapadam, nämlich:

246. Wer ein Lebendiges vernichtet,
Wer da unwahre Rede spricht,
Wer sich nimmt, was man ihm nicht gab,
Wer eines Andern Weib begehrt,

247. Und welcher Mann dem Trunke sich
Von Meth und Blumensaft ergiebt,
Der gräbt dadurch hier in der Welt
Sich seine eigne Wurzel aus.

Hier haben wir fünf Gebote, von denen vier einen Wiederhall von ebenso vielen der biblischen Zehn Gebote bilden, wo sie also lauten: Du sollst nicht tödten, nicht falsches Zeugniß geben, nicht stehlen, nicht des Nächsten Weib begehren.

Das Verbot des Tödtens giebt auch wieder der

Vers 129. Alle erzittern vor Strafe,
Alle fürchten sich vor dem Tod.
Sich selbst zum Maßstabe nehmend man
Nicht tödte selbst, noch tödten laß.

Die Buddhisten dehnen das Verbot sogar auf Thiere aus, so daß sie sich entweder von reiner Pflanzenkost nähren oder, wie die Kalmücken, gefallenes Vieh verzehren.

Ein anderes von den Zehn Geboten, dasjenige der Ehrfurcht vor den Eltern giebt wieder

Vers 332. Glück bringt das Ehren der Mutter
In der Welt und des Vaters Ehr'n.

Kleine literarische Revue.

— **Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.** Die Liberalität, mit welcher das bayerische Königshaus seit mehreren Generationen Kunst und Wissenschaften pflegt und dadurch München immer mehr zu einem der wichtigsten Centralpunkte deutscher Kultur erhebt, hat in dem letzten Jahrzehend ein Werk schaffen helfen, wie es bisher in keiner Nation entstanden ist. Der Gedanke zu einer „Geschichte der Wissenschaften", wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich bei einer bestimmten Nation entwickelt hat, konnte wohl nur in einem Volke entstehen, das, wie das deutsche, in der friedlichen Pflege gelehrten Fleißes stets eine Hauptaufgabe seines Daseins erblicken wird. Die erste Anregung zu diesem Werke ging von dem Nestor der deutschen Geschichtsschreibung aus. Dieselbe ist so alt, wie die „Kommission für deutsche Geschichte und Quellenforschung" bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften, welche der für die vaterländische Vergangenheit von dem wärmsten Interesse erfüllte König Maximilian II. in das Leben rief. Im Herbst 1858 wurde Leopold von Ranke mit andern namhaften Geschichtsforschern von dem Könige nach München geladen, um zur Gründung dieser historischen Abtheilung der königlichen Akademie der Wissenschaften die vorbereitenden Schritte mitzuberathen. Schon damals brachte Ranke bei den versammelten Gelehrten die Idee zu einer solchen Geschichte der deutschen Wissenschaft in Anregung, zu der er dann, als im Herbst 1859 die neugegründete historische Kommission ihre erste ordentliche Plenarversammlung abhielt, einen ausführlichen Entwurf vorlegte. Derselbe wurde von der Versammlung mit unwesentlichen Veränderungen angenommen und ist für die Ausführung des Werkes maßgebend geblieben. In diesem Stadium der Angelegenheit erhielt König Maximilian von derselben die erste offizielle Kunde. Der König sprach nicht nur sein wärmstes Interesse an diesem von echt deutschem Geiste durchdrungenen Unternehmen aus, sondern stellte auch im Januar 1861 der historischen Kommission eine sehr bedeutende Summe zur Verfügung, um die praktische Ausführung der Gedanken jeder Verzögerung durch materielle Hindernisse zu entziehen. Leider war dem edlen Monarchen nicht vergönnt, mehr als die ersten Früchte des Unternehmens reifen zu sehen.

Für den buchhändlerischen Vertrieb wurde die von der Kommission redigirte Geschichte der Wissenschaften in drei Sektionen, die theologisch-philologisch-philosophische, die politisch-historisch-kameralistisch-geographische und die medizinisch-mathematisch-naturwissenschaftliche eingetheilt, und der Preis des Werkes für jeden Abnehmer einer Sektion oder des ganzen Werkes auf den durch die königliche Munifizenz ermöglichten geringen Betrag von 1¼ Sgr. à Druckbogen festgesetzt, während für Käufer einzelner Bände der Preis sich auf den immer noch sehr mäßigen Betrag von 2 Sgr. à Druckbogen erhöhte.

Das unter den Auspizien des Königs Maximilian begonnene

und von seinem Sohne in gleicher Weise protegirte Werk hat einen glücklichen Fortgang genommen. Es erschienen bereits die „Geschichte des Staatsrechtes" vom Professor Bluntschli in Heidelberg, die „Geschichte der Mineralogie" von Professor F. v. Kobell in München, die „Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft" von Professor Fraas ebendaselbst, die „Geschichte der Erdkunde" von dem Redacteur Dr. O. Peschel in Augsburg, die „Geschichte der protestantischen Theologie" von Professor Dorner in Berlin, die „Geschichte der katholischen Theologie" von Professor Werner in St. Pölten, die „Geschichte der Aesthetik" von Professor Lotze in Göttingen, die „Geschichte der Sprachwissenschaft und der orientalischen Philologie" von Professor Benfey ebendaselbst, die „Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland" von Professor R. v. Raumer in Erlangen und endlich die „Geschichte der Zoologie" von Professor Carus in Leipzig. Unmittelbar in Vorbereitung befinden sich die „Geschichte der Chemie" von Professor Kopp in Heidelberg und die „Geschichte der Nationalökonomie" von Professor Roscher in Leipzig. Von hervorragenden Mitarbeitern, deren Publicationen noch zu erwarten stehen, sind u. A. die Professoren Nägeli und Jolly in München resp. für Botanik und Physik, Oberst-Lieutenant Dr. v. Bernhardi und Dr. Ewald in Berlin resp. für Kriegswissenschaft und Geologie, Professor Ihering, früher in Gießen, jetzt in Wien, für Jurisprudenz und Professor Zeller in Heidelberg für Philosophie zu nennen.

(D. R. A.)

— **Aus der Asche.***) Unter diesem Titel liegt uns ein neues Bändchen Gedichte von Ada Christen vor, einer Dichterin, die schon bei ihrem ersten Auftreten mit den „Liedern einer Verlorenen" ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregt hat. Auch diese neue Sammlung erhebt sich weit über die vielen alljährlich als Eintagsfliegen auftauchenden poetischen Versuche, welche im Grunde nichts weiter sind, als ein schwächlicher Aufguß des Trankes, der dem deutschen Volke von seinen wahrhaft berufenen Dichtern schon lange gereicht ward. Ada Christen gehört nicht zu jenen An- und Nachempfindern, die sie selbst in den Gedichten „Ein Dichterlein" und „Goldschnittlyrik" treffend charakterisirt; ihre Lieder sind tiefe Naturlaute, aus ihnen erklingt der Schrei einer zerrissenen, niedergetretenen, um ihr Höchstes betrogenen Frauenseele, sie sind geschrieben mit dem Herzblute der Verfasserin. Nicht nur aus jedem Worte dieser Lieder, auf welche sich Justinus Kerner's Ausspruch anwenden läßt:

> Poesie ist tiefes Schmerzen,
> Und es tönt das wahre Lied
> Einzig aus dem Menschenherzen,
> Das ein tiefes Leid durchzieht —

geht dies hervor, sondern auch aus ihrem Bau. Wir finden keine Sonnette, keine Ghaselen, keine Sammlung von Proben verschiedener Dichtungsarten, kein Haschen nach farbenreichen Bildern, aber auch nie eine Dürftigkeit oder Unschönheit der Sprache, wie auch die Form trotz aller Einfachheit rein und tadellos ist. Dem innersten Herzen entflossen, dringen diese Lieder zum Herzen, man fühlt, dieser Ada ist viel zu vergeben, aber es wird ihr auch viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt und noch mehr gelitten. Diese letztere Bemerkung gilt, wir fügen dies, um nicht mißverstanden zu werden hinzu, der Frau, nicht der Dichterin, denn diese bedarf weder der Nachsicht noch der Verzeihung.

J. H.

— **Aus der Natur und dem Geiste,***) betitelt sich eine Gedichtsammlung, der wir gern die Anerkennung zollen, daß sie nach Form und Inhalt Gutes, zum Theil Vortreffliches leistet und bei der wir nur bedauern, daß ihr Erscheinen in eine Zeit fällt, wo derartige Erzeugnisse der Literatur wenig Anklang finden können. Indeß sind die Gedichte keine Arbeiten, welche, um lebensfähig zu sein, des augenblicklichen Erfolges bedürfen, und wenn wir zu Ruhe und Frieden zurückgekehrt, wieder unserer geistigen Besitzthümer froh werden, dann kann auch ihnen eine allgemeinere Würdigung nicht fehlen. Der Verfasser hat große Reisen gemacht, Länder durchwandert, Meere durchschifft, die Wunder der Natur, die Wunder der Kunst in ihren Höhen und Tiefen aufgesucht, und was er gedacht, gefühlt, gelernt, spiegelt sich in seinen Liedern wieder. So viel er aber auch von der Fremde gesehen oder vielleicht gerade deshalb, hat er sich das ächte deutsche Herz bewahrt, und Vieles was er in seinen Sonnetten beklagt und ersehnt, das hat bereits die Zeit erfüllt.

J. H.

Literarischer Sprechsaal.

Zwar giebt es bereits so viele Geschichts-Darstellungen des deutsch-französischen Krieges, daß man glauben sollte, es sei nicht möglich, Käufer und Leser für ein neues Buch zu finden, das denselben Gegenstand behandelt; aber einer uns soeben in seinem ersten Bogen zugegangenen, augenscheinlich aus einer begabten (nicht genannten) Feder geflossenen humoristischen Schilderung dieses Krieges, die den Titel „Zwei Bücher Chronika des Jahres 1870—71"**) führt, dürfen wir gleichwohl zahlreiche Leser und beifällige Aufnahme versprechen. Im populären Tone der beiden Bücher der biblischen „Chronika" wird uns in den vorliegenden ersten Bogen der Beginn des großen Krieges erzählt, und zwar so drastisch und pikant, wie es kein Historiker vermag. Wir entlehnten dem Cap. 2 des Buches I. dieser „Chronika" nachstehende Verse:

1. Und es geschah im neunten Jahre, da Wilhelm König war in Preußenland, daß die Kinder der Kebsweiber im Abend sprachen Einer zum Andern:

2. Siehe, wir haben lange keinen Streit gehabt mit Michel, auf! lasset uns suchen eine Ursache wider ihn, auf daß wir ihn schlagen mit der Schärfe des Schwertes!"

3. Der Haupthahn aber unter dem Volk der Hähne hieß Napoleon; Füselier Kutschke aber hieß seinen Namen Napolium, auf daß er ihn hineinkriege in seine Lieder.

. . . .

6. Und Napoleon saß in seiner Kammer und sprach in seinem Herzen: „Siehe, ich habe einmal eine rechte Sache wider die Stämme von jenseits des Flusses":

7. „Und so sie mir nicht geben alle ihre Weiden und Aecker auf dieser Seite, soll mein Schwert sie fressen, und mein Fuß soll sie vertilgen, wie da geschrieben steht, daß mein Ohm gethan hat vor mir."

---

*) Neue Gedichte von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann und Campe.

*) Gedichte von K. Woermann. Hamburg, Hoffmann u. Campe.

**) Hamburg, Verlag von J. F. Richter, 1871.

8. Und siehe, Napoleon gedachte nicht in seinem Herzen, was für Keile sein Ohm hinterher davon getragen hatte, denn Satan hatte ihn gar sehr verstocket.

. . . .

11. Und die Stämme antworteten und sprachen: „Siehe, Ihr seid wohl nicht recht gescheidt?"

12. Und die Stämme sprachen weiter: „Ist es denn nicht genug, daß Ihr unsere Brüder Elsaß und Lothringen in die Gefangenschaft geführet habt durch List und Gewalt? Wollt Ihr anjetzo ein Gleiches thun mit unseren Brüdern Pfalz und Rheinpreußen, und Euch baden in unserem Rhein, auf daß er stinkend werde von Euren Greueln?"

. . . .

19. Und da sie solches geredet hatten, gingen die Stämme ein Jeglicher in seine Hütten und putzten ihre Gewehre.

20. Und sprachen einer zum andern: Wäre es auch wohl menschenmöglich, daß die Hähne gegen uns das Schwert zögen, so wir ihnen doch nie eine Ursache gegeben haben zum Streit?

21. Und es war Einer unter ihnen, der war sehr klug, ob er gleich nur drei Härlein auf seinem Haupte hatte, und derselbige schüttelte seinen Kopf und die bewußten drei Härlein und sprach: „Zu dumm, zu dumm, zu dumm!"

22. Es war aber auch fürwahr zu dumm.

Nicht uninteressant ist eine Charakteristik des französischen Volkes, die sich in der „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus" befindet, und die, obwohl vor achtzehn Jahren publizirt, auf das heutige Frankreich so anwendbar ist, als wäre sie nach dem deutschfranzösischen Kriege und während des Pariser communistischen Hexensabath von 1871 geschrieben. Gervinus sagt in jener im Jahre 1853 erschienenen Einleitung: Frankreich hegt despotische Ordnungen unter jeder Regierungsform, und übt dagegen den Brauch der Empörung wie ein Recht. Es ist nicht beständig zur Monarchie, nicht ausdauernd zum Ausbau constitutioneller Einrichtungen, nicht vorbereitet zur Republik. Die jüngsten Schulen seiner Bewegungsmänner schwanken in ihren Neigungen ganz so, wie die Geschichte Frankreichs im großen; immer wechselnd in den Extremen, die sich berühren, immer im seltsamsten Widerspruch zwischen Mitteln und Zwecken. Sie gefährden die Freiheit mit dem Uebermaße der Gleichheit. Sie verrathen überall ebenso viel Haß als Bedürfniß der Autorität. Sie suchen ein übergroßes Maaß der Freiheit, und unterwerfen zuletzt Alles einer neuen römischen Dictatur oder einem Papat. Ihr Wahlspruch ist: Alles durch das Volk, ihre Praxis: Nichts für das Volk. Sie wollen alle Staatsordnungen auflösen, und bedürfen dazu einer Staatsgewalt, größer als die spartanische gewesen ist. Sie zielen auf nie geschehene Fortschritte, und wollen sie erreichen, indem sie auf communistische Zustände hinstreben, wie sie barbarischen Völkern eigen sind. Sie verkünden die Brüderlichkeit, und bekämpfen, was selbst der Wilde schätzt, Eigenthum und Familie. Sie führen das Christenthum im Munde, und feiern die Orgien der Mord- und Raubsucht. Sie wollen eine neue und ewige Ordnung der Dinge gründen mit rohen Straßen-Aufläufen. Sie waffnen sich mit allen großen Ideen, und entehren sich mit allen niedrigen Lastern. Sie wollen die große Kluft zwischen der mangelhaften Wirklichkeit und dem möglichen Bessern überschreiten, und denken sie auszufüllen, indem sie den Dunst unmöglicher Chimären hineingießen. Bei diesen Zuständen ist es unter den tonführenden Männern Frankreichs selbst ein Streit, ob die Nation noch gesund und jugendlich an Kräften ist, wie Lamartine behauptet, oder ob die Mirabeau und Barnave, die Napoleon und Lafayette Recht haben, die, wie Guizot sagt, zuletzt alle an der Zukunft Frankreichs, wie eines alternden Körpers, verzagten. Es steht in Frage, ob Frankreich, wie Italien zu Machiavelli's Zeit, unter den schweren politischen Fluch fallen wird, daß es in jenem Geiste, den nichts zufriedenstellt, nicht fähig sei zum Gehorsam und nicht fähig zur Freiheit. Es muß sich entscheiden, ob es den germanischen Ordnungen, die ihm allein eine gesetzte und sichere Freiheit verschaffen können, nachkommen wird, oder ob es, trotz der ungeheuren Opfer seiner Revolutionen, in die romanische Stagnation zurücksinken soll, aus der sich Spanien und Italien jetzt loszuringen scheinen. Und von dieser Entscheidung hängt ein Großes, man darf sagen Alles ab für die ruhige und geordnete oder wilde und stürmische Abwicklung der laufenden Geschichte."

Dasjenige, was dem neuen Rußland jetzt vor Allem noththut, schildert ein unterrichteter deutscher Beobachter mit folgenden Worten:

„Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, am 19. Januar 1861, erhielten gegen 25 Millionen Bauern nicht nur ihre volle persönliche Freiheit, sondern jeder derselben erhielt auch einen seinem Familienstande angemessenen Grundbesitz als Eigenthum und zugleich das Recht, nach Belieben Land durch Kauf, Pacht oder Erbzins für sich zu erwerben. Wenn nun sonach jeder Bauer auch das Recht hatte, den ihm zugesprochenen Ackerantheil in Besitz zu nehmen und für sich ganz unabhängig zu verwalten, so wurde doch nur an wenigen Stellen von diesem Rechte Gebrauch gemacht, und es zeigte sich, daß der Gemeinde-Communismus dem großrussischen Wesen mehr zusagte, als der individuelle Besitz. Der Gemeindebesitz fiel also nicht mit dem Aufhören der Leibeigenschaft, wie man erwartet hatte; die jeden ökonomischen Fortschritt niederhaltende und jeden individuellen Aufschwung hemmende periodische Landtheilung, sowie die zwangssolidarische Verpflichtung zur Leistung der Gemeindepflichten blieben bestehen, wie sie vordem bestanden, wo der Gemeindebesitz mit der Leibeigenschaft eng zusammenhing. Die Gemeinschädlichkeit dieser Zustände wollte man Anfangs nicht in ihrer wahren Bedeutung würdigen, doch jetzt, wo dieselbe sich durch Verfall der ländlichen Wirthschaft und der Moralität offenbart und Müssiggang, Landstreicherei, Trunksucht &c. mehr und mehr zunehmen und wiederkehrende Hungersnoth und andere Nothstände an der Tagesordnung sind, sieht die Regierung ein, daß eine tiefgreifende Umwälzung der Agrarverhältnisse eine nicht mehr zu umgehende Nothwendigkeit ist. Man erkennt, daß nur durch die Schule des Einzelbesitzes jene Einzeltüchtigkeit, die Grundlage für Collectivtüchtigkeit und produktives Handeln in Corporationsverbänden, erlangt werden kann; aber wie man diese erlangen und die gewaltige Reform am bequemsten unter so schwierigen Umständen, wie sie leider jetzt vorliegen, bewirken könne, das weiß man nicht, das soll erst eine im Ministerium für Agricultur jetzt zu bildende Commission ermitteln; dieselbe soll in Kurzem zusammentreten und ihre wahrlich nicht leichten Arbeiten beginnen. Diese zweite Operation an dem Werke, dessen Wirkungen in alle Beziehungen der russischen Gesellschaft reichen, dürfte möglicherweise schwieriger werden, als die erste, da sich seit dieser die Dinge ganz anders gestaltet haben."

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (130)

Johnson, Samuel W., Wie die Feldfrüchte wachsen. Ein Lehrbuch für landwirthschaftliche Schulen und zum Selbstunterrichte. Uebersetzt von Hermann von Liebig. Mit zahlreichen Abbildungen und Analysentafeln. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

DEUTSCHE WARTE.

Umschau
über das Leben und Schaffen der Gegenwart.
Redaktion von Dr. BRUNO MEYER.

Zweites Juliheft. *Inhalt: Der deutsche Krieg und die deutsche Bühne, von A. Lindner. — Die russischen Ostseeprovinzen, von H. Prutz. — Gluck, von H. Deiters. — Fortsetzung der Militärischen Beschreibung des Feldzuges 1870—71, von A. Niemann. — Der Geheimbund des Ku-Klux-Klan, von R. Doehn. — Der Nothstand der deutschen Schule, von R. Wittstock. — Katholische Logik. Ein ernstes Wort zur jüngsten Altkatholiken-Erklärung. — Bücherschau. — Todtenschau. — Karten: Cernirung von Metz und Schlacht bei Noisseville.*

Monatlich zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich 1 Thlr. 6 Sgr.) (131)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Geschenk für Damen. (132)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe. 17. Auflage. 1870.
Mit 60 Holzschnitten.
In elegantem Reliefband mit Goldschnitt.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erschien: (133)

Charles Darwin
Die Abstammung des Menschen
und
die geschlechtliche Zuchtwahl.
Aus dem Englischen
von
J. Victor Carus.
II. Band.
Mit 51 Holzschnitten.
Preis Rthlr. 2. 20 Sgr. oder fl. 4. 40 kr.

Mit diesem Bande liegt das Werk jetzt complet vor; der Preis des Ganzen ist Rthlr. 5. 10 Sgr. oder fl. 9. 20 kr.

E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung.
(E. Koch) in Stuttgart.

Im v. J. ist erschienen: (134)

Unser wiedergewonnenes Land.

Beiträge
zur Kenntniß des deutschen Gebietes
im Elsaß und in Lothringen.
8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Oskar Leiner** in Leipzig.

Das Judenthum und seine Aufgabe im neuen Deutschen Reich. Sendschreiben an die deutschen Juden von einem Glaubensgenossen. Preis 7½ Sgr. (135)

Desinfection.

Die unter diesem Titel im Auftrage der Deutschen Chemischen Gesellschaft von den Herren *O. Liebreich, O. Schär* und *H. Wichelhaus* herausgegebene Tabelle haben wir zum Verlag übernommen und den Preis derselben auf 3 Sgr. gestellt.

Bei direkter Bestellung liefern wir das Dutzend Exemplare franco unter Kreuzband für 1 Thaler. (136)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann).

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (137)

Schoedler, Dr. Friedrich, Das Buch der Natur, die Lehren der Physik, Astronomie, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie umfassend. Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen gewidmet. In zwei Theilen, gr. 8. Fein Velinp. geh.

Erster Theil: Physik, Astronomie und Chemie. Achtzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 407 in den Text eingedruckten Holzstichen, einer Spectraltafel in Farbendruck, Sternkarten und einer Mondkarte. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Mineralogie, Geognosie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie. Siebzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 615 in den Text eingedruckten Holzstichen und einer geognostischen Tafel in Farbendruck. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Deutsche Vierteljahrsschrift f. öffentl. Gesundheitspflege.

Herausgegeben von Geh. Rath Dr. Esse in Berlin, Dr. Göttisheim in Basel, Baurath Hobrecht in Berlin, Prof. A. W. Hofmann in Berlin, Prof. v. Pettenkofer in München, Generalarzt Dr. Roth in Dresden, Dr. Friedr. Sander in Barmen, Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt a. M., Dr. Wasserfuhr in Stettin, Oberbürgermeister v. Winter in Danzig. Redigirt von Dr. Georg Varrentrapp. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Tafeln. Dritter Band. Erstes Heft. Royal Octav. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. (138)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (139)

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In halbmonatlichen Heften zu 6 Ngr.

Erstes Juli-Heft 1871.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt ein neues Abonnement auf diese rühmlichst bekannte politisch-sociale Zeitschrift, diese deutsche „Revue des deux mondes", die sich des ausgedehntesten Lehrerkreises erfreut.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Unterzeichnungen an und haben das erste Heft nebst Prospect vorräthig.

BIBLIOTHEKS-NRN. 1-18.000 auf gelbem oder rothem Papier à Mille 12½ Sgr. baar empfiehlt (140)
Oskar Leiner in Leipzig.

Im Verlage von **Hermann Gesenius** in **Bremen** ist soeben erschienen: (141)

Lehrbuch
der
Englischen Sprache
von
Dr. W. Gesenius.
Zweiter Theil.
Erweiterung der Formenlehre und Syntax
Sätze und zusammenhängende Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische.
Preis 25 Sgr.

Nachdem der Verfasser sich nach vielseitigen Aufforderungen entschlossen hat, diesen 2. Theil zur Vervollständigung seines früher erschienenen: „Lehrbuches für den 1. Unterricht in der Englischen Sprache", auszuarbeiten, dürfte dieses nun wohl für alle Unterrichts-Ziele genügende Lehrbuch noch größere Verbreitung finden. Von dem 1. Theile sind in dem Zeitraum von 7 Jahren nahezu drei starke Auflagen verkauft, dies ist der beste Beweis für den Beifall welchen derselbe gefunden.

Denjenigen Herren Schuldirectoren u. Lehrern, welche das Buch behufs Einführung prüfen wollen, wird jederzeit gern ein Frei-Exemplar auf directes Verlangen zur Verfügung gestellt.

Soeben erschienen für Lehrer der neuern Sprachen. (142)

„**Verlagskatalog** von **G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin**, Hallesche str. 17 (Special-Verlag für Hülfsmittel zum Studium der neuern Sprachen und Literaturen)". Enthält auf 24 Seiten gr. 8° die neuesten bezügl. Verlags-Erscheinungen resp. Auskunft über die im Erscheinen oder in Bearbeitung begriffenen einschlägigen Werke.

☞ **Gratis** und portofrei zu beziehen — soweit der Vorrath reicht — durch jede Buchhandlung oder durch die Verlagshandlung.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt von Dr. **K. R. Hagenbach's Vorlesungen über die Kirchengeschichte** Neue Auflage. Verlag von **S. Hirzel** in **Leipzig.** (143)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet. Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 19. August 1871. [№ 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

G. Droysen: Gustav Adolf.*)

I.

Die Herrschaft über das Baltische Meer.

Vor einigen Monaten ist der zweite (Schluß-) Band des Droysen'schen Gustav Adolf erschienen, dessen erster im vorhergehenden Jahre publicirter Theil seiner Zeit in diesen Blättern einer eingehenden Betrachtung unterzogen wurde. Mehr noch als jener erste Theil, der das Leben des großen Königs bis zum Jahre 1630 behandelte, muß dieser zweite uns Deutsche interessiren, da in ihm die für den Fortgang des dreißigjährigen Krieges hochbedeutsamen Jahre 1630—32, die beiden letzten Lebensjahre Gustav Adolf's, uns vorgeführt werden. Ist es schon von vornherein anerkennenswerth, wenn der Geschichtsforscher einen großen, eingehender Darstellung würdigen Gegenstand behandelt, zumal wenn es eine Zeit betrifft, die für den Untergang des alten, die Erstehung des neuen Deutschland maßgebend geworden ist, so verdient es noch besonders hervorgehoben zu werden, daß dieses ganze Werk beredtes Zeugniß ablegt von der trefflichen Schule, aus der der Verfasser hervorgegangen, jener Schule sorgfältiger Kritik und umfassenden Studiums, der es mehr um die Wirklichkeit als um den Schein zu thun ist, die bloß sagen will, wie die Dinge sich eigentlich zugetragen haben, ohne durch flitterhaften Aufputz den Sinn des nicht sachkundigen Lesers zu täuschen. Daß eine derartige Darstellung nicht nur die Wirkungen diplomatischer Verhandlungen und Intriguen, militärische Actionen und politische Transactionen, sondern auch die Basis, auf der diese Actionen begründet sind, die wirthschaftliche, militärische, sociale Verfassung der sich befehdenden Völker zugleich mit umfassen muß, das hat unser Verfasser in nicht genug anzuerkennender Weise berücksichtigt; ja wir wären ihm dankbar gewesen, wenn er uns systematisch durch den ganzen Verlauf der Action stets die ergänzenden Daten über den jeweiligen „Staat" der verschiedenen Parteien vorgeführt hätte.

Die merk- und denkwürdigste Periode des ganzen langen, deutschen Krieges könnte man jene Zeit von 1630—32 nennen, jene Periode, in der zuerst das Ausland thätig mit eingriff in die Geschicke Deutschlands, — erst unsern Tagen war es vorbehalten, die letzten Spuren jener Eingriffe zu tilgen — und große Männer mußten es wahrlich sein, deren staatsmännischer Blick weit über die Gegenwart hinausreichte und sie erkennen ließ, daß damals der rechte Augenblick gekommen sei, die eigene Größe auf Unkosten des sich selbst zerfleischenden heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu gründen. Treffend spricht es Verf. an einer Stelle seines Werkes mit kurzer Charakteristik der Einzelnen aus: „Ein protestantischer König, ein katholischer Minister-Cardinal, ein abgesetzter kaiserlicher Generalissimus: ein Triumvirat, begabt und mächtig genug, um jede andere Herrschaft zu zerstören, jeden fremden Willen niederzuwerfen". Alle drei, Gustav Adolf gleich Richelieu und Wallenstein gleich groß als Politiker wie als Organisatoren und Strategen, alle drei vorwärts gedrängt von einem mächtigen Impuls persönlicher Bestrebungen, nur mit dem Unterschiede, daß jene zwei gehoben waren durch das Interesse der Länder, an deren Spitze sie standen und deren allgemeine Interessen mit ihrem persönlichen unlösbar verwoben waren, während der dritte, Wallenstein, dem es nicht beschieden war, an der Spitze eines Staatswesens zu stehen, wie er es wohl verdient hätte, dadurch unmerklich mehr und mehr auf die falsche Bahn, die Bahn des Verraths und der Intrigue, hinweggedrängt wurde. Mit der ersten der drei Persönlichkeiten, mit Gustav Adolf, dem protestantischen König, dem Selbstherrscher von Gottes Gnaden, dem Löwen aus mitternächtigem Norden, haben wir es hier zu thun. Eine merkwürdige Dynastie, dieses Geschlecht der Wasa, durch eigene Kraft und Tüchtigkeit auf den Thron eines Volkes erhoben, dessen Tugenden sie in eminentem Maße repräsentirten, trugen sie jeder das Gepräge des Stammvaters, Gustav Wasa, das Gepräge von Eigenart, Tiefsinn, religiösem Gefühl und unerschütterlicher Beharrlichkeit auf der Stirn, und dieses eigenthümliche Wesen hörte nicht mit der direkten Linie, unsrem Gustav Adolf und seiner Tochter, der jungfräulichen Christina auf; es pflanzte sich auf den succedirenden Seitenzweig fort; jene selben Eigenschaften, wenn auch mit dem Beigeschmack immer mehr versteinernder Starrheit, frappiren den Beschauer beim ersten Blick auf die Gestalten eines Carl X. Gustav und eines Carl XII. Kein Wunder, daß sich in diesem eigenthümlich-großartigen Geschlecht, in diesem von Natur abgeschlossenen, eigenartigen Lande gewisse Traditionen und Regierungsgrundsätze vererbten, die mit der Zeit sich nur mehr und mehr in den Köpfen festzusetzen schienen.

Worin bestanden diese Prinzipien, was wollte Gustav Adolf, als er den Fuß auf deutsche Erde setzte, gefolgt von einer zahlreichen Schaar ergebener Landeskinder? Das ist die Frage, die unser Verfasser sich aufwirft und deren Lösung er uns darbietet. „Lange nach Gustav Adolf's Tod hat der Reichskanzler Oxenstierna gesagt: König Gustav Adolf wollte die Ostseeküste haben; sein Gedanke ging darauf, dermaleinst Kaiser von Skandinavien zu werden, und dieses Reich sollte Schweden, Norwegen, Dänemark bis zum großen Belt und die Ostseeländer umfassen. Zu diesem Zweck schloß er zuerst mit Dänemark einen Frieden, so günstig, wie man ihn damals nur zu erhalten vermochte, und darauf wegen der Ostseeküste mit Rußland. Den Polen nahm er die Küste und die Flußmündungen durch die

*) Bd. II. Leipzig, Veit u. Co. 666 S. gr. 8.

einträglichen Zölle. Dann griff er den römischen Kaiser an, und forderte als Kriegsentschädigung von den protestantischen Fürsten, denen dafür katholische Gebiete gegeben werden sollten, Pommern und Mecklenburg. Auch Dänemark sollte bis zum großen Belt verkleinert und Norwegen unser werden. So wollte dieser große König ein unabhängiges Reich gründen. — Daß er aber, wie die Rede geht, deutscher Kaiser werden wollte, ist nicht wahr."

So weit die Worte des intimen Vertrauten des Königs, hierauf auch deuten die erhaltenen Archivalien, die eigene Correspondenz des Königs, die vorzüglichsten Quellen, deren sich der Verf. zur Charakterisirung seines Helden bedient hat. Ihnen gemäß, hat er seine Ansicht von Gustav Adolf's Wesen und seiner Politik gebildet. Strenge Trennung, heißt es bei ihm, zwischen Politik und Religion. Keine Spur von religiösen Motiven bei dem seit Jahren geplanten, seit lange als unvermeidlich erkannten Einfall in Deutschland. Und eben weil ein solcher Einfall dem Könige zur Selbsterhaltung, zur Behauptung des für die Stellung Schwedens unerläßlichen dominium maris baltici unvermeidlich erschien, sei es unnöthig und falsch, dem König religiöse Motive unterzuschieben, wo rein politische maßgebend waren. Freilich will Verf. nicht bestreiten, daß das religiöse Moment von dem bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung dieser Politik gewesen, jedoch nur als ein accessorischer Factor, weil just in dem Augenblick der Landung das Restitutions-Edikt sich wie ein Damoklesschwert über die Häupter der evangelischen Fürsten und Stände der größeren Hälfte Deutschlands herabsenkte und so den glaubensverwandten, kriegsmuthigen und kriegsgerüsteten Fürsten als Retter in der Noth erscheinen ließ. Nicht oft genug kann Verf. diesen Irrthum der großen Masse, die Mittel und Zweck stets verwechsle und zu verwechseln liebe, betonen und so sind die Abschiedsworte, die der König bei dem Verlassen seines Landes an die versammelten Notabeln richtet, seiner Meinung nach eben nur — Worte; ein guter Kriegsprätext, der sich um so besser vorbringen ließ, als er ja der Ueberzeugung des glaubenseifrigen Königs gemäß war. Ob Verf. in dieser seiner Sonderung, die er gar nicht scharf genug hervorzuheben, immer wieder in Erinnerung zu bringen weiß, nicht etwas zu weit gegangen ist? Ob die große Mehrzahl des Volkes, das solchen außerordentlichen Persönlichkeiten, besonders wenn ihr Thun und Lassen von einschneidender Bedeutsamkeit für das eigene Wohl und Wehe ist, mit einem natürlichen Instinkt oft überraschend richtig bis in die innersten Falten des Herzens zu würdigen versteht, sich diesem Könige gegenüber so ganz und gar getäuscht haben sollte? Verf. gesteht selbst, daß mit der Schlacht von Breitenfeld, mit dem Beitritt Brandenburgs und Sachsens eine neue Phase für die Pläne Gustav Adolf's begann, die in unlösbarer Verknüpfung das protestantische Interesse mit der schwedisch-baltischen Frage verband. Sollten diese Folgen an den König, diesem feinen Politiker, so überraschend, so unvorhergesehen herangetreten sein, wie Verf. es darstellt? Und weist das Benehmen Gustav Adolfs selbst in dieser Beziehung — wir erinnern an sein Verhalten den Evangelischen Augsburgs gegenüber — nicht darauf hin, daß er, wenn auch schon durch das politische Motiv unvermeidlich in den Krieg getrieben, dennoch schon von vornherein darauf hinzielte, hier Remedur zu schaffen, soviel eben die politischen Verhältnisse es gestatten würden? Es giebt eine Stelle, an der selbst der sorgfältigsten Kritik ein Halt zugerufen ist, und mögen die archivalischen Belege und Correspondenzen ein auch noch so helles Licht über die Intentionen der betreffenden Persönlichkeiten verbreiten — sie werden doch nie das Wesen derselben, ihre innersten Intentionen ganz erschöpfen und in dem, was von diesem Punkt aus der persönlichen Auslegung überlassen bleibt, können wir der Auffassung des Verf. nicht völlig beistimmen.

Wunderbar genug, dieser plötzliche Einbruch einer dritten Macht in Deutschland, die in dem Augenblick erscheint, wo die besiegte Partei von dem Sieger wehrlos niedergeworfen erscheint. Kaum ist der König gelandet und schon geht eine Art panischen Schreckens vor seinem, durch frühere Thaten rühmlich bekannten Namen her. Diese unbesiegbaren kaiserlichen Schaaren scheinen nur die Ankunft des Königs und seiner Führer abzuwarten, um sich Hals über Kopf zu ergeben oder heillos Reißaus zu nehmen. Welcher Zauber umgiebt den König und bannt die Thatkraft der numerisch ihnen überlegenen Gegner? Es ist die Abwesenheit Wallensteins, des Einzigen, der dem Schwedenkönig ebenbürtig, die kaiserlichen Heere gleichsam aus dem Boden gestampft und mit ihnen Deutschland im Siegeslaufe durcheilt hatte, — ohne ihn, in kleine Corps zertheilt, unter der Führung italiänischer und spanischer Abenteurer sind sie nichts als einzelne Haufen zusammengelaufenen Gesindels, die beim Nahen des Königs zerfliegen wie die Spreu vor dem Winde. So gelingt es Gustav Adolf, im Besitz Stettins und der Odermündungen festen Fuß zu fassen in Pommern, dessen Herzog sich zu einer Militär-Convention verstehen muß, und so eine sichere Basis für seine Unternehmungen zu gewinnen. Bald sind auch Frankfurt und Landsberg in seiner Hand, Gustav Adolf im Herzen der Mark Brandenburg. Da hilft dem schwächlichen Georg Wilhelm kein Drehen und Winden, er muß sich entscheiden. Gezwungen wird er des Königs Freund und Bundesgenoß; Oder-, Spree- und Havelgebiet sind in seiner Gewalt, und unermüdlich vorwärts strebt er zur Elbe. Dort ist Magdeburg eben im Kampf begriffen um Selbständigkeit, politische wie religiöse Freiheit gegen den übermächtigen Gegner Tilly; schon streckt der von ihm selbst zur Erhebung angespornten Stadt der König eine hülfreiche Hand entgegen — zu spät; der schmachvolle Wankelmuth Johann Georgs, Kurfürsten von Sachsen, die Vorsicht Tilly's, der die Dessauer Elb-Brücke abbricht, verzögern seine Ankunft. Magdeburg fällt und geht großentheils in Flammen auf — ob durch angelegtes Feuer, ob durch Unvorsichtigkeit ist nach des Verf. Meinung nicht auszumachen, und damit würde denn auch jenes Vorurtheil fallen, das die siegreiche Soldateska Tilly's die Stadt an den vier Ecken zugleich anzünden ließ. Eingehend und anschaulich ist die Beschreibung der Belagerung, der Verf. schon früher speziellere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Nicht ganz indeß können wir mit seinem Urtheil über das Verhalten Gustav Adolf's bei dieser Gelegenheit übereinstimmen. Nach Dr.'s Urtheil, trifft die Schuld an dem Fall Magdeburgs einzig und allein das unheilvolle Zurückhalten der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, besonders des letzteren, Gustav Adolf's Allianz-Erbietungen gegenüber. Freilich hindert dies Zögern des Königs rechtzeitige Ankunft; doch durfte derselbe sich dadurch in seiner Politik leiten lassen, sich von ihm ganz abhängig machen? Verf. führt als Grund dafür an, daß der König unmöglich die festen Plätze an der Oder, Havel und Spree, von kurfürstlichen Truppen besetzt, im Rücken zurücklassen durfte. Doch scheint uns Gustav Adolf dieses sonst unverbrüchliche Gebot der Taktik diesen Gegnern gegenüber zu sehr befolgt zu haben. Ein gewisser Grad von Waghalsigkeit würde sich hier als wahrhafte Vor- und Voraussicht erwiesen haben; Magdeburg, „das wahre Centrum und Fundament des Kriegs", wäre entsetzt worden, ohne daß Georg Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg von Sachsen auch nur einen Augenblick aus ihrer stumpfen Neutralität heraus-

getreten wären. Die Folge lehrt selbst am besten die Kraftentwicklung, deren beide fähig waren, das Gewicht, das sie in die Waage zu werfen vermochten, zu würdigen. Monate lang hatte sich Gustav Adolf vergeblich um die Allianz Georg Wilhelm's beworben, bis er endlich nur durch die Drohung mit Gewalt seinen Beitritt erzwang. Noch längere Zeit, noch größere Anstrengungen kostete es, den Anschluß Johann Georg's zu erreichen; und was waren die Vortheile, die der König aus dieser Verbindung zog? Die beiden Länder hatte er schon vor dem Abschluß, Dank seiner Heeresmacht, besetzt, und diese Besetzung war eben ein entscheidendes Moment, das zum Abschluß drängte.— Die einzige, wirkliche Hülfe, die er bis zum Ende des J. 1631 erhielt, waren die 20,000 Mann Sachsen, die seinen linken Flügel in der Schlacht bei Breitenfeld (7. September 1631) bildeten. Und war dies wirklich eine Hülfe? Wenn irgend etwas, so hätte die Anwesenheit der Sachsen, die beim ersten Zusammenstoß, ihren Kurfürsten voran, Hals über Kopf die Flucht ergreifen und nicht eher ruhen, als bis sie in Eilenburg angekommen sind, den Sieg in eine entscheidende Niederlage verwandeln können; nur der verdoppelten Tapferkeit, Schnelligkeit und Besonnenheit Gustav Adolf's und seiner Führer gelingt es, die drohende Umzingelung zu vermeiden, den anstürmenden Feind zu zersprengen. Und auf derartige Bündnisse sollte der König neun Monate des Jahres 1631 verwandt haben, von der Mitwirkung dieser Fürsten sollte er die Ausführung seiner weitreichenden Pläne abhängig machen? So sehr wir auch die Nothwendigkeit des Beitritts beider Kurfürsten vom strategischen Gesichtspunkt aus anerkennen müssen, so fein auch der König bei dieser Gelegenheit sein diplomatisches Gespinnst ausgesponnen haben mag, wir können ihn hierbei nicht ganz von dem Mangel an Voraussicht freisprechen, da er sonst, bei kühnerem, rücksichtsloserem Auftreten in kürzerer Zeit mehr erreicht hätte. Zu einem solchen Vorgehen aber hätte ihn in diesem ersten Theile seiner Expedition die Zusammensetzung seines Heeres um so eher berechtigt, hätten ihn seine pekuniären Verhältnisse dringend genöthigt. Sein Heer bestand bei seiner Landung fast ausschließlich aus Landeskindern, von denen jeder Einzelne sich im persönlichen Dienst- und Treu-Verhältniß zum Könige fühlte und bereit war, sein Höchstes, sein Leben freudig für ihn in die Schanze zu schlagen. Diese Zusammensetzung des Heeres entschied nun einmal die fast wunderbaren Erfolge des Königs in den Jahren 30 und 31, den Kaiserlichen gegenüber, die den Schweden gar nicht an sich herankommen lassen, oder doch meist nach den ersten Versuchen von Gegenwehr sich eilig zurückziehen. Andererseits machte das System, das in dieser Armee von dem Könige eingeführt war, große, entscheidende und schnelle Erfolge nothwendig. Der König hielt die strengste Disziplin unter seinen Truppen aufrecht, nicht nur in Bezug auf Subordination, sondern, was ungleich schwerer war, den Bewohnern der Gegenden gegenüber, die sie durchzogen, bei denen sie sich einlagerten. Nur auf Obdach, Licht und Feuerung durften sie Anspruch erheben; alles Uebrige wurde bei Heller und Pfennig bezahlt. Und wenn dies nun auch, den unsäglichen Bedrückungen der Kaiserlichen gegenüber, die auf Raub von Hause aus gestellt waren, ein neues Moment zu Sieg und Fortschritt war, so war doch die Kriegskasse Gustav Adolf's, deren Einnahmen unregelmäßig und vermindert einliefen, bald erschöpft. Wohl hatte der König, der ein guter Rechner war, die Ausgaben für seinen „Militärstaat“ von vornherein genau überschlagen und für deren Deckung gesorgt; nun aber zeigten sich die Franzosen, seine Hauptstütze betreffs der Subsidien, säumig bei der Zahlung; die Wechsel auf Venedig, Amsterdam und Frankfurt wurden nur ungenügend und spät honorirt, der diesjährige Kupfer-Ertrag in Schweden, auf den bedeutend gerechnet ist, fällt unverhältnißmäßig gering aus, Kornhandel und Hafenlicenzen sind kein genügender Ersatz, die Gelder für den Sold beginnen zu fehlen und Alles drängt den König zu schneller Entscheidung. Hier bei Breitenfeld war nun die Entscheidung gefallen, kein kaiserliches Heer stellte sich mehr dem Sieger entgegen, seine eigentliche Aufgabe, Sicherung des dominium maris baltici war erreicht, es hing nur von ihm ab, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen und in sein Heimatland zurückzukehren. Hier giebt sich nun ein Umschwung, eine Aenderung in der Politik, in der Kriegsverfassung, in der persönlichen Stimmung des Schwedenkönigs zu erkennen.

Die Kaiserfarben.

Von einem Herrn St. erhalten wir eine eingehende geschichtliche Untersuchung über die Farben des neuen deutschen Kaiserreiches*), als deren Ergebnisse sich Folgendes bezeichnen läßt.

Die deutsche Burschenschaft verfuhr keineswegs ganz willkürlich, wenn sie die Tricolore Schwarz, Roth und Gelb (gelb heraldisch = Gold) für das Reich ihres Traumes, der nun so über alle Erwartung hinaus sich erfüllt, wählte. Zwar sind die geschichtlich am meisten beglaubigten Reichsfarben Schwarz und Gelb, entsprechend dem schwarzen Adler in goldenem Felde, denn die einfachen Farben entstehen aus den Wappenfarben. Gelbschwarze Schnüre an den Kaiserurkunden kommen seit Ludwig dem Baier vor (doch daneben freilich auch andere). Deshalb sind auch die Postwagen heute noch gelb. Aber diese reichsgeschichtlich am besten begründeten Farben sind nunmehr specifisch österreichische Landesfarben geworden. Noch häufiger trat aber, gleichbedeutend mit dieser Zweifarbe, die Dreifarbe Schwarz-Gelb-Weiß auf. Was das Weiß (Silber) darin soll, ist unaufgehellt, zudem ist es jetzt die Reichsfarbe Rußlands geworden.

Daneben ist als auszeichnende Sonderfarbe des römischen Königs Roth-Gelb-Weiß angewendet worden.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts war eine der Hauptfahnen des Reichs ein Streifen von Roth und Gelb (aurea flamma, Oriflamme. NB. flamma oder flammata ist nichts anderes als Fahne, Wimpel), vermuthlich von den Hohenstaufischen Kaisern herstammend. Dieses Banner erscheint mit einer Modification als Reichssturmfahne im Besitze der Schwaben (Württemberger), als solche freilich wohl selten in Anwendung gebracht, nämlich ein rother Schwenkel über einem gelben Banner mit dem schwarzen Adler. Ferner hat Schwarz-Gelb-Roth vielleicht eine Zeit lang unter Carl V., aber nur als Hoffarbe gedient. Weiß war immer nur eine Zusatzfarbe ohne heraldische und symbolische Bedeutung. Die Burschenschafter hielten ihre Farbe wohl für die der Hohenstaufischen Kaiser und konnten sich auf das württembergische Wappen (die drei Löwen der Staufen, schwarz mit rother rechter Pranke in gelber Feldung) und auf das von König Friedrich I. von Württemberg 1815 gestiftete Verdienstkreuz beziehen. Die oft gehörte Behauptung, die Nationalfarben Deutschlands seien Roth-Weiß gewesen, entbehrt jeder wissenschaftlichen Begründung. Diese Farben waren vielmehr allgemeine Farben des Ritterthums (aus dem rothen Kreuze in weißem Felde der St. Georgs-Fahne ent-

*) Die Kaiserfarben. Eine geschichtliche Untersuchung. Wiesbaden, Chr. Limbarth, 1871. 45 S.

standen), so auch sowohl die alten kurbrandenburgischen als die hanseatischen Farben.

Die Norddeutsche Bundesfahne Schwarz-Weiß-Roth, für die es nicht gelungen ist, eine officielle Erklärung zu erhalten (s. S. 42), läßt sich wohl am einfachsten so erklären, daß man sich einerseits an das wirklich vielfach empfehlenswerthe Schwarz-Roth-Gold möglichst eng anlehnen wollte, andererseits aber die preußischen Farben Schwarz-Weiß, zugleich die hohenzollerschen Hausfarben, in einer solchen nicht entbehren durfte. So erklärt sich die Umwandlung des Gelb in Weiß, und man bedarf gar keiner künstlichen Erklärungs-Versuche des hinzugekommenen Roth. Es ist eben nicht sowohl hinzugekommen, als vielmehr beibehalten. Darin weichen wir von dem gelehrten Verf. ab. Die Ordnung Schwarz-Weiß-Roth aber, für die er lieber Schwarz-Roth-Weiß will, wenn man in jener ein zu starkes Betonen des Preußischen fände, ist doch gewiß nicht um deswillen beliebt worden, sondern aus dem alten heraldischen Grundsatze, daß Farben und Metalle alterniren sollen, also zwischen die Farben Schwarz und Roth das Metall Silber (Weiß) zu treten habe. Aber auch abgesehen davon, welchen Deutschen kann es heut noch geben, der Preußen die Präponderanz nicht einräumen möchte, die Deutschland erst wieder geschaffen hat? Und so scheint die auch ästhetisch sehr wohlthuende norddeutsche Tricolore sich vor allen als die künftige Kaiserfarbe zu empfehlen. Es ist das alte Schwarz-Roth-Gold, das nur, der geschichtlichen Entwickelung sich anbequemend, sein Gold in Silber wandelte, um Preußen die Achtung zu erzeigen, die ihm zukommt. Und somit können wir Schwarz-Weiß-Roth als eine Versöhnung des ehemaligen Zwistes zwischen Schwarz-Weiß und dem Schwarz-Roth-Gold von 1848 ansehen. Interessant ist übrigens die Erörterung über das preußische Schwarz-Weiß, die Farben des preußischen Ordenslandes (schwarzer Adler in weißem Felde), über welche wir auf die Schrift selbst verweisen müssen. F. S.

Böhmen.

Die Beschlüsse des Vatikanischen Concils und die Staatsgesetze.

In ähnlicher Weise, wie es früher Professor Dr. Berchtold mit Bezug auf Baiern in einer Publication gethan, so stellt sich jetzt Professor Dr. v. Schulte in seiner zu Prag erschienenen Schrift*) in Bezug auf Oesterreich die Aufgabe, ausführlich darzulegen, daß die Beschlüsse des Vatikanischen Concils mit den Staatsgesetzen unverträglich seien. Der gelehrte Verfasser bespricht zuvörderst die frühere Lage der Sache und das bisherige Verhältniß der weltlichen Mächte zur katholischen Religion. Die Staaten haben die katholische Kirche, wenn auch nicht als Staatskirche, anerkannt. Die Verfassungen und Concordate enthalten die Bestimmung: die Kirche regiert durch ihre Bischöfe selbst; sind aber die Bischöfe nicht mehr selbständig und mußten sie ihr Lehramt an Rom abgeben, dann hat auch die Selbstregierung derselben aufgehört. Für Baiern zum Beispiel stellt sich die Sache so: entweder nimmt es die Unfehlbarkeit des Papstes an und unterwirft sich den Gesetzen desselben, dann hat der baierische Staat darauf zu verzichten, ein souverainer Staat zu sein; er gehorcht einfach den Gesetzen Roms; oder er verwirft diese. Für den erstern Fall tritt noch die weitere Konsequenz ein, daß Baiern seine Stellung im deutschen Reiche aufgeben müßte, daß es den Andersgläubigen nicht die gleichen Rechte gewähren, ja sie nicht einmal dulden könnte; daß endlich aller Bürgersinn, aller Patriotismus, aller Gehorsam gegen die Staatsgesetze da vernichtet würden, wo diese Staatsgesetze mit den römischen Kirchengesetzen collidiren.

Welche Folgen das in der Praxis hat, zeigt Prof. Dr. von Schulte an einigen Beispielen. Pius IX., der „lehramtlich unfehlbare" Papst, verurtheilt im Syllabus (Art. 32) den Satz, daß die Cleriker Kriegsdienste thun sollten. Nun braucht ein Bischof nur einem Dienstpflichtigen den Kopf abzuscheren, und dieser hat dann die Befreiung vom Militärdienste. In Baiern herrscht bereits der Zustand offener Rebellion; denn das Gesetz verbietet die Veröffentlichung der päpstlichen Lehrsätze ohne Placet, und die Bischöfe alle bis auf Einen — verkünden sie doch. Ein Bischof sucht um's Placet an, es wird verweigert; er aber verkündet das päpstliche Decret ganz ungenirt. So wird die Rebellion ins Land getragen unter dem Wahlspruch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Die Kirche übt ihre Autorität (nach Art. 20 des Syllabus) unbeschränkt im Staate aus; sie kann Vermögen erwerben, so viel sie will, und braucht diese Vermögens-Erwerbungen dem Staate auch nicht anzuzeigen.

Was nun von Baiern gesagt ist, gilt auch von Oesterreich. Hier zeigt Professer Schulte, welche gewaltige Macht das österreichische Concordat den Bischöfen eingeräumt hatte. Alle öffentlichen und nichtöffentlichen Schulen waren unter bischöfliche Controle gestellt; alle Volksschulen standen unbedingt unter kirchlicher Aufsicht; alle Professoren der Theologie und Katecheten waren willenlos dem Bischof unterworfen u. s. w. Nun ist zwar das Concordat nominell aufgehoben, aber keine andere Bestimmung ist an seine Stelle getreten, kein Gesetz regelt das Verhältniß des Staates zur Kirche. Wie nothwendig das aber sei, geht wieder aus einer päpstlichen Kundgebung hervor. Denn in der Allocution vom 22. Juni 1868 hatte der unfehlbare Papst die vom österreichischen Kaiser sanctionirten confessionellen Gesetze verdammt; er hatte die Verfassung vom 21. Dezember 1867 mit den confessionellen Befreiungen „verabscheuungswürdig" (abominabiles) genannt und sie „mit allen Folgen für gänzlich nichtig, ohne jegliche Kraft seiend" erklärt. Und all das geschah noch vor der Verkündigung der Unfehlbarkeit! Jetzt kann der österreichische Kaiser und Staat ohne Zustimmung des Papstes nichts bestimmen, was die Kirche oder den Papst nach dessen Ansicht berührt. So proklamirt sich der Papst als oberster Gesetzgeber für Oesterreich.

Da nun die päpstliche Macht über eine wohlorganisirte Armee von 60,000 Soldaten beiderlei Geschlechts bloß in Deutschland und Oesterreich verfügt, so haben sich die betreffenden Staaten wohl vorzusehen. Professor Dr. von Schulte erhebt dem gegenüber die Frage: „Welche Stellung müssen die Regierungen gegenüber den zu Rom aufgestellten neuen Dogmen vom 18. Juli 1870 und dem infallibilistischen Episcopate einnehmen?" und antwortet darauf mit folgenden Sätzen. Der Staat solle erklären:

1. Er erkenne die Dogmen vom 18. Juli 1870 nicht als die jener katholischen Kirche an, welche staatsgrundgesetzlich anerkannt ist.

2. Er räume denselben keinerlei Wirkung ein für das Gebiet des Staates, der Gemeinde, des bürgerlichen und politischen Rechtes.

*) „Denkschrift über das Verhältniß des Staates zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870. Gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs." Von Dr. J. F. Ritter von Schulte. Prag, Tempsky, 1871.

3. Er werde jeden Versuch, die päpstlichen Staatsrechtslehren in das praktische Leben einzuführen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zurückweisen.

4. Er werde die Bedrückung der Katholiken durch die der neuen Lehre zugewendeten Bischöfe nicht dulden und denjenigen, welche sich dies anmaßen, die Sequestration der aus der Staatskasse fließenden Einkünfte androhen.

5. Soll er alle bestehenden Rechte, insbesondere die Militär-Befreiung, denjenigen Geistlichen gewähren, welche an Staatsanstalten studirt und sich als katholische, das heißt als Angehörige der von ihm anerkannten Kirche ausweisen.

6. Für den Versuch, die neue Lehre dennoch im Leben dauernd einzubürgern, bleibt dem Staat eventuell nur übrig a) die Einführung der Civilstands-Register für Geburten, Trauungen, Sterbefälle, und die obligatorische Civil-Ehe; b) die Abnahme eines Reverses, beziehungsweise eines Eides von allen Beamten und Staatsdienern, welche sich als katholisch bezeichnen, daß sie nicht glauben, der Papst sei berechtigt, über irgend welche staatliche oder civilrechtliche Verhältnisse eine Lehre als Glaubenssatz aufzustellen oder irgend ein weltliches Recht im Lande zu üben; c) Vorlage eines Gesetzentwurfs an die Kammern behufs Einführung des gleichen Reverses, beziehungsweise Eides für die Abgeordneten.

7. Vollen Schutz der an der anerkannten katholischen Kirche haltenden Patrone und Gemeinden rücksichtlich des Vermögens der Kirchen.

8. Entfernung jedes Geistlichen, welcher die neuen Dogmen lehrt oder durchzuführen sucht, aus jeder einen Geistlichen erfordernden Stellung an einer Staatsanstalt.

Dies, was die Staatsregierungen angeht.

In Betreff der Bürger fordert der erleuchtete Professor des canonischen Rechtes von den Katholiken folgende Anträge an den Staat:

1. Ausreichenden Schutz für die treugebliebenen Priester, welche durch Vergewaltigung vertrieben sind; gerichtlichen Schutz für die Geltendmachung ihrer Rechte gegen Angriffe.

2. Schutz für die Vornahme aller und jeder kirchlichen Acte, welche eine staatliche Bedeutung haben oder Bedingung von Civilrechten sind, als: Taufe, Eheschließung, Begräbniß, Matrikel ...

3. Aufrechthaltung des alten Katechismus in den Schulen.

Das sind die Vorschläge, die Prof. v. Schulte an die Bürger und an die Regierungen Oesterreichs ergehen läßt. Werden Beide endlich etwas thun? Quousque tandem? Wie lange noch wollen sie warten, wie lange noch wollen sie zum Spielball der römischen Willkür dienen? Die Presse thut ihre Pflicht; sie ist bis jetzt noch die einzige Vertheidigerin der bürgerlichen und staatlichen Freiheit gegenüber der römischen Usurpation und Gotteslästerung. Jetzt ist es an den Volksvertretungen, Gemeinden, Vereinen und Versammlungen, ihre Rechte zu vertheidigen und die Regierungen anzueifern. Machen jene Körperschaften und machen die Führer der Altkatholiken in der bevorstehenden September-Versammlung die Anträge Schulte's zu den ihrigen, so werden die Staatslenker nicht widerstehen können.

England.

Walter Scott.

Am 9. August hat Britannien einen hohen nationalen Gedenktag begangen: hundert Jahre sind an diesem Tage (nach Lockhart jedoch erst am 15.) verflossen, seitdem Walter Scott das Licht der Welt erblickte. Auch auf dem Festlande erinnert man sich des schottischen Romandichters mit Liebe und Dankbarkeit. Zwar jene Zeiten sind längst dahin, wo seine Werke sowohl in den Händen der Fürstinnen wie in denen der Köchinnen waren, ganz Europa von nichts Anderm sprach, als vom „großen Unbekannten", vom Verfasser des Waverley, die Schriftsteller überall den Ton des Lieblings der Lesewelt nachzuahmen versuchten, W. Häring seinen Walladmor, Alessandro Manzoni seine Verlobten, Alfred de Vigny den Cinq-Mars veröffentlichte. Damals war der Dichter so populär, daß, wie er selbst in den Anmerkungen zu einem seiner Romane erzählt, sein und seines Hundes Conterfei auf Messen und Märkten auf Dosen und Kasten wohlgetroffen zu verkaufen stand, so populär, daß die Sonderlinge schon hierdurch den Beweis geführt sahen, daß er nichts tauge, und F. Ch. Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts z. B. behauptet, es sei unmöglich, daß W. Scott alle seine Bücher allein schreibe, ihn also mit dem nachmaligen Dumas auf Eine Stufe stellt, von Beethoven aber bekannt ist, daß er einen Scott'schen Roman ärgerlich mit den Worten wegwarf: „Der Kerl schreibt doch nur für Geld!" Von dieser gewaltigen Popularität ist allerdings nicht viel mehr übrig. Fragt man bei Literaturfreunden umher, so bekömmt man meist die Antwort, W. Scott sei „breit und langweilig". „In der Jugend" hat Jeder seine „historischen Romane" und „romantischen Geschichten" gelesen, als erwachsener Mensch aber mag er sich nicht mehr damit abgeben. In gewissem Sinne haben ja solche Antworten Recht. Wer einen Roman einzig des stofflichen Interesses halber liest, kann an W. Scott keinen Geschmack mehr finden. Wie die Werke eines jeden großen Geistes, sind auch sie nicht sub specie aeternitatis geschrieben, sondern brachten dem Jahrhunderte und dem Tage ihren Tribut, waren mit Einem Worte Actualitäten, Produkte, was den materiellen Inhalt anbelangt, des augenblicklichen Geschmacks, der romantischen Tendenz jener Decennien der Restauration. Wer nur den Inhalt Eines Romans zum Maßstabe seines Urtheiles macht, der muß an den heutigen Erzeugnissen natürlich mehr Vergnügen haben: sie dienen der industriellen, liberalisirenden und politisirenden Richtung der Jetztzeit. Nun aber werden Romane meist nur ihres Inhaltes wegen gelesen. Das spricht nicht gegen das Genre; dem höchsten Genre der Poesie, dem Drama, geht es genau ebenso: die Hauptsache ist das Sujet, der Inhalt, das Motiv der Handlung. Sympathie kann im Herzen der Mitwelt nur erwecken, was auch in ihr selbst bereits lebendig ist. Ein Kunstwerk, welches nicht mit den Zeitbestrebungen und Zeitgedanken im innigsten Contacte steht, ist nun und nimmer ein wahres Kunstwerk. Wie der Dichter selbst einen Theil seiner Seele hineinlegen soll und, beschränke er dies selbst nur, wie im Drama, auf die Färbung des Ganzen und die Tonart der Reflexionen, gewissermaßen stets Etwas Erlebtes bringen muß, so hat auch für die Menschheit nur Werth, was sie selbst erlebt, gedacht und gefühlt hat, nicht aber, was geheimnißvoll im Winkel irgend einer abgelegenen Individualität sich zugetragen. Aber das Erleben selbst versinkt in den Abgrund der Zeit, und nur die verklärende und verklärte Erinnerung bleibt übrig. Was an einer

Literatur bloß durch Stoff und Inhalt Interesse erregte, das ist mit dem Tage selbst dem Untergange verfallen, was sich aber im selben Momente frei von ihm loslöste und ihm, obgleich es mit ihm im Grunde eins war, trotzdem in fremder Schönheit entgegentrat, das behält für alle Zeiten Werth, und wie die Erinnerung ewig fortlebt, so bleibt es ewig jung und wird von den spätesten Geschlechtern mit gleichem Entzücken genossen.

W. Scott hat Aehnliches an sich erfahren, wie sein großer Landsmann Shakespeare. Daß derselbe bei Lebzeiten gewiß der populärste und anerkannteste Dramatiker war, steht wohl nicht zu bezweifeln. Wie bei Scott die enormen Honorare, beweist es bei Shakespeare seine Stellung als Director zweier Theater, seine glänzende Einnahme, die ihm erlaubte, seinen Landsitz zu Stratford fortwährend zu vergrößern und endlich sein Leben dort in stiller Zurückgezogenheit als Rentier zu beschließen. Man würde aber sicher irren, wenn man glaubte, Shakespeare habe seinen damaligen Ruf durch diejenigen Eigenthümlichkeiten seines Genius erworben, welche ihn zum ewigen Muster des Dramas machen. Für sein Publikum war er nur Einer aus der Schaar der schreibwüthigen Dramenfabrikanten, die in London, um ihr Glück zu machen, zusammenströmten, wenn auch, wie Robert Greene in der berühmten Stelle von „a groatsworth of wit and a million of repentance" sagt: „the only shake-scene". Seine Stücke waren die inhaltreichsten, packendsten, spannendsten, sie boten stofflich weit mehr und weit Besseres, als die seiner Rivalen. Dabei mag es oft genug vorgekommen sein, daß, was die besonnenen Beurtheiler Shakespeare's, statt in Allem und Jedem die geniale Absichtlichkeit zu wittern, dem Zeitgeschmack zuschieben, von den Zuschauern am meisten beklatscht wurde. So sind z. B. bei der bekannten Neigung der Engländer zur Brutalität, alle damaligen Tragödien entsetzlich blutdürstig, und der fünfte Act des Hamlet mit seinen Massehinrichtungen und seiner ungeschickten Lösung, die nur Leute anstaunen können, die eben um jeden Preis staunen wollen, fand gewiß denselben, wenn nicht noch größeren Beifall, als alle die erhabenen Wunder der vier ersten Acte. Shakespeare war ein Jahrhundert lang so gut wie vergessen. Seine Werke hatten dem Zeitgeschmack ihre Popularität verdankt, der aber war nun ein anderer geworden. Wenn der Enkel las, was seinen Großvater so sehr begeistert, ward er an der ästhetischen Bildung desselben irre. Die englische Literatur war nicht plötzlich stillgestanden, oder gar zerbröckelt, ungefähr wie die deutsche nach dem Ende der klassischen Periode, so daß die Größe Shakespeare's nach seinem Tode durch ihren Gegensatz gegen die Kleinheit der Ueberlebenden schon an und für sich aufgefallen wäre, sondern auf Shakespeare selbst folgte eine Reihe ungemein bedeutender Dramatiker, wie Beaumont und Fletcher und vor Allem Ford und Massinger; dann kam die puritanische Unterbrechung, die Unterdrückung alles freien Geisteslebens durch den fanatischen Buchstabenglauben; unter Karl II. aber erwachte die alte Thätigkeit wieder; wenn auch modifizirt, nahm man das altenglische Drama nochmals auf, ihm zur Seite trat ein, wenn auch überaus freches und sittenloses, doch auch überaus geistvolles Lustspiel. Endlich trat der gänzliche Bankerott der englischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert auf. Eine neue Periode begann, die man nicht nur als eine Geschmacksänderung bezeichnen kann, sondern mit der eine ganz neue Epoche anhebt: nun war die Zeit für eine objektive Würdigung Shakespeare's gekommen: seine Stellung ward nicht mehr durch stoffliches Interesse, sondern durch den rein künstlerischen Werth seiner Dramen bestimmt.

Die Epochen, denen der Roman unterliegt, ändern sich schneller, als die, welche das Drama beherrschen. Das Drama ist stets etwas nationales, der Roman aber ist Weltliteratur. Da sein Gebiet unendlich größer ist, so drängt sich bald ein neuer Geschmack an die Stelle des alten; dafür aber ist eine Richtung schneller erschöpft und kommt die Zeit einer ruhigeren Würdigung früher. Wer will sich darüber wundern, daß W. Scott vielfach vergessen ist, wenn er sieht, welch' reiches Leben der Roman trotz seines Todes weiterführte, wenn er der weltbeherrschenden Macht gedenkt, welche die französischen Novellisten an sich gerissen, der unendlichen Verbreitung, welche Dickens' Meisterwerke gefunden? Auch W. Scott verdankt seine Popularität vor Allem den Eigenschaften, welche heute von ihm abstoßen. Wenn man ihn einen Romantiker nennt, so spricht man sein Todesurtheil aus. Niemand ist weniger romantisch als er; das, was man so gemeinhin Romantik nennt, muß die Nachwelt für seine schwache Seite erklären: z. B. eins seiner Lieblings-Ingredienzien, das geheimnißvolle Zigeunerweib, wer kann sich damit heute noch befreunden? wer ist groß erbaut von den Spukgeschichten in Woodstock, vom seltsamen „schwarzen Zwerge" und ähnlichen Gestalten? Und was nun vollends seine „historischen Romane" anbelangt, deren Erfinder er war, und die vorzüglich die Romantik kultiviren, so stehen sie so bedeutend seinen andern Werken nach, daß man sie kaum demselben Autor zuschreiben möchte. Ivanhoe preist man gewöhnlich womöglich als Scott's bestes Werk: wer sich heutzutage aus diesem Buche über ihn unterrichten will, wird sich allerdings wohl nicht sehr zu ihm hingezogen fühlen. Die Größe W. Scott's besteht aber nicht in seiner Romantik, nicht in seiner romantischen Darstellung fernliegender Zeiten; seine Geschicklichkeit in dieser Beziehung empfahl ihn nur seinen Zeitgenossen, sie war die Flagge, unter welcher er in den Hafen ihrer Gunst einlief. Die Mehrzahl seiner Romane führt nur mit dem größten Unrecht die Bezeichnung „historisch". Sie spielen zwar selten unter dem Datum des Titelblattes; gleich der erste trägt den Namen „Waverley or 'tis sixty years since", trotzdem sind sie nicht, was das Haupterforderniß eines historischen Romanes ist, durch künstliche Versetzung der Phantasie in entlegene Zeiten und Gegenden concipirt, sondern verdanken ihr Dasein der allerlebendigsten Anschauung. Menschen und Lokalitäten hat der Dichter seiner Umgebung entnommen, die Handlung fast immer seinen eigenen Erinnerungen. Nirgends macht er den Eindruck, als wenn er von Dingen spräche, die ihm fern stünden, sondern er ist mitten darunter. Die Spanne Zeit, welche die Ereignisse von der Lectüre trennt, erhöht nur ihre Objektivität. Wer will behaupten, daß „Rob Roy" oder „Old Mortality" den Eindruck des „Historischen" machen? selbst „The bride of Lammermoor", obgleich noch ferner der Zeit nach liegend, hat nichts „Historisches" an sich. Selbst wenn der Dichter sich in wirklich bereits für ihn historische Zeiten hineinwagt, unternimmt er diese Reise nur an der Hand eines ihm durchunddurch bekannten Landsmannes, wie in „Quentin Durward" und „The fortunes of Nigel".

Man lese Smollet, Fielding oder Goldsmith. Diese schildern die augenblickliche Gegenwart. Aber stehen sie irgendwie in einem andern Verhältniß zu ihr, als W. Scott zu der Zeit, welche er darstellt?

Worin beruht denn nun Scott's Bedeutung? Wir haben ihn oben mit Shakespeare verglichen und stehen nicht an, ihn für den würdigen Nebenbuhler des großen Dramatikers zu erklären und offen zu bekennen, daß er Alles in Allem, den nächsten Platz für uns in der englischen Literatur einnimmt. Wir sagen absichtlich „Alles in Allem", um gleich einer Hinweisung auf Byron zu begegnen. Wären die Talente Beider vereinigt gewesen,

so hätte man einen zweiten Shakespeare erlebt. W. Scott steht Shakespeare gleich, ihm fehlt nur das von ihm, was Byrons ganzen Werth ausmacht: die dämonische Lyrik. Die Größe Shakespeares beruht einzig in seiner Charakteristik, und hierin liegt auch die Größe Scotts. Er hat eine Fülle von Gestalten geschaffen, die sich mit denen Shakespeares dreist an Zahl und Lebenswahrheit messen können, aber sein eigenes helles, freundliches, rein episches Gemüth half ihm ein wenig leicht meistentheils über die dunkeln Seiten des Daseins hinweg. Das Grausige, Entsetzliche selbst stellt er mit einer gewissen Anmuth dar; nur einmal, in der bride of Lammermoor, ist er dicht daran, eine wirkliche Tragödie mit allen ihren Schrecken zu liefern. Er ist ein Optimist, während der Dichter eines Trauerspiels im Grunde seines Herzens immer ein Pessimist sein wird — wie ließe sich sonst seine Poesie überhaupt rechtfertigen? Wenn Shakespeare in seinem Drama die ganze Welt nach Zeit und Raum umspannt, so beschränkt sich Scott im Gegentheil auf eine ungemein kleine Bühne. Das Theater mit seiner unmittelbaren Anschaulichkeit der handelnden Menschen kann der Phantasie das Größte zumuthen; der Roman wird immer am besten thun, wenn er sich auf einem ganz bestimmten Fleck Erde ansiedelt. Man lese die deutschen Erzählungen mit anonymen Residenzen; das hat stets etwas von einem Nebelbilde an sich. Bei Scott aber tritt die Scenerie deutlicher als die vollendetste Decoration vor's Auge. Ebenso verdanken auch die Franzosen einen großen Theil des Zaubers, welchen ihre Schriften ausüben, der bestimmten Pariser Lokalität und dem Interesse, welches Paris für alle Völker hat.

Wenn Charakteristik das letzte Wort aller Poesie wäre, so würde eine Concurrenz mit der englischen Literatur überhaupt unmöglich sein. Denn hier ist Charakteristik Alles, und was geleistet worden, ist durch sie geleistet; abgesehen von etwaiger Lyrik. Aber ein Blick in die Welt lehrt uns, daß dies der Wahrheit nicht entspricht, daß der Mensch nicht durch seinen Charakter allein sein Schicksal schafft, sondern daß es auch außer ihm etwas Bestimmendes giebt, mag man dieses Schicksal oder Vorsehung nennen. Wenn die Engländer den einen Pol der Weltbetrachtung repräsentiren, so haben die Romanen sich einseitig dem andern zugewandt. Weder in der spanischen (vom erhabenen Meisterwerke Don Quijote abgesehen) noch in der französischen Literatur steht irgend ein Mensch vollkommen frei da: er wird stets von außen durch Schicksal, Religion, Ehre, Gesellschaft dirigirt. Die deutsche Philosophie, sowie die deutsche Poesie haben von Anfang an danach gestrebt, zwischen beiden Extremen die Versöhnung herzustellen und die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit, den mysteriösen Zusammenhang zwischen dem zufällig auftretenden einzelnen Charakter und dem ihn benutzenden und regierenden Fatum darzustellen. Eine nur der Charakteristik huldigende Poesie wird nie einen gehörigen Schluß finden, sondern stets mit einer Dissonanz oder einem Gewaltacte enden. Auch bei vielen Werken W. Scotts sehen wir diese Unfähigkeit deutlich hervortreten, die bei Shakespeare nun einmal nicht geleugnet werden kann. Allerdings steht dem Roman- gegenüber dem Bühnendichter das Auskunftsmittel zu, daß sich die Handlung nach und nach im Sande verläuft, d. h. daß sich die Welt der Poesie allmählig wieder in trostlose Wirklichkeit verwandelt. Die entgegengesetzte Anschauungsweise kommt auch zu keinem rechten Resultat, sondern hinterläßt fast immer einen moralischen Ekel. Wie Geschichte und Natur nur in der Identität von Aeußerlichem und Innerlichem ihren Halt haben, so kann auch die Poesie nur das höchste Ziel erreichen, wenn Charakter und Schicksal gleich berechtigt dastehen. Dies ist die Erbschaft unserer classischen Dichter, welche wiederum ihren Besitz den Griechen verdanken. Die antike Welt hatte in ihrer Art das Problem in der griechischen Tragödie gelöst. Eine Versöhnung, wie die im Oedipus, wo der von den Furien durch die Welt Gepeitschte zuletzt im Heiligthum derselben Furien zur ewigen Ruhe eingeht, ist nur bei einer solchen Kunst denkbar. Hüten wir uns daher, das Ausland zu überschätzen, weil es seinen Talenten gemäß bereits das Höchste geleistet hat. Es ist nicht das Höchste an sich. Nichts trägt aber zu einer unbefangenen Würdigung mehr bei, als wenn man die Träger einer Literatur unter einander vergleicht. Dadurch zerreißt der geheimnißvolle Schleier, der über manchen Persönlichkeiten liegt und aus ihnen unnahbare Götterbilder macht. Eine solche abgöttische Verehrung genießt Shakespeare. Er ist aber nur der vollendetste Ausdruck des englischen Geistes; ihn zum germanischen Dichter an und für sich zu machen, ist eine Fälschung. Nichts kann uns hierüber mehr belehren, als ein Studium des großen Mannes, auf den Schottland stolz ist. Er hat genau dieselben Vorzüge und Mängel, auch er ist ein britischer Geist. Erkennen wir das Vortreffliche überall an, aber seien wir gedenk, daß nur das vortrefflich, was eigen und selbständig ist.

Nord-Amerika.

Die Newyorker Handelszeitung und Friedrich Kapp.

Der vielbesprochene Straßen-Aufruhr, welchen die katholischen Irländer am 12. Juli d. J. in New-York, bei Gelegenheit eines öffentlichen Umzuges der protestantischen Irländer, der sogenannten Orangisten, in Scene gesetzt haben, könnte von mancher Seite her so gedeutet werden, als wenn Friedrich Kapp*) mit seiner Behauptung Recht habe, daß durch die „sich täglich mehr ausdehnende Loslösung der eigentlichen Wurzeln der amerikanischen Kraft von ihrem protestantisch-germanischen Boden und durch ihre Unterwerfung unter celtisch-romanische Einflüsse die natürliche Entwickelung des Landes (d. h. der Vereinigten Staaten von Amerika) unterbrochen, wenn nicht ganz in Frage gestellt wird.“ Allein das Ende des erwähnten Aufruhrs hat den Beweis geliefert, daß selbst in New-York, wo das katholisch-irländische Element so stark ist, die Ordnung und die Freiheit schließlich den Sieg über den bornirten Fanatismus davon tragen. Die Feier der Schlacht an der Boyne, welche die Orangemänner in New-York veranstalteten, könnte, wie die neuesten Nachrichten aus Amerika lauten, wohl dazu dienen, daß der verderbliche Einfluß der Irländer in dieser Stadt gebrochen würde.

Das Kapp'sche Buch hat übrigens in der nordamerikanischen Union den größten Unwillen hervorgerufen, und die deutsch-amerikanische Presse ist fast einstimmig in der Verurtheilung desselben, nicht weil Kapp die Schattenseiten der großen transatlantischen Republik, die ihm Schutz gewährte, als sein Vaterland ihn ausstieß, schilderte, sondern weil er kein Wort für die vielen und bedeutenden guten Seiten hatte, welche das amerikanische Gemeinwesen in Schule, Kirche und Staat aufzuweisen

*) Vergl. diese Zeitschrift Nr. 21, S. 304, wo Friedrich Kapp's Schrift: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika“ besprochen ist.

hat. Kapp's Stellung diesseit wie jenseit des Oceans ist von der Art, daß man auf seine Worte und Handlungen Gewicht legt; um so mehr mußte sein entschieden einseitiges Urtheil über amerikanische Verhältnisse, wie dasselbe in dem gesagten Buche zu Tage tritt, auffallen. Die „Westliche Post", das Organ von Karl Schurz, der „Anzeiger des Westens", redigirt von Karl Dänzer, einem früheren Mitgliede der badischen Kammer, der „Philadelphia Demokrat" und viele andere höchst achtbare amerikanische Blätter werfen Herrn Kapp das Verkehrte und theilweise Unwahre seiner Darstellung vor. Wir folgen einer wiederholten Aufforderung unserer amerikanischen Freunde, indem wir Vorstehendes in diesen Blättern veröffentlichen und die geehrte Redaction ersuchen, nachstehenden, der wohl redigirten „New-Yorker Handelszeitung" entnommenen Sätzen einen Platz in Ihrer viel gelesenen und weit verbreiteten Zeitschrift zu gönnen. Wo das Interesse der Sache es fordert, müssen persönliche Rücksichten schweigen.

Die „New-Yorker Handelszeitung" schreibt, wie folgt: „Irgend etwas muß doch wohl Friedrich Kapp mit seinem Werke beabsichtigt haben, aber leider läßt es sich nicht errathen. Land und Leute kennt er gründlich. Großes hat er hier mit durchgemacht, hat auch selbst dabei mitgewirkt, ist von den Amerikanern keineswegs zurückgesetzt, sondern im Gegentheil bevorzugt worden. Um so weniger läßt sich gerade bei ihm eine Einseitigkeit, welche geradezu das Gepräge der Gehässigkeit trägt, erklären. Ließen sich durch ihn die beiden Nationen (Deutschland und die Vereinigten Staaten) in ihrem Verhältnisse zu einander beeinflussen, so wäre das schlimm für sie und die Welt. Wir hoffen und sind überzeugt, daß die Schrift einen solchen Einfluß nicht äußern, daß ihre Wirkung sich auf die Erzeugung eines vorübergehenden, unangenehmen Gefühls mit Bezug auf den Verfasser beschränken wird. Hinsichtlich der Stellung der Deutschen in diesem Lande (nordamerik. Union) hat zwischen der großen Majorität derselben und Herrn Fr. Kapp stets eine schroffe Meinungs-Differenz obgewaltet; sie ist also auch für ihn in keiner Weise verantwortlich zu halten. Will Herr Kapp mit den Vereinigten Staaten, deren Bürger er ist, nichts mehr zu thun haben, so ist das seine Sache und weiter von keinem Belang. Wir gehen nicht des Näheren kritisch auf die Schrift ein, weil wir ihr eine Wichtigkeit nicht beimessen wollen, die sie nicht besitzt. Ganz geschwiegen hätten wir davon, wenn nicht frühere Schriften des Herrn Kapp ihm einen Ruf verschafft hätten, der eine völlige Ignorirung nicht als zweckmäßig erscheinen ließ. Ein Räthsel ist Herr Kapp uns in letzter Zeit schon deshalb geworden, weil wir wissen, daß zwischen Wort und That bei ihm die wünschenswerthe Harmonie fehlt. Indem er die Verhältnisse der Vereinigten Staaten so ungünstig wie möglich schildert, warnt er, mehr oder weniger direkt, vor der Auswanderung nach Amerika. Um so befremdender ist es, daß er sich, wie wir wissen und beweisen können, hier als Beförderer der Einwanderung nach diesem Lande einen Jahresgehalt bezahlen läßt."

Es ist nicht unsere, sondern Herrn Kapp's Sache, auf den in den letzten Worten der „N.-Y. Handelszeitung" ihm gemachten Vorwurf zu antworten. Wir billigen ganz das Bestreben desselben, „Deutschland eine nüchterne Beurtheilung der amerikanischen Politik" zu empfehlen; die Leser dieser Blätter werden sich entsinnen, daß wir durch verschiedene darin veröffentlichte Artikel zur richtigen Erkenntniß der amerikanischen Verhältnisse beizutragen versuchten und deshalb nicht immer amerikanische Zustände in einem rosenrothen Lichte darstellten. Aber auch die größte Objectivität muß wahr und gerecht sein, oder sie ist eben keine Objectivität mehr. Wir haben durchaus keine Verpflichtung, die Auswanderung nach Amerika zu befördern; wir haben vielmehr, so weit unsere Kräfte reichen, durchaus nicht zu einer solchen beigetragen; dagegen aber glauben wir, daß es im Interesse der Freiheit, im sachlichen Interesse Deutschlands und der Vereinigten Staaten liegt, wenn zwischen diesen beiden stammverwandten Nationen in internationaler Beziehung ein möglichst freundschaftliches Verhältniß hergestellt und erhalten wird. Das deutsche Element ist in der nordamerikanischen Union schon jetzt stark genug, um in dieser Beziehung sein Gewicht vorkommenden Falles zu Gunsten Deutschlands in die Wagschale zu werfen; daß dies die Deutschen thun, haben die großen Ereignisse des letzten Jahres bewiesen; auch ist es, um von anderen Beispielen zu schweigen, von dem ersten deutschen Reichstage officiell anerkannt worden. Wenn aber bis vor kurzer Zeit die Vereinigten Staaten durchschnittlich vor dem deutschen Staatswesen keinen besondern Respect zeigten, so war dies kaum die Schuld der Amerikaner; es gab eben thatsächlich weder ein deutsches Reich, noch eine deutsche Nation. Seitdem letztere wieder ihren Platz im Rathe der Nationen eingenommen hat, wird die jedesmalige Regierung der Vereinigten Staaten, auch selbst die des Herrn Grant, gezwungen sein, sie mag wollen oder nicht, Deutschland zu respectiren. Es ist deshalb weder in der Ordnung, noch liegt es in der Natur der Sache, durch einseitige Darstellungen, wie Herr Kapp es gethan, das gegenseitige Verhältniß der Vereinigten Staaten und Deutschland zu verschieben. Man sollte den Deutschen in Amerika durch einseitiges und übertriebenes Herabsetzen der Amerikaner ihre Stellung — sie sind gleichsam unsere Kolonie in Nordamerika — nicht erschweren, und andererseits sollte man sich vorsehen, im alten Vaterland das Urtheil über die nordamerikanische Union, von der wir noch viel lernen können, durch hochmüthiges Absprechen zu verwirren. Wir lassen uns nicht durch einen „sentimentalen Nachklang eines vaterlandslosen Kosmopolitismus" verleiten, die Gebrechen heimischer Zustände „durch Ueberschätzung und Idealisirung" amerikanischer Institutionen zu vergrößern, aber wir wollen auch durch ein allzu grelles Ausmalen amerikanischer Uebelstände den Blick für unsere heimischen Fehler und Mängel nicht trüben. Der wahre Geschichtsschreiber und der wahre Vaterlandsfreund thut weder das Eine, noch das Andere; er sucht vielmehr, wie Ranke sagt, mit möglichster Unparteilichkeit „die agirenden Mächte in ihrer Stellung" zu erkennen und „die einer Jeden eigenthümlichen Beziehungen" zu würdigen und danach seine Worte, sein Urtheil und seine Handlungen zu bemessen. Daß Herr Fr. Kapp so in der eben gedachten Schrift immer verfahren ist, möchten wir bezweifeln.

Rudolph Doehn.

Ostindien.

Buddha's Sittenlehre.

III.

Der Buddhismus und das Christenthum.

Die meiste Aehnlichkeit besitzt der ursprüngliche Buddhismus mit der Lehre Jesu.

Das schönste und erhabenste Gebot, welches man gewöhnlich für ein ausschließlich christliches ansieht, das aber schon im 3. Buch Mosis 19, 18 enthalten ist, das Gebot der Nächstenliebe,

giebt das Dhammapadam, allerdings nicht in einem Satze, aber in den verschiedensten Anwendungen. So handelt das ganze 17. Kapitel von dem Verbot des Zorns. Aus ihm heben wir besonders die folgenden Strophen heraus:

222. Wer da den aufsteigenden Zorn anhält, dem gleitenden Wagen gleich,
Den nenne Wagenlenker ich, Andre nur Zügelhalter sind.

223. Durch Sanftmuth man besiege den Zorn, durch gute That die böse.
Den Geiz'gen durch Freigiebigkeit, den Lügner durch wahrhaft'ge Red'.

231. Man hüt' sich vor thätlichem Zorn!
Hemm' seinen Leib gar sorglich ein!
Thätliche Sünde meide man,
Ueb' mit dem Leibe Gutes nur.

232. Man hüt' sich vor Zorn in der Red'!
Hemme die Rede sorglich ein!
Sünde der Rede meide man,
Ueb' in der Rede Gutes nur.

233. Man hüte sich vor Zorn im Sinn!
Hemme sein Sinnen sorglich ein!
Sünde im Sinnen meide man,
Uebe im Sinnen Gutes nur.

Hier klingt das Wort Jesu an: „Selig sind die Sanftmüthigen, sie werden das Erdenreich besitzen.“ Einen Anklang von dem Splitter im fremden, vom Balken im eigenen Auge geben folgende Strophen:

252. Leicht sichtbar Andrer Mängel sind,
Doch schwer sichtbar die eignen;
Denn Andrer Mängel pflegt man wohl
Aufzudecken, so sehr man kann,
Verhüllt die eignen, wie der Schelm
Den Kali vor dem Spielgegner.

253. Wer da nur Andrer Mängel sieht,
Stets auf Andrer Kränkung sinnt,
Dessen Gebrechen zunehmen,
Fern er von deren Ende ist.

(Kali ist in einer Art von Würfelspiel ein böser Würfel.)

Auch die christliche Friedfertigkeit wird von Buddha geboten.

3. „Er schimpfte mich, er that mir weh,
Besiegte mich, er raubte mir,“
Welche da diesem nachhängen,
Deren Feindschaft zur Ruh' nicht kommt.

4. „Er schimpfte mich, er that mir weh,
Besiegte mich, er raubte mir,“
Welche diesem nicht nachhängen,
Deren Feindschaft zur Ruhe kommt.

5. Denn nicht durch Feindschaft Feindschaften
Zur Ruhe kommen irgendje,
Durch Nicht-Feindschaft zur Ruh' sie geh'n,
Dies ist ein ewiglicher Satz.

6. Thoren, die es nicht einsehen:
„Wir wollen uns bezähmen hier.“
Welche es aber einsehen,
Da kommt aller Streit zur Ruh'.

406. Wer Feindlichen nicht feindlich ist,
Mild gegen die Angreifenden,
Ohne Gier unter Gierigen —
'nen solchen nenn' ich Brahmana.

407. Von wem da Leidenschaft und Haß,
Stolz, Heuchelei gewichen ist,
Wie's Senfkorn von des Stachels Spitz',
'nen solchen nenn' ich Brahmana.

Der Brahmana, d. h. der Heilige, der Gottgeweihte, soll sich sogar dem Schimpf und der Verfolgung ohne Widerstand ergeben.

399. Wer Schimpf, Gefängniß und Qualen
Ohne Schuld ruhig duldend ist,
In Geduld stark, mit Heeresstärke —
'nen solchen nenn' ich Brahmana.

Auch hierin stimmt Buddha mit Christus überein, welcher selig pries, wer da um der Gerechtigkeit willen oder um seinetwillen geschmäht, verfolgt, verleumdet würde u. s. w. Es zeigt sich schon hierin die Uebereinstimmung in der Innerlichkeit beider Sittenlehren; sie erweist sich Schritt für Schritt in parallel-laufenden Aussprüchen über einzelne Punkte. Buddha sagt:

286. „Hier will ich wohn'n zur Regenzeit,
Hier im Winter, im Sommer hier,“
Also sorget der Thor sich ab,
Denkt nicht an das, was zwischen liegt.

Christus verweist seinen Anhängern das Sorgen und Sagen: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken?“ u. s. w.; er weist auf die Vögel des Waldes und die Lilien des Feldes hin. Buddha sagt:

141. Nicht Nacktheit, nicht Haaregeflecht', nicht Unflat,
Nicht Speisenthaltung, nicht Erdboden-Lager,
Noch Staub-Einreibung, unbewegte Stellung
Rein'gen den Mann, der nicht die Gier besiegt hat;

142. Selbst reich geschmückt, wenn wer Besänft'gung übet,
Ruhig, bezähmt, an sich hält und keusch lebet,
Keinem Wesen irgendjemals Wehe anthut,
Der Brahmana ist, der Asket, der Bikkhu.

393. Nicht durch Haarflecht', nicht durch Geschlecht,
Nicht von Geburt wer Brahman' ist;
In wem Wahrheit ist und Lehre,
Der ist glücklich, ist Brahmana.

Jesus bekämpft ebenso die Werkheiligkeit der Pharisäer, und Paulus sagt: „Aus Werken des Gesetzes wird kein Fleisch gerecht.“ Buddha sagt:

242. Ausschweifung klebt am Weib wie Schmutz,
Habsucht am Gebenden wie Schmutz,
Schlechte Sitten wie Schmutz haften
In dieser und in jener Welt.

243. Noch größ'ren Schmutz als diesen giebts:
Unwissenheit ist der größte Schmutz.
Macht ihr von diesem Schmutz euch frei,
Werdet schmutzlos ihr sein, Bikkhu.

Jesus preist „selig, die da reines Herzens sind; sie werden Gott anschauen.“ Buddha räth seinen Anhängern an, sich ihrer Habe zu entäußern.

221. Dem, welcher nicht hänget an Name noch Form,
Nichts eigen nennt, folgen nicht nach die Schmerzen.

Jesus verlangt von dem reichen Jüngling, daß er sein Eigenthum verkaufe und den Erlös den Armen gebe; er werde dafür einen Schatz im Himmel erhalten. Den christlichen Himmel vertritt bei den Buddhisten das Nibbana (Nirvana), das Aufgehen in der Weltseele.

Das Absterben für die Welt wird im Dhammapadam noch eingehender angerathen und geboten, als dies in den christlichen Evangelien geschieht.

360. Gut ist Enthaltsamkeit beim Aug'
Und gut Enthaltsamkeit beim Ohr,
Enthaltsamkeit gut beim Geruch,
Gut bei der Zung' Enthaltsamkeit.

361. Gut ist beim Leib Enthaltsamkeit,
Enthaltsamkeit gut in der Red',

Enthaltsamkeit gut im Sinnen,
Gut ist Enthaltsamkeit in All'm.

410. Wer da keine Begierden hat
In dieser noch in jener Welt,
Ohne Anschluß, ganz abgelöst —
'nen solchen nenn' ich Brahmana.

411. Wer keinen Hang mehr hegt,
Erkannt habend, nicht nach dem Wie mehr frägt,

412. Kummerlos, lüsteleos und rein —
'nen solchen nenn' ich Brahmana.

Für die Empfehlung eines beschaulichen Lebens ist uns in der Lehre Christi kein Anhalt erinnerlich; nur zur Vorbereitung zu seinem Lehrberuf lebte Jesus vierzig Tage in der Wüste, aber er fordert eine solche Lebensweise nicht als eine durchgängige bis zum Tode. Darin geht der indische Weise weiter, indem er auch hierin, wie in der Eigenthumsfrage, die Gränzen überschreitet, innerhalb deren die menschliche Gesellschaft bestehen kann. Vers 185 heißt es, daß „abgeschiedene Wohnung und Anspannung im Nachsinnen Buddha's Vorschrift ist." Aehnlich lauten folgende Sprüche:

61. Wandelnd wenn man nicht hat jemand,
Der beff'r ist oder auch nur gleich,
Halt man das Einsam-Wandeln fest;
Mit Thor'n keine Gemeinschaft ist.

205. Wer gekostet der Einsamkeit
Und der Beruhigung Geschmack,
Wird sorgenlos und sündenlos,
Trinkend der Lehr' köstlichen Saft.

In dem Dhammapadam ist ein ganzes Kapitel gegen das „ungebundene Denken" gerichtet.

33. Schwankend ist, unstet das Denken,
Schwer zu hüten, schwer einzuhemm'n;
Zurecht biegt sich's der Einsicht'ge,
Wie der Pfeilschmied den Rohresschaft.

34. Der Fisch, geworfen auf das Land,
Aus seiner Heimat fortgeholt,
Zappelt; also auch das Denken,
Zu entfliehen Mara's Bereich.

35. Des schwer zu haltenden, leichten,
Nach eignem Wunsch sich richtenden
Denkens Bezähmung ist heilsam:
Bezähmtes Denken bringet Glück.

36. Das schwer zu sehn'de, sehr feine,
Nach eignem Wunsch sich richtende
Denken hüte der Einsicht'ge:
Behüt'tes Denken bringet Glück.

37. Das weitgeh'nde, allein zieh'nde,
körperlos', im Herzen ruh'nde
Denken, wer da zusammenhält,
Frei der von Mara's Banden wird.

So ähnlich geht es weiter. Am meisten stimmt Buddha hier mit unseren modernen orthodoxen Theologen, protestantischen wie katholischen, russischen wie deutschen, mit ihrem Haß und ihrer Furcht vor den Denkern, den Philosophen, den Freigeistern. Allerdings gestatten auch sie ein Stückchen des Denkens, aber innerhalb der Schranken ihrer bezüglichen Dogmatik. Es dürfte im Hinblick auf diese unsere zeitgenössischen Zurückschraubungs-Bestrebungen nicht uninteressant sein, die vorstehenden fünf Sprüche des alten buddhistischen Theologen im Lichte der von dem menschlichen Geist seitdem, d. h. innerhalb fast 2½ Jahrtausenden, gewonnenen Erkenntniß zu betrachten.

Das alte Vorbild unserer Orthodoxen hat allerdings Recht, wenn er das Denken des Einzelnen „schwankend" und „unklar" nennt; das ist es aber nur insofern es nicht für sich bleiben, nicht von der Phantasie, von der Sinnlichkeit, von den Gefühlen, von den Begierden des Menschen abgesondert werden kann. Nichts geht aber einen so festen, unabänderlichen Weg, als gerade das reine Denken. Nicht eingeschränkt, nicht „bezähmt" muß es werden, um nicht von „Mara", von der Sinnlichkeit, überwältigt zu werden, sondern von jedem Zwange, von jedem Einfluß ist es zu befreien. Der Instinct führte den alten Sittenlehrer auf einen richtigen Gedanken, wenn er sagt, das Denken müsse von der „Einsicht" behütet werden. Er wurde sich selbst nur nicht klar und drückt sich deshalb undeutlich aus. „Einsicht" ist selbst nichts weiter, als ein richtiges Denken. Das Denken von der Einsicht behüten lassen, heißt also nichts weiter, als, unbehindert durch äußere Einflüsse, richtig denken. Diese äußeren Einflüsse auf das Denken, also die Phantasie, die Sinnlichkeit, das Gefühl, die Begierden, sind allerdings äußerst schwierig davon zu sondern, weil sie alle mit ihm zusammen ein untheilbares Ganze, den menschlichen Geist oder die Seele bilden. Es ist diese Untheilbarkeit daran Schuld, daß Buddha sie mit ihm verwechselt, indem er das Denken zu bezähmen besiehlt, während er umgekehrt sagen will, daß das Denken jene anderen Thätigkeiten der menschlichen Seele im Zaum halten soll.

Ein großer Unterschied zwischen dem Zwang, welchen Buddha dem Denken des Menschen auferlegt wissen wollte, und demjenigen, der von Seiten unserer orthodoxen Theologen ihm zugedacht wird, besteht jedoch noch: er will die Beschränkung des Denkens durch angeblich höhere Geisteskräfte des Denkers selbst ausführen lassen, diese durch äußere Einwirkung. Sie wollen die Vordenker der nichtgeweihten und nichtordinirten Menschheit sein, diese soll sich darauf beschränken, ihnen nachzudenken. Thut sie das nicht, so „schwankt" sie unaufhörlich in Irrthümern hin und her — die Vordenker sind dagegen Irrthümern unzugänglich.

Wer hat da die klarere Einsicht? und wer muthet dem menschlichen Geist mehr zu? Buddha im Jahre 600 vor Christo oder Knak im Jahre 1868 nach Christo? — Wir sind darin entschieden.

E. K.

Kleine literarische Revue.

— **Deutscher Novellenschatz.***) Jemehr die Fülle der Tages- und Wochenblätter unsere Schriftsteller in Sold nimmt, jemehr es Sitte der Zeit wird, Novellen und Romane in kleinen Bruchtheilen im Feuilleton politischer Zeitungen zu veröffentlichen oder mit spannenden Schlußkapiteln durch so und so viel Nummern belletristischer Journale zu ziehen, desto mehr wird es vorkommen, daß Arbeiten bekannter und unbekannterer Autoren, die wohl eines besseren Schicksals würdig gewesen wären, mit den, nachdem sie eine Stunde der Unterhaltung gewährt, in alle Winde verflatternden Blättern der Vergessenheit überliefert werden. Mit Freude begrüßen wir daher ein Unternehmen, zu dem sich zwei Namen von gutem Klange verbunden haben, bestimmt, „das Beste, was in der Gattung der Novelle geleistet ist, nach Art der Anthologieen zu sammeln und in übersichtlicher Folge herauszugeben." Arbeiten einst gefeierter, aber jetzt verschollener Novellisten sollen

*) Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz. Band I bis III. München, Rudolph Oldenburg. 1871.

darin ihren Platz finden, neben neueren Dichtungen, welche heute noch gelesen und gewürdigt werden, aber ohne dieses liebevolle Festhalten ebenfalls dem Geschicke verfallen würden, vom Strome der Zeit hinweggespült zu werden. Neben dem Altmeister Goethe findet auch der sonst unbekannte und unbedeutendere Name Platz, wenn er unserer Literatur auch nur einen Beitrag geliefert, der würdig ist, ihr auf immer einverleibt zu werden, und daß Keiner vergessen werde, der als tüchtiger Erzähler je seine Stimme zum deutschen Volke erhoben, dafür bürgen uns die Namen der Herausgeber, das verheißt uns bereits der den ersten Lieferungen beigegebene und vorausgeschickte Prospekt.

Die uns vorliegenden ersten drei Bände enthalten zuvörderst eine Einleitung, in welcher die Herausgeber sich über den Zweck ihres Unternehmens aussprechen und diejenigen Grundsätze und Regeln aufstellen und erklären, nach welchen sie bei der Auswahl der einzelnen Stücke verfahren zu müssen glauben. Die folgenden Novellen sind von Goethe, Heinrich von Kleist, Brentano, Achim von Arnim, E. T. A. Hoffmann, Tieck, A. Widmann, Gottfried Keller, von Eichendorff, Adalbert Stifter, Rumohr und August Wolff. Sämmtlichen Novellen ist eine kurze Biographie des Dichters und eine Charakteristik und Beurtheilung der von ihm mitgetheilten Dichtung vorangeschickt. Wir möchten uns in Bezug auf diese letztere Beigabe wohl eine Bemerkung und einen Wunsch erlauben. Wäre es nicht angemessener, diese Besprechung jeder Novelle folgen zu lassen? Dem Leser, welcher die Arbeit noch nicht kennt, und für solche ist doch in erster Linie das Unternehmen berechnet, würde dadurch diejenige Naivetät gewahrt, welche uns zum vollen Genusse eines literarischen und künstlerischen Erzeugnisses unerläßlich erscheint, und die Möglichkeit gegeben, sich ein selbständiges Urtheil darüber zu bilden, das er dann mit dem bewährter Sachverständiger vergleichen und an demselben berichtigen könnte. Diejenigen, welche in den neugebotenen Novellen alte Bekannte oder einst gern gesehene und nun doch vergessene Freunde wiederfänden, würden es unserer Ansicht nach auch vorziehen, die Bekanntschaft zuvörderst ohne Führer zu erneuen und an dem Eindrucke von sonst und jetzt die Veränderungen zu erkennen, welche Zeit und Erfahrung in ihrem Fühlen und Denken hervorgebracht und dann erst kritisch mit dem Kritiker zu sein.

Die nächsten drei Bände sollen in kürzester Frist folgen. Wir sehen denselben mit froher Erwartung entgegen und wünschen der Sammlung nicht nur die beste Aufnahme beim Publikum, sondern auch eine rechte echte deutsche Einheit Seitens der Schriftsteller, damit dieser deutsche Novellenschatz ein wahrer, vollständiger und unerschöpflicher werde. J. H.

— **„Aus dem Lande der Aegypter.“** (Von R. Watt. Aus dem Dänischen deutsch von Dr. A. W. Peters.)*) Eine nachträgliche Welle aus der literarischen Ueberschwemmung, die wir der Eröffnung des Suez-Kanals zu verdanken gehabt haben. Reisebilder, kleine Touren-Abenteuer, bunte Schilderungen mit Auszügen aus meist deutschen Werken. Der Verf. ist über die vielfach beschriebene ägyptische Touristenstraße nicht hinausgekommen, also nicht in der Lage, Neues zu erzählen, ausgenommen einige Anekdoten, deren Helden Mitglieder der europäischen Gesellschaft gewesen sind und ihre Anekdoten ebenso gut diesseits wie jenseits des Mittelmeeres hätten liefern können. Der Uebersetzer hat sich wohl nicht gefragt, ob es sich lohne, diese Waare auf den mit dergleichen bereits mehr als genügend assortirten deutschen Markt zu bringen. Gewiß würde er es sonst vorgezogen haben, sein Uebersetzungstalent an gediegeneren dänischen Werken zu üben, an denen es in der Literatur unserer Nachbarn wahrlich nicht mangelt!

*) Bremen, J. Kühtmann, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Am 10. August fand in Straßburg die Gründungsfeier der neuen Universitäts- und Stadt-Bibliothek unter der Theilnahme zahlreicher Männer der Wissenschaft aus dem großen Deutschland, sowie aus dem wiedergeborenen Elsaß, statt. Die verzehrende Brandfackel des Krieges hatte vor noch nicht einem Jahre den in der Straßburger Bibliothek aufgespeicherten Bücherschatz vernichtet und schon ist in diesem Augenblicke eine neue Bibliothek von 120,000 Bänden (worunter werthvolle Incunabeln ꝛc.) gesammelt, die durch weitere in Aussicht stehende Vermehrungen, sowie durch Vereinigung mit der bisherigen Akademie-Bibliothek von Straßburg bald die Zahl von 200,000 Bänden erreichen kann. Die deutschen Bibliotheken, die gelehrten Gesellschaften, der deutsche Buchhandel und zahlreiche Privatpersonen haben mit rühmlicher, patriotischer Bereitwilligkeit reiche Beisteuer geliefert, um der wiedergewonnenen Stadt eine ihrer würdige Morgengabe zu bieten. Aber auch die übrigen Länder sind nicht zurückgeblieben; auch sie haben die großartige Universalität der Wissenschaft bezeugt, welche die Hauptgarantie des menschlichen Kulturfortschrittes bildet. Die Schweiz hat ihre nachbarlichen Sympathien durch reiche Gaben bekundet; England hat sich in großartigem Maßstabe an dem schönen Werke betheiligt; auch Oesterreich, Belgien, Rußland, Griechenland, Nordamerika haben werthvolle Beiträge geliefert, und so wird die neue Bibliothek zu einem zugleich deutsch-nationalen und internationalen Denkmal, auf welches Straßburg, wenn auch aus anderen Gründen, nicht minder stolz sein darf, als auf die untergegangene.

Der Actus wurde durch eine Rede des ehrwürdigen elsässischen Nestors der Wissenschaft, Herrn Archivdirectors Dr. Ludw. Spach, eröffnet, der, unter Hinweisung auf die in der Aula der Akademie, wo die Feier stattfand, aufgestellte Büste Goethe's, auf die Bedeutung des Dichters, als Vermittler zwischen Deutschland und Elsaß, aufmerksam machte und den dauernden Einfluß charakterisirte, den der Aufenthalt in Straßburg auf den jugendlichen Goethe ausgeübt. Hierauf ergriff Herr von Sybel das Wort und wies auf die hohe Bedeutung der untergegangenen Bibliothek für das geistige Leben des Elsasses und auf die Nothwendigkeit eines ausreichenden Ersatzes hin. Dann bestieg der Hofbibliothekar Dr. Barack aus Donaueschingen, der sich um das Zustandekommen der neuen Sammlung große Verdienste erworben und dem nun die Leitung derselben anvertraut worden, die Rednerbühne und gab eine Uebersicht dessen, was seit dem October v. J. für die Wiederherstellung der Straßburger Bibliothek geschehen. An etwa funfzig Sammelorten in Deutschland und im Auslande legten und legen noch heute gegen zweihundert Männer die Hand an, eifrigst bemüht, das schöne, nationale Werk in Straßburg herrlich und in einer dieser altberühmten, deutschen Stadt würdigen Weise erstehen zu lassen. Schließlich ergriff Herr v. Sybel nochmals das Wort, um die Mittheilung

zu machen, daß eine elsässische Bibliotheks-Kommission gebildet worden, welcher die Herren Professoren Bruch, Reuß, Wieger, Lederlin, Bergmann, Heitz, Schimper, Abbé Straub, Director Spach, und als Ehrenmitglied der Maire von Straßburg, Herr Klein, angehören. Der Redner schloß die Feier mit den Worten: „Und so erkläre ich im Namen des Vertreters Sr. Maj. des Kaisers die Bibliothek in Straßburg für neu gegründet. Möge sie bestehen und wachsen, geführt und gepflegt von der Wissenschaft zu ihrem eigenen Nutzen und Ruhm, der geistigen Entwickelung dieses Landes und dieser Stadt zum Segen, unter dem Schutze des Hohenzollerschen Kaiserhauses! Das walte Gott!"

Bei der hierauf folgenden geselligen Vereinigung wurden der Versammlung die zahlreichen telegraphischen und schriftlichen Grüße mitgetheilt, die aus fast allen Theilen des deutschen Vaterlandes eingelaufen waren: aus Berlin in der Form der Ankündigung eines reichen Geschenkes der Akademie der Wissenschaften, aus Thorn vom Copernikusverein, aus Mainz, Frankfurt, Bonn und anderen Städten. Daran schloß sich eine lange Reihe von Reden und Trinksprüchen, in welchen die Vertreter des Elsasses und des alten Deutschlands sich unter dem glorreichen Banner der Wissenschaft aufrichtig die Hand reichten. Professor Bruch sprach in warmen Worten allen Gönnern und Förderern der neuen Bibliothek den Dank der Elsässer und der Straßburger aus, und Professor Bergmann brachte ein Hoch aus auf den so verdienten Leiter des Unternehmens, Dr. Barack. Geh. Rath Knies aus Heidelberg trank auf das Wohl der nun hoffentlich bald sich neu erhebenden Straßburger Universität. Der Festungsgouverneur, Graf v. Bismarck-Bohlen, brachte in schönen und zum Herzen dringenden Worten der Stadt Straßburg ein Hoch. Dr. Gustav Mühl erinnerte an die kleine stille Gemeinde, die auch unter französischer Herrschaft sich als deutsch empfunden und ihre wärmsten Sympathieen dem großen Mutterlande bewahrt hat, eine Gemeinde, welcher der Redner seit seinen Jugendjahren angehört hat und die jetzt erfüllt sieht, was ihr einst als Traum erschienen. Professor Wattenbach aus Heidelberg betonte die Verdienste der evangelisch-theologischen Facultät von Straßburg, die sich nicht nur den deutschen Facultäten ebenbürtig erwiesen, sondern durch ihre echt wissenschaftliche und freie Geistesrichtung einen hervorragenden Rang gewonnen habe. Herr Steuerdirector Regenauer brachte ein Hoch auf Se. Exc. den Herrn General-Gouverneur, der sich auch die Förderung der Bibliothek und der Universität mit so vielem Wohlwollen angelegen sein lasse.

In Paris regnet es jetzt förmlich Geschichten des Krieges von 1870—71, geradeso, wie in Deutschland. Vor einigen Tagen ist eine Geschichte des Feldzuges an der Loire, von General Chanzy, erschienen. (Paris, Plon), die auch für seine deutschen Gegner manches Interessante enthält, wenngleich die Schrift das Gepräge der Eitelkeit ihres Verfassers auf jeder Seite trägt. Der General beginnt mit der Darstellung der Schlacht von Coulmiers, wobei er in sehr naiver Weise seine Verwunderung darüber ausspricht, daß diese französische Waffenthat keine größeren Erfolge für die Sache Frankreichs gehabt, was er sich nur durch die „Präoccupation" zu erklären vermag, in welcher sich damals die Regierung in Tours über das Schicksal von Orleans befunden habe. Eine andere Erklärung giebt vielleicht die ebenfalls kürzlich erschienene Kriegsgeschichte des Obersten de Fricornet. Der Graf von Latour-Dupin-Chambly hat die französische Armee in Metz zum Gegenstand und giebt Aufschlüsse über die Ursachen, welche den Fall dieser für unüberwindlich gehaltenen Festung und die in den Annalen der Kriegsgeschichte unerhörte Uebergabe eines großen kriegsgeübten Heeres herbeigeführt haben. Gleichzeitig hat General Palicao einen Bericht über seine vierundzwanzigtägige Leitung des Kriegsministeriums angekündigt, während vom Grafen Benedetti eine neue Schrift erwartet wird, welche über die Geschichte der letzten Zeit seiner Thätigkeit als Botschafter am Hofe von Berlin, sowie über die eigentlichen Ursachen, die den Krieg herbeigeführt, Aufschlüsse ertheilen soll.

Herr P. van Bemmelen fährt fort, den „Franskillons" in Holland, die leider noch „verbasterter" sind, als ihre belgischen Gesinnungsgenossen, die Köpfe zurecht zu stellen. In Nr. 14 von „Onze Eeuw" (Amsterdam 15. Juli) hat er es wieder einmal mit dem berühmten gelehrten Reactionair, Herrn Groen (spr. Gruhn) van Prinsterer, dem Herausgeber der „Nederlandsche Gedachten" zu thun, von welchen er sagt, daß sie eigentlich „Fransche Gedachten" heißen sollten, da jetzt darin nicht sowohl niederländische als französische Ideen vorherrschten. In einer der letzten Nummern seiner Nederlandsche Gedachten (vom 27. Juni) sagt Herr Groen van Prinsterer unter Anderem: „Die Kriegserklärung von 1870, eine Frucht des gouvernement personnel, war eine unsinnige Handlung, weil Frankreich unvorbereitet war; aber der Krieg war im Grunde ebenso rechtmäßig, als unvermeidlich, weil der französischen Regierung jede Bürgschaft gegen die menace permanente Preußens verweigert worden war, weil Frankreich nach dem Jahre 1866 weder eine eigene Gränzverstärkung, noch die Neutralisation eines Zwischenstaates, der beide Länder trennt, zu erlangen vermochte. Dies wird man anerkennen müssen, so lange es ein Völkerrecht giebt, so lange einer Macht le remaniement de la carte de l'Europe unter dem Schilde des Nationalitäts-Princips gestattet ist, so lange dem triumphirenden Unrecht kein Freibrief verliehen wurde. Eine unparteiische Nachwelt wird die Verantwortlichkeit dieses Krieges nicht auf Frankreich, sondern auf Preußen schieben."

Mit Recht erwiedert Herr van Bemmelen, daß in dieser Behauptung nicht bloß die Form, sondern auch die Gedanken französisch sind. Was Herr Groen, dessen politischer Standpunkt ganz der des Herrn von Gerlach, des ehemaligen Rundschauers der Kreuzzeitung ist, dem Fürsten Bismarck schon im Jahre 1866 nicht vergeben konnte, das war die Machtvergrößerung Preußens ohne die Zustimmung des übrigen Europa und die Depossedirung von drei legitimen deutschen Fürsten. Folgerichtig fand er es demnach auch ganz gerechtfertigt, daß Frankreich damals eine Compensation und einen „neutralen Zwischenstaat," aus badischem, bayerischem und hessischem Gebiete bestehend, verlangte. „Die menace permanente Preußens," sagt Herr van Bemmelen, „ist eine französische Lüge, eine Unwahrheit gegen besseres Wissen. Die Bildung eines mächtigen Deutschlands im Jahre 1866 war keine Bedrohung der Sicherheit Frankreichs, sondern lediglich seines europäischen Uebergewichts. Umgekehrt vielmehr war und blieb ein mächtiges Frankreich, das die Rheingränze begehrte, eine menace permanente für ein schwaches Deutschland."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 26. August 1871. [Nº 34.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ludwig Spach über Goethe in Straßburg.

Der hochgeschätzte alsatische Geschichtsforscher, Herr Archivdirector Dr. Spach in Straßburg, hat unserem „Magazin", das seit Jahren seinen verdienstvollen Namen stets mit Achtung genannt, die Autorisation ertheilt, den von ihm am 9. August bei der Feier zur Weihe der Wiederherstellung der Straßburger Bibliothek gehaltenen Vortrag über die Bedeutung, welche Goethe's Studien in Straßburg für die geistigen Beziehungen des Elsaß zum deutschen Mutterlande hatten, nach dem Vorgange der „Straßburger Zeitung" abzudrucken. Goethe in Straßburg ist zwar ein schon vielfach besprochenes Thema, aber noch niemals ist es in der sinnvollen Weise geschehen, wie der ehrwürdige alsatische Gelehrte es gethan:

„Es ist vortheilhaft
Den Genius bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

„Sie gestatten mir, meine Herren, daß ich die Betrachtungen, die sich an den Aufenthalt Goethe's in Straßburg und die Jubelfeier seiner Doctor-Promotion knüpfen, mit den eignen prophetischen Worten des großen Dichters einleite; Sie gestatten, daß ich meine Unzulänglichkeit, meine Schwäche in die Falten seines unsterblichen Zaubermantels berge. Nur ein tiefes Pflichtgefühl, nur der Wunsch, einem höheren Aufruf zu folgen, kann den Greisenhaften, schon zur Hälfte Abgeschiedenen bewegen, in dieser ernsten Weihestunde das Wort zu nehmen, mit der inständigen Bitte um Nachsicht, wenn er es wagt, das goldene Zeitalter deutscher moderner Dichtung in seinen Anfängen auf hiesigem Grund und Boden skizzenhaft vorzuführen. Es ist dies schon zu wiederholten Malen von berufenen, talentvollen Schriftstellern geschehen; Goethe selbst hinterließ in seiner Autobiographie ein ewig frisches, farben- und ideenreiches Gemälde dieses bedeutsamsten Abschnittes seiner Laufbahn. Ich kann somit bloß unsere Gefühle des Dankes aussprechen für dieses herrliche Vermächtniß, hinweisen auf einige Lichtpunkte, und im großen Dichterkönige den Friedensfürsten begrüßen, der versöhnend auf die Jetztwelt einzuwirken bestimmt ist.

Wir, die Schüler Goethe's — ich darf das wohl ohne Rückhalt sagen — wir sind die Glieder einer unsichtbaren Kirche, eine nicht zu berechnende Jüngerschaar, die ehrfurchtsvoll zu dem Altmeister aufblickt, denn Er vor Allen führte uns, Hand in Hand mit seinem unsterblichen Dichterbruder, er führte uns „in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, und des Jammers trüber Sturm nicht mehr rauscht." Poesie, Kunst und Wissenschaft bilden, Gott sei es gedankt, immer noch das neutrale Gebiet, wo sich die im Leben entgegenstehenden Tendenzen friedlich begegnen.

Wenn sich die ganze gebildete Welt an Goethe's Meisterwerken erbaut, wenn sie ihn als ebenbürtig neben die größten Genien des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit hinstellt, so ist Straßburg ganz absonderlich zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtet. Ertheilte er doch meiner Vaterstadt und dem Elsaß ein Adelsdiplom, nicht ausgefertigt auf vergängliches Pergament oder chinesisches Seidenpapier; nein, mit tiefem Schriftzug eingegraben in die Felsen Hohenburgs, in die verstecktesten Thalgründe der Vogesen, gezeichnet auf die Muscheln des Bastberges, dessen geologische Bedeutsamkeit er vorahnend errieth; niedergelegt in eine einsame Pfarre nahe an den weidebegränzten Werdern des Rheinstroms, aber vor Allem mit Keilschrift gemeißelt in die Münsterpyramide, von dessen Spitze er zum ersten Mal hinaussah in das paradiesische Land, bei dessen bloßer Erinnerung auf seine achtzigjährige Stirn ein jugendlicher, rosenrother Schimmer sich ergoß. Einen Adelsbrief hat er ausgeschrieben für jeden ausgezeichneten Geist, für jede damalige intellektuelle Größe der hohen Schule und des Elsasses: für dich, Schöpflin, den Mann eisernen Fleißes, mit der Suada Ciceronianischer Beredtsamkeit um den heiter lächelnden Mund; für den dreifach begabten, der in Deutschlands, Galliens und des alten Latiums Sprache gleichermaßen zu Hause, ein bindendes Mittelglied wurde zwischen Ost und West und Süd; für dich, Jeremias Oberlin, den sinnigen Antiquar, den ersten, ernsten Forscher auf dem unbeackerten Boden des altgermanischen und altfranzösischen Idioms; für Koch, den Begründer einer faßlichen, chronologischen Methode, und den gefeierten Lehrer des Staatsrechts; für die auf medicinischem und chemischem Gebiete noch jetzt bekannten Namen von Spielmann, Ehrmann und Lobstein; für dich, Franz Lerse, den Freund und treuen Gehülfen des früh erblindenden Sängers des Prinzen Eugen, des Storches zu Delft und des opfermuthigen Pelikans; für den ehrenhaften Actuar Saltzmann, den Mentor der Goethe'schen Tischgesellschaft, den väterlichen Rathgeber und Freund des nach Erfahrung gierigen Jünglings; für euch alle, des Dichters Freunde und Studiengenossen, die, gleich ihm, an der Brust der Alma mater gelegen; für den mystischen Geisterseher und den praktischen Oculisten Jung-Stilling; für den unseligen Reinhold Lenz, der, wenn er zugelassen wird in die Vorhalle des Tempels der Unsterblichkeit, es einzig und allein der neidlosen Freundschaft seines großen Gönners und Beschützers schuldet; für Dietrich, den Gründer der Hochöfen im Jägerthal, den Vater

des juridisch gemordeten Maire von Straßburg . . . Was nur Goethe's Zaubergerte hier und in weiterer Umgebung vorübergehend streifte, ist unter dieser leichten Berührung zu höherem Leben erstanden; die von ihm im eigentlichen Sinne geformten Gestalten umschweben ihn, im Geisterreiche jenseits, auf reellem Boden diesseits, sie danken ihm, daß er sie aus dem Schattenlande der Vergessenheit errettet. — Dasselbe Unsterblichkeits-Diplom hat ja Goethe auch seinem fürstlichen Freunde, dem Herzog Karl August und dessen hohem Hause verliehen, und Weimar hat sich dem Genius des liebreichen Schützlings dankbar erwiesen und seine sterbliche Hülle in der Fürstengruft beigesetzt. Wir können nicht Gleiches mit Gleichem vergelten: aber in treuem Herzen können und sollen wir die Erinnerung hegen an die schöne Zeit, als Goethe unter unseren Großeltern wandelte, unbekannt, aber auf seiner Stirne schon für seine Menschenkenner das Wahrzeichen des hohen Geistes in Feuerzügen trug.

Die Gründung einer neuen Universitätsbibliothek für Straßburg, einer Fundgrube für Wissenschaft, einer Freistätte für den Forscher und den Denker, eines Heiligthums für die Lehrenden und die Lernenden, knüpft füglich an die erhebenden Erinnerungen, die hier, mit Goethe's Namen eng verschwistert, uns auf jedem Schritt und Tritt entgegentreten. Indem wir die Inauguration der neuen Schöpfung mit seinem Andenken verbinden und an der Wohnung, die er auf dem Fischmarkt inne hatte, eine Gedenktafel stiften, errichten wir ihm ein Monument, dessen er in der Fülle seiner Glorie, im hohen Chor der Ruhmesbasilika, wohl entbehren kann, das aber als Abschlagszahlung unserer Schuldverschreibung gelten mag.

Sie, meine Herren, Sie wissen es so gut, ja besser als der unberufene Redner, daß der Frankfurter Patriziersohn hier an einem Wendepunkte seines Entwickelungsganges stand; daß er von hier aus in ganz neue Bahnen einlenkte und sich, nicht willenlos, nein, mit vollem Bewußtsein in einen reichlich fluthenden, goldkörnerrollenden Strom stürzte und mit diesen Wellen zu neuen Fruchtgeländen hintrieb. — Hatte er in Frankfurt und Leipzig im Anschluß an die herrschenden Schulen seine ersten Versuche gedichtet und in die Formen der überlieferten Poetik gezwängt, so warf er hier diese beengenden Fesseln ab. Hier, in Straßburgs Mauern, eröffnete ihm Shakespeare einen ungeahnten weiten Horizont, entdeckte ihm das geheime Räderwerk des Schicksals in der Geschichte, legte vor seinen Augen die feinsten Fasern des menschlichen Sinnens und Trachtens bloß, ließ ihn an der räthselhaften Figur des Hamlet die Entzifferungskunst der Seelenzustände üben, und sich an den sprühenden Funken des Witzes und des Humors ergötzen. Lessing's dramaturgische Blätter übten von jetzt an einen unbestrittenen Einfluß auf ihn; die elsässischen, volksthümlichen Lieder führten ihn, auf Herder's Antrieb und Fingerzeig, in die unerforschten Schachten eines Urgebirgs, in die Volkspoesie, wo reiche Erzadern geborgen lagen, und ihm geheimnißvolle Quellen entgegenrauschten. Hier in Straßburg zuerst durchblätterte er die Chroniken des Mittelalters, die ihn bald zu Götz von Berlichingen hinüberführten. Hier befreundete er sich mit der Märchen- und Legendenwelt und fand so geeigneten Stoff zu seinen späteren Schöpfungen. So kam es, daß die Grundidee zum Faust hier vorerst in seinem Geiste auftauchte und sich wie eine organische Pflanzenzelle allmählich entwickelnd, durch sein ganzes, langes, reiches Leben hinzog. Fragmentarisch nur erschloß sich das titanenhafte Poem vor den Augen seiner Zeitgenossen, oft durch lange Zwischenräume das eine Bruchstück von dem andern geschieden. Wie ein ungelöstes Räthsel, aufgegeben von einer mittelalterlichen Sphynx, lag es vor, und als Goethe, schon an der Schwelle des höhern Alters stehend, den ersten Theil in die Hände des Publikums gab, war es ihm selber, als lüfte er den Vorhang von einer Schaubühne, die ihm seit langer Zeit entfremdet worden. Er mußte wehmüthig und in tiefes Sinnen verloren, die Bilder heraufbeschwören, die er aus der elsässischen Jugendzeit mitgenommen.

> Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
> Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt!
> Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
> Fühlt sich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
> Ihr schwebt herbei! nun gut, so mögt ihr walten,
> Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.
> Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
> Vom Zauberhauch, der euern Zug umwittert.
>
> Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
> Und manche liebe Schatten steigen auf.
> Gleich einer alten halbverklung'nen Sage
> Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.
> Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
> Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
> Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
> Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.
>
> Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
> Die Seelen, denen ich die ersten sang;
> Zerstoben ist das friedliche Gedränge,
> Verklungen, ach! der holde Wiederklang.
> Mein Lied ertönt der unbekannten Menge;
> Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
> Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
> Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Jetzt erst ist es uns gegeben, die unendliche Sehnsucht und Wehmuth zu verstehen, die in diesen herrlichen Strophen geborgen liegt; jetzt erst können wir die Tiefe dieser Empfindung ergründen. Und soll ich, darf ich sie bei Namen nennen, die lieben Schatten, näher bezeichnen die Bilder der frohen Tage, der ersten Neigung, die vor dem sinnenden Dichter aus dem Nebeldunst der Vergangenheit aufsteigen? Wäre es nicht eine halbe Entheiligung?

Auch sollte ich, nachdem der Dichter, wenn auch nur fragmentarisch, selber gesprochen, mich an seine Worte halten, keiner anderen Betrachtung mehr Raum lassen, denn solche verhält sich nur wie ein tellurisches Beigemisch zu seltener Himmelskost. Allein es drängen sich doch allzunahe liegende Gedanken vor, die wir in dieser Skizze des zuerst sich offenbarenden poetischen Schöpfungsdranges Goethe's nicht abweisen dürfen, ohne dem Programm untreu zu werden, das uns auf die neue Gründung einer „universellen" Bibliothek hinweist.

Vergessen dürfen wir nicht, daß Goethe, wie sein unersättlicher, unbefriedigter Faust mit Philosophie, Juristerei und Medicin, beiläufig auch mit Theosophie und Theologie sich abgab, mithin an die Pforten aller vier Fakultäten anklopfte, daß er überdies hier auf ein anderes, ihm zuvor fremdes Gebiet hinüberschweifte; daß er ein halbes Jahrhundert vor Sulpitz Boisserée und der französischen Architektenschule zum Studium der gothischen Baukunst hinneigte, daß er die Manen Erwins von Steinbach heraufbeschwor und den ersten Plan des genialen Baumeisters divinatorisch andeutete, noch ehe er die im Frauenhaus aufbewahrten Risse mit eigenen Augen gesehen. Es lag in diesem seltsam begabten Geiste eine prophetische Initiative, die ihn all seinen Zeitgenossen auf mehreren Feldern der Wissenschaft voranzueilen drängte. Die Keime dieser Naturanlage, die sich später

zu Blüthen und Frucht herrlich entfalteten, lassen sich jetzt mit leichter Mühe in seinen elsässischen Vorstudien aufspüren. Am Fuße des hehren Erwinbaues, der auch auf uns Epigonen ahnungsvoll, gedankenschwer niederblickt, erschloß sich ihm eine unendliche, wundervolle Welt. — In seinem eigenen Herzen entdeckte er auch hier den unerschöpflichen Quell wahrer, warmer lyrischer Begeisterung. Die Goldsmith'sche idyllenhafte Erzählung verkörperte sich für ihn, und im Wiederglanze seiner Gefühle sah er in der einfachen, anmuthigen Landschaft nördlich von Straßburg einen verklärten Aether und farbige Irisbogen, wie seitdem kein sterbliches Auge mehr diese atmosphärischen Gebilde erblickte. Und später, aus dem Aschenhaufen seiner verkohlten Leidenschaft, hob er, wie Mahadöh der Gott der Erde, seine Geliebte „mit feurigen Armen zum Himmel empor".

Vor dieser ernsten Versammlung darf ich mir nicht in das öfter vorgeführte Drama der ersten tiefen Neigung des Dichters einen weiteren Einblick erlauben; kaum wage ich es anzudeuten, daß auch dieses Erlebniß in den Entwickelungsgang des jungen Rechtsbeflissenen eingriff und ihn zwar nicht verhinderte, seine lateinischen Theses am 6. August 1771 blendend — er sagt leichtfertig — zu vertheidigen, aber doch manchmal die sogenannten Brodstudien stören mochte. Nur dürfte zu erinnern sein, daß Goethe eine Schnellkraft und eine Arbeitsfähigkeit besaß, wie wenige; wie er denn auch in hohem Alter, mitten unter Kriegsstürmen, Familienverlusten, persönlicher Bekümmerniß und Dienstpflicht seinen früheren encyclopädischen Studien immer treu blieb. Sich und seinem Freunde Schiller konnte er getrost das ausdrucksvolle Zeugniß ausstellen: Wie Galeerensclaven arbeiten wir. Für die Dichter-Dioskuren war der Lorbeer keine Zierpflanze: jeden Tag erkämpften sie sich ein frisches Blatt an dem immergrünen Kranze, der Beider Schläfe schmückte, und im Vollbewußtsein redlichen Strebens konnten sie, wie Faust, ausrufen:

> Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Zu Straßburg im Universitätskreise durfte sich Goethe übrigens nur umsehen, und überall stieß er auf unermüdliche Thätigkeit. In demselben Jahre, als er sich immatrikuliren ließ, begann der berühmte Hellenist Johannes Schweighäuser seine segensreiche Lehrerlaufbahn, und theilte jüngeren Freunden, wie z. B. Brunck, dem Herausgeber des Sophokles, seine Liebe zu Griechenland mit. Diesen klassischen Studien war Goethe keineswegs verschlossen, aber damals nicht eifrig zugewandt; er setzte sich sogar deshalb den spöttelnden Bemerkungen Herder's aus. Auch gegen die französische Literatur, die er früher geliebt, verhielt er sich an Frankreichs Gränze eher abwehrend. Der kritische, verneinende Geist des alternden und altklugen Voltaire stieß ihn ab, so sehr er dem universellen Genie des Patriarchen von Ferney Bewunderung zollte. Und nun gar die materialistische Schule der Encyclopädie, welche im „Système de la nature" des Barons von Hollbach gipfelte, war ihm in tiefster Seele zuwider. Das sogenannte Natursystem fand er aschgrau. Goethe, der seitdem als irreligiös verschrieene Pantheist, beugte sich von jeher vor dem unerforschlichen Urprincip und verwies die Theorie der ewigen Materie in das Reich einer ungerechtfertigten, unfruchtbaren Speculation.

Doch ich gerathe in Gefahr, mich ebenfalls auf einem abgelegenen Pfade zu verirren, und kehre zu der Bemerkung zurück, daß Goethe zu Straßburg in sprachlichem und literarischem Bezug ebenfalls an einem Scheidewege stand. Hätte er, statt dem Genius Shakespeare's und den Lehren Lessings zu huldigen, vor Voltaire die Kniee gebeugt, so gestaltete sich die Zukunft der deutschen Poesie ganz anders. Großes hätte Goethe jedenfalls geleistet; aber zum ächt germanischen Dichter, und später zum Verkünder einer alles versöhnenden Weltliteratur wäre er nicht geworden; die ganze Rangordnung auf dem deutschen Parnaß hätte sich anders gefügt; eine für die Jetztlebenden ganz unberechenbare Modification in allen geistigen Verhältnissen wäre eingetreten; die Constellationen an dem Dichterhimmel, und ich wage es hinzuzufügen, am politischen Horizont, wären in ganz anderer Stellung erschienen. Hat doch Napoleon nach der historisch gestempelten Unterredung mit Goethe zu Erfurt in drei Worte alles zusammengedrängt, was sich seinem Scharfblick bei dieser einzigen Erscheinung bot: „Das ist ein Mann! Voilà un homme!" Und Napoleon kannte von Goethe nicht viel mehr, als den Werther in unvollkommener Uebersetzung! Und Goethe drückte sich in einer angelernten Sprache aus!

Der magnetische Einfluß, den Goethe's Persönlichkeit und seine Werke ausgeübt und in langer Folgezeit noch ausüben werden, ist unberechenbar. Die dem Elsaß gewidmeten Abschnitte in „Dichtung und Wahrheit" haben in Deutschland die alte Liebe für das ehemalige deutsche Reichsland zu neuer Flamme angefacht. Die magischen Tinten, die Goethe über die Gefilde des mittleren Rheinthales ausgoß, erweckten und unterhielten in den Herzen der überrheinischen Bewohner eine Sehnsucht, derjenigen gleich, die Mignon nach Italien in das Land der Pomeranzenhaine zog. Seit einem halben Jahrhundert haben unzählige Reisende, Goethe's Spuren folgend, auf der Münstergallerie gestanden und auf einer Steinplatte seinen Namen entziffert; unzählige Pilger sind nach dem entlegneren Sesenheim gewandelt und haben dort nach den letzten Reliquien der Frühlingsneigung des Dichters geforscht. Goethe ist von der irdischen Bühne abgetreten, kaum ahnend, welche leidenschaftliche Begeisterung er entzündet und wie sehr dieser nun einmal angeregte electrische Funken in ganz andere Regionen hinüberzuckte. Auch hier kann ich blos andeutend verfahren. Ich wünsche in Goethe einen Vermittler zu finden, keinen, wenn auch unwillkürlichen Propagandisten. Ich wünsche, daß bei der Verehrung dieses Glanzgestirnes politische Gegner sich die Hand reichen; ich wünsche, daß die an seinen Namen sich lehnende Gründung wachse, gedeihe und segensreiche Früchte bringe; daß unter dem Balsam der alles heilenden Zeit geschlagene Wunden vernarben. O, wenn dieser fromme Wunsch in Erfüllung geht, wenn der über das Grab hinaus waltende und wirkende Genius auch dieses schöne Friedenswerk vollbringt, dann dürfen wir alle dankbar einstimmen in den Spruch des zweitgrößten Dichters Deutschlands, dann dürfen wir neubestätigt finden das herrliche Wort:

> Es soll der Sänger mit dem König gehen;
> Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

G. Droysen: Gustav Adolf.

II.

Der deutsche Krieg.

Gustav Adolf's ursprüngliches Ziel ist erreicht, seine Mittel sind erschöpft, sein Land bedarf seiner und ersehnt ihn zurück. Was fesselt ihn noch an dem deutschen Boden, was treibt ihn zu immer größeren, weitaussehenderen Plänen und Unternehmungen? — Kaum war er gelandet, als ein großer Theil des protestantischen Deutschland sein Auge auf ihn, als den natürlichen Retter und

Beistand geworfen hatte. Gemeinsame Interessen der Religion und der Politik verbanden sie gegen den gemeinsamen Gegner, Kaiser Ferdinand. Nichts hatte der König unterlassen, diese für ihn so bedeutungsvollen Sympathieen nach jeder Richtung hin zu stärken; durch seinen Bund mit Kursachsen und Kurbrandenburg, den Häuptern der Protestanten Deutschlands, war er von selbst an die Spitze der gesammten protestantischen Bewegung getreten. Hatte er jene beiden Kurfürsten aus träger Neutralität in offene Feindseligkeit gegen den Kaiser, das rechtmäßige Reichsoberhaupt, hineingerissen, so war er nunmehr moralisch verpflichtet, den begonnenen Glaubenskampf auch zu Ende zu führen. Und dazu trieb ihn sein eigenes, lebhaftes, religiöses Gefühl ganz von selbst, umsomehr als sich ihm durch den freiwilligen Anschluß der Fürsten von Hessen, von Weimar, den Ruf der freien Reichsstädte hier eine unendlich große und ruhmvolle Laufbahn zu eröffnen schien. Zu derartigen Unternehmungen gehörten aber vor Allem Truppen und Geld, mehr Truppen und Geld, als sein eigenes Land aufzubringen vermochte. So sah er sich denn in diesem Augenblick genöthigt, ganz mit dem alten, bisher möglichst aufrecht erhaltenen Systeme zu brechen, er mußte sich bequemen, gleich den Kaiserlichen, das Hauptcontingent durch die Werbe-Trommel zusammenzubringen, wozu er schon früher durch die ganz übermäßigen Desertionen der Kaiserlichen nach seinen ersten Siegen von selbst eingeladen worden war. Diesen deutschen Söldnern — und nicht nur den Söldnern, sondern auch den Führern, zum Exempel die Arnim, die Sparre und wie sie alle heißen — galt es gleich, unter wem sie dienten, wenn sie nur ein reguläres, reichliches Traktament erhielten und mit Vorliebe drängten sie sich unter die Fahne des siegegekrönten Gustavus Magnus. — Auf diese Zeit läßt sich daher jenes Wort des Königs anwenden, daß der deutsche Krieg mit deutschem Blut und deutschem Geld ausgekämpft werden müsse; nur hierdurch wird es erklärlich, wie der „Kriegsstaat" des Jahres 1630 9½ Millionen, dreiviertel des ganzen Einkommens der Krone Schweden, der des folgenden 1631 nur die Hälfte, 5½ Millionen, und der von 1632 gar nur 2½ Mill. Rthlr. beanspruchte. Dies Verhältniß gestaltete sich bekanntlich in späteren Zeiten noch günstiger für die schwedischen Kassen.

In diese Zeit, die zweite Hälfte des Jahres 1631, fallen auch Gustav Adolf's geheime Anknüpfungen mit Wallenstein, deren Schleier sich erst in dem letzten Jahrzehnd zu lüften begonnen hat. Jene Intrigue war bekanntlich durch General Arnim, dieses Muster eines intriguanten Parteigängers, eingeleitet und vermittelt, und erhob sich durch die Großartigkeit ihrer Conceptionen über das gewöhnliche Niveau geheimer, politischer Verbindungen. Während Richelieu die Niederkämpfung der kaiserlich-spanischen Macht in Italien und den angränzenden Gebieten auf sein Theil übernommen hatte, verbanden sich Gustav Adolf und Wallenstein, dem Kaiser in Deutschland selbst zu Leibe zu gehen, und während der Schwede die kaiserlichen Heere in Deutschland mit seiner conjungirten Macht eins nach dem andern aufreiben sollte, wollte Wallenstein, durch ein starkes Corps Gustav Adolf's gestützt, seinen undankbaren Monarchen in seiner Hauptstadt selbst angreifen und in raschem Zuge ihn durch die Erblande, Steiermark, Kärnthen, Krain treibend, bis nach Wälschland hin verfolgen. Schon war der ganze Plan zur Ausführung reif, als er im letzten Augenblick, einer Seifenblase gleich, zerplatzte. Gustav Adolf bebte vor dem letzten Schritt, dem unergründlichen, abgedankten Generalissimus gegenüber, zurück, und an diesen selbst hatte sich, gleich wie bei der Untergrabung von Festungswerken die Contre-Mine der Mine entgegenarbeitet, das Reichsoberhaupt selbst durch Vermittlung seiner Räthe gewandt, um ihn durch glänzende Erbietungen für die Sache wiederzugewinnen, zu deren Aufgabe er vor Jahresfrist durch denselben Ferdinand genöthigt worden war.

Dank seiner trefflichen Leitung, der strengen Manneszucht, die er aufrecht erhält, dem schönen Vorbilde, das er selber seinen Kriegern giebt, unternimmt Gustav Adolf im Herbst 1631, durch seinen Bundesgenossen eher gehemmt als gefördert, jenen berühmten Zug durch die „Pfaffengasse", der ihn fast ohne Schwertstreich in wenigen Wochen von der Saale bis zum Rhein führt. Nicht so sehr seine Tapferkeit ist es, die ihm diese Triumphe bereitet, als vielmehr die elende Verfassung seiner Gegner, und dies ist ein Punkt, der vielleicht von unserm Verf. noch ein wenig schärfer hätte hervorgehoben werden können. Noch hatte Gustav Adolf kaum einen ihm ebenbürtigen Gegner gefunden und so war ihm bisher jede Niederlage erspart geblieben. Jetzt, nach seinem Bruch mit Wallenstein und dessen Wiederaussöhnung mit dem Kaiser, naht die Zeit, wo er einem derartigen Gegner entgegenzutreten haben wird; dann wird sich auch uns die Gelegenheit darbieten, das Feldherrn-Talent des Königs an einem richtigen Werthmesser zu schätzen. Schon in dem Winter 31/32, wo kein größeres, feindliches Heer sich ihm entgegenstellt, kommt er der Klippe nahe, an der manch großer Feldherr vor ihm gescheitert war, der richtigen Benutzung der errungenen militärischen Vortheile. Wohl erkennt er, daß es sich zunächst darum handle, das Baierland mit seinen Schaaren zu überziehen, und durch dessen Bedrückung die ganze Liga, deren Haupt Maximilian von Baiern ist, zu trennen und unschädlich zu machen; wohl fühlt er auch, daß der nächste, gleich nothwendige Schritt, der entschlossene und schnelle Angriff der kaiserlichen Erblande, Oberösterreichs, ist, ein Plan, zu dem Johann Georg von Sachsen vom Norden her durch Böhmen hindurch, concurriren soll, um ihm vor Wien die Hand zu reichen; doch so wenig gewachsen sich dieser seiner Aufgabe zeigt, so wenig willig er an dieselbe herantritt, ebenso wenig entschlossen zeigt sich Gustav Adolf in der Ausführung der Aufgabe, die er auf sein Theil genommen. Zu zwei verschiedenen Malen macht er sich daran, und beidemal giebt er sie wieder auf zu Gunsten anderer, wenig entscheidender Unternehmungen. Endlich naht der Moment der Entscheidung. Wallenstein, von Maximilian flehentlich herbeigerufen, überschreitet die böhmisch-baierische Gränze und marschirt mit den vereinten Heeren gerade auf Nürnberg los, dessen unwandelbare Treue Gustav Adolf durch Aufschlagen seines Lagers dicht bei der Stadt belohnen zu müssen glaubt. Es folgt jene Umlagerung des Königs durch das Wallenstein'sche, 2½ Stunden weit sich erstreckende Lager, indem beide Gegner sich bis zum September 1632 gegenüberliegen, und Wallenstein im Begriff, den Gegner auszuhungern, sich durch keinen Versuch aus seiner eisernen Ruhe aufstören läßt. Es folgt die erste moralische Niederlage Gustav Adolf's, sein Abzug von Nürnberg, das er zu schützen unternommen, am 7. September, während der Gegner erst drei Tage später sein Lager abbricht. Nun eilen die Dinge mit raschen Schritten der letzten Entscheidung entgegen. Von allen Seiten zieht sich das Ungewitter über dem Haupte Johann Georg's, des wankelmüthigen und unnützen, dennoch aber bedeutendsten Bundesgenossen des Königs, zusammen. Als er auch Wallenstein sich dem kursächsischen Gebiet zuwenden sieht, eilt Gustav Adolf seinerseits dorthin, um Niederdeutschland näher zu sein und zugleich dem Kurfürsten eine, wenn auch wenig verdiente Hülfe zu gewähren. Zu gleicher Zeit sehnte er sich selbst nach einer schnellen Entscheidung auf dem Schlachtfelde Wallenstein gegenüber, um die Scharte auf seinem hellen Namen wieder

auszuwetzen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Kurfürst seiner vergangenen Leistungen würdig. Trotz der dringenden Mahnungen Gustav Adolf's um Succurs, sendet er denselben unter elenden Vorwänden nicht. So erfolgt denn am 6. Novbr. der Zusammenstoß zwischen Wallenstein und dem schwedischen Heer zu Lützen unweit Leipzig. Die Schlachtordnung der Kaiserlichen auch diesmal, wie bei Breitenfeld, nach der alten spanischen Manier in dichtgeschlossenen Carrés, doch diesmal hinter trefflichen, durch die Terrainverhältnisse noch verbesserten Befestigungen; das schwedische Heer in der von Gustav Adolf eingeführten leichteren Ordnung, Cavallerie mit Musketieren untermischt, doch auch hier die Reiter auf den Flügeln, das Fußvolk im Centrum. In der Hitze des Gefechts sinkt Gustav Adolf von einer Kugel tödtlich getroffen vom Pferde (alle Fabeleien von Meuchelmord läßt Verf. ganz unberücksichtigt), doch sein Tod stachelt die alten Regimenter mehr als die beredtesten Mahnungen; unwiderstehlich stürzen sie sich auf die festgeschlossenen Regimenter der Kaiserlichen, und noch einmal siegt die durch edle Leidenschaft gestählte schwedische Kraft über die Wallenstein'schen Söldner.

Gustav Adolf und Wallenstein, zwei von den drei Heroen, die dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts das Gepräge ihrer Individualität und ihres Wirkens aufprägten! Der Entscheidungskampf, in welchem der Schwedenkönig den Sieg mit dem eigenen Herzblut erkauft, und der sich eben durch seinen Tod für die Folge dennoch als die größtdenkbare Niederlage der schwedischen Sache herausstellt, er fordert uns gleichsam von selbst zur Gegenüberstellung der beiden Feldherren auf, zu gegenseitigem Vergleich ihrer Leistungen und natürlichen Anlagen. Leider existiren von dem zweiten, von Wallenstein, nicht Memoiren, wie von dem dritten Genossen des Triumvirats, Richelieu, noch eine sorgfältige, regestenartige Urkundensammlung, wie sie das schwedische Arkir für Gustav Adolf gewährt; dennoch genügt die gesammelte Correspondenz Wallenstein's, um auch auf seine Intentionen und Pläne ziemlich deutliche Schlaglichter zu werfen, wenn sie auch nicht genügen, den Unergründlichen bis zur verborgensten Herzensfalte der Welt darzustellen. Lassen wir indeß die gesammte, welthistorische Bedeutung beider, des kaiserlichen Generalissimus wie des schwedischen Königs, aus dem Spiel, beschränken wir uns auf ihre Bedeutung als Feldherren. Und da müssen wir unumwunden erklären, daß uns Wallenstein unbedingt als der bedeutendere erscheint. Der schwedische König ist siegreich bis zu seinem Tode Dank dem Kern seiner Heere, jenen urkräftigen Schweden, Finnen, Livländern, die bereit sind, mit Gut und Blut für den Namen ihres Königs, den Ruhm des Heimatlandes einzustehen; er ist Wallenstein ebenbürtig durch die Genialität seiner taktischen Reformen, in denen er als der Vorbote der modernen Taktik, der gleichmäßigen Verwendung und Verwerthung aller Waffengattungen sich uns darstellt, während wir in Wallenstein's Verfahren, die höchste Ausbildung der alten „spanischen“ Manier, der Wirkung und Ueberwältigung durch den unaufhaltsamen Choc der schweren Reiterei, die Bildung der „eisernen“ Infanterie-Carrés bewundern; entschieden überlegen ist aber Wallenstein dem Könige in dem, was den Feldherrn eigentlich ausmacht, in der Strategie. Hier bei Gustav Adolf ein unsicheres Umhertappen, ein häufiges Fassen und Wiederfallenlassen von Plänen, ein Zersplittern seiner ohnehin unzureichenden Streitkräfte, mögen wir ihn Tilly gegenüber im Oder- und Elbgebiet, mögen wir ihn dem größeren Wallenstein gegenüber an Main und Saale sehen; dort bei Wallenstein das selbstbewußte kühnbesonnene Auftreten des Genius, der nie von dem einmal gefaßten Plane zurückweicht und nie einen Plan faßt, welcher nicht ganz von dem gewünschten Erfolge gekrönt worden wäre. Ein Glück daher für den militärischen Ruf Gustav Adolf's, jenen Ruf der Unbesiegbarkeit, den man damals freilich dem Ersten Besten, so auch einem Tilly, beilegte, daß Wallenstein ihm erst wenige Monate vor dem Todestage sich als Gegner gegenüberstellte, ein Glück für die Nachfolger des schwedischen Königs, daß der geniale Feldherr nach achtzehn Monaten unter dem Dolch des Mörders dahinsank; sie hätten sonst schwerlich mehr Gelegenheit gehabt, schwedische Rosse aus den Wogen der Donau zu tränken!

. . .

Wie obige Darstellung ergeben haben wird, erreicht der Droysen'sche Gustav Adolf in der That seinen Zweck, ein wahres, historisch-wahres Lebensbild des großen Königs uns zu geben, und keine Mühe hat der Verfasser gescheut, Alles was sich an urkundlichem Material wie an Correspondenzen und aus der Fluth von Flugschriften der Zeit zusammenbringen ließ, für seine Darstellung zu verwerthen. Sollte dieses überreiche Material nicht aber vielleicht etwas störend auf die künstlerische Abrundung des ganzen Werks eingewirkt haben? Wir sagen damit nicht, daß die Vorführung des Materials gerade bei diesem Gegenstande nicht voll berechtigt und von hohem Interesse für den Leser ist — wir erinnern nur an die wirthschaftlichen, militärisch-taktischen Berichte — indeß möchte es vielleicht gerathener erscheinen, diese Ueberfülle an Detail aus der Darstellung selbst, wo sie bisweilen ermüdend wirkt, in die Noten am Fuß der Seiten zu verweisen, wo dem Leser, dem es um wirkliche, wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, dann die Gelegenheit, seinen Wissensdurst zu befriedigen, immer noch zur Genüge geboten wäre, die Darstellung des Ganzen aber an Fluß und Leichtigkeit noch gewinnen dürfte. Es würde dann nicht vorkommen, daß erst in der zweiten Hälfte des starken Oktavbandes die eigentliche große, politische Wirksamkeit des Königs den protestantischen Kurfürsten gegenüber, der Fall Magdeburgs und die sich daran reihenden, entscheidenden Kämpfe uns vorgeführt würden.

Ein anderer Punkt, von dem wir schon hervorgehoben haben, daß wir betreffs seiner nicht völlig mit dem Verf. übereinstimmen, ist seine Auslegung der Motive, die Gustav Adolf in den deutschen Krieg hineintrieben, sein stetes Betonen, daß bis zum Juli oder Sept. 1631 die Religion von gar keinem Belang dabei war. So viele Belege Verf. hierfür aus den Worten des Königs selbst auch anführt — andere Worte, beispielsweise die an die Notabeln beim Abschiede gerichteten, würden sich für die gegentheilige Behauptung interpretiren lassen, ganz abgesehen von den persönlichen, stark ausgesprochenen und niemals verhehlten Sympathieen des Königs für die protestantischen Interessen. Auch das Verhältniß zu Frankreich wird vom Verf. für seine Behauptung geltend gemacht; ganz recht, wir befinden uns eben nicht mehr in dem Zeitalter der Religionskriege und wollen dem Könige derartige Motive nicht als bestimmend unterlegen und uns nur gegen den völligen Ausschluß derselben, wie vom Verf. geschieht aussprechen.

Demjenigen, der diese Periode zu behandeln haben wird, wird gewiß in Zukunft Droysen's Gustav Adolf ein unerläßliches Hülfsmittel sein, und so können wir es mit Genugthuung aussprechen, daß für die Darstellung dieser noch immer nicht genügend aufgeklärten Periode deutscher Geschichte wieder ein tüchtiger Schritt vorwärts gethan ist. — Es geht ein Zug durch unsere heutige Geschichtsforschung, der zum liebevollen Versenken, zur eingehendsten Darstellung hervorragender, welthistorischer

Persönlichkeiten treibt — wir erinnern an die Wallenstein's, Cromwell's, Herzog Bernhard der letzten Jahre, nur ein Leben Richelieu's fehlt uns leider noch — gute Vorstufen für den großen Bau, der sich auf ihnen erheben soll. Wo aber weilt der Meister, der sich mit dieser Aufgabe befassen will, wo weilt der, der in großen Zügen, mit historischer Treue dem deutschen Volk die Geschichte jenes ganzen Krieges darbringen wird, der den Untergang des alten, den Keim des neuen Deutschlands in sich barg — des dreißigjährigen, oder richtiger gesprochen — des „deutschen" Krieges? J.

Ein Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse.

Unter dem harmlosen Titel „Volkswirthschaftliche Zustände in Oesterreich"*) ist eine Broschüre veröffentlicht worden, welche mit furchtbarem Ernste und mit erbarmungsloser Wahrheitsliebe das Treiben aufdeckt, durch das in den letzten Jahren Wien und mit ihm das halbe Oesterreich in eine jähe Raserei gehetzt worden ist, in die Raserei nach Gelderwerb ohne Arbeit und Verdienst, in die Raserei des Börsen- und Lotteriespiels, des Gründungsschwindels und der Aktien-Spekulationen. Der Verfasser ist offenbar mit den Verhältnissen und Personen Wiens genau bekannt. Seine Darlegungen klingen stellenweis geradezu mährchenhaft, und doch erwecken sie, zumal er nicht für nöthig findet, Namen zu verschweigen, nicht allein Glauben, sondern Ueberzeugung. Was über den Krebsschaden, um dessen Bekämpfung es sich hier handelt, diesseits der österreichischen Gränze in das Publikum gedrungen ist, steht zu den in der Broschüre verzeichneten Thatsachen in etwa demselben Verhältnisse, wie eine kleine Schwäche zum Gewohnheits-Verbrechen. Grauen erwecken die Worte, mit welchen nach der Broschüre der Wiener „Oekonomist" das Uebel kennzeichnet:

„Bereits hat die Verderbniß in den herrschenden Kreisen die letzte Stufe erreicht, das Laster hat bereits die Scheu verloren, und es giebt nicht einmal mehr die Heuchelei der Tugend. Minister versorgen sich und die Ihrigen bis in's letzte Glied auf öffentliche Kosten und lassen sich ungestraft die schlimmsten Dinge nachsagen. Die höchsten Beamten, Deputirten, Kammerpräsidenten und Kammerräthe betteln bei Börsen-Juden und Christen um „Betheiligungen" bei rentablen Geschäften; Bilancen werden trotz der Aufsicht kaiserlicher Kommissäre gefälscht, fremdes Vermögen offen bei Seite geschafft. Am Staatsgut wird unterschlagen und entwendet, wie am Privat-Eigenthume; an dem was nicht geliefert wird, wird mehr verdient als am Gelieferten; der ehrliche Erwerb findet kaum das trockene Brod. Wer die Antheilnahme am öffentlichen Raube zurückweist, wird ganz offen als kapitaler Narr angesehen und behandelt. Redlichkeit verhilft zur Lächerlichkeit, und Ehrlichkeit ist ein Makel geworden; die Begriffe von Sittlichkeit und Moral sind für das öffentliche Leben auf den Kopf gestellt!"

Diese Worte erschöpfen nicht einmal den Zustand. Wenn manche Minister in Oesterreich, wie es scheint, ihre Stellung hauptsächlich als Bereicherungs-Anstalt nützen, wenn Mitglieder des stolzesten Adels, ohne in der öffentlichen Achtung zu fallen, sich an der frechen Ausbeutung des leichtlebigen und leichtgläubigen Volkes betheiligen, wenn der Beamtenstand darüber hinweg ist, die Bestechlichkeit als eine Schande zu betrachten, wenn die Vertreter des Börsenthums vor den Gerichtsschranken als Zeugen ungenirt erklären, daß es bei einem Geldmanne Collisionen zwischen Pflichten gegen Andere und Pflichten gegen sich selbst gar nicht geben könne, daß vielmehr der Gelderwerb für sich selbst ganz natürlich allen anderen Pflichten vorangehe, wenn ein Mann wie der „Ex-Bürgerminister" ohne Gewissensbisse in die Verwaltungsräthe zweier gegen einander operirender Geld-Institute eintritt, kurz, wenn die öffentliche Moral tief unter den Gefrierpunkt gesunken ist — so hat doch das Institut der freien Presse die heilige Pflicht, die Gesellschaft von dem Untergange zu retten, sie wenigstens zu warnen.

Wie erfüllt aber die Wiener Presse diese Pflicht? Indem sie sich, mit verschwindenden Ausnahmen, von eben jenen unterhalten läßt, gegen welche sie Front machen sollte. Aus der Broschüre erfahren wir, daß sämmtliche große Wiener Blätter, das Weltblatt „Neue freie Presse" voran, welches, wenn es auswärtige Verhältnisse bespricht, von catonischer Tugend überfließt, doppelt und dreifach, namentlich auch durch Jahresrenten, für ein gefälliges Schweigen bezahlt werden, daß in Wien die Begriffe „Erpressung" und „Presse" in sehr nahe Verwandtschaft getreten sind, und daß die Vertreter dieser Presse bei ihrem Gebahren höchstens dann schamroth werden, wenn — man ihnen für ihre Dienste zu wenig bietet. Kein Wunder, daß das Volk die Arbeit im Stiche läßt und es vorzieht, taumelnd um den von der Börse und ihren Agenten ihm vorgehaltenen Glücksstern zu tanzen.

Armes Oesterreich! ruft der leider anonym auftretende Verfasser aus. Ja wohl, armes Oesterreich, das von einer unter sich verschworenen Clique, von einer Schaar moderner Raubritter systematisch ausgeplündert wird. Aber nicht nur um österreichische Zustände in diesem pikanten Lichte zu sehen, ist die Broschüre lesenswerth. Jener Krebsschaden bewährt seine ansteckende Natur. Dem Vernehmen nach, sagt der Verf., liegt es in der Absicht der Wiener Faiseurs, ihren Schauplatz nach Berlin zu verlegen. Die Beobachtungen, welche man in der Hauptstadt des deutschen Reiches machen kann, lassen darüber leider keinen Zweifel bestehen, daß dies schon geschehen ist. Gesetze vermögen das verderbliche Treiben dieser Leute nicht zu verhindern. Das beste Mittel gegen sie hat das Volk zur Verfügung: es hüte sich, ihnen die Hand zu reichen!

*) Leipzig, Luckhardtscher Verlag, 1871.

Italien.

Abate Marini über die weltliche Macht des Papstes.

Der Papst hat nun in der That eine fünfundzwanzigjährige Regierungszeit hinter sich und ist somit, eine Ausnahme abgerechnet, der einzige von 256 Vorgängern, der so lange den päpstlichen Stuhl inne gehabt hat. Selbst diese eine Ausnahme ist in Frage gestellt worden. Der heilige Petrus, der der Ueberlieferung zufolge der erste Bischof von Rom war, und im Jahre 66, den Kopf nach unten gekreuzigt wurde, soll 25 Jahre 2 Monate 7 Tage regiert haben. Wenn aber Papst Pius bis zum 24. August dieses Jahres lebt, wird er jedenfalls derjenige von allen Päpsten sein, der am längsten diese Würde inne gehabt hat. (Nur neun Päpste haben über 20 Jahre regiert.) Fast scheint es jedoch, als ob ihm diese lange Dauer der Macht nur

beschieden sei, um sie mit seiner Person auch zu Grabe zu tragen. Mag es wahr sein, was italiänische Blätter berichten, daß der Papst noch vor Kurzem die Aeußerung gethan hat: es giebt nur eine Stellung für den König Victor Emanuel: entweder als Büßer zu meinen Füßen oder als Verfolger über mir; mag ein letzter Kampf um die weltliche Macht des Papstes sich wirklich vorbereiten — sein Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, und eine Wiederherstellung der einst so unerschütterlich geglaubten, nun in ihren Fugen wankenden Macht erscheint uns als ein Ding der Unmöglichkeit. Moralisch ist sie bereits gerichtet: „ein Wörtlein kann sie fällen!"

Ein redendes Zeugniß dafür bilden die Aeußerungen, die aus dem Schoße des italiänischen Clerus selber laut werden, Zeugnisse, die zugleich Kunde davon geben, wie intelligente, aufgeklärte, unterrichtete Elemente die freisinnige italiänische Geistlichkeit in sich birgt.

So bringt unter dem Titel: „La Legge sulle Guarentigie al Pontefice" die Rivista Europea vom Juni einen Aufsatz aus der Feder des Abate Antonio Marini, der höchst merkwürdige und bedeutende Gedanken enthält, und dessen Inhalt wir in Folgendem kurz wiedergeben wollen.

Der Verfasser sagt in der Einleitung, daß er die Frage vom Standpunkt der Geschichte aus betrachten wolle. Er fragt, woher es komme, daß die lateinische Rasse bei den großen Revolutionen der neuen Zeit unterlegen sei und findet die Antwort darin, daß sie nicht verstanden habe, aus der neuen Wissenschaft, die durch einen Galilei, einen Baco, einen Vicó und Leibniz eingeführt sei, den wahren Nutzen zu ziehen; ja diese Männer, die von der germanischen Rasse als ihre wahren Wohlthäter betrachtet werden, wurden von Rom aus verketzert und verfolgt, und so die Unverständigkeit der Massen immer drückender festgehalten.

Der Verfasser spricht sich nun klar und kurz darüber aus, daß die beste Lösung dieser Frage ein von den Kammern zu erlassendes Gesetz sei, das die Autorität der Kirche begränze und beschränke. Keine Garantien also für den Papst; hat er sie doch selber zurückgewiesen, da nur die Schwachen der Garantien bedürften, auch will er sie nicht annehmen, weil er dann nur so lange geschützt sei, als der Gerant selber am Leben bleibe. „Wir hingegen sagen," fährt der Verf. fort, „daß dieses Gesetz Kirche und Staat unabhängig macht. So lange man noch irgend ein Band zwischen Kirche und Staat bestehen läßt, zwischen der Religion und der Gewalt, wird die Geschichte Italiens nur eine Wiederholung dessen sein, was von den Tagen Constantins bis zu unseren Tagen stattgefunden hat. Aber wenn einerseits die kirchliche Autorität aufhören wird, sich in die weltliche Politik zu mischen, wird sie von da an nur das Beispiel und die Ueberredung brauchen können; sie wird den Ehrgeiz der Macht allmählich ablegen und wird sich der bürgerlichen Gewalt in allen äußern Dingen unterordnen; wenn dann andererseits die weltliche Gewalt bedenken wird, daß auch sie ihren Ursprung von jener ewigen Wahrheit ableitet, und von ihr allein die Autorität ihre Urtheilssprüche schöpft . . . wenn sie ihre verlorenen Rechte auf die Bestimmung des äußern Lebens wieder erlangt hat, dann kann der Friede in Italien gesichert sein."

Der Verf. stellt dann die Behauptung auf, die eigentliche Ursache der beständigen politischen Agitationen, die die Einheit Italiens so lange aufgehalten, sei in der gegenseitigen Sklaverei zu suchen, in welcher die bürgerliche und die geistliche Gewalt einander gehalten haben, die, im Anfange des Mittelalters entstanden, genährt wurde von der Herrschbegier und in Kraft blieb durch die Verwirrung der Begriffe Kirche und Religion. „Man verwechselt Prinzipien und Personen, die Macht und die Doktrin, die Verwalter (ministri) mit der verwalteten Sache bis zu einem solchen Grade, daß der Grundsatz, ein Tadel der Werke und der Worte der Priester sei zugleich ein Tadel des Glaubens, allgemeine Giltigkeit fand."

„Das einzige Mittel", fährt er fort, „den Frieden zwischen Kirche und Staat zu erlangen, besteht darin, seitens der Kirche den ganzen Clerus zu reformiren, und seitens des Staates, ein Gesetz zu erlassen, kraft dessen durch verhältnißmäßige Strafen, den Priestern jedweden Bekenntnisses verwehrt wird, sich mit der Ausübung ihrer Funktionen auf politisches Gebiet zu begeben, das aber zugleich die Freiheit der Kulte innerhalb der ihr gezogenen Gränzen gewährleiste."

„Wir dringen nicht auf religiöse Reformen, da die Wahrheit nicht reformirt werden kann, wohl aber auf kirchliche. Das Christenthum ist in seinem Grundprinzipe nur eines, einfach und göttlich in seiner Lehre, daher von diesem Gesichtspunkte aus undiskutirbar. Es ist aber mannigfach in seinen Formen, und daher höchst diskutirbar, sobald es sich auf das Gebiet der Disziplinen begiebt."

„Die neue Wissenschaft hat den Zweck, das Christenthum auf seine alte Einheit und Einfachheit zurückzuführen und es von seinen Verwicklungen mit der weltlichen Macht zu befreien." Früher war ein solcher Zweck unerreichbar, heutzutage jedoch sind die Erfahrung und die Beobachtung die sicheren Grundlagen geworden, auf denen eine neue Wissenschaft beruhen wird. Es wird sich darum handeln, die ganze kirchliche Körperschaft auf die ersten Grundsätze der ursprünglichen Institution zurückzuführen, dieser Körperschaft, die durch die Lostrennung von der übrigen Menge der Gläubigen und durch das Bilden einer eignen Kaste zur Zeit des Kaisers Constantin, und dadurch, daß diese Kaste sich der weltlichen Macht überordnete, das konstitutionelle Regiment der Kirche in eine absolute Monarchie umwandelte und nach der allgemeinen Monarchie offen strebte; ja die Kirche theilte sich unter dem Namen hoher und niederer Clerus in zwei getrennte Parteien, und setzte dadurch, wie der berühmte Rosmini sagte, an die Stelle des Verhältnisses von Vater und Kind das von Herrscher und Unterthan; sie widersetzte sich mit aller Kraft dem Fortschritt der neuen Wissenschaft nur, um über die Menschen und die Reiche eine unbeschränkte Herrschaft ausüben zu können. Dies ist das Ziel der Reform, die die Kirche an sich selbst auszuführen hat." Der Staat hingegen hat das Recht, seine Stellung der Kirche gegenüber festzustellen und Gesetze zu erlassen, die ihn gegen die Wirkungen subversiver und vernichtender Doktrinen schützen, welche in Zeiten der Kämpfe zwischen Staat und Kirche der Menge von den Kanzeln, in den Beichtstühlen und von der reaktionären Presse gepredigt werden, Doktrinen, die in ihrer praktischen Ausübung der ganzen Gesellschaft zum größten Schaden gereichen, wie die Geschichte das bezeugt."

Der Verf. weist nun unter Aufführung zahlreicher Belegstellen sowohl aus den Evangelien, als aus den Kirchenvätern unwiderleglich nach, daß den ersten Zeiten der christlichen Kirche jede Einmischung in staatliche Angelegenheiten gänzlich fremd war, daß die Kirche in der That nichts zu sein begehrte als eine Gemeinschaft der Gläubigen, in der die Sorge für das eigne Seelenheil das oberste und einzige Ziel. „Wenn in Jesus Christus oder in Petrus die Idee, weltliche Herren Roms zu werden, je entstanden und genährt worden wäre, so hätten der Ursprung und das Ziel des Christenthums sich ja in nichts von Ursprung und Ziel des Mohammedanismus unterschieden, da dann beide Religionen nur auf eine Apotheose der rohen Kraft zurückzuführen sein würden."

„Die ersten Christen jedoch im Gegentheil überzeugt und begeistert von der Schönheit und Wahrheit des Evangeliums, wurden seine eifrigsten Verbreiter und verkündeten heldenmüthig die Rechte des Menschen gegenüber der Tyrannei und den Ausschreitungen einer innerlichst verdorbenen Gesellschaft; ja sie ließen willig die furchtbarsten Strafen und den Tod über sich verhängen, ehe sie die unsterblichen Grundsätze verleugneten. Sie betrachteten den Bischof von Rom nicht wie eine Macht, sondern wie eine moralische Autorität, nicht wie einen geistlichen Souverain, sondern wie einen Vater Aller, nicht wie einen Herrn und Herrscher, sondern wie einen Meister und Lehrer der Gläubigen."

Man bedenke, daß ein italiänischer Abate diese Worte schreibt und mit seinem Namen drucken läßt, und man wird zugeben, daß dies allein ein wunderbares Zeichen der Zeit in unserer an Wundern nicht armen Epoche ist. — Im Folgenden weist nun der Verf. nach, „wie nur die ersten vier Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung dieser Zustand des Friedens und der Tugend dauerte; nach Constantins Regierung entartete das christliche Priesterthum in Heidenthum. Es machte sich zum Schmeichler der weltlichen Macht und ging eine Allianz mit derselben ein. Von der Barbarei und Unwissenheit der Zeit Nutzen ziehend, maßte es sich das Schiedsrichteramt in weltlichen Dingen an, und erklärte sich zuletzt allen weltlichen Autoritäten übergeordnet. Da Rom sich inzwischen überzeugt hatte, daß eine Ausrottung des Christenthums auf keine Weise mehr möglich und thunlich sei, so nahm es die neue Religion an, um daraus Kapital für seine alte Politik zu schlagen. Daher verkündete Constantin die Freiheit des öffentlichen Bekenntnisses, hoffend aus dem Christenthum oder vielmehr aus der Verbindung mit Priestern eine neue Maschine zum Gelingen des alten gouvernementalen Systems zu machen. Die Folgen dieser Maßregel zeigten sich nur zu bald in der Entheiligung des ganzen Clerus an Haupt und Gliedern. Die Ueberzeugung, die Geistlichkeit sei dazu berufen, nicht nur das Heil der Seelen im Auge zu haben, sondern auch die Geschicke der Menschen und Völker zu lenken, griff immer mehr um sich. Die Päpste des Mittelalters gründeten diese ihre absolute Suprematie auf das bekannte Argument: wie der Geist edler sei als der Körper, so müsse die geistliche Gewalt über der weltlichen stehen. Daher wurden bald Ehrgeiz und Machtgier der vorherrschende Charakter der Hierarchie im Mittelalter, begünstigt durch die gesellschaftlichen Zustände und die grobe Barbarei jener Zeiten. Beim Fall des westlichen Kaiserreiches wurde der Papst das Haupt und die Intelligenz einer Gesellschaft, die in Unwissenheit und Trägheit versunken war. Die Päpste, die vier Jahrhunderte lang in Dunkelheit, Armuth und Demuth gelebt hatten, hätten nie daran gedacht, nach der Herrschaft in Rom zu trachten, da dies ein Hochverrath und innerer Widerspruch gegen die Gebote des Evangeliums gewesen wäre. Die weltliche Macht gelangte also in ihre Hände durch dieselben Mittel und Wege, durch die andre Reiche andern Fürsten zufielen, nicht anders; ein anderer Weg wäre ja im offenbarsten Widerspruch mit dem Evangelium gewesen. Und wollte man annehmen, diese Gewalt sei eben durch einfache Fügung der Vorsehung ihnen verliehen worden, so würde zwischen dem Papst und dem Großsultan der Türkei nicht der geringste Unterschied bestehen, da dieser doch auch seine weltliche Macht als Haupt der Muselmänner nicht nur durch den Ausspruch des Propheten Mohammed besitzt, sondern sie ebensowohl von der Erlaubniß der Vorsehung herleitet, die seit vier Jahrhunderten ihn unangefochten auf dem griechischen Kaiserthron bestehen läßt. War es vielleicht nicht eine Fügung der Vorsehung, wenn die weltliche Macht des Papstes jetzt ihr Ende erreicht hat? War es etwa nicht eine Fügung der Vorsehung selber, daß das Haupt des Christenthums seinen Sitz auf dem heidnischen Throne Roms aufgeschlagen, und daß das Haupt des Mohammedanismus seinen Sitz auf dem einst christlichen Throne Constantinopels hat?"

Der Raum verbietet uns, den ferneren Ausführungen des Abate Marini zu folgen; das Mitgetheilte wird genügen, zu zeigen, daß die Strömung des freien Gedankens, der ungefärbten und ungetrübten Auffassung der Dinge, die so mächtig in unserm Norden zu fluthen beginnt, ihren Weg auch schon bis mitten in das Herz von Rom hinein gefunden hat. Sollte dieser gewaltigen Fluth der morsche Fels auf die Länge widerstehen können?!

Belgien.

Die Philosophie der Geschichte nach F. Laurent.*)

Die Weltregierung und der sociale Fortschritt der Menschheit.

Dem berühmten belgischen Kulturhistoriker, Professor der Rechte, F. Laurent in Gent, ist es endlich vergönnt gewesen, zu seinem großen Werke „Studien über die Geschichte der Menschheit" den Schlußstein zu setzen. Der 18. Band dieser Etudes deutet schon durch seinen Titel „La Philosophie de l'Histoire" den Charakter des Inhalts an. Die letzte Studie soll den Kern aller vorigen zusammenfassen; sie liefert ein Gesammtbild alles Dessen, was der Autor hat entwickeln und vertheidigen wollen. Er hat alle Fäden seiner weitverzweigten Darstellung hier unter den beherrschenden Gesichtspunkten straff angezogen und eng verknüpft. Der Zweck und die Grundidee des Ganzen treten nunmehr plastisch hervor. Laurent glaubt ebensowohl an die providentielle Regierung der Weltgeschicke, als an die Freiheit des Menschen, ebensowohl an den persönlichen Gott und Schöpfer, als an den rastlosen Fortschritt des Menschengeschlechts zu höherer Stufe der Vollkommenheit. Er ist heilig überzeugt, daß die Religion des Einen, einzigen, ewigen, geistigen Gottes mit den in der Natur wie in der Menschenseele sich offenbarenden Gesetzen der Vernunft in keinerlei Widerspruch steht, und während er den Aberglauben auf das Härteste anklagt und seine unheilvollen Spuren durch den Gang der Geschichte aufzeigend, ihn unter jeglicher Form verurtheilt, ist es gerade die Religion, ist es im eigensten Sinne die Gottesidee, der Glaube an die Allmacht der Vorsehung, welcher seinem forschenden Blicke die Bahnen des Fortschritts eröffnet. Mit Bunsen's Religionsphilosophie hat er große, charakteristische Züge gemeinsam. Aber Laurent ist mehr der politischen Entwickelung zugewandt, als Bunsen. Nicht die kirchlichen Lebensfragen als solche, sondern die des öffentlichen Rechts und des internationalen Verkehrs haben ihn der Philosophie in die Arme geworfen; vom Völkerrechte ist Laurent's Studienkreis ausgegangen, das Recht der Völker hat sich ihm zum Rechte der Menschheit erweitert und das Rechtsbedürfniß derselben wiederum zur Seelensehnsucht der Gemüther nach innerem und äußerem Frieden. Die Einheit der Religionsfrage

*) F. Laurent, Etudes sur l'histoire de l'humanité, Tom. XVIII: La Philosophie de l'Histoire. Paris, 1870. Librairie internationale. A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie. (Bruxelles, Leipzig, Livourne) 638 pag. gr. in-8.

mit allen höchsten Aufgaben der socialen Wiedergeburt ist der Cardinalgesichtspunkt der Untersuchungen Laurent's. Der belgische Forscher will kein neues System aufstellen, keine Lehre verkündigen, so wenig er eine neue Religion predigen will; sein Bestreben ist empirischer Natur, er begnügt sich die Wahrheit und die Gewißheit des Fortschritts der Menschheit zu höheren und besseren Zielen aus den Erscheinungen des historischen Thatsachen-Gewebes entwickelt zu haben und giebt das Uebrige anderweitigen Forschungen, das Heil der Welt aber dem ihm hell leuchtenden Sterne der Zukunft, der über allem Sektenwesen erhabenen Gottheit anheim!

Wollte man Laurent Einwände machen, so könnte man ihm höchstens vorhalten, nicht, daß er an historischem Studium irgend etwas versäumt habe, denn hierin hat sein riesenhafter Fleiß das Erstaunlichste, das Unglaubliche geleistet —: man könnte nur allein aus dem objectiven Eindruck des Ganzen heraus bemerken, daß er prinzipiell nicht empirisch genug verfahren sei, daß der Einfluß der rationalistischen Systeme, welche heutzutage einer noch freieren Anschauung weichen müssen, Laurent abstracter und eintöniger hat reden lassen, als die Vielseitigkeit seiner Bildung und die gewaltige Masse seines Stoffes es mit sich brachten. Laurent steht uns deutschen Politikern allzu sehr auf dem Boden der constitutionellen Doctrin, wie sie nach belgischem Zuschnitt geartet ist, er glaubt für den deutschen Betrachter zu standhaft an die Erfolge der französischen Revolution, es ist ihm 1789 ein Glaubens-Artikel, nicht bloß ein großer socialer Fortschritt. Von Frankreich erwartet er Dinge, die es bisher nicht gehalten hat und unter dem Druck der Verhältnisse nicht verwirklichen konnte; deshalb tritt bei ihm Deutschland nicht genug in den Vordergrund, obgleich andererseits freilich Laurent zu den wenigen Forschern französischer Zunge gehört, welche auf Grund vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache die deutsche Literatur nach allen Richtungen beherrschen.

Ganz wie die Franzosen überhaupt, stellt Laurent Staat und Individuum einander unmittelbar gegenüber. Er spricht zwar auch von der Gesellschaft und außerdem von Nationen, ja er vindicirt den Nationalitäten einen göttlichen Ursprung („les Nations sont de Dieu"), welche Behauptung gegen die Ursagen der Völker verstößt, die vielmehr auf die Einheit des Menschengeschlechts hindeuten, aber weder Gesellschaft noch Nationen sind für ihn Zwischenglieder zwischen Staat und Individuum, weil er, so weit es auf praktische Wirkungen ankommt, überall Staat und Gesellschaft wie Staat und Nation identisch setzt. Laurent ist eben der romanistisch gebildete Rechtsgelehrte, der im öffentlichen Leben außerhalb der res publica omnipotens für keine Besonderheit Raum hat, den Corporationen keine selbständigen, sondern nur vom Staate kündbare Rechte bewilligen kann; vom Geiste der Pandekten und des Justinianischen Codex durchdrungen, ist er durchweg centralistisch gestimmt, und er huldigt der französischen Revolution um so lieber und wärmer, als sie die alten Provinzen, alle örtlichen Selbständigkeiten, alles körperschaftliche Wesen beseitigt hat. Der frei denkende Laurent verleugnet niemals den gallikanischen Juristen, dem das freie Associationsrecht einen gewissen mittelalterlichen Angeschmack verräth; der Urwald des katholischen Fanatismus in Belgien ist ihm der beste Beweis für die Staatsgefährlichkeit der kirchlich-corporativen Freiheit. So vertheidigt er denn die Civil-Constitution des Clerus, das Kirchenstaatsrecht der französischen Revolution mit glühendem Eifer; kein Schriftsteller vor ihm hat diesen Standpunkt besser vertheidigt, aber desto schärfer tritt er auch mit der eigenen belgischen Verfassung in Widerspruch, indem er nicht wahrzunehmen scheint, daß die vulgäre constitutionelle Doctrin für die Reibungen zwischen Staat und Kirche nirgends eine durchgreifende Abhülfe gewährt. Warum der belgische Liberalismus durch seine Zugeständnisse an den Clerus sich in's Antlitz geschlagen hat und schlagen mußte, ist Laurent nicht hinreichend klar geworden, weil er den Doctrinarismus, dessen Fehler ihm doch an Guizot's Beispiel so übel auffielen, nicht kritisch beleuchtet hat! Wenn also Ausstellungen an Laurent's Verfahren zu machen sind, so betreffen diese nicht sowohl den Religionsphilosophen, als den Socialpolitiker romanistischen Schlages. Auch Laurent steht unter dem Zauberbann Roms, aber des altheidnischen, nicht des päpstlichen, und es ist der Staatsabsolutismus, den er gegen den kirchlichen Absolutismus, gegen Roms geistliche Allgewalt in's Feuer führt.

Es fragt sich nun wohl, ob Rom durch Rom zu widerlegen sein dürfte? Das päpstliche Rom ist in gar mancher Hinsicht ein Ausfluß des heidnischen, das corpus juris canonici hat mit vollen Händen aus dem corpus juris civilis geschöpft, und die Unduldsamkeit der ultramontanen Kirchlichkeit erinnert nur allzu stark an die des altrömischen Staates, der neben sich keinen andern Staat dulden mochte. Der Gedanke der Weltherrschaft ist in Rom nie erstorben, das geistliche Rom hat ihn dem heidnischen abgelernt und dieselbe Autarkie, dieselbe Selbstgenügsamkeit behauptet, welche der antiken Staatsidee innewohnt und einen Vernichtungskampf aller Staaten durch die Eine Stadt Rom heraufbeschwor. Diese Unverträglichkeit der schroff ausgeprägten Staats-Individualitäten als solcher ist es, die dem Frieden auf Erden bloß vorübergehende Dauer vergönnt, ihn oft zum flüchtigen Traume herabsetzt; wo Staat an Staat hart aneinander steht, da ist Krieg die Losung, der Friede aber ein frommer Wunsch. Wohl hat Laurent mit all' der Tiefe und Schärfe, die seinen religionsphilosophischen Standpunkt auszeichnet, den inneren Zusammenhang der Friedensidee mit den höchsten Zwecken der Religion nachgewiesen; er hat uns gezeigt, daß „Gott in der Geschichte" den Fortschritt der Friedensgestaltung auf Erden vollzieht, daß die Nächstenliebe die Uebel des Krieges fort und fort mildert, die Verinnerlichung der Civilisation dem kriegerischen Geiste stets wirksamere Fesseln anlegt und der Krieg um des Krieges willen, die Eroberung aus despotischem Beweggrund immer seltener und immer fluchwürdiger werden muß, allein welche Organisation der gebildeten Welt den Völkerfrieden am Besten und Sichersten verbürgen, weil sie die seelischen Anforderungen des Fortschritts am Höchsten befriedigen würde, dies hat Laurent nicht einmal angedeutet, denn, da wo er davon zu reden schien, hat er das Recht der Nationalitäten vertheidigt, und die Nationalitäten, je kleiner und einseitiger sie sind und je unbefugter sie nach staatlicher Selbständigkeit streben, sind um so unverträglicher und unduldsamer, und eben ihre Unduldsamkeit bringt immer wieder Kriege hervor.

Der Glaube, die Befriedigung der Nationalitäten werde die Kriege schließen, ist ein gutmüthiger Wahn: die Tschechen z. B. wird Niemand auf Erden je ganz befriedigen! Man muß in dieser Beziehung sehr Verschiedenartiges unterscheiden. Etwas Anderes ist es, wenn ein großes Volk wie das deutsche, das über ein Jahrtausend der Träger einer großen historisch-politischen Entwickelung gewesen ist, auf die Wiederherstellung seiner alten Reichsherrlichkeit dringt, etwas Anderes dagegen, wenn irgend ein beliebiges Völkchen jahrtausend alte Verbindungen zu sprengen sucht, um einen eigenen politischen Körper zu bilden. Die Reibungen, welche z. B. den österreichischen Kaiser-

staat zerrütten, haben durchaus Nichts an sich, was dem Weltfrieden förderlich wäre: sehr im Gegentheil, Rußland speculirt schon seit langer Zeit auf diese Zerwürfnisse, um im Namen des Panslavismus aus der Unverträglichkeit der Nationalitäten den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Wie fanatisch die böhmischen, mährischen und slowakischen Tschechen Rußland anhangen, ist längst an den unzweideutigsten Thatsachen offenbar geworden. Weit entfernt, den Völkerfrieden zu sichern, würde der absolute Sieg des Nationalitäts-Prinzips ein Chaos eröffnen, ganz Europa in allen seinen Theilen erschüttern und umwälzen. Indem man dieses Prinzip aufstellte, ist man aus einer Verkehrtheit in die andere verfallen. Ebenso thöricht als grausam war jener Länderschacher des Absolutismus, der die Völkerstämme ohne die geringste Rücksicht auf ihre Eigenthümlichkeit und Zusammengehörigkeit als politisches Material verbrauchte, hier anfügte, da abriß, die Völker wie Schafheerden behandelte; die Reaction gegen diese Willkürmaßregeln, die unter Anderen das polnische Reich ganz von der Erde vertilgten, ist die wohlberechtigte Seite der Nationalitäten-Bewegung, ja dieselbe ist insofern eine Naturnothwendigkeit! Daß aber jedwede Nationalität einen eigenen Staatskörper darstellen soll, widerspricht gänzlich den Gesetzen der Staatenbildung und hat die politische Erfahrung in allen Staaten Europa's gegen sich. Noch ist es niemals gelungen, den Stoff zu einem Staatskörper aus Einer Nationalität ausschließlich zu schnitzen. Ueberall haben verschiedenartige Elemente den Stoff beigesteuert, alle politischen Nationalitäten Europa's, kaum die deutsche ausgenommen (der in ihren nördlichen Stämmen slavisches, in den südlichen keltisches Blut beigemischt ist), verdanken einer Vermischung von Rassen ihren Ursprung, also einem geschichtlichen Prozeß, der zwar unter der schirmenden Obhut der Vorsehung in's Dasein trat, aber so natürlich und menschlich zuging, daß am wenigsten ein „göttliches Recht" der betreffenden Staatswesen ihres Nationalcharakters halber anzunehmen ist.

Auf Laurent's ausgedehntes kulturhistorisches Werk haben die Zeitströmungen mächtig gewirkt. Der Verfasser ist nicht bloß ein Mann des Gedankens, er ist auch Vorkämpfer der That, er ist ein religiös gestimmtes Gemüth, weil er praktisch erkannt hat, daß der Finger der Vorsehung auf allen Pfaden des Völkerverkehres sichtbar, darum verdammt er alle atheistischen und pantheistischen Lehren, welche den Fatalismus predigen, den revolutionären Fatalismus eines Thiers, den pantheistischen eines Hegel, den „positivistischen" von Auguste Comte, den er besonders scharf und rücksichtslos angreift, wie den Fatalismus der „allgemeinen Gesetze", dem Buckle in seiner History of the civilisation in England so ausschweifend gehuldigt hat. Nicht minder hat Laurent von vornherein den Fatalismus der Naturelemente, denen Montesquieu, Herder und in neuester Zeit Renan wegen der Verschiedenheit des klimatischen und des Rassen-Typus zu starke Zugeständnisse machten, lebhaft bekämpft. Eine tiefe Ahnung des Wahren und Richtigen durchzieht alle philosophischen Betrachtungen Laurent's und läßt ihn selbst da, wo er dem Zeitgeiste opfert, nie unbedingt irren; seine schroffsten Behauptungen werden durch reges Taktgefühl gemildert oder durch den ehrlichen Forschertrieb, den lauteren Wahrheitsdurst des Denkers geadelt. Solche Werke sind nicht so ganz häufig in unserer historisch-politischen Literatur; sie sind schöne Denkmale, welche die Zeitgenossenschaft ihren innersten Ueberzeugungen setzt, und wenn die Zeit irrt, so irren wir Alle mit ihr, und Keiner kann sagen, er stehe über allen Vorurtheilen der Gegenwart! Laurent hat in den achtzehn Bänden seiner „Studien über die Geschichte der Menschheit" den besten Gedanken der freisinnigen Strömung Ausdruck geliehen, das wird ihm immer zu hohem Verdienst angerechnet werden und seinem Schaffen einen hervorragenden Platz sichern weit über den Bereich unseres heutigen Gesichtskreises hinaus. Möge er die Frucht dieser Gedankenthat noch lange unverkümmert genießen!

Trauttwein von Belle.

Baltische Herzogthümer.

Die Gewissensfreiheit im Baltenlande.

Angesichts des neuen Versuches der Evangelischen Allianz, bei dem Zaren die Herstellung der Gewissensfreiheit in den baltischen Herzogthümern auszuwirken, und seines noch größeren Mißlingens, als auf Villa Berg am 23. Juni 1870, ist es interessant, Beweise zu liefern, daß solche Bemühungen westländischer Kultur doch keineswegs verloren sind. Ein wichtiger Erfolg der vorjährigen Unterredung des Kaisers Alexander mit Abgeordneten des evangelischen Bundes bestand schon darin, daß er auf seiner Rückreise nach Petersburg den orthodoxen Erzbischof von Riga nach Dünaburg kommen ließ und ihn mit folgenden kurzen Worten hart anfuhr: „Wie ich in Erfahrung gebracht habe wird in Livland Gewissenszwang ausgeübt. Was ist das (Tschto takoje)?" Dieses um anderthalb Jahrzehnde verspätete „Tschto takoje" hatte denn die Folge, daß „Seine Eminenz" sehr bald darauf eine Rundreise zu seinen livländischen Popen antrat, um ihnen die Losung zu ertheilen, sich der rückläufigen Bewegung der Ehsten und Letten gegenüber für den Augenblick still und nachsichtig zu verhalten, und daß dieses auch so geschah. Es war damit zwar dem sogenannten „Rechte" der orthodoxen Kirche nichts vergeben, vielmehr konnte und kann das Gesetz jeden Augenblick wieder hervorgeholt und zur Anwendung gebracht werden; indeß hatten doch die Letten und Ehsten, welche zu der Religion einer höheren Kulturstufe zurückkehren wollten einige Zeit Ruhe. Nicht so die protestantische Geistlichkeit — die Pastoren, welche solche Zurückkehrende in ihre Gemeinde aufnahmen, wurden nach wie vor disziplinarisch verfolgt, bis endlich das lutherische Konsistorium von Livland dazu seine Dienste versagte, etwa im September 1870. Es ist damit der Beweis geliefert, daß die altrussische oder moskowitische Partei dennoch nicht die gefährliche und fast unwiderstehliche Macht besitzt, welche man ihr in neuerer Zeit in Deutschland und auch wir in diesen Blättern zugeschrieben haben, daß es vielmehr lediglich in dem ernstlichen Willen des Zaren, der noch immer die alte unbedingte Gewalt in den Händen hat, liegt, den Balten zu ihrem Recht zu verhelfen. Um gerecht zu sein, müssen wir freilich hinzufügen, daß dieser Wille bei Alexander II. noch mehr, als bei anderen Selbstherrschern, durch ein ihn umgebendes Gewebe von Lügen und Ränken eingeschränkt ist.

Ein weiterer bedeutender Erfolg der vorjährigen westländischen Fürsprache, welcher eben auch einen Fingerzeig giebt, wo das Uebel seinen Sitz hat, hat sich darin gezeigt, daß ein Bruchtheil jener höfischen Ränkeschmiede mit einem Anhang, welcher sich den moskowitischen Bart vorgebunden hat, um sich unkenntlich zu machen, seinen Vortheil darin sucht, sich für die Gewissensfreiheit in ganz Rußland, namentlich aber in den baltischen Provinzen zu verwenden. Herr Woldemar von Bock hat schon früher in seinen

„Livländischen Beiträgen" darauf hingewiesen, daß hinter dem berüchtigten Baltenfeind Juri Samarin höhere einflußreiche Persönlichkeiten stehen, denen er nur als Ausrufer solcher Aufstellungen dient, welche ihren selbstsüchtigen, rechtsverachtenden Plänen förderlich sind. Vor einigen Wochen nun ist dieser anstellige Ausrufer mit dem 3. Hefte seines Werkes, „Die Gränzgebiete Rußlands"*), und darin mit einer unverhofften Vertheidigung der Gewissensfreiheit aufgetreten. Allerdings giebt er sich den Anschein, als wenn nicht blos er selbst, sondern jeder Zögling der Knute von jeher nichts als Freiheit in kirchlichen Dingen gewollt habe, und der Reichskanzler Gortschakof stimmt ja in seinen Versicherungen am 14. Juli d. J. in Friedrichshafen damit überein. Wenn letzterer die Aufmerksamkeit der evangelischen Deputirten auf die freie Kultusübung in Petersburg als Beweis der Glaubensfreiheit in Rußland lenkte, dagegen die Erörterung der Strafgesetze, welche das Austreten aus der rechtgläubigen Kirche verbieten, als eine Sache der ausschließlichen Befugniß des Zaren, zurückwies, so glich er darin jenem Industrieritter, der auf dem Jahrmarkte bei der Aneignung von einem Paar Stiefeln ertappt wurde und dem Häscher etwa folgende Rede hielt: „Achtung des fremden Eigenthums ist bei mir festes Prinzip, wie jedermann sich dadurch überzeugen kann, daß nicht nur diese große Anzahl von Schuh- und Stiefelgestalten, sondern auch die unzählige Menge der anderen Jahrmarktsbuden mit ihrem ganzen Inhalt von mir unangetastet geblieben sind. An diesem Prinzip festzuhalten ist für mich Ehrensache. Was dieses elende Paar Stiefel betrifft, so habe ich noch nicht darüber nachgedacht, ob jenes hochgehaltene Prinzip darauf anwendbar ist. Ihr habt Euch aber darein nicht zu mischen; denn wenn Ihr mich dazu zwingen wolltet, auch die Unantastbarkeit dieser unbedeutenden Fußbekleidung anzuerkennen, so würdet Ihr einen Eingriff in meine freie Selbstbestimmung thun. Ihr könnt aber das gute Vertrauen zu mir haben, daß ich mit der Zeit auch hierüber nachdenken und dann vielleicht auch mein hochgehaltenes Prinzip auf die armselige Schusterarbeit anwenden werde. Und so laßt uns denn als gute Freunde von einander scheiden, ich mit meinem werthlosen Lederwerk, Ihr mit dem angenehmen Bewußtsein, Euch mit einem Ehrenmann über große Prinzipien unterhalten zu haben."

Nicht so glatt kommt Herr Juri Samarin davon. Herr von Bock widmet seinem Gegner zu viel Aufmerksamkeit, um ihn nicht auf seinen Schlangenwindungen unabwendbar zu verfolgen und ihm seine Widersprüche vorzuhalten. Er thut das in einer Broschüre: „Moskau und St. Petersburg im Wettkampfe für Bekenntnißfreiheit".**) Aber noch manche andere interessante Dinge deckt der scharfsinnige baltische Kritiker unter den Phrasen des Moskowiters auf und giebt sie dem deutschen Publikum zum Besten. Zwar darin stimmt er ihm vollkommen bei, wenn er in seiner Rolle als freiheitsdürstender Oppositionsmann einzig die Regierung dafür verantwortlich macht, daß noch nicht vollständige Gedanken- und Bekenntnißfreiheit im russischen Reiche herrscht. Wenn Herr Samarin aber lediglich den Herold der öffentlichen Meinung Rußlands spielt und sich darüber beklagt, daß die Regierung ihn nicht unterstütze, sondern verfolge, daß sie den angeblich volksfeindlichen baltischen Baronen wohl den vielberühmten Bericht des Generaladjutanten Gr. Bobrinsky an den Kaiser über die kirchlichen Zustände Livlands habe zukommen lassen, daß er, der treue Russe, dagegen ganz ohne solche amtliche Auskünfte von Wichtigkeit bleibe, so zeigt v. Bock aus der Schrift selbst, daß das nichts als Schwindeleien sind. Und man muß wirklich staunen, welch kurzes Gedächtniß und welche Urtheilslosigkeit Samarin seinen Lesern zutraut; denn er führt als Belege eine ganze Menge der vertraulichsten und geheimsten Aktenstücke und Mittheilungen aus der nächsten Umgebung des Zaren an. Besonders beruft er sich auf mehrere Korrespondenzen, Berichte u. dergl. des Chefs der geheimen Polizei. Es kommen noch andere Anzeichen dazu, um den Schluß zu rechtfertigen, daß Herr Samarin nur das publizistische Werkzeug des früheren Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen und jetzigen Chefs der geheimen Polizei, Schuwalow, ist. Jetzt nützt es den Plänen des weiter strebenden Hofmannes, die Privilegien der Staatskirche zu bekämpfen; vor Jahr und Tag schien es ihm geboten, lediglich die baltischen Barone anzufeinden. — Die Sache des Lohnschreibers ist es, die eignen Schwenkungen zu bemänteln. Auf Prinzipien kommt es nicht an, sie sind dem Moskowiter blos Mittel für die eignen Zwecke. Edwart Kattner.

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung.

**) Quedlinburg, G. Basse.

Afrika.

G. Rohlfs' Reise im Auftrage des Königs von Preußen.

Ein deutscher offizieller Akt in Tripolis. — Bengasi, die Gärten der Hesperiden und der Lethefluß. — Cyrene, die Todtenstadt. — In der Wüste. — Die Oase Jupiter Ammon.

Bekanntlich wurde dem unermüdlichen Afrika-Reisenden Gerhard Rohlfs im Jahre 1868 von dem Könige von Preußen der Auftrag zu Theil, eine Anzahl von Geschenken, welche die Norddeutsche Regierung dem Sultan von Bornu für die artige Aufnahme deutscher Reisenden zugedacht hatte, nach Afrika zu überbringen und die angemessene Weiterbeförderung derselben nach Kuka, der Hauptstadt des Reiches Bornu, zu vermitteln. Die Reise, welche G. Rohlfs in Ausführung dieses Auftrages in Afrika machte, hatte ihren Ausgangspunkt in Tripolis und endete, nach einem bis zur Oase des Jupiter Ammon ausgeführten Wüstenzuge, in Alexandrien. Den Reisebericht hat der Reisende unter dem Titel: „Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise"*) der Oeffentlichkeit übergeben.

Als Rohlfs in Tripolis ankam, war es seine erste Sorge, die Expedition mit den Geschenken — ein Thron, Zündnadelgewehre, ein Doppelfernglas, Chronometer, Uhren, Bilder der königlichen Familie, Rosenessenz, echte Korallen, Seiden-, Tuch- und Sammetstoffe — gen Kuka zu senden. Dies ging jedoch nicht so rasch. Anfangs war ein weitgereister Araber, Mohammed Gatroni, dazu bestimmt gewesen, die Geschenke an den Sultan von Bornu zu übermitteln. Bei seiner Ankunft in Tripolis wurde indeß Rohlfs mitgetheilt, daß Gatroni in Fezan nicht aufzufinden wäre. Auf Anrathen des den Lesern dieses Blattes wohlbekannten Baron von Maltzan lud daher Rohlfs, mit Ermächtigung der preußischen Regierung, unsern Landsmann Dr. Nachtigal ein, die Expedition zu führen. Dieser, Leibarzt des Bei von Tunis, konnte in dieser Eigenschaft bei dem Sultan

*) Mit einer Photographie, zwei Karten, vier Lithographien und vier Tabellen. 2 Bände. Bremen, J. Kühtmann, 1871.

nicht anders als persona gratissima sein. Obwohl sogleich bereit, der Einladung zu folgen, brauchte er doch noch längere Zeit zur Vorbereitung für die Reise, die er über Kuka hinaus in das Innere von Afrika auszudehnen beabsichtigte, und so mußte sich denn Rohlfs mehrere Monate in Geduld fügen. Eines Tages aber zog der Gatroner hoch zu Roß und stolz auf die seiner harrende Aufgabe in Tripolis ein, durch seine Ankunft beweisend, daß die Nachricht von seinem Verschwinden auf Irrthum beruhte. Desto mehr konnte Rohlfs, da nun zwei des Landes kundige Männer die Aufgabe gemeinsam übernahmen, über die glückliche Beendigung der Expedition beruhigt sein.

Endlich traf auch Dr. Nachtigal ein, eine stattliche Karawane wurde mit der dem Zwecke angemessenen Ostentation ausgerüstet, die Europäer in Tripolis waren in freudiger Aufregung, als sie sich in Bewegung setzen sollte. Es war dies ein die ganze Kolonie lebhaft interessirendes Ereigniß, zumal bei dieser Gelegenheit von Seiten Deutschlands ein offizieller Akt in Aussicht gestellt wurde. Zum erstenmale sollte die norddeutsche Fahne in's Herz von Afrika getragen werden und auf dem Christenhause in Kuka wehen; sie sollte von hier noch weiter getragen werden, wenn möglich bis an die Ufer des indischen oder atlantischen Oceans. Der erste Schritt dorthin konnte unmöglich ohne eine auf die Eingeborenen berechnete Feier erfolgen. Am Tage des Abgangs der Karawane lud daher Rohlfs sämmtliche Consuln und die angesehensten Familien der Stadt ein, beim Abschiede gegenwärtig zu sein. Alles fand sich ein. Am Rande eines Palmwaldes, da, wo Dr. Nachtigal's Zelte aufgeschlagen waren und die Kameele nebst Gepäck lagerten, wurde den Tripolitanern ein Piknik gegeben, nach arabischer Manier aus gerösteten Hammeln und enorm großen Kuskussu-Schüsseln bestehend. Es perlte der Wein, freilich in einer Sorte, deren Feinheit die hohe Bedeutung des Augenblicks bei weitem nicht erreichte; es wurde vom holländischen Consul die Gesundheit des Königs Wilhelm ausgebracht; es wurde auf das Glück der Expedition getrunken, und der Jubel war groß. Das Fest endete mit einem improvisirten Balle, und das nie gesehene lustige Treiben imponirte den Arabern dergestalt, daß der alte Gatroner beim Haupte des Propheten schwur, nach der Rückkehr von Bornu ohne Verweilen selbst nach Prussia zu gehen.

Am andern Morgen trat die Karawane ihren Marsch an. Rohlfs, in dem frohen Bewußtsein, die Geschenke, seinem Auftrage gemäß, an ihre Bestimmung abgesendet zu haben, kehrte in die Stadt zurück, um seine eigenen weiteren Wege zu beschreiten.

Sein nächstes Ziel war die Cyrenaika, jener Landstrich im Osten von Tripolis, welchen Ali Riza Pascha, der türkische Gouverneur des Landes, mit Gewalt und wenig Ueberlegung kolonisiren wollte, um von dem Kanal von Suez zu profitiren. Der Weg dahin geht über Bengasi und führt nach diesem Orte um die große Syrte, jenen Meerbusen, welcher sich der Wüste am meisten nähert. Nach der Regenzeit ist dieser Weg aber so sumpfig, daß, wer ihn passiren wollte, unfehlbar versinken und umkommen würde. Es ist dann, als ob das Meer seinen wässerigen Arm weit in das Binnenland hineinstreckte, und auf diesen Umstand gründet sich offenbar Rohlfs Behauptung, daß es wahrscheinlich nur verhältnißmäßig geringer Durchstich-Arbeiten bedürfte, um von hier aus die große Wüste wieder zu einem mächtigen Binnenmeere zu machen. Rohlfs selbst mußte, um nach Bengasi zu gelangen, ein Schiff besteigen und so die Syrte durchschneiden.

Bengasi ist eine jetzt rasch sich aufschwingende Stadt mit ca. 15,000 Einwohnern, wovon 2000 Europäer. Der Handel ist ziemlich bedeutend, der Export um die Hälfte werthvoller als der Import. Unter den Handelsartikeln scheint der Negersklave neuerdings wieder fast die größte Bedeutung erlangt zu haben. Den Alterthumsforscher und Historiker interessirt Bengasi übrigens vorzugsweise wegen seiner im Superlativ klassischen Geschichte. Der Ort steht unzweifelhaft auf der Stätte des alten Hesperis. Die Gärten der Hesperiden freilich sind verschwunden, und keine blühende Landschaft erinnert mehr an das, was die Phantasie der Alten mit so großem Entzücken erfüllte. Das ist aber kein Grund, die Gärten der Hesperiden an entfernteren Stellen zu suchen. Rohlfs erklärt einfach und gewiß mit Recht, daß eben die ganze Gegend, wie Nordafrika wohl überhaupt, im Laufe der Jahrhunderte unter vielen traurigen Schicksalen in pflanzlicher Beziehung eine Umwandlung im ungünstigsten Sinne erlitten hat. Der Lethefluß dagegen wird hier noch so gefunden, wie die alten Geographen ihn beschrieben haben, nur vielleicht, weil die ganze Gegend trockener geworden, weniger bedeutend. Beechey hat den Lethefluß zuerst wieder entdeckt, und zwar in dem Laufe eines Uadi, welches, aus einer weiten Höhlung tretend, in der das Wasser am Anfange nur flach ist, im Innern aber breit und tief sein soll, sich von Osten nach Westen hinzieht, auf 1 Kilom. Entfernung vom Salzsee aber durch eine Felsbarrière abgeschlossen wird. In derselben Richtung weiter gehend nach dem See zu stößt man dann sogleich auf eine Quelle von Süßwasser, welche einen kleinen, immer fließenden Faden von Wasser in den See giebt. Nach der Regenzeit soll, wie die mit den griechischen Poesien ganz unbekannten Eingeborenen sagen, das Wasser weiter aufwärts der Quelle aus dem Boden kommen, was allerdings darauf schließen läßt, daß die Quelle mit dem aus der Höhlung kommenden Wasser unterirdisch kommunizirt, und daher wohl der Glaube der Alten von dem Verschwinden und Wiedererscheinen des Lethon.

Von Bengasi verfolgte Rohlfs den Weg nach Cyrene an der Küste entlang — ein interessanter Zug, wenn Sturm und wolkenbruchartiger Regen ihn nicht so mühsam und beschwerlich gemacht hätten. Die zum Theil sehr üppige Vegetation auf fruchtbarem Boden gewährte dem Auge köstliche Bilder; die auf jedem Schritte sich findenden Ruinen führten die Gedanken in die Vorgeschichte des Landes. Zuweilen dienten sie auch praktischen Zwecken: vor dem entsetzlichen Wetter sich zu retten, durften die Reisenden es nicht verschmähen, in den steinernen Gräbern der Bürger früherer Jahrtausende ihr Nachtquartier aufzuschlagen und am andern Morgen eine wahrhafte leibliche Auferstehung zu feiern.

Die Gräber wurden um so zahlreicher, je mehr die Reisenden sich Cyrene näherten. Im hohen schluchtenreichen Küstengebirge auf mühsam in Stein gehauenen Wegen dahin ziehend, bewegte sich die Karawane mehrere Meilen weit zwischen den Grabstätten einer ungeheuren verschwundenen Bevölkerung hindurch. Man betrat eine Todtenstadt im wahrsten Sinne des Wortes.

Das ist Cyrene, einst die blühendste Kolonie der Griechen in Nordafrika. Man erwäge Folgendes: Den höchsten Grad der Blüthe erstieg die Stadt unter republikanischer Regierungsform. Zerwürfnisse veranlaßten die Bürger, an Plato das Ersuchen zu stellen, ihnen Gesetze zu geben. Plato lehnte ab, weil es ihnen zu gut ging. „Kein Mensch sei schwieriger zu regieren, als der, welcher sich einbilde, es gehe ihm gut, und Niemand sei leichter geneigt, sich leiten zu lassen, als der vom Schicksal gebeugte!" Alexander dem Großen, als er Zeus Ammon besuchte, unterwarfen die Cyrenäer sich freiwillig; sie sandten ihm kostbare Ge-

schenke. Im Jahre 96 ging Cyrene auf die Römer über. Noch unter Trochäus Regierung muß es eine ungeheure Stadt gewesen sein. Damals machten die jüdischen Bewohner einen großen Aufstand; sie ermordeten 200,000 Römer und Cyrenäer. Dadurch wurde allerdings der Verfall des Ortes herbeigeführt. Kunst und Wissenschaft waren damals noch in ruhmreichster Uebung. Eine Reihe der bedeutendsten Männer jener Zeit nannten Cyrene ihre Vaterstadt — gegenwärtig ist dieser Stolz des Alterthums nichts als eine Wüstenei, ein Ruinen-Haufen, eine Meilen umfassende Stätte für zertrümmerte Gräber — eine Todtenstadt.

Sollte dieser trostlose Zustand sich für immer eingenistet haben? Das wäre betrübend. Eine Landschaft, welche, wie die Cyrenaica, ihre von den Alten mit Schwärmerei gerühmte Fruchtbarkeit in gleicher Ueppigkeit bis heute bewahrt hat, während das sonstige Nordafrika so traurig zurückgegangen ist, kann den kultivirenden Bestrebungen unserer Zeit nicht mehr lange entzogen bleiben. Die Geographen, Carl Ritter an der Spitze, empfehlen das Land zur europäischen Kolonisation mit allen Ausdrücken des Bedauerns, daß nicht schon längst eine spekulative Seemacht sich der Sache angenommen hat. Eine europäische Kolonie an diesem Platze — sie müßte nur vorsorglicher eingerichtet werden, wie die von Ali Riza Pascha im Jahre 1869 gegründete — würde nicht allein bald selbständige Lebenskraft gewinnen, sondern auch eine wichtige Etappe für den Weg nach Binnen-Afrika werden. Rohlfs meint, wenn er nicht so entschieden gegen staatliche Kolonisation wäre, so würde er Oesterreich oder Italien zurufen: Erwerbt dieses Land und lenkt dorthin eure Auswanderung.

Im Weiteren durchzog Rohlfs einen Theil der libyschen Wüste. Die Nachricht, ein mächtiger König im Abendlande habe den Reisenden in das Sonnenland gesendet, war auch in die Oasen der Wüste gedrungen und sicherte Rohlfs eine respektvolle Aufnahme. Freilich erregte es Verwunderung und Enttäuschung, als der Gesandte des mächtigen Königs, statt mit königlichem Pompe, in der leichtesten Toilette, in leinenen Hosen, Hemde und Schlapphute bei den Tribus erschien. Man gewöhnte sich aber um so lieber daran, als Rohlfs mit meisterhafter Sprachkunde zu imponiren wußte. Nun sorgte man nicht allein für seine Sicherheit und, so weit thunlich, gute Verpflegung, man war ihm auch bei seinen Forschungen behülflich und bemühte sich sogar, ihm den Gebrauch seiner Zauber-Instrumente, wie die photographischen Apparate den Leuten erschienen, zu erleichtern. Jedenfalls hatte Rohlfs Ursache, sich über die offizielle Veranlassung seiner Reise zu freuen.

Bei dem Brunnen A'gela wurde die Karawane von einem Samumwind überfallen, wie Rohlfs ihn noch niemals erlebt hatte. In Einem Augenblicke war die Sonne den Blicken der Reisenden entzogen, und Alle fanden sich von einem feinen Staube, der heiß die Haut berührte, umflossen. Der Ueberfall geschah am 17. April Nachmittags, und der Gluth-Orkan hielt bis zum 20. incl. mit immer gleicher Heftigkeit an. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war so gering geworden, daß die Reisenden behaupten konnten, in absolut trockener Luft zu sein. Sie hatten bei vollkommener Unthätigkeit das Bedürfniß, ca. 12 Liter Wasser innerhalb 24 Stunden zu trinken; der Körper bedurfte also einer wässerigen Zufuhr, welche dem gewöhnlichen Blutquantum des Menschen gleichkam. Die ganze Feuchtigkeit des Menschen verdunstet bei dieser Trockenheit und muß fortwährend ersetzt werden, will der Mensch nicht an Austrocknung sterben. Daher ist leicht zu verstehen, wie Fußreisende in der Wüste während eines solchen Windes bei Wassermangel in einem halben Tage verdursten können. Die Dürre äußerte ihre Wirkung auch auf andere Gegenstände. Ein Elfenbein-Doppelglas borst auseinander, ein Spiegel sprang, durch das dahinter liegende Holz gezwungen, entzwei, alle Uhren standen still, die innersten Gemächer der Koffer waren von feinem Staube durchdrungen, und alle Eßwaaren wurden so mit Sand und Schmutz untermischt, als ob man sie absichtlich darin herumgezogen hätte.

Drei Tage in solchem Staubnebel waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten der Wüste. Ekel erregendes Wasser, tagelanger Ritt durch ein Sandmeer, stete Erinnerung an die Leichtigkeit, in diesen Einöden den Tod zu erleiden, hervorgerufen durch den Anblick der überall umherliegenden Gebeine Verunglückter. Doch fehlte es auch nicht an freudigen Ueberraschungen. Einst bestieg Rohlfs eine Düne, die den lagernden Reisenden die Aussicht versperrte. Rings um den Lagerplatz Einöde, die sich anscheinend endlos ausbreitete. Was konnte die Aussicht von der Düne herab gewähren? Und doch! Die Anstrengung des Steigens wurde durch einen entzückenden Anblick belohnt: dicht unter ihm lagen vor Rohlfs die lieblichsten Gärten, das saftigste Grün, ein kleines Paradies, eingerahmt von Oel- und Feigenbäumen und durchzogen von murmelnden, überall hin Segen spendenden Bächen. Hier wuchsen üppige Klee- und Kornfelder, dazwischen dichtlaubige Feigen, Aprikosen, Granaten und Oliven, hier war Frische und — Schatten! Rohlfs wagte es, in das Paradies einzutreten und hatte es nicht zu bereuen. Der erste Bewohner dieser Oase, den er antraf, rief ihm auf seinen Gruß vertraulich zurück: „Allah slemtik, grüß dich Gott! also du bist der Christ oder dessen Diener, den wir erwarten! Sei willkommen, und trinke zuerst aus unserem gesegneten Wasser!"

Es war der Ort Chamisa, wo unserem Reisenden eine so freundliche Aufnahme bereitet wurde. Er gehörte schon zur Gruppe der Ammons-Oase. Diese, d. h. der Hauptort Siuah, wurde dann nach einem weiteren Tagemarsche erreicht, und so befand sich denn Rohlfs an dem so lang ersehnten Ziele, auf dem geheimnißvollen Flecke, der die Ursache so vieler Opfer gewesen, an dem Orte, wo vor mehr als 2000 Jahren die Welt sich Raths erholte, und wo der größte Krieger seiner Zeit, Alexander, sich „Sohn des Zeus" anreden hörte!

Die Oase befindet sich in der großen nordafrikanischen Einsenkung, welche sich ohne Unterbrechung von der großen Syrte bis nach Aegypten hinzieht. Die Größe variirt sehr. Alle Reisenden weichen in den Angaben darüber von einander ab. Die Länge des fruchtbaren Terrains wird etwa 2½ deutsche Meilen betragen; die Breite läßt sich, ihrer außerordentlichen Verschiedenheit wegen, gar nicht bestimmen. Der Erdboden ist ursprünglich salzig; aber zahlreiche süße Quellen, etwa 30—40, haben ihn kulturfähig gemacht. Hauptresultat dieser Kultur sind gegen 300,000 Dattelpalmen, deren Früchte den ersten Handels- und Nahrungszweig der Bewohner bilden. Außerdem aber gedeihen Weinreben, Granaten, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen und Aepfel in üppiger Fülle.

Rohlfs erster Gang richtete sich nach den Tempel-Ruinen, die, wiewohl ihr theils äyptischer, theils griechischer Ursprung sich noch lange erkennbar halten wird, doch rasch dem gänzlichen Verfall entgegengehen. Sie sind zum großen Theil mit den Hütten der Eingeborenen bebaut, was weitere Forschungen fast unmöglich macht, da die Bewohner, im Ganzen jetzt zwar sehr zuvorkommend, gleichwohl auf die unverletzte Bewahrung ihres Eigenthums fanatisch eifersüchtig sind. So mußte sich auch Rohlfs mit oberflächlichen Durchsuchungen begnügen. Jedoch gelang es

ihm, den vor einiger Zeit dort aufgefundenen Marmor-Widder anzukaufen und in die Heimat zu senden. Derselbe ist jetzt in dem Berliner Museum aufgestellt. Auch über das von den Priestern im Tempel aufbewahrte Bildniß des Jupiter Ammon fand Rohlfs keine Aufklärung. In der wehmüthigen Stimmung, daß er zur Entdeckung des pikanten Geheimnisses Nichts hatte beitragen können, mußte er, nach mehr als einer Woche Aufenthalt in der Oase, seine Kameele satteln lassen, um nach Alexandrien weiter zu ziehen, wo er nach einem vierzehntägigen Marsche wohlbehalten ankam. G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Neue literarische Charakteristiken, von Julian Schmidt.***) Auch in dieser neuen Sammlung von Journal-Artikeln ist wieder viel erfreuliches zu finden. Mit großer Liebe ist die Charakteristik von Charles Dickens geschrieben. Sehr zu würdigen ist ein Wort Julian Schmidt's, das sich vor Allem unsere Schriftsteller als Mahnung sollten gelten lassen: „Er (Dickens) war dreiundzwanzig Jahre alt, als er seine „Skizzen" schrieb; seitdem ist er so in sein Schaffen aufgegangen, daß ihm zu sonstiger Arbeit keine Zeit blieb. Das würde weniger zu bedeuten haben bei einem ganz naiven Schaffen, aber bei Dickens blickt überall das Bestreben hervor, die Welt nicht blos zu unterhalten, sondern zu belehren. Unsere Zeit ist schwanger von großen und tiefen Gedanken, die man aber nicht flüchtig dem Schaume des Lebens abschöpfen kann: sie zu fassen und von ihnen mächtig bewegt zu werden, das erfordert eine ernste und schwere Arbeit." — Schmidt zieht vielfach Walter Scott zum Vergleich heran. Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dieser Mann ganz einzig dasteht, von seiner Charakteristik — und Charakteristik ist das Hauptziel jedes Romans, wenn er anders Poesie bleiben soll — hat Dickens keine Ahnung. Bei ihm sind die secundären poetischen Eigenschaften, das Talent zur Schilderung und der Witz, übermäßig entwickelt, und er verletzt ihnen zu Liebe fast immer die Gesetze der Schönheit und Wahrheit.

„Fernan Caballero und Alt-Spanien", sowie „Lamartine" repetiren Stellen aus der deutschen resp. französischen Literaturgeschichte, nur daß im ersten Aufsatze die bekannte conservative Romanschreiberin ausführlich besprochen wird. Für das nationale spanische Drama entwickelt Schmidt kein großes Verständniß. Wenn man es mit dem englischen in Bezug auf die Charakteristik vergleicht, muß es freilich bedeutend zurückstehen. Es ist aber eben die Frage, ob Charakteristik die Aufgabe auch des Dramas ist, da diese sich doch im Roman viel besser lösen läßt (welchem Schmidt auch sicher für unsere Zeit im Stillen den Vorzug giebt). Erkennt man an, daß das Drama mit der bloßen Charakteristik sich nicht zufrieden geben kann, wird man bald vielerlei entdecken, worin das spanische Theater wiederum dem englischen überlegen ist.

Es folgen dann eine Reihe kürzerer Artikel, bei Gelegenheit der neueren Ereignisse über französische Zustände und Dichter geschrieben. Vieles Richtige, aber auch vieles Falsche ist darin; beides zu scheiden, würde hier zu weit führen: es sei nur auf die fortwährende Vermischung von Moral und Aesthetik aufmerksam gemacht. Vortrefflich ist der Aufsatz über Heine. H. H.

*) Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit, von Julian Schmidt. Neue Folge. Leipzig, Duncker u. Humblodt.

— **Germania, eine vlamische Festhymne.***) Der Verfasser der vorliegenden, in einer Prachtausgabe gedruckten Festhymne, Herr J. Brouwers, ist Inspector des Elementarunterrichts in Löwen (Louvain) in Belgien, der Stadt der „katholischen Staatsuniversität", früher der Hauptsitz der durch ihre antideutschen Gesinnungen bekannten clericalen Partei des Landes. Die vorliegende, aus 41 zehnzeiligen Strophen bestehende Dichtung ist ein wahrhaft germanisches „Bruderlied", wie es der vlamische Dichter nennt, und feiert die Heldenthaten und die Triumphe der Deutschen in Frankreich als ebenso viele Siege der Humanität über die Barbarei, der Bildung über die Unwissenheit, der Wahrheit über die Lüge. Wir, als Deutsche, sind es so gewohnt Stimmen des Auslandes über uns in widerwärtigen, von blindem Haß und von dummer Selbstüberschätzung inspirirten Urtheilen absprechen zu hören, daß uns ein so brüderlicher, freudig die Vorzüge des deutschen Volkes anerkennender Ton fast mißtrauisch macht. Aber der Verfasser ist augenscheinlich ein schlichter, unbefangener Mann, der sich nur von seinem Gefühle und von dem Bewußtsein leiten läßt, daß sein eigenes Volk, das Volk von Südniederland, nur dann aus seiner gegenwärtigen, untergeordneten Stellung unter den Völkern Europas herausgerissen werden kann, wenn es sich von dem sittenlosen Einflusse des Franzosenthums losringt und mehr dem ihm verwandten deutschen Volke, deutscher Sitte und deutscher Wissenschaft anschließt. Wir lassen nachstehend die vorletzte Strophe seines Festgesanges folgen:

Laat nu de jubeltonen schallen,
Mijn broeders van den Rijn, van Elbe en Oderkant!
De Nederlander eerst van allen
Juicht mede in 't zegelied, dat losbarst door het land.
Waar 't edel bloed der groote vaderen
Van 't heilig Duitschland door de aderen
Heromstroomt van hun kroost, de trots van 't frissche Noord!
Omkranst uw hoofd nu met laurieren.
Laat hoog uw zegevanen zwieren!
De Fransche hydra viel; een duursam vreelicht gloort.

— **Die „Schlesischen Provinzialblätter** (Rübezahl)"**) fahren unter der geschickten Leitung des Herrn Th. Oelsner fort, das wissenschaftliche, politische und soziale Leben in der Provinz Schlesien wacker zu pflegen und zu fördern, wie sie es seit bereits fünfundsiebzig Jahren gethan haben. Jede der monatlich erscheinenden Nummern liefert durch Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts einen eklatanten Beweis von der Regsamkeit und Sorgsamkeit, von welcher die Redaktion des Blattes beseelt ist. An der Spitze der Hefte, gewissermaßen als Leitartikel, steht gewöhnlich die Biographie eines in Schlesien thätig gewesenen tüchtigen Mannes, und es ist vor Allem diese Einrichtung, welche dem Blatte den Anspruch verleiht, auch außerhalb der Gränzen Schlesiens Interesse zu finden; denn die Passow, Menzel, Suckow 2c., welchen hier durch Zeichnung ihrer Lebens- und Charakterbilder literarische Denkmale voll Liebe und Anerkennung errichtet werden, sie haben durch ihr wackeres Wirken für das gesammte Vaterland Bedeutung erlangt. Nicht minder beachtenswerth sind die im „Rübezahl" an die Oeffentlichkeit tretenden Forschungen in der Geschichte provinzieller Institutionen, der Kirche und Schule, alter schlesischer Geschlechter 2c. So finden

*) Germania, Broederzang van J. Brouwers, Inspector van lager staatsonderwijs etc. Leuven, 1871.

**) Breslau, Verlag von F. Gebhardi.

wir in einer der ersten Nummern dieses Jahres eine hübsche Skizze zur Geschichte der seit vier Jahrhunderten in Schlesien segensreich waltenden Familie von Zedlitz-Neukirch, und es ist gewiß nicht ohne allgemeines Interesse, wenn darin festgestellt wird, daß bei einem Zedlitz, im Schlosse zu Neukirch, dem Stammsitze der Familie, die erste evangelische Predigt in Schlesien gehalten worden ist. — Für linguistische Forschungen bietet Schlesien ein weites Feld, und der „Rübezahl" macht sich gern zum Dolmetsch ihrer Resultate. Schlesische Volkssitte — es giebt dort noch viel Ursprüngliches, Unbelecktes, Humoristisch-Gemüthliches — liefert dem „Rübezahl" manchen Gegenstand zu pikanten literarischen Genrebildchen. Für die provinzielle Kunst, Literatur, Wissenschaft, Gesetzgebung, Verwaltungs- und Rechtspflege ist das Blatt ein beredtes Organ, und wenn dasselbe sich der Pflicht nicht entziehen kann, zuweilen als Mundstück auch manches Klatsches zu dienen, so erhebt es sich andererseits auch wieder weit über das Niveau seiner ursprünglichen Zwecke, indem es den großen Angelegenheiten des Vaterlandes eine ernste, verständnißvolle Theilnahme widmet. Genug — wer den geistigen Pulsschlag einer so wichtigen Provinz, wie Schlesien, beobachten will, dem darf der „Rübezahl" auf das Beste empfohlen werden.

G. H.

— **Fritz Reuter in Finnland.** Das Novellikirjasto (Novellen-Bibliothek) vom Jahre 1870 enthält unter Anderem eine finnische Uebersetzung der „Franzosentid", betitelt Sotarnodelta 1813 (Aus dem Kriegsjahre 1813). Bei Erwähnung derselben sagt das von uns öfter erwähnte und benutzte Kuukauslehti: „Obgleich ganz unberechenbar viel von Reuter's köstlichen „Naivetäten", weil in den Eigenthümlichkeiten Niederdeutschlands und dem unnachahmlichen Reiz seiner Dialekte wurzelnd, selbst in der trefflichsten Uebersetzung verloren gehen muß: so bieten uns die Werke dieses Schriftstellers doch einen so reichen Schatz urwüchsigen Humors, daß sie auch den finnischen Leser immer fesseln, zumal wenn ihm eine wahrhaft wohlgerathene Uebersetzung, wie die gegenwärtige, vorliegt.*)

Literarischer Sprechsaal.

Ein Seitenstück zu dem, was die Herren Erckmann-Chatrian in ihrer neuesten französischen Dorfgeschichte: „Histoire d'un sous-maitre" vom deutschen Volksunterricht sagen, über welchen die beiden Pfalzburger wie der Blinde von der Farbe urtheilen, befindet sich in der Revue des deux Mondes vom 15. Juni. Ein Herr Albert Dumont bespricht darin, wie er bereits in dieser Revue vom 1. Juni gethan, die Zustände des Elsaß unter der deutschen Herrschaft und bezeichnet Alles, was die Letztere bisher gethan, um den öffentlichen Unterrichts zu heben und um der Entsittlichung des Volkes zu steuern, das leider durch die jahrhundertelange französische Herrschaft zu dem allgemeinen niederen Niveau der Bildung der romanischen Völker herabgesunken ist, als „preußische Propaganda." — „Europa", bemerkt Herr Dumont, „bewundert Deutschland freilich in diesem Augenblicke, aber welcher Geschichtsschreiber, der etwas vertrauter mit Deutschlands Vergangenheit, mit seinem Geiste und seinen Formen ist, möchte wohl im Hinblick auf das „Tüdeske" in diesem Volke, das sich durch die gröbsten Leidenschaften hinreißen läßt, im Hinblick auf seine Verblendung durch den Sieg, auf die Irrthümer, zu denen es durch seine Sophistik verführt wird — welcher Geschichtskenner möchte wohl behaupten, daß die Macht Deutschlands fortan auf einer festen dauerhaften Grundlage ruhe?" — Die Franzosen lassen es sich, wie man aus den Artikeln des Herrn Dumont sieht, angelegen sein, Alles, was die deutsche Regierung im Elsaß anordnet, genau zu beobachten und zu kontroliren. Ihre Hoffnung ist hauptsächlich darauf gerichtet, daß zwei der in Europa in allgemeinem Mißkredit stehenden Eigenschaften der preußischen inneren Verwaltung: der Büreaukratismus und der Pietismus, sehr bald auch in Elsaß und Deutschlothringen zur Erscheinung kommen werden und daß im Gegensatze zu denselben der Aufschwung der neuen französischen Republik den Neid der Elsasser und Lothringer erregen und sie zur Abschüttelung der deutschen Herrschaft aufmuntern werde.

In der „britischen Association zur Förderung der Wissenschaften", die ihre Jahresversammlung in Edinburg hält, kam am 3. August, in der Abtheilung für „Biologie", auch die Rede auf den sogenannten Spiritismus oder das Geisterklopfen. Der Berichterstatter, Herr Prof. Allen Thomson, sprach sein Bedauern darüber aus, daß in unserer Zeit der positiven Wissenschaft diese Verirrung des menschlichen Geistes auch in England so viele Anhänger habe finden können. Selbst einige Männer von anerkanntem Rufe in anderen wissenschaftlichen Fächern hätten es nicht verschmäht, ihre Namen herzugeben, um die Wahrheit der vorgeblichen spiritistischen Phänomene zu bezeugen, während doch für alle diejenigen, die von den Krankheiten des menschlichen Nervensystems nähere Kenntniß haben, durchaus nichts Wunderbares in jenen Erscheinungen erkennbar sei. „Es wird zwar von den Adepten des Spiritismus behauptet, daß wissenschaftliche Männer bisher stets vernachlässigt oder verschmäht haben, jene Phänomene mit Aufmerksamkeit und Ruhe zu prüfen, aber dies ist durchaus nicht wahr. Der älteren Berichte der französischen Akademie über die ganz analogen Phänomene des Mesmerismus nicht zu gedenken, steht es fest, daß auch in neuerer Zeit sehr viele Männer von großem wissenschaftlichen Rufe — ich nenne nur Faraday und Sharpey — Männer, die vollkommen competent zur Sache waren, den Erscheinungen des Spiritismus die geduldigsten und sorgfältigsten Untersuchungen gewidmet haben, und das Resultat derselben war stets — mochten sie nun sogenannte magnetische, phrenomagnetische, elektrobiologische, oder spiritistische Erscheinungen betreffen — eines und dasselbe: entweder die betreffenden Experimente hatten durchaus nicht die Ergebnisse, welche sie, nach den Behauptungen ihrer Anhänger, haben sollten, oder die Experimentatoren wurden als positive, schamlose Betrüger entlarvt .... Die Erfahrungen der letzten hundert Jahre lehren, daß es zu allen Zeiten eine gewisse Anzahl von Gemüthern giebt, welche geneigt sind, das Wunderbare und Außerordentliche dem Nationellen und Einleuchtenden vorzuziehen. Wir dürfen jedoch vertrauen, daß die größere Verbreitung der vollen Wissenschaft auch im Volke ein richtigeres Verständniß der fraglichen Erscheinungen herbeiführen und die Zahl derjenigen, die an das Unmögliche glauben, sehr reduziren werde."

---

*) Einsender bemerkt hierzu, daß unser Fritz Reuter auch in Ehstland und Livland selbst bei gebildeten National-Ehsten, die ihn im Originale verstehen, so beliebt geworden ist, wie nur irgend ein heimischer oder ausländischer Schriftsteller.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 21.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 2. September 1871. [№ 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Rom's Unrecht.

Die Katholisirung des arianischen Deutschlands. Das romanische Papstthum im Rassenkampf gegen das Germanenthum.

Daß es sich in dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 um eine endliche gründliche Auseinandersetzung zwischen zwei schroffen Gegensätzen, zwischen Germanismus und Romanismus, handelte, wurde jedem Einsichtigen klar, sobald das erste Kriegsgeschrei der französischen Presse die Welt alarmirt hatte. Ueber dem Erstaunen, welche die von da ab sich überstürzenden kriegerischen Ereignisse hervorriefen, übersah man aber gänzlich, daß gleichzeitig, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, ja im Bündnisse mit derselben, auch von anderer romanischer Seite ein noch weit ernsterer Angriff auf den Germanismus gewagt wurde, dessen man sich leider nicht so rasch und entschieden, wie der Chassepots und der Mitrailleusen, durch Wissenschaft, Vaterlandsliebe und persönliche muthige Hingebung erwehren konnte. Es war der Angriff Roms auf den germanischen Geist, ein Angriff, welcher, von langer Hand und mit ungewöhnlicher Offenheit vorbereitet, die zahlreichen gleichartigen Unternehmungen aus früherer Zeit vervollständigen und die vorausgesetzten Siege der französischen Waffen zum Vortheile des wankenden päpstlichen Stuhles ausnutzen sollte. Am 19. Juli 1870 wurde in Berlin die französische Kriegserklärung übergeben, vom 18. desselben Monats datiren die vatikanischen Dekrete über die Unfehlbarkeit und die Allgewalt des Papstes!

Auf diesen Zusammenhang der beiden verhängnißvollen Thatsachen macht mit dem ganzen Gewichte historischer Autorität Wolfgang Menzel in seinem Werke „Roms Unrecht"*) aufmerksam. Dies Werk, eine sehr zeitgemäße Lektüre, war vom Verfasser größtentheils bereits im Jahre 1869 niedergeschrieben und beruht auf der Beobachtung, daß das Tuilerien-Kabinet, wie mit aller Welt, so auch mit Rom intriguirte, um erstens dem Kaiser von Oesterreich die Hegemonie in Italien und die Schutzherrschaft über Rom zu entwinden, zweitens durch die Expedition nach Mexiko auch in der neuen Welt der romanischen Rasse ein neues Uebergewicht über die germanische zu geben, und drittens um durch die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen die Norddeutschen zu fanatisiren und einen Angriff Frankreichs auf Preußen vorzubereiten. Man konnte, sagt der Verf., an den Vorgängen in Rom leicht erkennen, daß uns Deutschen ein combinirter Angriff von Paris und Rom bevorstehe, welcher das eben in den Geburtswehen seiner Einigung liegende Deutschland in dieser Einigung stören, sie im Interesse des romanischen Westens und Südens verhindern sollte. Die Verbindung Frankreichs und Roms zu dem Zwecke, uns Deutsche nicht einig bleiben oder nicht wieder einig werden zu lassen, ist schon Jahrhunderte alt. Viel älter aber noch ist das Bestreben der römischen Bischöfe, das Germanenthum unter das Joch des Romanenthums zu beugen und den darin waltenden freien, selbständigen Geist im Interesse römischer Herrschsucht zu unterdrücken. Und leider haben sich zu allen Zeiten ausgezeichnete Persönlichkeiten germanischer Rasse zur Unterstützung solcher Bestrebungen gewinnen lassen.

Der erste derartige Angriff auf das Germanenthum geschah mit Hülfe jenes Bonifacius, welcher noch heute als Apostel der Deutschen bei uns in hohen geschichtlichen Ehren steht. Man begreift aber die besondere Verehrung, welche Bonifacius bei den Ultramontanen genießt, wenn man genauer betrachtet, welcher Art die Mission eigentlich war, die er mit so viel Eifer und Hingebung zu erfüllen sich bemühte. Es war im 4. Jahrhundert n. Chr., als die Deutschen das Christenthum bei den Griechen kennen lernten. Damals war unter diesen ein heftiger theologischer Streit ausgebrochen zwischen dem Bischof Arius von Antiochien und dem Bischof Athanasius von Alexandrien. Jener vertheidigte den ursprünglichen reinen Glauben an einen Gott, dieser wollte den einen Gott in drei Personen zerlegen. Das Concil von Nicäa entschied sich für das Dogma des Athanasius. Jedoch blieb der Lehre des Arius noch ein zahlreicher Anhang, und unter Anderen nahmen auch die deutschen Gothen, die damals in's oströmische oder griechische Reich einfielen, diese Lehre an und verwarfen das neue Dogma. Nach der Theilung des römischen Reiches durch Constantin den Großen gestalteten sich die Verhältnisse so, daß Constantius, dem die Osthälfte zu fiel, dem Arianismus anhing, um von Rom unabhängig zu bleiben, während Constans in seiner Westhälfte die Lehre des Athanasius beibehielt. Dem Arianismus blieben auch jene gothischen Stämme treu, namentlich die Westgothen, denen die Burgunder und Longobarden folgten, wogegen die Franken, aus politischen Gründen, welche dem Frankenkönige Clodwig ein inniges Anschließen an die römischen Bischöfe räthlich erscheinen ließen, das römisch-katholische Bekenntniß annahmen.

Es mag dahin gestellt bleiben, welches Bekenntniß in Deutschland obgesiegt haben würde, wenn das Christenthum sich ohne das Dazwischentreten des englischen Mönchs Winfried (Bonifacius) in der den ersten Anfängen folgenden Richtung unter den Deutschen frei hätte weiter entwickeln können. Wenn man bedenkt, daß die übrigen englischen und irischen Mönche, die mit Winfried über den Kanal kamen, um in Mittel-Europa die christliche Lehre zu verbreiten, dem einfachen Arianismus weit mehr zuneigten, als dem römischen Bekenntnisse, so darf man an-

*) Stuttgart, A. Kröner, 1871.

nehmen, daß sich in Deutschland, abgesehen von den Franken, von vornherein ein die römischen Aeußerlichkeiten und Sinnlichkeiten ausschließendes Christenthum heimisch gemacht haben würde. Bonifacius aber, verführt durch die politische Macht des Frankenkönigs und die Hoffnung, in Deutschland eine Glaubenseinheit herstellen zu können, durchkreuzte diese natürliche Entwickelung; er opferte sie einer in der Hauptsache politischen Idee, welche er mit all' seinem Geistesreichthum, seinem Eifer und seiner Apostel-Hingebung durchzuführen suchte. Sein Programm lautete: Politische Einheit aller Deutschen unter dem Geschlechte Pipin's, und kirchliche Einheit unter dem römischen Papste. In dieser doppelten Einheit sollte zugleich die romanische Rasse mit der germanischen unzertrennlich verbunden und gemischt werden, so zwar, daß das germanische Element im Staate, das romanische in der Kirche vorherrschen sollte.

Diesem Programm stellten sich wiederholte Bestrebungen zur Aufrichtung einer deutschen Nationalkirche entgegen. Aber die Politik des mächtigen fränkischen Königs war denselben nicht günstig; schon damals begannen jene Intriguen zwischen dem Frankenreiche und Rom, welche später, zufolge der galloromanischen Rassenverbindung mit geringen Unterbrechungen fortgesponnen, in dem ganzen nachfolgenden Jahrtausend einen so charakteristischen Zug bilden sollten. Das Resultat war die Katholisirung Deutschlands, welche freilich an heidnischen wie christlichen Stämmen nicht vollzogen werden konnte, ohne die frommen englischen und irischen Missionäre, sofern sie der Maßregel Widerstand leisteten, mit dem Fluche der Ketzerei zu beladen, den Gewissen Zwang anzuthun und die deutsche Sprache mit dem lateinischen Gottesdienste zu tyrannisiren.

Welche Rolle Bonifacius dabei spielte, ist bekannt. Aber er handelte in gutem Glauben und in der Erwartung, daß Rom dankbar sein könne. Das war eine arge Täuschung. Rom gewährte fortan ein allen christlichen Prinzipien so stark widersprechendes Schauspiel, daß, wenn das Christenthum nicht in sich selbst, in seinem innersten Kern eine unerstickbare, kultivirende Triebkraft hätte, es durch Rom, durch das päpstliche Rom sicher in den Untergang hinabgezogen worden wäre. Wie weit hatte sich das Papstthum in seinen Sitten schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens von den Einrichtungen, von der frommen, einfachen, der Liebe pflegenden Haltung der ersten Christengemeinden in Rom entfernt; wie bereitwillig hatte es, immer unter dem plausibelsten Vorwande, die alten Feste, lockeren Sitten, ja die Götterlehre der heidnischen Römer in die christliche Lehre eingeschoben, wie geschickt wußte es die christliche Form zu benutzen, um dieselbe mit dem angenehmeren heidnischen Inhalte zu füllen, und wie frech, mit welch' verderblichem Beispiel gestattete es sich, unter dem Gewande der Heiligkeit gegen jedes Gebot des erhabenen Religionsstifters zu sündigen, das Christenthum zu fälschen und durch solche Nachfolge den Wandel Christi zu verhöhnen, während es behauptete, Christi Stelle zu vertreten!

Gewiß, man darf es Wolfgang Menzel nicht verargen, wenn er dem gegenüber immer und immer wieder darlegt, daß die Germanen innerlich tüchtiger, reiner, frommer gewesen und geblieben sind, als die Romanen, in deren Mitte sich ein Papstthum solcher Art aufbauen und erhalten konnte. Mit ihrem Gemüthsreichthum hatten sie das Christenthum von vornherein fester und tiefer erfaßt, als die Romanen, und es wäre für den geistigen Zustand der Menschheit ein unermeßlicher Gewinn gewesen, wenn der Einfluß, welchen sie in der Zeit ihrer Uebermacht über die Romanen auf diese übten, ein dauernder hätte sein können, jener Einfluß, welcher noch jetzt in den Ueberresten der gothischen Kirchenbauten so schöne sichtbare Erinnerungen zeigt. Aber es gelang den Romanen, sich dieses wohlthätigen Einflusses zu entledigen. Das Heidenthum zog von neuem in das romanische Christenthum ein, die Renaissance verdrängte die Gothik, auf der Peterskirche in Rom durfte sich das Pantheon über dem Kirchenschiffe erheben; Papst Leo X. konnte sagen, er sei durch den Beschluß der unsterblichen Götter auf den heiligen Stuhl erhoben worden; die Kunst (Michel Angelo, Raphael und ihre Nachfolger) wurde angeleitet, das Heidenthum in Kirchen, geistlichen Palästen und Klöstern zu verherrlichen und fügte sich in zum Theil höchst cynischer und frivoler Weise; die italiänische Dichtkunst schloß sich derselben Richtung an, und mit dieser Rückkehr in die Zeiten der heidnischen Ueppigkeit gab das Papstthum das Beispiel einer sinnlichen Ungebundenheit, wie sie in den verrufensten Zeiten des römischen Kaiserthums nicht raffinirter aufgetreten war. Die gesammte katholische Kirche gerieth in die tiefste sittliche Verderbniß, mit welcher der darin herrschende Aberglauben und die verkehrtesten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen um die Palme stritten.

Was dabei aus dem Christenthum wurde, war die geringste Sorge der Päpste. Sie suchten zu genießen und zu herrschen, zu herrschen insbesondere über das deutsche Kaiserthum, das so keck war, noch an der Stiftung Karl's des Großen, an der zwischen Staat und Kirche gemeinsamen Ausübung der Weltherrschaft festhalten zu wollen. Das romanische Papstthum gab sich dabei völlig dem Rassenhaß und Rassenübermuth hin; es galt ja nicht allein, das deutsche Kaiserthum unter den Krummstab zu beugen, sondern das gesammte, gegen die päpstliche Heidenwirthschaft fort und fort reagirende Germanenthum zu unterjochen. Frankreich war dabei der stets bereitwillige Verbündete des Papstthums, weil es seiner Ländergier glückliche Befriedigung verschaffen konnte. Nicht minder ließ sich das Papstthum in seinem Kampfe gegen Deutschland bekannter Weise durch die der Kaisermacht widerstrebenden deutschen Fürsten unterstützen, indem es so das seitdem oft bewährte Mittel erfand, die ihm verhaßte und gefährliche Einheit Deutschlands zu hintertreiben.

In einem ganz besonderen Lichte erscheint sodann das hochgefeierte deutsche Kaiserhaus Habsburg, mit dessen Eintritt in die große deutsche Geschichte, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" endete. Es war keine deutsche Politik, mit welcher Rudolf von Habsburg die Richtung für sein Haus angab. Vergessen war die Schmach, welche das Papstthum im Bunde mit Frankreich dem letzten Hohenstaufen angethan, vergessen das Recht, für das die größten Kaiser gegen Rom gekämpft und gerungen hatten. Das Haus Habsburg nahm den Grundsatz an, unter dem Einflusse Roms zu herrschen. Das war fehlerhaft und verderblich. Zwar muß das Aufgeben der italiänischen Politik der Hohenstaufen als richtig anerkannt werden; die Politik aber gegenüber Rom hätte um jeden Preis festgehalten werden müssen. Als endlich die deutsche Gewissenhaftigkeit, der deutsche Ernst, die deutsche Religiosität in der Reformation das römische Joch abzuwerfen versuchte, war es das Haus Habsburg, welches durch die rohste Politik, dem Papstthum zu Liebe, dafür sorgte, daß die Bewegung auf halbem Wege stecken blieb. Diese Politik der Unterwürfigkeit gegen das Papstthum hat das Haus Habsburg und Habsburg-Lothringen, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die neueste Zeit fortgesetzt.

Wenn dies Alles dem deutschen Volke wohlbekannt ist, so erscheint es, zumal in einem so kritischen Zeitpunkte, wie der heutige ist, dringend nothwendig, immer wieder darauf hinzu-

weisen, was Deutschland Rom zu verdanken hat. Darin zwar geht, wie wir meinen, W. Menzel zu weit, wenn er erklärt, das Papstthum habe sein einziges und letztes Ziel, seinen Endzweck in der Unterjochung des Germanenthums erblickt, und lediglich Rassenhaß habe ihm das Verhalten gegen Deutschland eingeflößt. Nach unsrer Auffassung war diese Unterjochung viel mehr Mittel als Zweck, da Rom das Germanenthum als das einzige, aber lebensvollste und gefährlichste und daher nur durch allen Aufwand von Intrigue, Geduld und Streitbarkeit zu bewältigende Hinderniß zur Erlangung der päpstlichen Weltherrschaft betrachtete. Allein schon dieser Um-Umstand läßt es dankenswerth erscheinen, daß ernste Schriftsteller, wie W. Menzel, angesichts der Gefahren, welche wiederum von Rom über uns hereinbrechen, dem ewigen Feinde der germanischen Freiheitsliebe die Maske des Heiligthums vom Antlitz reißen.

Man hüte sich jedoch, W. Menzel unter die Förderer der oberflächlichen Tagesliteratur zu zählen, welche das kirchliche Leben als nothwendigen Bestandtheil unserer Gesellschafts-Verhältnisse negiren. W. Menzel ist gar eigenartig und macht gegen Vieles Front, das heute als groß und erhaben verehrt wird, während er wiederum mit dem Auge der Pietät Manches betrachtet, was argen Spott davon getragen hat. Es scheint, daß ihm die Rückkehr zu der Glaubensinnigkeit des Mittelalters und eine innige Verbindung zwischen Staat und Kirche nach der Idee Karl's des Großen, nur edler, redlicher, innerlicher, als das vom Germanenthum und vom Protestantismus zu erstrebende Ideal vorschwebt. Daher sein Bedauern über die Mißerfolge der romantischen Dichterschule, seine Anerkennung dessen, was unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Reaction gegen Unglauben und kirchlichen Indifferentismus geschah 2c. Andererseits schleudert er, wie er die Jesuiten, namentlich auch wegen ihres neuesten Werkes, der Dekrete vom 18. Juli 1870, mit unnachsichtiger Strenge vor den Richterstuhl der Geschichte fordert, seine Verurtheilung so Voltaire wegen des „écrasez l'infâme!" als Hegel wegen seines anspruchsvollen Pantheismus in das Grab nach. Nicht glimpflicher kommt Johannes Ronge hinweg, der als eitler Maulheld qualificirt wird. Der Josephinismus, der Nationalismus und der Liberalismus haben für ihn gleichen Werth, d. h. keinen.

Sehr treffend sind die Kapitel über Roms Vorgehen in der neuesten Zeit. Wenn hier gesagt wird, daß in der Encyclica und anderen Kundgebungen der Papst nebst den Jesuiten eigentlich mehr den Protestantismus und den Germanismus, als den Unglauben, habe bekämpfen wollen, so können wir uns damit eher einverstanden erklären, weil es sich für den Papst gegenwärtig nicht mehr um die unmöglich gewordene Erringung der Weltherrschaft handelt, die Curie sich vielmehr nur noch in der Defensive hauptsächlich gegen den vordringenden protestantischen Germanismus befindet. Frankreichs Regierung und die Curie waren auch jetzt wieder wie allezeit sehr natürliche Verbündete. Allein es ist bemerkenswerth, und man muß dies besonders betonen, daß die Curie mit ihrem jesuitischen und ultramontanen Anhange seit dem Fiasko, das ihr Verbündeter auf den Schlachtfeldern von 1870 machte, eine dem Bündnisse anscheinend wenig entsprechende, für Deutschland aber desto gefährlichere Taktik befolgt. Die Errichtung eines Hohenzollerschen deutschen Kaiserthums mußte für den Ultramontanismus ein ebenso schwerer Schlag sein wie für Frankreichs Größenwahn. Aber wandern die Ultramontanen etwa deshalb aus, wie die elsässer Franzosen? Keineswegs. Dem Jesuiten-Grundsatze folgend, daß man stets die Kräfte der tonangebenden Großmacht verwendbar machen müsse, wurde vielmehr durch die ultramontane Presse die Parole ausgegeben, man könne, ohne dem Prinzipe etwas zu vergeben, in corpore in das neue deutsche Reich eintreten, da, sofern sich Oesterreich Preußen wieder nähere, die ultramontane Partei unter den neuen Verhältnissen eine Verstärkung erhalten werde, so daß sich gerade auf deutschem Boden, den man bisher feindlich behandelt habe, durch eine deutsche Partei selbst für den Romanismus mehr ausrichten lasse, als je zuvor.

Daß diese Taktik ausgeführt wird, geht aus einer Menge von Thatsachen hervor, die wir nicht erst in Erinnerung zu bringen brauchen. Es entsteht nur die Frage, wie die Gefahr, die daraus für Deutschland erwächst, am besten beschworen werden kann, und wie auch der in Rom sein Hauptquartier haltende Feind des Germanismus, gleich dem jenseits der Vogesen, für immer unschädlich zu machen ist. Die Vollendung der deutschen Reformation ist hierzu das nächstliegende Mittel. W. Menzel bezeichnet die Germanisirung des Katholicismus als das Ziel, nach dem die Deutschen unter den gegenwärtigen Umständen hinsteuern sollten. Das ist ein viel zu allgemein ausgesprochenes Wort. Beschränken wir den Begriff auf die Errichtung einer deutschen Nationalkirche, und wir gewinnen die Aussicht auf ein vielleicht noch erreichbares Ziel, dem unser patriotischer Geschichtsschreiber seinerseits gewiß nicht abhold sein wird! In einer Nationalkirche wie im Kaiserthume geeint und auf diese Weise von allem unmittelbaren Zusammenhange mit Rom losgelöst, könnte sich Deutschland jenes Erbfeindes mit Leichtigkeit erwehren. Aber wir besorgen, es ist dazu schon zu spät; die deutschen Bischöfe hätten durch ein muthiges und rasches Vorgehen der Regierungen gewonnen werden sollen. Das ist nicht geschehen, die Bischöfe sind den Jesuiten verfallen, und Deutschland wird noch weiter schwer gegen Rom kämpfen müssen!

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Abr. Geiger: Das Mittelalter und das Judenthum.*)

Beim Beginn des dreizehnten Jahrhunderts begegnen wir sowohl im Katholizismus wie im Judenthum den ersten Spuren jenes Kampfes zwischen Glauben und Wissen, welcher seitdem das geistige Leben der Völker so mächtig bewegt und in unsern Tagen zumal mit einer Heftigkeit auflodert, die es uns zur Gewißheit bringt, daß auch die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend von diesem Gegensatz beherrscht wird. Die Scholastik hat aus sich die Tochter erzeugt, welche sich gegen die Mutter wandte. Die Philosophie, die Wissenschaft, anfangs ungelenk, unmündig und gar sehr der Pflege und der Führung bedürftig, hatte sich in den Schooß der Kirche geflüchtet und wurde freundlich aufgenommen; in den Klöstern, welche jetzt die Bollwerke der unversöhnlichen Feinde der Wissenschaft sind, in ihnen hat sie die Jahre der Kindheit verbracht; unter der sorgsamen Pflege der Mönche, welche ahnungslos ihre Feindin groß

*) Das Judenthum und seine Geschichte. III. Abth. Vom 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Nebst einem Anhang: Das Verhalten der Kirche gegen das Judenthum in der neuern Zeit. Ein zweites Wort an den evangelischen Oberkirchenrath. Von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Berlin. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch), 1871.

zogen, wuchs sie heran, und da ihre Kraft sich steigerte, begann sie sich unbehaglich zu fühlen in der dumpfen Klosterluft, in den lichtlosen Kirchen; sie sehnte sich nach freier Bewegung, sie glaubte sich der Obhut ihrer bisherigen Vormünder entwachsen und wollte ihre eigenen Wege gehen. Zuerst war es ihr selbst nicht bewußt, daß diese Wege aus der Kirche so weit herausführen, daß zurückzugehen nicht mehr möglich ist. Aber auch diese Erkenntniß fand sich rasch, und die jugendfrische Wissenschaft wußte sich auch damit auseinanderzusetzen. Indeß die Kirche war von vornherein nicht gewillt, ihren Pflegling frei ziehen zu lassen; sie hatte ihre Freude an ihm gehabt, da er, wie ein junges Kind, artig und folgsam hinter ihr hergegangen war; sie dachte mit etwas Strenge das ungeberdige Wesen zu bändigen, und da die leichten Strafen nichts fruchteten, so wurde sie immer rauher und grausamer, und so sehr wuchsen Haß und Verbitterung, daß sie, die sich auf getrennten Gebieten und in gegenseitiger Achtung ihrer Selbständigkeit recht gut hätten vertragen können, sich auf Leben und Tod befehdeten. Die Tochter war der Mutter über den Kopf gewachsen und vergaß aller Liebe, da sie noch immer wie ein Kind behandelt wurde.

Dieser Zwist entspann sich im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts, sowohl in der Kirche wie in der Synagoge; aber er hatte in der letztern leider nicht den günstigen Verlauf wie in der erstern. Als die sich mündig fühlende philosophische Erkenntniß der Zucht der Kirche sich entzog, als sie das Bewußtsein der Kraft gewonnen, auf selbst gebahntem Steg zu Gott vorzudringen, da machte wohl die Kirche allerhand Versuche, die störrige in die Schranken der Klostermauern zurückzuweisen, aber diese finstern Bestrebungen mißlangen, weil dem freien Geiste mannigfache Helfer erstanden. Die aufblühende Kultur hatte den Sinn für das Schöne geweckt, an den Höfen der Fürsten, auf den Burgen der Ritter, in den Sälen der großen und gewerbreichen Städte erklangen Lieder, welche andere Gefühle, als die religiösen, zum Ausdruck brachten; der Mannesmuth des Helden, die Zartheit und die Treue der Frauen, die glühende Wonne der glücklichen und die verschmachtende Entsagung der hoffnungslosen Liebe, sie waren die Objekte einer weltlichen Dichtung, welche das Gemüth in seinen Tiefen aufregte. Eine Poesie des Lebens erhob sich neben der Poesie des Glaubens; die Literatur des Heidenthums erwachte und stellte sich, die christlichen Schriftwerke überschattend, neben dieselben hin; der Staat war es müde geworden, die Fesseln der Geistlichkeit zu tragen; die Naturwissenschaft erhob ihr Haupt, und durch neue Erfindungen wurden die Menschen geschickt, neue Welten zu entdecken und die Reichthümer des Erdballs nach Europa zu tragen; alle diese Faktoren hingen scheinbar gar nicht oder nur schwach zusammen mit dem kirchlichen Leben: aber sie alle waren willige Helfer der freien Forschung, als diese von der Kirche bedrängt wurde. Deshalb gelangte sie zum theilweisen Siege. Die Reformation, die siegreiche Schlacht, welche die Religionsfreiheit gegen den starren, unbeugsamen Autoritätsglauben gewonnen hat, sie wurde entschieden durch die bereite Hülfe all' der oben erwähnten Mächte, welche sich in Schlachtordnung stellten gegen das alte Herkommen.

Anders war es im Judenthum. Maimonides war der Letzte gewesen, welcher naiv und unbefangen die Resultate der Philosophie und die Lehrsätze des Glaubens als gleichgewichtig und fast als sich völlig deckend hingestellt hatte; in seinem vielumfassenden Geiste wohnten Moses und Aristoteles friedlich neben einander, und wenn hin und wieder doch ein kleiner Streit entstand, nun so war Aristoteles bescheiden genug, nachzugeben, oder Moses drückte und drehte dem Philosophen zu Gefallen so lange an dem ursprünglichen Sinn seiner Worte, bis Alles stimmte.

Aber nach dem Tode Maimuni's begann der Streit; die philosophisch geschulten Köpfe wurden kühner in ihrer Speculation, energischer im Ausdruck ihrer Ueberzeugung; sie deckten sich mit dem großen Ansehen des Maimonides, wenn man sie der Abtrünnigkeit beschuldigte; und allerdings waren sie in seiner Schule erzogen; aber wie heutzutage Schleiermacher nicht selten von denen angerufen wird, die in Wahrheit weit über ihn hinaus sind, so ging es Maimuni. Sein Name diente zum Schilde von Bestrebungen, die nicht die seinen waren. Die Orthodoxen wurden dadurch nur um so mehr erbittert; erschreckt über die vermeintlichen Abwege, auf welche die Philosophie führt, erklärten sie dieser selbst und nicht nur ihren Ausschreitungen den Krieg; wie im Christenthum, so hier löste sich der Bund zwischen Glauben und Forschung; aber da diese in der Synagoge allein stand gegenüber dem alten Herkommen, so mußte sie das Feld räumen, und zur selben Zeit, wo die christliche Kirche neu und frisch sich aufschwang, wo sie gebadet im Thau, bestrahlt vom Morgenroth einer neuen Zeit sich verjüngte, gerieth das Judenthum immer tiefer in Verfall. Der Zustand desselben in diesen Jahrhunderten ist ein fortwährendes Siechthum; seine Geschichte ein Krankenbericht.

Es ist keine angenehme Aufgabe für den Historiker, eine solche Zeit zu beschreiben; zu nahe liegt die Gefahr, daß das Miasma derselben auch die Darstellung ansteckt. Herr Dr. Geiger, der gewandte Kanzelredner und Schriftsteller, ist, das brauchen wir kaum hinzuzufügen, ihr nicht unterlegen; er versteht es, wenn auch ein Hauch der Trauer und des matten Dahinwelkens seine Darstellung dieser Epoche durchweht, den trübseligen Gegenstand mit passenden oder geschickt verwebten Reflexionen zu umkleiden; selbst der lange Gang durch ein großes Krankenhaus wird unterhaltend in seiner Begleitung. So führt er uns bis zum Schluß des sechzehnten Jahrhunderts; das jüdische Mittelalter ist mit diesem Zeitpunkte noch nicht abgeschlossen; es dauert bis tief in's achtzehnte Jahrhundert hinein, bis zu Mendelssohn, dem großen Erwecker. Von welchem Geiste diese Vorlesungen beseelt sind, das wird deutlicher durch einige dem Werke selbst entnommene Sätze, als durch unsere Schilderung. Wir lassen deshalb ein Stück der Schlußvorlesung hier folgen:

„Wir sind an das Ende des Mittelalters gelangt; es wird nie wieder in das Leben eingeführt werden. Wir begreifen es, erkennen es, wie es nothwendig eintrat, wie es sich entwickelte und darstellte, aber wir wollen und können seine verblichene Herrlichkeit nicht wieder herstellen, wollen und können nicht in seinen Trümmern umherwandeln, um ängstlich die eine oder die andere zu wahren, während wir andere nothwendig entfernen müssen. Wie in dem Staatenleben nicht in einem Vertreter des alten mittelalterlichen Gedankens die Herrschaft des geeinten Vaterlandes heute gewonnen worden, vielmehr ein jugendlicher Staat sich zu dieser Aufgabe erhoben, der weniger an alten Erinnerungen zehrt, weniger im alten Glanze sich sonnt, aber ein rüstiges Streben in sich trägt, die alten geistigen Kräfte auffaßt, sie frisch belebt und danach umgestaltet, so darf auch der Geist sich nicht an die mittelalterlichen Formen anlehnen, sondern muß die Lebenskräfte aus denselben in sich aufnehmen, sie selbständig verarbeiten und zu neuen Gestaltungen verwirklichen. Ob es in andern Geistesrichtungen, in andern Religionen möglich ist, mit dem Mittelalter zu brechen und dennoch dieselbe Richtung, dieselbe Religion zu bleiben, das mag ihre Aufgabe sein, zu erwägen. Das Judenthum aber wird und muß mit dem Mittelalter seinen ernsten Kampf aufnehmen, um so mehr, weil es nicht

seine Wurzeln in dieser Zeit der Mitte hat, sondern sie hoch hinaufträgt in das graue Alterthum, weil ihm das ganze Mittelalter eine Zeit des Leidens und des Druckes war, von der es die Wundenmale noch an sich trägt, nicht bloß am Leibe, sondern auch am Geiste."

Und haben schon die Schlußsätze der Darstellung unseres Autors auf die Gegenwart hingewiesen, so führt uns der Anhang direkt in dieselbe hinein. Dieser Anhang, dessen umfassender Titel allerdings mehr erwarten läßt als der Verf. bietet, wendet sich hauptsächlich in scharfer Polemik gegen den Oberkirchenrath und die evangelische Kirchenzeitung, seine Satellitin, wegen des Erlasses dieser Behörde in Bezug auf den Uebertritt vom Christen- zum Judenthum. Herr Dr. Geiger geht mit den Herren scharf aber gerecht in's Gericht, und seine Ausführungen verdienten sehr an maßgebenden Orten beherzigt zu werden. Nur gegen zwei Punkte dieses Anhanges müssen wir uns wenden, weil der Verf. hier eine einseitige Befangenheit in seiner jüdischen Weltanschauung verräth, die wir dem freien Geiste dieses hochgebildeten Mannes nicht zugetraut hätten. Zuvörderst hat uns die Sprache, welche Herr Dr. Geiger nicht über den Oberkirchenrath, sondern über das Christenthum überhaupt führt, gewaltig Wunder genommen. Leugnen, daß das Christenthum der Menschheit eine Fülle von Bildungselementen zugeführt hat, heißt, unseres Dafürhaltens, die Sonne am hellen Tage leugnen. Und befremdet hat uns diese Aeußerung besonders im Munde eines jüdischen Theologen, denn sie wendet sich indirekt gegen das Judenthum selbst. Wenn man christlichen Judenhassern mit Recht entgegenrufen kann: was schimpft ihr so auf die Juden, da doch Jesus selbst ein solcher gewesen ist; so kann ebenso richtig dem Dr. Geiger entgegengehalten werden: was denkst Du so gering von der günstigen Wirkung des Christenthums, da es ja eine Tochter des Judenthums ist. Herr Dr. Geiger sagt: „Unsere moderne Bildung stellt sich dem unbefangenen Blick nicht als ein Produkt des Christenthums, der Kirche, dar; sie ist vielmehr eine im harten Widerstreite mit demselben errungene menschliche Geistesfrucht, die zur Blüthe gelangt ist und der Reife entgegengeht, indem sie die rauhen Stürme, mit welchen die Kirche sie unablässig bedroht, von sich abwehrt, sich vor ihnen zu schützen weiß. Diese Wahrheit mag Vielen hart klingen, allein sie ist erhärtet durch die geschichtlichen Thatsachen, vor denen sein Auge zu verschließen auf die Dauer nicht angeht. Die Uebertünchungen und Selbsttäuschungen müssen endlich schwinden, wenn das Licht der Wahrheit nicht mehr blenden als erhellen soll; die im unsichern Dämmerschein erhaltenen Vorstellungen müssen der vollen Klarheit weichen. Die Menschheit muß sich ermannen, sich aus dem schwächlichen Gehenlassen aufraffen, sie muß den bittern Heilkelch der Wahrheit ergreifen, um daran zu gesunden!" An diesen Worten ist so viel richtig, daß der Strom der modernen Bildung nicht ausschließlich aus dem Christenthum geflossen ist; aber schlagen wir nicht den offenkundigsten Thatsachen in's Gesicht, wenn wir die gewaltigen Impulse verleugnen, welche die Kunst, welche die Philosophie von der Kirche empfangen haben? Daß die nationale Beschränktheit durchbrochen worden ist, daß die ganze Menschheit als eine große Genossenschaft betrachtet wird, die segensreichen Begriffe der Humanität und des Weltbürgerthums, sie sind zuerst von den Propheten gefaßt und verkündet worden, aber Macht gewonnen über die Gemüther haben diese Ideen hauptsächlich durch die christliche Religion. Gerade ein jüdischer Theologe sollte am wenigsten die hohe geschichtliche Mission des Christenthums anfechten, weil er gegen sein eigen Fleisch und Blut sich wendet.

Und nicht minder auffällig waren uns die Angriffe Geiger's gegen die kleine wackere Schaar Berliner protestantischer Theologen, die unbekümmert um den Wind, der von oben weht, mannhaft für Geistesfreiheit eintreten und in der „Protestantischen Kirchenzeitung" ihr Organ haben. Christlichen Theologen es zu verargen, „daß sie die den Uebertritten zum Judenthum oft zu Grunde liegenden Motive verurtheilen", daß sie „in der Rückkehr von Jesus zu Moses eine großartige Finsterniß des Kopfes oder schlimme Verderbniß des Herzens finden", das ist doch ein starkes Stück; Jedermann merkt, daß Mose und Jesus hier für Judenthum und Christenthum gesetzt sind, nur Herr Dr. Geiger hält es für angebracht, darauf hinzuweisen, daß die Juden neben Mose noch der Propheten, der Psalmendichter sich rühmen können und rügt dann noch den „häßlichen Golgatha-Jargon". Denselben scharf tadelnden Ausdruck braucht der geehrte Herr Verfasser, wenn die „Protest. Kirchenzeitung", das Organ dieser freisinnigen Schaar, über den bekannten Protest der Berliner Gemeinde urtheilt, „daß in ihm mehr Christenthum stecke als in dem Erlaß des Oberkirchenraths". Auch in diesen unschuldigen Worten wittert der Verf. „häßlichen Kanzeljargon". Und doch hatte der Berliner Vorstand erklärt: „Wir hegen die Zuversicht, daß Jesus alle diejenigen, welche gehässig in seinem Namen auftreten, als falsche Jünger verleugnen werde." Von diesen Worten nimmt die Kirchenzeitung Akt und sagt, in dem Protest der Juden, welche Christi Religion als Lehre der Milde und Duldung auffassen, stecke mehr Christenthum, als in dem famosen Erlasse! Was ist da Schlimmes und Tadelnswerthes?

Wir haben die kleinen Schwächen dieser gründlichen Abfertigung nur deswegen so ausführlich besprochen, weil es uns leid thut, daß Dr. Geiger die treffliche Waffe seines Wortes durch derartige Nebenangriffe abstumpft. Trotz alledem ist, was der Herr Verf. hier gegen den Oberkirchenrath vorbringt, offenbar das Schlagendste und Umfassendste von Allem, was dagegen gesagt worden ist. Nicht nur seine Glaubensgenossen, sondern alle Freunde der Humanität müssen ihm hierfür dankbar sein.

England.

John Bull's deutsche Mythen im Jahre 1871.

Der alte ehrliche Just in „Minna von Barnhelm" genießt, sobald er die Augen schließt, im Traume das Vergnügen, den schuftigen Wirth, der seinem Herrn so schlecht mitgespielt, tüchtig durchzuprügeln, und wünscht sich, erwachend, mit einem tiefen Seufzer, der Wirth möchte in der Wirklichkeit nur erst die Hälfte der Schläge empfangen haben, die Just ihm im Traume bereits ausgetheilt hat.

Etwas von dieser Just-Stimmung scheint augenblicklich England in Bezug auf Deutschland zu empfinden. In Visionen und Träumen bereitet es ihm eine Fülle von Niederlagen und Demüthigungen in Erwartung der, wie es selbst gesteht, noch recht fernen Zeit, wo die Geister thatsächlich auf einander platzen werden. Das Traurige bei der Sache ist nur, daß durch solche Visionen die Wuth gegen den vermeintlichen Gegner sich mehr und mehr erhitzt und dadurch allein der wirkliche Ausbruch des Kampfes, wenn nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt werden kann.

In Nr. 30 dieser Blätter wurde bereits ein englisches Preß-

erzeugniß besprochen, das unter dem Titel: „Die Schlacht von Dorking", eine Schlacht des Jahres 1925 schildert, in der allerdings die Engländer die Deutschen besiegen, nachdem 50 Jahre zuvor, also 1875, das Umgekehrte stattgefunden. — Das letzte Juli-Heft von Mac Millan's Magazine bringt einen Aufsatz, der wörtlich folgenden Titel hat: „Der Ruhm" or the wreck of german unity. The Narrative of a Brandenburger Hauptmann. Der Zeitpunkt, wann diese Erzählung stattfindet, ist nicht genau angegeben, doch wird man aus der folgenden Inhalts-Angabe sich leicht darüber orientiren können.

Der Verf. trifft in Potsdam in der Nähe des dortigen Bahnhofes einen alten weißhaarigen Mann mit militärischer Haltung, in dem er sofort einen früheren Soldaten vermuthet, den er aber vergeblich zur Mittheilung seiner Erinnerungen zu bewegen sucht. Da kommt ein Enkel des alten Mannes zu diesem, etwas Glänzendes in der Hand, das er auf dem Boden eines alten Kastens gefunden hat. Der Knabe will wissen, was es zu bedeuten hat, der Alte erkennt das eiserne Kreuz vom Jahre 1870, und da zu gleicher Zeit eine Enkelin das alte, längst vergessene Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland" anstimmt, geräth der Alte in eine furchtbare Aufregung, und als diese sich etwas gelegt, läßt er sich bereit finden, dem Fremden seine Erlebnisse mitzutheilen. — Das eiserne Kreuz hat er an dem Tage erhalten, da der König Wilhelm sich in Versailles zum deutschen Kaiser machte. Er und Tausende mit ihm haben dies als den Anfang des Friedens begrüßt, der von Allen heiß ersehnt wurde, und dessen Sinnbilder auch bei dem Einzuge der Truppen in Berlin eine so große Rolle spielten. Sein Feldwebel Schmidt aber hat schon an jenem Tage zu ihm, dem Hauptmann, gesagt: „Ach, Herr Hauptmann, zum Teufel, der Ruhm steigt der Germania zu Kopfe."

Alles ging nun für eine Weile ganz glatt und friedlich von Statten, im Stillen aber „reiften die Dinge einer Pangermanischen Union zu". Eines Morgens wurde ganz ruhig verkündigt, daß Luxemburg von jetzt an einen Theil des deutschen Reiches bilde. Frankreich erhob eine klägliche Opposition dagegen, von welcher Bismarck keine Notiz nahm; England nahm eine ziemlich herausfordernde Haltung an, doch hatte es damit sein Bewenden, nachdem die Nationalzeitung von einer Occupation Helgolands etwas hatte verlauten lassen. Bald hieß es nun, ganz Holland sei eigentlich deutscher als Luxemburg, und Deutschland brauche eine gute Seeküste; außerdem wurde immerfort von den Deutschen gesprochen, die noch nicht zum deutschen Reiche gehören, z. B. die neun Millionen Deutschen im cisleithanischen Oesterreich, welche sich danach sehnten, dem deutschen Reiche einverleibt zu werden. Inzwischen wurde die militärische Organisation des Reiches mehr und mehr vervollkommnet; Moltke, obwohl schon sehr alt, stand noch immer an der Spitze, unterstützt von General Göben, der sich 1870 bei Amiens „ausgezeichnet haben sollte".

Gortschakof, des Kaisers von Rußland rechte Hand, war aber nicht umsonst mit Bismarck in den schattigen Alleen von Ems spazieren gegangen; in seines Herrn Namen begann er plötzlich einen Streit mit der Türkei; da das slavische Element in den von der Türkei abhängigen Ländern ziemlich stark vertreten war, so machte Rußland sich zum panslavistischen Schutzherrn und griff unter diesem Vorwande die Türkei an. Diese rief die Westmächte laut um Hülfe an, sich auf den Pariser Tractat stützend, leider aber gab es eine spätere Londoner Conferenz von 1871, welche den Westmächten gestattete, sich jenem nach dem Krimkriege geschlossenen Tractate zu entziehen. Frankreich war ohnehin immer noch nicht im Stande, in einen neuen Krieg zu gehen, und England, wo immer noch Gladstone Premier-Minister war, vermied den Kampf unter verschiedenen Vorwänden. Einige behaupteten um jene Zeit, Preußen habe ihm den Wink gegeben, sich passiv zu verhalten. Oesterreich aber konnte nicht aus dem Spiel bleiben, wenn es überhaupt fortfahren wollte zu existiren. Sein Minister Beust, ein klarer, aber nicht sehr scharfsinniger Kopf, hatte die Vollendung der deutschen Einheit als eine Nothwendigkeit hingenommen, ebenso den drohenden Verlust der neun Millionen Deutschen im cisleithanischen Oesterreich, und hatte von da an seine ganze Kraft darauf concentrirt, das slavische Ungarn mit dem Hause Habsburg zu versöhnen und zu verbinden. Nun aber war Ungarn durch Rußlands panslavistische Tendenzen bedroht, und Oesterreich mußte für seine jetzt nur noch fragmentarische Existenz kämpfen. Ich selbst, sagte der alte Hauptmann, gehörte damals zur Reserve und baute mein Feld in Frieden, sobald aber Oesterreich rüstete, erhielt ich meine Einberufungsordre und mußte an Feldwebel Schmidt's Aeußerung über „den Ruhm" denken. Es gab einen Auftritt zwischen dem österreichischen Gesandten in Berlin und Kaiser Wilhelm, und am nächsten Morgen erklärte das deutsche Reich den Krieg an Oesterreich. — Dieser Krieg währte länger als man anfangs erwartet hatte. Die Hauptschwierigkeit bereitete der hartnäckige Widerstand der Türken, und der alte Kaiser Wilhelm selber mußte bis nach Konstantinopel marschiren. Hier starb er nach kaum zweitägiger Krankheit, und wohl erinnere ich mich des gewaltigen Leichenzuges, der ihn in die Heimat zurückführte und wie trotz der allgemeinen Trauer „der Ruhm" in Jedermanns Munde war, gehörten doch nun die neun Millionen cisleithanischer Deutschen dem deutschen Kaiserreiche an. Hierauf zog Bismarck sich in's Privatleben zurück.

Kaiser Fritz glich nicht seinem Vater. Er war ein sehr liebenswürdiger Mann, aber er liebte es, die Zeit mit Frau und Kindern im Schloßgarten zuzubringen, anstatt Revüen abzuhalten; dennoch liebte auch er „den Ruhm", aber mehr in passiver Weise. Nach Bismarck's Rücktritt hatte die meiste Aussicht sein Nachfolger zu werden ein gewisser Buchner (sic), der schon zu Bismarck's Zeiten viel Einfluß besessen, Fritz und seine Frau und Blumenthal jedoch übertrugen die Abneigung, die sie gegen Bismarck gefühlt, auch auf Buchner, und so ward Georg von Bunsen Kanzler des deutschen Reiches.

Um diese Zeit entstanden Reibungen zwischen Rußland, das gern ganz Polen wiedergehabt hätte, und Deutschland, das die deutschredenden Bewohner der Ostsee-Provinzen als seine Staatsangehörigen reklamirte. Während in der Presse darüber hin- und hergestritten wurde, geschah es, daß England es für gut fand, eine Reihe neuer Mauerkappen um den Felsen von Helgoland aufzuführen; „der Ruhm" verlangte nun von Deutschland, diese kleinen Befestigungen, die England wieder herabzunehmen sich weigerte, als casus belli anzusehen. In England war um diese Zeit dem zu friedliebenden Gladstone der Minister Göschen als Premier gefolgt, der zwar von Geburt ein Deutscher, von Gesinnung aber ein Engländer war, und der das Ultimatum, das Kaiser Fritz ihm auf eigne Hand gesandt, die Herabnahme der Mauerkappen, mit einem entschiedenen „Nein" beantwortete. Obgleich nun der Kaiser das unbestrittene Recht der Kriegserklärung besaß, so war doch vorgeschrieben, die Zustimmung des Bundesrathes einzuholen. Diese aber, o Schrecken! wurde mit zwei Stimmen Majorität — versagt. Und zwar kam dies daher, weil der damalige König von Sachsen, Albert, der als Katholik in Baiern, Würtemberg und Cisleithanien sehr beliebt war, in aller Stille einen Südbund gegen Preußens ausschließliche Ober-

herrschaft organisirt hatte. Preußen war also gezwungen, auf eigene Hand den Krieg mit England zu beginnen.

Es folgt nun eine detaillirte Beschreibung der deutschen Vorbereitungen zum Seekriege, bei der man zwischen den Zeilen lesen kann, daß eben diese Art der Kriegführung uns ganz ungewohnt ist: der Admiral erscheint mit Sporen auf dem Schiffe und wird sofort seekrank, ebenso der größte Theil der Mannschaft; die meisten Schiffe sind nicht recht seetauglich. Ein geschicktes Manöver seitens der Engländer verführt die Deutschen zu dem Glauben, jene hätten ihre Haupt-Flotten-Macht nach der Ostsee dirigirt, so nähert sich denn die preußische Flotte, der „König Wilhelm" an der Spitze, getrost der englischen Küste. Hier herrscht ein furchtbar dichter Nebel, so dicht, daß wir, den Feind vor uns glaubend, eins der eigenen Schiffe in Grund und Boden bohren, während der Feind selbst sich immer noch fern hält. Inzwischen geht ein Schiff, das mit Torpedos beladen ist, in die Luft und reißt ein anderes mit in's Verderben, und als nun endlich wirklich die britische Flotte aus dem Nebel auftaucht, da, wie man leicht denken kann, macht sie mit den Resten der unsrigen kurzen Prozeß; nach heftigem, aber kurzem Kampfe verschwindet die deutsche Flagge vom „König Wilhelm", um dem Union Jack (der englischen Flagge) Platz zu machen.

Die englische Phantasie schwelgt noch eine Weile in ähnlichen siegestrunkenen Schilderungen; dann bricht der Erzähler plötzlich ab, er weiß nichts weiter zu berichten, da er mit 3000 verwundeten Gefangenen in's Hospital zu Greenwich geschafft worden. Er fügt nur noch hinzu, was er während seiner Gefangenschaft hauptsächlich aus englischen Zeitungen ersehen, daß in Folge dieses Mißgeschicks Hannover, Sachsen, Schleswig sich ganz von Preußen losgesagt haben, daß der Südbund sich gegen dasselbe organisirt, Rußland in Verbindung mit Dänemark und England Preußens Gränzen von allen Seiten überschreiten, daß Frankreich natürlich Elsaß und Lothringen wieder an sich gerissen (die half glad, half sorry sich von Deutschland trennen) kurz, daß eine vollständige Vernichtung alles bisher Geschaffenen eintrete, und Alles das hat niemand anders verschuldet, als — „der Ruhm".

Träume sind bedeutungslos, wird man sagen; dennoch haben sie meist eine Bedeutung: sie verrathen die Neigungen des Träumenden in charakteristischer Weise. — Möge England, das nüchterne im besten Sinne des Wortes, bald von diesen Träumen erwachen und statt uns die geballte Faust zu zeigen, herzlich die dargebotene Freundeshand schütteln — sind doch gerade die germanischen Nationen dazu berufen, der Welt zu zeigen, daß Friede, nicht Krieg die Losung der Zukunft sein muß und wird.

M. St.

Polen.

Polnische Vorlesungen über Dante

Der Genius ist seinem innersten Wesen nach Kosmopolit; daher nehmen an den Gaben der wahren Genies alle Völker gleichen Antheil, in welcher Nation der Genius auch erschienen sei. Je mehr die Weltliteratur, deren Herbeiführung auch diese Blätter miterstreben, eine Wahrheit geworden sein wird, desto mehr wird alles geistige Besitzthum, das eine Nation errungen hat, das Gemeingut aller werden, bis endlich und schließlich der große Gedanke einer wirklichen Völkerverbrüderung zur Wahrheit geworden, allen Bayonetten der Welt zum Trotze!

Dante, der „göttliche" Sänger, ist einer jener Genien, von denen wir eben sagten, daß sie den Stempel des Kosmopolitismus deutlich an sich tragen; alle Nationen haben ein gleiches Anrecht auf den Genuß, die Veredlung des Denkens, die das Studium seines erhabenen Werkes gewähren; einzelne Nationen aber wird es immer geben, die aus inneren Gründen ganz besondere Sympathieen mit dem Dichter wie mit seinem Werke fühlen, und so wie wir Deutschen uns Shakespeare ganz besonders zugeeignet haben, so scheint es, daß zu Dante die Polen eine vorzügliche Hinneigung empfinden. Erklärlich ist diese Erscheinung schon, wenn man bedenkt, daß politische Verfolgung und Verbannung vom Vaterlande mit all' ihren Bitterkeiten das Loos des großen Florentiners war, und daß unzählige der edelsten Polen von demselben Schicksale betroffen waren und sind. Dazu kommt, daß unter den Polen die katholische Kirche die gläubigsten und treuesten Söhne zählt, und wo fänden diese eine herrlichere Verklärung ihres Glaubens, als in der Göttlichen Komödie?

Allerdings ist es noch nicht lange her, daß die Polen in ihrer eigenen Sprache sich eingehend mit Dante beschäftigen können; doch ist ihnen auch hierzu jetzt Gelegenheit geboten, abgesehen von einer kürzlich erschienenen vollständigen Uebersetzung. Herr J. L. Kraszewski, ein durch seine wechselvollen Schicksale wie durch seine bedeutenden Leistungen auf verschiedenen Gebieten sehr bekannter polnischer Gelehrter, hat eine Reihe von Vorlesungen über Dante, die er im J. 1867 in Krakau und Lemberg gehalten hat, im Druck erscheinen lassen; sie liegen in einer deutschen Uebertragung*) vor uns, die im Verlage des Verfassers selbst in Dresden erschienen ist.

Mit großer Begeisterung und vollkommener Kenntniß seines Gegenstandes ausgerüstet, unternimmt es Hr. K., auch den Laien und den in Dante'scher Literatur gänzlich Unbewanderten in die wundervolle Dichtung einzuführen; und wie in einem erhabenen Dome, dessen Fülle und Pracht der Bilder und Gestalten uns anfangs den Sinn verwirren will, bis sich die Formen und Farben klären, so lernen wir an der Hand des kundigen Führers bald die großen Schönheiten des gewaltigen Baues verstehen und fühlen.

Hr. K. geht von der Ansicht aus, daß Dante, wie die größten Dichter aller Zeiten gethan, seinen Stoff nicht aus sich selbst genommen, „sondern ihn den Volkssagen und allgemein verbreiteten Legenden entnommen habe". — Dante's Anspruch auf „geistiges Eigenthum" wird wohl nur in den Augen Weniger durch diesen Nachweis leiden. Hr. K. sagt darüber S. 72:

„Wie in der körperlichen Welt, in dem Reiche der lebenden Wesen die Einen für die Andern Vorräthe zum Leben verarbeiten, wie z. B. die Pflanzen die durch sie verarbeiteten Säfte dem Thiere zur Nahrung bieten, so ist es ähnlich in der Welt des Gedankens; das Volk, als der einzige Schöpfer, bearbeitet unbewußt das Material für den Dichter. Von seinen Lippen nimmt der Genius den halb verarbeiteten Stoff, giebt ihm die Gestalt, in der fortan der Gedanke leben und krystallisirt bestehen soll."

Ueber die Quelle, aus der Dante geschöpft, sagt der Verf.:

„In der encyclopädischen Sammlung von Vincenz Bellovacensis, die Dante bestimmt gekannt hat, finden sich unter der Menge mittelalterlicher Sagen auch viele Geschichten von der Niedersteigung in die Hölle und den Visionen des Himmels.

*) Dante. Vorlesungen über die göttliche Komödie, gehalten in Krakau u. Lemberg 1867 von J. L. Kraszewski, deutsch von S. Bohdanowicz. Dresden, J. L. Kraszewski, 1870.

Die Bilder dieser geheimnißvollen Welt des Schreckens und des Grausens waren so erwünscht und beliebt, nahmen damals die Gemüther so in Anspruch, daß wir sie an den Wänden beinahe aller Kirchen und über den Thüren ihrer Eingänge finden. Zur Lebenszeit des Dichters wurde in Florenz öffentlich die Hölle mit ihren Martern und Qualen dargestellt...... Villani erzählt eine Geschichte über Clemens V., aus der man sehen kann, wie so sehr in jenem Jahrhunderte das Leben des Jenseits alle Gemüther beschäftigte, daß man sogar zur Zauberei die Zuflucht nahm, um den Vorhang zu heben. Der erwähnten Legenden über Hölle, Fegefeuer und Himmel giebt es bei Vincenz Bellovacensis in Fülle; sie sind verschiedenen Ursprungs, jüdischen, indischen, germanischen, irländischen und italiänischen. Einzelne zerstreute Züge aus ihnen haben Dante zu seiner Dichtung dienen können, aber keine von ihnen bildet ein ganzes vollständiges Bild. „Fast alle sind von dem satyrischen Geiste dieser Epoche durchdrungen, welcher durch Spott die Verderbtheit des Jahrhunderts zu beschämen und zu überwinden sich abmühte."

„Einige dieser Legenden sind in lateinischen Versen geschrieben, sie haben beinahe die Form der Dichtung des Dante. Aus den Sammlungen von Grimm und Schmeller kann man sich aber von ihrem geringen Werthe überzeugen. Oft ist der Hauptgedanke mächtiger als die gebrechliche Form und die Ausführung verlöscht seine Züge und verringert den Werth. Es sind Embryonen, zum Leben nicht reif."

„Um eine Vorstellung zu geben, was eigentlich die vordantischen Legenden waren, wollen wir eine von ihnen, die phantastereichste und am meisten entwickelte, von dem irländischen Ritter Tundalus nehmen."

„Tundalus war ein tapferer Soldat, aber das Lagerleben hatte ihn von Gott abgewendet. Einst bei Tische sitzend und sich zum Essen bereitend, entfiel ihm das Messer aus seiner Hand und er hatte kaum Zeit, seiner Frau zuzurufen: ich sterbe! und fiel leblos nieder. Die Hausgenossen eilten hinzu; das Weinen und der Lärm verbreiteten sich, man hielt ihn für todt und wollte ihn begraben, als man in der erstarrten Brust noch ein leises Schlagen des Herzens spürte. So lag er einige Stunden leblos, bis endlich erwacht, er die Vision zu erzählen anfing, die seine Seele gehabt hatte."

„Als sie aus dem Körper gegangen war, umgaben sie Massen von Teufeln, ein Spottlied singend und sich über ihren Raub freuend, knirschend mit den Zähnen und sich um ihn zerrend."

„In diesem Moment der Angst erschien ihm gleich einem Stern sein Schutzengel, den er um Rettung angerufen hatte. Der Engel zeigte ihm den Teufel, dessen Raub er geworden wäre ohne die Barmherzigkeit Gottes, und befahl, ihm zu folgen. Nun sahen sie Teufel, die die Seelen auf dem Feuer brieten, die bald zerschmolzen und wieder in's Leben kamen, um von Neuem zu leiden. Das waren Vater- und Brudermörder. Weiter führte ihn der Engel dahin, wo die Verräther und hinterlistigen Verbrecher abgestraft wurden: sie gingen auf einer Brücke über einen Fluß, dann vorüber an Höhlen voll verschiedener Dämonen in der Gestalt wilder Thiere und Riesen. Tundalus wurde gestraft mit einer kurzen Auslieferung diesen zum Raube, dann rettete ihn der Engel wieder und führte ihn weiter durch Seen, Berge und bodenlose Sümpfe. Hier sah er Diebe zum Tragen von schweren Lasten verurtheilt. Unterwegs ruhten sie im Gasthof beim Teufel Pristinus, der gewohnt war, seine Gäste in's Feuer zu werfen oder sie den Hunden und Würmern zum Fraß zu geben. Tundalus, nachdem er auch diese Stufe überstanden hat, gelangt zu einem gefrorenen See, in dessen Mitte ein ungeheures geflügeltes Unthier saß."

„Fast alle Martern, die Dante uns in seiner Hölle vorführt, finden sich auch in der Vision des Tundalus, den der Engel nachher in's Fegefeuer führt, welches mit einer Mauer umgeben ist, innerhalb welcher Winde und Stürme hausen, aber wo man auch schon einen Lichtschimmer zu bemerken anfängt. Endlich gelangen sie in den Himmel, der angefüllt ist mit Engeln und Glückseligen. Hier hört er Lieder von Engeln gesungen, die keine menschliche Stimme zu wiederholen vermag."

Unschwer wird man erkennen, daß Dante den Stoff zu seiner unsterblichen Dichtung dieser und vielleicht ähnlichen Legenden entnahm; ebenso wie Goethe den rohen Stoff der Faustsage auch dem Volksmunde entnahm; wer aber möchte nicht gerade diesen Beispielen gegenüber die Kraft des Genies bewundern, die dem anscheinend Formlosen und Unbedeutenden eine Seele einzuhauchen versteht, gerade wie der bildende Künstler den Marmorblock zum Leben erweckt. Wahrlich, gerade solche Beispiele sind geeignet, den Begriff des „geistigen Eigenthums" recht klar darzulegen, wenn diese Frage nicht schon durch Autorität wie durch Majorität im besten Sinne entschieden wäre.

Das Angeführte wird genügen, um die Aufmerksamkeit auf das in jeder Hinsicht verdienstliche Unternehmen des Herrn Kraszewski zu leiten. Wir können seine Vorlesungen sowohl als eine Einleitung zur Vertiefung in das große Gedicht, als zu einer Hülfe für das Gedächtniß nach der Lektüre derselben angelegentlich empfehlen.

M. St.

Ungarn.

Aus dem gesellschaftlichen Leben.*)

In einer Zeit, wo das Deutschthum eine Blüthe nach der anderen entfaltet, ist es von nicht geringer Wichtigkeit, eine Verschmelzung der Literaturen zwischen uns und den benachbarten Zungen aus allen Kräften zu fördern. Nicht allein soll der Unterhaltungsstoff von hüben und drüben durch den gegenseitigen Austausch angefrischt werden, sondern auch der Gesichtskreis eine wesentliche Erweiterung erfahren. Die italiänische Romantik, die polnische — die vor einigen Jahrzehnden sehr im Schwunge war — dann die schwedische und russische — der uns so vielfach verwandten englischen nicht zu gedenken — haben ihre glänzende Epoche auf dem deutschen Büchermarkt gefeiert. Ungarn und Böhmen verharren in schmollender Haltung. Aber auch hier gilt es, Eroberungen machen — was uns nicht gegeben wird, das nehmen wir. Und wahrlich der schöne, ritterliche und stolze Magyar ist eine Erscheinung, die nicht einmal des poetischen Aufputzes bedarf, um interessant zu sein. Ungarn hat seine Sprache, seine Sitten, seinen National-Charakter so eifersüchtig gehütet, daß es noch für ein Menschenalter hinaus und länger, eine Fundgrube eigenartiger Romantik bleiben wird.

Das oben angezeigte Buch über „Kunst und Politik" von Victor von Vajda, ist keine romantische, sondern eine umfassende kulturhistorische Arbeit, welche, bereits unter der Feder des

*) Művészet és Politika. Képek a Magyar Társadalomból, irta Vajda Viktor. (Kunst und Politik, Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben Ungarns von Victor von Vajda.) Pest, im Verlage von Bernard Felete. 1870. (VII u. 247 S. Preis 2 Florin.)

Uebersetzers, nächstens als deutsches Buch erscheinen wird. Es giebt kaum ein Interesse des Volkslebens, kaum eine Abtheilung desselben, welche der Verfasser nicht in ihrer Eigenart und Lebensrichtung beleuchtete und auf ihr geschichtliches Werden zurückführte. Die 14 Kapitel des Buches zerfallen in: I. Kunst und Politik. II. Schatten und Licht (Entwickelung der einstigen Kulturhöhe Ungarns, ihr Verfall und ihre Wiedergeburt). III. Die Aristokratie. IV. Gesellschaftliche Verhältnisse. V. Das Judenthum. VI. Die Zigeuner. (Kapitel III, V und VI behandeln die hervorstechendsten Typen des herrlichen Landes jenseits der Leitha.) VII. Die Presse. VIII. Kulturverhältnisse. IX. Strebungen und Wissenschaft. X. Draußen und drinnen. XI. Praktische Erfolge. XII. Die ungarische Bühne. XIII. Ungarische Musik. XIV. Die Bürgschaft unserer Zukunft.

Der Verfasser sagt uns, wie bedeutend die Bestrebungen für Bildung und Humanität unter den Königen aus dem Hause Arpad, ferner unter den Königen aus gemischtem Hause (nämlich aus Böhmen, Luxemburg, Anjou 2c.) namentlich unter Ludwig dem Großen waren, wie sie ihre Blüthe unter dem bewunderungswerthen Mathias Corvinus, aus dem Hause Hunyad, erreichten, um dann in den langen, blutigen Kämpfen der Türken und Oesterreich wieder tief herab zu sinken. Der Verfasser beleuchtet hier feinsinnig, aus welchen Gründen in Ungarn die Moralität, Kunst und Bildung, welche bereits so kräftig gediehen waren, so tief sinken mußten, indeß das gleichfalls unterdrückte Spanien bei den siegreichen Mauren (Arabern) gleichsam in die Lehre ging und von den Ueberwindern die Baukunst, Fechtkunst u. s. w. nebst vielfacher Industrie empfing. Durch sie wurde der spanische Volkscharakter höheren Prinzipien entgegengeführt. Aber die Sieger in Ungarn waren eine zusammengeraffte und zügellose Soldateska, die undisziplinirt genug schaltete und hauste, eine Söldner-Armee, in aller Herren Landen geworben.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Verfasser ein feuriger Ungar ist, wennschon er beklagt, daß seine Landsleute nur zu oft blind für ihr eignes Beste und gegen den wahren Aufschwung sind. So schließt das Buch mit Rathschlägen für die Zukunft.

Das trefflich ausgestattete Werk ist dem Grafen Széchenyi, einem Beschützer der Kunst, zugeeignet. E. v. D.

Italien.

Toskanische Volkslieder.*)

Seit das Gefühl nationaler Einheit in Italien so lebendig zur Geltung gekommen, seit das so mannigfach zerrissene Land sich als einiges, zusammengehöriges Ganze fühlt und immer mehr nach der Bethätigung dieses Gefühls strebt, hat auch das geistige Leben angefangen, sich nach allen Seiten hin frisch und fröhlich zu regen, und manche schöne Blüthen und Früchte zu zeitigen.

Eine der schönsten Blüthen des italiänischen Bodens, dieses Landes der Sonne, der Liebe und des Gesanges, sind diese lieblichen Toskanischen Volkslieder, von denen die dritte verbesserte und vermehrte Auflage vorliegt.

*) Canti Popolari Toscani, raccolti e annotati da Giuseppe Tigri. Terza edizione. Firenze, Barbera, 1869.

Der Herr Herausgeber betont es besonders stark, daß es hauptsächlich auch das Interesse für die Sprache gewesen ist, das ihn bewogen hat, diese, im reinsten Toskanisch gedichteten Lieder zu sammeln. Er hofft, daß sie zur Erfüllung des jetzt so sehr tief gefühlten Wunsches nach einem einheitlichen Idiom für das geeinte Italien nicht am wenigsten beitragen werden. Bei den Bewohnern des herrlichen Toskana hat sich das reine Italiänisch am treuesten erhalten; das reine und schöne Italiänisch, das mit der Wiederbelebung von Kunst und Literatur von den klassischen Dichtern geschaffen ward. An den entlegensten Plätzen, die am wenigsten von fremden Einflüssen berührt wurden, wie der Apennin mit seinen Bergen und Thälern, erhielt sich das Kleinod der Sprache in Wort und Lied am unverletztesten. Die Worte und Wendungen dieser Volkspoesie entsprechen oft genau den schönsten Bildern der ersten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Auch an direkten Anklängen, welche beweisen, daß Dante, Petrarca, La Gerusalemme, Orlando, dem Volke nicht fremd geblieben, fehlt es nicht in diesen Liedern.

Der Herr Herausgeber meint mit Recht, es werde besonders bei den Philologen kein geringes Interesse erregen, aus dieser Sammlung zu erkennen, wieviel von der Sprache und der Poesie des dreizehnten Jahrhunderts noch in ihrer ursprünglichen Frische im Munde der Landleute von Toskana lebt.

Die Liebe bildet das einzige Thema dieser Lieder. Doch selbst da, wo die tiefste Gluth darin athmet, bewahren sie doch stets einen Grundzug der Ehrenhaftigkeit, der Verschämtheit, des Anstandes, der Achtung vor der Autorität des Hauses:

„Bella, bellina, ti vorrei amare,
Domandane a tua mamma se lè vuole.“
(„Schöne, o Schönste, wie möcht' ich dich lieben,
Frag' deine Mutter, ob sie es gestatte.“)

„Quando passi di qui, passa ci onesta,
Chè la gente non dica che ci amiamo.“
(„Wenn du vorbeikommst, o so gehe sittsam,
Auf daß die Welt nicht sag', daß wir uns lieben.“)

„Non dica mi te che n' uscite fuora,
Perchè la notte non è cosa onesta.“
(„Sag' nimmer, Liebchen, daß hinaus du gehest,
Denn in der Nacht, weißt du, ist es nicht sittsam.“)

Die reinste Verehrung und Hingebung für die Geliebte belebt diese Lieder; sie wird mit Allem Schönen verglichen, das das Auge des Liebenden je erblickte:

„E ogni fiumicello ch'acqua mena,
Per veni a veder voi si ferma e tace.“
(„Jedes Bächlein, das sein Wasser fortrollt, hält still und schweigt, um dich zu sehen.“)

„Il sol si ferma, e si mette, a ascolt are.“
(„Die Sonne steht still und lauscht dir.“)

„Quando passate voi, l'aria s'inchina.“
(„Wenn du vorbeigehst, neigt sich die Luft.“)

„Tutte le stelle a voi fanno carezze.“
(„Alle Sterne umschmeicheln dich.“)

„Dove levate il piè, l'erba fiorisce.“
(„Wo dein Fuß sich hebt, da erblüht das Gras.“)

Ist der Liebende fern von ihr, so sendet er seinem Mädchen poetische Briefe voll der anmuthigsten Bilder, in den lieblichsten Rhythmen, meist in Oktaven, und sie antwortet ebenso. Sie senden sich die heißesten Seufzer, bitten die Sterne, dem Lieb die Grüße

auszurichten; ein günstiger Wind soll ihre Wünsche forttragen; Schwalbe oder Taube werden gebeten, im Fluge zu verweilen, damit der Entfernte mit einer Feder aus ihrem schönen Flügel seinen Brief an den Geliebten schreiben kann:

„Colomba che nel poggio sei volata
Colomba che nel sasso hai fatto'l nido,
Dammi una penna della tua bell' ala,
Chè scriver vo' una lettera al mio fido;
E quando l'avrò scritta e fatta bella,
Ti renderò la penna, o colombella;
E quando l'avrò scritta e sigillata,
Ti renderò la penna innamorata." *)

Die Lieder sind ihrem Hauptinhalt nach in Rubriken eingetheilt. Die ersten feiern den Gesang selbst; dann folgen die, welche die Güte und Schönheit der Liebsten und des Geliebten preisen; glückliche und unglückliche Liebe wird besungen, Eifersucht, Zorn, Versöhnung, kurz Alles, was irgend ein Ereigniß im Liebesleben bilden kann, bietet Stoff zum Liede, denn in Italien auf dem Lande singt Alles, das alte Mütterchen im Hause, die Jugend draußen bei der Arbeit.

So erbten diese Lieder fort von Generation zu Generation, und noch jetzt entsteht manch reizendes Liebeslied in dieser liederkundigen, sangeslustigen Bevölkerung. Der Tag genügt auch nicht für Alles, was man sich zu sagen hat, und noch in tiefer Nacht ertönen die rührendsten Serenaden, die oft so zart hingehaucht sind, daß der Dichter sie Liebesseufzer nennt:

„Vorrei che la finestra omai s'aprisse,
Vorrei che la mia bene s'affacciasse,
E un sospira d'amore le gradisse."
(„O wollte sich doch jetzt das Fenster öffnen,
O wollte jetzt sich doch mein Liebchen zeigen
Und meinem Liebesseufzer liebreich lauschen.")

Die Italiäner haben alle Ursache, Herrn Tigri dankbar zu sein, der ihnen diese reizenden Lieder gesammelt vorgelegt und sie mit einer belehrenden Einleitung und mit interessanten Anmerkungen versehen hat. Auch außerhalb Italiens wird die Sammlung sicher mit Anerkennung aufgenommen werden, denn sie enthält eine große Anzahl volksthümlicher Gedichte in der ganzen unbewußten Lieblichkeit echter Volkslieder, voll der reinsten, wärmsten, unmittelbaren Empfindung, die sich in bezaubernder Naivetät in der einfachsten, ergreifendsten Weise ausspricht. Jeder Gedanke ist wahr, jedes Bild lieblich und natürlich; die weiche, herrliche Sprache bewegt sich im harmonischen Rhythmus und nimmt jedes Ohr gefangen. Zum Schluß nur einige ganz kleine Proben, die mitten herausgerissen sind aus dem reichen Schatze:

„Credevo che l'amor fosse un bel giuoco,
Quando l'incominciai a praticare;
M'è riuscito una fiamma di fuoco,
Che non la spegneria l'acqua del mare."
(„Ich glaubte, Liebe sei ein süßes Spiel,
Da hold ihr erster Strahl in's Herz mir fiel;
Nun loht sie auf in wilder Flammengluth,
Die nimmer löscht des Oceanes Fluth.")

*) O, Taube, die du hin zum Hügel flogest,
Dein Nestchen bautest du am stein'gen Platze,
Gieb mir 'ne Feder aus dem schönen Fittig,
Denn schreiben will ich meinem einz'gen Schatze;
Und wenn ich meinen Brief dann schön vollendet,
Und ihn versiegelt, dann zurückgesendet,
O Täubchen, sei dankerfüllt die Feder dir,
Die trunken nun ist von Liebe, — ach gleich mir.

„Io di saluti ve ne mando mille,
Quante sono nel ciel minute stelle,
Quante d'acqua ne' fiumi sono stille,
E quanti pesci son nell' onde belle,
Quante dentra l'inferno son faville,
E di grano nel mondo son granelle,
E quante primavera foglie adorna,
Che si vaga e gentile a noi ritorna."
(„So viele tausend Grüße ich dir sende,
Als kleine Stern' am Himmel funkeln helle,
Als Tropfen fließen in dem Strom behende,
Als Fischlein spielen in der Meereswelle,
Als Körner hält der Aehren Zahl ohn' Ende,
So viel als Funken sprühen in der Hölle,
So viel als frisches Laub der Frühling spendet,
Der lieb und hold zu uns sich wieder wendet.")

Es ist unmöglich, den Schmelz der italiänischen, den naiven Zauber dieser Volkslieder, in der Uebersetzung wieder zu geben; sie soll auch nur dazu dienen, den Inhalt für die Leser, denen die Sprache des Originals nicht ganz geläufig ist, leichter faßlich zu machen.

M. B.

Kleine literarische Revue.

— **Das Bundes-Gesetz, betreffend das Urheberrecht** an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken, vom 11. Juni 1870, hat eine Fülle von Fragen juridischer Natur über seine Anwendung hervorgerufen. Die wenigen Paragraphen, aus welchen dasselbe besteht, lassen an ihrer Front nicht sogleich erkennen, welche überaus große Tragweite besonders diejenigen von ihnen besitzen, aus welchen der Begriff und der Umfang des Urheberrechts sich bestimmen. Ohne Commentar wird der Autor und der Verleger eines Schriftwerks ꝛc. auf ein mit diesem Gesetze im Zusammenhang stehendes Rechtsgeschäft nicht füglich eingehen können, und selbst der Richter, dem die Aufgabe entgegentritt, Rechtsfälle mit Hülfe des Gesetzes zu lösen, wird, auch wenn ihm die Theorie dieser schwierigen Rechts-Materie geläufig sein sollte, gern bei einem wohlbewanderten praktischen Führer zur sicheren Orientirung anfragen wollen. In diesem Sinne bietet die von Dr. W. Endemann, Professor und Ober-Appellationsgerichts-Rath in Jena, Mitglied des Reichstags, unternommene Bearbeitung des Gesetzes*) eine reiche Quelle des Raths und der Belehrung dar. Eine erschöpfende und zugleich systematisch begründende Darstellung des schwierigen Stoffes konnte zur Zeit nicht erzielt werden. Das Gesetz widerstrebt einer solchen sich abrundenden juristischen Konstruktion. Das erreichbare Ziel konnte nur sein, durch erläuternde und ergänzende Ausführungen die praktische Brauchbarkeit des Gesetzes, dessen Schwächen dem Verfasser übrigens nicht gering erscheinen, zu fördern. Hiermit ist vorläufig genug geschehen, und wir meinen, daß bis dahin, wo die richterliche Praxis in der Rechtsprechung selbst die Grundsätze für die Anwendung des Gesetzes feststellen wird, der Endemannsche Commentar den Betheiligten die nützlichsten Dienste zu leisten geeignet ist.

*) Mit den Verträgen zum Schutz des geistigen Eigenthums zwischen Deutschland und Italien, der Schweiz, England, Frankreich und Belgien. Berlin, Fr. Kortkampf. (Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte.) 1871.

— **Albert Möser an Gneisenau's Enkel.***) Die Bewunderung der bezaubernd schönen, schwunghaften Sprache ist freilich die stärkste Empfindung nach dem Durchlesen dieses Todtenopfers, aber doch mit dem Geständniß gepaart, daß der Inhalt der edlen Form nicht unwerth. Der Dichter betrauert den gefallenen Zögling und Freund, den Enkel des Helden, in würdiger Weise. Er führt sein kurzes, aber reiches Leben in großen Zügen vorüber; dem Schmerz, den die Trauerkunde ihm erregt, entquillt das der Erinnerung geweihte Lied. Er zeigt, wie der muthige Jüngling, von der Liebe zum Vaterlande begeistert, sich den Kämpferschaaren anschließt, wie er „wetternd" auf die Feinde einsprengt, sich in das dichteste Gewühl der männermordenden Feldschlacht stürzt, und zum Tode getroffen vom Feinde mit fortgeschleppt wird; wie Fieberphantasieen ihm Bilder der Heimat vorzaubern; wie er im öden Bretterhause das Haupt, „das edel-schöne", im Tode neigt; wie er vom Feind in kühler Gruft gebettet worden, „doch wo Du ruhst, vermag kein Mund zu sagen."

Dann erinnert der Dichter daran, daß der Jüngling in dem kurzen Leben überreich das Gute genossen, das der Himmel Sterblichen spendet; daß er innigstes Verständniß für alles Schöne, das Natur und Kunst bieten, gehabt; daß er die Macht der Liebe, der Freundschaft erfahren; daß er durch diesen frühen Tod der Gefahr entrückt, seine Ideale schwinden zu sehen, vielleicht sich selbst untreu zu werden. — Die Canzone schließt mit einem wehmüthig verhallenden Mollaccord des Schmerzes, den der ältere Freund über den vor ihm dahingegangenen jüngern empfindet. Das ist die einzige Ausstellung, die wir uns an diesem Erzeugniß der edlen Muse Albert Mösers erlauben möchten, eines Dichters, der jedenfalls zu den bedeutendsten unserer jungen Lyriker zählt. Ein Schluß, in dem die begeisterte Liebe zum herrlich erstandenen Vaterlande sich über jeden noch so tief empfundenen Verlust des Einzelnen erhöbe, würde dem Ganzen eine höhere Weihe verliehen haben. Eine Zeit, wie die unsere, in der alle Herzen höher schlagen, gestattet es dem Dichter nicht, Kosmopolit zu sein. M. B.

— **Deutsch-Ungarisches.****) Mit vollem Rechte dürfen die unter obigem Titel veröffentlichten Erzählungen ein höheres Interesse beanspruchen, als man im Allgemeinen dieser Gattung von Erzeugnissen unserer Literatur entgegenzubringen pflegt. Der durch seine Uebersetzungen ungarischer Volkslieder bereits rühmlich bekannte Verfasser, ein gründlicher Kenner des ungarischen Volkslebens, behandelt darin die Beziehungen verschiedener Nationalitäten zu einander und verweilt namentlich eingehend und in geschickter Weise bei den Berührungspunkten zwischen dem deutschen und magyarischen Elemente. Ebenso ist mit Verständniß und Vorliebe das Leben der jüdischen Bevölkerung Ungarns und deren Verkehr mit den andern Nationalitäten in poetischer Weise geschildert, wenn auch nicht in scharfen Strichen und vollen Farben ausgeführt. Bei der hohen Wichtigkeit, welche die Entwickelung des Nationalitäts-Prinzips in Oesterreich für ganz Europa und in verstärktem Maße für Deutschland erlangt hat, bei der Spannung, mit welcher wir auf die Stellung blicken, welche die verschiedenen Völkerschaften der österreichisch-ungarischen Monarchie zu einander und zu der Regierung einnehmen und einnehmen werden, ist eine solche Stimme aus Ungarn selbst sehr wohl zu beachten. Sehen wir vom kulturhistorischen Standpunkt ab und fassen die Erzählungen als solche ins Auge, so dürften sie nicht ungetheilt und durchgängig die Ansprüche befriedigen, welche eine strenge Kritik zu stellen berechtigt ist, sie sind jedoch so eigenartig, daß für sie eben ein eigenartiger Maßstab angelegt werden muß. Als die gelungensten Erzählungen empfehlen wir „Lied und Leid", „Das Malerhaus" und „Ein Traum", als beachtenswerthe Sitten- und Chakterschilderung das ganze Buch. J. H.

*) Todtenopfer. Gneisenau's Enkel, dem Grafen Lothar von Hohenthal, zum Gedächtniß. Canzone von Albert Möser. Halle, Barthel, 1870.

**) Von Adolf Dux. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest und Leipzig, 1871.

— **„Hochgeboren"**, Roman von E. v. Dincklage*) wird Anfang des Herbstes in ungarischer Uebersetzung, unter dem Titel: Egy rút leány története (Geschichte eines häßlichen Mädchens) bei Ludwig Aigner in Pest erscheinen. Graf Teleky und Herr Szephalvdy übersetzten die Erzählung, die in eleganter Ausstattung dem Publikum geboten wird. Mehrere ungarische Blätter sprachen sich anerkennend über „Hochgeboren" aus, schon beim Erscheinen des Buches widmete ihm der jetzt eingegangene „Szasadunk" eine längere Besprechung, eine der letzten Nummern des „Figyelö" macht auf die Uebersetzung aufmerksam.

— **„Deutschlands Feldpost."****) Herr Emil König, ein durch die Herausgabe der Zeitschrift „Norddeutsche Post" (jetzt „Deutsche Post") bekannter, ehemaliger Postbeamter, hat unter diesem Titel ein Schriftchen herausgegeben, das den Leistungen der preußisch-deutschen Feldpost während des Krieges von 1870—71 gewidmet ist. Diese bereits von vielen Seiten gewürdigten und anerkannten Leistungen verdienten in der That, statistisch und historisch an einander gereiht und, als praktisches Vorbild für die Zukunft, in einem größeren Werke dargestellt zu werden. Die gegenwärtige kleine Schrift, die mit einem kurzen Rückblick auf das preußische Feldpostwesen früherer Zeit einen mit vielen Anekdoten gewürzten Bericht über die Organisation der Feldpost von 1870 bis 71 verbindet, ist eine anspruchslose Vorarbeit, die gewiß ein zahlreiches Publikum finden und unterhalten wird.

Literarischer Sprechsaal.

Eine in unserer heutigen Nummer besprochene historische Schrift Wolfgang Menzel's „Roms Unrecht" giebt uns Gelegenheit, auf die unheilige Allianz hinzuweisen, welche Frankreichs republikanische Regierung, zur Ausführung ihrer Rachepläne gegen Deutschland, mit dem Ultramontanismus einerseits und mit der Sozialdemokratie andererseits im Schilde führt. Ein anderer deutscher Literarhistoriker, Dr. Johann Scherr, der in neuerer Zeit, als Universitätslehrer in Zürich, in sehr ehrenwerther Weise für die Sache der Deutschen aufgetreten ist, spricht denselben Gedanken folgendermaßen in einem von deutschen Blättern veröffentlichten Briefe aus seiner Feder aus:

„Es ist eine traurige Gewißheit, daß die Geschicke Europas noch lange von dem Vermögen oder Nichtvermögen der Fran-

*) Leipzig, Schlicke.

**) Gera, Issleib und Rietzschel.

zosen, Deutschland abermals anzufallen, abhangen werden; aber es ist eine Gewißheit. Träumer allerdings mögen wähnen, die Republik werde in Frankreich Bestand haben und werde ihren Citoyens die Gloiresucht abgewöhnen und dieselben vom Größenwahn und Präponderanz-Schwindel kuriren. Kenner der Geschichte und der Völkercharaktere jedoch rechnen nicht mit solchen Phantasmen, sondern mit Wirklichkeiten, und das Facit dieser Rechnung ist, daß die Franzosen all ihr Denken und Thun darauf concentriren werden, möglichst bald wieder Krieg mit Deutschland anzufangen. Selbst das Unwahrscheinliche, das Unmögliche vorausgesetzt, daß Frankreich eine Republik bliebe. Denn bekanntlich haben die Franzosen von Republikanismus, Demokratie und Freiheit ganz eigene, d. h. echt französische Begriffe. Demokratie ist ihnen die gewaltthätige Willkürherrschaft der Menge, Republik die erobernde Expansivkraft ihrer Nationalität, kraft welcher sie andere Völker „civilisiren", d. h. ausbeuten und unter die französische Schablone bringen möchten. Niemals werden die Franzosen die große Wahrheit verstehen und sich aneignen, welche einer unserer edelsten Zeitgenossen, ein fester und bester Deutscher, Anastasius Grün, am 4. Juli d. J. im österreichischen Reichsrathe ausgesprochen hat: „Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kulturaufgaben des modernen Staates." Nein, die Franzosen werden nicht zur Erkenntniß kommen, sondern die altgewohnten Wege weiter wandeln, sobald sie wieder halbwegs fest auf den Beinen sind. Und sie werden ihren Gang auch nicht ohne Bundesgenossen antreten, verlassen Sie Sich darauf, lieber Freund! Es brauchen ja nicht gerade Staaten ihre Alliirten zu sein. Parteien und Banden thun es auch. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß Frankreich in seinem gegen Deutschland beabsichtigten Rachekriege die schwarze und die rothe Bande zu Mitstreitern haben werde. Franzosen, Jesuiten und Communisten werden sich zusammenfinden in dem ihnen allen gleich heiligen Zeichen der Schablone. Alle drei gehen ja aus auf die Schablonisirung der Gesellschaft, auf die Vernichtung des germanischen Individualismus, auf die Zerstörung der Entwickelung und Berechtigung freier Persönlichkeit."

Die beiden mit Sener unterzeichneten Artikel: „Vom Mißbrauch des freien Willens" und: „Lasset uns Alle Socialisten und Communisten werden im Geist und in der Wahrheit!" die sich in Nr. 20 und Nr. 25 unseres „Magazin" befinden, sind auf den Wunsch von Volksfreunden in einem besondern Abdruck erschienen, zu welchem Herr Ferdinand Schmidt ein Vorwort geschrieben.*) Beide Aufsätze sind aus der Feder eines alten erfahrenen Arbeitsgebers geflossen, der darin seinen Mitbürgern, den deutschen Arbeitern, treue, wohlgemeinte Rathschläge ertheilt, welche allgemeine Beherzigung verdienen. Der Volkslehrer, Herr Ferd. Schmidt in Berlin (Schwedter Straße Nr. 9) erklärt sich bereit, denjenigen, die sich dafür interessiren, eine Anzahl von Exemplaren dieser kleinen Schrift gratis zu überlassen.

Der bekannte frühere Commissioner of Revenue der Vereinigten Staaten, Herr Wells, hat in der „North American Review" einen Artikel über die Wirkungen des amerikanischen Steuersystems veröffentlicht, von dem die Times eine beachtungswerthe Analyse giebt. Herr Wells constatirt, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit 1860 um beinahe 8 Millionen Seelen gestiegen ist, daß das Land seit jener Zeit 25,000 Meilen Eisenbahnen mehr hat, daß das Klima ebenso günstig, der Boden ebenso fruchtbar, die Aernten ebenso reich sind, die Staatsschuld dagegen die Hälfte von derjenigen Englands beträgt und die Regierung weniger kostspielig ist, als die englische. Dem gegenüber, sagt er, wird Niemand glauben, daß die Vereinigten Staaten gegenwärtig ärmer, weniger gut situirt oder weniger fähig wären, mit den anderen Nationen zu rivalisiren, als sie es 1860 waren. Die durch den Bürgerkrieg auferlegten außerordentlichen Lasten hätten durch die Zunahme der Bevölkerung, die industriellen Verbesserungen und die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die dadurch bedingte Billigkeit der Transporte aufgewogen werden müssen. Aber Herr Wells beweist, daß die Amerikaner heute weniger Zucker und Caffee consumiren als 1859, daß sie gegenwärtig, wo 39 Mill. Individuen sind, weniger Schuhe, Stiefel, Hüte und Baumwollenstoffe gebrauchen, als zu der Zeit, wo sie nur 30 Millionen waren. Nicht nur kaufen sie weniger im Inlande, sondern sie exportiren auch weniger als früher, und überdies benutzen sie hauptsächlich fremde Schiffe. Herr Wells beschäftigt sich auch mit der Abnahme des amerikanischen Seehandels als einer Folge des Steuersystems. Zwischen den Vereinigten Staaten und Brasilien hatten 1860 345 amerikanische und [illegible] fremde Schiffe circulirt; diese Ziffern finden sich 1869 beträchtlich modificirt: in diesem Jahre sind es 114 amerikanische und [illegible] fremde Schiffe. Ebenso ist es in Betreff der maritimen Beziehungen zu der argentinischen Republik und zu England, nach dessen Häfen im Jahre 1860 924 amerikanische Schiffe gegen 365 im Jahre 1869 gefahren sind.

Wir haben im Laufe dieses Jahres häufig Gelegenheit gehabt, die zahllosen Broschüren und Beschreibungen, die der Krieg sei es bei uns, sei es auf gegnerischer Seite hervorgerufen, mit einigen Worten über Tendenz und Inhalt anzuzeigen. Wir haben für heute noch eine Schrift zu erwähnen, die sich der genannten Gattung anreiht und dadurch sich charakterisirt, daß hierin ein Deutscher, ein Berliner, durch eine Sammlung französischer Geistesprodukte dieser Zeit, begleitet von dem kritisirenden Commentar des Verfassers in französischer Sprache, sich vorzüglich an die Franzosen und Französischredenden wenden zu wollen scheint, um ihnen in dieser Blumenlese ihrer Literatur ein Spiegelbild ihres innern Seins vor's Gesicht zu halten. Ganz neu ist der Versuch nicht, wir haben vor längerer Zeit Gelegenheit gehabt, ein ähnliches, noch ausführlicheres Werk des Belgiers E. Leclercq: L'esprit parisien, produit de la guerre de 1870 in diesen Blättern anzuzeigen. Herr A. Borchardt, der diese Zusammenstellungen unter dem Titel: Littérature française pendant la guerre de 1870; par un Berlinois publizirt hat, verräth durch die Behandlung seines Stoffes eine große Vertrautheit mit dem Leben, dem Denken, der Sprache der Franzosen und charakterisirt die Lächerlichkeiten und Monstruositäten der von ihm citirten Schriften, die eigentlich von selbst ins Auge springen, in gebührender Weise. Nur hatten wir zuweilen den Eindruck, als ob die haarsträubendsten Stellen mit einer gewissen Vorliebe und Gewaltsamkeit herbeigezogen werden, um den ohnehin mehr als starken Eindruck noch greller zu gestalten. S.

---

*) 19 S. in 12. Berlin, Franz Lobeck.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 9. September 1871. [Nº 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Leop. v. Ranke: Der Ursprung des siebenjährigen Krieges.*)

Man möchte es als ein Vorrecht hervorragender Persönlichkeiten bezeichnen, keine Stunde ihres Lebens fruchtlos verstreichen zu lassen, in jedem Augenblick das diesem Augenblick wahrhaft Gemäße in die Hand zu nehmen und durchzuführen. Dieser Gedanke drängte sich uns unwillkürlich bei der Lectüre der Vorrede von Ranke's neuestem Werk: „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges", auf. Bei Beginn des großen Krieges im vorigen Jahre, theilt uns der Verfasser selbst mit, in den Augenblicken des Abschieds, wo Sinn und Gemüth keiner anderen Stimmung, als der des reinen Patriotismus, zugänglich gewesen seien, habe er sich zur endgültigen Darstellung einer Epoche zurückgewandt, die, theilweise schon früher entworfen und ausgeführt, ihn wegen der mannigfachen Beziehungen zu den Verwickelungen des Augenblicks an eine definitive Behandlung gemahnt habe. Dieser besonderen Stimmung nun verdanken wir ein Werk, das, in der That in diesem Augenblick erst geeignet, derartige Resultate zu bringen, wie es sie uns bietet, als eine Zier auf dem Gebiete deutscher Geschichtsdarstellung für die kommenden Zeiten bestehen wird; ein Werk, das wir am besten vielleicht dadurch charakterisiren, daß wir es nach seiner Eigenthümlichkeit benennen, von ihm aussagen, es sei in einer Feiertagsstimmung geschrieben.

Es gewährt in der That dem aufmerkenden, denkenden Leser einen geistigen Genuß höchster Art, eine Epoche, die über die Zukunft des preußisch-deutschen Staates entschieden hat, von einem die Ereignisse und Verwickelungen völlig beherrschenden Autor in künstlerisch-vollendeter Form dargestellt zu sehen. Fast haben wir zu viel gesagt, wenn wir von der Darstellung einer Epoche sprechen, es ist nur ein Augenblick in dem Leben der Völkerentwickelung, eine kurze Spanne Zeit von zwölf Monaten, deren geschichtlicher Verlauf hier dargestellt wird; doch das ist eben das Bedeutende der Ranke'schen Geschichtschreibung, daß dieser Eine Moment mit einer derartigen Gründlichkeit und Klarheit behandelt wird, daß das augenblicklich Seiende in so feiner und überzeugender Weise aus früheren Ursachen abgeleitet und seine Wirkungen für die Entwickelung späterer Zeiten zugleich so getreu nachgewiesen und hervorgehoben werden, daß der Leser, trotz der zeitlichen Kürze des dargestellten Gegenstandes, sich auf das Lebhafteste in die Continuität der Völkerentwickelung zurückversetzt fühlt. Nichts steht nach dieser wahren und großartigen Auffassung der Geschichte vereinzelt im Leben der Völker wie des einzelnen Menschen da. Die Geschichte oder die Darstellung der Völkerentwickelung ist gleich einer Kette, in der sich Glied an Glied unlösbar reiht, und deren Zusammenhang nur gewaltsam zerstört werden kann.

Es kommt noch ein anderes Moment hinzu, das diese Schrift gleich allen übrigen Werken Ranke's auszeichnet und ihre Lectüre mit sich stets steigerndem Wohlgefallen verfolgen läßt: wir meinen die vollendete Oekonomie derselben. Bei dem ersten, flüchtigen Durchblättern einer Ranke'schen Schrift empfindet man, wenn auch vielleicht nur dunkel, daß wir es mit einem Kunstwerk zu thun haben, das von Meisterhand entworfen und durchgeführt ist; jede Stunde aufmerksamerer Lectüre verstärkt diesen ersten Eindruck. Doch fast bei keiner Schrift haben wir dies Gefühl lebhafter, eindringlicher empfunden, als gerade bei dieser neuesten. Wie ein rother Faden zieht es sich durch das Ganze und führt den Leser bis zum Ende, zu dem vorher geahnten Schluß; wie die Scenen eines Dramas sich an einander reihen, eine aus der anderen mit innerer Nothwendigkeit hervorgeht, so gliedert sich hier Kapitel an Kapitel, bis die Peripetie vollendet, und freilich nicht wie in einem Drama Alles gesühnt, wohl aber der Zielpunkt erreicht ist, der dem Auge in der Ferne vorschwebte. Auch in Bezug auf die Lebendigkeit der Darstellung möchte die Schrift wohl einem Drama zu vergleichen sein: die Ereignisse gestalten sich unter der Hand des Verf. plastisch, leere Schemen nehmen lebendige Gestalt an, die hervorragenden Persönlichkeiten, welche charakterisirt werden, glauben wir vor uns zu sehen, mit Händen fassen zu können, es ist, als hörten wir sie sprechen und verhandeln, als verhandelten wir selber mit ihnen.

Es ist nicht unsere Absicht, eine detaillirte Inhaltsangabe des Werkes zu geben, und wir glauben, daß denen, die sich wirklich für die Lectüre derartiger Werke interessiren, damit in der That kein Dienst geleistet werden würde; nur in den allgemeinsten Umrissen wollen wir den darin behandelten Gegenstand skizziren.

Ein Rückblick auf die beiden schlesischen Kriege, durch welche Schlesien, das große Kampfobjekt, errungen ward, und auf den Aachener Frieden, der die Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander für die Zukunft stipuliren sollte, dient als Einleitung. Indem Verf. dann von der Darstellung der Verschiedenheit der englischen und französischen Interessen ausgeht, legt er dar, wie durch das Aufkommen eines kriegsmächtigen und kriegsbereiten Staats in Norddeutschland die alten Staatenverhältnisse, das frühere System des europäischen Gleichgewichts, verschoben wurden, wie durch den Anschluß Preußens an Frankreich seit Friedrich II. Thronbesteigung, durch das Hineintreten Rußlands in den Kreis der europäischen Interessen-Politik die Grundlagen des alten Systems gelockert waren, und wie man nur auf die günstige Conjunctur harrte, um sich in neue Bahnen, in neue Verbindungen zu stürzen. Es würde uns hier zu weit

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871.

führen, wollten wir den feinen Darlegungen Ranke's betreffs der neuen Staatengruppirung Schritt für Schritt folgen: genug, die persönlichen Motive des einen Theils der Souveräne Europas und die Interessen-Politik des andern führte zu der Vereinigung Oesterreichs mit Rußland und Frankreich, denen gegenüber sich die beiden andern europäischen Großmächte, England und Preußen, um so enger zusammenschließen mußten, wollten sie sich nicht von vornherein und gesondert dem Verderben aussetzen.

Es blieb noch eine falsche Anklage von langer Hand her endgültig zu widerlegen, die, so oft ihr Ungrund auch schon nachgewiesen sein mochte, von Zeit zu Zeit mit zäher Hartnäckigkeit immer wieder emportauchte: es ist dies die Friedrich immer wieder entgegengeschleuderte Anklage, den siebenjährigen Krieg ohne Grund provozirt zu haben. Die Darlegung Ranke's weist nun noch einmal auf Grund der zuverlässigsten Archivalien schlagend nach, wie Friedrich alles eher als aggressiv und provozirend verfahren sei; wie der siebenjährige Krieg — wenn je ein Krieg — offenbar und durchaus ein Offensiv-Defensivkrieg gewesen, und wie man sich eher über des Königs Langmuth, als über seine Tollkühnheit verwundern müsse.

Schon aus diesen höchst skizzenhaften und dürftigen Andeutungen von dem reichen Inhalt der Schrift wird noch ein anderes spezifisches Moment Ranke'scher Geschichtsdarstellung hervorgeleuchtet haben, das eigentlich hervorgehoben werden muß, so oft man von einem Werke Ranke's spricht: wir meinen die Universalität seines Standpunkts. Diese seine Schrift ist dem Ursprung des siebenjährigen Krieges gewidmet, immerhin mehr oder weniger in seiner Bedeutung für Preußen und Deutschland, wie dies in der Natur der Sache liegt; dennoch ist es nicht ein Bild deutscher, sondern allgemein europäischer Zustände, das wir hier mit vollkommener Klarheit empfangen; wir werden ebenso in das Cabinet der Zarin Elisabeth und des Königs Ludwig XV. wie in das der Kaiserin Maria Theresia und Friedrichs II. hineingeführt; wir hören die Debatten und Entschließungen des englischen Minister-Conseils wie die des russischen Staatsraths mit an. Dennoch aber fühlt man unwillkürlich heraus, wohin sich das Schwergewicht der natürlichen Sympathien neigt, und man ist mit dem Geschichtschreiber gemeinsam von Genugthuung darüber erfüllt, daß sich hier historische Objectivität mit eigenen Herzenswünschen in schönster Harmonie zu einander gesellen. Möge es gestattet sein, zum Schluß unserer Anzeige einige Worte der Schrift selbst anzuführen, in denen der Verfasser sein Urtheil über den Kriegsfall, seine persönliche Auffassung der damaligen, wie aller großen historischen Verwickelungen zusammenfaßt. „Kaum jemals", sagt er, „ist eine Invasion unternommen worden, die so bestimmt und bewußt auf dem Gedanken beruht hätte, den Frieden zu befestigen, das heißt durch einen raschen Schlag die Feinde zu nöthigen, die Absichten, die sie gefaßt hatten, aufzugeben."

„Wer kann die Umstände beherrschen, die zukünftigen Handlungen ermessen, den aufwogenden Elementen gebieten? In dem Conflict der Weltverhältnisse und der persönlichen Gesinnung entspringen die großen Entschließungen. Die Fortentwickelung der Menschen beruht darauf, daß es Staaten giebt, welche die innere Kraft besitzen, und Fürsten an ihrer Spitze, die den Mannesmuth haben, unter allen Umständen ihre Stelle zu behaupten und ihre Selbständigkeit, welche ihr inneres Leben ist, gegen überlegene Feinde zu vertheidigen." S.

E. v. Hartmann's Philosophie des Unbewußten.*)

Seit langer Zeit hat kein philosophisches Werk das allgemeine Interesse so zu gewinnen verstanden, wie diese „Philosophie des Unbewußten", so daß schon nach Ablauf eines Jahres eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Wir glauben nicht, daß hier der Ort, eine weitläufige Kritik vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu liefern. Dies ist bereits zur Genüge durch die Herren vom philosophischen Gewerbe selber geschehen. Man hat Herrn von Hartmann die Widersprüche zu Dutzenden nachgewiesen und ist nicht an Argumenten verlegen gewesen, die Richtigkeit, ja die Möglichkeit seiner Weltanschauung zu bestreiten. Der Autor ist darauf selber in der Arena erschienen und hat den Strauß mit langen Antikritiken aufgenommen. In Bergmann's philosophischen Monatsheften ist es sogar zu einer Replik und Duplik gekommen.

Herr von Hartmann hätte sich unseres Erachtens seine Mühe sparen können. Ein Schriftsteller von seinem Werthe, der noch dazu selbst von diesem so überzeugt ist, wie er — und mit Recht — sorgt am besten für seinen Ruhm, wenn er das kritische Geräusch ruhig an seinem Ohr vorübergehen läßt. Daß die Philosophie selber durch derartiges Journal-Gezänk gefördert würde, möchte wohl kein Einsichtiger behaupten. Daß die Gegner sich untereinander belehrten, ist noch unwahrscheinlicher. Wer sich zutraut etwas Neues geschaffen zu haben, der lasse es ungestört weiterwirken. Der Moment, in welchem es wiederum zum Momente eines Neuen herabgesetzt wird, kömmt auch ohne seine Zuthun.

Die Aufgabe, welche unser Philosoph sich stellt, ist die, eine Totalität der polaren Gegensätze Schopenhauer's und Hegel's zu bringen. Eine Einheit dieser beiden Antagonisten sieht er schon in Schelling's positiver Philosophie und formulirt dieser gegenüber sie so: „Wenn es wahr ist, daß Vernunft in der historischen Entwicklung der Philosophie herrscht, so wird die Philosophie der Gegenwart nicht umhin können, diesen Standpunkt zu dem ihrigen zu machen und ihm die systematische Ausführung zu geben, die ihm noch fehlt — eine Forderung, vor deren Erfüllung schwerlich über den Standpunkt hinausgegangen werden dürfte. Es handelt sich also darum, die beiden gleichberechtigten Principien Wille und Idee (oder Vorstellung), welche als Attribute von einer in ihnen identischen individuellen Substanz getragen werden, in allem empirisch gegebenen Sein als Elemente desselben, und zwar als die einzigen Elemente desselben nachzuweisen. Dieser Nachweis muß von empirisch gegebenen und zu erklärenden als dem Bekannten ausgehen und inductiv allmählich zum Unbekannten aufsteigen." — Wir haben uns nicht darum zu bekümmern, ob Schelling wirklich die zu erwartende Einheit von Schopenhauer und Hegel repräsentirt. Jedenfalls wird die Einheit zweier Gegensätze nur mittelst der äußersten Consequenzen derselben erreicht, weil sie nur durch diese in einander umschlagen und so dem Geiste als Totalität aufgehen können.

Es ist also die Frage, ob Herr von Hartmann wirklich dies geleistet. Wir hegen vor seiner Genialität, seinem philosophischen Tiefsinn, seinen umfassenden Kenntnissen die größte Bewunderung, aber trotz dem will uns doch bedünken, daß diese Aufgabe von ihm nicht ganz gelöst ist und er mehr dafür gethan, die beiden Philosophen in ihren Grundgedanken verständlich zu machen, so wie aus einander zu kritisiren — Schopenhauers Geschimpf über Hegel wird Niemand Kritik nennen — als wirk-

*) Philosophie des Unbewußten von E. von Hartmann. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Karl Duncker, 1870.

lich eine neue Philosophie zu gründen, die beide als Momente in sich enthält. Uns scheint, daß er nicht der für Schelling — falls dieser wirklich in seiner positiven Philosophie das vollbracht, was Herr von Hartmann ihm zuschreibt — nothwendige Systematiker ist, sondern weit eher derjenige Schopenhauers. Bei Schopenhauer ist allerdings die Idee eine Inconsequenz; aber dies liegt weniger an seinem Grundgedanken, als an der Unfähigkeit Schopenhauer's selbst. In Wahrheit kommen wir aber bei Herrn von Hartmann nie aus dem Wollen heraus, und er drückt deshalb den Gegensatz gegen Hegel womöglich noch schärfer aus. Bei diesem ist alle Realität in der Idee untergegangen, bei Schopenhauer und Hartmann die Idee in der Realität — wo denn natürlich die Identität leicht erklärlich wird. Der Wille wird zum leeren Wollen, dieses durch Erfassung der Vorstellung zum bestimmten Wollen, zum existentiellen Wollen, durch ein existentielles nicht-wollen-Wollen kehrt es in die reine an sich seiende Potenz zurück. Die Vorstellung ist im Willen untergegangen. Oder nicht? Jene Rückkehr des existentiellen Wollens ist die Schopenhauer'sche Verneinung des Willens zum Leben, nur mit dem Unterschiede, daß Herr von Hartmann die Fähigkeit zu ihr dem Individum abspricht und sie dereinst durch einen telegraphisch vermittelten Majoritätsbeschluß der Menschheit — von anderen Sternen hält er nicht viel und scheint sichere Nachrichten darüber zu haben, daß keiner der zahllosen Fixsterne von Planeten umkreist wird, auf denen ein der Erde analoges Dasein entstanden — für die ganze Welt in Scene zu setzen hofft. Ob es zwar dann für immer aus, wagt er nicht zu behaupten. Möglicherweise geht das unselige Liebesabenteuer zwischen Wille und Idee noch einmal los. Vielleicht hat es schon öfters gespielt. Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings nur = ½; immerhin doch groß genug, Manchen wankelmüthig zu machen, rüstig am Prozesse des Daseins mitzuarbeiten. Wer mag im Interesse der Menschheit lieben und leiden, nur damit sie recht bald ihr Greisenalter erreicht und sterben kann, wenn es nicht einmal sicher ist, daß Alles damit aus, und möglicherweise bald eine neue aus dem Weltenweben, dieser realen Anschauung des leeren Wollens, emporkeimet. Eine sonderbare Ethik, welche das Individuum auffordert, die Qualen der leidenschaftlichen Liebe, die Verpflichtungen der Treue auf sich zu nehmen, damit die Züchtung der menschlichen Species möglichst gefördert wird. Herr von Hartmann verweilt mit Vorliebe bei diesem Kapitel; die zweite Auflage ist sogar durch eine sehr begeisterte Seite über die „Verschmelzungs-Sehnsucht" vermehrt worden. Wir protestiren dagegen, daß Alles nur in Beziehung zur Gattung gesetzt wird. Gerade dieser gegenüber ist der Mensch ein rein natürliches Wesen; selbst das Logische der Geschichte ist keineswegs das Ethische. Dieses betrifft durchaus nur das Individuum, und wo man ein ethisches Moment setzen will, muß der eigentliche, ethische Zweck auch im Individuum liegen. Hierin steht Schopenhauer unendlich höher als sein systematisirender Schüler. Denn der Höhepunkt seiner Ethik, die Verneinung des Willens zum Leben, ist bei ihm dem Individuum erreichbar. Wer diesem die Fähigkeit abspricht, das Höchste zu erreichen, kann keine wirkliche Ethik bringen. Die Individualität ist der höchste Begriff aller Existenz; fällt der höchste Zweck der Existenz außerhalb derselben, so ist sie rettungslos der bloßen Natürlichkeit preisgegeben. Das „Unbewußte" sorgt allerdings dafür, daß der Weltzweck zuletzt doch erreicht wird. Es hätte es ohne das Bewußtsein bequemer haben können. Allweise und allgütig ist das „Unbewußte" ja, von dem Herr von Hartmann oft mit einer Vertraulichkeit und rührenden Anhänglichkeit redet, wie ein Herrnhuter vom Heiland. In diesem Punkte ist er der trostloseste aller Philosophen. Buddha und Schopenhauer versprechen dem Einzelnen wenigstens Erlösung aus der Hölle des Daseins. Nach Hartmann aber gleichen wir dem Schauspieler, der sein Stück herunterspielt und morgen möglicherweise, wenn es dem Publikum gefällt, von Neuem heranmuß. Das Drama der Existenz ist ein Trauerspiel; aber wenn seine Helden alle Abende auf's Repertoire gebracht werden können, dann sind jedenfalls die Nebenrollen angenehmer, die nicht so viel Mühe kosten. Gewiß ist die Fähigkeit zur Erlösung das Produkt eines geschichtlichen Prozesses und nicht mit dem Bewußtsein und dem Ich zugleich gegeben. Das individuelle Bewußtsein, das Selbstbewußtsein, das menschliche Ich sind Resultate der Naturgeschichte, das jedesmalige Selbstbewußtsein des einzelnen Menschen aber das Resultat der gesammten weltgeschichtlichen Entwicklung. Das geistige Wachsthum des bedeutenden Menschen enthält sozusagen auch eine embryonale Wiederholung dagewesener Typen, und wie diese auf naturgeschichtlichem Boden in den verschiedenen Species lebendig um uns repräsentirt werden, so enthält auch die Menschheit die ganze Scala ihrer Entwicklung stets in Exemplaren vorräthig. Es wäre also höchstens die Frage, ob das Individuum schon jetzt, schon auf Erden so weit gekommen, um diese höchste That leisten zu können. Als Antwort darauf ergiebt sich, daß es ohne die Fähigkeit dazu wohl schwerlich sich das Problem überhaupt klar gemacht haben würde. Wenn die wilden Völker im Jenseits nur das Diesseits fortzusetzen hoffen, so haben sie vollkommen recht: sie kommen eben nie aus dem Diesseits heraus.

Wir haben mit Absicht nur diesen Einen Punkt urgirt — im Uebrigen stimmen wir, wie gesagt, mit Herrn von Hartmann vollkommen überein, geben auch zu, daß seine durchdringende und klare Auffassung Schopenhauer's nur durch Hegel möglich gewesen. Den Grund der Pyramide hat er gelegt. Aber der Schlußstein, die „letzten Principien" scheinen uns jene Totalität der entgegengesetzten Weltanschauungen noch nicht zu besitzen, die er verlangt.

Das erste deutsche Fest in Straßburg.

Ein wunderbar klarer August-Morgen lag über der alten Stadt Straßburg, als ich mit meinen Reisegefährten von Baden-Baden kommend, mich zum erstenmale in meinem Leben dieser Perle deutscher Städte näherte. Zum erstenmale in meinem Leben — ich hatte den Schmerz nicht erfahren, die Zinnen des herrlichsten Denkmals deutscher Kunst mir von fern her über Frankreich leuchten zu sehen, erspart blieb mir das herbe Gefühl, das die Brust vieler Tausender vor mir erfüllt, ich brauchte nicht von Erwin von Steinbach's Werk hernieder auf französische, dem deutschen Lande freventlich geraubte Provinzen zu blicken. Deutsch war das Land so weit das Auge reichte, deutsch Straßburg „die wunderschöne Stadt", wiedererobert mit unserem edelsten Blute. Deutsche Uniformen, deutsche Postwagen, und vor Allem deutsche Gesichter, deutsche Sprache in den Straßen. Mir war in Heidelberg und in Baden weit eher der Gedanke gekommen, ich könne mich in einer nicht-deutschen Stadt befinden, als in Straßburg. Alles erschien mir urdeutsch, nicht bloß was durch die neue Reichsregierung hereingebracht, sondern weit mehr noch was Ureigenthümlichkeit der Bevölkerung ist, und trotz aller Mühe, welche die französische Regierung sich gegeben, trotz der Bereitwilligkeit, mit welcher man namentlich in den letzten Jahrzehnden ihr von einem großen Theil der Einwohner entgegengekommen, doch

nicht zu verwälschen und zu verwischen gewesen ist. So trotzig Straßburg, das geliebte, heiß beweinte Kind der Mutter Germania, sich auch noch geberdet, so schwere Wunden der theuren deutschen Stadt geschlagen werden mußten, um sie wiederzugewinnen — wir sahen mit Trauer und Entsetzen die Spuren des Bombardements, hörten mit dem innigsten Mitgefühl die Schilderung der Leiden, welche die Bewohner während der Belagerung heimgesucht — so spröde die Einwohnerschaft sich der Reichsregierung gegenüber noch verhalten mag: in ihrer Eigenartigkeit liegt die beste Gewähr für ihre Germanisirung, denn diese Eigenartigkeit ist durch und durch deutsch.

Erscheint es mir als ein Glück, daß es mir vergönnt war, Straßburg nur als deutsche Stadt zu sehen, so danke ich meinem guten Sterne nicht minder, daß er mich gerade an dem Tage in die alte freie Reichsstadt, in die Hauptstadt des neuen Reichslandes führte, wo man daselbst im Begriffe stand, das erste deutsche Fest zu feiern, ein Fest von hoher historischer Bedeutung und doch wieder so rein geistiger Art, daß alle Parteien im Stande waren, sich an ihm mit vollem Herzen zu betheiligen, mochten auch die Empfindungen, welche auf dem Grunde der Seele ruhten, verschiedenartiger Natur sein. Am 9. August 1871 wurde in Straßburg die neue Bibliothek eingeweiht, welche der Stadt die leider durch das Bombardement in Asche gelegten Bücherschätze ersetzen soll. Freilich wird manche kostbare Handschrift, manche auf die Geschichte des Elsaß bezügliche werthvolle Urkunde unwiderbringlich verloren, verweht sein wie Spreu im Winde. Doch was zu ersetzen, was neu zu schaffen, das geschieht durch die vereinten Bemühungen Deutschlands, Europas, der ganzen gebildeten Welt.

Um sechs Uhr Abends versammelte sich in dem festlich mit Wappen, deutschen Fahnen und Topfgewächsen geschmückten Saale der Akademie eine auserlesene Gesellschaft. Uniformen und glänzende Ordenssterne der Militairs zeigten sich friedlich neben dem schwarzen Frack und der weißen Cravatte des Gelehrten, des Civilbeamten, des Bürgers. Auf der Tribüne wohnte ein Kranz geschmückter Frauen, unter denen allerdings nur wenig geborene Straßburgerinnen, der Feierlichkeit bei, zu welcher auch uns auf unsere Bitte bereitwilligst Zulaß gewährt ward.

Die Feier ward eingeleitet durch einen Choral, gespielt von der Musik des in Straßburg in Garnison liegenden deutschen Regimentes, von dem eine Abtheilung im Hofe mit seinen Fahnen und Standarten Wache hielt. Hierauf bestieg die Rednerbühne, über welcher die Büste des Kaisers Wilhelm thronte, ein Greis im Silberhaar, der ehrwürdige Archivar Spach, in Deutschland längst durch die Herausgabe elsassischer Geschichts-Ueberlieferungen auf das Rühmlichste bekannt. Ihm war, wie er selbst in bescheidenster Weise andeutete, der Auftrag geworden, die Festrede zu halten, und er entledigte sich dieser Aufgabe in einer Weise,*) würdig des Gelehrten, des Greises, der, auf der Zinne der Parteien stehend, im Reiche des Geistes einen Boden zu finden weiß, auf dem sich die widerstrebendsten Elemente friedlich vereinigen können, einen Namen, um den sich Alles zu schaaren vermag, was Bürgerrecht erlangt hat im Lande des Schönen.

Goethe, dessen bekränzte Büste dem Redner gegenüber stand, in seinen Beziehungen zu Straßburg und dem Elsaß, bildete den Inhalt der Rede. Goethe, der in den Herzen aller Deutschen die Liebe, die Sehnsucht nach dem alten deutschen Elsaß zu neuer Glut angefacht, ein Samenkorn gelegt hat, das unter Blut und Thränen im verflossenen Jahre aufgegangen und wie wir hoffen im Schatten friedlicher Institutionen sich zum herrlichsten Baum entfalten wird. Goethe, der deutsche Dichterfürst, der die deutsche und französische Sprache mit gleicher Meisterschaft beherrschte, ihn feierte der Redner. In ihm fand er das Band, das alle Parteien gemeinsam umschlingen und zur allmählichen Vereinigung und Versöhnung führen könne, um ihn gruppirte er alle die Männer, die mit ihm vereint in Straßburg gelebt und gestrebt, mit ihm vereint der Nachwelt lieb und vertraut geworden sind. Eine Blume der Erinnerung weihte er jener unauflöslich mit dem Dichter vereinten Frauengestalt, jener Tochter des Elsaß, Friederike von Sesenheim, und endlich gab er in den Schutz des unsterblichen Dichters die Schätze, welche heute geweiht werden sollten, um neue Quellen des Wissens denen zu werden, welche nach dem alten Musensitze an den Ufern des Rheines wallfahrten und angesichts des schönsten deutschen Bauwerkes die Bausteine ihrer eigenen Geistesbildung sammeln wollen.

Hatte der würdige Spach sich ausschließlich auf wissenschaftlichem Gebiete gehalten und mit beinahe ängstlicher Gewissenhaftigkeit Alles vermieden, was nur im entferntesten nach der einen oder andern Seite hätte Anstoß erregen können, so lag es in der Natur der Sache, daß der zweite Redner, Herr Alexander von Sybel, die realen Verhältnisse näher berühren und auf die Stellung und Beziehung der neu nach dem Elsaß gekommenen deutschen Elemente zu den alten angestammten eingehen mußte. Aber auch dies geschah nicht nur in der taktvollsten Weise, sondern so, daß aus jedem Worte der Wunsch hervorleuchtete, zu versöhnen, die geschlagenen Wunden zu heilen, einen friedlichen, freundlichen Verkehr anzubahnen, berechtigte Eigenthümlichkeiten zu schonen, Geduld zu üben und in Liebe zu gewinnen, was durch ein unglückseliges Verhängniß dem Vaterlande geraubt und entfremdet worden war. Herr von Sybel begrüßte die anwesenden Vertreter der Universitäten Heidelberg und Freiburg, er schilderte den Schmerz, der ganz Deutschland durchzuckt bei der Kunde von dem Verluste der Bibliothek, und gab in großen Zügen eine Geschichte dessen, was geschehen, um diesen Verlust, so weit dies in menschlicher Macht stehe, zu ersetzen und „neues Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen".

Diese Geschichte der Neubegründung der Straßburger Bibliothek ward noch weiter ausgeführt durch den nunmehrigen Ober-Bibliothekar Barrack, welcher mit rastlosem Eifer sich dem Werke gewidmet, das jetzt so weit gediehen, um als ein lebendig und lebensfähig gewordenes Ganze an das Tageslicht treten zu können.

Schon am 5. Oktober v. J., also wenige Tage nach der Uebergabe Straßburgs, wurde den Mittheilungen des Herrn Barrack zufolge der Plan zur Neubegründung der Universität gefaßt. Kurze Zeit darauf ward ein Comité gebildet, das seine Aufforderungen in alle Welt erließ, die überall eine begeisterte, ja enthusiastische Aufnahme fand. Von den Universitäten, den gelehrten Gesellschaften, den Buchhändlern und von Privatpersonen gingen theils Zusendungen, theils Zusicherungen von Beiträgen an die Sammelstellen ein, welche an achtzig Orten thätig waren. Die kaiserliche Regierung unterstützte diese Bemühungen auf das lebhafteste und als alle vorbereitenden Schritte geschehen und die Sache in ein vorgerückteres Stadium getreten war, erschien es an der Zeit, den Hauptsitz der Thätigkeit nach Straßburg zu verlegen. Außer Deutschland betheiligte sich in besonders hervorragender Weise England an den Zuwendungen und nament-

*) Wir haben diese Rede in der vorletzten Nummer unseres Blattes vollständig mitgetheilt. D. R.

lich gingen aus London überaus reiche und werthvolle Gaben ein; aber auch die andern europäischen Länder sowie die Vereinigten Staaten von Nordamerika blieben nicht zurück, und außer Frankreich und der Türkei ist kein Land, das nicht mehr oder weniger beigesteuert hätte. Viele Bibliotheken sandten ihre Doubletten oder stellten sie zur Verfügung, so z. B. Königsberg allein 40,000 Bände; andere Universitäten und 107 gelehrte Gesellschaften boten ihre sämmtlichen Publikationen an, 200 Buchhändler ihren ganzen Verlag, sowohl den gegenwärtigen wie den zukünftigen, was sehr bedeutend ist, da mancher, wie z. B. der Braumüller'sche in Wien, mehr als tausend Bände umfaßt. Dank dieser allgemeinen Bereitwilligkeit zum Helfen, beläuft sich der gegenwärtige Bestand der neuen Straßburger Universität, der aus Heilbronn und Trier werthvolle elsässische Incunabeln, aus Koblenz die Landfermannia u. s. w. zugesichert sind, mit der von der kaiserlichen Regierung für sie angekauften Wangerow'schen Bibliothek gegenwärtig auf 140,000 Bände und wird bis zum Ende des Jahres sich auf 200,000 vermehrt haben. „Wie sich an den Namen Schoepflin das Gedächtniß der ersten Straßburger Bibliothek knüpft," fuhr der Redner fort, „so wird das der zweiten auf das innigste mit zwei andern Straßburgern verwebt sein, welche derselben ihre reichen Bücherschätze, die Sammlung eines ganzen Lebens überwiesen haben.

Der Redner gab hierauf noch eine anschauliche Schilderung der Art und Weise, wie beim Sichten und Ordnen des zuströmenden Materials verfahren werde, und damit ein Bild der unsäglichen Mühe und Arbeit, der sich das Comité unterzogen habe und der Arbeit, die seiner noch harre.

Zum Schlusse nahm noch ein Mal Herr von Sybel das Wort, nannte die Namen derjenigen Straßburger Herren, die sich bereit erklärt hatten, in die Commission der Bibliothek zu treten und constatirt daraus mit Genugthuung, daß auf diesem Felde aller Parteihader, alle politischen Sympathieen und Antipathieen verstummt wären und man sich geeint habe da, wo der edelste Punkt der Vereinigung und die Gewähr für eine dauernde Verständigung liege. Der Stadt Straßburg und dem Maire als dem Repräsentanten derselben, übergab er alsdann die neue Bibliothek, sie zu hüten, zu schützen und zu vermehren zum Segen jetziger und künftiger Geschlechter. Während der letzte Strahl der scheidenden Sonne durch die Fenster fiel und die Versammlung mit goldenem Lichte übergoß, erklärte er die zweite Straßburger Bibliothek für neu begründet, und jubelnd erscholl von draußen in Klängen der Musik das „Heil Dir im Siegerkranz".

Damit war die offizielle Feier beendet, später vereinte jedoch ein fröhliches Mahl im „Rothen Hause" die Theilnehmer an der Feierlichkeit. Noch manches gute Wort ward hier gesprochen, manches starre Herz thaute hier auf und endlich umschlang Deutsche und Elsässer ein Band echter deutscher Gemüthlichkeit. Besonders günstige Aufnahme fand der Toast der Heidelberger Deputation auf die Schwesterstadt Straßburg, der sie neidlos und freudig einen Theil ihrer Blüthe übertrüge, denn in großen Schaaren würden Deutschlands Söhne gepilgert kommen, um an dieser altberühmten Stätte deutschen Wissens sich vorzubereiten für ihr Wirken in Staat und Kirche.

Schwer und tief sind die Wunden, die der Krieg Straßburg geschlagen; möge es unter deutschem Schutze frisch und fröhlich erblühen zu neuem deutschen Leben und diese erste deutsche Feier nicht nur die Bibliothek, sondern eine Periode des Glückes für die Stadt einweihen. J. H.

Frankreich.

Pariser Literaturbriefe.

I.

Paris, 22. August.

Ihre Leser werden sich vielleicht darüber wundern, daß ich es jetzt gerade versuche, Frankreichs literarische Thätigkeit zu schildern. Denn vor kurzem noch lief ja die Tragödie auf den Straßen herum, und in einer solchen Zeit sollen sich, wenn das Sprichwort wahr lautet, die Musen verhüllen und der Dichtung, wie überhaupt allen Geisteswerken, die nöthige Anregung versagen. Diesmal ist es aber hier nicht der Fall gewesen: ich möchte sogar behaupten, daß die letzten Monate, trotz allem Fürchterlichen, Niederschlagenden, Hemmenden, das sie mit sich gebracht haben, im Vergleich zu den zehn Jahren des sinkenden Kaiserthums, eine unleugbare Regsamkeit, einen seit lange verschwundenen Schwung offenbaren. Manches, was heute vor einem Jahre als ein Ereigniß in der Bücherwelt mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, wie „l'Education sentimentale" von Flaubert oder „les Courtisanes" von Arsène Houssaye, erträgt jetzt der Leser kaum, und man denkt sich nicht leicht in die doch so nahe Zeit zurück, wo man derartigem Unkraut einen solchen Geschmack abgewann. So lange Frankreich in der kaiserlichen Atmosphäre lebte, wurden selbst die besten Geister von der Epidemie des oberflächlichen Leichtsinns angesteckt; die Wenigen, die verschont blieben und zu Hause, im engen Freundeskreise, gegen das grassirende Uebel wütheten, heulten, sobald sie mit der Außenwelt in Berührung kamen, aus Anstands-Rücksichten mit den Wölfen mit. Die Leichtfertigkeit, im ausgedehntesten Sinne des Wortes, war eben zur Mode geworden, und bekanntlich ist in Frankreich gegen diese Herrschaft noch keine Revolution ausgebrochen.

Da es nun zur Mode geworden ist, den Bonapartismus und Alles, was er in sich trug, zu verabscheuen, so weht durch die neuesten Erscheinungen der Literatur eine verhältnißmäßig reinere Luft. Dies ist das auffallendste Kennzeichen der jetzigen Schriftwerke, welchem Gebiete sie auch angehören mögen. Freilich schüttelt man ein so schweres Joch, wie dasjenige, welches die kaiserliche Hofwelt der ganzen Gesellschaft aufgebürdet hatte, nicht plötzlich und auf einmal ab, die Palikao'sche Frechheit im Lügen und Erfinden wird wohl noch, wenn auch in einem bescheideneren Maße, Wochen, ja Monate lang weiter blühen, aber im Großen und Ganzen wäre es ungerecht, den moralischen Fortschritt zu bestreiten.

Wie Sie sich es leicht denken können, bilden immer die Erinnerungen an den Krieg den Mittelpunkt, den Hauptstoff der Broschüren. Bücher giebt es nämlich nur sehr wenige. Selbst die Dichtkunst behandelt eigentlich keinen anderen Gegenstand. Unter allen nachträglichen Tyrtäen nimmt ein junger Liebling der Comédie Française, Bergerat, die erste Stelle ein. Seine „Cuirassiers de Reichshoffen" werden häufig auf der Bühne deklamirt und eignen sich, durch geniale Kraft des Ausdrucks, durch würdevoll pathetische Ruhe der Erzählung, vortrefflich zu diesem Zwecke. Die „Cuirassiers" sind allerdings das beste von Bergerat's Gelegenheitsgedichten. „Les deux mères", obgleich unter der Form eines Dialogs, welcher eine deutsche und eine französische Mutter am Grabe ihrer gefallenen Söhne darstellt, besitzen lange nicht den dramatischen Werth des oben genannten Gedichtes. Glücklicherweise läßt uns das Büchlein unter einem günstigeren Ein-

drucke, da es mit einem kräftig ausgeführten historischen Bilde endet, dessen Titel allein ein ganzes Epos in sich schließt: „Le roi Guillaume au château de Versailles". Frankreichs zahlreiche Siege, treten in der „Salle des batailles" des Versailler Museums, im lebendigen Glanze des Gemäldes, vor dem deutschen Sieger auf, als ein Trost der Vergangenheit an die Gegenwart, als ein Rath an Preußen für die Zukunft. Daß die ganze Auffassung des Dichters eine durchaus französische, also leidenschaftlich antideutsche ist, brauche ich wohl kaum zu sagen; daß die Leidenschaft ihn sogar oft über die Gränzen der Wahrheit und des Geschmacks hinausreißt, wird Sie wohl auch nicht in Staunen setzen. Aber nicht durch seine Gereiztheit allein gehört Bergerat der leicht erzürnbaren Familie der Dichter an.

Derselben lyrischen Schule, aber longo intervallo, reiht sich ein sanfter Lieferant der Revue des deux Mondes an, André Theuriet. Seine „Paysans de l'Argonne" sind ehrliche Helden, welche die Lorbeeren der „Cuirassiere" nicht schlafen ließen. Sie kämpfen bescheidener; bescheidener ist auch das Lob, das ihren stillen Tod gefeiert hat. Dagegen fehlt es nicht an hochtrabenden, schwülstigen Trompetenbläsern, die den Mund groß aufreißen, um Nichts, als leeren Lärm zu machen. Merkwürdigerweise findet sich in dieser Klasse der nichtssagenden Schreier ein Mann, der es in seinen Poëmes antiques mit Erfolg versucht hat, die naive Einfachheit und attische Schönheit des griechischen Styls zu übersetzen, und von dem man einen solchen Kram hohler, kalter Phrasen wahrlich nicht erwartet hätte, wie er ihn im Le soir d'une bataille dem Publikum aufgetischt hat. Leconte de Lisle — er ist der Verfasser jenes „Abends nach der Schlacht" — wird wohl seine frühere Begeisterung vollständig verloren haben, seitdem es keinen Senat mit 30,000 Francs Gehalt mehr giebt, dessen Mitglied er sein kann. Dies ist die einzige Erklärung, die ich Ihnen über das Herabkommen seines Talents zu geben vermag, und so macht er freilich eine Ausnahme von der Regel, die ich vorhin aufstellte. Mit seinem Namen darf ich also die Liste der französischen Dichter der Gegenwart nicht schließen, wenn ich meinen Grundsatz retten will, daß das jetzige Jahr den vorhergehenden überlegen ist. Théodore de Banville's „Preußische Idyllen" sind eher dazu gemacht, die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen; es ließe sich gar Manches daraus anführen, was sich zugleich durch romantische Kühnheit der Erfindung und echten Pariser Witz — eine seltene Verbindung! — auszeichnet. Hier sprechen die Pariser Ratten in ihrer Verzweiflung, daß sie schonungslos aus ihrer Ruhe gestört und geschlachtet werden, ihre Verwünschungen gegen Bismarck aus und bedrohen ihn mit dem humoristischen Einfalle, daß sie einst das Gewebe der deutschen Einheit gründlich zernagen werden. Dort räth Bismarck dem Kaiser Wilhelm; wie einem zweiten Pyrrhus, nun endlich von so vielen Strapatzen auszuruhen, und fügt seinem Rath diese Bemerkung hinzu:

On ne peut pas prendre la lune,

worauf der Dichter weiter reimt:

Quiconque s'en serait chargé
Risquerait fort à l'entreprendre.
Si, dit alors De Moltke, j'ai
Fait mes calculs, on peut la prendre.

Der erste Band von Lamartine's Memoiren ist mir der natürlichste Uebergang zu den Werken in Prosa. Man versprach sich freilich mehr von dieser neuen, vergrößerten Ausgabe der „Confidences", aber auch so wie er vor uns liegt, bereitet dieser Band, in der jetzigen Sturm-Periode, dem Leser eine heitere, ungemischte Freude; die Freude nämlich, welche aus einem harmonischen Verhältnisse zwischen Wahrheit und Dichtung entspringt. In solchen Zeiten besonders wie die unsere, wo die Wirklichkeit so brutal, ja thierisch auftritt, prägt sich solchen Erzählungen, welche die Wirklichkeit treu, aber durch den göttlichen Strahl des Ideals veredelt, darstellen, ein eigener, merkwürdig tiefer Reiz auf. Und so tröstet Lamartine die Nachwelt für alle Thorheiten, die Victor Hugo begeht; so tröstet er sie auch für alle Schwachheiten und Schwächen, die sein Alter getrübt und seinen Ruhm vermindert hatten.

Nicht ohne Unbehagen, nicht ohne ein peinliches, drückendes Gefühl kehrt man von dieser Welt der idealen Vergangenheit, die uns Lamartine so poetisch wahr beschreibt, zu den Büchern zurück, welche die reelle, nüchterne Gegenwart mit grellen, unkünstlerischen Farben, wie sie es übrigens verdient, zu malen versuchen. Es schauert Einen wahrlich, wenn man den „Guide à travers les ruines", von Ludovic Hans, durchblättert, und man denkt unwillkürlich an den lieblichen Scherz der Pariser Kutscher, die den Fremden mit freundlichem Lächeln zur „grande promenade" auffordern. La grande promenade ist nämlich jetzt eine Spazierfahrt vom Père Lachaise nach Neuilly über den Bastillen-Platz, das Hôtel de Ville, die Quais, die Tuilerien, kurz über die Schauplätze der bedeutendsten Zerstörungen der Commune. Ich hatte mir fest vorgenommen, diese Gegend nicht zu berühren; wie sehr ich es auch vermeide, kömmt mir doch das unglückliche Wort „Commune" unter die Feder. Die Schuld liegt allein an den Verhältnissen, die heutzutage zwischen Literatur und Politik keine Scheidewand mehr dulden, die den einst so ruhigen Versailler Park, in dessen Schatten und Stille es sich so sanft träumen ließ, zu den tumultuarisch belebten Coulissen der assemblée nationale gemacht haben. Da ich nun einmal die natürlichen Gränzen meines Reiches überschritten habe, so erlaube ich mir doch, zu bemerken, wie sehr die allgemeine Erwartung durch die ungemeine Mittelmäßigkeit der Männer des 18. März, welche jetzt erst vollständig zu Tage kommt, getäuscht ist. Was mir am meisten in ihren Antworten vor Gericht widerstrebt, ist, daß diese Reformatoren, die vom Worte „Association" einen solchen Gebrauch und Mißbrauch gemacht haben, vor ihren Richtern gar nicht mehr davon wissen wollen und darauf bestehen, als einzelstehende Privatleute beurtheilt zu werden. Daher fällt es mir um so mehr auf, daß De Pressensé, der bekannte Prediger und Moralist, in seinem eben erschienenen Essai über die Pariser Commune den Führern und Unternehmern jenes blutigen Schwindels einen Werth, einen Inhalt, möchte ich sagen, beilegt, auf welchen sie heute keinen Anspruch weder machen können, noch machen. Viel richtiger, ja mit wahrer Meisterschaft ausgeführt ist das Urtheil, welches in der letzten Nummer der Revue des deux Mondes, Emile Montégut, über sie wie über die ganze Lage der Dinge in Frankreich fällt, mit der skeptisch-bitteren Laune, die ihm eigenthümlich ist.

Italien.

Die politischen Rechte der Frau in Italien.

Auch in Italien fängt die Frauenfrage und besonders die politische Seite derselben an, die Gemüther in Bewegung zu setzen. Im Maihefte der Rivista Europea behandelt Salvatore Forzano in einem längeren Artikel: La Donna edi Diritti Politici diesen Gegenstand etwa folgendermaßen:

Im Eingange gleich warnt der Verf. die Frauen, doch nicht diejenigen für ihre wahren Freunde halten zu wollen, die ihnen den Sitz in öffentlichen Versammlungen neben den Männern verheißen, und zwar darum nicht, weil damit etwas der „Natur" der Frauen Widerstrebendes eingeführt werde. Er hält es überhaupt bei Entscheidung dieser Frage für geboten, zuerst die Natur der Frau gründlich festzustellen und danach das Maß politischer Rechte abzuwägen, das ihr zuträglich sein könne. Er unterscheidet sich darin wesentlich von John Stuart Mill, der den umgekehrten Weg, den der Erfahrung, einschlagen will. In einer Stelle seines Werkes On the Subjection of Women (die unser Verfasser wörtlich anführt) setzt er auseinander, daß man augenblicklich gar nicht genau erkennen könne, welches die eigentliche Natur des Weibes sei, da das, was man allgemein dafür annehme, das Resultat einer undenklich langen künstlichen Unterdrückung ihrer Fähigkeiten und andererseits einer ebenso unnatürlichen Steigerung derselben sei. Diesen Einwurf jedoch betrachtet der Verf. nicht als stichhaltig, indem er sich einfach an die durch das Geschlecht bedingten physischen Unterschiede hält, die, abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung, existiren und existirt haben. „Die Frau, sagt er, zeigt nach den Urtheilen der Physiologen und Anatomen in ihrem Körper eine Schwäche und eine Reizbarkeit, die ihrerseits wieder auf ihre Gemüthsbeschaffenheit zurückwirken und die ihr den Stempel der Vielseitigkeit aufdrücken, die sie vom Manne unterscheidet. Sie ist dazu geneigt, die äußern Eindrücke häufiger auf sich wirken zu lassen und sich auch ihnen wieder mit größerer Geschwindigkeit zu entziehen, woraus hervorgeht, daß ihre Einbildungskraft mehr beweglich als tief, ihre Vorstellungen mehr leicht und glänzend als solide; ihre Gedanken mehr schnell als fest sind, da sie jenes Gewichtes entbehrt, das der geistigen Thätigkeit des Mannes eben ihren männlichen Charakter aufprägt. Daher ist die Inconsequenz der Frau so enorm groß; heut überläßt sie sich ganz einer Idee und morgen wirft sie sich auf eine andere, ganz entgegengesetzte u. s. w." Diese etwas einseitigen und harten Anklagen sucht der Verf. dadurch wieder zu entkräften, daß er die guten Seiten des Frauen-Charakters in ein helles Licht zu setzen bemüht ist, ein Licht aber, das jenen Schatten zu sehr neutralisirt, so daß eben keine Beleuchtung übrig bleibt. Er sagt: „In der That, die Frau hat eine so feine Intuition, daß sie den Mann dadurch beschämt, sie faßt mit überraschender Schärfe die abweichendsten Eigenthümlichkeiten oder Meinungen, und da sie mit praktischem Sinne begabt ist, versteigt sie sich selten zu schweren Abstractionen, sondern hält sich an die verschiedenen Symbole ...... sie hat daher auch den konservativen Instinct."

Man wird zugeben müssen, daß diese Widersprüche, die Liebe zum Wechsel, die täglich eine neue Idee ergreift und der conservative Instinct, sich schwer in einem Charakterbild vereinigen lassen. Es haben Generalisationen immer ihr Bedenkliches und ganz besonders, wo es sich um ganze Geschlechter handelt; man läuft immer Gefahr, halbe Wahrheiten auszusprechen mit solchen allgemeinen Behauptungen und sicher ganz besonders mit denen, die sich auf die Frauen im Großen und Ganzen beziehen; sie sind eben weit weniger uniform zu behandeln als die Männer, vermöge ihrer meist weit ausgesprocheneren Individualitäten.

Daß die Frau Anspruch auf die gleichen bürgerlichen Rechte haben müsse, wie der Mann, das giebt der Verf. bereitwillig zu, doch macht er einen Unterschied zwischen diesen und den politischen. Er sagt darüber: „Aus der Gleichheit vor Gott hat man die Gleichheit vor dem Gesetze gefolgert, aus dem unveräußerlichen Rechte der Persönlichkeit die individuelle Freiheit und das Recht des Besitzes, aus der Freiheit des Gedankens folgerte man die Preßfreiheit, ebenso aus der Unverletzbarkeit des religiösen Gefühls das Recht der Gewissensfreiheit. Diese Rechte alle nun, die Rossi (Cours du Droit constitutionnel) öffentliche nennt, gehören Allen gleichmäßig an, dem Manne wie der Frau, da sie die apodiktischen moralischen Fähigkeiten beider Geschlechter, aller Alter und jeden Standes darstellen. Außer diesen öffentlichen Rechten jedoch giebt es noch politische Rechte, die nur denen gehören dürfen, denen politische Fähigkeit beiwohnt, und die die Bedingungen erfüllen, welche zur Ausübung politischer Rechte erforderlich sind." Diese Bedingungen nun werden, wie wir gesehen haben, den Frauen vom Verf. abgesprochen. Ob sie nicht mit der Zeit erworben werden können, diese Frage läßt der Verf. ganz außer Acht. Sich stützend auf den Ausspruch von Leibnitz, humanae societatis custodiam non esse principium justitiae, sed tamen putem justum esse quod societatem ratione utentium perfiat, kommt der Verf. zu dem Schluß, daß die politischen Rechte nicht bloß als Güter, die um ihrer selbst willen begehrenswerth seien, betrachtet werden dürfen, sondern als nothwendige Bedingungen zur Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit. Da die Frau doch nun in jedem Falle auch eine menschliche Persönlichkeit ist, so sollte man meinen, die Billigkeit müsse erfordern, ihr diese Möglichkeit der Vervollkommnung nicht länger vorzuenthalten.

Der Verf. folgert jedoch anders. Als Mittel zur Ausbildung der Persönlichkeit betrachtet, dürfen diese Rechte nur solchen Personen verliehen werden, deren Natur sie für Aufnahme derselben geeignet macht. Naturwissenschaftlichen Untersuchungen zufolge aber befindet sich die Frau nicht in dieser Lage, folglich dürfen diese Rechte ihr nicht gewährt werden. Von Heliogabals Zeiten bis zu den unseren werden einzelne Beispiele ohne Zusammenhang aus der Geschichte gerissen, um diese Behauptung zu beweisen, und schließlich sagt der Verf.: „Allerdings sind bei den Fortschritten, die das moderne Staatsrecht gemacht hat, die politischen Rechte nicht mehr bloß den in die goldenen Bücher Eingetragenen eigen, oder überhaupt einem Stande allein, sondern sie sind ein Gemeingut aller Klassen, aller Rangordnungen geworden;" dennoch erscheint es ihm von so haarsträubenden Folgen für den Bestand der Dinge, wenn auf die Frauen diese Rechte ausgedehnt werden sollten, daß die Redaction der Rivista selbst sich veranlaßt sieht, in einer Note gegen diese Auffassung zu protestiren. Als leuchtendes Gegenbild der geschilderten Schrecknisse entfaltet nun der Verf. in glühenden Bildern alle Reize eines glücklichen Familienlebens und beschwört die Frauen immer und immer wieder, sich durch keine Vorspiegelungen irgend welcher Art von dieser ihrer eigentlichen Sphäre abwendig machen zu lassen. Haben denn aber jemals die Frauen erklärt, daß sie bei Erlangung des Stimmrechtes sich sammt und sonders der Ehelosigkeit weihen wollen? Unsers Wissens ist bisher noch kein Fall der Art vorgekommen. Dies ganze schön ausgestattete Argument wird nun aber leider dadurch völlig invalid, daß das Stimmrecht für Frauen in England, dem einzigen europäischen Lande, wo es überhaupt bisher im Parlament zur Sprache gekommen, ausdrücklich nur für Wittwen und solche unverheiratete Frauen, die Grundbesitz haben, beansprucht worden ist. Verheiratete Frauen werden von ihren Männern, nicht steuerzahlende Mädchen von Vätern oder Hausherren repräsentirt. Welcher Schade kann also möglicherweise der Familie erwachsen, wenn diese Gattung Frauen ein oder zweimal im Jahre sich an öffentlichen Abstimmungen betheiligen? Schlimmstenfalls würde übrigens die Zeit, die Beamte, Lehrer, Kaufleute 2c. ihren Berufsgeschäften für

politische Pflichten abzumüßigen vermögen, wohl auch noch von Hausfrauen ohne Schädigung des ganzen Familienlebens geopfert werden können.

Im Hinblick auf das alte Wort, daß die Männer zwar die Gesetze, die Frauen aber die Sitten machen, spricht der Verfasser schließlich den Wunsch aus, das ganze weibliche Unterrichtswesen in Italien möge einer gründlichen Reform unterworfen werden, ein Wunsch, dem wir nur von Herzen beistimmen können, wenn wir auch glauben, daß die Folgen davon andere sein werden, als die, welche der Verfasser sich davon verspricht. Je unterrichteter, klarer und bewußter die Frau über sich selbst und ihre Stellung zum Leben wird, desto unmöglicher wird es sein, sie länger von Ausübung der Thätigkeiten auszuschließen, zu denen sie wirklich befähigt ist. Ob politische zu diesen gehören, das kann eben nur die Erfahrung, aber auch nur diese kann es lehren: alle a priori aufgestellten und auf „natürliche" Unterschiede begründeten Theorieen haben keinen reellen Werth. Dieser Unterschied, auf den Herr Forzano solches Gewicht legt, ist entschieden da, er ist vielleicht noch in viel größerm Maße vorhanden, als Hr. F. annimmt — das aber gerade beweist, daß durch eine Ergänzung und Verschmelzung der Gegensätze auf politischem Gebiete wie auf sozialem ein vollkommnerer Zustand, als der jetzt bestehende herbeizuführen sein dürfte. Mag die Frau dem Manne in physischer wie in intellektueller Hinsicht untergeordnet sein (durchschnittlich) — ein Gebiet giebt es, auf dem die Frau ganz unbestritten die Stärkere ist: es ist das der Moralität, Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, die eigentliche Grundquelle jeder Tugend, sie entspringt in der Brust der Frau mit einer Kraft, die sie das Schwerste tragen und überwinden lehrt, das ist auch ein „natürlicher" Unterschied der Geschlechter, und die Gesellschaft hat dafür gesorgt, diese Tugend in den Frauen mächtig zu entwickeln. Wie wenn es ihr gelänge, auch auf die oft so unsauberen Wege der Politik dieses reinere Licht scheinen zu lassen, Gerechtigkeit, Wahrheit, Nächstenliebe mehr als bisher zur Geltung zu bringen, wer wollte dann noch leugnen, daß dieser Einfluß ein segensreicher sei?

Wenn man in Italien von dieser Auffassung der Sache noch am entferntesten zu sein scheint, so macht Amerika hingegen große Fortschritte in dieser Richtung. — Ein amerikanisches Blatt brachte neulich die kurze Notiz: „Onkel Tom darf jetzt wählen — Mrs. Beecher-Stowe jedoch noch nicht." Das sagt genug.

M. St.

England.

Eine neue englische Uebersetzung von Wallenstein's Lager.*)

Dieser dritte Versuch eines Briten, das deutsche Meisterwerk (welches bekanntlich unserem Schiller als solches mehrmals abgesprochen worden ist) auf englischen Boden zu verpflanzen, scheint uns im Ganzen ein vortrefflich gelungener.**) Der Herr Verfasser, Oberstlieutenant Th. Wirgman, hat zehn Jahre in österreichischen Diensten gestanden und während dieser Zeit nicht bloß die deutsche Sprache gründlich erlernt, sondern auch, wie er selbst in der Vorrede sagt, „genauere Kenntniß von den militärischen Sitten der österreichischen Armee, die bis auf die neueste Zeit markirte Spuren ihrer Abkunft von den Wallensteinern des 30jährigen Krieges trug, sich erworben." Herrn Wirgman's Arbeit ist übrigens in Ostindien, während der langweiligen Periode eines Passatwindes, und ohne vorgängige Kenntniß der Versionen Churchill's und des Earl von Ellesmere, zu Stande gekommen.

Nur hin und wieder begegnen uns unpassende Abweichungen vom Texte oder unnöthige Amplificationen desselben. So nehmen sich (S. 15) die zwei Verse:

> Go halves, my boy! And sure then I won't peach;
> For mum's the word — and silent is my speech.

neben dem kurzen und schlichten

> „Halbpart, Schütze, so will ich schweigen",

wie hohle Declamation aus. Den Worten des Wachtmeisters: „Jetzt geht's dort auch wohl anders her" steht (S. 31) gegenüber: How changed is all! Now reigns a different mode. Also ein feierlicher Ausruf statt der trocken-schalkhaften Bemerkung im Texte. Den Worten des Kapuziners: „Als hätte der allmächtige Gott das Chiragra, könnte nicht drein schlagen", substituirt Herr Wirgman:

> As if our God Almighty were oppressed
> With gout and could not join this festive rout.

Dem entsprechend müßte der Text etwa so lauten:

> Als könnte der allmächtige Gott
> Bei diesem Fest nicht sein, weil ihn die Gicht thät plagen.

Im Uebrigen gehört die Nachbildung der Kapuzinerpredigt zu den Glanzpunkten der Uebersetzung.

Wir erlauben uns, noch eine kurze Probe der verdienstvollen Arbeit auf's Gerathewohl herauszugreifen. Es seien folgende Worte des „ersten Kürassier's", S. 91:*)

> Brother! To our all-gracious Lord above,
> Not all at once can pray and show their love.
> One greets the sun, of which will some complain;
> One wants a drought, while others pray for rain;
> So, where you only want and mis'ry see,
> To me the brightest day in life may be,
> E'en if't were at the people's own expense,
> Sooth, I deplore it much — in ev'ry sense
> A sad misfortune — I can't change their plight;
> Look! 't is just so as when engag'd in fight,
> The horses snort and dash with headlong force;
> Whome'er I meet athwart my rapid course —
> Brother or son — his fate I can't condole.
> Although his cries of mercy pierce my soul,
> Impetuous I must o'er his body ride;
> I cannot gently carry him aside.

Sch.

*) Wallenstein's Camp by Fr. v. Schiller, translated into English verse by Th. W. L., 1871.

**) Ein günstiges Vorurtheil erweckt schon der Umstand, daß der beigegebene deutsche Text noch gewissenhafter korrigirt ist, als der englische.

*) Im Texte: „Bruder, den lieben Gott da droben" ..... bis „Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen."

Das Studium der Medizin für Frauen.

Bei den Verhandlungen, die in der Mai-Sitzung der Londoner Victoria-Discussion-Society stattfanden, kam besonders die Frage zur Sprache, wie weit das medizinische Studium den Frauen erleichtert und zugänglich gemacht werden solle. Es wurde besonders darauf hingewiesen, daß das Amt der Hebammen naturgemäß in den meisten Kulturländern alter und neuer Zeit den Händen der Frau stets anvertraut war, daß nur

mißbräuchliche Praxis dasselbe in einigen Ländern, wie z. B. England, dem Manne überantwortet habe, und daß eine gründlichere, wissenschaftlichere Vorbildung der betreffenden Frauen gerade für diesen Beruf um so mehr zu wünschen sei, als der Schaden, den gerade in diesem Zweige ungeprüfte und ungeschickte Personen anrichten könnten, ganz unberechenbar sei. Habe man aber erst einmal die Nothwendigkeit medizinischer Vorbildung für diesen den Frauen nicht streitig zu machenden Berufszweig anerkannt, so würde es schwer sein, eine Gränzlinie zu ziehen, die die übrigen medizinischen Kenntnisse ihnen für immer entzöge.

Dr. Drysdale, der selbst leitender Arzt von zwei großen Hospitälern ist, sprach bei dieser Gelegenheit folgende Gedanken aus: „Man hat zwar dem besonderen Unterricht der Frau in medizinischer Hinsicht das Wort geredet, jedoch ihre Anstellungsfähigkeit in Zweifel gezogen. Meine Ansicht ist, daß den Frauen das Recht gewährt werden sollte, in jedes Departement des ärztlichen Berufes einzutreten, welches sie sich erwählen wollen." Der Redner glaubt, daß in Deutschland diese Praxis schon eingeführt sei, doch bezieht sich das wohl nur auf den Stand der Hebammen. „Wenn Sie nur erst die Frauen zulassen werden, fährt er fort, so ist es höchst wahrscheinlich, daß eine große Anzahl Frauenkrankheiten weiblichen Aerzten zur Behandlung übergeben werden würde... Meiner Ueberzeugung nach, müßte der Unterricht in jeder Wissenschaft oder Kunst gänzlich frei sein, so daß Alle lernen könnten, was sie zu lernen wirklich wünschten. Später ist es allerdings die Pflicht der Gesellschaft, sie einer Prüfung zu unterwerfen und zu sehen, ob sie competent seien oder nicht.

„Meine Pflicht als Lehrer der Musik oder Malerei würde darin bestehen, meine Schüler so weit wie möglich zu fördern; zwei Berufsarten aber giebt es, bei denen die Gesellschaft es für gut findet, die allerstrengsten Prüfungen aufzuerlegen, und Humboldt sagte, dies seien die einzigen, bei denen eine Prüfung überhaupt zuläßig sei, es sind dies Medizin und Gesetzkunde. Wir haben nichts gegen eine solche Prüfung einzuwenden, dann aber gebe man den Unterricht darin so völlig frei, wie den in Musik oder Malerei. Es geht uns nichts an, wo die Leute ihre Kenntnisse erwerben; unsere Pflicht besteht einfach darin, ihre Fähigkeit und Tüchtigkeit zu prüfen, nachdem sie ihre Studien beendet haben, und zu diesem Zwecke müßten öffentliche Examina eingerichtet werden. (Zustimmung.) Wenn diejenigen unter Ihnen, die Einfluß haben auf Parlaments-Mitglieder, es dahin bringen könnten, daß auch weiblichen Studirenden der Doctorengrad verliehen würde, so wäre unser Zweck bald erreicht. Das Gold, welches aus Australien kommt, hat genau denselben Werth wie das von Californien kommende."

Nord-Amerika.

Dakota-Literatur.

Der numerische bedeutendste Stamm der immer mehr zusammenschwindenden nordamerikanischen Indianer ist gegenwärtig der der Sioux (sprich Sus). Dieselben zählten nämlich nach dem Census von 1870 25,000 Köpfe, wovon etwa zwei Drittel im J. 1869 mit ihrer Einwilligung auf eine geräumige „Reservation" in der Nähe des Missouri-Flusses versetzt wurden. Sie leben dort ein friedliches Dasein, und ihr Missionär, Dr. Williamson, der über 36 Jahre unter ihnen zugebracht, giebt ihnen das Zeugniß, daß sie sich als ebenso ruhige und thätige Ansiedler gezeigt haben, wie manche aus Europa herübergekommene Einwanderer. Er schildert sie als ein „halbcivilisirtes Christenvolk", das nicht nur die Bibel durchweg in seiner eigenen Sprache zu lesen versteht, sondern das auch jeden Fremden unbelästigt in seinem Gebiete wohnen oder reisen läßt. Die Sioux-Schulkinder auf den Missionsstationen lernen mit großer Leichtigkeit ihre Sprache lesen und schreiben; sie benutzen alle in der Siouxsprache verfaßten Bücher, und ihre Aufsätze in der Muttersprache ermangeln durchaus nicht origineller Gedankenblitze. Die für die Wiedergebung der Sprache angewandte Orthographie entspricht durchaus dem hörbaren Schall der Worte und bildet also einen vortheilhaften Gegensatz zu der unendlich verschrobenen englischen Orthographie. Die Sioux nennen sich in ihrem Idiom: „Dakotas", d. h. Verbündete.

Schon seit etwa 20 Jahren hat es nicht an Material zur Erlernung dieser vokalreichen Mundart gefehlt. 1848 subscribirten nämlich die im Staate Minnesota wohnhaften Sioux 40 Dollars zur Uebersetzung und Herausgabe der neuen Verfassung des Staates in der Siouxsprache, und 9 Jahre später steuerten sie 140 Dollars bei, um „Bunyan's Pilgerfahrt" durch den Geistlichen Riggs in dieselbe übertragen zu lassen.

1850 hatte bereits ein kleines Dakota-Zeitungsblatt, der „Dakota-Freund" (Dakota Tawaxitnu kin) das Licht der Welt erblickt. Dieses von Rev. G. H. Pond redigirte Missionsblatt hörte indeß schon nach zwei Jahren auf zu erscheinen.

Riggs hatte sich indessen eine solche Fertigkeit in der Sprache erworben (er hatte als Missionär seit 1837 unter den Sioux gewirkt), daß er im Auftrage des Smithson'schen Instituts in Washington und der historischen Gesellschaft von Minnesota die Herausgabe eines Wörterbuchs und einer Grammatik unternehmen konnte, wobei ihm die übrigen Missionäre des Stammes den nöthigen Beistand leisteten. Seit der berühmten Eliot'schen Bibelübersetzung war dies wohl das bedeutendste Literaturwerk, das über die Verhältnisse indianischer Sprachen verläßlichen Aufschluß zu geben im Stande war.

Europäische Gelehrte machten sich nun ebenfalls an das Studium dieses Idioms und 1852 erschien: „Grammatik der Dakotasprache", von H. C. von der Gabelentz (Leipzig); 1856 erschien in Pest: „A Dakota Nyelv", von Paul Hunfálvy, sowohl separat, als auch abgedruckt in den Verhandlungen der ungar. Akademie. Der letztjährige Band der „Verh. der hist. Ges. von Minnesota" (1870) enthält bereits ein Register von 36 im Sioux erschienenen Schriften. Das neueste Wörterbuch dieses Idioms erschien 1871 im Frühling; es ist zum Gebrauch der Sioux bestimmt, die Englisch lernen wollen, und enthält 12,000 Vokabeln (Druckort: Missions-Druckerei der Santee-Agentur, Staat Nebraska).

Verfasser dieses Wörterbuchs und zugleich Herausgeber der Zeitung Iapi Oaye ist der Missionär John P. Williamson in Greenwood, Territorium Dakota. Die erste Nummer von Iapi Oaye (d. h. tragbares Gespräch, Worte zum Mitnehmen) erschien im Mai 1871 im Quartformat.

Das Blatt kostet innerhalb der Vereinigten Staaten einen halben Dollar. Nur zwei Linien enthalten englische Worte; sonst ist Alles in der Siouxsprache verfaßt, und zwar hat sich die Redaction den Spruch zum Motto genommen: Taku waste okiya sica kipajin — Unterstützen alles Gute, widerstehen allem Schlechten. Nummer I. enthält unter Anderm: Todes-

fälle von 1871 unter den Santee-Sioux in Reipa und am Big Sioux-River; Notizen über die acht Missionskirchen unter den Dakotas; einen Hymnus 2c. 2c.

Poesieen des Urwalds, von Kara Gierg.*)

Mit wahrer Freude zeigen wir diese schönen Poesieen unseres deutschen Landsmanns in Amerika an, welche uns wieder beweisen, wie der Deutsche auch überm Ocean nicht vergißt, das Ideal zu pflegen. Sei es uns vergönnt, um auch unseren Brüdern drüben unsere Theilnahme an ihrem Streben zu beweisen, dieses Werk etwas eingehender zu besprechen.

Fast alle diese Dichtungen sind Erzählungen in Strophenform mit lyrischer Färbung, worin der Stoff unter den Gesichtspunkt einer Idee gebracht ist. Es weht durch dieselben ein ernster, milder, wahrhaft menschlicher Geist, christlich in edlem Sinn, ohne beschränkende Dogmatik. Der Stil ist einfach und deutlich, öfter durch natürliche Bilder gehoben, fast niemals breit, und spricht in ungezwungener Weise manchen tiefen Gedanken mit energischer Kürze aus. Hier und da wünschte man statt der eigentlichen Bezeichnungen der Dinge die Wahrheit in den Schleier der Schönheit verhüllt, oder auch einen Gedanken etwas ausgeführter.

Die ganze Sammlung zerfällt in 4 Theile. Der erste, „Deutsche Pioniere", bringt Erzählungen von den deutschen Vorkämpfern der in den Westen vordringenden Kultur. „Hellenbach" schildert mit Schwung den Kampf eines Deutschen für Amerika gegen Albion. Erschütternd ist die Erzählung „Gnadenhütten", welche die Blutschuld der weißen, neidischen Gränzer gegen bekehrte, fleißige, friedliche Indianer darstellt, wodurch dann die Indianer überhaupt vom Christenthum abgeschreckt werden. Ferner heben wir rühmend hervor „Die Tochter des Pioniers" und „Regina", Darstellungen des Heldenmuths und der rührenden Wiedererkennung einer verlorenen Tochter durch die Erinnerung an ein Gebet der Kindheit. In „Der Pilgerzug der Mährischen Brüder" fehlt die Einheit der Composition; eine allgemeine und eine besondere Begebenheit sind mit einander eingerahmt. Eine bedeutende Darstellung einer tragischen Begebenheit ist „Die Frau des Pioniers". „Vinum, linum, textrinum" schreibt in schöner Form „Frohsinn, Ackerbau, Gewerbe" auf das Banner der deutschen Pioniere. „Die Auswanderer" malen die frohen Gefühle der nach dem gehofften Paradies der Freiheit vom Rhein Ausziehenden. In einigen Gedichten, z. B. in „De Kalb", ist der Ton nicht gehoben genug.

Der zweite Theil „Aus dem Wigwam", der bedeutendste, giebt indianische Stoffe, meist Sagen und Märchen, von denen einige sich auch in der prosaischen Sammlung von Knortz finden. Bei denjenigen Sagen und Märchen, welche sich in einfachem, prosaischem Bericht bei Knortz finden, sieht man recht, was eine ächt poetische Behandlung aus solchem Stoffe machen kann.

Ein größeres Ganze bildet der dritte Theil, „Logan der Mingo-Häuptling". Ein zum Christenthum redlich bekehrter Mingo läßt sich durch Frevel der Christen an den Seinen zum Rachekriege hinreißen, unterliegt, und fällt in wehmüthiger Stimmung als Opfer der Verwickelungen. Die Composition ist eine geschickte Gegeneinanderstellung von trefflichen Bildern, die aber doch nicht zu einem organischen Ganzen von durchgehendem causalen Zusammenhang verarbeitet sind. Die Schlußzeile drückt nicht passend Geschehenes als Zukünftiges aus.

Der vierte Theil „Lose Blätter" ist ein mannigfaltiger Anhang, der nicht durchweg dem Titel „Poesieen des Urwalds" angehört. Die ersten Gedichte dieses Anhangs feiern die Musik, das alle Menschen einigende Kulturelement, in dessen Pflege die Deutschen unbestritten alle andern Völker übertreffen; das folgende die für die Kultur mit fester Hand und sicherem Auge streitenden Schützen. Zwei folgende stellen den unglücklichen Tod eines fast befreiten Negers und die ernste Aufgabe der befreiten dar. Den Schluß bilden eine Anzahl Gedichte beim deutsch-französischen Kriege. Im Ganzen steht dieser Theil hinter den früheren zurück. Am Schlusse spricht der Verfasser rührend seine Sehnsucht nach der kriegenden und siegenden Heimat aus.

> Ob sich wohl das Gewissen regt,
> Daß in die Fremde wir gegangen?

Wir rufen ihm einen herzlichen Gruß zu; das deutsche Gewissen spricht ihn frei. Der Deutsche hat eine wichtige Kulturmission in den Vereinigten Staaten Nordamerikas; und Dr. Brühl (so heißt Kara Gierg mit wahrem Namen), früher Redacteur des „Deutschen Pioniers" in Cincinnati, ist selbst dort einer der trefflichsten Pioniere der Zukunft. Trieb ihn auch nicht die Verfolgung und die Noth aus seinem Vaterlande, sondern die nimmersatte Wanderlust, so ist es eben dieser dunkle Trieb im deutschen Herzen, welcher zuletzt die schönsten Blüthen und Früchte für die Menschheit treibt. Wanderten früher mehr Ungebildete aus unserm Vaterlande aus, so bringen jetzt auch höher organisirte Talente dort den germanischen Namen zu Ehren. Und dann wird auch die Zeit kommen, wo drüben geborene Deutsche diese geistige Aristokratie der Einwanderer in ihrer Kulturarbeit ablösen werden. K.

*) New-York und Cincinnati. Benziger Brothers, 1871.

Kleine literarische Revue.

— **Vom Fels zum Meer, Genealogie der Hohenzollern.***) Der Stammbaum des Hohenzollernschen Fürstengeschlechts hat durch die Ereignisse der letzten Vergangenheit neue Bedeutung gewonnen. Süddeutschland sieht das aus seinen Bergen in die norddeutsche Ebene hinabgestiegene Haus der Zollern als Erbe der deutschen Kaiserkrone gewissermaßen zu sich zurückkehren, und hier in Norddeutschland, wo dies Haus seit vier und einem halben Jahrhundert seinen Webstuhl für die deutsche Macht, Größe und Einheit in Bewegung setzt, sind ihm, nachdem das großartige Webstück vollendet ist, in alter Treue und Anhänglichkeit neue Ehren in unvergänglicher Frische dargebracht worden. Es ist ganz Deutschland, das dem Hause Hohenzollern bewundernd huldigt und dabei mit Staunen den Blick auf die durchmessene Laufbahn desselben zurückwirft. In diesem Sinne, denken wir, hat die rührige Kühtmannsche Verlagshandlung in Bremen das unten bezeichnete Tableau einer Genealogie der Hohenzollern herausgegeben, und in gleichem Sinne glauben wir dasselbe den Bürgern des neuen deutschen Reichs empfehlen zu sollen.

*) Vom Fels zum Meer. Genealogie der Hohenzollern von Burggraf Friedrich von Nürnberg bis Kaiser Wilhelm von Deutschland. (1192—1871). Bremen, J. Kühtmann. 1871.

— **Benfey's Grammatik der Veda's.** Trübner u. Co. in London kündigen eine „Grammar of the Language of the Vedas" von Prof. Theod. Benfey in Göttingen an. Alle Sanskrit-Sprachlehren behandeln zwar auch die Sprache der Veda's, doch ist dieselbe in vieler Hinsicht so abweichend von den Sanskrit-Sprachen, daß eine besondere Lehre für die der Veda's, um die für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Hymnen vollständig zu verstehen, durchaus nothwendig scheint. Für Subscribenten ist der Preis dieser Grammatik auf 21 Shill. angesetzt.

— **Robert Burns in schweizerdeutscher Mundart.** Es ist keine Vermuthung oder Erörterung über die Möglichkeit oder Zulässigkeit der Uebertragung des schottischen Barden in die alemannische oder eine andere deutsche Mundart, die wir hier aufstellen werden, sondern der Bericht über eine uns in einem sehr gut ausgestatteten Bande vorliegende Thatsache. Herr August Corrodi hat die Lieder des Sängers der schottischen Hochlande in die Sprache seiner Schweizer Heimat übertragen und zwar mit großem Glücke. Es ist, wenn man die einander in schottischer und deutscher Mundart gegenüberstehenden Verse so liest und vergleicht, als vernähme man ein Klingen und Singen, das, von einem Berge ausgehend, auf dem andern sein volltönendes, verstärktes Echo findet. Aber nicht nur in poetischer Beziehung hat sich der Uebersetzer ein Verdienst erworben, uns scheint in seiner Arbeit eine noch weit tiefere Bedeutung zu liegen. Von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hätte, wird durch dieselbe das feste, unzerreißbare Band dargethan, welches die Sprache um alle germanischen Stämme schlingt, und diese Sprache ist nur ein Ausdruck der innigen Verwandtschaft des Denkens und Fühlens. Vergebens würde man versuchen, Robert Burns Lieder in ein romanisches Patois zu übertragen, nur das germanische giebt sie wieder, weil sie germanisch, weil sie deutsch empfunden sind. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, diese Verwandtschaft durch Uebertragungen und Vergleichungen von Werken sämmtlicher germanischen Sprachen und Mundarten unter- und miteinander immer mehr zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. J. H.

— **Kriegsarchivalisches.** Die Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870—71, deren von der Decker'schen Geh. Ober-Hof-Buchdruckerei besorgte erste Lieferungen vor mehren Monaten bereits erschienen waren, hat jetzt in einem stattlichen Bande von nahezu 400 Seiten ihren Abschluß erhalten. Dieser Band, die 4. Lieferung, umfaßt die Zeit vom 7. November 1870 bis zum 16. Juli 1871, also bis zum Einzugstage der baierischen Truppen in München. Die Chronik ist bekanntlich eine Zusammenstellung der im Staats-Anzeiger mitgetheilten Kriegstelegramme, Handschreiben, Erlasse ꝛc. und kann daher Anspruch auf vollste Authenticität machen, die erste Bedingung einer solchen Sammlung. Die Chronik hat insofern eine Aenderung und Erweiterung erfahren, als neben den militärischen Nachrichten, die bisher ihren Hauptinhalt ausmachten, in dieser Schlußlieferung auch die allgemeinen politischen Verhältnisse, die innere Umgestaltung Deutschlands u. s. w. gebührend berücksichtigt sind. Freilich ist auch manches Nebensächliche mit untergelaufen, was nicht gerade an und für sich Anspruch auf Unsterblichkeit erheben darf. Dennoch ist das Ganze nicht blos eine schöne Erinnerung, sondern auch ein bequemes Hülfsmittel für den zukünftigen Historiker des Krieges. J.

— **Kriegs- und Siegeslieder einer Frau.** Wenige von den poetischen Erzeugnissen, die der vergangene Krieg hervorgerufen hat, haben bei der Kritik eine so günstige Aufnahme gefunden, als die auch in diesen Blättern besprochenen Vaterlands-, Kriegs- und Siegesgedichte von Frl. M. Ihering, einer Schwester des ausgezeichneten Juristen. Daß das Publikum diesem günstigen Urtheil zustimmt, dafür zeugt der Umstand, daß die Gedichte uns jetzt in einer zweiten, vermehrten Auflage vorliegen.*) Es ist nämlich ein Anhang von 10 Liedern hinzugefügt, wodurch das Werk eine werthvolle Bereicherung erfahren hat. Während ein Theil derselben in inniger und ergreifender Weise das Leid und Unglück uns vorführt, das eine unvermeidliche Folge des Krieges ist, schildern die andern mit Begeisterung die schönen Hoffnungen, die sich an das glorreiche Resultat des Kampfes und den wiedergewonnenen Frieden knüpfen. Historisch interessant ist die Beifügung zweier Gedichte von dem verstorbenen Vater der Dichterin, Dr. jur. G. A. Ihering: „Zur Feier des Geburtstages unserer allgeliebten Königin Luise (10. März 1804)" und „Bei der Rückkehr der Ostfriesischen Truppen (6. Februar 1816)", sie zeigen, daß dieselbe Gesinnung, welche die jetzigen Friesen beseelt, auch die ihrer Väter war. E.

— **„Marotte."****) Graf Arnheim, ein junger Rechtskandidat, macht, gefolgt von seinem Reitknecht, einem richtigen Berliner Kinde, eine kleine Reise nach Pasewalk zu einer Tante. Herr von Waldstetten, ein älterer Freund seines Vaters, der ihn begleitet, veranlaßt den jungen Grafen zur Abkürzung des Weges einen Ritt durch den Wald zu machen. In einer Waldschenke, wo man rasten muß, geräth der junge Graf in Streit mit betrunkenen Bauern und erhält mit einem Knüttel einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er betäubt und besinnungslos liegen bleibt. Als er wieder zu sich kommt, befindet er sich in der seltsamsten Umgebung von der Welt, nämlich auf dem Schlosse Lindemar, das aber St. Hubert genannt wird, im Besitze eines immens reichen aber geisteskranken Herzogs, der an der fixen Idee leidet, — Karl der Kühne von Burgund zu sein, und der demgemäß seine Kleidung, seine Lebensweise, ja seine ganze nähere und fernere Umgebung nach dieser Voraussetzung umgestaltet hat, was ihm theils durch seine großen Reichthümer, theils durch die Anhänglichkeit seiner Angehörigen ermöglicht wird. So befindet sich der junge Graf (der übrigens von dem Herrn von Waldstetten absichtlich in diese Situation gebracht worden) plötzlich mitten in einem vollständigen Hofstaat des Mittelalters, mit Minnesängern, Turnieren, Pagen, Narren, Ritterspielen, Zwergen, Ringelrennen u. s. w. Er selbst wird von Allen mit solcher Consequenz als Prinz Philibert von Savoyen behandelt, daß schon schwache Zweifel an seiner eignen Identität auftauchen, und nur die im reinsten Helmerding'schen Genre gehaltene Gestalt des berliner Dieners läßt sich durch all den phantastischen Spuk nicht beirren.

Dieser mit allem Zubehör des beliebtesten Ritterromans aus den obersten Reihen einer Leihbibliothek ausgestattete Zauber dauert so lange, bis der in Folge eines vermeintlich begangenen Mordes verrückt gewordene Herzog durch die Verzeihung des Todtgeglaubten zur Vernunft gebracht wird, und sich der ganze Spuk wieder in nüchterne Wirklichkeit auflöst, auch mit einer fröhlichen Heirat schließt, denn die im Thurm eingesperrt ge-

*) Aurich, Tapper und Sohn, 1871.

**) Humoristischer Roman von Graf Ulrich Baudissin. 2 Bde. Stuttgart, A. Kröner, 1871.

haltene Prinzessin Maria von Burgund ist ja eigentlich die Cousine des Grafen Arnheim, und die Zwergin „Marotte" hat es verstanden, einen Liebeshandel zwischen Beiden anzuzetteln.

Man sieht, der Gegenstand des zweibändigen Romans ist in der That eine Marotte. Aber indem der Verf. selbst es als Marotte hinstellt, entwaffnet er gewissermaßen die Kritik. Bekanntlich dürfen nur reiche Leute sich Marotten gestatten, und in diesem Sinne ist Graf Ulrich Baudissin berechtigt dazu. Er gebietet über ein ungewöhnliches Maß von Phantasie, Gestaltungskraft und feinen Humor, diesem göttlichen Freunde der armen vielgeplagten Staubgebornen, und wir können nicht umhin zu wünschen, diese schönen Mittel einmal im Dienste einer dankbareren Aufgabe verwandt zu sehen als dem einer bloßen „Marotte." M. St.

— **Meer und Au.** Erzählung aus dem Dänischen des Thomas Lange.*) Herr Dr. A. W. Peters hat mit Uebersetzung dieser Erzählung einen glücklicheren Griff gethan, als kürzlich mit den dänischen Reisebildern aus Aegypten. Die dänische Presse ist zum Theil ganz begeistert über das Lange'sche Werkchen, welches in der That durch die Weise, wie es ein schwieriges psychologisches Problem entwickelt und löst, nicht geringe Anerkennung verdient. Die Erzählung spielt in der höheren Gesellschaft Dänemarks und handelt von dem unheilvollen Einflusse einer leichtfertigen Mutter auf ihren empfänglichen und empfindsamen Sohn. Henrik von Grubbe, eben dieser Sohn, hat in der Jugend ein schweres eheliches Vergehen der Mutter beobachtet. Obgleich nun das Gesehene fort und fort in seiner Seele arbeitet, vermag es doch nicht, die schwärmerische Liebe zur Mutter aus seinem Herzen zu verdrängen. Aber diese Liebe und das aus der Erinnerung emporsteigende Schamgefühl, sie gerathen in ihm hinfort in Widerstreit, welcher Henrik's Charakter bestimmt und für ihn verhängnißvoll wird, zumal es sich fügt, daß die Mutter, die sich nach Trennung ihrer ersten Ehe mit dem Genossen jenes Vergehens wieder vermählt hat, die Welt-Erziehung des Sohnes in die Hand nimmt. Die Folge ist, daß Henrik unter der Führung der Mutter auf abschüssiger Bahn tief in sittliches Verderben hinabgleitet. Da aber seine ursprünglich tüchtige Natur und jenes Schamgefühl, das ihn jedesmal beim Anschauen der Mutter überkommt, je länger desto stärker in ihm reagiren, so sehen wir seine Seele mehr und mehr von einem Kampfe zerrissen, welcher schließlich zu vollständigem psychischen Bankerott führen muß und führt. — Henrik Grubbe ist eine Hamlet-Natur. Sein Unglück ist, daß er, durch den Zwiespalt in seinem Innern aller moralischer Kraft beraubt, nicht zum Handeln gelangt, um seinen Verhältnissen eine selbständige Richtung zu geben. Als er sich endlich zum Handeln gezwungen sieht, trifft der Strahl seiner Energie, ganz wie bei Hamlet, eine elende Nebenfigur. Das Grübeln ist seine wie Hamlet's beste That. Aber wenn Hamlet's Grübeln sich in philosophische Schattengänge verliert, so verirrt sich das des phantasiereicheren Henrik in Regionen, wo dem zerrissenen Gemüthe dämonische Gewalten erscheinen. Die ergreifende Durchführung dieses Charakters deutet auf eine Meisterhand hin. Nicht minder gelungen sind die Nebenfiguren. Nur gegen Amine, das unglückliche Fischermädchen, ein „Gretchen" ohne öffentliche Schande, würden wir ästhetische Bedenken erheben. Der Verfasser, welcher übrigens in der deutschen klassischen Literatur sehr bewandert zu sein scheint, wird in „Meer und Au" hoffentlich nicht sein letztes Werk geschrieben haben. G. H.

*) 2 Bände. Bremen, J. Kühtmann, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Der erste neue Kalender, der uns diesmal zugegangen, ist der von „Schultze und Müller".*) Die Gelehrten des Kladderadatsch beschäftigen sich darin mit der wichtigen politischen Frage: „Was wird jetzt kommen?" und sie beantworten diese Frage in einem Leitartikel, dem wir Nachstehendes entlehnen: „In den verschiedensten Kreisen hört man bereits die theils bange, theils einfach neugierige Frage äußern: „„Was wird jetzt kommen?"" Einige wollen durch einen im Kriegsministerium angestellten Vetter erfahren haben, daß die Aufrichtung eines indogermanischen Reiches schon in Aussicht genommen sei. Es wird erzählt, daß Graf Moltke auf Specialkarten bereits die Pässe des Himalaya und die Flußgebiete Hinterindiens durchstudire. Die „Wahrsagerin aus Rußland" soll geweissagt haben, es stehe ein Ereigniß bevor, in Folge dessen wiederum die ausgezeichneten Männer Deutschlands je um Einen heraufrücken würden. Bismarck würde zum Herzog, Moltke zum Fürsten, und die sämmtlichen bewährten Heerführer würden zu Grafen erhoben werden. Ja, in Anbetracht der fast unermeßlichen Schätze Indiens soll bereits eine Dotation von 4 Milliarden in Aussicht genommen sein. Andere raunen sich mit kreideweißen Gesichtern zu: das Nächste werde sein, daß die Bebelianer losschlagen. Thörichte Furcht! Schon jetzt steht das Petroleum viel zu hoch im Preise, und es ist vorauszusetzen, daß es noch höher steigen wird. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß sich die besitzenden Klassen nebst ihrem Eigenthum auch mit Wasserstoffgas, oder im reinen Sauerstoff, oder elektromagnetisch verbrennen lassen; es bedarf aber dazu, wie ein talentvoller junger Chemiker uns mit Recht einwendet, kostspieliger Apparate, und zu diesen dürfte den Anhängern Bebel's noch auf lange Zeit hinaus die nöthige Sammlung fehlen. Daher sagen jetzt auch die Meisten: Es wird nichts mehr kommen! Es wird jetzt die Zeit des Stillstandes, die Aera der Langweile, die Sauregurkenzeit ohne Ende beginnen, nur ausgezeichnet und eintheilbar durch das ruckweise Emporschnellen der Steuern. Denn es ist eben gemacht, was gemacht werden konnte, und ultra posse ne ultramontanus quidem obligatur."

Von der bei Cotta erscheinenden historisch-kritischen Ausgabe der Schiller'schen Werke ist jetzt auch der zehnte Theil erschienen. Er enthält die ästhetischen Schriften und ist von Reinhold Köhler in Weimar redigirt. So sehr auch die philologische Genauigkeit zu rühmen ist, so kann man es doch in der Mikrologie ein Bischen zu weit treiben. Die gesammelten Varianten sollen doch Schiller betreffen — immerhin mag man auch die Druckfehler angeben, aber consequent ein Wort unter den Text nochmals zu setzen, weil es in einer der andern Ausgaben, als die abgedruckte, mit einem andern S gesetzt ist, z. B. Drangsal statt Drangsal, das heißt doch wohl die philologische Gewissenhaftigkeit bis zur Bigotterie treiben.

*) Illustrirt von W. Scholz und L. Löffler. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] ——— Berlin, den 16. September 1871. ——— [N° 37.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay: Der Hubertsburger Friede.*)

Seit den gewaltigen Kämpfen, die im vorigen Jahrhundert die beiden Hauptmächte Deutschlands, Oesterreich und Preußen, in die Schranken riefen, konnte glücklicherweise mehr als ein Jahrhundert verfließen, ohne daß die Heere beider Staaten genöthigt waren, sich feindlich gegenüberzutreten, die vereinte Kraft, die dem Auslande gegenüber mehr als je nöthig war, durch innern Kampf zu mindern. Daß es dann einmal noch im Verlauf des letzten Jahrzehnds zu einem Entscheidungskampf zwischen beiden kommen mußte, war für den nicht unerwartet, der die Entwickelung deutscher Dinge kannte, der da wußte, wie der Schwerpunkt deutscher Macht mehr und mehr nach dem Norden zu gravitirte, wie das alte Haus Habsburg-Oesterreich sich indeß nie und nimmer freiwillig, auf dem Wege des Vertrags, seiner Autorität in gemein deutschen Dingen begeben hätte. Für den nun, der in diesem Sinne auf die Entwickelung der deutschen Dinge zurückschaut, wird es nicht überraschend erscheinen, daß die deutsche Forschung sich in den letzten Jahren mit Eifer und Erfolg auf die Kriegsthaten Friedrich's des Großen geworfen hat. Wenn auch nicht als Anfangspunkt der neueren, deutschen Entwickelung überhaupt, so haben wir doch die Regierungszeit dieses Königs als den Moment zu bezeichnen, in dem das Gefühl von der Nothwendigkeit und Berechtigung eines von österreichischer Bevormundung unabhängigen Norddeutschland zum ersten Mal mit Bewußtsein und Entschiedenheit zur Erscheinung kam.

Den hervorragenden Arbeiten A. Schaeffer's auf diesem Gebiete, dem Werke Ranke's über den Ursprung des siebenjährigen Krieges, das wir erst neulich Gelegenheit hatten, in diesen Blättern ausführlich zu besprechen, reiht sich nun eine Arbeit des Freiherrn von Beaulieu-Marconnay über den Hubertsburger Frieden an, die ihren Impuls gleich der Ranke'schen Abhandlung zum Theil von den Ereignissen des letzten Jahres erhalten zu haben scheint.

Der Verfasser behandelt seine Aufgabe vom sächsischen Standpunkt aus, indem er sich bemüht nachzuweisen, welchen unsäglichen Schaden die Theilnahme am Kriege für Sachsen gehabt, wie sein einziges Heil in schleunigstem Friedensschluß bestanden habe und wie daher die verhältnißmäßig schnelle Beilegung der noch obwaltenden Zwistigkeiten vorzugsweise der sächsischen Vermittelung zuzuschreiben sei. Wir haben hiermit den persönlichen Standpunkt des Verf. angedeutet, ohne ihm dabei irgendwie den Vorwurf der Einseitigkeit oder Parteilichkeit machen zu wollen. Im Gegentheil, er befleißigt sich durchaus einer rühmlichen Unparteilichkeit und vermag dies mit um so besserem Erfolge, als seine ganze Darstellung auf Dresdener und Berliner Archivalien gestützt ist, deren wesentlichste Stücke er mit Erlaubniß der betreffenden Regierungen im Anhange seiner Schrift mitgetheilt hat. Es ist daher zum ersten Mal möglich geworden, das Getriebe der Vor- und eigentlichen Verhandlungen authentisch kennen zu lernen, und es erscheint dabei als das bemerkenswertheste Moment, was auch Verf. gebührend hervorhebt, daß Sachsen, wie so oft vor- und nachher, seine Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, wenn es Oesterreich zum Beginn gemeinsamer Verhandlungen in der Hoffnung drängte, daß der Kaiserhof seine ganze Autorität einsetzen würde, dem so treu ergebenen Bundesgenossen möglichst günstige Friedensbedingungen zu verschaffen. Einleuchtend weist Verf. im Gegentheil nach, wie Graf Kaunitz, der österreichische Staatskanzler, sein Hauptaugenmerk darauf richtete, durch Vorschieben Sachsens eine Pression auf den König von Preußen zu üben, um so für sein Land günstigere Bedingungen schließlich zu erzielen. Der König von Preußen im Gegentheil, von dem man gewiß keine Ursache hatte, ausnehmend milde Behandlung zu erfahren, zeigte sich offen und entgegenkommend, so daß denn schließlich auch das Abkommen zwischen Preußen und Sachsen früher und leichter zu Stande kam, als das österreichisch-preußische.

Hervorzuheben ist noch das Moment, das Verf. am Schlusse seiner Schrift mit Heranziehung der eigenen Worte Friedrichs betont, wie der König trotz des verhältnißmäßig sehr günstigen Friedens — er, der von allen Seiten Angegriffene hatte keinen Fußbreit Landes verloren — dennoch ermüdet, von der Last seiner fünfzig Jahre und der seiner harrenden Aufgaben niedergedrückt und mit dem Gefühl der Vereinsamung bei dem Verlust oder der Entfernung seiner besten Freunde, in sein Land zurückkehrte.

Die Schrift Beaulieu's ist als Beitrag für die hoffentlich nicht mehr ferne Gesammtdarstellung der Regierung des großen Friedrich erwünscht und zeitgemäß. J.

Das zweihundertjährige Jubiläum der jüdischen Gemeinde Berlins.

Um dieselbe Zeit, als in Paris der Fanatismus der Bartholomäusnacht gegen die protestantischen Franzosen wüthete, um das Jahr 1572, zerstörte man in Berlin das Gotteshaus der

*) Der Hubertsburger Friede. Nach den archivalischen Quellen von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, S. Hirzel, 1871.

Israeliten auf dem „kleinen Jüdenhof", richtete man den Hofjuden Joachims II., Lippold, hin und vertrieb man alle seine Glaubensgenossen aus der Hauptstadt der Mark Brandenburg. Hundert Jahre später regierte dort Kurfürst Friedrich Wilhelm, der erste jener drei großen Hohenzollern-Fürsten, durch welche nicht allein Brandenburg und Preußen, sondern auch das gesammte Deutschland und Mitteleuropa einen sittlichen Auf- und Umschwung erfahren sollte, und gleichwie zwei Decennien später die durch Zurücknahme des Ediktes von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, so rief der weitschauende große Kurfürst die damals aus Wien vertriebenen Juden in sein Land und seine Hauptstadt. Vom 10. September 1671 datirt das für die österreichischen Juden ausgestellte Privilegium zu ihrer Niederlassung in Berlin, und dieser Tag ist als der Gründungstag der jüdischen Gemeinde zu betrachten, welche in der Kulturgeschichte Berlins eine nicht unerhebliche Rolle spielt, einer Gemeinde, die mit der Hauptstadt und mit dem Lande, in welchem sie sich einbürgerte, gleichzeitig physisch und moralisch gewachsen, die aus Brandenburgern zu nationalen Preußen geworden und die aus Preußen zu Deutschen in ihrer Weltbedeutung sich emporgeschwungen hat.

Um den zweihundertjährigen Gedenktag der Gründung dieser Gemeinde würdig zu feiern, hat der Vorstand derselben einen jungen, bereits rühmlichst genannten historischen Schriftsteller, Herrn Dr. Ludwig Geiger, beauftragt, eine „Geschichte der Juden in Berlin" zu schreiben, und diese ist soeben in ihrer ersten, den eigentlichen Geschichtsverlauf, jedoch ohne die Ausführungen und urkundlichen Aktenstücke, umfassenden Abtheilung ausgegeben worden.*)

Wir werden wohl auf diese, mit umsichtiger kritischer Selbstbeschränkung verfaßte Festschrift, welche auf kleinem Raume (207 S. gr. 8.) eine vollständige Uebersicht der religiösen, der bürgerlichen und sozialen, sowie der Kulturgeschichte der jüdischen Gemeinde darbietet, noch zurückkommen und konstatiren vorläufig nur, daß der Verfasser, obwohl er dem philosophischen Geiste unserer Zeit und der nationalen Richtung unseres Landes unbedingt huldigt, doch keiner der vielen kirchlichen Schattirungen der gegenwärtigen jüdischen Gemeinde Berlins wehezuthun sich bestrebt hat, was ihm freilich, bei den oft nur zu empfindlichen, voreingenommenen und subjektiven Ansichten der Parteien, nicht immer gelungen sein mag. Auch möchten wir gerade dem objektiven Standpunkte gegenüber, den der Verfasser festzuhalten sich bemühte, ihn darauf aufmerksam machen, daß er unter den von ihm zahlreich genannten Männern, die sich seit zweihundert Jahren um die jüdische Gemeinde Berlins verdient gemacht, den Namen eines Mannes vergessen, der ein ganz hervorragendes Verdienst einerseits um die Verwaltung der Gemeinde und ihre rechtliche Stellung in der Stadt und im Staate und andererseits um die Documentirung der geistigen Ebenbürtigkeit der Juden mit ihren christlichen Mitbürgern gehabt: wir glauben, daß der von ihm vergessene Name Moritz Veit von viel besserem Klang und von viel höherer Bedeutung, als die meisten übrigen Namen ist, die der Verfasser aus der Geschichte der neueren Zeit registrirt hat.

J. L.

*) Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin), 1871.

Die Lehrerbildung in einem deutschen Kleinstaate.

Daß die auf den naturgemäßen Prinzipien Pestalozzi's sich erbauende Lehrer- und damit Volksbildung in Deutschland noch nicht ausgestorben ist, beweist eine Schrift des Seminardirector Carl Beckström zu Mirow (Mecklenburg-Strelitz), die derselbe zur 50jährigen Jubelfeier des dortigen Seminars verfaßt hat.*) Es freut uns diese Kunde um so mehr, weil sie aus dem Heimatlande unserer unvergeßlichen Königin Luise kommt, der ja Preußen auch die Wiedergeburt seines Schulwesens verdankt, die bei uns freilich durch die Regulative und das System Mühler möglichst wieder rückgängig gemacht werden soll.

Die Anfänge einer besonderen Lehrerbildung treten in Mecklenburg-Strelitz erst in Folge der Pestalozzi'schen Bestrebungen auf, die dort durch den damaligen Kanzleirath v. Türk, später Regierungs- und Schulrath in Potsdam, bekannt wurden; vorher waren nur die Prediger verpflichtet, den Schulmeistern Anleitung zu geben, wie sie die Kinder unterweisen sollten. v. Türk machte Vorschläge, das Schulwesen in Pestalozzi's Geiste zu verbessern. „Da der wahre Wohlstand, das Glück und die Sicherheit eines Landes auf der sittlichen Bildung, dem Wohlstande und der Zufriedenheit der Einzelnen, besonders der erwerbenden Klasse, beruhen, so muß der Staat die Sache in die Hand nehmen... Da es ein wichtiger Zweig der Staatsverwaltung ist, so werde in der Hauptstadt ein eigenes Landescollegium zur Leitung und Aufsicht über alle Gegenstände des öffentlichen Unterrichts, ferner in jeder Stadt zur Beaufsichtigung ihres Schulwesens eine Schuldeputation gebildet. Zu den dringendsten Geschäften des Landes-Schulcollegii gehört auch die Sorge für die Bildung und Anstellung tüchtiger Lehrer." Das schrieb v. Türk im Jahre 1802. v. Türk reiste selbst zu Pestalozzi, trat jedoch 1805 in den preußischen Staatsdienst über; aber die Saat, die er ausgestreut hatte, ging nicht verloren; nicht nur der Großherzog, sondern auch der Minister von Oertzen nahmen sich der Schullehrerbildung mit Energie und Einsicht an, doch konnte letzterer erst nach einigen verfehlten Versuchen zur festen Gründung eines Seminars gelangen, und zwar unter dem Großherzog Georg, der, ebenso wie sein Vater, der Volksbildung die größte Aufmerksamkeit und Hingabe widmete; Fichte's Reden an die deutsche Nation hatten auch hier gezündet.

Zum Leiter dieses Seminars in Mirow wurde Adolph Friedrich Giesebrecht vom Neustrelitzer Gymnasium berufen, nachdem er auf Staatskosten eine größere Reise nach verschiedenen deutschen und schweizerischen Seminarien gemacht, sich auch einige Monate bei Pestalozzi aufgehalten hatte, wo er die pädagogische Weihe empfing. Nun wußte er, was er wollte. „Er wollte mehr, als eine Anstalt zum Unterrichten, es sollte eine Anstalt zur Erziehung im edelsten Sinne des Wortes sein." Die neue Anstalt wurde am 10. April 1820 eröffnet.

Der Plan, nach dem er die Anstalt organisirte, beruht ganz auf Pestalozzi'schen Ideen und ist ein herrliches Zeugniß für die Erhabenheit derselben. Wenn man diesen Plan mit den preußischen Regulativen von 1854 vergleicht, so stehen wir in Preußen weit hinter dem zurück, was man in Mecklenburg-Strelitz 30 Jahre früher anstrebte, wenn man es auch dort in Folge der politischen

*) Das Großherzogliche Landschullehrer-Seminar in Mirow. Seine Vorgeschichte und die Geschichte seiner ersten 50 Jahre. Ein Beitrag zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt, unter Benutzung der amtlichen Quellen herausgegeben von Carl Beckström. Neustrelitz, Hofbuchhandlung von G. Barnewitz, 1870.

und socialen Verhältnisse nicht so verwirklichen konnte, wie es in der Absicht lag; diese Verhältnisse hielten das Schulwesen dort nieder, hauptsächlich die Ritterschaft zeigte sich der allgemeinen Volksbildung abgeneigt und hielt an dem alten Schlendrian fest, während die preußischen Verhältnisse das Schulwesen hoben, was auch die Regulative nicht haben hindern können, wenn sie auch ein Hinderniß einer allgemeineren und weitergehenden Entwickelung geworden sind.

Giesebrecht stellt die Erziehung, die Charakterbildung an die Spitze; nach den Vertretern der Regulative ist das etwas „Inhaltsleeres"; Giesebrecht betont die formale Bildung, die Regulative sagen, die formale Bildung habe sich als unnütz und schädlich erwiesen; Giesebrecht verlangt eine didaktische Unterweisung, welche als wesentliche Entwickelung einer menschlichen Anlage entwickelt werden soll, die Regulative wissen nicht nur nichts von einer Entwickelung menschlicher Anlagen, sie verbieten auch geradezu die Lehrfächer, die eine solche Berufsbildung des Lehrers bezwecken; die Unterrichtsgegenstände werden nach Giesebrecht in wissenschaftlicher Form und in weiteren Kreisen behandelt, die Regulative kennen nur eine gedächtnißmäßige Aneignung des Stoffes, und zwar eines Stoffes, der über das Maß einer einklassigen Dorfschule nicht hinausgeht.

Im Jahre 1826 ging Giesebrecht nach Preußen und war zuletzt Schulrath in Stettin und dann in Königsberg i. Pr., wo er 1855 starb. Das Seminar zu Mirow entwickelte sich aber auf der einmal gelegten Grundlage glücklich weiter, hauptsächlich unter dem Director Gerling, der, ebenfalls nach einer längern Studienreise zu diesem Zwecke, dem Seminar von 1829 bis 1849 vorstand und dasselbe im Pestalozzi'schen Geiste weiter leitete. Gerling sagt selbst in einem Berichte aus dem Jahre 1849, daß die Anstalt ihrem ersten Zwecke treu geblieben sei, nämlich „Schullehrer zu erziehen, welche fähig und willig sind, zu einer wahrhaften und allseitigen Bildung des Landvolks einen sichern Grund zu legen und dazu nach Kräften zu helfen, daß gut unterrichtete, an Geist und Herzen gebildete, fromme und verständige Menschen aus den Volksschulen hervorgehen ... Wir suchen den Unterricht zu einem wirklich erziehenden zu machen, indem wir überall auf formelle Bildung hinarbeiten, ohne die materielle darüber zu versäumen ... Wir suchen unsere Schüler dahin zu bringen, daß sie eines wohlgeordneten Unterrichtsganges kundig und mächtig werden, daß sie sich in ihrem Unterricht der Fassungskraft und den geistigen Bedürfnissen der Kinder geschickt anzubequemen verstehen, und daß sie die Kunst erlernen, die Selbstthätigkeit des jugendlichen Geistes zu erregen." Es werden nun die einzelnen Unterrichtsgegenstände näher besprochen nach Umfang und didaktischer Behandlung, wogegen die Regulative freilich sehr unvortheilhaft abstechen, denn während z. B. das Mirower Seminar Anleitung zur Lösung algebraischer Aufgaben theils durch Schlüsse, theils durch Gleichungen giebt, wird in den preußischen Seminarien durch die Regulative sogar „eine weitergehende Ausbildung der Seminaristen etwa bis zur Verhältnißrechnung, den Dezimalzahlen (!! soll jedenfalls „Dezimalbrüchen" heißen, denn auf den Dezimalzahlen beruht ja überhaupt unser ganzes Rechnen, wie es schon sechsjährige Kinder lernen!), dem Ausziehen der Wurzeln nur ausnahmsweise, und zwar durch besondere Erlaubniß der Provinzialbehörde gestattet, jedoch nur da, wo die Verhältnisse des Seminars und der Provinz dazu entscheidenden Anlaß bieten."

Zwar traten nach dem Jahre 1849 die reactionären Versuchungen auch an das Mirower Seminar heran, ohne jedoch entscheidenden Einfluß zu gewinnen, und so ist dasselbe eine Pflanzstätte des Pestalozzi'schen Geistes geblieben. Der jetzige Leiter des Seminars bezeugt dies durch die gegenwärtige Schrift, in der er nicht allein seiner Anstalt und dem in ihr waltenden Geiste, sondern auch sich selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

L. W. S.

Belgien.

Zur vlamischen Bewegung.

Ein vlamisches Fest in Brüssel. Ein Vlaming gewinnt den Künstlerpreis für Rom. Eine antideutsche Richtung der Vlamingen.

„Es giebt keine Vlamingen mehr!" hatte einmal ein belgischer Gallomane, Herr Anspach, Bürgermeister von Brüssel, behauptet.

Auf diese ebenso kühne wie naive und unvorsichtige Behauptung erfährt derselbe in der zu Brüssel erscheinenden „Tribune des Instituteurs belges" eine wahrhaft niederschmetternde Abfertigung. Ein Fest der vlamischen Gesellschaft „Wijngaard" gab dazu willkommene Veranlassung.

„Es war am 13. August 1871 — der Tag, an welchem vor 25 Jahren Herr Stroobants, Notar in St. Gilles, als Präsident der Gesellschaft „Wijngaard" eingesetzt worden war. Sechsunddreißig vlamische Vereine kamen von allen Seiten herbei, um bei dieser Gelegenheit nicht allein belgische, sondern vor Allem vlamische Lebenskraft zu bethätigen. Es giebt also keine Vlamingen mehr! — Und das ganze gaffende, flanirende und andächtige Brüssel stand still, rieb sich die Augen und fragte sich im Schatten einer tropischen Sonne, was das bedeute. — Aber es giebt keine Vlamingen mehr, sagt der Bürgermeister von Brüssel.

Alles war glänzend bei diesem Feste — Alles, selbst die etwas weitschweifige und nach Rosenwasser duftende Rede, die von unserem berühmten und geliebten Novellisten Hendrik Conscience gehalten wurde — Alles, mit Ausnahme der dem Helden des Festes aufgedrungenen Dekoration.

Den Hauptheil im Programm des Festes bildete ein ausgezeichnetes Concert, das im großen Saale des Herzogs-Palais gegeben wurde. Es waltete dabei eine schöne, gesellige und patriotische Stimmung, und was den Brüsselern am meisten imponirte, war der Umstand, daß die Gesellschaft aus einer Mischung der verschiedensten Volksklassen bestand, die mit brüderlich-vertraulicher Ungezwungenheit mit einander verkehrten.

Ein junger Componist de Mol dirigirte zwei Ouvertüren, von denen die eine von ihm selbst, die andere von Peter de Mol componirt war. Herr Blauwaert, ein junger, doch schon berühmter Künstler, errang sich einen alle Schranken durchbrechenden Beifall. Bei Gelegenheit dieser Musik, sagt der Berichterstatter, konnte man sich überzeugen, daß die Vlamingen keineswegs todt sind, und, was mehr sagen will, daß sie sogar eine Schule haben. Das sei für Diejenigen gesagt, welche meinen, es giebt keine Vlamingen mehr!

„Fräulein Cölln übertraf sich selbst. Mag man uns noch so viele Sängerinnen à la Theresa gegenüberstellen — wir lieben nun einmal diese Stimme voll Liebe und Anmuth, diese bescheidenen, aber in alle Biegungen des Herzens sich einschmiegenden Töne, diese alle gemeinen Effekte verachtenden, aus dem vollen Herzen strömenden Vibrationen — kurz dieses Etwas, das

uns die Jungfräulichkeit des vlamischen Wesens so treu wiederspiegelt! Oh, es giebt keine Vlamingen mehr, Herr Anspach! Sehen Sie diese junge Künstlerin? Sie ist aus dem niederen Stande hervorgegangen, über welchen Sie mit einem wegwerfenden „diese Leute da" die Nase rümpfen — sehen Sie, wie sie Euch Knechten aller Erfolge, aller Berühmtheiten, mögen diese nun aus den lüderlichsten Lokalen Wiens und Berlins, oder aus den Eldorados von Paris kommen, die Verachtung des schimmernden Talents und das Bewußtsein erfüllter Pflicht in das Gesicht schleudern? Nein, es giebt keine Vlamingen mehr! Die Vlamingen sind todt — es leben die Vlamingen!"

Es ist in diesem Artikel von dem jungen vlamischen Componisten de Mol die Rede gewesen. Aus einem weiteren Artikel desselben Journals erfahren wir, daß de Mol so glücklich gewesen ist, bei der letzten Konkurrenz um den großen Künstlerpreis für Rom seine französischen und wallonischen Rivalen zu schlagen. Der Verfasser des Artikels knüpft daran folgende Bemerkung: „Dieser Erfolg, welcher das Herz jedes braven Bürgers höher schlagen läßt, veranlaßt uns, eine Mahnung an die Gemeinde-Verwaltung von Brüssel zu richten. Herr de Mol hat, nachdem er in den Kommunalschulen in französischer Weise unterrichtet worden ist, seine Erziehung von Neuem bewirken, seine eigene Sprache förmlich erlernen, ja das, was man ihm eingetrichtert hatte, wieder verlernen müssen, um sich das aneignen zu können, was allein bestimmt und geeignet war, sein Genie in das rechte Licht zu setzen!"

Das Einzige, was dem Verfasser nicht gefällt, ist, daß Herr de Mol seine Partitur zu dem Libretto eines vlamischen Dichters geschrieben hat, der eine „ebenso vage als unerklärliche Vorliebe für den Germanismus" hegt. Der Germanismus ist nämlich für den Verf. ein Gespenst, vor dem sich jeder ehrliche Vlaming wohl zu hüten habe. Indem er konstatirt, daß die vlamische Bewegung, seitdem sie die durch die politischen Heißsporne ausgetretenen Pfade verlassen hat, zu einer außerordentlichen Macht angewachsen ist, meint er, daß die germanistische Idee in dieser Bewegung gleich Null sei. „Diese lächerliche, alles greifbaren Wesens baare Utopie trägt nichts Ehrenhaftes, als den Namen an sich; sie trägt nichts zur Verbesserung der socialen Verhältnisse bei, welche doch das unmittelbare Resultat jeder uneigennützigen menschlichen Bewegung sein sollte."

Nach einem heftigen Ausfall gegen die von uns sehr hochgeschätzte Zweep, „den Apologeten eines Germanismus ohne sociales Programm" und „dessen Mitarbeiter sich gegenseitig Weihrauch streuen, nachdem sie die preußische Atmosphäre damit erfüllt haben", heißt es in dem Artikel:

„Die vlamische Bewegung (es ist namentlich von der vlamisch-demokratischen Gesellschaft „Veldbloem", einer Vereinigung von Literaten, Publicisten, Künstlern ꝛc. die Rede) hat sich dahin geflüchtet, wo allein sie Kraft und ewige Lebensfähigkeit gewinnen kann. Im Volke bereitet sie ihre friedliche Wiedereroberung vor. Sie ruft unsern Staatsmännern und unsern Verleumdern zu: „Ihr habt meine Macht geleugnet; nun wohl, hier bin ich. Ich allein war der Staat; ich bin es auch geblieben. Nieder mit dem Fransquillonismus, nieder auch mit dem Germanismus. Es lebe Flandern und Niederland!"

Es ist gewiß recht schön und löblich, daß, wie hier geschieht, die vlamische Bewegung ermahnt wird, ohne rechts und links zu blicken, ihr Streben lediglich auf die Wiederherstellung des vlamischen Ansehens im Vaterlande zu richten. Wie man aber einer gewissen Partei von Vlamingen aus der richtigen Erkenntniß, daß die vlamische Bewegung nur gedeihen kann durch den innigen geistigen Anschluß an das Mutterland Germanien und durch das Bewußtsein einer idealen Zusammengehörigkeit mit demselben, ein Verbrechen machen kann, ist nicht wohl verständlich. Jedenfalls kann man nur lebhaft bedauern, daß das Mißverständniß über die „germanistische Idee" die der vlamischen Sache so dringend nothwendige Einigkeit zwischen zwei Organen zu stören droht, welche, beide in ihrer Weise, dieser Sache so treffliche Dienste zu leisten berufen und gewillt sind! G. H.

Frankreich.

Das zweite französische Kaiserreich.

Von dem Gefängniß zu Ham bis zu den Gärten von Wilhelmshöhe.

In Nr. 22 des „Magazin" haben wir eine Anzeige über das theilweise im deutschen Sinne geschriebene Werk des belgischen Schriftstellers Leclerq „La guerre de 1870; l'esprit parisien, produit du régime impérial" gebracht, als Beweis, daß die Meinung, es seien in der großen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich in Belgien nur franzosenfreundliche Stimmen laut geworden, eine irrige gewesen ist. Von demselben belgischen Autor ist jetzt eine Ergänzung jenes übrigens bereits in der sechsten Auflage erschienenen Werks unter dem Titel veröffentlicht worden: „Le second Empire français: De la prison de Ham aux jardins de Wilhelmshöhe. Régime de l'ordre.*) Auch dieses Buch hat bereits vier Auflagen erlebt.

Wenn man weiß, daß der Verfasser Republikaner ist, so wird man schon von dem Titel auf die Richtung des Buches schließen können; es ist ein Protest gegen den Bonapartismus wie überhaupt gegen die „starken Gewalten", welche der Bonapartismus in zwei Kaiserreichen angeblich im Interesse der Ordnung, thatsächlich aber im eigenen Interesse aufgerichtet hat.

Herr Leclerq wollte keine Geschichte Louis Napoleons schreiben; er weiß, daß diese Aufgabe einst von berufeneren Historikern gelöst werden wird. Aber er hält es für unerläßlich, den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen, was sie im Augenblicke am meisten interessiren muß, nämlich den Zustand, in welchen jener Napoleonide nach dem Vorgange seines Oheims Frankreich versetzt, und den empfindlichen Schaden, welchen er der Sache der Humanität zugefügt hat.

Unzweifelhaft sind die Vorgänge in Frankreich bis zum Schluß des Jahres 1870 — die erste Auflage des Buches ist im Januar 1871 erschienen — an dem Verfasser nicht ohne tiefen Eindruck und reiche Belehrung geblieben. Er, der in „La guerre de 1870" seinen französischen Sympathien nur mit Mühe einen Zaum anlegen konnte, bekennt hier und hebt es sogar nachdrücklich hervor, daß sich das französische Volk zum Mitschuldigen des Krieges gemacht hat, indem es den Chauvinisten Beifall zujauchzte, die Deutschen insultirte und diejenigen Landsleute steinigte, die damals sich weigerten, in das allgemeine Vive l'empereur! einzustimmen. Auch die Fortsetzung des Krieges nach Sedan, die er früher der deutschen Regierung so sehr zum Vorwurfe machte, scheint der Verf. jetzt in anderem Lichte zu be-

*) Par Emile Leclerq. Bruxelles, Ostende et Leipzig, F. Claassen, 1871.

trachten. Indem er von den „letzten Anstrengungen" Frankreichs nach dem Sturze des Kaiserthums spricht, meint er, daß dies Frankreich von Napoleon III. zu sehr vergiftet worden sei, als daß der bloße gute Wille der Patrioten hätte genügen können, plötzlich die gewünschte Wendung des Waffenglücks herbeizuführen. „Ein Kranker kann von einer chronisch gewordenen Krankheit nicht von heute zu morgen genesen. Der alte chauvinistische Geist, der von Eitelkeit aufgeblasene Patriotismus, der sich von den Historikern des ersten Kaiserreichs hatte berauschen lassen, war allen Franzosen in Fleisch und Blut übergegangen, war selbst bis in das Gehirn der Leute von Wissenschaft und Philosophie gedrungen. Jules Favre hat die Tendenzen und so zu sagen die Seele Frankreichs in der allerbezeichnendsten Weise in seiner Antwort an den Grafen Bismarck ausgedrückt: „„Nicht einen Fuß von unserem Gebiete, nicht einen Stein von unseren Festungen!"" Wahrlich, ein Bonaparte hätte nicht besser gesprochen!.... Die provisorische Regierung hatte rein französische, nicht republikanische Prinzipien..." u. s. w.

Dagegen hat sich Leclerq noch nicht entschließen können, die Dinge auf Deutschlands Seite besser zu beurtheilen und tiefer in ihren Geist einzudringen. Es hört sich gegenwärtig doch allzu naiv an, wenn er in dem Kapitel „Preußens Ehrgeiz; Deutschlands Einigung" bei Gelegenheit der dänischen Verwickelungen sagt: „Es gab in Berlin einen Mann, von Bismarck genannt, welcher seitdem viel Geräusch in der Welt gemacht hat: sein Ehrgeiz war, Preußen zu einem der mächtigsten Staaten Europa's zu machen." Und ferner: „Die Gesichtspunkte des Grafen von Bismarck waren die eines „großen Staatsmannes", eines Richelieu z. B., und der König Wilhelm fühlte in sich die Kraft, Ludwig XIV. neu aufzulegen.". . . Für die treibende Kraft der Idee von der deutschen Einheit hat also Leclerq noch jetzt kein Verständniß, und er kann noch jetzt das nationale Werk Wilhelm's und Bismarck's mit den Räubereien Ludwig's XIV. vergleichen! Uebrigens kennt er Bismarck nicht im Geringsten, wenn er, wie es nach Seite 149/50 scheint, glaubt, Bismarck sei ernstlich auf Napoleon's Projekt wegen Luxemburg und Belgien eingegangen, und nur dem Könige Wilhelm sei das Weitere der Verschwörung zu verdanken!

Was die Beurtheilung Louis Napoleon's betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß der seltsame Lebenslauf dieses Mannes durch Leclerq vom republikanischen Standpunkte aus geistreich beleuchtet wird. Es ist aber nicht schwierig, einen geschichtlichen Verbrecher zu verurtheilen, nachdem die Geschichte selbst ihn gerichtet hat. Hätte Leclerq sein Urtel zu der Zeit geschrieben, als L. Napoleon auf der Höhe seines Glückes stand — sein Buch wäre eine des freien Belgiers würdige politische That gewesen. Was aber konnte es nützen, das nachträgliche Urtel noch an die Pforten des Gefängnisses von Wilhelmshöhe heften zu lassen?

G. H.

Italien.

Dante und die deutsche Philosophie.

Einer der Ersten, welche die Aufmerksamkeit des gebildeten deutschen Publikums auf den Sänger der Göttlichen Komödie lenkte, war der damals noch junge, später in hohem Maße berühmt gewordene Philosoph aus Leonberg, F. W. J. v. Schelling. In der mit überschwänglicher Begeisterung geschriebenen Abhandlung: „Ueber Dante in philosophischer Beziehung," welche in dem von ihm und Hegel herausgegebenen „kritischen Journal der Philosophie" im Jahre 1803 veröffentlicht wurde, unternahm es Schelling, den Beweis zu führen, daß die Divina Commedia ein einzigartig dastehendes Gedicht sei, „nicht plastisch, nicht pittoresk, nicht musikalisch, sondern dies Alles zugleich und in zusammenstimmender Harmonie; nicht dramatisch, nicht episch, nicht lyrisch, sondern auch von diesem eine ganz eigene, beispiellose Mischung." Zugleich wollte der geistvolle Philosoph zeigen, daß „dieses göttliche Werk prophetisch, vorbildlich ist für die ganze moderne Poesie." Es war immerhin höchst beachtenswerth, daß ein so hervorragender Mann wie Schelling mit solcher Begeisterung von dem geweihten Dante'schen Liede öffentlich sich aussprach. Allein zu einer Zeit, in welcher der Gegenstand selbst, um den es sich handelte, dem Publikum nur noch sehr dürftig, jedenfalls noch nicht hinreichend bekannt war, zu einer solchen Zeit konnte eine Ueberschwenglichkeit der Art, wie sie im Schelling'schen Aufsatze zum Vorschein kommt, an nichts und nirgends anknüpfen, sie konnte wenig Erfolg haben, sie mußte allein stehen bleiben. Und bis zur Stunde ist von der ganzen geistvollen Abhandlung kaum etwas mehr zum Gemeingut des gebildeten Publikums geworden, als der Gedanke, welchen Schelling in folgenden Sätzen ausspricht: „Man sieht leicht, daß es (Dante's Gedicht) nach den gewöhnlichen Begriffen nicht dramatisch heißen kann, da es keine beschränkte Handlung darstellt. Inwiefern Dante selbst als die Hauptperson betrachtet wird, die nur als Band für die unermeßliche Reihe von Gedichten und Gemälden dient und mehr leidend als thätig sich verhält, könnte dieses Gedicht dem Roman sich zu nähern scheinen; aber auch dieser Begriff erschöpft es so wenig, als es nach einer gewöhnlichen Vorstellung episch heißen kann, da in den Gegenständen der Darstellung selbst keine Aufeinanderfolge stattfindet. Als Lehrgedicht es zu betrachten, ist gleichfalls nicht möglich, da es in einer viel unbedingteren Form und Absicht als der des Lehrens geschrieben ist. Es ist also nichts von alledem insbesondere, auch nicht etwa nur eine Zusammensetzung, sondern eine ganz eigenthümliche, gleichsam organische, durch keine willkürliche Kunst wieder hervorzubringende Mischung aller dieser Gattungen, ein absolutes Individuum, nichts Anderem als sich selbst vergleichbar.

Schelling scheint in der späteren Zeit sein Augenmerk nicht mehr auf den von ihm so hoch gestellten Dichter gerichtet zu haben, wenigstens kann ich mich nicht darauf entsinnen, daß er irgendwo in seinen Werken auf diesen Gegenstand zurückkäme. Die übrigen deutschen Philosophen nahmen, etwa mit Ausnahme des Hegelianers Rosenkranz, bis auf die jüngste Zeit von Dante wenig oder keine Notiz. Während das Nachbarvolk der Franzosen in dem trefflichen Werke Ozanam's eine eingehende Würdigung Dante's als Philosophen besaß, hatten die schreibseligen Deutschen kein ähnliches Werk aufzuweisen und ließen sich an einer Uebersetzung der Ozanam'schen Arbeit genügen. Erst in der jüngsten Zeit haben wieder zwei hervorragende deutsche Philosophen, ein Hegelianer und ein Eklektiker, Erdmann und Carrière, den größten Dichter des Mittelalters in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Der Erstgenannte widmete ihm einen beachtenswerthen Abschnitt seiner Geschichte der Philosophie, der Zweite einen solchen im dritten Bande seines schönen Werkes über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung. Beide sind von der Ansicht ausgegangen, Dante stehe wesentlich auf dem Boden der mittelalterlichen Scholastik, Aristoteles, Albertus Magnus und Tomas von Aquino seien seine Meister, welchen er vorzüglich folge. „Aussprechen", sagt Erdmann, „daß Dante Nichts

oder doch nur sehr Weniges vortrage, was man nicht bei Albert und Thomas findet, heißt nicht ihn tadeln. Der ihm angewiesenen Stellung gemäß, darf nur von ihm gefordert werden, daß diese Lehren so in sein Herzblut übergegangen sind, daß er sie zu reproduziren und so darzustellen vermöge, daß sie aufhören Eigenthum der Schule zu bleiben. Dies geschieht nun, indem er die scholastischen Lehren der Schul- und Kirchensprache entkleidet, weiter aber, daß er ihnen eine Form giebt, in der sich nicht nur Gelehrte, sondern Geschäftsmänner, Ritter, Frauen, ja der gemeine Mann für sie begeistern kann, die poetische." Auch Carrière stimmt wesentlich damit überein, wie denn Erdmann hiermit nur die Ansicht ausgesprochen hat, welche als die allgemein herrschende bezeichnet werden muß.

Dem gegenüber sucht nun ein noch wenig bekannter deutscher Philosoph, H. K. Hugo Delff, in einer 1869 erschienenen Schrift*) eine ganz andere Ansicht geltend zu machen. Delff hatte schon früher drei kleine philosophische Werke veröffentlicht, durch welche er sich als einen Anhänger der mystischen Philosophie eines Jacob Böhme und Franz von Baader qualifizirte. Im Vorwort zum vorliegenden Schriftchen überrascht er die Leser mit der Versicherung, daß er „ein gut Theil seiner gegenwärtigen kirchlichen und politischen Ueberzeugungen" Niemandem anders als — dem Dante zu danken habe. Muß diese Versicherung im Ernste genommen werden, so liefert sie einen neuen Beweis dafür, daß man bei Dante Alles finden kann, sobald man nur — will. Im Gegensatz zu Erdmann sucht Delff den Nachweis zu liefern, daß Dante's ganze Anschauung nicht in dem Boden der mittelalterlichen Scholastik, sondern in dem der mittelalterlichen Mystik wurzle. Die Einleitung setzt die Geschichte und das Wesen der beiden genannten Richtungen flüchtig auseinander. Hierauf handelt der erste Theil seiner Arbeit in sieben Kapiteln über Dante's Weltanschauung und der zweite in drei Kapiteln über den Gedankengang der Göttlichen Komödie. Der Verfasser meint, wie er im Vorwort sagt, der Leser werde vielleicht die Bemerkung machen, daß seine Abhandlung „mit einer besonderen Liebe ausgeführt wurde." Eine solche Bemerkung dürfte aber ein kundiger Leser wohl schwerlich machen. Denn im Grunde ist der erste, umfassendste Theil seiner Arbeit gar nichts anderes, als eine ziemlich trockene und geistlose Zusammenstellung von verdauten und unverdauten Excerpten aus allen möglichen Schriften älterer und neuerer Mystiker. Um einen Begriff davon zu geben, auf welch' eine unendlich ermüdende Weise Herr Delff seine Excerpte zusammenstellt, theile ich den Inhalt von vier zufällig aufgeschlagenen Seiten (34—37) mit, und zwar mit seinen eigenen Worten; nur die Excerpte selbst lasse ich, um den Raum zu ersparen, weg. Seite 34 oben beginnt der Verfasser mit dem Satze: „Die Sinnlichkeit ist hier der Kerker, der die Seele zur abstrakten endlichen Selbstheit isolirt. Daher sagt Herakllt, wenn wir sterben, dann lebten wir auf. „Freuet Euch, ich steige auf, ein unsterblicher Gott", singt Empedokles in einem von Plotin citirten Vers. Es giebt, sagt Philo — — Nach Plotin und den Neuplatonikern — — sagt Plotin — — Und anderswo, sagt derselbe — — — sagt der Areopagit — — sagt Richard von St. Victor — — Tauler sagt: — — Meister Ekhart sagt: — — — wie Jamblich sagt — — heißt es bei Ekhart noch — — — sagt derselbe noch beschränkend — — Wie Ruysbroek sagt — —" Nun folgt noch eine Schilderung Bernhards, und damit sind wir an das Ende der 37. Seite gelangt! In diesem Style ist der ganze erste Theil geschrieben. Hat man ihn bis zu Ende gelesen, wozu aber nicht wenig Geduld gehört, so hat man eher errathen als gelernt: Dante ist ein Mystiker; mystisch sind seine kirchlichen und politischen Ansichten, mystisch seine Theologie, mystisch seine Kosmologie, mystisch seine Anthropologie, mystisch seine Erkenntniß- und Sittenlehre, mystisch endlich seine Religionslehre. Ist nun dem Leser der Appetit noch nicht vergangen, so wird ihm im zweiten Theile ein kurzer, mit Citaten aus mystischen Schriftstellern reichlich gespickter prosaischer Auszug aus der Divina Commedia zum Nachtisch dargeboten. Und zum Schluß — — doch soweit wird kein Leser auch beim kräftigsten Appetit kommen, — er bekommt schon vorher genug.

Wie nun der Verfasser seine Behauptung, die er mit den Worten Dante — ein Mystiker, welche die Ueberschrift des ersten Kapitels bilden, ausdrückt, — wie er diese Behauptung im Einzelnen zu begründen sucht, davon nur ein paar Beispiele. Herr Delff beginnt mit dem bekannten Widmungsschreiben an Can Grande und übersetzt: „Der Sinn dieses Werkes (der Div. Com.) ist nicht einfach, das Werk ist vielsinnig. Denn der erste Sinn ist der buchstäbliche, der zweite aber der allegorische oder mystische." Die Worte: oder mystische, welche Delff mit Anführungszeichen citirt, sind aber von ihm in den Dichter hineingefälscht. „Schön und bezeichnend", heißt es S. 25, „sagt der Dichter, Taf. XV. 85, sein Streben sei, sich zu verewigen — was keineswegs von der literarischen Unsterblichkeit gemeint sein kann." Von was für einer Unsterblichkeit denn? Taf. XV. sagt Dante zu seinem einstigen Lehrer Brunetto Latini:

> Eu'r lieb und gutes väterliches Bild,
> Das itzt mich weinen macht, trag' ich im Herzen,
> Wie ihr dort in der Welt von Tag zu Tage
> Mich lehrtet nach Unsterblichkeit zu ringen.

Ist etwa Dante von Brunetto Latini in die Lehren der Mystik eingeführt worden, wenn hier nicht von der literarischen Unsterblichkeit die Rede ist?!

Nach Delff freilich konnte Dante gar nicht nach literarischer Unsterblichkeit streben, da es ihm hierzu — an Kenntnissen fehlte! „Es ist eben ein Vorurtheil, von dem man sich befreien muß, Dante für besonders gelehrt und belesen zu halten. Der Kreis seiner Gelehrsamkeit war bedeutend geringer, als er auch zu jenen Zeiten hätte sein können" (S. 53). Ich sollte aber doch meinen, der Sänger der Göttlichen Komödie und Verfasser des Gastmahls, der Bücher über die Volkssprache und über die Monarchie wäre wahrlich zu den gelehrtesten und belesensten Männern seiner Zeit zu zählen, vollends wenn er noch dazu im Besitze der ganzen mystischen Gelehrsamkeit des Hrn. Delff war, wie man doch voraussetzen muß, wenn anders seine Blumenlese von Excerpten irgend einen Sinn noch haben soll. Dieselbe hat aber allerdings keinen. Das einzig Wahre an seiner Behauptung ist, daß Dante seine Feder nicht allein in die Spitzfindigkeiten der Scholastik, sondern auch in die Tiefen der Mystik eingetaucht hat. Es ist aber dies nicht erst von Delff entdeckt, es war vielmehr längst von den Dantekennern ersten und zweiten Ranges anerkannt und ausgesprochen worden. Was unser Verfasser Neues bietet, ist weiter Nichts, als die verunglückte Uebertreibung eines an sich nichtigen Gedankens. Und welch' ein oberflächlicher Sinn gehört dazu, in der Umkehr, von welcher Dante sowohl am Schlusse der Vita Nuova als auch namentlich in der Divina Commedia berichtet, nichts Anderes zu finden, als den Uebergang zu einer anderen — der mystischen, — philosophischen

*) Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte. Leipzig, Teubner, 1869. 8. VIII u. 160 S.

Richtung! Wer in des Dichters ergreifenden Schilderungen uns einen solchen Uebergang zu finden vermag, der beweist damit eben nur, daß ihm das „geweihte Lied" ein noch verschlossenes Buch ist.

Und ein verschlossenes Buch ist es auch unserem Verfasser geblieben. Daß es dem also ist, beweist Herr Delff durch die Anmaßung, mit welcher er auftritt, zur Genüge. Wer ernstlich mit Dante sich beschäftigt, der sollte doch wenigstens von ihm gelernt haben, seinen eigenen Kräften und dem eigenen Scharfsinn zu mißtrauen. Herr Delff lebt dagegen des Glaubens, Dante sei seit mehr als einem halben Jahrtausend von allen Auslegern mißverstanden worden, bis Er, der Philosoph aus Husum, gekommen sei, uns das Verständniß des großen Dichters zu eröffnen. Von einer abenteuerlichen Auslegung der dunkeln Stelle, Taf. III., 59, 60, ist Hr. Delff bescheiden genug, sie mit dem Ei des Columbus zu vergleichen (S. 138 ff.). Diejenigen, welche auf einem anderen philosophischen Standpunkte als dem mystischen stehen, kommen unserem Schleswig-Holsteiner Philosophen, wie er selbst (S. 42) versichert, „unsäglich lächerlich" vor. Ueber das Verhältniß seines Büchelchens zur übrigen Dante-Literatur spricht er sich (Vorrede S. VI) folgendermaßen aus: „Nachdem die bisherigen couranten Erklärungen nur das Außenwerk behandelt, beabsichtigt mein Buch — — in die intima des Dante'schen Geistes einzuführen." Zum Schlusse angelangt, schaut Herr Delff befriedigt und seelenvergnügt auf die Excerpte zurück, die er zusammengestellt und ruft aus (S. 159): „Ich habe nun, wie ich glaube, mit dem neuen Erklärungsprincip alle Theile des wundersamen Gedichtes so beleuchtet, daß nichts Wesentliches im Dunkel geblieben ist. Die Frage der Jahrhunderte nach dem Geist und Sinn dieses erhabenen Räthsels ist damit in der Hauptsache erledigt."

So große Ansprüche und ein so unbedeutendes Büchelchen? Eine solche Naivetät dürfte in der deutschen Literatur so ziemlich einzigartig dastehen. Deswegen verdient sie aber auch nach Gebühr gewürdigt zu werden und dies war der einzige Grund, der mich bestimmte, vorstehende Zeilen niederzuschreiben. Sonst würde ich kein Wort über diese Delff'sche Arbeit verloren haben, um so weniger, als sie von Anfang bis zu Ende nur ein unwidersprechlicher Beweis für die Wahrheit des Satzes ist, den der Verfasser (S. 39) gesperrt drucken läßt: „Alles irdische Leben und Treiben ist nur ein Spiel in der Form und Quantität,— symbolische Handlung ohne substantiellen Werth." So lange sich Herr Delff mit der Abfassung solcher Schriften beschäftigt, ist sein „Leben und Treiben" hiermit auf das Treffendste charakterisirt. Scartazzini.

Schweiz.

Nomina geographica.

Unter diesem Titel erschien ein: „Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie" von Dr. Egli.*) Der Verfasser, gegenwärtig Professor an der Universität in Zürich, hat in seiner früheren Stellung als Lehrer an der polytechnischen Schule daselbst ein Lehrbuch „Praktische Erdkunde" herausgegeben, worin sich die Anfänge dieser Onomatologie befinden. Die Beobachtung, daß das Verständniß der Namen häufig geeignet ist, das Verständniß der Sache zu fördern, und das Bestreben, dem Schüler die Geographie im Lichte nicht nur mathematisch-naturwissenschaftlicher, sondern auch philologisch-historischer Anschauungen erscheinen zu lassen, bestimmten den Verfasser, das Lehrbuch mit etymologischen Erklärungen von Eigennamen und Kunstausdrücken zu versehen. In den verschiedenen Auflagen des Buches erhob sich die Zahl solcher Erklärungen bis auf 1500. Die Sammlung wurde indeß für den Rahmen eines Lehrbuchs zu stark; auch wurde ihr manche Etymologie zugeführt, welche sich dort nicht wohl verwerthen ließ. So ergab sich denn wie von selbst der Entschluß, das nach und nach zu gewaltigen Massen angeschwollene Material zu einem geographisch-etymologischen Lexikon zu verarbeiten. Von dem daraus hervorgegangenen Werke, das der Verfasser mit erstaunlichem Fleiße in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vollständig hergestellt hat, sind uns zunächst die ersten drei Hefte zugegangen. Dieselben umfassen die Buchstaben A. bis L. Natürlich will und kann das Lexikon keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; die Erzielung der Vollständigkeit würde, wenn sie überhaupt möglich ist, die Zeit mehrerer Menschenleben erfordern. Es muß indeß hervorgehoben werden, daß in diesem Werke, das uns bis in die fernsten Winkel der Erde führt, manches Naheliegende keine Berücksichtigung gefunden hat. Beispielsweise haben wir vergeblich nach der in verschiedenen Versionen bestehenden Etymologie des Namens Berlin gesucht. Ueberhaupt sind die europäischen geographischen Namen ziemlich spärlich bedacht. Mit dem lexikalischen Texte geht gewissermaßen Hand in Hand eine Abhandlung, worin der Verfasser sein Material zu weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen verwerthet. Auf Grund tabellarischer Aufstellungen schließt derselbe nämlich aus den geographischen Namen und deren Etymologien auf den Kulturgrad und die Kulturrichtung der verschiedenen Völker, und indem er hierbei zu sehr feinen und interessanten Wahrnehmungen gelangt, bietet er der wissenschaftlichen Welt Anregung, manchem wichtigen Problem näher zu treten. Wir halten diese Abhandlung für den werthvolleren Theil des Werkes und können demselben die allgemeine Anerkennung mit Sicherheit prophezeien.

*) Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1871.

England.

Shakespeare's Sonette und die deutschen Uebersetzer.*)

Herr Gildemeister hat sich als Uebersetzer Byron's einen guten Namen erworben; auch einige von Shakespeare's Dramen sind in der bei Brockhaus erschienenen Ausgabe von ihm verdeutscht. Er hätte unseres Erachtens noch etwas Besseres thun können, als nun auch die Shakespeare'schen Sonette zu übersetzen. Bodenstedt hat sich einmal beim Publikum eingebürgert, und schwerlich wird ihn beim conservativen Sinne der Deutschen Jemand aus dieser Gunst verdrängen. Allerdings bietet seine Uebersetzung manche Mängel, die von seinen Nachfolgern vermieden: dafür verfallen diese jedoch wieder in andere Fehler. Uebrigens kommt wirklich nicht so viel darauf an! Diese Sonette

*) Shakespeare's Sonette, übersetzt von Gildemeister. Leipzig, F. A. Brockhaus.

haben fast nur literarisches und biographisches Interesse: ihr poetischer Werth ist in unseren Augen sehr zweifelhaft. Streitet man sich doch darüber, ob sie an einen Mann oder an ein Weib gerichtet sind. Da das Letztere höchst unwahrscheinlich, so kann man im ersten Falle zur Entschuldigung des großen Dichters höchstens annehmen, daß er sich in einer gar zu superlativen Schmeichelei gefallen habe, eine Kunst, deren Kenntniß er ja auch anderswo zur Genüge beweist. Wirkliche Gefühle möchten wir auch nicht darin erblicken, da schwerlich der ungeheure, machtvolle Geist Shakespeare's Raum für solche krüppelhafte Neigungen hatte. Noch weniger aber können wir der Ansicht beitreten, die Herr Gildemeister in seiner „Einleitung" entwickelt, wonach diesen Sonetten überhaupt nichts Reales zu Grunde liegt, sondern sie zusammengereimte poetische Exercitien sind, deren zweideutiger Charakter durch das Bestreben der Renaissance, die Antike auch von ihrer schlechten Seite nachzuahmen, entschuldigt werden muß. Ein Graf von Platen mochte, wiederum Shakespeare nachahmend, so weit gehen, daß er sich in für uns widerlichen Zärtlichkeiten ergoß: die Impotenz seiner Poesie ist mit Recht von Heine in jenen vielfach angegriffenen Stellen gegeißelt worden; denn Alles hat seine Gränze, und wenn die Impotenz den guten Geschmack beleidigt, verdient sie eine energische Züchtigung. Shakespeare aber möchten wir denn doch eine solche Geschmacklosigkeit nicht zutrauen, daß er gerade dies Thema zu seiner Uebung variirt.

Verdienen es denn nun aber wohl Gedichte, die überhaupt einen solchen Streit veranlassen, immer und immer wieder in unsere Muttersprache übersetzt zu werden? An Einer Uebertragung hätten wir genug; es existirt aber gewiß bereits über ein Dutzend. Verschone man uns endlich damit; es giebt bessere Sachen, an denen so gewandte Federn, wie die des Herrn Gildemeister, sich versuchen könnten. Im Interesse unserer einheimischen Literatur kann man nicht kräftig genug gegen die Uebersetzungsmanie Front machen. Wenn man die Ueberschwemmung des Büchermarktes mit ausländischen Produkten ansieht, möchte man zum Schutzzöllner werden. Die deutsche Literatur ist „Weltliteratur", und wir werden nie dawider sein, fremde Meisterwerke ihr einzuverleiben. Aber Alles und Jedes so und so oft zu übersetzen, macht allmählich den wahren Freund der Kunst ungeduldig. Wenn dann wenigstens Alle so viel verstünden, wie der genannte Uebersetzer Byron's! Aber wie viele der verdeutschten Shakespeare-Sonette sind absolut ungenießbar. Es ist uns unbegreiflich, wie die Buchhändler bei dieser Concurrenz noch etwas verdienen können. Wie die Uebersetzungen zu Stande kommen, ist uns zwar leider sehr begreiflich. Was speziell die poetischen Werke anbelangt, so ist die unselige Wuth der Deutschen, Verse zu machen, daran schuld. Die schwärmenden Jünglinge anderer Nationen ergehen sich auch in lyrischen Gedichten; aber nach Erlangung der männlichen Reife legen sie den poetischen Schmiedehammer bei Seite. In Deutschland aber wirft sich jeder von Literatur und Poesie Angekränkelte auf's Uebersetzen. Es giebt fast keinen Schulmeister, der nicht irgend eine Uebertragung wenigstens im Pulte hätte. Je länger daran herumgefeilt ist, desto mehr freut er sich in seinen Mußestunden bei seiner heimlichen Lectüre. Wir gönnen ja Jedem sein Vergnügen, rathen aber aus patriotischem Interesse den Meisten dieser Herren, das Pult wieder zu schließen.

Arabien.

Die Stellung der Engländer in Südarabien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

I.

Das Volk, welches die große vorderindische Halbinsel erworben und zu einem riesigen Handelscomptoir umgeschaffen hat, dieses Volk von Eroberern und Kaufleuten konnte ein ihm so günstig gelegenes Land, wie das oceanische Südarabien, unmöglich auf die Dauer unbeachtet lassen. Zwischen den englischen Besitzungen im Mittelmeer und Ostindien war ein zu gewaltiger Abstand, um nicht, sowie der erste Gedanke aufkam, durch Erzielung einer Ueberland-Route hier einen Verbindungsweg herzustellen, nach einer geeigneten Zwischenstation für diese lange Strecke zu suchen und zwar an der südarabischen Küste.

Der praktische Blick Englands fand gleich die allerbeste, den trefflichen Naturhafen von Aden, die einzige wirklich zu allen Jahreszeiten geschützte Rhede an dieser ganzen Küste, denn was man auch immer zu Gunsten der andern sagen mag, sie sind alle sogenannte Monsun-Häfen, das heißt sie bestehen gewöhnlich aus zwei Ankerplätzen, deren einer vor dem Sommer-Monsun, deren anderer vor dem Winter-Monsun geschützt ist, und die zusammen vielleicht einen sicheren Hafen abgeben möchten, wären nicht die plötzlichen Umschläge der Monsuns, nämlich das plötzliche Eintreten eines Gegenwindes mitten in der einen Monsun-Periode. Die leichten arabischen Schiffe, die ihre Anker in einer Viertelstunde lichten können, leiden darunter nicht. Aber ein europäischer Indienfahrer hat zu schwere Anker, um im Nu den Ankerplatz wechseln zu können. Er muß sich nach einem Hafen umsehen, in welchem er nicht bei Gefahr des Scheiterns im Handumdrehen die Stelle wechseln muß. Einen solchen findet er an dieser ganzen Küste eben nur in Aden, wo eine tiefe Bucht bei verhältnißmäßig schmaler Einfahrt den Schiffen gegen beide Monsuns und selbst gegen die unregelmäßigen Winde Sicherheit gewährt.

Die Engländer sind durch ganz rechtmäßige Mittel in den Besitz von Aden gekommen. Die Stadt, sehr von ihrer einstigen Größe herabgesunken, gehörte dem Abädel von Laheg, einer ohnmächtigen Dynastie, welche weder ihr noch ihrem Handel Schutz zu gewähren vermochte. Zu welchem Grad von Erbärmlichkeit die Sultane von Laheg herabgesunken waren, bewies ihr Benehmen Aden gegenüber im J. 1837. Ihre übermächtigen Feinde, die Fodhli von Schughra, wollten Aden ausplündern und kauften dem Sultan von Laheg für 30,000 Thaler das Recht ab, diese barbarische Gewaltthätigkeit an einer ihm unterworfenen Stadt, ja an „der Perle seines Reiches" begehen zu dürfen. Da Aden diesem Sultan doch fast nichts nützte, so ging er im J. 18[illegible] gern auf den Vorschlag der Engländer ein, dasselbe zu verkaufen. Als diese nun aber kamen, um Besitz zu nehmen, war er schon wieder anderer Meinung und wollte Widerstand leisten. Aus dem Grunde ist die ausbedungene Kaufsumme auch nie entrichtet worden; England findet es politischer, das Kapital zu behalten und dem Sultan die Rente (8000 Maria-Theresien-Thaler) zu zahlen, wobei dieser nur gewinnt, denn die Rente ist nach sehr hohem Zinsfuß berechnet; England aber hat seinen Zweck erreicht, immer eine Strafe für ihn bereit zu haben.

Das Erste, was die neuen Herren von Aden thaten, war, dasselbe gegen Landangriffe zu befestigen. Die alten arabischen

Festungswerke waren unbrauchbar und mußten verlassen werden. Alle Berge auf der Landseite von Aden wurden mit Mauern, in denen man Schießscharten anbrachte und mit hier und da errichteten Batterien versehen. Am Leuchtthurm wurde eine größere Batterie hergestellt. Diese Befestigungen genügten eigentlich schon, denn gerade die wichtigsten Angriffe wurden durch sie allein, noch ehe man die große Isthmus-Festung geschaffen, abgewiesen. Letztere, die erst späteren Datums, ist in der That ein großartiges Werk, dessen eine Hälfte freilich schon die Natur ausgeführt hat. Man denke sich eine Art von Krater, auf drei Seiten von vulkanischen Felsmassen umgeben und durch sie so unzugänglich gemacht, daß man Tunnel brechen mußte, um Wege zu öffnen, nur auf der vierten, wo die Senkung an den ganz flachen Isthmus stößt, ursprünglich offen. Diese offene Seite wurde durch eine dreifache Reihe von Gräben, Mauern, Batterien ebenso geschlossen, wie es die drei andern durch die Natur waren. Auf diese Weise wird ein völlig isolirter Fleck Erde geschaffen, der Abends, wenn die Tunnelthore geschlossen, Niemandem mehr zugänglich ist. Diese „Insel im Lande", wie die Araber sagen, ist aber nicht etwa der Platz, auf dem Aden selbst steht, sondern nur ein Kasernendorf befindet sich hier. Aden selbst wird vom Isthmus durch einen etwa 500 Schritt langen Tunnel erreicht.

Dieses Aden war, als es die Engländer in Besitz nahmen, fast ein Dorf. Die paar Hütten, die hier mitten unter Ruinen noch aufrecht standen, luden so wenig zum Wohnen ein, daß die ersten britischen Ankömmlinge ein Lager aufschlagen mußten, und so erhielt Aden den Namen „the Camp" (das Lager) und dieser Name ist ihm geblieben. „Aden" heißt nach modernem englischen Sprachgebrauch nur die Halbinsel, die Stadt aber „Camp" und der Hafen „Point" (Abkürzung von Steamer Point, Dampfschiffsspitze). Immer hört man die Frage: „Wohnen Sie im Lager oder bei der Spitze?" Kein Mensch sagt: „Ich wohne in Aden." Der Ausdruck wäre zu unbestimmt. Nur die Araber nennen die Stadt „Aden", und, sagen wir es gleich, sie haben Recht, denn die Halbinsel wird eigentlich nach ihrem Hauptberge, dem Gebel Schamscham, benannt.

Ein anderes großartiges Werk der Engländer war die Restaurirung der Cisternen. Diese sind uralt, gewiß älter als die Türken-Herrschaft, der man zuweilen die Errichtung zuschreibt. Auch hier hat die Natur das halbe Werk gethan, denn der Boden der Cisternen ist überall der nackte Fels; sogar die Wände sind auf zwei Seiten nichts anderes. Es sind große Felsschluchten, die durch Mauern in einige zwölf geräumige Behälter eingetheilt wurden, einer immer etwas niedriger als der andere, und das Regenwasser der Berge von dem höheren empfangend, sowie dieser gefüllt ist. Diese Cisternen sind fast nie völlig leer. Selbst im Frühjahr 1871, nachdem fast drei Jahre lang kein Regen gefallen war, sah ich noch in der obersten Wasser. Die Mauern und Schleußen zwischen den verschiedenen Behältern sind modern, aber man fand hier die Reste älterer. Nur die indolenten Sultane von Laheg hatten dieses herrliche Werk zu Grunde gehen lassen. Außer ihm besitzt Aden eine Wasserleitung, die von Schêch Othman im Abâdel-Lande kommt und dort aus Brunnen gefüllt wird. Sie bildete oft den Zankapfel zwischen Aden und Laheg, leistet aber nur verhältnißmäßig schlechte Dienste, denn ihr Wasser ist nicht trinkbar.

Dieser Umstand, daß Aden nur auf Cisternen-Wasser angewiesen ist, auf das man hier nie mit Bestimmtheit rechnen kann, denn die tropischen Regen fallen in Arabien nicht im Küstenland und die Winterregen bleiben zu oft aus, hat mit die englische Politik in Bezug auf die Einwanderung geleitet. Eine solche ist den Engländern durchaus nicht willkommen. Sie sprechen es sogar als Grundsatz aus, daß Aden klein bleiben müsse. Eine große Einwohnerzahl würde im Fall einer Belagerung nur Verlegenheit bereiten, besonders da auch auf der Halbinsel nichts Genießbares wächst und natürlich auch kein Vieh bestehen kann. Aber gerade dieser Umstand, daß Aden für Alles auf die Nachbarländer angewiesen ist, bringt es mit sich, daß man die Einwanderung, trotz des besten Willens, nicht verhindern kann. Man kann es den Arabern, den Somâli, welche von Afrika ihr treffliches Vieh einführen, den indischen Kaufleuten, die zur Verproviantirung beitragen, nicht verwehren, sich zeitweise hier niederzulassen. Außerdem haben die Engländer, durch ihre freien Institutionen, am meisten dazu beigetragen, daß sich Jedermann in Aden wohl fühlt und daß man sich gern hier ansiedelt. Die Juden des Innern, die Achdaen und Schumr, zwei Paria-Klassen, welche ebenso wie die Israeliten von den Arabern im Innern ohne Mitleid und Menschenachtung behandelt werden, finden in Aden, wo alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind, ein Paradies und kommen in Masse her. Viele Araber selbst, namentlich aus den Gegenden, welche den immer mehr erobernd vordringenden „Du Mohammed" unterlagen, finden hier, was sie zu Hause verloren haben.

So konnte es denn nicht fehlen, daß Aden schon im ersten Jahre der englischen Besitzergreifung seine Einwohnerzahl bedeutend und zwar von 600 auf 2900 steigen sah. Im März 1840 zählte man bereits 4600 Seelen. Im J. 1856 war diese Zahl bis auf 20,738, 1867 bis auf 27,000 und 1871 bis auf 29,730 gestiegen. Diese Zahl besteht aus folgenden Elementen:

Europäer und ostindische Christen . . (Garnison mitgerechnet).	2000
Indische Mohammedaner . . . . . (Garnison der Sepoys mitgerechnet).	4000
Araber	6000
Somâli	5600
Andere Mohammedaner	100
Banianen (ostindische Kaufmannskaste) (hierunter auch Sepoys).	8000
Parsi (Feueranbeter aus Guzerate) . .	130
Juden	1900
Verschiedene (worunter Achdam Schumr)	2000
	29,730

Man sieht, die Araber sind in dieser Zahl nur etwa mit einem Fünftel vertreten. Aber die flottirende arabische Bevölkerung ist desto größer. Die Beziehungen zum Innern sind jetzt trefflich und die Araber kommen gern nach Aden. Aber nicht immer war es so. Obgleich England schon im Jahre der Besitzergreifung, als einsichtsvolle Handelsmacht, Verträge mit allen umwohnenden Stämmen, wie den Fodhli, den Agrabi, Shobêhi, Yâfili, Schergebi geschlossen hatte, so waren doch die Feindseligkeiten bald ausgebrochen. Noch im November des Jahres 1839 versuchte der Sultan von Laheg, diesmal verbündet mit seinem Erbfeinde, den Fodhli, Aden wiederzunehmen, mußte sich aber mit einem Verlust von 200 Mann zurückziehen. 1840 begannen neue Feindseligkeiten. Um den Engländern einen schlimmen Streich zu spielen, ließ der Sultan alle Juden aus Laheg vertreiben. Er glaubte nämlich, die Engländer hätten eine ganz besondere Vorliebe für diese, da sie dieselben in Aden beschützten, und verstand nicht, daß dieser Schutz nur eine Folge der allgemeinen Rechtsgleichheit, welche dort alle Nationalitäten und alle Bekenntnisse genießen, sei. Auch confiszirte der Sultan das

Vermögen aller Eingeborenen, die mit Aden Handel trieben, ja ein noch ernsterer Fall, die Ermordung eines ihrer Agenten, forderte die Rache der Engländer heraus.

Zwei Angriffe auf Aden, jeder mit etwa 5000 Mann unternommen, der eine vom März 1840, der andere vom Juli 1841, wurden zurückgeschlagen. Die Feindseligkeiten dauerten aber fort, sogar ein zweiter englischer Dragoman wurde ermordet, ebenso alle Araber, die mit den Engländern verkehrten. Endlich, Ende 1841, trat Friede ein, aber erst im J. 1844 erhielt der Sultan von Laheg sein Jahrgeld zurück. Er wäre nun gern ruhig geblieben, jedoch der Fanatismus seiner Unterthanen gestattete es ihm nicht. Ein Said (Nachkomme Mohammed's) predigte nämlich den Aufruhr und sammelte bald an 6000 Araber, um gegen Aden zu ziehen. Der Sultan, aufgefordert dem Vertrag gemäß die Aufrührer zu zerstreuen, zog es vor, um nicht der Lauheit im Glauben beschuldigt zu werden, mit diesem gemeinsame Sache zu machen. Am 26. August 1846 wurde der Said von den Engländern geschlagen (er fiel später durch Mord in Schuphra). 1847 starb Sultan Mohsin, der ärgste Feind Englands, und sein Nachfolger Ahmed verhielt sich ruhig.

Als Ahmed 1849 starb, folgte sein Bruder Ali, ein echter arabischer Diplomat, der zwar selbst Friede mit England schloß, aber durch seine Ränke stets Zwietracht zwischen diesem und den andern arabischen Stämmen säete. Der Vertrag von 1849 ist noch heute in Kraft. Oft gebrochen, wurde er doch stets wieder unverändert erneuert. Er stipulirt vollkommene Gleichheit und Freizügigkeit der beiderseitigen Unterthanen in beiden Gebieten, das Recht der Engländer, Eigenthum in Laheg zu erwerben, die Auslieferung von Verbrechern und Rebellen, das Recht des Sultans eine zweiprocentige Waarensteuer von den Karawanen zu erheben und endlich die Wiederzahlung des Jahrgeldes.

Ostindien.

Pettenkofer's Theorie und die indische Cholera-Epidemie von 1868.

Bekanntlich hat die englische Regierung zwei durch ihre Studien besonders dazu vorbereitete Aerzte der Armee vor zwei Jahren nach Indien gesandt, um die Natur und Entstehungsweise der Cholera in diesem Lande zu erforschen. Nachdem diese jungen Jünger des Aeskulap bei Professor Pettenkofer und Hallier sich speziell über die Theorieen der beiden deutschen Gelehrten in Bezug auf die Erzeugung und Ausbreitung der Krankheit informirt hatten, reisten sie zu Anfang 1869 nach dem Schauplatz ihrer Thätigkeit. Die aus Indien nach Europa gelangten Nachrichten über die letztere sollen nun keineswegs zu Gunsten weder der Hallier'schen phytozonen (Pilz-) Theorie, noch der Pettenkofer'schen Ideen über Grundwasser und Bodenformation sprechen. Die „Lancet“ vom 25. Juni v. J. schreibt außerdem rücksichtlich der Pettenkofer'schen Behauptungen:

„Könnte es nur einmal bewiesen werden, daß Cholera in epidemischer Form unter einer Bevölkerung geherrscht hat, die auf einem Felsen ansässig ist, so würde daraus folgen, daß P.'s Ansichten nur mit wesentlichen Modifikationen anzunehmen sind. Aus einem Bericht des Dr. S. C. Townsend, Sanitäts-Beamten für die Central-Provinzen und Benares, über die Cholera-Epidemie von 1868 entnehmen wir, daß zahlreiche Dörfer, die auf hartem, undurchlassendem Basaltfels, der keine Erde auf sich trägt, und wo nichts derartiges wie Grundwasser existirt, sehr stark von der Cholera litten; betrachtet man die Tafel 6 und die Karte seines Berichts, so scheint es sogar, daß die höchste Sterblichkeit auf dem Basaltfels herrschte. Die Bedingungen der Lage, des Bodens, des Untergrundes und der Wasserversorgung für die verschiedenen Städte und Dörfer weichen sehr beträchtlich an den verschiedenen Stellen von einander ab. In der Basaltformation liegen die Dörfer auf den Gipfeln der Felskämme oder auf hohen, offenen Plateaus, direkt über dem nackten Fels. Dr. Townsend setzt sogar hinzu, daß trockenere, gesundere Orte kaum irgendwo gefunden werden könnten. Die Bedingungen von Feuchtigkeit und Grundwasser, welche vermeintlich zur Entwickelung des Choleragiftes (to the development of the infecting matter of cholera) nothwendig sein sollen, fehlen, und die Theorie ihres Zusammenhanges wird nicht durch das Studium der Cholera, wie sie in den genannten Provinzen Indiens herrscht, gestützt.“

„In Anbetracht aller Verhältnisse glaubt Dr. Townsend, daß die Lehre, welche den Genuß unreinen Wassers als die vorzüglichste Bedingung, unter der Cholera auftritt, ansieht, wesentlich bestätigt wird durch die Thatsachen, die er betreffs der Ausbreitung der Cholera in den Städten und Dörfern dieses Theils von Indien zu sammeln im Stande war. Bezüglich der verschiedenen Arten der Wasserversorgung und ihrer Gefahren für Verunreinigung, so sind die offenen Quellen und kleinen oberflächlichen Brunnen, welche so häufig in der Basaltformation vorkommen, ohne Zweifel die schlimmsten. Die schlimmsten Ausbrüche der Cholera kamen in Dörfern vor, die auf diese Art der Wasserversorgung angewiesen waren.“

Wir können hier hinzusetzen, daß die Untersuchungen, welche Professor Simon, der Sanitäts-Beamte des Privy Council und Herausgeber der berühmten Blaubücher „On Public Health“, sowie Dr. Farr, der ärztliche Adlatus des Registrar-General von England, über die Ursachen der im Jahre 1868 in gewissen Theilen des östlichen London furchtbar hausenden Cholera-Epidemie angestellt haben, mit absoluter Sicherheit ergeben, daß nur diejenigen Districte epidemisch befallen wurden, welche von Wasserleitungen versorgt wurden, deren Wasser nachweisbar in hohem Grade mit faulenden organischen (Fäkalen, vegetabilischen und Fabrik-Abfallstoffen) Substanzen verunreinigt war. Seitdem alle Wasserleitungs-Compagnieen der britischen Metropole dem Professor Frankland wöchentlich Proben des Inhaltes ihrer Reservoirs und Leitungen zur chemischen und physikalischen Analyse einsenden, (deren Resultate regelmäßig veröffentlicht werden) und die nöthigen Maßregeln zur Reinhaltung der Bezugsquellen und Reservoirs getroffen sind, hat sich keine Epidemie wieder in den befallen gewesenen Stadttheilen bemerkbar gemacht. Ob die chemische Giftigkeit des unreinen Wassers allein die causa morbi für die Cholera ist und die häufig constatirte Gegenwart von Pilzen und Infusorien nur ein unschädliches abgeleitetes Moment derselben ist, oder, wie Prof. Hallier glaubt, ein besonderer Cholerapilz existirt, der die Krankheit erzeugt, scheint uns eine Frage zu sein, die auf Grund eines Compromisses zu lösen sein wird. Chemisch giftiges Wasser wird unter allen Umständen choleraische Symptome erzeugen, das ist experimentell erwiesen. Die reichliche Anwesenheit von Infusorien und Pilzen mag jedoch dazu beitragen, diese Wirkung zu steigern, oder für sich chemische oder mechanische Prozesse einzuleiten, die das damit erfüllte

Wasser giftig machen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Feuchtigkeit der Luft und der Staub der Atmosphäre, ebenso wie das Trinkwasser, die Vehikel für die Einführung schädlicher Stoffe in's Blut (der Athemwege) sein können, wenn auch meist in weit geringeren Quantitäten. Dr. S.

Kleine literarische Revue.

— **Aus Südtirol.***) Das nur wenige Bogen starke, von einem Tiroler verfaßte Buch empfiehlt sich nicht nur wegen seiner anschaulichen Schilderung des Etschthales, des alten Trient u.s.w., sondern weil es den Zweck hat, eine ernste Mahnung an das neuerstandene deutsche Reich zu richten, mit allen ihm zu Gebote stehenden friedlichen Mitteln dahin zu wirken, daß dem immer weiter vordrängenden Wälschthume ein Damm gesetzt und auf diesem vorgeschobenen Posten des Deutschthums deutsche Sprache und deutsche Sitte gewahrt werde. Es gilt, die deutschen Gemeinden Südtirols zu unterstützen, es gilt vor Allem dort deutsche Schulen zu gründen, wozu bereits Anfänge, wenn auch geringe, gemacht sind.

„Deutsche Gemeinden, die bisher als aufgegeben galten," heißt es in dem dem Büchlein vorangeschickten Aufrufe, „verlangen nach deutschen Schulen. Die Sache ist in Fluß gerathen und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Nur durch Vereinigung vieler Kräfte wird es möglich sein, einen dauernden Erfolg zu erzielen."

Die Gaben bittet man an die Buchhandlung von H. Wehdemann in Parchim zu richten, von wo sie nach Innsbruck geschickt werden. Wir wollen nicht verfehlen, dieses nationale Werk unsern Lesern recht dringend an's Herz zu legen. Hätten wir manche Deutschland jetzt entfremdete Landstriche, da es noch Zeit war, besser bewahrt, wir hätten sie nicht mit unserm edelsten Blute zurück zu erobern brauchen; es brauchten sich jetzt nicht so viele tüchtige Kräfte an ihrer geistigen Wiedergewinnung wund zu reiben. J. H.

— **Aus Vergangenheit und Gegenwart.** Unter diesem gemeinsamen Titel dürfen wir wohl zwei Sammelwerke zusammenfassen, die, jedes in einem Bande, von demselben Verfasser und in demselben Verlage erschienen sind.**) Beide beschäftigen sich viel mit Braunschweigs Vergangenheit, so daß wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir in dem Verfasser ein Kind jenes Landstriches vermuthen, den die Ereignisse von 1866 zum größten Theile unter preußischen Scepter gebracht haben, während das zukünftige Schicksal des noch als selbständiges Herzogthum bestehenden Theiles von Zeit zu Zeit einen Sturm im Wasserglase erregt. Denen, die immer noch „die gute alte Zeit" beklagen und um alles in der Welt wenigstens ein Stückchen der Kleinstaaterei im lieben Deutschland reserviren möchten, dürfte die Lektüre der Benke'schen Arbeit vielleicht doch etwas die Augen öffnen, vorausgesetzt, daß sie dies eben haben wollen. Eine vernichtendere Kritik kleinstaatischer und kleinstädtischer Verhältnisse, wie sie in den Erzählungen „Wozu der Tabak gut ist", „Das Haus will umfallen" und „Nun wieder so herum" geführt ist, läßt sich kaum geben, und was das Bemerkenswertheste ist, der Verfasser hat gar nicht einmal die Absicht, gerade diese Seite zur Geltung zu bringen. Es scheint uns ihm mehr darauf anzukommen, das väterliche Regiment des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu schildern, aber gerade dabei enthüllt sich ein wahrhaft haarsträubender Absolutismus und unwillkürlich muß man sagen: „Wenn dies am grünen Holze ist, was soll am dürren sein?"

Auch in dem zweiten Bande: „Aus vier Jahrhunderten", interessiren namentlich zwei Erzählungen: „Eine königliche Liebe" und „Ludwig XIV. und die pfälzische Erbschaft" als eng verknüpft mit der Geschichte der traurigen staatlichen Zerrissenheit unseres Vaterlandes, obgleich die letztere Begebenheit etwas hypothetisch erscheint. Die andern Erzählungen, mit Ausnahme des „tollen Christian", sind von sehr geringem Werthe und schildern so Bekanntes, daß man sie kaum für eine müßige Stunde empfehlen kann.

— **Trauring für das junge Volk.***) Der Titel dieses Buches hat etwas Eigenthümliches, Fremdartiges, das auch die Lektüre nicht ganz erklärt und beseitigt, so daß man unwillkürlich auf die Vermuthung geräth, die Uebersetzung habe wohl hier die Intentionen des Verfassers nicht ganz genau wiedergegeben. Diese Vermuthung als bestimmtes Urtheil hinstellen zu wollen, kann uns nicht einfallen, da wir das Original nicht kennen und da das ganze Buch, bei aller Sinnigkeit und Innigkeit, im Ganzen einen etwas fremdartigen Geist athmet, einen Geist, der uns in die heutige Zeit nicht mehr recht passen will.

Der Verfasser schildert in einer Reihe von Gemälden, von denen jedes einzelne ein kleines, fein und liebevoll ausgeführtes Genrebild ist, das Glück der Kindheit, das Familienleben, vor allen Dingen aber das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, als Jüngling und Jungfrau, Liebende, Verlobte, Gatten und Eltern. Jedes dieser Bilder ist herzerfreuend, rührend, poetisch; die Frauen können mit der Stellung, welche ihnen darin angewiesen wird, sehr zufrieden sein, und es giebt wohl schwerlich eine, die ein solches Loos an der Seite eines solchen Mannes, ein solches Reich im Hause nicht jeder anderen Selbständigkeit vorzöge. Eins scheint aber der Herr Verfasser ganz zu vergessen — denn daß in seinem Lande die Zustände nicht so paradiesisch sind, um ihn in völliger Unkenntniß darüber zu lassen, darüber geben uns andere Stimmen aus den Niederlanden Aufschluß, das verräth er selbst durch seine gelegentlich gegen die Frauen-Emanzipation geführten Seitenhiebe —; eins scheint er zu vergessen, ob absichtlich oder zufällig, bleibe dahingestellt, nämlich, daß das Schicksal nun einmal nicht die Gefälligkeit hat, jeder Frau einen Wirkungskreis im eigenen Hause als Gattin und Mutter anzuweisen. In einem Buche, das sich so eingehend mit dem Familienleben beschäftigt, diese Seite so ganz unberührt zu lassen, erscheint uns eine Einseitigkeit; trotz derselben erkennen wir aber die vielen Schönheiten des Gebotenen gern an und möchten es hierdurch bestens empfohlen haben.

— **Das Recht auf Erden.****) Das Feld, auf welchem der Herr Verfasser sich zu bewegen pflegt, ist ebenso bekannt wie sein eigen-

---

*) Von einem Tiroler. Parchim, H. Wehdemann's Buchhandlung, 1870.

**) Aus alter und neuer Zeit, humoristische Erzählungen. Aus vier Jahrhunderten, historische Skizzen und Erzählungen, von Adolf Benke. Bremen 1871. Kühtmann'sche Buchhandlung.

*) Von H. de Beer, deutsch von Dr. Jos. Silvan. Münster, Adolph Russel's Verlag, 1870.

**) Roman von J. D. H. Temme. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1871.

thümlicher sich in kurzen, oft allzu schmucklosen Sätzen gefallender Stil; wir brauchen also wohl kaum erst noch zu erwähnen, daß es die Geschichte von Verbrechern und politisch Verfolgten ist, welche uns hier in zwei kleinen Bänden erzählt wird. Es sind Scheusale von Prinzen, Prinzessinnen und Grafen, welche letztere edle Töchter haben, von denen man sich nur wundern muß, wie sie solchem Boden noch entsprossen können. Es sind arme, gehetzte Theilnehmer an irgend einem niedergeworfenen Aufstande, die durch wunderbare, romantische Abenteuer dem ihnen schon ganz sicheren Tode entgehen, es sind gemeine, abgefeimte Verbrecher, die uns vorgeführt werden — und gestehen wir es, die sind uns die liebsten. In der reinen Criminalnovelle ist Temme unübertrefflich; da beherrscht er seinen Stoff, da spannt, interessirt er, wie selten ein Schriftsteller, und man nimmt es ihm, so lange man unter dem Banne seiner Darstellung steht, nicht übel, wenn er uns auch augenscheinliche Unwahrscheinlichkeiten zu glauben zumuthet, ja man besinnt sich erst später auf das Bedenken, ob diese Gattung der Literatur vom ästhetischen Standpunkte zu billigen sei, ob sie nicht vom Standpunkte der Volks-Erziehung aus geradezu verworfen werden müsse? Abgesehen von diesen Bedenken schätzen wir, wie gesagt, Temme's Criminalnovellen hoch; sobald er sich aber auf das politische Gebiet begiebt, ist er uns für einen Schriftsteller zu sehr einseitiger Parteimann, der Licht und Schatten mit zu großer Willkür vertheilt und an dem die letzten zwanzig Jahre mit ihren großen geschichtlichen Lehren und Ereignissen ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein scheinen. Auch das „Recht auf Erden" ist im Geiste von 1848, nicht von 1871 geschrieben. J. H.

— **„Der Stumme von Sevilla"***) ist der Titel eines neuen komischen Epos von Ernst Eckstein. Wenn der Dichter in „Schach der Königin" einen neuen Ton anzuschlagen und sozusagen einen Roman in Versen zu schaffen versucht hat, so wandelt er hier wiederum auf ziemlich ausgetretenen Pfaden. Das spanische Costüm, sollten wir denken, wäre allmählich so abgebraucht, daß selbst die Trödler es zurückwiesen. Wir sind nicht wider den Trochäus: Heinrich Heine hat gezeigt, was sich mit diesem Versmaße in unserer Sprache anfangen läßt. Herr Eckstein aber ahmt ihm leider nicht nach. Die dem Verfasser zu Gebote stehende Komik ist nicht sehr tief: harmlose Späße und Einfälle tischt er uns auf und erhebt sich nirgends über das Gewöhnliche. Heine steht deshalb so einzig in seinen letzten großen Schöpfungen da, weil denselben überall eine Idee zu Grunde liegt; für Getändel ist unsere Zeit zu ernst.

*) Stuttgart, A. Kröner.

Literarischer Sprechsaal.

Zur Verminderung der jetzt auch in Deutschland in bedenklichem Maße sich mehrenden Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hat die preußische Staatsregierung, dem Vernehmen nach, die Errichtung gewerblicher Schiedsgerichte, etwa nach englischem Muster, empfohlen. Thornton, eine englische Autorität in Sachen der industriellen Arbeit, sagt in seinem auch von uns besprochenen Werke „die Arbeit" über die Schiedsgerichte unter Anderem: „Es wäre sehr viel gewonnen, wenn in allen Hauptcentren der Industrie ein Institut eingeführt würde, das zur gütlichen Beilegung industrieller Streitfragen stets zur Hand wäre. Der bloße Umstand, daß eine solche Anstalt bestände, würde oft ein Grund sein, sich ihrer Vermittelung zu bedienen... Viele der bittersten Zwistigkeiten, die in den Gewerken vorkommen, verdanken ihr Entstehen ebenso oft einer Kränkung des Ehrgefühls, als einer wesentlicheren Beschwerde. Was die Arbeiter bis auf's Blut erbittert, ist vieler Arbeitsgeber dünkelhaftes Benehmen, ihre hochmüthige Weigerung, sich mit den Vertretern der Arbeiter zu berathen. Schon allein also dadurch, daß sich Herren und Arbeiter bereit erklären, sich in den Schiedsgerichten vertreten zu lassen, würden sie eine gegenseitige Achtung an den Tag legen, und hier würden sie eingestandenermaßen in freundlichen Absichten zusammentreffen, statt anderswo in feindseliger Stimmung. Auch die Ansichten des Publikums würden dadurch an Klarheit gewinnen. In wichtigen Fällen würde es nicht verfehlen, von den Verhandlungen Kenntniß zu nehmen und, wenn es sich hinlänglich dafür interessirte, sich entschieden zu Gunsten einer Partei zu erklären, wodurch die andere fast gewiß zur Nachgiebigkeit veranlaßt würde. Denn einer stark ausgesprochenen öffentlichen Meinung zum Trotze hartnäckig auf seiner Meinung beharren, heißt entweder mehr oder weniger, als ein Mensch sein."

Die besonders reichhaltige, zwölfte (Schluß-) Lieferung der „Lieder zu Schutz und Trutz",*) welche Beiträge und Autographe von dem verstorbenen Frhrn. Hugo v. Blomberg, E. Dohm, Eman. Geibel, Ferd. Gregorovius, Paul Heyse, Rud. Löwenstein, Eduard Möricke, Oscar v. Redwitz, Jul. Rodenberg, C. F. Scherenberg u. A. enthält, bringt auch die erste richtige Aufklärung über den Verfasser des Kutschke-Liedes. Es ist dies kein Anderer, als der Präpositus (Superintendent) Pistorius zu Basedow in Mecklenburg, der, nachdem er in der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 gelesen, daß ein angeblicher Füsilier Kutschke auf dem Vorposten von Saarbrücken den anrückenden Franzosen gegenüber gesungen:

„Was kraucht denn da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!"

auf die Idee kam, dies als Anfang eines soldatischen Volksliedes zu benutzen, welches zuerst in den „Mecklenburgischen Anzeigen" vom 22. August 1870 abgedruckt war, jedoch nur in vier Strophen, während die fünfte: „Und die französische Großmaulschaft" auf der Redaction des „Rheinischen Courier" in Wiesbaden hinzugefügt worden ist. Eine sehr interessante Beilage dieses zwölften Heftes ist auch das Facsimile der Handschrift des Arndt'schen Liedes: „Alldeutschland in Frankreich hinein!", die sich in dem Manuscripte der vollständigen Sammlung von Arndt's Gedichten auf der Universitäts-Bibliothek in Bonn befindet. Von dem Ertrage der „Lieder zu Schutz und Trutz", die im Laufe eines Jahres in mehr als 25,000 Exemplaren verkauft wurden, hat der Verleger bereits dreitausend Thaler den Vereinen für die Verwundeten und Invaliden des deutschen Heeres überwiesen, und soll mit diesen patriotischen Einzahlungen auch ferner fortgefahren werden. Wir empfehlen das Werk daher zu fernerem zahlreichen Ankauf, und bemerken, daß es jetzt vollständig in einem Prachtbande zum Preise von fünf Thalern zu haben ist.

*) Berlin, Franz Lipperheide, 1871.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 23. September 1871. — [№ 38.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das neue Deutsche Reich.

I.

Deutschland in seiner Einheit und Mannigfaltigkeit.

Von jeher strebten die einzelnen Menschen nach Freiheit und Staaten nach Einheit, so daß sich ebenfalls der Widerspruch zwischen beiden Zielen immer mehr oder weniger geltend machte, und dadurch das Kulturleben zu einem ewigen Kampfe getrieben ward, der auch nie ganz aufhören wird. Es kommt nur darauf an, daß man gehörig kennen lernt, beachtet und im Einzel-, Gemeinde- und Staatsleben nach Kräften geltend macht, was beide Bestrebungen gemeinsam haben, und daß man dabei jeder ihr Natur- und sittliches Recht gönnt.

Einheit ohne Freiheit wird immer mehr oder weniger gefängnißartig, und die einheitlichsten Staaten erscheinen uns nicht selten wie große Zuchthäuser; wo dagegen die Freiheit sich auf Kosten der bindenden, zur Einheit nöthigenden Kräfte und Gewalten geltend macht und gar überwuchert, kann auch aus der Einheit nichts werden und weder ein Staat noch eine Gemeinde oder Familie gedeihen.

Sehen wir uns zunächst die durch die Natur selbst, durch Klima, Bodenbeschaffenheit, Geschichte, Abstammung, Beschäftigungsweise bedingten nothwendigen unüberwindlichen Unterschiede zwischen Völkern und Menschenklassen und dadurch ihre heiligste Berechtigung auf Freiheit, Eigenthümlichkeit und Selbstbestimmung an. Diese Kräfte der Natur zwangen Menschen von jeher immer zu einer gewissen Lebens-, Anschauungs- und Sittenart. Diese füllen das Gehirn mit vorherrschenden Urtheilen, welche durch die Sinne, durch Mund und Hand und Arbeit heraustreten, sich verwirklichen und so eine Menge Gewohnheiten, Empfindungs- und Handlungsweisen hervorrufen. Die Beobachtung des Wechsels und der regelmäßigen Wiederkehr derselben Naturerscheinungen führen allmählich zu einer bestimmten Grundanschauung des Laufes und Zweckes der Welt, die sich in Religion, Dichtung, Sprache, Sitte und Gebrauch, ja selbst in Wohnung, Kleidung und Gesichtsausdruck widerspiegeln wird.

Wir haben jetzt endlich das Recht, die Freude und den Stolz, einheitliche Deutsche zu sein, werden aber auch nie umhin können, dabei nach Boden, Klima, Dialekt, Beruf und Landeseigenthümlichkeit, Bauern oder Bürger, geistige oder körperliche Arbeiter, Bewohner und Bebauer leichten Sand- oder schweren Lehmbodens, der Ebene, der Mittel- oder Hochgebirge, Preußen, Baiern, Schwaben, Sachsen, Allemanen, Rheinländer, Franken, Thüringer, Hanseaten u. s. w. zu bleiben und uns als solche Jeder in seiner naturnothwendigen berechtigten Eigenthümlichkeit geltend zu machen. Will man das uns aus Einheits-Rücksichten verbieten, so leidet das unumgänglich nothwendige Maaß der Freiheit darunter, und wir kommen dann ebenso wenig, sogar noch viel weniger zu einer gedeihlichen Reichseinheit. Freiheit und Einheit kommen dann durch gegenseitige Chicane beide in die Brüche.

Um wieder von vorn anzufangen, so ist jetzt ermittelt worden, daß den uralten Mythen und Sagen, den eigentlichen Blüthen alter Religionen, Anschauungen der Weltordnung je nach Klima, Jahreszeiten, Gebirg und Thal, Wasser und Land u. s. w. zu Grunde liegen. Wenn ein Volk stets großartige Gebirgslandschaften oder weite, einförmige Steppen, große Wasser- oder Sandflächen, luftige, schlanke Palmen- und Dattelbäume oder nur Flechten, Moose und verkümmerte Sträucher um sich sieht, so bilden sich natürlich auch die Anschauungen, Vorstellungen und Gefühle, Arbeiten, Wohnungen, also auch die Art des Denkens, der Sitten und Gebräuche, Bauwerke, Sagen, Mythen und Geschichten danach. Welch' ein Unterschied zwischen den riesigen, wolkigen, felsigen oder gar schneeigen Ungeheuern der alten norddeutschen und skandinavischen Götter und den heiteren, klassischen Gebilden der griechischen Bewohner des Olymp und ihrer heiteren, säulengetragenen Tempel! Und dann wieder die Steppen- und Wüstenbewohner Afrika's und Asiens! Hier mußte die Einförmigkeit und zugleich Erhabenheit der Natur und des unendlich darüber gewölbten sternklaren Himmels zum Glauben an einen einzigen Gott und höchstens noch an Mohamed und seinen Propheten führen, während die Bewohner Indiens an den üppig wuchernden Ufern des Indus und Ganges und zwischen oder neben den erhabensten Gebirgen, zwischen den dichtbebuschten, von Tigern, Schlangen, Affen, unzähligen Vögeln, überhaupt unabsehbaren Lebensgebilden und ewig wechselnden, gewaltigen, zum Theil sengenden und brennenden, zum Theil überfluthenden Naturerscheinungen zur überschwenglichsten Vielgötterei getrieben wurden. Einmal las ich, daß es diese Bewohner Indiens bis auf mehr als dreihundert Millionen Götter und Götzen gebracht hätten, also zu viel mehr, als es dort Menschen giebt.

Ferner sind die Grade der Wärme und Kälte, überhaupt der Witterung von wesentlichem Einfluß. Im kalten Norden duldet es die Leute nicht viel draußen, und so entwickeln sich

Häuslichkeit und Familienleben, wogegen im Süden unendlich viel Menschen zu Sonnenbrüdern und Bummlern werden und auch solide Leute auf offener Straße ihre Handwerke treiben. Dies verführt immerwährend zu Plaudereien miteinander, also zu einer oft malerischen Blüthe des Gesellschaftslebens. In der menschenleeren Steppe wachsen die Einzelnen zu ganzen Horden mit ihren Heerden zusammen, und die karge Natur zwingt sie zu nomadischen Wanderungen. Im hohen Norden zersplittert sich das Volk zwischen den zackigen Gebirgen zu einzeln wohnenden und wandernden Familien. Da nun Familie und Gesellschaft die eigentlichen Quellen des Staates und seiner Kultur sind, werden sich auch der Staat und die Regierung danach gestalten und nur mit Gewalt gegen die Natur abgehärtet werden können. Diese Natur verlangt aber immer wieder ihre Rechte und führt dann zu Empörungen und Umwälzungen. Ein Vers im Horaz heißt auf deutsch: „Man treibe die Natur mit Ofengabeln davon, sie kommt doch immer wieder." Statt Ofengabeln kann man auch sagen Bajonette und Hinterlader, octroyirte Gesetze, Land- und Stadträthe, aus falschen Ideen und von Parteiführern zusammengebraute Verfassungen.

Die Erdoberfläche nimmt von den kahlsten, fruchtbarsten Ebenen an bis zu den starrsten Hochgebirgen die mannigfaltigsten Bodengestaltungen und Grade der Fruchtbarkeit an. Und auch dies wirkt ganz wesentlich auf die Eigenart der Bewohner. Eine fruchtbare, ebene, mit Wasser- und Landwegen durchzogene Heimat führt zu Verbindungen in benachbarten und dann weiteren Völkern. Von da bringt man willkommene Tauschwerke, neue Dinge und Gedanken, Erfindungen und Erfahrungen mit. Dies drängt zu Fortschritt, Kultur und Wohlstand aller Art. Deckt freilich das Land alle Bedürfnisse der Bewohner, so erwächst daraus ein starrer Bauernstolz, ein philiströses Begnügen und Behagen, und man sieht Land und Leute daneben über die Achsel, wohl gar feindlich an. Man schließt sich ab und sucht wenigstens keine fremden Länder auf. Dieses Ideal roher Bauern und Bürger führte leider zu der bereits seit undenklichen Zeiten Völker und Staaten gegen einander abschließenden und hetzenden, Theuerung und Mangel künstlich erzeugenden Schutzzoll-Politik, weil die Leute und ihre Fürsten sich hartnäckig einbildeten, durch Ausschluß oder Vertheuerung fremder Erzeugnisse und Waaren dieselben in dem abgeschlossenen Lande ebenso gut oder vielleicht sogar besser herzustellen; und doch ist dies im Großen nur dasselbe, was etwa der pfiffige Schneider im Kleinen thun würde, wenn er für sich und seine Familie auch Stiefel und Schuhe machte, um die Ausgaben an den theuren, schnöden Schuster zu sparen. Mit dem Rocke, welchen er während der Zeit hätte machen können, würde er dreimal so viel verdient haben. Und dazu kann er als guter Schneider nur schlechte Schuhe machen. Er kommt also in doppelter Beziehung zu kurz. Dies ist die Schutzzoll-Politik, womit Staaten und Völker sich seit Jahrhunderten gegenseitig gemißhandelt, sogar in großen Kriegen gemordet haben. Und dennoch giebt es immer noch viele kultivirte Völker, Fürsten und Parlamente, welche in dieser gegenseitigen Schaden- und Schand-Politik eine unersetzliche Wohlthat verehren und sie für ihre Geschäftskassen auf Kosten aller anderen vermehren möchten.

Die Erde ist rund und weist die Völker zu- und nicht gegeneinander. In jedem Lande dieser runden Erde mit ihrer vielgestalteten Oberfläche wachsen bestimmte Naturerzeugnisse am reichlichsten, besten und billigsten und gedeihen bestimmte Industrieen durch Verarbeitung dieser Erzeugnisse zugleich zum Wohle für alle anderen Völker, bei denen wieder Bedürfnisse, die wir brauchen, am reichlichsten, besten und billigsten geliefert werden können. Dies ist die Naturnothwendigkeit und die unendliche Kultur- und Wohlstandskraft des freien Verkehrs und Welthandels. Kein Stück Erde bringt Alles, was der sich bildende Mensch braucht und begehrt, genügend hervor. Deshalb sucht man in anderen Ländern und Gegenden danach und kauft sich gegen Austausch des eigenen Ueberflusses, was man braucht oder wünscht. So lernen die Völker mit einander nicht nur nothwendige, sondern auch Kulturbedürfnisse mit einander austauschen und man lernt auch geistig von einander. Dies giebt die eigentlichen Triebkräfte des Fortschritts in Lebensbefriedigung, Bildung aller Art, Einigkeit und zugleich Freiheit.

Die Armuth des auf das Meer hinauswinkenden Landes zwang und lockte die alten Phönizier zum Handel, während die Bewohner Indiens in der Ueberfülle ihrer Natur schwelgten und faul wurden, so daß sie trotz ihrer vielhundertfach überlegenen Zahl als Beute der welthandelnden Engländer fielen. Aelter als die phönizische ist die ägyptische Kultur, weil die gewaltige unendlich lange Handelsstraße des fruchtbaren Nils für die damaligen drei Erdtheile das lockende Hauptverbindungsmittel war. Dies, sowie die Nothwendigkeit, sich gegen die jährlich wiederkehrende Ueberschwemmung des Landes zu schützen und den von der Natur umsonst gelieferten, befruchtenden Nilschlamm zu verwerthen, führte zu einer Kultur, welche erst durch neuere Geschichtsforschung in ihrer Höhe und Altehrwürdigkeit als Mutter der heiteren griechischen ordentlich erkannt und gewürdigt worden ist.

Unabsehbare Schaaren von Afrikanern und Indianern sind bis jetzt in ihrer Bedürfniß- und Kulturlosigkeit stecken geblieben, weil sie trotz ihrer Flüsse, Seen und Landstraßen sich mit dem begnügen, was ihnen die Natur und allenfalls etwas Jagd ohne besondere Arbeit bietet. Mexiko, Peru, China, Assyrien, Babylonien und Medien wurden Kulturstaaten, weil Klima und Bodenbeschaffenheit besondere Gunst dafür boten. Bildung und Fortschritt materieller und geistiger Art entwickeln sich nämlich zuerst meist da, wo Gebirge an fruchtbare Niederungen stoßen, Hochebenen mit nicht zu hohen Gebirgen und Thälern wechseln, weil hier ein Austausch der Boden- und Geisteserzeugnisse verführerisch und dann Bedürfniß wird und dieser Austausch zu Vertragsbestimmungen, Recht und Gesetz führt, sowie lohnende Arbeiten den Trieb nach Gewinn erwecken und stärken.

Eine eigenthümliche und Europa etwas beunruhigende Stellung nimmt das über zwei Erdtheile fast gränzenlos ausgedehnte Rußland mit allen möglichen Klimaten ein. Die noch nicht gesicherte Ausdehnung seiner Gränzen treibt es zu weiteren Eroberungen, gerade weil es bereits zu groß ist. Die Unabsehbarkeit der Flächen soll sich endlich abgränzen, weshalb man immer mehr hinausrückt, um endlich ein Ende zu finden. Etwas Aehnliches wirkte bisher in dem zweitheiligen, mehr oder weniger politisch und diplomatisch verkünstelten und von Natur nicht abgegränzten Preußen. Um feste Naturgränzen zu gewinnen, eroberte das ehemalige kleine Markgrafenthum des alten deutschen Reichs theils kriegerisch, theils diplomatisch ein Stück Deutschland nach dem andern, welches durch Rußland seiner Ostsee-Provinzen, und durch Frankreich seiner schönsten Gränztheile jenseits des Rheines beraubt ward. Jetzt sind unter Preußens Führung endlich, wenn nicht feste, so doch befriedigende und sichernde Natur- oder wenigstens strategische Gränzen gewonnen, so daß das geeinigte Deutschland, wenn es der uralten germanischen Gau- und Gemeindefreiheit, die auch für die Einzelstaaten gelten soll, zu Gunsten der Einheit keine gewalt-

samen Hindernisse bereitet, sich endlich in sich selbst befriedigt und gesichert fühlen kann, um sich seiner inneren Entwickelung in ehrlicher Arbeit und Einsicht zu widmen. Dies war dem alten deutschen Reiche unter der immer armseliger und tyrannischer werdenden Herrschaft der Habsburger mit seinen verzettelten, einander feindseligen Völkerschaften und Rassen nie möglich. Dieses Oesterreich mußte seine von allen Seiten und zugleich immerwährend von innen bedrohten politischen Besitzungen nur immer zu vertheidigen suchen, wobei es sich erschöpfte und verschuldete und immer mehr zu kurz kam. Das neue deutsche Reich mit der stark militärisch und streng monarchisch gefestigten Einheitsgewalt des preußischen Staates, als seinem Rückgrade und gleichsam Knochengerüste, ist nun ebenso berufen wie verpflichtet, sich mit dem kräftigen Fleische und Blute und dem warmen Herzen Mittel- und Süddeutschlands freiheitlich und friedlich zu einigen; dann kommt jenem alten Deutschland diese preußische Ehr- und Wehrkraft und dieser einheitlichen, kalten und abstoßenden knochigen oder eisernen Gewalt das wärmere, weiche Leben des übrigen Deutschland zu Gute. Ohne diese Vereinigung, freie und begeisterte Verschmelzung, wie sie durch den glorreichsten aller Kriege eingeleitet ward, kann aus dem neuen deutschen Reiche nichts werden. Preußen muß die warme, einzelstaatliche, von Natur zur Eigenart und Selbstbestimmung berufene Freiheitlichkeit und Herzlichkeit Mittel- und Süddeutschlands in sich aufnehmen, wenn es mit seinem militärischen Monarchismus dort eindringen und es mit sich verschmelzen will. Mit anderen Worten müssen diese deutschen Bestandtheile gegenseitig von einander die guten Eigenschaften annehmen, nach Kräften austauschen, gegenseitig abmildern und doch in je ihren Eigenthümlichkeiten schonen und schützen. Dann giebt es endlich ein gesundes, kräftiges, neues, deutsches Reich nicht nur in lebendiger Einheit, sondern auch in Freiheit. Dies ist keine Forderung, kein parteiischer Einfall, sondern die unverbrüchliche Naturnothwendigkeit des herrlich-vielgestaltigen Deutschland. Diese Vielgestaltigkeit als ein weites, ebenes, wunderbar schönes mittelgebirgiges und ziemlich trotziges hochgebirgiges Deutschland ist zugleich wieder so einfach und bindend, daß eben gerade dadurch unser liebes, großes Vaterland zu der von Natur begünstigsten Vermittelungsmacht für die Einheits- und Freiheitsideen wird.

Ulrich von Hutten.

„Ulrich von Hutten", das bekannte biographische Meisterwerk von Dav. Friedr. Strauß, ist soeben in zweiter Auflage erschienen.*) Vierzehn Jahre sind vergangen, seitdem das Buch seinen ersten Rundgang antrat. Damals galt es, dem deutschen Volke in böser Zeit Trost und Ermuthigung zuzurufen durch den Mund des unverzagten Ritters; es galt, in der Zeit, da große und kleine Dränger von innen und von außen Deutschland übermüthig verhöhnten, da eine freiheitsfeindliche Politik die geistigen Bestrebungen der Nation durch schmähliche Concordats-Verträge in die römische Knechtschaft auszuantworten drohte, das Bild eines Mannes zu erneuern, der allezeit furchtlos mit dem Schwert und der Feder für das Recht und die Freiheit der Deutschen gegen Rom und das Ausland eingestanden war. Heute darf der Verfasser der Hutten-Biographie sein Werk mit freudigen und stolzen Gefühlen hinausschicken. Er thut es jedoch nicht, ohne ihm in der Vorrede einige Worte der Mahnung an die Leser mitzugeben.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

Hutten, sagt sein Biograph, würde heut in weit vollerem Sinn als zu seiner Zeit sprechen können: „Es ist eine Freude zu leben." Aber er würde sich nicht damit begnügen, den Siegeslauf der Deutschen über ihre alten Dränger zu feiern. Er würde daran erinnern, daß es für ein Volk zwar schwer ist, sich zu einer gewissen Höhe hinanzuarbeiten, aber noch viel schwieriger, sich auf derselben zu behaupten. Und noch fehlt gar vieles davon, daß wir die Höhe schon erreicht hätten. „Mit des Papstes weltlicher Herrschaft hat es wohl ein Ende, aber mit der geistlichen so wenig, daß vielmehr seine finstern Schaaren, nach wie vor jedem geistigen Fortschritt wie jedem nationalen Gedeihen feind, mitten im deutschen Lande stehen, ja mitten im deutschen Reichstage sitzen. Wir lassen uns das unterrichtetste der Völker nennen und sind es auch; aber wie lange werden wir noch dulden, daß die Brunnen und Wasserleitungen der Erkenntniß, selbst im protestantischen Deutschland, so vielfach unter der Verwaltung pfäffisch gesinnter Finsterlinge verkümmern?" In den Streit wider diese innern Feinde der Bildung und Geistesfreiheit wird dann der Ritter von seinem Biographen auf's neue hinausgesendet.

Dem Werke ist der lange Zeitraum, der seit seiner Entstehung vergangen, in mehrfacher Hinsicht zu gut gekommen; vor Allem durch die Vollendung der von Ed. Böcking mit unvergleichlicher Hingebung und Sorgfalt bewirkten Herausgabe der Huttenschen Schriften. Sie gestattete dem Verfasser, von der Beifügung der Belagstellen, die einen unerläßlichen Bestandtheil der ersten Ausgabe hatten bilden müssen, jetzt abzusehen und das Buch in Einem Bande zu umschließen. Mit kundiger Hand hat Strauß indessen, um seiner Schrift nicht jenen Charakter der Urkundlichkeit zu entziehen, der ihrer früheren Gestalt einen nicht geringen Theil ihres Reizes verlieh, an geeigneten Stellen den Ritter selbst und zwar in trefflicher Verdeutschung redend eingeführt. Oft erinnern des Ritters Verse uns an die Verwandtschaft, die ein altes Wort den Sängern und den Sehern beimißt. So jenes Epigramm „auf die Franzosen, als sie dem Kaiser die Flucht andichteten."

> Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
> Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.
> Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
> Wenn nur der Kaiser indeß Thaten um Thaten vollbringt.
> Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug.
> Während mit Siegergewalt er dich im Nacken bedrängt.

Und vollends jenes andere, aus derselben Sammlung, die während Hutten's Theilnahme an den Kämpfen Kaiser Maximilians wider die Franzosen und die Venetianer entstand und dem Kaiser gewidmet ist. Man könnte es gestern gedichtet glauben

Auf des Hahnes Flucht aus Italien.

> Warum flieht mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder
> Jetzo der Hahn, noch jüngst Schrecken der Vögel umher?
> Darum, weil er dem Frieden den Streit vorzog und den Kriegslärm,
> Ueber den Adler hinaus keck sich zu schwingen bedacht.
> Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,
> Setzt er sich endlich ergrimmt scharf mit den Krallen zur Wehr.
> Wer den, der ihm ein Freund sein wollte, sich lieber zum Feind macht,
> Gehts dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Zur Literatur des Krieges von 1870/71.

Ferd. Schmidt's volksthümliche, geschichtliche Arbeiten sind in Norddeutschland so rühmlich bekannt, daß schon sein Name dafür birgt, es werde das Denkmal, das von seiner Hand den deutschen Helden des letzten Krieges gesetzt wird, an tiefgehender Auffassung, patriotischem Schwunge und ernster Gediegenheit hoch emporragen über manchen Versuch gleicher Art. Sein „Franzosenkrieg"*) hat auch vollkommen gehalten, was der Name des Verfassers versprochen hatte. Das Werk ist ein würdiges Pendant zu desselben Verfassers „Freiheitskrieg", nur daß es durch die Unmittelbarkeit der Anschauung, mit welcher die erschütternden Ereignisse des eben verflossenen Jahres auf die Feder des Geschichtsschreibers eingewirkt haben, zu noch größerer Frische, noch markigerer Kraft, noch eindringlicherer Beredsamkeit gelangt ist. Wer vermöchte überzeugender als F. Schmidt zu erweisen, daß wir in diesem Kriege nicht etwa eine blutgierige Laune des inzwischen gestürzten kaiserlichen Despoten Frankreichs, sondern den seit Jahrhunderten gemeingefährlichen, raubsüchtigen Nationalgeist desselben Frankreichs zu bekämpfen gehabt haben; wer vermöchte mit schneidigerem Grimme als er die Missethaten der verbrecherischen Leute auf und an dem letzten französischen Kaiserthrone zu schildern, jene Missethaten, deren frevelhafteste, der Bruch des Friedens mit dem friedliebendsten Volke der Erde, auch zugleich die letzte sein sollte; wer vermöchte mit lebhafteren Farben als er die nationale Bewegung wiederzugeben, die sich im deutschen Volke, nach dem Friedensbruche, mächtig wie ein fluthender Strom zur langersehnten Einheit ergoß, den tiefen Ernst, die opferbereite Thatkraft, die vertrauensvolle Frömmigkeit, womit unsere Nation in den Krieg zog, und den Jubel, der durch die deutschen Gauen erschallte, als der Sieg unerwartet rasch die deutschen Fahnen segnete. Das ist es, wodurch sich Ferd. Schmidt unterscheidet, daß er es verschmäht, als bloßer Chronikenschreiber an der Oberfläche der Ereignisse zu bleiben, sondern in die Tiefen des bewegten Volksgeistes hinabsteigt und die hier wurzelnden Unterschiede der sich bekämpfenden Nationen beobachtet, um die Resultate der richtenden Geschichte als Material zum Wahrspruche zu unterbreiten. Es fällt doch schwer in die Wagschaale, daß der französische Nationalgeist in jenen erregten Zeiten nichts gebären konnte als Journalartikel voll Lüge, Aufgeblasenheit, Ruhmsucht, Eroberungslust und, als diese durch die deutschen Siege gedämpft worden war, voll Rachegedanken, während diesseits des Rheins die Herzen sich Luft machten in zahllosen Gedichten zum Theil voll hoher Poesie, in publicistischen Ergüssen, von denen kaum einer die Gränze würdiger und maaßvoller Erörterung überschritt, und in der Fürsorge für die zum Kampfe hinausziehenden Brüder.

Von anderer Art, von anderen Vorzügen ist die Darstellung des Krieges von dem Tübinger Professor Wilhelm Müller im IV. Bande seiner „Politischen Geschichte der Gegenwart."**) Der Inhalt dieses Bandes, soweit er sich auf unsern Krieg bezieht, ist gewissermaßen der Vorläufer einer Illustrirten Geschichte des deutsch-französischen Krieges, deren Text derselbe Verfasser geschrieben hat. Wilhelm Müller legt größeren Werth auf die diplomatischen Fäden, welche sich unter den Ereignissen hinwegziehen, als auf die letzteren selbst. Mit der ihm eigenen Feinheit und Durchsichtigkeit des Stils weiß er das oft verworrene Gewebe jener Fäden klar zu legen und es für das Urtheil des Lesers zurecht zu machen. Dazu gehört kühle Ruhe, objectiver Blick, hoher Standpunkt der Anschauung. Alles dies ist diesem Historiker in reichem Maße eigen. In manchen thatsächlichen Einzelheiten weicht er übrigens von Ferd. Schmidt ab, wie denn z. B. über die verhängnißvolle Scene auf der Emser Brunnenpromenade, trotz officieller Darstellung, bei den Geschichtsschreibern noch Ungewißheit zu herrschen scheint. Auffallend ist es uns erschienen, daß der Verfasser dem landläufigen Glauben zustimmt, als habe Italien sich zweideutiger Politik Deutschland gegenüber schuldig gemacht. Wir meinen, daß diejenige Auffassung unbefangener ist, welche darauf hinauskommt, daß die zweideutige Politik Italiens Frankreich täuschen sollte, und zwar zu dem Zwecke, daß in diesem trüben Fahrwasser nach der designirten nationalen Hauptstadt Italiens gefischt werden könnte.

Vom militärischen Standpunkte hat die von dem schweizerischen Obersten W. von Rüstow herausgegebene Arbeit: „Der Krieg um die Rheingränze 1870—71"*) einen allgemein anerkannten Werth. Der Verfasser, bekanntlich ein alter systematischer Gegner der preußischen Politik und Militairverwaltung, hat doch nicht umhin gekonnt, der deutschen Kriegführung und Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Weniger wissenschaftlich, aber reich an militairischen Beobachtungen und Charakteristiken ist Julius v. Wickede's „Geschichte des Krieges von 1870—71",**) wobei der Verfasser seine als Augenzeuge des Krieges und als Korrespondent für die „Kölnische Zeitung" geschriebenen Berichte benützt hat.

Endlich haben wir noch die im Verlage des „Daheim" erschienene, mit einigen der besten Illustrationen dieser Zeitschrift (von Camphausen u. A.) ausgestattete, der deutschen Jugend gewidmete Geschichte: „Der große Krieg gegen Frankreich im Jahr 1870", von Robert König***) und die vom Vereine zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften zu Zwickau herausgegebene, populäre Schrift: „Der deutsche Volkskrieg gegen Frankreich, 1870—71", von Dr. Otto Kämmel†) zu nennen.

Wir schließen der vorstehenden Bibliographie der deutschen Kriegsliteratur eine kleine Blumenlese französischer Darstellungen an, die wir Theodor Badke's, ursprünglich für den „Hamburger Korrespondenten" geschriebenen und zur Zeit mit Interesse gelesenen „Feldpostbriefen aus Frankreich††) entlehnen.

„Almanach illustré de la Patrie. 1871. Tours." Von Sinn für Thatsache in Darstellung dieses Krieges ist in diesem erst sehr geschickt geschriebenen Büchelchen gar keine Spur mehr: die größte Gehässigkeit in der Darstellung verbindet sich mit der vollendetsten Gewissenlosigkeit in der Erzählung der Ereignisse. Und wenn schon im Allgemeinen die Klarlegung der Thatsachen das Letzte ist, wozu zeitgenössische Geschichtsschreibung hindurchdringt, so wird man bei diesen französischen Darstellungen, die immer und immer wieder das Urtheil der Geschichte über diesen Krieg anrufen, nicht umhinkönnen, sich zu erinnern, daß histoire auf gloire sich reimt und die französische Geschichtschreibung beide nicht getrennt denken kann.

„Le Bombardement de Strasbourg, par un témoin oculaire.

---

*) Berlin, Franz Lobeck. 1871.

**) Das Jahr 1870. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1870. Berlin, Julius Springer. 1871.

*) Mit Kriegskarten und Plänen. Zürich, Friedr. Schultheß.

**) Hannover, Karl Rümpler.

***) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

†) Zwickau, Julius Döhner.

††) Durchgesehen und ergänzt. Berlin, W. Adolf & Co. 1871.

Tours 1870." Der Verfasser entblödet sich nicht, die sinnloseste Gehässigkeit gegen uns zur Schau zu tragen, doch ist das Büchlein gut geschrieben, giebt ein lebendiges Bild der Leiden Straßburgs und enthält namentlich überraschend gute psychologische Bemerkungen.

„L'Homme de Metz, par Albert Alexandre. Bruxelles 1870" stellt die Aktenstücke und gleichzeitigen Zeitungs-Artikel zusammen und behandelt die Uebergabe von Metz als eine zwischen Bazaine, der sich nur zum Schein vertheidigt habe, und Prinz Friedrich Carl längst abgekartete Sache: der Marschall habe während der Belagerung zweimal wöchentlich beim Prinzen gespeist.

„Les cent Jours. Par Emile de Girardin. Paris, 25. Décembre 1870," legt Bismarck das Wort „Il n'y a pas de l'Europe, il n'y a que la Prusse" in den Mund und sucht darzulegen, daß der deutsche Adler, dessen Schwung des Raubvogels selbst Bismarck nicht mehr hemmen könne, sich mit Rußland in den Besitz Europa's theilen werde.

„De Freschwiller à Sedan" von einem Offizier der Mac Mahonschen Armee, zeichnet sich dagegen vortheilhaft aus. Hier wird mit der größten Schonungslosigkeit der Leichtsinn der französischen Armee-Leitung und Verwaltung dargelegt und unter Anderem die offenherzigste Schilderung der französischen Flucht bei Wörth gegeben, auch der französischen Indisciplin: Ein französischer Soldat attakirt auf dieser Flucht seinen eigenen Offizier mit den Worten; „La Bourse ou la vie!"

Christian Grabbe, ein Verschollener.

Als einen Verschollenen dürfen wir den Dichter bezeichnen, dessen Werke uns in einer neuen Gesammtausgabe vorliegen,*) trotzdem er einer kaum als vergangen zu bezeichnenden Periode unserer Literatur angehört. Ein competenter Kritiker, Rudolf Gottschall, der es übernommen zu dieser neuen Ausgabe eine Einleitung zu schreiben, spricht sich über Grabbe's Nachruhm folgendermaßen aus:

„Man wird kaum eine deutsche Literaturgeschichte aufschlagen, in welcher der Name Christian Grabbe nicht mit Auszeichnung genannt würde. Gleichwohl ist kaum ein anderer Dichter der jetzigen Generation so unbekannt wie dieser und, obwohl seine Blüthezeit in das dritte und vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fällt, gehört er dem Anscheine nach bereits zu jenen Größen, die als einbalsamirte Mumien in den Grüften der Literaturgeschichte aufbewahrt werden, deren Namen man dem Gedächtniß einprägt, deren eigenthümliches Wirken aber wie verschollen erscheint. Höchstens weist man aus seiner Biographie nach, daß er ein abenteuerliches und unglückliches Leben geführt und zählt ihn mit zu jenen Opfern der Dichtung, die mit den Kainszeichen derselben durchs Leben gingen."

Gottschall erklärt die so frühe und befremdende Verschollenheit Grabbe's aus zwei Ursachen: Der Dichter sei zunächst mit seinen Dramen nicht auf die deutsche Bühne gedrungen und ferner sei nie eine Gesammtausgabe seiner Werke erschienen.

Der Herausgeber entwirft ein Bild des Dichters, aus dem leider hervorgeht, daß es nicht die Dornenkrone des Genius war, an der Grabbe zu Grunde ging, sondern daß die verzehrende Macht des Alkohol, dessen Genuß er sich in bedenklichster Weise hingab, seinem Leben ein vorzeitiges Ende machte. Nach einem wilden zerrissenen Leben starb Grabbe in Detmold, seiner Geburtsstadt, am 17. September 1836 im nicht vollendeten sechs und dreißigsten Jahre.

Gottschall giebt eine vortreffliche Charakteristik sämmtlicher durch die Gesammtgabe dem Leser in schöner korrekter Form gebotener Werke des Dichters, aus der schon, ehe man sich eingehend mit den einzelnen Arbeiten selbst vertraut gemacht hat, klar hervorgeht, daß es sich wohl verlohnt, diesem Verschollenen in unserer Literatur wieder zu einem, ihm gebührenden Platze zu verhelfen und daß es sich auch verlohnen dürfte, wenn von der Bühne ein Versuch der Aufführung eines oder des andern der am meisten dazu geeigneten Dramen gemacht würde.

Speciell möchten wir, von dem Cyclus der Hohenstaufen-Tragödien, Don Juan und Faust, Herzog Theodor von Gothland u. s. w. absehend, vorzüglich auf zwei Dramen hinweisen, welche in der jetzigen Zeit das meiste Interesse verdienen, da sie den Anfang und einen Abschnitt einer großen Tragödie der Weltgeschichte behandeln, die jetzt zu einem schönen Abschlusse gebracht ist. Wir meinen die „Herrmannsschlacht" und die „Hundert Tage", jene erste gründliche Abweisung und Niederwerfung wälschen Uebermuthes, wälscher Unterdrückung durch deutsche Tapferkeit und Einigkeit; jener letzte Auftritt in dem Drama des Onkels, das durch den Neffen ein Nachspiel erhalten, das ebenso kläglich und erbärmlich, wie blutig und empörend war. Freilich huldigt auch Grabbe dem Napoleon-Kultus, der damals, wie Gottschall treffend bemerkt, aus dem Aerger über die Restaurations-Epoche und ihrer kleinlichen Politik grade in den besten Köpfen entstand; dennoch geht er darin nicht so weit, den Korsen auf Kosten seiner eigenen Landsleute zu erheben, sondern er schildert ihn nur im Gegensatz zu der Verkommenheit der Bourbonen, und darin kann man ihm kaum Unrecht geben. Auf Blücher, Gneisenau, Bülow und den Herzog von Braunschweig fällt dagegen ein so schönes Licht, daß wir uns selbst heute, wo wir mit gespanntem Ohr nach dem Donner anderer Schlachten, als derer von Ligny und Waterloo lauschen, daran begeistern können. Lassen wir zum Schluß noch Gottschalls Ausspruch über die „Hundert Tage" folgen:

„Auf Napoleon, auf Blücher und Waterloo fallen glänzende charakteristische Streiflichter. Vorzüglich und auch bühnenwirksam sind die Volks- und Hofscenen der ersten Akte. Seit Goethes Egmont ist Nichts gedichtet worden, was die Physiognomie einer Zeit mit so greifbarer Wahrheit und Lebendigkeit wiedergäbe. Ein wahres Feuerrad von Epigrammen sprüht aus den Volksscenen. Ludwig XVIII., seine Minister und Generale, und die energische Herzogin von Angoulème sind meisterhaft portraitirt und kontrastirt. Hier hat man das Gefühl, daß kein anderer Dramatiker wie Grabbe so befähigt gewesen wäre, ein modernes historisches Trauerspiel zu schaffen, wenn er nur Rücksichten auf die Bühnen genommen hätte." J. H.

*) Chr. Dietr. Grabbe's sämmtliche Werke. Ausgabe in 2 Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Gottschall. Leipzig, Philipp Reclam jun., 1870.

Holland.

Das neue Deutsche Reich und die Niederlande.

Ueber die starken Antipathieen, mit denen Deutschland während des letzten Krieges besonders bei den Staaten des westlichen Europa zu kämpfen hatte, ist schon so vielfach diskutirt, ihrem

Ursprung so eingehend nachgegangen worden, daß es auf den ersten Blick überflüssig erscheinen könnte, das bekannte Thema noch einmal zu erörtern. Lassen wir uns durch eine oberflächliche Betrachtung nicht täuschen. In diesen Antipathieen, wenn sie wirklich in der Stärke vorhanden sind, wie sie von Zeit zu Zeit auf dem Wege der Presse oder anderweitig an's Tageslicht treten, würde für zukünftige Complicationen eine Gefahr liegen, auf deren Beseitigung nicht früh und ernstlich genug hingewirkt werden könnte. Wir hoffen indeß nachweisen zu können, daß vereinzelte Chauvinisten und blinde Anhänger Frankreichs in Holland, Belgien, Italien und Großbritannien nicht wenig dazu beigetragen haben, ihre respektiven Länder in den Ruf preußenfeindlicher Gesinnungen zu bringen.

Was die Niederlande speziell anbetrifft, so lag es schwarzblickenden Leuten freilich besonders nahe, den ungeahnten Aufschwung des geeinten Deutschland mit Augen der Mißgunst, der Angst und Furcht zu betrachten, besonders seitdem Graf Bismarck bei Ausbruch des Kriegs mit einer an Friedrich den Großen erinnernden Offenheit und Freimüthigkeit die diplomatischen Unterhandlungen Frankreichs, seine verlockenden Anträge auf Länderschacher u. s. w. dem Auge der Welt dargelegt hatte. Statt indeß aus diesem offenen Schritt auf die Rechtlichkeit Preußens bei diesen von Frankreich vergeblich versuchten Verhandlungen zurückzuschließen, sahen jene schwarzblickenden Herren in Graf Bismarck nichts weiter, als den Cumpan Ludwig Napoleons, machten sie Preußen und Deutschland für das verantwortlich, was, nach ihrer Meinung, der leitende Staatsmann Preußens hatte thun wollen.

In dem gegenwärtigen Augenblick, wo wir erkennen, wie all' die alten Vorurtheile der französischen Bevölkerung Deutschland gegenüber, bei noch nicht beendeter Räumung des Landes, ungescheut in zehnfacher Stärke hervorbrechen, wo das Feuer von den benachbarten Ländern, besonders von dem verwälschten Theil der holländisch-belgischen Bevölkerung eifrig geschürt wird, heute dürfte es an der Zeit sein, auf die Ansichten dieser Wälsch-Niederländer, wie sie sich in der vor 6 Monaten erschienenen Broschüre des bekannten Utrechter Professors Vreede*) dokumentiren, noch einmal kritisch zurückzukommen, sowohl der hervorragenden Stellung des Verfassers wegen, als ganz besonders um die Art der Dialektik kennen zu lernen, in der hier eine politische Polemik geführt wird, und die Leidenschaften der Menge auf dem Wege der Presse statt beruhigt und geläutert, geschürt und erhöht werden.

Es ist die Zeit des Falls von Paris — Ende Januar dieses Jahres — und der Zweck von Vreede's Schrift ein Plaidoyer bei England, zu Gunsten der unglücklichen französischen Nation zu interveniren. Sehen wir nun, wie Herr Vreede diese seine Idee in dem angegebenen Augenblick zu Markte trägt.

Ein Brief an den belgischen Advokaten, Herrn Lucien Jottrand sen., den Freund des Verf., dient zum Präludium und charakterisirt in wenigen, markigen Zügen die Situation. „Wir Niederländer sind seit unserer glorreichen Revolution im 16. Jahrhundert lange Zeit hindurch die Schiedsrichter Europas gewesen; die Bedingungen unserer Existenz tragen wir in unserer eigenen Kraft, unsere beiderseitigen Interessen sind solidarisch, Preußen, Deutschland, oder vielmehr sein Kanzler — die ganze Polemik spitzt sich persönlich zu — will uns annektiren, eine Behauptung, die ebenso fest hingestellt, als wenig begründet wird — nie werden wir diese Schmach dulden — darum, hetzen wir Euren Garanten, England, auf, sich gegen das unverschämte Deutschland in's Mittel zu legen."

Nach diesem kräftigen Vorwort ein Rückblick auf die Ereignisse seit dem 2. Dezember 1851 als Einleitung. Es ist immerhin schon etwas, daß Herr Vreede nicht, wie die meisten seiner Genossen, über Deutschland aburtheilt, ohne auch nur das mindeste Wort Deutsch zu verstehen; im Gegentheil, er benutzt mit Vorliebe deutsche Schriften, freilich nicht, um daraus das Deutschland Günstige anzuführen, sondern um sie als Waffe gegen Deutschland selbst zu kehren.

Wünschenswerther freilich, als diese Belesenheit in der deutschen publicistischen Literatur, wäre es gewesen, wenn der Verf. eine richtige Anschauung von deutschem Nationalgefühl und augenblicklicher Stimmung zu gewinnen versucht hätte, Dinge, für die er geradezu mit Blindheit geschlagen zu sein scheint. Seine Darstellung der Ereignisse seit dem Staatsstreich basirt so fast gänzlich auf einer im vorigen Jahre in Leipzig erschienenen Denkschrift des Fürsten Schwarzenberg: „Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und seine Rückwirkung auf Europa". Die Anerkennung Ludwig Napoleon's von Seiten der europäischen Mächte ist für ihn der Beginn des Verfalls der Volksmoral, die flagranteste Verletzung des Völkerrechts und des legitimistischen Prinzips, das er bei Gelegenheit recht geschickt mit dem republikanischen zu verquicken versteht. Die Umgestaltung Europas auf Grund des Nationalitäts-Prinzips ist eine Depravation des Guten in's Schlechte, eine Umwandlung des „goldenen Friedens" in den blutigen Krieg, und das Uebel wird über die europäische Gesellschaft durch zwei Männer heraufbeschworen, durch Napoleon III. und Bismarck verursacht, von denen sich der Letztere vom Ersteren nur durch größere Kühnheit, Energie, Scharfblick und Glück unterscheidet. So kommt er zu dem Schluß: Alles geht verloren, die Welt geht aus den Fugen, wenn den Theorieen des preußischen Ministers nicht gewaltsam ein Damm entgegengesetzt wird.

So für die Sache genügend vorbereitet, beginnt er, uns seine Beweisführung darzulegen. Zunächst darüber, was eigentlich das Wesen des neuentstandenen deutschen Reiches sei und welches sein Verhältniß zum alten „Reich". Wie der Zustand der deutsch-europäischen Angelegenheiten der letzten zwanzig Jahre auf Grund der Schwarzenberg'schen Denkschrift, so wird der des deutschen Reichs und seiner Bedeutung auf Grund des Beust'schen Memorandums vom 15. Oktober 1861 erörtert. Wenn wir hinzufügen, daß er alsbald noch auf die Darstellungen Friedrich's von Gentz „de cet illustre publiciste allemand", für die Fortführung seines Beweises zurückkommt, so bedarf es wohl keines Wortes der Erklärung mehr, daß Herr Vreede es wohl verstanden hat, die Preßerzeugnisse der partikularistischen, großdeutschen, reaktionären Opposition für seinen Zweck, das schmählichste Herunterreißen der neuen deutschen Zustände, auszubeuten.

Freilich führt er hier noch einen Namen in's Feld, der uns frappiren könnte, den Wilhelm's von Humboldt. Auch dieser weise in seinem Wiener Memorandum vom 3. März 1815 schlagend nach, daß eine Herstellung des „Reichs" nur zum Schaden Deutschlands selbst gereichen, ewigen Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen erzeugen würde. Daß die Zustände von 1815 nicht gerade identisch seien mit denen von 1870, daß damals wohl ein 1806, doch kein 1866 vorhergegangen, das übersieht Herr Vreede und weiß seine Beweisführung durch eine kleine Manipulation, über deren Geschicklichkeit wir das Urtheil unsern Lesern überlassen, folgendermaßen den heutigen Zuständen anzupassen. In-

---

*) La Reconstruction de l'Empire d'Allemagne et la liberté de l'Europe, par G. G. Vreede, Professeur de Droit public et des Gens à l'univ. d'Utrecht. Utrecht, 1871, J. L. Beijers.

dem er dort, wo Humboldt von Oesterreichs Kaiserthum spricht, den Namen Preußens in Klammern beifügt, glaubt er die Beweisführung des großen Patrioten für fünfzig Jahre später datirende Zustände und für das neue deutsche Reich sonst unverändert beibehalten zu können. Hatte Humboldt gesagt: daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln Oesterreich, das Haupt des deutschen Reiches, von Oesterreich, der europäischen Großmacht, zu unterscheiden, vergeblich sein und nur auf dem Papier bestehen würden, so wird dies bei Herrn Vreede: Preußen, das Haupt Deutschlands, ist nicht mehr von Preußen, dem europäischen Großstaat, zu unterscheiden. Einen solchen Zustand hatte Wilhelm v. Humboldt als einen für sein Vaterland beklagenswerthen dargestellt, folglich ist der gegenwärtige Zustand Deutschlands in den Augen jedes guten Patrioten, jedes wahrhaft erleuchteten Staatsmanns ein beklagenswerther.

Und werde nicht jede Befürchtung durch die That übertroffen? Schon seufzten die armen Oesterreicher und Baiern und Würtemberger und Hessen unter dem harten Druck des rücksichtslosen Preußens; ohne Unterlaß habe der gierige, preußische Adler seine scharfen Krallen bald nach Norden, bald nach Süden, bald nach Westen gewandt, bald hier, bald dort einen blutigen Fetzen an sich gerissen; das Grausamste, Unmenschliche sei jedoch erst jetzt eingetreten, wo die edelste Nation sich zu den Füßen des Eroberers blutend winde, während er sich auf dem Residenzschlosse der alten Könige Frankreichs von einer Million Prätorianer zum Cäsar ausrufen lasse, mit dem Versprechen, die alte Herrlichkeit des Reiches zu erneuern, allezeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein.

Also noch sei der gierige preußische Adler nicht gesättigt, noch spähe er nach neuer Beute — entweder habe man alle diese Ceremonien und Worte als alten Mummenschanz aufzufassen, oder aber es verberge sich dahinter ein gefährlicher Sinn. Welch' ein Sinn dies sei, das auszumachen sei Sache der europäischen Großmächte. — Die Hauptfrage, die dabei in's Spiel komme, sei die, ob der neue Kaiser von Deutschland absolut und bedingungslos, oder nur unter gewissen Bedingungen von diesen Mächten anerkannt werden würde. Man erkennt schon aus der Fragestellung, wohin der Verf. in diesem Theil seiner Deductionen zielt. Beachten wir sodann, welche Gewährsmänner er uns für diese Betrachtung vorführt. Zunächst ist es Herr Marc Dufraisse, ein ehrlicher Republikaner freilich, doch ein wenig erfahrener Staatsmann und einer der heftigsten Gegner der neuen, staatlichen Entwickelung Deutschlands, der in seiner „Geschichte von 1789 bis 1815" das ganze von Preußen zu gewärtigende Unheil klar vorhergesagt habe. Es wird auf die Theorie Dufraisse's Bezug genommen, daß das neue Deutschland sich nicht eher beruhigen werde, als bis es seine ganze frühere Ausdehnung, also auch den burgundischen Kreis mit Holland und Belgien wiedergewonnen habe! Sodann führt er den weitsichtigen Politiker Hrn. Thiers vor, dessen Cassandra-Rufe seit 1863 zum Unheil Europas vergeblich ertönt seien. Endlich benutzt er die Deductionen Friedrich's v. Gentz gegen eine Anerkennung der Militär-Monarchie Napoleon's I. im J. 1804, um durch eine seiner beliebten Schwenkungen und durch Parallelisirung der Bonaparte mit den Hohenzollern, dieselben Deductionen gegen eine Anerkennung des neuen deutschen Kaiserthums geltend zu machen, wobei er nur zu bedenken giebt, wie viel gefährlicher die Militär-Monarchie Wilhelm's I. als die Napoleon's I. sei. Wenn er dabei von den bösen Anregungen spricht, die auf die preußischen Staatsmänner durch die Phantasieen, die aus dem Kopfe eines beliebigen Geschichts-Professors und Papierverschmierers flößen, ausgeübt werden, so möchten wir dem Herrn Verf. doch nur ein wenig die Absichten in's Gedächtniß zurückrufen, die ihn selbst zu seiner rührigen, journalistisch-publicistischen Thätigkeit drängen. Derartige Eruditäten pflegen doch glücklicherweise in unserm Zeitalter sonst kaum mehr vorzukommen. J.

Böhmen.

Confiscirte deutsche Ansichten in Böhmen.

Unter welchen angenehmen Verhältnissen jetzt die Deutschen in Böhmen leben, wurde unter Anderem schon in Nr. 20 des „Magazin" von 1871 angedeutet. Seitdem die jetzige Regierung in Oesterreich den Ausgleich mit den Tschechen als ein fait accompli betrachtet, zu welchem sie in ihrer Unfehlbarkeit die Deutschen beizuziehen für überflüssig gehalten; seitdem officiöse Blätter keinen Anstand genommen, die Deutschen für ihr Festhalten an die vom Kaiser sanctionirte Verfassung als Landesverräther zu bezeichnen — wurde manches freisinnige Wort im Keime erstickt; doch geschah dies bis jetzt nur durch Confiscationen verfassungsfreundlicher, gegen das Ministerium gerichteter Zeitungen. Seitdem aber von Seite des Justizministers an die Staatsanwaltschaften der Auftrag ergangen, Alles, was in irgend einer Weise gegen den Ausgleich im tschechischen Sinne und zum Festhalten an die bestehende Verfassung mahnt, mit aller Strenge zu verfolgen — wurden in Wien die Broschüre „Die Deutschen in Böhmen und der Ausgleich; ein offenes Wort an meine Landsleute, von Dr. Alfred Knoll" und in Prag die Flugschrift: „Was soll der Ausgleich? ein Wort an's Volk," confiscirt.

Wir hatten Gelegenheit, das Manuscript der letztgedachten Flugschrift durchzusehen, deren Verfasser ungenannt bleiben wollte, und den auch wir aus leicht erklärlichen Gründen nicht nennen werden. Eingeweihten ist aber bekannt, daß diese Schrift aus der Feder eines jungen talentvollen Publicisten geflossen. Wenn wir bei dieser Flugschrift etwas länger verweilen, so geschieht dies, um den Lesern zu zeigen, mit welcher Strenge, ja mit welcher Rücksichtslosigkeit die Preßbehörde mit Allem umgeht, was zum Schutz oder zur Vertheidigung der Deutsch-Oesterreicher, der Deutschböhmen in ihrer jetzigen Lage ans Tageslicht tritt.

Im Eingange dieser Schrift kennzeichnet der Verfasser das innere Verhältniß Oesterreichs damit, daß darin sich jetzt Parteien gegenseitig des Hochverraths beschuldigen, Politiker die Frage der Auflösung des Staates als etwas Selbstverständliches besprechen, Völker sich in ihrem Dasein für bedroht halten, und eine Regierung das oberste Grundgesetz des Staates selbst in Zweifel gestellt hat, denn sie unterhandelt mit den Feinden des Gesetzes und stößt jene von sich, die treu am Gesetze halten. Es wird nun dargestellt, daß Oesterreich seine alten Grundlagen verlassen und nur sein Name noch erhalten bleiben soll, unter dem man aber etwas ganz Anderes begreifen würde, als das einheitliche, achtunggebietende Reich, das Rudolf von Habsburg ruhmvoll gegründet; es soll ein trauriges Länder-Gemengsel, zerfahren und uneinig, der Spielball in den Händen eifersüchtelnder Stämme, herrschsüchtiger Pfaffen und Junker, die wohlfeile Beute eines beliebigen, länderbedürftigen Nachbars" werden, und weil die große, zahlreiche Verfassungspartei für das bestehende Oesterreich und gegen seine jetzige Regierung kämpft, schilt man sie Hochverräther.

Der Einleitung folgt ein kurzer Ueberblick der inneren politischen Verhältnisse in Oesterreich vom Jahre 1848 bis zur Dezember-Verfassung, „dieser wirklichen Bürgschaft bürgerlicher und religiöser Freiheit", durch welche es auch im Auslande zum Sprichwort geworden „frei wie in Oesterreich". Hierauf wird nun erwähnt, wie Priester, feudale Junker, überhaupt alle jene, „denen ein freies, selbstbewußtes Bürgerthum ein Greuel war", die das Volk verachteten, gegen das Verfassungsleben aufgetreten, wie diese Männer von der nationalen Partei, den Tschechen, Slovenen u. s. w. unterstützt wurden, die nicht Gleichberechtigung aller Nationalitäten, sondern Oberherrschaft über die Deutschen verlangen und zu diesem Zwecke sich aus vergilbten Pergamenten ein Staatsrecht erfunden, durch welches sie die Rechtsgiltigkeit ihrer Ansprüche nachweisen wollten. Es wird ferner die Wortbrüchigkeit der Tschechen nachgewiesen, der sie sich gegenüber den Deutschen bei verschiedenen Gelegenheiten schuldig gemacht. Mit diesen Männern steht man nun die Minister Oesterreichs geheim unterhandeln; um dieser Männer willen „soll urplötzlich die Verfassung gebrochen, das Reich entkräftet und zersplittert, an die Stelle der Einheit die föderalistische Zerbröckelung gesetzt werden. Doch soll dies nicht aus Vorliebe für die Tschechen oder Slovenen geschehen, sondern um die Reaktion in Oesterreich wieder herzustellen, für welche man die minder anstößige Bezeichnung „Ausgleich" gebraucht, und unter welcher Firma schon sehr viel gesündigt wurde. Unter dem Vorwande des Ausgleichs wird die Freiheit beschnitten, in das Verfassungsrecht manche Lücke gebrochen. Diese Ausgleichsmacher „wollen nicht das Recht, sondern ihre Vorrechte, nicht die Freiheit, sondern die Bedrückung, nicht die Entwicklung, sondern den Rückschritt". Zu solchem Zwecke mißbrauchen sie das Wörtchen „Ausgleich". Nach einer näheren Beleuchtung dieses Wortes in verschiedenen Verhältnissen wird bemerkt, daß in Oesterreich dasselbe Recht gelte, es daher keines Ausgleichs bedürfe. Es wird nun im weiteren Verlaufe dieser Schrift auf die Ausgleichsmacher eingegangen, welche sich gewissermaßen als die Gläubiger betrachten, mit denen ausgeglichen werden soll. Zunächst sind es die Herren vom „Staatsrecht", von dem „die genausten Kenner der tschechischen Geschichte", von dem Palacky 1848 noch keine Ahnung hatte, und das er erst in jüngster Zeit erfunden, deren ganzes Streben dahin geht, die Deutschen zu verdrängen und zu beherrschen, da sie „die Herren im Lande", die Deutschen aber nur „eingewanderte Fremdlinge", die sie in Allem, in der Schule, an der Universität u. s. w. unterdrücken wollen. Dazu gebrauchen sie das Staatsrecht. „So lange die Deutschen in Böhmen im Zusammenhange mit den übrigen Deutschen in Oesterreich im Reichsrathe vertreten sind, so lange geht es mit der Vergewaltigung schlecht. Aus diesem Zusammenhange, sagt der Verfasser, muß man die Deutschen in Böhmen herausreißen, auf einem böhmischen Landtage könnten diese dann klagen und ihr Recht fordern, so lange sie wollten; die Wände haben taube Ohren, die Gegner würden sie verlachen oder insultiren, wie sie es mit den deutschen Vertretern im Prager Gemeinderath schon gemacht haben." Aehnliches beabsichtigen die Slovenen, und die ganze Geschichte heißt mit einem wohlklingenderen Titel: „Föderalistischer Ausgleich." Das sind die Gläubiger Oesterreichs, „die nichts mehr und nichts weniger, als ganz Oesterreich für sich selbst" verlangen, und die Advokaten, die bei jedem Ausgleiche ihre Hand darin haben und gewöhnlich die glänzendsten Geschäfte machen, sind hier „die Junker und die Pfaffen", „dieselben Feudalen, die sich zwischen den Monarchen und das Volk drängen wollen" und die Kuttenträger, denen die freiheitliche Verfassung Oesterreichs, die Pius IX. verdammte, ein Gräuel ist.

Der Verfasser dieser Flugschrift wirft nun die Frage auf, wer in diesem Streite die Sache Oesterreichs führt? und er antwortet darauf, es sind Männer, die keine Vergangenheit haben, welche Zutrauen einflößen könnte, und die mit dem, was sie gethan, seit sie unverhofft als österreichische Minister auftauchten, das anfängliche Mißtrauen nicht beheben konnten, die gegen Alle eiferten, welche für die Verfassung eintraten, die sich nie als Freunde des Deutschthums gezeigt, die ein neues Schlagwort, das „wahrhafte Oesterreicherthum" aufgebracht, welche die Verfassungspartei verlästern und verdächtigen, von den Deutschen als von „Schmeißfliegen" und „Hochverräthern" sprechen, die deutsche Lehrer entfernten, um die Slavisirung zu ermöglichen. Dafür liebäugelten sie mit den Feudalen und den Nationalen, und Alles, was man von ihnen sagen kann, ist, sie haben die Verfassung noch nicht offen gebrochen.

Die Deutschen wurden bei dem Ausgleiche gar nicht gefragt; über ihre Köpfe hinweg wurde mit Klerikalen, Junkern und Nationalen der Ausgleich fertig gemacht, den man dann den Deutschen vorlegen wird, um zu ihm „Ja" zu sagen; sie haben in Oesterreich ausgespielt, sie haben „nur noch die nöthige Kulturarbeit zu besorgen, die nöthigen Steuern zu zahlen, und die beliebigen Regierungsvorlagen anzunehmen, sonst sind sie Hochverräther."

Die Deutschen, sagt der Verfasser, können und dürfen nicht diesem Ausgleich beistimmen, nicht als treue Oesterreicher, die das Reich nicht zerreißen lassen können, nicht als Deutsche, die weder einen Selbstmord begehen, noch sich mit gebundenen Händen den nationalen Gegnern überliefern können; sie können auch nicht als constitutionelle Bürger die Verfassung vernichten lassen. Der Ausgleich könnte nur über die Köpfe der Deutschen hinweg und gegen ihren Protest geschlossen werden, und Oesterreich hat dann neun Millionen seiner treuesten Bürger „von sich und dem entschiedensten Widerstand in die Arme gestoßen". Die Deutschen erkennen das Staatsgesetz als den Boden, auf dem sie sich bewegen; er bietet gleiches Recht für Alle, sie brauchen keinen Ausgleich, sie wollen in Frieden und Freundschaft leben mit allen Stämmen, keinen bedrücken und sich nicht bedrücken lassen. „Ein Ausgleich, der den Zusammenhang der Deutschen in Oesterreich zerreißen, sie in den Landtagen der Willkür der nationalen Mehrheit preisgeben würde, der das Schulwesen der Unduldsamkeit der Ultramontanen ausliefert, der den einheitlichen Machtbestand des Reiches schwächen, das deutsche Element aus seiner berechtigten Stellung drängen, die Monarchie der Slavisirung entgegenführen würde — „einen solchen Ausgleich wird nicht Ein Deutscher in Oesterreich annehmen!"

Nachdem nun dargethan wird, daß ein Ausgleich gar nicht nöthig, reiht sich daran die Betrachtung, daß man die Deutschen mit Unwahrheit anködern will, daß man die Abmachungen des Ausgleichs vor ihnen geheim hält, um sie zu täuschen, bis die Wahlen in die Landtage vorüber sind und man eine genügende Mehrheit hat, um offen auftreten zu können. Nach einer Apostrophe an die Tschechen, in welcher ihnen speziell nachgewiesen wird, wie ihrem Gefasel von „Völkerversöhnung" nicht zu trauen sei, und sie nun Alles anwenden, damit die Deutschen aufhören Deutsche zu sein, werden die Tschechen aufgefordert, in Thaten ihre Versöhnlichkeit zu zeigen.

Nochmals wird der Ausgleich als eine Bedrohung der Reichseinheit, der freiheitlichen Verfassung und als eine Preisgebung der Deutschen in Böhmen bezeichnet; hierauf ergeht an diese am Schlusse der Schrift der Mahnruf, einig zu sein, sich nicht durch falsche Vorspiegelungen beirren zu lassen, zu bedenken, daß die

Freiheit und der Bestand des Reiches auf dem Spiele stehen; nicht durch den Verlust auch nur Einer Stimme bei den Wahlen ein Verräther am Deutschthum, an der Freiheit, an Oesterreich zu werden: dann können die Deutschen nicht verloren gehen, „dann kann man das Deutschthum in Böhmen nicht von der Landkarte wegwischen."

Dies ist der beiläufige Inhalt jener confiscirten Flugschrift, welche das oberste Grundgesetz des Staates in Zweifel gestellt haben und ungerechte Beschuldigungen enthalten soll.

Prag. Dr. —s—r.

Frankreich.

Pariser Literaturbriefe.

II.

Paris, 13. Sept.

Wenn ich heute den Fehler begehen sollte, die verschiedenartigsten Gegenstände in diesen Zeilen durcheinander zu mischen, das Weiße auf das Rothe folgen zu lassen, Prévost Paradol und Rochefort in demselben Satze zu nennen, so hätte ich wohl eine Entschuldigung darin, daß jetzt an allen Schaufenstern das Bild von Thiers neben dem Bilde des Grafen von Chambord hängt — ein lebendiges Zeugniß der heutigen Verwirrung, ein mildernder Umstand für mich, falls es mir nicht gelingen sollte, diese Verwirrung zu vermeiden. Wie dies eigenthümliche Gegenstück auszulegen ist, ist mir noch nicht recht klar. Entspringt es aus dem Bedürfnisse der Symmetrie, das die Franzosen von jeher ausgezeichnet hat; besitzt es vielleicht einen tiefer liegenden Sinn, soll es symbolisch andeuten, daß die Thiers'sche Republik nur eine Art Convenienz-Heirat ist zwischen Republik und Monarchie, so daß Heinrich V. den Platz einnimmt, den früher die Kaiserin Eugenie neben Napoleon in den öffentlichen Anstalten erhalten hatte? Aber ich habe es ja nicht mit der Lösung von Bilder-Räthseln zu thun, und gehe lieber zu meinem Gebiete, der Bücherwelt, über.

Da begegne ich nun abermals dem Könige der Legitimisten, und zwar unter der Form einer Broschüre, die seine politischen Manifeste, Briefe, Ergüsse zusammenstellt und sie den Abonnenten des „Univers" als eine fromme Zerstreuung empfiehlt. Ob diese Zusammenstellung königlich-mystischer Gelübde eine zweite Auflage erleben wird, ist mir sehr zweifelhaft.

Der Besitzer einer Leihbibliothek, der sich ein Exemplar angeschafft hat, erzählte mir mit einem klagenden Tone, es hätte sich bis jetzt noch Niemand gefunden, die heiligen Blätter aufzuschneiden. Freilich ist das in Paris, und was noch mehr heißen will, im Quartier Latin; in der Bretagne mag es anders sein; und es würde mich nicht wundern, zu erfahren, daß die Abgeordneten dieser Provinz, während der jetzt nahen Ferien, ihren Wählern den Sonntag Nachmittag mit dieser Lectüre zu erheitern versuchen. Dagegen zerstreuen sich eben die Pariser — die Unverbesserlichen! — mit Rochefort's letzten Artikeln. Damit ja nichts von den Schöpfungen des Verfassers der „Lanterne" für die Nachwelt verloren ginge, die doch für ihn begonnen hat, wozu er auch verurtheilt werden mag, hat sein Freund und früherer Mitarbeiter Fonvielle die Angriffe Rochefort's gegen Thiers und die Kammer gesammelt, die im Mot d'ordre, während der Zeit der Commune, erschienen waren, und die also das übrige Frankreich leider ignorirte. Merkwürdiger Weise scheint nun die undankbare Provinz wenig Geschmack daran zu finden, während die Pariser mit einer wahren Wonne wiederkauen, was sie längst genossen hatten. Trotzdem aber, und obgleich die Speculation eine ganz gute ist, gehört doch Fonvielle der Klasse der gefährlichen Freunde an. Wäre Rochefort's Prozeß schon zu Ende, so könnte man in den „Dernières Causeries" eine unschuldige Erscheinung sehen: er ist aber noch nicht angefangen, und so ist sehr wahrscheinlich, daß der Eindruck, den die sogenannten „Causeries" im Geiste seiner Richter hinterlassen werden, nicht gerade dazu beitragen wird, sie zur Milde zu stimmen.

Aus Pflicht habe ich dies beim Pariser Publikum so sehr beliebte Büchlein gelesen, und suchte dann meine Erholung darin, nach dem Schmähscribenten der Straße einen anderen Satyriker noch einmal zu studiren, der zuerst in den Orleanistischen Kreisen lebte, durch seine Kritik der kaiserlichen Ungerechtigkeiten Akademiker wurde, und sich dann, durch persönliche Bekanntschaft mit dem Kaiser bezaubert und verblendet, nach Amerika als Gesandter schicken ließ. Prévost Paradol — ihn meine ich — überlebte freilich diese Umwandlung nicht lange; die Reue überwältigte ihn so mächtig, daß er sich wenige Tage nach seiner Ankunft in Washington das entehrte Leben nahm. Meiner Ansicht nach, ist das der Grund gewesen des so bedauernswerthen Selbstmordes, obgleich sich noch ein anderer anführen läßt, der vielleicht auch diesem traurigen Ende nicht fremd geblieben ist; die Enttäuschung nämlich, die der für amerikanische Sitten so sehr schwärmende, aber in der Pariser Salon-Luft erzogene Publicist empfand, als er die Bürger der Vereinigten Staaten kennen lernte. Bis dahin kannte er sie nur aus Laboulaye's phantastischen, schmeichelnden Geschichtswerken und Vorträgen, und malte sie sich mit sanften, milden Farben vor! Wie überrascht mußte der etwas raffinirte Akademiker, der äußerst elegante Weltmann sein, als er, statt seines Ideals, das ungehobelte, für ihn fast wilde Wesen der stolzen Republikaner in der Nähe sah! Wie dem auch sein mag, so enthalten einige Briefe Paradol's, die Ende 1869 geschrieben worden, aber jetzt erst in Brüssel herausgekommen sind, die wichtigsten Aufschlüsse über den Gedankengang, den Gesinnungs-Prozeß, den er durchmachte, ehe er sich von der Chimäre des liberalen Kaiserthums — res dissociabiles — verführen ließ. Seine Bekehrung war eine aufrichtige, auf reifem Nachdenken begründete; sie hatte ihren Ursprung — dazu liefern die Lettres posthumes den deutlichsten Beweis — in seiner tiefen Ueberzeugung, daß die Nuance Ollivier Frankreich und die Freiheit retten würde; und so bildet diese Correspondenz, wo nicht eine Rechtfertigung des Zwitter-Ministeriums, an dessen Spitze Ollivier trat, doch eine Apologie des politischen Charakters ihres Verfassers. Was sein Talent als Ironiker betrifft, das braucht nicht vertheidigt zu werden; es wurde — ein recht seltener Fall! — selbst von seinen Gegnern anerkannt, und war trotz seiner etwas delikaten Feinheit, doch mächtig genug, eine Art Schule zu gründen, die im Journal des Débats, an dessen Redaction Paradol Jahre lang betheiligt war, fortlebt und blüht. Diesem Einflusse der bedeutendsten Journalisten-Feder, welche Frankreich unter der letzten Regierung besaß, verdankt sogar das genannte Blatt die auffallende Virtuosität, mit der es sich von Neuem zum ersten Range der französischen Presse emporschwingt.

Welches wäre Paradol's Stimmung und Benehmen den gewaltigen Fragen gegenüber gewesen, die das letzte Jahr aufgeworfen hat? Seinen aristokratischen, das Gleichgewicht lobpreisenden Geist, dessen Lieblings-Beschäftigung es war, die zarten Räderwerke der constitutionellen Monarchie zu zerlegen, sie in ihren einzelnen Bestandtheilen zu analysiren, hätte wohl ein

unheimliches Unbehagen ergriffen in dieser fürchterlichen Störung der europäischen Harmonie. Wahrscheinlich wäre er verstummt, so unvorbereitet war er auf derartige Erschütterungen und Schmerzen! Um so mehr hätte er sich zum Schweigen veranlaßt gefühlt, da es den innigsten Anlagen seiner Natur widersprach, die Moden des Vulgus mitzumachen.

Bekanntlich besteht heute die Mode darin, daß der erste beste Philister, in dessen Gehirn zufällig ein halber Gedanke aufgetaucht ist, aus dem armseligen Einfalle circa hundert Seiten herauspreßt und sie schamlos auf den Markt bringt. Etwas Musterhaftes in dieser Art liefert uns die Broschüre eines Herrn Leduard „Nos désordres et les moyens d'y remédier". Von Unheil ist freilich sehr viel die Rede, und der erste Theil des Titels entspricht völlig dem Inhalte; aber praktische Mittel, dem Unheile zu steuern, die doch der Titel ebenfalls verspricht, habe ich vergebens gesucht, woraus ich übrigens durchaus nicht schließen will, daß es keine giebt. Das Versprechen, welchem Leduard nicht treu bleibt, hält für ihn ein statistisches Werkchen, welches mit gewissenhafter Genauigkeit Frankreichs Schätze und Hilfsquellen aufzählt. Herr Kleine hat seine Landsleute trösten wollen, indem er ihnen die „Richesses de la France" mit Gefälligkeit auseinandersetzt, und es ist ihm gelungen, bei seinen Lesern die Gewißheit zu erwecken, daß es Frankreich an materiellen Mitteln nicht fehlt, die Wunden, welche ihm zwei Kriege geschlagen, rasch und vollständig zu heilen.

Der zweite jener Kriege hat, wie der erste, eine merkwürdig zahlreiche Literatur hervorgerufen, worunter sich wiederum nur weniges mit Interesse lesen läßt. „L'Internationale" von Testut, eine Studie über den Ursprung, die Geschichte und den wahren Charakter dieser gefährlichen Gesellschaft, zeichnet sich unter der Unmasse von mittelmäßigen, oberflächlichen Erzählungen vortheilhaft aus und verdiente sogar, einen Uebersetzer zu finden, da sie den Gegenstand mit einem gewissen Ernst, ja mit philosophischer Tiefe behandelt.

Da merke ich nun zu meinem größten Bedauern, daß sich mein Brief fast unbewußt in einer Sphäre bewegt, welche kaum dem heiteren Reiche der Literatur angehört, und so muß ich doch schnell, ehe ich ihn schließe, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Erscheinungen lenken, die ich mir vorwerfen würde, Ihnen nicht angezeigt, oder wenigstens berührt zu haben. Emile Chasles, der Sohn Philarete Chasles', des phantasirenden Professors am Collège de France, hat eine Geschichte der französischen Literatur veröffentlicht, die sich durch eine gründlichere Kenntniß des Mittelalters empfiehlt, als man sie gewöhnlich in solchen Werken findet. Besonders lobenswerth sind die Abschnitte welche die Beziehungen Frankreichs zu Spanien darstellen, da der Verfasser mit der Poesie der südländischen Völker durch frühere Studien vertraut ist. Hätte er seine Darstellung bis zur Gegenwart geführt, so würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Kapitel dem Einflusse gewidmet haben, welchen Spanien auf den Romantismus, wie er sich in Frankreich entwickelt, geübt hat. Durch Dumas' ganze Carrière ist eine spanische Ader deutlich bemerkbar, und es ist sonderbar, daß dieser doch so ausgeprägte Charakter seiner Romane von Jules Janin nicht einmal angedeutet wird in der übrigens glänzenden, ja vor Witz und Humor funkelnden Notiz, die er, dem Dichter des „Montecristo" zu Ehren aus seiner schwungvollen Feder geliefert hat.

Italien.

Alessandro Manzoni.*)

Selbst denjenigen, welchen der in alle civilisirte Sprachen übersetzte Roman „I promessi sposi" nur dem Namen nach bekannt ist, muß es interessiren, einen Blick, nicht in das Leben, sondern in das geistige Wesen seines Autors zu werfen, von dem so mannigfache Ansichten in die Welt gedrungen. Wenn irgend Jemand berufen war, über das geistige Wesen Manzoni's dem großen Publikum Mittheilung zu machen, so war es Carl Marquard Sauer, welcher als Professor der italiänischen Sprache an der Prager Handelsakademie schon so viele Beweise von der Kenntniß der italiänischen Literatur geliefert, welcher schon vor zehn Jahren öffentlich kund gegeben, daß er in den Geist der Schriften Manzoni's wie kein zweiter Ausländer eingedrungen. Die Studie, welche uns Professor Sauer in der vorliegenden Schrift über Manzoni liefert, ist um so berücksichtigungswerther, als er gerade, als Deutscher, Manzoni unparteiisch beurtheilt, was bei Italiänern, die über Manzoni geschrieben, nicht immer der Fall ist, und wir glauben ihm gern, wenn er in seiner Studie „dem deutschen Publikum ein nach jeder Richtung hin vorurtheilsfreies Bild des großen italiänischen Dichters" bietet. Wir hoffen aber, daß er es nicht bloß dem deutschen Publikum geboten haben wird; eine italiänische Uebersetzung dieser Studie kann nicht ausbleiben, und es wäre zu wünschen, daß sie aus der Feder des Autors selbst käme, da kein der deutschen Sprache kundiger Italiäner in den Geist dieser Schrift so eindringen dürfte, wie Professor Sauer selbst.

In seiner Studie schildert Sauer zunächst Manzoni in seinem Verhältnisse zur neuesten Literatur Italiens, wobei er Mailands großen Sohn Alessandro Manzoni mit Mailands großem Dome vergleicht, auf welche beide diese Stadt mit Stolz sehen kann, und wobei er eine ungemein große Kenntniß der italiänischen Literatur der Neuzeit, wie wir sie bei wenigen Deutschen finden dürften, erkennen läßt. In dem Kapitel „Manzoni als Lyriker" hebt Sauer mit Nachdruck hervor, daß dessen Lyrik wohl positive Glaubenslehren der katholischen Kirche verherrlicht, daß sie darum doch nichts weniger als eine im Dienste der ecclesia militans kämpfende poetische Dogmatik, sondern der freie Erguß einer echten Dichterbrust, deren Glaube zugleich innige Ueberzeugung. Zum Beweise dafür citirt Sauer einen Ausspruch Alfred's von Reumont über Manzoni's „Inni sacri" in seinen in Berlin gehaltenen Vorträgen über die poetische Literatur der Italiäner im 19. Jahrhundert. In dem Kapitel „Manzoni als Dramatiker" giebt sich der für diesen Dichter schwärmende Verfasser der in Rede stehenden Studie viele Mühe ihn als einen hervorragenden Dramatiker darzustellen, allein Italien hat wenige große dramatische Dichter aufzuweisen, und Manzoni gehört nicht zu diesen wenigen; was er aber von ihm als Romandichter sagt, muß jeder unterschreiben, und sollte von jedem, welcher Interesse für Manzoni's Werke hat, einerlei, ob für die Originale oder die Uebersetzungen, gelesen werden, um eben Manzoni ganz zu verstehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Alle, welche für die italiänische Literatur und speziell für Manzoni irgend eine Theilnahme haben, Prof. Sauer für die

*) Eine Studie von Carl Marquard Sauer. Prag, 1871. II. u. 82 S.

Herausgabe seiner Studie dankbar sein werden, und er erhöhte sich diesen Dank durch die Noten, welche er der Broschüre beigegeben.

Prag. Dr. —s—r.

Arabien.

Die Stellung der Engländer in Südarabien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

II.

Auf der Seite von Laheg war jetzt Ruhe, aber ein anderer kleiner Staat, der der Agâreb von Bir Ahmed, im Westen der Rhede von Aden gelegen, begann nun, unbequem zu werden. Erst kamen kleinere Handels-Vexationen vor, im J. 1850 aber selbst Ermordungen englischer Matrosen. 1851 wurde sogar ein englischer Offizier von einem Fanatiker auf der Jagd getödtet. Die Agâreb waren von Alters her mit den Fodhli, den Feinden von Laheg, verbündet, und dieses Bündniß bestand nun auch England gegenüber. Die Fodhli hatten den Mörder des Offiziers aufgenommen, und da sie wie die Agâreb stets Räubereien gegen englisches Gut unternahmen, so wurden 1854 die Küsten beider von England blokirt. Endlich, 1857, kam der Friede mit den Agâreb zu Stande. Nun wurden aber die Abâdel von Laheg wieder unruhig, deren Sultan es sehr übel nahm, daß England mit den Agâreb, seinen Feinden, Frieden geschlossen. Er griff zuerst die Agâreb an und hätte gewiß ihr kleines Land erobert, wären nicht Streitigkeiten in seinem eigenen Lager ausgebrochen. Ali begann darauf, die Engländer zu vexiren. Er strafte hart einen diesen freundlich gesinnten Stamm, die Azêba, besteuerte sogar den Brunnen in Schêch Othmân, der Aden Wasser zuführt, 1858 confiszirte er selbst englische Waaren. Dafür wurde nun sein Jahrgeld sistirt. Er rächte sich, indem er alle Verbindungen des Handels mit Aden verhinderte und legte selbst nach Schêch Othmân, zwei Schritte von Aden, ein befestigtes Lager, wo er auch ein Fort errichtete. Diesmal ergriffen die Engländer die Offensive; Schêch Othmân wurde nach einem Kampf, in dem aber die Abâdel sich sehr geschickt vertheidigten, genommen, 500 Mann gefangen und das Fort in die Luft gesprengt.

Bald darauf trat Friede mit Laheg ein, der auch bis heute noch nicht wieder gebrochen wurde. Aber Ali's schlaue Diplomatie suchte immer im Geheimen Zwietracht zu säen. Er wußte es lange zu verhindern, daß zwischen England und den Fodhli erträgliche Zustände eintraten. Diese, durch Ali gereizt, plünderten englisches Gut, schnitten die Lebensmittel ab, Ermordungen kamen vor, bis endlich der Krieg von 1865 nöthig wurde, der mit der vollständigen Niederlage der Fodhli endigte. Aber erst 1867 kam der Friede zu Stande, als sich der Sultan der Fodhli selbst nach Aden begab und ein Vertrag ganz ähnlicher Natur, wie der mit Laheg, wurde geschlossen. Bald darauf starb auch Sultan Ali von Laheg, der ränkevolle Diplomat und falsche Freund Englands, und sein Nachfolger, Fadhl, ein beschränkterer, aber ehrlicherer Mann, hat seitdem immer gute Beziehungen zur englischen Colonie unterhalten, ja er ist sogar faktisch in eine Art von Vasallen-Verhältniß zu England getreten, das ihm jedoch nichts an seiner innern Macht raubt und nur seine auswärtige Politik unter englische Controle stellt.

Ganz in demselben Verhältniß steht jetzt der kleine Staat der Agâreb, der im J. 1868 noch viel kleiner geworden ist, indem die Engländer ihm den Gebel Hasan und sein ganzes Küstengebiet abkauften, dies nicht aus Vergrößerungsluft, sondern um dem Ankauf von Seiten anderer Europäer zuvorzukommen.

Seitdem steht die Macht Englands in Südarabien politisch unangefochten da. Auf neue Kriege scheint man sich auch weiter nicht gefaßt zu halten, denn die Garnison von Aden ist nicht bedeutend, genügt aber zur Vertheidigung. Von Eroberungen hat England ganz abgesehen, und wenn dies auch unserer Kenntniß des Landes keine Erweiterung verspricht, so müssen wir doch gestehen, daß es sehr klug handelt. Eroberungen sind leicht, aber der Besitz südarabischer Gebiete, die nicht, wie Aden, inselartig abgeschlossen sind, würde zu unabsehbaren Verwickelungen führen. Es würde dadurch ein englisches Algerien geschaffen werden, ebenso rebellisch und eben solchen Truppen-Aufwand erfordernd, wie jene französische Colonie Afrika's. Man sprach freilich Anfangs 1871 von einer friedlichen Erwerbung (durch Kauf) des ganzen Sultanats Laheg, dessen Sultan auch darauf einzugehen bereit gewesen sein soll. Aden hätte dadurch ein fruchtbares Hinterland, das zu seiner Verproviantirung hinreichen konnte, erhalten. Aber dieser Vortheil wog nicht schwer genug gegenüber dem großen politischen Nachtheil, ein ganzes Stück des Innern vertheidigen zu müssen.

So zieht es denn England vor, hier lediglich Handelspolitik zu betreiben. Es hat Verträge mit allen Sultans und Häuptlingen der Nachbarschaft. Durch ein von ihm gezahltes Jahrgeld, größer oder kleiner, je nach der Wichtigkeit, die der Staat für England besitzt, hat es so zu sagen alle diese Sultane in der Hand, und dies Mittel bewährt sich vortrefflich; denn die Südaraber sind sehr empfindlich für das Ausbleiben von Einnahmen, auf die sie glauben rechnen zu können. Außerdem erhalten alle diese Fürsten, so oft sie nach Aden kommen, noch Geschenke, genießen nebenbei die englische Gastfreundschaft und reisen auf englische Kosten — lauter Vortheile, für die sie keineswegs gleichgiltig sind.

So haben sich denn die südarabischen Fürsten ganz mit dem Gedanken der englischen Herrschaft in Aden ausgesöhnt. Sie haben nur Vortheil davon und keine Befürchtungen, daß diese Herrschaft sich in's Innere ausdehnen werde. Die Eroberungen der Engländer sind, hier wenigstens, vorzugsweise moralische. Aber auf diesem Felde sind sie wirklich vorhanden. Wenn wir die Berichte der früheren Reisenden, wie Wrede und Wellsted, lesen, die Alle vom wüthenden Fanatismus und Christenhaß der Eingebornen erzählen, und mit den heutigen Zuständen vergleichen, so müssen wir gestehen, daß sich Vieles verändert hat. Der Fanatismus wird freilich nie ganz auszurotten sein, aber er versteckt sich mehr und mehr, ja man hört die unbefangenen Urtheile vieler Eingebornen, daß, im Grunde genommen, das englische Regiment ein viel besseres sei, als das irgend eines arabischen Staates, und daß es sich in Aden besser lebe, als irgendwo im Innern. In der That kann auch der frömmste Moslem in Aden nur das Eine tadelnswerth finden, daß die Herrscher keine Mohammedaner sind; in Bezug auf alle übrigen Dinge aber kann er sich hier in einem Staate des Islam wähnen, wenn überhaupt ein solcher existirt, in dem Gerechtigkeit herrscht, denn die Schonung der Engländer, dem moslemischen Element gegenüber, ist beispiellos. Der Qadhi (Kadi) von Aden, also ein mohammedanischer religiöser Richter, entscheidet über alle kleineren Rechtsfälle allein, und zwar nicht nur über die zwischen Moslims vorkommenden, sondern geradezu über alle, so daß die frommen Mohammedaner

hier noch die Genugthuung haben, selbst Christen und Juden bei ihrem eigenen religiösen Richter sich Entscheidung holen zu sehen. Weiter hat noch kein christlicher Herrscher die Toleranz getrieben. Welch' ein Abstand gegen das Verfahren der Franzosen in Algerien, ja selbst gegen die Justiz in der Türkei, wo alle Europäer Zeter schreien würden, wollte man einen von ihnen dem Qadhi unterstellen.

Vor dem englischen militärischen Tribunal, das in wichtigeren Fällen entscheidet, herrscht die vollkommenste Rechtsgleichheit. Der Europäer, der im mohammedanisch regierten Aegypten die Fellahs ungestraft prügeln kann, wird, wenn er hier Aehnliches versucht, gestraft, ja und (was den Levantinern wohl wie eine Ketzerei vorkommen möchte) der Eingeborne, der sich am Europäer vergreift, wird nicht härter gestraft. Gleiches Maß gilt für Beide. Sonst etwas ganz Unerhörtes im Orient! und das in einem Staat, dessen Beherrscher Europäer sind, wo also nach algierisch-französischem und türkisch-levantinischem Muster der Eingeborne wie ein Hund behandelt werden sollte. Wie oft vernahm ich die Klagen in Aden angesiedelter Europäer, die früher im türkischen Theil des Orients gelebt hatten, darüber, daß ihnen hier ihr Europäerthum keine bevorzugte Stellung einräumte. Man erzählte mir unter Schaudern und gleichsam als Monstruosität den Fall eines jungen englischen Lords, der sich mit einem Somâli gebort hatte und dafür eine Geldstrafe entrichten mußte. Der Tadel von Seiten solcher durch langes Leben in der Türkei verwöhnten Europäer klingt wie ein Lobgesang auf die englische Justiz.

Die Sache hat übrigens, wie alles Menschliche, auch ihre Schattenseiten. Der Eingeborne versteht eben die Rechtsgleichheit noch nicht, weil sie nirgends, absolut nirgends in mohammedanischen Ländern besteht, und wird leicht durch diese ungewohnte Wohlthat übermüthig, ja zügellos gemacht. Aber die üblen Folgen treffen die Europäer, zunächst die Engländer selbst, die manchmal darunter leiden. Es ist deshalb desto mehr anzuerkennen, daß sie des Prinzips halber eine Sache aufrecht erhalten, von der sie keinen unmittelbaren Nutzen haben.

Eine andere moralische Eroberung der Engländer verdanken sie ihrer Handelsfreiheit. Aden ist nicht nur Freihafen, sondern auch absolut zollfrei. Kein Wunder, daß alle anderen kleinen Handelsorte der Küste, in denen die Sultane immer hohe Zölle erheben, nicht bestehen können und eingehen. Darüber klagen nun freilich die Sultane. Es klang sehr komisch, als mir einmal der der Agâreb vorlamentirte, die Engländer seien zu uneigennützig. Das sind sie nun freilich nicht, aber als gute Nationalökonomen wissen sie, welche Vortheile ein Verzichten auf vexatorische Hülfsquellen oft mit sich bringt. Diesen Klagen der Sultane steht indeß die allgemeine Zufriedenheit des Volkes gegenüber, denn dem Araber ist jeder Zoll ein Dorn im Auge; er betrachtet ihn fast als Raub und nennt ihn in seiner Sprache mit demselben Wort, mit dem er das Wegegeld der Räuber bezeichnet.

Auch der Glaube des Moslims erfreut sich in Aden fast eines höheren Glanzes, als im Innern, wenn man nicht die Intoleranz gegen Andersdenkende zu den Erfordernissen dieses Glanzes rechnet. Aden ist fast eine moslimische Stadt. Die Mohammedaner sind bei Weitem in der Majorität, ihre Gotteshäuser die schönsten, das Mausoleum des heiligen Schêch Aiderus ist sogar vielleicht das prachtvollste religiöse Gebäude Südarabiens.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Engländer in Aden Alles, was in ihrer Macht stand, gethan haben, um die Araber mit der Thatsache zu versöhnen, daß eine ungläubige Nation diesen heiligen Fleck Erde besitzt. Die Früchte dieser klugen Handlungsweise zeigen sich schon jetzt in dem außerordentlichen Aufblühen Adens. Dieses ist seit dem Fall von Mocha das südliche Emporium des Kaffeehandels geworden. Dadurch ist auch ein bisher für den Handel fast verlorenes Gebiet, das östliche Kaffeeland Arabiens, Yâfia, nur wenige Tagereisen im Nordost von Aden, erschlossen worden. Diese Blüthe Adens wird, nach allen menschlichen Berechnungen, in den nächsten Decennien immer zunehmen. Dadurch werden auch die Araber, die den Handel massenweise nach Aden führt, immer mehr an europäisches Wesen gewöhnt, immer mehr von ihrem Fanatismus abkommen. Sie sehen es jetzt schon mit weniger gehässigen Augen an. In fünfzig Jahren aber werden sie es sein, welche das Vordringen der Europäer in ihr Land, nicht als Eroberer (obgleich auch dies jetzt schon Einige wünschen), sondern als Kaufleute, Reisende, Forscher willkommen heißen werden. Dann wird Südarabien vielleicht noch einmal eine wichtige Rolle spielen, denn das Land ist reich an ungeahnten Schätzen, die nur zugänglich gemacht zu werden brauchen, um mit in dem großen Organismus des Welthandels gleich bisher erstorbenen, plötzlich neubelebten Adern zu circuliren.

Nord-Amerika.

Die Pflege der Astronomie in den Vereinigten Staaten.*)

Selbst die Wissenschaft der Himmelskunde ist in der letzten Zeit den Angriffen nicht entgangen, die man gegen die Naturwissenschaften im Allgemeinen gerichtet, weil deren Ergebnisse in Widerspruch treten mit der Weltanschauung, die bisher ausschließlich in Geltung gestanden. Der neuern Astronomie, die auf dem kopernikanischen System fußt, hat man es deshalb auch nie verziehen, daß sie den biblischen Himmel hinweggenommen, so daß der Schöpfer der Welt mit seinen Heerschaaren von Heiligen und Engeln kein Unterkommen mehr finden konnte. Erst in unsern aufgeklärten Tagen sind die Einwände, die man in den letzten Jahrhunderten hier und da gegen die Ketzerei des durch die Keplerischen Grundsätze und das Newton'sche Gesetz der Gravitation unterstützten kopernikanischen Systems erhoben, wieder lebhafter geworden, wohl hauptsächlich deshalb, weil diese sublimen Wahrheiten durch den Fortschritt der Naturwissenschaften überhaupt, namentlich der Geologie und der Physik, neue Bestätigung erhalten. Nachdem am Sitz der deutschen Intelligenz, in Berlin, früher schon der bekannte Pastor Knaak das Zeugniß der Bibel gegen die Irrlehren der Astronomen aufrecht erhalten, bereitete im Anfang vergangenen Jahres der N. Y. Herald, in seiner Eigenschaft als journalistischer Marktschreier, sein Publikum auf das „wissenschaftliche Erdbeben" vor, das in der Enthüllung eines Dr. Transtour dem „Unsinn" der heutigen Astronomie ein Ende machen sollte. Die von diesem Restaurator des astronomischen Wissens aufgestellte Behauptung, daß Newton's Gravitations-Theorie ein phantastischer Commentar der die „Gränzen gewöhnlichen Menschenverstandes überschreite", hat leider so wenig Anklang gefunden, als die später von einer Anzahl bibelgläubiger Philosophen in England ausgehende Entdeckung, daß die Erde nur 800 Meilen von der Sonne entfernt,

*) Nach dem „Beobachter am Hudson".

die Gestalt eines Kuchens trage und Himmel und Hölle sich auf dessen Rückseite befinden.

Die erhabene Wissenschaft der Himmelskunde hat natürlich von diesen lächerlichen Versuchen der Aufstellung eines „transcendentalen Mechanismus" und der Beschuldigung, selbst eine „Bastardwissenschaft" darzustellen, nicht die mindeste Notiz genommen, und ist rüstig auf der von ihren großen Meistern vorgezeichneten Bahn mit Hülfe neuer und wichtiger Hülfsmittel der Beobachtung fortgeschritten, und vielfach zu Resultaten gelangt, welche die Erkenntniß-Sphäre des Menschen wahrhaft erweitert. Es genügt in dieser Hinsicht, auf die wichtigen Ergebnisse der Forschungen Proctor's, Huggin's, Lockyer's, Jansen's u. A. hinzuweisen.

Auch die Vereinigten Staaten nehmen an diesen Arbeiten der Astronomie in rühmlicher Weise Theil, und ihre Himmelskundigen haben namentlich bei den großen Eklipsen in letztvergangenen Jahren und den seltsamen kosmischen Erscheinungen, die in unserm Sonnensystem in dieser Zeit aufgetreten, sich um Erweiterung des astronomischen Wissens namhaft verdient gemacht. In Folgendem wollen wir nach zuverlässigen Quellen einige Angaben über die in dieser Republik vorhandenen hauptsächlichsten Anstalten machen, die der Förderung der astronomischen Kenntnisse zu dienen bestimmt sind.

Zuerst ist das Observatorium der Ver. Staaten-Flotte zu Washington zu nennen, das ein Aequatorial von 9⅔ Zoll im Lichten und noch einige andere vorzügliche Instrumente besitzt. Außer dem Superintendenten der Anstalt, einem Flottenoffizier, sind fünf Astronomen und drei Assistenten mit einem Secretair daran angestellt. Dieses Observatorium, von dem, wie bekannt, auch der Sturm- und Signaldienst der Ver. Staaten ressortirt, macht im Durchschnitt jährlich an 8000 vollständige Beobachtungen.

Die Sternwarte der Harvard-Universität zu Cambridge, Mass., beschäftigt einen Director und drei Assistenten, außerdem noch einen jungen Mann bei abendlichen Beobachtungen. Diese Anstalt hat 75,000 Doll. zum Bau und zur Anschaffung von Instrumenten verwendet und besitzt überdies zur ständigen Fundirung gegen 110,000 Doll.

Das Dudley Observatorium zu Albany steht unter einem Director, dem zwei Assistenten an die Hand gehen. Es besitzt ein bewegliches Teleskop (Aequatorial) von mäßiger Größe und ein Meridian-Fernrohr. Die baaren Schenkungen an diese Anstalt belaufen sich auf mehr denn 150,000 Doll., wovon 50,000 als Einnahmequelle angelegt sind.

Die Sternwarte des Hamilton Collegs zu Clinton, N. Y., besitzt nur ein Instrument von Bedeutung, d. i. ein zwölfzölliges Aequatorial; außer seinem Director aber keinen Assistenten. Zwar sind die daselbst angestellten Beobachtungen von bedeutendem Werth, sie beschränken sich jedoch nur auf Einen Gegenstand — die Sonne.

Das last but not the least dieser wissenschaftlichen Institutionen ist die Dearborn-Sternwarte zu Chicago. Ein Privatmann, der Präsident der astronomischen Gesellschaft, Herr J. Y. Scammon, gab die Mittel zum Bau her, und anderweitig wurden im Wege der Unterzeichnung 24,000 Dollars dafür aufgebracht, während die Anstalt sonst jeder andern Dotirung entbehrt. In welchem Ansehen aber der Astronom der Anstalt, Prof. Safford, steht, geht daraus hervor, daß der berühmte deutsche Astronom Argelander zu Bonn, welcher zur Erforschung der in der Fixsternwelt vorgehenden Ortsveränderungen das Himmelsgewölbe in Sektionen eingetheilt und diese einzeln unter verschiedene Sternwarten, meistens in Europa, vertheilt, eine dieser Sektionen mit 20,000 darin anzustellenden Beobachtungen der Dearborn-Sternwarte überwiesen.

Es gilt nämlich, die außerhalb unseres Sonnensystems stattfindenden Ortsveränderungen in der Sternenwelt zu erforschen und dergleichen zu registriren, da es bis jetzt nur bei einigen sehr wenigen dieser sog. Fixsterne gelungen ist, ihre Entfernung von der Erde durch parallaktische Berechnung zu messen, man auch nur bei sehr wenigen in den letzten hundert Jahren eine wahrnehmbare Veränderung des Orts bemerken konnte. Mittelst des Argelander'schen Plans hofft man, da anzunehmen, daß alle Sterne am Himmel in Bewegung sind, durch eine Vergleichung der bez. Oerter, die sie jetzt einnehmen, mit den resp. Positionen, die von Astronomen im vergangenen Jahrhundert oder in den früheren Jahren des gegenwärtigen beobachtet und registrirt wurden, noch weit mehr Fälle der Sternbewegung zu ermitteln und deren Menge sowohl wie ihre Richtung zu messen. Wenn dies gelingt, wird man sehr werthvolle Data erhalten, die Bewegung der Sonne im Weltenraume zu bestimmen, sowie die Existenz fernerer Stern- oder Sonnensysteme und deren Verhältniß unter einander zu ermitteln.

Dieser ehrenvollen Aufgabe hat sich Prof. Safford mit Eifer durch fünf Jahre unterzogen, und von den 20,000 für die Zeit von 6 bis 8 Jahren anzustellenden Beobachtungen ziemlich die Hälfte vollendet, während die Lösung des Restes seiner Aufgabe so rasch, als es die größte Genauigkeit der Arbeit erlaubt, fortschreitet. Außer diesen ihm übertragenen Beobachtungen hat dieser Astronom auch zu andern Zwecken den Himmelsraum durchforscht und in den Jahren 1866—68 mehr denn hundert neue Nebelflecke aufgefunden. Seitdem sind verschiedene Skizzen und Karten angefertigt, auch außer den oben erwähnten mit dem Meridian-Instrument (dem feststehenden Teleskop) gemachten 9000 Beobachtungen, 4000 an anderen Sternen mit dem großen Aequatorial angestellt worden, welches ausgezeichnete Instrument an seiner Oeffnung 18½ Zoll, also das Doppelte des beweglichen Fernrohrs des Observatoriums zu Washington, mißt. Nimmt man dazu, daß in den verflossenen fünf Jahren nicht weniger als 5000 Personen die Sternwarte in Augenschein nahmen, daß regelmäßige Vorlesungen über Sternkunde in den höheren Klassen der Universität gehalten wurden und drei junge Männer speciell für astronomische Untersuchungen vorbereitet worden sind, die in Ermangelung der nöthigen Fonds zu ihrer Verwendung an der Sternwarte Anstellungen von der Regierung nachsuchen mußten, daß ferner eine Anzahl Lehrer in den höheren Lehranstalten, darunter drei graduirte Damen des Vassar-Collegs, Unterricht in theoretischer und praktischer Astronomie ertheilt, auch meteorologische Beobachtungen angestellt und deren Resultate zu Gunsten des Publikums veröffentlicht wurden, — so gewinnt man eine Uebersicht der Thätigkeit, welche der Astronom der Anstalt in seinem Beruf entwickelt, besonders wenn man erwägt, daß er eine Zeit lang die Bezahlung für seine Assistenten selbst übernehmen und aufbringen mußte. Bereits liegt auch das Material bereit zur Veröffentlichung der Beobachtungen durch den Druck, wozu leider die erforderlichen Mittel mangeln. Dieser Uebelstand hat von Anfang an die Anstalt beeinträchtigt und die nothwendigen Verbesserungen an dem Bau und der Aufstellung der Instrumente vielfach behindert. Da ein großer Theil der Arbeiten an dieser Sternwarte zur Ausführung des Planes verwendet wird, den eine der ersten Autoritäten des astronomischen Wissens zu oben geschildertem Zweck entworfen und der, wenn verwirklicht, den Astronomen künftiger Jahrhunderte von unberechenbarem

Nutzen sein wird, so ist zu wünschen, daß diesen finanziellen Hindernissen baldigst abgeholfen und die Anstalt in den Stand gesetzt werde, die ihr gestellte Aufgabe zu Ehren der amerikanischen Wissenschaft zu lösen. J. G. G.

Kleine literarische Revue.

— **Zur deutschen Verfassungsfrage, von Leop. Auerbach.***) Zur selben Zeit, als Deutschlands Söhne auf wälschen Schlachtfeldern die Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihres Vaterlands mit ihrem Blut erkauften, brachten die in der Heimat gebliebenen Männer, Regierende wie Regierte, das nicht minder schwere Werk der Einheit Deutschlands zu Stande. Sobald der Kriegslärm verstummt war, fand sich ein Platz für die ruhige Betrachtung und Würdigung der Umgestaltung, die das geeinte Reich mit seiner Verfassung vorzunehmen für nöthig befunden, um auf gesetzlich geregelter Grundlage an dem Ausbau seiner gemeinsamen Institutionen erfolgreich fortarbeiten zu können. Heute, nach dem Schlusse des ersten, deutschen Reichstages, dürfte es an der Zeit sein, einen Blick darauf zu werfen, wie unsern Verfassungs-Theoretikern das neue Staats-Gebilde erscheine. Von den zahlreichen, diesen Gegenstand betreffenden Schriften wählen wir für diesmal eine, die im Monat März dieses Jahres, also nach der Herstellung der Einheit und Freiheit Deutschlands, doch noch vor Zusammentritt des ersten Reichstags geschrieben, in historisch-praktischer Weise ihren Standpunkt der neuen Verfassung gegenüber zu nehmen sucht. Es ist L. Auerbach's „Das neue deutsche Reich und seine Verfassung". Die Schrift giebt in ihrem ersten Theile eine Darstellung des geschichtlichen Ganges der deutschen Einigung, woran sich im zweiten diejenige der Entwicklung der augenblicklichen, deutschen Reichsverfassung, die Wiedergabe dieser Verfassung selbst, und zum Schluß ein Ueberblick über das Stadium bei dem wir angelangt sind, reiht. Der erste Theil, die historische Darstellung, knüpft mit Vorliebe an die Kammer-Verhandlungen und wieder ganz vorzüglich an die des norddeutschen Bundes an, so daß der Verfasser vielleicht gut gethan hätte, dem Titel des ersten Theils die Worte „vom parlamentarischen Gesichtspunkt aus betrachtet" hinzuzusetzen. Auch der erste Abschnitt des zweiten Theils, die motivirende Darstellung der Verfassungs-Umgestaltungen in Folge der Verträge mit den Südstaaten, hält sich mit Vorliebe — und ganz mit Recht — an die betreffenden Kammer-Verhandlungen, mit besonderer Berücksichtigung der Auslassungen der betheiligten Minister selbst und nebenbei mit Berufung auf die Artikel hervorragender nationaler Organe, wie der A. A. Ztg., der Preußischen Jahrbücher rc. Was den Standpunkt des Verf. und seine Ausführungen betrifft, so billigen wir sie im Allgemeinen durchaus. Wir finden hier außer der neuen Verfassung selbst, eine historische Darstellung ihres Entwickelungsganges, der nicht nur von lebhaftem, patriotischem Gefühl, sondern auch von innigem Verständniß des Verfassungs-Organismus, von selbstdenkender Auffassung und Verarbeitung der großen, politischen Fragen Zeugniß ablegt. Die Schrift bekundet ein gewisses Selbstbewußtsein, so besonders einige Zeilen der Einleitung, was uns freilich lieber ist, als das Gegentheil, das indeß den Verf., unserer Ansicht nach, in seinen scharfen Urtheilen etwas zu weit geführt hat. Wir erwähnen hier nur seine Besprechung der Prinzipien und Tendenzen der frei-konservativen Partei, an der, nach des Verf. Darstellung, auch nicht Ein gutes Stück übrig bleibt. J.

*) Das neue deutsche Reich und seine Verfassung. Berlin, 1871.

— **Eine Geschichte des Deutschen Reichs aus Wien.** R. von Waldheim's Verlag in Wien, der nicht hinter den norddeutschen Genossen zurückstehen will, bietet uns eine „Geschichte des Deutschen Reichs" von der Urzeit bis auf die Gegenwart, die in 24, mit zahlreichen Illustrationen versehenen Lieferungen erscheinen soll. Die beiden ersten Lieferungen, umfassend Buch I. „Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung" und den Anfang von Buch II. „Die Völkerwanderung" liegen uns heute vor. Das Werk zeugt in diesen ersten Lieferungen von einem sachkundigen, federgewandten Verfasser und liest sich recht angenehm und fließend. Die folgenden Lieferungen, die uns unserer Zeit etwas näher bringen werden, werden erst eine eingehendere Besprechung ermöglichen. Für heute genüge es, auf das Erscheinen des Werkes aufmerksam gemacht zu haben. J.

— **In Bitsch gefangen.***) Bekanntlich wurden gleich im Anfange des deutsch-französischen Krieges zwei Berichterstatter deutscher Journale auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze in Bitsch von Franzosen aufgegriffen und über ein halbes Jahr auf dieser Festung gefangen gehalten. Der Eine derselben, Herr O. v. Marschall, hat seine Erlebnisse während dieser Zeit in dem obenbezeichneten Buche veröffentlicht. Der anfangs etwas breit gehaltenen, dann bündiger und lebendiger werdenden Schrift fehlt es nicht an interessanten Blättern. Mit sehr intensivem Lichte namentlich ist der wunderliche Charakter der Franzosen beleuchtet, welche die Aufgabe hatten, Bitsch für Frankreich zu erhalten, und manche köstliche Anekdote weiß der Verf. zu diesem Kapitel zu erzählen. — Die armen Gefangenen hatten viel zu leiden; ihre Gesundheit wurde durch den langen Aufenthalt in abscheulichen Löchern, durch mangelhafte Verpflegung und fortwährende Aufregungen untergraben. Den Gipfelpunkt erreichten ihre Leiden während des letzten, eilftägigen Bombardements, das hauptsächlich auf das Pulvermagazin gerichtet war, in dessen unmittelbarer Nähe die Gefangenen sich untergebracht sahen. Das Buch ist nicht übel als Denkschrift von Erfahrungen über französische Kriegsgebräuche!

Literarischer Sprechsaal.

Für die geistige Richtung unseres deutschen Volkes ist es ein charakteristisches Zeichen, daß unmittelbar, nachdem die höchsten nationalen Güter durch den gewaltigen Krieg sichergestellt sind, das überwiegende Interesse sich nunmehr der religiösen Frage zuwendet. Wenn auch im Augenblick innerhalb der katholischen Kirche der Kampf mit größerer Heftigkeit entbrannt ist, so ist doch principiell im Protestantismus ein nicht minder schroffer Gegensatz zwischen den Richtungen, deren eine die Religion im Zusammenhange mit dem gesammten Geistesleben auffaßt und die Ergebnisse der Kulturentwickelung für sie verwerthen will, während die andere die Formen und Anschauungen einer längst vergangenen Zeit als unzertrennlich vom Wesen der Religion

*) Von Oskar von Marschall. Bremen, J. Kühtmann, 1871.

ansieht, ja dieselben wohl geradezu zur Hauptsache macht. Das schließliche Resultat dieses Kampfes kann nicht zweifelhaft sein; daß aber die Bewegung verhältnißmäßig so langsam fortschreitet, liegt zum guten Theil daran, daß ein großer Theil des Volkes sich über Ziel und Zweck derselben oft noch ganz im Unklaren befindet und ihr darum auch keine wärmere Theilnahme schenkt. Aus diesem Grunde erwerben sich alle Bemühungen ein besonderes Verdienst, die darauf ausgehen, in weitern Kreisen für die religiösen Fragen Interesse zu erregen, und so möchten wir auf eine kürzlich erschienene Schrift von C. Gittermann „Licht! Liebe! Leben!"*) aufmerksam machen, die eine Sammlung von populären, in ländlichen Protestanten-Vereinen gehaltenen Vorträgen enthält. Dieselben (in einzelnen Lieferungen à 5 Sgr. käuflich) behandeln Fragen aus der Gegenwart in durchaus volksthümlicher Weise; sie sind mit anziehender Wärme und Begeisterung geschrieben und durchaus populär gehalten, so daß sie als einer weiten Verbreitung würdig erscheinen. E.

Der Beschluß, den Bau des neuen Parlaments- oder, deutsch gesprochen, Reichstagshauses in Berlin auf dem Graf Raczynskischen Grundstücke am Königsplatze, also vor den Thoren der Stadt, am Thiergarten aufzuführen, erfährt in der Presse nicht überall Billigung. So sagt die im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinende, von Dr. Bruno Meyer redigirte „Deutsche Warte" (erstes Septemberheft 1871) in dem Artikel „Zur modernen Entwickelung der deutschen Hauptstadt": „Durch die Wahl jenes Bauplatzes würde die nach Westen dringende Entwickelung der Stadt, die wir keineswegs als unbedingt gesund bezeichnen können, noch mehr poussirt. Man scheint darauf verzichten zu wollen, dem geographischen Mittelpunkt der Stadt, welcher auch immer das eigentliche Verkehrscentrum bleiben wird, die nothwendigen Bedingungen seiner Weiterentwickelung zu verschaffen, überläßt ihn seinem Schicksale und wandert nach dem „fernen Westen", wo allerdings noch sehr billige Jagd- und Baugründe zu haben sind. . . . Der durchaus einige deutsche Gedanke von „Kaiser und Reich" scheint unseres Erachtens nur dann eine richtige äußerliche Vollendung zu erhalten, wenn das alte Hohenzollern-Schloß und das neue Reichstagsgebäude in naher Nachbarschaft im Herzen der neuen deutschen Kaiserstadt beieinander stehen. Das Schloß bildet schon mit dem ersten evangelischen Dom im Deutschen Reich, mit den Museen, der Nationalgalerie, dem Zeughaus und den in der Nähe sich erhebenden Denkmälern der größten preußischen Herrscher mit ihren Feldherren und Staatsmännern gewissermaßen die Akropolis Berlins. Im unmittelbaren Anschluß daran würde das Reichstagshaus an den Ufern der Spree die Consequenzen der durch jene Bauten versinnbildlichten preußischen Herrschertugenden und Volkskräfte zur Erscheinung bringen. Das Siegesdenkmal im Thiergarten soll nur, wie sein Vorgänger auf dem Kreuzberge, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Größe unserer Erfolge sein. Aber ebenso wie das Denkmal des ersten Siegers über die Franzosen, König Friedrich Wilhelms III., mitten in seiner Stadt eine würdige Stelle gefunden hat, möchten wir das künftige Standbild des zweiten Siegers mit denjenigen seiner Gehülfen an dem großen Werk nicht vor den Thoren Berlins, sondern in Verbindung mit dem großen, von ihnen geschaffenen Nationaleigenthum und Heiligthum, dem Reichstagshause, in unsrer Mitte sehen." Der Verf., Dr. Bruch, macht sodann zu diesem Zwecke einmal auf das Grundstück „der neue Packhof", in der nördlichen Spitze der alten Spreeinsel, sodann auf den Park des Monbijou-Schlosses, und vor Allem auf das auch von Reichstags-Mitgliedern empfohlene Terrain der Artillerie-Kaserne am Kupfergraben aufmerksam.

*) Esens, 1871. Mettcker u. Söhne in Jever und Esens.

Petermann's „Mittheilungen", Heft VI., bringen eine überaus werthvolle neue Karte von Nowaja-Semlä, den Obi- und Jenisei-Mündungen mit der Samojeden-Halbinsel Jalmal, und zwar zur Erläuterung der Reise um ganz Nowaja-Semlä, welche der norwegische Capitain E. H. Johannesen im September 1870 unternommen. Mit seinem kleinen Segelboote ist Cap. Johannesen bei dieser Umfahrung der Insel bis 77° 18' N. Br. gelangt, während Cap. Koldewey mit der „Germania" bekanntlich nur bis 75° 31' gekommen ist. Durch die neuen Aufnahmen ist die ganze nordöstliche Hälfte von Nowaja-Semlä in wesentlich neuer Gestalt uns vorgeführt. Dr. Petermann ist der Ansicht, es sei dies die wichtigste geographische Errungenschaft in der Osthälfte des europäischen Nordmeeres seit den drei holländischen Expeditionen unter Barents u. A. in den Jahren 1594—1597.

Herr George Henry Lewes warnt im Londoner Athenaeum vom 2. September vor einem in Deutschland reisenden Engländer, welcher sich für seinen Neffen ausgebe und darauf hin dort, namentlich in Weimar, eine sehr freundliche Aufnahme gefunden habe. Herr Lewes sagt, daß er nur Einen Neffen besitze, und dieser sei niemals in Deutschland gewesen. „Ich habe viele Freunde und Gönner in Deutschland", fügt er hinzu, „und Manche derselben möchten leicht durch ihre freundliche Gesinnung gegen mich bewogen werden, einen Betrüger in ihre Familienkreise zuzulassen, was mit mehr oder weniger unangenehmen Folgen verbunden sein könnte." — Bekanntlich sind bereits früher, als Goethe noch lebte, in Weimar allerlei Quiproquo's mit reisenden Engländern vorgekommen.

Der bekannte deutschamerikanische Impresario, Herr Ullmann, macht jetzt mit einigen berühmten Virtuosen, Sängern und Sängerinnen eine große Concertreise durch Deutschland, in dessen Hauptstädten überall große Placate seine baldige Ankunft verkünden. Unter Anderm wird darin auch das Auftreten der Sängerin Madame Crémieux (Montbelli) in Berlin angezeigt. Dies giebt dem Pariser „Figaro" zu der Bemerkung Anlaß, daß Herr Ullmann „auf die schmutzige Wäsche der französischen Nation speculire", wenn er den Namen des berühmten Staatsmannes und Regierungs-Mitglieds im J. 1870 als Lockvogel für die preußischen Dilettanti gebrauche. „Sie wird in Berlin viel Geld machen, fügt Figaro hinzu, aber Frankreich, die Wiege ihres Ruhmes, bleibt ihr nun für immer verschlossen." Auf diese lächerliche Tirade erwidert Herr Ullmann, daß die Schwiegertochter des Herrn Crémieux keine Französin, sondern eine geborene Italiänerin sei, und daß, wenn der „Figaro". um in Deutschland Geld zu machen, keinen Anstand nehme, dort Abonnenten zu suchen und sich recht viel lesen zu lassen, auch Madame Crémieux-Montbelli keinen Anstand zu nehmen brauche, sich für Geld in Deutschland hören zu lassen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] **Berlin, den 30. September 1871.** [№ 39.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Frau der Romantiker.*)

Das literarische Studium hat sich in letzterer Zeit mit großem Eifer der romantischen Schule zugewandt. Wir hatten schon neulich Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie wichtig die Gedankengänge derselben noch immer für die Entwickelung unseres Geisteslebens sind. Auch das uns heute vorliegende Buch beschäftigt sich mit der Romantik. Allerdings dient es weniger dem eigentlich literarischen Interesse, denn dies befaßt sich überall nur mit den Werken bedeutender Männer, nicht mit ihren Privatverhältnissen, hier aber werden wir in die intimsten Beziehungen jener Literatoren eingeweiht: nicht die Romantik ihrer Feder, sondern der Roman ihres Lebens, ihres Herzens wird uns in einem Briefwechsel vorgeführt, dessen Mittelpunkt Karoline, die Tochter des Göttinger Professors Michaelis, nach einander die Frau eines gewissen Böhmer, dann A. W. von Schlegel's, endlich Schelling's war. Herr Professor Georg Waitz hat sich mit dieser Herausgabe ein großes Verdienst erworben, insofern wir dadurch einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben jener Männer, in das Wesen einer Frau gewinnen, um die sich eine Zeit lang Alle concentrirten und die, so zu sagen, ihr Dämon war.

Leider müssen wir aber auch gleich mit einem Tadel kommen: die Publication ist unvollständig, wie die Vorrede selber bekennt, in der es heißt: „Unbedeutendes ist fortgelassen, ebenso was als bloßes Gerede oder in der Leidenschaft des Augenblicks geschrieben erschien.“ Die Auslassung größerer oder kleinerer Stellen sei durch zwei Gedankenstriche angedeutet. Bei diesem Verfahren wird aber erstens der Leser geradezu irre geführt, indem vielfach diese Zeichen von den Briefschreibern selber gebraucht sind und man zuletzt nicht weiß, wo Stellen fortgelassen sind und wo nicht. Zweitens können wir dies ganze Verfahren nicht billigen. Bei dem Verhältniß, in welchem der Herausgeber zum Namen „Schelling“ steht, begreifen wir, daß ihm viel daran lag, die erste Frau seines Schwiegervaters in ein so günstiges Licht, wie möglich, zu rücken. Das Publikum kann indessen solche Rücksichten nicht gut heißen; es handelt sich hier nicht nur um Karoline, sondern um die moralische Stellung eines der verdienstvollsten Männer, A. W. v. Schlegel's. Es ist daher geziemend, daß wir die volle und ganze Wahrheit erfahren. Aber auch der Werth des Buches nimmt dabei Schaden. Wir sind keine Freunde von Skandalgeschichten, mögen sie nun die Gegenwart oder die Vergangenheit betreffen, und haben an derartigen Briefsammlungen, abgesehen vom literarischen, nur ein psychologisches Interesse. Deshalb aber wollen wir den ganzen und nicht den mit der Censorscheere beschnittenen Menschen kennen lernen. Gerade die Leidenschaft des Augenblicks entschleiert die menschliche Seele und zeigt sie in ihrer wahren Gestalt. Selbst die Geldangelegenheiten wollen wir nicht entbehren. Denn, wenn nach Napoleon die Politik das moderne Schicksal der Völker, so ist das Geld nur allzuoft das Fatum des Einzelnen.

Karoline war eine interessante Frau und für die Männer sehr gefährlich. Diese Eigenschaft scheint ihr sogar noch nach ihrem Tode geblieben zu sein. Denn auf die deutsche Kritik hat ihr Bild, haben ihre Briefe einen solchen Zauber ausgeübt, daß ihr ihre sonstige Kälte ganz verloren gegangen zu sein scheint. Bekanntlich hat keine Kritik einen solchen moralischen Eifer, als die deutsche: „Sittlichkeit“ ist das dritte Wort unserer Presse. Sie kennt den Fehltritten eines berühmten Mannes gegenüber keine Schonung, wie sich dies noch vor Kurzem zeigte, als man von dem etwas sonderbaren Brautstande unseres größten lebenden Komponisten erfahren. Karolinen gegenüber aber ist sie merkwürdig milde gestimmt und zum Vergessen und Vergeben aufgelegt, trotzdem die am 2. September 1763 Geborene schon am 7. October 1778 ihrer Freundin bekennt, sie sei „das Gespräch des schlechteren Theiles unserer Stadt.“ Aber nicht nur, daß man ihre kleinen Schwächen so rücksichtsvoll behandelt, man überschätzt auch ihre Persönlichkeit. Zwei unserer bedeutendsten Schriftsteller sind so von ihren Briefen enthusiasmirt, daß sie meinen, diese verdienten, daß man aus ihnen eine Blumenlese, daß man „Lichtstrahlen“ aus ihnen zusammenstelle. Wir können in diese Bewunderung zu unserem größten Bedauern nicht einstimmen.

Karoline ist ein interessantes, ein geniales Weib, aber nicht im mindesten ein weibliches Genie. Man sagt zwar, das Genie käme als Weib nicht vor und wir geben zu, daß es dem Weibe seiner heutigen Entwickelung nach nicht möglich ist, den vollen Umfang des menschlichen Geistes in sich aufzunehmen. Trotzdem können wir Erscheinungen wie Frau von Staël, George Sand,

*) Karoline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. A., nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel, herausgegeben von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel, 1871.

Rahel, ja selbst die Gräfin Hahn-Hahn nicht anders als mit dem Namen Genie bezeichnen, wenn auch nur nach Maßgabe ihres Geschlechts. Karoline rangirt nun keinenfalls unter diesen. Sie hatte es allerdings auch an sich, ihre Umgebung unglücklich zu machen. Aber wenn George Sand alle Männer, die mit ihr in Berührung kamen, ruinirte (man denke an Musset und Chopin), so lag dies in der ganzen Abnormität ihrer Persönlichkeit, die in der Liebe stets die Herrschaft an sich riß. Wo aber in der Liebe das Weib herrscht, ist es der Ruin des Mannes. Karoline hat nun nie ihre Umgebung beherrscht, sie ward stets von dieser bestimmt. Sie dominirte nicht, sie intriguirte.

Das zeigt sich vor Allem in ihren geistigen Bestrebungen. Nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Bergraths Böhmer zu Clausthal, wird sie durch G. Forster und andere Freunde in den Enthusiasmus für die französische Revolution eingeweiht und nimmt an den Mainzer Ereignissen Theil. Sie veruneinigt Forster mit seiner Gattin, findet aber trotz ihrer Schwärmerei für diesen Muße, mit einem Dritten ein folgenschweres Verhältniß anzuknüpfen. Wegen ihrer französischen Sympathien verfolgt, wendet sie sich in der äußersten Noth an A. W. v. Schlegel, ihren Jugendfreund und studentischen Anbeter. Schlegel läßt Alles ihrethalben im Stiche, setzt Ruf und Zukunft auf's Spiel und nimmt sich ihrer mit der größten Thatkraft und Aufopferung an. Trotz ihrer Antecedentien wird sie nach einigen Jahren seine Frau. Beide leben zuerst zusammen in Jena, dann Schlegel von ihr getrennt zu Berlin. Sie beschäftigt sich jetzt ausschließlich mit Literatur, ja schreibt selber Abhandlungen. Nebenbei sucht sie die beiden Brüder, A. W. und Fr. v. Schlegel zu verfeinden, hetzt letzteren gegen seine unglückliche Geliebte, Dorothea Veit, auf und erwirbt sich auf dem Gebiete der Intrigue und des Klatsches einen solchen Ruf, daß Schiller ihr den Ehrentitel „Dame Lucifer“ geben konnte. Nun lernt sie Schelling kennen, der um die Hand ihrer Tochter Auguste Böhmer wirbt. Wieder drängt sich Karoline dazwischen. Sie gönnt ihrer Tochter nicht das Herz des Philosophen, allein man weiß nicht recht, wem die Liebe des Herrn Schelling eigentlich gilt und ob sie nicht am Ende gleich beide Generationen umfaßt. Auguste stirbt und Schelling geht in Karolinens alleinigen Besitz über. Zwischen Schelling, ihr und Schlegel entspinnt sich nun jener alte, keineswegs wohlthuende Roman, den bereits Venus, Vulcan und Mars zusammen aufführten. Wir sind gewiß keine moralische Zeloten und räumen einer wahren Leidenschaft in letzter Instanz das größte Recht ein. Trotzdem müssen wir bekennen, daß wir hier nur einen widerwärtigen Eindruck gehabt haben. Daß der charakterlose Schelling, in den Netzen von Karolinen's Coquetterie gefangen, keine beneidenswerthe Rolle spielt, ist klar. Unangenehm berührt aber Karolinens Doppelstellung. Sie beichtet zwar an Schlegel über ihre Freundschaft mit dem Erfinder des Identitäts-Systems, aber so, daß sich dieser nicht das Geringste zu ihrem Nachtheile dabei denken konnte: sie habe ihn angenommen als „Bruder ihres Kindes“. Indessen die Briefe, welche Schelling gleichzeitig von ihr bekömmt, verrathen wenig „mütterliches Gefühl“, sondern die volle Glut der verliebten Leidenschaft. Trotzdem ist Schlegel noch der „liebe Wilhelm“, der „süße Wilhelm“. Endlich tritt die Katastrophe ein, die Ehe zwischen beiden wird getrennt und Karoline eine Frau Professor Schelling. In der letzten Aera ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Philosophie und Naturkunde, liest Büffon 2c.

Karoline besitzt ein sehr erregbares Gemüth, eine warme Phantasie, scharfes Urtheil und schreibt zuweilen einen bezaubernden Stil, besonders wenn ihr die Liebe die Feder führt. Eine wirkliche, eigene Gedankenkraft konnten wir nirgends in ihren Briefen entdecken. Das Pathos der Leidenschaft setzt sich natürlich oft in Reflexion um und so haben wir manchmal den Eindruck, als brächte die Schreiberin wirklich Eigenthümliches. Allein wo erwecken Liebesbriefe nicht diesen Schein? Die Liebe, als die individuellste aller Eigenschaften, genialisirt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Gemüther — denn was ist das Genie anders, als der höchste Begriff der Individualität? Beim Weibe nun, wo sich Geschlechtlichkeit und Persönlichkeit decken, ist es kein Wunder, wenn ihre Worte unter dem Einfluß dieser Leidenschaft zu Poesie werden.

Was die übrigen Briefe der Sammlung anbetrifft, so sind die Fr. Schlegel's — von denen A. W.'s ist fast nichts erhalten — am anziehendsten, besonders die an Auguste Böhmer. Es ist zu bedauern, daß sie zerstreut unter den Uebrigen stehen und nicht zusammen gedruckt sind. Der gute Verfasser der Lucinde schreibt dem funfzehnjährigen Mädchen allerdings manchmal seltsames Zeug. Sonst ist die literarische Ausbeute des Buches nicht sehr groß. Am Umständlichsten werden wir über die Entstehung der Lucinde und die Aufführung des Schlegel'schen Jon berichtet. Weimaraner Klatschgeschichten, die uns von anderer Seite her bereits zur Genüge bekannt, z. B. die von Kotzebue beabsichtigte Schillerfeier, werden uns in aller Breite wieder aufgetischt. Amüsant sind die scharfen Urtheile, welche Karoline über Jeden fertig hat. Tieck ist ihr ein „Nebler und Schwebler“, ein „würdiger Lump“. Ueber Novalis äußert sie sich nicht; ihrer doch immerhin etwas leicht angelegten Natur war auch wohl das wunderbare Gemüth dieses apostolischen Menschen ein Mysterium. Besonders bissig aber ist sie im Urtheilen über Schiller und findet hierin an Friedrich einen kräftigen Beistand. Des Letzteren Groll ist allerdings verzeihlich! Es ist manches Richtige unter Karolinens Einfällen und Maliceu; indessen wenn man an den totalen Mangel an Productivität denkt, mit dem gerade der Schlegel'sche Kreis behaftet war, so muß man doch über ihr Selbstvertrauen erstaunen, wenn man hört, daß die Mitglieder dieses Kreises bei der ersten Lectüre von Schiller's „Glocke“ vor Lachen fast vom Stuhle gefallen wären.

H. H.

Das neue Deutsche Reich.

II.

Deutschlands Einheit und Freiheit.

Wird ein Land in verschiedenen Richtungen ohne natürliche Mittelpunkte und ohne gehörigen Raum in Ebenen und Thälern nur eben von abschließenden, verkehrsstörenden Gebirgen durchzogen, so kann es nie einig, wenigstens nie centralisirt werden; es wird immer in kleinere Staaten, Stämme, Kantone, kleine Republiken zerfallen und selbst durch Dialekte, Sitte und Gesetz mehr oder weniger geschieden bleiben. Man denke nur an das alte Griechenland, an Italien bis zu Garibaldi und Victor Emanuel, der sich die noch sehr fragliche Einheit erst von Preußen schenken ließ, und endlich auch an unser, früher einmal hundertstaatliches, dann unter dem deutschen Bunde neununddreißiglappiges Deutschland.

Die Gebirge in Griechenland und Italien trennen zu sehr, als daß je die Freiheit zugleich mit einem einheitlichen Staate bestehen könnte. Eine staatliche Einheit ist auch in Deutschland ohne verderblichen Zwang nicht möglich; sie kann bloß als über den Staat hinausgehendes höheres, auf freies Bündniß gegrün-

detes Gemeinwesen gedeihen, welches bloß für große Vertheidigungs-, Sicherheits-, Kultur- und menschheitliche Zwecke eine freie, starke, einheitliche Wehrkraft bilden soll. Es ist kein leerer Unterschied im Wortklange, daß wir uns jetzt Deutsches Reich und nicht mehr einen Staat, Bundesstaat oder Staatenbund nennen. In dem Worte Reich liegt der schon im Mittelalter großartig entwickelte Begriff freier Verbindungen, nicht bloß deutscher, sondern auch weiterer Staaten für einheitliche, starke Verwirklichung höherer Kultur-, Völker- und Menschheits-Zwecke. Dies verdient, genauer begriffen und für die Beurtheilung und Behandlung des neuen Deutschen Reiches verwirklicht zu werden. In der Naturlehre des Staates von Constantin Frantz und kürzer, leichter verständlich und in besonderer Anwendung für unsere jetzigen Aufgaben und Pflichten findet man die hier bloß andeutungsweise gegebenen Wahrheiten in meiner Broschüre: „Das neue Deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte."

Die Völker, sowie auch Mitglieder eines und desselben Staates und Volkes, leben je nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Beruf, Nahrungs- und Genußmitteln ganz verschieden und verändern sich wesentlich danach, werden entweder weichlicher und genußsüchtiger, fleißiger oder arbeitsscheuer, stärker oder schwächer, besser oder schlechter. Das alte römische, weltbeherrschende Reich zerfiel in Entartung, Unsittlichkeit und Faulheit, weil alle von ihm unterjochten Völker ausgeplündert wurden, und die in Rom zusammenströmenden Reichthümer die Faulheit und Entsittlichung begünstigten. Das ehemals reiche Spanien, welches sich durch Eroberungen so weit ausgedehnt hatte, daß die Sonne darin nicht unterging, wurde durch die in Amerika ausgeplünderten Völker und die in Madrid zusammenströmenden Schätze der Silberminen bettelarm und so freiheitsunfähig, daß die Sonne der Kultur ganz erlosch. Dies wiederholt sich in der Geschichte der einzelnen Menschen. Wer viel Geld kriegt, ohne es durch redliche Arbeit zu erwerben, wie so viele Schwindler auf unseren Börsen und in Actienunternehmungen, der wird immer bald ein fauler Strolch und Verschwender, ein verächtlicher Mensch, trotz etwaiger Titel und Orden, die er sich auf unredliche Weise pfiffig zu verschaffen verstand. Er pflanzt zunächst durch seine Kinder das Verderben weiter fort. Dieser reichen Leute Kinder werden ja in allem möglichen Luxus erzogen, lernen nichts Ordentliches, aber destomehr alle Arten von Verschwendung und Lüderlichkeit kennen und lieben; redliche Arbeit ist für sie schon von der Zeit der ersten Hosen oder Chignons an ein überwundener Standpunkt. So bringen sie redlich oder unredlich erworbenen Reichthum durch, verarmen, werden der guten Gesellschaft als Abenteurer und Schwindler gefährlich und so sinken wohl schon deren Kinder zu arbeitsscheuen, lüderlichen Subjecten herab. Wer in der Geschichte von reichen Adels-, Bankier- und Fabrikanten-Familien Bescheid weiß, wird auch wissen, daß sich nur wenige Firmen der Art hundert Jahre im alten Glanze erhielten, und Bankiers in der Regel noch viel schneller zu Grunde gehen. Etwas Aehnliches, wenn auch in Zeiträumen von durchschnittlich tausend Jahren, bekunden ganze Völker und Nationen: anfangs steigen sie in Wohlstand und Macht durch Arbeit, Fleiß und Bildung, und wenn sie so reich und bildungsstolz geworden sind, daß sie meinen, sie ständen nun an der Spitze der Civilisation und Großmächtigkeit, so werden sie eben übermüthig, faul, genußsüchtig, großmäulig, lügnerisch und sinken damit unaufhaltsam oder stürzen sogar wie jetzt die Franzosen.

Gegen solche Schicksale kann nur die gesundeste, immer fortschreitende, durch redliche Arbeit und Wissenschaft die Natur- und die Unsittlichkeits-Gewalten besiegende Bildung und Freiheit retten und schützen.

„Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Nein auch der beste, gebildetste und vollkommenste Mensch darf sich nie einbilden, daß er nun ungestraft aufhören könne, zu arbeiten, um bloß zu genießen. Der bloße Genuß wird bald nicht nur langweilig, sondern auch zur Giftquelle des körperlichen und geistigen Verfalles. Es giebt für Jeden jeden Tag etwas zu bekämpfen und zu überwinden, und sei es nur der Einfluß von Naturgewalten. In einem feuchten, nebligen Klima brauchen wir Naturwissenschaft, Gesundheitslehre, bestimmte Lebensweise, um nicht melancholisch, verdrießlich, menschenscheu oder wohl gar selbstmörderisch zu werden. Mit ganz anderen Mitteln müssen wir uns gegen große Hitze oder Kälte wehren. Jedes Klima begünstigt außerdem gewisse Krankheiten, gegen welche nur Mittel der Wissenschaft und gesundheitlicher Wirthschaft schützen können. Dabei bleiben wir immer mehr oder weniger abhängige Kinder der Mutter Natur und ihres Charakters, und können diese Abhängigkeit nie ungestraft verleugnen.

Wie verschieden sind Küsten- und Gebirgsbewohner von denen ebener Binnenländer! Man vergleiche den singend sprechenden, weichlich kleinen Sachsen mit dem Tiroler oder Hochgebirgs-Baiern oder auch dem Fischer und Schiffer der Ost- und Nordsee. Am stürmischen Meere wie zwischen den grimmigen Gebirgen kann man sich nur in einem mühe- und gefahrvollen Leben durch Muth, Selbstvertrauen, Körperkraft erhalten. Daher bringen es die Leute dort auch entweder zu diesen Tugenden oder sie kommen um. Reich werden sie selten, sie leben sparsam, streng häuslich, sittenrein und fromm in der Familie. Ihre einförmigen Beschäftigungen und der beschränkte Verkehr mit Nachbarvölkern lassen es zu keiner großstädtischen raffinirten Bildung kommen; aber die Geister der Gebirge und die Nebel, Truggestalten und Wogen des Meeres erregen die Phantasie und befruchten sie zur Hervorbringung von Sagen, Geister- und Gespenstergeschichten, welche schon von den höchsten Gelehrten der Literatur und Dichtkunst als schönste Geistesnahrung für die Bewohner nüchterner, phantasieloser Ebenen und Großstädte gesammelt wurden.

Große, wilde Naturscenen, sagt Kriegk in seiner allgemeinen Erdkunde, regen durch ihren mächtigen Einfluß auf die Einbildungskraft uns poetisch an, erheben und kräftigen unser Gefühl, erwecken in dem Geiste Gebildeter Vorstellungen würdiger Art und wirken veredelnd auf unser Inneres. Die Natur wirkt erhebend auf Einzelne, noch mehr auf Völker, wenn Kultur und Verkehr manchmal auch mächtiger werden. Bergvölker erschlaffen zuletzt von allen andern Völkern. Hierzu eine Stelle aus Goethe: „Wie in jedem Menschen Spuren übrig bleiben, wenn er bei einer großen und edlen Handlung einmal gegenwärtig gewesen ist und unermüdlich dasselbe erzählend jene Scenen wiederholt und dadurch einen Schatz für sein ganzes Leben gewinnt: so ist es auch mit dem Menschen, der große Gegenstände der Natur gesehen hat und mit ihnen vertraut geworden ist. Er besitzt, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann."

Das halb schwärmerische und leicht zu begeisternde Wesen der Ungarn im Tatra-Gebirge stammt wesentlich von dem majestätischen Bau und den herrlichen Umrissen dieser Natur-Erhabenheit. Die Abgeschlossenheit der ägyptischen Natur hängt mit dem Cha-

rakter des Nil und seinen Ueberschwemmungen, sowie dem mangelnden Eindringen des Meeres zusammen. Dadurch wurde ihr Blick auf die Scholle und rückwärts in das Binnenland gerichtet und eine Furcht und Scheu vor dem Meere begründet. Im Uebrigen haben größere Flüsse einen belebenden Einfluß, weshalb Goethe die menschenverständige Thätigkeit und die Neigung zu Gleichnissen, Anspielungen und Sprichwörtern der Oberdeutschen mit ihrem Main und Rhein in Verbindung bringt. Selbst Schwere oder Leichtigkeit des Bodens wirken auf Gemüthsart und Sprache, wie wir besonders in den märkischen und kursächsischen Bauerndörfern wahrnehmen können. Dazu kommen wesentlich Geschichte und Abstammung. Deutschland nun ist von den verschiedensten Völkerstämmen germanischer und slavischer Rasse den Wäldern, den Bergen, Sümpfen und Ebenen gleichsam abgetrotzt worden. Fast jeder dieser Stämme hat eine besondere Geschichte und Entwickelung. Welcher Unterschied, ja Gegensatz zwischen der Geschichte der gegen Wenden-, Heiden- und Slaventhum kämpfenden Mark Brandenburg, des späteren Preußens, und der alten mittel- und süddeutschen Reichslande! Einige deutsche Stämme bildeten einst, wie die der Thüringer, mächtige, selbständige Reiche, und jeder Stamm, jede Landsmannschaft hat eben, wie gesagt, eine ganz besondere Geschichte und Entwickelung zur Eigenart und somit ein Recht zu eigener Selbstverwaltung und Freiheit in der großen, umfassenden Einheit des Reiches. Deshalb haben diese einzelnen Völkerschaften je nach Abstammung, Geschichte, Boden, Klima, Gebirg und Thal u. s. w. nicht nur ihre Rechte, sondern auch ihre Pflichten, sich nach Gemeinden, Kreisen, Landsmannschaften und Einzelstaaten möglichst selbst zu regieren und zu verwalten, womit sie dann zugleich die meiste Kraft und die reinste Begeisterung für Erfüllung der umfassenden, höheren Einheits- und Reichspflichten gewinnen. Daher mag Jeder nach bester Kraft und Einsicht dafür sorgen helfen, daß um die einheitliche Hauptgöttin Germania herum die besonderen Landes- und Einzelstaat-Gottheiten Borussia, Bavaria, Saxonia, Suevia, Thuringia, Franconia, Hanseatia, Rhenania u. s. w. möglichst geschichts- und naturgemäß ihre besonderen Pflichten der Freiheit und Selbstbestimmung erfüllen. Nur diese farben- und gestaltenreiche Freiheit und Mannigfaltigkeit giebt der Einheit des deutschen Reiches kräftige Muskeln und Glieder, während die bloße Einheit alles in einen Kopf, einen Mittelpunkt zu drängen und die Selbstthätigkeit aller dazugehörigen Bestandtheile zu nehmen, zu unterdrücken sucht. Eine solche Einheit führt dann leicht zur Zerstörung, ja zum Tode des Ganzen, sobald einmal der Mittelpunkt, der Kopf wesentlich verletzt wird. Nur durch Freiheit in der Einheit bilden sich eine Menge selbständiger Lebens-Mittelpunkte, welche dann auch noch rüstig und ungestört fortarbeiten, wenn einmal ein Theil durch Krankheit gestört wird. Alle centralisirten Staaten stürzen immer desto schneller, je vollkommener die bloße gefängnißartige Einheit durchgeführt war, sobald in diesem Einheits-Mittelpunkte eine Störung, eine Revolution ausbrach. Dies beweist sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch; wir brauchen uns aber bloß an das schrecklich belehrende Beispiel Frankreichs zu halten. Es war die musterhafteste einheitlichste Großmacht und ist dadurch innerlich und nach außen lebensunfähig geworden. In dem blutigen, unversöhnlichen Kampfe zwischen den Einheits- und Freiheitsforderungen zerfleischt es sich vollends selber, bis etwa wieder einmal eine einheitliche Tyrannei jede Freiheitsregung zur tödtlichen Ruhe zwingt, welche dann wieder früher oder später in Revolution ausbricht.

Wir Deutsche sind berufen und auserwählt, im einheitlichen deutschen Reiche die friedlichen Arbeiten und Genüsse der Selbstverwaltung und Freiheit für uns selbst und für den Frieden und die Freiheit aller Völker zu leisten und zu gewähren. Jeder kann auch im kleinsten Kreise das Seinige dazu beitragen und in dem stolzen Gefühl, einer einheitlichen, großen Weltmacht anzugehören, seiner Eigenart, seines Berufes, seiner Selbstbestimmung im freien Gemeindewesen froh werden. Dabei hüte sich Jeder von unten bis ganz oben vor Uebergriffen der einen Macht gegen die andere, der Einheit gegen die Freiheit, aber auch letzterer gegen die erste. Frei fühle sich und arbeite Jeder nach Kräften in seinem bestimmten Wirkungskreise, in seiner Gemeinde, um ein desto kräftigeres, fruchtbareres Mitglied der Einheitsgewalt zu werden, wenn diese in ihren Rechten und Pflichten etwa von außen oder durch roth republikanische Schuster- oder Schneidergesellen im Innern bedroht werden sollte.

Mit etwas Einsicht und gutem Willen ist es gar keine große Kunst, überall die Gränzen zwischen den Rechten und Pflichten der Einheit und Freiheit zu finden, zu achten und sich danach zu richten, so daß wir gegen jede Verletzung derselben die größte Strenge nicht nur für ein Recht, sondern auch für eine Pflicht halten. Namentlich ist besonders für jeden Einzelnen die Freiheit ebenso sehr eine Pflicht als ein Recht, und letzteres nur so lange gültig, als wir die dazugehörigen Pflichten erfüllen.

Und so werde das neue, deutsche Reich das wahre Musterland für friedlich miteinander wirkende Segnungen der Einheit und Freiheit. H. Beta.

Ein neuer Evangelien-Kritiker.*)

Wenn Faust sein Grethchen über den Freund mit dem Pferdefuß damit tröstet, daß es auch solche Käuze geben müsse, so findet er wohl nicht überall Beifall und Zustimmung; wer nicht gerade mit Mephisto's liirt ist und sein Liebchen darüber zu beruhigen hat, wird sich gegen die Existenzberechtigung „solcher Käuze" bescheidene Zweifel gestatten; daß aber Käuze überdies eine sehr nützliche, die Heiterkeit und somit das Wohlbefinden der Menschheit höchst fördernde Species sind, darüber herrscht unter allen denen, die nicht gerade von der Natur zu Melancholie und Trübsinn hinneigen, der erfreulichste Einklang. Auch in der Literatur sind sie, wenn sie anders Geist, Bildung und Gelehrsamkeit besitzen, keineswegs zu verwerfen. Unbekümmert darum, ob sie nun rechts oder links anstoßen, sprechen sie mit seltener Ungenirtheit ihre Meinung aus; sie haben das Vorrecht, die Wahrheit in ihren schärfsten Formen zu äußern, ja man nimmt es ihnen sogar nicht übel, wenn sie ein wenig übertreiben und über die Schnur hauen; da man es mit ihnen nicht so genau nimmt, brauchen sie selbst gleichfalls nicht jedes Wort prüfend auf die Wagschale zu legen, und zuletzt kömmt doch dies und jenes zur Sprache und zum Austrag, das eben ein literarischer Franctireur leichter vorbringen darf, als ein Schriftsteller, der in der Linie marschirt.

Als einen solchen Kauz der achtbarsten Sorte offenbart sich auch Ludwig Noak in seinem Werke über das Leben Jesu, dessen Bände uns zur Besprechung vorliegen. Schon sein Stil, obgleich geschmückt mit Bildern, mit Antithesen, mit der

---

*) Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien, in vier Büchern, von Ludwig Noak. Mannheim, J. Schneider, 1870—71.

ziehungsreichen Wendungen und scharfen Pointen, hat etwas Zopfiges und Eigengeartetes. Gerade sein Reichthum ist seine Schwäche; Noak hat das Malheur, daß ihm häufig bei einem Gedanken zehn Wendungen einfallen, ihn auszudrücken und zu veranschaulichen; da gilt es nun, des Dichterwortes eingedenk zu bleiben: „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Worts." Aber das kriegt unser Autor nicht fertig; der ganze Kram muß ausgepackt werden; und so kommt es denn, daß ein Gleichniß dem andern in den Weg tritt, daß ein Bild sich auf den Rücken des andern hockt; und wie die Giraffe, die den Löwen auf ihrem schlanken Nacken tragen soll, keuchend zusammenbricht, so geht nicht selten ein höchst origineller Ausdruck bloß deswegen verloren, weil Herr Noak neuen Sprachreichthum auf dessen Schultern ladet. Darunter leidet offenbar der Fortschritt der Gedanken; der Verf. verläßt seine Idee nicht, bevor er sich erschöpft hat, um sie in jeder möglichen Beleuchtung zu zeigen; und es dauert lange, bevor er sich erschöpft. So sehen wir oft den Wald vor lauter Bäumen, das Haus vor lauter Schnörkel und Zierrath nicht. Der Gedanke wird so stark mit Redeblumen geschmückt, daß er von ihnen ganz verdeckt wird. Zudem erfreuen nicht gerade gewöhnliche Ausdrücke sich seiner Protektion in so hohem Grade, daß er durch überhäufige Anwendung ihre Einbürgerung in der deutschen Sprache fast erzwingen will. Das Epitethon „hochgebühnt" z. B. ist geradezu ein Liebling des geistreichen und sprachgewandten Autors geworden, und während wir gewöhnliche Sterbliche einen Spruch, einen Namen auf die Fahne schreiben oder einzeichnen lassen, braucht Herr Noak mit der Genauigkeit einer auf ihren Beruf stolzen Dame der Nadel stets die Redewendung: „einen Spruch auf das Panier sticken." Und selbst sein Witz, so oft er auch scharf und keck in's Schwarze trifft, ist nicht frei von Liebabereien, die wir nur einem schriftstellerischen Kauze zu gute halten. Die niedrigste, weil völlig zufällige Art des Witzes, der Wortwitz, hat besonders Gnade und Wohlgefallen vor seinen Augen gefunden. So vergißt er nie, sobald von dem Dr. Paulus die Rede ist, uns in irgend einer Form anzudeuten, daß es auch einen Apostel dieses Namens gegeben hat. Dieser Einfall wird etwa nicht vertieft, daß z. B. gesagt wird, der neue Paulus habe denselben Christus vom Gott zum Menschen degradirt, den der alte vom Menschen zum Gott erhoben hat; nein, nur die Identität der Namen wird angedeutet, ohne die Träger derselben in irgend eine innere Beziehung zu setzen. Ist von Strauß die Rede, so erinnert Noak uns sofort daran, daß nicht bloß Evangelienkritiker, sondern auch Vögel dieses Namens existiren, und daß die Straußfedern derb und kernig sind. Auch einen Witz zu Tode zu hetzen, daraus macht sich unser Autor kein Gewissen; und wenn's noch sein eigener wäre, da wäre die Sünde nicht gar so groß, aber er thut's auch mit anderer Leute Kind. Renan's Leben Jesu ist sehr glücklich ein „fünftes Evangelium" genannt worden. Noak adoptirt dieses Wort so weit, daß er den ursprünglichen Titel ganz vergessen zu haben scheint. Aber, ein Witz ist wie ein Ballkleid; man darf ihn nicht zu oft anwenden; hin und wieder bei festlichen Gelegenheiten, dann macht's Effekt; aber für den gewöhnlichen Gebrauch macht sich ein schlichtes Kleid, der prosaische Ausdruck „das Leben Jesu" weit besser.

Und nicht nur in der Form, sondern auch in der Sache nutzt der Verf. alle Vorrechte eines Kauzes wacker aus. Die Polemik, die im ersten Buch dieser in vier Büchern gedruckten Darstellung breiten Raum einnimmt, wird in der derbsten Manier geführt, und die Repräsentanten der einzelnen Richtungen so geschüttelt und gerüttelt, daß ihnen Hören und Sehen vergehen müßte wenn diese Proceduren zum Glück nicht eben nur in effigie an ihren Büchern vorgenommen würden. Was der Verf. gegen seine Vorgänger einzuwenden hat, läßt sich kurz so zusammenfassen: Nach den Strenggläubigen verstehe man wohl die Zeichen und Wunder, die von Jesu berichtet werden; denn als Gottessohn könne er die Schranken des Naturgesetzes aufheben, könne er das Gesetz beschränken; aber Leiden und Tod des Gottessohnes habe im Grunde keinen rechten Sinn; das Menschliche sei ja nur die Maske des Gottes; ebenso wie die Unverwundbarkeit, der besondere göttliche Schutz, deren die Helden der Sage sich erfreuen, unserm Verstande das Recht raubt ihre Tapferkeit zu bewundern, ebenso mindestens ist die Hinrichtung eines Gottes ein Schauspiel, das wohl unsere Phantasie, aber nicht unsern Geist, nicht unser Gemüth aufregen kann; der Kreuzesgang nach Golgatha sei gerade nach der orthodoxen Auffassung eine „göttliche Komödie." Umgekehrt verstehen die Rationalisten unter der Führung des Dr. Paulus wohl den Tod Jesu, der in Wahrheit ein Opfertod war, aber nicht sein Leben. Ueber sie schüttet Noak die volle Schale seines Grimms und seines Spottes. Auf den „seichten Aufklärungsverstand" schimpft er in einem Tone, daß Hengstenberg selbst seine Freude daran gehabt hätte.

Aber auch David Friedrich Strauß muß das Schaffot besteigen; auch er gehört zu den „Halben", die vor dem „ganzen" Noak nicht bestehen. Die „mythische Ansicht" vom Leben Jesu, nach der die Jünger desselben einen so dichten Schleier von Sagen um seine Person gewoben hätten, daß die hinter dem Schleier verborgene Gestalt sich dem Auge entzöge, diese Ansicht rette zwar vor den lächerlichen Nothbehelfen der Rationalisten; denn nicht die Wunder als Thatsachen, sondern nur die Wunder als mythische Bildungen brauchten jetzt erklärt zu werden. Aber Strauß giebt keine Antwort auf die Frage: Was dünket euch um Christus? ja er vermeidet vielleicht absichtlich diese Antwort, um den „idealen Christus" aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Diese Anklage ist nicht ganz grundlos. Aber Noak hat deswegen noch kein Recht, ihn einen „Falschmünzer" zu nennen. Ein solches Wort muß, wenn es gegen Strauß geschleudert wird, den die Besten der Nation hochhalten, energisch zurückgewiesen werden. Es mag sein, daß selbst Strauß seiner Kritik an einem Punkte Halt gebietet, den sie vielleicht überschritten hätte, wenn er sie uneingeschränkt hätte walten lassen; aber wir glauben sehr gut das Motiv dieser Enthaltsamkeit zu verstehen; kein sittlicher Mensch bringt es über sich, der Welt, sich selbst kalten Blutes das Ideal zu zerstören, an dem so viele Seelen sich bisher zu einer höhern Lebensanschauung hinaufgerankt haben, wenn er nicht ein besseres an seine Stelle setzen kann; und sei auch dieses Ideal nur eine „Hülfskonstruktion", wir brauchen sie nun einmal, um unser Leben auf sittlicher Basis aufzurichten. Wie die Rebe modert, die an der Erde kriecht, so modert die Menschenseele, die nicht zum Lichte sich richtet.

Robert Hamerling: Danton und Robespierre.*)

In dem Augenblicke, wo Frankreich in den vielen Wandlungen, die seine Staatsform im Laufe von noch nicht ganz hundert Jahren erlitten, zum drittenmale bei der Republik angekommen, und wo man bei einiger Kenntniß der Geschichte

*) Tragödie in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Hamburg, J. F. Richter. 1871.

nach dem fieberhaften Schlagen seiner Pulse die Diagnose dieser Republik stellen und ihre ungefähre Dauer berechnen kann, in einem solchen Augenblicke gewährt es ein doppeltes Interesse, von kundiger Hand sich ein Bild der ersten großen französischen Revolution aufrollen zu lassen, die bei allen ihren Gräueln, bei allen ihren Irrthümern doch das Verdienst hatte, Original zu sein und Originale zu erzeugen, während die zweite und noch weit mehr die dritte Republik mit ihrem Gebahren und mit den Männern, welche sie auf den Schild hob, nur ein Zerrbild der ersten ist. Robert Hamerling hat in seinem „Danton und Robespierre" ein Werk geschaffen, das sich seinem „Ahasverus in Rom", seinem „König von Sion" würdig anreiht, das vollgiltigen Anspruch hat, zu allen Zeiten und um seines inneren Werthes willen als eine bedeutende Erscheinung unserer Literatur empfangen und anerkannt zu werden.

Der Verfasser hat die öffentliche Bühnen-Aufführung des Werkes von vornherein untersagt und in richtiger Würdigung des in dieser Verwahrung liegenden Widerspruches derselben in der Vorrede eine Begründung beigegeben. „Danton und Robespierre" ist aber, nach unserem Dafürhalten, eine Tragödie, welche entschieden für den Beruf des Autors spricht, für die Bühne zu schreiben; sie ist ihrer Anordnung nach an jeder Bühne aufführbar und ohne bedeutende Beeinträchtigung von einer einsichtsvollen Regie in Scene zu setzen. Allerdings stimmen wir mit dem Verfasser darin überein, daß eine würdige Inscenirung nur auf großen, über umfassende Mittel verfügende Bühnen denkbar ist, können aber seine Befürchtung nicht theilen, der revolutionäre Stoff werde auf den Hofbühnen Anstoß erregen. Ist „Julius Cäsar", ist „Egmont", „Fiesco", „Tell", ist Lindner's Drama „Brutus und Collatinus" ein weniger revolutionärer Stoff, und sehen wir diese Dramen nicht über alle Hofbühnen gehen? Sollten wir aber in unsern Hoffnungen zu sanguinisch sein, sollte die Tragödie „Danton und Robespierre" nicht das Licht der Hofbühnen erblicken dürfen, weil es diese Männer darstellt in ihrer furchtbaren, fanatischen Größe, in der sie uns die Geschichte, wenn auch nicht der Geschichtsunterricht in den Schulen, zeigt, so würden wir dies tief beklagen, aber den Verfasser bitten, uns bald einen ebenso interessanten, aber weniger „bedenklichen" Stoff, vielleicht aus dem reichen Schatze der vaterländischen Geschichte, als „aufführbare" Tragödie zu schenken. Eine gewisse Beschränkung der auftretenden Personen, ein engeres Zusammenziehen der Scenen dürfte, trotzdem sich der Verfasser gegen einen dahin zielenden Rath verwahrt, doch aus praktischen Gründen am Platze sein; dagegen sind wir weit entfernt, die tragischen Conflicte auf die Leidenschaften begründet wissen zu wollen, welche auf der Bühne gewissermaßen Bürgerrecht haben. Gerade die Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit Robespierre's, gepaart mit der unseligen Verblendung, daß man das Höchste durch die entsetzlichsten, verwerflichsten Mittel erreichen könne, wirken tief erschütternd; tragisch wirkt auch die Andeutung des warmen Liebesgefühls, das an die verschlossene Brust des Stoikers pocht, dem er schüchtern Einlaß gewähren will, als es vor seinen Thaten flieht und ihm erst im Tode versöhnend naht. Robespierre, der Riese, der einen Danton bezwungen, der gefeit schien, weil er keiner menschlichen Leidenschaft unterthan war, er wird zu Boden geworfen von Zwergen, er geht zu Grunde, weil er die Republik aufrecht erhalten will, wo es bereits keine Republikaner mehr giebt. In den Worten, welche der Dichter Robespierre zu seinen Gefährten St. Just und Couthon sprechen läßt, gipfelt der Charakter dieses Mannes; sie enthalten aber auch eine sich in diesem Augenblicke furchtbar vollziehende Prophezeiung:

„Ich sehe den Franzosen wie er ist und ahne, wie er immerdar sein wird! Von den Orgien der Freiheit wird er immer wieder zurück zu den Orgien des Despotismus taumeln: denn seiner Ziele höchstes bleibt des Ruhmes schwindelnde Befriedigung, und wer diese ihm bietet, dem wird er dienen als Sklave! Frei sein will er, ja! doch lieber noch als frei sein, will er glänzen, siegen, erobern! — O mein Volk! nicht früher wirst du dauernd frei, bis das Geschick dich dauernd erst erniedrigt — bis geheilt du bist vom maßlosen Fieber der Ehrbegier in deiner Brust! — Ein Soldatenvolk zu einem Volk von Bürgern machen wollt ich mit dem blutigen Richtschwert in der Hand! Ja mit dem Schwert. — Ei, Robespierre, warst du mit diesem Werkzeug nicht selbst zu sehr Soldat, zu sehr Franzose? — — Freunde, die Guillotine ist eine Erfindung, die sich nicht bewährt hat, sie hat das Unvermeidliche nicht aufhalten können. — —"

Und zum Volke spricht er:

„Unfehlbar erschien ich mir selbst, und darum berechtigt, durchzusetzen mit allen Mitteln, allen Waffen, was ich erstrebte. — Wissend Theil zu haben an den Plänen der ewigen Mächte vermeint' ich — im Einklang mit ihnen mich wähnend, glaubte ich unerbittlich sein zu dürfen wie sie, wie die Natur, wie das Element. Im Einklang auch mit deinem innersten Wesen und Streben wähnt' ich zu handeln, o Volk, und wußte nicht, daß eine tiefe Flut du bist, leicht erregt auf ihrer Oberfläche, ewig träg in ihrem Grund. Ich nahm dein Blasenwerfen für Wellenschlag; auf Seifenblasen wollt ich reiten! Erhaben wähnt ich mich über Alle durch Einsicht, ich war's, doch auch meine Weisheit war nicht viel mehr, als eitel trotziger Menschenwahn, ein Moloch, dem ich Blutopfer brachte! Das, o Volk, ist die Summe meiner Schuld; aber statt zu höhnen lerne begreifen menschliches Geschick aus meinem Loos, nachdenklich-bescheiden lerne verehren das unverrückbar Waltende und nach innen wende eindringlich Jeder in sich selber den Blick. — Ich irrte schwer, doch mit mir irrte die Zeit und die Mitwelt! Auf meinen Namen gehäuft ist nun die Schmach des allgemeinsamen Irrthums. — Kommen wird, so fürcht' ich, Geschlecht um Geschlecht und mich verdammen und doch keine Lehre ziehen für sich selbst aus dieser Verdammniß. — Unbewußt wird festhalten die Menschheit den Grundsatz, den bewußt sie verabscheut: daß immer der Zweck die Mittel heilige."

J. H.

England.

Für den Reichs- und Weltfrieden.

Vom Schillerfest 1859 bis zur deutschen Einheitsfeier 1871.

Betrachtung aus London.

„Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." — Schon vor beinahe zwei Jahrtausenden erscholl diese Stimme vom Himmel den politisch- und nationalzerrissenen Völkern. Man könnte nun wohl endlich versuchen, damit Ernst zu machen.

Mit diesen viele Jahrhunderte langen Vorarbeiten im alten, heiligen römischen Reiche deutscher Nation könnte das im prächtigen Rohbau vollendete neue, sehr wohl zum ersten Central-Kultustempel des kosmopolitischen Weltfriedens eingerichtet und vollendet werden. Wir Deutsche arbeiten schon lange in aller Herren Ländern, unter allen Längen- und Breitengraden an Ver-

wirklichung der Einheits- und Freiheitsideen, welche allein der Welt den Frieden geben und sichern können. Noch ehe wir uns unserer Einheit und Kraft im alten Mutterlande erfreuen konnten und durften, wirkten und wirthschafteten wir schon in allen Welttheilen unbewußt im Vorgefühle unserer nationalen Gemeinsamkeit, unserer kosmopolitischen, die Völker- und Rassen-Gegensätze vermittelnden Mission. Dieses unser kosmopolitisches Einheits- und Missionsgefühl wurde mit dem hundertsten Geburtstage Schiller's in aller Welt geboren, zum Lichte der Welt, zu unserem Bewußtsein gebracht. Länder und Ortschaften, von denen wir früher kaum einmal gehört, hatten überraschend viel Deutsche zusammengebracht, um diesen Tag zu feiern. Aus Tausenden dieser Festlichkeiten ging überall als überraschend freudige Frucht das erste deutsche Selbst- und Einheitsgefühl hervor. Ich selbst habe daran so wesentlich und mit so glänzenden Erfolgen gearbeitet, daß die Erinnerungen daran, namentlich in Verbindung mit den Berichten über ähnliche Festlichkeiten in Petersburg, Moskau, San Francisco, unzähligen amerikanischen Städten, selbst in kleinen, unbekannten spanischen und italiänischen Ortschaften, zu den freudigsten und heiligsten Schätzen meines Lebens gehören. London hatte damals schon mindestens über hunderttausend Deutsche, darunter viele berühmte Männer der Wissenschaft und Literatur, des politischen Märtyrerthums, des Handels und Geschäfts; aber die Massen derselben wußten oder hielten wenig von einander und verleugneten zum Theil sogar ihre Abstammung und Nationalität. Aber ich glaubte und hoffte und ging von einem berühmten deutschen Manne zum anderen, um sie für ein Schillerfest in London zu gewinnen. Doch sie schüttelten die Köpfe, lehnten ab und fürchteten die Blamage. Ich aber sagte: zu Ehren Schiller's kann man sich schon einmal blamiren, und ließ allein und ohne Unterstützung eine gedruckte Einladung zur Vorberathung für eine Schillerfeier in London vorbereiten. — Der Saal war gedrückt voll: sie Alle waren erschienen und noch mehr, und erstaunten freudig über einander und hoben sich gegenseitig durch ihren Anblick und durch ihre Ehrennamen zu einem deutschen Einheits- und Festgefühl, welches in den ungeheuren glänzenden Räumen des Krystallpalastes sich zu einer so großartigen Schillerfeier verwirklichte, daß wir durch Kinkel's Rede, durch Freiligrath's, von einem deutschen Musikmeister komponirte und von deutschen Männern gesungene Festcantate, durch die von dreitausend englischen Kehlen gesungene Concordia- oder Einheits-Glocke unter Theilnahme von vierzehntausend Gästen für immer zu einem stolzen, deutschen Einheitsgefühl verschmolzen. Der abendliche Fackelzug mit achthundert rothen Flammen unter dem blauen Mondschein und elftausend Wasserstrahlen des Parks bildeten eine Schlußscene, durch welche wir die ganze englische, auch uns bisher feindliche Presse wie mit feurigen Schwertern eroberten. Sie priesen nachher das Fest in so ungeheuchelter Bewunderung, daß der junge, erstgeborene Glaube an uns dadurch noch wesentlich verstärkt ward und sich in allen möglichen Vereinen und Bestrebungen für deutsche Ideale auf englischem Boden seitdem ohne Unterbrechung zunehmend geltend machte. Allerdings verloren wir während der letzten zehn Jahre viele deutsche Ehrenmänner, um welche sich die Einheitsbestrebungen gleichsam verdichteten: aber was an Höhe verloren ging, wurde durch Vertiefung und Verbreiterung nach unten mehr als wiedergewonnen.

Durch gesellige, gewerbliche, künstlerische und wissenschaftliche deutsche Vereine fanden wir uns immer zahlreicher und inniger zusammen und zogen manche Engländer beiderlei Geschlechts mit hinein, was wir besonders den Turnern in ihrer großen, eigenen Halle und den Sängervereinen nachrühmen können. Wir haben die vollwichtigsten Gründe, anzunehmen, daß die Millionen Landsleute außerhalb Deutschlands rund um die Erde herum seitdem einen ähnlichen Prozeß durchmachten. Die Geld- und Liebesgaben strömten centner- und tausendweise, jeder Entfernung und Hinderung spottend, auf die Schlachtfelder, aus deren Pulverdampf, Tod und Sieg der Brennpunkt und die vaterländische Centralwerkstatt der deutschen Einheit und Freiheit, als der Schutzmacht für unseren und den Frieden der Welt, hervorgezaubert ward. Fieberhaft und ruchlos lassen sich jetzt gebildete Völker und Menschen von Geldmacherei, Börsenschwindel, Actiencoursen und Couponschneiderei mißhandeln; aber diese Tausende und Millionen, welche dem deutschen Vaterlande aus der Fremde zuflossen, wurden freudig und frei, ohne jeden Gedanken auf materiellen Gewinn gesammelt und gesandt. Die idealen höheren Mächte des deutschen Geistes erwiesen sich siegreicher, als alle die tyrannischen Despoten des Mammonismus, und wir brachten wieder Freuden und Genüsse zu Ehren, welche in dem gemeinen Treiben moderner Kultur fast überall der Verachtung verfallen zu sein schienen.

Der deutsche Idealismus mit seinen als utopistisch verlachten Träumen erwies sich mächtiger als der gepriesenste, geldstolzeste Materialismus und Realismus der Franzosen, Engländer und Amerikaner, und er gewann Schlachten, wie nie ein militärischer Abgott, und errang die vorher als verbrecherisch verfolgte oder wenigstens für unmöglich gehaltene National- und Reichseinheit. Dieses Gefühl und Bewußtsein bildet jetzt gleichsam ein kosmopolitisches Kapital nicht nur unter allen Deutschen der Erde, sondern auch unter allen Völkern, obgleich letztere sich zum Theil sehr feindlich gegen dessen Prägung, Klang und Cours verhalten, dessen Annahme verweigern und sogar die Inhaber hassen und verfolgen. Doch wir drängen es Niemandem auf, und begnügen uns zunächst mit der Circulation desselben unter uns selbst. Die idealen und materiellen Werthe, welche dadurch hervorgerufen und damit bezahlt werden, haben meist menschheitlichen Kulturwerth und können der Welt durch keine politischen oder Zollschranken verschlossen werden.

Was man auch den Engländern in Bezug auf unseren Krieg Böses nachsagen muß, sie tragen wenigstens keinen Haß gegen uns zur Schau, und an unseren neuesten Einheits- und Nationalfesten nahmen die Besten unter ihnen herzlichen Antheil. Schon die Friedensfeier am 1. Mai in unserer Turnhalle wurde durch die Theilnahme der höchsten Ehrenmänner Englands verschönert, und unzählige Herren und Damen mußten nur deshalb wegbleiben, weil zuletzt durchaus nicht mehr ein „Stehsitz" zu erobern war. Desto ungehinderter konnte sich unser deutsches Nationalfest zu Ehren unserer Einheit am 21. August in den umfangreichsten und glänzendsten, geschlossenen Räumen der Erde, dem Krystallpalaste, ausbreiten. Wir hatten seit dem 20. Juni daran vorgearbeitet. Durch Vereinigung der Arbeiter- und Sänger-Vereine bildete sich früh 10 Uhr hinter einem deutschen Musik-Corps her ein glänzender, langer Zug, der mit seinen Fahnen und Bannern und schmetternden Tönen sich ungehindert durch den sonst dichten Verkehr der City, von Finsbury-Square aus über die mächtige London-Brücke nach dem Krystallpalast-Bahnhofe, zwischen Millionen von Menschen, Wagen und Pferden, namentlich von gedrängten Köpfen an den Fenstern und auf den Dächern malerisch, feierlich heiter hinwand. Draußen im Parke neuer Festzug bis hinauf in die oberste, längste und breiteste aller Terrassen mit den langen Reihen von Völker und Rassen darstellenden Statuen-Ausschmückung des Opern-Theaters, im Palaste

mit den deutschen Fahnen und Flaggen; dann das glänzende Vocal- und Instrumental-Concert unter Leitung des seit zwanzig Jahren berühmten Direktors des deutschen Krystallpalast-Orchesters mit deutschen und englischen Solo-Sängerinnen und deutschen Komponisten und Künstlern, die zum Theil aus der Ferne herbeigerufen worden waren. Lauter echt deutsche Musik von Weber, Mozart, Meyerbeer, Schubert, Abt, Speier, Mendelssohn, die schönsten deutschen Lieder aus kräftigen Männerkehlen. Abends unter brillantester Beleuchtung und Ausschmückung mit Siegesgöttinnen, Fahnen und Bannern, Bäumen und Blumen, besonders Palmen, die eigentliche Feier im Theater: Ouvertüre, schwungvolle Rede, Choral „Nun danket Alle Gott", glänzende lebende Bilder und Tableaux, Krieg und Frieden in den mannigfaltigsten Verkörperungen darstellend, allemal mit der sinn- und wirkungsvollsten Vocal- und Instrumental-Begleitung, wobei Beethoven's Schlachtentöne ebenso zur Geltung kamen, wie das idyllische Spiel der Pastoral-Symphonie um das Bild des Friedens herum. Manche Kompositionen waren besonders für diesen Zweck geschaffen worden. Zur Nacht noch Concert im Garten und endlich, ganz wesentlich volksthümlich deutsch, Tanzvergnügen.

Vielleicht hätten uns die Engländer einen guten Theil dieses Programmes durch deutsche Kompositionen, Sänger und Sängerinnen nachmachen können, aber das Kneipen und das Tanzen mit der oft etwas derben, manchmal zänkisch klingenden Gemüthlichkeit, wobei es zuweilen an einem Haar hängt, ob man sich die Knochen durch Keilerei oder durch Umarmung und Kuß gegenseitig gefährdet, solch gemüthreiches, kräftiges Wogen der lebhaftesten Gefühle, Muskel und Glieder, das kann uns keine Nation der Welt nachmachen. Ich gab Ihnen hiermit bloß eine Andeutung des Festinhaltes. Auf die Einzelheiten kommt es in der Ferne und auch uns in der Nähe auf die Dauer nicht an. Es ist der Geist, die Erinnerung an solche Feiertage, welche weiter wirkt und Werthe schafft. Ich kann mich augenblicklich nicht besinnen, wo sich Goethe über den Werth der Erinnerung an große Erlebnisse und Feierlichkeiten ausspricht, aber ich weiß noch, daß er eben so schön und treffend hervorhebt, wie sie gleichsam zu Vorräthen und Nahrungsmitteln für höhere geistige Bedürfnisse und Freuden werden, uns dem Gemeinen und Kleinlichen entfremden und Kraft und Lust geben, großartiger und edler zu denken und zu handeln. Diesen Segen haben thatsächlich die Schillerfeierlichkeiten der Deutschen auf der ganzen Erde verbreitet, und wir dürfen mit Stolz hoffen, daß auch die Sieg-, Friedens- und Einheitsfeste unserer Stammesgenossen, die an manchen Orten, namentlich Amerika's, sich noch großartiger und glänzender gestalteten, in demselben Sinne noch realistischer und nützlicher, zugleich kosmopolitischer nachwirken werden. Das jetzt solid gewordene umfassende Land deutscher Gemeinsamkeit für unsere höchsten deutschen und Menschheits-Aufgaben, wird trotz des noch fortdauernden Spukes, des Hasses und des Krieges, namentlich der Feindseligkeit gegen die Deutschen, der Einheit und dem Frieden der Welt zu Gute kommen, also wohl auch sogar in Böhmen und selbst in Paris, wo bereits den lächerlichen Demonstrationen gegen selbst geschäftliche Verbindung mit Deutschland eine zunehmende Menge von Anerbietungen und Anträgen französischer Fabrikanten und Geschäftsleute an frühere deutsche Kunden schon jede ernste Bedeutung nehmen.

Unsere Waffen zur Eroberung aller Welt für die Einheit und den Frieden sind wesentlich idealer Natur; es sind unsere Lieder- und Tondichter, unsere Gesang- und geselligen Vereine, dann der kosmopolitische Charakter unserer Wissenschaft, Kunst und Industrie. Wir erobern schon seit undenklichen Zeiten bereits die Kinder und Eltern aller Nationen durch die deutscheste und kosmopolitischste aller Industrien und Handelsartikel, d. h. unsere deutschen Spielwaaren. Ebenso unschuldig und erfreulich für alle Erdenbewohner sind grade die besten deutschen Früchte unseres Fleißes, wobei wir bedenken müssen, daß die künstlich und gewaltsam durch Schutzzölle hervorgerufenen und genährten deutschen Industrien, in deren Gefolge so viel Geldverlust, materielle und moralische Verkümmerung einherschleicht, **nicht** zu den deutschen Industrien gerechnet werden dürfen. Kurz, wir erobern durch Erzeugung und Verbreitung von Werthen, die wir Niemanden aufdrängen, sondern nur freiwillig bieten, die Jeder ohne Unterschied der Nation nur dann zu nehmen braucht, wenn er davon Nutzen oder Freude hat. Es liegt in der Natur dieser Eroberungswaffen, daß sie nur durch Unverstand und künstlich gemachten Haß Feindseligkeiten hervorrufen können; sie selber bringen immer Gewinn, Versöhnlichkeit und Annäherung. Und so müssen wir in diesem Zeichen endlich siegen. Das wird der Sieg der Kultur des Kosmopolitismus für die Bastiat'schen „Völkerharmonien", für den Weltfrieden sein.

Schon das alte römische Reich deutscher Nation verfolgte dieses Ideal, aber freilich nur auf kirchlichem Gebiete. Dadurch zerfiel es mit andersgläubigen und nationalbeschränkten Völkern und als Kaiser- und Papstthum mit sich selbst. In der „Naturlehre des Staats" von Konstantin Frantz und einer speciell für die jetzigen Aufgaben Deutschlands berechneten Broschüre von H. Beta: „Das neue deutsche Reich auf dem Grunde deutscher Nation und Geschichte" (Leipzig, Winter'sche Verlagsbuchhandlung) wird sehr energisch nachgewiesen, daß dieses neue geeinigte Deutschland nur in der Freiheit seiner inneren Gliederungen und in der modernen Verwirklichung der Ideale des alten heiligen römischen Reiches, seine Aufgabe, seinen Bestand, seine Kraft finden kann. Dieses Ideal läuft, wie es auch schon Kant zu Anfang dieses Jahrhunderts verlangte, auf **das freie Bündniß freier Völker** hinaus, also auf die Einheit und Freiheit derselben, d. h. auf den Weltfrieden. Mitten unter erneuerten und selbst erhöhten Anstrengungen der meisten Staaten, sich noch ärger und stärker für den Krieg zu waffnen, wollen wir um so zuversichtlicher an diesen Weltfrieden glauben und dafür unter allen Nationen arbeiten. Er ist wesentlich unser Werk und wird als solches im Laufe der Zeit auch von anderen Nationen anerkannt, angenommen und gehalten werden.

Es wurden im Laufe der Jahrhunderte noch ganz andere Zukunftsträume verlacht, verspottet oder sogar wie Verbrechen verfolgt, und wir erfreuen uns jetzt der allgemeinsten Wirklichkeit derselben, als verständen sie sich von selbst. Ich erinnere mich sogar noch eines Abends vor noch nicht vierzig Jahren, als ein Professor einen kleinen elektrischen Telegraphen in seinem Hörsaale spielen ließ und behauptete, man könne damit von Berlin bis Potsdam in einem einzigen Augenblicke Zeichen senden. Jetzt thut er es längst Tag und Nacht ein Bischen weiter als bis Potsdam. Damals lachte man darüber und jetzt versteht es sich längst von einem Welttheile zum andern von selbst.

Auch die deutsche Einheit wurde lange als unmöglich verlacht oder als verbrecherisches Bestreben bestraft. Und jetzt sind wir ja wohl nicht nur ungestraft, sondern sogar pflichtschuldigst und freudigst mitten drin. So laßt uns auch glauben, daß endlich einmal aus dieser Mitte aller Völker das Evangelium erschalle: „Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Italien.

Ferdinand Gregorovius: Wanderjahre in Italien.*)

Den anmuthigen Wanderbildern, mit denen F. Gregorovius während der Erholungspausen seiner vieljährigen und mühevollen Studien für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter uns von Zeit zu Zeit beschenkt hat, läßt er jetzt, am Abschlusse seines großen Werkes, ebenfalls den Schlußband folgen. Der vierte Band der „Wanderjahre in Italien" reiht sich seinen Vorgängern, von denen die „Lateinischen Sommer" und „Siciliana" durch Unterzeichneten vor Jahren im „Magazin" angezeigt worden sind und inzwischen, ebenso wie die „Römischen Figuren", mehrfache Auflagen erlebt haben, in jedem Betracht würdig an. Die gründliche Kenntniß der Vergangenheit wie der Gegenwart Italiens, die bei einem Historiker und Publicisten von solchem Range kaum hervorgehoben zu werden braucht und die auch den leichten Wanderskizzen eine Fülle lehrreicher und anregender Bemerkungen verleiht, das warme Herz für die Sache des Landes und des Volkes, dessen politische Wiedergeburt der Verfasser seit fast zwei Jahrzehnden als Augenzeuge, durch welche Reihe von Wechselfällen hindurch! — mit treuer Anhänglichkeit und festem Vertrauen auf die Zukunft miterlebt hat; die Anmuth und Feinheit der Darstellung: alle diese Eigenschaften, die den Büchern von Gregorovius so viele Freunde erworben haben, machen auch das jüngste derselben zu einer sehr anziehenden literarischen Erscheinung.

Wie es solchen Spänen aus einer bedeutenden Geisteswerkstatt zu ergehen pflegt, weichen die einzelnen Abschnitte des Buches an Umfang und Inhalt nicht unerheblich von einander ab, wie sie denn auch verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdanken. Sie lassen sich indeß zwanglos in zwei Reihen ordnen, von denen die eine, mit Städte- und Landschaftsbildern aus der reichen Wandermappe des Verfassers, sich den Schilderungen früherer Bände anschließt, während die andere zwei wichtige Beiträge zur Politik und zur Geschichte der letzten für Italien und Rom so ereignißvollen Jahre bringt.

Unter den Aufsätzen der ersteren Art ragt das bedeutende Bild der uralten, für die Geschichte Deutschlands und Italiens in so vieler Hinsicht erinnerungsreichen Stadt Ravenna hervor. Wie ein Markstein der Völkergeschichte, halbvergessen von den Mitlebenden, aber noch lebensvoll den Jahrhunderten Trotz bietend, wird diese Stadt in der Seele eines Jeden, dem es vergönnt gewesen ist, ihre wunderbaren Denkmäler mit eigenen Augen zu schauen, einen Eindruck zurücklassen, der sich unter der überreichen Fülle von erhabenen und mächtigen Impulsen, mit denen dies hesperische Land den Reisenden bestürmt und umstrickt, in unauslöschlichen Zügen erhält. So eigenartig ist der Charakter dieser Stadt, die, in weiter feierlich stiller, an Verlassenheit nur mit der römischen Campagna vergleichbarer Ebene gelegen, Jahrhunderte lang Roms Nebenbuhlerin, ja Roms Beherrscherin gewesen ist, als Sitz des Reiches unter west- und oströmischen Kaisern und unter deutschen Heerfürsten. Ihre Mauern umschließen wohlerhalten die Gräber der letzten Cäsaren-Familie jener römischen Kaiserzeit, die unterging, als Odoaker dem Knaben Romulus Augustulus die Krone vom Haupte stieß, und das des gewaltigsten Helden der Völkerwanderung, des großen Ostgothen-Königs Theodorich, der hier auf den Trümmern der antiken Civilisation ein neues Reich mit deutscher Kraft zu errichten und zu erfüllen unternahm. An den Wänden ihrer Kirchen glänzen in unvergänglicher Frische die Kunstwerke, in denen der Besieger der Ostgothen, Kaiser Justinian, die Wiedervereinigung Ravennas mit dem Reiche der Cäsaren von Byzanz gefeiert hat. Diese Mosaiken von S. Apollinare und S. Vitale, zu den ältesten uns erhaltenen gehörig, sind als Nachklänge antiker hellenischer Kunstübung von besonderem Reiz, zugleich aber die wichtigsten historischen und kulturgeschichtlichen Denkmäler ihrer Epoche. Ihnen haben wir es zu danken, daß das Jahrhundert des Theodorich und des Justinian in gleichaltrigen Darstellungen nicht unbedeutender Künstler vor unseren Augen steht, daß wir den Palast kennen, in dem der große Ostgothe gewohnt hat, daß die Porträts des Begründers der Pandekten und seiner vielberufenen Kaiserin Theodora auf uns gekommen sind. Von dem einfachen und schönen Wort, mit dem Cassiodor die Summe der Regierung des großen Theodorich zieht: Gothorum laus est civilitas custodita, legen die Mauern und die Steine von Ravenna noch heute lautes Zeugniß ab; man könnte dies Wort aber mit Fug auch auf die alte Stadt selbst anwenden, da ohne sie unsere Kenntniß eines höchst bedeutenden Wendepunkts der Völkergeschichte eine ungleich dürftigere sein würde.— Und neben diesen Monumenten aus dem Gränzlande des Alterthums und des Mittelalters enthält Ravenna das Grab des hohen Sehers, der Alles, was während des Mittelalters die Brust der Menschen bewegte und erfüllte, alles Glauben und Wissen und Ringen seines ganzen Zeitalters mit unerreichbarer Geisteskraft zu einem gewaltigen Gesang vereinigt und so seiner Periode ein poetisches Denkmal errichtet hat, wie es von gleicher Geschlossenheit und Größe keine andere aufzuweisen vermag. Das Grab Dante's, der, aus seiner Vaterstadt Florenz verbannt, die letzten Jahre unter dem Schutze des Herrn von Ravenna hier in ruhiger Betrachtung gelebt hat, bildet den köstlichen Besitz der Stadt. „Wenn Ravenna keine andere Zierde besäße, als die ihm die Verse auf der Gruft Dante's verleihen, und keinen andern Ruhm als den, diesem Poeten das letzte Asyl dargeboten zu haben, so wäre dies hinreichend genug, es für alle Zeit dem Dunkel zu entreißen." Gregorovius lobt die Ravennaten, daß sie den Florentinern ihre Bitte, ihnen die Asche des größten italiänischen Dichters und Patrioten auszuliefern, nicht erfüllt haben. „Wäre das geschehen, so würde sich heute in Santa Croce wahrscheinlich ein überladenes Grabmal, unter den vielen anderen Denkmälern, aufthürmen, dem jeder Zauber der Geschichtlichkeit fehlte. Jetzt aber ruht Dante im Exil, in der berühmten Stadt, unter deren gastlichem Schutze er gestorben ist, in einem Monument, an dessen Errichtung die erlauchte Republik Venedig und das Papstthum Antheil haben, und welches sich frei in der Stadt erhebt, isolirt in königlicher Einsamkeit, wie das Grabmal des großen Theodorich."

Der Streifzug durch die Sabina und Umbrien giebt die Eindrücke einer bereits im Herbst 1861 unternommenen Fahrt wieder, welche der Verfasser hauptsächlich zum Zwecke urkundlicher Forschungen in die Städte jener Landschaften führte, darunter auch zu Ortschaften von solcher Abgelegenheit, daß sie nur selten der Fuß eines Reisenden berührt. — Ein anderer Ausflug beschreibt das in tuskischer Oede am See von Bracciano gelegene Feudalschloß der Familie Orsini, deren Fehden mit ihren nicht minder mächtigen Nebenbuhlern, den Colonna, Jahrhunderte hindurch das mittelaltrige Rom mit Unruhe und Aufregung erfüllten.

Der Schwerpunkt dieses Schlußbandes der Wanderjahre liegt

*) Band IV: Von Ravenna bis Mentana. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871. (341 S.)

jedoch in den beiden Aufsätzen, welche sich mit der Geschichte und der Politik Italiens beschäftigen. In der Betrachtung über „das Reich, Rom und Deutschland", welche aus Anlaß des Buches eines jüngeren englischen Publicisten, James Bryce, „The Holy Roman Empire", entstand, zeichnet der Geschichtschreiber der Stadt Rom mit sicherer Hand und in kräftigen Zügen den Werdegang der beiden Gewalten, in denen sich der reichste Inhalt der Geschichte des Mittelalters verkörpert. Er weist nach, wie das Kaiserthum und das Papstthum, Erscheinungen von geschichtlicher Nothwendigkeit und jedes in seiner Sphäre der Ausdruck der höchsten und idealsten Bestrebungen ihres Zeitalters, in jenen furchtbaren Kampf geriethen, dessen wechselvolle Phasen den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Charakter verleihen. Hat das Papstthum, trotz schwerster Niederlagen und tiefsten Verfalls, den Anspruch auf die Weltherrschaft bis auf den heutigen Tag mit äußerster Zähigkeit festgehalten, so findet Gregorovius doch auch bei dem Kaiserthum, ja selbst bei den vorübergehenden Usurpationen, in denen sich, nach dem ruhmlosen Verzicht der Habsburger, die Idee des römischen Reichs fortsetzte, bis in die neueste einen Abglanz von der Universalität, mit der die Krone der Ottonen und der Friedriche umgeben war. So sucht sich der deutsche Gelehrte die Gewalt, mit der Napoleon I. das Weltreich Karl's des Großen zu erneuern strebte, und den schiedsrichterlichen Einfluß, den sein Neffe fast zwei Jahrzehnde lang über Europa ausgeübt hat, theilweis aus einer Nachwirkung der Reichsidee zu erklären. Und in einem unmittelbar nach der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs geschriebenen Nachwort, begrüßt er in der protestantischen Hohenzollern-Dynastie die Wiedererstehung eben dieser Reichsidee, so daß nunmehr der Ausgang des Reichs im Jahre 1806 heute nur wie ein Interregnum, das längste, welches die deutsche Geschichte kennt, erscheine. Uns will es scheinen, als sei diese Anknüpfung mehr in dem Gleichklange der Namen, als in der Wirklichkeit der Thatsachen begründet. Indem König Wilhelm auf dem Höhepunkte eines Nationalkampfes, in welchem die Geschicke Deutschlands sich mit wunderbarer Schnelligkeit erfüllten, die deutsche Kaiserkrone annahm, vollendete er die geschichtliche Entwickelung, welche der Idee des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gerade entgegengesetzt ist, und vor welcher dieses alte Reich unwiderbringlich verschwunden ist. Nicht mit dem Anspruch auf eine Oberherrschaft irgend welcher Art, sondern um der deutschen Nation den eigenen Staat zu gewähren, zu welchem sie von den Zeiten ihrer mittelaltrigen Mission her nicht hatte gelangen können, ist das Kaiserthum der Hohenzollern begründet worden. Mit ihm tritt Deutschland ebenbürtig ein in die Reihe der großen Nationalstaaten Europas, in seiner eigenen Wiedergeburt die sichere Gewähr darbietend gegen Herrschaftsgelüste, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Ueberlassen wir es daher den Poeten, in unserem deutschen Kaiser Wilhelm den Nachfolger Friedrich Barbarossa's zu feiern und seien wir eingedenk, daß dem neuen deutschen Volksstaat ganz andere Aufgaben zufallen, als dem auf immer begrabenen heiligen römischen Reich.

Der ausführlichste und interessanteste Aufsatz ist der letzte, der die Geschichte des Krieges der Freischaaren um Rom und Mentana erzählt. Dieser seltsame Kampf, eine der bezeichnendsten Episoden in dem trauer- und wechselvollen Drama der einzigartigen Stadtgeschichte von Rom, ist durch gewaltigere Ereignisse schon jetzt halb aus der Erinnerung der Mitlebenden entschwunden; der tragische Conflict, der ihn hervorrief, ist durch die Aufrichtung der italiänischen Herrschaft in der Siebenhügelstadt, wenn nicht gelöst, so doch beseitigt. War er jenes durch die Jahrhunderte sich hinziehenden Trauerspiels letzter Akt, oder, wie so viele andere vor ihm, nichts als eine neue Scene? Die Zukunft wird es lehren. Sie wird gerechter als wir zu richten vermögen zwischen dem Papst einerseits, der seine Rechte lieber durch die Wunder des Chassepots vertheidigen als nachgeben wollte, und dem Freischaarenführer andererseits, der sich für berechtigt hielt, die Kinder der italiänischen Patrioten in den sichern Tod zu führen, um die Kluft zwischen Italien und dem Papstthum zu einer unübersteigbaren zu erweitern. Dem Geschichtschreiber Rom's aber, der so viele Kämpfe um die Mauern dieser vielumstürmten Stadt aus dem Staube der Bibliotheken und der Archive wieder an's Licht der Gegenwart zu ziehen gehabt hat, ist das eigenthümliche Loos zugefallen, den Krieg der Freischaaren des Jahres 1867 als Augenzeuge mitzuerleben. Seine Erzählung, durch welche die Geschichte dieses Krieges der Nachwelt in anspruchslosester und getreulichster Schilderung überliefert wird, verbirgt keineswegs die Bewegung, mit der sein Gemüth erfüllt wurde, als Pius IX. die Thore Rom's verrammeln, als er, gleich Belisar, die schöne Anio-Brücke zerstören ließ, um die herandringenden Feindesschaaren aufzuhalten, und als Garibaldi, minder glücklich als jener Connetable von Bourbon, den vor Roms Mauern die tödtliche Kugel traf, sich zum Sturm auf eben diese Mauern anschickte. In den charaktervollen Gestalten des greisen Papstes und des greisen Volkshelden verkörperte sich vor dem bekümmerten Blicke des Historikers der unversöhnliche Gegensatz, welcher zwischen der Priesterherrschaft und dem italiänischen Patriotismus seit fast tausend Jahren besteht und der sich vom Mittelalter bis auf unsere Tage immer auf's Neue in todtfeindlichem Ringen bekriegt hat.

Inzwischen sind die Wunden von Mentana geheilt. Der große deutsche Volkskrieg hat, wie vieles andere, was faul und morsch war in Europa, auch den letzten Rest der weltlichen Herrschaft des Papstes zu Falle gebracht. Sie erlosch mit dem letzten Tage des Jahres 1870, nach tausendjährigem Bestande fast unbemerkt. Mit diesem Tage schloß eine lange und große Epoche der Stadt und des Papstthums ab. Der Geschichtschreiber bezeichnet den klanglosen Untergang der ältesten Macht Europas als tief tragisch; er erinnert aber zugleich an die ungeheuerliche Ueberhebung, mit der sich das Papstthum, verblendet durch die Erfolge des leichten Sieges von 1867 und in dem Wahn, auf die Fortdauer des französischen Schutzes zählen zu können, zu der aller menschlichen Vernunft hohnsprechenden Unfehlbarkeits-Erklärung hinreißen ließ. In dem Falle der weltlichen Gewalt erblickt Gregorovius mit Recht die nothwendige und gerechte Folge dieser frevelhaften Selbstvergötterung.

P. D. Fischer.

Schweiz.

Die Rigi-Eisenbahn.

Die „Illustrirte Zeitung" vom 16. September (Nr. 1472) bringt Abbildungen der merkwürdigen, dem schweizerischen Unternehmungsgeist und Gemeinsinn zur Ehre gereichenden, nach den Höhen des Rigi erbauten Eisenbahn mit ihren eigenthümlichen Lokomotiven, deren sinnreiche Constructionen so viele augenscheinliche Sicherheit gewähren, daß selbst der furchtsamste Reisende die gefährlich aussehende Bergfahrt, hinauf und herunter, ohne Bangen unternimmt. Von einem der vielen lieblichen

Anterplätze der Dampfschiffe am Vierwaldstätter See, von Vitznau, geht die Schienenleiter aus, auf der die Berg-Lokomotive mit ihrem Passagier-Waggon zunächst nach Rigi-Kaltbad, von da nach Rigi-Staffel und bald auch nach Rigi-Kulm hinaufklimmt. Besonders beim Heraustreten aus dem Tunnel, auf der halben Höhe des Rigi, sieht die Bahn, die dort, scheinbar wie ein schmaler, durch die Luft hinaufführender Steg, einen langen malerischen Viaduct über den tief unten brausenden Bergstrom des Schnurtobel bildet, sehr gefährlich aus. Aber die schweizerischen Ingenieurs, von denen wir die Herren Riggenbach und O. Zschocke (wahrscheinlich ein Sohn des deutschen Dichters) nennen, haben dafür gesorgt, daß uns das Gefühl der Sicherheit niemals verläßt. Vom Fuße der Eisenbahn geht eine in der Mitte zwischen den beiden Fahrschienen laufende, breite Zahnstange oder Stufenleiter aus, welche die Hauptlast und Verantwortlichkeit trägt, indem sie die unterhalb der Lokomotiven und Waggons laufenden Zahnräder mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes aufnimmt, festhält — sobald dies nöthig erscheint — und wieder entläßt. Jeder der unmittelbar, in einem Abstande von 33⅓''', auf einander folgenden schmiedeeisernen Zähne oder Sprossen der Leiter kann einen andern Griff der Zahn- oder Mittelräder packen und festhalten, so daß es in jedem Augenblicke, auch auf dem steilsten Abhange, den Bremsern möglich ist, Lokomotive und Waggon zum Stehen zu bringen. Gleichzeitig bildet die Zahnstange den Stützpunkt, an dem sich die kleine, den Waggon mit 30—54 Sitzen für Personen vor sich herschiebende Lokomotive bergwärts emporarbeitet und an welchem sie den dann hinter ihr laufenden, aussichtsfreien Waggon thalwärts mit mäßiger Geschwindigkeit hinabgleiten läßt.

Der Dampfkessel der eigenthümlich construirten, kleinen Berg-Lokomotive ist aufrecht gestellt, um bei der starken Steigung der Bahn die Abweichung des Wasserstandes auf das geringste Maaß zu beschränken. Durch eine eigene Vorrichtung kann die im Cylinder comprimirte Luft zur Regulirung der Bewegung bei der Thalfahrt verwendet werden, so daß durch gänzlichen Luftabschluß der Zug in jeder Steigung augenblicklich zum Halten gebracht werden kann. Die Lokomotive wiegt im betriebsfähigen Zustande 240 Centner und arbeitet mit 120 Pferdekraft. Es sind gegenwärtig drei Lokomotiven („Basel", „Lucern" und „Bern" genannt, zu Ehren der Städte, deren Bürger durch ihre Actienzeichnung und kräftige Mitwirkung das kühne Unternehmen möglich gemacht) in Thätigkeit. Jede Lokomotive führt nur Einen Personen-Waggon, doch folgen in der Regel — bei dem jetzt, Ende des Monats August, wo wir die Tour gemacht, sehr regen Verkehr — alle drei Lokomotiven unmittelbar, in Abständen von etwa fünf Minuten — hinter einander, sowohl hinauf, als herab. Es mochten wohl in der Zeit, wo wir uns auf dem Rigi befanden, täglich fünfhundert Personen hinauf und ebenso viele herab befördert werden, und da jede Person für die Hinauffahrt fünf und für die Herabfahrt 2½ Franken zu zahlen hat, so ist die Einnahme im Verhältniß zur Länge der Strecke ziemlich bedeutend, und sie soll auch bereits soviel Ueberschuß über die Betriebskosten gewähren, daß die Actien der Bahn, die seit dem 22. Mai d. J. eröffnet ist, 10 Proc. über ihren Emissionspreis bezahlt werden. Für das nächste Jahr will man die doppelte Zahl der bisher thätigen Lokomotiven in Betrieb stellen.

Unglücksfälle sind, bei den Sicherheits-Vorrichtungen der Bahn und bei der Umsicht, mit welcher das Unternehmen geleitet wird, bisher nicht vorgekommen. Betriebsstörungen haben sich allerdings insofern ereignet, als einigemal an einer der drei Lokomotiven ein kleiner, der Reparatur bedürfender Schaden eintrat. Augenblicklich wurde in diesen seltenen Fällen der Stillstand aller Züge, soweit dies nöthig war, durch Bremsen der Lokomotiven und der Waggons bewirkt. Konnte die Reparatur nicht sofort und rasch bewirkt werden, dann mußten die Passagiere des betreffenden Waggons freilich aussteigen und bis zum nächsten Haltepunkt auf eigenen Füßen wandern, während die schadhafte Lokomotive mit dem Waggon in eine Weiche beseitigt wurde, um dem folgenden Zuge freie Bahn zu machen; aber eine sonstige Beeinträchtigung der Reisenden und des Transport-Personals kam dabei nicht vor. Bedauert wurde nur, daß die Herren Ingenieurs nicht für eine größere Anzahl solcher Weichen gesorgt haben, indem sich dieselben nur bei der Wasserstation Gätterli, in Rigi-Kaltbad und in Rigi-Staffel befinden; doch soll diesem Mangel, wie wir vernehmen, in der Folge ebenfalls abgeholfen werden. J. L.

Frankreich.

St. René Taillandier über einige deutsche Lebens-Tragödien.*)

Gräfin Ahlefeldt, Heinrich und Charlotte Stieglitz und Heinrich von Kleist.

Herr Saint-René Taillandier, der Verfasser dieses noch aus der guten alten Zeit des friedlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland stammenden Buches, hat sich in seinem dreißigjährigen literarischen Wirken vorzugsweise mit deutscher Geschichte und Literatur beschäftigt. Hier bietet er uns (nach seinen Artikeln in der Revue des Deux Mondes) Studien über Charaktere aus der deutschen literarischen Welt, von welchen er glaubt, daß sie eine gewisse Analogie in dem krankhaften Wesen zeigen, dem die geschilderten Personen ihre psychologisch so merkwürdigen Lebensschicksale verdanken.

Mit Achtung gehen wir an die Anzeige dieses Buches. Herr Taillandier verbindet darin die überaus klare und lichtvolle Darstellung, deren sich die älteren französischen Schriftsteller gleich einer Tugend zu befleißigen pflegen, mit jener Gründlichkeit, die wir Deutsche so gern als eine Eigenthümlichkeit unseres Charakters betrachten. Er kann sich mit Recht das Zeugniß ausstellen, die Verhältnisse ebenso gewissenhaft studirt als wiedergegeben zu haben, ja, es ist ihm gelungen, sich so mitten in den Kreis seiner Studien hineinzuversetzen, daß man sagen darf, das, was er niedergeschrieben, sei durchaus deutsch empfunden und gedacht. Daß Herr T. eine sehr spezielle Kenntniß der modernen deutschen Literatur-Geschichte besitzt, dürfen wir kaum noch besonders hervorheben. Daß er dieselbe aber dazu benutzt, um an der Hand der Thatsachen und der Psychologie manche, wenn auch noch so geistreiche, doch schiefe Ansicht, welche neuere deutsche Literar-Historiker über die Helden dieser Lebens-Tragödien aufgestellt haben, zu berichtigen und dem Charakterbild derselben die natürlichen Farben wieder zu geben, ist ein Verdienst, das wir bereitwillig anerkennen wollen.

Gleich die erste Studie ist ein wahres Kabinetsstück von feiner Charakteristik und ebenso einfacher wie eleganter Schreibweise. Sie betrifft die Gräfin Ahlefeldt, die geschiedene Ge-

*) Saint-René Taillandier, Drames et Romans de la vie littéraire. La comtesse d'Ahlefeldt. Henri et Charlotte Stieglitz. Henri de Kleist. Paris, Librairie des Bibliophiles, 1870. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

mahlin jenes Adolph von Lützow, welcher als Anführer der „wilden verwegenen Jagd" Napoleon I. und seinen Franzosen ein so grimmiger und gefährlicher Feind war. Besondere Veranlassung, die Erinnerung an die fast vergessene Gräfin wieder aufzufrischen, hat dem Herrn St. René T. Fräul. Ludmilla Assing gegeben, in deren Hände die sämmtlichen, von der unglücklichen Frau hinterlassenen Papiere, ihre Briefe, Aufzeichnungen und Dokumente, von befreundeter Seite niedergelegt worden sind. „Wir haben sie vor uns, diese noch thränenfeuchten Blätter; berühren wir sie mit Sympathie und Achtung! Es bedarf hier eines aufmerksamen Blickes, eines durchdringenden Geistes, einer leichten und sicheren Hand. Wenn wir unsere Aufgabe unsern Wünschen gemäß erfüllen, so wird dies treue Portrait einer ausgezeichneten Frau, diese Entdeckung eines Romans der Wirklichkeit, in welchem edle Herzen im Spiele sind, zugleich ein ganzes Kapitel zur deutschen Social- und Literatur-Geschichte des 19. Jahrhunderts bilden."

Es folgt nun die wirklich mit Sympathie geschriebene Lebensgeschichte der Gräfin. Anziehend besonders ist der Abschnitt, worin die Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 geschildert wird. Eine gewisse Wärme, ja Begeisterung scheint den Autor erfaßt zu haben, als er niederschrieb, wie die edelsten Geister sich um Lützow schaaren, wie Frau von Lützow in Breslau die von Kampfeslust beseelten jungen Männer in die Liste des Freicorps einträgt, wie sie sich durch ihre patriotische Thätigkeit, durch ihr allzeit bereites diskretes und vermittelndes Wirken einen wahren Heiligenschein in den Augen der „schwarzen Jäger" erwirbt und nach dem schönen Worte Immermann's zur „Poesie der Armee" wird. Einmal jedoch wird Herr St. René T. von seiner Phantasie zu hoch geführt, indem er annimmt, Th. Körner sei in einer „großen Schlacht" gefallen. — Mit nicht minderer Sympathie ist das Verhältniß Immermann's zur Gräfin dargestellt und namentlich deren innerer Kampf der Entsagung, als Immermann wiederholt, zuletzt aber wohl in der Hoffnung auf ihre ablehnende Erklärung, um ihr Jawort zur ehelichen Verbindung bittet. Immermann wird ganz richtig als „poète incomplet, écrivain désordonné, mais certainement l'un des plus généreux esprits de l'Allemagne au XIXe siècle" bezeichnet; der bekannte Zirkel in Immermann's Hause bei Düsseldorf mit den glücklichsten Farben geschildert, und überhaupt die ganze damalige geistige Bewegung, an deren Spitze sich Immermann gestellt hatte, mit feinstem Verständniß beleuchtet. Mit Recht nennt der Verf. die Gräfin von Ahlefeldt die Muse, die Immermann inspirirte. Nach der Trennung von ihr, während seiner Ehe mit Marianne Niemeyer produzirte der Dichter nichts Bedeutendes mehr: der Einfluß ihres feinfühligen und anregenden Geistes war ihm entzogen und mit ihm die poetische Spann- und Schöpfungskraft.

Der Verf. verabsäumt nicht, darauf hinzuweisen, wie großherzig die Gräfin nach Immermann's Tode sich seiner Wittwe und seines Kindes annahm. — Er schließt seine Studie mit den Worten: „Stets, wenn man von den Kriegen des Jahres 1813 spricht, wird man die edle Frau in dem kleinen Saale in Breslau sehen, wie sie, schön, muthig, begeistert, die Schaar der schwarzen Jäger in den Kampf sendet; stets, wenn man sich mit der deutschen Literatur seit Goethe und mit jenem Immermann beschäftigt, welchen Heinrich Heine einen der größten Dichter seiner Zeit genannt hat, wird man sie sehen, wie sie sanft, wohlthätig, halb im Schatten verborgen, mit Anmuth das rauhe Genie des Autors von „Alexis" anregt und regelt. Gemahlin Lützow's, Freundin Immermann's, hat sie besonderen Anspruch auf Deutschlands Dankbarkeit; nicht minderen auf ein freundliches Andenken aller bevorzugten Geister: sie hat geliebt, sie hat gelitten, und diese reine, schmerzenreiche Erscheinung umschwebt ein Glanz unvergänglicher geistiger Schönheit!"

Was die Tragödie Heinrich und Charlotte Stieglitz betrifft, so ist dieselbe durch Heinrichs Neffen, Herrn Ludwig Curtze, welcher die Briefe seines Oheims an Charlotte kürzlich herausgegeben hat, von neuem in Erinnerung gebracht worden. Herr Taillandier hat diese Publikation zu seiner Studie herangezogen, ja vielleicht ist diese durch die Briefsammlung hervorgerufen worden. Aber ebenso wie der Herr Verf. fragt, welchen Beweggrund Herr Curtze bei der Herausgabe der Briefe wohl gehabt haben dürfte, da dieselben absolut nichts Neues für die Beurtheilung der Sachlage darbieten — ebenso möchten wir fragen, welchen besonderen Zweck der Herr Verf. selbst verfolgt haben mag, indem er durch seine Studie das Andenken an den Selbstmord der geist- und gemüthvollen, aber krankhaft überreizten Charlotte wieder wach rief? Die Studie ist spannend und ergreifend geschrieben — aber der Gegenstand hat nur noch für diejenigen eine besondere Anziehungskraft, in deren Erinnerung die Persönlichkeiten der beiden unglücklichen, durch ihre beiderseitige, geistige Selbstquälerei unglücklichen, Ehegatten noch fortleben. Die Motive zu Charlottens „That" sind bekannt; Zweifel darüber sind nicht mehr zu lösen; auch kann man nicht sagen, daß die That charakteristisch für die damalige Zeit gewesen. Sie war ein Ereigniß, das durch seine Eigenart frappirte, aber der deutschen Literaturgeschichte ganz fern liegt. Uebrigens aber hat Herr Taillandier Recht, dem Ausspruche Theod. Mundt's entgegenzutreten, daß es ein christlicher Gedanke gewesen sei, der Charlotten inspirirt habe. „Das gerade Gegentheil ist richtig: Charlotte war, ihrem Denken nach, nicht Christin, und eben deshalb ist sie gestorben."

In „Heinrich von Kleist, sein Leben und seine Werke" finden wir wiederum ein mit Meisterhand und unvergleichlicher Objektivität gezeichnetes Lebensbild. Der Verf. hat überall den richtigen Ton getroffen, um die Originalität in dem Geiste, die erhabenen, wiewohl oft barocken Schönheiten in den Werken, das düstere und zerfahrene Wesen in dem Gemüthe des kranken Dichters zu schildern. Sehr treffend ist der Ausspruch bei Gelegenheit des „Käthchen von Heilbronn": „Die Poesie hätte seine moralische Krankheit heilen sollen, und es war im Gegentheil die Krankheit, welche die Inspirationen seiner Poesie verunstaltete." Und auch darin erklären wir uns mit dem Verf. einverstanden, daß man sich hüten muß, Heinrich von Kleist mit Gustav Kühne und Anderen als einen politischen jungen Werther zu betrachten. Er war nicht das hochherzige Opfer eines beleidigten Patriotismus, sondern das Opfer einer zweifelnden und verzweifelnden Philosophie. G. H.

Belgien.

Ein König, ein Kaiser und die Vlamingen.

Der König der Belgier hat kürzlich bei seinem Besuche der Kunstausstellung in Gent den Beweis geliefert, daß er — was man bisher bezweifelte — die vlamische Sprache, die Sprache der größeren Hälfte seiner Unterthanen, versteht und spricht, und daß er die niederländische Kunst, diese ehr-

würdige Tochter der Memling, der Rubens und der van Dijk, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß. Devriendt ist der Name zweier Brüder, deren historische und religiöse Bilder auf der Ausstellung in Gent besonderes Interesse erregen. Eines dieser Gemälde stellt Jacobäa von Bayern dar, die bei Philipp dem Guten von Burgund um Gnade für ihren Gemahl bittet. Der König wandte sich an den Künstler, Herrn A. Devriendt, und wünschte ihm herzlich Glück dazu, daß sein Gemälde einen wahrhaft vaterländischen Charakter habe und daß er auch die Inschrift über demselben in vlamischer Sprache abgefaßt. Hierauf erwiederte der Maler: „Sire, die vlamische Sprache und die vlamische Kunst müssen zusammengehen, unter Ausschließung aller fremden Elemente. Wir streben danach, in allen unseren Aeußerungen, in allen unseren Zielpunkten vlamisch zu sein; wir sehen dies als das einzige Mittel an, die vlamische Kunst in ihrem alten Glanze wieder herzustellen." — „Dem stimme ich vollkommen bei," erwiederte der König dem augenscheinlich die Aeußerung des Künstlers wohlgethan hatte.

Dem Bruder des Letzteren, Herrn J. Devriendt, dessen Gemälde die h. Elisabeth von Ungarn, welche von den Bewohnern Eisenachs verstoßen wird, darstellt, sagte der König: „Ich muß Ihnen die Glückwünsche wiederholen, die ich Ihrem Bruder dargebracht. Was er in einem historischen Bilde geleistet, haben Sie in einem Gemälde von religiöser Tendenz an den Tag gelegt. Mit Vergnügen sehe ich, daß Ihre Arbeiten alle von einem tieferen Gedanken durchdrungen sind."

Sowohl die in vlamischer, als die in französischer Sprache erscheinenden, mit der belgischen Kunst sich beschäftigenden Blätter in Gent, Antwerpen und Brüssel haben uns Kunde von diesen treffenden Bemerkungen des Königs gebracht, welche ihm die Herzen der vaterländischen Vlamingen gewonnen zu haben scheinen.

Bei dieser Gelegenheit berichten die belgischen Blätter auch über ein Gespräch des Kaisers von Brasilien mit dem Dichter Hendrik Conscience. Der Kaiser, welcher kürzlich in Brüssel war, wünschte den berühmten Novellisten kennen zu lernen. Dieser erschien demnach bei einer großen Cour im königlichen Schlosse. Der Kaiser ging direkt auf ihn zu, sprach mit vielem Lob über seine Romane, die sowohl er selbst, als seine Gemahlin, die Kaiserin, sämmtlich gelesen habe, wobei er hinzufügte: „Es wundert mich, daß ein Dichter mit so großer Begabung, wie Sie, in vlamischer und nicht vielmehr in einer Sprache schreibt, die, wie z. B. das Französische, weit mehr verbreitet ist."

Conscience erwiederte darauf: „Sire, ich schreibe in meiner Sprache, weil ich darin allein in Wahrheit kann ausströmen lassen, was mein Herz fühlt und mein Kopf denkt. Ich schreibe für mein Land und mein Volk, welches ich liebe, und ich verlange keinen andern Beifall, als den dieses Volkes, wiewohl es klein an Zahl ist; von ihm wünsche ich verstanden und geliebt zu werden. Sire, ich bin Vlaming; ich bin stolz darauf, es zu sein und ich trachte, es zu beweisen in allem meinem Thun und Wirken."

Der Kaiser begnügte sich, darauf zu repliziren, daß er solche Gefühle ungemein hochachten müsse; seinerseits habe er durch das, was er gesagt, nur sein großes Interesse für den Dichter zu erkennen geben wollen.

Griechisches und römisches Alterthum.

Zur Kulturgeschichte des Alterthums.

Jemehr unser aufgeklärtes Zeitalter sich des Glaubens an althergebrachte Traditionen entschlägt, zu Gunsten eigener Forschung und der ausschließlichen Geltung selbstgefundener Resultate, um so mehr wächst unsere Erkenntniß des eigenen Zustandes wie desjenigen vergangener Zeiten. Noch nicht allzulange ist es her, daß die Geschichte der Kulturvölker des Alterthums nach diesen Grundsätzen behandelt worden ist und schon ist es dahin gediehen, daß an Stelle dessen, was bisher von jenen erzählt und geglaubt wurde, etwas völlig Neues getreten ist, was, wenn es auch in den bequemen Schlendrian unserer „Weltgeschichten" nicht mehr hineinpassen will, doch endlich Wahrheit an Stelle der Fabel setzt. Die Forschungen eines Boeckh, Duncker, Schömann auf dem Gebiet der orientalischen und griechischen, eines Niebuhr, Mommsen, Becker auf dem der römischen Völkerkunde sind heute ein Gesammtgut der ganzen gebildeten Welt geworden, und bilden einen Besitz, der in Einzelheiten wohl noch bereichert, in seinem Grundstock aber unangetastet, für immer erhalten bleiben wird. Auch das Kulturleben der Alten, vorzüglich der Griechen und Römer ist in den Bereich dieser Forschungen gezogen und wenn gründliche Kenner desselben — wir erinnern an Guhl und Koner's treffliche Zusammenstellungen — es unternahmen, dieses Kulturleben in populärer, doch gründlicher und würdiger Sprache, auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, so wurde ein solches Unternehmen von allen Seiten mit warmer Genugthuung begrüßt. Uns liegt heute der erste Theil eines Werkes des Hrn. Conrector emer. A. Forbiger*) vor, der sich gleichfalls dies letztere Ziel gesteckt hat, und zwar behandelt er in diesem ersten Bande das Leben der Römer in der Kaiserzeit. Das Gewand, in das er seine Darstellung kleidet, ist das einer Reise, die er einen von Wissensdurst getriebenen Griechen von seiner Heimat aus über Brundisium nach Rom zur Zeit des Marc Aurel antreten läßt, und die ihm Gelegenheit bietet, alle Seiten des öffentlichen und privaten Lebens eingehend zu erörtern. Diese Art der Darstellung ist nichts Neues; der „Anacharsis" und Becker's „Charikles" und „Gallus" erstrebten dasselbe Ziel in der Form des kulturhistorischen Romans. Wir meinen dies nicht als einen Vorwurf gegen den Verf., da uns im Gegentheil gerade diese Form der Behandlung für eine populäre Darstellung durchaus geeignet erscheint. Worüber sich mit dem Verf. rechten läßt, das ist vielmehr die Durchführung seiner Idee. Es scheint, daß Forbiger beide Methoden, die von Guhl und Koner gewählte einer rein sachlich-systematischen Darstellung und die Becker'sche Form des Kultur-Romans hat vereinen wollen und hierin begründet sich denn von vornherein die große Discrepanz zwischen Text und erklärenden Anmerkungen, da diese doppelt so viel Raum als jener beanspruchen.

Unserer Kritik wird freilich von vornherein die Spitze abgebrochen, wenn der Herr Verf. am Schlusse seiner Vorrede an eine wohlwollende und nachsichtige Beurtheilung einer Arbeit appellirt, die bestimmt ist, „eine fast 50jährige, schriftstellerische Thätigkeit zu beschließen" und wenn derselbe mit Hinweis auf

*) Dr. A. Forbiger, Hellas und Rom, Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer. 1. Abtheilung. 1. Band, Rom im Zeitalter der Antonine. Leipzig, Fues' Verlag, 1871.

die Aehnlichkeit zwischen Römern und Deutschen betreffs des Kriegsruhms und Kriegsglücks, warnend ausruft: „daß eine Sittenverderbniß, wie sie uns auch bei den Römern in diesem Buche entgegentritt, nothwendig zum Untergang führen muß."

Dennoch halten wir es für unsere Pflicht, unter Abstraktion von den „Anmerkungen", in denen eine in der That hervorragende Kenntniß der Schriftsteller des Alterthums sich bekundet, hier ein Wort über die Darstellung selbst zu sagen. — Wenn man vor etwas warnen will, so pflegt man auf den Wurm, der unter der gleißenden Hülle hervorblickt, doch gewissermaßen stets mit dem Finger zu deuten. Nun ist freilich Objektivität die Blüthe aller Darstellung; bange ist uns aber vor einer gar zu objektiven Darstellung des „schönen Lasters" in einem populären Buche, das auf jugendliche Gemüther vielleicht gerade den entgegengesetzten Eindruck hervorbringt, als den der Herr Verf. hervorrufen möchte. Will man den tiefen Abgrund der Entsittlichung schildern, der das römische Leben der späteren Jahrhunderte zerfraß, so ergreife man den Griffel eines Gibbon, oder die spitzige Feder eines Juvenal; will man wiederum das eigenthümlich römische Leben als solches schildern, so wird man gut thun, eine andere Epoche, als die Kaiserzeit zu erwählen, die uns nicht mehr den Römer, sondern den kosmopolitischen Wüstling zeigt, und diese Aufgabe in schlichter, prunkloser Weise durchzuführen. Wer beides auf geringem Raume vereinen will, der möge sich wohl vorher bedenken über die Art und Weise, in der er diese schwierigste der Aufgaben durchzuführen vermöchte.

Indeß, sollte nun wirklich einmal das öffentliche und häusliche Leben der späteren Römerzeit geschildert werden, so halten wir es doch nicht für unbedingt nothwendig, die Disposition der Schrift so zu entwerfen, wie der Herr Verf. es für gut befunden. Wir würden es für zweckentsprechender gehalten haben, die wirklichen, eigenthümlich römischen Lebenselemente dieser Zeit einfach in den Vordergrund zu stellen und schließlich einen Blick zu eröffnen in den bodenlosen Abgrund der Entartung dieser Epoche. Kunstvoller, aber auch vielleicht bedenklicher, hat der Herr Verf. es verstanden, den Modergeruch der Verwesung des Lebens seiner Zeit allen Theilen seiner Darstellung beizugeben, so daß diese athembeengende Schwüle uns bei der Beschreibung der Reise, wie der Ankunft in Rom bei der Darstellung des Stadt- und Landlebens, des Familienkreises und der öffentlichen Versammlungen beschleicht und nicht verläßt, bis wir die letzte Zeile des Buches gelesen haben. Das Werk scheint auf eine größere Ausdehnung berechnet — uns würde es daher erfreuen, wenn der Herr Verf. sich in den folgenden Abschnitten zu einer vielleicht weniger kunstvollen, aber unbedenklicheren Darstellungsform verstünde.

J.

Kleine literarische Revue.

— **Die Pacific-Eisenbahn, nach Schlagintweit.** *) Der berühmte Reisende des Himalaya hat neuerdings seine Forschung den Vereinigten Staaten zugewandt und giebt in diesem Werke einen Beitrag zur kosmopolitischen Kulturgeschichte. Aus den Quellen und eigener Beobachtung, indem er die Bahn ihrer ganzen Länge nach gleich nach ihrer Vollendung befuhr, schildert er die Entstehung und Beschaffenheit dieses Riesenbaues. Im Besonderen berichtet er vieles genau Eingehende über unsere in den Städten und Ortschaften an derselben lebenden Landsleute. Die Bahn führt durch eine Gegend, wo 227 deutsche Meilen lang keine Städte waren, welche erst durch dieselbe geschaffen wurden. Sie überschreitet Höhen von über 8000 Fuß; und wenn in Europa und Asien Klöster die höchstgelegenen Orte sind, so sind es in Amerika sehr charakteristischer Weise Eisenbahn-Bureaux, Postämter, Telegraphen-Stationen. Keine Gebirgsbahn in Deutschland hatte größere Schwierigkeiten zu überwinden, als die Felsengebirge bieten, und die Eisenbahn über die Sierra Nevada übertrifft an Großartigkeit weitaus alle bis jetzt vorhandenen Gebirgsbahnen. Anfangs war sie stellenweise unsicher gebaut; doch ist sie seitdem fortwährend verbessert, und kein nennenswerthes Unglück ist bis jetzt auf ihr vorgefallen. In den sogenannten Pullman'schen Hôtelwagen kann man so luxuriös fahren, speisen, schlafen, wie in Europa wohl nur Fürsten in ihren eigenen Wagen; und auch für die geistigen Bedürfnisse ist in ihnen gesorgt. Eingehender werden von dem Verf. zuletzt die Zustände in Californien besprochen, welcher Staat von der Natur in jeder Beziehung reich gesegnet ist. R. v. Schlagintweit sagt, daß er in den 4 Welttheilen, die er bereist habe, nirgends einen Sommer in einem angenehmeren, gesunderen Klima verlebt habe, als in San Francisco, der „Königin des Stillen Meeres", welche 1846 nur 600 Einwohner zählte und jetzt 170,000 hat. Die Sierra Nevada suche an Schönheit der Formen und der Pflanzenwelt ihres Gleichen: leider zerstöre man nur auch dort die Zukunft durch rücksichtslose Zerstörung der Wälder. — Dem Buche sind veranschaulichende Illustrationen und statistische Angaben über Stationen, Preise u. s. w., sowie eine Karte beigegeben.

K.

— **Zur deutschen Nationalgeschichte, von W. Baumann.** *) Mit Wohlgefallen haben wir den Aufschwung wahrgenommen, den das Studium, die Beschäftigung mit deutscher Geschichte, im Allgemeinen in den letzten Jahren genommen hat. Daß die großen Kriege der letzten Jahre hierzu wesentlich mitgewirkt, brauchen wir bei der Fluth von Schriften über diese Kriege kaum hinzuzufügen. Erfreulicher aber, als diese letztere Literatur, berührt uns die Forschung auf dem Gebiet der allgemeinen deutschen Geschichte, von der wir heute wieder eine neue Nummer zu verzeichnen haben. Wir wissen es dem Herrn Max Moltke aufrichtig Dank, daß er uns mit einer „Geschichte des deutschen Volkes in seiner Entwickelung zum Nationalstaat" beschenkt, entnommen aus dem Nachlasse W. Baumann's. Es wird uns hier eine Geschichte des deutschen Volkes in einem mäßigen Oktavband von 30—36 Bogen versprochen, deren Anschaffung durch die Ausgabe von 8—10 einzelnen Lieferungen erleichtert werden soll. Uns liegt heute die erste Lieferung vor, die auf 48 Seiten das germanische Zeitalter bis 476 und den Anfang der römisch-germanischen oder fränkischen Periode, von 476—800, umfaßt. Und man glaube nicht, daß der kleine Umfang die Arbeit zu einer oberflächlich-seichten Compilation gemacht hat. Der Verf., der unbedingt ein geschichtskundiger und selbstdenkender Mann gewesen sein muß, hat es mit seltener Oekonomie verstanden, auf wenigen Blättern die Anfänge der Entwickelung nicht nur des staatlichen, sondern ebenso sehr des socialen, religiösen, häuslichen, des Kulturlebens in einem Wort zu geben, indem er sich dabei mit richtigem Verständniß an die alten Autoren anlehnt

*) Die Pacific-Eisenbahn in Nord-Amerika. Von Robert von Schlagintweit. Köln und Leipzig, E. H. Meyer (M. Lengfeld'sche Buchhandlung).

*) Leipzig, Max Moltke, 1871.

sie öfters, wie hier den Tacitus, besonders wörtlich citirend. Daß das Buch auch seine Mängel habe, wie z. B. die willkürliche Orthographie, die weder der alten noch der modernen Schreibweise vollständig folgt, die Voranstellung der Kulturgeschichte einer Periode vor die politische, brauchen wir hier nur leicht zu berühren, um vielleicht in den folgenden Lieferungen, denen wir mit Spannung entgegen sehen, ihre Beseitigung wahrzunehmen. J.

— **Ein deutsches Kaiserbuch**, oder „Kurze Geschichte der römisch-deutschen Kaiser und der preußischen Könige bis auf Wilhelm den Siegreichen" bietet uns der Luckhardt'sche Verlag zu Leipzig in angemessener Ausstattung. Das Buch ist bestimmt, ein Volksbuch zu sein und trifft den Ton desselben ziemlich gut. Selbstverständlich geht ein Zug wärmster patriotischer Begeisterung, wie er unserer Zeit mit Recht eigen ist, durch die kleine Schrift. Ihr Werth würde sich noch erhöhen, wenn sie alle jene Anekdötchen, die zur Charakteristik unserer Kaiser im Volksmunde umherlaufen und die seit Jahrzehnden durch die kritische Forschung fast insgesammt widerlegt sind, von sich fern gehalten hätte.

— **Die Piccolomini.** Unter dem Titel: „Octavio Piccolomini als Herzog von Amalfi, Ritter des goldenen Vließes, deutscher Reichsfürst" rc. hat A. Freiherr v. Weihe-Eimke eine „Quellen-Studie aus dem Schloß-Archive zu Nachod" veröffentlicht, die sich, im Anschluß an die Studie über Max Piccolomini, das Ziel steckt, die Geschicke der historischen Piccolomini genetisch darzustellen. Der Stoff ist indeß so wenig allgemeiner Natur, das Geschick Octavio's zeichnet sich so wenig von dem anderer Sterblicher aus, daß das Publikum für diese Studien ein sehr beschränktes bleiben dürfte, was auch, der Widmung an die Prinzessin Wilh. zu Schaumburg-Lippe gemäß, von vornherein beabsichtigt sein mag, umsomehr als die beigebrachten Archivalien, eben nur die dem Octavio gemachten Schenkungen, Verleihungen rc. betreffen.

— **Lecky's „Sittengeschichte Europa's** von Augustus bis auf Karl den Großen" hat nun wirklich einen Uebersetzer gefunden und zwar gerade denjenigen, von dem wir bei Anzeige des englischen Originals hofften, er würde sich die Mühe sparen, dieses oberflächliche Buch zu verdeutschen, Herrn Dr. H. Jolowicz.*) Wir brauchen unserm damals abgegebenen Urtheil nichts hinzuzusetzen und müssen nur beklagen, daß dieses Opus nun doch bei uns auf den Markt gebracht ist. Herr Lecky verdient wirklich nicht unser Interesse: er kennt nicht einmal unsere Sprache. Bei einem Thema, wo es so auf philologische Kenntnisse ankam, wie bei dem von ihm gewählten, kann man denken, was dabei herauskömmt, wenn ein Autor die Sprache nicht kennt, in welcher die größten philologischen Forscher ihre Untersuchungen niedergelegt haben. Lehrreich ist gleich das erste Kapitel, allgemeinen Inhalts: „die Naturgeschichte der Sitten" philosophisch behandelnd. Von deutscher Philosophie kennt der Schriftsteller kein Wörtchen; er citirt nur in einer Anmerkung einmal Jocoby aus Barchou de Penhoën's Histoire de la philosophie allemande; sonst kritisirt er seine Landsleute und die Encyclopädisten. Ist ein solcher Mann berufen, die Sittengeschichte Europa's zu schreiben? Ist eine solche Sittengeschichte werth, ins Deutsche übersetzt zu werden?

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung. 1870.

Literarischer Sprechsaal.

Wir gedenken heute an verschiedenen Stellen unserer Zeitschrift des Riesenwerkes der amerikanischen Pacific-Eisenbahn und des kühnen und genialen Unternehmens der schweizerischen Rigi-Eisenbahn. Damit in harmonischer Uebereinstimmung wollen wir nun auch, obwohl vorläufig nur mit wenigen Worten, der Völker und Meere verbindenden italiänischen Montcenis-Eisenbahn gedenken, die am 17. September feierlich eröffnet wurde. Was sind alle sieben Welt- und Bauwunder des Alterthums im Vergleiche mit diesem, die Kuppen der Centauren und Giganten, den Ossa und den auf ihn gethürmten Pelion, untergrabenden und überwindenden Minirerweg von zwei Längenstunden (zu Fuß), den ein neuer Virgil und ein neuer Dante, wenn sie Italiäner wie diese beiden Dichter wären, den Eingang in das Paradies einerseits und den in die Hölle andererseits zu nennen die poetische Berechtigung hätten. Die italiänischen Ingenieurs haben durch diesen Bau bewiesen, daß ihre Landsleute nicht aufgehört haben, die Erben und directen Nachfolger der genialen Unternehmer jener gigantischen Römerbauten zu sein, deren Ueberreste und Ruinen wir heutzutage noch bewundern. Auch die Erbauer der Alpenbahnen über den Sömmering und den Brenner waren Italiäner, und mit staunenswerther Perspicacität haben diese Männer in den beiden seitdem verflossenen Jahrzehnden gelernt und erfunden, um auf den von ihnen kühn in Angriff genommenen, bisher unbetreten gewesenen Bahnen Fortschritte zu machen, in Folge deren sie von keiner anderen Nation überholt werden können. Den Schild, mit welchem Brunel, bei Erbauung des Themse-Tunnels, sich und seine Mitarbeiter-Compagnie gegen die andringenden Wasser des unterwühlten und darüber wüthend gewordenen Stromes schützte, haben die Erbauer des Montcenis-Tunnels durch einen Riesenfächer von Schilden ersetzt, der ein ganzes Bataillon von Bauleuten zu decken vermochte und dessen von Dampfkraft belebte innere Kanäle ihnen zugleich in der meilenlangen Berghöhle die nöthige Lebensluft, das Wasser und die Baumaterialien zuführten. Welche Energie und Ausdauer gehörte dazu, um mitten unter den Revolutionen und Kriegen, die während der Bauzeit auf der Oberwelt Italiens stattfanden, diesen unerhörten Durchstich in der Unterwelt auszuführen! Kein erheblicher, Menschenleben zerstörender Unfall ist während der ganzen Bauzeit gemeldet worden, und ein Erfolg ohne Gleichen hat das Wagniß ohne Gleichen gekrönt. J. L.

In der Revue des deux Mondes vom 1. September befindet sich eine Abhandlung mit der Ueberschrift „Die Pariser Commune von 1588", von Alfred Maury, worin dieser nachweist, daß das Trauerspiel, welches im J. 1871 auf den Straßen von Paris gespielt, nicht zum erstenmale aufgeführt, sondern an derselben Stelle in einer zum Verwechseln ähnlichen Weise bereits vor beinah dreihundert Jahren in Scene gesetzt worden sei. Kurz vor und nach dem Tode Heinrich's III. hatte der Vorwand, daß die Kirche Frankreichs durch einen protestantischen Thronerben bedroht sei, in Paris Aufstände und Barrikadenbauten, Communalherrschaft und Terrorismus, Belagerung und Einnahme der Stadt in ganz ähnlicher Weise wie im J. 1871, zur Folge. Es ist aus jener Zeit ein Wort Heinrich's IV. erhalten, welches lautet: „Ein Volk, und besonders das von Paris, ist ein Vieh, das sich bei der Nase herumführen läßt." Dieses Wort ist noch heutzutage auf das Pariser Volk, das sich bald von einem Napoleon und

bald von einem Gambetta, bald von einem Ollivier und bald von einem Thiers an der Nase herumführen läßt, anwendbar geblieben. Dem Pariser Volke gegenüber hat derselbe hohle Pathos und dieselbe schamlose Verlogenheit im Jahre 1588, wie in den Jahren 1792, 1830, 1848 und 1871 dieselbe Einschüchterung und denselben Leithammel-Folgegeist zu Wege gebracht. Bereits im 16. Jahrhundert bediente sich der Aufstand ganz gleicher Mittel, wie in unserer Zeit, um das dumme Volk auf seine Seite zu bringen. Wie jetzt, ward auch damals das zu seinem Schutze bewaffnete Bürgerthum perplex gemacht und, statt sein Eigenthum zu beschützen, half es dem Pöbel bei seiner Plünderung und Mordlust. Die Truppen des Königs Heinrich's III. und Katharina's von Medici verließen damals Paris, unter dem Vorgeben, kein Bürgerblut vergießen zu wollen, feig und verächtlich, ganz so wie es in den späteren historischen Katastrophen geschehen, und nach dem siegreichen Einzuge Heinrich's IV. stimmten dieselben Fanatiker, welche den ketzerischen Bearner lebendig hatten verbrennen lassen wollen, ein Hosianna! nach dem andern an.

Die erste Nummer des „Bildungs-Verein", Centralblatt für das freie Fortbildungswesen in Deutschland und „Organ der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung"*) ist soeben ausgegeben worden und spricht sich im Einleitungs-Artikel über die Aufgabe des Blattes aus, hauptsächlich bestehend im Aufsuchen der Mittel und Wege zur Herstellung von praktischen Organisationen, welche der Masse des der Schule entwachsenen Volkes die Möglichkeit weiterer Fortbildung gewähren und es dauernd mit dem Kultur- und Geistesleben unserer Nation in Zusammenhang halten. Die Blicke der gesammten Welt haben sich in Folge des letzten großen Krieges auf Deutschland, als dasjenige Land gerichtet, in welchem angeblich die Volksbildung allgemein verbreitet sein und das darum hauptsächlich solche Triumphe über das zurückgebliebene französische Volk gefeiert haben soll. Nun ist allerdings richtig, daß die Volksbildung in Deutschland hoch über der von Frankreich steht, aber ob sie wirklich hier so allgemein verbreitet, daß sie uns auch gegen fanatische Socialisten und Communisten, gegen die Heimsuchung einer Volksbarbarei, wie sie sich unter der Herrschaft der Commune in Paris gezeigt, zu schützen vermag, darf doch, namentlich gerade in den Hauptstädten des Landes und in den großen Centralpunkten der Manufacturen und Fabriken, bezweifelt werden. Wenn es möglich ist, daß dergleichen Centralpunkte im Königreich Sachsen Männer, welche Bewunderer der Pariser Commune sind, als ihre Vertreter in das deutsche Reichsparlament wählen, dann hat man doch wohl Ursache, auch über die allgemeine Volksbildung in Deutschland bedenklich den Kopf zu schütteln. Nicht minder haben einige bekannte Vorgänge in Berlin dem Bildungsgrade eines Theiles des Arbeiterstandes dieser Hauptstadt gerade kein günstiges Zeugniß gegeben. Also gehen wir ja nicht zu weit in unserer Selbstbespiegelung und in der Bewunderung der eigenen socialen Zustände im Vergleiche mit denen des Auslandes; nehmen wir vielmehr jede Gelegenheit wahr, die sich uns darbietet, mehr Licht und Bildung in unserem Volke zu verbreiten, und unterstützen wir mit allen Mitteln jene Vereine, die sich in Deutschland zur Förderung dieses schönen Zweckes bilden.

*) Redigirt von Dr. Franz Leibing. Alle 32 Tage erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich 7½ Sgr. Berlin, M. Driesner, Klosterstraße 72.

Das Verhältniß Chinas zur christlich-europäischen und amerikanischen Welt, das sich vor einigen Jahren durch die geschickte Vermittelung des in chinesische Staatsdienste übergetretenen amerikanischen Diplomaten Mr. Burlinghame so glücklich zu gestalten begann, ist seit dem Ableben dieses wahrhaft kosmopolitischen Staatsmannes wieder recht bedrohlich geworden. Ein Artikel der in solchen Dingen gut unterrichteten Newyorker „Nation" vom 17. August giebt darüber folgende Auskunft:

„Während der Jahre 1867, 1868 und 1869 haben sich die Uebergriffe Chinas gegen die Fremden stets vermehrt, und sind immer ernsterer Natur geworden. Sehr bald nahmen sie den Charakter eines combinirten und weitverzweigten Angriffs auf die ganze Christenheit, mit Einschluß der Convertiten und insonderheit auf die Missionäre an. Anklagen der schrecklichsten Art gegen die Lehrer der christlichen Religion wurden in officieller Form erhoben und weit und breit veröffentlicht. Ein Buch, das den Zweck hatte, das Christenthum zu verhöhnen und mit den empörendsten Lügen gespickt war, ist anerkannterweise mit Zuthun hochgestellter Behörden veröffentlicht und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet worden mit der Absicht, den Fanatismus der unwissenden niederen Volksklassen zu entflammen. Die Bewegungen gipfelten endlich in dem Massacre von Tien-tsin, das ganz öffentlich durch die Lokal-Behörden angezettelt und befördert worden war, und welches die ganze Christenheit aufschreckte. Die am Meisten Betroffenen waren vorzüglich französische Unterthanen, aber alle Repräsentanten auswärtiger Mächte zu Peking unterstützten die Schadenersatz-Forderung des französischen Gesandten. Die chinesische Regierung schob die Sache hinaus, verurtheilte aber endlich einige untergeordnete Beamten zum Tode und ließ höher gestellte, die verantwortlicher waren als jene, unbestraft, erbot sich jedoch, eine Entschädigungs-Summe zu zahlen. Die neuesten Nachrichten zeigen, daß diese Angelegenheit schnell einer Krisis zutreibt. Die kaiserliche Regierung weigert sich jetzt nicht nur, die versprochene Entschädigung zu bezahlen, sondern hat sogar die formelle Forderung an die auswärtigen Gesandten gestellt, „daß die Frauenerziehungs-Schulen abgeschafft werden, daß jeder Unterricht männlicher Angehöriger des Reiches in einem Bekenntniß, das den Lehren des Confucius zuwider sei, verboten werde, daß die Missionäre als chinesische Unterthanen betrachtet werden sollen, und daß Frauen in der Eigenschaft von Missionären im Reiche nicht zugelassen würden."

Die ultramontanen Blätter scheinen, wie die „Bauhütte" bemerkt, Ordre zu haben, gegen den Freimaurer-Bund vorzugehen: sie überbieten sich allerwärts in der Gehässigkeit und Verlogenheit ihrer Angriffe. So hat u. A. auch das „Linzer Volksblatt", herausgegeben von J. N. Faigl, einen Leitartikel mit der Ueberschrift: „Ein höchst gefährlicher Spitzbubenbund", der mit den Worten beginnt: „Eine der traurigsten Erscheinungen unserer Zeit ist die Ausbreitung eines Schurkenbundes zum gegenseitigen Schutze für Verbrechen." Sodann wird ein angeblicher Eid der ungeheuerlichsten Art mitgetheilt, worin nicht Eine wahre Silbe enthalten und behauptet: „dieser schurkische Schwur ist der Schwur der Freimaurer."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 1[?].

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 7. Oktober 1871. [Nº 40.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Wetter über dem Vatikan.

Es giebt Witterungskundige, welche beobachtet haben wollen, daß das erste Gewitter im Frühling maßgebend für alle folgenden desselben Jahres sei. Selbst die Richtung, aus welcher sie kommen und wohin sie gehen, bleibe sich gleich. Man kann in der Geschichte etwas Aehnliches nachweisen. Wir wenden das auf unsern Gegenstand an. Als wir auf die vorliegende Schrift: „Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Blitzstrahl wider Rom von Franz von Baader" (vgl. „Magazin" Nr. 14, 1870) dringend hinwiesen, war die Bewegung in der römisch-katholischen Kirche, hervorgerufen durch das ökumenische Concil, schon sehr stark. Aber die Dinge waren noch nicht zur Reife gekommen. Jetzt sind sie es vollauf. Die Bewegung jetzt ist selbst eine ökumenische, also der ganzen katholischen Welt, geworden. So eben ist auch eine zweite und zwar verbesserte und erweiterte Auflage obiger Schrift erschienen.*) Die Infallibilität des heiligen Vaters hat selbst gezündet, wider Willen gezündet. Es giebt jetzt Blitz gegen Blitz. Die Gemüther sind mehr als aufgeregt. Die Geister entbrennen. Aus einem Gewitter sind viele geworden. Wie sie sich in Deutschland austoben werden, dürften wir aus den Versammlungen der Katholiken, namentlich aus denen der Altkatholiken zu München, demnächst erfahren. Aber auch in Italien, in Rom entbrennt es überall; noch dazu ist politischer Brennstoff hier in dichten Massen vorhanden. Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß auch der „Blitz" Baader's vielfach in Deutschland, wie in andern Ländern, eingeschlagen hat, schon weil die erste Ausgabe jener Schrift vergriffen worden ist. So ist also in diesem Jahre auch unser Gewitter, in derselben Richtung, wiedergekehrt. Die Blitze kreuzen sich jetzt aber nicht bloß über Rom, sie kreuzen sich bereits über dem Vatikan.

*) Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung, 1871.

Obigen „Blitz" Baader's, als ein ganz eigenthümliches, literarisches Phänomen, muß man nicht bloß aus kritischen Berichten, sondern aus seinem eigenen Texte kennen lernen, selbst lesen und wieder lesen, um ein für allemal in das gründlich eingeweiht zu werden, um was es sich jetzt in der römisch-katholischen Kirche handelt. Der große Denker spricht in dieser Schrift eine so populäre Sprache, daß jeder Gebildete, ungeachtet der genialen Schlaglichter, mit welchen der Philosoph die Kirchengeschichte beleuchtet, und selbst das spekulative Gebiet der Religions-Philosophie erhellt, ihm ohne Mühe folgen kann. In der ganzen Darstellung findet sich die glückliche Ineinsbildung des Blitzes der Gedanken mit dem Donner der Rede. Wer die höchst originelle, die Wahrheit auf den Punkt treffende Stylweise Baader's kennen lernen will, erkennt sie aus dieser Schrift sicher und wird sich davon überzeugen, wie Baader's Sprache auch reich an Schönheiten ist, zumal in der Combination des Analogen, daher auch im spekulativen Witz und Humor.

Die trefflichen beiden Vorreden zur ersten und zweiten Auflage, des Herausgebers, dessen ebenso tiefe, wie belehrende „Anmerkungen", am Ende das „Schlußwort", vollenden Alles zu einem großartigen Ganzen, und müssen auf Jeden, der noch empfänglich ist, auf Jeden, der ein Verlangen nach wissenschaftlich begründeter Wahrheit hat, einen außerordentlichen, bleibenden Eindruck zurücklassen.

Der Herausgeber, Professor Dr. Franz Hoffmann, hat sich auf's Neue im höchsten Grade verdient gemacht durch die Veröffentlichung des Baader'schen „Blitzes", wie längst durch die Gesammtausgabe der Schriften dieses eminenten Denkers.

Wir gehen nun noch etwas näher ein auf den speziellen Inhalt der gegenwärtigen Schrift, da anzunehmen ist, daß noch immer ein beträchtlicher Theil des Publikums die erste Auflage nicht zu Gesicht bekommen hat.

Der Primat Petri, wiefern es sich um einen sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, um die daraus fälschlich gezogenen Consequenzen und die absolute Herrschaft des Papstes handelt, eine Herrschergewalt, die sich auch auf den Himmel und die Ewigkeit erstrecken soll, wird von Baader als durchaus unhaltbar nachgewiesen. Weder durch die heilige Schrift lasse sich der Primat Petri und ein absoluter Papst begründen, noch durch die Stimmen der Väter, noch durch die Vernunft, so daß also auch die Wissenschaft deren Unmöglichkeit zu beweisen vermag. Baader führt diesen Beweis schlagend. Und vernimmt man, wie hier, die Stimmen der Väter, die alle jene Anmaßung ablehnen, so muß man allerdings fragen, wie der heutige Papst oder auch so Viele seiner Vorgänger dazu gekommen sind, jene gewichtigen Aussprüche völlig zu ignoriren, oder ob sich ihre Studien nie bis auf die Patristik erstreckt haben. Es ist entweder eine himmelschreiende Willkür oder eine wahrlich nicht zur Ehre gereichende Unwissenheit, welche die Statthalter Christi dadurch zu erkennen geben. Kirche und Kirchenstaat, Mönchswesen und Weltpriesterthum, das Wesen der christlichen Gemeinde, die päpstlichen Anmaßungen über sie und die weltlichen Fürsten, und, was besonders wichtig ist, der Kirchenfluch werden einer scharfen Kritik unterworfen. Man lese S. 47 den Fluch, welchen Clemens VI. gegen Ludwig den Bayer schleudert. Wenn der Teufel einen Preis

aussetzte für den kräftigsten Fluch der Hölle, so würde jener Papst ihn sicher für jenen Fluch aller Flüche erhalten haben.

Den hochsinnigsten Freimuth, die edelste Gerechtigkeit des Urtheils beweist unser Autor bei Gelegenheit der Reformation, wie der morgenländischen und abendländischen Confessionen, indem er die Synodalverfassung nicht genug zu rühmen weiß. Auch der Jesuitismus kommt an die Reihe, die neuesten Bewegungen in der Theologie, freilich auch ihre gränzenlose Starrheit. Das über David Strauß Gesagte ist von unendlicher Tiefe und Wichtigkeit.

Ueberall gelangt der Verfasser zu dem ganz richtigen Ergebniß, daß die wahre Religionswissenschaft, welche Vernunft und Ueberverunft zu ihrem Rechte bringen, aber auch ausgleichen soll, mit Bezug auf die Natur und mit Bezug auf die Geschichte, ganz und gar hinter ihrer Idee zurückgeblieben ist. Und wenn der scharfsinnige Denker schon der damaligen Naturphilosophie so erhebliche Vorwürfe macht, was würde er erst von unsern heutigen Materialisten, krassen Empirikern, denkschwachen Pantheisten und frechen Atheisten gesagt haben! Gewiß, er hätte sie unter aller Kritik befunden. Der Blick in die Zukunft, die großartige Auffassung Baader's der Gegenwart macht sich u. A. in folgender Stelle bemerkbar. Er sagt: „Man lasse die schon begonnene Scheidung des Katholicismus vom Papismus sich frei gestalten, so wird sich auch die altgläubige griechische Religion und Theologie, sowie der Protestantismus anders, und zwar nicht revolutionirend, sondern evolvirend gestalten, und die Union derselben wird sich von selbst frei und im Stillen, d. h. wurzelhaft, machen." — So spricht einer der edelsten, scharfsinnigsten Katholiken. Wir finden in dieser Schrift auch die tiefsten Bemerkungen über den christlichen Glauben, über die Lehre von den letzten Dingen, in einer so eigenthümlich neuen, fruchtbaren Fassung, daß man erstaunt. — S. 64 offenbart sich, bei Gelegenheit des Todes, der eigentliche Lebensnerv des Baader'schen Denkens. Baader hat immer die ganze Metaphysik des Staates, der Kirche, der Natur, der Geschichte, der Erde, des Universums, der Religion, Wissenschaft und Kunst vor Augen, und arbeitet darin, und bringt es zu ganz unerhörten, wahrhaft befriedigenden Resultaten, daher auch zu einem wahren Theismus, zu einer Unsterblichkeitslehre und Begründung der Freiheit, wie die meisten der Heutigen von dergleichen nichts ahnen. Sein Liberalismus ist ebenso kühn, wie sein Glaube stark, sein Wissen von Gott unwandelbar. Er weist der Vernunft die freiesten Bahnen an, und hält das stets hoch und heilig, was höher als alle Vernunft ist. Das Tiefste, was je ein Denker aussprach, lese und durchdenke man im Zusammenhange beider Seiten 64 und 65.

Diese Schrift Baader's, dieser Blitz ohne Gleichen, wenn sie von geschickter Hand in's Italiänische übersetzt würde, mit tief geschöpften Erläuterungen begleitet, könnte Pio Nono auf einmal überzeugen, welche unermeßliche Kluft gerissen ist zwischen der deutschen und der romanischen Anschauung des Christenthums, und in welchen radikalen Irrthümern sich der vermeinte Infallible befindet. — Alles auch, was der Herausgeber beibringt, ist geistvoll, tief, ebenso vielseitig im Wissen, im Umblick nach allen Richtungen, wie fein treffend im Urtheil. Die Anmerkungen sind voll des gediegensten Gehaltes. So die in den Nummern 82, 83, 84. — Wir bringen bei dieser Gelegenheit Franz Hoffmann's philosophische Schriften in Erinnerung und empfehlen sie angelegentlichst. — Man kann oft kleinmüthig darüber werden, wie verlassen heute die Religions-Philosophie ist, wie flach, schaal oder mit der engsten Enge des Buchstabens behaftet, die vollendete Religion, das Christenthum, in Betracht gezogen wird; um so mehr wünschten wir, daß Franz Hoffmann nicht bloß das Baader'sche System uns darstellte, sondern auch eine Religions-Philosophie ausführte!

Alexander Jung.

Gesetzgeber habt Acht!

Wie im Kleinen, so im Großen, laut Zeugniß der Geschichte, folgen Extreme auf Extreme und beherrschen, oftmals recht einseitig und widersinnig, die Welt im Großen wie im Kleinen. Zu den wesentlichsten Gefahren dieses Willens-Mißbrauchs gehört in unseren Tagen von Seiten der gebildeten Völker eine vorherrschende Sucht, weil die Regierungen früher zu viel regiert, weil sie allzu peinlich die freie Bewegung der Staatsmitglieder überwacht und gemaßregelt haben, ihnen für die Folge jedes, sogar das vorsichtigste und weiseste Regiment unmöglich zu machen. In einigen kleineren Staaten ist dieses herrschende System dahin entartet, daß die zur Regierung Berufenen fast allein noch die Regierten sind. Anstatt ihnen nur den Mißbrauch ihrer Vollmachten unmöglich zu machen und sie zu dem umzuschaffen, was sie vor Gott und Menschen sein sollen, zu den ersten Dienern des Staates, nimmt man ihnen Vollmacht und Verantwortlichkeit. An ihrer Stelle unterzieht man sich von Seiten des Volkes sauren Regierungs-Lasten, dem bürgerlichen Berufe Zeit und Mühe raubend und durch die Menge der Köpfe, wie gewöhnlich, weit schlechter regierend, als die nunmehr nutzlos bezahlten Beamten, bei weiser Beaufsichtigung, es gethan haben würden. Autorität und Zwang sind mehrfach so verrufene Worte geworden, daß gewisse Parteien nur nach deren gänzlicher Ausrottung ihre und Anderer Glückseligkeit für möglich halten.

Von dieser Mode-Ueberspanntheit unserer Tage lassen sich sogar unabhängig regierte Staaten beherrschen: Napoleon, trotz seiner durch wiederholte Plebiscits erhaltenen Vollmacht: „in Frankreich das Kaiserthum ungeschmälert zu erhalten", wagte es nicht, die offenbarsten Wühlereien für Republik und Umsturz rechtzeitig zu unterdrücken. Ein anderer großer Staat, aus verschiedenen Nationen gebildet, setzt sich dem sicheren Untergange durch Anarchie aus, weil er seine Autorität nicht geltend zu machen wagt, um bei aller Gerechtigkeit gegen seine übrigen Volksstämme dem seither leitend gewesenen Hauptstamme seine vorwiegenden Gerechtsame zu bewahren. Die Wissenschaft lehrt, daß fast alle europäischen Nationen, trotz großer sprachlicher Verschiedenheit, einer und derselben Abstammung sind. Anstatt dieses, Frieden und Versöhnung gebietende Ergebniß neuester Sprachforschung zur allmählichen Herstellung der Völker-Einheit zu benützen, bewilligt man, gleich muthlos als unweise, jedem Natiönchen Sonderrechte, welche Zwiespalt und Haß erzeugen und den allmählichen Verfall des Staates vorbereiten.

Viele Gesetzgeber scheinen in muthloser Unentschlossenheit oder in zu weit gehender Philanthropie vergessen zu haben, was in der Ausführung strafbar ist, sei es nicht minder bereits in der Vorbereitung, müsse daher im Keime unterdrückt, vor Versuchung der Ausführung bewahrt werden. Man läßt bei hellem lichten Tage Umsturz-Parteien sich bilden, und hört in gesetzgebenden Versammlungen es lachend an, daß Führer öffentlicher Verschwörungen das Bestehende mit sicherem Verderben bedrohen. Man bleibt dagegen ohne Mitleid, wenn solche Verschwörer, immer kecker werdend, endlich dem Gesetz verfallen und Tausende ihrer Anhänger mit sich in's Verderben stürzen, nachdem ihr zur Beunruhigung friedlicher Bürger und zur Störung weiser, nicht

aus niedriger Furcht vor Gewalt entsprossener Staatsentwickelung dienendes Gebahren Jahrelang ohne Warnung und Strafe geblieben ist.

Diese leider von vielen aufgeklärten und genialen Geistern getheilten Mißgriffe der Gegenwart ließen sich — Besseres vorbehalten — gründlich heben, wollten die Gesetzgeber es sich zum unverbrüchlichen Grundsatz machen, mit höchster Freisinnigkeit alle staatlichen und kommunalen Freiheiten zuzugestehen, jedoch nur unter der ganz unerläßlichen Bedingung, daß Niemand seine Freiheit zur Unterdrückung oder Gefährdung der Freiheit Anderer mißbrauche, noch dieselbe mit Gewalt erstrebe, gleichviel ob diese offen oder verdeckt, durch That oder Einschüchterung geübt werde.

Auf gewerblichem Gebiet ist jede Verpflichtung, welche den freien Willen eines Anderen zeitweise beschränken kann, gesetzlich ausgeschlossen, auf kirchlichem Gebiet ist dagegen Tausenden durch Gelübde für ihr ganzes Leben der freie Wille genommen. Schul- und Religions-Lehrer des Laienstandes werden überwacht, keine den Frieden der Familien oder die freie bürgerliche und staatliche Entwickelung störende Lehren zu verbreiten, wogegen auf einem bekannten anderen Gebiet weit gefährlichere Bestrebungen ähnlicher Art der Einwirkung des Gesetzgebers entnommen bleiben. — Und die mit so vieler Freude begrüßte Koalitions-Freiheit der Arbeiter? — Auch sie ist leider keine wirkliche geworden, sondern hat schlimme Abhängigkeit von den eignen Genossen und rohe Gewalt für sich und Andere zur Folge gehabt, so daß es dringendst wünschenswerth wird, das Gesetz möge sein Versprechen erfüllen und unsere armen Arbeiter vor knechtender Tyrannei ihrer Mitarbeiter nicht minder bewahren, als vor ausbeutender Selbstsucht ihrer Arbeitgeber.

Wie einst der Zuruf: „Markgraf werde hart!" an seinem Platze war, so möchte es jetzt der ernst mahnende Aufruf sein: „Gesetzgeber habt Acht!", damit nicht in weiterer Folge Vergehen und Verbrechen zu bestrafen sind, welche die Gesetzgeber selbst durch allzu nachsichtiges „Gehenlassen" in erster und hauptsächlichster Stelle verschuldet haben.

G. 7.

Die Sprachwissenschaft und die Naturwissenschaften.

Auf die angebliche Analogie zwischen der Entstehung der Thier- und Pflanzen-Arten aus einer gemeinsamen Stammart und der Entstehung der verschiedenen Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache hat der vor Jahr und Tag verstorbene Sprachforscher Professor Schleicher in Jena in einer besonderen Broschüre hingewiesen. Herr Dr. Arthur Amelung äußert sich in der „Balt. Monatsschrift"*) darüber: „Das Hauptinteresse einer solchen Betrachtung scheint mir weniger darin zu liegen, das Thatsächliche dieser Analogie anzuerkennen, als vielmehr ihre Gränzen fest zu bestimmen, zu zeigen, wo diese Analogie aufhört und warum sie da aufhören müsse." Dieser Aufgabe unterzieht sich Dr. Amelung, indem er zunächst die Begriffe: Dialekt, Sprache, Sprachstamm, feststellt und darauf hinweist, daß so weit, also z. B. innerhalb des indo-germanischen Sprachstammes, die gemeinsame Abstammung für erwiesen angesehen werden kann, daß dagegen nicht dargethan werden könne, daß die Gesammtheit aller größeren Sprachengruppen aus einer einzigen allgemeinen Ursprache entstanden sei. Alsdann zeigt Verfasser, daß die allmähliche Veränderung der Sprache nicht aus der Veränderung der Sprachorgane entspringt, sondern dem psychischen Bedürfniß, sich dieselbe bequem zu machen. Dadurch wird die Einheit der Sprachen in Dialekte zerspalten, aus den Dialekten werden mit der Zeit besondere Sprachen. Da es wahrscheinlich ist, daß auch die Mehrzahl der Sprachstämme auf Einen Ursprung zurückzuführen sind, die etymologische Vergleichung dazu aber keine Handhabe gewährt, so benutzt Verfasser nach Steinthal die grammatische Uebereinstimmung oder Ungleichheit zur Eintheilung und Ermittelung der Urverwandtschaft; danach giebt es vier Hauptgruppen der sämmtlichen Sprachen, nämlich mit steigender Entwickelung: 1) formlose nebensetzende, 2) formlose abwandelnde, 3) nebensetzende Formsprachen (Chinesisch), 4) abwandelnde Formsprachen (die indogermanischen und die semitischen). Endlich wird noch ein Versuch gemacht, die Entstehung der ersten Sprache zu zeigen. Als Schlußergebniß sagt der Verf.:

„Blicken wir jetzt noch einmal auf alle die hier erörterten Hergänge zurück, so ist denn doch die Analogie zwischen der Entstehung der Sprachenverschiedenheiten und der organischen Arten eine sehr oberflächliche und äußerliche. Nicht nur, daß die Sprachen und die Organismen an sich durchaus heterogene, unvergleichbare Objekte sind, auch die allgemeinen Ursachen, durch welche hier und dort die fortschreitende Veränderung und die Spaltung in gesonderte Arten bewirkt wird, sind gänzlich verschieden. Wie dort Alles auf der physischen Abstammung beruht, so hier Alles auf dem socialen Verkehr und geistigen Austausch. Das reale Band, welches verwandte Sprachen mit einander verknüpft, liegt nicht in dem physiologischen Begriff der Vererbung, sondern in dem historischen Begriff der Ueberlieferung, einem Begriff, der überhaupt nur auf geistigem Gebiet Anwendung finden kann. Wenn also Schleicher und noch ein anderer, nicht minder berühmter Sprachforscher, Max Müller, der Ansicht sind, daß die Sprachwissenschaft, gänzlich verschieden von allen historischen Wissenschaften, den Naturwissenschaften zugezählt werden müsse, so können wir dem unmöglich beistimmen.

„Man darf sich durch solche bildliche Ausdrücke, wie Abstammung, Verwandtschaft, Descendenz, Wachsthum, Altern und Aussterben der Sprachen nicht irre leiten lassen; die realen Hergänge, die damit bezeichnet werden, haben mit den betreffenden physiologischen Hergängen schlechterdings gar nichts gemein als den Namen. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Entwickelung der Sprache auf wesentlich anderen Grundlagen beruhe, als die Entwickelung jedes anderen Kulturzweiges. Die mythologischen Vorstellungen, die Rechtsideen und die ästhetischen Geschmacksrichtungen der Völker entwickeln sich gerade eben so stetig und allmählich, im Großen und Ganzen viel weniger durch bewußte Neuerungen, als durch unwillkürlich wirkende Triebe weiter gefördert. Es ist nur ein relativer Unterschied, wenn der große Entwickelungsprozeß der Sprache noch mehr als jede andere Kulturentwickelung sich unbewußt vollzieht. Je weiter die Kulturentwickelung fortschreitet, umsomehr machen sich überall Absicht und Bewußtsein geltend; so ist es auf sprachlichem Gebiet der Fall und so auch auf jedem anderen Kulturgebiet. Den psychologischen Faktoren, die dabei wirksam sind, nachzuspüren, das ist die Aufgabe aller historischen Wissenschaften. Es ist eine übel angebrachte Bescheidenheit gegen unser wissenschaftliches Nachbargebiet, wenn wir unsere eigene Berechtigung nicht anders zu dokumentiren wissen, als indem wir unsere Disziplinen für naturwissenschaftliche ausgeben. Eine streng begriffliche Trennung

*) Baltische Monatsschrift. Herausgegeben von E. v. d. Brüggen. März und April 1871. Riga, H. Brutzer u. Co.

wird die Berechtigung beider nebeneinander viel besser begründen, als eine unklare Vermischung. Die historisch-theoretischen Disziplinen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft, Kunstwissenschaft, Rechts- und Staatswissenschaft sind durchaus verschieden von den philosophischen Disziplinen der Logik, Aesthetik und Ethik. Sie sind reine Erfahrungswissenschaften, ihre Methode ist ausschließlich die induktive, ihre Betrachtungsweise nirgends eine teleologische, sondern überall nur auf den Causalzusammenhang der Erscheinungen gerichtet. Es ist nicht ihre Aufgabe und Absicht, praktische Anleitungen zur möglichst vollendeten Ausübung der Sprachen, der Staatsverwaltung, der schönen Künste, des moralischen Handelns, der religiösen Gefühle oder des wissenschaftlichen Denkens zu geben, sondern ganz objektiv nur die Natur und das Wesen dieser Erscheinungen, ihren Ursprung und die Gesetze ihrer Entwickelung zu ergründen. Sie wollen nicht vorschreiben, was sein soll, sondern bloß ermitteln, was wirklich ist. Die Abgränzung der historischen Wissenschaften gegen die Naturwissenschaften liegt in dem Stoff, den sie behandeln. Beide haben es nur mit den Erscheinungen der realen Welt zu thun; diese mit den Naturerscheinungen, jene mit den Kulturerscheinungen. Zu letzteren rechnen wir aber alle diejenigen Erscheinungen, in denen außer den allgemeinen physikalischen auch spezifisch psychologische Faktoren wirksam sind. So lange wir nicht im Stande sind, alle, auch die complizirtesten psychologischen Hergänge auf einfache physikalische Gesetze zurückzuführen, werden wir diese Theilung des gesammten Gebietes unserer Erfahrung in Naturwissenschaften und historischen Wissenschaften aufrecht erhalten müssen. Daß dieser Dualismus in unserem Denken endlich einmal versöhnt werde, das ist ja das Ziel aller Bemühungen auf beiden Gebieten, aber es ist nichts damit gewonnen, sich vorzureden, daß die Schranke bereits gefallen sei, die uns noch überall im Wege steht."

Adolf Stahr: Kleinere Schriften.*)

Adolf Stahr hat sich, gewiß zur großen Freude seiner zahlreichen Verehrer, entschlossen, aus der langen Reihe gediegener, anregender Arbeiten, die er in seiner vieljährigen schriftstellerischen und kritischen Thätigkeit für Zeitungen und Zeitschriften beigesteuert, eine zusammenstellende Auswahl dem Publikum zu übergeben.

Neu war uns in dem vorliegenden Bande nur ein Aufsatz, dessen Abdruck die National-Zeitung im Anfang der fünfziger Jahre der Zeitverhältnisse halber nicht gewagt hatte. Aber mit nicht minder regem Antheil als diesen vortrefflichen Essay (über Stein und die deutschen Fürsten in den Jahren 1813—1815) haben wir auch die uns von früher wohlbekannten übrigen Aufsätze wieder gelesen, indem wir die bekannte Bemerkung Goethe's über die echten Gelegenheitsgedichte auch bei diesen Stahr'schen Gelegenheitsschriften vollkommen bestätigt gefunden haben. Denn sämmtlich sind es Gelegenheitsschriften im besten Sinne des Wortes, hervorgerufen durch Zeitereignisse oder durch bedeutendere schriftstellerische Werke. Dieser ihrer Verbindung mit der lebendigen Gegenwart danken diese Aufsätze das warme, frische Leben, das sie insgesammt durchpulst, während die Gediegenheit der Arbeit ihnen zugleich einen den Tag und das Tagesinteresse weit überdauernden Werth sichert. Ueberall tritt uns hier ein reiches, umfassendes Wissen und ein reifes, sicheres Urtheil entgegen, im Verein mit einer meisterhaften Darstellung, die jeden einzelnen Aufsatz zu einem in sich abgerundeten Ganzen zu gestalten und in demselben Licht und Schatten zu vertheilen weiß, eine Kunst, über die der Verfasser sich gelegentlich auf S. 145 ausgesprochen hat.

Eine einzige kurze Skizze dieses Bandes gilt der Erinnerung an einen Franzosen (Lamennais), zwei längere Aufsätze geben vortreffliche Lebensbilder zweier Italiäner aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts (Savonarola und Michelangelo); alle übrigen beschäftigen sich mit deutschen Männern des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, mit Winckelmann, Fichte, Tieck, Eckermann, Karl August, Heinrich Simon, Stein, Hegel (als Politiker), Theod. Echtermeyer und Arn. Ruge, welchem Letzteren, als treuverbundenen Mitstrebenden, das Buch gewidmet ist.

Mögen dem ersten Bande recht bald die andern folgen, denen wir mit großem Verlangen entgegensehen.

* * *

An die vorstehende Anzeige knüpfen wir die eines in demselben Verlage erschienenen zweiten Werkes von Adolf Stahr, vielmehr einer zweiten, sehr vermehrten Auflage seines bekannten Werkes: „Weimar und Jena".*)

Die Trefflichkeit dieser gediegenen Studien und lebendigen Schilderungen, namentlich aus Weimars großer Zeit, ist zu bekannt und zu anerkannt, als daß wir nöthig hätten, darüber Weiteres zu bemerken. Der Verfasser hat sehr wohl gethan, den Inhalt des allerdings in manchen Punkten vermehrten Buches doch im Wesentlichen unverändert zu lassen, um der tagebuchartigen, frischlebendigen Darstellung Nichts von dem Reiz ihrer ursprünglichen Frischheit zu benehmen.

Auch dies Buch sei den ältern Lesern zu erneutem, den jüngern zu neuem Genuß auf's Wärmste empfohlen.

Dan. Sanders.

Böhmen.

Die Deutschen in Böhmen und der Prager Landtag.

In Nr. 20 brachte das „Magazin" eine kleine Schilderung über die Stellung, welche die Deutschen in Prag unter der Aera des Ministers Hohenwart einnehmen. Gestatten Sie mir nach der Erklärung, welche die deutschen Abgeordneten im Prager Landtage abgegeben, nunmehr Ihnen auch über die gegenwärtige Lage der Deutschen in Böhmen eine gedrängte Mittheilung zu machen.

Bei der Eröffnung des böhmischen Landtags, am 14. September, wurde ein kaiserliches Reskript verlesen, welches das böhmische Staatsrecht anerkennt, dasselbe Staatsrecht, von dem in Nr. 29 des „Magazin" nachgewiesen wurde, daß es gar nicht besteht. In demselben Reskript wurde auch erwähnt, daß die (aus dem sogenannten böhmischen Staatsrechte abgeleiteten) Rechtsansprüche des Landes mit den berechtigten Ansprüchen der

*) Kleine Schriften zur Literatur und Kunst von Adolf Stahr. Erster Band: Biographisches. Berlin, J. Guttentag, 1871.

*) Zwei Bände. Franz Liszt gewidmet. Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin), 1871.

anderen Königreiche und Länder in Einklang gebracht werden sollen, weil doch der Kaiser von Oesterreich sich „nicht den feierlichen Verpflichtungen entziehen" kann, die er den „übrigen Königreichen und Ländern gegenüber durch das Diplom vom 20. Oktober 1860, sowie durch die Staatsgrundgesetze vom 26. Februar 1861 und 22. Dezember 1867, endlich durch den dem Königreiche Ungarn geleisteten Krönungseid eingegangen." Diesem kaiserlichen Reskripte folgten Regierungs-Vorlagen bezüglich einer neuen Wahlordnung und eines Nationalitäten-Gesetzes auf dem Fuße, die in krassester Weise die im Regierungsplane projektirte Vergewaltigung der Deutschen in Böhmen und die allmählich anzustrebende Tschechisirung des gesammten Deutsch-Böhmens erkennen ließen.

Nachdem schon aus dem Reskript ersichtlich war, daß Böhmen nunmehr aus dem Rahmen der Gesammtverfassung für alle österreichischen Länder diesseits der Leitha herausgerissen sei, daß demnach die Verfassung, nach welcher der böhmische Landtag zusammenberufen wurde, für Böhmen keine Geltung habe — mußte sich daraus die Folge ergeben, daß die Landtags-Abgeordneten, welche kraft der zu Recht bestehenden Verfassung nach Prag berufen worden, und welche fest an der Verfassung halten, an den nunmehrigen, die Verfassung perhorrescirenden Landtags-Berathungen nicht Theil nehmen konnten, daß sie nicht Theil nehmen konnten an Berathungen, in welchen ihr verfassungsmäßig verbrieftes Recht durch eine neue Wahlordnung und ein neues, durch § 19 der Verfassung ganz entbehrliches Nationalitäten-Gesetz wegeskamotirt werden soll. Die deutschen Landtags-Abgeordneten ließen vor der zweiten Landtagssitzung dem Oberstlandmarschall Fürsten Georg Lobkowitz, das Prototyp eines hyperfeudalen Junkers, eine Erklärung übergeben, in welcher sie ihr ferneres Ausbleiben vom Landtage damit motivirten, daß sie durch dieses Ausbleiben kein berechtigtes Interesse ihrer Wähler mitschädigen helfen können, welche Schädigung bei diesem illoyal, weil auf verfassungswidrigem Boden, tagenden Landtag unausbleiblich ist, der nunmehr Böhmen als von den Grundlagen der Verfassung losgelöst, constituiren will.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß am böhmischen Landtage nunmehr die Interessen der Deutschen in Böhmen auf's Tiefste verletzt werden, denn die neue Landtagswahl-Ordnung macht die Feudal-Nationalen für immer zu Herren des Landes und nimmt den Deutschen jeden Einfluß. Das Nationalitäten-Gesetz ist als ein Zerrbild eines solchen Gesetzes zu betrachten, weil durch die Freistellung der Großgrundbesitzer, in eine deutsche oder tschechische Curie einzutreten, es den Feudal-Nationalen in einer deutschen Curie immer möglich ist, durch ihre auf 70 Stimmen gesicherte Majorität jeden Antrag, welcher deutsche Interessen betrifft, niederzustimmen und die deutschen Theile Böhmens zu tschechisiren. Dieses Nationalitäten-Gesetz ist das vielverheißene weiße Blatt, ist das Zugeständniß, welches man den Deutschen in Böhmen beim Ausgleiche entgegenbringt. Zur besseren Kennzeichnung der erwähnten neuen Wahlordnung, wie sie von der Regierung dem Landtage ad majorem Czechiae gloriam vorgelegt wurde, erlaube ich mir die betreffenden Worte des Abgeordneten Lippert an seine Landtagswähler zu citiren: „Von allen Interessen der verschiedenen Bevölkerung Böhmens wird sich nur der reiche Erbadel Böhmens eines besonderen Schutzes zu erfreuen haben, während die des Geschäftsmannes und Handwerkers durch Ausscheidung der Abgeordneten, die aus der Mitte der Handelskammern hervorgingen, und durch Beschränkung der Zahl der Städte-Abgeordneten preisgegeben werden soll. Dagegen soll jener Theil des Volkes ein Uebergewicht erlangen, von dem man in wenig schmeichelnder Weise unbedingtere Unterwerfung unter den Willen der Großen und der Geistlichen erwartet. Bleibt dann ein kleiner Rest deutscher und freigesinnter Männer als Vertretung der ersten Nation Oesterreichs übrig, so werden diesem alle jene Elemente entzogen werden, die bisher den größten Theil der Geistesarbeit auf sich genommen, die uns Schwert und Schild gewesen in den schwierigsten Kämpfen um unser Recht und unsere Freiheit; denn kein Beamte, kein Lehrer, kein Schulleiter, kein Professor, selbst kein Universitäts-Professor dürfte künftighin den Landtagssaal betreten. Da wird das Zeugniß der Studien, der Ruf der Gelehrsamkeit zum Brandmal werden in einer Vertretung, für die nur die geschorene Glatze die Gewähr bieten kann, daß sich die zurückgelegten Studien nicht etwa über jenes enge Bett ergossen haben, in das sie die Vorsehung des „wahren Oesterreicherthums" beschränkt wissen will. Der Rektor der Universität muß hinaus aus dem Saale, in dem vier katholische Oberhirten Kunst und Wissenschaft genügend vertreten. Dann, geehrte Wähler, werden schönere Zeiten kommen, dann wird kein Herbst, kein Hasner mehr den Teufel der Freisinnigkeit in die Heerde treiben, die ein Clam-Martinitz weiden, ein Schwarzenberg segnen wird."

Als in der erwähnten Landtagssitzung am 16. September der Oberstlandmarschall die eingangs berührte Erklärung der deutschen Abgeordneten verlesen ließ, erhoben sich ein Geistlicher, welcher Vertreter eines sprachlich gemischten Bezirkes, in dem die Deutschen in der Minorität, Pfarrer Platzer, einer der engagirtesten Tschechen, und Kurt Graf Zedtwitz, und erklärten, daß die Deutschen nicht unvertreten im böhmischen Landtage sein werden. Die Anmaßung Platzer's richtete sich dadurch, daß andere Tschechen, welche ebenfalls in gemischten Bezirken mit deutschen Minoritäten gewählt wurden, wohlweislich schwiegen, im Bewußtsein, daß mit ihrer Vertretung die Deutschböhmen nicht harmoniren. Herrn Kurt Grafen Zedtwitz, welcher in jener Landtagssitzung erklärte, daß er ein Deutscher sei, schickten die Gemeindevorsteher des Wahlbezirkes, in welchem sein Dominikal-Besitz gelegen, die öffentliche Erklärung zu, daß er sich im Momente seiner Erklärung nicht erinnert habe, daß er von der Gruppe der Großgrundbesitzer, nicht aber von den Bezirksbewohnern gewählt sei und kein Mandat habe und auch nicht berechtigt sei, im Namen deutscher Bezirksbewohner eine Erklärung abzugeben. Dieser öffentlichen Erklärung von den Vertretern von 22 Gemeinden unterschrieben, war noch die Versicherung beigegeben, daß sie mit dem Vorgehen der deutschen Abgeordneten im böhmischen Landtage vollkommen einverstanden seien und ihrer Verwahrung ungetheilt zustimmen. Solche Zustimmungen wurden bereits aus fast allen Städten, Bezirken und den meisten Dörfern Deutschböhmens in den verfassungstreuen deutschen Blättern veröffentlicht, und nehmen sich dagegen die Erklärungen zweier katholisch-politischen Vereine in Deutschböhmen possirlich aus, welche für die Vorlagen der Regierung, also für die Tschechisirung der Deutschen einstehen; sie nehmen sich um so possirlicher aus, als außer den Vereins-Vorstandsmitgliedern Niemand diese Erklärungen unterschreiben wollte. Dies ist das Verhältniß der Deutschböhmen zum Prager Landtage bis heute. Wie es sich in Zukunft gestaltet, darüber in künftiger geeigneter Zeit.

Prag. Dr. —s—r.

Belgien.

Flandern und seine Nationalität.

Die Rede, welche Dr. C. J. Hansen in Antwerpen gehalten, bei Gelegenheit der fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier des „Willems-Fonds", dieses zu Ehren des hochverdienten, im Jahre 1846 verstorbenen Prof. Willems in Gent gegründeten Vereins zur Geltendmachung des Rechts der alten niederländischen Sprache in Belgien und zur Wiedererweckung der niederdeutschen Kunst und Literatur in Flandern und Südbrabant, ist ein so schönes ehrenwerthes Zeichen der jetzt in diesem Theile von Belgien herrschenden vaterländischen Gesinnung, daß wir nicht umhin können, Einiges daraus mitzutheilen:

„Die Vorsehung (sagte Herr Hansen) hat auch in der sittlichen Welt ewige Gesetze festgestellt, welche eine Nation ebensowenig, als der einzelne Mensch, übertreten darf. Sind erst jene starken Grundvesten von Pflicht, Tugend, Rechtschaffenheit, ja von Freiheit und Aufklärung, auf welcher jedes gesellschaftliche Gebäude ruht, untergraben, dann stürzt ein solches Gebäude bei der ersten Erschütterung zusammen. Der oberflächliche Betrachter der geschwundenen, früheren Herrlichkeit einer Nation spricht von Zufall oder von der Rache des Himmels, denn er weiß es eben nicht besser; aber nicht sprechen so diejenigen, welche die Corruption und ihre Folgen aufmerksam beobachtet haben. Was sich in neuester Zeit mit dem Erbfeinde Flanderns zugetragen, hat der patriotische Vlaming seit 25 Jahren vorhergesehen, wobei er sein Vaterland stets warnte, sich dem benachbarten Frankreich in seinen Sitten und in seiner Sprache anzuschließen, um nicht mit in das unvermeidliche Verderben gezogen zu werden. Wir Vlamingen wissen, daß der Fall Frankreichs kein zufälliges, vorübergehendes Moment ist, sondern daß der Kelch der Ungerechtigkeit und der Unsittlichkeit dieses Landes bis an den Rand gefüllt war. Wir können nicht vergessen, daß alles Unheil, welches seit Jahrhunderten die Niederlande betroffen, von Frankreich ausgegangen. Ja, wenn irgend ein Land mehr noch, als Deutschland selbst, erfreut über den jüngsten Verlauf der europäischen Ereignisse sein darf, so ist es zuerst und vor allen Anderen unser theueres Vaterland! Ohne den von Gott gesegneten Triumph unserer germanischen Stammbrüder würden wir jetzt in Elend und Sklaverei niedergeworfen liegen. Diese Stadt (Antwerpen) selbst, würde wahrscheinlich zum Theil ein Schutthaufen sein, unter dessen rauchenden Trümmern das wilde Siegesgeschrei der gebildeten Horden aus den Wüsten von Afrika wiederhallen würde.

„Doch genug hiervon! Wenn wir über unser Nachbarland hier vielleicht etwas zu viel uns ausgesprochen, so schien dies nothwendig, um den Irrthum derjenigen zu kennzeichnen, die unsere Landesgenossen auf jenes Land, als auf das Ideal der Bildung, der Aufklärung, der Wissenschaft und der Kunst hinweisen. Die Vlamingen, welche England, Deutschland, Nordniederland kennen, wissen, wie wenig stichhaltig dieses Ideal ist, indem die Franzosen niemals über die anmuthige Mittelmäßigkeit hinausgekommen sind. Jetzt, da Frankreich gefallen und ein tüchtiges Brudervolk an seine Stelle in Europa getreten, jetzt ist auch für Flandern die Streitfrage der Jahrhunderte entschieden, und ist Flandern „nach außen" gerettet. Und daß diese Rettung zu einer Zeit stattfindet, wo, Dank der vlamischen Bewegung, die Französirung noch nicht in das Herz des Landes eingedrungen, darüber sind wir doppelt erfreut.

„Mehr denn jemals ist jetzt die Hoffnung erwacht, daß Vlamisch-Belgien auch „nach innen" gerettet werde durch den Triumph seiner Muttersprache, mit welchem der allgemeine Volksunterricht, der Fortschritt, die Aufklärung, Kunstblüthe und niederländische Kultur Hand in Hand gehen. Der „Willems-Fonds", der außerhalb aller politischen Parteien und Zwiste steht, ist eines der großen Beförderungsmittel des Triumphes unserer Muttersprache, und darum sei er abermals allen Freunden unseres Landes empfohlen."*)

Dänemark.

Dänemarks künftige Politik.

Von der kürzlich signalisirten Broschüre des dänischen Obergerichts-Prokurators J. B. Bagger „Dänemark und Deutschland", aus welcher man auf einen Umschwung der Stimmung in Dänemark Deutschland gegenüber zu schließen hat, ist jetzt eine deutsche Uebersetzung erschienen.**)

Die Broschüre mag in ihrer freimüthigen Aussprache vorläufig noch ein Unicum in der dänischen politischen Literatur sein, aber sie ist ein Zeichen der Zeit; denn man kann annehmen, daß der offenbar staatsmännisch gebildete Verfasser, welcher gewiß nicht den Prediger in der Wüste spielen will, sich gehütet haben würde, seine Schrift in die Oeffentlichkeit zu bringen, wenn der politische Boden Dänemarks zu ihrer Aufnahme nicht schon empfänglich wäre.

Der Gedankengang der Broschüre ist uns Deutschen nicht überraschend. Er fußt auf der Thatsache, daß Dänemarks Hoffnungen auf Frankreichs Hülfe und thatkräftige Unterstützung sich stets als trügerisch erwiesen haben. So 1814, so 1850 und 1864. Unter Napoleon d. Gr. verlor Dänemark Norwegen, unter Napoleon d. Kl. die Elbherzogthümer. Dieser Thatsachen hätte man 1870 in Kopenhagen mehr eingedenk sein sollen. Auch hätte man bei etwas weniger Kurzsichtigkeit und Leidenschaftlichkeit, und bei etwas größerer Aufmerksamkeit das Resultat des Krieges voraussehen können: eine auch nur mittelmäßige Beobachtung der geistigen, politischen und namentlich militärischen Bewegungen, welche sich in den letzten 50 Jahren in Frankreich und Deutschland vollzogen, eine auch nur einigermaßen kühle und sachgemäße Abwägung der in beiden Reichen vorhandenen Kräfte, ein wenig Psychologie bei Beurtheilung der hüben und drüben wirkenden ersten Personen mußte unzweifelhaft ergeben, daß in dem Riesenkampfe das romanische Frankreich unterliegen werde. Anstatt so zu beobachten, abzuwägen und zu beurtheilen, überließ man sich der Verblendung, den Illusionen, den Rachegefühlen. Man glaubte, die Gelegenheit sei gekommen, um mit Hülfe Frankreichs die Herzogthümer wieder zu erlangen. Konnte eine Politik, die sich trotz der klaren Sachlage freiwillig an das gewohnte Pech fesselte, von den Verständigen gebilligt werden?

„Man mußte statt Frankreichs einen neuen Stützpunkt suchen.

*) Auch wir empfehlen den „Willems-Fonds", dessen Hauptsitz in Gent ist, allen Deutschen, denen es um Förderung germanischer Bildung zu thun ist. Die Mitgliedschaft kann durch Einzahlung eines geringen jährlichen Beitrages (5 Fr.) erworben werden, wofür man die gedruckten Publicationen des Vereins erhält. D. R.

**) Dänemark und Deutschland. Zeitbetrachtungen von J. B. Bagger, Obergerichts-Prokurator. Aus dem Dänischen deutsch von Dr. A. B. Peters. Bremen, J. Kühtmann, 1871.

und, um ihn zu finden, brauchte man sich nur mit dem Feinde zu befreunden. Verharrte er in feindlicher Gesinnung, so war er furchtbar. Daß er aber Freund sein könne und würde, dafür bürgten gemeinsame Abstammung und Gränznachbarschaft. Dies ist auch heute noch der Weg, welchen Dänemarks Politik einzuschlagen hat. Nirgendwo anders als in Berlin hat Dänemark künftig seinen Halt zu suchen."

Dies folgt schon allein aus dem Umstande, daß keine andere Großmacht als das geeinigte Deutschland im Stande oder Willens ist, das kleine Dänemark zu beschützen, und da Letzteres nicht auf eigenen Füßen stehen kann, so ist es auf den Anschluß an Deutschland beschränkt. Dazu kommt die natürliche Lage des Landes, die Stammesverbrüderung und die daraus herzuleitende gemeinsame Geistesrichtung, die Dänemark auf den Weg nach Deutschland geradezu mit der Nase stoßen sollten.

„Die Lage Frankreichs und die Verschiedenheit des Dänen und Franzosen nach ihrer Persönlichkeit lassen ein intimes Aneinanderschließen weder sonderlich natürlich noch rathsam erscheinen. Das gerade Gegentheil ist mit Deutschland der Fall, und wo dessen Zügel in einer starken Faust gesammelt sind, da muß sich seine politische Anziehungskraft auf uns als eine, kurz gesagt, überwältigende ausweisen."

Der Verfasser, der sich übrigens als ein Verehrer des „spartanischen Erziehungssystems" in Preußen dokumentirt, zeigt nun, wie seine Landsleute thatsächlich und werkthätig den Willen zu erkennen geben können, einen Systemwechsel in ihrer Politik vorzunehmen. In objektivster Weise beleuchtet er zu diesem Zwecke die seitherige Stellung Dänemarks zu Deutschland, indem er den Krieg von 1864 und seine Folgen aus den Einheitsbestrebungen Deutschlands herleitet. „Bismarck dachte den Gedanken seines Volkes zu Ende, und als er ihn in seinem Gehirn gereift hatte, da gab der Tod Frederik VII. den letzten Anstoß zu dem Kriege, in welchem der preußische Minister den ersten Schritt auf der Bahn that, welche er jetzt durchmessen hat. Die Männer am dänischen Staatsruder begriffen damals ihre Aufgabe gerade so wenig wie 1870. Sie schwankten zwischen dem Nationalitäts- und dem Legitimitäts-Prinzipe hin und her, hatten mit ersterem in Italien geliebäugelt und verkannt, daß sein Sieg über den Fortbestand des Dänenreiches eine bedenkliche Vorbedeutung habe; sie verblendeten sich im Kriege dagegen, daß Dänemark nach einer Niederlage höchstens Anspruch habe, eine Sprachgränze oder genauer: eine Gränze nach den Nationalitäten zu retten. Und darum ist selbst diese Scheidelinie für Dänemark nicht gerettet worden." Der Verf. tadelt darauf das unkluge und nutzlose Benehmen der nordschleswigschen Abgeordneten im preußischen Landtage und meint, es durfte kein irgend klarer Kopf annehmen, daß Preußen Nordschleswig gutwillig ausliefern würde, so lange es unentschieden war, ob Deutschland oder Frankreich die Stelle des europäischen Leiters einzunehmen habe; eine Wiederabtretung von Nordschleswig würde dem Fürsten Bismarck jedenfalls als Schwäche ausgelegt worden sein. Der Verf. kennt wahrscheinlich die Verhandlungen nicht, welche wegen Ausführung des Art. V des Prager Friedens von Preußen mit Dänemark einer-, und Oesterreich andererseits gepflogen worden sind, und offenbar ist ihm unbekannt, daß Dänemark es war, welches dem Fortgang derselben Schwierigkeiten in den Weg legte.

Durch den Sieg Deutschlands und seine Einigung, meint er weiter, ist nun die schleswig-holsteinsche Frage in ein neues Stadium getreten. Nebenrücksichten auf Frankreich spielen keine Rolle mehr, das deutsche Interesse allein ist jetzt der bestimmende Faktor; in etwas mag es auch darauf ankommen, wie Dänemark in Zukunft mit Deutschland Fühlung sucht und sich zum Kaiser findet.

Hierbei soll sich die dänische Politik wie folgt verhalten. „Zuvörderst zeige man unumwunden und ehrlich, daß wir in den Deutschen nicht länger Feinde sehen, sondern mit ihnen in Frieden und Eintracht zu hausen wünschen. Unser Tichten und Trachten lief seit 1864 nur auf Rüstung gegen Preußen hinaus, um bei einer lang ersehnten französischen Kriegserklärung zur Theilnahme am Kampfe gerüstet zu sein und den Ersatz für 1864 einzuheimsen. Zu diesem Ziele haben Regierung und Reichstag ein Gesetz angenommen, welches die Aufstellung eines für unser Ländchen unverhältnißmäßigen Heeres bezweckt, das vom Fette und Marke des Landes zehrt... Die finanziellen Opfer dieser Art verfehlten glücklicherweise ihren Zweck, weil man in der Stunde der Entscheidung noch so viel kaltes Blut und gesunden Menschenverstand hatte, um das Reich nicht kopfüber in einen schmählich aussichtslosen Krieg zu stürzen."

In demselben Sinne brachte man, so fährt Bagger fort, auch die Freiwilligen-Schützen-Bewegung in Fluß. Diese Wehr nützt heute gar nichts und schadet insofern, als sie zu politischen Demonstrationen gemißbraucht wird und die dänische Heißspornigkeit gegen Deutschland nährt.

Hierin muß Wandel geschafft werden. Nicht minder in der Haltung der Presse, die sich während des letzten Krieges einfach blamirt hat. „Die Presse muß sich der hämischen Angriffe auf die Deutschen und den Kaiser enthalten und ihren Lesern mehr als bisher Gelegenheit geben, in deutschen Verhältnissen sich zu orientiren und zu erkennen, was in denselben Gutes steckt. Sie muß schließlich aufhören, dem Publikum Bilder von einer Rache vorzugaukeln, die einst Deutschland überziehen kann, wird, soll oder mag.

Vor allen Dingen Einschränkungen im Heerwesen, „wodurch wir das schlagendste Zeugniß dafür ablegen würden, wie wir Deutschland gegenüber alle unnützen und deshalb verwerflichen und verderblichen Rachegedanken aufgegeben haben."

Daß eine Verwandlung der Feindschaft in Freundschaft noch möglich ist, wird zwar allgemein bezweifelt; gleichwohl besteht diese Möglichkeit, wie der Vorgang mit Schweden zeigt, das vor 50 Jahren zu Dänemark ganz in demselben Verhältnisse stand, wie Deutschland jetzt.

Auf die Herausgabe von Alsen und Düppel soll Dänemark nicht bestehen. „Wir haben seit 1864 nur Rache gebrütet, und jetzt nehmen wir es bitter übel, daß Preußen bei dieser unserer Gesinnung seine Militärstellung nicht schwächen will; wir sind empört darüber, daß Preußen uns Alsen und Düppel, seine Bollwerke gegen Norden, nicht ausliefert, damit wir in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland dem Ersteren den Versuch ermöglichen, durch die schleswigschen Ausfallpforten in das offene Reichsland zu fallen!" Abtrotzen läßt sich Preußen diese Stellungen nicht; aber es giebt sie vielleicht freiwillig heraus (wozu?), wenn es an Dänemark einen Verbündeten hat, der ihm in Schweden und Norwegen noch weiteres Material zu einem Bündniß der pangermanischen Stämme, d. h. zur germanischen Einheit, zuführen kann. Wenn aber jene Abtretung auch nicht erfolgt, so soll Dänemark doch nicht verzweifeln; die Hauptsache ist, nicht von der Landkarte gestrichen zu werden. Eben deshalb muß die Erbfeindschaft gegen die Deutschen überwunden werden, die Vernunft an die Stelle des Gefühls treten: „Bene vixit qui bene latuit!"

Italien.

Die Schlacht von Solferino und ihre Erinnerungsfeier.

Am 24. Juni vorigen Jahres wurde einer der blutigsten Schlachttage, welcher die Karte Europas so wesentlich änderte, wohl zum erstenmale auf eine würdige Weise im Dienste des Friedens und der Menschlichkeit gefeiert. An diesem Tage ward 1859 die Schlacht von Solferino geschlagen. Niemand, der damals schon hören und lesen konnte, wird vergessen haben, wie an diesem längsten Tage, auf diesem furchtbaren Blutgefilde die österreichische Armee unter General Heß den vereinigten französischen und sardinischen Armeen unter Napoleon und Victor Emanuel entgegen trat, sich eine zeitlang siegreich behauptete, aber durch die gerifelten französischen Kanonen und den verzweifelten Sturm auf Cavriana und Solferino nach furchtbarem Kampfe zurückgeschlagen ward. Während derselben Zeit hatte die italiänische Armee sich fünfzehn Stunden lang von einer bedeutend überlegenen feindlichen Macht bei San Martino niederkartätschen lassen. Als endlich die Sonne des längsten Sommertages sich senkte, fiel das Abendroth auf 19,311 gefallene und verwundete Oesterreicher und 630 Offiziere dazu, während die verbündeten Feinde sechs Offiziere mehr und 17,305 Mann meist begraben mußten und nur die wenigsten noch lebend verbinden und erquicken konnte. Es war die Entscheidungsschlacht, denn schon am 12. Juli kam es zum Frieden von Villafranca.

Oesterreich verlor viel, gewann aber doch viel mehr, nämlich sich selbst. Hätten die Franzosen ihre viel entschiedenere Niederlage bei Sedan anerkannt und wären ebenfalls zu sich selbst gekommen, wie würden sie jetzt bereits wieder in Frieden mit uns erblühen und erstarken! Oesterreich kam nicht gleich zu sich, sondern behielt noch das Festungsviereck in Italien und stand noch wie ein feindliches Ungethüm gleichsam vierfüßig auf italiänischem Boden. Erst durch Sadowa oder Königgrätz, also durch Preußens Siege, kam es vollends zu sich selbst. Es verlor die vier italiänischen Festungen, sogar Venedig und damit allen seit Jahrhunderten hartnäckig und mit wiederholten tödtlichen Blutverlusten behaupteten fremden italiänischen Boden. Erst dadurch entstand die Möglichkeit eines in sich kräftigen österreichischen Staates.

Die vorgedachte Feier war ebenso einfach als ergreifend und lehrreich. Zu Agnano und San Martino, wo die Italiäner so lange und tapfer den Oesterreichern unter Benedek Widerstand geleistet, hatte man von österreichischen und italiänischen Gebeinen eine Kapelle errichtet, so daß nun die Ueberreste von Freund und Feind friedlich neben und auf einander gebaut scheinen. Dort schlafen sie, diese tapferen Krieger, welche vor zwölf Jahren kriegsmuthig und todesverachtend einander niedermetzelten, und aus ihren Gebeinen erhob sich an diesem Tage kein Rächer, sondern der versöhnende Engel des Friedens. Hier wurde das Beinhaus in Gegenwart italiänischer Fürsten, von Vertretern des italiänischen Parlaments, Oesterreichs und Frankreichs kirchlich eingesegnet und patriotisch geweiht. Hierauf begaben sich die Versammelten in die Nähe Solferinos bei Agnano, wo die Franzosen und Oesterreicher ihre Beinhaus-Kapelle errichtet hatten und wiederholten die Feierlichkeit. In diesen zwei Todten-Kapellen ruhen die Gebeine von etwa 9000 Mann. So viel Jugendkraft und Gesundheit hatte es gekostet, um die Oesterreicher nur halb aus Italien zu vertreiben und zu sich zu bringen. Man kann mit Recht bei ihnen den Shakespeare'schen Spruch: ihre guten Thaten leben nach ihnen fort, umkehren, denn das Unheil, das sie anrichteten, ward mit ihren Gebeinen begraben. Diese Krieger sind nicht umsonst gefallen, und aus ihren Gebeinen quillt neues Leben. Lange nach der Schlacht bei Solferino und noch lange nach Königgrätz hielt man es für unmöglich, daß sich die betreffenden Völker jemals in echter Freundschaft und zum Frieden vereinigen würden. Und jetzt, schon nach elf Jahren, weheten die Jahrhunderte lang einander feindlichen Banner in gemeinschaftlicher Trauer über diesen Beinhäusern der gegen einander Gefallenen. Es klang wie ein Wunder, als bei dem darauffolgenden Banquet auf diesem blutgedüngten Schlachtfelde dem Frieden der drei Armeen und ihrer Heerführer ein Lebehoch gebracht ward! Wie engherzig und kurzsichtig ist es, auf die Dauer und die Kraft nationaler Feindschaft zu bauen. Brachte doch Herr Pollack, der Vertreter Oesterreichs, der Sympathie, welche Oesterreich und Italien vereinige und die er nur für ehrlich und dauerhaft halte, einen begeisterten Trinkspruch, welchem draußen über 40,000 Menschen Beifall zujauchzten. Solche Feier ist, wenn ehrlich gemeint und von den Völkern unterstützt, mehr werth, als tausend Versammlungen von Friedens- und Völkerverbrüderungs-Gesellschaften. Diese gebleichten Gebeine in friedlicher Mischung durcheinander sprechen mit eindringlicherer Beredtsamkeit als eine Armee von Redensarten-Helden. Da nun Oesterreich und Italien nach Jahrhunderte langer bitterster blutigster Feindschaft sich so verbrüdern konnten, dürfen wir vielleicht auch hoffen, daß Löwe und Lamm sich vertragen lernen, daß ein ewiger Friede möglich sei. Halten wir ihn auch nur für ein so entferntes Ziel, so läßt es sich doch auf richtigem Wege, wenn wir ihn nur finden und gehen, sicher erreichen. Wäre es jetzt nicht Zeit, auch bei Königgrätz eine Kapelle aus den Gebeinen der gefallenen Oesterreicher und Preußen zu erbauen und sie in gemeinschaftlicher Trauer, in gemeinschaftlichem Gelübde von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des Friedens und gemeinschaftlicher Arbeit dafür einzuweihen? Die alte Feindschaft und Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich hat nach Entstehung des deutschen Reiches aus den Schlachtfeldern auf Frankreichs Boden und nachdem Oesterreich zur Selbsterkenntniß zu kommen, vollends gar keinen Sinn, keinen Nahrungsstoff mehr, wenn dieser nicht durch diplomatische Kunststücke fabricirt und absichtlich mit Gift und Galle gewürzt wird.

Der Haß Frankreichs gegen Preußen und Deutschland wird als furchtbar, unersättlich, unversöhnlich geschildert. Aber wir dürfen hoffen, daß auch Frankreich, wenn es nicht zum vollen geschichtlichen Tode durch Selbstmord im Größenwahnsinn verurtheilt ist, zu sich selbst, zur Selbsterkenntniß, zum Frieden und zur Freundschaft mit Deutschland wieder kommen werde. Dieser Friede mag denn etwa auch nach zehn, zwölf Jahren in den großartigsten Beinhaus-Kapellen unserer Schlachtfelder geschlossen und gefeiert werden.

Die Todten-Capellen bei Solferino sollten uns ein Mahner, eine Lehre sein. Hätte Napoleon den über diesen Gebeinen schwebenden Friedensengel sehen können, hätten die Franzosen, welche bei der Feier zugegen waren, diesen Geist unter ihren Landsleuten verbreitet, so wäre die ruchloseste aller Kriegserklärungen, das größte Verbrechen dieses Jahrhunderts unterblieben. Nun aber, da ungezählte Tausende deutscher und französischer Krieger friedlich neben und untereinander verwesen, möge aus ihren Gebeinen eine Todes-Kapelle als Tempel des ewigen Friedens, freier Bündnisse freier Völker erstehen. Dann sind sie nicht umsonst gefallen, sondern zu einem neuen verklärten Leben wieder auferstanden.

H. B.

England.

Die britischen Colonieen.

Unter diesem Titel bringt das 119. Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"*) einen Vortrag von Dr. Franz v. Holtzendorff. Den Eingang zu diesem lichtvollen und einen großartigen Horizont umfassenden Vortrag bildet die Bemerkung, daß die rohe Gewalt allein keine Eroberungen begründe, daß die Herrschsucht nicht dauernd die Unterjochung eines schwächern Staates durchführe, sondern daß die Weltgeschichte nur da dauernde Eroberungen verzeichne, wo im Gefolge des Siegers die versöhnende Macht der höhern Gesittung einherschreite. Sind nun die britischen Colonieen staunenerregend, stellt sich uns hier ein Vorgang dar, der weder im Verlaufe der Jahrtausende ein Vorbild gehabt hat, noch auch wegen seiner Eigenartigkeit Nachahmung finden wird — so zeigt sich dem Auge des Beschauers gerade in diesem Bilde die stetig erobernde Macht menschlicher Kultur und Arbeit.

Ein überaus großes und in allen Welttheilen gelegenes Gebiet ist von dieser Kultur besiegt, von dieser Arbeit erobert worden. Acht und vierzig Colonieen gehören auf diese Weise zu England und erkennen die höhere Gesittung der Briten an, wobei das ungeheure indische Reich mit seinen über 200 Millionen zählenden Einwohnern noch garnicht mitgerechnet ist. Von diesen acht und vierzig Colonieen kommen drei auf Europa, vier auf Asien (unter ihnen Ceylon mit mehr als 2 Millionen Bewohnern), acht auf Afrika (darunter das Kapland als die bedeutendste), sechs und zwanzig auf Amerika und sieben auf Australien. Ja, der gesammte australische Continent gehört ausschließlich den Engländern; von den größeren Inseln Polynesiens noch Neu-Seeland und Tasmanien.

Läßt der Vortragende also dem britischen Colonisationsgeiste volle Gerechtigkeit widerfahren, muntert er ihn sogar auf zur Beharrlichkeit in der kulturellen Arbeit gegenüber dem Vordringen der russischen Herrschaft in Central-Asien: so verleugnet er doch keinen Augenblick seine vaterländische Gesinnung und scharf beurtheilende Auffassung. Zu den europäischen Colonieen zählt bekanntlich auch Helgoland, und da erklärt Professor von Holtzendorff, daß Helgoland geographisch ebenso sehr zu Deutschland gehöre, wie die friesischen Inseln. Helgoland hatte, als Schmuggel-Station, zur Zeit der Continentalsperre eine Bedeutung für England, heute hat es diese Bedeutung verloren. „In den Händen der Deutschen würde es eine Blockade der Elbe und Weser erheblich erschweren; in den Händen der Engländer verewigt es die Erinnerung an die Zeiten unserer Schwäche und Erniedrigung."

Wir reihen hier im Uebergange gleich die treffliche Schlußbetrachtung daran. Das Wachsthum der britischen Colonieen, äußert der Vortragende, „zeigt die unendliche Ueberlegenheit der germanischen Bevölkerungsgruppe über die romanische. Spanien und Portugal entdeckten die Seewege nach der neuen Welt und nach Ostindien. Holland und England zogen den endlichen Nutzen aus jenen Entdeckungen, nachdem jene durch Anstrengungen goldgieriger Eroberungshast ermüdet und erschöpft worden waren."

Es war ein glücklicher Griff, den der hochgeschätzte Gelehrte mit dieser Abhandlung gethan, und wir sagen ihm unsern aufrichtigen Dank dafür. Die wundervolle Erscheinung der britischen Colonieen ist noch viel zu wenig beachtet, noch lange nicht gehörig gewürdigt worden. Mit Recht weist der Vortragende die Entwickelung der britischen Colonieen als eine Fundgrube unerschöpflicher Beiträge zur Erkenntniß menschlicher Lebenszwecke dem Geschichtsschreiber der Zukunft zu. Aber auch die Zeitgenossen werden zum Nachdenken geweckt über einen Gegenstand, den ihnen näher zu rücken Herr Professor v. Holtzendorff den glücklichen Gedanken hatte.

*) Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagshandlung, 1871.

Nord-Amerika.

Die Konferenz des Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes.

In den ersten Tagen des Monats August fand in Cincinnati die zweite Jahresversammlung des im vorigen Jahre gestifteten „Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes" statt. Die Verhandlungen derselben sollen zwar minder anziehend und gemütherhebend, als die der ersten Jahresversammlung gewesen sein; gleichwohl gereichte das Ganze wieder dem sittlichen und wissenschaftlichen Streben der deutschen Volkslehrer in Amerika zu großer Ehre. Als charakteristisch für die deutsch-amerikanischen Zustände theilen wir nachstehend eine Reihe von Resolutionen mit, die in der Konferenz von Cincinnati gefaßt worden sind:

1. Der Zweck des D.-A. Lehrerbundes besteht:

a) in der Pflege der englischen, sowie der deutschen Sprache und Literatur;

b) in der Einführung der natürlichen (entwickelnden) Unterrichtsmethode, wie dieselbe in Deutschland befolgt wird, in die öffentlichen Schulen dieses Landes;

c) in der Erziehung wirklich freier amerikanischer Bürger in dem wahren Sinne des Wortes, und in Förderung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Lehrer Amerika's.

2. a) Der Mensch ist zur Freiheit, aber nicht mit der vollen Freiheit geboren; soll er ein freier Mensch werden, so muß er absichtlich und planmäßig dazu erzogen werden;

b) um die Entwicklung des Zustandes wirklicher Volksfreiheit anzubahnen, muß das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen danach zugeschnitten werden, d. h. nicht nur auf die Idee der Freiheit gegründet sein, sondern auch sich in der Lehre von der Freiheit concentriren;

c) Amerika hat den ersten Versuch in der Weltgeschichte gemacht, sein gesammtes Volksleben auf die Idee der Freiheit zu bauen, hat aber bis dato noch gar nicht daran gedacht, sein Volk auch zur Freiheit zu erziehen; das Lehrverfahren und die Disciplin der amerikanischen Schule wirken der Erziehung zur Freiheit eher entgegen, als sie ihr förderlich sind;

d) Weil eine Volksfreiheit nur Gemeingut sein kann und durch jeden unfreien Zustand bei irgend einem Theile des Volkes beeinträchtigt werden muß: so muß die Republik sich die Controle darüber vorbehalten, daß ihre gesammte Jugend zur Freiheit erzogen wird.

3. Der D.-A. Lehrertag erklärt es als unverzüglich nöthig:

a) daß die Beaufsichtigung der öffentlichen Schulen Niemandem übergeben werde, der nicht durch wissenschaftliche Bildung und entsprechende Erfahrung im Lehrfache hierfür befähigt ist und solches durch eine Prüfung nachgewiesen hat;

b) daß die Staatsgesetze mit Rücksicht auf diesen Grundsatz abgeändert werden.

4. Der D.-A. Lehrertag beschließt, daß in der Besoldung von Lehrern und Lehrerinnen nur auf Pflichten und Fähigkeit Rücksicht zu nehmen ist.

Schullehrer-Gehalte in den Vereinigten Staaten.

Das in Amerika erscheinende „Journal of Education“ stellt in nachstehender Tabelle die Durchschnitts-Monatsgehalte der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen (public schools) in 17 Staaten der nordamerikanischen Union zusammen:

	Lehrer.		Lehrerinnen.	
	Dollars.	Cents.	Dollars.	Cents.
Arkansas	80	—	60	—
Californien	81	33	62	81
Connecticut	58	74	29	16
Illinois	42	40	32	80
Indiana	37	—	28	40
Iowa	36	96	27	16
Kansas	37	7	28	98
Louisiana	112	—	76	—
Maine	32	—	14	—
Maryland	43	—	43	—
Massachussetts	77	44	30	92
Michigan	47	61	24	35
Minnesota	33	91	29	45
Missouri	38	60	29	81
Nebraska	34	32	33	60
Nevada	118	75	92	16
New Hampshire	37	50	21	62

Im Staate New-York ist der Durchschnitts-Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen per Monat 63 Dollars und in der Stadt noch etwas höher. Die Lehrer erhalten hiernach zwischen 30 und 50 Prozent Gehalt mehr, als die Lehrerinnen, und die Gehalte sind im Durchschnitt im Westen der Union höher, als im Osten. Bekanntlich sind an den öffentlichen Schulen in den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig viel mehr Lehrerinnen als Lehrer angestellt. D.

Kleine literarische Revue.

— **„Allgemeine Bücherkunde des preußischen Staates.“** Unter diesem Titel liegt uns ein, vierzehn Bogen in Hochquartformat starkes Convolut vor, welches die Redaction des „Deutschen Reichsanzeigers und Preußischen Staatsanzeigers“ bearbeitet und als einen bibliographischen Leitfaden zur Literatur über den preußischen Staat und seine Geschichte herausgegeben hat.*) Es ist diese Arbeit dazu bestimmt, denjenigen, die sich mit dem Studium der preußischen Geschichte beschäftigen, das Material und die Nachweise der vorhandenen Vorarbeiten auf den Gebieten der Chronologie, der Diplomatik, der Siegelkunde, der Münzkunde, der Heraldik, der Genealogie, der Sprachkunde, der Geographie und Statistik und der Alterthümer zu liefern und auf diese Weise den Standpunkt zu fixiren, auf welchen die geschichtlichen Forschungen über den preußischen Staat bisher gelangt sind. Wiewohl hier nur eine Auswahl und nicht sämmtliche Quellen und Hülfsmittel zusammengestellt sind, wird man doch kaum etwas vermissen, was von einigem Werth für die Kenntniß des preußischen Staates und seiner Geschichte ist. Jedenfalls erwirbt sich die Redaction des Reichs- und Staats-Anzeigers durch solche Arbeiten, die, bevor sie systematisch zusammengestellt worden, in der Form von Abhandlungen über das Finanzwesen, das Hypothekenwesen, die Siegel und Wappen der Provinzen und Städte, die provinziellen Dialekte und Sagen ꝛc. in den Spalten des Anzeigers erschienen, den Dank Aller, die auf dem Gebiete der Vaterlandskunde sich orientiren wollen. Die Redaction ist damit beschäftigt, auch eine allgemeine Bücherkunde über den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich zusammenzustellen und herauszugeben.

*) Berlin, 1871, Druck und Verlag der k. Geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker).

— **Schlesiens Kunstleben im Mittelalter.** Unter den Kriegsstürmen der jüngst verflossenen Zeit sind so manche den Künsten des Friedens gewidmete Veröffentlichungen unbemerkt geblieben, auf welche es sich verlohnt, nachträglich aufmerksam zu machen. Wir bemerken darunter eine von Dr. Alwin Schultz im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau herausgegebene Festschrift: „Schlesiens Kunstleben im 13. und 14. Jahrhundert“*), die, gleich früheren Arbeiten des Vereins, einen Beweis von dem Eifer und der Sorgfalt giebt, mit welcher sich derselbe der Erfüllung seiner Aufgabe, unter seinen Mitgliedern den Sinn für Kunst und Kunstgeschichte zu wecken und zu verbreiten, widmet. Nachdem der Herr Verfasser einleitend der ungünstigen Lage gedacht, in der sich die Erforschung der schlesischen Kunstdenkmäler bis in den funfziger Jahren befand, eine Sachlage, welche sich erst seit dieser Zeit durch die Bestrebungen so verdienter Männer wie des Dr. H. Luchs und des Dr. Rudolf Drescher in Breslau gebessert, geht derselbe dazu über, theils aus eigener Anschauung, theils aus vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen und Abhandlungen ein Bild von dem Standpunkte zu geben, welchen die Künste der Architektur, der Skulptur und der Malerei im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Schlesien einnahmen. Der Herr Verf. läßt zu dem Zweck alle aus jener Zeit vorhandenen und bekannt gewordenen Kunstdenkmäler oder Reste von Kunstdenkmälern Revue passiren. Wenn dabei das Bild von dem Kunstleben Schlesiens in jener Zeit selbst, wie der Herr Verf. mit einem Seufzer eingesteht, ein unvollkommenes und lückenhaftes bleibt, so dürfte seine Arbeit doch andererseits eine vollständige Uebersicht von dem gegenwärtigen Stande der Arbeiten zur Erforschung jener Kunstdenkmäler darbieten. Auch Leser, welche sich mit jenen Studien nicht spezieller beschäftigen, werden daher nicht ohne Interesse einen Blick auf die Schrift werfen. Ein werthvoller Beitrag zu derselben sind sechs autographirte Tafeln, welche künstlerisch bedeutende oder interessante Erzeugnisse der Malerei jener Zeit reproduziren. Tafel 1 und 2 enthalten Proben der Miniaturmalereien des berühmten Psalterium nocturnum der Cistercienserinnen zu Trebnitz, Tafel 3 eine Probe des jenem Psalterium an Werth ziemlich nahe kommenden Graduale Cisterciense aus dem Leubuser Kloster. Tafel 4 giebt die Malereien des Tetraptychon oder kleinen Bet-Altars wieder, welcher, einst im Claren-Kloster, jetzt im schlesischen Alterthums-Museum sich be-

*) Breslau, Joseph Max & Co., 1870.

findet. Auf Tafel 5 und 6 endlich finden sich Proben von Miniatur-Malereien aus dem 14. Jahrhundert, eine Probe des Passions-Bildes in dem Missale der Maria-Magdalenen-Bibliothek zu Breslau und eine Durchzeichnung der Anfangs-Initiale aus dem Graduale des Vincenzklosters vom Jahre 1362.

K. B.

— **Hirth's „Annalen des Deutschen Reiches."** „Die wirthschaftlichen Gesetze des Uebergangs zur Goldwährung", ist der Titel einer umfassenden Abhandlung von G. D. Augspurg, Mitglied des Reichstages, welche in dem soeben erschienenen 5. und 6. Doppelheft von Dr. G. Hirth's „Annalen des Deutschen Reiches" enthalten ist. Die Erörterungen des Verfassers, der zu den Autoritäten in der Münzfrage gehört und unter diesen wohl der einzige Kaufmann mit praktischen Erfahrungen im Weltverkehr ist, beschäftigen sich eingehend mit den Schwierigkeiten der Lösung überhaupt und suchen dann speciell für jede Modalität die gesetzliche Form und die wirthschaftlichen Consequenzen festzustellen. Die überall auf die Erfordernisse der Geschäftswelt Rücksicht nehmenden Deductionen sind um so beachtenswerther, als sie theilweise zu anderen Resultaten führen, als die Beschlüsse des letzten volkswirthschaftlichen Congresses (Hr. Augspurg ist ein Anhänger der metrischen Goldwährung und des Thaler-Münzfußes). Dasselbe Heft von Hirth's „Annalen" enthält auch das jüngste Gutachten der Cölner Handelskammer (abgefaßt von Dr. H. Weibezahn) in der Münzfrage, so daß sich hier nebeneinander die entgegengesetzten Anschauungen vertreten finden.

— **Ernst Seyd, über Münz-, Währungs- und Bankfragen.***) Im Anschlusse an die vorgenannten Essays in Hirth's Annalen nennen wir diese kürzlich erschienene Schrift eines in London ansäßigen Deutschen, der einen weltmännischen, über alle lokalen Ansichten sich erhebenden Standpunkt in der Sache einnimmt. Der Verf. giebt zunächst eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Frage und besonders über ihre Behandlung in England und reiht daran seine Vorschläge, die auf dem Grundsatze ruhen: „Prüfet Alles und behaltet das Beste."

— **Die „Deutsche Schulzeitung"**, redigirt vom Seminarlehrer a. D. Herrn Fr. Ed. Keller, die seit einem Vierteljahre in Berlin erscheint, hat sich in dieser kurzen Zeit bereits Eingang in alle Gaue des deutschen Vaterlandes verschafft und ist überall in den Kreisen der Lehrer mit Theilnahme begrüßt worden. In der That ist der Inhalt dieses Blattes ganz geeignet, das Interesse der Volksschule, das Wohl und die Kollegialität des Lehrerstandes und die Kenntniß des allgemeinen Unterrichtswesens zu fördern. Bei seinem billigen Preise (12½ Sgr. vierteljährlich für 13 Wochennummern) wird die „Deutsche Schulzeitung" gewiß bald in den Händen aller deutschen Volkslehrer sein.

Literarischer Sprechsaal.

Folgendes Schreiben des Generals, Grafen von Moltke an den Dichter Oscar v. Redwitz, der ihm eine Ode gewidmet, dürfte, auch abgesehen von dem Interesse, das sich an die erlauchte Gestalt des Denkers der Schlachten knüpft, als ein kleines epistolarisches Meisterstück bewundert werden.

„Dem Dichter ist es erlaubt, verschwenderisch zu sein. Er giebt mit vollen Händen die Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blumen der Erde, und ebenso freigebig darf er mit Lobpreisungen sein. In diesem Sinne lege ich Ihr Gedicht aus, das mich in Eine Reihe mit den größten Männern der Vergangenheit stellt. Diese aber waren auch groß im Unglücke und in diesem vorzugsweise groß. Wir haben nur Erfolge gehabt. Man nenne es nun Zufall, Glück, Fügung Gottes, die Menschen allein vermögen nicht, die Dinge zu bestimmen; und so gigantische Resultate, wie wir sie errungen, werden wesentlich von Umständen begünstigt, die wir weder schaffen noch beherrschen können. Der sehr gute, aber unglückliche Papst Hadrian IV. ließ auf seinen Grabstein folgende Worte setzen: „Welchen Unterschied machen die verschiedenen Zeiten in den Handlungen auch der besten Menschen!" — Gegen die unbesiegliche Macht der Umstände hat auch der Tapferste oft Schiffbruch gelitten, während mancher weniger tapfere durch dieselbe Macht sicher in den Hafen getragen wurde. Wenn ich aus solchem Grunde, nicht aus falscher oder eitler Bescheidenheit, einen guten Theil des mir gespendeten Lobes zurückweisen muß, so bin ich doch durchaus nicht unempfindlich gegen dasselbe, da eine Dichtung wie die Ihrige Monumente von Stein und Erz überdauern muß. Genehmigen Sie 2c.

Moltke."

Aus Rom geht uns das Programm einer neuen großen italiänischen Encyklopädie (La nuova Enciclopedia Italica) zu, deren Erscheinen das erste Zeichen der geistigen Wiedergeburt der klassischen Hauptstadt des antiken Italiens sein soll. Nicht mehr, heißt es in diesem Programme, wollen sich die wissenschaftlichen Männer Rom's bloß mit den Sphären der religiösen Mystik, oder mit rein platonischen Betrachtungen, zu denen sie von der Noth der Zeiten gedrängt worden waren, beschäftigen; vielmehr haben sie sich mit der großen Schaar lebensthätiger und forschungslustiger Geister, welche das heutige Italien aufzuweisen hat, zu dem encyklopädischen Werke verbunden, das sie jetzt ankündigen. Es folgt darauf die Aufzählung der Namen der Mitarbeiter, unter denen wir Guglielmo de Sanctis, Graf Guido Carpegna, Alessandro Calandrelli, Ignazio Ciampi, Carlo d'Ormeville, D. Silvagni, Marino Morelli 2c. sämmtlich in Rom, Francesco dall' Ongaro, Angelo de Gubernatis, Aleardo Aleardi 2c. in Florenz, G. Carducci in Bologna, B. Zendrini in Padua, Giovane de Castro, Maggi und Maineri in Mailand, ferner mehrere Gelehrte in Sizilien, aber keinen einzigen Namen der Universitäten Turin und Neapel bemerkt haben.

Ueber den heutigen Standpunkt der deutschen Wissenschaft dem Darwin'schen Systeme der Abstammung des Menschen gegenüber äußerte sich Herr Prof. Virchow in der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Schwerin vom 22. September:

„In Konsequenz der Darwin'schen Theorie hat sich in Deutschland die Entscheidung über diese Frage in den Vordergrund gedrängt, aber man fühlt bei uns eine gewisse Abneigung, die Richtigkeit der Affentheorie anzuerkennen. In der That ist der Uraffe, das Postulat der spekulativen Naturwissenschaft, noch nicht gefunden; andererseits aber auch noch nicht der Adam, das Postulat der religiösen Construction, und die Bücher Mosis allein können nicht als ein ausreichender Ersatz für die fehlende Erfahrung gelten. Die adamitische Sage entbehrt vorläufig einer

---

*) Elberfeld, Bädeker (Martini u. Grüttefien) 1871.

naturwissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit, da der Uebergang von einer Menschenrasse zur andern noch nicht nachgewiesen ist. Freilich, auch die Darwin'sche Theorie drängt zu der Annahme einer einheitlichen Abstammung, aber aus einer schwarzen Rasse hat sich, so weit bis jetzt bekannt, noch keine weiße entwickelt und ebensowenig umgekehrt. — Die heutige Anthropologie kann nur auf Thatsachen fußen. Die Frage des Ursprungs ebenso wie die Verwandlung einer Rasse in eine andere ist heute noch eine rein spekulative. Es ist ein Bedürfniß, die Ethnologie auf die Kunde getrennter Rassen zurückzuführen, und in den Vordergrund tritt die Frage der Stammesentwickelung, wozu immer neues und neues Material sollte gesammelt werden; heute mehr als je. Denn wir leben in der Zeit der größten Umwälzungen, die jemals stattgefunden haben. Es ziehen die civilisirten Völker die fremden und fernsten Gebiete und ihre Bewohner in ihre Wirkungssphäre und vernichten allmählich alle jene kleinen Stämme mit ihren sie charakterisirenden Eigenthümlichkeiten. Vor drei bis vier Jahren starb der letzte Nachkomme der Urbewohner Tasmaniens, wo vor ein paar Decennien noch eine zahlreiche Bevölkerung vorhanden war. Mehr als je muß heute gesammelt werden, wie dies Eine Beispiel nur zeigen mag, soll einer späteren Zeit durch uns ein größerer Schatz positiven ethnologischen Wissens über unsere Zeitgenossen hinterlassen werden, als die römische Literatur uns aus ihrer Zeit überliefert hat."

Ein interessantes Unternehmen auf dem Gebiete der periodischen Presse ist das von der Lüderitz'schen Verlagshandlung (Karl Habel) in Berlin angekündigte „German Quarterly Magazine, a Series of Popular Essays on Science, History and Art", das vom 1. November ab als Vierteljahrsschrift unter der Redaction von Rud. Virchow und Franz von Holtzendorff erscheinen wird. Dasselbe soll vornehmlich solche aus der von denselben Herausgebern redigirten deutschen Sammlung ausgewählte Vorträge bringen, welche für ein englisch lesendes Publikum besonderes Interesse darbieten, außerdem aber auch englische Original-Beiträge. Vierteljährlich wird ein Heft von ca. 9 Bogen in 8. auf starkem englischen Papier erscheinen, und zwar wird abwechselnd das eine Vierteljahrsheft Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts, das andere solche aus dem Gebiete der Geschichte, Kunst und Wissenschaft enthalten.

Ein deutsch-amerikanisches Literaturblatt, „Die Neue Zeit" von Newyork, enthält in seinen Wochennummern vom 12. August bis 2. September d. J. eine Abhandlung mit der Ueberschrift: „Das geistige Eigenthum und ein deutsch-amerikanischer Vertrag zum Schutze desselben." Wir ersehen daraus mit Vergnügen, daß unter den deutsch-amerikanischen Literaten, die noch vor etwa anderthalb Jahren über die Anregung zu einem solchen Vertrage, welche Berthold Auerbach und die Berliner „Presse" versucht hatten, ihren Spott ausgeschüttet, seitdem zu besserer Einsicht gelangt sind. Es ist allerdings zunächst nur das eigene persönliche Interesse und nicht die Achtung vor den literarischen Productionen des deutschen Geistes, was den deutsch-amerikanischen Literaten diese verspätete Anerkennung des geistigen Eigenthums abgenöthigt hat, aber es ist immerhin als ein Fortschritt zu betrachten, daß selbst bei dem sozial-demokratischen Theile dieser Literaten, zu welchem die Mitarbeiter der „Neuen Zeit" gehören, ein solches anticommunistisches Bedürfniß geweckt und zum Bewußtsein gekommen ist. „Keinem Zweifel", heißt es in der Deduction der Neuen Zeit, „kann es unterliegen, daß sich in der deutsch-literarischen Welt der Vereinigten Staaten bereits Kräfte finden, deren Productionen nicht allein verdienen, sondern auch geeignet sind, nicht bloß zur Kenntniß der hier lebenden 6 bis 7 Millionen Deutschen, sondern auch zu der der fünfzig Millionen Deutschen zu gelangen, die sich in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz befinden. Wie die Dinge heute liegen, d. h. ohne einen Schutzvertrag, wird der materielle Gewinn einer deutsch-amerikanischen Original-Production, sowohl für den Schriftsteller als für den Verleger, nur sehr unbedeutend sein. . . . Im Falle eines Vertrags-Abschlusses würde dem deutsch-amerikanischen Schriftsteller und Verleger, statt des bisherigen Marktes der sechs Millionen Stammesgenossen, ein solcher von sechsundfünfzig Millionen eröffnet, und haben die Deutschamerikaner als Aequivalent dafür thatsächlich von ihren bisherigen Vortheilen nur den der freien Nutznießung der deutschen Roman-Literatur für ihre Journalistik aufzugeben."

Von Kossuth wird eine wissenschaftliche Arbeit in deutscher Sprache demnächst erscheinen, betitelt: „Die Farbenveränderung der Sterne." — Auch auf der Erde hat Kossuth in seinem politischen Leben manche Farbenveränderung beobachten können.

Abwehr.

Auf Herrn Scartazzini's Angriff in Nr. 37 gegen meine ersten Dante-Studien habe ich Folgendes zu erwidern:

1) Wenn Herr Scartazzini mich beschuldigt, in einem angeblich von mir „übersetzten" Dante'schen Text diesem fremde Worte „hineingefälscht" zu haben, so erwidere ich, a) daß ich den bez. Text nicht wörtlich übersetzt, sondern nur angezogen habe, daß aber b) die incriminirten Worte wörtlich in dem Text enthalten sind, worüber der Leser die von Herrn Scartazzini in seinem Werke über Dante durch ein Sternchen empfohlene Ausgabe der kleinen Schriften Dante's von Fraticelli Bd. III, S. 51[illegible] nachsehen wolle.

2) Zu meiner Auslegung von Inf. XV, 85 bemerke ich, daß ich sehr wohl weiß, was der Dichter sagt, daß aber was Einer sagt und was er meint, der sensus literalis und der sensus allegoricus sive mysticus, zwei verschiedene Dinge sind.

3) Das, was mir im Folgenden von Herrn Scartazzini zugeschrieben wird, beruht auf einer „Verfälschung" (über den juridischen Begriff derselben vgl. man Schelling's Werke 1. Abth. 8. Bd. S. 35 Anm.) meines Sinnes. Denn a) habe ich Seite [illegible] nur erwähnt, daß die deutschen Mystiker, vor Allen Meister Ekhart, gelehrter waren, als Dante; — b) verstehe ich unter Mysticismus laut meinen Erklärungen, S. 15 u. ff., nicht nur eine Philosophie, sondern überhaupt einen religiösen, sittlichen, politischen und auch spekulativen Standpunkt; — c) habe ich S. 42 nicht Die „unsäglich lächerlich" gefunden, die meinen Standpunkt nicht theilen (von meinem Standpunkt ist gar nicht die Rede, und dieser Standpunkt ist auch gar nicht einmal der specifisch mystische), sondern jene Worte beziehen sich auf die abstrakte Verstandes-Philosophie, wenn sie, wie ich sage, „mit vornehmen Geberden auf diese erhabenen Gestalten herabsieht".

Husum, 29. September 1871. Dr. H. K. Hugo Delff.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 11.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 14. Oktober 1871. — [№ 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hans Prutz: Kaiser Friedrich I.*)

Wenn wir uns an die Besprechung des Prutz'schen „Friedrich I." in diesen Blättern machen, so geschieht es selbstverständlich nicht in der Absicht, das Werk einer streng kritischen eingehenden Prüfung zu unterwerfen — dies muß ausschließlich historischen Zeitschriften überlassen bleiben, bei denen Raum und Gelegenheit eine derartige Betrachtung gestattet. Indeß erschien uns der Gegenstand desselben, die bisher in dieser Art noch nicht versuchte Darstellung der Person und der Thaten eines unserer größten Kaiser und die Ausführung, in der diese Darstellung sich giebt und die des Neuen nicht Weniges bietet, ein hinreichender Grund, unsere Leser, wenn auch nur im Allgemeinen, von Inhalt und Tendenz dieses „Friedrich I." in Kenntniß zu setzen und im Anschluß daran mit einigen Worten unsere Stellung zum Verfasser selbst zu charakterisiren. Und dies dürfte in diesem Augenblicke der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums um so angebrachter erscheinen, als gerade ein Blick auf Leben und Thaten Barbarossa's, auf das Ideal deutschen Kaiserthums überhaupt, uns lehren kann und soll, wonach das heutige Kaiserthum nicht zu streben haben wird.

Es gehört in der That die wärmste Begeisterung für die Person des alten Kaisers dazu, wie es Verf. in der Vorrede ausdrückt, um, gleich ihm, in der eingehendsten Weise die welthistorische Epoche, deren Mittelpunkt Kaiser Friedrich I. bildet, zu durchforschen. So machte es sich denn ganz natürlich, daß derselbe in diesem ersten, sehr stattlichen Bande, nicht über das Jahr 1165 hinauskam, Fortsetzung und Beschluß für den zweiten und dritten Band bewahren mußte, deren Erscheinen er indeß für die nächsten Jahre voraussagt. Eingehende Forschungen in einheimischen wie italiänischen Archiven haben dem mit diesem Gebiete seit längerer Zeit vertrauten Verfasser manches bisher noch nicht genügend verwerthete Material geliefert, und die Art der Verwendung desselben zeugt von seiner gründlichen Verarbeitung des Stoffes, indem er, bewußt von dem bisherigen Wege der Forschung einigermaßen abweichend, alles Quellen-Material, mit Ausnahme der Belegstellen, an den Schluß des Werkes in die Beilagen verlegt hat, so daß die Aufmerksamkeit des Laien bei der Lectüre des Werks weniger durch den Inhalt der Noten abgelenkt und gestört wird.

Merkwürdig scheint sich nun vor Allem die Stellung des Autors zu der Persönlichkeit Friedrichs gestaltet zu haben. Von einer vielleicht zu großen Begeisterung für den großen Staufer ausgehend, kommt er allmählich, auf dem Wege kritischer Forschung, zu Resultaten, die, wenn auch nicht die persönlichen Eigenschaften des Fürsten, so doch seine Thaten und ihre Wirkungen auf das Reich in einem ganz davon verschiedenen Lichte erscheinen lassen.

Der Verf. erkennt nur ein Ziel in dem ganzen Sinnen und Trachten des gewaltigen Monarchen, wenigstens für die bisher behandelte Zeit, an, und dieses ist die Wiederherstellung des Kaiserthums Karl's des Großen, dem er sich auch in äußerer Erscheinung ähnlich zu machen bestrebt war. Wie einen Gott, so sollte es nur einen Kaiser und einen Papst in der christlichen Welt geben, und wie der Kaiser der Diener Gottes, so sollte der Papst der des Kaisers sein auf dem geistigen Gebiete, während der Kaiser die sichtbare Macht Gottes auf Erden über allen Weltlichen und Geistlichen darzustellen bestimmt war. Als Oberherr der übrigen Fürsten, Schirmherr aller Unterdrückten, Vorkämpfer des christlichen Glaubens aufzutreten, wie Karl der Große es gethan, das erschien ihm als der wahre Beruf des Kaiserthums; nur vergaß er, daß zu Karl's Zeiten fast kein einziges größeres und wohlorganisirtes Reich neben dem fränkischen bestand, der Papst, das Haupt der Christenheit die Sicherstellung seiner Existenz von dem Schwerte des fränkischen Königs abhängig gesehen hatte; er vergaß, daß in den 350 Jahren, die seitdem verflossen, nicht nur im Westen sich fest organisirte, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Königreiche gebildet hatten, als auch die Hierarchie seit Hildebrand eine Macht geworden war, der sich mehr als einer seiner Vorgänger demüthig und willig gebeugt hatte. Insofern war jedoch seine Ueberlegung richtig, daß er sich von der Herabdrückung des Papstthums auf die frühere, abhängige Stellung mittelbar auch die Anerkennung seiner Superiorität seitens der weltlichen Fürsten und Könige versprach, und so zielte sein erster Angriff mit Recht auf das Papstthum.

Zum Siege über das Papstthum gehörte indeß nothwendig der Besitz Italiens. Wie das römische Imperium dort Sitz und Quelle gehabt, wie auch Karl's des Großen Weltmonarchie auf der innigen Vereinigung Italiens mit Deutschland beruht hatte, so war die Wiederherstellung dieser Einigung, wie die nothwendige Vorbedingung, so auch die nothwendige Bedingung für die Unterwerfung des Papstthums, der europäischen Staatenwelt. — Italien nun zerfiel in drei verschiedenartig regierte Theile: das nördliche, in municipaler Selbständigkeit eben zur höchsten Blüthe emporgereift, das mittlere, der Kirche unterworfene und der Süden, der von dem kräftigen Normannengeschlechte in monarchischer Weise regiert wurde. Gelang es, den

*) Band I. 1152—65. Danzig, 1871, A. W. Kafemann.

Norden Italiens zu unterwerfen, die municipale Autonomie der unzähligen Städte zu brechen, so war damit der päpstlichen, mehr durch moralische als physische Gewalt aufrecht erhaltenen Herrschaft der Boden unter den Füßen entzogen, zwei Drittel des Landes in der Hand des Siegers, dem das letzte Drittel, der Süden, dann unmöglich auf die Länge widerstehen konnte.

So stellt denn Friedrich zuerst die von seinem Vorgänger zerrütteten Verhältnisse Deutschlands selbst her; nicht allein, weil er dies als seine kaiserliche Pflicht und Beruf erkennt, sondern fast noch mehr, um die ganze reisige Kraft aller seiner Landschaften sammeln und gegen die starren Lombarden führen zu können. Es entspinnt sich nun seit dem ersten Römerzuge Friedrichs im J. 1155 der Kampf, dessen Furchtbarkeit schon oft in drastischen Farben geschildert worden ist und der füglich als bekannt vorausgesetzt werden kann, dessen warme und tiefmitfühlende Darstellung immerhin aber auch nach allem darüber Veröffentlichten den Leser in hohem Maße fesselt und hinreißt. Die Darstellung des offenen Kampfes selbst geht bis zu der Vernichtung Mailands, des Haupts der lombardischen Städte (1162), mit der die Kraft des Bundes für immer gebrochen, die erste Stufe auf der zu ersteigenden Staffel erreicht erscheint, doch eben nur scheint. Das Ende dieses ersten Bandes, der bis zum J. 1165 reicht, zeigt uns die eben auf's tiefste Gedemüthigten in neuem Aufstande gegen den Gewalt-Kaiser.

Nach der Unterdrückung der Lombarden die des Papstthums. War jene schon schwer und nur auf Grund verjährter Ansprüche zu rechtfertigen gewesen, so war diese noch ungleich schwerer und nicht durfte man vor den Schlingungen einer gewundenen Politik, vor den gewaltsamsten Mitteln zurückweichen, um zum Ziel zu gelangen. Auf dem Wege freiwilliger Zugeständnisse war nichts zu erreichen. So blieb nur die Gewalt und die geschickte Benutzung der Verhältnisse. Da schreckte denn Friedrich vor dem äußersten Schritte nicht zurück, er provozirte das für die gesammte Christenheit stets unheilvolle Schisma, um den Mann, den er auf den päpstlichen Stuhl gesetzt, auf demselben als ein ihm stets gefüges Werkzeug zu erhalten. Vielleicht wäre dies gewaltsame Mittel von besserem Erfolge begleitet gewesen, wäre nicht Alexander III., einer der charaktervollsten und durchbildetsten Päpste, die je den Stuhl Petri inne gehabt, sein Gegner gewesen. Ihm gegenüber sanken seine elenden Gegner, der dahinsterbende Victor IV. und sein Nachfolger Paschalis III. in den Staub, ohne sich auch nur im Geringsten eine eigene Autorität über den Machtkreis der kaiserlichen hinaus schaffen zu können.

So ist denn auch dieser Versuch Friedrich's vorläufig resultatlos geblieben und während er in fernen Gegenden Idealen nachkämpft, beginnen Zwietracht und Aufruhr von Neuem ihr Haupt innerhalb der Reichsgränzen zu erheben, ist er genöthigt, den wahren, civilisatorischen Beruf des Kaiserthums seinem Freunde Heinrich dem Löwen im Norden und Osten zu überlassen und, um die innern Zwistigkeiten zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich von Oesterreich beizulegen, diesem sein Land Oesterreich als Herzogthum und mit Vorrechten zurückzugeben, die den Keim legten zu seiner späteren, völligen Absonderung vom Reich.

Noch sei es uns gestattet, mit einem Worte auf den Charakter Friedrich's und seines vertrautesten Rathes, Reinald von Dassel, einzugehen. — Wie mochte sich der Verf., der mit so warmer Begeisterung an die Darstellung der Thaten Friedrich's herangetreten war, wohl enttäuscht fühlen, wenn er bei der quellengemäßen Erforschung dieser Thaten so tiefe Schatten auf die Gestalt seines Kaisers fallen sah. Der großartig wollende, kühn strebende, ja von einem einzigen idealen Zuge durchhauchte Fürst, wie wild, grausam, ja tückisch und unmenschlich zeigt er sich bei dem Kampf und der Niederlage der Lombarden, wie gewissenlos und hartnäckig bei seinem Zwiste mit Alexander III.! Dennoch scheint uns der Verf. seinem Helden fast etwas zu viel zu vergeben, wenn er ihn vollkommen für seine Handlungsweise sammt allen ihren Consequenzen verantwortlich macht; billig erscheint uns, mindestens einen Theil dieser Schuld auf die mächtigen Schultern Reinald's von Dassel abzulagern, dessen Charakteristik sich der Verf. ja mit großer Sorgfalt angelegen sein läßt. Und in der That verdient der Mann diese Auszeichnung. Er, der Reichskanzler, dann Erzbischof von Cöln, Verweser Italiens, mit Einem Wort, der vertrauteste Rath des Kaisers, geht fast noch mehr als dieser selbst in den idealen Plänen der Weltmonarchie auf; fernsichtiger, thatkräftiger und leidenschaftlicher zugleich als Friedrich, ist er es oft, der in schwierigen Fällen durch kühnes Ergreifen der Initiative den Kaiser in die von ihm betretenen Pfade hineinzwingt; durch seine persönliche Stellung zu Mailand hauptsächlich kommt jene Beimischung unmenschlicher Härte in den Kampf und die Bestrafung derselben hinein; er ist es, der nach der Ansicht des Verf., sich schon bewußterweise zu der Idee einer deutschen Nationalkirche erhoben und daher den Kaiser angetrieben habe, den letzten Consequenzen des Schismas kühn in's Auge zu sehen. So dürfte denn mancher Vorwurf, der auf Friedrich geschleudert wird, erst durch seinen Kanzler aufgefangen und abgeschwächt werden.

Soweit in kurzen Zügen das in hohem Grade anregende Werk, dessen Fortsetzung wir gespannt entgegensehen und über das wir unser Endurtheil abzugeben uns bis zum Schluß des Ganzen vorbehalten. Z.

Aus dem Jugendleben des Kaisers Franz von Oesterreich.*)

Inmitten einer Reihe gelehrter Werke, welche die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien herausgiebt, und die von dem größeren Publikum wohl weniger beachtet werden, findet sich doch auch bisweilen etwas, das auch für den großen Leserkreis, der keinen Anspruch darauf macht, sich mit der Literatur der gelehrten Welt zu beschäftigen, Interesse hat. Ein Blick in das innere und äußere Leben von Persönlichkeiten, die auf der höchsten Stufe der Gesellschaft stehen, denen der Kampf um das Dasein erspart worden, verfehlt selten seine Anziehungskraft auf die große Zahl Derjenigen, deren Hauptaufgabe der Erwerb des täglichen Unterhaltes ist. Wie häufig führen uns Romane, gern und viel gelesene Romane, in die allerhöchsten Kreise, und wie selten ist das Bild, welches sie von ihnen entwerfen, aus dem wirklichen Leben geschöpft und dadurch im Stande, den Eindruck der Realität der geschilderten Zustände hervorzubringen. Weit lehrreicher und interessanter ist es, fürstliche Personen aus ihren eigenen Aufzeichnungen kennen zu lernen, besonders wenn sie, wie die Briefe der Erzherzogin Elisabeth, ersten Gemahlin des nachmaligen Kaisers Franz, die vertrauten Ergüsse eines liebenden Herzens an den über Alles theuern Gatten sind.

Die Schreiberin stammt aus einer Nebenlinie des regierenden herzoglichen Hauses von Würtemberg, welche in Mömpelgard lebte. Joseph II., dem sehr viel daran lag, das freund-

*) Archiv für Oesterreichische Geschichte. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Vierundvierzigster Band. 1870.

schaftliche Verhältniß zu Rußland dauernd zu befestigen, wünschte die 1767 geborne Elisabeth, deren ältere Schwester mit dem russischen Thronfolger Paul vermählt war, mit seinem Neffen, Erzherzog Franz (später Kaiser Franz II.) zu verheiraten. Er machte selbst in Mömpelgard die Bekanntschaft der herzoglichen Familie, die Ende 1781 seinen Besuch in Wien erwiederte, wo die Verlobung gefeiert ward. Elisabeth kehrte nur für kurze Zeit mit den Eltern wieder zurück in die alte Heimat, die sie schon im Oktober 1782 verließ, um fortan an der Stätte ihres bevorstehenden kurzen Glückes sich einzuleben, und dort auch zur katholischen Confession überzutreten. Sie blieb in der Kaiserstadt bis zu ihrer Vermählung, die am 6. Januar 1788 stattfand. Kaum vereint, wurden aber die jungen Gatten auch schon wieder getrennt. Franz nahm Theil an dem Kriege gegen die Türken; er verließ Wien am 14. März und kehrte erst am 11. November wieder heim, mußte aber am 27. August 1789 schon wieder mit in das Feld, von wo er erst am 28. November zu der sehnsüchtig harrenden Gattin zurückkehrte, die ihm schon am 18. Febr. 1790 der Tod entriß.

Während Franzen's Abwesenheit schrieb ihm Elisabeth täglich; ihre Briefe sind von dem ordnungsliebenden Erzherzog sorgsam aufbewahrt und mit der eigenhändigen Aufschrift: „Briefe von meiner ersten Frau" versehen, befinden sich die Originale in dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Wenn wir auch mit der in der Einleitung ausgesprochenen Ansicht des Herrn Herausgebers, Dr. H. Wenda, daß diese Briefe auch für weitere Kreise ein historisches Interesse von höherem Werthe haben, nicht übereinstimmen können, so gestehen wir ihnen doch gern ein bedeutendes gemüthliches Interesse zu, das sie sicher auf jeden Leser ausüben werden. Eine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit tritt uns in diesen anspruchslosen, nur für das Auge des Verlobten und des Gatten bestimmten Zeilen entgegen. Ihr ganzes Sein und Wesen concentrirt sich in der innigsten Liebe zu ihrem Franz, und zeigt sich unbefangen in anmuthigster, hingebendster Weise. Neben diesem Hauptinteresse, das den Brennpunkt ihres Lebens bildet, tritt auch die rücksichtsvollste Theilnahme für die Personen aus ihrer eigenen und aus des Gatten Umgebung in liebenswürdigster Weise hervor. Diese rücksichtsvolle Liebenswürdigkeit ist nicht die anerzogene und eingelernte, wie sie Höchststehenden von Kindheit an eingeübt wird, sondern eine wahre, herzlich-menschliche Theilnahme. Das Verhältniß, in dem sie zu ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Chanclos, steht, zeigt sich z. B. in häufig wiederkehrenden Aeußerungen der Anhänglichkeit und Freundschaft. Es ist wohlthuend, wenn eine Fürstin so handelt, wie sie: „Toute la journée je tiens compagnie à la Comtesse pour la soigner le mieux que je peux, le soir je lui fais la lecture pour l'amuser....

„La Comtesse a beaucoup toussé cette nuit, mais malgré cela elle se trouve mieux et j'espère que, si cela continue de même, elle sera bientôt remise; elle n'ose pourtant pas sortir de sa chambre qui devient la mienne, car je lui tiens toujours fidèle compagnie."

Was ihre Briefe an historischen Notizen enthalten — vereinzelte Aeußerungen über den Türkenkrieg, Berichte über den Gesundheitszustand des Kaisers, Andeutungen über Launen bei ihm — giebt wenig Neues, und man würde sogar von dem Mangel in dieser Beziehung überrascht sein, wenn die Schreiberin den Grund davon nicht sehr deutlich an verschiedenen Stellen ausspräche: „Une chose dont je gémis c'est que l'on ne puisse seulement pas se dire par écrit tout ce que l'on pense, mais cette maudite poste d'ici où l'on est si fort exposé à la curiosité ne le permet pas parfaitement. Bien sûrement ma lettre sera ouverte, mais n'importe." Daher die größte Zurückhaltung in Bezug auf Alles, was nicht das rein Persönliche betrifft. Einmal theilt sie ihrem Gatten eine „auf Staatsangelegenheiten bezügliche" Aeußerung des Kaisers mit, bittet ihn aber, nicht per Post darauf zu antworten; sie darf freier sprechen, da der Marschall Wallis Ueberbringer des betreffenden Briefes ist, der also von dem schwarzen Kabinet nichts zu befürchten hat.

Ihre Mittheilungen beschränken sich meist nur auf das, was in ihrer nächsten Umgebung geschieht. Sie erwähnt nur ein einziges Mal im Laufe der Correspondenz vom 27. August bis 23. November 1787, und auch da nur flüchtig, die Vorgänge in Frankreich, wobei sie die charakteristische Aeußerung hinzufügt: „On ne peut prévoir ce qui arrivera encore dans ce pays où la moindre petite chose cause des révolutions et coûte du sang humain."

Diese Briefe, die uns einen Blick in die gemüthliche Innigkeit des Familienlebens des jungen deutschen Fürstenpaares thun lassen, sind in sehr fließendem und ziemlich correctem Französisch geschrieben, und nur bisweilen, wenn sie dem Gatten etwas ganz besonders Zärtliches oder auch ein wenig Neckisches sagen will, schreibt sie plötzlich einen Satz oder auch nur einige Worte Deutsch dazwischen — ein schönes Zeugniß für die Innigkeit unserer Muttersprache. Die Briefe der vereinsamten jungen Frau zeigen das traulichste, herzlichste Verhältniß des jungen Paares. Sie klagt und trauert über seine Abwesenheit. Nichts erfreut, nichts zerstreut sie. Seine Briefe sind ihr einziger Trost, ihre Briefe an ihn ihre liebste Beschäftigung. Sie denkt nur an ihn, erinnert sich aller seiner Neigungen und Liebhabereien; sie schickt ihm Pläne, Karten, Bücher; versorgt ihn mit Apfelsinen und Citronen: „Je suis bien charmée que les oranges et les citrons que je vous ai envoyés, vous fassent plaisir; j'attends avec impatience une occasion et la saisirai avec empressement pour vous en faire parvenir d'autres encore. J'ai fait l'emplette d'une superbe carte de la Silésie qui a 4 pieds et demi de long et 2½ de large pour vous, sachant que vous aimez ces sortes de choses, et me procure la satisfaction de vous l'offrir. J'ose croire qu'elle vous plaira, et à présent je lis toujours toutes les annonces des gazettes, ce que je ne faisais sans cela jamais, pour voir s'il y a peut-être quelque chose qui soit de votre goût et alors je le fais venir, car je n'ai pas de plus grand bonheur que de faire tout ce que vous est agréable." — Sie frägt ihn bei Allem, was sie thut, um Rath, denn sie will nur nach seinem Wunsche leben: „Hier et avant-hier j'ai arrangé ma bibliothèque avec Schlosneck; celui-ci m'a proposé une chose qui me ferait bien grand plaisir, c'est de me faire seulement pendant votre absence des lectures sur le droit, autant qu'en peuvent savoir les femmes; comme je suis fort ignorante sur cela et que j'aime à apprendre et à savoir au moins de tout un peu, j'avoue que j'en serais bien charmée; cependant je n'ai point encore accepté la proposition que Schlosneck m'a faite là-dessus, puisque comme il est votre secrétaire, je n'ai pas voulu entreprendre la chose avant de savoir si vous l'approuvez. Faites-moi donc le plaisir, cher mari, de me dire votre sentiment à cet égard, et conseillez-moi à ce sujet. Si vous ne trouvez pas mauvais que Schlosneck me fasse cette lecture et qu'il ne néglige peut-être pas vos affaires pour cela, je commencerai d'abord. C'est votre réponse qui me décidera. Aimez-moi toujours autant que je vous aime et croyez-moi....." Man sieht hieraus, wie aus verschiedenen andern Stellen, daß die junge Fürstin neben einem liebevollen Herzen auch einen regen, ernst strebenden Geist besaß.

Häufig meldet sie ihm die Ankunft von Geschenken aus Florenz, von wo seine Eltern dem jungen Haushalt — dem es sonst vielleicht am Nöthigsten gefehlt haben möchte! — Oel, Schinken,

Chokolade u. s. w. senden, und bittet ihn, über deren Verwendung zu verfügen. — Kindlich hingebend schreibt sie: „Dein Vogel sitzt immer auf meiner Brust: ich habe alle mögliche Sorgfalt für ihn, weil ich weiß, daß Du ihn so gern hast. Ich habe sogar meine Vögel wo anders hingethan, damit er durch ihr Geschrei nicht etwa sein Lied vergessen möchte. Es ist nicht möglich, Dich zärtlicher zu lieben, mein Engel, als ich, und ich kann mich gar nicht trösten, daß ich von dir entfernt bin," — und später wieder: „Hier avant de me coucher, j'ai donné encore un petit baiser à votre canari; je l'aime beaucoup ce joli petit oiseau, parce qu'il vous appartient. J'ose croire que vous en serez content à votre retour, car il devient toujours plus aimable. Er thut mir so schön, ich glaube, er will mich trösten, daß ich Dich nicht mehr habe, und wenn er mich traurig sieht (was sehr oft geschieht), so ist er es mit mir." — Sie erzählt ihm täglich, was ihr der Tag gebracht; berichtet von Aufführungen im Theater, von neuen Opern, z. B. von der ersten Aufführung des „Don Juan": On a donné ces jour passés*) un nouvel opéra de la composition de Mozart, mais on m'a dit qu'il n'avait pas eu beaucoup de succès. La Coltellini ne doit point avoir débuté à son avantage dans le premier qui s'est donné à son arrivée. Pour moi, je ne répète là-dessus que ce que j'entends dire aux autres, n'ayant point encore été au théâtre depuis votre départ; en effet, je suis trop triste et ai tant de sujets de chagrin et d'inquiétudes que je ne pense guère à y aller. Ma douleur est toujours la même d'être séparée de vous mon coeur, ce qui doit bien vous prouver à quel point vous m'êtes cher, et de quelle vivacité est la tendresse que je vous ai vouée." In einem Briefe aus der Brautzeit erwähnt sie auch mit einer für uns Deutsche charakteristischen Bemerkung die Aufführung einer Oper von Dittersdorf: „Je fus l'autre jour au théâtre pour voir un nouvel opéra qu'on représentait et dont la musique est de Mr. Ditters de Dittersdorf. On peut dire que la musique en est de toute beauté; il y a fait la plus grande sensation ici, quoique ce soit un opéra allemand et il est à mourir de rire. J'en ai été vraiment enchantée. Il s'apelle: Der Apotheker und der Doctor." — Wir erfahren aus dieser Correspondenz auch mancherlei über einige Liebhabereien des spätern Kaisers: „Sachant que vous aimez ces sortes de livres, je vous ai acheté celui-ci: Schwammerdam, Bibel der Natur, worinnen die Insetten in Klassen vertheilet, beschrieben, zergliedert und in saubern Kupfern erläutert werden." — „J'ai aussi lu dans la gazette qu'il y avait un vieux bouquin à avoir, contenant l'histoire des Tournois qu'il y a eu près de Vienne; je l'ai fait chercher, me souvenant que vous êtes assez curieux de pareilles choses." — Wie liebenswürdig weiß sie sich zu entschuldigen, wenn sie fürchtet ihn zu langweilen: Quoique mes lettres doivent vous paraitre bien ennuyantes ne sachant aucune nouvelle à vous mander, mon coeur trouve cependant une bien douce satisfaction à pouvoir vous renouveler les assurances de sa tendresse pour vous le plus souvent que possible."

Beinahe so klar wie in einem Tagebuche tritt uns aus diesen täglich geschriebenen Briefen, die in ihrem einfachen, herzlich-liebevollen Ton an die Aufzeichnungen der Königin Victoria erinnern, das Bild des Lebens und Treibens dieser jungen Fürstin entgegen. Sie berichtet dem Gatten Alles, was sie erlebt, erzählt ihm von ihren Beschäftigungen, theilt ihm alle Neuigkeiten aus der Gesellschaft mit, Verlobungen in den Kreisen des Adels und Aehnliches. Sie schildert ihm, wie ihre ganze Umgebung sich bemüht, sie aufzuheitern, doch vergebens; sie fühlt beständig, wie er ihr überall fehlt. Sie denkt nur an ihn, spricht am liebsten von ihm, selbst auf die Gefahr hin, ihre mühsam errungene Fassung dabei zu verlieren. Am glücklichsten ist sie, wenn sie von ihm die Versicherung erhält, daß auch er sich nach ihr sehnt und sie vermißt. Wie erfreut ist sie, wenn sie ihm einen Beweis ihrer Liebe geben kann; darum bittet sie ihn, ihr doch ja Aufträge zu geben, wenn er etwas aus Wien wünscht: „Ich werde mir allezeit die größte Freude daraus machen und wünsche nichts mehr, als Dir in allen Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr ich Dich liebe. Komme nur bald wieder, ich bitte Dich, denn es kommt mir schon eine Ewigkeit vor, daß ich Dich nicht gesehen habe." — Zuweilen klingt ein anmuthig schalkhafter Ton durch, doch [illegible] wiegend sind Klagen über sein langes Fernsein, Sehnsucht und [illegible] seiner endlichen Heimkehr. Sie wird immer trauriger, je länger seine Abwesenheit dauert, vorzüglich da Besorgniß um die Gesundheit des Kaisers, die in dem Feldzug von 88 sehr litt, [illegible] noch zu der um den geliebten Gatten hinzutritt. Sie schreibt mit größter Theilnahme von dem Kaiser, dem sie ja ihr ganzes Glück verdanke. „Pardon, cher mari, de toutes mes importunités mais le motif ne peut pas vous déplaire, puisqu'il provient de mon attachement pour l'Empereur, auquel je dois tout mon bonheur d'ailleurs c'est un sentiment que vous lui portez sûrement aussi, ainsi nous pensons de même à cet égard."

Nicht leicht wird ein Leser dieses Bändchen Briefe, für dessen Herausgabe wir nicht unterlassen wollen, Herrn Dr. [illegible] unsern herzlichen Dank auszusprechen, aus der Hand legen, ohne ein wohlthuend erwärmendes Gefühl für die Schreiberin zu empfinden, gepaart mit tiefstem Bedauern darüber, daß der frühe Tod der jungen Frau so jäh das Band zerriß, das den Erzherzog Franz mit einer Gemahlin verband, die vielleicht im weitern Verlauf der Zeit auf sein Leben einen Einfluß gewonnen haben würde, welcher bewirkt hätte, daß er in der Geschichte in manchen Beziehungen in einem mildern und reinern Lichte erschienen wäre.

M. L.

*) 7. Mai 1788.

Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft.*)

Wir sind gegen einen geachteten Collegen im Rückstande mit einer Schuld, die wir hier gern abtragen. Eine unliebsame Verzögerung, die herbeizuführen nicht in unserem Willen und die zu verhindern nicht in unserer Macht lag, hat uns bisher abgehalten, das Buch des Herrn Dr. Kayßler in Besprechung zu ziehen und es in die gebührende vorderste Reihe der Kriegsberichte zu stellen. Auch Herr Kayßler hat für das Vaterland gestritten, wenn er auch nicht Säbel oder Lanze geführt. Es ist eben das Gleiche bei dem Krieger und dem Schriftsteller, [illegible] sie Beide Waffen führen: der Eine kämpft mit dem Schwerte, der Andere mit der Feder, wobei die letztere Art des Kampfes wahrlich nicht von geringerer Gefährlichkeit ist. Denn abgesehen vom Kriege, wo der Kriegscorrespondent von Ort zu Ort [illegible] ziehen, Alles beobachten, und alle Leiden, Entbehrungen und Strapazen des Feldzugs mitmachen muß — abgesehen von diesem außerordentlichen Zustande, der doch nicht lange anhält, hat er auch im Frieden keine Ruh. Der Offizier thut im Frieden seinen Dienst und hat weiter keinen Feind und keine Gefahr auf Gottes weiter Erde. Der Journalist sieht tausend Augen auf sich gerichtet; von allen Seiten umdrohen ihn Gefahren: die Polizei, der Staatsanwalt, die Minister und — das Publikum.

*) Von Dr. L. Kayßler. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1871.

alle passen ihm auf. Eine Bemerkung, ein übles Wort kann ihn verbrühen und so verbrennen, daß er Zeitlebens daran zu denken hat.

Herr Kayßler hat aber nicht bloß gestritten, sondern auch gelitten, denn er ist in Kriegsgefangenschaft gerathen, und das bekommt Einem bei besiegten Franzosen nicht wohl, wenn er auch für seine Person noch ziemlich glimpflich behandelt wurde. Aus den beiden Zuständen seines Berufes, aus Streiten und Leiden ist das Buch entstanden: „Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft". Herr Kayßler war von der Berliner Presse als Berichterstatter abgesandt worden, und er legt hier gleichsam Rechenschaft von seiner Thätigkeit ab. Der größte Theil seines Buches betrifft den Bericht „aus dem Hauptquartier", umfaßt also alle die Vorkommnisse auf den Schlachtfeldern und in den Besatzungen; der kleinere Theil ist der Schilderung der „Kriegsgefangenschaft" gewidmet.

Da nun der Verfasser die Kriegsbilder und die geschichtlichen Ereignisse in den Vordergrund stellt, seine persönlichen Erlebnisse aber nur nebenbei anreiht, so glauben wir ihm die Entschädigung schuldig zu sein, hier wieder mehr auf die Gefangenschaft einzugehen und etwas aus seiner Leidens- und Prüfungszeit mitzutheilen.

Die Baiern waren plötzlich von Orleans abgezogen, und unser Verfasser sah sich nun auf einmal ohne landsmännischen Schutz und Hülfe. Da fiel es ihm zu rechter Zeit ein, sich an den Bischof von Orleans zu wenden. Er schrieb an den hochwürdigen Herrn Dupanloup, und dieser schickte ihm seinen General-Vicar. Dieser General-Vicar, Herr Abbé Haetsch, ist ein geborner Würtemberger, spricht gut deutsch, war ein freundlicher alter Herr, der mit großer Aufopferung und wahrhaft edler Menschenfreundlichkeit sich der Bedrängten annahm und besonders den deutschen Soldaten und Verwundeten ein rettender Engel war. Sein Name sei gesegnet! Am 12. November 1870 kam Abbé Haetsch des Abends zum drittenmal und führte unsern Berichterstatter zum Bischof. Es ging erst durch einen großen Saal, darauf durch einen kleinen Corridor, „dann traten wir in das Cabinet des Bischofs, in welchem ein großer, runder, mit Schriftstücken belegter Tisch stand, der von zwei Lampen so erhellt war, daß das Zimmer selbst in der Dämmerung lag. Der Bischof, der vielleicht in der Mitte der Fünfziger stehen mag, von mittlerer Größe ist, ein sehr feines, geistvolles Gesicht und schlichtes weißes Haar hat, nahm in einem Sessel Platz, lud mich ein, mich auf den andern zu setzen, der so gestellt war, daß zwischen den beiden die Entfernung für die Unterhaltung weder zu groß noch zu klein war. Herr Haetsch hatte das Zimmer verlassen wollen, der Bischof aber sagte zu ihm: „Bleiben Sie mein Freund!" mit einem Nachdruck auf dem letzten Worte, wie wenn er demselben eine besondere Bedeutung ausdrücken wollte".

Bischof Dupanloup verwendete sich dann für unsern Verf. bei General Aurelle de Paladine, aber die Verwendung nützte nichts. Dr. Kayßler wurde doch als Gefangener abgeführt, saß erst im Gefängniß zu Orleans, dann in der Infirmerie daselbst, kam dann am 19. November nach Pau, mußte hier wieder ins Hospital wandern und verbrachte da die ganze Zeit seiner Gefangenschaft. Ausgeschlossen von jeder Mittheilung nach Außen, wie es die gegebenen Instructionen anordneten, beobachtete Verf. desto aufmerksamer die Kranken und Insassen und machte an ihnen philologische Studien.

Das Ende des Krieges war auch das Ende der Gefangenschaft unseres Berichterstatters. Nicht der Bischof von Orleans, nicht der General de Paladine, auch nicht Gambetta, sondern Fürst Bismarck bewirkte seine Freilassung, indem der Reichskanzler sich direkt bei Jules Favre für ihn verwendete. Am 10. Februar gab Hr. Favre den Befehl zur Befreiung Kayßler's, aber volle neun Tage hat es gebraucht, bis dieser Befehl nach Pau gelangte. Auf dem Rückwege machte unser Journalist den Einzug in Paris mit, und was er von diesem denkwürdigen Ereignisse beschreibt, wird die Aufmerksamkeit der Leser gewiß ebenso fesseln, wie alle seine vorangeschickten Mittheilungen.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

III.

Rochefort und Schölcher. — Deutsche Sprache und deutscher Universitäts-Unterricht. — Littré, Albert Dumont und der Bibliophile Jacob.

Paris, Ende September 1871.

Am selben Tage, wo der bitterste Feind der kaiserlichen Regierung, der Verfasser der Lanterne, zur Deportation verurtheilt wurde, erschien unter lebhaftem Applaus ein Werk, welches die Verbrechen und Schandthaten des zweiten Decembers mit leidenschaftlicher Energie brandmarkte. Ein eigenthümlicher Zufall, der dem Verurtheilten zuzurufen schien: „Warum hast du dich nicht damit begnügt, den letzten der Napoleone anzugreifen; warum ist es dir in den Sinn gekommen, ein Staatsmann zu werden; wie ist es dir nicht eingefallen, als du das Capitol — auf französisch das Hôtel de Ville — betratst, daß der Tarpejische Fels — nämlich Cayenne oder Nouka-Live — in der Nähe des Capitols liegt! Hättest du, sobald der Kaiser gefallen, bescheiden deine Stunde abgewartet, so wärest du noch vergöttert worden, was dir gewiß geschmeichelt hätte; denn trotz deinen wenig religiösen Ansichten wäre es dir doch am Ende ganz lieb gewesen, ein Gott zu sein." Derartige Götter giebt es hier heutzutage sehr viele; wer nur gegen den Staatsstreich einige heftige Jamben, oder eine kaltblütige Untersuchung à la Ténot gerichtet hat, ist der Gegenstand eines wahren Cultus, der, beiläufig gesagt, fast in ganz Frankreich gefeiert wird. Gar gering ist die Zahl der Leser, die dem oben genannten Werke von Schölcher, dem früher verbannten Republikaner, heute Mitgliede der Versammlung, nicht völlig beistimmen. Schölcher hatte es zuerst 1853, wenn ich nicht irre, in London, wo er damals lebte, veröffentlicht; er hat aber dem Bande, wo er die gewaltthätigen Anfänge des zweiten Kaiserthums erzählte, einen zweiten hinzugefügt unter dem viel versprechenden, aber nicht lügnerischen Titel „Le gouvernement de Napoléon III." Das ist eine tief gehende Analyse der moralischen Fäulniß, welche Bonaparte begünstigte und durch seine Creaturen sorgfältig mit einer meisterhaften Methode entwickeln ließ, um sich darauf zu stützen, als ob man auf morschem Boden bauen könnte! Die Seiten, welche den Wahlen gewidmet sind und die Art und Weise, wie sie von den Präfecten dirigirt wurden — um mich zart auszudrücken — enthalten das treueste, lebendigste Bild der damaligen Unverschämtheit im Patroniren und Aufdringen offizieller Candidaten. Von der etwas deklamirenden Emphase, welche dem ersten Theile „Les Crimes du 2 Décembre" einen rhetorischen Charakter verlieh, ist hier nichts geblieben; ad narrandum, nicht mehr ad probandum, ist das Buch

geschrieben, und dadurch erinnert es uns manchmal an die echt englischen — ich meine wissenschaftlich-phlegmatischen — Abschnitte, in welchen Kinglake, in seiner Geschichte des Krimkrieges Napoleon's III. Biographie darstellt, während die erste Hälfte eher eine Art Familien-Aehnlichkeit mit Hugo's Napoléon le Petit an sich trägt.

Einen Dienst hat wenigstens der Mann von Sedan, wie ihn die Hugo'sche Schule nennt, den Franzosen geleistet. Durch den Krieg und dessen Folgen hat er sie dazu ermuntert, mit der deutschen Sprache genauere Bekanntschaft zu machen; die frühere Gleichgiltigkeit gegen Alles Fremde hat nun aufgehört; in den Schaufenstern der elegantesten Buchhandlungen, mitten unter den Romanen von Sand oder Feuillet, liegt breit und stolz ein deutsches Wörterbuch, das sich früher hervorzutreten geschämt und gewiß nicht den Ehrenplatz unter den ausgestellten Büchern eingenommen hätte. Ahn's deutsche Grammatik und Sprechübungen lächeln den Vorbeigehenden an; und Ahn ist vielleicht der Mann, der in Frankreich, Dank dem Kriege, am meisten Popularität erlangt hat. Doch giebt es einen anderen Deutschen, welcher mit ihm wetteifert und augenblicklich keinen geringeren Beifall findet. Vogt's letzte politischen Briefe sind vor Kurzem in's Französische übersetzt worden, und bilden natürlich eine sehr beliebte Lectüre. Aber nicht allein wegen des revolutionären Zuges, der in Vogt's Schriften herrscht, erwecken sie ein so allgemeines Interesse. Nein! — und das muß ich dem hiesigen Publikum zum Lobe recht entschieden anerkennen — sie gefallen auch darum, weil sie den Franzosen manche derbe Wahrheiten offenherzig in's Gesicht sagen. Wenn der Anfang aller Weisheit darin besteht, seine Fehler zu bekennen, so fängt man hier an, weise zu sein; man hört strenge Moral-Predigten ruhig, ja dankbar an; daß man sie dann sogleich befolgt, möchte ich zwar nicht behaupten; dennoch sehe ich schon ein recht erfreuliches Symptom in der Stimmung, die den früher so empfindlichen Ohren einen Rath, einen Vorwurf erträglich macht.

Sehr bemerkenswerth in dieser Hinsicht ist das Werkchen eines Professors der Rechte, welches die Reform des höheren Unterrichts mit gründlichem Ernste behandelt. Er hat das deutsche Universitätswesen genau studirt, und ist von der Rundreise durch diese, seiner Ansicht nach, vollkommenen Kultur-Stätten mit einem wahren Grolle gegen die französischen Einrichtungen zurückgekehrt. In seinem Nachahmungs-Eifer geht er sogar zu weit; er erwägt nicht genug, daß die jetzigen Vorträge, wie sie in den Facultés des Lettres gehalten werden, den besonderen Anlagen des französischen Volksgeistes entsprechen, daß eine Umwandlung der belletristischen Kritik, wie sie in den genannten Anstalten geübt wird, in ein philologisches Forschen nur allmählich geschehen kann. Herr Dubois, der kühne Verfasser der Réforme de l'Enseignement supérieur, zeigt sich nun in diesem Punkte, trotz seiner Kenntniß des Auslandes, als ein echter Franzose; statt einer langsamen, organischen Evolution, wünscht er eine plötzliche Revolution, ohne zu fragen, ob die obwaltenden Verhältnisse, ob der Charakter der Docirenden, wie der der Studenten, eine solche erlauben. Was mich dabei am meisten Wunder nimmt, ist, daß der in die französische Unterrichts-Organisation so tief eingeweihte Professor nicht auf einen Gedanken kommt, der doch so nahe liegt, daß nämlich die meisten Universitäten, die in Frankreich vegetiren — es waren sechzehn vor dem Kriege, es bleiben jetzt noch fünfzehn — aufzuheben und nur vier oder fünf bestehen zu lassen seien. So könnten wahre Universitäten, im vollständigen Sinne des Wortes, gegründet werden; so könnte sie der Staat mit allen nothwendigen Mitteln ausrüsten; so würden sich vielleicht einige Provinzstädte wieder beleben. Sonderbar klingt es, wenn man behauptet, daß es zur Decentralisation, die doch von den Gebildeten so ersehnt ist, beitragen würde, die Zahl der Universitäten zu vermindern, und doch ist diese Behauptung nur dem Anscheine nach ein Paradoxon. Denn, ich wiederhole es, die heutigen, zu zahlreichen Facultés — wie sie hier heißen — sind meistens nur Körper ohne Seele, und es würde gewiß gelingen, eine Seele hineinzubringen — was doch kein Luxus ist — wenn man die Napoleonische Eintheilung aufgeben wollte, welche Frankreich aus Verwaltungs-Rücksichten in so und so viele Akademien zerlegt, und jeder Akademie, der Regelmäßigkeit wegen, eine Universität geschenkt hatte.

Die Revue positiviste, welche seit einem Jahre nicht erschienen war und jetzt erst unter Littré's Leitung ihr Werk fortsetzt, könnte ich auch als einen Beweis des guten Willens anführen, der die französische Gesellschaft dazu treibt, auch außer sich selbst Muster zu suchen, die Routine fahren zu lassen, und sich fremde Elemente anzueignen, um eine Verjüngung des nationalen Charakters zu erlangen. Littré war freilich von jeher ein eifriger Bewunderer deutscher Wissenschaft und englischer Lebens-Anschauung; dennoch macht uns das erste Heft der wieder in das literarische Leben eintretenden Zeitschrift den Eindruck, daß Littré das Bedürfniß, seinen Landsleuten einen weiten Horizont aufzuschließen, noch tiefer empfindet. In den Sätzen selbst, wo er gegen die preußische Politik protestirt, giebt er doch zu, daß Frankreich für manche dringende Reformen bei seinen Siegern in die Schule gehen muß.

Sogar in einer leidenschaftlichen Darstellung der „preußischen Verwaltung und Propaganda im Elsaß" — wie der Titel des Buches lautet — fällt mir dieselbe Geneigtheit auf, deutsche Einrichtungen zu preisen und zu empfehlen. Das eben erschienene Buch wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr viel Aufsehen erregen, denn es ist zugleich mit Wärme und Gründlichkeit geschrieben, mit patriotischem Eifer und genauer historischer Kenntniß der elsässischen Angelegenheiten und Zustände. Dem Namen des Verfassers, Albert Dumont, waren wir bis jetzt nur hier und da in der Revue des deux Mondes begegnet, ohne daß wir seinen Artikeln einen besonderen Werth hätten beilegen können; anders steht es mit der uns vorliegenden Geschichtsstudie; trotz der ungerechten Anschuldigungen gegen das Verhalten der deutschen Truppen, welche zum Beispiele der Bericht über die Straßburger Belagerung enthält, ist sie doch in der französischen Kriegs-Literatur dieses Jahres eine der bedeutendsten Erscheinungen.

Glücklicherweise fängt nun jene Literatur an, nicht mehr die einzige zu sein; ein reich ausgestattetes Prachtwerk über das Mittelalter von Lacroix — der unter dem Namen des Bibliophilen Jacob viel bekannter ist — zeigt uns deutlich, daß es wieder Leser giebt, die sich nicht ausschließlich mit der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit beschäftigen. Jene mit feinen Kupferstichen illustrirte Kultur- und Sittengeschichte der Zeit der Troubadours und Kreuzzüge ist zugleich für den Fachhistoriker und für den profanen Leser unterhaltend und lehrreich. Das Werk ist für das Mittelalter, was Barthélemy im letzten Jahrhundert für Griechenland durch seine Voyage du jeune Anacharsis, was Dezobry vor einigen Jahren für Rom in seiner „Rome au siécle d'Auguste" versucht hatten, nämlich: die Wissenschaft anziehend, verführerisch zu machen. Das verstanden gar zu gut die Jesuiten, in deren Händen die Erziehung der höheren Klassen Jahrhunderte lang ausschließlich gewesen, in deren Händen sie jetzt noch bei uns in einem Maße ist, wovon man im Aus-

lande keinen Begriff hat. Sie haben eigentlich die Theorie erfunden, welche ihr Gegner, Rousseau, unbewußt von ihnen entlieh, daß die Arbeit ein Vergnügen, eine Zerstreuung sein soll; sie haben aus der Muse der Wissenschaft eine Grazie gebildet; eine recht gefährliche Umwandlung, welche unermeßliche Folgen hatte, indem sie den Geist der Jugend nach und nach verweichlichte; aber ich muß offen gestehen, daß die oben angeführte Bücher-Familie, welcher Frankreich diese Auffassung des Unterrichts verdankt, einen eigenthümlichen Reiz besitzt und mir fast die Fehler der jesuitischen Methode als verzeihlich erscheinen läßt.

Arabien.

Die Juden in Südarabien.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Daß die Juden „in alle Welt zerstreut" sind, ist mehr ein christliches Vorurtheil, als eine Wahrheit. Im größten Theil von Asien und Afrika giebt es keine altansässigen Judengemeinden, und in Amerika, Australien und Polynesien leben nur solche Juden, die in neuester Zeit aus Europa eingewandert sind. Was ist also die Welt, in welche die Juden zerstreut sein sollen? Es ist beinahe genau die alte römische „Welt", d. h. die Länder um's Mittelmeer, Asien westlich von der persisch-afghanischen Gränze und unser kleines Europa. In Ostasien kommt nur hier und da noch eine jüdische Oase vor, in Afrika ist der nördlichste vereinzelte Punkt, wo Juden gefunden werden, Tombukto. In den eigentlichen Negerländern giebt es keine Juden.

Dies führt uns auf eine Hauptbedingung der israelitischen Einwanderungen. Die Juden ziehen immer civilisirte Länder vor. Wo sie auch immer gefunden werden, mag der heutige Zustand des Landes noch so barbarisch sein, man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß dieses Land einst einen gewissen Kulturgrad erreicht hatte und daß die jüdische Einwanderung auf diese Kultur einen mehr oder weniger großen Einfluß ausübte. Nicht zahlreich genug, um in einem völlig barbarischen Lande eine nicht vorhandene Kultur in's Leben zu rufen, ist diese Einwanderung doch mächtig genug, um eine schon vorhandene in ihrer Entwickelung zu fördern, wovon wohl der Einfluß der spanischen Juden im Reiche der Omejaden das glänzendste Beispiel liefert. Die numerische Schwäche bringt es aber wieder mit sich, daß diese Einwanderung nicht im Stande ist, den Verfall eines Landes dauernd aufzuhalten, wenn es gemäß dem seltsamen Gesetz, welches den Kultur-Fortschritt und den Rückschritt auf unserem Erdkörper regelt, das Gesetz, welches heißt „von Ost nach West", wieder der Barbarei anheimfällt. Diese Einwanderung widersteht zwar der einbrechenden Barbarei länger, als das Volk, in dessen Mitte sie lebt, aber mit Erfolg nur in den wenigen Küstenländern, in welchen sie im Stande ist, eine Verbindung mit den heutigen Trägern der Kultur, den Europäern und den Nordamerikanern, zu unterhalten. Beispiele eines solchen Widerstandes, ja noch mehr als eines bloßen Widerstandes, einer förmlichen Neubelebung von der Barbarei zur Civilisation, liefern uns die Juden in Algerien und zum Theil auch in Tunisien, während die von Tripolis und Marokko noch der finstern Epoche angehören.

Sinkt aber das Volk, in dessen Mitte eine Judengemeinde lebt, in Barbarei zurück und fehlen dieser Gemeinde Verbindungen mit den neueren Trägern der Civilisation, so kann auch sie dem Gesetz des Verfalls nicht dauernd widerstehen und fällt einem Zustand anheim, der zwar noch immer höher ist, als der des sie umgebenden Volkes, aber doch tief unter demjenigen steht, der einst der ihre war, einem so tiefen Zustand, wie die Judenheit für sich seines Gleichen vielleicht nur in den Urzeiten ihres Volksstammes findet.

Ein Beispiel eines solchen Verfalls liefert uns auch Südarabien, aber zugleich auch ein Beispiel der beginnenden Neubelebung und jener Elasticität, mit welcher dieses durch seltene Begabung bevorzugte Volk sich mit sonst fast beispielloser Spannkraft wieder emporzuheben vermag.

Es ist eine bei Moslems geläufige Redensart, daß der geheiligte Boden der arabischen Halbinsel keine Andersgläubigen trage; diese Redensart gilt am ganzen Becken des Mittelmeers, so weit Moslems wohnen, für ein Evangelium. Natürlich, denn alle diese Moslems kennen nichts von Arabien, das südlicher liegt, als Mekka. Yemen ist für die Meisten gar nicht vorhanden, und den tiefsten Süden der Halbinsel kennen selbst die arabischen Schriftsteller, der einzige Hamdani ausgenommen, nur vom Hörensagen. Daß aber im größten Theile Südarabiens auch nach jenem barbarischen Ausspruch, den man zuweilen dem Propheten zuschreibt, Arabien müsse „rein von Ungläubigen" sein, Juden zu allen Zeiten geduldet wurden, ist eine unzweifelhafte Thatsache. Südarabien war eben schon von Alters her vom Norden und der Mitte der Halbinsel dadurch unterschieden, daß hier wirklich geregelte Zustände herrschten, daß das städtische und staatliche Element eine hohe Entwickelung erlangt hatten, während die Bewohner des nördlichen Landes sich nie über den Standpunkt des Hirten-, Nomaden- und Räuber-Lebens erhoben haben. In diesem ungeregelten Lande wäre kein Platz für die friedlichen und industriellen Juden. In einzelnen Städten, wie Satheib (Medina) und Chaibar, gab es wohl im Alterthum oasenartig auftauchende, ansehnliche Judengemeinden, aber der Islam, der in Centralarabien so unerbittlich gegen Andersgläubige auftrat, fegte sie hinweg. Heutzutage werden nördlich von Yemen in Arabien keine Juden mehr angetroffen; selbst aus Dschedda hat sie der Fanatismus der neuesten Zeit vertrieben.

Ganz anders war es in Südarabien. Vor Mohammed war sogar hier das Judenthum eine Zeitlang zur staatlichen Herrschaft gelangt und ganze Araberstämme waren zu ihm übergetreten. Mit der Einführung des Islam traten diese Stämme, deren Mosaismus wohl immer nur ein oberflächlicher gewesen sein mag, wieder zurück. Denn es scheint unzweifelhaft, daß die heutigen Juden Yemens, wenn sie auch vielleicht einen schwachen Bruchtheil arabischer Stämme, der sich im Alterthum ihnen einverleibt, beibehalten haben, doch größtentheils rein israelitischen Ursprungs sind.

Ihre Physiognomie, ihre Hautfarbe, selbst ihr Gliederbau sind so grundverschieden von dem der übrigen Südaraber, daß an eine innigere Blutsvermischung nicht zu denken ist. Ich habe Juden aus allen Gegenden Südarabiens gesehen und fand bei sämmtlichen einen und denselben Typus vertreten. Die Südaraber sind meist klein, die Juden selten unter, oft über Mittelgröße. Erstere sind mehr gedrungen, letztere schlank. Die Hautfarbe der einen ist dunkel, oft fast schwarz, die der andern stets weiß, fast ebenso weiß, wie diejenige der Europäer. Die Züge der Südaraber sind klein, zierlich, nähern sich dem Rundlichen, die der Juden gedehnt, regelmäßig, aber weit entfernt von jener fast kindlichen Niedlichkeit, die wir bei vielen Arabern beobachten. Das Haar der einen ist sehr kraus, das der andern beinahe

schlicht, so daß die Pais, die bekannten Hängelocken, welche hier sehr dünn und fein, aber lang getragen werden, nur wenige lockige Windungen zeigen. Ein Südaraber würde gar nicht im Stande sein, solche Pais zu tragen, die das Gesicht einrahmen; sie würden sich bei ihm als krause Büschel um die Schläfen ballen. Im Ganzen sind die südarabischen Juden ein sehr schöner Menschenschlag, der an Schönheit nur den spanischen Juden nachsteht, aber die polnischen weit übertrifft. Namentlich die Kinder zeigen oft allerliebste Gesichter. Die Erwachsenen sehen in Folge der vielen rauhen Arbeit, die sie verrichten, oft vor der Zeit verwittert aus. Ihre Züge nehmen dann leicht etwas allzu Gedehntes an, was durch die langen spitzen Bärte noch vermehrt wird. Der Bartreichthum der Juden ist auch wieder ein augenfälliges Unterscheidungs-Merkmal vom südarabischen Typus, der fast bartlos ist. Nur eines haben die Juden mit den Südarabern gemein, das ist die Magerkeit. Hierin unterscheiden sie sich auffallend von dem Juden der spanischen (sephardischen) Unterabtheilung, bei denen (namentlich den in Tunis angesiedelten) eine außerordentliche Neigung zur Wohlbeleibtheit vorhanden ist. In Südarabien dagegen habe ich nie ein wohlbeleibtes Individuum gesehen; die Männer und älteren Frauen zeigen sogar oft eine auffallende Magerkeit.

Ich war neugierig zu erfahren, ob es unter der südarabischen Judenschaft auch Karaiten gebe. Bekanntlich sollen die ersten jüdischen Ansiedler in Yemen, die Beni Koraita, wie auch der Name anzudeuten scheint, dieser Sekte angehört haben. Aber alle meine Nachfragen erhielten eine entschieden verneinende Antwort, wodurch nur bestätigt wird, was schon Niebuhr sagt, der alle Juden Yemens Talmudisten nennt. In Aden, wo die ansässige Judenschaft nur eine einzige große Synagoge besitzt, bestehen zwar noch zwei kleine Gotteshäuser, die nicht von den Adener Israeliten, sondern nur von fremden, aus dem Innern gekommenen besucht werden. Aber ein Unterschied im Bekenntniß findet doch hier nicht statt, wie mir der Oberrabbiner von Aden versicherte; er sagte, die Leute aus dem Innern fühlten sich durch die Nähe der meist reicheren und civilisirteren Adener gewissermaßen gedemüthigt, und das sei der einzige Grund, warum sie sich absonderten. Nach Andern besteht jedoch in der Abendgebetsstunde ein Unterschied, welche bei den Einen fest auf 6 Uhr fixirt wäre, was jedoch nicht viel auf sich hat, denn in Aden geht die Sonne fast immer um 6 Uhr Abends unter, da es nur 12° nördlich von der Linie liegt. Uebrigens bietet die große Synagoge kaum Platz für die Fremden, denn die Adener Judenschaft zählt an 2000 Köpfe, so daß an jedem Festtag sich immer viele Hunderte dort einfinden.

Als ich an einem Freitag Abend die Synagoge besuchte, fand ich sie dicht mit Menschen gefüllt, Alle sehr wohl gekleidet, die Knaben mitunter prachtvoll und mit silbernen Zierrathen behangen. Der Boden war mit schönen Teppichen bedeckt, eine Unzahl Lampen war angezündet; der Schrein, in welchem die Thora aufbewahrt wird, war kunstvoll geschnitzt und reich verziert. Während des Gottesdienstes führte man mich nicht herum, wie dies in Cairo bei den Karaiten geschehen war, sondern wartete das Ende ab, um mir die Thora zu zeigen. Diese war auf langen Lederrollen geschrieben und ich erfuhr, daß in Südarabien jede Synagoge solche Lederrollen besitzt. Auch außerdem sind eine Menge solcher Rollen vorhanden und nicht schwer zu erwerben. Deren sollen noch jetzt beschrieben werden, aber nur im Innern; in Aden selbst giebt es keine Schreiber, welche diese Arbeit ausführen.

Am folgenden Sabbath machte ich dem Oberrabbiner einen Besuch. Dieser führt den Titel „Mêri" (מרי) und das soll überhaupt die Bezeichnung aller höheren Rabbiner Südarabiens sein. Es ist wohl das chaldäische Marô (Herr), das auch im Syrischen in der Form „Mar" eine so große Rolle spielt. (In Sanâ soll man nach Wolf Mõre aussprechen.) Sein Name ist Menachem ben Mëscheh. So nämlich wird hier der Name Möscheh ausgesprochen. Der Mêri war ein ehrwürdiger Greis, hochbetagt und schon vom Alter gebückt, nebenbei auch sehr kränklich, so daß er mich auf dem Ruhebett liegend empfing. Seine Gelehrsamkeit soll groß sein; er ist übrigens der einzige hier ansässige Jude, der bedeutende Kenntnisse besitzt. Die Bücher, deren er sich bediente, waren meist europäische Drucke; er besaß jedoch auch Handschriften auf Leder. Er klagte mir, daß keiner seiner Söhne sich der Gelehrsamkeit gewidmet habe. Aden sei überhaupt ein schlechtes Terrain für diese, man fände hier zu leicht anderweitige und einträglichere Beschäftigungen. Nach seinem Tode müsse man wohl einen Fremden kommen lassen, um einen gelehrten Mêri zu haben. Ich wurde mit trefflichen weißen, fast kernlosen Rosinen (den berühmten aus Sanâ) und englischem Likör traktirt. Das gebrannte Wasser gilt immer für erlaubt, während bloß gegohrene Getränke von Juden zubereitet sein müssen.

Interessant war mir, was mir der Mêri über die landesübliche Aussprache des Hebräischen sagte. Qâmez wird wie â ausgesprochen, ebenso Qâmez chatuph, nur kürzer. Zêre ist ê, Segol aber a und von Patach kaum unterschieden. Chölem lautet wie ë, so daß man Mëscheh, Yësef u. s. w. sagt, doch ist dieses ë nicht ganz so lang, wie Zêre. Das Beth ist hier stets hart wie bh, selbst wenn es ohne Dagesch steht. Das Zain klingt sehr weich, fast wie englisches z und deutsches schwaches s. Das Qoph wird in Aden selbst wie Q, in Sanâ dagegen soll es wie G (in Gott, gut) ausgesprochen werden. Diese Eigenthümlichkeit ist wohl dem Einfluß des Dialekts von Yemen zuzuschreiben, in welchem das arabische Q auch wie G klingt. Daleth und Thau ohne Dagesch aspirirt, wie bei den spanischen Juden, lauten etwa wie das englische th in the (stark) und their (schwach).

Die Stammestraditionen haben sich in Bezug auf die Leviten und Kohenim treu erhalten und werden in den Namen der Betreffenden zur Geltung gebracht. In Aden zählt man zur Zeit 30 Personen vom Geschlecht der Kohenim, dagegen nur 10 Leviim; man legt nämlich den ersteren, obgleich auch vom Stamme Levi, doch im gewöhnlichen Leben niemals den Namen Leviim bei, ja die Unwissenderen halten die Kohenim für einen eigenen Stamm. Alle übrigen Juden nennen sich zum Unterschiede von diesen beiden: „Israeli". Die Leviim besonders genießen fast größeres Ansehen als die Priestersöhne, was vielleicht daher kommt, weil die Kohenim hier unverhältnißmäßig zahlreich sind.

Die Adener Juden sind zum größten Theil Handwerker, Waffenschmiede, Silberschmiede, Metzger, Maurer, zu jeder Handarbeit geschickt. Nebenbei treiben sie etwas Handel und kleinere Wechselgeschäfte. Der Großhandel und die Bankgeschäfte sind hier nicht in ihren Händen, sondern in denen der Banianen, der ostindischen Kaufmannskaste. Die größeren Detailläden gehören den Parsi's und die kleineren auch Banianen oder indischen Moslems. So sind denn die Juden hier auf Handarbeit angewiesen. Sie sind sehr geschickt, namentlich im Verfertigen der Waffenzierrathe und kriegerischen Utensilien der Araber, und wissen diesen Dingen mitunter eine ganz elegante Form zu geben. Da die Araber namentlich mit Dolchscheiden, Pulverhörnern, Kugelbehältern, silberbeschlagenen Bandelieren, Säbel-

griffen u. s. w. großen Luxus treiben und diese Gegenstände, wenn sie es nur irgendwie erschwingen können, von Silber haben wollen, so ist besonders das Handwerk der Silberschmiede hier ein verbreitetes und vortheilhaftes. Dasselbe ist in ganz Südarabien ausschließlich in Händen der Juden, indem die Südaraber fast alle Handwerke im Allgemeinen, besonders aber jede Kategorie des Schmiedehandwerkes verachten und als freier Beduinen unwürdig ansehen. Da sie aber kostbare Waffen nicht entbehren können, so sehen sie es gern, wenn sich Juden bei ihnen niederlassen, obgleich ihr moslemischer Fanatismus dies nicht eingesteht.

So kommt es denn, daß wir fast in allen Gegenden Südarabiens, namentlich in den Städten, Juden finden. Ja man kann so ziemlich den Blüthezustand einer Ortschaft nach der Zahl der sie bewohnenden Juden abschätzen. Nur im eigentlichen Hadhramaut, dessen Bevölkerung centralarabischen Ursprungs und, wie alle Centralaraber, fanatischer ist, werden keine Juden geduldet. Auch in Jafia giebt es jetzt keine; es scheint aber früher dort welche gegeben zu haben, da eine der größten Ortschaften, „Schâbel Jahûd", nach ihnen benannt ist. Ich glaube jedoch weniger, daß Fanatismus mit im Spiel war, die Juden von Jafia zu entfernen. Dieses Stammesgebiet ist, seit es sich von der Herrschaft der Imâme von Sanâ frei machte, sehr in der Kultur zurückgegangen und seine Einwohner sind verwildert, so daß die Juden sich wohl freiwillig aus einem Lande, das ihnen nichts mehr bieten konnte, zurückgezogen haben mögen.

Ueberall sonst in Südarabien duldet man die Juden prinzipiell, wenn man auch noch so streng im Fernhalten aller andern Nichtmoslems ist.

Ein schlagendes Beispiel von dieser Ausnahmsstellung der Juden lieferten die neuesten Religionsverfolgungen von Sanâ, wo man vor einigen Jahren alle nichtjüdischen Andersgläubigen, namentlich die vielen Hindu's, die dort lebten, zwang, zwischen Uebertritt oder Tod zu wählen, und da die Meisten den letzteren vorzogen, ein fürchterliches Blutbad veranstaltete. In derselben Stadt lebt aber eine zahlreiche Judengemeinde, die bei dieser Gelegenheit ganz unbehelligt gelassen wurde. Die Juden sind eben den Arabern unentbehrlich, namentlich in ihrer oben erwähnten Eigenschaft als Waffenschmiede, jedoch auch noch anderer Industrieen wegen, wie Baumwollweberei, Tüncherei und der wenigen übrigen Gewerbe, welche bei diesem bedürfnißlosen Volke überhaupt vorkommen.

Die Juden stehen deshalb überall unter dem Schutz der Obrigkeit und, wo eine solche fehlt, unter dem der freien Beduinen-Stämme. In diesem Lande der erblichen Blutrache würde es freilich unmöglich sein, den Mörder eines Juden mit dem Tode zu strafen, da der Mord eben meist durch die Blutrache gesühnt wird, ein Recht, das jedoch nur dem Araber, nicht dem Juden zusteht. Die Juden würden also vogelfrei sein, hätte die südarabische Völkersitte hier seit uralter Zeit nicht einen andern Ausweg ergriffen. Dieser ist, daß man es für Schande erklärt, einen Juden zu tödten, was vollkommen den ritterlichen Begriffen von Ehre entspricht, da die Juden unbewaffnet sind, und ein Unbewaffneter im kriegerischen Sinne nicht für einen Mann gilt. Deshalb hört man oft Araber sagen: „die Juden sind wie die Frauen; Eines dieser beiden zu tödten, schändet den Mann." Dies ist freilich nur durch Tradition, nirgends durch bestimmte Gesetze, welche überhaupt in vielen Gebieten von Südarabien fehlen, festgesetzt, aber die Traditionen erweisen sich bei diesen Völkern rathsamer, als die Gesetze. jedenfalls wirksamer, als das Gesetz des Korans, das hier nie so recht Fuß fassen konnte d. h. was seinen juristischen Theil betrifft.

Sind so Leben und Gut der Juden im Innern von Südarabien gesichert, so ist doch ihre Stellung in jeder andern Beziehung keineswegs eine beneidenswerthe. Sie sind einer Menge von Demüthigungen ausgesetzt. Wie in Marokko, dürfen sie keine Pferde, sondern nur Esel reiten. Begegnet ein so berittener Jude einem Araber, so muß er vom Thiere absteigen, es am Halfter führen und zur linken Seite ausweichen, während die Araber dies sonst zur rechten thun. In dem gezwungenen Ausweichen zur Linken liegt ein Schimpf. Bei Begrüßungen, die freilich zwischen einem Araber und Juden seltener vorkommen, streckt jener diesem seine Hand mit weitausgestrecktem Arm zum Kusse entgegen, streng die gehörige Distanz beobachtend, um nicht durch die Nähe des verachteten Juden verunreinigt zu werden. Der Araber hütet sich jedoch gewöhnlich vor jeder Berührung mit Juden. Beispiele von einer Familien-Verbindung zwischen Arabern und Juden kommen gar nicht vor und die bloße Nachfrage danach schien meine arabischen Bekannten aus dem Innern zu skandalisiren. Alle diese Araber sprachen sich höchst fanatisch und verächtlich über die Juden aus, denen sie freilich nichts nachsagen konnten, als daß sie eben einem von ihnen verachteten Glauben angehörten. Das genügt aber in den Augen des Arabers, dem dogmatische Sünden schlimmer sind, als die schändlichsten Verbrechen. Daß die gewöhnlichen Araber keinen Begriff von der Religion der Juden haben, versteht sich wohl von selbst. Deshalb sind auch die fabelhaftesten Gerüchte über den jüdischen Ritus bei ihnen verbreitet. Man erzählte mir allerlei Seltsamkeiten über den Gottesdienst. So sollen sich die Juden bei gewissen Feierlichkeiten die Hände mit schwarzen Tüchern verhüllen, sie sollen sich eine Art Horn auf die Stirne binden und damit wie besessen in der Synagoge umherrennen. Selbstverständlich ist dies ein gehässiges Zerrbild, aber ich habe Ursache, zu vermuthen, daß ihm ein Fünkchen Wahrheit zu Grunde liegt, denn als ich meine jüdischen Bekannten danach fragte, wurden sie verlegen und gaben ausweichende Antworten; natürlich waren sie mißtrauisch, wie alle unterdrückten Völker.

Daß die Juden ihre gedemüthigte Stellung ertragen und sich daran gewöhnt haben, ist in Südarabien vielleicht leichter zu erklären, als anderswo. Dieses ist überhaupt fast ein Küstenland. Die Juden sehen eine andere Menschenklasse neben sich, die Achdam und Schumr, welche einer ganz ähnlichen Verachtung unterliegen, wie sie selbst, ja die in gewisser Beziehung noch mehr zu beklagen sind, da sie nicht den Trost religiöser Genossenschaft haben, wie die Juden. Die am tiefsten stehende Paria-Kaste, die Schumr, sind, obgleich Mohammedaner, doch vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen, besitzen auch keine eigenen Lehrer und Gotteshäuser. Den Juden tröstet seine Religion über allen Unglimpf, der ihm in der Welt widerfährt. Welcher geistige Trost bleibt aber diesen unglücklichen mohammedanischen Auswürflingen, die sich zur herrschenden Religion bekennen, jedoch aller Glaubensmittel und aller Erbauung entbehren. Wenn sich die Juden mit ihnen vergleichen, so müssen sie sich sagen, daß sie noch besser daran sind, und dieser Gedanke kann neben dem Halt, den ihnen ihre Religion giebt, wohl auch dazu beitragen, sie in ihrer traurigen Stellung einstweilen ausharren und von der Zukunft das Beste hoffen zu lassen.

In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist überhaupt der Jude beharrlich, und die Thatsachen geben ihm Recht, denn diese Hoffnung beginnt sich zu verwirklichen und hat sich in der That schon auf vielen Punkten verwirklicht. Auch in Südarabien befindet sich ein solcher Punkt, nämlich Aden und seine nächste Umgebung. Wer hätte es den mißhandelten Juden Südarabiens

vor 30 Jahren vorausgesagt, daß sie in eben diesem Lande ihrer Wahl ein Asyl finden könnten, in welchem sie ihren einstigen Herren, den stolzen Arabern, rechtlich vollkommen gleichgestellt sein würden? Nur wer den Orient genau kennt, kann das Unermeßliche des Umschwungs zum Besseren würdigen, welchen die englische Herrschaft in Aden für die Juden mit sich gebracht hat. Aber nicht nur in Aden allein sind sie den Arabern, ja den Engländern selbst rechtlich gleichgestellt, sondern auch in den benachbarten Sultanaten beginnt sich der Einfluß der englischen Toleranz heilsam geltend zu machen. Die Sultane der Abdel von Laheg und der Fodhli von Schughra können heutzutage nicht mehr wagen, Juden mit ungerechter Willkür zu behandeln. Sie fürchten sich vor Vorstellungen von Seiten der Engländer und vermeiden es, zu solchen Grund zu geben.

In neuester Zeit hat man auch in Europa begonnen, sich eingehender mit dem Lose der südarabischen Juden zu beschäftigen. Vorerst ist es die „Israelitische Allianz" (mit dem Hauptsitz in Paris), welche einen Emissär nach Central- und Nord-Yemen sendete, wo gleichfalls viele Juden leben, z. B. im Lande Thenayim, in dem, nach dem Missionär Wolf, ein jüdischer Staat bestehen soll, ferner der seltsame, beduinisch lebende, jüdische Stamm der Rachabiten, worüber freilich Vieles problematisch sein dürfte. Dieser Emissär war der schon durch seine Reise zu den abessinischen Fellascha rühmlichst bekannte Joseph Halevy, dem es auch wirklich geglückt sein soll, sehr weit in's Innere von Yemen einzudringen. Seine Reisen berühren zwar einen andern Theil von Südarabien, als den von mir behandelten, dürften aber doch in Bezug auf die Juden Yemens im Allgemeinen neue überraschende Aufschlüsse gewähren. Ihrer Veröffentlichung wird mit Spannung entgegengesehen.

Mit der größeren Freiheit, welche die Juden in Aden und Umgegend genießen, hat sich auch ihr Kulturzustand bereits merklich gehoben. Es wohnt diesem Volk eine solche geistige Lebenskraft inne, daß es nur eines geringen Anstoßes von Außen bedarf, um sich auf eine höhere moralische und intellektuelle Stufe zu schwingen. Merkwürdig ist schon jetzt der Unterschied zwischen der jüngeren und der älteren Generation, die noch unter dem früheren Drucke erzogen wurde. Die Knaben haben fast durchgehends eine gewisse Bildung, selbst nach europäischen Begriffen, während die Väter außer ihrem Handwerk nur wenig Nützliches wissen und auch nicht durch die bei andern Juden des Orients so vielfach vertretene talmudische Gelehrsamkeit glänzen. Das Bedürfniß einer europäischen Ausbildung wird übrigens von den Juden selbst empfunden (ein Araber glaubt eine solche nicht nöthig zu haben) und dieses Streben ist schon allein ein Fortschritt. So können wir denn ohne Uebertreibung sagen, daß die südarabischen Juden sich emporzuarbeiten beginnen. In einigen Generationen werden sie wahrscheinlich den Europäern nicht viel nachstehen. Die Rückwirkung wird sich dann auch auf die Juden des Innern bemerkbar machen.

Dem Ethnologen wird sich aus dem Gesagten eine wichtige kulturgeschichtliche Wahrheit entwickeln, die nämlich, daß heutzutage die Kulturstufe, die ein Volk einnimmt, mehr als früher von diesem Volke selbst abhängt. Den meisten Völkern bietet jetzt die vermehrte Berührung mit Europa die Mittel, sich aus der Barbarei hervorzuarbeiten. Thut ein Volk dieses nicht, so ist es seine eigene Schuld. Daß dies aber möglich ist, davon liefern uns die südarabischen Juden den Beweis.

Schweiz.

Ein Autodidakt über das größte Lebensräthsel.

So lange die Welt steht, haben die Autodidakten in einzelnen aufgegriffenen Halbwahrheiten eine Allerwelts-Arzenei entdeckt zu haben geglaubt und sich immer sofort bemüht, dieses Panacee aller Welt mitzutheilen. Eine uns vorliegende kleine Schrift, welche bescheidentlich den Titel führt: „Die naturgemäße Lösung des größten Lebensräthsels, oder die Art und Weise der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes und ihre welterlösenden Consequenzen",[*] ist ein klassischer Beitrag zu dieser zuversichtlich selbstbewußten Literatur, die an Unfehlbarkeit das unfehlbare Papstthum neuesten Styles weit hinter sich läßt. Der Verfasser predigt mit ungemeiner Kühnheit und Selbstgefälligkeit einen vergeistigt sein sollenden Naturalismus, der die krassen Widersprüche der idealistischen und der materialistischen Weltanschauung kaltblütig zu einander koppelt und durch besagte Copula der Gegensätze die Klüfte des Daseins überbrückt zu haben wähnt. Da er durch irgend einen Denkprozeß veranlaßt worden ist, „Collectiv-geister" anzunehmen, so ist für den Mangel einer persönlichen Fortdauer der Menschenseele (welchen Mangel ihm die Naturwissenschaft als den höchsten Vorzug der Weltordnung plausibel gemacht hat!) unverweilt der handgreiflichste Trost zur Stelle, auch ist an diesem Troste durchaus kein Zweifel möglich, indem doch die überlebenden Substanzen durch die Aufnahme und Verwendung der abgestorbenen und verwesten Substanzen ihre Fortdauer fristen! Das nennt man doch gewiß „Continuität der Entwickelung"!

Weshalb nun der Verfasser bei diesem unfehlbaren und nie fehlenden Troste und dieser Hinneigung zur materiellsten Auffassung aller Tradition an den Erfolgen des Papstthums und der Idee der kirchlichen Tradition einen so gewaltigen Anstoß nimmt, ist nicht gut abzusehen und sicherlich eine Ungerechtigkeit. August Comte, aus dessen Borne der Verfasser seinen Gedankenvorrath geschöpft hat, behandelt das Mittelalter, das Papstthum und die traditionelle Entwickelung überhaupt unvergleichlich viel besser, er hat wenigstens ein tiefes Gefühl dafür, daß seine „positive Philosophie" an der Anschauungsweise des römischen Katholicismus ihr subjektives Gegenbild findet. Allein unser Autor, der seinen Herrn und Meister nicht nennt, will mit allem, was seiner Radikalkur „der selbstsüchtigen Menschheit und der Ultra-Egoisten" in die Quere kommt, nichts gemein haben. Er wettert alle Reactionäre in Staub und Asche und druckt mit fetter Schrift die schneidigen Schlagworte, die er ihnen an den Kopf wirft. Die ausnahmslose „Nichtswürdigkeit" aller dem seinigen entgegenstehenden Standpunkte, Interessen, Parteien nnd Meinuugen ist so evident und die „Totalverirrungen" in Staat und Kirche sind so zahlreich, daß dem „Wahnsinn dieser Selbstverblendung" nur die Verzweiflung an den Gründen und Zielen derselben, d. h. die völlige Umkehr von den gegenwärtigen Kirchen- und Staatszwecken abhelfen kann. Nachdem er den Zorn seiner „unerbittlichen Gottheit", deren Verhältniß zur Naturschöpfung indessen völlig unklar bleibt, bis auf die letzten Schalen ausgeschüttet, schließt er mit einer tüchtigen Apostrophe an die „kurzsichtigen Gläubigen" und „sophistischen Selbst-

[*]) Zürich, 1871, Verlags-Magazin. XV und 160 S. kl. 8.

flüchtlinge", welche ihre Strafe schon ereilen wird, wir aber fragen erstaunt und kopfschüttelnd: wozu all' der Eifer? was hat der Mann mit all' diesem Wortschwall sagen wollen?

T. v. B.

England.

Aus dem Leben Cromwell's, von J. R. Andrew *)

Im vorigen Jahre ist in England ein Buch über Oliver Cromwell erschienen, das, nach bisher nicht veröffentlichten Privatquellen, manches Neue, besonders aus dem Jugendleben und aus der ersten glänzenden Zeit des Protectors enthält. Wir entlehnen daraus einige charakteristische Einzelnheiten. Der Verfasser erzählt:

„Mit Talenten hinreichend ausgerüstet, fehlte dem jungen Oliver doch das, was das Talent eigentlich erst fruchtbringend macht, nämlich Fleiß und Lerneifer. Er pflegte zeitweilig, berichtet ein Zeitgenosse, mit dem größten Eifer eine oder zwei Wochen zu arbeiten, dann aber die Schule zu schwänzen, die Obstgärten der Landleute zu plündern, ihre Hecken niederzubrechen, ihre Bäume zu verderben, mit Einem Worte sich so ausgelassen zu benehmen, daß von allen Seiten häufige Klagen bei seinem Vater einliefen und dieser sich oftmals genöthigt sah, dem ungeberdigen Söhnlein eine tüchtige Tracht Prügel aufzuzählen. Er soll ferner kein geringes Talent an den Tag gelegt haben in der Aufführung von Schulspielen, welche gewöhnlich kurz vor den Ferien stattfanden. In einem derselben, genannt „die fünf Sinne", soll er besonders erfolgreich in dem Charakter „Tacitus, der Gefühlssinn", gewesen sein, eine Rolle, zu deren Darstellung ihn die häufigen Proben mit dem Rohrstock, welche sein Lehrer, Dr. Beard, und sein Vater mit ihm vornahmen, besonders geeignet gemacht haben werden."

Noch weit ungünstiger gestalteten sich die Hoffnungen, die er nach seinem Abgange von der Schule erregte. Er war als Student in „Lincoln's Inn", einer Vorbildungs-Anstalt für junge Rechtsgelehrte, eingetreten. „Alle Zeugnisse lassen darauf schließen, daß sein wilder Lebenswandel alles früher Dagewesene weit übertraf, indem sich jetzt zu den übrigen Untugenden die Spielsucht gesellte. Nachdem er sich einige Monate in London aufgehalten, scheint er das Studium der Rechte an den Nagel gehängt zu haben, und um dem Drucke einer stets zunehmenden Schuldenlast auszuweichen, kehrte er nach seinem Geburtsorte Huttington zurück, wo er die von seiner inzwischen zur Wittwe gewordenen Mutter so sehr gefürchtete Kameradschaft mit seinen ehemaligen Genossen erneuerte und in Saufgelagen und anderen Ausschweifungen, wobei es oft Händel gab, so daß zuletzt Wenige bei ihm aushalten konnten, das väterliche Gut durchbrachte. Seine Hauptwaffe in den Schlägereien war ein langer, schwerer Stab (quarter-staff), und nur Wenige vermochten es ihm gleich zu thun in der Gewandtheit, mit welcher er denselben um die Köpfe der Kesselflicker und Hausirer schwang, mit denen er in den von ihm besuchten Wirthshäusern verkehrte. Bald wurde er der Schrecken aller Bierwirthinnen in Huttington und Umgegend, welche, so oft sie ihn kommen sahen, in höchster Angst ausriefen: „„Der junge Cromwell kommt, schließt die Thüren zu!""

Ohne Zweifel war Kampf ein Lebensbedürfniß für Cromwell, und leicht hätte seine Laufbahn diejenige eines sorglos in den Tag lebenden Taugenichts werden können, dem schließlich in irgend einer Wirthshaus-Rauferei der Schädel eingeschlagen wird, wäre nicht die Zeit, in welcher er lebte, just die geeignete für seinen kampflustigen Sinn gewesen, und hätte er sich nicht, wie man zu sagen pflegt, bei Zeiten die Hörner abgelaufen, um hinterher sogar ein sehr bigotter, wenngleich aufrichtiger, Pietist zu werden. Wer sich ihn vorstellen wollte als einen Mann von niedriger Gesinnung oder als einen Verächter Dessen, was hohe Geburt und Bildung Ritterliches verleihen, würde sehr irren. Er durchschaute vom Anbeginn des Krieges die Vortheile, welche das Ueberwiegen dieser beiden Dinge den Königlichen voraus gaben, und gab sich die größte Mühe, dieselben durch strenge Zucht und Exercitien auszugleichen.

„Ein Augenzeuge giebt einen wunderlichen Bericht von Cromwell's Methode, seine jungen Rekruten auf die Probe zu stellen. Während einer ihrer ersten Musterungen stellte er heimlich einen Hinterhalt von zwölf Mann in deren Nähe auf, welche auf ein gegebenes Zeichen eine Salve abfeuerten und mit Ungestüm auf die Rekruten losgingen, von denen ungefähr zwanzig, in der Meinung, es sei der Feind, vor Furcht Reißaus nahmen, dann aber auf der Stelle von Cromwell davongejagt wurden, der ihre Pferde mit muthigeren Leuten besetzte. Ein anderer Zeitgenosse erzählt von der Mannszucht dieser Truppen: Was Cromwell betrifft, so hat er brave, wohldisciplinirte Leute. Kein Mann flucht, und wenn er es thut, muß er zwölf Pence Strafe zahlen; ist er betrunken, so wird er in das Stiefelholz (stocks) gesteckt, oder es geschieht ihm noch Schlimmeres; nennt Jemand den Andern einen Rundkopf (roundhead, ein Spitzname der Puritaner, welche das Haar kurz geschoren tragen), so wird er fortgejagt; dermaßen, daß die Landschaften, wohin sie kommen, vor Freuden über sie aufjauchzen und sich ihnen anschließen."

Cromwell's militärische Korrespondenz trägt einen nachdrücklichen, aber zugleich bescheidenen Charakter. Wenn er etwas hochfahrend vorauszusetzen scheint, daß der Himmel stets auf seiner Seite sei, so muß einerseits zugegeben werden, daß er hiervon aufrichtig überzeugt war, und andererseits darf nicht übersehen werden, daß er sich durch sein Vertrauen auf die Vorsehung doch keinen Augenblick verleiten ließ, irgend eins der Mittel, welche den praktischen Erfolg einer Sache bedingen, außer Acht zu lassen. Im höchsten Grade bezeichnend für seine Schreibweise ist der Schluß seiner nach der Schlacht bei Naseby an den Vorsitzenden des Parlaments gerichteten Depesche:

„Sir, dies ist keine andere als die Hand Gottes, und Ihm allein gebührt der Ruhm, den Niemand mit Ihm theilen darf. Der General hat Euch mit aller Ehre und Treue gedient, und ich kann ihm keine bessere Empfehlung geben als die, daß ich sagen darf, er messe Alles Gott bei und würde eher sterben, als sich selbst dies anmaßen; und doch kann ihm so viel Tapferkeit in dieser Action nachgesagt werden, wie jedem andern Manne. In dieser Action haben Euch rechtschaffene Männer mit Treue gedient. Sir, sie sind treu und zuverlässig; ich bitte Euch im Namen Gottes, sie nicht muthlos zu machen. Ich wünsche, dieser Sieg möge Alle, welche dabei betheiligt sind, mit Dankbarkeit und Demuth erfüllen. Wer sein Leben für die Freiheit seines Vaterlandes wagt, der möge Gott die Freiheit seines Gewissens und Euch die Freiheit vertrauen, für welche er kämpft. Und hierin verharrt er, der Euer ergebener Diener ist,

Oliver Cromwell."

---

*) Life of Oliver Cromwell. By J. R. Andrew, Barrister-at-Law.

Spanien.

Ein deutscher Radikaler über das neue Spanien.

„In der deutschen Individualität steckt ein ganz eigenthümlicher Hochmuthsdünkel, sobald es sich um Beurtheilung anderer Völker und Nationalitäten handelt, der sich auf der anderen Seite zu eigener enormer Ueberschätzung hinaufschraubt. Dieser Dünkel, von dem selbst hochgebildete und freisinnige Männer oft nicht frei sind, äußert sich in diesem Falle in Herabsetzung und Verkennung der Eigenschaften und Fähigkeiten anderer Nationalitäten, sowie in den krassesten Vorurtheilen u. s. w."

So leitet Herr G. Rasch sein neuestes Buch „Das heutige Spanien"*) ein.

Auf diese Herausforderung könnten die Deutschen ihrerseits antworten, daß es landsmännische Schriftsteller giebt, welche sich auf ihren Reisen im außerdeutschen Europa bei den Leuten dadurch zu insinuiren suchen, daß sie die betreffenden Länder auf Deutschlands Kosten erheben, den Völkern schmeicheln und eine erhabene oder spöttische Verachtung der vaterländischen Verhältnisse zur Schau tragen. Sie erreichen dadurch dreierlei: sie kommen draußen bei den Schweden, Holländern, Italiänern, Rumänen, Spaniern 2c. in den Geruch ungewöhnlicher kosmopolitischer Vorurtheilslosigkeit; sie sichern sich eine brillante gastfreundliche Aufnahme, und sie können auf einen reichlichen Absatz ihrer Schriften in jenen Ländern rechnen. Wie hoch willkommen ist dort ein deutscher Schriftsteller, welcher mit bedeutendem Stirnrunzeln von der „preußischen Großmachtssucht", mit Achselzucken von der deutschen Einheit, von dem letzten Kriege als von einem dynastischen Kriege spricht! Das ist ja genau das, was der größte Theil der Tagesblätter da draußen immer behauptet und immer vergeblich zu beweisen gesucht hat. Nun kann man sich doch auf einen deutschen Schriftsteller — und auf welchen berühmten! — berufen, kann seine Schriften als Waffe gegen dies verhaßte aufstrebende Deutschland benutzen. Man macht gewaltigen Lärm über ihn, und das kitzelt seine Eitelkeit. Daß man sich indeß hinter seinem Rücken zuflüstert: „eine solche Herabwürdigung seines eigenen Vaterlandes gelingt doch nur einem Deutschen!" — das ahnt er nicht.

Wir aber antworten, daß Herr R. sich in seiner Meinung über das Maaß der im Deutschen steckenden nationalen Vorurtheile einfach irrt. Diese Vorurtheile erreichen bei weitem nicht den Grad, den man bei anderen Völkern, namentlich auch Deutschland gegenüber, wahrnehmen kann. Mit den Beweisen hierfür ließen sich Bücher füllen, und Ref. kann mit seinen eigenen, im Auslande gesammelten Erfahrungen aufwarten. Ein wenig beachteter, doch schwer wiegender Beweis ist die Thatsache, daß keine Literatur so sorgfältig, objektiv und freudig, wie die deutsche, die bei anderen Völkern hervortretenden Kultur-Fortschritte registrirt. Seit vierzig Jahren ist das „Magazin" selbst im Dienste dieser kosmopolitischen Thätigkeit.

Herr G. Rasch hat übrigens mit seiner Herausforderung eine für ihn wenig günstige Zeit gewählt. Alle jene Völker, welche er so dringend dem deutschen Respekte empfiehlt, haben in kritischer Zeit das Ihrige gethan, damit Deutschland sie kennen lerne. Wir sollen für die Italiäner schwärmen, die ihre Einheit nicht erkämpft, sondern hinter deutschen Siegen erschlichen haben; wir sollen die Schweden an unser Herz drücken, die während des französischen Krieges leidenschaftlich für Frankreich Partei nahmen und Diejenigen insultirten, welche die Wahrheit über die Sachlage zu verbreiten suchten; wir sollen vor den politischen Eigenschaften der Rumänen (der Verf. ist wahrscheinlich so glücklich, keine „Rumänier" zu besitzen), Wallachen und Bulgaren achtungsvollst den Hut ziehen, ja wir sollen uns hüten, die Franzosen als „leichtsinnig und an der Großmachtsucht leidend" zu betrachten, obgleich sie uns soeben erst in der allerleichtsinnigsten Weise, und nur, weil sie ein Recht auf die Weltherrschaft zu haben glauben, einen furchtbaren Krieg aufgezwungen haben.

Was Spanien betrifft, so wird es nach Rasch's Ansicht am stärksten und unverdientesten von den „albernen" Anschauungen der Deutschen getroffen. Herr Rasch glaubt nämlich, wir stellen uns Spanien und die Spanier noch so vor, wie sie in den traurigsten Zeiten der vergangenen Jahrhunderte gewesen sind. Er scheint seit einer Reihe von Jahren kein deutsches Journal vor Augen gehabt zu haben; sonst würde ihm schwerlich verborgen geblieben sein, wie freudig in Deutschland die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher Spanien im Ganzen seine letzten Krisen überwunden hat, anerkannt worden ist, mit welchem Beifall man das Erwachen der Spanier aus dem Taumel der Bigotterie begrüßt, mit welchem Interesse man jedes Zeichen der der Erstarkung des alten tüchtigen spanischen Geistes notirt hat.

Dies ignorirt Herr Rasch sorgfältig, und es ist daher kein Wunder, wenn er mit dem, was er über das moderne Spanien mittheilt, in Deutschland weder belehrt noch erfreut. Wenigstens sind seine Mittheilungen keineswegs geeignet, uns für dies Spanien sehr einzunehmen. Wüßten wir nichts Besseres über dasselbe, so müßte sein Buch uns über die Bewohner des schönen Landes irre führen.

Herr G. Rasch rühmt von Spanien, daß es in den letzten vierzig Jahren 52 Militäraufstände gehabt hat, die sämmtlich, mit Ausnahme von fünf reaktionären — also doch! — der Freiheit dienen sollten. Gut. Aber zugleich verbietet er uns zu glauben, daß auch nur einer der Führer ehrgeizige oder eigennützige Zwecke verfolgt habe; das sei eine ebenso erbärmliche wie der Geschichte widersprechende Lüge, absichtlich erfunden von denen, welche in dem Soldaten nur den Knecht der Disciplin und des militärischen Gehorsams sehen wollen! Und diese spanische Armee, die sich alle Augenblicke zu Empörungen aufreizen läßt: „Ruhm und Ehre ihr, die nicht aus Junkern und unintelligenten Bajonetten, sondern aus Bürgern besteht, deren politische Ueberzeugung die Kriegszucht und die Disciplin überwiegt!" Hoch steht sie über „den deutschen Soldaten, welche auf Befehl des obersten Kriegsherrn die Freiheit niedertrampeln und Aeltern, Geschwister und Freunde niederschießen." Die deutsche Treue einem eidlichen Gelöbnisse gegenüber ist in Herrn Rasch's Augen ein recht schlimmer Fehler. — Das spanische Volk preist Herr Rasch, weil es die Beamten der Inquisition und Tausende von Mönchen „wie tolle Hunde todtgeschlagen". Trotzdem gestattet er es nicht, sich den Spanier als blutdürstig und grausam vorzustellen. Aber gleich darauf führt er uns in das Schauspiel eines Stiergefechts, dem er beigewohnt, und dessen Beschreibung uns nicht allein wegen der gräßlichen, an Pferden und Stieren hartherzig vorgenommenen Thiermartern, sondern auch wegen des jauchzenden Beifalls, welchen gerade diese Martern auch bei dem gebildeten Publikum hervorrufen, die Haare zu Berge treibt. — Er schätzt sich glücklich, das Volk in Spanien als „ungläubig und gegen die Religion völlig gleichgültig" erkannt zu haben! — Daß selbst in dem wohlhabenden Bürgerstande die Kunst des

*) Das heutige Spanien. Von G. Rasch. Zweite Ausgabe. Stuttgart, J. G. Kötzle. 1871.

Lesens und Schreibens ziemlich selten anzutreffen ist, thut bei ihm der Intelligenz des Volkes keinen Abbruch. Uebrigens ist nach seinen Erkundigungen in Spanien Alles, Alles republikanisch, und jener Patriot, welcher sich für die Republik Spanien vergeblich nach Republikanern umsah, muß völlig blind gewesen sein. Inzwischen hat das spanische Volk, bei welchem, nach Rasch's Behauptung, das Königthum in der Achtung so tief wie nirgends gesunken ist, wiederum einen König an seine Spitze berufen und überschüttet denselben bei seiner jetzigen Rundreise mit Huldigungen!

Doch genug! Der Gesichtspunkt, von dem aus Herr G. Rasch die Spanier betrachtet hat, wird sich aus dem Gesagten leicht erkennen lassen. Daß derselbe fast ebenso drollige Vorurtheile nährt, wie Herr R. sie seinen Landsleuten vorwirft, werden wir nicht weiter beweisen dürfen. Aber das Buch wird bei dem „tapferen, intelligenten, schönen und freiheitlichen Volke" sicher Freunde finden, und damit ist ja sein Zweck erfüllt. G. H.

Rumänien.

Zur Geschichte der rumänischen Staats- und Gesellschafts-Zustände.

Ein wissenschaftlicher Korrespondent der „Allg. Zeitung des Judenthums" in Bukarest giebt über die Entstehung der gegenwärtigen deutschfeindlichen Fraction in Rumänien und über den Beginn eines, wie es scheint, erfolgreichen Kampfes gegen dieselbe folgende interessante Aufschlüsse:

„Die gesammte exclusive und antidynastische Richtung des „Romanismus", wie er in der Kammer durch die bekannte Fraction, in der Publicistik durch die „Columnalui Trajan", „Telegraful", „Unionea liberala" rc. vertreten ist und deren Hauptziel die Vertreibung der Fremden, namentlich der Deutschen und der Juden, aus Rumänien ist, hat, wenn nicht ihren Ursprung, doch jedenfalls ihre theoretische Fassung und ihre bedeutendste Anregung und Verbreitung durch die Vorlesungen erhalten, welche ein nunmehr verstorbener Professor an der juridischen Facultät zu Jassy, Simeon Barnutz, von 1855 bis 1863 über das öffentliche Recht der Rumänen gehalten. Das Manuscript dieser Vorlesungen wurde von den Schülern des Prof. Barnutz, den gegenwärtigen Häuptern der Fraction, im Jahre 1867 veröffentlicht, unter den Lehrern und Schülern der öffentlichen Schulen dafür Propaganda gemacht und das Buch selbst als das Evangelium der „rumänischen Wiedergeburt" präconisirt.

Die Grundgedanken dieses eigenthümlichen Systems, welches so sehr geeignet war, den Fanatismus einer ungebildeten Jugend zu erregen, sind folgende: Das altrömische Recht ist im Bewußtsein der Rumänen in ununterbrochenem Zusammenhang mit seiner glorreichen Vergangenheit stets lebendig geblieben, und die Rumänen haben heute nur an diese Traditionen anzuknüpfen, um die alte römische Größe wieder zu erlangen. Alle Fragen müssen in diesem Sinne gelöst werden, deshalb muß zuerst eine neue Vertheilung des einstigen Ager publicus in Dacien geschehen. Zwei Drittel alles gegenwärtigen Grundbesitzes müssen den Privaten genommen und unter das Volk vertheilt werden, so daß jeder Rumäne Grundbesitzer würde; es muß dann sowohl der Verkauf des so erlangten Besitzthums, als dessen Verpachtung verboten sein. Zur Hebung des nationalen Handels und der Industrie muß die Fremden-Concurrenz vernichtet und müssen namentlich die Juden aus dem Lande verwiesen werden. Zur Hebung des Nationalbewußtseins ist ein einheimischer Fürst so nothwendig, daß jede fremde Dynastie staatsrechtlich für null und nichtig in Rumänien zu erklären ist. Adversus hostem aeterna auctoritas (Gegen den Fremden und den Feind ist jeder Widerstand ewig zu Recht bestehend). Endlich ist die einzige, für die Rumänen passende Staatsform die altrepublikanische mit föderativem Zusammenhang der einzelnen Provinzen, mit Volkswahl für sämmtliche Beamte rc.

Gegen dieses staatsgefährliche System eröffnete sofort Herr Majorescu einen literarischen Feldzug. Unglücklicherweise war aber damals Bratiano an der Gewalt, und so ging die Partei der Rothen mit jenen „Fractionisten" eine unheilvolle Verbindung ein. Was daraus entstand, weiß Jedermann, und Rumänien eilte schnellen Schrittes dem Abgrund zu. Endlich raffte sich die gegenwärtige Regierung auf; die Kammer wurde aufgelöst, das Ministerium Ghika entlassen, und die neue Deputirten-Wahl brachte Herrn Majorescu mit den Anhängern seiner Richtung in die Kammer, so daß die Fractionisten gegenwärtig nur sieben Kammermitglieder zählen. Jetzt erst erhalten jene Streitschriften Majorescu's ihre hohe Bedeutung. Er zeigt da, daß Barnutz nicht die geringste wissenschaftliche Begründung für seine Ansichten beigebracht habe, daß diese niemals im wirklichen römischen Staatsrecht zur Geltung gekommen, und daß die schülerhaftesten Verstöße gegen die römische Rechtsgeschichte von ihm begangen werden. Von großem Werthe ist der Schluß des dritten Theiles, den hier aber wiederzugeben, der Raum mangelt. Wir heben nur folgende Sätze hervor:

„Die Menge der Fremden und namentlich der Juden in unserem Lande sind das Symptom eines großen Uebels; Niemand kann dies leugnen. Aber welch unbedachtes Mittel, das Symptom zu bekämpfen und das Uebel bestehen zu lassen, oder wenigstens das Symptom zuerst anzugreifen mit der Hoffnung, das Uebel nachher zu verbessern!

„Unser Uebel ist der Mangel an Thätigkeit und der Mangel an Kenntnissen im rumänischen Volke. Diese Mängel einmal gegeben, mußte nothwendig der ganze Handel und die ganze Wissenschaft fremd werden, und die Fremden waren demnach inmitten des Uebels die Vertreter der guten Thätigkeit, welche ein Staat nicht entbehren kann, ohne zu Grunde zu gehen. Die Juden haben bei uns die Handelsbewegung aufrecht erhalten; die Schulen aus Frankreich und Deutschland haben uns die Ideen der Kultur gegeben. Wir können nur dann diese fremde Hülfe bei Seite lassen, wenn wir im Stande sein werden, aus eigenen nationalen Fonds sie zu ersetzen. Aber diese Ersetzung ist durch positive Thatsachen zu beweisen, also durch unsere wirkliche commercielle Thätigkeit und durch unser wirkliches geistiges Leben, nicht aber durch Negation gegen das Bestehen der Fremden. Die Juden werden wir beseitigen, wenn wir wenigstens ebenso thätig sein werden wie sie; die deutschen und französischen Ideen werden wir ersetzen, wenn die unserigen ebenso gereift und begründet sein werden. Aber so lange dies nicht der Fall ist, die Verfolgung der Fremden beginnen, heißt die Barbarei gegen die Freiheit entfesseln, den Obscurantismus gegen die Intelligenz vertreten.

„Der einzige Weg zu unserem Heile ist die Verbreitung der Kenntnisse, und jede Zeit, welche außerhalb dieser Thätigkeit mit Intoleranz und dem sogenannten nationalen Exclusivismus zugebracht wird, ist eine verlorene Zeit zum Ruin des rumänischen Staates."

Kleine literarische Revue.

— **Ehrenberg's atmosphärische Forschungen.** Von dem ehrwürdigen Veteranen der deutschen Naturwissenschaft, Prof. C. G. Ehrenberg, ist kürzlich eine „Uebersicht der seit 1867 fortgesetzten Untersuchungen über das von der Atmosphäre unmittelbar getragene, reiche organische Leben“*) veröffentlicht worden. Der Verf. macht uns darin mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Kenntnisse auf diesem Gebiete bekannt, das von ihm zuerst durch seine akademischen Berichte über seine mikroskopischen Beobachtungen des Passatstaubes und des sogenannten „Blutregens“ betreten worden, wobei er die Ansichten recapitulirt, die seit Linné über die organische Belebung des Weltraumes und über die kosmischen Staubnebel geherrscht, aus denen sich Weltkörper bilden sollen. Zu seinem im J. 1847 gelieferten Verzeichnisse der blutfarbigen und verwandter atmosphärischer Erscheinungen liefert er zahlreiche Nachträge. Das vollständige Verzeichniß beginnt mit dem J. 1154 v. Chr. und schließt mit vier Fällen aus dem Jahre 1870, im Ganzen 198 Fälle umfassend. Ein besonderer Abschnitt des Werkes ist den der Gesundheit schädlichen, organischen Atmosphärilien gewidmet.

— **Zur Kenntniß des Buddhismus.** Ein englischer Sinolog, Herr Samuel Beal hat soeben mit Hülfe einer Anzahl von Schriften, die er aus dem Chinesischen übersetzte, ein Werk zur Kenntniß des Buddhimus**) publizirt, welches einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Geschichte der Religion in Indien und China bildet. Etwa zwanzig buddhistische Schriften, die zum großen Theil nur noch in chinesischer Sprache existiren, während sie in der Sanskrit-Sprache verloren gegangen sind, hat Herr Beal zu seiner Arbeit benutzt, welche namentlich über die älteren Formen des Buddhismus, als derselbe noch nicht durch die Mystiker des Nirwana in seine heutigen nihilistischen Nebel gehüllt war, Aufschluß ertheilen. Wie Max Müller bemerkt, „verleiht der analytische Sprachbau des Chinesischen den Uebersetzungen in dieser Sprache den Charakter fast eines Glossars“; deshalb ist es eher vortheilhaft als nachtheilig für das Verständniß der buddhistischen, kanonischen Schriften, daß sie uns hier nicht in einer directen Uebersetzung aus dem Sanskrit dargeboten werden.

— **Politische Skizzen aus Oesterreich.*****) Diese Skizzen schließen sich an die in Nr. 34 des „Magazin“ von uns angezeigte Broschüre „Volkswirthschaftliche Zustände in Oesterreich“ an, worin das schwindelhafte Jagen nach Reichthum in den höheren Kreisen Wiens mit satten Farben geschildert und gegeißelt wurde. In der neueren Broschüre ist es insbesondere der Reichskanzler Graf Beust, welcher als Zielscheibe starker Angriffe dienen muß. Die Kritik der Beust'schen Politik ist inner- und außerhalb Oesterreichs ein altes Thema. Hier wird es nicht ohne Geschick bearbeitet. Von besonderem Interesse ist die Besprechung der Affaire Lagrand, ferner die Betrachtung über die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland, mit der Angabe, daß Beust von einer thatsächlichen Unterstützung Frankreichs im letzten Kriege nur durch eine höchst energische Drohnote Rußlands, die Beust jedoch nicht im Rothbuche habe abdrucken lassen, abgehalten worden sei, und die Notiz, daß die österreichische Regierung, d. h. Beust, während des Krieges und der österreichischen Neutralität eine großartige Waffenausfuhr von Seiten der Wiener „Waffenfabriks-Actiengesellschaft“ nach den französischen Häfen zugelassen habe. Graf Beust, sagt der ungenannte Verf., hat, obwohl er nicht ohne Talent und guten Willen ist, Oesterreich durch seine Zweideutigkeit, Vielgeschäftigkeit und Großmannssucht überall zu kompromittiren gewußt. Die Folge ist die gänzliche Isolirung Oesterreichs gewesen. Das aber sei das Gefährlichste, was es für diesen Staat gebe, und deshalb sei es an der Zeit, die Leitung der auswärtigen Politik dem Einzelnen aus der Hand zu nehmen: der Volksvertretung unmittelbar komme diese Leitung zu, und nicht nur der ungarisch-österr. Volksvertretung, sondern den Volksvertretungen überhaupt müsse die Wahrnehmung dieses Rechts dringend an's Herz gelegt werden. Das mag nun in den Parlamentssälen ausgetragen werden; darin hat der Verf. Recht, daß Graf Beust nur allzuviel gethan und unterlassen hat, um das Mißtrauen der österreichischen Völker zu erwecken. Die neueste Zeit hat diesem Mißtrauen noch weitere Nahrung gegeben: es überrascht in der That, wenn man sieht, wie Graf Beust in Gastein und Salzburg die Austria der Germania schwesterlichst in die Arme sinken läßt, während die österreichischen Deutschen unter die Tschechen, Polen, Slovenen &c. herabgedrückt und für ihre Verfassungstreue zu Hochverräthern gebrandmarkt werden!

— **Nord- und Süd-Germanen.** Leben und Lieben in Dänemark.†) Der Gedanke, daß die germanischen Stämme, wenigstens die um das baltische Meer herum wohnenden, sich zur Abwehr des Slawen- und Romanenthums zu einem Bunde vereinigen möchten, fängt an allgemeiner zu werden. Schon seit mehreren Jahren wird derselbe von der Gothenburger „Handels- och Sjöfarts-Tidning“, dem Organe des dortigen Großhandels, eifrig verfochten; der Däne Bagger hat ihm in seiner jüngst von uns besprochenen Broschüre mit dringenden Worten Ausdruck gegeben, und in Deutschland findet er bekanntlich viele Vertheidiger. Auch der Erzählung, deren Titel wir oben angegeben haben, liegt der gleiche Gedanke zu Grunde. Er wird hier von einem Deutschen in Dänemark mit Wärme zu verbreiten und populär zu machen gesucht. Während sich aber die Männer in Seeland gar abstoßend gegen ihn verhalten, wird er von dänischen, schwedischen und norwegischen Frauen, die in der Erzählung Rollen spielen, mit Freude und Begeisterung aufgenommen. Das wäre schon etwas. Daß der deutsche Held seine Heldin, eine schlanke blonde Schwedin, in Dänemark freit und sie dann als Ehegattin nach Berlin führt, ist gewiß im symbolischen Sinne jenes Gedankens zu beachten. — Uebrigens tritt die Erzählung als politische Lektüre nicht anspruchsvoll hervor; im Vordergrunde steht vielmehr die Propaganda für die üppigen, schönen Landschaften von Seeland, für das leichtlebige und kunstspendende Kopenhagen, für Land und Leute in Dänemark überhaupt. Das Buch könnte mit seinen mannigfachen Fingerzeigen auf literarische, artistische, landschaftliche und historische Eigen-

*) 150 S. 4. Berlin, Vogt, 1871.

**) A Catena of Buddhist Scriptures, from the Chinese. By Samuel Beal. London, Trübner.

***) Ein Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte. Leipzig, Luckhardt, 1871.

†) Von Paul Lietzow. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1871.

thümlichkeiten der dänischen Hauptinsel beinahe als Reisehandbuch dienen. Ref. selbst hat durch die Lektüre desselben die vergnüglichsten Erinnerungen an seinen Aufenthalt daselbst in sich wachgerufen. G. H.

Literarischer Sprechsaal.

Daß die Stimmung Englands während des letzten Krieges eine Deutschland nicht eben günstige war, ist bekannt genug. Dies haben wir auch da zum Theil erfahren müssen, wo das eigene englische Interesse mit dem deutschen zusammenfiel, so vor Allem bei der Wegnahme deutscher Kauffahrteischiffe in britischem Gewässer. Einer dieser Fälle, der in der Presse mehrmals zur Sprache gekommen ist, hat vor wenigen Wochen durch Dr. J. Hopf*) eine zusammenfassende und eingehende Prüfung erfahren, bei der sich das Verhalten Englands wiederum durchaus nicht als ein sehr freundschaftliches erweist. Die „Frei" wurde, von Rostock kommend, ca. 1½ Seemeile von der englischen Küste, nach der Aussage des englischen Lootsen, entfernt, am 28. October 1870 von dem französischen Kriegsdampfer „Desaix", trotz Protestes aufgebracht und vom französischen Prisengericht condemnirt, ohne daß die britische Regierung auch nur den geringsten Versuch bis dahin gemacht hätte, den auch ihr angethanenen Affront in der Verletzung des Neutralitätsgebiets, durch Forderung einer eingehenden Untersuchung und eventuelle Bestrafung des schuldigen französischen Capitäns gebührend zurückzuweisen. — Hopf weist darauf hin, wie die englische Neutralitäts-Praxis zur See sich in den letzten Jahrzehnden überhaupt einer immer laueren Auffassung zugewandt habe, und wie andere davon betroffene Staaten, so die Vereinigten Staaten von Nordamerika in der Alamba-Frage, nicht eher geruht hätten, als bis sie das ihnen zustehende Recht, auf dem Wege des Vergleichs, ausgemacht hätten. Ob sich für uns eine Repressalien-Praxis empfehle, wie sie uns augenblicklich zu Gebote stände, sei freilich eine Frage der Politik, und sei unser Ansehen als Nation wohl auch nicht als geschädigt zu betrachten, wenn wir über die Gränze des entschiedenen Protestes nicht hinausgingen. J.

Ein Engländer in Paris, der über das neue leichtfertige Treiben in dieser Hauptstadt berichtet, sagt am Schlusse seiner Schilderung: „Im Theater, wo Theresa singt und ein zahlreicheres und lustberauschteres Publikum versammelt, als je zuvor; in den wieder geöffneten Cafés-chantants, wo man den geschminkten, aufgeputzten Frauenzimmern womöglich noch toller zujubelt als sonst; vor den Ruinen der öffentlichen Gebäude, zu denen sich die Menge drängt, wie zu einem ergötzlichen Schauspiele; in den Ballgärten, wo man die Beine höher in die Luft schleudert als ehemals; in den Straßen, an den Häusern, auf der Börse, im Omnibus, in den Restaurants und Kaffeehäusern — überall glaubt man Carricaturen an sich vorüber ziehen zu sehen. Wenn man sich erinnert, wer diese ausgelassenen Menschen sind und was sie vor wenigen Wochen erst überstanden haben, so muß an die „Bals à Victime" der ersten französischen Revolution denken und bekennen, daß das heutige Volk von Paris seiner Väter nicht unwerth ist. Das Ding, welches gewesen, ist das Ding, das da ist und sein wird, und mag man dagegen einwenden, was man will: Paris und die Pariser haben sich seit jener Zeit nicht um ein Haar geändert und werden immer und ewig sein, was sie gewesen — die Verkörperung des Leichtsinns und der Frivolität. Mit solchen Elementen aber ist die Regeneration eines Volkes einfach unmöglich."

*) Die Wegnahme der „Frei" im britischen Gewässer. Aus der Neutralitätspraxis des deutsch-französischen Krieges. Gotha, Rudolph Besser. 1871.

Unter den Wallonen in Belgien hat in neuerer Zeit ein Umschwung zu Gunsten der niederländischen Nationalität stattgefunden. In der Brüsseler Zweep vom 30. September wird constatirt, daß die sonst für die Sache der Vlamingen so herzlosen, französisch geschriebenen Organe der Wallonen, namentlich die Etoile Belge und andere Brüsseler Blätter jetzt die Holländer „nos frères du Nord" nennen und einen engern Anschluß an Nordniederland als „fraternisation" bezeichnete, während sie ihn sonst als „trahison" charakterisirten. Auch der König der Belgier hat wiederum neulich, bei Vertheilung der Ehrenpreise in der Kgl. Akademie der Künste, ausdrücklich zu erkennen gegeben, wie sehr er sich über die Auszeichnungen freue, welche die nationale niederländische Kunst sowohl in der Musik und Poesie, als in der Malerei und Architektur, erlangt habe. Willem Demol's preisgekrönte Cantate: „Der Traum des Columbus", welche bei dieser Gelegenheit zum erstenmal aufgeführt wurde, hat sich die allgemeinste Anerkennung erworben und reiht sich den von Benoit componirten Oratorien „Lucifer" und „die Schelde" als ein edles Erzeugniß der neuen vlamischen Musikschule an.

Der geschätzte vlamische Componist, Herr Peter Benoit, hat eine Auswahl der „Lieder Mirza Schaffy's", von Bodenstedt, welche Eman. Hiel in's Niederländische übertrug, in Musik gesetzt. Die Brüsseler Zweep vom 24. September theilt eines dieser Lieder: Moet ik lachen, moet ik klagen („Soll ich lachen, soll ich klagen") mit der Composition Benoit's mit, welche Letztere in der That so anmuthig ist, daß sie auch in Deutschland, wo Mirza Schaffy bereits in dreißig Auflagen verbreitet ist, auf die beifälligste Aufnahme rechnen darf. Eine Sammlung dieser Compositionen mit beiden Texten, dem niederdeutschen und dem hochdeutschen, welchem letztern die Musik vollständig angepaßt ist, wird nächstens im Druck erscheinen.

Von Dr. Franz Huber ist in diesen Tagen ein zweiter Theil der „Lateranischen Kreuzspinne oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkerwohlfahrt", unter dem Titel „Die Papstkönige des Orients"*) erschienen. Der Verf., der den Kampf gegen Jesuiten und Papstthum zur Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben scheint, bringt auch hier wieder eine Anzahl heftiger Invectiven gegen diese Institutionen vor, die freilich nur äußerlich an den eigentlichen Inhalt, eine populäre Darstellung der ägyptischen, brahmanischen, buddhistischen, persischen Religion nach Duncker, Lassen, Burnouf, Busch u. A., angeklebt sind. Wozu diese Invectiven bei den sonst lesbaren Darstellungen dieser ganz heterogenen Dinge dienen sollen, ist uns nicht recht erfindlich gewesen. J.

*) Bern, Haller, 1871.

Seit Januar dieses Jahres erscheint in dem unterzeichneten Verlage: (163)

Deutsches Handelsblatt.

Wochenblatt für Handelspolitik und Volkswirthschaft.

Zugleich Organ für die amtlichen Mittheilungen des deutschen Handelstages.

Herausgegeben von **Dr. Alexander Meyer.**

Vierteljährlich 13 Nummern von 1 bis 2 Bogen. Preis 1¼ Thlr.

Alle wichtigen volkswirthschaftlichen Fragen, die gegenwärtig den Bundesrath, und bald den deutschen Reichstag beschäftigen, werden eingehend und sachgemäß erörtert, namentlich die Bankfrage, die Münzreform, Prämien-Anleihen u. s. w. In einer ständigen Rubrik werden handelsrechtliche Entscheidungen behandelt.

Eine Probenummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) **in Berlin.**

BIBLIOTHEKS-NRN. 1-18,000 auf gelbem oder rothem Papier à Mille 12½ Sgr. baar empfiehlt (164)

Oskar Leiner in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (165)

Balthazar Grazian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von **Don Vincencio Juan de Lastanosa,** und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Zweite Aufl. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Daß Schopenhauer dieses Werk aus dem Spanischen übersetzte, zeugt gewiß für seine Bedeutung, ebenso, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig geworden ist. Schopenhauer sagt von ihm:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einemmal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena**; vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken: (166)

Kaiserburg und Engelsburg.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

2 Bde. 8. eleg. broch. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dieser neue historische Roman der berühmten Verfasserin spielt zur Zeit des **Kaisers Joseph II.** und zeigt die **Intriguen der Jesuiten** gegen die wohlgemeinten und edlen Absichten dieses Fürsten.

Im Verlage von **A. Kröner in Stuttgart** erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Tagen der Schmach.

Geschichtsbilder

aus der

Melacszeit

von (167)

Hermann Kurz.

16 Bogen 8o. Geheftet. Preis 24 Sgr.

Inhalt: Das heilige Römische Reich, der löbl. Schwäbische Kreis und dessen Direktorialstaat. — Der Einbruch. — Die Bürger von Heilbronn." — Land und Leute im Franzosenschrecken. — Reichsstädtische Regierung und Politik. — Tagesberichte. — Marchez, bougres, marchez! — Die Uebergabe von Hohenasperg. — Melac und seine Gesellen. — Der Schutzengel von Tübingen. — Die Weiber von Schorndorf. — Die Stuttgarter Bürgerschaft. — Das Göppinger Weibervolk. — Der Abzug. — Rechtfertigungsversuche. — Schluß.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Volksthum und Heerwesen.

Vortrag

gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Januar 1870

von

Max Jähns, Hauptmann.

gr. 8. geh. 7½ Sgr. (170)

Unser wiedergewonnenes Land.

Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebiets **im Elsaß und in Lothringen.**

8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 3. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung **zum Englisch-Sprechen.** 7. Aufl. geb. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftl. Grammatik **der englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 10 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der **englischen** Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 8. édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der **französischen Schrift-** und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser Dialect.** 2. Auflage. 1 Thlr. — geb. 1⅙ Thlr. — Schlüssel dazu 10 Ngr.

De Castres, das **franz.** Verb, dessen Anwendungen und Formen 2c. 15 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französisch-Sprechen.** 6. Aufl. geb. 15 Ngr.

Fiedler, das Verhältniß der **französ.** Sprache zur lateinischen. 5 Ngr.

Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender Uebersetzung. geb. 10 Ngr.

Wörter, die **gleichlautenden,** der französischen Sprache in lexikal. Ordnung. 7½ Ngr.

L'Eco italiano, Praktische Anleitung zum **Italienisch-Sprechen.** 5. Aufl. geb. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanisch-Sprechen.** 3. Aufl. 1 Thlr. — Geb. 1⅙ Thlr.

Franke, Diccionario mercantil en español y aleman. Spanisch-Deutsches mercantil. Wörterbuch. 20 Ngr. (171)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Deutsche Vierteljahrsschrift f. öffentl. Gesundheitspflege.

Herausgegeben von Geh. Rath Dr. Esse in Berlin, Dr. Göttisheim in Basel, Baurath Hobrecht in Berlin, Prof. A. W. Hofmann in Berlin, Prof. v. Pettenkofer in München, Generalarzt Dr. Roth in Dresden, Dr. Friedr. Sander in Barmen, Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt a. M., Dr. Wasserfuhr in Stettin, Oberbürgermeister v. Winter in Danzig. Redigirt von Dr. Georg Varrentrapp. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Tafeln. Royal-Octav. geh. (168)

Dritter Band. Zweites Heft. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen: (169)

Voigt (F.): Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. 1867. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

In einem Bande in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

„Daß ein Handbuch wie das Voigt'sche bereits in zweiter Auflage vor uns liegt, ist gewiß ein Beweis für seine innere Gediegenheit sowohl, wie für das steigende Interesse an der preußischen Geschichte. Wer Gelegenheit hatte, dasselbe häufiger zu Rathe zu ziehen, mußte die Akribie des Verfassers auf dem Gebiete eigener Forschung und den Fleiß in der Benutzung fremder Untersuchungen fast durchgängig erproben. Die neue Auflage besitzt diese Vorzüge natürlich in noch höherem Grade. Besonders den früheren Partieen, die überhaupt für die ausgezeichnetsten des Buches gelten müssen, sind selbstständige Studien des Verfassers zu Gute gekommen. Der neu hinzugekommene 15. Abschnitt „Preußen seit 1840" behandelt sogar noch die Ereignisse des Jahres 1867, eine Erweiterung, die gewiß jeder gutheißen wird." Hist. Zeitschr.

Magazin für die Literatur des Auslands.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] ——— Berlin, den 21. Oktober 1871. ——— [Nº 42.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Graf v. Beust, Oesterreichs Reichskanzler.*)

Bismarck und Beust — Letzterer hat insofern Glück, als er fast ein ganzes Jahrzehnd hindurch sehr oft neben Ersterem genannt und durch die Diplomatie mit ihm emporgezogen ward. Dabei leugnen wir durchaus nicht dessen eigene Verdienste. Sein Wirken war beinahe zwei Jahrzehnde lang sehr bedeutend „der Oeffentlichkeit zugekehrt“, wie Ebeling sagt, und zwar mit sehr fruchtbarer Schreib- und Redseligkeit. Beust hat sogar noch mehr Glück als Bismarck. Letzterer wurde durch eine zu anbeterische Biographie „vergötzert“, während der allerdings bloß Graf gebliebene österreichische Reichskanzler in Ebeling einen möglichst unbefangenen Darsteller seiner hauptsächlich politischen und diplomatischen Thätigkeit fand. Der Archivrath will gar keinem bloßen Unterhaltungs-Bedürfniß dienen, sondern wendet sich ausschließlich dem Interesse der Geschichte oder lieber der Diplomatie zu, um den politischen Denker mit einer reichen Masse von Thatsachen und Documenten zu versorgen. Diese gehören wesentlich mit zur Erkenntniß der neuen und neuesten Entwickelung Deutschlands. Sie aus der Zerstreutheit und Vereinzelung gesammelt und zu einem farbenfrischen Gemälde vereinigt zu sehen, um daran einmal eine bestimmte Periode deutscher Geschichte in anderer, als der tagläufigen Vertheilung von Licht und Schatten betrachten oder erkennen zu lassen; welche Stelle in der historischen Ehrenhalle der modernen Staatenlenker dem mit zwingender Nothwendigkeit anzuweisen, um den sich die Einzelnheiten dieses Gemäldes gruppiren — das war, nach eigenem Geständniß, des Verfassers alleiniges Streben. Wir sind zu wenig Politiker, noch weniger Diplomaten, um entscheiden zu können, ob er diese Aufgabe durchweg glücklich gelöst habe; aber so viel haben wir aus den beiden starken Bänden herausgelesen, daß er sich ehrlich bemüht hat, Thatsachen sprechen zu lassen und die Liebe für seinen Helden nicht in Lobrednerei und Beschönigung seiner Schwächen ausarten zu lassen. Trotz der zwei dicken Bände, behielt er auch kaum viel Zeit und Raum dazu. Beust zeichnet sich, wie bekannt, durch große Red- und Schreibseligkeit aus. Namentlich war er einer der fruchtbarsten Verfasser von diplomatischen Rundschreiben und Aktenstücken. Die meisten davon sind mitgetheilt. Was blieb da noch für persönliche Ergüsse und Betrachtungen!

Nachdem wir in der Mark Brandenburg auf dem Gute Wüste den Stammbaum des großen Gegners Preußens kennen gelernt haben, erfahren wir etwas von der Jugend und den ersten Flugversuchen unseres sächsisch-österreichischen Doppeladlers und werden dann in dessen „ministeriellen Marterwochen“ bis zu der Maikatastrophe vom Jahre 1849 in Sachsen näher bekannt gemacht. Hier fehlt freilich die Würdigung der Thatsachen, welche Beust's wochenlange Martern in Jahre lange Kerkerpein und Zuchthausqualen der sächsischen Revolutions-Märtyrer verwandelte. Es folgt die Geschichte des unglücklichen „Dreikönigs-Bündnisses“ und Beust's Heldenthum auf dem sächsischen Landtage während der Jahre 1849 und 1850. Ich habe diese heiligen drei Könige nie geliebt und auch diese Partie des Buches nur beim Aufschneiden etwas an-, aber nicht durchgelesen. Hoffentlich finden sich jetzt noch Kenner und Liebhaber dafür. Mit Sommers Anfang des unglücklichen Reaktionsjahres 1850 beging Beust dem Münchner Reichsverfassungs-Entwurfe gegenüber seine „Innithat“, die auch Ebeling durch Strichelchen vorn und hinten auszeichnet. Hoffentlich werden sich politische Denker die Mühe nicht verdrießen lassen, diese von Seite 193 an ordentlich durchzulesen und dann der Denkfreiheit Ehre zu machen. Ich für mein Theil habe es nicht versucht und flog rasch darüber hinweg, um nicht parteiisch zu werden.

Dagegen haben wir unsern Beust nicht ungern gesehen, als er Deutschland vom Wege zum alten Bundestage auf bessere zu leiten suchte, als er in der preußisch-dänischen Friedens- und der kurhessischen Verfassungsfrage und während der Dresdener Ministerial-Conferenzen wegen der ärgerlichen und lächerlichen Flottenangelegenheit vermittelnd und wohlmeinend, aber ebenso erfolglos arbeitete, wie in der Zollkrisis von 52 und 53. Während des orientalischen Krieges gelang es dem kleinen Sachsen drei Jahre lang ebensowenig, wie im italiänischen Kriege, sich als Großmacht geltend zu machen, oder in der Flottenangelegenheit die Stadt Leipzig mit einer Admiralität auszustatten. Was er Alles während der Ministerberathungen zu München und Würzburg 1859 sagte und schrieb und wie er die „drei deutschen Fragen“ auf dem sächsischen Landtage von 1860 und 1861 so glücklich löste, daß sich Niemand mehr dadurch gebunden fühlte, das ist auf den letzten der fünfhundert Seiten des ersten Bandes Alles sehr ausführlich und möglichst unparteiisch dargestellt worden. Der zweite Band, noch stärker, obgleich er anfangs in dem ersten mit aufgehen sollte, macht uns mit neueren und bedeutenderen Verdiensten unseres Helden, namentlich auch des österreichischen Reichskanzlers genauer bekannt. Der Krieg hat Vieles in der Auffassung dieser Wirksamkeit geändert und auch Ebeling gesteht, daß sein Graf Beust keineswegs in

*) Friedrich Ferdinand Graf v. Beust. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken, von Dr. Friedrich W. Ebeling, herzogl. sächs. Archivrath. Zwei Bände. Mit Portrait in Stahlstich. Leipzig, Verlag von Jm. Wöller.

allen Fällen an ihm einen Vertheidiger habe finden können, obwohl sich sein Standpunkt, seine Auffassung durchaus nicht geändert habe. Und hier spricht er ein sehr zu beherzigendes Wort. Feldschlachten, sagt er, können wohl über das Schicksal von Nationen entscheiden, aber nicht über die Berechtigung eines Standpunktes. Macht und Erfolg sind keine wissenschaftlichen Kriterien, sondern unterliegen denselben. Dies sollte sich jeder Gebildete als Motto über jede Rede, jedes Urtheil, jedes Vorhaben schreiben, denn die Anbeterei des Erfolgs ist bereits zu einer sittlich zerstörenden Seuche geworden. Allerdings weniger in Deutschland als in England, Frankreich, Amerika u. s. w.; aber auch bei uns wird diese Krankheit immer ansteckender und sogar zur „noblen Passion". Mögen sich wenigstens die Machthaber und Stimmführer der Zeit davor hüten und alle möglichen Desinfections-Mittel dagegen anwenden. Die Geschichtswissenschaft, fährt Ebeling fort, kann den moralischen Standpunkt nicht aufgeben, und deshalb rechtfertigt sich die Politik der Zerreißung Deutschlands vor fünf Jahren nimmermehr. Daß daraus die jetzige Einheit hervorging, läßt Vieles in einem milderen Colorit erscheinen. In der Liebe zu meinem Vaterlande Keinem nachstehend und das Gute niemals um des Besseren willen verwerfend, habe ich mit anderen Gefühlen diese Arbeit vollendet als begonnen. Die Wiedervereinigung unseres vor fünf Jahren zerrissenen, gemeinsamen Heimatlandes und die Rückgewinnung seiner alten Gränzmark im Westen ist auch von mir freudig begrüßt worden, und mein Patriotismus versteht die Feindseligkeit nicht, mit welcher hier und da auf das neue Reich innerhalb dieses Reiches geblickt wird. Nur verstehen Männer von meiner Gesinnung und von meiner Anschauung der gegenwärtigen Weltlage noch weniger den trunkenen Jubel und die überschwengliche Zuversicht, welche die große Menge ob der Aufrichtung des neuen Reiches schon jetzt erfüllen.

Dieses euphemistisch genannte Nichtverstehen will mehr sagen. Es heißt mindestens, daß die Aufrichtung, d. h. der bloße Rohbau wohl zu einem trunkenen Richtschmause berechtigte, aber nicht zur dauernden Freude über die bisherigen Anstalten zum inneren Ausbau für den Cultus der Einheit in der Freiheit. Wir laufen sogar bereits Gefahr, in dem Einheits-Enthusiasmus und dem einheitlichen Ausbau unseren wahren, geschichtlichen Charakter, unsere eigentliche Kraft, die, so lange es Deutsche gab, immer wesentlich in persönlicher, gemeindlicher Gau- und Landesfreiheit bestand und stets einen idealen Charakter hatte, zu verlieren. Es gilt also, zu warten und zu warnen und sich nicht in einem Einheitsbaue, der leicht einen Gefängniß-Charakter annehmen kann, das Grundwesen aller deutschen Kraft und Kultur verbauen und verbieten zu lassen.

Leider können wir unserem Verfasser hier nicht weiter folgen, denn er giebt zu verstehen, daß es Beust doch besser gemacht haben würde als Bismarck, wenn ihm sein Bundesreform-Projekt gelungen wäre. Dies hatte für die damalige Zeit allerdings einen freiheitlichen Hauch; aber in dem jetzigen Rohbau des deutschen Reiches wehet doch schon eine viel gesundere Luft.

Es mag für Geschichtsschreiber, Spezial-Politiker und Diplomaten recht angenehm sein, nun in Ebeling's zweitem Bande wieder genauer zu erfahren, wie sich Beust zum preußisch-französischen Handelsvertrage, österreichischen Bundesreform-Projekt, deutsch-dänischem Streite und dessen unheilvoller Beilegung durch die Londoner Conferenzen u. s. w. verhielt, was er vor und nach dem sogenannten deutschen Bundeskriege schrieb, sprach und strebte und noch mehr, wie die drei Jahre österreichischer Politik unter dem neuen Reichskanzler eigentlich aussehen; ich, der Berichterstatter, konnte mich dabei nirgends so recht eigentlich warm lesen. Den Grund giebt der Biograph selber an. „Das Hauptziel seines Wirkens als deutscher Minister hat Beust nicht erreicht." Genauer bezeichnet, würde es wahrscheinlich heißen: er hat viel Böses, aber auch viel Gutes verhindert und nach Kräften in Deutschland, ja in Europa den gutmeinenden „Mengler" und nicht selten den Störenfried gespielt, weil er mehr seine persönliche Bedeutung und in zweiter Linie den sächsischen Minister statt des deutschen zur Geltung bringen wollte.

Wir bilden uns nicht ein, hiermit etwas Neues oder Unrichtiges über Ebeling's Helden gesagt zu haben. Dies ist erst später möglich. Nach Sokrates darf man keinen Menschen vor seinem Tode glücklich preisen. Ebenso sollte man keinen Staatsmann vor seinem Ableben in der Ruhmeshalle fixiren.

Warten wir es also ab, und heißen wir diese beiden Bände als ein sehr gediegenes Material für die spätere Beurtheilung Beust's und die Geschichte der letzten zwanzig Jahre Deutschlands willkommen. Dem Verfasser persönlich gebührt die Anerkennung, daß er nicht nur gründlich und genau oft schwer zugängliche Aktenstücke und Thatsachen gelehrt und literarisch geschickt zusammensuchte und verband, sondern diese Thatsachen und seinen Helden auch mit möglichster Parteilosigkeit und mit ehrenhafter Schonung seiner Gegner durchweg darzustellen, anschaulich, nicht selten lebendig und farbenreich zu schildern verstand.

H. B.

Zur Kriegs-Literatur.

Unter dieser fast stehend gewordenen Rubrik haben wir heute zunächst ein „Deutsches Heldenbuch, illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870—1871"*) anzukündigen. Der Titel zeigt, was in dem Werke geleistet werden soll. Um der Gegenwart wie der Zukunft glänzende Beispiele von Kraft und Opfermuth vorzuhalten, wird das deutsche Heldenbuch von allen Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Offizieren, Aerzten, Beamten, Erfindern, Pflegern und Pflegerinnen, welche sich in diesem Kriege hervorgethan, wohlgelungene Portraits bringen und bei den Thaten der Gefeierten verweilen. Der geschichtlichen Selbständigkeit wegen bringt es auch die Bilder der am meisten genannten Gegner, begleitet von kurzen Mittheilungen über ihre Vergangenheit. Damit vereinigen sich Abbildungen und Pläne von Heertheilen, Waffen, Schlachten, Belagerungen &c., sowie eine Uebersichtskarte von Frankreich. Der Text ist aus der in diesen Blättern wohlbekannten Feder des Herrn Franz Maurer, welche sich auch auf dem Gebiete des Heerwesens schon richtig erprobt hat. In 16 Lieferungen à $7\frac{1}{2}$ Sgr. erscheinend, hat das deutsche Heldenbuch in den uns zugegangenen fünf ersten Lieferungen seine Aufgabe bis zum 14. August verfolgt; wir finden die geschichtliche Darstellung durchaus selbständig, gedrängt, und da, wo es darauf ankommt, mit genauen Details durchwebt, unter den Illustrationen aber die kleinen Portraits den übrigen Bildern bei Weitem überlegen. Diese Portraits, bei deren Sammlung man hoffentlich auch die Ritter des eisernen Kreuzes aus Reih und Glied nicht übersehen wird, sind es, welche dem Werke das Verdienst eines nationalen Prachtwerks einbringen werden.

---

*) Nach amtlichen Quellen bearbeitet für Jung und Alt von F. Maurer. Stuttgart, Hoffmann, 1871.

Sehr hübsch spiegelt sich der Krieg in zwei Gedicht-Sammlungen ab, die sich gegenseitig ergänzen: „Vaterländische Gedichte aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen 1870 und 1871“, gesammelt und herausgegeben von Gerhard Heine, Seminar-Director in Cöthen,*) und „Der deutsch-französische Krieg 1870—1871 in Liedern und Gedichten“, herausgegeben von Ad. Enslin.**) Jene Sammlung enthält ca. 140, diese 84 deutsche Gedichte. Nur 16 Gedichte sind in beiden Sammlungen zugleich zu finden. Die besten Dichternamen sind in ihnen vertreten, aber auch neue Namen sind aufgetaucht und reihen sich jenen würdig an: der hohe Patriotismus, der im vorigen Jahre die deutschen Gemüther erfaßte und durchschauerte, hat manchen bisher verborgenen Dichter an die Oeffentlichkeit gebracht und den deutschen Dichterwald reich bevölkert. Nicht alle jene Gedichte sind Kunstwerke. Vom Augenblick eingegeben, meist einem bestimmten Tage gewidmet, sind sie zum großen Theile Gelegenheitsgedichte, natürlich im Goethe'schen Sinne. Die Heine'sche Sammlung bringt dies in ihrer inneren Ordnung zum bewußten Ausdruck, die Enslin'sche Sammlung wenigstens insoweit, als ihre Gedichte nach dem Datum ihrer Entstehung oder Veröffentlichung rangirt sind, und diese Daten fast durchgängig mit den großen Ereignissen jener Zeit in Zusammenhang stehen.

Enslin aber hat sich nicht auf die Sammlung deutscher Gedichte beschränkt, sondern sich auch eine Anzahl — 31 — französischer Zeitgedichte zu verschaffen gewußt, welche den zweiten Theil der Sammlung bilden. Es gewährt großes Interesse, den Geist, der die beiderseitigen poetischen Erzeugnisse beeinflußt hat, zu vergleichen: es ist der Geist der Völker, welcher hier sich äußert, zumal im Anfange der Bewegung: dort der Geist der Eroberung, hier das heilige Feuer der Abwehr, der Vertheidigung. Dies liegt schon in der Wahl derjenigen Lieder, welche im Volke gewissermaßen das Feldgeschrei bildeten: in Deutschland die „Wacht am Rhein“ (1840), in Frankreich Alfred de Musset's „Nous l'avons eu votre Rhin allemand“ (1841). Aber noch schärfer tritt der Gegensatz in den Zeitgedichten hervor. Am 16. Juli 1870 singt George Hesekiel („König Wilhelm in Ems“):

„Wir hielten fest am Frieden,
Wir wirkten keinen Trug,
Wir hatten an alten Ehren
Und neuen Siegen genug!“ u. s. w.

Dagegen dichtet Ch. Gauthey de Latour am 21. Juli als Refrain seiner „Marseillaise de 1870, dediée à l'armée du Rhin“:

„Au Rhin de Charlemagne
Et des Napoléons!
Marchons! Marchons!
Fleuve des Francs,
Baigne enfin nos sillons!“

In den deutschen Liedern mischt sich die Begeisterung zum „heiligen Kriege“ mit einem unerschütterlichen frommen Gottvertrauen. „Erst auf die Kniee sinket nieder und heiligt Euch dem großen Gott!“ ruft K. Trebitz aus, und nicht wenige Dichter mit ihm richten am Bettage ihre Stimmen hinauf an den „obersten Kriegsherrn“. Vergeblich sucht man in den französischen Liedern nach einem Ausdrucke solcher Frömmigkeit. Dagegen hält es ein Felix Thessalus für vereinbar mit der Poesie, die Deutschen zum Verrath an ihrer eigenen Sache aufzufordern:

„. . . . Vous, Principautés d'Allemagne,
Qui vous fait affronter nos coups?
Beaux sont vos monts, votre campagne..
Vouloir mourir! vos fils sont fous....
Quoi! vous courez à la défaite!
Pour soutenir des oppresseurs!
Tout en rêvant votre conquête,
Les traitres vous nomment leurs soeurs.
Vous seriez sans nous leurs vassalles;
Et leur joug à porter est lourd,
Votre égarement sera court,
Leur race est race de Vandales . . .“

Wie herrlich indeß lautet, was, gewissermaßen als Antwort auf diese schlangengleisnerische Provocation, der Münchener Wilhelm Hertz in seinem „Tagelied“ vom Juli 1870 inbrünstig singt:

. . „So lang im stillen Grame
Mit heil'gem Grimm genannt —
Wie süß klingt nun dein Name,
Mein deutsches Vaterland!
Der alte Zwist entschwunden —
Hell ruft's vom Fels zum Meer:
Wir haben uns gefunden,
Wir lassen uns nicht mehr!
Mag seinen Haß verschwenden
Der übermüthige Feind,
Er hilft uns nur vollenden,
Was er zu stören meint,
Er schlich, uns auszuspähen,
Er bot uns schnöden Kauf,
Er wähnte Trug zu säen —
Da ging die Treue auf. . . .“

Wenn auch mit Gottvertrauen, doch keineswegs mit dem Uebermuthe der Sieges-Unfehlbarkeit gingen die Unsrigen in den Kampf. Das deutsche Volk . . . doch lassen wir darüber einen Dichter ersten Ranges, Oscar von Redwitz, sprechen:

. . „So zieht geeint das deutsche Volk in Waffen
Voll Todesernst zum heil'gen Krieg heran.
Ob wir des Sieges Lorbeer einst erraffen,
Ob du einst triumphirst auf blut'gem Plan —
Wer will schon jetzt die Prophezeiung wagen?
Drum werd' kein Hohn, kein Prahlen bei uns laut:
Wir wissen's, welchen Riesenkampf wir schlagen,
Wie nie zuvor die Erde noch geschaut.
Das aber wiss' auch du, daß wir geschworen,
Es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod!
Und ging uns auch die erste Schlacht verloren,
Nun wohl, zur zweiten dann! Was hat's für Noth!
Dir soll vor unserm zähen Leben grauen! —
Doch du? — fällt nicht in Trümmern gleich dein Thron,
Wenn dich dein Volk einmal besiegt wird schauen?
„Fluch und Verderben dir, Napoleon!“

Wie anders der Franzose. Jener Ch. Gauthey de Latour dichtet um dieselbe Zeit:

„Doutor du succès de nos armes,
Ah! quel outrage à nos soldats!
L'Empereur nous guide aux combats . . .
Arrière les pâles alarmes! . . .“

Der Kaiser! Wie hatte sich in Oscar von Redwitz die dichterische Sehergabe bewährt! Fluch, Hohn und Spott folgen dem Gefallenen in das Gefängniß von Wilhelmshöhe. Man lese z. B. Octave's „Le Sédantaire“ mit der Anfangsstrophe „Napoléon l'homme à la cigarrette“, Albert Despit's „La honte“

---

*) Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, Ed. Heine, 1871.

**) Berlin, Th. Fr. Enslin (Ad. Enslin), 1871.

u. A., wenn man den poetischen Ausdruck der Volksgefühle nach Sedan haben will!

Unterdessen strömen dem deutschen Kaiser unzählige Poesieen zu, die ihm Anerkennung, Verehrung, Liebe und — Abbitte entgegentragen. Und wieder ist es Oscar von Redwitz, der in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich“ dem Volksbewußtsein mit den treffendsten Worten Ausdruck giebt:

„Das einfach große Wort: „die Fürstenpflicht“ —
Das ist's, was ihn so groß mir läßt erscheinen.
Weiß ich in Uebung dieser Pflicht doch Keinen
Getreuer noch! — den Fürsten kenn' ich nicht.
Das ist's, was ihm mit solcher Ehrfurcht Licht
Das Königshaupt umstrahlt, was all die Seinen
Mit ihm als Vorbild macht so fest vereinen
Und jedes ehrlich deutsche Herz besticht.
Was ihm als Bundesfeldherrn aufgetragen —
Fürwahr das ganze Volk wird es ihm sagen —
Echt königlich ward es von ihm vollzogen.
Kein Wunder, daß auf der Begeistrung Wogen
Jetzt hoch einhertreibt König Wilhelms Namen —
Stets gleicht die Ernte dem gestreuten Samen.“

Was in den späteren französischen Gedichten zu finden ist, das ist einfach als Schmutz zu bezeichnen, Schmutz in Form jener Lüge, die in den offiziellen Aktenstücken der Franzosen als Vorbild ihr Wesen getrieben hat, Schmutz in Verleumdung von Freund und Feind, Schmutz in Form eines unsterblichen Größenwahnsinns („Frapper Paris! éteindre un des flambeaux du monde! Décapiter la France! ô rêve monstrueux!“ — Auguste Lacaussade: Cri de guerre. Septembre 1870), Schmutz in Gestalt der Schwüre ewigen Hasses gegen Deutschland:

„Voisins, si désormais, une lutte mortelle
Vous fait nous demander: — Combien durera-t-elle
Votre haine, Gaulois? — Nous répondrons: — Toujours!“

Wir wollen es abwarten. Vielleicht wird wiederum einem deutschen Dichter Gewährung, wie er (Karl Gerok in seinem köstlichen „Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern“) bittet:

„Und du, der du den Kriegen steuerst,
Und Wunden heilst und Frieden liebst,
Nach Winterfrost die Flur erneuerst
Und Sonnenschein auf Regen giebst:
Verlaufen sind des Krieges Wogen,
Die Heere ziehen froh nach Haus,
Nun spanne deinen Friedensbogen
Ob den versöhnten Völkern aus!“

G. H.

Das „Archiv des Deutschen Reiches“ und andere Hülfsmittel zur Deutschen Gesetzeskunde.

In einer Zeit, wo, wie in der gegenwärtigen, jeder Bürger wenigstens bei der Wahlurne sich zur Betheiligung an der Gesetzgebung berufen sieht, und wo die Politik das Blut im geistigen Leben des Menschen bildet, ist es die Kenntniß der Gesetze, welche das allgemeinste Bedürfniß der Staatsbürger sein sollte. Politische Bildung besitzt weniger der, welcher weiß, was um ihn herum geschieht, als der, welcher weiß, wie es geschieht. Politische Bildung ist das Erzeugniß eines angestrengten Studiums, welchem kein Stoff zu trocken, keine Verhandlung zu lang, keine Meinung zu unbequem sein darf. Die stenographischen Kammerberichte, die Gesetzbücher die Archive müssen die Grundlagen dieses Studiums bilden. Der Ausspruch Levin Schückings, daß demjenigen die Herrschaft über die Geister gehört, welcher am meisten liest, ist, wenn überhaupt, in der Politik anwendbar.

In Deutschland ist das politische Studium auf Grund der Akten noch immer fast auf die Männer vom Beruf beschränkt. Deshalb findet man in unserem gesegneten Vaterlande im Ganzen so wenig wirkliche politische Bildung, so groß auch die Neigung zu politischem Raisonnement bei uns ist. Man begnügt sich zu leicht mit den Gaben der Zeitung. Es wäre zu wünschen, daß die deutsche Gründlichkeit sich in Aneignung politischer Kenntniß besser bewähren möge.

Daß es dem Staatsbürger an Gelegenheit fehle, sich gründlicheres Verständniß für politische Vorgänge anzueignen, kann nicht behauptet werden. Der deutsche Buchhandel ist wahrhaft liberal in Darbietung solcher Gelegenheit. Um nur bei den nächsten Bedürfnisse zu verweilen, bei der vaterländischen Gesetzeskunde, so giebt es neben den bekannten, von Dr. Georg Hirth in Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern, u. A. mit L. v. Rönne, herausgegebenen „Annalen des deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik“*) vielleicht kein Unternehmen, welches diesem Bedürfnisse mit größerer Sorgfalt abzuhelfen beflissen wäre, als das „Archiv des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins“**), ein Unternehmen, welches sich jetzt, unter glücklicher gestalteten Verhältnissen, natürlich zu einem „Archiv des deutschen Reiches“ erweitert.

Der auf seinem Gebiete wohlbewanderte Herausgeber, Dr. jur. Koller, hat sich für sein Unternehmen mit tüchtigen Fachmännern umgeben, welche Gewähr bieten für eine gediegene und zweckmäßige Bearbeitung der Materien. In den neuerdings erschienenen Heften des Archivs finden wir u. A. das Gesetz, betr. das Urheberrecht an Schriftwerken 2c., vom 11. Juni 1870 nach der schon früher von uns hier angezeigten vortrefflichen Bearbeitung des Ober-Apellationsgerichts-Raths, Mitglied des Reichstags Prof. Endemann, das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes mit Erläuterungen von dem Reichstags-Mitgliede Dr. Meyer aus Thorn, die Gewerbe-Ordnung nebst den Motiven und den von Bundeswegen, wie von Landeswegen ergangenen Ausführungs-Bestimmungen, das Gesetz, betr. die Maßregeln gegen die Rinderpest nebst Instruktionen, die allgemeine deutsche Wechselordnung, die Nürnberger Wechsel-Novellen und das deutsche Handelsgesetzbuch als Bundesgesetze, das Gesetz, betr. die Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelssachen 2c., kurz, alle jene tiefeinschneidenden gesetzgeberischen Arbeiten, mit welchen der Reichstag die Bausteine für die Einheit des deutschen Reichs hergestellt hat. Bei allen diesen Gesetzen sind auch die Verhandlungen im Reichstage mit berücksichtigt. Ferner sind im Archive die internationalen Verträge zu finden, welche der Mitwirkung des Reichstages unterlegen haben oder auch nur zur Kenntniß desselben gelangt sind. Im Anhange haben auch ausländische Gesetze zur Vergleichung Aufnahme gefunden.

Was das die Zoll- und Steuer-Gesetzgebung darstellende Archiv des Zollvereines betrifft, das von der kundigen Hand des preußischen Steuer-Inspektors A. Schneider bearbeitet ist, so wolle man dabei nicht an antiquirte Sachen denken. Ist auch das Zollparlament als ein keineswegs beklagenswerthes Opfer der Ereignisse gefallen und wie ein zu schwaches Lichtbild von dem

*) Berlin, Stilke und van Muyden. (Dr. G. van Muyden.)

**) Jahrbuch für Staatsrecht, Verwaltung und Diplomatie des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins. Herausgegeben von Dr. jur. A. Koller. Berlin, Fr. Kortkampf, 1870 und 1871.

intensiven Sonnenstrahl der neuesten Zeit aufgesogen worden, — seine Arbeiten bestehen und wirken fort, und es ist keineswegs überflüssig, ihnen noch heute sorgsame Aufmerksamkeit zu widmen; ist doch das neue deutsche Reich auf dem Grunde des Zollvereins aufgewachsen, und hat es doch die Resultate desselben und seine Geschichte in sich aufgenommen!

Wir haben das „Archiv" als eine reichhaltige Quelle der Gesetzeskunde dem größeren gebildeten Publikum empfehlen zu sollen geglaubt, möchten aber auch, und vorzugsweise, die Beamtenkreise, die Staats- und Gemeinde-Behörden, die Volksbildungs-Vereine, die kaufmännischen und gewerblichen Korporationen ꝛc. auf dasselbe hinweisen — es ist würdig, in ihren Bibliotheken einen recht handlichen Platz einzunehmen!

Belgien.

Zur Geschichte der belgischen Unabhängigkeit.

Der fleißige und verdiente belgische Geschichtschreiber, Herr Theodore Juste, hat zu den bisher von ihm veröffentlichten Biographieen der „Begründer der belgischen Monarchie" (Les fondateurs de la monarchie belge) unlängst eine neue hinzugefügt.*) Nachdem Herr Juste schon früher die um die Constituirung Belgiens verdienten ersten Minister der Monarchie Joseph Lebeau, Graf Muelenaere und Graf Goblet d'Alviella, dann den zum Regenten Belgiens, nach der Lostrennung von Holland, ernannten Surlet de Choquier, ferner den belgischen Gesandten in Paris zur Zeit der Revolution, Grafen Le Hon, den ehemaligen Bürgermeister von Brüssel Charles de Brouckere und endlich den König Leopold selbst in mehr oder minder ausführlichen Biographieen nach ihren Verdiensten um Belgien gewürdigt, hat derselbe jetzt auch den ehemaligen langjährigen Gesandten Belgiens in London, Sylvan van de Weyer, in den Bereich seiner Darstellung gezogen.

Der Grund, warum Herr van de Weyer erst jetzt an die Reihe kam, ist offenbar der, daß Herr van de Weyer noch zu den Lebenden zählt, während die genannten ausgezeichneten Staatsmänner von dem Schauplatze ihrer Thaten abgeschieden sind. Nicht nur Belgien selbst, sondern auch die übrige politische Welt, welche Belgien so lange als den constitutionellen Musterstaat, die Art der Lostrennung Belgiens von Holland als eine Muster-Revolution ansah, sind Herrn Juste für sein Unternehmen zum Danke verpflichtet, welches er mit Geschmack und mit jener Kenntniß der belgischen Gegenwart und Vergangenheit durchgeführt hat, welche Herr Juste schon in seinen früheren zahlreichen historischen Darstellungen der Geschichte Belgiens, namentlich der belgischen Staatsumwälzungen in diesem, sowie im achtzehnten und sechzehnten Jahrhundert, bewährt hat. Wenn Belgien seinen Befreiern vom holländischen Joche nicht, wie weiland Athen seinen Befreiern von der persischen Ueberfluthung bei Marathon, Ehrendenkmale in einer öffentlichen Halle gesetzt hat, so mögen diese literarischen Portraits Herrn Juste's als ein Ersatz dafür gelten. Freilich war dieses Unternehmen ein schwieriges. Die strenge Unparteilichkeit des Historikers mußte mit der Zuneigung des belgischen Patrioten wohl öfter in Conflict gerathen, als es die letztere sich gefallen lassen wollte. Cornelius Nepos, der uns von jenen zehn Portraits erzählt, welche die Athener von ihren Marathonischen Feldherrn hatten malen lassen, fügt nichts über die Manier der Ausführung bei. Herr Juste hat unstreitig bei seinen Portraits zu viel Licht und zu wenig Schatten angebracht. Es ist nichts als lauter Weisheit, Patriotismus und Uneigennützigkeit, welche wir bei seinen Helden hervortreten sehen. Kaum daß er uns einmal aus Urtheilen Dritter über sie, welche er gelegentlich einstreut, ahnen läßt, daß sie auch Menschen von Fleisch und Blut gewesen sind. So, wenn er das Urtheil eines Berichterstatters der „Morning Post" über van de Weyer als Mitglied der Conferenz zur Schlichtung der letzten Differenzen zwischen Belgien und Holland im Jahre 1838 anführt, welches uns in wenigen Zeilen fast ein getreueres Bild von dem belgischen Diplomaten giebt, als ein Band des Herrn Juste. „Herr van de Weyer", heißt es darin, „vertritt die belgische Krone geschickt, aber er ist kein Typus seiner groben und lärmenden Landsleute. (Herr van de Weyer ist Vlaming von Geburt.) Bevor er in der Welt emporstieg, war er in einem Geschäft angestellt (als Bibliothekar), in welchem er mit Allem vertraut ward und Alles in sich sog, was es Bildendes in der Literatur giebt. Wenn man andere Diplomaten mit Füchsen und Wölfen vergleichen kann, so kann man ihn passend eine Katze in der Diplomatie nennen. Er nähert sich leise, verstohlen und behutsam seinem Gegenstande, seine Berührung ist so sammten und so sanft und er schnurrt mit einer so einschmeichelnden Stimme um seine Collegen herum, daß sie es sich entgehen lassen, wie er in einem geeigneten Augenblick seine Klauen in seine Beute schlägt und sie vor der Verfolgung in Sicherheit bringt."

Im Uebrigen wäre es ungerecht, die in der That großen Talente und Verdienste van de Weyer's, welche Th. Juste in seiner Biographie zur Geltung bringt, zu verkennen. Seine ganze Lebensgeschichte giebt dafür Belege. Am 19. Januar 1802 zu Löwen von vlamischen Eltern geboren, widmete sich der junge van de Weyer anfangs der Marine und trat, zur Zeit der Annexion Hollands an das französische Kaiserreich, in die Marine-Schule zu Amsterdam ein. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft und der Creirung des Königreichs der Niederlande kehrte er jedoch nach seiner Geburtsstadt Löwen zurück und widmete sich, unter den Auspicien van Meenen's, eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten und Hauptredacteurs des „Observateur", des damaligen hervorragendsten Organs der liberalen Partei, Rechtsstudien und publizistischen Beschäftigungen. Diese beiden Hauptseiten in der Thätigkeit seines Mentors blieben auch für den jungen van de Weyer für seine nächste Zukunft die maßgebenden. Im Jahre 1823 zum Doctor der Rechte promovirt, und bald darauf von der Regentschaft zu Brüssel zum Bibliothekar der dortigen Stadtbibliothek, von der Regierung zum Conservator der kostbaren, ehemals den Herzögen von Burgund angehörigen Sammlung von Manuscripten, sowie zum Lehrer der Geschichte der Philosophie am Brüsseler Museum ernannt, vertrat er nichtsdestoweniger sowohl bei gelegentlichen Rechtshändeln, als in seinen publizistischen Veröffentlichungen die Sache der Opposition so nachdrücklich, daß ihm die Regierung den Posten als Conservator der burgundischen Manuscripte wieder nahm. Namentlich war es auch die Sache de Potters, des bekanntesten der damaligen gegen die holländische Regierung auftretenden Oppositions-Schriftsteller, welche van de Weyer in wiederholten Preßprozessen auf's eifrigste vertheidigte. Es läßt

---

*) Sylvain van de Weyer, ministre d'état, ancien membre du gouvernement provisoire et ancien ministre plénipotentiaire de Belgique à Londres; d'après des documens inédits par Theodore Juste. 2 Vols Bruxelles, C. Muquardt, Henry Merzbach, Successeur, 1871.

sich unter diesen Umständen denken, daß die Erhebung Belgiens gegen Holland, welche am 25. August 1830 in Brüssel zum Ausbruch kam, in van de Weyer einen ihrer eifrigsten Partisane fand. Es würde zu weit führen, hier auf die hervorragende Rolle einzugehen, welche van de Weyer bei den verschiedenen, dem Ausbruche in Brüssel folgenden revolutionären Bewegungen spielte. Zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, wurde er von dieser, wegen seiner genauen Kenntniß der englischen Sprache, mit einer Mission nach London betraut, um die dort herrschenden, namentlich von der Tory-Partei genährten Vorurtheile gegen die belgische Revolution zu zerstreuen. Der Aufenthalt in England, wo van de Weyer am 4. November anlangte und bei den dortigen hervorragenden liberalen Staatsmännern eine wohlwollende Aufnahme fand, ist für die ganze übrige Lebenszeit van de Weyer's entscheidend gewesen. Es trat bald so deutlich hervor, daß er dort, nach seinen Kenntnissen und seinem Charakter, recht eigentlich an seinem Platze war, daß ihm auch später vom National-Congreß und dann vom Könige Leopold, unmittelbar nach dessen Erhebung auf den belgischen Thron, der Posten eines belgischen Gesandten am Hofe von St. James anvertraut wurde. Die Dienste, welche van de Weyer auf diesem wichtigen Posten seinem Vaterlande leistete, waren in der That bedeutend: ihre Darstellung nimmt die größere, zweite Hälfte der vorliegenden Biographie ein. Der junge belgische Diplomat wußte ebenso das Wohlwollen der liberalen englischen Ministerien, namentlich Lord Palmerston's, mit denen ihn innere Ueberzeugung und Gesinnungs-Gemeinschaft verband, auszunutzen, wie er auch mit einem gelegentlich an's Ruder gelangten Tory-Ministerium sich immer noch in ein leidliches Verhältniß zu setzen verstand. Wenige Tage nach seiner Ankunft in London bot ihm die unerwartete Wiederaufnahme der Feindseligkeiten der Holländer gegen Belgien Veranlassung, den Schutz Lord Palmerston's nachzusuchen, welcher seinem Vaterlande auch in nachdrücklicher Weise zu Theil ward. Auch in der nächsten Folgezeit hatte der neue belgische Geschäftsträger in London noch schwierige Krisen zu überstehen. Die in London zur endgiltigen Regelung des Verhältnisses zwischen Belgien und Holland zusammengetretene europäische Conferenz verlangte seitens Belgien die Rückgabe mehrerer Landstriche, wie das Gebiet von Roermonde, Venloo, Mastricht, die Hälfte von Luxemburg und den größten Theil des seeländischen Flanderns, welche sich bei der Revolution zu Belgien gehalten hatten. Trotz aller Anstrengungen konnte van de Weyer diese Rückgabe nicht hindern und er erregte dadurch in der Heimat einen Sturm von Entrüstung gegen sich. Das Vertrauen seines Königs blieb ihm inzwischen unwandelbar, und auch die Anerkennung der Parteien ward ihm sowohl wegen seines Handelns in der genannten Angelegenheit, wo er, wie man nachgerade einsah, einer unabweisbaren Nothwendigkeit gefolgt war, schließlich mehr und mehr zu Theil. Die Stellung van de Weyer's in London ward dadurch eine immer angenehmere und bedeutungsvollere. Seine Heirat mit einer vermögenden jungen englischen Dame, Frl. Bates, machte ihn dort noch heimischer, als er es seinen Neigungen und seinen Charakter-Eigenthümlichkeiten nach schon früher war. Bei verschiedenen Gelegenheiten, durch Ernennung zum Vorsitzenden gelehrter Gesellschaften und sonst wie, wurden ihm Beweise des Zutrauens und der Verehrung gegeben, welche ihm seine englischen Freunde entgegentrugen, wie er andererseits nicht verfehlte, bei verschiedenen Anlässen, beispielsweise bei dem Aufstande der Sipahis in Ostindien, ganz als patriotischer Engländer sich zu äußern und zu wirken. Die Vorliebe für England bestimmte ihn, auch als er nach dem Tode Leopold's I. seinen Abschied genommen hatte, dort zu verbleiben, wo ihm sein reizender Landsitz New-Lodge die vollste Gelegenheit bot, die verdiente Muße des Greisenalters mit aller Würde zu genießen. Karl Biltz.

England.

Die neuere deutsche Shakespeare-Kritik.*)

Auch während des Franzosenkrieges hat die deutsche Wissenschaft rastlos weiter gearbeitet und für ihr Theil Ruhm geärntet im friedlichen Wettstreit der germanischen Nationen untereinander, der deutschen, englischen und amerikanischen Schriftsteller, welche sich um die Wette bestreben, den edelsten Repräsentanten germanischen Geistes, den scharfsichtigsten Denker des Menschengeschlechtes immer weiteren Kreisen zugänglich und lieb zu machen, den Spiegel, welchen die Gottheit dem Menschengeschlecht in Shakespeare's Werken vorhält, blank zu putzen und von Flecken zu reinigen.

Das vorliegende Jahrbuch kann uns nur mit Stolz erfüllen, denn Aufsätze wie „Zum Kaufmann von Venedig" von K. Elze, „Die Quellen der Troilus-Sage" von W. Hertzberg, gehören zum Bedeutendsten, was je über Shakespeare geschrieben ist.

Einen Tadel jedoch können wir nicht unterdrücken: Wir finden die wichtige, vom British Museum gemachte Entdeckung, daß in Cunningham's Rechnungen über die Hoflustbarkeiten der Shakespeare-Zeit die Notizen über Shakespeare hineingefälscht sind, daß also fast unsere ganze Shakespeare-Chronologie und mit ihr alle daran geknüpften Thesen und Hypothesen den historischen Boden verloren haben, gar nicht erwähnt. Die Notiz darüber steht im Athenaeum Nr. 2121, 1868, 1. Sem. p. 863. Wie man hört, wurde die Sache in England vertuscht, weil man gegen den alten, damals noch lebenden Cunningham, der in der englischen Schriftsteller-Welt einen hohen Rang einnahm, nicht allzu scharf vorgehen wollte. Wir haben keinen Grund zur Schonung, müssen vielmehr die Namen solcher berühmten Leute, die mit verbrecherischem Leichtsinn unter ihrer Autorität Shakespeare-Fälschungen publicirten, auf welche in allen Ländern eine kolossale geistige Arbeitskraft verschwendet wurde, brandmarken für ewige Zeiten, denn dies ist unser einziges Mittel der Abwehr. Auch neuerdings werden in England wieder große Shakespeare-Entdeckungen angekündigt, und obgleich der Veröffentlicher Halliwell sich um Shakespeare unbestreitbare Verdienste erworben hat, müssen wir sie doch mit äußerster Vorsicht aufnehmen.

Das Jahrbuch wird eröffnet mit einem eleganten Vortrag des Präsidenten Prof. Ulrici über Shakespeare's Humor.

Alsdann macht R. Gericke Vorschläge zu einer neuen Bühnenbearbeitung des Macbeth. Nach den gegebenen Proben können wir nur wünschen, daß er selbst sich dieser Arbeit unterziehe. Wir theilen seine freikonservative Richtung, jedoch möchten wir die Pförtner-Scene nicht missen. Gar nicht stimmen wir mit seiner Auffassung der Hexen überein. Einerseits tragen sie, mögen sie immer in der Form „gewöhnlicher alter Weiber" auftreten, durchaus den Charakter von Geistererscheinungen, denn

*) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. Sechster Jahrgang. Berlin, A. Asher u. Co., 1871. 410 S.

sie zerfließen in Luft u. s. w.; andererseits widerstrebt es uns, ihnen, wie meist die deutschen Kritiker, eine symbolische Bedeutung unterzulegen. Die Hexen-Scenen wurden vom Publikum des Dichters gläubig als ein faktisch Geschehenes aufgenommen und müssen so auch von uns aufgefaßt werden. Shakespeare fand die Prophezeiungen in seiner Quelle und zeigt uns, wie sich bestimmte Charaktere entwickeln unter dem Einfluß derselben. Ueberhaupt giebt es eine einfache, rein technische Regel für Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren. Wird ein einzelner Geist nur von einer einzigen Person gesehen, während er den Uebrigen unsichtbar bleibt, so sind wir geneigt und genöthigt, ihn aufzufassen als Personifikation der inneren Stimme dieser Person (so Banquo's Geist, so der Hamlet-Geist in der Unterredung Hamlets mit der Mutter). Sonst aber ist jede Geistererscheinung eine positive Thatsache und hat nur als solche Bedeutung für das Stück (so die Hexen, so der Hamlet-Geist im ersten Akt). Für den Namen Macbeth würden wir lieber die gewöhnliche Betonung Mácbeth beibehalten, denn Betonung letzter Sylben sagt dem deutschen Sprachgeschmack nicht zu (Gericke reimt S. 78 gar Macbéth auf geht).

Im nächsten Aufsatz „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakespeare" bespricht E. E. Hense die Anregungen, welche Schiller und H. v. Kleist, dann Wieland, vornehmlich aber L. Tieck und endlich Eichendorff von Shakespeare empfingen. Er bewegt sich nicht in billigen Parallelen, sondern giebt positive Nachweise, welche für unsere deutsche Literatur einen erheblichen Werth haben dürften.

Es folgt K. Elze: „Zum Kaufmann von Venedig." Es waren nicht so sehr die Fabeln als die Charaktere, welche auf Shakespeare Anziehungskraft ausübten. Den Anstoß zum Shylock gab Marlowe's Jude von Malta, zur Portia die Donna von Belmont des Pecorone, Beide mit Schilderungen gewaltigen Reichthums. Dichter pflegen sich gern fabelhafte Reichthümer zu erträumen. Shakespeare selbst, eifrig und mit Glück nach Besitz strebend, kannte den großen Einfluß des Besitzes und des Strebens danach auf die menschlichen Charaktere. „Er mochte das Bedürfniß fühlen, sich von allerlei äußeren und inneren Anwandlungen, die in Bezug auf Besitz und Reichthum an ihn herantraten, gleichsam poetisch zu befreien." So ist das Verhältniß des Menschen zum Besitz die Grundidee des Stückes. Die Frage, ob Shylock eine komische Figur sei, beantwortet Elze dahin, daß allerdings Shakespeare's Zeitgenossen mit ihrer Juden-Verachtung und ihrer Hartnervigkeit für Schauerscenen wohl ungenirt über ihn gelacht haben; für uns dagegen erscheine er als Vertreter des Judenthums in seiner tiefsten Erniedrigung, zu welcher es durch die sittliche Rohheit der Christen herabgedrückt war. Hierin zeigt sich so recht die Objektivität Shakespeare's, der lediglich seinem Zeitalter den Spiegel vorhält, ohne über schön oder häßlich eine andere Auskunft zu geben, als sie eben ein Spiegel giebt. Jeder entnimmt daraus als Moral, was seinem Geschmacke zusagt. Es wird also immer falsch sein, eine Moral, einen Rechtsgrundsatz oder dergleichen als Grundidee aus einem Shakespeare'schen Drama zu extrahiren. Elze scheint diese Hauptregeln der neuen Shakespeare-Kritik (neuerdings hat Henry J. Ruggles sie in seiner empfehlenswerthen Schrift The Method of Shakespeare as an artist, New York 1870 besonders klar dargelegt) allerdings nicht durchweg genau zu beobachten, indem er auf einzelnen Stellen seine eigenen Ansichten mit Shakespeare identificirt — übrigens ein fast nirgend ganz vermiedener Fehler und wohl der einzige, den man dem trefflichen Aufsatze vorwerfen könnte.

Die folgende Arbeit von W. Hertzberg über die Quellen zu Troilus und Cressida zeigt recht deutlich den höheren Werth nüchtern kritischer Forschung gegenüber jeder, wenn auch noch so geistvollen, rein ästhetischen Spekulation. Man glaubte, daß Shakespeare in Troilus und Cressida seine moderne Weltanschauung der antiken Homerischen gegenübergestellt habe, entweder ernsthaft oder parodistrend. Von der Annahme einer beabsichtigten Parodie der Ilias ausgehend, fand man ferner darin eine literarische Polemik gegen die pedantischen Vertreter der Renaissance um jeden Preis, vornehmlich gegen Ben Jonson, und kam daraus wieder zu Schlüssen über die Abfassungszeit des Stückes. Diese ganzen Spekulationen zerstört Hertzberg durch den Nachweis, daß Shakespeare durchaus nicht an Homer anknüpft, daß das Mittelalter, von Virgil's als besonders klassisch geltender Aeneide ausgehend, Partei nahm für die Trojer gegen die Griechen und vor Allem, daß in Shakespeare's Quellen die Homerischen Griechen-Helden Achill, Diomed, Ajax, Patroclus u. s. w., gegenüber den edlen Troja'schen Recken Hektor, Troilus u. s. w., schon als dieselben kommunen Gesellen erscheinen, als welche sie uns vom Dramatiker vorgeführt werden. „Wir haben daher vielmehr ein durch antike Anschauungen interpolirtes romantisches Gemälde vor uns, als eine Parodie antiker Weltanschauung. Die sittlichen Gegensätze, Verzerrungen und Verkehrtheiten, die ein jahrelang dauernder wilder Kampf an das Licht bringt" — zu schildern, das ist die Grundidee des Stückes, so möchten wir den Satz schließen, doch Hertzberg fährt fort — „lassen sich aus Homer's Ilias so gut wie aus den mittelalterlichen Troja-Sagen herauslesen"; was fast so klingt, als meine er, es sei für die Charaktere unwesentlich, ob Shakespeare's Personen die Atmosphäre des Ritterthums oder der Antike athmen. Bleiben auch die Hauptaffekte ewig dieselben, so erscheinen doch die „Verzerrungen" anders unter einer anderen Beleuchtung, und es ist eine interessante Frage, ob und durch welche technischen Mittel Shakespeare schon dem eigentlichen Grundkolorit seines Stückes antike Farbentöne beigemengt hat. Man muß gespannt sein auf die weiteren Arbeiten Hertzberg's über Troilus und Cressida, von denen er spricht.

Es folgt N. Delius: Lodge's „Rosalinde" und Shakespeare's „As you like it": Scharfsinnige Betrachtungen darüber, wie und weshalb der Dramatiker den novellistischen Rohstoff umschuf, welche uns einen interessanten Einblick gewähren in die Werkstatt des Dichters. Schließlich der Nachweis, daß die als Nebenquelle betrachtete Tale of Gamelyn keinen Anspruch auf diesen Rang hat.

Weiter predigt „der Alte" der Dresdener Künstlerwelt, Oberhofmarschall Freiherr von Friesen, in goldenen Worten den Schauspielern „Bescheidenheit der Natur". Speciell auf Richard III. eingehend, entwickelt er, daß der Darsteller nicht, wie es gewöhnlich geschieht, sein Hauptaugenmerk darauf richten darf, überall den Schurken durchblitzen zu lassen, sondern daß er wirklich als feuriger Liebhaber, frommer Christ, treuer Freund u. s. w. erscheinen muß. Die momentane Täuschung der Zuschauer soll ihnen die starke Täuschung der Handelnden begreiflich machen. Der Aufsatz enthält noch sonst manche feine Bemerkung (über Darstellung der Anna u. s. w.), und es ist nur zu beklagen, daß sich unsere Schauspieler-Welt so wenig um das Shakespeare-Jahrbuch kümmert. Die Mitglieder-Listen der Shakespeare-Gesellschaft (mit dem Erwerb des Jahrbuchs ist gleichzeitig derjenige der Mitgliedschaft der Gesellschaft verbunden) weisen nach, daß nur eine kleine Anzahl von Künstlern ersten Ranges dem Dichter ein ernstliches Studium und Interesse widmet.

Es folgt **Wilhelm König**: Die Grundzüge der Hamlet-Tragödie. Der Kritiker, übersättigt mit dergleichen, legt die neuen Hamlet-Schriften gewöhnlich ungelesen bei Seite, zumal er weiß, daß entweder Originalitäts-Hascherei sie diktirt hat, oder der Name Hamlet nur als Aushängeschild dient für eigenste Lebensweisheit, wo dann aus Shakespeare nur **die** Stellen citirt werden, die dem Verfasser gerade in seinen Kram passen. Zu dieser letzten Kategorie gehört ganz neuerdings Stedefeld, (Berlin 1871, bei Paetel) der in Hamlet eine Personifikation des Montaigne'schen Skepticismus sieht und seine tragische Schuld findet in dem Mangel des Glaubens an einen **persönlichen** Gott. Der Aufsatz Königs hat einen reelleren Werth. Er ist eine klare phrasenlose Darstellung der Ansichten der Hamlet-Schule, welche von Goethe ausgeht (Schlegel, Börne, Gervinus, Elze, Kreissig, Raumer u. s. w.) und bringt weiter den Nachweis, wie die Grundidee des Stückes Darstellung der menschlichen Charaktere in Bezug auf das in ihnen obwaltende Verhältniß zwischen „Blut" und „Urtheil", das Verhältniß des Vollbringens zum Wollen, auch formgebendes Princip bei Schöpfung der übrigen Charaktere gewesen ist.

Zum Schluß spricht **Hermann Kurz** über Shakespeare als Schauspieler. Es wird auf Schulen gelehrt und in der Laienwelt allgemein als historisch feststehend angesehen, daß Shakespeare ein schlechter Schauspieler war. Kurz durchmustert sorgfältig alles historische Material und kommt zu dem Resultat, daß sich daraus im Gegentheil mit mehr Recht behaupten lasse, unser Dramatiker sei ein recht guter Schauspieler gewesen.

An diese Aufsätze schließen sich: Ein Nachruf an Gervinus, Literarische Kritiken und Miscellen von **Elze**, **Ulrici**, **W. Böttger** und **M. Carrière**, alsdann eine Shakespeare-Bibliographie aller Arbeiten auf unserem Gebiet von März 70—71 von **Alb. Cohn**, dem Verleger des Jahrbuchs und deutschen Verfasser des leider englisch geschriebenen, vortrefflichen Prachtwerks „Shakespeare in Germany", und endlich ein sehr dankenswerther Katalog der Bibliothek der Gesellschaft (von Dr. R. Köhler), aus welchem hervorgeht, daß die Bibliothek jetzt schon besser ist als unsere Berliner, für die doch L. Tieck Manches gethan, also wohl die beste in Deutschland auf unserem Gebiet sein dürfte.

Die Engländer urtheilten früher und nicht ohne Grund über uns folgendermaßen (Athenaeum 1865, I. Sem. p. 689): „Die deutschen Kritiker sind so mit Shakespeare's Gedanken erfüllt, daß sie keine Zeit haben, seine Worte anzusehen, und während sie sich den Kopf darüber zerbrechen, **warum** er eine Stelle schrieb, denken sie nicht daran, **wie** er sie schrieb." Mich dünkt, daß in der neuen Zeit der Deutschen, der Zeit des **praktischen** Handelns und Denkens, auch die deutsche Shakespeare-Kritik **praktisch** geworden und ihrer englischen Kollegin schnell über den Kopf gewachsen ist.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur Genesis der Lehre Spinoza's.*)

Es giebt wenig Gegenstände der philosophischen Literatur, die mehr Federn in Bewegung gesetzt haben, als die Frage nach dem Entwickelungsgang, den Spinoza durchgemacht hat, bis sein Denken zu dem Ziele vordrang, welches uns in seiner Ethik vorliegt. In zahllosen Büchern, Aufsätzen und Dissertationen wurde dieser Gegenstand ventilirt; aber die Sache kam nicht recht zum Abschluß. Wie wenig die vielen Erklärungsversuche genügten, geht z. B. schon daraus hervor, daß Heinrich Ritter vor einem halben Jahrhundert sich mit der Lösung der von einer philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe über den Zusammenhang des Cartesius und des Spinoza in die Literatur eingeführt hat; aber dieses Problem schien trotz aller seitdem aufgewandten Mühen, trotz der hunderte — und dies ist keine Uebertreibung — darüber verfaßter Bücher, der philosophischen Fakultät zu Breslau noch so wenig gelöst, daß diese vor einigen Jahren dasselbe Thema als Preisaufgabe hinstellte. Alle die Erklärer scheiterten an einem höchst trivialen Uebelstande; sie verfügten einfach nicht über das nöthige Material.

Auch **Berthold Auerbach**, dessen deutsche Uebersetzung der lateinischen Werke Spinoza's ganz kürzlich in einer zweiten Auflage erschienen,**) kannte den Zusammenhang nicht, in welchem die Ideen Spinoza's mit der Philosophie des Judenthums und der rabbinischen Weisen stehen. Er vermuthet einen solchen Zusammenhang, aber er kennt ihn nicht. Das betreffende Material ist im Laufe der letzten Jahre von dem Verf. der vorliegenden Schrift, Herrn **Joel**, herbeigeschafft und in kaum zu übertreffender Weise verarbeitet worden. Besonders die neue Schrift Joel's entzieht diese Frage für immer dem Bereiche der bloßen Hypothese und Diskussion; wir wissen nunmehr ganz genau, woher Sp. die Steine zu seinem Gedankenbau genommen und wo er die Kunst gelernt hat, die mannigfaltigsten Stoffe geschickt zu verwerthen und an den rechten Platz zu stellen.

Cartesius hat eine dem Philosophen gefährliche Klippe nicht überwinden können; er mußte das Wunder im Bereiche seines Systems gelten lassen. Nachdem er große und weite Gebiete mit seinem Geiste durcheilt hatte, kam er plötzlich an eine Fluth, die seinem Schritte Halt gebot und kein Fährmann war am Ufer, daß er mit seinem Nachen ihn hinüberführte. Da mußte er Halt machen und sich begnügen. Spinoza, der den Spuren des Cartesius nachging, kam gleichfalls an diese Fluth; aber da saß auch schon der Schiffer, der ihn nach dem andern Ufer brachte. Die jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters führte ihn da weiter, wo Cartesius rathlos stehen geblieben war. Cartesius sagt: tria mirabilia fecit dominus, res ex nihilo, liberum arbitrium, et hominem deum. Drei Wunder gäbe es: die Schöpfung aus Nichts, die Freiheit des menschlichen Willens und den Gottmenschen. Aber Spinoza brauchte diese Schranke um so weniger anzuerkennen, als er „Schriften gelesen hatte, in denen diese drei Wunder nicht jenseits der Spekulation lagen, sondern gerade Gegenstand derselben waren." Es waren dies besonders die Schriften des Maimonides, Kreskas und Gersonides, deren Studium, wie Joel in seiner Arbeit über den theologisch-politischen Traktat nachgewiesen hat, Spinoza bis in seine letzten Lebensjahre hinein beschäftigte. Ja vielleicht war er gerade in diesen wieder zu den alten Freunden und Lehrern zurückgekehrt; denn es ist gar wohl denkbar, daß Sp., als er im Ingrimm über erlittene Unbill sich vom Judenthum abwandte, auch dessen Literatur hinter sich geworfen hat.

*) Zur Genesis der Lehre Spinoza's, mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Traktats von Gott, von Dr. H. Joel, Rabbiner in Breslau. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, 1871.

**) B. de Spinoza's Sämmtliche Werke. Aus dem Lateinischen. Mit einer Lebensgeschichte Sp.'s, von Berth. Auerbach. 2 Bde. Zweite durchgesehene und mit den neu aufgefundenen Schriften vermehrte Auflage (2 Bände gr. 8. von ca. 1100 S.) Stuttgart, Cotta, 1871.

Die Zeitbildung, welche er sich nunmehr aneignete, war nicht dazu angethan, ihn auf diese Literatur wieder aufmerksam zu machen. Die Schriften der jüdischen Denker trugen alle das Gewand der peripatetischen Schule; und diese Schule war in dieser Zeit übersprudelnder Kraftäußerung eines lebendig sich regenden neuen Geistes so in Verruf, daß man von Aristotelischen Possen, von der Schwatzhaftigkeit griechischer Kinder sprach, daß Baco in einer mit Recht von Goethe gerügten Stelle behaupten durfte, „die leichten Tafeln des Plato und Aristoteles wären eben deswegen, weil sie aus einer leichten Masse bestünden, zu uns auf der Zeitfluth hinübergeschwemmt worden." Spinoza, der gierig die neuen Ideen aufsog, konnte damals wenig von Maimonides und seinen Schülern erwarten, die ja Alle nur bestrebt waren, mit den Folterwerkzeugen ihrer Exegese die Bibel zu zwingen, daß sie sich zur Aristotelischen Philosophie bekenne. In dieser Periode stand er völlig im Cartesius. Aber seine Streitigkeiten mit der Synagoge führten ihn wider seinen Willen zum Studium der jüdischen Theologie zurück; zudem war er durch längeren Verkehr mit den christlichen Gelehrten allmählich von dem ersten Rausch, mit welchem die neuen Gedanken ihn umfangen hatten, ernüchtert worden; er sah bei vielen der Besten eine dogmatische Beschränktheit, eine Unfähigkeit, die Fesseln der Kirche abzuschütteln und sich zur voraussetzungslosen Spekulation zu erheben, wie sie in diesem Grade im Judenthum nicht zu Hause war. „Der Entschluß freilich, ihrer Philosophie nichts zu erlauben, was ihrer Religion widerspräche, stand bei den jüdischen Lehrern ebenso fest wie bei Cartesius. Aber bei der Natur der jüdischen Dogmen, bei dem Umstand, daß niemals eine von Allen anerkannte Fixirung derselben stattgefunden hatte, bei dem großen Nachdruck, der im Judenthum auf das Thun und die Uebung und bei dem verhältnißmäßig geringen, der auf den Glauben gelegt wurde, konnten die jüdischen Lehrer ihren Entschluß in den eigentlich metaphysischen Fragen weit leichter ohne Benachtheiligung ihrer Resultate festhalten, als Cartesius." Spinoza konnte, mochte sein Haß gegen das Judenthum noch so heftig auflodern, wenn ihm die drei Wunder des Cartesius entgegentraten, unmöglich sein Auge verschließen vor der gründlichen Erörterung, welche gerade sie bei den jüdischen Denkern des Mittelalters gefunden hatten. Zwar ist das dritte Wunder ein specifisch christliches, und da in der jüdischen Philosophie der Polemik wenig Spielraum gegönnt wird, so scheint es für die Entwickelung des Spinozismus aus dem Judenthum ohne Bedeutung; aber dieser Schein ist trügerisch.

In christlichen Kreisen erregte gerade wegen des Dogmas vom Gottmenschen der Naturalismus, die Identificirung von Gott und Welt (deus sive natura) den heftigsten Anstoß; nicht so bei den Juden; dort treffen wir schon sehr früh das Streben, vom Gottesbegriff alle Anthropomorphismen auszuscheiden; ja Maimonides lehrt, es sei einer wirklichen Gotteserkenntniß unwürdig, im Menschen den letzten Zweck der Schöpfung zu sehen, welcher Gedanke vom Dogma des Gottmenschen untrennbar ist. Die Unpersönlichkeit Gottes, wenn man weiter nichts darunter versteht, als die Aufhebung jeder Analogie mit der menschlichen Persönlichkeit, ist mit nichten ein Specificum des Spinozismus, und wie Joel nachweist, durfte der Naturalismus von den jüdischen Kanzeln gepredigt werden, ohne die Rüge Kundiger fürchten zu müssen. Spinoza sagt, Gottes Wille und Verstand kommen mit dem menschlichen nur im Namen überein, und es bestehe zwischen ihnen dieselbe Aehnlichkeit wie zwischen dem Hunde als Sternbild und dem Hund als bellendem Thier. Maimonides sagt: „Man kann sich kein Verhältniß vorstellen zwischen der Intelligenz und der Farbe, obgleich sie doch wenigstens darin übereinkommen, daß sie in gleicher Weise existirten. Bei Gott und Mensch sei aber sogar das „Existiren" nur eine Namensgleichheit."

Allerdings würde der Gott Spinozas alle Aehnlichkeit mit dem des Judenthums verlieren, wenn es wahr wäre, daß dem Spinoza die Natur eine bewußtlose Kraft sei, daß nur dem Menschen eine idea ideae, d. h. Selbstbewußtsein, inne wohne, welche der Natur fehle. Aber da bei Spinoza die cogitatio, als ein Attribut Gottes, die Ursache alles Denkens der endlichen Geister ist, so wäre es unerklärbar, woher das Selbstbewußtsein dieser käme, wenn nicht aus der Substanz der gemeinsamen Mutter aller Ideen. In der That begegnen wir bei Spinoza neben der cogitatio auch einem intellectus infinitus dei, welcher den Interpreten sehr viel zu schaffen gemacht hat. Dieser unendliche Intellekt war gar nirgendwo unterzubringen; er ist aber, nach Löwe's von Joel hochgerühmter Abhandlung über diesen Gegenstand, nichts anderes als das unmittelbare Bewußtwerden der Substanz über sich selbst.

Noch lehrreicher für die Kenntniß des Ursprungs Spinozistischer Anschauung ist die Erörterung, welche das Wunder von der Schöpfung aus Nichts in den jüdischen Systemen findet. Joel findet hier in dem Unterschied zwischen Spinoza und Cartesius gewissermaßen nur die Divergenz jüdischer und christlicher Dogmatik. Es ist bekannt, daß Cartesius den Lehren seiner Religion sich unbedingt unterworfen hat. Ob es ihm mit dieser Ehrfurcht Ernst war, oder ob das Schicksal der Vanini, Galilaei u. s. w. den angeborenen Respekt nicht wesentlich erhöht haben, läßt sich schwer feststellen. Genug, Bossuet sagt mit Recht: M. Descartes a toujours craint d'être noté par l'Eglise et on lui voit prendre sur cela des précautions, qui allaient jusque à l'excès. Joel ist geneigt, in der Ansicht des Cartesius, daß Gott auch das nach menschlichen Begriffen Unmögliche erzeugen könne, eine Concession an das Dogma, wenigstens eine Wirkung desselben zu erblicken. Begrifflich nicht zu fassen ist es, daß Gott seines Gleichen schaffe, daß er sich verkörpere. Aber Cartesius huldigte diesen Grundlehren seiner Kirche; eine unausweichliche Consequenz derselben ist, daß Gott eben Alles möglich sei, auch das für unser Begriffsvermögen sich Widersprechende. Dann ist die Lehre von der Schöpfung aus Nichts, d. h. die Lehre, daß Gott, der reine Geist, die Materie erzeuge, ein Wunder wie jedes andere.

Die jüdische Philosophie aber konnte dieses Wunder nicht zulassen. Diese nahm an, daß es auch absolut Unmögliches gebe; Gottes Macht reiche nicht hin, um dieses in's Leben zu rufen, sie sei begränzt in allen Stücken, wobei die Annahme der Möglichkeit die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch bringt. Ist nun Gott reiner Geist, so kann er die Materie nicht erzeugen, da es logisch undenkbar ist, wie etwas aus ihm kommen kann, das nicht in ihm ist. Das hatten schon Gersonides und Kreskas ausgesprochen und die Materie, Letzterer anknüpfend an alt jüdische Traditionen, in das Wesen Gottes verlegt. Diese Lehren enthielten den fruchtbarsten Keim für die Annahme, daß die Ausdehnung ein Attribut Gottes sei, und hiernach für die Ewigkeit der Welt. So ist, mit diesen Worten schließt Joel die Betrachtung über diesen Gegenstand, Spinoza nicht bloß bei seinem Gottesbegriff, sondern auch bei seinem Schöpfungsbegriff als jüdischer Philosoph oder doch als Fortsetzer der alten jüdischen Denker anzusehen.

Zum dritten Wunder, der Willensfreiheit, leitet eine interessante Untersuchung über die frappante Aehnlichkeit des Maimonides und des Spinoza in der Auffassung des Bösen und Guten.

Maimonides erzählt nämlich: es hätte ihn Jemand gefragt, worin denn eigentlich die Strafe des ersten Menschenpaares, als sie von der verbotenen Frucht aßen, bestanden hätte. Ursprünglich hatten sie kein Unterscheidungsvermögen zwischen gut und böse; durch den Sündenfall hätten sie es gewonnen; das sei doch eine seltsame Strafe, die uns ein so köstliches Gut wie die Einsicht einträgt. Maimonides antwortet ihm darauf ungefähr Folgendes: Die Vernunft hat dem Menschen nie gefehlt, denn er wird ausdrücklich ein Ebenbild Gottes genannt. Was aber ist die Vernunft? Das Unterscheidungsvermögen zwischen dem Wahren und Falschen. Wahr und falsch sind objektive Begriffe, die Begriffe gut und böse, schön und häßlich sind conventionell und subjektiv menschlich. Der Satz: der Himmel ist kugelförmig, ist eine Wahrheit, ist eine Bereicherung unserer Erkenntniß, aber er ist weder gut noch böse, weder schön noch häßlich. Der Mensch vor dem Sündenfall wurde als ein intelligibles Wesen von den Außendingen nicht tangirt, indem sie sein Wohlbefinden mehrten oder minderten, sondern indem sie seinen Gesichtskreis erweiterten. Der Naturforscher, als Mann der Wissenschaft, wird den Blitz nicht darauf untersuchen, ob seine Wirkung angenehm oder unangenehm die Menschen berührt, sondern, da er im Reiche der Natur, im Reiche des Nothwendigen forscht, wird er nur die Gesetze ergründen wollen, die hierbei sich offenbaren. Als Adam den sinnlichen Begierden sich zuwandte, wurde er eben der klaren Einsicht beraubt, indem er nunmehr die Dinge nicht mehr nach ihrem naturgemäßen Zusammenhange prüfte, sondern Maßstäbe anlegte, die wie gut und böse, schön und häßlich nicht in diesen, sondern nur in seinen Empfindungen lagen. Wenn ich einen Gegenstand gut oder schlecht nenne, so sage ich eigentlich von ihm nichts aus, sondern von mir." Dies die Ansicht des Maimonides. Und Spinoza sagt nicht minder, daß die Begriffe gut und böse gar nicht existirten, sondern nur die für die Dinge selbst ganz gleichgiltigen Beziehungen auf die Menschen ausdrückten. Er sagt: wären die Menschen frei, d. h. von Begierden und Leidenschaften unabhängig, so würden sie diese Begriffe gar nicht bilden, und er verweist, um den Zusammenhang mit der jüdischen Lehre unzweifelhaft zu machen, ausdrücklich auf die biblische Erzählung vom Sündenfall, welche diese Lehre symbolisch enthalte.

Das dritte Wunder des Cartesius ist die „Willensfreiheit" und mit der Zurückführung dieses Wunders auf natürliche Ursachen und sonach mit der Auflösung desselben haben die Philosophen bis auf den heutigen Tag kein Glück gehabt. Wenn es ein Verdienst ist, ein Problem recht klar und scharf hinzustellen, indem dadurch jedem Selbstbetrug die Thore verschlossen werden, so ist es anzuerkennen, daß Cartesius den krassen Ausdruck „Wunder" gebraucht hat, um die Schwierigkeit, unser unmittelbares Bewußtsein von der Freiheit unseres Willens mit dem Gesetze der Causalität zu vereinen, recht grell zu bezeichnen. Spinoza hat sich bekanntlich mit diesem Problem rasch abgefertigt, indem er unser Freiheitsgefühl als Täuschung verwarf und den Willen als determinirt annahm. Hierin hat er unter jüdischen wie unter christlichen Scholastikern Vorgänger. Der Scholastik, trat die Frage von der Freiheit noch in einer speziell theologischen Form entgegen: in der Form, wie können wir frei wählen und entscheiden, wenn Gott seit ewigen Zeiten kraft seiner Allwissenheit unsere Entscheidung schon vorher gewußt hat? Allerdings stehen diese beiden Thatsachen in keinem unmittelbaren Zusammenhange, da es sich um das Wissen und nicht um den Willen Gottes handelt, und bei diesem Punkte versuchte die Scholastik besonders Maimonides anzusetzen, um Harmonie herzustellen; aber diese Versuche mußten mißlingen, denn das Dilemma war nicht zu überwinden: entweder Gott irrt oder wir sind nicht frei; Kreskas stellte demnach in der That die Lehre auf, daß der Wille determinirt sei, und Spinoza ist ihm hierin gefolgt. Für Cartesius besteht gerade unsere Ebenbildlichkeit mit Gott in der Freiheit, in der uneingeschränkten Fähigkeit, zu bejahen und zu verneinen, und der Irrthum hat nach ihm seinen Ursprung in dem Umstande, daß unser Wille, der uneingeschränkte von seiner Kraft, zu bejahen und zu verneinen, weiter Gebrauch macht, als der Verstand reicht. Bei Spinoza decken sich Wille und Verstand völlig, ja sie existiren nur in den einzelnen Vorstellungen. Da er diese Vorstellungen für determinirt hält, so ist es nicht auffällig, daß er die Erkenntniß als ein Leiden auffaßt, denn wir müssen ja eben bejahen und verneinen. Auch hierin kommt er mit Kreskas zusammen. Dieser fragt: wie kann die Schrift Lohn und Strafe für Ueberzeugungen festsetzen, da der Wille ja keinen Einfluß auf unsere Ueberzeugungen hat (eine Behauptung allerdings, die dem Cartesius schnurstracks zuwider ist und die auch vor der Erfahrungs-Psychologie nicht Stand hält)? Wer durch Demonstration überzeugt ist, unterliegt ja einem vollständigen Zwange, so und nicht anders zu denken. Kreskas bringt nun, um diese Frage zu beantworten, Folgendes vor: Wir umfassen Meinungen entweder mit dem Gefühl des Zwanges, oder auch mit dem Gefühl der Freude und der Befriedigung. Von diesem die Erkenntniß begleitenden Genusse hängt Lohn und Strafe, d. h. die Seligkeit ab. Da Gott die Liebe und Freude am Guten ist, so kann auch nur diese Liebe mit ihm vereinen." Leugnen läßt sich nicht, daß Kreskas hier mit Begriffen arbeitet, die ihren eigentlichen Sinn nur haben, wenn wir die Freiheit als die Basis des menschlichen Lebens annehmen. Aber selbst in dieser Schwäche begegnet sich Spinoza mit ihm. Auch Spinoza kennt außer der Ueberzeugung durch logische Demonstration noch die intuitive Erkenntniß, aus der dann der amor Dei intellectualis entspringt, und der als der reinste Lebensgenuß gefeiert wird.

Joel vergleicht zum Schluß noch die Lehren des Spinoza von der Unsterblichkeit der Seele, sowie von der Moral, mit denen des Maimonides. „Maimonides setzt die sittliche Tüchtigkeit der intellektuellen nach, denn die moralischen Tugenden betreffen nur die Beziehungen der Menschen untereinander, sie sind Mittel Anderen zu nützen; ein braver Mensch sei ein Werkzeug, das Anderen dient. Wenn wir uns einen tugendhaften Menschen auf einer einsamen Insel völlig isolirt denken, so nützen ihm alle seine sittlichen Vorzüge nichts, denn diese können ihrer Natur nach nur Anderen Vortheil bringen; deshalb bestehe die wahre menschliche Vollkommenheit darin, intellektuelle Vorzüge zu erwerben, d. h. die letzten Gründe zu erkennen. Dies ist das höchste Ziel des Menschen; nur in soweit er es erreicht, ist er unsterblich." Auch Spinoza unterscheidet zwei Arten Glück für den Menschen; die eine verursacht durch die Gemeinschaft, welche er mit Gott, die andere hervorgerufen durch die Gemeinschaft, welche er mit den modi der Natur hat. Das erstere ist nothwendig, das andere nicht, da er sich ja auch von den Menschen absondern kann." Also derselbe Grund wie bei Maimonides; freilich derselbe nicht stichhaltige, denn vor einer ernsten Prüfung kann der Satz des Maimonides, daß sittliche Tugenden nur für Andere da sind, daß sie den Menschen in der Einsamkeit nicht fördern, kaum bestehen. Mit Recht erhebt ferner Kreskas gegen die Behauptung des Maimonides, daß die Seele nicht unsterblich sei, sondern unsterblich werde durch die metaphysische Forschung den Einwurf, daß es keine halbe Unsterb-

lichkeit gebe, daß das Entstandene auch vergehen müsse, daß sonach eine unendliche Dauer für die Zukunft keinem Wesen zukommen könne, das nicht auch seiner Vergangenheit nach in's Unendliche zurückreiche; ist die Seele ein Wesen, so bleibt nichts Anderes übrig, als sie entweder für absolut ewig oder für absolut vergänglich zu erklären. Und auch gegen das Zusammenstellen der maimonidischen und spinozistischen Anschauung von der Seele läßt sich wohl geltend machen, daß die Divergenz in den Grundansichten doch zu stark ist, um auf Grund einzelner Sätze, und sei ihre Uebereinstimmung noch so frappant, eine mehr als äußerliche Aehnlichkeit zu konstatiren. Für Maimonides den gläubigen Juden ist und bleibt die Seele ein Wesenhaftes, ein Persönliches; für Spinoza ist sie es nicht; das ist ein himmelweiter Unterschied; es sei, daß sie nur durch Theorie unsterblich wird, durch Gotterkenntniß, daß nur der im Leben durch Forschung „erworbene Verstand" fortlebt; aber die freie Seele besitzt als Substanz die Kraft des Entschlusses, ob sie bleiben oder vergehen wolle. Das Alles kann sie nach Spinoza nicht. Selbst wenn einzelne Aeußerungen desselben so verstanden werden können, als könnte sie es, so müssen sie interpretirt oder modificirt werden durch die Grundanschauung des Systems. Spinoza liebt ein wenig das Versteckspiel mit Worten, wie ja schon der eine Umstand beweist, daß er ein System, wo die Ethik, welche man füglich als die Wissenschaft von der Willens-Freiheit definiren könnte, fast gar keinen Platz findet, in einem Buche entwickelt, das den Titel Ethik führt und das eine Fülle ethischer termini enthält. Joel wendet einmal geistvoll auf die Art, wie Kreskas und Spinoza die Liebe zu Gott besprechen und wie die jüdische und christliche Theologie dieselbe auffaßt, das Goethe'sche Wort an: „Ungefähr sagt das der Pfarrer auch"; aber Spinoza redet auch sonst noch häufig die Sprache des Pfarrers und meint im Grund die mechanische Weltanschauung, deren Begriffe seinen ethischen Worten zu substituiren sind. Aber wenn wir auch in diesem einen Punkt uns nicht entschließen können, eine Uebereinstimmung der jüdischen und der spinozistischen Philosophie bis zu der Tragweite anzunehmen, wie es der Hr. Verf. thut, er kann das Gesammtresultat dieser gelehrten, tiefen, auf das Große wie das Kleine gleich achtsamen Untersuchung nicht alteriren. Hr. Dr. Joel vereinigt in sich so viele der philosophisch-historischen Forschung günstige Eigenschaften, daß es sehr zu beklagen ist, daß derselbe, durch seinen Beruf in Anspruch genommen, nur seine Muße einem Forschungsgebiete zuwenden kann, in welchem er so weite Gefilde urbar gemacht und veredelt hat.

Wir haben aus seiner jüngst erschienenen Schrift das Wichtigste herausgehoben und besprochen; wir haben hierbei noch vieles bei Seite gelassen, blos der Rücksicht folgend, dieser Besprechung nicht eine für die Tendenz dieser Blätter übergroße Ausdehnung zu geben. So verdiente z. B. die Frage, ob Spinoza's Darstellung der cartesianischen Philosophie und die cogitata metaphisica oder die in den letzten Decennien edirten Schriften über Gott und den Menschen u. s. w., der ersten Periode seines Philosophirens angehören, eine nochmalige eingehende Erwägung. Joel hält die jüngst entdeckten Tractate nicht, wie allgemein angenommen wird, für Jugendschriften, sondern gleichsam für Entwürfe der Ethik, und seine Gründe sind sehr einleuchtend, jedenfalls wichtig genug, um zu einer Wiederaufnahme dieser Untersuchung anzuregen.

Aegypten.

Wanderbuch eines Ingenieurs.*)

I.

In Aegypten.

Der frische, eigenthümlich lebensvolle Hauch, der dieses Buch vor vielen Reiseschilderungen auszeichnet, beruht hauptsächlich darin, daß es eben kein Buch ist und sein will, sondern nur eine dem Druck übergebene Sammlung von Reisebriefen, die ein junger tüchtiger Mann, Civil-Ingenieur, in die Heimat gesandt hat, und in denen er neben seinen persönlichen Erlebnissen die Eindrücke schildert, die Länder, Völker, Kunstwerke 2c. in verschiedenen Welttheilen auf ihn gemacht haben. Ein empfänglicher Sinn für alles Große und Schöne in Welt und Menschenleben, ein unbefangenes treffendes Urtheil und ein sehr angenehmer, echt deutscher Humor, der mit den Dingen spielt, ohne auch nur an Frivolität zu streifen, machen diese Briefe zu einer sehr erfrischenden Lectüre, besonders da dem Verf. eine sehr gefällige Darstellungsgabe eigen ist, ja, wie wir aus Andeutungen ersehen, sogar dichterische Begabung ihm nicht versagt ist. — Mitten in der ganz unglaublich überhäuften Thätigkeit eines im Maschinen-Departement der Londoner Weltausstellung (1862) Angestellten findet er noch Zeit, ein lyrisch-episches Gedicht — Volkmar — in die Heimat zu senden und schreibt darüber: „Volkmar ist also segelfertig. Hätte ich Zeit oder zwei Köpfe — ich würde in der Geschwindigkeit noch manches daran ändern, was mir schwer auf dem Gewissen liegt. Der Grundfehler aber ist nicht zu ändern, der darin besteht, daß man nicht zugleich Maschinen und Gedichte machen kann, obwohl die Production von beiden sich vielleicht ähnlicher sieht, als Ihr glaubt. „„Construiren ist Dichten"", sagte mir unlängst einer meiner hiesigen Freunde kurzweg."

Ganz besonders interessant sind die Erfahrungen, die Herr Eyth in Aegypten, wohin er in Folge einer Einladung Halim Paschas im J. 1865 sich begeben hatte, um auf den riesig großen Besitzungen dieses Fürsten Dampfpflüge und andere landwirthschaftliche Maschinen in Thätigkeit zu setzen, theilweise eigene Erfindungen des Herrn Eyth durch welche die im amerikanischen Kriege brachgelegte Baumwollkultur nach Aegypten verpflanzt werden sollte. Leider haben trotz mancher günstigen Umstände deutsche Kraft und deutscher Fleiß vor orientalischen Ränken die Segel streichen müssen, und so ist dieses großartige Feld einer neuen Kultur für den Augenblick wenigstens in seine alte Unfruchtbarkeit zurückgesunken. Einige Auszüge aus den betreffenden Schilderungen werden am besten darthun, daß sie nicht nur für den Mann vom Fache, sondern für jeden Gebildeten höchst interessant sind. „Mir ist allerdings nicht klar", schreibt er im März 1863 aus Cairo, „wie viel ein arabischer Schlosser und ein ägyptischer Schmied zu leisten im Stande sind. Die Leute sind willig, aber ihr Fleisch ist schwach, und in Folge des Ramadans schlafen sie, sobald man ihnen den Rücken kehrt. Auch komme ich hier des Tages zehnmal in die Lage, daß ich dem Schleifer die Feile aus der Hand nehme und dem Schmiede den Hammer und auf diese Art Beiden sage, wie man das Eisen anpackt. Unmittelbar hinter den Werkstätten habe ich mein provisorisches Zeichenbureau, wo ich gegenwärtig diverse Apparate

*) In Briefen von Max Eyth. Erster Band: Europa, Afrika und Asien. Zweiter Band: Amerika. Heidelberg, C. Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1871.

construire, die theilweise unmittelbar von dem Prinzen angeregt werden."

„Gegen zehn Uhr bin ich regelmäßig bei den Dampfpflügen im Felde und ebenso regelmäßig kommt um zehn ein halb Uhr der Prinz, der mit einem stereotypen: Comment vous portez-vous? die Unterhaltung eröffnet. Er ist der Sohn des großen Mehemed Ali und Oheim des verstorbenen Vizekönigs (Said), des gegenwärtigen (Ismael) und des künftigen (Mustapha); nichtsdestoweniger ist er jünger als diese drei und kommt nach Mustapha selbst auf den Thron, indem stets der Aelteste der Familie Vizekönig wird. Er wurde in Paris erzogen und soll sogar auf den Barrikaden für die Republik gekämpft haben, aber eben deshalb rasch eingeheimst worden sein. Er ist, so weit ich ihn kenne, — und ich gehe jeden Tag eine bis zwei Stunden in der freiesten Weise mit ihm um, — er ist energisch, unternehmend, voll praktischen Interesses für materielle Wissenschaften, ruhig und gemäßigt und läßt sich etwas sagen. Seine Begleitung ist türkisch gekleidet, er selbst europäisch, mit Ausnahme der ungewichsten Pantoffeln. Sein ganzes Benehmen ist, abgesehen von einer gewissen Neigung, sich überall auf den Boden hinzusetzen, durchaus französisch-englisch. Er spricht mit mir nur französisch, soll aber auch das Englische recht wohl verstehen."

„Natürlich hat er, wie jeder, selbst der beste Despot, auch Spitzbuben in seiner Nähe, und in dieser Beziehung hatte ich, so weit deren Einfluß unsere Maschinen betraf, den ersten harten Strauß. Ich ging ohne große Diplomatie den geraden Weg. Die Verhältnisse in solchen Hinsichten sind etwas derb und erfordern derbe Mittel. Seit vierzehn Tagen sind meine beiden Hauptgegner entlassen. Das Geschäft dieser Bande war, unsere zuletzt gesandten Maschinen so viel als möglich im Renommé und in der Wirksamkeit zu ruiniren, und Beides war halb geschehen, als ich ankam, so daß der Prinz die Absicht hatte, eine Affaire von dreitausend Pfd. Sterl. wieder zurückzuschicken. Das Blatt hat sich nun aber so gewendet, daß ich bereits für die doppelte Summe weitere Bestellungen habe, gerade für das gleiche Pflugsystem, und noch beträchtlich mehrere erwarten darf."

„Cairo, 21. Juni 63. Als ob ich Zeit zu Nebenstudien hätte! Vor fünf Wochen fing ich an, eine meiner Skizzen, eine Gruppe der Mameluken-Gräber im Osten von Cairo, in Sepia auszuführen, worin sie auch die Natur gemalt hat, aber der gelbe Staub vom Westen liegt wieder zolldick auf den bleichen Umrissen. Dafür kamen vor vierzehn Tagen zwei neue Dampfpflüge mit Maschinen, eine ganze Gasfabrik, vierzehn neue Baumwollen-Reinigungsmaschinen an, die alle aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt sein wollen. Eine kleine Maschinenfabrik ist gleichfalls unterwegs, in der ich Werkführer, Constructeur und Director zu sein habe. Und das ist nur die Hälfte des Wergs an meiner Kunkel. Vor vierzehn Tagen hatte ich auch zwei Audienzen bei dem Vizekönig, mit dem ich in dem kühlen Kiosk von Rhoda spazieren ging und der nach den glänzenden Erfolgen unserer diesjährigen Pflug-Periode in Schubra sich nun auch der Dampfpflügerei ergeben will. Die direkte Ursache meiner Einführung war jedoch eine andere. Natürlich kennt Ihr bis jetzt weder die englischen noch die ägyptischen Dreschmaschinen, wenn — was ich nicht weiß — letztere nicht im Herodot beschrieben sind. Der Vizekönig aber kennt beide, mag die englischen nicht und möchte die ägyptischen mit Dampf treiben. Dies gab ihm die unglückliche Idee, etwas erfinden zu wollen, und da die Geburtswehen Sr. Hoheit sehr schwer sind, so wurde auf Halim Paschas Rekommandation nach mir geschickt, und ich soll vizekönigliche Hebamme werden. Obgleich die Ehre groß ist, so ist doch die Aufgabe so, daß ich sie am liebsten in's Pfefferland wünschte, wenn das Pfefferland nicht an Aegypten gränzte. Ist das Kind eine Mißgeburt, woran ich nicht im geringsten zweifle, so ist es nur natürlich, daß ich die Ursache bin; kommt es todt auf die Welt, so ist es selbstverständlich **mein** Fehler, und es wird mir zum erstenmal recht klar, wie schwer es ist, mit großen Herren Kirschen zu essen."

Die Schilderungen der ganz gewaltigen Arbeitslast, die ein tüchtiger, mit Kaltblütigkeit und Humor begabter Mann zu bewältigen im Stande ist, sind erweckend zu lesen und werden gewiß ein Sporn für viele ähnlich Begabte sein, diesen schweren und doch schönen Beruf zu ergreifen. Freilich kommen dazwischen auch Momente der Entmuthigung vor, ja der Wehmuth, die in dem klaren Spiegel dieser Briefbilder sich ebenso widerspiegeln wie die Wolken, die über eine heitere Wasserfläche ziehen. So schreibt der Verfasser am 18. October 1864 aus Schubra (bei Cairo): „Ihr fragt: wozu dieses rastlose Arbeiten, philanthropisches Kameel? Es bleibt doch alles Stückwerk. — — — Ja wohl, es bleibt Alles Stückwerk, in meinem Beruf mehr als irgendwo. Ein deutscher Poet schafft sich seine Welt, ein Philosoph sein System und rundet sich's ab und bringt's fertig. Was ich heute baue, bricht morgen zusammen, was ich heut erdenke, ist morgen durch etwas Besseres ersetzt und vergessen. „Einfluß auf Civilisation"? Unsinn! Ein Körnchen Gift — eine diplomatische Verwickelung in Amerika, ein paar Schillinge mehr oder weniger für Baumwolle, und das ganze künstliche, schwankende Gebäude fällt mit mir trotz mir über den Haufen. Glaubet nicht, daß ich mir Illusionen mache. Dem Tropfen kommt's nicht zum Bewußtsein, daß er ein Theil der Woge sei; das bringt nur der schlaue Denker heraus, der auf dem Trocknen sitzt und sich von dort die Sache betrachtet. — Und krank wird man auch und kommt nicht einmal dazu, zu sich selbst zu sagen: „Iß und trink, liebe Seele." Wohl sagt man, daß die Arbeit den Menschen erhält und Müßiggang das verderblichste Laster sei. Es ist Alles eine schöne Lüge, erfunden, um große und kleine Jungen in die Schule zu jagen. Adam war im Paradies nicht umsonst — nach jetzigen Begriffen ein glücklicher Taugenichts. Geht in die Kohlenminen und Spinnereien Englands, — seht dem nächsten besten Apotheker in sein gelbes Gesicht, — hört den armen Schulmeister seine zehnte Lehrstunde beginnen, — seht den achtundzwanzigjährigen Kahlkopf sein Doctordiplom erringen: — — ist's nicht überall so in der Welt? Soll ich eine Welt für mich bekommen, — und kein Fieber, wenn Alles um mich her in's Gras beißt?' — Sollte ich untreu werden, weil nicht Alles gebahnt ist, wie — wo ist ein Gleichniß auf dieser Erde, das mir hier dienen könnte? — Nein, nein, ein Soldat, der Ehr' im Leibe hat, sucht sich keinen „bessern Platz", wenn ihn das Schicksal an die Spitze seiner Colonne gestellt hat. — — — — — — Das Leben „ist und bleibt ein Sturm" hier wie überall, — ein mörderisches Jagen, Schreien, Treiben und Stoßen. Tausende fallen, ehe die Schanze erstürmt ist. Tausende kommen hinauf, jubelnd und blutend. Und die Schanze ist schließlich auch ein jämmerlich zerstücktes Stückwerk und gehört noch viel weniger dem armen Teufel, der Leib und Leben daran gewagt hat. Morgen geht's weiter! — Und doch — laßt ihn fortkämpfen! Es bleibt ihm das Gefühl der erfüllten Pflicht, das ist Alles, und die Erinnerung, daß er mitgekämpft hat „als Soldat und brav." — Wie viel Aehnlichkeit das Leben eines solchen „Pioniers der Kultur" mit dem eines kämpfenden Soldaten darbietet, muß sich Jedem aufdrängen, der diese Schilderungen liest, die Verschiedenheit freilich drängt sich noch lebhafter auf und man kann den Wunsch nicht unterdrücken, die Zukunft

möge diesen Pionieren gehören, die, obgleich oft nur an kleinen Theilen doch die riesigsten, gewaltigsten, wirklich die Menschheit und Menschlichkeit fördernden Werke schaffen.

Kleine literarische Revue.

— **Die Grabschrift des sidonischen Königs Eschmunazar.** Von Professor Dr. Kämpf in Prag, dem bewährten Forscher auf semitischem Sprachgebiete, dessen jüngste Arbeit „Die Inschrift auf dem Denkstein Mesa's" in einer Reihe der gediegensten Fachzeitschriften, namentlich in Hilgenfeld's trefflicher „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" eine ebenso gründliche als gerechte Würdigung gefunden hat — von diesem gelehrten, in allen Schichten der Bevölkerung Prags ohne Unterschied der Confession oder der Nationalität hochgeachteten Mitgliede des Professoren-Collegiums wird wiederum eine einschlägige Arbeit zum Drucke vorbereitet, und zwar: „Die Grabschrift des sidonischen Königs Eschmunazar, vocalisirter Urtext nebst deutscher Uebersetzung und ausführlichem Commentar." Es stehen in dieser Arbeit überraschende Resultate zu erwarten, besonders gewonnen durch Heranziehung der nachbiblischen chaldäo-hebräischen Literatur, in welcher Professor Kämpf bekanntlich sehr heimisch ist. In solcher Weise hat er bereits im „Anhange" zu seiner erwähnten Abhandlung über Mesa's Inschrift manchen schwierigen Punkt in Eschmunazar's Grabschrift glücklich erläutert. —r.

— **„Our Ocean Highways."** [1]) Ein praktisches Handbuch für Jedermann, der mit dem großen internationalen Handels- oder Reiseverkehr zu thun hat. Auf gute und neue Quellen gestützt, giebt der Verf., Mr. Maurice Dempsey, in dem ersten, bei weitem umfassenderen Theile des Buches auf über 400 Seiten ein alphabetisches Ortslexikon aller irgendwie namhaften Land- und Seehandelsplätze der Welt, mit genauer Angabe der geographischen, statistischen und commerciellen Verhältnisse, der wichtigsten Land- und Seeverbindungen, Münzen und Gewichte ꝛc. Bei den englischen Orten ist die Vertretung im Parlamente, überall der Name des britischen Consularbeamten angegeben. Die zweite Abtheilung sucht durch ein Verzeichniß der bedeutenderen Seehäfen, vornehmlich außerhalb Europa's, eine Uebersicht der großen internationalen Dampfschifflinien und ihrer wichtigeren Stationen, unter Beifügung der Abgangszeiten und Tarifsätze, zu gewähren. Da dies Verzeichniß jedoch lediglich alphabetisch geordnet und, wie sich aus Vorstehendem ergiebt, keineswegs vollständig ist, so wird schwerlich Jemand im Stande sein, sich aus demselben über die „Hochstraßen des Meeres" ausreichend zu orientiren. Ueber die inneren Verhältnisse der großen Dampfschiff-Institute, die mit ihren Routen unseren Erdball umspannen und die in mehr als Einer Hinsicht zu den mächtigsten Trägern der internationalen Kulturbeziehungen gehören, wird man in diesem Buche vergeblich Auskunft suchen. Ebenso fehlt es gänzlich an geschichtlichen Angaben über die Entstehung und das Wachsthum der Dampfschiff-Gesellschaften. Trotz des literarisch klingenden Titels, kann das Buch daher auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch machen.

[1]) London, 1870, 453 S. 8.

— **Zwei neue Uebersetzungen der Lady of the Lake.** [*]) Herrn R. Freytags Uebersetzung ist schon früher erschienen und nur von der Verlagsbuchhandlung zu Walter Scott's hundertjährigem Geburtstage neu als Säcularausgabe herausgegeben. Herr Oberbeck aber tritt mit seiner Arbeit erst bei dieser Gelegenheit vor das Publikum. Er ist natürlich der Meinung, dieselbe helfe, wie man zu sagen pflegt, einem dringenden Bedürfnisse ab. „Trotz der sehr achtbaren Leistungen des letzten Jahrzehends auf diesem Gebiete ist nach der unmaßgeblichen Ansicht des Schreibers dieser Zeilen hier noch nicht jener Grad von Vollendung erreicht, welchen die Kritik einzelnen Uebertragungen Shakespeare'scher und Byron'scher Werke mit Recht zugestanden hat, welchen die Bedeutung unseres Autors und die hohe Schönheit seines Gedichtes verdient." Wenn der „Schreiber dieser Zeilen" z. B. Freytags „achtbare Leistung" aufmerksam gelesen hätte, würde er wahrscheinlich zu einer anderen Ansicht gekommen sein. Interessant ist uns aber der Ausdruck „die Leistungen des letzten Jahrzehends auf diesem Gebiete", es soll also wahrscheinlich im nächsten Jahrzehend mit Uebersetzungen der „Jungfrau vom See" weiter geleistet werden. Wohl bekomm's dir, geduldiges Papier!

— **Zur Geschichte des Sozialismus.** Die literarische Bewegung auf dem Gebiet der Volkswirthschaft wächst von Jahr zu Jahr. Doch so großartige Dimensionen die Productivität auf diesem Felde auch angenommen haben mag, es fehlt mehr oder weniger noch an kurzen, bündigen Zusammenstellungen der gewonnenen Resultate für den Theil der Bevölkerung, zu dessen Besten vor Allem diese Resultate verwerthet werden sollen: für den gemeinen Mann. Wer diese Aufgabe erfolgreich löst, der verdient sich gewiß den Dank aller Wohlgesinnten, und der arbeitenden Klassen in erster Reihe, der verwirklicht am besten die oft unklaren Wünsche derer, die da rufen: Bringt Bildung in das Volk! Glücklicherweise fehlt es uns nicht ganz an Schriftstellern dieser Kategorie. Wir brauchen nur den Namen Schulze-Delitzsch und seiner Freunde zu nennen, von Männern, die nicht nur für das Volk arbeiten, sondern auch zu dem Volke reden und für dasselbe schreiben in seiner Sprache und nach seinem Verständnisse. Daß dieser Weg der praktischste von allen ist, das lehrt die tägliche Erfahrung und daher begrüßen wir die ähnliche Tendenzen verfolgende Schrift des auf volkswirthschaftlichem Gebiete eifrig thätigen H. Contzen [**]): „Die soziale Frage, ihre Geschichte und ihre Bedeutung in der Gegenwart" mit Genugthuung. Ueber die Art der Ausführung seines Gegenstandes sind wir freilich mit dem Verfasser nicht ganz einverstanden. Er theilt in dem Vorwort mit, daß die Schrift eine Zusammenstellung einzelner Artikel und mündlicher Vorträge sei. Doch die Anforderungen, die wir an einzelne Vorträge zu stellen nicht gewillt sind, müssen wir aufrecht erhalten bei der Veröffentlichung einer zusammenfassenden Schrift. Wenn der Verf. seine Auffassung dieses Gegenstandes mehr vertieft, ihn einheitlich zusammengefaßt einer fest bestimmten Disposition unterworfen hätte, so würde er eine Lücke in der Literatur gut ausgefüllt haben; so aber, wie die Schrift ist, giebt sie uns nichts, als ein

[*]) Die Jungfrau vom See, übersetzt von Karl Ernst Oberbeck. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Die Jungfrau vom See, übersetzt von R. Freytag. Bremen, Kühtmann, 1871.

[**]) Die soziale Frage ꝛc. Eine volkswirthschaftliche Skizze. Leipzig. 1871. Luckhardt.

ziemlich loses, nicht selbständig reproducirendes Referat über die geschichtliche Entwickelung und die Literatur der sozialen Frage. Wir möchten bei dieser Gelegenheit einer Bemerkung Ausdruck geben, die sich uns bei der Lectüre von Tagesschriften wieder und immer wieder aufdrängt: es ist der gefährliche Hang zur Vielschreiberei, die von einem Gegenstand zum andern eilt, ohne jedem die durchaus nöthige Sorgfalt und Arbeit zuzuwenden, ein Erforderniß, das gerade bei Schriften, wie die uns vorliegende, unumgänglich ist. J.

— **Romane von Heigel und Putlitz.***) Karl Heigel wird schwerlich Lorbeeren für sein neuestes Werk einärndten. Eine oberflächlichere Geschichte haben wir selten gelesen. Der Verfasser nimmt zwar den Anlauf, das Süjet als Problem aufzufassen, es scheint ihm aber zu langweilig geworden zu sein. Ein Mann „ohne Gewissen", der einen Mord begangen, wird von seinem Sohn, der an übermäßigem Rechtsgefühl leidet, gedrängt, sich den Gerichten freiwillig zu stellen, zieht es aber vor, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Die Begebenheiten des Romans sind lose aneinandergewebt, die Charaktere verwaschen und undeutlich oder nach der ordinärsten Schablone angefertigt. Besser ist Putlitz' „Funken unter der Asche". Es zeichnet sich wenigstens durch jene Grazie und Noblesse aus, die den vornehmen Mann charakterisirt. Die Tiefe des Genies wird Niemand in Putlitz suchen, und die Kritik muß ihn deshalb mit dem Maßstabe messen, der sich für sein Genre und sein Talent ziemt. Der Wald erzählt sich nichts von den Mysterien des Daseins, oder wenigstens war der Dichter dann immer schon nach Hause gegangen. „Funken unter der Asche" sind die Gefühle, die wir erstorben wähnen, und die eines Tages aus ihrem vermeintlichen Grabe emporsteigen, von Neuem lebendige Flammen. Die Liebe im Herzen der frommen Diakonissin, welche der Welt entsagt hat, der Patriotismus im Herzen des verbissenen Preußenfeindes, dem der große Krieg mit Frankreich die Augen öffnet. Den Ereignissen des letzten Jahres gewinnt Putlitz mehrere anziehende Bilder ab; er schildert in warmen Farbentönen die Leiden der Verwundeten, den Jammer des Lazareths, den Trost der aufopfernden Liebe und Barmherzigkeit. Wir wollen nicht leugnen, daß die Verwendung der großen geschichtlichen Begebenheit etwas gewaltsam ist: wir haben überhaupt kaum einen deutschen Roman, der sich mit der unerläßlichen Unbefangenheit an die Wirklichkeit lehnte: man merkt stets die Absicht heraus. Wir sind eben noch Neulinge in der realen Welt und wissen ihre Schätze nicht recht zu benutzen; auch fehlt es an allen Vorbildern, während Franzosen und Engländer schon seit Jahrhunderten dem Realismus huldigen, der für die Decoration eines wahren Romans unabweislich ist.

— **„Die Neutralen, oder Oesterreich über Alles."** Historisch-romantische Enthüllungen aus Europa's jüngster Zeit.**) Die historischen Enthüllungen in diesem Romane klingen sehr romantisch, die romantischen dagegen fast historisch. Zu den ersteren wollen die Umstände gezählt sein, welche, nach dem ungenannten phantasiereichen Verfasser, die Neutralität Oesterreichs im letzten Kriege herbeigeführt haben. Die Neutralität würde nämlich nicht erzielt worden sein, wenn der Wiener Börsenkönig nicht von der Negocirung der zum Kriege erforderlichen Anleihe dadurch abgehalten worden wäre, daß sein Sohn, ein deutschgesinnter Patriot, ihm mit der Veröffentlichung eines schmutzigen Briefes drohte, der von einer Jugendsünde des Vaters handelt. Die Helden der romantischen Enthüllungen sind „Hyänen" und „Tauben" des Schlachtfeldes, französische und russische Emissäre, sittliche und unsittliche Frauen 2c. Ob Max von Borkenheim, der Held des Ganzen, als natürlicher Sohn Louis Napoleons Gegenstand, der historischen oder romantischen Enthüllungen sein soll, bleibt unbestimmt. Wir nehmen an, daß er ein natürlicher Sohn ist aus dem üppigen Verhältnisse zwischen dem Verf. und seiner Phantasie, und mit diesem luftigen Erzeugnisse konnte ganz unbedenklich jene Scene aufgeführt werden, in welcher der Verf. den Kaiser der Franzosen auf der Flucht bei Longeville in die Gefahr kommen läßt, von seinem Sohne, dem bayrischen Ulanen-Lieutenant Max von Berkenheim, gefangen genommen zu werden! Dies ist übrigens ziemlich die wirksamste Scene des Romans, welchen wir auf Grund derselben hiermit feierlichst — den Leihbibliotheken höchstens zweiten Grades übergeben.

— **Pomtow's Epaminondas.** Ein richtiges Gefühl hat die alte, gute Sitte, den Schulprogrammen eine wissenschaftliche Abhandlung eines der an der betreffenden Anstalt wirkenden Lehrers voranzustellen, nicht nur nicht schwinden, sondern an Bedeutung mit jedem Jahre mehr und mehr gewinnen lassen. Von welcher Bedeutung diese stetige wissenschaftliche Thätigkeit nicht nur für unsere Lehrkörper, sondern auch für die gesammte Jugend ist, werden alle diejenigen empfunden haben, die sich je mit derartigen pädagogischen Fragen beschäftigten. Ohne weiter eingehen zu können, wollen wir hier nur kurz eine dahin einschlagende Arbeit erwähnen, Pomtow's: Leben des Epaminondas, im Osterprogramm des Joachimsthal'schen Gymnasiums, um so bemerkenswerther, als ein Philologe sich an die Bearbeitung einer historisch-politischen Aufgabe hier macht. Der Versuch des Verfassers, eine umfassende Biographie der viel umstrittenen Gestalt des Epaminondas und ihres politischen Wirkens zu geben, muß als ein wohlgelungener bezeichnet werden, und gern nehmen wir die kleine Beanstandung mit in den Kauf, daß Verf. durch das idealistische Vorbild mit fortgerissen, seinen Helden vielleicht zu sehr „von allen Schranken menschlicher Bedürftigkeit" zu befreien gesucht hat.

Literarischer Sprechsaal.

Aus den Vereinigten Staaten geht uns ein überaus schätzenswerthes Dokument der Anerkennung wissenschaftlicher Bestrebungen der Deutschen von Seiten der amerikanischen Regierung zu. Das „hydrographische Amt" in Washington hat soeben unter der Leitung des Flotten-Capitain R. H. Wyman eine mit zahlreichen wissenschaftlichen Anmerkungen und Erläuterungen, sowie mit Seekarten und Plänen ausgestattete Uebersetzung der Mittheilungen von Dr. A. Petermann, Dr. W. v. Freeden und Dr. A. Mühry über „die östlichen und nördlichen Ausdehnungen des Golfstromes", sowie der vorläufigen Berichte über die zweite deutsche Nordpolar-Expedition, in einem statt-

*) Ohne Gewissen, von Karl Heigel; Funken unter der Asche, von G. zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Pätel, 1871.

**) Wien und Pest. A. Hartleben. 1871. (Zwei Bände.)

lichen Bande herausgegeben.*) „Diese Mittheilungen", sagt Capitain Wyman in dem Vorworte, „haben nicht bloß ein großes wissenschaftliches und Seemanns-Interesse, besonders für Wallfischfänger und Seefischer, sondern auch für den Zweck der Mitwirkung der Letzteren bei der Untersuchung der Beziehungen der Seeströmungen zur Temperatur der nordischen Gewässer." Zu diesem Zwecke werden sämmtliche in den arktischen Regionen verkehrende amerikanische Wallfischfänger, die bei ihrer Ueberwinterung in diesen Regionen Gelegenheit haben, Beobachtungen anzustellen, aufgefordert, diese deutschen wissenschaftlichen Mittheilungen mit ihren Beobachtungen zu vergleichen und das Resultat dem hydrographischen Amt in Washington mitzutheilen.

Eine neue werthvolle Bestätigung seiner Mittheilungen über die nördliche Ausdehnung des Golfstromes hat Herr Dr. Petermann kürzlich durch die Nachrichten von der neuen, mit einem Segelschiff unternommenen arktischen Expedition des Oberlieutenants Julius Payer und des Seelieutenants Weyprecht erhalten, die im September d. J. offenes Meer vom 42. bis 60° O. L. von Greenwich, in einer N. Br. von 78—79° fanden, und unter 79° N. Br. und 43° O. L. eine eisfreie Durchfahrt nach dem Nordpol annehmen. Bereits in seiner im Juni 1870 publizirten Karte über die Golfströmung hat Dr. Petermann unter 79° N. Br. und 43° O. L. von Gr. auf ein eisfreies Meer hingewiesen.

In der letzten Sitzung (14. Oct.) der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin erregte der Bericht des Herrn Professor Kiepert über einen kürzlich in besonderem Abdruck erschienenen, zur Zeit der Belagerung von Paris in der R. d. d. Mondes enthaltenen Vortrag des französischen Ethnographen Quatrefages, die Abstammung der Preußen betreffend, die allgemeine Heiterkeit der wissenschaftlichen Versammlung. Die Preußen sind, wie der gelehrte Franzose, Herr Quatrefages, docirt, gar keine Deutsche, sondern directe Nachkommen der Finnen, deren barbarische Sitten und Gewohnheiten, deren Mord- und Raublust noch heutigestages bei ihnen vorherrschend seien. Nur der Adel in Preußen, sagt Hr. Quatrefages, und in einigen Städten das patrizische Bürgerthum ist deutscher Nationalität; die Bauern dagegen und die Bürger in den kleineren Städten seien sämmtlich Finnen, die zuerst einen Slavisirungs- und dann einen Germanisirungs-Prozeß durchgemacht. Wir können, wenn wir dergleichen ungewaschenes Zeug selbst von Männern hören, die früher einen gewissen Ruf als Gelehrte besaßen, nur annehmen, daß das nationale Unglück der Franzosen ihnen die Köpfe verwirrt und sie mit geringer Ausnahme zu Wahnwitzigen gemacht hat, die nicht zu beurtheilen vermögen, was sie sprechen und thun. Wir wissen nicht, ob Herr Quatrefages in seiner Verwirrung esthnisch-lettische Zustände in den Baltischen Herzogthümern, von denen er einmal etwas läuten hörte — oder ob er die ethnographische Ueberlieferung, daß die alten Preußen in Litthauen zur Zeit der Völkerwanderung „Fenni" hießen, daß diese größtentheils mehr nach dem Norden zogen und daß ihr Name dann auf die durchaus nicht mit ihnen verwandten „Suomi" übertragen wurde — mit der Geschichte der gar nicht dem indogermanischen Stamme angehörenden, sonst übrigens ganz ehrenwerthen und durchaus nicht der Charakteristik des französischen Schwätzers entsprechenden Finnen verwechselt hat, doch das wissen wir sicher, daß der borussophagische Herr Quatrefages ein ebenso phantastischer Narr ist, wie alle seine Landsleute, denen die verletzte nationale Eitelkeit zu Kopfe gestiegen.

*) Papers on the Eastern and Northern Extension of the Gulph Stream. From the German of Dr. A. Petermann, Dr. W. von Freeden and Dr. A. Mühry. Translated in the U. S. Hydrographic Office, in Charge of Capitain R. H. Wyman, U. S. N., by E. R. Knorr. Washington, Government Printing Office, 1871. 4. 388 p.

Das in St. Petersburg erscheinende „militärisch-statistische Archiv", von Offizieren des russischen Generalstabs redigirt, enthält interessante Angaben über den Schulbesuch in den verschiedenen Theilen des Reiches. Es kommt hiernach: in den 35 altrussischen Provinzen, wo schon die Provinzialstände (die viel für Schulbildung thun) in Wirksamkeit sind, ein Schulbesucher auf 168 Einwohner; in den drei altrussischen Provinzen, wo es noch keine Provinzialstände giebt, ein Schulbesucher auf 471 Einwohner; in den sechs nordwestlichen Provinzen des Wilnaschen Lehr-Bezirkes ein Schulbesucher auf 186 Einwohner; in den drei südwestlichen Provinzen (Kiew, Podolien, Wolhinien) ein Schulbesucher auf 532 Einwohner; in Sibirien einer auf 664 Einwohner; in den Weichsel-Provinzen (Königreich Polen) einer auf 31 Einwohner, und in den Ostsee-Provinzen ein Schulbesucher auf 19 Einwohner. Da diese Angaben auf offiziellen Daten beruhen, so lassen sie keinen Zweifel über ihre Richtigkeit zu, und selbst die russischen ultranationalen Residenzblätter können nicht umhin, die überlegene Schulbildung der Ostseeländer und des Königreiches Polen im Vergleich zu den übrigen Provinzen anzuerkennen, was sie denn auch offen aussprechen, indem sie hervorheben, wie die eigentlich russischen Provinzen des Innern noch große und andauernde Anstrengungen zu machen haben, um jenen mehr fortgeschrittenen Theilen des Reiches nachzukommen.

Aus dem Berichte über die letzte amtliche Volkszählung in England und Wales ergiebt sich, daß im J. 1871, bei einer Gesammtbevölkerung von 22,704,108 Seelen, die Zahl der Frauen um 623,302 die der Männer übersteigt. Der Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung hat sich in den letzten zwanzig Jahren ganz unverhältnißmäßig vermehrt. Im J. 1851 betrug nämlich, bei einer Gesammtbevölkerung von 17,927,609, der Ueberschuß der Frauen über die Männer nur 365,159. Nach diesem Verhältnisse würde er im J. 1871 nur 462,400 betragen dürfen. Während sich demnach seit zwanzig Jahren die Gesammtbevölkerung um 27 Procent vermehrte, hat der Ueberschuß der Frauen über die Männer um 70 Proc. zugenommen. Diese statistische Thatsache verdient die Beherzigung der Nationalökonomen sowohl, als der Menschenfreunde, die sich mit Verbesserung des Looses der auf eigenen Broderwerb angewiesenen Frauen beschäftigen.

Der in Leeds versammelte englische volkswirthschaftliche Kongreß (Social Science Congress) beschäftigte sich diesmal viel mit der Frage des allgemeinen Unterrichtszwanges. In einigen größeren Städten, namentlich in Liverpool, Stockport u. a. ist dieser Zwang und eine strenge Controle der Familien durch die städtischen Behörden bereits eingeführt. Sir John Pakington wies auf die Nothwendigkeit hin, den Kindern der arbeitenden Klassen technischen Unterricht zu ertheilen und zugleich die Wohnungen dieser Klassen zu verbessern, wobei er die Schweiz als Musterland bezeichnete, wo die Fabrikarbeiter-Familien größtentheils auf dem Lande leben und in gesunden Wohnungen Schulunterricht und praktische Unterweisung erhalten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 28. Oktober 1871. [№ 43.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Martin Luther's Lichtstrahlen.

Die Verlagsbuchhandlung von Heyder u. Zimmer in Frankfurt a. M., welche sich bekanntlich durch eine neuere vollständige Herausgabe der deutschen und lateinischen Schriften Luther's ein besonderes Verdienst erworben, hat im Laufe dieses Jahres unter dem Titel „Martin Luther als deutscher Klassiker" (290 S.) eine kleine Auswahl aus dessen Schriften erscheinen lassen, welche den ausgesprochenen Zweck hat, auch weitere Kreise des Publikums wieder einmal auf den Reformator hinzuweisen und ihn so, wie das Vorwort des Büchleins sagt, wieder „ins deutsche Haus zu bringen".

Indem die Herausgeber durch den Titel der Schrift die Absicht kund gegeben, Luther gerade als deutschen Klassiker zu kennzeichnen, lehnen sie sich dabei wohl an einen Ausspruch von David Friedrich Strauß, welcher in der Vorrede zu Hutten's Gesprächen bemerkt: „Man kann über den Begriff des Klassikers streiten: ich verstehe hier einen Schriftsteller darunter, in dessen Werken die tiefste Eigenthümlichkeit seines Volkes zum vollen Ausdruck kommt und zwar in einer Form, die, wenn nicht für alle Zeiten mustergiltig, doch für alle bedeutend und anziehend ist. Allen anderen voran steht hier bekanntlich Luther." — Freilich dürfte über die Zulässigkeit dieser Begriffsbestimmung von Strauß zu streiten sein. Sie dürfte Manchem zu weit und zu eng zu gleicher Zeit erscheinen; zu eng insofern, als es Schriftsteller giebt, denen man, ohne daß sie gerade „die tiefste Eigenthümlichkeit ihres Volkes zum vollen Ausdruck bringen", dennoch die Bezeichnung als Klassiker nicht wird entziehen können, und zu weit insofern, als manche Schriften in der That die tiefste Eigenthümlichkeit eines Volkes in gewisser Art zum vollen Ausdruck bringen, ohne deshalb gerade für klassisch gelten zu dürfen. Kurz gesagt, uns scheint in der obigen Definition von Strauß eine Bestimmung zu fehlen, welche, wenigstens nach dem bisher allgemein üblichen Begriffe von einem „Klassiker", dazu unerläßlich ist, nämlich die, daß den geistigen Erzeugnissen eines solchen Autors in höherem oder geringerem Grade eine gewisse Kunstform zu eigen sein muß.

Daß Luther auch unter dieser Rücksicht durch viele seiner Schriften oder viele Stellen derselben den vollen Anspruch auf die Bezeichnung eines deutschen Klassikers hat, wer wollte das leugnen? Wenige seiner ausgezeichneten Kirchenlieder allein, ganz abgesehen von manchen seiner oratorischen Meisterstücke, reichen dazu hin, ihm jenen Ehrennamen unter allen Umständen für alle Zeiten zu sichern. In wie fern nun gerade die vorliegende Sammlung die richtigste Wahl unter jenen hierher gehörigen Schriftstücken Luthers getroffen hat, mag dahin gestellt sein. Die Aufgabe war allerdings keine leichte. Auf alle Fälle ist es zu bedauern, daß die oratorische Seite Luthers, jedenfalls eine seiner stärksten, dabei zu kurz gekommen ist. Von seinen Predigten, deren so viele stellenweise, oder im Ganzen, Musterstücke der Beredtsamkeit sind, ist so gut wie nichts mitgetheilt. Dagegen finden sich Luther's Kirchenlieder in einer Vollständigkeit wiedergegeben, welche den Begriff der Klassicität doch wohl überschreitet; z. B. wenn das Lied, in welchem die zehn Gebote in Reime gebracht sind u. drgl. m. auch wieder hier abgedruckt ist. Unter den mitgetheilten Briefen sind die meisten der für Luther's häusliche und gemüthliche Seite besonders charakteristischen aufgenommen. Bei einigen, z. B. bei dem allbekannten „vom Reichstag der Malztürken" (S. 62) vermißt man die Angabe des Ortes, an dem er geschrieben ist (hier bekanntlich die Veste Coburg) wodurch der Brief oft erst recht verständlich wird.

Im Allgemeinen dürfte das Büchlein wohl dazu dienen, manchem Laien seinen Luther wieder etwas mehr ins Gedächtniß zurückzurufen, und wir wünschen der Schrift alles Glück dazu. Bezweifeln müssen wir aber, daß Luther's Bedeutung irgend einem Kreise des deutschen Volkes überhaupt so entschwunden sei, daß es nöthig gewesen wäre, wie hier in der Einleitung geschieht, diese Bedeutung durch Aussprüche von Männern wie Heinrich Heine, Laube, Roquette u. A. erst zu erhärten, so wenig wir die Autorität der Angeführten an sich sonst herabsetzen wollen.*)

K. B.

Jahresbericht des Secretariats der historischen Commission der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.**)

In den Tagen vom 27. September bis 2. Oktober trat in München die historische Commission zu ihren diesjährigen Plenarsitzungen zusammen. An denselben betheiligten sich außer dem Vorsitzenden, Geh. Regierungsrath v. Ranke aus Berlin Professor Hegel aus Erlangen, Geheimer Regierungsrath Pertz

*) Die Zusammenstellung von Aussprüchen zahlreicher, berühmter, oder doch bekannter deutscher Schriftsteller über Luther, wie sie hier als Einleitung (auf 32 S.) gegeben ist, die alphabetisch mit Ernst Moritz Arndt beginnt und mit Wilh. Wackernagel schließt, ist für uns eine überaus interessante Beigabe des Buches und wird gewiß auch einem größeren Publikum ein anziehendes Moment sein. D. R.

**) Von dem geehrten Secretariat uns zur Veröffentlichung übersandt. D. R.

aus Berlin, Director v. Stälin aus Stuttgart, Professor v. Sybel aus Bonn, Professor Waitz aus Göttingen, Professor Wegele aus Würzburg, Professor Dümmler aus Halle als auswärtige Mitglieder; von den einheimischen nahmen Professor Cornelius, Reichsrath v. Döllinger, Oberbibliothekar Föringer, Geheimer Cabinetsrath a. D. Freiherr v. Liliencron, Staatsrath v. Maurer, Reichsarchivrath Muffat, Generallieutenant Spruner und der ständige Secretär der Commission, Professor v. Giesebrecht, an den Sitzungen Theil.

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er auf den Verlust hinwies, welchen die deutsche Historiographie durch den Tod von G. G. Gervinus erlitten, indem er in eingehender Weise die schriftstellerische und politische Stellung dieses hervorragenden Gelehrten charakterisirte und würdigte; der Vorsitzende ging sodann auf die letzten großen Veränderungen in Deutschland ein, namentlich auf die Erneuerung des Kaiserthums, wobei er mit dem innigsten Danke der hochherzigen Entschließungen König Ludwigs II. gedachte.

Ueber die Arbeiten des abgelaufenen Geschäftsjahres erstattete der Secretär in herkömmlicher Weise Bericht. Die umfassenden Unternehmungen der Commission hatten durch den Krieg zwar einzelne Hemmungen erfahren, waren aber doch im Ganzen im regelmäßigen Fortgang geblieben. Seit der letzten Plenar-Versammlung hatten folgende Werke dem Publikum übergeben werden können:

1) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 bis 1430. Bd. I.
2) Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. Bd. I. Die Gründung der Union 1598—1608, bearbeitet von M. Ritter.
3) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. IX. Geschichte der germanischen Philologie von R. v. Raumer. Bd. X. Geschichte der Chemie in der neueren Zeit von H. Kopp. Abth. I. Die Entwickelung der Chemie vor und durch Lavoisier.
4) Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. Bd. IX, enthaltend die zweite Abtheilung der Straßburger Chroniken, bearbeitet von C. Hegel.
5) Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pipin, von L. Oelsner.
6) Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung V und VI.

Nach den Mittheilungen des Secretärs und den Berichten, welche im Laufe der Verhandlungen von den Leitern der einzelnen Unternehmungen erstattet wurden, sind mehrere andere Werke bereits weit im Druck vorgeschritten, andere mindestens in der Bearbeitung erheblich gefördert. Zahlreiche Archive und Bibliotheken sind auch im verflossenen Jahre von den Mitarbeitern der Commission durchforscht worden, wobei sie in der Liberalität der Vorstände stets die dankenswertheste Förderung fanden.

Von der Geschichte der Wissenschaften sind drei Bände unter der Presse: die Geschichte der Zoologie von Professor Victor Carus in Leipzig, die Geschichte der Technologie von Geh. Rath Karmarsch in Hannover und die Geschichte der Philosophie von Hofrath Zeller in Heidelberg. Die Publication dieser drei Werke steht im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten, und das schwierige und umfangreiche Unternehmen wird damit in seiner größeren Hälfte durchgeführt sein. Die Geschichte der Botanik, wegen deren Bearbeitung neue Unterhandlungen nöthig wurden, hat jetzt Professor Sachs in Würzburg übernommen. Die Commission wird nach wie vor nur die abgeschlossenen Werke der Oeffentlichkeit übergeben; wenn von der Geschichte der Chemie die erste Abtheilung besonders publizirt wurde, so war dies eine lediglich darin begründete Ausnahme, daß der Inhalt dieser Abtheilung unmittelbar in wissenschaftliche Tagesfragen eingriff.

Für die große Sammlung der deutschen Städte-Chroniken ist zur Veröffentlichung im nächsten Jahre der erste Band der kölnischen und der zweite Band der Braunschweigischen Chroniken in Aussicht genommen. In Bearbeitung ist ferner der vierte Band der Nürnberger Stadtgeschichten. Die Fortsetzung der Straßburger Abtheilung ist dadurch unmöglich geworden, daß alle Handschriften der späteren Chroniken aus dem 15. und 16. Jahrhundert in dem ewig beklagenswerthen Untergang der Stadtbibliothek und der Seminarbibliothek vernichtet worden sind.

Für die Herausgabe der Reichstags-Akten sind die Arbeiten unausgesetzt gefördert worden. Leider ist der Druck des zweiten Bandes auch noch im verflossenen Jahre auf Hindernisse gestoßen, doch wird er demnächst begonnen und hoffentlich ohne Unterbrechung fortgesetzt werden können.

Die Bearbeitung der Hanse-Recesse hat Dr. K. Koppmann mit dem rühmlichsten Eifer fortgeführt; der zweite Band wird schon in den nächsten Wochen veröffentlicht werden.

Von den Jahrbüchern des fränkischen und deutschen Reichs sind mehrere Abtheilungen in Bearbeitung. Wenn auch für das nächste Jahr kaum neue Publicationen zu erwarten stehen, ist doch die Fortführung auch dieses Unternehmens gesichert.

Für die Herausgabe der Wittelsbach'schen Correspondenz sind die archivalischen Nachforschungen an verschiedenen Stellen fortgesetzt worden. Von der Correspondenz Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz ist die zweite Abtheilung des zweiten Bandes im Druck, womit diese Correspondenz ihren Abschluß findet. Von den „Briefen und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Bayerns Fürstenhaus" mußte der Druck des ersten Bandes im Sommer 1870, als der Bearbeiter Dr. v. Druffel zur Landwehr einberufen wurde, unterbrochen werden. Erst vor Kurzem ist die Fortsetzung ermöglicht worden, und läßt sich die Vollendung dieses Bandes im nächsten Jahre erwarten; der zweite Band wird bald nach dem ersten der Presse übergeben werden. Von den „Briefen und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher" ist der zweite Band so weit gefördert, daß im Laufe des nächsten Sommers der Druck desselben wird beginnen können. Auch für die späteren Bände dieser Abtheilung sind die Sammlungen erheblich vervollständigt.

Der Registerband für die Weisthümer, dessen Bearbeitung Professor R. Schröder und Dr. Birlinger in Bonn übernommen haben, wird ein Wörterbuch und einen Realindex enthalten. Das erstere, welches auf etwa zwei Drittel des Bandes berechnet ist, glauben die Bearbeiter der nächsten Plenarversammlung druckfertig vorlegen zu können.

Die neue Ausgabe von Schmeller's Wörterbuch schreitet regelmäßig vor, und die Zeitschrift „Forschungen zur deutschen Geschichte" wird wie bisher auch in der Folge fortgesetzt.

Hatte die Commission bei allen diesen Unternehmungen nur auf die sachgemäße und möglichst ununterbrochene Fortführung Bedacht zu nehmen, so waren weitgreifendere und schwierigere Fragen bei dem großen Werke, welches noch in Vorbereitung begriffen ist, der Berathung und Entscheidung zu unterwerfen. Aus den Berichten über die früheren Plenarversammlungen ist bekannt, wie die Commission auf den Antrag des Geh. Raths

v. Ranke und des Reichsraths v. Döllinger vor drei Jahren die Bearbeitung einer allgemeinen deutschen Biographie beschloß und für die Redaction derselben den Freiherrn v. Liliencron gewann. Ueber Begränzung und Einrichtung des Werks wurden bereits in der letzten Plenarversammlung eingehende Betrachtungen gepflogen und zugleich mit der Buchhandlung Duncker und Humblot in Leipzig über den Verlag Unterhandlungen eröffnet, die inzwischen zum Abschluß gediehen sind. Das Werk wird nach den damals getroffenen Bestimmungen in gleicher Weise die Biographien von Regenten, Staatsmännern, Militärs, Gelehrten, Künstlern, Industriellen, in so weit ihre Wirksamkeit auf die Entwickelung der Nation von Einfluß war, zu liefern haben; der Umfang ist auf etwa 40,000 Artikel in 20 Bänden berechnet.

Im verflossenen Jahre haben sich die Vorarbeiten theils auf die Organisation des ganzen Unternehmens, theils im Besonderen auf die Bearbeitung des ersten Bandes gerichtet. Es galt unter Mitwirkung von Fachmännern aller Gebiete die Listen der aufzunehmenden Persönlichkeiten bestimmt festzustellen und die für die Bearbeitung der einzelnen Artikel geeigneten Kräfte aufzusuchen. Vor Allem war zuvörderst ein Kreis von solchen Mitarbeitern zu gewinnen, deren umfassende Betheiligung zugleich den Grund für eine zweckmäßige, das ganze Werk umspannende Vertheilung der Arbeit legte. Es ward hierbei der Grundsatz befolgt, für die einzelnen wissenschaftlichen Fächer die Bearbeiter in erster Linie unter den entsprechenden Fachmännern zu wählen und erst in zweiter Reihe die Lokalforschung heranzuziehen, während für die politische Geschichte der einzelnen deutschen Lande die Bearbeiter unter den Specialhistorikern dieser Territorien gesucht wurden.

Die Theilnahme der Gelehrten ist dem Unternehmen in Würdigung seines wissenschaftlichen Werthes und seiner nationalen Bedeutung in so erfreulichem Maße entgegengekommen, daß der Beginn des Drucks im nächsten Herbst schon jetzt als gesichert betrachtet werden darf. Die meisten Schwierigkeiten sind durch die diesjährigen Verhandlungen der Commission beseitigt worden, wenn auch für einzelne Partien des Unternehmens die Kräfte noch nicht völlig ausreichen und auf den meisten Gebieten des so umfassenden Werks noch mehr berufene Hände zur Hülfe erwünscht und nöthig wären. Indem die Redaction deshalb bestrebt ist, den Kreis der Mitarbeiter mehr und mehr zu erweitern, glaubte die Commission im Allgemeinen zur Mitarbeit alle diejenigen Gelehrten auffordern zu sollen, welche auf Grund besonderer Studien entweder für ganze Gebiete oder an einzelnen Biographien Beiträge zu gewähren bereit wären. Man darf hoffen, daß die Veröffentlichung dieses Berichts im Sinne einer solchen allgemeinen Aufforderung wirken und fruchten wird, und bittet, alle Anerbietungen an den Redacteur der Biographie, Freiherrn R. v. Liliencron hierselbst, unmittelbar zu richten.

Bei der großen Ausdehnung, welche die Arbeiten gewonnen haben, machte sich schon in der vorjährigen Plenarversammlung das Bedürfniß, die durch den Tod entstandenen Lücken auszufüllen, in hohem Maaße fühlbar. Die damals in der von den Statuten vorgeschriebenen Weise gewählten Gelehrten haben inzwischen Seine Majestät der König zu ordentlichen Mitgliedern der Commission zu ernennen geruht. Professor Weizsäcker in Tübingen, der Herausgeber der Reichtagsakten, und Freiherr v. Liliencron hierselbst, der Redacteur der deutschen Biographie, sind in Folge dessen als ordentliche Mitglieder zur Commission hinzugetreten. Eine neue Lücke ist dadurch entstanden, daß Professor Droysen in Berlin, schon längere Zeit an dem Besuche der Plenarversammlungen verhindert, seinen Austritt aus der Commission erklärte. Aus diesem Grunde glaubte die Commission einer neuen Ergänzung zu bedürfen und schritt auch diesmal zu neuen Wahlen, um Gelehrte, welche sich durch ihre Arbeiten bereits anerkannte Verdienste erworben, zur Ernennung an allerhöchster Stelle in Vorschlag zu bringen.

R. Virchow: Die Aufgabe der Naturwissenschaft im nationalen Leben des neuen Deutschland.

Auf der letzten Naturforscher-Versammlung, welche vom 17. bis 24. September in Rostock tagte, hielt in der zweiten allgemeinen Sitzung Prof. Virchow einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Aufgabe der Naturwissenschaft in dem neuen nationalen Leben Deutschlands. Nachdem, sagte er, die lang ersehnte äußere Einheit des deutschen Volkes durch die großartigen Waffenthaten des letzten Krieges erreicht sei, müsse von nun an in unserem Volke das Streben auf die innere Einheit, und zwar die des Denkens oder vielmehr der Methode des Denkens gerichtet werden.

Welche vortheilhafte Veränderung seit der Zeit eingetreten, in welcher auf Anregung des alten Oken die erste Naturforscher-Versammlung in Leipzig, im Jahre 1822, zusammentrat, könne man schon allein daraus ersehen, daß diese Versammlung heute inmitten des so viel gefürchteten Mecklenburg frei tagen könne, und wir dürfen hinzufügen, es erhellt noch mehr daraus, daß ein Vortrag wie der gegenwärtige, hier unbeanstandet gehalten werden konnte. Es sei allseitig anerkannt worden, wie viel die Naturwissenschaft geleistet, ja, daß sie auch an den glänzenden Erfolgen des letzten Krieges ihren Antheil habe, würde wohl Niemand bezweifeln; sei ja doch die Artillerie und was mit ihr zusammenhängt, eine in das Gebiet der angewandten Naturwissenschaften hineinfallende Wissenschaft geworden. Aber abgesehen von den materiellen Vortheilen, welche durch die fortschreitende Naturwissenschaft auf den verschiedensten Gebieten erzielt worden, wolle der Redner einen höheren Werth auf die ideelle Seite des Fortschritts legen, welche durch die Naturwissenschaft angebahnt werde.

„Es ist allmählich populär geworden, die Bedeutung der Schule in allen ihren Abtheilungen anzuerkennen; aber ich muß behaupten, daß nur Wenige sich klar gemacht haben, in wie weit die Schule der Zukunft, die Schule, aus der die künftigen Generationen hervorgehen sollen, beeinflußt werden soll von dem neuen Wissen, und in wie weit wir hoffen können, daß aus diesem neuen Wissen auch wirklich ein neues Leben der Nation im Innern hervorgehen werde. Jedermann sagt sich: nach Außen hat die Nation so Großes geleistet, daß sie noch für einige Zeit daran genug hat. Es giebt sicherlich nicht Viele, welche wünschen, daß unsere äußere Entwickelung in gleicher Weise fortschreiten möge. Es handelt sich dann also um die innere Entwickelung, und soll diese innere Entwickelung nicht etwa bloß in der besseren Gestaltung des materiellen Lebens bestehen, fordern gerade die conservativen und orthodoxen Kreise, daß das innere Leben kein bloß materielles sei, sondern einen ideelleren Inhalt habe, so werden wir uns allerdings fragen müssen: auf welche Grundlage soll denn dieses neue Leben und Denken der Nation gestellt werden? Und wir werden sagen müssen, daß es die Aufgabe der Zukunft ist, wie gegenwärtig die äußere Einheit des Reiches hergestellt worden ist, so auch die innere Einheit herzustellen, und zwar nicht etwa bloß eine innere Einheit mit Niederwerfung

der politischen Stammes-Gränzen und mit Unificirung der Gewalten, sondern die wirkliche **Einigung der Geister**, das Stellen der vielen Mitglieder der Nation auf einen gemeinsamen geistigen Boden, wo man sich dann wirklich als Eins fühlt, wo man nicht bloß weiß, daß man eine gemeinsame Abstammung hat, oder vielleicht auch nicht einmal hat, wo man nur zusammen lebt und gewisse herkömmliche Sitten bewahrt, wo man nichts anderes ist, als ein Stück banaler und hergebrachter Gesellschaft, sondern wo man vielmehr im Geiste zusammen lebt und auf ein gemeinschaftliches inneres Wesen kommt, so daß man sich sagen kann: wenn ich einen Deutschen finde, so kann ich mit ihm unter Voraussetzung vollen Einverständnisses nicht bloß sprechen über die gemeinsamen Gränzen, sondern ich darf auch voraussetzen, er stehe mit mir auf einem gemeinsamen Boden geistigen Lebens."

Von den deutschen Universitäten aus sei, namentlich seit dem Ende der Befreiungskriege, der nationale Gedanke gepflegt worden, so daß man mit Recht sagen könne, die äußere That des Wiederaufbaues des deutschen Reiches sei nichts anderes gewesen, als die Darstellung eines vollständig durchgearbeiteten Volksgedankens. Die Zeit, wo die Arbeit der Universitäten auf die äußere Einigung gerichtet war, ist jetzt vorüber; solle die Wissenschaft nun noch etwas speciell für das Leben unserer Nation leisten, so müsse sie zuerst versuchen, das Volk mit gemeinsamem Wissen zu durchdringen, damit wir auch innerlich einmüthig werden, damit nicht bei vielen unserer Mitbürger schon bei dem ersten Anfange des Denkens, ja in der Methode des Denkens die größten Widersprüche mit uns und unserem Denken bestehen blieben.

„Man hat gut reden von den Fortschritten der Naturwissenschaften, man hat gut sich rühmen wegen der Spektralanalyse, aber es klingt das sonderbar, wenn gleichzeitig die alten Vorstellungen über den Himmel noch ebenso festgehalten werden, wie sie im ersten Buch Moses niedergeschrieben stehen. — — — Wie sollen wir es anfangen, um eine Verständigung herbeizuführen? — wie sollen wir es anfangen, wenn die Naturforscher sich immer auf den Standpunkt stellen, zu sagen: wir forschen ruhig weiter, mögen die Anderen thun und denken, was sie wollen?"

Man kann fürchten, daß durch den Zwiespalt der Meinungen, welche sich mit der Zeit innerhalb der Nation in immer größeren Dimensionen entwickeln werde, es endlich einmal zu einem gewaltsamen Zusammenstoße, zu einer Art Religionskrieg kommen könnte. Deshalb müsse die Wissenschaft Gemeingut werden und zwar sei dies nicht bloß auf dem Wege der sogenannten Popularisirung, sondern auf dem der **rationellen Erziehung** zu erstreben.

Der Redner wendet sich nun im weiteren Verlaufe seines Vortrags gegen die kirchlichen Dogmen und besonders gegen den die bestehende Staatsorganisation angreifenden Syllabus. Weder die Gesetzgebung noch die Arbeit der Naturforschung dürften, bei aller Nachsicht gegen jeden persönlichen Glauben und jede individuelle Gefühlsrichtung, sich nicht mehr darauf beschränken, diese Gebiete als unantastbar anzuerkennen, wenn es auch schwer sei, hier die richtigen Gränzen zu finden. Mit folgenden Worten schloß der Redner:

„Die katholische Kirche hat in der neueren Zeit eine Art Bedürfniß gefühlt, sich dem genetischen Prozeß, den ich als den der modernen Wissenschaft schilderte, anzuschließen; sie macht **neue** Dogmen, sie construirt **neue** Religionssätze, sie ist im Fluß wie die Sonne. Aber, der große Gegensatz, in welchem diese Entwickelung gegenüber der Naturwissenschaft sich scheidet, ist nicht scharf genug auszudrücken. Jeder Fortschritt, den eine Kirche in dem Aufbau ihrer Dogmen macht, führt zu einer weitergehenden Bändigung des freien Geistes; jedes neue Dogma, welches sie zu den bestehenden Kirchengesetzen hinzufügt, verengt den Kreis des freien Denkens. Es liegt auf der Hand, daß man in dieser Entwickelung zuletzt dahin kommt, jede Regung des freien Geistes zu unterdrücken, und man kann sich vorstellen, daß man in der Dogmatisirung der Welt und des Geistes allmählich dahin gelangen könnte, daß in der That gar kein freier Gedanke mehr zulässig erscheint. Die Naturwissenschaft umgekehrt, befreit mit jedem Schritte ihrer Entwickelung; sie eröffnet dem Gedanken neue Bahnen, und sie giebt damit nicht bloß jene Freude des Gewinnens, jenes Wohlsein in der Arbeit, jenen edlen Eifer in dem wirklichen Vorschreiten, sondern sie schafft damit auch dem Einzelnen die Möglichkeit, in immer größerer Ausdehnung sich dem Irrthum, dem Truge der Sinne, den Illusionen, der daraus hervorgehenden unsittlichen Haltung gegenüber vielerlei zweifelhaften Erscheinungen des Lebens zu entziehen. Sie gestattet, mit anderen Worten, dem Einzelnen in vollem Maaße **mehr** zu sein. Denn in dem Maaße, als er richtiger denken lernt, als größere Kreise des Wissens sich seinem Denken erschlössen, als eine größere Fülle von Gegenständen innerhalb der für ihn erreichbaren Sphäre sich befindet, in dem Maße wird er selbst auch mehr verpflichtet, sittliche Anforderungen an sich selbst zu stellen, und man kann wohl hoffen, daß es gelingen werde, in dem Fortschreiten des Wissens auch zugleich ein Motiv höheren sittlichen Eifers, eine Quelle immer höheren Strebens nach Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue im Handeln zu finden. Das, verehrte Anwesende, ist meiner Meinung nach das Ziel, welchem sich zu nähern unsere Nation die größte Aussicht hat, das die Hoffnung, mit der die Naturforscher-Versammlung berechtigt ist, der neuen Zeit entgegenzugehen. Wenn es gelingt, unsere Methode zu der Methode der ganzen Nation zu machen, sie nicht bloß in immer größerer Ausdehnung den materiellen Arbeitsleistungen zu Grunde zu legen, sondern sie auch allmählich zu erheben zu der eigentlichen Maxime des Denkens, des sittlichen Handelns, so wird die wahre Einheit der Nation gewonnen sein."

Frankreich.

Journal d'un voyageur pendant la guerre, par Georges Sand.*)

Ce livre si riche en excellents jugements sur les Français, leur politique, leurs institutions etc., semble en même temps avoir pris

*) Wir veröffentlichen diese Kritik des in Paris in besonderem Abdruck erschienenen, früher in der R. d. d. M. in einzelnen Abschnitten publizirten Buches ausnahmsweise in französischer Sprache, weil wir die Absicht haben, der berühmten, ebensowenig Deutsch, als den deutschen Geist verstehenden Verfasserin diese Berichtigung eines kleinen Theiles ihrer beklagenswerthen Irrthümer zu übersenden. Man hat in Deutschland sehr oft den Genius der Frau v. Staël mit dem der Frau v. Dudevant, und nicht immer zum Nachtheile der Letzteren verglichen. Der Krieg von 1870—71, der so viele Illusionen in Bezug auf die civilisatorische Stellung der französischen Nation zerstörte, hat auch unwidersprechliche Beweise dafür geliefert, wie weit, ja wie himmelweit erhaben der edle, von deutschen Ideen begeisterte Genius der Verfasserin des Buches „De l'Allemagne" über den Feuergeist war, der das „Journal d'un voyageur pendant la guerre" concipirte.

D. R.

à tâche de répandre les notions les plus erronées, les plus absurdes sur les Allemands et les Prussiens en particulier. Il est donc un devoir sacré pour chacun qui se fait gloire d'appartenir à la noble race teutonique de protester à toute force contre les propos infamants, les viles calomnies que la presse française ne se lasse pas de fulminer contre nos braves soldats, qui n'ont pas commis d'autre crime que celui d'avoir trop vaillamment défendu le sol chéri de la patrie contre un agresseur impie. Oh, certes, la bande vénale de vos journalistes sait très-bien que tous ces beaux contes de la barbarie des ogres allemands sont entièrement dénués de fondement; mais comme c'est aujourd'hui la mode en France de dénigrer le vainqueur, de le combler d'invectives, de l'attaquer dans ce qui lui est plus sacré, plus cher que la vie même: sa probité et son honneur, vos écrivains éphémères ne rougissent pas de gratifier leurs lecteurs crédules, avides d'émotions, de longues énumérations de vols, de rapts, de meurtres imputés aux Allemands, bien qu'ils n'existent que dans l'imagination malade de ces pauvres scribes. — „Il vous faut du nouveau, n'en fût-il plus au monde.“ Cependant la magnanime Allemagne se contentait de répondre par un sourire de suprême mépris à ces mille coups d'épingles que la grande nation se plaisait à appliquer à son adversaire.

Mais du moment qu'un esprit d'élite, tel que le vôtre, Madame, un esprit qu'on s'était habitué à admirer et à vénérer, se laisse tellement aveugler par la haine qu'il perd son impartialité, du moment qu'il use sa plume inspirée à élargir le gouffre qui s'est ouvert entre deux nations voisines, à rallumer leurs dissensions, — la „patience“ proverbiale de nous autres Allemands cède à un juste et noble ressentiment. Oh, Madame, comment pouvez-vous être si grande et si petite en même temps? Grande et sublime quand il s'agit de consoler, de relever, de secourir votre peuple — petite et cruelle quand il s'agit d'infliger un coup mortel au vainqueur; alors vous ne reculez de rien, vous avez même recours aux moyens les plus perfides tels que mensonge et calomnie.

„A book may be amusing with numerous errors.“ Votre livre M^me^. ne doit et ne peut pas être amusant; avant tout il doit être vrai, afin que vos compatriotes puissent en profiter. „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.“

Pag. 20, vous dites: „L'Allemagne prend sa revanche de nos victoires.“ Vous traitez l'histoire bien à la légère. C'est la France au contraire qui ne nous pardonnait pas „Sadowa“. Si „l'intention de vouloir anéantir la France“ nous est venue, qui l'a fait surgir? Cette guerre, où nous nous défendions contre une agression inouie et injuste; certes on n'y pensait pas avant le mois de juillet. Aussi personne chez nous n'a dit: tuons, brûlons comme la bande de Korah a tué au Palatinat en 1664, en 1689 et plus tard partout ailleurs où elle se trouvait précisément. Nous ne voulions pas du „talion“.

„La faute d'un prince aveugle sert de prétexte à l'Allemagne.“ Croyez-vous éffectivement que Napoléon seul ait causé cette guerre? (Mon Dieu, pour lui elle était son „ultima ratio.“) Vous qui connaissez mieux que toute autre Française l'histoire de votre temps, vous savez bien que le mobile de cette guerre est à chercher ailleurs et plus loin. Ne nous faites pas accroire que vous n'êtes pas frappée de toutes les coïncidences extraordinaires qui se présentent en ce moment aux esprits éclairés et contemplatifs!:

Il y a plus de vingt ans on pouvait voir partout une gravure représentant un petit coq à terre et un aigle volant vers le soleil avec l'inscription suivante:

„Fleuch Adler auf zur Sonne frei
Und fürchte nicht des kleinen Thiers Geschrei!“

M. Thiers votait alors et criait très-haut et d'un ton très-provoquant: il nous faut le Rhin, il nous le faut absolument. Au bout d'une autre dizaine d'années ce même M. Thiers votait et criait pour la fortification de Paris. Si l'on fait d'une grande capitale une forteresse, il faut s'apprêter et s'attendre à la voir bloquée et bombardée un jour, dusse-t-elle renfermer les plus grands trésors de l'art et de l'industrie. Aujourd'hui M. Thiers a voté pour la paix. Et quoi, cette guerre vous semble-t-elle toujours la suite ou d'une faute d'un prince aveugle, ou du désir de l'Allemagne avide de se venger?

Pag. 30. „Cette guerre-ci particulièrement est brutale, sans âme“ etc. „Ce peuple positif a supprimé jusqu'à nouvel ordre la chimère de l'humanité. Il a consacré dix ans à fondre des canons.“ Je ne sais pas, M^me^., combien de temps on a mis à construire la mitrailleuse; ce qui est sûr, c'est que l'armée allemande n'en avait pas, et que vos chassepots étaient de beaucoup préférables à nos armes.

Pag. 40. „Guillaume continue en ce moment la partie que Napoléon vient de perdre!“ Du tout, c'est impossible! Le roi ne gouverne pas un peuple qui „marche à la tête de la civilisation“ où chacun veut tenir le premier rôle. En aucun temps, ni vaincu ni vainqueur, le peuple allemand n'a montré un tel égarement que le vôtre, à la face duquel pouvait s'accomplir le martyre d'un jeune enfant né sur le trône, cette nation dont la devise était toujours: liberté, générosité, héroisme (*„wha's a name!“*) et dans laquelle ne se trouvaient pourtant pas assez d'hommes pour protéger ce pauvre être innocent contre la brutalité d'un cordonnier. Non, Guillaume „n'arrivera pas à cette ivresse fatale qui marque la fin des empires“. Son peuple, „brutal, barbare et automate“ qui savait rester fidèle même du temps de la plus grande détresse de la patrie, quand Napoleon I. écrasait la Prusse sous son pied de fer; ce peuple qui respectait et aimait son roi fuyant, comme il aime et respecte aujourd'hui son roi vainqueur, ce peuple qui ne souillait, qui n'avilissait pas ses généraux après leurs défaites, qui ne crie pas aujourd'hui *„vivat“* et demain *„pereat“* au même homme, ce peuple, qui n'est pas „la grande nation“ ne peut pas être „trompé, corrompu, et désarmé“.

Pag. 116. „Chaque officier de cette armée est un industriel de grande route, qui emballe des pianos et des pendules à l'adresse de sa famille attendrie.“ L'avez-vous vu? avez-vous fait l'enquête? Vous savez bien quelle peine on a eu de faire venir les munitions et les vivres malgré notre administration exquise, et vous pouvez croire qu'on ait eu le temps de charger les chemins de pianos et de pendules? On a peut-être chauffé avec des pianos, faute de combustible et parce-que vos villas et vos châteaux étaient lâchement délaissés. „A la guerre comme à la guerre.“ Là où les habitants sont restés dans leurs maisons on n'a touché à rien. Encore pag. 116. „Nous ne savons plus obéir à la fantaisie belliqueuse de nos princes.“ Votre peuple s'est battu et ira se battre en Afrique, en Espagne, en Italie, au Mexique, à Paris *cerné* par l'ennemi, il se battra toujours à la fantaisie d'un prince, d'un président, d'un avocat, en un mot à la fantaisie de qui que ce soit. „Nous avons encore l'élan du courage“ (oui, le courage de démolir les chemins de fer au moment où le train de l'ambulance va venir avec des centaines de blessés!). „Prenez-nous corps à corps et vous verrez“ (comme nous fuyons!).

Je voudrais bien savoir de quel idéal l'âme française est éprise? est-ce l'ambition? D'où vous vient donc le courage de parler toujours de civilisation? Est-ce peut-être ce qui se passe dans ce moment — où on n'est pas en guerre — à Lyon?

Pag. 118. „Encore un siècle, et vous serez honteux d'avoir servi de marche-pied à l'ambition personnelle.“

Combien de fois doit-on donc répéter que cette guerre n'était pas une guerre dynastique, que c'était une guerre défensive d'une nation saine, florissante et paisible contre une nation provoquante, perfide, déloyale et en décadence.

Pag. 119. „Quelle belle campagne vous avez faite contre un peuple que de longue date vous saviez hors d'état de se défendre.“

D'où vient que vous ne le saviez pas vous-même? „Pauvre Allemagne des savants! Quelle chute, quelle honte!“ Oui pauvre Allemagne! tu n'as pas cessé de vaincre. Tu n'as pas dit après tes premières victoires, après la capitulation de Sédan: „Belle France, je te remercie que tu m'aies donné l'occasion de faire tuer par tes projectiles quelques milliers d'hommes, d'avoir pu répandre le sang de mes braves de tous rangs, prends ce que tu a voulu: les provinces rhénanes, arrange-toi avec tes Napoléonides, tes Orléanistes, tes Bourbons, tes Gambettas etc. et si tes menus plaisirs en Afrique, au Mexique, le permettent, attaque nous de nouveau.

Pag. 121. „On dit qu'ils ne sont pas tous méchants ou cupides“ — ici qu'il me soit permis de faire allusion au 3½ millions en argent comptant que les Français „idéalistes“ ont contribué sous peine de mort en Alsace et Lorraine dans les deux premières années de la république — „que les vrais Allemands ne le sont même pas du tout, et demandent qu'on ne les confonde pas avec les Prussiens, tous voleurs.“ Est ce vraiment Georges Sand qui écrit cela? „*O what a noble mind is here o'erthrown*!“ Belle France que vas-tu devenir si tes meilleurs esprits redisent de telles — si ce n'était pas contre la politesse nous dirions — bêtises. „Les Prussiens tous voleurs“, les propros se juge de soi-même, il est tout simplement ridicule. D'autre part vous nous accusez „d'avoir trop d'ordre“. Où il y a de l'ordre il y a de la probité. Non, Madame, (pag. 122) votre robe ne fera pas son temps sur les épaules d'une allemande. Portez-la tranquillement. Si nos voleurs prussiens s'étaient avancés jusqu'à Nohant et si on leur avait dit: voilà la demeure de Georges Sand, chacun de ces brigands barbares aurait respecté le domicile de l'illustre écrivain. Si, au contraire — et Dieu nous en préserve pour toujours — vos compatriotes „épris d'idéal“ étaient venus comme vainqueurs chez nous et par hasard devant une maison où il se trouvait écrit „**hier wohnt Berthold Auerbach**“ ils ne l'auraient pas respectée du tout. Premièrement parcequ'ils ne savent pas lire, moins encore l'allemand, et puis parcequ'ils ignorent ce que c'est que Berthold Auerbach. Ils marcheraient tout simplement, à la tête de la civilisation, vers la maison — pour la démolir.

Pag. 162: „La république serait donc un parti, rien de plus qu'un parti, ce n'est donc pas un idéal, une philosophie, une réligion? En France où l'ambition personnelle prévaut à toute autre chose, où chacun se croit apte à l'emploi le plus haut, la république ne sera jamais qu'un parti, ne sera jamais de longue durée „— und dennoch lernen die Einen nicht, daß es ein Unsinn und ein Frevel ist, unsern von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln zu wollen — —“ (Dahlmann).

Pag. 229. „Pourquoi les journaux allemands reproduisent-ils avec enthusiasme ce que le roi dit à la reine?“ Parceque cela est dit en même temps pour le peuple entier. „Les rois sont si pieux! Ils remercient Dieu si humblement de tout le sang qu'ils font répandre etc.“ Oh oui, l'empereur Guillaume peut remercier Dieu de ce qu'il n'a point à se reprocher cette guerre. „*Brusquez le roi*“, dépêche de Grammont à Benedetti, retentit encore dans tous les coeurs.

Pag. 233. „Les soldats que les blessures ou les maladies, *(ou la peur?)* nous ramènent nous disent que le Prussien en personne n'est pas solide et ne leur cause aucune crainte. On court sur lui sans armes, il se laisse prendre armé.“ Le chiffre de prisonniers français *350,000* faits pendant cette guerre donne réponse à cette assertion. Qui veut, qui peut-on tromper ici? Les mêmes Prussiens ont emporté d'assaut les monts de Spichern, en gravissant les flancs escarpés sous la pluie des projectiles français, sans tirer un seul coup avant d'être sur la hauteur. C'est un fait authentique.

Pag. 258. „L'Allemand est positif“ etc.

L'Allemand, l'homme de coeur, reconnu comme le plus profond, le plus sensible, le plus fidèle des hommes, l'Allemand qui ne vit que pour sa famille, voudrait se consoler „de la perte d'un frère, d'un fils“ en recevant une „pendule“! Cet égarement va trop loin, c'est de la blasphémie! Vous vous dégradez, M^me^. en dégradant l'ennemi. „Les mauvais moyens ne conduisent jamais qu'à une mauvaise fin“, vous le dites vous-même. Ce n'est pas le „Kruppisme“, c'est le maître d'école allemand qui vous a vaincu. Si vous voulez que votre peuple se rélève, que la France ne devienne pas une „Pologne“, aidez-la à s'instruire. Serrez les rangs et méfiez-vous de vos prêtres. Voilà vos véritables ennemis, contre eux tournez votre plume. Tant que vos colléges, vos lycées resteront sous la direction du clergé, tant que vos Duruys seront forcés de céder à vos Dupanloups, vous ne reprendrez jamais la place que vous vous imaginiez d'occuper encore hier. Faites l'éducation de vos filles à la manière allemande. Au lieu de les envoyer dans les couvents, envoyez-les dans nos familles; elles peuvent beaucoup y profiter. Comment veut-on juger un peuple dont on ne connait pas même la langue? Si vos enfants reçoivent la même instruction que les nôtres, si on les habitue à penser et à travailler, non pas à s'amuser seulement, peut-être qu'alors l'alliance des grandes nations de l'Europe se fera, peut-être qu'alors nous dirons:

„Soyons amis, Cinna.“

Holland.

Geflügelte Worte in holländischem Gewande.*)

Vor mir liegt ein Büchlein von 275 Seiten. Auf dem Titelblatt schweben Schlagwörter wie: Ehret die Frauen, time is money, le style c'est l'homme, sapienti sat, jedes zwischen zwei Flügeln, wahrscheinlich Elsterflügeln, luftig um den in der Mitte angebrachten holländischen Titel: Gevleugelde woorden, zu deutsch: Geflügelte Worte. Für Jemanden, der, wie ich, unter die Schriftsteller gerathen ist, er weiß nicht wie, ist es höchst schmeichelhaft, einen von ihm im Jahre 1864 zuerst in einem eingeschränkten Sinne gebrauchten Ausdruck nun bereits verholländert zu sehen, obwohl es in der Vorrede mit Umgehung meiner Autorschaft nur heißt: „Solchen Worten und Citaten hat man in letzter Zeit den Namen „Geflügelte Worte“ gegeben, da man sie als Vögel ansieht, die dann und wann angeflogen kommen, ohne daß man recht weiß, woher sie kommen oder was sie eigentlich wollen.“

Ist der Titel nun schon schmeichelhaft für mich, so ist es noch mehr der Inhalt; denn in dem ersten Kapitel, Citate aus dem Französischen, ist der erste Artikel: Revenons à nos moutons wörtlich aus meinem Büchlein „Geflügelte Worte“ übersetzt, der zweite plus bon (statt meilleur) que sa réputation, der dritte, briller par son absence, der vierte, le style c'est l'homme, danach bearbeitet; nachdem darauf viel aus l'Esprit des autres, jenem hübschen Buche E. Fournier's, dessen nie namentliche Erwähnung geschieht, abgeschrieben wird, widerfährt mir dann die Ehre, den Stoff für die Worte: Il n'y a pas de héros pour son valet de chambre, tant de bruit pour une omelette, après moi le déluge, la parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée, du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas u. s. w., gewöhnlich in wörtlicher

*) Gevleugelde woorden, gesammelt von H. Frijlink. Amsterdam, im Verlage von Abraham Frijlink.

Uebersetzung aus meinem Buche, zu liefern. Das zweite Kapitel, Citate aus dem Hochdeutschen, ist eine getreue, wenn auch zuweilen gekürzte und mit einigen unbedeutenden Abänderungen versehene Uebersetzung des entsprechenden Abschnitts meines Buchs; sogar Stellen, die ich, als überflüssig und oberflächlich, gestrichen habe, wie z. B. eine auf Seite 11 der dritten Auflage, finde ich wörtlich auf Seite 41 des holländischen Buches wieder; selbst der Druckfehler der vierten Auflage: „Was die Schöpfung (statt Schickung) schickt, ertrage", ist respektirt.

Während der die hochdeutschen Citate behandelnde, mir entwendete, Abschnitt des holländischen Buchs 50 Seiten umfaßt, ist der folgende, welcher die holländischen Citate enthält und der einzige ist, bei dem von selbständiger Arbeit des Verfassers H. Frijlink die Rede sein kann, auf zwölf Seiten abgethan. Sieben Seiten davon sind mit Worten gefüllt, die, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, ehemals aus dem Dichter van Vondel citirt wurden, aber nicht mehr citirt werden; dann werden noch elf Worte erwähnt, unter denen drei als sprichwörtlich gewissermaßen zurückgenommen werden, so daß eine dürftige Auslese von acht geflügelten Worten übrig bleibt, von denen der Verfasser zwei auf ihre Quellen zurückzuführen vermag. Ist der Antheil, den das holländische Volk an seiner Literatur nimmt, wirklich so gering, wie es aus dieser Citaten-Armseligkeit hervorzugehen scheint? oder ist diese Armseligkeit in das Schuldbuch des Verfassers zu schreiben, der, nicht bloß ganze Sammlungen, sondern auch ihre Anordnung und Einkleidung sich annektirend, es in Armseligkeit mit Jedwedem aufzunehmen scheint?

Der nächste Abschnitt, Citate aus dem Englischen, ist aus den vielen Citaten-Sammlungen, an denen die englische Literatur überreich ist, mit Hülfe der englischen Zeitschrift: Notes and Queries und der französischen, l'Intermédiaire zusammengestoppelt. Der Artikel Hell is paved with good intentions, time is money, trotz alledem und alledem, mearures, not men sind aus meinem Buche entlehnt, der Artikel man wants but little here below nor wants that little long fast wörtlich nach meiner zweiten Auflage übersetzt.

Sehr stolz kann ich dann wiederum darauf sein, daß meine Abschnitte „Italiänische Citate" und „Griechische Citate" wörtlich, höchstens mit einigen Weglassungen, übersetzt sind. Daß auch in den lateinischen Citaten Vieles von mir abgeschrieben ist, wie unter andern: Oderint dum metuant, mundus vult decipi, tres faciunt collegium, ist abermals sehr schmeichelhaft. Hier ist ebenfalls ein Druckfehler der vierten Auflage infandum statt infandum respektirt.

Auch das erfreut nicht wenig, wenn der Verfasser in seiner schon erwähnten Armseligkeit den letzten Abschnitt seines Buchs, Citate aus der Bibel, einleitet, wie ich sie einleite und schließt, wie ich sie schließe, und außerdem das Meiste, womit er diesen Abschnitt füllt, wörtlich aus meinem Buche übersetzt.

In der Vorrede wird Herrn J. van der Leeuw, Prädikant in Wormen und Herrn H. Tiedeman in Amsterdam, dem ersteren für die Vermehrung der Citate aus der Bibel, dem letzteren für seine Verdienste um die Citate aus fremden Sprachen Dank dargebracht; auch derjenigen ausländischen Autoren wird, ohne Nennung des Namens, gedacht, die Herr H. Frijlink „zu Rath gezogen", wie er sich ausdrückt; zu Rath ziehen und wegnehmen ist aber zweierlei.

Daß Herr van der Leeuw, ein frommer Mann, gewußt haben sollte, zu welchem Machwerk er seine Hände bietet, ist kaum anzunehmen; Herr H. Tiedeman (Redacteur der Zeitschrift Onze Eeuw, unser Jahrhundert), mit dem ich seit Jahren in Briefwechsel stehe, wußte es; denn er schreibt mir in seinem letzten Briefe vom 19. August 1871: „Hier ist der Ausdruck „Geflügelte Worte" bereits eingebürgert, namentlich durch das Buch des Herrn Frijlink, das aber leider nur ein Abklatsch Ihrer Publication ist."

Daß der Verleger Abraham Frijlink ein solches Buch verlegt, darüber läßt sich kein Wort verlieren, als eins, ein geflügeltes: „'s Geschäft bringt's mal so mit sich"; daß aber Herr H. Frijlink, Uebersetzer des Goethe'schen Faust und verschiedener Lieder von Bürger, Schiller und Goethe, einen solchen Mißbrauch mit dem sauren Schweiß und der geistigen, mühevollen Arbeit Anderer zu treiben vermag, das verdient an's Licht gezogen zu werden, und alle anständigen Schriftsteller Deutschlands werden mir gewiß nicht nur nicht verargen, daß ich ein solches Verfahren an die Oeffentlichkeit bringe, sondern auch auf meiner Seite stehen.

Herrn H. Frijlink's „Faust" ist in zweiter Auflage, seine Lieder aus Bürger, Schiller, Goethe sind in dritter, vermehrter Ausgabe erschienen; wahrscheinlich werden bei solchen Erfolgen auch die holländischen „geflügelten Worte" bald eine zweite Auflage erleben; ich empfehle ihm für dieselbe die bis jetzt von ihm merkwürdigerweise übergangenen und doch aus meinem Buche so leicht entlehnbaren Citate, das Aesopische „Sich mit fremden Federn schmücken" und das Virgilische „Sic vos non vobis", wogegen ich ihm verspreche, falls mir die Gunst des Schicksals eine siebente Auflage meiner „Geflügelten Worte" zu Theil werden läßt, in der Vorrede dazu seiner würdigst zu gedenken.

Georg Büchmann.

Palästina.

Ein Ausflug in's Gelobte Land.

Bei der Beurtheilung einer literarischen Arbeit gilt es als erste Regel des Wohlanstandes und der Unparteilichkeit, die Person des Verfassers gänzlich aus dem Spiele zu lassen und sich ganz und ausschließlich an seine Arbeit zu halten. Wie oft im Guten, wie im Bösen gegen dieses Gesetz gesündigt wird, wollen wir hier ebenso wenig erörtern wie wir die Gründe untersuchen wollen, durch welche die Versuchung, persönlich zu werden, oft in sehr großer Stärke an den Kritiker herantritt, wir wollen nur bemerken, daß bei der Beurtheilung des Buches, welches die Grundlage für die hier gebotene Arbeit geliefert, es fast unmöglich war, von der Persönlichkeit des Verfassers abzusehen, da dieselbe einen sehr breiten Raum in den Reisebildern aus dem Orient*) beansprucht. Herr Dalton ist ein sehr geschätzter Prediger der deutschen Gemeinde in St. Petersburg und hat seinen Ausflug nach dem Gelobten Lande in dem blühenden Style eines beliebten Kanzelredners beschrieben, aber Alles, was er gesehen, nur von Einem Standpunkte aus, wir möchten ihn den „christlich romantischen" nennen, aufgefaßt.

Das Buch ist der Gattin des Verfassers gewidmet und macht in seiner ganzen Anordnung den Eindruck, als sei es vorzugsweise auf einen weiblichen Leserkreis berechnet. Die Reise wurde, nach Herrn Dalton's eigenem Geständniß, in sehr kurzer Zeit

*) Reisebilder aus dem Orient von Hermann Dalton. St. Petersburg, Verlag der Kaiserl. Hofbuchhandlung von H. Schmitzdorff (Karl Röttger), 1871.

zurückgelegt. „Man reist ja jetzt rasch", sagt er. „Was würden unsere Väter dazu gesagt haben, wenn man ihnen erzählt hätte, daß man heute noch in den Straßen Wiens spazieren gegangen, und vierzehn Tage später schon von einem mehrtägigen Ausfluge an das Todte Meer nach Jerusalem zurückgekehrt sei? Mittwoch in der Frühe sah ich noch auf afrikanischem Boden an der Mündung der Nilarme die glühende Sonne über dem Meere heraufkommen, und den folgenden Dienstag schon begrüßte ich, trotzdem widrige Winde die Seefahrt um vierzehn Stunden verlängert, die Morgenröthe hoch oben in den Alpen Graubündens und in den frischen Thälern von St. Moritz. Es gilt, die kurz gemessene Frist auszubeuten, nicht nur durch starke Beschränkung der Ruhe und durch Willigkeit, ermüdende Strapazen gern auf sich zu nehmen, mehr noch durch zweckmäßige Vorbereitung auf die Reise und zweckmäßige Ausbeutung der gewonnenen Resultate. Die Reise selbst nimmt dann nur den kleineren Theil der Zeit in Anspruch, wie die Aufnahme eines Lichtbildes. Mehr Arbeit erfordert die Zubereitung der Glasplatte und die Fixirung des gewonnenen Bildes."

Wir können uns mit dieser Anschauung vom Reisen im Allgemeinen nicht ganz einverstanden erklären. In dem vorliegenden Falle, wo der Besuch Länderstrecken gilt, deren höchstes Interesse in der Vergangenheit liegt, wo kein frisch pulsirendes Leben täglich Neues hervorsprossen läßt, mag es angehen, und wir können Herrn Dalton das Zeugniß geben, daß er seine Zeit in der That vortrefflich benutzt und, wie er uns durch die Blicke, die er uns in seine „Dunkelkammer" zu thun gestattet — so nennt er nämlich die in einem Anhange beigegebenen Anmerkungen und Notizen — sich durch ein gründliches Studium älterer und neuerer Werke darauf vorbereitet hat. Aber wie viele Reisende vermöchten ihrem Körper die Anstrengungen zuzumuthen, die Herr Dalton dem seinigen bieten zu dürfen scheint? Und wer vermöchte Land und Leute, Sitten und Gebräuche in einem civilisirten Lande mit solcher Schnelligkeit zu durchdringen, da dort das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben mit einem gewissen Firniß einer der ganzen gebildeten Welt gemeinsamen Kultur überzogen ist? Es bedarf da doch wirklich eines längeren Aufenthaltes im Lande, eines tieferen Eindringens in das Leben der einzelnen Volksschichten, wenn man mit eigenen Augen sehen und nicht bloß durch die Brille Derer blicken will, die vor uns gereist und geschildert und — sich möglicherweise auch auf Vorgänger verlassen haben.

Indeß Herr Dalton hat mit eigenen Augen gesehen, und er schildert gut und fesselnd. Jerusalem, Bethlehem, Capernaum, Tiberias, das Todte Meer, der See Genezareth, der Jordan, das Grab des Heilandes, wie das der Rahel, die Klagemauer der Israeliten und Golgatha, alle jene Stätten, welche hohe Bedeutung haben für die Bekenner des Christenthums, wie des Judenthums, die auch der Muhamedaner mit frommer Scheu verehrt und zu denen der, welcher längst jede positive Religion von sich abgethan, mit warmem Interesse schaut als den ältesten Denkmälern in der Kulturgeschichte der Menschheit, alle diese Orte werden mit hoher Beredtsamkeit geschildert wie sie jetzt sind; in wunderbarer Farbenpracht läßt der Verfasser sie vor uns auferstehen wie sie waren und im Gedächtniß der Menschheit ewiglich währen.

Der Verfasser verläßt den eigentlich heiligen Boden, doch müssen wir auch Damaskus, wo sich die Bekehrung des „Saulus" vollzog, wohl noch dazu rechnen, denn hier verweilt Herr Dalton vierundzwanzig Stunden und findet Zeit, nicht nur den Spuren des Apostels Paulus nachzugehen, sondern auch die Bazare, einen Sklavenmarkt, das Wohnhaus einer wohlhabenden Familie, eine von englischen Missionären errichtete Mädchenschule zu besuchen und mit der im Gasthause befindlichen Gesellschaft, unter der sich die jetzt verstorbene Miß Thomson mit zwei Lehrerinnen befindet, ernste religiöse Gespräche zu führen.

Ein interessantes, aber recht düsteres Kulturgemälde ist das Bild, welches der Verfasser von der Geburtstagsfeier des Propheten in Cairo und den dabei zu Tage tretenden wahrhaft scheußlichen Ausgeburten eines religiösen Fanatismus giebt. Gern und mit Staunen über seine Willenskraft und Leistungsfähigkeit folgen wir ihm auf und in die Pyramide und lassen an unserm geistigen Auge in raschem Fluge vier Jahrtausende vorüberziehen — vier Jahrtausende, die jene von der Natur so reich gesegneten Landstriche so wenig gefördert haben, welche die einstige „Kornkammer" zur Einöde machten, den Sitz uraltester Kultur in Aberglauben und Barbarei zurücksinken ließen.

Herr Dalton findet den Grund für alle diese Uebel sehr richtig in der Herrschaft des Islam, dieser eisernen Schranke für jeden Fortschritt, diesem Centnergewicht, das auf den armen geknechteten Völkern lastet und sie zu Boden drückt; aber er scheint der Frage doch nicht gern ganz nahe treten zu wollen, in welcher Weise hier wohl Heilung und Abhülfe zu schaffen wäre. Das Buch ist in Rußland erschienen, und da ist dieses Thema immerhin ein sehr heikles; denn man ist dort wohl kaum geneigt, die „orientalische Frage" als die eminente Kulturfrage aufzufassen, die sie in der That ist. Alle europäischen Großmächte sollten gemeinschaftlich an der Lösung derselben arbeiten, dann würde sie nicht länger als drohendes Gespenst am Horizonte stehen; aber so lange es sich um den Besitz des türkischen Reiches, nicht um Sein oder Nichtsein des Islam handelt, werden alle diplomatischen Interventionen, alle scheinbaren Reformen, alle Missionsthätigkeit keine Abhülfe schaffen.

Daß es mit der Missionsthätigkeit dem Islam gegenüber sehr mißlich stehe, fühlt Herr Dalton denn auch, und das sehr umfassende Kapitel, welches er der evangelischen Missionsthätigkeit im Gelobten Lande widmet, handelt hauptsächlich von dem Wirken der deutschen, englischen und amerikanischen Mission unter den eigenen verkommenen Glaubensgenossen, ganz besonders aber unter den Juden. Die Juden-Mission scheint er für die höchste Aufgabe des evangelischen Christen, für das höchste Ziel seines Strebens zu halten. Wahrhaft rührend ist es, wie er sein von Liebe überfließendes Herz dem armen verirrten Volke zuwendet und es auf den Weg des Heils führen will. Und nicht bloß in geistiger Beziehung, auch in materieller wird den Schafen, die man zur Heerde zu führen sucht, gar viel geboten, und zu verwundern ist es, daß die Resultate trotz alledem doch so geringe sind; aber auch darüber weiß sich Herr Dalton zu trösten. „Man rechnet die Zahl der jährlichen Taufen auf sieben bis neun", sagt er, „aber doch ist die mühevolle, opferungsschwere Arbeit nicht vergebens; mittelbar oder unmittelbar wird sie den trostlos verkommenen Juden des Landes zum Segen. Erst in Folge der großartigen Anstrengungen von Seiten der Christen haben sich nun auch die reichen Juden in der ganzen Welt aufgemacht, nicht bloß ein fast überreiches Almosen den Stammgenossen in der Bundesstadt zufließen zu lassen, sondern auch durch Gründung von mancherlei wohlthätigen Anstalten dem gefahrdrohenden Einflusse, den die barmherzige Liebe der Christen ausgeübt, vorzubeugen."

So sehr gefahrdrohend für das Judenthum ist dieser Einfluß nach dem eigenen Geständniß des Herrn Dalton ja noch nicht gewesen, und er ist wahrlich der Erste, welcher den Juden

vorwirft, es an werkthätiger Liebe gegen ihre Glaubensgenossen fehlen zu lassen. Mag man sie mancher Schwäche, manches Fehlers zeihen, diese Tugend wird sogar von Denen anerkannt, die sie hassen und verfolgt haben.

Die „Reisebilder aus dem Orient" werden gewiß für Viele eine angenehme, interessante Lectüre sein; einen ungleich höheren Werth für die gebildete Welt würden sie aber haben, wenn sie mehr vom allgemein menschlichen Standpunkt aufgefaßt wären, da das Buch ja kein religiöses, sondern ein kulturgeschichtliches sein soll. J. H.

Nord-Amerika.

Wanderbuch eines Ingenieurs.

II.

In den Vereinigten Staaten.

Nachdem aus den im ersten Artikel angedeuteten Gründen die so glänzend begonnene Kultivirung Aegyptens für jetzt gescheitert, wandte sich Herr Eyth wieder nach England zurück und wurde von derselben Firma (J. Fowler), die mit ihren großartigen Unternehmungen schon fast die ganze Welt umspannt hat, nach Amerika gesandt. Auch von hier sind die Berichte äußerst fesselnd, anregend und lehrreich, und da der Raum dieser Blätter größere Auszüge verbietet, so begnügen wir uns mit einigen herausgegriffenen Inhalts-Angaben: Halifax und Boston. Newyork. Nach und in Buffalo. Niagarafall. Erstes Experiment der Seilschiffahrt. Amerikanische Eisenbahnen. Die Mammuthhöhle in Kentucky. Ausstellung in Neu-Orleans. Die Sklavenfrage. Nach Missouri und St. Louis. Kabelschiffahrt. **Patent-Office in Washington** rc.

Aus Buffalo 17. April 1867 schreibt der Verf.: „Der Niagara rauscht in der Nähe, wird aber von dem Dollar-Gelispel der Yankees übertönt, das mir den ganzen Tag über in den Ohren summt. . . . . Das ist ein Wogen und Treiben, Drängen und Wachsen, wie es in der alten Welt rein unbegreiflich erscheint. Aber es ist Alles, Alles nur Materie, nur Stoffwechsel; der Geist in dem Riesenjungen will leider gar nicht Schritt halten mit der strotzenden Entwickelung seiner Glieder! Und die äußere Natur selbst, die in der alten Welt mitten im ernstgeschäftigen Treiben der Menge an ihrer träumerisch poetischen Tradition festhält und den Frühling begrüßt und mit dem Herbste trauert, scheint hier den Kampf gegen den trockensten Realismus vorweg aufgegeben zu haben und sieht vom Golf von Mexiko bis an den Erie, von den Alleghanis bis an die Felsenberge so verzweifelt geschäftsmäßig langweilig, Wälschkorn und Bohnen produzirend aus, daß man's dem Geschlecht, das auf diesem Grund und Boden aufwächst, kaum verargen kann, wenn Geborenwerden, Geldmachen und Sterben ihre ganze Geschichte bildet." — Ueberhaupt sind die Eindrücke, die die sogenannte neue Welt auf unsern Reisenden macht, bei weitem trüber und deprimirender, als die der sogenannten absterbenden afrikanischen. „Eine so bodenlose, schamlose, alle Zweige des Lebens durchdringende Corruption", schreibt er aus Newyork 1867, „wie sie ein republikanisches Regierungssystem zur Entwickelung bringt, habe ich wirklich in der menschlichen Spezies nicht für möglich gehalten. Und was das Schlagende an der Sache ist: — je republikanischer, je allgemein stimmrechtlicher, um so scheußlicher ist das Resultat der Selbstregierung. Pennsylvanien ist republikanisch — sehr! — aber doch mit gewissen Beschränkungen, und die Interessen des Staates sind in den Händen der Kanal- und Eisenbahn-Compagnien, die das Publikum tyrannisiren. Der Staat Newyork ist noch republikanischer, und die Regierung ist in den Händen von ein paar Politikern und Schreiern, welche Publikum, Kanäle und Eisenbahnen bestehlen, wie die gemeinsten Spitzbuben. Newyork (Stadt) ist republikanisch bis zur letzten Gränze der Möglichkeit, und der letzte Congreßmann, den die Stadt nach Washington schickte, ist buchstäblich ein versoffener Spieler, — von der innern Verwaltung gar nicht zu sprechen. „„Freiheit, die ich meine!""

„All die bunten Charakterfarben, die von allen Nationen der Erde in diesen kolossalen Topf geworfen werden, lösen sich nach wenigen Jahren auf in dem trüben gelblichen Grau. Nichts bleibt original, nichts individuell, und der erste und eigenthümlichste Charakterzug des eigentlichen fertigen Yankees ist die Abwesenheit von allem und jedem Charakterzug. Was er thut und denkt, ist Zweck. Des Menschen Leib und Seele sind eine kombinirte Maschine zur Gewinnung von Wälschkorn, Eisenbahn-Actien und Geld. Jeder hat genau dasselbe Ziel, jeder dieselben Mittel. Die Spuren von einer andern Welt von Gedanken, die hier und da auftauchen, sind alle importirt, und wenn sie je in dem seichten Boden Wurzel fassen, sind sie nach wenigen Wochen von dem grauen Staub des amerikanischen Lebens bis zur Unkenntlichkeit entstellt."

Den Anhang des zweiten Theils bildet eine kurze Abhandlung: „Geschichtliche Entwickelung des Dampfpflugs", die außerordentlich interessant ist. Die Frage zwar, wie es kommt, daß der Dampfpflug sich eher in Afrika, Amerika und wahrscheinlich demnächst auch in Ostindien einzubürgern vermochte, als in Deutschland, diese Frage, die Ref. schon vor Jahren in England vielfach aufwerfen hörte, findet hier keine genügende Beantwortung; vielleicht trägt aber die kleine Abhandlung dazu bei, die Schranken wegzuräumen, die seiner Einführung bei uns bisher noch entgegenstanden.

Dem rastlosen Wanderer aber wünschen wir von Herzen, sein Weg möge ihn auch noch in die übrigen Welttheile führen und uns die Freude zu Theil werden, über Menschen und Dinge ein freies, frisches, furchtloses und doch nicht liebloses Urtheil zu vernehmen. To call a spade a spade, wie die Engländer sagen, d. h. die Dinge einfach beim rechten Namen zu nennen, dazu gehört eben eine Vereinigung von Talent und Charakter, wie sie nicht allzu häufig angetroffen wird. M. St.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur vergleichenden Rechtswissenschaft.*)

Seit um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Montesquieu durch sein berühmtes Werk über den Geist der Gesetze den ersten Grundstein zu einer vergleichenden Betrachtung der unter den verschiedenen Völkern herrschenden Rechtsnormen gelegt hat, erfaßten deutsche sowie französische gelehrte Juristen

*) Dr. Leopold Auerbach: Das jüdische Obligationenrecht nach den Quellen und mit besonderer Berücksichtigung des römischen und deutschen Rechts systematisch dargestellt. I. Band. Berlin, Carl Heymann, 1870.

den großen Gedanken, den wissenschaftlichen Riesenbau einer universalhistorischen oder weltgeschichtlichen Rechtsentwickelung zu errichten und der allmählichen Vollendung entgegen zu führen. Von dem römischen Rechte den Ausgangspunkt nehmend, versuchte man Wanderungen und Ausflüge in die Rechtsgebiete der verschiedenen orientalischen Völker zu unternehmen, um deren Ergebnisse als Bausteine in das große Ganze der Universal-Rechtsgeschichte alsdann einzufügen. So brachte uns auch die jüngste Zeit einen rühmlichen Beitrag zur Kenntniß des Moslemitischen Obligationenrechts von dem gelehrten holländischen Juristen L. van den Berg, in dessen Schrift: De contractu „do ut des“ jure Mahommedano, Leyden 1868. Daß hierbei auch das jüdische Recht keineswegs die letzte und kleinste Stelle einnehmen durfte, ist selbstverständlich, denn es betheiligte sich an demselben nicht bloß das juristische, sondern auch das theologische Interesse. Bekannt sind die hierauf bezüglichen Werke von Michaelis, Saalschütz, Salvador, Pastoret, und Hennequin, welche hauptsächlich das Mosaische Recht zum Gegenstand ihrer Darstellungen machten, dagegen das thalmudische Recht theils gar nicht, theils in höchst dürftiger Weise behandelten, aus dem einfachen natürlichen Grunde, weil es ihnen versagt war, aus den reichen, frischen Quellen des thalmudischen Rechts unmittelbar zu schöpfen. Die erste ausführlichere Darstellung des gesammten jüdischen (mosaisch-rabbinischen) Civilrechts brachte das Werk von H. B. Fassel in Groß-Kanischa, welches, mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, 1852—54 in zwei Bänden erschienen ist. Außerdem sind einzelne Theile des jüdischen Rechts in Monographieen von Bodenheimer und Z. Frankel bearbeitet worden.

Wenn wir auch das Verdienst all' der genannten Vorarbeiten gebührend anerkennen wollen, so dürfen wir doch andererseits es nicht verhehlen, daß der daraus erwachsene Gewinn für die Wissenschaft, es sei die juridische oder die thalmudische, als ein verhältnißmäßig nur geringer bezeichnet werden muß. Der Grund davon liegt nicht sowohl in der innern Schwierigkeit der Sache selbst, als vielmehr in einem äußern Umstande. Wer nämlich an die Aufgabe einer wissenschaftlichen Bearbeitung des jüdischen Rechts, herantritt, der hat vor Allem zwei wesentliche Vorbedingungen zu erfüllen: er muß erstens eine tüchtige allgemeine juridische Bildung, besonders gute Kenntniß des römischen Rechts sich angeeignet haben; dazu muß zweitens eine innige Vertrautheit mit den jüdischen Rechtsquellen in ihrem ganzen Umfange, d. i. mit dem Thalmud und dessen klassischen Glossatoren und Decisoren, hinzukommen. Der pure Thalmudist würde hier ebenso wenig als der bloße Jurist im Stande sein, die Aufgabe zu lösen.

Die bisher so seltene, glückliche Vereinigung beider Bedingungen findet sich bei dem Verf. des hier zur Anzeige gebrachten jüdischen Obligationenrechts. Man erkennt in ihm ebenso den gut geschulten Thalmudisten, wie den studirten Juristen. Auch verstand er es, seinen Gegenstand in klarer, jedem Gebildeten verständlichen und gefälligen Sprache und in leicht übersichtlicher Form darzustellen. Als besonders gelungen und lehrreichen Genuß gewährend, heben wir die dem Ganzen vorausgeschickte Einleitung hervor. Dieselbe enthält im ersten Kapitel einen mit kundiger und sicherer Hand entworfenen Umriß der innern Entwickelung des jüdischen Rechts von seinem Ursprunge als Traditionsrecht bis zu seiner Fortbildung zum wissenschaftlichen Rechte (jus prudentium). Das zweite Kapitel behandelt die äußere Rechtsgeschichte, die hervorragenden Schulen und deren Häupter, die wichtigsten Rechtssammlungen, Glossatoren, Codificationen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die über die Autoren und deren Leistungen gefällten Urtheile sind meist zutreffend. Wir finden uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Verf., wenn er die im Ganzen vereinzelte Ansicht zurückweist, wonach das jüdische Recht auch griechische und römische Rechtsinstitute herübergenommen hätte — eine oberflächliche Ansicht, die sich nur von dem Scheine griechisch gewählter Bezeichnungen für gewisse Rechtsverhältnisse herleiten ließ.

Zwar findet sich hier und da auch Einzelnes, dem wir minder beifällig zustimmen können, allein dies soll den überaus günstigen Eindruck, den das Ganze auf uns gemacht, nicht im mindesten abschwächen; vielmehr wünschen wir von Herzen, daß es dem Verf. vergönnt sei, dieses bedeutsame und für die Wissenschaft vielversprechende Werk rüstig fortzusetzen und der glücklichen Vollendung entgegenzuführen. Dr. M. E. Krüger.

Kleine literarische Revue.

— **Die Archive in Wien.***) Der österreichische Publicist und sehr achtbare Historiker, Herr G. Wolf zu Wien, hat neuerdings unter dem Titel „Geschichte der K. K. Archive in Wien“ ein ebenso interessantes als gediegenes Werk veröffentlicht, welches von dem Entwickelungsgange, den die Pflege der geschichtlichen Urkunden in Oesterreich genommen, ein deutliches, anschauliches und durch keinerlei Parteibrille gefärbtes Bild giebt. Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß auf dem Boden des Kaiserstaates das Archivwesen gar lange im Argen gelegen und erst unter Maria Theresia, die in so vielen Reformbestrebungen dem Geiste ihres Jahrhunderts huldigte, ein frischer Lebenshauch in die Fundgruben der Vergangenheit eindrang. Für das „geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv“ ist damals die Thätigkeit des Archivars Rosenthal epochemachend gewesen, wie in unseren Tagen auf einem viel höheren Standpunkte die des verdienstvollen Geschichtschreibers, Ritters Alfred von Arneth, Vicepräsidenten der Kais. Akademie der Wissenschaften, der gleich beim Antritte seiner Oberleitung dieses hochwichtigen Urkundenschatzes die humansten, der unparteiischen Wissenschaft würdigsten Grundsätze als Programm aufgestellt und dann während seiner Amtsführung auch redlich und ausdauernd bethätigt hat. Vor ihm war man hinsichtlich der Zulassung von auswärtigen Gelehrten sehr ängstlich, wennschon die Archivdirektoren Baron Reinhart und Erb einer rein wissenschaftlichen Auffassung der Archiv-Benutzung mehrfach und zuweilen erfolgreich das Wort geredet hatten. — Was die Ordnung und den Inhalt der Archive anlangt, so ist Hr. G. Wolf nicht in allen Stücken zufrieden; nicht sowohl in Betreff des großen Hauptstaats-Archivs, das nur an einigem Ballast nicht hierher gehöriger Special-Akten leidet, als der Archive der einzelnen Ministerien, die zum Theil sehr neu und großentheils sehr unvollständig sind. Mit anerkennenswerthem Freimuthe äußert sich Wolf über das, was mangelt und über das, was Noth thut; er deckt die Vernachlässigungen, überhaupt die Unterlassungssünden der früheren Regierungen rückhaltlos auf und mißt dem Hin- und Herschwanken in den Staats- und Verwaltungs-Maximen

*) Geschichte der K. K. Archive in Wien, von G. Wolf. Wien 1871, Wilhelm Braumüller. V und 247 S. gr. 8.

eine wesentliche Mitschuld an den empfindlichsten Lücken bei. Wie die Archive für die Einsicht in die staatsrechtlichen Verhältnisse die ergiebigste Quelle darbieten, so wirkt auch der jeweilige Stand dieser staatsrechtlichen Einsichten auf die Substanz und die Bearbeitung der Archive zurück. Staatsmänner werden freilich nicht in Archiven geboren, sondern in der Praxis der Staatenwelt, aber Klarheit über die Grundfragen aller Politik ist nur aus gediegener Kenntniß der Geschichte zu schöpfen und nur eine Regierung, welche sich dieser hohen Bedeutung der staatsgelehrten Theorie bewußt ist, kann das Archivwesen nach seinem vollen Werthe schätzen und ihm im Bereich der Verwaltungsfächer den rechten, den ihm gebührenden Platz einräumen. Das Letztere ist ein Erforderniß unserer Zeit, und die Zeit ist im Recht, wenn sie von jedem ihrer Bürger verlangt, sein Bestes zu thun! T. v. B.

— **Friedrich v. Raumer's Hohenstaufen.** Soeben ist die erste Lieferung einer neuen Auflage von Raumer's „Hohenstaufen", die vierte, erschienen,*) und wenn es auch nicht nöthig ist, dieser Anzeige auch nur ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen, so ergreifen wir doch die Gelegenheit, einige historische Daten über die Entwickelung dieses Werks dem Leser in's Gedächtniß zurückzurufen. „Siebzig Jahre sind es her, sagt der greise Verfasser in seinem Vorwort, daß ich anfing, mich mit der Geschichte der Hohenstaufen zu beschäftigen;" mehr als zwei Generationen hindurch hat er demselben seine ganze Liebe und Hingebung gewahrt und er blickt in diesem Augenblick mit derselben Freude und demselben Stolz auf dieses sein Werk, wie vor jenem halben Jahrhundert, als der erste Band der ersten Auflage den Subscribenten, d. h. Allem, was Deutschland damals an geistiger Aristokratie umfaßte, zugegangen war und seinen Namen schnell durch ganz Deutschland berühmt machte. Siebzig Jahre hat der Verfasser dieses Kind seines Geistes bei sich gehegt und gepflegt und wie sorgsam er jede mögliche Verbesserung erkannt und gemacht hat, geht aus seinem einfachen Geständnisse hervor, daß er keine Gelegenheit gehabt, in dieser neuen Auflage irgendwelche Aenderungen gegen die dritte, in der Mitte der sechziger Jahre erschienene, vorzunehmen. Das Einzige, was in dieser Auflage neu ist, ist die Widmung an den neuen, deutschen Kaiser, daß er, im Rückblick auf den Glanz seiner Vorgänger, der alten Herrlichkeit Deutschlands eingedenk sei, doch auch der Trübsal und Bedrängnisse nicht vergesse, die das Hinübergreifen der Kirche auf weltliches Machtgebiet den Hohenstaufen bis zu ihrer Katastrophe bereitete. J.

— **Schule und Elternhaus.****) Unter diesem Titel hat Herr Ernst Rudolph, Schuldirector in Ronneburg, in drei kleinen Heften drei Briefe an Eltern und Erzieher gerichtet, worin er ihnen praktische Rathschläge in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder und Pflegebefohlenen ertheilt. Der erste Brief hat die besondere Ueberschrift: „Die Zeit der Vorbereitung auf die Schule"; der zweite bespricht „das vereinte Wirken von Haus und Schule", und der dritte (noch nicht erschienene) wird „die Erziehungs-Thätigkeit im Hause nach der Schulzeit" zum Gegenstande haben. Das Ganze, so weit es vorliegt, ist einerseits von einer so edeln Auffassung des Lehr- und Erziehungs-Berufes, andererseits aber auch von einem so praktischen, auf Lebenserfahrungen beruhenden Sinne durchdrungen, daß es in zahlreichen Familien gewiß als willkommene Erscheinung begrüßt werden wird, wie denn auch von dem ersten Hefte bereits nach drei Monaten eine zweite Auflage nothwendig geworden ist.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Gera, Verlag von Paul Strebel, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Der tschechische Konflikt scheint, den neuesten Nachrichten aus Oesterreich-Ungarn zufolge, eine Wendung zu nehmen, die zu einem baldigen Kompromiß führen dürfte. Ginge es allein der Gefühls-Politik unserer deutschen Brüder in Wien, Graz, Prag und Reichenberg nach, dann wäre allerdings zu befürchten, daß es, wie 1618, in Böhmen zu einem deutsch-tschechischen Kampf, zu einem neuen Winterkönig und zu einem bald über ganz Deutschland sich ausbreitenden Religionskrieg komme. Glücklicherweise steht jedoch der deutsch-österreichischen Gefühls-Politik in Cisleithanien die ungarisch-österreichische Interessen-Politik in Transleithanien gegenüber, und diese erblickt, wie der geistvolle Maurus Jokay im „Hon" nachweist, in einer maaßvollen Concession an die Tschechen nichts weniger, als eine Gefährdung der großen, moralisch überwiegenden, deutschen Nationalität in Oesterreich. Der geschätzte magyarische Schriftsteller sagt, daß den Kroaten in Ungarn Concessionen ähnlicher Art, wie sie die Tschechen in Böhmen verlangen, bewilligt worden seien, ohne daß die Magyaren, diese Nation sine matre et sororibus, die keinesweges einen so mächtigen moralischen Stützpunkt, wie die Deutschösterreicher an dem neuen Deutschen Reiche, besäße, darin irgendwelche Besorgniß für ihre Suprematie in der Zukunft fänden. Die Ungarn denken auch gar nicht daran, in den böhmischen Konflikt sich einzumischen; vielmehr rathen sie entschieden sowohl den Deutschen, als den Tschechen, sich zu einem beiden Theilen zusagenden Kompromiß im Interesse des innern und des europäischen Friedens die Hand zu bieten, und dies wird auch wohl mit Hülfe der auf beiden Seiten zur Herrschaft gelangenden Einsicht und ruhigen Erwägung der politischen Verhältnisse der Fall sein.

Der Moniteur Belge vom 10. October bringt in vlamischer Sprache — was immerhin schon als eine große Concession dieses amtlichen Blattes zu betrachten ist — einen, sieben Druckspalten der Zeitung füllenden Bericht der Jury zur Begutachtung der vlamischen Theaterstücke, die um den vom Ministerium des Innern ausgesetzten Preis concurrirten. Nicht weniger als dreiundfünfzig, in den letzten drei Jahren verfaßte Theaterstücke lagen der Jury zur Begutachtung vor. Es befanden sich darunter 21 Schauspiele, 14 Dramen und 11 Lust- und Singspiele, von mehr als zwanzig verschiedenen Autoren. Der Bericht, von dem Vorsitzenden der Jury, Herrn Snellaert, und dem berichterstattenden Secretair, Herrn Eman. Hiel, unterzeichnet, ist mit großer Liebe zur Sache und mit eingehender, sorgfältiger Kritik abgefaßt. Er spricht zunächst über die Hindernisse, die dem vlamischen Theater in Belgien noch entgegenstehen. Außer Antwerpen und Gent, giebt es in den vlamischen Provinzen keinen Gemeindevorstand, der sich der niederländischen Bühne annimmt und ihr auch nur Raum und Licht, d. h. ein Theatergebäude, gewährt. „In der Hauptstadt Brüssel, wo das Volk vlamischer Nationalität ist und wo es Viele giebt, die von der dramatischen Kunst nicht bloß Sinnenkitzel, sondern auch Erhebung und Nah-

rung des Geistes, sowie belehrende Erholung erwarten, wo man nicht allein aus nationalen, sondern mehr noch aus sozialen Gründen eine vlamische Schaubühne aufmuntern und unterstützen sollte, wird im Gegentheile jedem ernsten Unternehmen dieser Art entgegengewirkt; ja dasselbe wird so lange chikanirt und verspottet, bis es wieder untergeht." Gleichwohl giebt es in den beiden Flandern und in den Provinzen Antwerpen, Brabant und Limburg an zweihundert vlamische Liebhabertheater-Gesellschaften, und für diese allein schrieben bisher die nationalen, dramatischen Dichter. Natürlich darf man unter diesen Umständen keine großen Leistungen von ihnen beanspruchen. Inzwischen glaubt die Commission doch, unter den ihr vorliegenden 53 vlamischen Theaterstücken zehn als einer Aufmunterung würdig dem Ministerium bezeichnen zu dürfen. Diese zehn Stücke haben folgende sechs Verfasser: Felix van de Sande (3), Sleeckx (2), Delcroix, Roeland, van Driessche, Geiregat und Block. Allem Anschein nach, wird dem Dichter Felix van de Sande für sein Drama „Unser täglich Brod gieb uns heute" der erste Preis zuerkannt werden.

Ein vorzüglich gut redigirtes Journal in französischer Sprache, das seit Beginn des Jahres 1871 in Brüssel erscheint, ist das Wochenblatt „La Discussion", das sich sowohl durch seine gesunden sozialökonomischen Ansichten, als durch den würdigen nationalen Standpunkt auszeichnet, den es in der vlamischen Sprach- und Rechtsfrage einnimmt. In seiner Nummer vom 15. October widmet es der Indépendance Belge einen kleinen Artikel, für welchen wir der Discussion nur unseren Dank sagen können, denn es ist wahrhaft empörend, wahrzunehmen, mit welcher Frechheit jene auch in Deutschland viel verbreitete, von französischen Federn redigirte Zeitung fortfährt, deutsche Ehre zu verunglimpfen und dagegen das französische Volk auf Kosten des deutschen bis in den Himmel zu erheben. So wird z. B. in der Indépendance vom 10. October, bei Gelegenheit der Erwähnung des bekannten französischen Physikers Pasteur, im Gegensatze zu den Entdeckungen des Letztern, die „barbarie native" der Deutschen als etwas allgemein Anerkanntes bezeichnet. Daß solche Ignoranten, wie die Leute der Indépendance, von deutschen Physikern, wie Kirchhoff, Bunsen u. A. nichts wissen, versteht sich allerdings von selbst. Die Discussion macht darauf aufmerksam, daß die Indépendance, während sie täglich drei bis vier Correspondenzen aus Paris und dem übrigen Frankreich bringt, worin die geringfügigsten Ereignisse, die albernsten öffentlichen Aeußerungen dieses Landes sorgfältig registrirt werden, in Bezug auf die große, geistige und politische Regsamkeit des deutschen Reiches das tiefste Stillschweigen beobachtet. Sie begnügt sich, hin und wieder einen spöttischen, wegwerfenden Blick auf die Bewegung zu werfen, die jetzt auch auf kunstgewerblichem und industriell-commerciellem Gebiete in Deutschland stattfindet. In ihrer Nummer vom 8. October spricht sie von einem neuen Berliner „Institut de la mode", an welchem Professoren der Geschmackslehre, „Pedanten, die mit Pietismus und Geometrie vollgestopft", mit Gehältern von 1000 bis 1500 Thalern angestellt worden, was gar zu wunderlich und komisch sei. Durch alles das, fügt die Discussion hinzu, beweist unsere Indépendance zwar nur ihre eigene Unwissenheit, aber es ist zu bedauern, daß man im Auslande, wohin vielleicht kein anderes in Belgien gedrucktes Blatt kömmt, dergleichen Aeußerungen der Unwissenheit als einen Ausfluß des belgischen Landes und Volkes ansieht.

Die achtbaren deutschen Zeitungen von Newyork, welche unter den Ersten waren, von denen die Schwindeleien und Betrügereien der vier Hauptmatadore der städtischen Verwaltung dieser Hauptstadt aufgedeckt wurden (in unserem „Magazin" ist nach jenen deutschen Zeitungen bereits vor Jahr und Tag auf die Nichtswürdigkeiten des sogenannten „Tammany-Ring" hingewiesen worden), fahren fort, die öffentliche Meinung wirksam zu bearbeiten, damit nicht, wie es bereits den Anschein gewinnt, der Eifer des Bürgerthums von Newyork, Gerechtigkeit gegen die magistratualischen Beutelschneider zu erlangen, wieder einschlummere. Unter der Ueberschrift: „Mehr Verschleuderungen entdeckt", sagt der deutsche „Newyorker Demokrat": „Die Straßenreinigung unserer gleichwohl schmutzigen Stadt kostete im Jahre 1870: 730,077 Dollars (über eine Million Thaler); die Kosten der Straßenbeleuchtung (und welche große Stadt auf der Erde ist erbärmlicher erleuchtet als Newyork?) beliefen sich in zwei Jahren auf 2,287,952 Doll. (circa 3 Mill. Thaler). Für Kutschen-Miethe für die Herren Rathsmänner und Stadtväter, wurde das nette Sümmchen von 40,163 Doll. in sechs Monaten ausgegeben! Die Besen, Bürsten und Matten, bestimmt unsere Stadtverwaltungs-Heiligthümer rein zu erhalten, kosteten in vier Monaten 1871 bloß: 14,891 Doll.; fünfmal mehr als im Jahre 1869! Vorzügliche Eleganz muß das Mobiliar unserer Stadthallen und der daran hängenden Privatwohnungen aufzuweisen haben, denn nachdem die berühmte Firma Ingersoll u. Co. im J. 1869 dafür in 6 Monaten 50,000 Doll. bezogen hatte, war im Jahre 1871 schon eine neue Mobiliar-Einrichtung nöthig, welche im Laufe von drei Monaten Herren Ingersoll u. Co. das Sümmchen von 120,555 Doll. eintrug! Doch auch die dienstergebene Presse wurde nicht vergessen. Die Anzeigen des Stadtrathes während sechs Monaten im J. 1871 kosteten beinahe das Doppelte, wie im ganzen Jahr 1870! Man sieht, daß die Frechheit und die Raubgier der Häupter des „Ringes" und ihrer Satelliten und Beuteteiler, angespornt durch die Sicherheit, die sie genossen, mit jedem Jahre wie eine Schneelawine wuchs; mit dieser Frechheit und Raubgier aber auch die Schande der Bürgerschaft, die solche Zustände in schmählicher Faulheit und Feigheit so lange erduldete! Und die Frage ist noch immer: wird dieser Frechheit und unserer Schande jetzt endlich ein Ende gemacht werden, wird endlich der Schlag der Vergeltung gegen die Allen bekannten Häupter der Schuldigen geführt werden, und wird diese Vergeltung ihren namenlosen Verbrechen und der Ehre der Stadt Newyork entsprechen?"

Wir machen auf eine neue, interessante Erscheinung der musikgeschichtlichen Literatur aufmerksam: auf C. H. Bitter's „Beiträge zur Geschichte des Oratoriums" (Berlin, R. Oppenheim). In 22 Briefen an eine Dame bespricht der Verfasser in ebenso wissenschaftlich eingehender, als künstlerisch verständlicher Weise das altklassische und das moderne deutsche Oratorium. Von Mendelssohn's „Paulus" und „Elias" ausgehend, kömmt das Werk auf die älteren deutschen Tonmeister zurück, von denen besonders Seb. Bach, Händel und Graun in wahrhaft erschöpfender Kritik kunstgeschichtlich dargestellt werden.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 4. November 1871. — [N° 44.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Himmel, nach Mädler.

Unter diesem Titel hat der durch seine populär-astronomischen Arbeiten rühmlich bekannte Professor J. H. von Mädler eine neue Schrift zur Verbreitung seiner Wissenschaft herausgegeben.*) In seiner populären Astronomie suchte er den, wenn man so sagen darf, astronomischen Dilettanten seine wissenschaftliche Unterstützung zu leihen; er schrieb dies Werk für Leute, welche auf Grund eines gewissen Maßes von mathematischen Kenntnissen den astronomischen Berechnungen zu folgen vermögen. Jetzt wendet er sich an die zahlreichen Freunde der Astronomie, um sie zur näheren Einsicht in die Sternenwelt einzuladen; er theilt ihnen die wichtigsten Ergebnisse der Sternkunde mit, ohne von ihnen mathematische Vorkenntnisse zu verlangen, und sein populäres Wort, unterstützt durch zahlreiche Illustrationen, macht sich anheischig, auch demjenigen, welcher der astronomischen Wissenschaft bisher fern gestanden hat, die Wunder des im Sternenhimmel sich uns zeigenden Weltalls zu erschließen und zu erklären.

Die Motive des Verfassers sind die triftigsten, und sie verdienen wohl, daß um ihretwillen die gebildete Welt dem Streben des Verfassers und seiner wissenschaftlichen Genossen durch Aneignung der Resultate ihres Forschens entgegenkomme. Immer und immer wieder treten mit fanatischem Eifer schwarz geharnischte und wohlverwahrte Leute hervor, welche einer ihrem dunklen Systeme unentbehrlichen Tradition zu Liebe die am „Himmel" sich vollziehenden Thatsachen eskamotiren und, nach Mädler's Worten, in ihrem Unvermögen, die Gestirne des Himmels aus den Bahnen zu ziehen, wenigstens unsere mütterliche Erde zum Stillstand bringen möchten. Damit es ihnen nicht gelinge, muß die Wissenschaft sich in jedem Zweige popularisiren. Das Volk muß Gelegenheit erhalten, nicht nur an Copernicus, Kepler und Newton zu glauben, sondern Ueberzeugungen zu gewinnen; es muß beobachten und vergleichen können. Im allgemeinsten Interesse würde es liegen, wenn man ihm Sternwarten erbaute, die bestehenden ihm wenigstens zugänglicher machte. So lange dies nicht geschieht, mögen populäre Schriften das Ihrige thun, und wohl der Wissenschaft wie dem Volke, wenn Männer wie Mädler das Dolmetscheramt zwischen beiden übernehmen.

Zu den Freunden der Himmelskunde rechnet der Verfasser auch die Frauen, und es ist ja bekannt, daß das weibliche Gemüth sich vorzugsweise zu den Wundern des unbegränzten Sternenraumes hingezogen fühlt. Auch den Frauen will der Astronom sein Buch empfohlen haben, ja er giebt ihnen darin eine besondere Mission: er wünscht in dem Abschnitte „die Farben der Sterne", daß solche Augen, welche sehr empfänglich für zarte Farbeneindrücke sind und die wahrgenommenen Färbungen nicht allein richtig zu benennen, sondern auch dem Grade nach sicher abzuschätzen wissen, sich eifriger als bisher mit den ihrer feinen Nüancen wegen ungemein heiklen Sternfarben beschäftigen möchten, und bezeichnet diesen Gegenstand als einen solchen, der sich für das weibliche Auge vorzugsweise eignet.

Von einer eingehenden Kritik des Buches kann hier natürlich keine Rede sein. Ein Gelehrter, wie Professor Mädler, giebt aber mit offenem Herzen das Beste, das Bewährteste und das Neueste, ja Alles, was er sein nennt, und von dem er glaubt, daß der Freund der Astronomie es zu verdauen vermag. Ein wesentlicher Einwand, welcher den populärwissenschaftlichen Büchern im Allgemeinen gemacht wird und einem populären Buche über Astronomie in verstärktem Maße gemacht werden könnte, nämlich daß solche Bücher mehr verflachend als vertiefend wirken, erledigt sich hier einmal durch das besondere Motiv, aus welchem heraus der Verf. geschrieben hat, und sodann durch die keineswegs flache oder spielende, vielmehr tief ernste und für das Verständniß eine tüchtige Denkkraft erfordernde Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt. Zuweilen geht er, unserer Ansicht nach, zu tief in die Materie ein, indem er sich zu gewissenhaft mit der Erörterung, Widerlegung und Berichtigung der vielen auf den Sternwarten emporsprossenden Hypothesen über allerhand Doktorfragen beschäftigt. Ein populärwissenschaftliches Buch dieser Art sollte, um in dem vorausgesetzten, den Streitfragen fernstehenden Leserkreise nicht erst Zweifel aufkommen zu lassen, sich darauf beschränken, die positiven und unbestreitbaren Resultate der Wissenschaft mitzutheilen. G. H.

*) Der Himmel. Gemeinfaßliche Darstellung des Wichtigsten aus der Sternkunde, von J. H. von Mädler. Hamburg, B. S. Berendsohn. 1871.

F. v. Holtzendorff: Handbuch des deutschen Strafrechts.*)

Das deutsche Strafrecht zuerst unter den großen Rechtsmaterien scheint ein einheitliches für Deutschland werden zu sollen, nachdem endlich die wirkliche Grundlage aller Einheit, ein einheitliches Staatsrecht, in der Reichsverfassung geschaffen ist. Schon

*) Erster Band. Berlin, 1871, Carl Habel.

ist das neue Strafgesetzbuch des deutschen Reiches in Wirksamkeit und das Militär-Strafgesetzbuch in der Berathung; die Strafprozeßordnung wird nicht lange auf sich warten lassen, und da einstweilen die Sonderrechte der Einzelstaaten durch das Gesetz über die Rechtshilfe gedeckt werden, so kann dieser Theil der Rechtsbildung als im Abschluß begriffen angesehen werden.

Zu rechter Zeit hat Prof. v. Holtzendorff, ein hervorragender Gelehrter auch auf diesem Gebiete, auf welchem er zuerst in die Wissenschaft eingetreten, eine Gesellschaft von Fachmännern um sich gesammelt und mit ihnen ein „Handbuch des deutschen Strafrechts" herauszugeben begonnen, dessen erster Band vorliegt und die geschichtlichen und philosophischen Grundlagen des Strafrechts enthält.

Nach einem historischen Ueberblick der Zeit vor Kaiser Karl's V. peinlicher Halsgerichtsordnung verweilt der Herausgeber längere Zeit bei diesem Gesetzbuch und führt über die Partikulargesetze der folgenden Jahrhunderte zum heutigen Reichsstrafrecht.

Den Lesern gerade dieser Zeitschrift wird es von Wichtigkeit sein, angereiht zu finden eine Zusammenstellung der Strafrechte der Schweiz, sowie derer von Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Nordamerika, Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei. Endlich bringt Prof. Engelmann einen eigenen Essay über das russische Strafrecht.

Der erste Band schließt mit einer rechtsphilosophischen Betrachtung der Strafrechtstheorieen aus der Feder Heinze's in Leipzig. Dem Leserkreis ist eine reiche Gabe dargeboten, wohlgeeignet, die Spannung auf die folgenden Bände rege zu machen.

L. L.

A. Th. v. Grimm's „Vaterländische Kriegs-Erinnerungen."

Große Zeiten nehmen auch in der Erinnerung ganz andere Dimensionen an, als gewöhnliche; so scheint das letztverflossene Jahr beim Rückblicke mehr Ereignisse zu umfassen, als sonst ganze Generationen sie erleben. Daher ist es gerechtfertigt, diese uns eigentlich noch so nahe liegende Zeit doch schon historisch zu behandeln, nicht nur die einzelnen großen Momente des eben beendeten Drama's sich immer auf's neue wieder zu vergegenwärtigen, sondern auch zu erzählen, wie sie sich hier und dort in den Einzelexistenzen gespiegelt, wie sie dieselben geändert und bestimmt haben. Auch daran erkennen wir, wie groß dieser Krieg war, und wie er uns schon in historische Ferne gerückt erscheint, daß es uns interessirt, nicht nur die Aussprüche einzelner hervorragender Persönlichkeiten aus jenen Tagen zu vernehmen, sondern daß das, was im Volke auf der Gasse gesprochen worden, ja selbst einzelne charakteristische Aeußerungen von Kindern uns hochbedeutsam erscheinen. All dies ist Material, oft unschätzbares, für den späteren Geschichtschreiber dieses merkwürdigsten aller Kriege.

In diesem Sinne begrüßen wir auch das unten angezeigte Buch des wohlbekannten Verfassers als einen schätzenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte.*) Der Verf. giebt nur seine persönlichen Erlebnisse oder eigentlich nur Eindrücke wieder, da er durchaus keinen thätigen Antheil am Kriege nahm, sondern den größten Theil der Zeit in Wiesbaden und in Berlin zubrachte; aber gerade das Selbstempfundene verleiht dem kleinen Buche den Reiz der Frische, der durch die anmuthige ungekünstelte Erzählungsweise noch mehr hervortritt. Durch seine persönlichen Beziehungen zum russischen wie zum preußischen Hofe (Herr v. Grimm war lange der Arzt der verstorbenen Kaiserin von Rußland) war der Verf. im Stande, manchen Blick in die leitenden Kreise zu thun und hervorragende Persönlichkeiten persönlich kennen zu lernen; ohne im geringsten indiskret zu sein, weiß der Verf. doch mitunter durch Mittheilung kleiner aperçus aus diesen Kreisen ein helles Streiflicht auf die Ereignisse fallen zu lassen — und wer blickte nicht ganz gern einmal hinter die Coulissen? Sehr wohlthuend berührt es, daß der Verf. trotz dieser Beziehungen sich eine große Unabhängigkeit der Gesinnung und eine völlige Freiheit des Urtheils bewahrt hat. Seine Ansichten sind durchweg gesund, und wenn auch von starkem vaterländischen Gefühl getragen, doch nicht bornirt einseitig. Bei Besprechung eines Briefes von Napoleon, in dem dieser alle Schuld am Kriege von sich auf die Nation abzuwälzen sucht, sagt der Verf.: „Das heutige Europa kennt keine Nation, die kriegerisch gesinnt diesem Handwerke allein huldigte; das größte Heer ist nur der kleinste Theil einer Nation und würde Schwert und Flinte gern mit dem Pfluge und der Zimmeraxt vertauschen. Ich habe im Innern Frankreichs kriegerischen Geist ebensowenig bemerkt, als in Deutschland, England oder Rußland. Es giebt aber in Frankreich mehr Schreier, als in jedem andern Lande und diese gehören nie dem Kriegerstande an (?). Thiers hat lange vor Napoleon den Rheinfeldzug gepredigt, mitten im Frieden; nach ihm eine Menge Journalisten und eine gewisse Klasse politischer Bummler..... In Städten wie Marseille, Lyon, selbst in den mittleren Klassen der Pariser Gesellschaft habe ich nie vom Kriege und von Eroberungen sprechen hören."

Die freundliche Gabe dieser „Erinnerungen" wird gewiß ebenso freundliche Aufnahme finden.

M. St.

*) Vaterländische Erinnerungen und Betrachtungen über den Krieg von 1870—1871 von A. Th. v. Grimm. Berlin, 1871. v. Decker'sche Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.

Modernes Epos und vorsündfluthliche Geschichte.*)

Liegt es an dem furchtbaren Ernste der Zeit, liegt es an unserer eigenen Stumpfheit, oder liegt es an Inhalt und Form der Dichtungen, wir können, trotzdem sie der „Bibliothek humoristischer Dichtungen" angereiht sind, weder in dem „Pesach Pardel" betitelten modernen Epos, noch in der vorsündfluthlichen Geschichte „Hilpah und Schalum" eine Spur von Humor entdecken, jenem göttlichen Kinde, das uns lachend weinen und weinend lachen lehrt. Vielleicht sind wir aber auch nur durch diese Bezeichnung „Humoristische Bibliothek" irre geleitet und machen Anforderungen, die ungerecht sind, weil der Verfasser sich mit seiner Arbeit gar nicht auf das Feld des Humors, sondern auf das der Satire begeben wollte. Humor und Satire werden ja leider so oft miteinander verwechselt, und die Gränzen zwischen beiden sind so schwer zu ziehen, daß dergleichen wohl geschehen kann. Also angenommen, Herr Julius Grosse wollte eine Satire schreiben, hat er diesen Zweck erreicht? Hat er Schäden unserer Gesellschaft mit scharfer Lauge gegeißelt und dadurch zu ihrer Besserung beitragen wollen? Denn nur dies kann das Wesen der Satire sein; erfüllt sie diese beiden Bedingungen nicht, so

*) Pesach Pardel, ein modernes Epos; Hilpah und Schalum, eine vorsündfluthliche Geschichte von Julius Grosse. Halle, Verlag von G. Emil Barthel, 1871.

wird sie entweder gegenstandslos oder sinkt zur gewöhnlichen Klatscherei und Spötterei herab. Auch von jenen Bedingungen der Satire entdecken wir in den beiden Dichtungen keine Spur.

Pesach Pardel ist ein Judenknabe, der, weil er elternlos — der Vater ist Spitzbübereien halber nach Amerika entflohen — von der Gemeinde seines Heimatsdorfes erzogen, und da er einen guten Kopf hat, in die Stadt zur Schule und Universität geschickt wird. Hier verliebt er sich in eine schöne, reiche Christin, macht ihretwegen verrückte Streiche, wird auf dem Schub nach seiner Heimat zurückgebracht, lebt Jahre lang als Höhlenbewohner, bis ihn die schöne Geliebte sucht, findet und er ihr folgend wieder unter die Menschen geht, Theateragent und Recensent wird und in diesem Berufe eines eigenthümlichen Todes stirbt. Wenn es das Wesen einer Satire ist, daß alle darin auftretenden Personen aus den elendesten, unlautersten Motiven handeln, so hat der Verfasser seine Absicht erreicht, sonst aber scheint uns die Arbeit weiter keinen Zweck zu haben; denn den, welchen man etwa vermuthen könnte: eine Verunglimpfung der Juden, weist der Verfasser ja mit einem, wie uns bedünken will, etwas verdächtigen Eifer ab. Da nun die Dichtung weder der Zeit einen kräftigen Spiegel vorhält, noch die Männer und Zustände, auf welche sie anspielt, im Guten wie im Bösen ernstlich berühren kann, da sie keine Satire ist, weder zum Lachen, noch zum Weinen, noch zum Denken anregt; da sie aber auch keine harmlose Geschichte ist, nicht unterhält, nicht rührt, nicht erfreut, so wissen wir in der That nicht, was wir eigentlich daraus zu machen haben und bekennen in Demuth, daß wir die Intentionen des Verfassers nicht verstehen.

Die vorsündfluthliche Geschichte, von welcher uns der Verf. berichtet, daß sie in der langathmigen, geschnörkelten, „chinesischen grünen Theeweis" gesungen sei, hat vor dem Epos wenigstens den Vorzug, daß sie kürzer ist. Sie soll, wie uns scheint, das Heiraten wegen irdischen Mammons lächerlich machen.

J. H.

Griechisches und römisches Alterthum.

G. Boissier: Cicero und seine Freunde.*)

Durch die Erscheinung dieses Werkes ist einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Wenn auch die Werke Abeken's und Schirlitz's, so wie die neuen Abhandlungen über Cicero und seine Schriften hierdurch nicht bei Seite gestellt werden, so hat doch der Verfasser dadurch, daß er jene denkwürdige Zeit aus den Briefen Cicero's selbst darzustellen und uns ein anschauliches Bild von derselben zu geben gesucht hat, uns tiefer in die verwickelten Verhältnisse jener Zeit eingeführt, als es bisher geschehen ist. Die Auffassung des Verfassers vom psychologischen Standpunkte aus ist eine höchst geistreiche und nicht blos für Fachgelehrte, sondern auch für das gebildete Publikum überhaupt interessante Darstellung.

In der Einleitung handelt der Verfasser von der Wichtigkeit von Briefen und namentlich über den hohen Werth von Cicero's Briefen. In denselben liegt uns das ganze Leben, Wollen, Wirken und Können des Redners vor. Er befindet sich mit seinen Gedanken stets in Rom und Couriere sind fortwährend unterweges, damit er erfahre, was man zu Rom denkt und treibt. Nahe oder Ferne bedurfte er das, was Saint-Simon den lieblichen Duft der Ereignisse nennt, den die Staatsmänner nicht entbehren können. Er wollte unter allen Umständen die Stellung der Parteien, ihr geheimes Einverständniß, ihre innersten Zwiespalte, kurz alle Manöver kennen, die die Ereignisse vorbereiten und entwickeln. Das verlangte er von Atticus, Curio, Cälius und sehr vielen andern Römern, die sich bei allen Intriguen als Theilnehmer oder Zuschauer befanden. Das erzählte er selbst auf die pikanteste Weise seinen abwesenden Freunden; und deshalb ist in Cicero's Correspondenz die ganze Geschichte seiner Zeit enthalten, ohne daß er selbst sie hat geben wollen. Der Zweck, den der Verfasser bei Abfassung seines Buches gehabt hat, ist, diejenigen Personen, die am meisten bei den großen politischen Begebenheiten jener Zeit eine Rolle spielen, näher zu betrachten. Aber, und das ist das Vortreffliche in der Darstellung, er ist weit davon entfernt, von der Geschichte der Vergangenheit Waffen zu den Kämpfen der Gegenwart zu fordern und durch pikante Anspielungen oder geistreiche Vergleichungen Effect zu machen. Er hütet sich vor der Verkehrtheit unserer Tage, die Namen eines Cäsar und Pompejus, eines Cato und Brutus darum anzuführen, weil sie den politischen Parteien ein bequemes und weniger gefährliches Schlachtfeld eröffnen; diese erhabenen Todten haben in seinen Augen ein zu großes Verdienst, als daß sie den jetzigen politischen Zänkereien zu Werkzeugen dienen sollen. Derjenige beschimpft die Geschichte, der sie den wechselnden Interessen der Parteien dienstbar macht. Sie soll vielmehr, wie Thukydides sagt, ein für die Ewigkeit geschaffenes Werk sein.

Der Verfasser beginnt mit Cicero's öffentlichem und Privatleben. Er weist hierin nach, wie die äußern Verhältnisse, unter denen Cicero seine Jugendzeit zubrachte, auf die Entwickelung und Ausbildung des Charakters des großen Redners eingewirkt habe. Sein Vater wohnte in einem jener kleinen Munizipien auf dem Lande, worüber man so gern spottete, weil man dort ein zweifelhaftes Latein sprach und die feinen Manieren wenig kannte, aber die nichts desto weniger die Kraft und die Ehre der Republik ausmachte. Jenes derbe, aber wackere und nüchterne Volk, welches die armen verlassenen Städte von Campanien, Latium, Samnium inne hatte, und wo die Gewohnheiten des ländlichen Lebens einen Rest der alten Tugenden bewahrt hatten, war recht eigentlich das römische Volk. Das Volk, welches die Straßen der großen Stadt anfüllte, welches seine Zeit in Thaten zubrachte, welches bei den politischen Stürmen auf dem Forum eine Rolle spielte und seine Stimme auf dem Marsfelde verkaufte, war nur ein Gemisch von Freigelassenen und Fremden, und man konnte bei ihm nur Sittenlosigkeit, Intrigue und Corruption lernen. In den Munizipien herrschte ein sittlicheres und gesundes Leben. Die Bürger derselben blieben den meisten Zänkereien, die in Rom stattfanden, fern, und das Getümmel des öffentlichen Lebens drang nicht bis zu ihnen. Man sah sie zuweilen nach dem Marsfelde oder auf das Forum kommen, wenn es sich darum handelte, für einen ihrer Landsleute zu stimmen oder ihn durch ihre Anwesenheit vor Gericht zu vertheidigen; aber gewöhnlich kümmerten sie sich um die Ausübung ihrer Rechte nicht und blieben zu Hause. Desto mehr waren sie ihrer Heimat ergeben, eifersüchtig auf ihre Vorrechte, stolz auf ihren Titel eines römischen Bürgers und der republikanischen Regierung, die ihnen denselben verliehen hatte, sehr zugethan.

---

*) Cicero und seine Freunde. Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit. Von G. Boissier. Deutsch bearbeitet von Dr. Ed. Doehler, Subrector am Gymnasium in Brandenburg a/H., mit dem Portrait Cicero's in Stahlstich. Leipzig, Teubner.

Die Republik hatte ihren Zauber für sie nicht verloren, weil sie fern von ihr lebend, die Schwächen derselben weniger sahen, und weil sie stets in der Erinnerung an ihren alten Ruhm lebten. Unter dieser ländlichen Bevölkerung verfloß Cicero's Kindheit. Er lernte von ihr die Vergangenheit mehr lieben, als die Gegenwart erkennen.

Demnächst geht der Verfasser auf das Jünglingsalter des Cicero und seine Studien über. Er zeigt uns, daß er die Aristokratie ebenso wenig, wie die Volksregierung liebte, die er als die schlechteste von allen Regierungen bezeichnet. Er wünschte, daß in dem Staate ein oberstes und königliches Prinzip sei, daß ein anderer Theil der Staatsgewalt den Vornehmen zugetheilt und überlassen, Einiges aber auch der Beurtheilung des Volkes vorbehalten sei. Den Charakter des Cicero schildert der Verfasser auf eine ruhige und leidenschaftslose Weise und knüpft daran seine politische Meinung. Seine politische Bedeutung läßt er mit der Vertheidigung des Roscius beginnen. Interessant sind die Bemerkungen, welche er über den damaligen Zustand der römischen Gesellschaft macht. Er weist nach, daß der Mittelstand in Rom gar nicht vorhanden gewesen, und wie durch die unersättliche Begierde nach Reichthum die Corruption immer größere Dimensionen angenommen habe. Als die schwerste politische Krisis, die Cicero durchgemacht hat, bezeichnet der Verfasser diejenige, die durch den Sturz der römischen Republik bei Pharsalus ihr Ende erreicht hat. Pharsalus war aber nicht das Ende seiner politischen Laufbahn, wie Cicero glaubte. Die Ereignisse sollten ihn noch einmal zur Macht zurückführen und ihn wieder an die Spitze des Staates stellen. Sein zurückgezogenes Leben, sein Schweigen während der ersten Zeit von Cäsar's Dictatur hatten seinem Rufe nicht geschadet, sondern im Gegentheil denselben erhöht. Also mehr die Umstände, als sein Wille haben ihn eine so große Rolle in den Ereignissen, die dem Tode Cäsar's folgten, spielen lassen. Auf seiner Reise nach Griechenland wurde er durch einen Zufall mit Brutus in Velia zusammengeführt. Dieser bewog ihn, noch einmal zu versuchen, das Volk zu entflammen und einen letzten Kampf auf dem Boden des Gesetzes zu versuchen. Cicero gab nach, und sein Ruhm erreichte die höchste Stufe. Die erste Philippica erscheint den andern gegenüber schüchtern und matt; aber welcher Muth gehörte dazu, sie in der indifferenten Stadt, vor den bestürzten Senatoren, nur wenige Schritte von dem wüthenden, drohenden Antonius zu halten, der durch seine Emissäre alle Reden, die man gegen ihn hielt, vernahm! Cicero endete also, wie er begonnen hatte. Zweimal in einem Zeitraum von fünf und dreißig Jahren protestirte er allein, während Alle schwiegen, gegen eine gefürchtete Macht, die keinen Widerstand duldete. Sein freies Wort überraschte anfangs, aber bald beschränkte es diejenigen, welche schwiegen. Nie hat Cicero eine größere politische Rolle gespielt, als da; nie hat er den Namen Staatsmann, den seine Feinde ihm versagen, mehr verdient. Sechs Monate hindurch wurde er die Seele der republikanischen Partei, die sich auf seinen Ruf wieder bildete. Man begrüßte mit Jubel noch einmal die erhabenen Worte Vaterland und Freiheit, welche das Forum bald nicht mehr hören sollte. Von Rom verbreitete sich die Begeisterung durch die benachbarten Municipien, und von Ort zu Ort wurde ganz Italien von ihr ergriffen. Aber Cicero sucht selbst in weiter Ferne Feinde gegen den Antonius und fordert zur Vertheidigung der Republik auf. Er schreibt an die Proconsuln der Provinzen und an die Befehlshaber der Heere. Von einem Ende der Welt bis zum andern zürnt er auf die Lauen, schmeichelt er den Ehrgeizigen, wünscht er den Energischen Glück. Er treibt den noch immer zögernden Brutus dazu, sich Griechenlands zu bemächtigen; er rühmt das kühne Unternehmen des Cassius, er regt den Cornificius an, des Antonius Soldaten aus Afrika zu verjagen; er ermuntert den Decimus Brutus zum Widerstande in Modena. Von allen Seiten stürmen ihm Anhänger zu, selbst Feinde und Verräther wagen es nicht, ihm offen ihren Beitritt zu versagen. Lepidus und Plancus betheuern ihm in emphatischen Ausdrücken ihre Treue. Von allen Seiten bittet man ihn um seine Freundschaft, bemüht man sich um seine Unterstützung; stellt man sich unter seinen Schutz. Seine Philippiken verbreiten sich durch die ganze Welt. Sein Tod war ein muthiger. Trotz seiner Fehler war er ein Ehrenmann, der, wie Augustus selbst bekannte, sein Vaterland über Alles liebte. Wenn er zuweilen zu unentschlossen und schwach war, so hat er doch zuletzt immer das, was er für gerecht und wahr erkannte, vertheidigt.

Mit derselben Ausführlichkeit schildert uns der Verfasser das Privatleben des Cicero. Zuvörderst ist von seinen Vermögensverhältnissen die Rede. Nachdem der Verfasser uns gezeigt, was ein reicher Mann bei den Römern war, weist er nach, auf welche Weise Cicero sein Vermögen erwarb, und wie er dasselbe verwaltet hat. Er hat es besonders durch testamentarische Bestimmungen vergrößert und mit Hülfe des Atticus, der ein guter Finanzmann war, hat er es gut angelegt. Ein großes Lob wird seinem vortrefflichen und musterhaften Familienleben gespendet. Hierin stand ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich. Sein Verhältniß zu Cärellia, welches vielfach getadelt ist, wird in seinem wahren Lichte dargestellt. Ihr Alter, ihre Bildung, die nicht die der gewöhnlichen Frauen war, ließen ihn gern mit ihr zusammen sein. In seiner Ehe hatte er manche trüben Stunden durchzumachen, da seine Frau einen von ihm ganz verschiedenen Charakter besaß. Er ließ sich von ihr scheiden, wahrscheinlich bewogen durch die Verschwendungen und Unterschlagungen seiner Frau. Cicero führt einen Fall an, wo Terentia ihn um 60,000 Sesterzien (12,000 Fr.) gebracht hatte. Er verheiratete sich später mit der Publilia, um, wie Tiro sagt, mit ihrem Vermögen seine Schulden zu bezahlen.

Dagegen wird das Verhältniß mit seiner Tochter Tullia als ein sehr inniges dargestellt. Cicero war über ihren frühen Tod untröstlich, und der Schmerz über ihren Verlust ist gewiß in seinem Leben der größte gewesen. Alle bedeutenden Personen Cäsar, Lucceius, Brutus, selbst Dolabella theilten seinen Schmerz. Aber kein Brief ergriff ihn tiefer, als der eines seiner ältesten Freunde, des großen Rechtsgelehrten Sulpicius, der damals Griechenland verwaltete.

Weniger Freude machte ihm sein Sohn Marcus, aus dem der Vater einen Philosophen und Redner machen wollte, der aber keine Neigung dazu hatte und lieber Soldat werden wollte. Dieser Sohn war verschwenderisch; er erhielt, als er in Athen studirte, jährlich 100,000 Sesterzien (5000 Thlr.), aber anstatt eifrig zu studiren, gab er glänzende Diners und prächtige Feste. Allerdings kam er später von diesem ausschweifenden Leben zurück. Er schloß sich dem Brutus an und war einer der geschicktesten und muthigsten Unterfeldherrn desselben, so daß dieser an den Vater schrieb: Ich bin mit des Marcus Tapferkeit, Thätigkeit und Energie so zufrieden, daß er mir durchaus nie zu vergessen scheint, welches Vaters Sohn er ist. In seiner Freude über diese Aenderung seines Sohnes schrieb er seine Abhandlung über die Pflichten und widmete sie demselben.

Hieran knüpft nun der Verfasser höchst interessante Aufschlüsse über die Sclaverei jener Zeit. Besonderer Erwähnung geschieht

des Tiro und dessen Stellung zum Cicero. Darauf bespricht der Verfasser das Clientel-Verhältniß. Aus allen diesen Einzelheiten tritt ganz besonders hervor, wie das Leben eines bedeutenden Römers jener Zeit beschaffen war.

Nachdem der Verfasser das öffentliche und Privatleben des Cicero geschildert, was etwa den dritten Theil des Buches umfaßt, wendet er sich zu den Freunden desselben. Es wäre zu weitläufig, in dieser Berichterstattung auf die Einzelnheiten näher einzugehen. Es mag daher nur noch bemerkt werden, daß dem Atticus, dem Cälius, wobei besonders die römische Jugend zur Zeit Cäsar's ausführlich behandelt ist, dem Cäsar und seinem Verhältniß zu Cicero, dem Aufenthalte des letztern in Gallien, dem Sieger und den Besiegten bei Pharsalus, dem Brutus und seinem Verhältniß zu Cicero ein gründlicher und lobenswerther Fleiß gewidmet worden ist. Um das Bild vollständig hinzustellen, erörtert der Verfasser zuletzt noch den Charakter des Octavius, wobei er vorzugsweise das politische Testament des Augustus, welches in dem Monumentum Ancyranum enthalten ist, zu Grunde gelegt hat.

Das Buch ist mit außerordentlichem Fleiße geschrieben und verdient nicht blos von Gelehrten, sondern auch von dem ganzen gebildeten Publikum wohl beachtet zu werden. Schüler oberer Classen, wie junge Studirende werden an demselben ein unschätzbares Hülfsmittel finden, um die Werke des Cicero und die ganze römische Welt zu Cäsar's Zeit besser verstehn und begreifen zu können.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

IV.

Das Theater.

Paris, 25. October.

Seit meinem letzten Briefe hat die Winter-Saison, wenn auch nicht für die öffentlichen Gärten, die in milder Frühlingsluft von Kindern, wie in früheren Zeiten, wimmeln, doch für die elegante Welt angefangen, die sich, wie es scheint, auch unter der Republik weniger nach den Gesetzen der Natur, als nach den Launen des bon ton richtet. Vergebens hatten die Caffee-Häuser der Boulevards, durch die milde Witterung verführt, ihre Tische wieder auf den Trottoirs aufgestellt, wo der echte Pariser den Sommer-Abend gewissenhaft verlebt; vergebens warfen die — seit der Zeit der Commune viel höflicheren — Kutscher den Vorübergehenden die Bitte zu, nach dem Bois de Boulogne zu fahren; vom 15. October an kann sich eben die Natur verführerisch verhalten, der Himmel kann mit den wärmsten Juli-Strahlen glänzen — Alles umsonst; das Kunst-Semester hat begonnen, die Theater füllen sich wieder.

Diesmal geschieht es sogar mit einer fieberhaften Erregung. Es ist, als ob ein akuter Heißhunger ausgebrochen wäre — so stürzt die Menge zu dem lange entbehrten Genusse! Denn für die Bühne ist eigentlich ein ganzes Jahr verloren gegangen. Vorstellungen fanden zwar hin und wieder statt während der Belagerung, doch diesen haftete, wie der Voltaire'schen Tragödie, ein didaktisch-politischer Charakter an, so daß die Vorstellungen im Grunde mehr einer Predigt, als einer heiteren Zerstreuung glichen. Einmal waren es die „Châtiments", Hugo's Rache-Dichtung, die an einem Sonntag Nachmittag, während die preußischen Belagerungs-Batterieen bis zum Théâtre français hinüber brüllten, auf fast zur Tribüne gewordenen Scene vorgetragen wurden. Ein ander Mal war es ein öffentlicher Vortrag (conférence) über irgend einen dramatischen Gegenstand, der von Legouvé, Sarcey oder einem andern beliebten „conférencier" (das barbarische Wort ist doch kaum zu entbehren) gehalten wurde. Aber das Drama selbst war in den Forts, außerhalb Paris, oder in den Ausfällen; auf der Bühne war es nicht zu finden. Wenn in englischen und deutschen Zeitungen sehr viel von einer Art Theater-Saison 1870—71 die Rede gewesen ist, so ist der Eindruck, den jene etwas affectirten Berichte auf den Leser machten, ein durchaus falscher. Eine Saison hat es nicht gegeben, da das Wort — in seinem französischen Sinne — eine gewisse Anzahl neuer Schöpfungen voraussetzend, eine literarische Aerndte einschließt, welche dem vergangenen Winter vollständig gefehlt hat.

Eine um so reichere verspricht die jetzt beginnende Periode, so daß ich mich heute damit begnügen werde, die neueren Erscheinungen des Theaters in ihren Hauptzügen zu schildern. Lassen Sie mich nun diese Rundreise mit dem Théâtre français, oder, wie es classischer und zugleich auch richtiger klingt, mit der comédie française, anfangen. Hier ist die Fruchtbarkeit am geringsten, was sich aus verschiedenen Gründen sehr leicht erklären läßt. Von jeher ist alles Leidenschaftliche, ist jede zu finstere Auffassung des Lebens, jede zu derbe Analyse des menschlichen Herzens, kurz jedes zu grelle Bild von dieser — auch in den tragischsten Vorstellungen so zu sagen, heiteren — Bühne, sorgfältig verbannt worden. In den zwei letzten Jahrzehnden waren Musset's Proverbes das vorzüglichste Vorbild der Dichter, welche nach der Ehre strebten, einem Provost oder Bressant, einer Madeleine Brohand, eine Rolle anvertrauen zu dürfen. Musset gab die Stimmung an, den Ton, den man einschlagen mußte, um in der Rue de Richelieu zu gefallen. Vergebens suche ich nach einem deutschen Lustspiele, das Ihnen die richtige Nüance deutlich vor die Augen zu stellen vermag; denken Sie sich etwa den Heine'schen Witz mit einer Putlitz'schen Fabel vermählt und lieblich hineingaukelnd, und so werden Sie sich das Ideal vergegenwärtigen, das Manuel zum Beispiel — um einen der jüngsten zu nennen — in seinem so sehr bewunderten Stücke Les ouvriers zu verwirklichen versucht hatte. Zu derartigen Schöpfungen gehört ein ruhiges Zeitalter, eine fröhliche Umgebung, wie sie Emile Augier oder Feuillet, im Palais-Royal, am Tische des Prinzen Napoleon genossen. Die tiefe, ergreifende Melancholie, welche dem jetzigen Jahre einen unlöschbaren Stempel aufprägt, ist zwar der höheren Comödie — der so traurigen Comödie eines Molière — nicht ungünstig, für das leichte Lustspiel, welches die menschlichen Schwächen nur berührt, welches nur circum praecordia ludit, ist die heutige Schwermuth kein geeigneter Boden. Hat aber die comédie française kein neues Werk hervorgebracht, so zeichnet sie sich doch durch einen Fortschritt aus; die moderne Auffassung nämlich des Molière'schen Repertoirs. Vor Kurzem wäre es noch ein Sacrilegium gewesen, an der hergebrachten, von Molière selbst gegründeten Weise des Costüms, des Declamirens, das Geringste zu ändern; mit abergläubischer Treue beobachtete man die heilige Ueberlieferung, oder, wenn der Ausdruck in weltlichen Dingen zu erhaben erscheinen sollte, den Bühnen-Codex, wie ihn die Schauspieler des Misanthrope, unter der Mitwirkung ihres Collegen, des Dichters, festgestellt hatten. Gar übel wäre es demjenigen bekommen, dem es eingefallen wäre, dem berühmten Komiker Samson — der sich doch erst vor wenigen Jahren

zurückgezogen hat — den Rath zu geben, er möchte den Alceste etwas moderner auffassen, ihn der jetzigen Gesellschaft anpassen, damit er besser verstanden und richtiger begriffen würde. Wir leben aber in einer Zeit, die auch in der République des Lettres revolutionär auftritt, denn selbst die Interpretation des classischen Molière ist seit Kurzem Reformen unterworfen. Tartuffe, der in seiner altmodischen Tracht versteinerte Tartuffe hat sich plötzlich verjüngt; er ist nicht mehr der alte Typus des jesuitischen Heuchlers, nicht mehr eine archäologische, für den Profanen kaum erkennbare Figur; zum weltlichen Abbé, zum heutigen Beichtvater ist er geworden; er steht uns durch die eben versuchte Auslegung viel näher und gewinnt an Lebendigkeit, was er vielleicht an historischem Interesse eingebüßt hat. Gegen Tartuffe ist wahrlich einige Irreverenz gestattet, und die comédie française ist vollständig in ihrem Rechte, wenn sie ihm von nun an mit jedem heranwachsenden Geschlechte ein neues Kleid anlegt, wenn sie aus ihm einen Zeitgenossen bildet, damit man ihn von weitem erkenne und zu rechter Zeit vermeide.

Im Gymnase — der zweiten der Pariser Bühnen, denn dem Odéon gebührt eigentlich dieser Titel nicht mehr, wenn es auch noch darauf Anspruch macht — ist jetzt kein Mangel mehr an neuen Stücken, seitdem das früher so gemüthliche Theaterchen, wo Scribe seine pensionirten Offiziere und seine unschuldigen Banquiers der Bourgeoisie vorführte, Sardou's und Dumas' drastischem Realismus die Pforten weit geöffnet hat. Ich vermuthe, sie haben Beide mit der Verwaltung einen Kontrakt geschlossen, welcher ihnen über diese Bühne eine Art Monopol verleiht. Augenblicklich ist Dumas an der Reihe, mit seinem „Hochzeits-Besuche." Das Stück fängt mit dem an, was sonst gewöhnlich den Schluß bildet, mit einer Ehe. Die jungen Eheleute, H. und F. von Cigneroy, sind sogar nicht mehr in den Flitterwochen; sie erscheinen vor uns mit einem Wickelkinde, dessen Gewicht Dumas genau angeben zu müssen glaubt. Sechs Pfund soll der junge Cigneroy wiegen, woraus vermuthlich manches zu schließen ist, denn für die neuere Schule sind ja Physiologie und Moral gleichbedeutend. Das uns nun bekannte Paar ist mit seinen Hochzeits-Besuchen etwas nachlässig gewesen; es hat vollständig vergessen, sich der Frau von Morancé vorzustellen. Doch war jene Nachlässigkeit keine zufällige; drei Jahre lang ist Cigneroy der Frau von Morancé eifriger Anbeter gewesen, so daß der Besuch Gefahr läuft, in's Unendliche aufgeschoben zu werden. Aber die Götter und Lebonnard, ein Freund des Hauses, haben es anders bestimmt; in einer von scharfem Witze gewürzten Unterhaltung weckt Lebonnard die nur eingeschlummerte Leidenschaft seines Freundes wieder; in die fast erkaltete Asche wirft er den Funken der Eifersucht, indem er lächelnd erzählt, wie die Morancé sich schon lange und gründlich getröstet hat. Da nun, nach der Dumas'schen Anschauung, nicht die Liebe die Quelle der Eifersucht, sondern die Eifersucht die Quelle der Liebe ist, so wird Cigneroy von dem Wunsche mächtig ergriffen, die Frau wieder zu besitzen, welche er verlassen hat. Zwar spielt hier die Eifersucht — im tragischen Sinne des Wortes — nicht die geringste Rolle, denn Cigneroy setzt uns selbst mit einer cynischen Analyse auseinander, wie der neue Reiz der Morancé für ihn gerade darin beruhe, daß sie tiefer gefallen sei. In dieser Scene liegt unstreitig die Absicht und die Moral des Ganzen — ich schäme mich fast, das Wort zu gebrauchen, denn eine mehr unmoralische Zerlegung der Gefühle läßt sich kaum denken — Cigneroy's kaltblütige Discussion seiner aufwallenden Begierden erschüttert den Geist durch einen unheimlichen Schauer; ja die Worte des Dialogs lassen einen tieferen Eindruck zurück, als die Thaten, zu welchen Cigneroy durch den logischen Gang der Leidenschaft hingerissen wird. Für seinen Cynismus wird er übrigens bald bestraft, auf die bitterste Weise durch seine Geliebte selbst, die ihn mit höhnischer Verachtung, mit unerbittlichem Abscheu empfängt. Glücklicherweise erscheint nun wieder Lebonnard, um der raffinirten Lage ein Ende zu machen; die Geschichten, die er erzählt, waren lauter Erfindungen; im Einverständnisse mit der Morancé hat er, um Cigneroy zu erproben, die Untreue erdichtet. „Ich kenne deine List, antwortet ihm Cigneroy..... Du siehst, daß die Wahrheit mich zu sehr aufgeregt hat, und nun suchst du einzulenken. Ich lasse mich aber nicht anführen — aber ich schwöre dir!..... Und meine Nebenbuhler? — Die haben nie existirt." Cigneroy kämpft einige Sekunden gegen die Gewißheit, die ihn überwältigt; als er aber die Evidenz nicht mehr bestreiten kann, als er sich gezwungen fühlt, zu erkennen, daß seine Geliebte ihn nicht hintergangen, daß sie treu und ehrlich geblieben, erlischt das eigenthümliche Verlangen, welches ihn abermals der Morancé zu Füßen geknechtet hatte, und läßt den erbärmlichen Skeptiker wieder zum Vorschein kommen. „So brauche ich sie nicht mehr zu entführen, fällt er ein. Sobald sie ehrlich ist, ist es einfacher, die Meine zu behalten." Ihr aber — der Morancé — gehen auch die Augen auf; nun ist ihre Neugierde befriedigt, nun weiß sie, was in dem geheimnißvollen Worte „Ehebruch" eingeschlossen liegt: Verachtung bei ihr, bei ihm Vergessen; so lautet die Lösung des unerfreulichen Problems, welches sich diesmal der Dichter gestellt.

In dem kurzen Akte finden sich alle Verdienste und Fehler seiner Manier, oder, wenn Sie es vorziehen — seines Systems zusammengedrängt, so daß sich nie eine günstigere Gelegenheit geboten hat, den Verfasser der „Dame aux Camélias" und der „Affaire Clémenceau" bequem und deutlich kennen zu lernen. Eine merkwürdige Leichtigkeit des Dialogs, ein nie schlummernder Witz, dem es sogar hier und da nicht an Tiefe abgeht, ein nicht gewöhnliches Talent der Beobachtung — die sich aber mit moralischen Anomalien, mit Ungeheuern, ausschließlich beschäftigt, und sich einbildet, diese Monstrositäten wären keine Ausnahme, sondern der allgemeine Typus, kurz Dumas' glänzende Eigenthümlichkeiten sind hier, wie in einem Miniaturbilde, auf das Anschaulichste concentrirt.

Darum habe ich mich heute, gegen meine Absicht, bei dem charakteristischen Stücke etwas länger aufgehalten, werde aber in meinem nächsten Briefe die begonnene Theater-Rundschau hoffentlich schneller fortsetzen.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Joseph Zedner, Custos am British Museum.

Am 13. October sah man auf dem jüdischen Gottesacker in Berlin ein Häuflein gelehrter Männer wenige Schritte von der Leichenhalle bis zu einer Gruft der vorderen Reihe — dem sog. Ehrenplatze — einer Leiche folgen. Joseph Zedner, im jüdischen Krankenhause am 10. verblichen, ward still begraben, wie er gelebt. Wenn Zedner's Name nur in engerem Kreise, aber mit um so größerer Anerkennung bekannt war, so lag es sowohl in seiner Individualität, als in den Verhältnissen der Wissenschaft, die vorzugsweise seinen Verlust zu bedauern hat. Mit ihm schwindet wieder einer

der Letzten aus dem kleinen Kreise der Männer, welche seit etwa einem halben Jahrhundert der jüdischen Literatur einen Platz in der Wissenschaft erobert, ohne durch Stellung und äußere Anerkennung für den harten Kampf belohnt zu werden. An jeden ihrer Namen ließe sich ein Stück Kultur und Rechtsgeschichte unserer Zeit knüpfen; doch sollen diese Zeilen nur ein wohlverdienter Nachruf dem Einen sein, dessen äußeres Leben freilich die reichen Kämpfe im Innern wenig abspiegelt.*)

Joseph Zedner erblickte das Licht der Welt am 10. Februar 1801 in Glogau, dessen jüdische Gemeinde eine hervorragende Anzahl von rühmlich bekannten Gelehrten und Literaten in die weite Welt gesendet.**) Was noch heute für den Engländer die Universität ist, der Weg zum Gentleman, das war damals, aber mehr Hinderniß als Förderung des eigentlichen Berufs, für die meisten Juden die Talmudschule eines berühmten Lehrers. Ein solcher war Rabbi Akiba Eger***) in Posen, zu dessen ausgezeichnetsten Schülern Zedner gehörte. Frühzeitig dem älterlichen Hause entrückt, ließ sein Jugendleben keine näheren Erinnerungen bei den ihn überlebenden Geschwistern zurück. Im Jahre 1829, also kaum mündig geworden, finden wir ihn als Lehrer in der, im J. 1827 gegründeten Schule zu Strelitz (Mecklenburg), vielleicht schon 1827 dahin berufen. Ein Schulprogramm v. J. 1829 enthält seine Abhandlung „über den Wortton in der hebräischen Sprache". Der dortige Oberlehrer Levy, ebenfalls aus Glogau, verließ 1832 seine Stelle, um in Berlin als Buchhändler „Lehfeldt" mit Dr. Veit sich zu associiren, und ein angesehenes Haus zu gründen. Zedner folgte ihm bald nach, um sich später einer ähnlichen Beschäftigung zu widmen, aber mit weniger äußerem Erfolg. Ein angeknüpftes eheliches Verhältniß löste sich vor der Vollziehung, und Z. blieb unverheiratet. Als Lehrer im Hause des Buchhändlers und Antiquars A. Asher fand er Gelegenheit, seine Bücherkunde zu erweitern; auch der Versuch einer selbständigen Leihbibliothek, hauptsächlich für fremde Literatur, kam mehr seinem Kopfe als seiner Kasse zu statten. Bei aller Aufmunterung von verschiedenen Seiten wagte er nur schüchtern in die Reihen der Autoren einzutreten; sein umfassendes Wissen lag im Gedächtnisse, er vermißte aber schmerzlich bis an sein Ende systematische Aufzeichnungen aus seiner reichhaltigen Lectüre. Ohne seinen Namen erschien 1840 bei Veit u. Co. eine „Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern vom 2. Jahrhundert bis in die Gegenwart, mit vocalisirtem Texte, deutscher (sehr geschmackvoller) Uebersetzung und Anmerkungen; für Theologen und Historiker, sowie zum Gebrauch in höheren jüdischen Lehranstalten"; der erste, fast einzige Versuch, die neuhebräische Prosa größeren Kreisen zugänglich zu machen. Wenn ich nicht irre, so wurde im Jahre 1865 ein Titelblatt mit seinem Namen als Geburtstagsgeschenk gedruckt. Zedner's Mitwirkung an der, A. v. Humboldt gewidmeten, rühmlichen Ausgabe der Reisen des Benjamin von Tudela (1840—41) erkannte der Herausgeber A. Asher (Th. II, pref. p. VII) gerne an. In der That war Z. der Hauptredacteur des Textes, der kritische Rathgeber bei der englischen Uebersetzung.

Damals machte der Schreiber dieser Zeilen Zedner's persönliche Bekanntschaft, die sich ihm später ebenso nützlich als angenehm erwies. Durch Asher's Vermittlung wurde Z. im J. 1846 von Panizzi, damals Chef des British Museum in London, an die Abtheilung der Druckwerke dieses großartigen Instituts berufen. Seine Aufgabe bestand in Catalogisiren; seine umfassende Literaturkenntniß und peinliche Genauigkeit förderte ihn schnell zum Revisor der Arbeiten Anderer. Ein specielles Feld eröffnete sich für ihn, als im J. 1848 durch Vermittlung Asher's die Sammlung Michael (in Hamburg), über 4000 hebräische Bände umfassend, vom Brit. Museum erworben und damit eine breite Grundlage für künftige Erweiterung gegeben war. Im Jahre 1850, auf meiner ersten Reise nach Oxford für den, im J. 1860 erschienenen Catalog der hebr. Bücher in der Bodleiana, fand ich Zedner noch im ersten Angriff seines Catalogs. Ich konnte von da ab bis zum J. 1858 nur während einzelner Sommermonate in Oxford mein Material sammeln, welches ich hier verarbeitete; eine Nachhilfe von dort aus war höchstens für unbedeutende Aeußerlichkeiten möglich; hingegen war Zedner stets bereit, meine Anfragen zu beantworten; seine zehnjährige Correspondenz füllt bei aller Kürze einen Octavband, so daß mein Dank für seine Mitwirkung (Pref. p. LXVIII) nichts weniger als ein leeres Compliment war. Die hebräischen Drucke der Bodleiana und des Brit. Museums bieten nach ihren Grundlagen verschiedene, einander ergänzende Sammlungen. Jene enthält in der berühmten Oppenheimer'schen Sammlung eine Menge alter, höchst seltener Drucke. Durch eine Desideratenliste richtete ich die Aufmerksamkeit des damaligen Oberbibliothekars Bandinel hauptsächlich auf Erwerbungen nach dieser Seite hin, und durfte in meinem Cataloge mit geringem Aufwande von Raum auch die Desiderata bis 1732 (dem Schlußdatum von Wolf's Bibliotheca hebr.) aufnehmen. Die Michael'sche Sammlung bot dagegen einen solchen Reichthum aus der späteren Zeit, daß Zedner den kühnen Plan einer allseitigen Vervollständigung faßte, und noch im Jahre 1859 eine, aus allen ihm zugänglichen Quellen gesammelte Desideraten-Liste von mehr als 1000 Nummern durch die Asher'sche Buchhandlung der „Hebräischen Bibliographie" beilegen ließ. Auch hier blieb der Verfasser aus äußeren Rücksichten ungenannt; nur schwer war Z. zu bewegen, seine kleinen, aber kenntnißreichen Beiträge in jenem Blatte mit seinem Namen zu veröffentlichen. Zedner fühlte wohl innerlich den Beruf, aber bestritt seine Kraft, Großes zu leisten; weil er sich hohe Ziele steckte. Im Jahre 1867 erschien der „Catalogue of the Hebrew Books in the Library of the Brit. Museum" (891 Seiten). Die Sitte — eigentlich Unsitte — der Engländer und Franzosen verwies wiederum den Namen Zedner in einen Winkel der Vorrede (S. IV.), die allein ihm nicht angehört. Dort erfahren wir, daß Zedner's große und genaue Kenntniß der hebr. und rabbinischen Literatur nicht bloß bei der Ausarbeitung des Catalogs, sondern auch bei der Erwerbung der Bücher selbst sich höchst nützlich erwiesen habe. Die Bedeutung dieser sehr mühsamen und schwierigen Arbeit für die hebr. Bücherkunde kann hier nicht nebenher gewürdigt werden. Jul. Mohl hat in einem Referat über den Pariser Catalog der hebr. Handschriften als Cardinaltugend des Catalogisten die Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung gepriesen, etwas mehr als für Handschriften zuzugeben wäre. Doppelt trifft diese Bemerkung den knappen, durch allgemeine Bibliotheks-Regeln engzusammengeschnürten Text Zedners. Genauigkeit und Zuverlässigkeit, die den Autor charakterisiren, machen das Werk zu dem besten Führer auf seinem Gebiete.

Der Leser, der uns bisher gefolgt, dürfte sich nun von der Person Zedner's das Bild eines, in Büchern und Catalogs-

*) Als Quelle für die folgenden Daten dienen mir die, zum Theil von Z. selbst herrührenden Mittheilungen in meinem Catalogus S. 2759, und ein Brief des Dr. Dan. Sanders an den Hrn. Red. dieser Blätter vom 13. October.

**) Ich nenne beispielsweise Salomon und Eduard Munk, Michael Sachs, David Cassel, Arnheim u. A. m.

***) Starb 1837. S. meinen Artikel Gins in Ersch und Gruber, Bd. 67, S. 345.

zetteln vergrabenen, menschenscheuen Hagestolzen malen, den nur Männer von Fach zu würdigen verstehen. Weit gefehlt! Niemand fühlte sich in trockner Verstandesarbeit weniger befriedigt als Zedner, der mir oft genug zu erkennen gab, daß seine pflichtmäßige „Maschinen"-Arbeit den Tag hindurch nur seiner Gewissenhaftigkeit Genugthuung biete; sein Geist und Geschmack trieb ihn stets in andere Gebiete, sein inniges, neidloses Gemüth sehnte sich nach Umgang mit Menschen. In seinen freien Stunden las er mit unbemittelten Jüngern philosophische und andere Schriften. Die Kreise, in denen er verkehrte, erfreute er durch Liebenswürdigkeit und Feinheit des Benehmens, ja durch sinnige Heiterkeit; unter langjährigen körperlichen Leiden, denen er nach wiederholten schweren Operationen schließlich erlag, war seine beste Medizin, wie er sich ausdrückte, ein freundschaftlicher Besuch. Die jüdischen Observanzen selbst so strenge beobachtend, daß er im Amte den Sonnabend durch Ueberstunden in den Wochentagen ersetzte, spielte er nie den Sittenrichter und fand keinen Anstoß im Verkehr mit Männern entgegengesetzter religiöser Richtung. Das Bedürfniß nach innigerem Umgang führte ihn vor ungefähr zwei Jahren, als Leiden ihn zwangen, mit einer kärglichen Pension seinem Amte zu entsagen, nach Berlin zurück. Aber an das Haus gefesselt, fand er nicht, was er gesucht: die alten Freunde waren dahin, oder durch Berufsthätigkeit verhindert, seinem Bedürfnisse zu genügen. Auch hier bot er sein Lehrtalent den Jüngern an, wie seine segensreiche Lehrthätigkeit in Strelitz zu seinen schönsten und freudigsten Erinnerungen gehörte. Sein dortiger Schüler und Nachfolger Dr. Daniel Sanders, der verdienstvolle deutsche Lexikograph, schreibt an den Redacteur dieser Blätter: „Ich bekenne es gern und mit freudigem Stolze, daß ich hauptsächlich den trefflichen Männern (Lehfeldt und Zedner) mit die Grundlage meines Wissens und die Anregung zum Vorwärtsstreben danke." Insbesondere bezieht er diese Dankbarkeit auf Z.'s Unterricht in der deutschen Sprache. „Zedner war (so schreibt er) wie dies u. A. seine Briefe zeigen, ein Meister des deutschen Styls, und ich habe es immer lebhaft bedauert, daß er, namentlich durch seine übergroße Bescheidenheit daran verhindert, sich nicht entschließen konnte oder wollte, als Schriftsteller, z. B. auf dem Gebiete der Novellistik, aufzutreten, auf welchem er gewiß Ausgezeichnetes geleistet hätte. Ich weiß, daß u. A. auch Varnhagen von Ense ihn wiederholt, aber vergeblich, dazu aufgefordert und ermuntert."*)

Von Zedner's Leistungsfähigkeit im Deutschen zeugen einige Nachbildungen von hebräischen Makamen des Charisi im Literaturblatt des „Orient", von seiner poetischen Begabung einige Gedichte zu Stahlstichen in den Sammlungen (Portrait-Albums) „Ehret die Frauen" und „Edelsteine und Perle" (1836—45), mit dem umgestellten Namen R. Z. Ende unterzeichnet, sowie eine Humoreske, welche die einsamen Leidensstunden im Frühling dieses — seines letzten — Jahres ausfüllte, und uns eine überraschende Seite seines Talents enthüllt. „Ein Fragment aus dem letzten Gesange von Reineke Fuchs" (8 S. Octavo, Asher u. Co.), mit dem Datum 17. März 1871 und der Chiffre „Z." wurde einigen Freunden ohne Angabe des Verfassers zugesendet. Reineke zu Malepartus in dieser trefflich gezeichneten Satyre ist — Napoleon III. Bonaparte!

*) Dr. Sanders war in Verkehr mit seinem verehrten Lehrer geblieben, und dieser hatte ihm noch zuletzt werthvolle Mittheilungen über die, dem Orient entstammenden Ausdrücke in Sanders' Fremdwörterbuch zugesendet.

Joseph Zedner hat es wohl verdient, daß sein Name, der den meisten seiner Leistungen entzogen worden, der Nachwelt überliefert werde. Wenn obige Zeilen, unter dem ersten Eindrucke des erlittenen Verlustes geschrieben, das Bild Zedner's nur in schwachen Umrissen zeichnen: so mag das zu seinen besten Zügen gerechnet werden, daß das Original sich gern öffentlicher Ausstellung entzog.

Berlin, 19. October. M. Steinschneider.

England.

Triumphe der Mittelmäßigkeit.

Durch die beiden neuesten Bände Darwin's über den Ursprung der Menschen ist unser Stammbaum um viele Millionen Jahre älter, aber auch um einige Tausend Stufen unterhalb der Affen niedriger geworden, da unser erster Vorfahr in einem häßlichen, aus nicht viel mehr als einem Magensacke bestehenden Seethiere bestanden haben soll. Sind wir nun freilich so weit gekommen, so sehe ich nicht ein, warum gerade dieses Magensackthier unser ursprünglicher Urahn bleiben soll. Schon ein gewöhnlicher Sack ist nicht mehr ganz einfach und ein Magensack schon ein sich selbst nährendes, organisches Wesen, wozu immer schon verschiedene Körper- und Geisteskräfte für einen einzigen Zweck genial vereinigt sein müssen. Wie brachte es die Natur also zum Magensacke im Allgemeinen? — Jedenfalls müssen vielleicht einige Millionen Jahre vorher noch einfachere Naturkräfte daran gearbeitet haben, um sich zu einem Sacke zusammenzufinden. Sie können nur erst aus Punkten, später aus Interpunktionen, dann aus Sätzen, dazwischen aus einer Fläche bestanden haben; dazu mußten später schöpferische Arbeitskräfte gewonnen werden, welche die Fläche krümmte, um endlich nach unzähligen mißlungenen Versuchen, die roheste Art von Sack zusammenzubringen. Und dann, welch' eine Arbeit bis zum Affen herauf! Darwin weiß es noch nicht, wie es möglich war, daraus das häßlichste und geistloseste erste menschliche Wesen heraus zu veredeln. Er findet überall Lücken und muß zum Theil vermittelst der gewagtesten Bocksprünge darüber hinwegtanzen. Nichtsdestoweniger spielen seine Hauptgedanken: „Kampf um's Dasein" und „Wahl" unter den geeignetsten Mitteln dazu, wozu nun auch die geschlechtliche Wahl gekommen ist, in allen Arten von Wissenschaft eine nicht unbedeutende Rolle, so daß es uns ebenfalls erlaubt sein wird, davon für unser Thema Gebrauch zu machen.

Demüthigend war schon unsere Abstammung von Affen, noch injuriöser ist unser häßliches Magensackthier. Aber dieser entwürdigende Stammbaum kann uns nun auch um so stolzer und hoffnungsfreudiger für die Zukunft machen. Haben wir es nämlich von diesem beschämendsten Ursprunge her so herrlich weit gebracht, zu Schiller und Goethe, zu Kant und Hegel, Eisenbahnen und Dampfschiffen, Bismarck und dem neuen Deutschen Reiche u. s. w. — wie göttlich vollkommen müssen wir uns die Zustände und Wesen nach Verlauf von eben so viel Zeit denken, welche in Anspruch genommen ward, um es von dem maritimen Magensackthiere bis zu den Friedens- und Einholungs-Feierlichkeiten von 1871 zu bringen! Welche Kinder und Kindeskinder werden wir nach Millionen Jahren immer geistreicheren Fortschrittes, immer genialerer Wahl im Kampfe um die schönsten Güter des Lebens und die schönsten Heirats-Candidatinnen aus unserem Himmel

von Seligkeit auf dieser unaussprechlich schönen Erde bewundern können!

Jedenfalls kommen wir schon in nächster Zeit auf Mittel und Wege, die veredelte Schaf-, Schwein- und Pferdezucht auch auf bessere Züchtung unserer eigenen Kinder anzuwenden. Fangen wir dies recht an und setzen wir dies immer klüger und erfahrungsreicher fort, so sind wir in so und so viel Zeit nicht mehr Menschen, sondern lauter göttliche Ideale in schönster Verwirklichung beiderlei Geschlechts.

Die alten Griechen mit ihren ewig schönen Götterbildern waren auch als Menschen schöner, größer, geistvoller, als alle anderen Völker damaliger Zeit. Später entarteten sie, wurden von roher Kraft unterjocht, dann immer kleiner und häßlicher und endlich zu Neugriechen, einer Art von Spitzbuben und Räuber. Sollte es durch geeignete, namentlich geschlechtliche Wahl, worauf Darwin so viel giebt, nicht möglich sein, nicht bloß wieder schöne Griechen, sondern auch Menschen zu züchten? Viele aristokratische Geschlechter sind geistig und körperlich verkommen, weil sie durch Standes-Vorurtheile für ihre ewigen Verbindungen in sich selbst beschränkt waren. Die Familien königlichen Geblütes haben noch weniger Wahl, so daß sich unter ihnen der nachtheilige Einfluß dieser Beschränkung schon vielfach bemerklich macht: Die Königin von England hat deshalb unlängst ein gutes für Regierende und Regierte noch vortheilhaft ausdehnbares Beispiel gegeben.

Ueberall strebt man nach Fortschritt, und man denkt schon glänzende Siege zu feiern, wenn man diesen und jenen Verfassungs-Paragraphen von beengenden Schranken befreit oder ein neues Gesetz für Dies oder Das und gegen Jenes und Dieses in die Gesetzsammlung bringt. Damit ist nichts gewonnen, wenn man nicht ebenfalls dafür zu sorgen weiß, daß auch fortschrittsfähigere Menschen mit stärkeren, schöneren Gliedern, edleren Köpfen und mehr Hirn aufwachsen und sich vermehren.

Freilich wer kann und will der Liebe in's Handwerk pfuschen und die Wahl der Herzen beschränken? Es geschieht allerdings im bedauerlichsten Umfange, nicht so sehr durch tyrannische Aeltern, Onkel und Vormünder, sondern durch den Geldsack, durch Titel und Aemter, so daß wir nur an die Stelle dieser unsittlichen Mächte gesunde, physiologische und sittliche Wahlbeschränkungen einzuführen brauchten, um wenigstens zunächst die Elementargrundsätze für veredelte Menschenzucht geltend zu machen. Wenn wir Alle Quäker wären, deren Aelteste und Weiseste Jünglinge und Jungfrauen für die Ehe bestimmen, möchte auch damit schon viel erreicht werden. Wie die Sachen aber nun einmal jetzt liegen und fliegen, werden sich heiratslustige und heiratsfähige Personen beiderlei Geschlechts eben mehr nach Lust und Laune, Vermögen und Interessen, sowie durch „Anzeigen vermischten Inhalts" in der Vossischen Zeitung ehelich zusammenfinden, als nach Gesetzen und Rücksichten der Veredelung des ganzen Menschengeschlechtes.

Die göttliche Macht des Eros, der Liebespfeile Amors, der Reize einer Venus, sind fast überall abgestumpft, sonst könnten wir von daher schon die besten Hülfsmittel für unseren physiologischen, sittlichen und ästhetischen Fortschritt erwarten. Leider wirken aber entgegengesetzte und feindliche Mächte nur zu entartend, und wir haben noch gar keine Aussicht, daß es bald besser werde. Viele Richtungen gehen rückwärts zu unseren Darwin'schen und Vogt'schen Vorfahren, den Idioten und Affen. In Liebes- und Heiratsstiftungs-Angelegenheiten ist gerade die sogenannte gebildete Gesellschaft am Gewissenlosesten. Der Jüngling hat sein Brot, sein Amt, seinen Titel und ist also der geeignete Schwiegersohn. Will er es nicht von selbst werden, so bearbeitet man ihn und sucht ihn durch Soiréen, Bälle, listige Gelegenheitsmacherei u. s. w. zu fangen. Das Mädchen hat Geld, sehr viel Geld. Dieses muß unter allen Umständen geheiratet werden, und da es nicht anders möglich ist, als vermittelst der Besitzerin oder Erbin, so wird die Ehe und das brave Mädchen selbst zum Mittel für Erwerbung dieser Geldsumme.

Ideale Verbindungen, welche theils liebende Paare, theils deren zärtliche Aeltern im Stillen ersinnen und zusammenspinnen, kommen sehr selten zur Verwirklichung. Wenn wir zu Verlobungen gratuliren, geschieht es viel öfter mit innerem Spott und Mißbilligung, als mit offenem, wahrem Herzen. Wir lachen oder zürnen über das hübsche Mädchen, in deren Verlobten wir einen rasirten Affen, einen geistlosen Stutzer, eitlen Gecken oder rohen Burschen erkennen. Dagegen stecken wieder verheiratete und unverheiratete Damen, namentlich mittelalternde Jungfern bei Kaffee und Kuchen, klatschend und spottend ihre Köpfe zusammen und können von vier bis zehn Uhr, trotz der lebhaftesten Discussion, nicht begreifen, wie dieser Mann oder Jüngling so takt- und geschmacklos sein konnte, sich diese Vogelscheuche, diese viel zu dünne oder viel zu dicke, viel zu junge oder alte, viel zu große oder kleine u. s. w. Braut auszusuchen.

„Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben
Und laufen diesen Mädchen nach."

So schalten sie am Ostertage im Faust, und so thun sie es noch alle Sonn- und Wochentage des ganzen Jahres hindurch.

An dem schlechten Geschmacke, der schlechten, ungesunden Wahl in der Liebe, für die Ehe ist nicht nur unsere gesellschaftliche Mittelmäßigkeit in allen Dingen, sondern auch unsere Lyrik, besonders die Romanliteratur Schuld. Diese Romanhelden beiderlei Geschlechts haben fast niemals gesundes Fleisch und Blut und lassen Redensarten los, wie sie kaum je aus einem warmen Herzen, einem klaren Kopfe entspringen können. So steht es meist nicht besser aus, wie leere, wässrige Füllung der einzelnen Seiten, damit doch wenigstens drei Bände voll werden.

Um unseren eigenen Leihbibliotheks-Helden nicht zu nahe zu treten, wollen wir uns den ersten Liebhaber der reichsten Roman-Literatur, nämlich Englands, etwas ansehen. Hier fällt vor allen Dingen auf, daß meines Wissens seit Jahren Niemand mit besonders viel Geist glänzte. Neuerdings treten dafür die Muskeln um so gebirgsartiger hervor, wie auch die Studenten der paar englischen Universitäten förmliche Concurrenzkriege im Rudern und sonstigen „Sports" führen. Der modige englische Romanheld hat auf jeder Backe einen langgewachsenen, fuchsschwanzartigen Bart, der im Winde auf mächtig breite Schultern herabflattert. Darunter eine erhabene Figur in graziösen Schönheits-Verhältnissen. Aus seinem Leibrocke hervor schwellen mächtige Muskeln und Hüften. Es ist natürlich ein Makulatur-Redensarten machender Mittelmäßigkeits-Gentleman, der von Rechtswegen einhauen dürfte, aber bei feierlichen dramatischen Gelegenheiten schlägt er den Gegner oder Bösewicht mit der Faust nieder, wie der Metzger einen Ochsen mit der Art. Dieser „Schlagadodro" trat neuerdings so oft und mit solchem Erfolge auf, daß man meinen sollte, die Leihbibliotheks-Damen hätten gar keinen Geschmack mehr für geistvolle, wissenschaftlich starke Bewunderer. Diese Fleischerburschen von ersten Liebhabern sind so Mode geworden, wie ehemals Crinolinen und neuerdings Chignons oder Struwelpeter-Köpfe. Die „Times" schrieb schon öfter Leitartikel gegen diese Muskularität auf Universitäten und in Romanen, und Wilkie Collins hielt es für nöthig, in seinen neuen anti-athletischen Romanen die üblen Folgen solchen Unwesens an-

schaulich zu machen. Aber sogar der andere Heldentypus, der dem modernen Gladiator geistig und körperlich sich feindlich zeigt, trägt eine merkwürdige Geist- und Geschmacklosigkeit zur Schau. Walter Scott macht aus jedem seiner Helden einen Esel, und diese Unfähigkeit scheint auch auf seine schwächeren Nachfolger übergegangen zu sein, deren erste Liebhaber entweder höhere Preisboxer, Pferde- und Wettrennen-Enthusiasten oder übertrieben gutmüthige Jünglinge sind, mit frömmelnden Vorbereitungen für die Kanzel. Jeder Schimmer von Geist, den wir in einer Romanfigur entdecken, ist gewöhnlich das erste Anzeichen des sich entwickelnden Bösewichtes, wenigstens eines Menschen, dessen geistige Ueberlegenheit die überaus schöne, junge, reiche Dame zuletzt veranlaßt, ihm einen Korb zu geben. Diese beiden alten Romantypen haben das weibliche Herz so gefesselt, daß auch die jetzigen Romanschreiber es für ihre Pflicht halten, immer noch danach zu arbeiten. Der Kriegs- oder Kirchenmann, der Fechter oder Schwachmatikus (diese beiden Arten giebt es nur) werden immer durch alle drei Bände hindurch von allen Ausbrüchen echten Talentes oder Genies und wahrer Leidenschaft freigehalten. Entsprechend fallen die ersten Liebhaberinnen aus. Hübsch sind sie immer, sehr gewinnend liebkosig, nicht selten auch reich, aber immer arm an Geist, ganz frei von irgend einer Genialität. — Starkgeistige, hartköpfige Damen sind freilich ebenso unangenehm in der Dichtung, wie in der Wahrheit; und so könnten wir allerdings hoffen, daß diese Abneigung gegen sie in dem Kampfe um's Dasein und der geschlechtlichen Wahl allmählich aussterbe. Aber was soll denn nun aus dem Geiste werden? Ich muß gestehen, und so weit meine Erfahrungen reichen, denken auch andere Jünglinge und Männer so, daß weder männliche noch weibliche Wesen ohne Geist, ohne die Gabe, aus eigener Ueberzeugung, aus echtem Gefühl selbständig zu handeln und zu sprechen, wirklich schön sind oder sich schön halten. Der schönste Mund, die schönsten Augen, die heroischste oder liebreizendste Gestalt werden nur um so häßlicher, wenn sie den Mund aufthun und Makulatur sprechen. Das Schlimmste in der englischen Romanliteratur ist, daß selbst Damen, wie George Eliot, welche lebensvolle Gestalten mit Gehirn im Kopfe, geniale Heldinnen schaffen können, diese nur durch ihre Bände treiben, um sie zuletzt umzubringen und gehirnlose Gänschen triumphiren zu lassen.

Kurz, leerer Kopf und volle Börse, hoher Stand und niedriger Geist sind jetzt die Sieger im Kampfe um's Dasein und um die geistesarme Dame mit viel Vermögen. Auch der muskulöse Held ist im Grunde ein Schafskopf, ein mittelmäßiger Dutzendmensch. Er zeichnet sich in Allem aus, wozu kein Geist gehört, weshalb wir ihn auch meist politisch und theologisch rechtgläubig, in der Wirklichkeit unsittlich finden.

Da wir nun diese Geschmacksrichtung auch im wirklichen Leben, nicht bloß in England, sehr mächtig und wirksam finden, berechtigt uns die neueste Lehre Darwin's von der geschlechtlichen Wahl leider zu der Befürchtung, daß das heranwachsende und künftige Geschlecht nur noch mittelmäßiger, geistesfeindlicher und langweiliger gerathen werde. Der geistreiche, geniale, schöpferische, sich aus eigenen Ideen selbst bestimmende und danach handelnde Mensch wird überall, wo er sich zeigt, wo er für seine Kraft und Thätigkeit Geist oder wohl gar Geld gewinnen will, wo er wohl gar mit Manuscripten für Zeitungen und Verleger hervortritt, mit Kopfschütteln angehört, kaum angelesen und entweder schon vorher wegen seines Rufes, daß er mit eigenem Kopfe denke und mit eigener Feder schreibe, mit „keinen Gebrauch davon machen“ kühl und höflich abgewiesen oder wohl gar auf Grund einiger herausgepickten geistreichen Sätze und humoristischer Wendungen als ein für die Bildung unserer Zeit, resp. der Leser, viel zu niedrig stehender Halbbarbar grob behandelt. Ja, dieser krankhafte Geschmack für Stupidität und Respectabilität, für Makulatur und Mittelmäßigkeit ist ein schlimmes Zeichen der Zeit und Zukunft. Die Genies, die Selbstdenker, die schöpferischen, solarischen Köpfe stehen einzeln immer einer fertigen, sich in ausgeleierten Gleisen bewegenden, mit Mode gewordenen Redensarten jeden neuen Gedankengang überschnabbernden Welt gegenüber, und wenn sie heiraten wollen, fehlt es ihnen in der Regel an „geeigneter“ Damenbekanntschaft, so daß sie entweder alte Junggesellen werden, oder noch im Alter die Thorheit begehen, ein „reelles Heiratsgesuch“ zu berücksichtigen oder wohl gar einrücken zu lassen.

Es giebt so viele sociale Fragen ohne erträgliche Antworten darauf. Für eine der schwierigsten erwarten wir noch den echten Darwin. Der alte, welcher in Beurtheilung der Natur, überhaupt in den Naturwissenschaften mit seiner Affen- und noch tiefer gehenden Theorie, seinem Kampfe um's Dasein und der fortschreitenden Veredelung vermöge der immer siegreichen Kraft der Edleren und Besseren und zuletzt nun durch seine geschlechtliche Wahl mehr Lärm als Gelehrsamkeit verursacht, kann uns für dringend nothwendig gewordene veredelte Menschenzucht nichts helfen. Uns Deutscher, die wir vom neuen Reiche aus die ganze Welt geistig, friedlich durch höhere sittliche Kraft mit mehr Gehirn und wärmerem Herzen zu beherrschen berufen sind, fällt jedenfalls auch, wenn wir uns vollends aus dem Gröbsten herausgehauen haben, die Pflicht anheim, außer der Schafwolle, den Pferden, Rindern und Schweinen auch uns selbst zu veredeln. Zu diesem Zweck müssen wir vor allen Dingen uns von der Herrschaft der Phrase, der Mode, der abgeleierten Mittelmäßigkeit, des Geldes über den Geist, der Möbels über die Menschen, des Hauses über den Herrn u. s. w. zu befreien suchen. Und dann sind wir erst kampffähig gegen schlimmere Feinde und für edlere Güter. Das sind verzweifelte Aussichten, da von der Wiege an Erziehung und regulative Schule, Bücher und Börsen, Journale und Zeitungen, gebildete Menschen und Lebensformen aller Art sich mächtig und massenhaft vereinigen, den etwa für dieses Erlösungswerk gebornen Helden schon in der Wiege umzubringen. Möge sich aus diesem allgemeinen Bethlehemitischen Kindermord doch endlich, wie weiland, der wahre Heiland retten!

H. B.

Nord-Amerika.

Ein Auswanderungsplan nach den Vereinigten Staaten.

Fast alle Staaten der nordamerikanischen Union haben vielfache Beweise gegeben, daß sie der europäischen Einwanderung und insbesondere der Einwanderung aus Deutschland jeden möglichen Vorschub zu leisten bereit sind. Vornehmlich aber wird Niemand, der nur einigermaßen mit der in Rede stehenden Angelegenheit vertraut ist, der in den Vereinigten Staaten schon ansässigen Einwanderung aus Deutschland, welche bereits das Bürgerrecht und damit Einfluß auf die Regierung des Landes gewonnen hat, den Vorwurf machen können, daß sie nicht anerkennenswerthe Vorkehrungen getroffen hätte, ihren Landsleuten bei der Uebersiedelung nach Amerika und bei ihrem Fortkommen daselbst behülflich zu sein. Alle Anzeichen deuten darauf hin

daß das amerikanische Volk und insonderheit die Deutsch-Amerikaner es auch in Zukunft so halten werden, wenn nicht von den Einwanderern selbst gar sonderbare Anforderungen gestellt werden.

Wir zählen nicht zu Denen, welche zur Auswanderung nach Amerika oder nach irgend einem andern Lande ermuntern; wir hoffen und wünschen vielmehr, daß sich die Verhältnisse in Deutschland so gestalten mögen, daß sich das Auswanderungsfieber immer mehr und mehr legt und die Mutter Germania ihre Kinder nicht in so großer Anzahl über den Ocean in die Fremde schickt, wie sie es in den letzten Jahrzehnden gethan hat; auf der andern Seite aber sind wir auch keine absoluten Gegner der Auswanderung, namentlich nicht der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, schon aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland seine in die Fremde gegangenen Söhne und Töchter selten oder nie ganz verliert. Außerdem aber erkennen wir mit A. Lammers*) u. A. in der deutschen Auswanderung, wenn sie aus freier Abwägung der Lebensloose sich regelmäßig und in nicht zu großem Maßstabe wiederholt, einen Beweis überquellender nationaler Kraft, den in früheren Zeiten die Kolonisation für andere aufstrebende Völker abgelegt hat, mit dem kostbaren Unterschiede jedoch, daß sie nicht, wie diese, erschöpft und entnervt. Denn Kolonisation im eigentlichen Sinne des Wortes bedeutet gewissermaßen Zwangsaussendung von Menschen und Kapital, während freiwillige Auswanderung nur mit einer freien, individuellen Kolonisation verglichen werden kann. Daß aber die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wesentlich und im großen Ganzen nur als eine Kolonisation der letztgenannten Art bezeichnet werden kann, hat uns der deutsch-französische Krieg in glänzender Weise bewiesen.

Wenn nun unter diesen Umständen deutsche Einwanderer Anforderungen an die Regierung und das Volk der nordamerikanischen Union stellen, die weit über das Gebiet der Billigkeit hinausgehen und den Amerikanern ihre Theilnahme für die neuen Ankömmlinge verleiden, so kann sich daraus unmöglich ein gutes Resultat ergeben.

Ueber ein wahrhaft abschreckendes Beispiel solcher unbilligen, um nicht zu sagen unverschämten, Forderungen berichtete kürzlich aber ein sehr geachtetes deutsch-amerikanisches Blatt, die „Westliche Post", und es dürfte nur im Interesse der Sache sein, wenn wir nachstehend diesen Bericht in den Hauptpunkten hier mittheilen.

(Ein unternehmender Plänemacher in Deutschland, ein Herr von Bonhorst**), hat sich bemüßigt gesehen, einem Konsul der Vereinigten Staaten in einer kleinern Stadt Deutschlands einen Plan zu einer großen deutschen Kolonie vorzulegen. Unter der Oberleitung eben dieses Herrn v. Bonhorst sollte nämlich eine große Anzahl von deutschen Auswanderern auf Seedampfern von Hamburg, Bremen und Rotterdam aus nach Brownsville in Texas, und von hier aus nach einem nördlich vom 29. Breitengrade und zwischen dem 102. und 107. Pariser Längengrade belegenen und den Ansiedlern von den Regierungen der Staaten, resp. Territorien, Texas, Colorado, Kansas und Nebraska abzutretenden Landstriche geführt werden. Die Kolonisten sollten verpflichtet sein, einen billigen Preis für dieses Land zu bezahlen, Karten von dem Lande anfertigen zu lassen, spätestens bis zum 1. Januar 1885 eine vom Süden nach dem Norden laufende Eisenbahn zu bauen, welche, von Rio Pecos ausgehend und, ungefähr die Gränzlinie zwischen Colorado einerseits und Kansas und Nebraska andererseits verfolgend, in die Nord-Pacific-Eisenbahn mündete, und endlich vom 1. Januar 1880 an jährlich auf ihre Kosten mindestens 5000 neue Kolonisten längs jener Bahnlinie anzusiedeln.

Soweit wäre nun gegen die Sache nur das einzuwenden, daß der genannte Herr offenbar gar keine Ahnung von dem Charakter der Gegend hat, in der er seine Kolonie anlegen und durch welche er seine Bahn bauen will. Auch dafür ließe sich vielleicht ein Wort einlegen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten (denn diesen, und nicht den genannten Staaten und Territorien der Union, gehört das für die Kolonie in Anspruch genommene Land) den Kolonisten gegen die obigen Bedingungen das Land, dessen dieselben bedürfen, auf Kredit abträte oder ihnen dasselbe nach den liberalen Bestimmungen des Heimstätte-Gesetzes überließe. Aber das Beste, das, was dem Plane des Herrn v. Bonhorst einen ganz originellen Charakter giebt, kommt noch. Für die Vortheile nämlich, welche den oben genannten Staaten und Territorien nach der Meinung dieses Herrn durch die Ausführung seines Planes erwachsen, sollen die „hohen Regierungen (?!)" dieser Staaten auch noch ein Uebriges thun und einen Vertrag mit der Kolonie unterzeichnen, dessen ersten Paragraphen wir der Curiosität halber hier vollständig wiedergeben; derselbe lautet also:

a) Dieselben eröffnen der Kolonie einen Kredit, welcher hinreichend ist, das ganze Unternehmen sicher zu stellen. Hierzu erscheinen nöthig:

aa. Binnen zwei Jahren vom Abschluß dieses Vertrages an die Transport- und Verpflegungskosten für 50,000 Kolonisten, vom Momente der Einschiffung in den europäischen Häfen bis zum Momente der Ausschiffung an dem Zusammenflusse des Rio Grande del Norte und des Rio Pecos.

bb. Der Ankauf von den erforderlichen Saatfrüchten und Kultur-Pflanzen, sowohl zum ersten Lebensunterhalte, wie zur Bestellung der Aussaat.

cc. Der Ankauf von Verkehrsmaterialien (für Eisenbahnen, Posten-, Telegraphen- und Dampferlinien) bis die Kolonie im Stande ist, sich dieselben aus eigenen Mitteln zu fertigen oder anzuschaffen.

dd. Befreiung von Ein- und Ausgangszöllen, sowie von allen Steuern auf eine Reihe von 10 Jahren, vom Abschluß dieses Vertrages an.

ee. Der Ankauf von einer genügenden (?) Anzahl Waffen.

ff. Abtretung des zur Kolonisation geeigneten Landes nördlich vom 29. Gr. n. Br. und zwischen dem 102. und 107. Gr. w. L. von Paris zu dem billigsten Preise von .... per Quadrat-Kilometer.

b) Die hohen Regierungen leisten unentgeltlich an einmaligen Ausgaben:

Für Errichtung von 10 Anmelde-Bureaux in verschiedenen Städten Europas die betreffenden Einrichtungskosten. Diese Einrichtungskosten umfassen:

Das Geld für Anschaffung von Bureau-Utensilien.

Reise- und Druckkosten Lokalmiethen Beamten-Gehalte	auf zwei Jahre vom Abschlusse des Kontraktes an.

*) „Deutschland nach dem Kriege." Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871. S. 62 ff.

**) Es wäre interessant zu wissen, ob der oben genannte Herr v. Bonhorst derselbe ist, welcher von Wiesbaden aus am 7., 8. und 9. August 1869 mit den Herren Bebel, Liebknecht u. A. den social-demokratischen Arbeiter-Congreß zu Eisenach besuchte und daselbst eine hervorragende Rolle spielte. Die „Westl. Post" weiß leider nichts Bestimmtes hierüber zu sagen.

Der Planmacher hat dem Vorstehenden noch einige Detail-Ausführungen mit Bezug auf die Verwaltung der Kolonie und die Stellung eines Kommissärs der „hohen Regierungen" bei derselben und mit Bezug auf die Thätigkeit des Kolonie-Ingenieurs (in welcher Eigenschaft der Unternehmer selbst figuriren möchte), hinzugefügt. Allein wir denken, daß das Obige genügt, um die ganze Sache als das Produkt einer ebenso bodenlosen Unwissenheit, wie gränzenlosen Unverstandes zu charakterisiren. Dies mögen harte Worte sein; aber wenn der Pläneschmied nur einmal nach den Vereinigten Staaten hinübergehen und in eigener Person sich Land und Leute, unter denen er auf Kosten und auf das Risiko amerikanischer Staaten Hirngespinnste von Kolonien anlegen möchte, wenige Jahre hindurch ansehen wollte, so müßte er selbst sagen, daß wir Recht haben, und daß nur die gröbste Unkenntniß der Verhältnisse irgendwelchen Staatsregierungen oder auch den Vereinigten Staaten selbst zumuthen kann, sich auf eigene Kosten Einwanderung aus Europa zu holen, oder sich gar auf so unsinnige Pläne, wie die hier auseinandergesetzten, einzulassen, wie gern und bereitwillig jeder deutsche Einwanderer, der an den Küsten der Vereinigten Staaten an's Land steigt, in demselben sonst auch aufgenommen wird.

Zum Schlusse noch einige statistische Bemerkungen, welche für die Völker-Psychologie und auch in anderer Beziehung von Interesse sein dürften:

Im Jahre 1871 wurden in Newyork 75,692 Personen von der Polizei verhaftet, d. h. etwas mehr als acht Procent der Gesammtbevölkerung dieser Stadt. Diese Verhaftungen vertheilten sich nach den Nationalitäten wie folgt: von 475,000 Amerikanern wurden 26,124 oder 5½ Procent arretirt, von 202,000 Irländern 34,226 oder nahezu 17 Proc., von 154,000 Deutschen dagegen 7,099 oder etwas über 4⅝ Proc. Obgleich nun diese Zahlen die einzelnen Kategorien der Gesetzesübertretungen, wegen deren diese Verhaftungen stattfanden, nicht genau angeben und daher den besonderen Charakter der größeren Lust am Uebertreten von Gesetzen nicht näher bezeichnen, so kann man unter Ausschluß eigentlicher Verbrechen doch so viel sagen, daß die Deutschen und die Amerikaner sich der Landes-Gesetzgebung mehr als dreimal so viel accommodirten, wie die Irländer, und daß die Irländer eine mehr als dreimal so starke Ausgabe für polizeiliche Aufsicht veranlaßten, wie die Deutschen und die Amerikaner. Es ist klar, daß die beiden letztgenannten Nationalitäten durch die irländische Einwanderung zu leiden haben. Eine Menge von Polizei-Verordnungen, die vorzugsweise der Anwesenheit einer Nationalität wegen erlassen wurden, beengten das Leben der übrigen Bevölkerung, und die Polizei wurde aus dem Grunde viel zahlreicher und kostspieliger, weil sich eine Nationalität viel häufiger, als die anderen Nationalitäten es thaten, gegen polizeiliche Verordnungen auflehnte. Die „Newyork Tribune" bemerkt in dieser Beziehung: „Dieser Uebelstand muß ertragen werden bis man an die Gränze gelangt, wo die störrische Bevölkerung etwa die übrigen Bevölkerungsklassen beherrschen zu wollen anfängt. Bis zu dieser Gränze, aber nicht weiter, kann man die Uebel einer Nationalität mit den Vortheilen, die sie dem Lande bringt, in den Kauf nehmen." Die letzten blutigen Auftritte, welche die Irländer im Juli d. J. auf den Straßen von Newyork hervorriefen, werden möglicherweise diese Gränze herbeiführen.

R. D.

Böhmen.

Das Wesen des Arbeiter-Strike und das Verhältniß der Administrativ-Behörden zu demselben.*)

Mannigfach sind die literarischen Beiträge, welche zur Beleuchtung und zur Klärung der sozialen Frage, und speciell des in Berlin noch immer vorkommenden Arbeiterstrike erschienen, „welcher das äußere Ergebniß der sozialistischen, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung mißbilligenden Bewegung der kapitallosen Arbeit"; aber einem Beitrage, dessen Titel soeben angegeben wurde, und der, obwohl er einen Polizei-Commissär zum Verfasser hat, gleichwohl diese Frage von einem freisinnigen und freimüthigen Standpunkte behandelt, dürfte man kaum noch begegnet sein. In einer fließenden Sprache, die selbst dem weniger gebildeten Arbeiter verständlich ist, schildert der Verf. das Wesen der Strikes und die versuchten Mittel, um den Zweck derselben, die Verbesserung der materiellen und auch der geistigen Lage der Arbeiter zu erreichen. Die Verbesserung der materiellen Lage, welche nach der Auffassung des Arbeiters in sich die Lohnerhöhung, Abkürzung der Arbeitszeit, Verminderung anstrengender oder überbürdender Arbeiten, Beseitigung der die Gesundheit gefährdenden Arbeitslokalitäten 2c. in sich begreift — diese Verbesserung der materiellen Lage ist — nach dem Ausspruche des Verfassers — eine allgemeine Phrase (?). Man könnte über dieses leicht hingeworfene geflügelte Wort mit dem Verfasser sehr viel rechten, wenn er nicht die Einzelheiten dieser Frage einer besondern Würdigung unterzöge und dabei darstellen würde, daß mit dem bloßen Worte „die Verbesserung der materiellen Lage" eben nichts gesagt ist. In dieser Würdigung weist er nach, daß es geradezu absurd erscheint, die Lohnerhöhung, als das Hauptmotiv des Strike, durch einen behördlichen Einfluß hindern zu wollen.

In scharfsinniger Weise ergeht sich nun der Verfasser über die verschiedenen Verhältnisse des Arbeitslohnes zum Arbeiter und zum Arbeitgeber und über die letztern zu einander, wobei er besonders hervorhebt, wie sehr zu bezweifeln sei, „daß die Arbeitgeber je sich entschließen werden, ihr Kapital, ihre geistige und physische Kraftanstrengung unter die Controle der Arbeiter zu stellen." Er erwähnt dabei, daß Robert Oven bei solchem Streben in seiner Verirrung zu Grunde ging, und daß die, welche ihm nachahmten, von gleichem Schicksal betroffen wurden. In keinem gesellschaftlichen Verhältnisse tritt die Nothwendigkeit, das Prinzip der Individualität zur vollen Geltung zu bringen, gebietender auf, als gerade in dem Gewerbs-Arbeitsverhältnisse. Vervollkommnung der Individualität, Fleiß und Sparsamkeit fördern bei dem Arbeiter, wie überall, wo sich diese Eigenschaften finden, das individuelle Wohl und dessen Verallgemeinerung, das Gesammtwohl.

Herr P. bespricht hierauf eine fernere Ursache des Arbeiterstrike, die tägliche oder wöchentliche Arbeitszeit, oder richtiger die Arbeitsdauer. Diese Ursache behandelt er in nicht minder scharfsinniger Weise und schenkt ihr eine besondere Aufmerksamkeit, indem durch sie, durch eine Feststellung der Arbeitsdauer die Steuerkraft des Kapitalisten, die moralische und materielle Lage der Arbeiter, sowie das öffentliche Verkehrs- und Geschäftsleben bedingt erscheinen.

Nicht unberührt blieben vom Verfasser auch andere Ursachen

*) Herausgegeben von J. Pawek, k. k. Commissär der Prager Polizei-Direktion. Prag, C. H. Hunger, k. k. Hofbuchhändler, 1871.

des Strike, z. B. Heranziehen fremder Arbeiter, Anschaffung und Verwendung von Maschinen u. s. w., auf welche er ein Hauptgewicht legt, weil der Strike vom juristischen Standpunkte, wenn er unter Beobachtung der formellen Gewerbs- und Polizeigesetze erfolgt, an und für sich als das bloße Factum der gemeinsamen Arbeitseinstellung unter ein Strafgesetz nicht subsummirt werden kann. Dadurch gelangt der Verfasser nach weiterer Betrachtung zu dem Ausspruche, daß der Strike stets eine Anomalie sei, eine Folge der Bedingtheit des menschlichen Lebens, die auch im Gewerbsleben vorwaltet, und daß er sein Analogon in der Strafjustiz durch die Nothwehr finde. In wie weit dieser Ausspruch vom Juristen angefochten werden dürfte — dies auseinander zu setzen gehört in die Spalten eines Fachblattes; wir begnügen uns durch eine theilweise Inhaltsangabe auf die Wichtigkeit dieser Schrift hinzuweisen, welche eine der wichtigsten Zeitfragen behandelt. In derselben wird hervorgehoben, daß der Strike allgemein nicht verboten werden kann, wenn er in keinen Conflict mit den Behörden geräth, da er dann seinem Wesen nach die Natur einer erlaubten Versammlung annimmt, sich als eine organische Vertretung der kapitallosen Arbeit und ihrer Interessen gegen das Kapital, und als ein Uebergang zu den auf Grundlage der bestehenden Ordnung und des Gesetzes sich entwickelnden Arbeiter-Vertretungen manifestirt.

Die Frage, wie weit die behördliche Intervention in dieser wichtigen Angelegenheit zu gehen hat, beantwortet Herr P. mit den Worten: Den Strike gesetzlich zu verbieten oder zu erlauben, dependirt von dem Entwickelungsgrade der Arbeiterklassen, sowie von den faktischen Verhältnissen der Gewerbe-Industrie. Leicht könnte man diese Beantwortung für eine Phrase halten, wenn der Verfasser nicht in eine nähere Beleuchtung derselben eingehen würde, bei der er endlich als zweckmäßigstes Mittel zur friedlichen Lösung dieser Frage die Enquête empfiehlt, bei welcher die Arbeit und das Kapital vertreten sein muß.

Am Schlusse seiner, auch für das große Publikum interessanten Abhandlung bespricht er die Sammlungen für Strike-Zwecke und weist nach, daß in einem Staate, wo der Strike gesetzlich erlaubt, die Leistung freiwilliger Beiträge zu diesem Zwecke vom juridischen Standpunkte keine Strafbarkeit begründet, daß aber die Form, in welcher die Beitragssammlung realisirt wird, einen Conflict mit den Straf- und Polizeibehörden und den Verfall der Sammlungsbeiträge zur Folge haben kann. Der auch für das große Publikum berechneten Abhandlung über das Wesen des Arbeiterstrike ist das österreichische Gesetz vom 7. April 1870 in „Betreff der Verabredungen von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern zur Erzwingung von Arbeitsbedingungen und von Gewerbsleuten zur Erhöhung des Preises einer Waare zum Nachtheile des Publikums" im Anhange beigegeben.

Prag. Dr. —s. —r.

Kleine literarische Revue.

— **Fichte's Reden an die Deutsche Nation.** Seit ihrer Veröffentlichung durch Fichte (1808) sind diese Reden im J. 1824, nachdem damals in Berlin ihr Wiederabdruck von der Censur, weil es „ein verführerisches, leere Phantasmen nährendes Buch" sei, untersagt worden war, in Leipzig bei Herbig, dann zum drittenmal im J. 1846 in der Gesammtausgabe von Fichte's Werken (Berlin, Veit u. Co.) und zum viertenmal im J. 1859, wieder in einem Separatabdruck, von dessen Sohne publizirt worden. Kürzlich hat nun Herr Prof. Immanuel Fichte eine neue (fünfte) Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation" veranstaltet (Leipzig, Brockhaus), damit sie, wie er sagt, im gegenwärtigen bedeutenden Moment unserer Geschichte, „als ein politisches Erbauungsbuch" dienen, „nicht dazu bestimmt, ein fertiges Programm aufzustellen oder praktische Rathschläge zu ertheilen, sondern um für alles Handeln die sittliche, standhafte Gesinnung zu erzeugen, die sonder Schwanken oder Zögern das als richtig Erkannte durchführt." — Als die vierte Auflage im J. 1859 erschien, sagte der Sohn des Verf. der deutschen Reden in der Einleitung: Das französische Kaiserthum, das Werk eines Abenteurers ohne ideale Berechtigung, werde fallen und in der Geschichte als das Denkmal eines trübseligen Zeitalters betrachtet werden, das sich allzu lange unwürdigem Joche gebeugt; Deutschlands Antwort auf die Drohungen der Tuilerien müsse die Rückforderung von Elsaß und Lothringen sein; fortan gebe es nicht Friede, nur Waffenstillstand in Europa, bis der Krieg mit Frankreich ausgefochten sei; Deutschland bedürfe nicht der Reden und Parlamentsverhandlungen, sondern der Thaten und eines Mannes der That, der Einheit des Handelns und ihrer unwiderstehlichen Kraft; der Staat, der diese aufweise, werde der leitende in Deutschland und in Europa werden.

Wie schön hat diese philosophische Verkündigung sich bewährt! Mögen sich ebenso die trefflichen Worte bewähren, welche Immanuel Fichte der gegenwärtigen fünften Auflage voranschickt, indem er der deutschen Nation zuruft, nicht bloß durch äußere politische Formen, sondern auch durch innere Gesinnung Ein Volk zu sein, und demgemäß darauf zu halten, daß die Deutschen in Oesterreich dem Slaventhum nicht unterworfen werden, und daß im Einklange der Kaiser-Gewalt mit dem Willens-Ausdrucke der Nation das große Princip der persönlichen, der politischen und der religiösen Freiheit mehr und mehr zur Geltung komme.

— **Der Gründer der Capetingischen Dynastie.***) Robert von Anjou, der Stammvater des capetingischen Hauses, ist von dem Privat-Docenten der Geschichte, Dr. Karl v. Kalckstein in Königsberg, zum Gegenstande einer historischen Monographie gemacht worden, die nicht nur die Lebensschicksale dieses bedeutenden Mannes, sondern auch viele wichtige, dessen Zeitalter betreffende Streitfragen der Historik in Betracht zieht und auf einem reichhaltigen, mit Fleiß und Umsicht gesammelten Materiale beruht. Herr v. Kalckstein hatte schon vor einigen Jahren das fränkische Mittelalter zu untersuchen begonnen und seine Erstlingsstudie an den Frankenkönig Hugo Capet geknüpft, mit welchem die dritte französische Dynastie (troisième race) den Thron des Westfrankenlandes bestieg. Indem nun Herr v. Kalckstein, dem rühmlichen Beispiele Eduard Bonnell's (der 1865 die „Anfänge des carolingischen Hauses" aus den Quellen beschrieb), nachfolgend, die Anfänge des capetingischen Hauses erforschen wollte, ist ihm klar geworden, daß die Gestalt Robert des Tapfern, als des Ahnherrn von Hugo Capet, für die Zwecke der deutschen wie der französischen Geschichte einer näheren Beleuchtung bedarf. Die schwierigen verwickelten Verhältnisse des damaligen Frankenreiches, welche in den Quellen sich wild

*) Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou, der Stammvater des Capetingischen Hauses, von Dr. phil. Karl v. Kalckstein. Berlin, 1871. Otto Loewenstein. (X und 165 S.)

genug abspiegeln, haben ihn von einem eifrigen Studium des Zeitalters und der Wirksamkeit seines Helden nicht abgeschreckt. Die Zeit von 852 bis 866 bezeichnet die Epoche der Thaten Robert's. Derselbe war von sehr geringer Abstammung zu großem Ansehn und Einfluß emporgekommen, war um 861 ein furchtbarer Feind der Krone gewesen, bis Carl der Kahle ihn gewann und mit dem Markgrafenamt über das Land Anjou betraute. Da hat Robert der Tapfere sich als treuester Anhänger seines Königs bewährt, hat unermüdlich gegen Normannen, Bretonen und innere Feinde gekämpft und ist 866 in dem Treffen bei Le Mans gegen den Normannenführer Hasting gefallen. — Es ist ein sehr krauses Feld der Geschichtschreibung, das Herr Karl v. Kalckstein hier bebaut hat. Er hat die Genauigkeit der zeitgenössischen Berichte und der späteren Aufzeichnungen unter der Lupe geprüft, die Gewißheit, daß Robert der Tapfere nicht von den Carolingern abstamme, auf das Bestimmteste erhärtet und über mehrere zweifelhafte Punkte helleres Licht verbreitet. Aber noch gar Manches ist dunkel geblieben und wird es unseres Erachtens immer bleiben, was nicht die Schuld der modernen Forschung, sondern die des Zustandes der Quellen ist. Man muß an die Denkmäler eines verworrenen Zeitalters nicht allzu hohe Anforderungen stellen. Hincmar und seines Gleichen haben nicht für uns Bürger des 19. Jahrhunderts, sondern für ihre Zeitgenossen geschrieben. Vieles, was diesen bewußt war, haben sie nur anzudeuten gebraucht. Tacitëische Schärfe hat ihnen gemangelt. Die Beharrlichkeit auf diesem dornigen Felde ehrt den jugendlichen Forscher um so mehr, als er den Franzosen eine zunächst ihnen gebührende Arbeit abnimmt; aber wir würden uns doch freuen, wenn wir ihn bei einer späteren Gelegenheit auf einem moderneren Schauplatze oder auf einem fruchtreicheren Boden erblickten. T. v. B.

— **Zwei Volkskalender** verstehen es vortrefflich, nicht allein sich auf ihrem Platze in der Gunst des Publikums gegen alle Concurrenz siegreich zu erhalten, sondern auch immer neue Gebiete und neue Freunde zu erobern. Es sind dies der „Steffens“*) und der „Trewendt“**), die sich auch für das Jahr 1872 in glänzender Rüstung vorstellen. Betrachtet man freilich die Waffen, mit welchen sie kämpfen, so begreift man ihre Siege ebenso leicht, als man hinterher die Erfolge der deutschen Heere im letzten Kriege für ganz natürlich gehalten hat. Die Arsenale der Kunst und Wissenschaft haben sich in Beiden beeifert, ihr Bestes zu liefern, so weit es sich in dem engen Rahmen der Kalender nur irgend verwerthen ließ: Kupferstich und Holzschnitt, Dichtung und Novelle, Geschichte und Technologie. Und was für wackere Waffenträger sind es, die sich den beiden Kämpen zur Verfügung gestellt haben! Unter „Steffens“ Fahne kämpfen Hermann Kletke, G. zu Putlitz, Julius Rodenberg, Dr. G. Lewinstein, Fr. Adami, Max Ring, Georg Hiltl, Dr. Jacobson u. A.; in „Trewendt's“ Reihen sehen wir vor Allem den in seinem Humor ewig jungen, alten Holtei, ferner Gustav Nieritz, Karl Ruß, Eduard Höfer, S. Meyer im Verein mit jüngeren schlesischen Dichtern, wie Max Kalbeck 2c. Natürlich spielen die Erinnerungen an die jüngst durchlebte gewaltige Zeit eine Hauptrolle in Beider Feldzugsplane; sie leben und weben in dem Nachzittern der patriotischen Bewegung, die das deutsche Volk im Jahre 1870 ergriff, als es galt, Frankreichs Ueberfall zurückzuschlagen. Ist es nun evident, von welchem wohlthätigen Einflusse die gediegene Wirksamkeit dieser Unternehmungen auf den Kern des deutschen Volkes ist, so bleibt nur zu wünschen, daß sie sich in voller Freiheit ihrem Wirken hingeben könnten. Aber sie kämpfen gewissermaßen in Fesseln, in den Fesseln, welche gerade der Staat, der doch so viel Interesse an der Verbreitung gesunder Volksliteratur hat, dem Volkskalenderwesen anlegt. Wir meinen die Fessel des Kalenderstempels. Es ist ein lobenswerthes Beginnen, die Steuern auf die nothwendigsten körperlichen Nahrungsmittel nach und nach zu beseitigen. Man wird aber gut thun, endlich auch den alten Zopf abzuschneiden, der in der Besteuerung der einfachsten geistigen Nahrung des Volkes liegt: man hebe die Steuer auf Volkskalender auf, welche fast ebenso ungerechtfertigt ist, als es eine Steuer auf Bibeln und Gesangbüchern sein würde, neben welchen der Volkskalender in Tausenden von Häusern beinah die einzige Lektüre bildet!

*) Berlin, Louis Gerschel.
**) Breslau, Eduard Trewendt.

— **Wladimir.***) Nur durch einen längeren Aufenthalt in Rußland dürfte es dem Dichter möglich geworden sein, sich so vollständig, wie er dies in seiner kleinen, von echt poetischem Hauch durchwehten Dichtung thut, in russische Denk- und Empfindungsweise zu versetzen. Daß die erzählte Begebenheit, wie der Verfasser mittheilt, nicht erfunden, sondern in ihren wesentlichen Zügen der Wirklichkeit entnommen ist, erhöht zwar ihren poetischen Werth nicht, macht aber die Arbeit zu einem schätzenswerthen Beitrage zur Kulturgeschichte, in welcher Beziehung auch die beigegebenen Bemerkungen dankbare Anerkennung verdienen. Was Sprache und Vers betrifft, so weiß der Dichter beides durchaus zu beherrschen. J. H.

Literarischer Sprechsaal.

So lange in der Welt Bücher und so lange darüber Recensionen geschrieben wurden, ist wohl noch niemals ein Buch durch eine Recension so gründlich abgethan worden, als das des korsischen Grafen Benedetti: „Ma mission en Prusse“,**) durch die in Form diplomatischer Enthüllungen veröffentlichte Recension des „Deutschen Reichsanzeigers“. Das Buch Benedetti's, das übrigens durchaus nichts beglaubigtes Neues über die Entstehung des deutschfranzösischen Krieges enthält, wagte es, seine im vorigen Jahre ausgesprochene Behauptung zu wiederholen, daß der von des damaligen Botschafters eigener Hand im August 1866 geschriebene Entwurf eines Vertrages über die Vereinigung Belgiens mit Frankreich ihm vom preußischen Minister-Präsidenten dictirt worden sei! Aber diese Behauptung, — die bereits im vorigen Jahre von allen Unbefangenen als eine in sich widerspruchsvolle Unwahrheit erkannt wurde, wird nun durch die Recension des „Reichsanzeigers“ und zwar mit Hülfe der eigenen Worte Benedetti's, die sich in seiner (den Deutschen in Frankreich, auf dem Schlosse des Ministers Rouher, in die Hände gefallenen) Depesche an den französischen Minister des Auswärtigen über jenen Vertragsentwurf befinden, sowie mit den Worten der Instruction,

*) Eine russische Geschichte in drei Gesängen von Gustav Weck. Görlitz, H. Wollmann, 1871.
**) Paris, Henri Plon, 1871.

die dem Botschafter über diesen Punkt von Paris aus ertheilt worden waren, als eine „Lüge mit Wahrzeichen", wie ein alter deutscher Volksausdruck lautet, gekennzeichnet. Es wird nunmehr selbst der französischen Nation einleuchten müssen, daß nicht Preußen, nicht Deutschland, von ehrgeizigen Gelüsten aufgestachelt, den Krieg von 1870 provocirte, sondern daß einzig und allein die von Parvenüs und Intriganten beherrschten Tuilerieen einen casus belli suchten und fanden. Das Buch Benedetti's hat wider Willen dazu beigetragen, jeden Zweifel in dieser Beziehung zu beseitigen. Ursprünglich hatte der Verfasser allerdings nur beabsichtigt, durch seine Veröffentlichung den Beweis zu liefern, daß er seine „Mission in Preußen" gewissenhaft erfüllt habe und ein wachsamer diplomatischer Beobachter am Hofe von Berlin gewesen sei; aber das gerade Gegentheil geht aus seinem Buch hervor; die allerwichtigsten Vorgänge in Preußen sind seinem Scharfblick entgangen; von den im Jahr 1866 mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnissen z. B. hat er erst nach ihrer Publication Kenntniß erhalten; ebenso war ihm der sehr nahe liegende Gedanke, daß jede Bedrohung des Rheins von Seiten Frankreichs sofort „die Ueberbrückung der Mainlinie" herbeiführen werde, gänzlich fern geblieben.

Das liberale Brüsseler Journal „La Discussion" (vom 22. Oktober) bespricht in einem trefflichen Artikel den neuen deutschen „Bildungsverein", von dessen Wirksamkeit es den Beginn einer neuen Aera des Unterrichts und des Wohlseins der arbeitenden Klassen erwartet. Ueber den Präsidenten des Vereins, Herrn Schulze-Delitzsch, sagt das belgische Blatt, daß sein Name allein ein Programm sei. Sodann fährt es fort: „Deutschland besitzt schon eine sehr große Zahl von liberalen Vereinen zur Förderung des Unterrichts, aber diese bedürfen sämmtlich einer freien Entwickelung. Diejenigen, die sich dem öffentlichen Volksunterrichte widmen, müssen sich näher kennen lernen, durch Austausch ihrer Ideen sich wechselseitig belehren und durch Einigung eine moralische Macht werden. Gegenwärtig, wo Deutschland ein Gegenstand des Studiums aller civilisirten Völker geworden, wo die gesammte gebildete Welt ihre Blicke auf dieses Land gerichtet hält, ist es wichtig, daß dasselbe durch fortgesetzte Bestrebungen, durch freimüthige Erörterung der Unterrichtsfrage und durch die wissenschaftliche Richtung seiner Arbeiten die Ausbreitung des Unterrichts so nutzbar als möglich für das soziale Leben des Volkes mache und dem deutschen Geistesleben den hohen Rang zu erhalten suche, den es sich errungen hat. Möge sich Deutschland durch den gegenwärtigen Aufschwung seiner Industrie und seines Vermögens ja nicht verleiten lassen, den materiellen Interessen vorzugsweise zu huldigen! Möge es vielmehr allen Nationen, die ihm jetzt auf den Bahnen des Unterrichts folgen wollen, ein Muster bleiben! Ja, möge es den Willen haben, die Leitung der geistigen Bewegung unserer Zeit zu behalten, um die Völker zu neuen wirklichen Fortschritten zu führen!" (Wir bemerken, daß dasselbe Blatt der „Discussion" die Bewegung unter den heutigen deutschen Katholiken dem Infallibilitäts-Dogma gegenüber als maaß- und mustergebend für alle gebildeten Katholiken der Erde bezeichnet, während sie die gleichzeitigen reactionairen Kundgebungen im katholischen Volke Frankreichs für einen neuen Beweis der untergeordneten Stellung der Franzosen erklärt.)

Auf Veranlassung des in Leeds versammelten, englischen volkswirthschaftlichen Congresses (Social Science Congress) fand dort am 6. Oktober Abends in der Stadthalle eine große Arbeiter-Versammlung (Working-Man's Meeting) statt, wo die angesehensten wissenschaftlichen Männer des Congresses über die Arbeiterfrage sich aussprachen. Namentlich theilte Herr Mundella, der geschätzte Volkswirth, von welchem die bekannten praktischen Vorschläge in Bezug auf die Gründung von gemischten Schiedsgerichten zur Schlichtung der Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herrühren, die Erfahrungen mit, die er bei dem letzten Strike der Kohlenminen-Arbeiter in Newcastle gemacht, wo ihm hauptsächlich die Herstellung des Friedens zu verdanken ist. Hr. Mundella sowohl, als Sir John Pakington, unterließ dabei nicht, den Arbeitern Belehrung über das zu ertheilen, was sie in sittlicher, intellectueller, ökonomischer und sanitätlicher Hinsicht ihrerseits noch zu thun hätten, um ihre Zustände dauernd zu verbessern und nicht bloß chimärischen Zielen, wie sie die meisten Sozialdemokraten im Auge haben, nachzustreben. Die Arbeiter-Versammlung in Leeds nahm diese Belehrung dankbar auf, indem sie die wohlmeinenden Absichten der Männer, von denen sie ertheilt wurde, durch eine Resolution anerkannte.

Die unter dem Namen „Die Hörigkeit der Frau" vor zwei Jahren erschienene deutsche Uebersetzung von Stuart Mill's „Subjection of Women" hat jetzt die zweite Auflage erlebt.*) Wir haben das Buch bei seinem Erscheinen ausführlich besprochen und wollen jetzt nur noch darauf aufmerksam machen, daß die Uebersetzerin, Fräulein Jenny Hirsch, demselben jetzt als Vorbericht eine „kurze Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Frauenfrage" beigegeben hat. Als Schriftführerin des Lette-Vereins, wie als Herausgeberin des „Frauenanwalt", stand ihr ein reiches Material zu Gebote, so daß man in der etwa drei Bogen starken Arbeit der scharfblickenden und trefflich darstellenden Verfasserin wohl alles Wesentliche findet, was auf diesem Gebiete in Europa und Amerika geschehen ist.

Herr Oberlieutenant Jul. Payer hat an den „Verein für Geographie und Statistik" in Frankfurt a. M. vom Bord des „Harald Harfagger" ein Schreiben vom 9. Oktober gerichtet, worin er die von Prof. Petermann gemachten Mittheilungen über die Existenz eines ausgedehnten offenen Meeres im Norden von Nowaja Semlä vollkommen bestätigt. Daraus, daß gleichzeitig von norwegischen Schiffern das Karische Meer als fast völlig eisfrei beobachtet wurde, schließt Herr Payer auf den Zusammenhang des offenen Nowaja-Semlä-Meeres mit der Polynia im Norden Sibiriens, womit von unseren Karten ein ungeheueres Eis-Territorium verschwinden würde. Auch das, was Dr. Petermann früher über die unverkennbaren Anzeichen der Einwirkung des Golfstromes auf die Temperatur in jenen Regionen ausgesprochen, wird, wie es scheint, durch die Beobachtungen des Herrn Payer vollkommen bestätigt.

---

*) Berlin, F. Berggold, 1872.

Demnächst erscheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin: (181)

Auswahl aus den Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

Velinpapier. 24 Bogen. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

„In den hier zusammengestellten Arbeiten, durch welche Jacob Grimm auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt geworden ist, zeigt sich am Deutlichsten seine Sprachgewalt in eigenartigem aber glänzendem Stil, der oft von hinreißender Schönheit, Jacob Grimm zu einem unserer ersten Prosaisten macht." Zeitschrift f. deutsche Philologie.

Soeben erschien: (182)

Charles Darwin

Die Abstammung des Menschen

und

die geschlechtliche Zuchtwahl.

Aus dem Englischen von **J. Victor Carus.**

Zweite verbesserte Auflage.

Erster Band.

Preis Thlr. 2. 20 oder fl. 4. 40.

E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. (**E. Koch**) in Stuttgart.

So eben erscheint in unserm Verlage:

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.

16. eleg. geh. 10 Sgr. (183)

Diese kleine Sammlung auf elsäsischem Boden entsprungener Gedichte aus alter und neuer Zeit, eingeleitet durch einen Aufsatz über die elsäsische Dichterschule, will darthun, daß Liebe zur deutschen Sprache und Sitte, das Gefühl des Zusammenhanges mit dem deutschen Vaterlande im Elsaß stets lebendig geblieben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

BIBLIOTHEKS-NRN. 1-18,000 auf gelbem oder rothem Papier à Mille 12½ Sgr. baar empfiehlt (184)

Oskar Leiner in **Leipzig.**

Neuigkeiten aus dem Verlage von **Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Karl Gutzkow, Fritz Ellrodt. 3 Bände.

Friedrich Bodenstedt, Aus deutschen Gauen. 2 Bände.

Friedrich Bodenstedt, Vom Hofe Elisabeth's und Jacob's. 2 Bde.

☞ Vorstehende Werke wurden für das Lese-Institut der **Nicolaischen Buchhandlung** in **Berlin** in je 100 Exemplaren angeschafft. (185)

So eben erscheint in unserm Verlage:

Herman Grimm

Zehn

Ausgewählte Essays

zur Einführung in das

Studium der Modernen Kunst.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen. (186)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in siebenter vermehrter Auflage: (187)

Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von **Wilhelm Ehrenthal.**

8. Geh. 10 Ngr.

Nachdem von diesem patriotischen gelehrten Scherze binnen sechs Monaten sechs starke Auflagen vergriffen worden, erscheint jetzt die siebente wieder erheblich vermehrte Auflage. Sie bringt an neuen Beiträgen außer einer russischen und lettischen Uebersetzung des Kutschkelieds einen serbischen sowie einen altgriechischen Text.

Neuer Verlag von **R. Oppenheim** in Berlin, in allen Buch- und Musikhandlungen vorräthig: (188)

C. H. Bitter, Beiträge zur Geschichte des Oratoriums. 32 Bogen Text und 3 Bogen Notenbeilagen. gr. 8⁰. Preis Thlr. 3⅓.

Prof. Dr. **Emil Naumann,** Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge gehalten am Victoria-Lyceum zu Berlin. Mit einem Bildniß W. A. Mozart's in Stahlstich von Ed. Mandel. 20 Bogen gr. 8⁰. Preis Thlr. 1⅓.

Im Verlage von **Ernst Fleischer** in **Leipzig** erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (190)

Fables de La Fontaine, choisies pour la jeunesse. Mit grammatischen und sachlichen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Dr. **Ed. Hoche.** 8⁰. brochirt. 16 Bogen. Preis 12 Ngr.

Sandeau, Jules, Madeleine. Mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und vollständigem Wörterbuche für den Unterricht in höheren Töchterschulen und zum Privatstudium herausgegeben von Dr. **Ed. Hoche.** 8⁰. brochirt. 11½ Bogen. Preis 12½ Ngr.

Die **Preisermäßigung** (191)

von **Pott, etymologische Forschungen** erlischt bestimmt mit dem 1. Januar 1872. Prospekte sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Castelli's Memoiren, 4 starke Bände mit Portrait!

Statt 4 Thlr. 18 Sgr. für ☞ nur 1 Thlr.

Ein Buch voll köstlichen Humors, ein Schatz anecdotenhafter, ergötzlicher Züge der Berühmtheiten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst; ein Buch, dessen Lectüre Jeden erfreuen, erheitern und erquicken wird, ein wahrer **Tröst-Einsamkeit:** für nur 1 Thlr. zu beziehen von **E. Mecklenburg** (Magazin für Belletristik) in **Berlin,** Ritterstrasse 41. (192)

Historische Zeitschrift (193)

Herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**

Dreizehnter Jahrgang. 1871. Drittes Heft.

Inhalt: I. Der Herzog von Athen. Von A. von Reumont. II. Das bellum diplomaticum Lindaviense. Von G. Meyer von Knonau. III. Die deutsche Kaisersage. Von Georg Voigt. IV. Das Vaticanische Concil. Literaturbericht.

Viertes Heft.

Inhalt: V. Zum Liudprand von Cremona. Von E. Dümmler. VI. Die preußische Finanz- und Ministerkrisis des Jahres 1810 und Hardenberg's Finanzplan. Von E. Nasse. VII. Napoleon III. und Italien in der Zeit der Vorbereitungen zum Befreiungskriege 1850 bis 1853. Von O. Hartwig. VIII. Die Ehrenrettung des Ligurinus. Von W. Wattenbach. IX. Ueber die politische Poesie Englands zur Zeit der ersten Revolution (1640—1660). Von A. Stern. Literaturbericht.

Preis des Jahrganges von 4 Heften 7 Thlr.

R. Oldenbourg in München.

Dieser Nummer liegen bei:

1) Prospekt betreffend die **Geschichte der Juden** von Prof. Dr. **H. Grätz.** Verlag von **Oskar Leiner.** (194)

2) **Verzeichniss werthvoller illustrirter Werke** aus dem Verlage von **Hermann Costenoble in Jena.**

NB. Die letztgen. Beilage ist auch allen Post- Exemplaren beigefügt. (195)

Zeitgemäße patriotische Lektüre. (189)

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1868. Mit dem Bildniß der Königin. Miniatur-Ausgabe in engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen.

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Ferd. Dümmler's **Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] ——— Berlin, den 11. November 1871. ——— [№ 45.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Wilhelm's I. öffentliche Ansprachen.

1858—1871.*)

Das große Kapitel preußischer und deutscher Geschichte während des letzten Achteljahrhunderts wird uns in diesem kleinen Buche in ausdrucksvollster, würdigster Weise commentirt. Kein Wort ist den Reden, Proclamationen und Kriegsberichten des Prinzen-Regenten, des Königs und des Kaisers hinzugefügt; sie sprechen allein für sich, und zwar deutscher, beredter und nachhaltiger, als es der kunstreichste Geschichtschreiber vermag. Ein Gedanke geht wie ein rother Faden durch das ganze Buch: der Gedanke der Ehre und Gebietsintegrität des Reiches, der Gedanke des großen historischen Berufes, den Preußen in Deutschland übernommen und den es erfüllen mußte.

Als der schwer erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. im J. 1858 seinem Bruder die Regentschaft des Landes übertragen hatte, sprach der Prinz-Regent dem preußischen Landtage gegenüber die Worte: „Lassen Sie uns die Fahne Preußens in gewissenhafter Pflichterfüllung, in gegenseitigem Vertrauen und in Einigkeit tragen." „Auf dieser Fahne steht," fügte der Prinz-Regent bei seiner Eröffnung des Landtages am 12. Januar 1859 hinzu, „Königthum von Gottes Gnaden, Festhalten an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht". Und als der Prinz diesen Landtag am 14. Mai 1859 schloß, um welche Zeit der Krieg in Italien zum Ausbruch gekommen war, sagte er: „Preußen ist entschlossen, die Grundlagen des europäischen Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europa's zu wahren. Es ist sein Recht und seine Pflicht, für die Sicherheit, den Schutz und die nationalen Interessen Deutschlands einzustehen. Die Obhut dieser Güter wird es nicht aus seiner Hand geben." Und in Uebereinstimmung hiermit fügte der Prinz-Regent in seiner Eröffnungs-Rede vom 12. Januar 1860 hinzu: „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen: Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein."

Als König Friedrich Wilhelm IV. zu Anfang des J. 1861 entschlafen war, rief Wilhelm I. seinem Volke zu: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeres-Organisation unter den deutschen Staaten, zum Heile Aller einnehmen muß. Das Vertrauen auf die Ruhe Europa's ist erschüttert. Ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener, Gott vertrauende Muth, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an mir und meinem Volke bewähren und dasselbe mir auf meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche sein Rathschluß mir übergeben hat!"

Dieser deutsche, auf Gott und sein Volk vertrauende Entschluß des eben den Thron seiner Väter besteigenden Monarchen ist denn auch der Leitstern der Regierung Sr. Majestät bis auf den heutigen Tag verblieben. Jede an sein Land gerichtete Aeußerung des Königs zeugt von seiner durch die Geschichte der Vergangenheit in ihm genährten, tiefen Besorgniß für die durch den unruhigen französischen Nachbar bedrohte Zukunft Deutschlands und Preußens. Daher des Königs immer von Neuem wiederholte Aufforderung zur Einigkeit; daher seine stete Sorge für die der drohenden Gefahr vollkommen entsprechende Wehrverfassung des eigenen Landes, wie des gesammten übrigen Deutschlands, und daher auch sein beständiges, eifrigstes Wachen darüber, daß die Ehre und die Integrität Deutschlands von keinem seiner Nachbarstaaten, und wäre es auch nur das kleine Dänemark, verletzt werde.

Hand in Hand damit geht des Königs selbstbewußte Treue für das Recht und die beschworene Verfassung des Landes, eine Treue, die in jeder der hier gedruckt vorliegenden Ansprachen an den Landtag unverkennbar sich kundgiebt. Von Anfang an ist der Prinz-Regent und der König für die verfassungsmäßigen Rechte des hessischen Stammes dem Kurfürsten gegenüber eingetreten, und stets von Neuem betont der Monarch, daß er das constitutionelle Recht der Landesvertretung, die Steuern zu bewilligen, ehre und aufrechterhalten werde.

In diesen Ansprachen tritt uns auch überzeugender, als aus irgend einem Blaubuche oder Geschichtswerke, die moralische Nothwendigkeit der dem Schildhalter Deutschlands aufgedrungenen Kriege gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich vor die Seele. Und jetzt, nach zurückgekehrtem Frieden, sind uns diese edeln, ernsten, gottesfürchtigen Worte eine Bürgschaft dafür, daß Deutschlands Ehre und Sicherheit nicht so bald und leicht wieder bedroht werden. Mit gehobenem Herzen lesen wir von neuem, was der Kaiser in seiner Eröffnungs-Botschaft an den versammelten, ersten Deutschen Reichstag sagt:

„Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung

---

*) Sr. Maj. des Kaisers und Königs Wilhelms I. Reden, Proclamationen, Kriegsberichte 2c. Umfassend den Zeitraum von Uebernahme der Regentschaft bis zur Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages. Berlin, Elwin Staude, 1871. (148 S. gr. 8. Velin. Preis 1 Thlr.)

des Reiches und seine Heeres-Einrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als ein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren...."

..."Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

Der Kanzler Friedrich v. Müller bei Manzoni.

Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.*)

Como, 28. August 1829.

Diesen Morgen fuhren wir in einer Gondel zwei Stunden weit in den See nach Villa Pliniana und feierten an der berühmten Grotte unter Lorbeeren und himmelhohen Cypressen Goethe's Geburtstag....... In Mailand weilten wir nach dem Frühstück eine Stunde bei Mylius, wo ich den wackern Cattaneo kennen lernte, dessen schlichtes zutrauliches Wesen mich sofort gewann und mit dem ich die Fahrt zu Manzoni verabredete........ Um 1 Uhr begannen wir die Fahrt nach Manzoni's Villa Bruni, 5 ital. Miglien. Sie liegt zwischen Weingärten und Buschwerk versteckt, so daß man ihrer erst gewahr wird wenn man in den Hofraum des großen, stattlich behaglichen Gebäudes hinein fährt. Der Bediente sagte uns, sein Herr sei ausgegangen, werde aber bald wiederkehren. Wir gingen einstweilen durch sein Arbeitszimmer im Erdgeschoß in den Garten, aber nach wenigen Minuten schon erschien er selbst. Hatte ich mir einen schon etwas ältlichen, untersetzten, ernst zusammengefaßten Mann vorgestellt, so war ich nicht wenig überrascht von der noch jugendlich schlanken, mild freundlichen Gestalt, die mir mit heiterer Beweglichkeit entgegeneilte und mich alsobald, wie einen alten Bekannten, mit herzlichem Händedruck begrüßte. Ein sanftes, seelenvoll um sich blickendes Auge, eine lange, aber edel geformte Nase, ein feiner, Wohlwollen und zarten Witz andeutender Mund, die Unterlippe und das Kinn etwas vorstehend, fast an Graf Edling erinnernd, dunkelbraune Haare, der Gang (ein klein wenig hinkend) anmuthig, nachlässig, mehr wie eines Briten, denn wie eines Italiäners, sowie auch der Schnitt des dunkelbraunen Oberrocks mit Knöpfen durchaus dem jener Insulaner ähnelte. Gleich nach den ersten Worten fiel das Gespräch auf Goethe, und Manzoni schien sich lange nach Jemand gesehnt zu haben, der ihm über Leben und Weben dieses seines Schutzheiligen genaueren Bericht zu geben vermöchte. Cattaneo verließ uns, um die Frauen aufzusuchen, während Manzoni und ich in dem gar freundlichen, bedeutend umfänglichen und von breiten Wegen durchschlungenen Garten umherstreiften.

Goethe's fortdauerndes Wohlwollen gegen mich beweist nur, daß seine Nachsicht gleich groß wie sein Genie ist, sagte er, aber mich ihrer zu erfreuen, ist mir süß, und nicht die Scheu vor seinem Urtheil ist es, die mich abhält, meine längst begonnene Epistel über die Grundsätze des historischen Romans zu beendigen, vielmehr bloß meine Kränklichkeit, die mich so oft Wochen, ja Monate lang an ernsten Arbeiten verhindert. Wie könnte ich auch gegen irgend Jemand in der Welt mich offener und rückhaltloser aussprechen, als gegen ihn. Die Distanz zwischen ihm und mir wird nicht verringert, ob ich ihm ein um einige Grade minder oder mehr unvollkommenes Werk weihe; aber eben deswegen kann von keiner Schüchternheit mehr die Rede sein, wie man sich ja auch an höhere Wesen, eben ihrer entschiedenen höheren Natur wegen mit Vertrauen wendet. Ich weiß, er wird mich verstehen und, wo ich irre, belehren, und das ist genug. Goethe's Bemerkungen in Kunst und Alterthum haben mir das Thema zu jener Epistel präcis genug vorgezeichnet: ich bin über die Ausführung mit mir selbst im Reinen, nur das Niederschreiben, die mechanische Form hält mich auf; ich kann sehr oft nicht Viertelstunden angestrengt arbeiten, ohne Krämpfe zu bekommen, doch neuerer Zeit geht es besser!

Frau und Schwiegermutter, Letztere Beccaria's Tochter, kamen nun auf uns zu und begrüßten mich nicht minder gütig und zutraulich. Die Erstere, eine zarte, feine Gestalt, mehr blond als brünett, etwa 36 Jahr alt und ohne schön zu sein, höchst anmuthig; die Letztere eine würdige Matrone der edelsten Haltung, doch schlicht und einfach dabei. Beide drückten mir sogleich ihre Freude aus, von Goethe zu hören, und versicherten, seit Manzoni sich dessen Theilnahme erfreue, fühle er sich noch einmal so heiter und beglückt als zuvor. „Ja, fiel er ein, das ist gewiß, ich bin mir selbst erst dadurch etwas werth geworden. Es ist lediglich sein Werk, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man schlecht genug mit mir um, seit er aber sich großmüthig meiner annahm, hat sich das freilich geändert; nun wagen sie es nicht mehr, mich mit Füßen zu treten (de me marcher sur la tête) und ich selbst bin erst durch ihn über mich in's Klare gekommen." Ich sagte ihm, wie auch in Deutschland Verkennung und Verunglimpfung der edelsten Geister nicht eben etwas Seltenes sei. Er aber meinte, so schlimm wie in Italien sei es doch gewiß nicht; hier werde man allenthalben gehemmt und gelähmt in jedem freien Aufflug, und sogar jede Bildungsreise in's Ausland durch Verenthaltung der Pässe möglichst erschwert. Wir traten in einen Salon, wo er mir seine sieben Kinder eines nach dem andern vorstellte; die älteste Tochter Julia ist ein sehr schönes, schwarzgelocktes Mädchen von neunzehn Jahren, sittsamsten und doch ungezwungenen Anstandes; Agnes Herder möchte ihr früher geähnelt haben; sie schien gern an dem Inhalt unserer Gespräche Theil zu nehmen; der älteste Sohn, Pietro, sechszehn Jahr alt, hat den Vater bereits überwachsen, ein herrlicher frischer Jüngling, dem Geist und Feuer aus den Augen blitzt; die jüngeren Kinder sind minder hübsch bis auf den Kleinsten, dreijährigen Filipp, den einzigen, der noch nichts von Goethe weiß, sagte mir Manzoni, indem er ihn vorführte.....

Bei Manzoni's Sehnsucht, Goethen zu sehen, verwunderte ich mich, daß er sich nicht zu einer Reise nach Weimar entschließt. Ja, wenn wir uns nicht Alle so sehr liebten, fiel Mad. Beccaria

---

*) Aus den vom Kanzler v. Müller hinterlassenen, in Weimar archivalisch aufbewahrten Briefen und Papieren v. Müller's, unter denen sich auch eine überaus interessante Korrespondenz Goethe's mit dem Kanzler befindet, von welcher bisher nur Weniges publizirt werden. D. R.

ein, daß wir getrennt kaum existiren können! Wir müßten alle mit nach Weimar und das wäre doch eine gar zu starke Caravane. Im Verfolg des Gesprächs zog Manzoni einen kleinen goldenen Ring, der ein ebenfalls in Gold geprägtes Brustbild faßte, vom Finger und frug mich, ob ich den Gegenstand erkenne? Es war Schiller's wohlgetroffene Büste, und mit Rührung erzählte er mir, daß er diesen Ring von Monti wenige Stunden vor seinem Tode geschenkt erhalten, dem er hinwiederum einst von unserem Mellich verehrt worden. Von Stieler's Portrait Goethe's hatte Manzoni viel gehört, sich aber die Lithographie noch nicht verschaffen können.

Wenn ich das Glück hätte, Goethe persönlich zu sprechen, so würde ich schwerlich verlegen sein, sagte er, ich würde das Gefühl eines Kindes haben, das seinen Vater findet. Mein Herz würde sich ihm aufschließen ohne Rückhalt. Man hat wohl früher Goethen öfters für steif oder stolz gehalten, wie ich mir habe sagen lassen, mir aber hat dies nie glaublich geschienen. Wie könnte der, dem alle Welt und Naturverhältnisse so klar vor dem Auge liegen, sich nicht leicht in die Zustände Anderer, die ihm nahen, versetzen, wie der, dem alles Höchste verwandt und vertraut ist, erst noch kleinliche Abstufungen berücksichtigen? Er wahrlich hat nicht erst nöthig, Sprünge zu machen, um irgend einen Gipfel zu erreichen, da alle Höhen für ihn Ebenen sind.

Wir sprachen Viel von den „Verlobten", ich theilte ihm die Abschrift eines Briefes mit, worin eine geistvolle Freundin sich enthusiastisch über dieses Werk ausspricht. Er erfreute sich herzlich daran; gegen die Bemerkung aber, die darin vorkommt, daß Lucie mehr ein schönes Ideal als eine Italiänerin sein möchte, versetzte er sofort, daß die Reinheit und Züchtigkeit der lombardischen Bäuerinnen in der That allen Glauben übersteige und daß er Lucien völlig naturgetreu gemalt habe. Mad. Manzoni stimmte hierin mit ihm überein und versicherte mir, es sei unter den jungen Bäuerinnen ihrer Gegend eine so übertriebene Anständigkeit und Sprödigkeit Sitte, daß wenn sie selbst mit M. des Sonntags im Dorfe herum spazieren gehe, sie sich sehr hüten müsse, ihren Gatten bei der Hand zu fassen oder sonst ein Zeichen der Vertraulichkeit zu geben, weil sie sonst von diesem Völkchen sogleich verschrieen würde.

So flossen uns denn drei Stunden unvermerkt hin; Cattaneo erinnerte, daß es Zeit sei, aufzubrechen, um den guten Mylius nicht mit dem Diner warten zu lassen, wogegen Mad. Manzoni und Mad. Beccaria uns Vorwürfe machten, daß wir nicht uns darauf eingerichtet, mit ihnen zu speisen. Wir nahmen recht herzlichen Abschied; ich mußte versprechen, bei meiner Rückkehr Manzoni, der dann wohl auf seiner Villa bei Como sein werde, sogleich durch einen Eilboten nach Mailand rufen zu lassen, oder noch besser, ihn auf dieser Villa zu besuchen.

Wie Vieles, was er Geistreiches oder Gemüthvolles in diesen drei Stunden gesprochen, ist mir leider entfallen. Der Eindruck des Ganzen war so hinreißend, so überaus behaglich, daß das Einzelne sich darin verlor. Nicht leicht hat je in einer mir ganz fremden Familie mich alsobald eine so milde, friedlich erquickliche Atmosphäre umgeben, nicht leicht je meine Brust sich sanfter erwärmt und freier gefühlt. Die ganze Familie spricht sehr gut französisch; einmal citirte Manzoni eine deutsche poetische Stelle und sprach es ebenfalls gar sehr gut aus. Der wackere Cattaneo versicherte mir unterwegs, meine Erscheinung habe ihnen Allen wohlgethan und dies beglückte mich innigst, wie er selbst denn gleichermaßen sich über Manzoni's besondere Heiterkeit höchlich zu erfreuen schien. Er erzählte mir noch viel von den so überaus glücklichen Familienverhältnissen seines edlen Freundes; Manzoni habe 40,000 Francs eigene Rente &c. Seine „Verlobten" haben ihm mehr nicht denn 5000 Francs eingetragen, während die Buchhändler Hunderttausende damit gewonnen. Er wollte sich nie entschließen, für seinen Verleger eine zweite Edition zu redigiren, weil er zu viel verbessern zu müssen glaubte, und so ließ er es denn ruhig geschehen, daß man in allen großen Städten Italiens eigene Ausgaben, resp. Nachdrücke veranstaltete.

Frühere zu große Arbeits-Anstrengungen haben ihm die heftigsten Nervenleiden zugezogen; in Paris ist er einmal bei solch' einem Anfall an einem öffentlichen Ort umgefallen, und seitdem fürchtet er sich entsetzlich, allein zu gehen und bekommt Schwindel, wenn er sich nur fünfzig Schritte vom Haus entfernt, ohne daß ein Glied seiner Familie ihm zur Hand ist. Sein Stottern kommt von zu großer Lebhaftigkeit her; es zeigt sich seltener, wenn es ihm recht behaglich zu Muthe ist, und Cattaneo bemerkte, daß es heute seltener als je gewesen. Eigentliche politische Verfolgungen hat er wegen seiner Schriften nicht erlebt, aber die Pfaffen haben ihn mitunter angeklafft und die Theilnahmlosigkeit oder Schiefheit der Kritik bei seinen ersten Schriften hat ihn ausnehmend geschmerzt. Seine zarte Seele ist für Freude und Leid gleich sehr empfänglich; wo er Wohlwollen und Antheil bemerkt, ist es ihm Bedürfniß, sich ganz hinzugeben. Zu Florenz hat man ihm voriges Jahr die höchste Achtung gezollt und überhaupt genießt er jetzt der allgemeinsten Verehrung.

Unter solchen traulichen Gesprächen langten wir gegen sechs Uhr bei Mylius an.

Niederlande.

Vier niederländische Uebersetzungen von Goethe's Faust.

Während die meisten Uebersetzungen von Goethe's Meisterwerk, zumal die in französischer Sprache, in Deutschland ziemlich allgemein gekannt sind, hat man von den oben gedachten Arbeiten niederländischer Dichter kaum über deren Landesgränzen hinaus Notiz genommen. Und doch gehört zu einer vollständig erschöpfenden Goethe-Faust-Literatur gewiß auch die Kenntnißnahme jener Arbeiten. Sei es uns vergönnt, auf dieselben aufmerksam zu machen.

Von vornherein möchten wir den Standpunkt bestimmen, von welchem aus wir unsere Besprechung beginnen. Es ist ein Gefühl von Hochachtung, das sich uns bei jeder neuen Faust-Uebersetzung aufdrängt; Hochachtung für die Richtung und den Ernst des fremden Geistes, der sich, mit liebevoller Hingabe an unsern großen Meister, selbst verleugnet, um mit diesem zu denken und zu fühlen; Hochachtung für das Studium, das jedenfalls und ungezweifelt vorangehen mußte, um bis zu dem Grade der Vertrautheit mit des Dichters Riesenwerk zu gelangen, der allein eine solche Arbeit möglich macht. Wer je Aehnliches unternommen, und reichte sein Werk an Dimension und geistiger Bedeutung auch nicht zur Höhe einer Faust-Uebersetzung, der weiß, welche Schwierigkeiten demjenigen entgegentreten, der nach Goethe's eigener Klassifizirung der Uebersetzer, gern in seine dritte, höchste Abtheilung einrangirt sein möchte.

Sehr vermißt haben wir bei allen vier Uebersetzungen erläuternde Noten. Wie wäre uns Deutschen ein rechtes Verständniß des Goethe'schen Faust aufgegangen, hätten nicht H. Düntzer u. A. uns mit sorgsamster Mühe den Weg für das Verstehen gebahnt?

Und was eigenen Landsleuten unmöglich wäre, kann das der fremden Nation so leicht gelingen; kann eine, wenn noch so treue, selbst geistreiche und schwungvolle Uebersetzung, zugleich den Schlüssel für Goethe'sche Geisteseigenthümlichkeit und Auffassung, ja für seinen Bildungsgang im Allgemeinen abgeben? Bei genauerem Studium unserer Haupterklärer würden manche Irrthümer weggefallen sein, und die Nothwendigkeit beigefügter Noten sich von selbst aufgedrängt haben.

In der Ausgabe der „Dichtwerken“ von J. J. L. Ten Kate (Leiden, 1863) befinden sich umfangreiche Bruchstücke einer Faust-Uebersetzung.

Zwischen den zwei Ausgaben der vortrefflichen vlamischen Uebersetzung von L. Bleeschouwer, deren auch G. v. Löper in seiner mit Anmerkungen begleiteten Ausgabe des Faust (Hempel'scher Verlag) erwähnt, erschien Amsterdam 1865 eine „navolging“ des Werkes von H. Frijlink, die sich durch genannte Titelbezeichnung fast der kritischen Beurtheilung entzieht.

Die neueste, nun auch schon in zweiter Auflage erschienene Uebersetzung ist von Alb. Steenbergen, mit Vorrede von Dr. J. van Vloten, Deventer, 1868 und später. Derselbe giebt einige, aber doch nur sehr unzureichende Noten zum besseren Verständniß des Werkes.

Die beste der vier Ausgaben ist unstreitig die von Bleeschouwer, weswegen wir auch länger bei derselben verweilen wollen.

Ten Kate ist von Allen am freiesten mit dem ursprünglichen Versmaß umgegangen, was bei dem Talent des Dichters sehr zu bedauern ist. Ganz bestimmt verletzen in „Wald und Höhle“ die gereimten fünffüßigen Jamben, durch die Goethe verbessert wurde. Das Gebet im Zwinger hat seinen rührend klagenden Rhythmus durch die strophische Bearbeitung verloren; dasselbe gilt von der Scene im Dom, in welcher noch überdies der Reim, wie oben, stört. Häufig vorkommende kleinere Irrthümer, wie z. B.: „Und doch bist Du's, und blickst so gut, so fromm“, übersetzt durch: En toch, uw blik, zoo vriendlijk, zoo zachtaardig, Gij zijt het wel, — gij haat mij niet! — im Besonderen zu bemerken, liegt außer den Gränzen dieser Besprechung.

Ebenfalls nicht besonders glücklich ist die Frijlink'sche Arbeit; nicht nur wegen der minder poetischen Sprache, die darin vorherrscht, sondern auch wegen des Standpunktes, den der Verfasser beim Uebersetzen einnimmt: „Die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und den Walpurgisnachttraum haben wir“, sagt er in seiner Vorrede, „als erwiesen spätere Zuthaten, weggelassen.“ Ebenso wurde von dem Prolog im Himmel nur der Inhalt wiedergegeben. „Wo am Schlusse der Herr sprechend eingeführt wird, giebt dies, unserm Gefühl nach, nur zu viel Anlaß zu Spott und verkehrter Auffassung.“ Er beruft sich zu seiner Rechtfertigung und Entschuldigung auf die bei Cotta erschienene illustrirte Ausgabe des Faust, worin der Herr durch den Papst in den Pontificalien ersetzt wird. — Die Eigennamen Wagner, Frosch und andere hat Fr. hollandisirt; ferner gesteht er selbst, daß er zuweilen für das, was nicht wörtlich übertragen werden konnte, ein Aequivalent setzen mußte. Auf einen kleinen, drolligen Irrthum unter vielen anderen muß ich aufmerksam machen. In der Hexenküche schreibt Goethe: „Mephistopheles, welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt und unter die Gläser und Töpfe schlägt“ u. s. w. Die Uebersetzung lautet wörtlich: „Mephistopheles, indem er seinen Schwanz, den er in der Hand hält, umkehrt“ u. s. w. In der Stelle: „Er soll mir zappeln, starren, kleben“, ist die Steigerung (leider auch bei Bleeschouwer) unterbrochen durch die Uebersetzung: Sparteln, gapen (gaffen; Bl. steignen) kleven. Das Studium des herrlichen Düntzer'schen Buches hätte vor sehr vielen solcher Fehler bewahren können.

Die Uebersetzung von Albert Steenbergen ist neben der Bleeschouwer'schen rühmlich zu erwähnen. Dem Reim ist nicht sklavisch das Recht über das Versmaß eingeräumt, die Sprache meistens poetisch und erhaben, obwohl noch nicht den genialen Flug der Bleeschouwer'schen erreichend. Wie gesagt, es wäre zu wünschen, daß die Noten reicher ausgefallen wären. Eigenthümlich berühren die kleinen, unnöthigen Werkzuthaten, die leicht zu vermeiden gewesen wären, da sie nicht einmal das Recht von Flickwörtern beanspruchen können, z. B. vor dem Auftreten Wagner's: O spijt! o dood! mijn Famulus klopt aan!

> Moet zulk een dwaas gezichte, mij beschoren,
> Het schittrendst uur mijns levens dan verstoren?
> Kom in!... *Met moed de martling doorgestaan!*

Die bedeutendste Arbeit ist, wie gesagt, die von Bleeschouwer. Wir haben verschiedene französische Uebersetzungen, von der von Goethe selbst so mild beurtheilten von Gérard de Nerval an bis auf Fournier, englische, italiänische und spanische gelesen, durchgesehen und verglichen, und zögern nicht, dieser vlamischen vor allen den Vorzug zu geben. Man lasse sich bei einer etwaigen Prüfung der Ausgabe nicht durch den Gutturalklang der Sprache abschrecken, von dem behauptet wird, er sei poetischem Ausdruck und weicher Vortragsweise im Wege — ich hörte zu verschiedenen Malen Scenen aus jener Uebersetzung vorlesen, und stets übten sie auf mich den alten Zauber „Goethe'scher“ Dichtung aus. Es ist leicht und nutzlos, eine Sprache nach der von Fremden doch immer mehr oder weniger karrikirten Aussprache zu beurtheilen; man muß sie wirklich genauer kennen lernen, um eines Urtheils fähig zu werden.

Was die Auffassungsweise, die Richtung Bleeschouwer's angeht, so charakterisirt sie sich wohl am besten in seiner Vorrede, der wir einige interessante Facta entnehmen.

Er erzählt in seiner kaustischen Weise, wie François Hugo den Marlow'schen Faust übersetzt und denselben auf Kosten des Goethe'schen bis zum Himmel erhoben habe, und giebt dabei eine von F. Hugo absichtlich verballhornisirte fr. Uebersetzung der Goethe'schen Verse. Vielleicht kennt einer oder der andere unserer Leser jene übersetzungstreuen Proben noch nicht; wir citiren sie deshalb hier:

Faust.

> Und Schlag auf Schlag!
> Werd' ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch! Du bist so schön! —
> Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!
> Dann mag die Todtenglocke schallen,
> Dann bist Du Deines Dienstes frei.
> Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
> Es sei die Zeit für mich vorbei.

Hugo.

Et réciproquement! Si je te dis un seul instant: restons-en là je suis heureux de ce que tu me présentes! alors tu peux m'entourer de liens! alors je consens à m'anéantir! alors la cloche des morts peut résonner! alors tu es libre de ton service... Que l'heure sonne, que l'aiguille tombe, que le temps n'existe plus pour moi!

Weiterhin

Faust.

> Wenn dies Dir völlig G'nüge thut,
> So mag es bei der Fratze bleiben.

In Hugo'scher Uebersetzung: Si cela t'est absolument néces-

saire, ceci devra rester pour la plaisanterie; mit der Hugo'schen Randglosse: „Appeler cela une plaisanterie! On croirait que Faust est un Voltairien."

Wir konnten uns nicht enthalten, von unserm eigentlichen Gegenstande einen Augenblick abzuschweifen, und wäre es nur, um einem Leser Theil an der amüsanten Hugo'schen Uebersetzung zu gönnen. Die angeführten Stellen stehen fast ebenbürtig zu der ebenfalls von Bleeschouwer der Vergessenheit entrissenen Uebersetzung von Henri Blaze: „Wie kurz sie angebunden war" — Quel corsage bien pris!!!

Leider verbietet uns der beschränkte Raum, auch noch auf eine andere Episode dieser Vorrede näher einzugehen, worin Herr Bleeschouwer seine Korrespondenz mit einem niederländischen Kritiker Andreas mittheilt, der ihm zugemuthet hatte, die zweite Auflage seiner Faust-Uebersetzung zu einer editio expurgata ad usum puerorum zu machen! Wie würde sich Goethe über diese Korrespondenz im Vaterlande von Reineke Fuchs amüsirt haben! Die feine aber scharfe Ironie in der Bleeschouwer'schen Antwort wäre recht nach seinem Herzen und Sinne gewesen.

Ich gebe zur Vergleichung eine Stelle aus Gretchens Gebet in den vier verschiedenen Uebersetzungen:

Ten Kate.

Droeve Moeder! hoor mij kermen!
Zie ter neder in ontfermen!
Toon dat Gij genadig zijt!

Met het felle zwaard in 't harte,
Onder duizendvoude smarte,
Staart ge op Jezus' worstelstrijd,
Naar den Vader gaan uw blikken,
Gaan uw zuchten, gaan uw snikken,
Om hetgeen gij samen lijdt.

Ach, wie kan, wie kan gevoelen,
Wat al smarten mij doorwoelen,
Snerpend door 't gebeente heen?
Hoe mijn ziele zich voelt prangen,
Al haar doodsangst en verlangen,
Weet slechts Gij, slechts Gij-alléén!

Waar ik sta of waar ik kniele,
't Is in mijn verslagen ziele
Ach, zoo wee, zoo wee, zoo wee!
Dool ik daar zoo eenzam henen,
Ik moet weenen, weenen, weenen,
En geheel mijn hart smelt meê!

Uit de bloemen voor mijn ramen
Zoekt ik deze bloemen zamen:
Ach ze zijn van tranen nat.
Pas verrees de vroege morgen,
Toen ik reeds met al mijn zorgen
Wakend op mijn leger zat.

Droeve Moeder! hoor mij kermen!
Zie ter neder in ontfermen,
Nu ik hooploos uitkomst bad!

H. Frijlink.

Beproefde vrouwe!
Zie in uw rouwe
Genadig neder op mijn nood!

Het zwaard in 't harte,
Vervuld van smarte,
Aanschouwt ge uw zoon in zijnen dood.

Ten Vader wendt gij
En zuchten zendt gij
Omhoog om zijn' en uwen nood.

O, wie kan voelen
Hoe 't aklig woelen
Der smart mij dringt door merg en been!

De angst, die mij komt bevangen,
Zijn siddren, zijn verlangen
Kent gij, o vrouwe, gij alleen!

Waarheen ik mij ook wende,
Ellend, ellend, ellende
Aanschouwt alom mijn blik;

En is de daag verdwenen,
Dan moet ik weenen, weenen,
Tot dat ik bijna stik. (!)

'k Bedauwde door mijn tranen,
Tot in de ziel bedrukt,
De vensterruiten, toen ik
Dees bloemen heb geplukt.

Toen reeds de zon vroegtijdig
In mijne kamer scheen,
Zat ik in mijne sponde
Met mijne ellende alleen.

O red mij toch von schande en dood!
Beproefde vrouwe,
Zie in uw rouwe
Genadig neder op mijn nood!

Alb. Steenbergen.

Ai, neig in liefde,
Gij diep gegriefde,
Uw minlijk aanschijn mijnen nood!

Het zwaard in 't harte,
Doorvlijmd van smarte,
Blikt ge opwaarts naar des Heeren dood.

Ten Hemel blikt gij,
Tot Gode snikt gij,
En weeklaagt om uw beider nood.

Wie voelt
Hoe woelt
De smart door mijne leên!

Wat mijn arme hart verlangt,
Wat mij kwelt en gruwzaam prangt,
Weet slechts Gij, slechts Gij alleen!

Waarheen, waarheen ik treê
Mijn wee, mijn wee, mijn wee! —
Blijft overal mij bij,
Naauw ben ik ok alleene,
Of 'k ween, ik ween, ik weene,
O Goede bid voor mij!

'k Besproeide dezen morgen,
Toen ik naar buiten trad,
Toen 'k u dees bloemen plukte, —
Den grond met tranen nat.

Bij 't eerste schemergloren,
Den eersten Zonneglans,
Zat ik, antwaakt in kommer,
Zat ik, en weende als thans!

Helpt red mij toch van smaad en dood!
Ai, neig in liefde,
Gij diep gegriefde,
Uw vriendlijk aanschijn mijnen nood!

L. Vleeschouwer.

Ach! neig
Gij smertenrijke,
Genadig 't aanzicht naar mijn nood!

Het zweerd in 't herte,
Met duizendvoude smerte
Staart ge op uws zones dood.

Ten vader blikt gij,
En zuchten snikt gij
Omhoog om zijn' en uwen nood.
Wie voelt
Hoe mij de smerte woelt
Daar merg en been?
Wat mij het arme hert hier prangt,
Hoe het siddert, wat 't verlangt,
Weet slechts gij, slechts gij alleen!

Waarheen ik immer treê,
Hoe wee, hoe wee, hoe wee,
Daet mij de boezem smert!
Ach! pas ben ik alleene,
Ik ween, ik ween, ik weene,
In mij verbreekt het hert.

De scherven voor mijn venster
Bedauwde ik met mijn' tranen, ach
Als ik bij vroegen morgen
U deze bloemen bracht.

En trad in mijne kamer
De zonne helder op,
Zat ik met allen jammer
In mijne spond' reeds op.

Hulp! red mij toch van smaad en dood!
Ach! neig,
Gij smertenrijke,
Genadig 't aanzicht naar mijn nood!

Böhmen.

Deutscher Volkskalender in Böhmen.*)

So oft der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag etwas herausgiebt, kann man sicher sein, etwas Gutes zu erhalten. In dem vorliegenden „deutschen Volkskalender für 1872" steckt sogar vieles Gute. Fast gleich zu Anfang tritt uns unter dem Titel: „Der Deutschen Sieg" eine treffliche Beschreibung des letzten Krieges aus der Feder des Redacteurs, Herrn Julius Lippert, entgegen. Bei der Schilderung der deutschen Heerführer äußert der Verfasser über Moltke, daß dessen ganzes Wesen ein Spiegel des Volkscharakters sei, und macht dann noch folgende ansprechende Bemerkung: „Tapfer ist der Deutsche von Haus aus, und wenn er sich auf den Krieg verlegen muß, kann er der beste Soldat sein; aber seine Tapferkeit hat nichts von dem romantischen Schimmer der französischen. Er kann siegen und sterben mit gleicher Würde, aber er kann nicht ein Wesen machen, wie der Held auf der Bühne. Ob er fällt und wie er fällt, ist ihm nebensächlich; daß er seine Pflicht thue, ist die Hauptsache, und die wird im Großen und Ganzen jeder Deutsche thun, wie er das gleiche Vertrauen in jeden andern Deutschen setzt, weil er sein Volk kennt und seine Weise." Zum Schlusse giebt der Verfasser die beherzigenswerthe Mahnung: „Möge das deutsche Volk die Grundlagen seiner Stärke hüten und wahren: seine Bildung und Gesittung! Und wie die Bildung nach Freiheit ringt und ohne Freiheit nicht bestehen kann, so möge es auch im Falle der Noth den Kampf nicht scheuen um die Freiheit — denn mit der Freiheit stirbt auch die Gesittung."

Wackere Mitarbeiter am Weinberge des Herrn — denn ist die Volksbildung nicht der gottgefälligste und fruchtbarste Weinberg? — sind aus dem deutschen Reich hier beigetreten, unter Anderen Schulze-Delitzsch.

Aus dem Reiche des Wissens und der Naturkunde giebt der „Volkskalender" in einer Reihe populärer Aufsätze seinen Lesern nützliche Anweisungen und Aufklärungen. Prof. W. Hecke stellt und beantwortet die Frage: „Welche Fruchtfolge soll der Landwirth wählen?" Prof. Dr. Bock in Leipzig behandelt die Aufgabe und das Wesen der Kindergärtnerei. In einem Beitrag „Zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand des Studiums der Natur" sucht Dr. Karl Grün die Leser zu diesem Studium anzueifern. „Die herrschenden Elemente der Gesellschaft," heißt es da, „kennen ganz genau die Gefahren, welche für sie und ihre Privilegien aus höherer Bildung der Gesammtheit hervorblühen müssen; diese Kenntniß verleiht jenen Elementen die Macht und erhält sie ihnen. Für das Volk aber sollte es heißen: „Kenntniß ist Freiheit, denn Kenntniß führt zur Erkenntniß, namentlich Selbsterkenntniß, und das ist die wahre Freiheit".

Es ist selbstverständlich, daß der „Volkskalender" auch das nöthige Beiwerk, das Calendarium, die Jahrmärkte, Stempel-Tabellen ꝛc. nicht vergessen hat. Wenn wir zu dem gebührenden Lob für die Herausgeber und besonders für den Redacteur, der sich mit sechs Aufsätzen betheiligt hat, noch einen wohlgemeinten Rath hinzufügen, so ist es der, auch in moralischen Aufsätzen, wie „Die Sittlichkeitslehre der Jesuiten", den volksmäßigen und leichtfaßlichen Styl niemals außer Acht zu lassen.

*) Herausgegeben vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag. Redigirt von J. Lippert. Prag. Verlag des „Deutschen Vereins", 1871.

Frankreich.

Ein Werk des Herzogs von Aumale.

Jeder gebildete Franzose erinnert sich der vielen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, die an Schriftstellern unter dem letzten Kaiser verübt wurden; derjenige dieser Akte, der wohl die meiste Empörung erregte und verdiente, war die Beschlagnahme im Hause des Druckers von den ersten Bogen der Histoire des princes de Condé. Mit Recht tief gekränkt, wollte der Herzog von Aumale sein Werk nicht im Auslande veröffentlichen, sondern wartete das Jahr 1870 ab, das seinem Verleger M. Lévy die Druck-Erlaubniß brachte. In diesem Frühjahr sind nun die ersten beiden Bände gleichzeitig erschienen; sie umfassen den interessanten Zeitraum von 1530, wo der erste Prinz von Condé geboren wurde, bis 1610, dem Todesjahr Heinrich's IV. Jeder dieser beiden Bände verdient großes Lob, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Der erste Theil entlehnt das Interesse, das er darbietet, hauptsächlich der Natur der darin erzählten Thatsachen; das sechzehnte Jahr-

hundert nimmt in der Geschichte Frankreichs eine hervorragende Stelle ein; indem wir die Ereignisse dieser bewegten Zeit an uns vorüberziehen lassen, sind wir Zeugen des schrecklichen und entscheidenden Kampfes zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, zwischen Feudalstaat und Liberalismus, zwischen einem überlieferten Katholizismus und einem Christenthum von neuem Gepräge, das zwar von Fanatikern gepredigt wird, aber in seinen Prinzipien den Keim zur Befreiung der Welt enthält. Eine solche Erzählung bietet so viel Schwierigkeiten, daß sie den Autor veranlaßt hat, mehr als einmal die Erzählung zu unterbrechen und die Reflexion an ihre Stelle zu setzen; und in ganz ausgezeichneter Weise erklärt er in Form von Fragen gewisse verwickelte Probleme, wie z. B.:

1) Welches war die eigentliche Stellung der Bourbons in Frankreich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, d. h. in dem Jahrhundert, das ihnen die Krone brachte?

2) Welches war der Antheil der Ausländer an den Bürgerkriegen Frankreichs? in welcher Weise hofften sie, durch ihre Einmischung die französische Nationalität zerstören zu können, und wie widerstand diese Nationalität, Dank der intelligenten Energie ihrer Lebensfähigkeit und dem günstigen Zufalle, sich in der Person Heinrich's IV. verkörpern zu können?

3) Welchen Grad von Einfluß hatte die sogenannte politische Partei, d. h. die der ehrlichen und intelligenten Leute, welche die französische Nationalität gegen das Ausland, das Haus Frankreich gegen das Haus Lothringen vertheidigten?

4) Was war Paris im sechzehnten Jahrhundert, und in welcher Weise bereitete es sich auf seine erstaunlichen Schicksale vor, schon damals das Hirn Frankreichs repräsentirend, was drei Jahrhunderte hindurch seine Kraft ausmachte, bis die letzten Zeiten kraft der Thorheiten des Kosmopolitismus seinen Einfluß diskreditirt haben?

Diese vier Fragen sind durch die Logik der Geschichte eng verbunden, ebenso wie in der Erzählung des Herzogs von Aumale. Alle diese Fragen sind von dem trefflichen Verfasser mit großer Schärfe geprüft und gelöst worden; der wahre Werth seiner geistigen Persönlichkeit wird in Allen die Bedenken zum Schweigen bringen, die seine Eigenschaft als Prinz erwecken könnte.

Außer den erwähnten lichtvollen Erörterungen, muß ich aus dem ersten Bande auch noch eine Reihe sehr gelungener Portraits hervorheben, zu denen dieses an auffallenden Persönlichkeiten so reiche Jahrhundert vielen Anlaß bot. Ehe ich diese Blätter las, fragte ich mich, ob der Autor ein unparteiischer Beurtheiler gewisser Fürsten von zweifelhaftem Rufe sein könne, deren letzter Sprößling er selber ist; nachdem ich aber die dem Connetable von Bourbon gewidmeten Seiten gelesen hatte, fühlte ich mich über diesen Punkt beruhigt; sie bieten ein moralisches Conterfei dar, in dem man nur die fast zu große Strenge tadeln möchte. Die Söhne Louis Philippe's, darf man sagen, haben das Mißgeschick, als Prinzen geboren zu sein; dies mag ein Grund zu Parteiungen unter guten Franzosen sein; Niemand aber kann ihre glühende Vaterlandsliebe in Zweifel ziehen, und ich bin überzeugt, daß sie auch in den Zeiten des Connetable von Bourbon um jeden Preis der Sache des großen Vaterlandes treu geblieben wären und die Sache des kleinen dafür geopfert hätten. Aber die Menschen müssen nach den Theorieen beurtheilt werden, die in ihrem eigenen Jahrhundert gelten, und der Prinz von Bourbon, als Souverän, vom Könige von Frankreich ernstlich beleidigt konnte bis zu einem gewissen Grade entschuldigt werden, wenn er sich mit Hülfe ausländischer Heere die Restitution seiner Staaten zu erzwingen suchte, die auf keine andere Weise zu erlangen war. Die Undankbarkeit des Königs gegen seinen Vasallen nach den großen Diensten, die dieser Frankreich geleistet, schafft dem berühmten Krieger einen neuen Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung seitens der Nachwelt; dies scheint auch der Herzog von Aumale anzuerkennen, wenn er sagt: Parmi les gens de guerre la mémoire du connétable était encore populaire. Ses malheurs avaient presque fait oublier son crime; ses exploits, ses vertus guerrières etaient restés un objet d'admiration.

Der zweite Theil ist mit demselben Talent und derselben Kunst geschrieben und bietet ebenso viel des Interessanten, wenn auch auf anderen Gebieten. Die großen Kämpfe des sechzehnten Jahrhunderts, religiöse Kämpfe mitten in den Bürgerkriegen, — politische gegen die Liga und die Guisen, — der nationale Kampf gegen Spanien, Alles ist beendet; alle Stürme haben sich beruhigt. Die Tapferkeit, Klugheit, Geschicklichkeit Heinrich's IV., seine echt französische, heitere Liebenswürdigkeit hatten Alles gezähmt und versöhnt. Er allein bleibt auf der Bühne, er allein erfüllt sie; aber auf den Gipfel seiner Macht gelangt, offenbart er neben seinen großen Eigenschaften Laster, die ebenso lächerlich als hassenswerth erscheinen; z. B. verfolgt er als Sechszigjähriger die Prinzessin Condé mit seiner Liebe. Der Herzog von Aumale giebt eine geistvolle Darstellung dieser sonderbaren Komödie, bei der sämmtliche Mitwirkende ausgezischt zu werden verdienten: er zeigt uns einen alten, berühmten König, der die Rolle eines verliebten Tropfes spielt; einen Gatten, der sich zur Wehre setzt, um nicht entehrt zu werden, und sich doch mit seinen ohnmächtigen Bestrebungen verächtlich macht; eine Gattin, die mit ihrem Gatten flieht, der ihre Tugend aber bald wieder leid wird, nachdem sie einige Zeit, um den Anstand zu retten, sich rechtschaffener Weise in's Exil begeben hat, und die nur zu geneigt erscheint, sich zu opfern und um die gefährliche Gunst des Monarchen zu bewerben; einen Vater, den alten Montmorency, der unschlüssig schwankt zwischen der Ehre, der Schwiegervater eines Prinzen von Geblüt zu sein, oder seine Tochter zur Geliebten des Königs zu machen; mit Einem Wort, der Autor läßt uns in einem Bilde alle Schwächen, alle Unklugheiten des Privatlebens, seine ganze Schamlosigkeit erblicken, wo eine große Gewalt mißbraucht wird; ja die zügellose Leidenschaft des alten Königs und die Servilität der Höflinge ging so weit, daß fast ein heftiger Krieg um die Wiedererlangung der neuen Helena entbrannt wäre. Und dieser halb lächerliche, halb verächtliche König ist derselbe Heinrich IV., von dem es heißt, er sei

Le seul roi, dont le peuple ait gardé la mémoire!

Wir sind dem Herzog von Aumale dankbar, ihn in seiner wahren Gestalt gezeigt zu haben, und erwarten Bedeutendes von den folgenden Bänden, in denen der häßliche Verrath des Siegers von Rocroy geschildert werden wird, sowie der Tod jenes unglücklichen jungen Enghien, den der erste Napoleon in so empörender Weise erschießen ließ.

China.

Französische Jesuiten in China und die Metzelei von Tientsin.

Das Jesuitenthum und was damit zusammenhängt, ist in der öffentlichen Meinung Deutschlands so gründlich gerichtet, besitzt so ganz und gar keine Sympathien unter uns, daß man

bisher nur zu geneigt war, aus diesem Grunde auch seinen Einfluß, seine Bedeutung im Allgemeinen zu unterschätzen. Es gab noch bis vor Kurzem eine ganze Menge von Leuten, denen jeder gegen den Jesuitismus gerichtete Angriff etwa so vorkam, wie die Streiche, die Falstaff gegen den todten Percy führt — man lächelte, wie über unnütz verschwendeten Kampfesmuth. Von dieser falschen Sicherheit ist man jetzt wohl allmählich zurückgekommen; man hat sich davon überzeugt, daß in dem mächtigen Organismus, der sich Jesuiten-Orden nennt, doch zähere Lebenskraft steckt, als man in unserm kaltblütigen Norden zuzugeben geneigt ist. Wir führen dafür das Zeugniß eines unterrichteten Italiäners, des in diesen Blättern bereits erwähnten freisinnigen Abbate Morini an; derselbe sagt in der Rivista Europea:

„Die Gesellschaft Jesu wurde gegründet, um sich mit jedem ihr zu Gebote stehenden Mittel, sei es moralischer, sei es materieller Art, dem Fortschreiten der protestantischen Reform zu widersetzen. — Von all den regelmäßigen Orden hatte nur die Gesellschaft Jesu einen ganz weltlichen, ganz politischen Zweck. Die Benediktiner und die Karthäuser hatten zur Aufgabe ein beschauliches Leben und die Heiligung des Individuums, die Franziskaner und Dominikaner die Bekehrung der Sünder und das Seelenheil des Nächsten; nur den Jesuiten wurde gleich bei der Gründung des Ordens aufgegeben, daß sie jeden Auftrag, den es dem heiligen Vater gefallen würde, ihnen zu geben, unbedenklich auszuführen hätten. Was also bei den andern religiösen Orden Zweck war, wurde bei den Jesuiten einfach zum Mittel; die Selbstkasteiung, das Gebet, der blinde Gehorsam, die Erziehung der Jugend wurden in den Händen der Jesuiten einfach die Mittel, um den überwiegenden politischen Einfluß des päpstlichen Hofes aufrecht zu erhalten, und ihn zum Herrn einer Weltmonarchie zu machen. Daraus folgte mit Nothwendigkeit, daß der Jesuitismus die ganze Constitution der christlichen Kirche umgestaltete, da die Bischöfe aufhörten, die wahren und legitimen Rathgeber des Papstes zu sein, von dem Augenblicke an, wo die Jesuiten es auf sich nahmen, die eifrigsten Ausführer jeder päpstlichen Mission zu sein. Factum ist: daß heutzutage die Gesellschaft Jesu mit dem Papst und den Cardinälen die thatsächliche Regierung der Kirche bildet, und daß die Bischöfe nichts sind als einfache Ordnungsbeamte, die dem Willen der Regierung unterthan sind."

Wenn wir nun von den Theorien absehen und nach den Früchten fragen, welche das Jesuitenthum in neuerer Zeit hervorgebracht hat, so wird es schwer werden, wirklich lebensfähige und wohlthätige aufzuzählen — obgleich schon Voltaire von den Jesuiten zu sagen pflegte: „Um ihre Zwecke zu erreichen, thun sie Alles, — selbst das Gute". Resultate verhängnißvollster Art jedoch bieten sich dem prüfenden Blick in Menge dar. Wir erinnern an ein Ereigniß, das die Gemüther von ganz Europa bewegte, wenn auch nicht in dem Maaße, wie es zu jeder andern Zeit geschehen wäre, die Metzelei von Tientsin; diese furchtbare Katastrophe ist lediglich als ein Werk der Jesuiten-Missionen in China zu betrachten.

Der Glaube, daß Frankreichs Einfluß in China auf Grund von Handelsbeziehungen bestehe und sehr mächtig sei, ist in Europa ziemlich allgemein verbreitet; das Gegentheil wird durch folgende statistische Angaben der Westminster-Review dargethan: „Der europäische Continent ist mit etwas mehr als drei Prozent in den Nachweisen des ausländischen Handels von China angesetzt — Export und Import —, während Großbritannien und die von ihm abhängigen Colonien ungefähr 86 Prozent des Handels beanspruchen, so daß auf Frankreich nur ein äußerst geringer Bruchtheil entfällt. Zu dem Namen wirklicher Handelsherren (im Gegensatz zu Besitzern von Lagerhäusern) sind etwa nur zwei oder drei französische Firmen in jedem der offenen Häfen berechtigt. Dennoch hält Frankreich einen äußerlichen Schein von Macht aufrecht, der nicht verfehlen kann, die Welt zu täuschen. In Shanghai hat es eine eigene Niederlassung, während alle andern Mächte zufrieden sind, ihre Interessen durch eine gemeinsame Verwaltung zu vertreten. Und weswegen ward diese französische Niederlassung aufrecht erhalten? Aus keinem andern denkbaren Grunde, als um den prestige des kaiserlichen Frankreichs zu wahren. Sein Handel und seine Kaufleute erfordern nur wenig Schutz, und die Niederlassung, die ursprünglich zu diesem Zwecke gegründet wurde, ist aus einem Mittel ein Zweck selbst geworden, und durch Aufrechterhaltung derselben wird nicht nur den Eingeborenen, sondern auch dem größten Theil der Franzosen Sand darüber in die Augen gestreut, welche Bedeutung der französische Handel mit China habe."

Daß stets sehr ernste Beschwerden gegen die französische Regierung erhoben worden, erhellt aus folgendem Schreiben des verstorbenen Mr. Burlingame an Mr. W. H. Seward, aus Peking vom 12. Dezember 1866:

„Nach den gewöhnlichen Formalitäten beurlaubte Prinz Kung seine Begleitung und sprach dann über seine Beziehungen zu den fremden Mächten. Er sagte, sie seien alle ausgezeichnet bis auf die mit den Franzosen. Die Gründe seiner Erzürnung gegen sie lägen in der Art, wie ihre Missionäre in Corea verführen; diese seien nicht zufrieden damit, ihre Religion auszubreiten, sondern handelten als politische Agenten, indem sie die chinesischen Convertiten von ihren Verpflichtungen gegen ihre Regierung lossprächen; ja sie ließen sich in diesen ihren Ansprüchen durch ihren Gesandten in Peking unterstützen, so daß Nachforschungen in dieser Angelegenheit ihm unter Bedrohungen seitens seines eigenen Volkes unmöglich gemacht worden seien."

Schon im J. 1866 wurden in Corea, das damals noch von China abhängig war, zwei französische Bischöfe und neun Missionäre von den Einwohnern erschlagen, wofür der französische Gesandte Mr. de Bellonet die Enthauptung sämmtlicher Mandarinen ꝛc. und die Entsetzung des Königs von Corea verlangte, widrigenfalls er mit Krieg drohte. Als der Prinz Kung, im Interesse der Menschlichkeit bat, noch einmal zu erwägen, ob der Krieg wirklich unvermeidlich sei, erwiderte Herr v. Bellonet in einer Weise, die zu charakteristisch für französische Auffassung ist, um es hier nicht wörtlich wiederzugeben.

„Viertens, schreibt er am 11. November 1866 an den Prinzen Kung, scheint Ew. kaiserl. Hoheit nicht zu wissen, daß der Krieg, der für uns Franzosen ein leidenschaftlich aufgesuchtes Vergnügen ist, dem Volke im Allgemeinen durchaus nicht verderblich ist. Wir kämpfen gegen die Regierung und ihre Armeen und suchen sie zu vernichten; ihren öffentlichen und militärischen Einrichtungen suchen wir allerdings jeden möglichen Schaden zuzufügen — aber wir achten das Eigenthum des Armen, und das Volk gewinnt durch uns."

Der Schutz französischer Jesuiten-Missionäre ist eigentlich der einzige Zweck der erwähnten Ansiedlung, und bis zu welchem Grade unter diesem Schutze die Angelegenheiten der Missionäre prosperirten, geht aus folgender Notiz des in Shanghai erscheinenden Evening Courier (5. Juni 1869) hervor: „Kürzlich sollen 10,000 Neubekehrte von den Missionären eingeschrieben worden sein, die eingestandenermaßen von den Vortheilen Nutzen ziehen wollen, die die christliche Gemeinschaft ihnen gewährt. Wenn dies wahr ist, so ist die Eifersucht, ja die Unruhe der Mandari-

nen wohl verzeihlich.“ Umzüge der französischen Bischöfe, besonders des Monseign. Faurie, mit allen Zeichen chinesischer Würdenträger bekleidet, erhielten im Volke den Eindruck von der politischen Macht der Christen.

Dem materialistischen Sinne der Chinesen ist die Anwesenheit der Franzosen in China ganz unverständlich. Sie begreifen alle kommerzielle Beweggründe, aus denen Leute weite Reisen machen mögen; daher ist die Gegenwart der Amerikaner, Engländer und Deutschen ihnen ganz begreiflich. Aber sie fragen sich, weshalb die Franzosen, die wenige oder gar keine Handelsbeziehungen mit ihnen haben, unaufgefordert zu ihnen kommen, unter ihnen herrschen wollen und dabei Unheil und Unruhe anstiften? Die katholische Religion spricht weder zu ihrem Geiste noch zu ihrem Gemüthe, und da sie sich ihr gegenüber völlig indifferent verhalten, so leuchtet ihnen durchaus nicht die Nothwendigkeit ein, um der Wahrheiten willen, die in der Religion verkörpert sein sollen, fremde Missionäre auf ihrem Grund und Boden dulden zu sollen. Die Idee einer religiösen Propaganda überhaupt, die Thätigkeit und Rivalität verschiedener religiöser Körperschaften, die ihre Boten in die entferntesten Winkel der Erde senden, um Nationen zu bekehren und unter ihr respektives religiöses Banner zu schaaren, die Opfer an Geld und Leben, die in dieser Weise für das muthmaßliche Heil der Heiden gebracht werden, all dies findet wenig Anklang in den Vorstellungen der Chinesen und keinen Wiederhall in ihrer Brust.

Wir haben der ehrgeizigen Absichten der jesuitischen Priester erwähnt, die den neu bekehrten Eingeborenen den Schutz der französischen Regierung gegen ihr eigenes Gouvernement verhießen. Der römische Clerus strebt mehr nach Massen- als nach individuellen Erfolgen. Gewissenlos in seinen Mitteln und ganz unermüdlich in seiner Sucht nach weltlicher Macht, lockt er in seine Netze ungezählte Schaaren, bis die bloße numerische Stärke eine imposante Macht bei den Ansprüchen und Forderungen Roms bildet. Als Feind jedes Fortschritts in der Denkungsweise legt Rom nur wenig Werth auf die Intelligenz, ja die Entwickelung des Individuums ist der Kirche ganz gleichgiltig, wenn nur ein Zuwachs an Zahl in ihren Reihen bewirkt wird.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Wirksamkeit der ersten Jesuiten-Missionen in China im 17. Jahrhundert in jeder Hinsicht ausgezeichnet war und ihr Andenken, sowie es in den von ihnen hinterlassenen Schriften in Europa fortlebt, auch in manchen wohlthätigen Einrichtungen China's sich erhalten hat. Seit diesen zweihundert Jahren ist aber der Orden bedeutend zurückgegangen; nur noch das Räderwerk der Maschinerie bewegt sich wie früher, ohne daß sie Leistungen hervorbrächte.

Ein Moment, das außer der politischen Einmischung und der religiösen Proselytenmacherei der französischen Jesuiten die Katastrophe von Tientsin vorbereiten half, ist folgendes: Es ist schon erwähnt worden, daß die Chinesen für religiöse oder auch nur philanthropische Schwärmerei und für Opfer an Geld und Leben, die in diesem Sinne gebracht werden, absolut kein Verständniß haben. Nun herrscht über die Einrichtungen der Jesuiten überall eine Art Geheimniß, das natürlich den Argwohn der unbekehrten Chinesen in hohem Grade erregt. Furchtbar abergläubisch, wie sie von Natur sind, sich stets von einem Heer von Geistern umgeben wähnend, bringen sie die Priester und die frommen Schwestern mit ihren abergläubischen Vorstellungen in Verbindung und sind überzeugt, daß sie die allerschändlichsten Zaubereien gegen das wehrlose Volk ausüben. Unglücklicherweise haben die Nonnen, die sich ganz besonders der Pflege kranker und sterbender Kinder geweiht hatten, solchen Leuten, die ihnen derartige Kinder zuführten, Geld gegeben, wahrscheinlich einfach als ein Almosen gegeben und angenommen; von den abergläubischen Eingeborenen aber wurde dies als ein Kaufen der Kinder aufgefaßt (ein Vorgang, der übrigens in China gar nicht selten vorkommt), und wozu können die Nonnen die Kinder kaufen, wenn nicht, um sie zu tödten und mit ihren Augen, Herzen 2c. allerhand Zaubereien auszuüben und Medizin zu machen?

Zufällig war nun auch gerade im letzten Jahre die Sterblichkeit unter den Kindern, die der Sorge der Nonnen anvertraut waren, ganz besonders groß, so daß aus dem Krankenhause oft zwei bis drei kleine Särge an Einem Tage fortgetragen wurden. Durch diese Gerüchte ließ die unwissende Klasse der Chinesen sich zu einer unglaublichen Höhe der Aufregung und des finstern Hasses hinaufarbeiten, und selbst Hunderte der besser unterrichteten Einwohner Pekings glaubten, es sei nöthig, etwas zu thun, um die Kinder dem Tode zu entreißen.

Wenn man der Hexen-Prozesse und ihrer Entstehung denkt, wie sie Jahrhunderte hindurch vor **jedem** europäischen Gerichtshof geführt wurden, so wird man zugeben müssen, daß die Bedingungen in China ungefähr ebenso günstig für die Entwickelung solcher Auswüchse sind, als im Mittelalter bei uns.

Was vollends zum Ausbruch der Metzelei in Tientsin beitrug, war ein offizieller Erlaß des Chifu oder Präfekten von Tientsin, der folgendermaßen lautete:

„Eine Proklamation von Chang, Präfekt von Tientsin, über eine Angelegenheit der Untersuchung und Gefangennehmung.

Am achten Tage des fünften Monats (den 6. Juni) ha Chang-yung-an, von der Yung-fung-Besatzung, angezeigt, daß er zwei Personen gefangen genommen habe, mit Namen Changswan und Kuo-kuai, welche kleine Kinder stahlen, die zu dem Distrikt Ching-kai gehörten; sie benutzten dazu Tränke und Zauberei; da sie bei der Voruntersuchung dies bereits zugegeben haben, so sind sie dem Gesetze gemäß sofort enthauptet worden. Aus Berichten, welche uns schon früher zugegangen sind, erhellt, daß diese elenden Vagabunden nebst andern Verworfenen den Auftrag hatten, Kinder zu stehlen, wo sie sie fänden, um ihnen Gehirn, Augen und Herzen auszuschneiden und daraus Tränke und Zaubermittel zu bereiten. Wie konnte dieses fürchterliche Verbrechen anders, als durch sofortige Enthauptung bestraft werden? .... Wir haben alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den andern Kinderräubern auf die Spur zu kommen und erlassen zur Beruhigung des Publikums diese Proklamation.“

Durch diesen Erlaß, der den dunkeln umlaufenden Gerüchten plötzlich einen offiziellen Charakter verlieh, wurde natürlich die Aufregung noch bedeutend gesteigert; die nur in äußersten Nothfällen erlaubte schleunige Hinrichtung rief von mehreren Seiten Protest hervor und die allgemeine Stimme war bald einig darin, der römisch-katholischen Gemeinschaft die ganze Schuld auf die Schultern zu wälzen, als seien sie diejenigen, die das Verbrechen veranlaßt hätten. Die Unruhe nahm zu, und während den Protestanten wie den Katholiken Gerüchte von beabsichtigten Angriffen zu Ohren drangen, kamen die eingebornen Beamten mehrmals zum französischen Consul, besuchten das Hospital und die Kathedrale, um sich zu überzeugen, daß diese Gerüchte ungegründet seien. Trotzdem nahmen sie immer zu an Heftigkeit und Menschenmassen versammelten sich vor dem Krankenhause, um eine Untersuchung zu verlangen, die aber abgelehnt wurde, „da das gegen die französische Ehre verstieße“.— Die sonderbare Gleichgiltigkeit des französischen Consuls, Mr. Fontanier, zeigte sich auch, als er Besuche von den Beamten empfing, die auf eine

Untersuchung drangen. Er verspottete die bloße Idee daran und behauptete, die Gerüchte würden in wenigen Tagen von selber aufhören. Ja so sicher fühlte sich der betreffende Herr, daß er noch am Tage vor dem Massacre Herrn und Frau Thomassin als Gäste eingeladen hatte.

Wir wollen hier nur noch kurz resumiren, daß, allen vorliegenden Beweisstücken nach, die entsetzliche Metzelei, die am 21. Juni 1870 stattfand und deren Einzelheiten wohl noch in Aller Gedächtniß sind, ein Ausbruch des Volksunwillens war, den sich die unweisen Maßregeln der französischen Jesuiten selber zugezogen hatten, und daß die chinesische Regierung von einer Mitschuld an dem grausigen Ereigniß gänzlich frei zu sprechen ist, da sie Alles, was in ihren Kräften stand, that, um den Ausbruch zu verhindern. Dieser selbst wurde durch eine unglaublich rücksichtslose Handlung des Hrn. Fontanier beschleunigt, der in seiner Heftigkeit seinen Revolver auf den Chisa oder Präfekten abfeuerte. Dies war das Signal, ihn und seinen Begleiter sofort zu tödten. Alsbald erschien die Feuergilde auf dem Platze und nun begann die eigentliche Metzelei.

Noch sind die Repressalien, mit denen Frankreich gedroht hat, nicht ausgeführt; die veränderte Weltstellung Frankreichs dürfte die anfänglichen Drohungen wirkungslos machen. Vielleicht wird die Mission des Prinzen Kung, von dem die Zeitungen berichten, daß er sich nach Frankreich begeben, eine friedliche Beilegung dieser traurigen Angelegenheit ermöglichen. Zwei Dinge werden sicherlich daraus resultiren: Frankreich wird genöthigt sein, seine Politik in China zu ändern und Europa wird eingesehen haben, daß China eben nur ein halbcivilisirtes Land ist und demgemäß behandelt werden muß. M. St.

Nord-Amerika.

Eine Rede von Karl Schurz.

Am 12. August d. J. hielt Karl Schurz, der bekanntlich als Bundes-Senator den Staat Missouri im Kongresse zu Washington vertritt, in Chicago (lange vor dem großen Brande) eine Rede, welche, obschon sie zunächst nur an die deutschen Bürger der Vereinigten Staaten gerichtet war, doch in der gesammten amerikanischen Presse ein ungeheures Aufsehen erregte.

Schurz sprach sich entschieden gegen die Wiedererwählung des Herrn Grant zum Präsidenten der Vereinigten Staaten aus, und er steht in dieser Hinsicht unter seinen Parteigenossen nicht allein, wenn auch keiner derselben es bis dahin wagte, so kühn und rückhaltslos, wie er es that, dem mächtigen Haupte der nordamerikanischen Union den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Nach den Bestimmungen der Bundes-Konstitution kann nur „ein eingeborener Bürger" (a natural born Citizen) der Vereinigten Staaten zum Präsidenten der großen transatlantischen Republik gewählt werden, und ebenso soll Niemand, der „verfassungsmäßig nicht wählbar zum Präsidentenamte ist, wahlfähig zum Amte des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten sein." Mithin kann also davon nicht die Rede sein, daß Karl Schurz für sich selbst nach der Präsidenten- oder Vicepräsidenten-Würde strebt; er hat vielmehr als Bundes-Senator die höchste bürgerliche Stellung erreicht, welche von ihm, als einem im Auslande geborenen Bürger der nordamerikanischen Union, zu erreichen ist. Wohl aber hat Schurz sein Streben darauf gerichtet, die republikanische Partei, welche länger als zehn Jahre das Heft der Regierung in Händen hat, einer gründlichen Reform zu unterziehen; und in diesem Bestreben stehen ihm die achtungswerthesten Männer der Union zur Seite; wir nennen hier nur die Namen: Sumner, Trumbull, William C. Bryant, Horace Greeley, General John A. Logan, Gratz Brown.

Ohne weiter auf den reichen politischen Inhalt der Schurz'schen Rede einzugehen, heben wir hier nur kurz hervor, daß dieselbe die Grundzüge eines politischen Programmes enthielt, welches über kurz oder lang von der sogenannten „liberalen" Fraktion der republikanischen Partei als das ihrige öffentlich und formell proklamirt werden dürfte. Die Hauptpunkte dieses Programms sind etwa folgende:

Ehrliche und treue Anerkennung des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Amendements zur Bundes-Konstitution (die Freimachung und bürgerliche Gleichstellung der Neger und früheren Sklaven betreffend); strenge Ueberwachung der föderalen Regierungsgewalt und genaue Abgränzung der Functionen, welche der Centralregierung der Union und den Einzelstaaten zustehen; Wahrung des Gleichgewichts unter den drei Zweigen der Bundes-Regierung: der Executive, der Legislative oder des Kongresses und der Richtergewalt; Reform im öffentlichen Dienste und Abschaffung der Regierungs-Patronage; Reform im Zoll- und Steuerwesen auf der Basis einer gesunden Freihandels-Politik; möglichst baldige Rückkehr zur Hartgeld-Zahlung und redliche, aber nicht forcirte Abtragung der Nationalschuld, keinerlei Art von Repudiation; Bekämpfung des drückenden Monopolwesens und keine weitere Verschenkung öffentlicher Ländereien an Eisenbahn-Korporationen oder sonstige Spekulanten zum Nachtheil des arbeitenden Volkes; keine gewaltsamen Annectirungen (St. Domingo); allgemeine Amnestie wegen politischer Vergehen u. s. w.

Es ist wohl möglich, daß sich die „liberalen" Republikaner, wenn eine Reform der alten republikanischen Partei „an Haupt und Gliedern" nicht zu Stande kommt, von dieser vollständig lossagen und mit der Fraktion der demokratischen Partei zusammengehen, welche ebenfalls Reformen, namentlich im Zoll- und Steuerwesen, anstrebt und sich bei der Befreiung und politischen Gleichstellung der Neger und früheren Sklaven ehrlich und aufrichtig beruhigt.

Am Schlusse seiner Rede richtete Schurz noch einige Worte an seine Landsleute, welche das Verhältniß derselben zur Union und zu ihrem alten Vaterlande, Deutschland, in das rechte Licht stellten. Er sagte in dieser Beziehung u. A.:

„Die große Seele Deutschlands, die viele Menschenalter hindurch wie ein Gespenst in der Weltgeschichte umging, hat endlich wieder einen Körper gefunden, gewaltig wie sie selbst. Die blinkende Helmspitze der Germania ist sichtbar von allen Punkten des Erdballs, und ein Gefühl, welches der Deutsche so lange nicht gekannt, durchströmt jetzt jede deutsche Brust in allen Landen: das stolze, freudige Gefühl, das Kind einer großen Nation zu sein. Es ist ein schönes, erhebendes, gerechtes Gefühl; möge es eine edle Frucht tragen! Möge es in dem Herzen eines jeden Deutschen nicht das Strohfeuer eitler, knabenhafter Ueberhebung entzünden, sondern das ernste Bewußtsein unserer Pflicht, uns der großen Mutter würdig zu zeigen! Und nirgends ist diese Pflicht gebieterischer, als hier, wo der Deutsche als Bürger eines großen Gemeinwesens, im Vollgenuß aller Rechte, die ein freier Mann besitzen kann, die unbeschränkte Gelegenheit hat, von seinem wahren Werthe Zeugniß abzulegen. — — — Wir haben viel von der großen Mission der amerikanischen Republik reden gehört, die Segnungen freier Institutionen über den ganzen

Erdkreis zu verbreiten. So weit als dieser, der großen Republik würdige Gedanke nicht eine eitle Phantasie ist, giebt es für ihn nur eine Möglichkeit der Ausführung. Ueberzeugen wir die Nationen der Erde, daß ein großes Volk sich sehr wohl selbst regieren kann, daß für die Mißbräuche und Uebel, welche auch in der Selbstregierung entstehen, die Selbstregierung allemal wirksame Heilmittel liefert, daß die sittliche Kraft des Volkes der organisirten Selbstsucht und Corruption dennoch Herr zu werden vermag, und daß in diesem Lande kein Mann groß und mächtig genug werden kann, um die Majestät der Gesetze zu überragen. Das ist unsere Pflicht uns selbst und der nach Freiheit ringenden Menschheit gegenüber, — eine große und herrliche Pflicht. Und wenn die Deutschen Amerika's in den Reihen Derer kämpfen, die diese Pflicht verstehen und zu erfüllen streben, so werden sie der Sache der Freiheit und des Fortschrittes im alten Vaterlande am wirksamsten helfen, indem sie dem neuen als seine treuesten Bürger dienen."

Die Rede von Karl Schurz ist für die im nächsten Jahre bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten zweifelsohne von hoher Bedeutung; sie ist aber außerdem ein oratorisches Meisterstück und wohl werth, daß wir hier mit einigen Worten auf sie zurückkommen. R. D.

Kleine literarische Revue.

— **Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege.***) Als das deutsche Volk im J. 1813 auf den Ruf Preußens sich erhob, um die Schmach der französischen Unterdrückung des Vaterlandes, seiner Sprache, Ehre und Sitte, von sich abzuwälzen, da gab sich die Freude der Nation, ihr patriotischer Jubel, in vielen Tausenden von Liedern kund. Schlichte Sänger aus dem Volke wetteiferten mit den edelsten deutschen Dichtern, die Erhebung und die Wehr und dann den Triumph über den besiegten und vertriebenen Feind zu feiern. Aber nur was die dichterischen Heroen, was die Theodor Körner, die Schenkendorf, die Arndt, die Rückert u. A. gesungen, ist auf unsere Zeit gekommen, während der ungenannten und oft gänzlich unbekannten Volksdichter Knüttelverse, ihre patriotischen, allerdings mitunter etwas derben, aber in der Regel epigrammatischen Lieder in Vergessenheit gerathen sind, da sie damals nicht, wie unsere heutigen Lieder zu Schutz und Trutz und unsere Kutschke-Lieder, sorgsam gesammelt und herausgegeben wurden. Dieser Lücke in unserer poetischen Literatur sucht nun die vorliegende, größtentheils aus fliegenden Blättern jener Zeit, aus handschriftlichen Quellen und aus dem Volksmunde zusammengetragene Sammlung des Freiherrn v. Ditfurth in Nürnberg einigermaßen abzuhelfen. Es sind einige achtzig verschiedene Opuscula, die aufzufinden dem Herausgeber gelungen ist. Mit der Flucht Napoleons aus Rußland im Winter 1812 beginnend, feiern diese Lieder fast jedes der großen Ereignisse von der Volkserhebung im J. 1813 bis zu den Gefangenschaften des Franzosen-Kaisers auf Elba und St. Helena. Der humoristische Ton ist darin vorherrschend, und wenn der Herausgeber in der Einleitung sagt, die deutsche Stimmung sei damals viel ernster und feierlicher gewesen, als 1870, so ist das wenigstens aus der vorliegenden Sammlung nicht zu erkennen. Dichtungen, die einen ästhetischen Werth haben, darf man freilich in diesem Büchlein nicht suchen, aber einen kulturhistorischen Werth hat die Sammlung jedenfalls.

*) Von Napoleons Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu dessen Verbannung nach St. Helena, 1815. Gesammelt und herausgegeben von F. W. Frhrn. v. Ditfurth. Berlin, Franz Lipperheide, 1871.

— **Ditfurth's Kriegslieder von 1870—71.***) Auch diese Sammlung hat der Herausgeber, ebenso wie die vorher angezeigte, größtentheils aus fliegenden Blättern und aus Handschriften gesammelt, die im südlichen Deutschland verbreitet waren und nach dem nördlichen wenig gekommen zu sein scheinen. Ein Theil derselben soll von Landwehrmännern, wahrscheinlich bayerischen, herrühren. Die Sammlung unterscheidet sich daher wesentlich von den vielen anderen bereits gedruckten und viel verbreiteten Liedersammlungen des letzten Krieges. In ästhetischer Beziehung fällt ein Vergleich der Sammlung von 1870 mit der von 1813 sehr zum Vortheil der ersteren aus. Der Volkskreis, dem diese Lieder ursprünglich angehören, hat unverkennbar an sprachlicher, wie an Gedanken-Bildung sehr gewonnen. Daß unter diesen 124 poetischen Stücken auch einige sich befinden, die bereits in anderen Sammlungen gedruckt sind, darf nicht Wunder nehmen. — Aus der buchhändlerischen Ankündigung ersehen wir, daß der kundige Herausgeber auch eine (uns bisher nicht zugegangene) Sammlung der historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges edirt hat.

Literarischer Sprechsaal.

„Schiller's Leben und Werke", von E. Palleske, ein Buch, dessen erste Auflage ein würdiger Vorläufer der großen Schiller-Feier von 1859 war, ist jetzt in neuer, und zwar in wohlfeiler Volksausgabe erschienen.**) Wir begrüßen das Buch, das mit Recht einer allgemeinen Beliebtheit sich erfreut, als einen würdigen Begleiter des am 10. November d. J. auf dem Platze vor dem königlichen Schauspielhause in Berlin enthüllten schönen Marmor-Denkmals des großen Dichters, von Reinhold Begas. Und wir können das Denkmal nicht würdiger begrüßen, als mit den Worten Palleske's, die er der Schiller-Apotheose Dannecker's zugerufen: „Kein verwirrendes Detail belastet, kein Zug gemeiner Wirklichkeit trübt den reinen Aether dieser Züge: Die Spur eines erhabenen Kampfes auf der breiten Stirn, auf den zusammengezogenen Brauen, den eingefallenen Wangen sagt, daß dieser Gott einst auf Erden gewandelt; aber die Spur der vergangenen Unruhe erhöht nur die vollendete Ruhe, welche den Gott bezeichnet. Die ernste, selbsterstrittene Harmonie in diesem Antlitz fordert unwiderstehlich unsere Ehrfurcht. Aber sie weist jede Hingebung zurück, indem sie uns leise an alle die dunkeln Sorgen erinnert, die uns noch im unruhigen Herzen klopfen."

Am 13. März d. J. wurde in Mailand die Statue Cäsar Beccaria's enthüllt, die von einem jungen Mailänder, Giuseppe de Grandi, gefertigt worden. Sie stellt den großen Philosophen

*) Historische Volks- und volksthümliche Lieder von 1870—71. Gesammelt von F. W. Frhrn. v. Ditfurth. (184 S. 8.) Berlin, Franz Lipperheide, 1871.

**) Berlin, Franz Duncker.

stehend dar, die Feder in der Hand und in der Haltung eines Nachdenkenden. Die Arbeit scheint, den Berichten nach, manche Mängel zu haben, im Ganzen jedoch Talent zu verrathen; sie giebt den Ausdruck des großen Mannes gut wieder. — Das Basrelief des Sockels enthält die Gestalten der Zeit und der Civilisation. Auf der Vorderseite des Denkmals stehen folgende Worte Beccaria's aus seinem Werke von den Verbrechen und den Strafen, vom J. 1764: „Wenn ich bewiesen haben werde, daß die Todesstrafe weder nützlich noch nöthig ist, dann wird die Sache der Menschlichkeit gesiegt haben." Auf der Rückseite findet sich folgende Inschrift: „Italiäner und Ausländer errichteten dieses Denkmal, hoffend, daß das Votum der Kammer vom 13. März 1865 auf Abschaffung der Todesstrafe zum Gesetze erhoben werde."

Ein wahrscheinlich von dem hochachtbaren Veteranen der alsatischen Geschichtschreibung, Herrn Archiv-Direktor Ludwig Spach, herrührender Artikel der „Straßburger Zeitung" über „das Theater in Straßburg" erzählt, daß ein ehrsamer Bürger von Weißenburg, Namens Apffel, der im J. 1844 gestorben, dieses Theater zum Universalerben seines sehr beträchtlichen Vermögens eingesetzt, und daß letzteres auch, nachdem man einen enterbten, unbemittelten Zweig der Familie des Erblassers mit einigen Hunderttausend Francs abgefunden hatte, von der Straßburger Municipalität, die es jetzt verwalte, in Empfang genommen worden sei. Nach dem Wunsche des Testators, wurden sein und seiner Eltern Bildnisse im Foyer des Theaters aufgehängt. Doch bei dem Theaterbrande während der vorjährigen Belagerung sind auch diese Bildnisse in Feuer aufgegangen. Unstreitig wird sich mit Hülfe des Apffel'schen Legates das Theater wieder bald in seinem alten Glanze herstellen lassen. Bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts ist das Straßburger Theater einmal an derselben Stelle, wo sich jetzt seine immer noch imposanten Trümmer befinden, bis auf den Grund abgebrannt. In diesem Hause wurde meistens französisch gespielt und nur zuweilen auch deutsch. Vor mehr als fünfzig Jahren wurden dort die Schiller'schen Tragödien und besonders „Wilhelm Tell" in gelungener Weise aufgeführt. Aber das ausschließlich nach Paris, als Vorbild, blickende Straßburger Publikum fühlte sich von der Poesie und dem Gemüthsleben des deutschen Dramas weniger angezogen, als von dem Pathos und der Frivolität des französischen. Ja, während der ersten Revolution soll, wie der Referent bemerkt, durch die Theatercoups der politischen Leidenschaft, welche die Schauspieler der französischen Bühne anzufachen verstanden, der „chemisch-psychologische Prozeß der Rassen-Vermischung" in Straßburg sich vollzogen haben. „Wie kann nun", fährt der Ref. fort, „unter ganz anderen, neuen Verhältnissen gleichwohl dem ursprünglichen Wunsche des edelmüthigen Donators (Apffel) entsprochen werden? Wir sollten meinen: durch intelligente, entschiedene Pflege der höheren dramatischen Kunst. Man verstehe uns nicht falsch! Verwechseln wir nicht das Theater mit dem Hörsaale oder gar mit der Kirche. Wer im Theater Belehrung und Erholung sucht, will deshalb nicht Wiederholung der Moralphilosophie oder Dogmengeschichte in Versen und Prosa. Selbst die Meisterstücke der ersten Dichter Deutschlands, Frankreichs und Englands sollen nicht alltäglich vorgeführt werden. Aber es bleibe denselben eine hervorragende Stellung, eine Rangordnung vorbehalten, die sich nicht unter das Joch der conventionellen Kassenstücke zu fügen hat. So dürfen wir hoffen, daß hier so gut wie in mancher kleinen Residenzstadt Mustergiltiges zu leisten wäre."

Ein Unternehmen, das lebhafte Beachtung verdient, wird demnächst in Brünn ins Leben treten; es steht nämlich an jenem Orte die Gründung einer Deutschen National-Bibliothek, die den Namen Schiller's tragen soll, bevor. Der Vorstand des Brünner Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung fordert in einem uns vorliegenden Cirkular zur Betheiligung an diesem nationalen Unternehmen und zur Widmung von Bücherspenden aus dem Gebiete der Poesie, Philosophie und Geschichte auf. Mit der Bibliothek soll eine Sammlung erläuternder Bilder verbunden werden, die Illustrationen zu den Werken unserer Geistesheroen (ihre Portraits, Darstellungen aus ihrem Leben und ihren Schöpfungen), sowie zur Geschichte des deutschen Volkes enthält und außerdem wird eine Sammlung von Autographen großer Deutscher angelegt werden. Beiträge für die Bibliothek nehmen in Brünn die Herren Dr. Ludwig Goldhann, Josef A. Arzig, Dr. Gustav Trautenberger, Dr. Adolph Franckel, Josef Kafka und F. Sylvester entgegen.

Fünfundzwanzig Gewerbevereine der Provinz Schlesien, durch 260 Mitglieder repräsentirt, hatten am 3. October, unter der Führung des „Schlesischen Central-Gewerbevereins", eine belehrend vergnügliche Excursion mit einem Extrazuge von Breslau nach Wien unternommen, wo sie auf dem Bahnhofe vom Niederösterreichischen Gewerbeverein kollegialisch begrüßt wurden, und wo sich ihnen alsbald alle größeren Gewerbe-Etablissements der Hauptstadt zur Besichtigung und zu gegenseitiger Anknüpfung nützlicher Verbindungen öffneten. Aus der Anrede welche der Präsident des Wiener Gewerbevereins, Hofrath v. Scherzer, an die Gewerbetreibenden der preußischen Nachbar-Provinz hielt, heben wir folgende Stelle hervor:

„Wenn Sie bald die großartigen Industrie-Unternehmungen sehen werden, welche Wien zu einer der ersten Industrie-Städte des Continents erheben, wenn Sie die prächtigen Bauten betrachten, den gewaltigen Verkehr bewundern werden, welche Wien zu einer Weltstadt machen, dann werden Sie sich unwillkürlich fragen, wie kommt es, daß Wien, daß Oesterreich, trotz der furchtbaren Stürme, von denen das Reich in den letzten dreiundzwanzig Jahren heimgesucht wurde, trotz des peinlichen Nationalitäten-Haders, welcher den politischen Organismus wie ein Gifthauch durchdringt, daß dieses Reich trotz alledem und alledem ein so erfreuliches Bild des blühendsten Gedeihens und der herrlichsten Entwickelung gewährt? Der Grund dieser Erscheinung, meine Herren, liegt in dem Fleiße, in der Rührigkeit, in der Strebsamkeit seiner gewerblichen Bevölkerung, in der Gewerbefreiheit, der Beseitigung des Prohibitivsystems, der Annahme eines freisinnigen Zolltarifes, der Hinwegräumung aller verkehrhindernden fiskalischen Schranken. Die wirthschaftliche Bewegung der Völker läßt sich glücklicherweise nicht hemmen und stören durch einzelne Gebrechen am politischen Organismus; die wirthschaftliche Bewegung kennt nur Ein Ziel — die Wohlfahrt Aller; sie kennt nur Eine Nation — jene große, ewige: die Menschheit!"

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 1[illegible]

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 18. November 1871. — [N°. 46.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.*)

Das Werk der geistigen Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland, welches jeder Vaterlandsfreund mit der wärmsten Theilnahme verfolgen muß, kann durch nichts besser und schöner gefördert werden, als durch Lehren und Schriften, die zum Herzen des Volkes im Elsaß sprechen. Denn der nur hat ein Volk hinter sich, der sein Herz für sich hat! Und gerade der elsässische Volksstamm, in welchem der allemannische Bestandtheil den rheinfränkischen überragt, ist für die Sprache des Herzens gar sehr empfänglich, weil bei den echten Elsässern ihrer Naturanlage nach die Gemüthsseite am stärksten entwickelt ist. Aber was ist nun die Sprache des Herzens? Es ist vor Allem doch wohl die Poesie! Die Dichtkunst ist die frohe Botschaft der Herzen, und die Dichter des Elsasses neben der Geistlichkeit sind in der Zeit der Franzosen-Herrschaft die Einzigen gewesen, welche den goldenen Nibelungenhort deutscher Sprache und Schrift auf dem alsatischen Ufer des Rheinstroms gepflegt haben, welche als Mahner, Warner, treue Rather und Freunde des Volks, als die „Prediger in der Wüste" aufgetreten sind: ohne sie, ohne die deutschen Dichter des Elsasses hätten die siegreichen Heere der Deutschen das deutsche Volksthum im Elsaß schon todt gefunden! Es war Lebensgefahr im Verzug; der alte knorrige Eichenstamm wankte und wich bereits, vielleicht noch wenige Axtschläge der französischen Herrschgewalt und das Deutschthum des Elsasses hätte der Geschichte angehört oder wäre zu einem sonderbaren Märchen der Vergangenheit geworden!

Weil so und nicht anders die Sache stand, ist es in hohem Maße verdienstlich, daß ein fleißiger, treugesinnter Kenner der deutsch-alsatischen Dichtung sich an die Arbeit gemacht und unter dem Titel „Deutsche Stimmen aus dem Elsaß" ein herzgewinnendes Büchlein, dessen Inhalt dem Perlenschrein der besten Dichter des Landes entnommen ward, in die Welt geschickt hat. Wir begrüßen dies Büchlein mit freudiger Anerkennung, zumal da es Dasjenige giebt, was am meisten Noth thut, nämlich den Hinweis auf das deutsche Gefühl der deutschen Sänger des Elsaß. Anstatt der Vorrede ist, sinnreich genug, eine berühmte Stelle aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" vorgesetzt, in welcher der Dichterfürst deutscher Nation an die bei seiner Anwesenheit in Straßburg noch vorherrschende deutsche Stimmung der Elsässer, an ihre Liebe für die alte Verfassung, Sitte und Sprache, an ihre Hoffnung auf die Wiederkehr einer glücklichen Epoche, an den festen Entschluß seiner Tischgenossenschaft, sich mit Ernst der Muttersprache zu widmen, an die Vorzüge des alten Reiches vor der französischen Herrschaft und an seine Bewunderung Friedrich's des Einzigen erinnert.

Es folgt auf diese Vorrede eine anmuthig und gründlich geschriebene Skizze der elsässischen Dichterschule, die ein farbenreiches Bild des Suchens, Strebens, des unablässigen, dereinst hoffnungslosen und dann urplötzlich zu neuen Hoffnungen erweckten Kämpfens und Ringens der deutschen Dichter des Landes vor Augen führt. Ehrenfried Stöber, seine Söhne August und Adolph, die seit 1838 den wackeren Vater auf der dichterischen Wacht am Oberrhein abgelöst haben, Theodor Klein, der Herausgeber des „Pfeffel-Album", das 1859 die Stimmen von dreißig deutschen Sängern der Alsa-Gauen vereinigte, Friedrich Otte, mit seinem wahren Namen Georg Zetter, welchen letzteren der Verfasser des schönen Büchleins nicht hätte zu verschweigen brauchen, Gustav Mühl, der Volksdichter Daniel Hirtz, der alte August Lamey, der von den Tagen der französischen Revolution bis in das Jahr 1861 sein Lied hat ertönen lassen, Karl Candidus, dem hier ein Druckfehler zu einem falschen Vornamen verholfen hat, die Gebrüder Parmentier, Hackenschmidt Vater und Sohn, und mehrere Andere zieren mit ihren theils volltönend kräftigen, theils lieblichen Spenden die Blätter dieses wahrhaften Volksbuchs.

Ein richtiger Takt hat den Sammler bewogen, Theodor Klein's Prolog zum „Pfeffel-Album" voranzustellen:

Auch an des Rheinstroms linken Borden
Und an des Wasgau's grünem Hang
Erklingt es hell von Liederworten,
Erschmettert jubelnder Gesang;
Auch da erglüht für alles Schöne
Das Herz und giebt's im Klange preis,
Bald laut wie Glocken-Hochgetöne
Und bald wie Harfgelispel leis.

Es lauschte freudig manch Jahrhundert
Dem Minnesang, dem Meistersang,
Und freudig auch, wenn schon verwundert,
Lauscht unsre Zeit demselben Klang.
Er hat sich keck emporgeschwungen,
Wie's Vöglein sich vom Ast erschwingt:
Verzeiht, wenn nur in deutschen Zungen
Er Euch an Ohr und Herz erklingt.

*) Deutsche Stimmen aus dem Elsaß. (XXXIV und 68 S.) Berlin Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1871.

Es war sehr kennzeichnend für die Sachlage im Elsaß, daß 1859 der Veranstalter des Pfeffel-Albums sich sammt seinen Mitdichtern wunderte, daß sie noch deutsch konnten, und daß er seine Mitbürger um Verzeihung bat, sie nur mit deutschen Versen erquicken zu wollen! Und doch andererseits hat die Kraft des germanischen Wesens sich gerade im Dichtergarten der Landschaft an einem merkwürdigen Beispiele bewährt. Zwei französische Offiziere von altfranzösischer Abstammung, d. h. aus einer bekannten innerfranzösischen bürgerlichen Familie, die Gebrüder Léonce und Theodor Parmentier, haben in deutscher Sprache mit deutscher Herzenstiefe gesungen. Das vorliegende Büchlein, das von Jedem der Beiden eine gemüthreiche Probe giebt, führt sie vom Pfeffel-Album her Beide als Capitains im Geniewesen auf. Das ist nicht ganz richtig. Léonce ist seither Militär-Intendant geworden, Theodor aber, sein sieben Jahre jüngerer Bruder, 1857 mit der berühmten Violinspielerin Therese Milanollo vermählt, war, als der Krieg von 1870 ausbrach, schon zum Obersten im Geniestabe aufgestiegen. Was müssen diese Männer gedacht und gefühlt haben, in jener Stunde, die Deutschland den Boden zurückgab, auf welchem sie das deutsche Herzblut ihrer Dichtung wie mit der Muttermilch eingesogen? Das ist die Kraft der Geschichte eines Volks, daß die Vergangenheit alle Gegenwart mit ewig lebendigem Schimmer durchstrahlt, daß das Vergangene sich als das Bleibende kundgiebt! Aber die Dichtkunst wiederum besitzt eine prophetische Macht. Die „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß" bezeugen auch dies! Man lese nur das kernhafte Lied, das 1838 der wackere Drechslermeister Daniel Hirtz der Münsterkrone auf Erwin's Manen gedichtet hat. Es schließt mit den prophetischen Strophen:

Nicht Gränzen sollen scheiden
Dies biedre Volk, dies Land.
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal!

Wenn diese Verse noch einer Verdolmetschung bedürfen, so giebt solche gleich das auch vom Straßburger Münster herab gesungene Lied Theodor Klein's, das klassisch ist in seiner gedrungenen Kraft und Einfachheit:

Hier der Wasgau, dort der Schwarzwald,
Mitten drin der alte Rhein,
Und daran gestellt als Wächter,
Tauchend in den Aetherschein,
Münsterthurm, der altersgraue,
Der so treu herniederblickt
Und der Eintracht stumme Grüße
Rings herum in's Rheinthal schickt.

Wer den Männern, die zu dem vorliegenden Büchlein Stoff beigetragen, innerlich und bei Einzelnen selbst äußerlich so nahe steht, wie der Schreiber dieser Zeilen, der sich auch hin und wieder in ihre Reihen gemischt hat, der ist im freundlichsten Sinne ein sehr voreingenommener Beurtheiler, der am wenigsten Mängel herausfinden kann. Indessen, wo schon die neueste Wendung der alsatischen Dichtung in Gustav Mühl's „Wacht auf den Vogesen", in Adolf Stöber's Sonetten auf die Verbrüderung mit Deutschland, in des jungen Hackenschmidt's Vaterlandsliedern uns entgegenschallt, da vermissen wir ungern den greisen Ludwig Spach, mit seinem Dichter-Namen Ludwig Lavater, der im französischen Staatsdienst so manches kerndeutsche Lied gesungen und 1870 einer der Ersten war, der rückhaltlos der deutschen Sache sich hingab. Seine Verherrlichung unseres großen Goethe kennt man aus diesen Blättern, in denen seine deutsche Festrede bei der Bibliothek- und Goethe-Feier in Straßburg abgedruckt war. Nichtsdestoweniger sagen wir von dem schönen Büchlein: Es trägt seine beste Empfehlung in sich selbst! Und so rufen wir seiner Laufbahn, die es in Deutschland recht ausgebreitet und im Elsaß heimisch werden lasse, den alten guten deutschen Bergmannsspruch zu: Ein fröhliches Glückauf!

Trauttwein von Belle.

Der Allgemeine deutsche Frauenverein und seine Thätigkeit auf dem Gebiete weiblicher Arbeit.

Die Generalversammlung des Allg. deutschen Frauenvereins in Leipzig fand am 29., 30. und 31. October im Saale der Buchhändlerbörse statt. Den Vorsitz hatte Fr. Louise Otto Peters; das Präsidium bestand aus den Delegirten einiger Zweigvereine: Frl. Calm aus Cassel, Frau Anna Damm und Fr. Nicolai aus Dresden, Frau Riese aus Zwickau und Fr. Mathmeyer aus Braunschweig. Den 29. Nachmittags 3 Uhr begannen die Sitzungen, die außer der Ansprache der Präsidentin einen Vortrag von Frl. Auguste Schmidt: „Ueber das Wesentliche und Unwesentliche in der Frauenfrage" und einen Vortrag von Frau Dr. Hertz „Ueber Heilgymnastik für Frauen" brachten. Der letztgenannte Vortrag bot dem zahlreich versammelten Publikum Gelegenheit, einen Erwerbszweig für Frauen kennen zu lernen, der bis jetzt nur noch ganz vereinzelt von ihnen ergriffen wird. Als Aerztin der Heilgymnastik kann Fr. Dr. Hertz auf eine lange Reihe von Erfahrungen und Erfolgen blicken: sie hat Jahrelang eine Anstalt in Dresden für Heilgymnastik gehabt und prakticirt jetzt in Altenburg, wo ihr Mann einer Pensionsanstalt für Knaben vorsteht. Fr. Dr. Hertz wünscht, weibliche Lehrlinge auszubilden und ist bereit, den Lehrgang so viel als möglich zu erleichtern.

Am 30. October Morgens begannen die Verhandlungen und dauerten, bis auf eine Stunde Pause während der Mittagszeit, bis Abends 7 Uhr. Die Berichte der Lokalvereine des Allgem. deutschen Frauenvereins nahmen einen ziemlichen Raum ein, und man gönnte ihnen diesen um so bereitwilliger, als die Wirksamkeit des Muttervereins dadurch in's rechte Licht gestellt wurde. Besonders erfreulich ist die Thätigkeit der Casseler und Dresdener Vereine. Der erstere hat in seiner Fachschule 200 Schülerinnen. Zeichnen (namentlich Ornamentik), Maschinennähen, Zuschneiden, Buchhaltung, das sind die Hauptfächer für das Praktische, während die wissenschaftliche Fortbildung damit Hand in Hand geht. In Dresden, wo, wie in Cassel, durch persönliche Anregung des Allg. deutschen Frauenvereins, die Vereine entstanden, sind zwei Schulen für conf. Jungfrauen mit einer Schülerinnenzahl von [illegible] Ebenso erfreulich ist die lokale Wirksamkeit in Zwickau, Braunschweig, Nordhausen. Nachmittags wurde über einen Antrag „Realschulen für Mädchen" berathen. An der Debatte betheiligten sich auch Herr Seminar-Director Köhler in Gotha, Herr Director Budig in Dresden und Andere. Diesen Verhandlungen folgte ein Vortrag von Fr. Dr. Goldschmidt über die Nothwendigkeit von Seminarien für Volksschullehrerinnen. Der notorische Mangel an Volksschullehrerinnen, den die Vortragende statistisch nachwies und die Befähigung des weiblichen Geschlechts für den Lehrberuf im Allgemeinen gab die Unterlage zu dem Vortrage

dessen praktische Bedeutung für unser Volksleben nicht unterschätzt werden dürfte. Der Besuch der Seminarien müßte unentgeltlich sein, damit er den Mädchen aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werde. Volksschullehrerinnen müßten aus denselben Classen der Bevölkerung hervorgehen wie die Volksschullehrer. Der Mangel an Volksschullehrern ließe es aber auch als wünschenswerth erscheinen, daß die vorhandenen weiblichen Kräfte benutzt würden. Die vielen Wittwen aus den Beamtenkreisen, namentlich Preußens, könnten zu ihren Pensionen Zuschuß mit der Verpflichtung, an den Volksschulen zu unterrichten, erhalten. Schon 1868 petitionirte man von Magdeburg aus um Abhülfe wegen der mangelnden Lehrkräfte an den Volksschulen. „Man vertraue", hieß es, „halberwachsenen jungen Leuten den Unterricht an Volksschulen an" — außerdem fehlten in demselben Jahre im Regierungsbezirk Oppeln, nach Lüben's Jahresbericht, 300 Lehrer an der Volksschule. In Preußen waren 930 selbständige Lehrerstellen und 822 Hülfslehrerstellen mit Präparanden besetzt, während 595 selbständige Lehrerstellen und 474 Hülfslehrerstellen gänzlich fehlten. Aus Baden war erst in diesen Tagen eine Notiz, daß 80 Schulstände gegenwärtig unbesetzt sind und daß es Orte giebt, wo ein einziger Lehrer 170 Schüler allein zu unterrichten habe. In Sachsen war Ostern 1869 eine Notiz, daß 58 Lehrerstellen zu besetzen und nur 28 Schulamts-Candidaten vorhanden wären; ja es hieß, daß bei Beginn des neuen Schuljahres auf einem Dorfe bei Dresden ein Lehrer 220 Kinder tagtäglich würde zu unterrichten haben. — Der Vortrag beschränkte sich nicht auf diesen Zahlennachweis, sondern ging auch auf die inneren Motive ein, die eine Benutzung der weiblichen Kräfte für den Volksschulunterricht mehr als wünschenswerth erscheinen lassen. (Nr. 49 d. Mag. f. Lit. d. Ausl. 1868: Die Volksschule in Preußen und die Erzieherinnen im Auslande, von H. Goldschmidt, behandelt denselben Gegenstand.) Ein Vortrag von Fr. Lina Morgenstern „Ueber die Lehrlingszeit der jungen Mädchen" mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, beschloß die öffentlichen Sitzungen des Vereins.

Wie alle bisherigen Versammlungen, zeigte auch diese, daß die Frauen taktvoll und einsichtig ihre Angelegenheiten öffentlich zu vertreten im Stande sind, und legte gerade in unserer patriotisch bewegten Zeit Zeugniß davon ab, daß die deutschen Frauen sich bewußt sind, dem Geiste und der Entwickelung ihres Volkes gemäß auch die Frauenfrage ihrer Lösung entgegenzuführen. „Mag man jenseits des Oceans darüber lächeln, daß wir uns hier statt mit der Frauenfrage, mit der Volksschule beschäftigen", meinte Fr. Goldschmidt, „mögen die Frauen dort um politische Rechte petitioniren — man hat auch unser deutsches Volk belächelt, daß es gar so lang auf der Schulbank gesessen und erst spät politische Rechte verlangte und sie noch später erhielt. Wir Frauen wollen auch erst die Schule durchmachen; wir wollen unserem Volke von Schulmeistern zeigen, daß wir auch Schulmeister sein können und um nichts mehr und um nichts nachhaltiger petitioniren, als um Seminarien für Volksschullehrerinnen."

Fanny Lewald's gesammelte Werke.*)

Wir glauben, nicht frühzeitig genug darauf hinweisen zu können, daß Denjenigen, die zum diesjährigen Weihnachtsfeste die Bibliothek ihrer Frauen und Töchter mit einer edeln, Geist und Herz erfrischenden Gabe bereichern wollen, hierzu Gelegenheit gegeben ist durch die in der Verlagshandlung des Herrn Otto Janke erscheinende, neue gesammelte Ausgabe von Fanny Lewald's erzählenden Schriften. Was die Verfasserin der „Clementine" und „Jenny", von dem Erscheinen dieser ihrer ersten Jugendarbeiten an, seit einem Menschenalter für die Bewahrung deutscher Art und Sitte, für die Erhebung des Geisteslebens der Frauen, für die Achtung des sittlichen Menschen, gleichviel welchem Stande und welcher Religion er angehöre, gewirkt, das ist unvergessen bei Allen, denen die Erscheinung der „Jenny" sofort ein Merkmal ungewöhnlicher schriftstellerischer Begabung, ein unverkennbarer, reicher Keim originaler Geistesschöpfungen war und die dann der jungen Landsmännin des großen Philosophen von Königsberg theilnehmend von Arbeit zu Arbeit gefolgt sind.

Hier liegen nun diese Arbeiten gesammelt vor uns; in zehn Bänden, denen noch einige Bände folgen sollen, umfassen sie die drei ersten Erzählungen der Verfasserin, ferner den Roman des sittlichen Fortschritts: „Von Geschlecht zu Geschlecht", die herzensgeschichtliche „Lebensfrage" und endlich die Erzählung der Lebensgeschichte Fanny Lewald's bis zu ihrer Verbindung mit Adolf Stahr, eine Erzählung, wie es in der gesammten Weltliteratur keine zweite von dem einfachen Leben eines jungen Mädchens giebt, die, in einer bescheidenen, allerdings charaktervollen Bürgerfamilie geboren und erzogen, fern sich haltend von allen bloß äußerlich glänzenden Spitzen der Gesellschaft und ohne solche erschütternde oder überraschende, eigene Schicksale, die das Interesse von selbst fesseln, gleichwohl jedes Kapitel dieser drei Bände „Im Vaterhause", „Leidensjahre" und „Befreiung und Wanderleben", so anziehend durch Gedanken und Beobachtungen, so reizvoll durch Schilderung interessanter Menschen, Charaktere und zeitgeschichtlicher Zustände zu machen weiß, daß wir gern (wie dies bei dem Referenten der Fall) zur wiederholten Lectüre des Buches zurückkehren.

Gewiß werden diese Werke, deren Schaffen, wie die Verfasserin sagt, sie selbst geistig gefördert hat, auch noch Viele ihrer Leser geistig fördern, und was sie selbst „über manche Stunde schwerer Sorge flügelkräftig fortgehoben", das wird auch noch vielen Anderen, die das Gute, das Wahre und das Schöne darin zu würdigen vermögen, eine sittliche Erhebung sein. J. L.

*) Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe Band I—X. Berlin, Otto Janke, 1871—1872.

Belgien.

Abermals Herr Alfred Michiels als Geschichtsfälscher.

Unsere Leser werden sich noch der im vorigen Jahre von dem Belgier Alfred Michiels herausgegebenen Ungereimtheiten und Fälschungen in seiner Schrift über die historischen Rechte Frankreichs auf Elsaß und Deutsch-Lothringen erinnern, einer Schrift, die damals sofort in unserer Zeitschrift und nachmals in gründlichster Weise durch Heinrich v. Sybel abgefertigt wurde. Der gelehrte Herr Michiels kündigte zwar zu jener Zeit (im März d. J.) in einem an das belgische Volk gerichteten Schreiben an, daß er dem deutschen Professor die ihm gebührende Antwort nicht schuldig bleiben werde, doch hat diese Antwort bis zum heutigen Tage auf sich warten lassen. Dagegen hat er kürzlich begonnen, ein neues, und zwar ein größeres Werk im Genre

seiner elsässisch-lothringischen Forschungen zu publiziren, nämlich eine „Histoire de la guerre franco-prussienne et de ses origines", die an blindem Deutschenhaß nichts zu wünschen übrig läßt. Wir wollen, um zu zeigen, welches Geisteskind dieses Opus ist, einen Landsmann des Herrn Michiels, die in Brüssel erscheinende „Discussion", darüber berichten lassen. Das genannte, in allen seinen Artikeln von gesunden Ideen durchzogene Blatt sagt in seiner Nummer vom 5. November:

„Die Geschichte des französisch-preußischen Krieges, deren erste Lieferung vor uns liegt, ist eine jener Schriften, die ihrem Verfasser keine Ehre machen. Wäre Herr Michiels nicht unser Landsmann, würden wir schwerlich unternommen haben, von ihm zu sprechen; jedenfalls aber ist es für den Journalisten eine Pflicht, diejenigen Autoren zu geißeln, die in unwürdiger Weise sich bestreben, die öffentliche Meinung irre zu führen.

Einer Widerlegung bedarf das Opus des Herrn Michiels nicht; der Leser wird sich von dem sittlichen Werthe der Arbeit schon durch einen bloßen Auszug hinreichend überzeugen können.

Zunächst wollen wir bemerken, daß diese erste Lieferung von zwei Kupfern illustrirt wird, das Eine „badische Bauern ohne Uniform, welche im Elsaß plündern" und das Andere einen „französischen Wundarzt, der beim Verbinden eines Verwundeten von einem Preußen getödtet wird" vorstellend. Man sieht, wie tief herunter die ohnmächtige Wuth eines Mannes kommen kann, der sich einen Geschichtschreiber zu nennen wagt!

Doch wenden wir uns jetzt zur Vorrede; darin finden sich Phrasen wie folgende: „Der Neid, der niedrige Neid, diese große Leidenschaft der Germanen, war die erste Ursache des Krieges." — „Das dumme Deutschland erfindet nichts und produzirt nichts.... Im Schmutze der Barbarei hat es sich zwei gehässige Maximen gebildet: Gewalt geht vor Recht, und Arglist und Lüge gehen vor Wahrheit! Es hat öffentlich die Abschaffung der Gerechtigkeit, des Gewissens und der Ehre proklamirt." — „Die deutschen Truppen dachten mehr an Beute, als an Ruhm. Was hauptsächlich sie in Bewegung setzt und anzieht, ist die Möglichkeit, ihre Taschen zu füllen, die Häuser auszuräumen, Geldschränke zu erbrechen, Stutzuhren (pendules) einzupacken, Weinkeller zu leeren, Gärten zu durchwühlen und Commoden für Wäsche und Kleider zu plündern, um kleine Andenken an ihre Geliebten zu schicken. Ja, diese sentimentalen Horden suchen vor Allem solche Souvenirs, und ihre schmachtenden Schätzchen erschrecken nicht vor den Blutflecken, die vielleicht an den Toiletten-Gegenständen kleben, welche ihre Vielgeliebten aus Frankreich ihnen zusandten."

Weiterhin bezeichnet der Verfasser das Werk der Frau von Staël über Deutschland als das lügenhafteste und traurigste Buch, das jemals geschrieben worden, wobei er bedauert, daß Napoleon I. nicht die Macht gehabt habe, es vollständig zu vernichten. „Frankreich wäre dann nicht den barbarischen Horden überliefert worden, die selbst den Krieg herabgewürdigt, den Erfolg entehrt und das menschliche Gewissen empört haben; Europa hätte dann, statt Anstand zu nehmen, in die Sache einzuschreiten, nicht zugegeben, daß fanatisirte Banden eine berühmte Nation decimiren und das große Centrum der europäischen Civilisation ausplündern; daß den feigen Zuschauern dieser Verbrechen ein düstereres Andenken gestiftet und daß die Heiligkeit der Hinterlist, wie das göttliche Recht der Niedermetzelung schamlos glorifizirt werde."

Solchergestalt ist die Sprache des saubern Buches. Man wird uns erlassen, weitläufiger in dasselbe einzugehen. Es ist unter der Würde der Kritik, auf dergleichen Schmähungen zu antworten, die im Munde eines Wahnsinnigen mehr an ihrem Platze sein würden, als in der Feder eines Schriftstellers.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß es eine Zeit gab, zu welcher Herr Michiels ganz andere Ideen über Deutschland hatte, als diejenigen, die er jetzt kundgiebt. Es scheint, daß dieser Wechsel der Anschauungen bei ihm mit der Aufnahme zusammenhängt, welche die deutsche Kritik seinen bekannten Studien über die vlamische Malerkunst hat zu Theil werden lassen. Letztere verdienen allerdings nicht den Ruf, den sie in Frankreich und Belgien erlangten, wie denn auch in späterer Zeit selbst von Franzosen, die ein gesundes Urtheil haben, eine nichts weniger als schmeichelhafte Ansicht über die Studien des Herrn Michiels ausgesprochen worden ist. Einer unserer Freunde hat ein Schreiben von Sainte Beuve gelesen, worin dieser ausgezeichnete Kritiker dem Herrn Michiels Epitheta beilegt, welche wir Anstand nehmen, hier zu reproduziren.

Alles in Allem ist diese Geschichte des französisch-preußischen Krieges augenscheinlich geschrieben, um den bösen Leidenschaften des französischen Volkes zu schmeicheln, und unzweifelhaft wird sie auch von den Thoren, welche unaufhörlich nach Revanche schreien und sich einbilden, daß man die eigenen Schäden heilt, wenn man auf Deutschland Beschimpfungen häuft, mit Beifall aufgenommen werden.

Was das unbefangene Publikum betrifft, so empfehlen wir ihm ausdrücklich, unter keiner Bedingung ein so miserables Machwerk zu kaufen. Leider ist es allzu oft die Neugierde der ehrbaren Leute, welche solchen Werken Erfolg verschafft, die nur auf Skandal spekuliren."

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

V.

Herostrat und der Art. 47 des französischen Strafgesetzbuches auf dem Theater.

Paris, Anfang November.

Vielleicht ist es schon etwas spät, um von einem Stücke zu sprechen, welches kaum zwei Vorstellungen erlebt hat, welches, kaum vierzehn Tage alt, im Nekrolog der Pariser Oper schon eingetragen ist. „Herostrat" meine ich, Reyer's Schöpfung, eines hier sehr angesehenen Kritikers, der durch seine musikalischen Berichte im „Journal des Débats" einen aufrichtigen und sehr verdienten succès d'estime erlangt hat. Leider hat der hochstrebende Musiker sich seine literarischen Mitarbeiter sehr ungeschickt gewählt, oder — um mich richtiger auszudrücken — er hat sich mit einem Libretto begnügt, das viel eher einer Offenbach'schen Posse entsprochen hätte, als geeignet war, den ernsten Anforderungen der idealen Tonkunst zu entsprechen. Niemals hat mich das unheimliche Gefühl, welches uns bei einer Oper erfaßt, deren Text der Musik unwürdig ist und der selten keinen Halt verleiht, tiefer ergriffen, als an dem Abend, welcher das erste und zugleich das vorletzte Auftreten des „Herostrat" sah. Dem Unbehagen allein, nicht dem Eindruck, welchen das Stück als lyrisches Werk hervorrief, ist das frühe Hinscheiden der neuen Oper zuzuschreiben, und ich kann die Stimmung des, beiläufig gesagt, nicht zu oberflächlichen — Publikums nicht besser wiedergeben, als durch ein

Wort, welches mir im Zwischenakte zu Ohren kam: „Es ist um Wagnerisch zu werden!" Durch den vom Herzen kommenden Ausruf meinte vermuthlich der Verfasser jener lakonischen Kritik, die durchgehende Einheit zu bezeichnen, welche in Wagner's Schöpfungen vermöge seiner Selbstdichtung herrscht, worin ich dem nervösen Pariser, der seinen Gefühlen so lebhaft Luft machte, im Stillen recht herzlich beistimmte.

Urtheilen Sie nun, ob der humoristische Commentator nicht vollständig im Recht war. Den Dichtern — das Wort ist nun einmal im Gebrauch! — welche das Libretto erfanden, ist Herostrat nicht mehr der eitle Thor, den wir durch die Geschichte des Alterthums kennen gelernt; nicht um seinen Namen zu verewigen, setzt er den großartigen Tempel in Brand. In der zerstörenden Ruhmsucht, die ihn zur That antrieb, welche ihm die gehoffte Unsterblichkeit verschaffte, lag am Ende ein tragisches Moment, während er hier — nicht gerade zum „Petroleur" — wie die Pariser Witzblätter behaupten — doch zum gemeinen Mordbrenner wird.

Die blonde Athenaïs, eine reiche und edle Ephesierin, hat sich nämlich in den Bildhauer Scopas verliebt, der Gleiches mit Gleichem erwiedert und seiner Geliebten zu Ehre an einer Statue der Venus arbeitet, die ihre Züge treu darstellen soll, und die er in den reinsten Marmor der Insel Milo gehauen hat. Wie werden sich die Archäologen freuen über die so wichtige Entdeckung, welche den Bildhauer des klassischen Meisterwerks endlich mit solcher Genauigkeit feststellt. Vor Kurzem war ja die Venus-Frage durch den Umzug der Säule von der Polizei-Präfectur nach dem Louvre von neuem aufgeworfen worden und hatte sich sogar um einige Aufschlüsse bereichert; nun liefert das gelehrte Libretto der griechischen Kunstgeschichte einen ganz unverhofften Beitrag. Mit jenem unvergleichlichen Scopas, ja nachdem er sogar das Wunderwerk vollendet und seine Geliebte verewigt hat, versucht nun Herostrat zu rivalisiren, und der erste Akt schließt mit einem kalten, affectirten Bilde, welches uns die von Jenem verfolgte Athenaïs vor einer Statue der Scham knieend zeigt, während der Verfolger, durch diesen Anblick endlich gerührt, davon eilt.

Im zweiten Akte soll er aber glücklicher sein. Ein furchtbares Gewitter bricht plötzlich los — ein vollkommenes Opern-Gewitter — das ich also nicht zu schildern brauche, und der unbarmherzige Blitz trifft die Statue der Venus und zerschmettert ihr beide Arme. Wieder ein lehrreicher Wink für die Herren Archäologen! Scopas' Verzweiflung über den unheilvollen Schlag, wie groß sie auch ist, erreicht doch nicht die weibliche Trostlosigkeit der Athenaïs. Nicht anders, als durch die Eifersucht der gekränkten Diana kann sie sich das ihr angethane Leid erklären, und in der Aufwallung ihrer Leidenschaft, ihrer Rachlust liegt ohne Zweifel das einzige wirklich dramatische Element des ganzen Werkes. J'ai deviné, ruft sie vor der zerschmetterten Säule aus:

> J'ai deviné d'où par la foudre
> J'ai frappé ton front radieux.
> Sur ton coeur réduit en poudre,
> Bravons la colère des dieux!

Durchaus nicht antik klingt die ganze Tirade; da man aber durch das Vorhergehende leider nicht verwöhnt ist, so überrascht uns die dramatische Situation und das ganze Colorit jener Scene. Athenaïs verlangt eine eklatante Rache. Scopas soll sie üben, er soll die Drohungen seiner Geliebten ausführen und das Bild der Diana in ihrem Heiligthum zertrümmern und in den Staub treten. Vor dem Zerstörungswerke, welches ihm die Liebe auferlegt, schaudert aber sein Herz, seine Religion, sein Kunstsinn zurück; er zieht es vor, zu verschwinden und läßt seinem Nebenbuhler freien Spielraum. Dieser hat nun das Gespräch mit angehört; er hat Scopas' Schwäche wahrgenommen und ist sogleich fortgerannt, um nicht allein das Bild der Diana, sondern ihr ganzes Heiligthum den Flammen preiszugeben. Leider wird der Zuschauer nicht zum Zeugen des großartigen Brandes; es wäre doch eine Entschädigung gewesen, dem furchtbaren Schauspiele beiwohnen zu dürfen; während wir nur von weitem, nachdem uns Herostrat darauf aufmerksam gemacht, einen blassen Schimmer erblicken. Wie es scheint, begnügt sich doch Athenaïs mit dem bleichen Wiederscheine, denn der unglückliche Scopas ist nun ganz vergessen. „Gloire à toi!" so empfängt sie seinen Nachfolger.

> Gloire à toi, ne crains pas de servir une ingrate,
> Tu recevras le prix par toi seul mérité,
> Le nom d'Athenaïs et le nom d'Erostrate,
> Tous deux unis, vivront dans la postérité.

Leider ist die Unsterblichkeit eine gar kurze gewesen; zwei Vorstellungen hat der Ruhm gedauert. Auch in dem Stücke hat Herostrat nicht mehr Glück gehabt, als auf dem Repertoire der Oper; denn die Ephesische Bevölkerung, deren Herz nicht so zart ist, als das Gemüth der Athenaïs, empört sich gegen den frevelhaften Liebhaber, und der Augenblick naht heran, der dem Herostrat die verdiente Strafe bringen soll. Da raubt uns der zu früh fallende Vorhang die Freude, zu erfahren, welches Ende eigentlich die Geschichte genommen hat.

Es ist mir ein Bedürfniß, nach der schalen Composition mich einem ernsteren Werke zuzuwenden. Dazu bietet mir eine zwar untergeordnete, aber eben sehr begünstigte Bühne, das Ambigu-comique, die bequemste Gelegenheit. „Der Artikel 47", so heißt das neue Drama des als Roman-Dichter mehr bekannten Adolphe Belot. Er hat es sich zur Pflicht gemacht, die gröbsten Irrthümer der französischen Gesetzgebung zu bekämpfen, und hat durch seine wirklich spannenden Tendenz-Schriften sehr viel dazu beigetragen, einige unmenschliche Gesetze zu erschüttern. Derselben Richtung gehört auch das genannte Drama, oder, was richtiger ist, dieser dramatisirte Roman an. Folgendermaßen lautet nun der Artikel 47 des Code criminel: „Die zu den Galeeren oder zum Zuchthause verurtheilten Verbrecher bleiben, nach ihrer Freilassung, ihr ganzes Leben durch unter polizeilicher Aufsicht." So verfolgt die Unglücklichen eine lebenslange Verdammniß, die nicht einmal den Zweck erreicht, nach welchem sie strebt; denn bei jeder Revolution, welche in Paris ausbricht, ist die Zahl jener von der Polizei bewachten Uebelthäter eine ungeheure. Aus allen Theilen der Provinz kommen sie hergeeilt, und sie beweisen durch ihre gefährliche Gegenwart, wie unpraktisch die ihnen auferlegte polizeiliche Aufsicht ist. Der von Belot geschilderte Fall ist mit Glück gewählt, um die dringende Nothwendigkeit einer Reform recht energisch zum öffentlichen Bewußtsein zu bringen:

Du Hamel, ein junger Mann von guter Familie, hat in einem Anfalle von Eifersucht auf seine Maitresse geschossen, eine Mulattin, welche er von Neu-Orleans nach Frankreich mitgebracht hat, und wird durch den Assisenhof zu fünf Jahren Galeere verurtheilt. Nach vollendeter Strafzeit sieht er sich vom Artikel 47 getroffen. Doch entschließt er sich, aus der Stadt zu fliehen, die ihm als Wohnort angewiesen wurde, und lebt, unter einem falschen Namen, in Paris. Er hat hier sogar geheiratet und genießt in der Ehe ein ruhiges, bescheidenes Glück, als ihn der Zufall mit seiner früheren Maitresse zusammenführt. Cora, trotz ihrer Wunde, vielleicht Dank ihrer Wunde, ist eine Berühmtheit der Pariser Demi-monde geworden, muß aber doch eine

gewisse Liebesfähigkeit behalten haben, denn kaum hat sie Du Hamel wieder gesehen, so entflammt ihr Herz, wie vor acht Jahren — für ihn. Sie zwingt ihn durch die Drohung, daß sie sonst der Polizei von seinem ungesetzlichen Aufenthalt Anzeige machen werde, zu ihr zu kommen und sie fortan regelmäßig zu besuchen. Jeden Abend spielt dieselbe leidenschaftliche Scene; denn Liebe vermag Du Hamel seiner ehemaligen Dienerin, die ihn jetzt wie ihren Sklaven behandelt, nicht mehr zu schenken; er überschüttet sie sogar in Gegenwart seiner Frau, der er Alles gestanden hatte — mit Hohn und Verachtung. Die gekränkte Mulattin, von Wuth ergriffen, nimmt sich nun vor, ihren Rachedurst zu stillen; ihr Blut wallt heftig, ihre Gedanken verwirren sich, sie dünkt sich schon wahnsinnig und setzt mit der größten Anstrengung eine Denunciation an die Polizei auf. Kaum ist der Brief geschrieben, so tritt ihr ein herzzerreißendes Bild vor die Seele; Du Hamel mit seiner jungen Frau stehen vor ihrem niedergeschmetterten Geiste; sie erhebt einen gewaltigen Schmerzensschrei, und diesmal ist ihre Vernunft dahin. Glücklicherweise kömmt die Denunciation an die Polizei im Drama nicht an, wie es in dem dasselbe Sujet behandelnden Romane der Fall ist, wo Du Hamel's Frau todt hinsinkt, als sie die Verhaftung ihres Gemahls erfährt.

Denken Sie sich nun mit jenen dramatischen Situationen einen einfachen, markigen Dialog verbunden, der, mit der gewohnten melodramatischen Emphase der Criminal-Dramen durchaus nichts gemein hat, dann werden Sie es erklärlich finden, daß der „Artikel 47", als Tendenzpredigt, die Zuschauer hinreißt.

Italien.

Immanuel und Dante.

Diese Blätter haben das Verdienst, weitere Kreise zuerst auf einen Zeitgenossen Dante's aufmerksam gemacht zu haben, der in hebräischer Sprache eine Nachahmung der Göttlichen Komödie verfaßt hat. Seitdem Herr Dr. Abraham Geiger seine Untersuchungen darüber veröffentlichte, hat sich die Wissenschaft vielfach mit diesem Dichter, Immanuele Romi mit Namen, befaßt; der eigengeartete Charakter desselben sowohl, wie der Umstand, daß man ihn auf Grund von vier neu entdeckten Sonetten, welche dem Immanuel und andern Zeitgenossen des großen Florentiners zugeschrieben wurden, für einen Freund Dante's zu halten sich berechtigt glaubte, lenkten das Auge der Forscher auf ihn. Jetzt hat Herr Dr. Theodor Paur die Frage, ob Dante und Immanuel in freundschaftlicher Beziehung zu einander gestanden, im Zusammenhang mit den literarischen Berührungspunkten dieser beiden Dichter wieder aufgenommen und darüber einen sehr geschmackvoll stilisirten und große Sachkenntniß bekundenden Aufsatz im Dante-Jahrbuch veröffentlicht. Derselbe liegt uns im Separatabdruck vor.*)

Immanuel, der Nachahmer Dante's, hat in seinem Wesen und Charakter keine Spur dieses erhabenen ernsten und gewaltigen Mannes; Immanuel ist eine leichtlebige Natur und in einem großen Theil seiner Schriften ein so frivoler Possenreißer, daß die Synagoge die Lectüre seiner Schriften, wegen ihres unzüchtigen Inhalts, den Juden verboten hat. Keiner vor ihm hat so geschickt und so übermüthig die Sprache der Psalmen zur Darstellung von Scenen und Gefühlen benutzt, die an Cynismus oft noch über das Decamerone von Boccaz hinausgehen. Und dieser Spötter hat wiederum höchst weitschweifige philosophische Commentare zur Bibel verfaßt, die vielleicht, vom Standpunkt der modernen Exegese und Philosophie betrachtet, keinen großen Werth besitzen, aber jedenfalls Zeugniß dafür ablegen, daß er mit den ernsten Wissenschaften wohl vertraut war und sich mit Eifer ihnen hingegeben hat. Auch sein Lebenswandel war keineswegs von der Sinnlichkeit und Frivolität inficirt, welche seine Verse athmen; er wußte das Contagium, welches seine Werke enthielten, und das nach den scharfen Verboten zu schließen, höchst nachtheilig auf die Leser seiner ausgelassenen Poesieen gewirkt hat, von sich fern zu halten. Er ist hierin unserm Wieland zu vergleichen, der ja auch am Schreibpult ein so arger Sünder gewesen ist, und ein so ehrsames und reines Leben geführt hat. Und nicht minder ist er ihm darin ähnlich, daß sowohl die Muse, die leichtgeschürzt nicht selten über die Barrieren des Seltsamen und Schicklichen hinüberspringt, bei ihm zu Hause war, wie auch ihre ernste Schwester, die gründliche und sorgfältige Wissenschaft. Ja, die Parallele kann auch dahin ausgedehnt werden, daß die Poesieen beider mannigfache romantische und erhabene Elemente enthalten neben Produkten, welche nur zu sehr an der Erde kleben. Sie gehören beide nicht zu den harten Naturen, von denen Horaz sagt: et mihi res, non me rebus subjungere conor; es ist eitel Prahlerei, wenn Immanuel sagt: „Ich unterjochte die Welt meiner Seele und ließ mich von ihr nicht beherrschen", was höchstens in dem Sinne wahr, daß er in seinem Leichtsinn eben auch den Ernst des Lebens leicht nahm. Leute dieser Art sind stets gleichsam das Produkt der Dinge, mit denen sie sich beschäftigen; es sind Proteus-Charaktere, bei denen nichts dauernd ist als der Wechsel, bei denen das Wort „Charakter" eigentlich gar nicht anwendbar ist, weil ihnen jede feste Ausprägung mangelt. Sie sind Philosophen, wenn sie gerade in das Gebiet dieser hineingerathen; sie spotten mit den Spöttern und machen, wenn es sein muß, mit Geschick in ernster Gesellschaft eine ernste Miene. Menschen wie Immanuel Romi machen den Eindruck der Vielseitigkeit und der Gewandtheit; aber bekanntlich beruht jede wahre Größe nur auf einer frappanten und entscheidenden Einseitigkeit. Es ist geschickt, aber nicht immer schicklich und bedeutend, sich in Alles schicken zu können; diese Gewandtheit, so nützlich für das praktische Leben, bedeutet im Grunde ja nur eine Unterwerfung des Menschen unter die Dinge; aber zumal in der Wissenschaft und in der Kunst entstehen große Wirkungen nur durch das Gegentheil, durch das Geltendmachen der menschlichen Herrschaft. Gerade Immanuel, wenn er mit Dante nach dem Preise ringt, wenn er mit diesem erhabenen Geiste in die Arena tritt, Beide Dichter einer Göttlichen Komödie, ist geeignet, diese Wahrheit recht grell zu illustriren.

Und hierbei kömmt noch in Betracht, daß Immanuel in einer Sprache dichtete, deren Literatur damals schon mehrere Jahrtausende alt war und für den Ausdruck großer Gefühle und Ideen vortrefflich war ausgebildet worden, während Dante sich die Sprache zum Theil erst schaffen mußte, in die er seine Visionen kleiden wollte. Immanuel, aber nicht Dante, besaß eine Sprache, die für ihn dichtete und dachte. Paur sagt von der Vision von Tofel und Eden (Hölle und Paradies), dem letzten Abschnitt der Immanuel'schen Gedichtsammlung: „Sie beschließt das bunte Lebensspiel der vorangegangenen Klänge und Bilder mit einem Finale von erhabenen Grundtönen, welches

*) Immanuel und Dante. Von Dr. Theodor Paur, 1871.

indeß wieder an entscheidenden Stellen und gerade im Lande der Seligen der Muthwille des Humors den Ernst der Didaktik abzustreiten versucht. Auch in der überirdischen Welt behauptet der Schalk sein Grundrecht." Aber dieses Grundrecht behauptet er nicht mit Ehren, sondern nur auf Kosten des guten Geschmackes, der Einheit, welche empfindlich durch solche Mißtöne gestört wird. Indem wir in Bezug auf den Inhalt des Gedichtes auf den betreffenden gedruckten Vortrag des Dr. A. Geiger verweisen, wollen wir nur auf einige von Dr. Paur originell beleuchtete Punkte genauer eingehen.

Paur entwickelt zuerst die Begriffe, welche sich die Juden von der Hölle gestaltet hatten, und dies ist für unsern Gegenstand nicht ohne Wichtigkeit, weil manche Lichtseite des Immanuel'schen Werkes, besonders die größere Milde und Toleranz ihr Licht der jüdischen Dogmatik entlehnt. „Der lehrhafte Theil des Talmud weiß nichts von einer Hölle; Strafen giebt es nur hienieden und der Tod sühnt alle Sünden; der legendarische Theil dagegen hat eine Hölle für die Bösen, einen Himmel für die Frommen, zwischen beiden nur eine schmale Scheidewand, von aufrichtiger Reue bald zu durchbrechen. Doch schließt die Hölle keine ewige Verdammniß in sich, indem selbst für die schlimmsten Sünder die Strafe nur eine vorübergehende ist. Die Arten der Bestrafung werden nicht angegeben; erst die spätere Kabbala hat Hölle und Paradies, Gehinnom und Eden, in ungleich soliderer Gestalt ausgebaut; Immanuel hat auch ein Purgatorio für die Halbguten. Aber diese Anschauungen erfreuten sich niemals unbedingter Geltung." Wir sehen hieraus, daß die jüdische Hölle bei weitem nicht so heiß war, als die Mönche den Christen die ihrige schilderten; aber auch der jüdische Himmel ist liberaler, „die Gerechten aller Nationen haben Antheil an demselben", dieser talmudische Satz galt als unbestritten. Aus dieser größeren Toleranz des ja auch nur tolerirten und nicht herrschenden Judenthums erklärt es sich, wenn wir im Himmel des Immanuel auch Andersgläubigen begegnen, während Dante bekanntlich selbst Virgil, seinen Heros, in der Hölle findet. Die katholische Dogmatik erlaubte es ihm höchstens, für die von ihm verehrten Repräsentanten des klassischen Alterthums das höllische Feuer zu kühlen; aber ihnen im Himmel Sitze anzuweisen, das wäre offene Häresie gewesen. Paur rühmt von Immanuel: es waltet in seiner Auffassung ein Geist der Duldung gegen Andersgläubige, eine schön menschliche Unbefangenheit in Glaubenssachen, wie sie in jenem Zeitalter auf christlicher Seite mit der Laterne des Diogenes gesucht werden mußten. Am deutlichsten spricht sich dies in jener Stelle des Paradieses aus, wo einer aus der Läuterung der vorhandenen Glaubenslehren neu entsprungenen, reinern Lehre die rückhaltloseste Anerkennung gezollt wird, ein Standpunkt, welchen Dante ohne Zweifel mit Protest zurückgewiesen hätte, und Immanuel steht mit solcher Unbefangenheit im Kreis seiner Glaubensgenossen nicht allein da. Paur verweist auf einen uns durch Steinschneider, den kenntnißreichen Bibliographen, jetzt genauer bekannt gewordenen Freund und Zeitgenossen Immanuel's, Juda b. Mose aus Rom, der Excerpte aus verschiedenen christlichen Schriftstellern veröffentlichte, um „seinen Stammesgenossen, die so stolz auf ihr Wissen seien, zu zeigen, wie auch andere Nationen, insbesondere die christlichen, der Weisheit und Wissenschaft nicht ermangeln."

„Aber so wohlthuend eine solche Haltung uns Neuere berührt, fährt der Herr Verf. fort, so werden wir doch nicht verkennen, wie, im Lichte des dreizehnten Jahrhunderts betrachtet, das mit heiliger Begeisterung von Dante gefeierte christliche Dogma in all' seiner Strenge den Eklekticismus Immanuel's an Kraft und Würde himmelhoch überragt. Will man des Unterschiedes beider Dichtungen im tiefsten Kerne lebhaft inne werden, so vergleiche man das eitle Selbstlob, welches J. sich, als dem Kommentator der Propheten, bei seiner Zusammenkunft mit denselben im Paradies allerdings etwas humoristisch giebt, mit den Gesängen des Purgatorio und Paradiso, in welchen Dante sein Schuldbekenntniß vor Beatrice und seine Prüfung durch die drei Apostel im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe so erschütternd, demüthig und freudig der Mit- und Nachwelt verkündet."

Nun, so willig wir Herrn Paur in den letzten Sätzen beistimmen, so hoch wir die ernste Gesinnung Dante's über Immanuel's Flatterhaftigkeit stellen — wir können nicht einsehen, daß Dante diesen Vorzug der katholischen Dogmatik dankt, daß ihn Immanuel bei seinem Eklekticismus nicht gleichfalls hätte besitzen können. Nein, „was uns Neuere so wohlthuend bei Immanuel berührt", daß er die konfessionellen Schranken, wenn auch nicht durchbricht, so doch wenigstens an ihnen rüttelt, ist wohl verträglich mit einer geschlossenen einheitlichen Haltung und würde, wenn er in dieser uns entgegenträte, uns sicherlich mehr imponiren, als Dante's katholische Engherzigkeit. Aber Immanuel hat zu dieser geistigen Freiheit sich nicht selbst emporgerungen, sondern sie ist als Stammeserbtheil ihm von selbst zugefallen. Hochmögende Herrscher, wie die christliche Kirche, sind natürlich exklusiver als die kaum geduldete, vielfach geschmähte und angefeindete jüdische Religion; in solcher Lage lernten die Juden den Fluch der Exklusivität, des konfessionellen Hochmuths, der jeden Andersgläubigen in die Hölle wirft und daraus ein Recht herleitet, ihm schon auf Erden die Hölle zu bereiten, erkennen. Ihre Schicksale erzogen die Israeliten zu jener höheren Toleranz, welche in der Meinung des Gegners lieber nach dem Körnchen Wahrheit forscht, denn daß sie sie als lügnerisch und unselig denuncirt und brandmarkt. Es waren die Leiden, welche das Judenthum läuterten und dem Immanuel eine dem modernen Bewußtsein verwandte Weltanschauung, ohne daß er darum sich viel mühen durfte, darboten; während Dante von Jugend auf genährt mit der katholischen Lehre, schon viel an sich zu arbeiten hatte, um Heiden, wie Sokrates und Plato, nur aus der größten Hitze des Fegefeuers herauszuretten, um der Tugend und der Weisheit, wenn sie kein christliches Gewand trugen, theilweise Anerkennung zu zollen. Wir können uns nicht dazu bequemen, Dante's ausschließlich katholische Gesinnung als solche höher zu stellen wie Immanuel's Eklekticismus, wenn wir auch weit davon entfernt sind, deswegen Dante auch nur nach dieser Richtung dem Immanuel nachzusetzen. Dante war Katholik und Immanuel Jude; darin liegt die Erklärung für diese Verschiedenheit.

Nachdem nun Herr Paur den Nachweis geführt, daß Immanuel, trotz einzelner divergirender Ansichten, von Dante in hohem Grade abhängig ist, kommt er zu der Untersuchung, wie es denn mit der Freundschaft dieser Männer bestellt sei. Das Resultat dieser Erörterung ist, daß diese Freundschaft halb als Mythe zerrinnt, daß jedenfalls die bisherige Meinung durch die von Paur beigebrachten Momente stark erschüttert wird. Geiger hat darauf hingewiesen, daß Immanuel einen Freund Daniel mit glänzenden Farben schildert, von ihm rühmt, er trage die Sünden der Menge u. s. w. Dieser Daniel, sagt Geiger, ist Dante. Mit Recht aber weist Paur darauf hin, daß Daniel so hoch stehe im Paradies, wie selbst der weniger von Vorurtheilen befangene Immanuel einen Christen nimmer gestellt hätte. Ferner hat man einige hebräische Floskeln der Komödie urgirt, um damit die Freundschaft, die nur auf schwachen Füßen steht, zu stützen.

Paur zeigt, daß diese wenigen Redensarten dem Dante auch durch Vulgata und Hieronymus vermittelt sein können, daß kein jüdischer Freund nöthig war, um Dante Dinge zu lehren, deren Kenntniß ihm, dem Gelehrten und Bibelkundigen, aus allbekannten Quellen zufließen konnte. So bleiben denn nur die vier Sonette, und wäre deren Echtheit gegen jeden Zweifel gesichert, so wären sie allerdings ausreichend. Zwei von diesen werden zwar von Paur, als ganz belanglos, ausgeschieden, aber besonders das eine von Cino an Bosone gerichtete spricht ja sogar davon, daß Immanuel in der Hölle seine Sünden an der Seite Dante's büße. Wenn Cino sie auch im Tode nicht trennt, so müssen sie wohl im Leben vereint gewesen sein. Aber war denn Cino ein so heftiger Gegner Dante's, daß er diesen in die Hölle versetzt? Geiger freilich nimmt es an, aber er beweist es nicht; während Paur entscheidende Argumente für die innigen Beziehungen Cino's zu Dante bringt. Hat ja Cino sogar eine Canzone auf dessen Tod gedichtet, so daß selbst die Annahme, das Verhältniß zwischen diesen beiden Vertheidigern der kaiserlichen Rechte hätte sich später gelockert, nicht zulässig ist. Zudem entdeckt Paur arge Verstöße, welche sich der Verf. des Sonetts habe zu Schulden kommen lassen, eine Unkenntniß der Commedia, wie sie dem Cino nicht zuzutrauen ist. So verlieren die Sonette viel von ihrer beweisenden Kraft und es scheint uns, als befände sich Herr Paur im Widerspruch mit seiner eigenen Beweisführung, wenn er sagt: „es sei mit einiger Wahrscheinlichkeit ein persönlich freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Dichtern anzunehmen." Selbst diese „einige Wahrscheinlichkeit" dünkt uns problematisch bei so vielen Widersprüchen und bei dem noch nicht widerlegten Zweifel, ob wir es denn überhaupt hier mit mehr als mit Reimübungen aus späterer Zeit zu thun haben.

England.

Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirilaria.*)

Freilich etwas verspätet, aber darum doch mit nicht minderem Interesse begrüßen wir ein Werkchen, das die Bestimmung hat, einem größeren Kreise des englischen Publikums eines der hervorragendsten Produkte deutscher didaktischer Dichtung aus dem 13. Jahrhundert zugänglich zu machen. Die Early English Text Society, welche sich die Aufgabe gestellt hat, altenglische Literaturprodukte — mit Ausschluß des eigentlich Angelsächsischen — herauszugeben, hat zwei Bände sogenannter Courtesy-Books (über höfische Sitte) veröffentlicht, und es schien dem Redactions-Ausschuß interessant, damit zu vergleichen, was die ältere Literatur Deutschlands, Frankreichs und Italiens auf diesem Felde hervorgebracht hat. Die Redaction wandte sich zu diesem Zweck mit der Aufforderung um einen Bericht über die betreffenden deutschen Werke — für die italiänischen hatte Herr Rossetti, für die französischen Herr Furnivall den Bericht übernommen — an Herrn Oswald, einem seit einer Reihe von Jahren in England lebenden Landsmann, welcher der englischen Sprache und Literatur vollkommen mächtig, über der Beschäftigung mit den Interessen der neuen Heimat die der alten nicht vernachlässigt; er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, für sie zu wirken, und scheute keine Mühe, einen selbst in Deutschland nur im kleinen oder kleinsten Kreise bekannten bedeutenden Schriftsteller bei dem englischen Publikum einzuführen. Die große Bedeutung des Thomasin betont schon Gervinus, wie auch Prof. H. Rückert, welcher den Wälschen Gast 1852 in der Bibliothek der deutschen National-Literatur herausgab. Prof. Rückert's gelehrtes Werk wird aber durch seinen bedeutenden Umfang, sowie durch die ganze, mehr für Fachgenossen berechnete Ausstattung einen größeren Leserkreis eher abschrecken als anziehen, während vorliegendes Werkchen den Versuch macht, dem alten, aber durchaus nicht veralteten Stoffe, der dem modernen Kulturleben zahlreiche Berührungspunkte bietet — Herr Oswald citirt ihn sogar in Bezug auf die Frauenfrage — neue Theilnahme zu erwecken. Nach einer klaren, knappen Schilderung, welche uns über den Dichter orientirt, so weit es der große Mangel an Nachrichten über ihn gestattet, giebt er eine kurze, theilweise sehr gedrängte Darstellung des Inhalts dieses Hauptwerkes des Thomasin, des Wälschen Gastes, welches nicht weniger als 14,752 Zeilen enthält und uns in verschiedenen gut erhaltenen Manuscripten bewahrt worden, während ein früheres Werk des Dichters, auf das er sich in dem vorliegenden häufig bezieht, ein in wälscher Sprache verfaßtes Buch über höfische Sitte, verloren ist.

Thomasin von Zirilaria war im Jahre 1185 in Friaul geboren und verfaßte 1216 den Wälschen Gast, wie Herr Oswald nach verschiedenen Anhaltspunkten, die sich hier und da in dem Wälschen Gaste finden, beweist. Ueber das Leben des Thomasin ist nur sehr wenig bekannt. Sein bedeutendes Wissen in allen Fächern damaliger Gelehrsamkeit verdankte er einer der damals in Oberitalien zahlreichen bischöflichen oder städtischen Schulen, sowie einem Universitäts-Cursus. Herrn Oswald's eifrigen Nachforschungen ist es gelungen, eine bisher unbekannte Notiz über den Dichter aufzufinden, welche beweist, daß er die Würde eines Canonicus bekleidet hat. Es ist die Erwähnung seines Todes in den Registern der Kathedrale von Aquileja, leider ohne Datum. . . . „Obitus Tomasini de Zirilara Canonici Aquilejensis. Ex necrologio ecclesiae Aquilejensis."

Der Dichter des Wälschen Gastes bedient sich in diesem Werk der deutschen Sprache, und war vermuthlich, während er es schrieb, ein willkommener Gast in Deutschland, dem er sein Werk widmete. Herr Oswald beweist hier scharfsinnig aus verschiedenen Anzeichen, daß Deutsch Thomasin's Muttersprache in der That nicht war, wie z. B. Eschenburg meint, welcher die Wendung, sich für einen Fremden auszugeben, für Erdichtung hält, sondern daß ihm der italiänische Ausdruck bisweilen natürlicher kommt, als der deutsche, ja daß ihm einmal sogar ein deutsches Wort — der Name einer Pflanze — überhaupt nicht zu Gebote steht, und er sehr naiv bekennt:

„Ez ist ein krût dez enkan ich nicht genennen tiusche...."

Der klar und fesselnd geschriebene Bericht über den Wälschen Gast giebt uns ein ansprechendes Bild dieses bedeutenden Schriftstellers, der mit freiem Blick an der Spitze der Bewegung der Reaction gegen die Ritterromane stand, einer Bewegung, welche durch ihr dringendes Verweisen des Menschen auf innere Erkenntniß, auf Klarheit über sich selbst, der Reformation den Weg bahnen half.

Diesem Hauptinhalt seines Werkchens reiht der Herr Verfasser noch einige kürzere Notizen an, nebst Auszügen über Schriften ähnlichen Inhalts aus derselben Periode etwa. Leider zwingt ihn der Zweck seines Buches — Courtesy-Books — bei der

*) Early German Courtesy-Books. An account of the Italian Guest by Thomasin von Zirilaria of How the Knight of Winsbeke taught his son, and the Lady of Winsbeke her daughter; the German Cato and Tannhaeuser's Courtly Breeding, by Eugene Oswald. 1869.

Kürze dieser Berichte mehr die äußeren Höflichkeitsregeln zu berücksichtigen, während wir von den Lehren des Ritters von Winsbeke an seinen Sohn, die sich durch ihren wahrhaft gediegenen Inhalt auszeichnen, gern mehr gefunden hätten. — Die Lehren der Winsbekin an ihre Tochter, der deutsche Cato und Tannhäuser's Höflichkeitsregeln finden auch Berücksichtigung.

Wir wollen nicht schließen ohne dem Herausgeber für das Werkchen zu danken, das durch Einführung deutscher Geistesprodukte in das stammverwandte Albion ein Glied in der großen Kette geistiger Gütergemeinschaft bilden hilft, welche gebildete Nationen immer fester mit einander verbinden wird.

M. B.

Fr. Kreyßig: Shakespeare-Fragen.*)

Lange hat der Verfasser der „Shakespeare-Vorlesungen", in denen deutsche Gründlichkeit und Klarheit in Erfassung der Charaktere mit französischem Esprit sich zu einer sehr erquicklichen Gesammtleistung vereinigte, nichts von sich hören lassen. Nur die Nichtbestätigung seiner Wahl als Direktor der Casseler Realschule und ein damit verknüpftes absprechendes Urtheil des Kultus-Ministers von Mühler erwarben ihm das Wohlwollen des großen Publikums auch außerhalb der Shakespeare-Gemeinde.

Die vorliegenden „Shakespeare-Fragen" scheinen uns nicht ganz so frisch geschrieben, wie die „Vorlesungen", als deren Quintessenz man sie ansehen kann. Die überall eingestreute, bittere Polemik vergällt den Genuß. Anstatt sein Publikum in das Shakespeare-Studium lediglich dadurch einzuführen, daß er ihm die Augen öffnet für die Schönheiten und ihm Freude macht an der Großartigkeit unseres Dichters, ärgert er es durch Vorführung aller möglicher, in einzelnen Fällen nur vermeintlicher, Bornirtheiten der Kritik. Ein zweiter durchgehender Fehler scheint uns daraus zu entspringen, daß Kreyßig, obwohl er die undurchdringliche Objektivität Shakespeare's betont, doch selbst diese nicht genug respektirt. Daher kommt denn — trotz Delius und Gildemeister — das Festhalten an der Erklärung der Sonette, als wenigstens theilweise autobiographisch, daher findet Kreyßig eine Art von trübem Stoicismus in den Tragödien gepredigt und sieht überall, besonders in den letzten Werken, die düsteren Wolken des Tiefsinns, von denen wir nichts entdecken können. Die psychologischen Probleme werden mit steigendem Alter des Dichters interessanter und schwieriger, aber gerade darum ist das Dargestellte noch viel weniger das näherliegend psychisch Selbsterlebte, sondern durchaus wesentlich ein an Anderen Beobachtetes und Erdachtes. Die Bemühung, den Charakter des Dichters aus seinen Werken herauszulesen, erweist sich bei Sh. als ganz vergeblich.

Vorzüglich ist die Darstellung der Zeit- und Bühnen-Verhältnisse, aus denen heraus Sh. dichtete. Mit der Auffassung der einzelnen Stücke wird nicht Jedermann durchweg übereinstimmen, doch wird der Scharfsinn Kreyßig's einem Jeden zum Verständniß gute Dienste leisten, zumal bei ihm kein religiöser oder philosophischer Doktrinarismus störend mitwirkt, sondern seine realistische Weltanschauung ganz dem Geiste unserer Zeit entspricht.

Joh. Meißner.

*) Kurze Einführung in das Studium des Dichters. In sechs populären Vorträgen. Leipzig, Luckhardt, 1871.

Böhmen.

Die neueste Blüthe jungtschechischer Poesie.

Die jüngsten Vorgänge in der Residenzstadt des österreichischen Kaiserstaates, sowohl die einzelnen Kundgebungen gegen die, mit den Tschechen sympathisirenden, nunmehrigen Ex-Minister, als auch die Verwerfung der mit der Unterdrückung der Deutschösterreicher engverbundenen Fundamental-Artikel, wie sie der böhmische Landtag zur Regenerirung West-Oesterreichs ausgedacht — alles Dies und noch manches Andere erfüllte die Tschechen mit einer unbeschreiblichen Wuth gegen diese Residenzstadt, welche „der Erde gleich gemacht werden sollte." Flüche und Verwünschungen wurden in großen Leitartikeln gegen **Wien** geschleudert, und irgend eine zornerfüllte Brust entledigte sich ihrer Gefühle in gebundener Rede in der jüngsten Nummer einer tschechisch-demokratischen Zeitschrift, welche — wenn man von ihren Expectorationen gegen den Ultramontanismus absieht — wie lucus a non lucendo, den Titel „Svoboda" (die Freiheit) führt. Nachstehend geben wir den Inhalt dieses charakteristischen Gedichtes in möglichst treuer Uebersetzung.

„An der schönen blauen Donau."

Als Königin willst immer Andern Du befehlen,
Und, selbst gefesselt, Andern Ketten schmieden, stählen.
Die Deinem giftgetränkten Busen nahen,
Sie sind dahin, sobald sie Dich umfahen.
Unzucht gab Dir ein Diadem, und Deine Schande
Bedeckst Du mit purpurnem Gewande;
Doch Pesthauch wühlt im Körper Dir stets tiefer
Und in den Eingeweiden Ungeziefer.

Wie Babylon, ergriffen von des Wahnwitz Schauern,
Siehst Du den Untergang an Deiner Schwelle lauern?
O nein! Mit Blindheit ist Dein Volk geschlagen,
Und die es nicht sind, fürchten es zu sagen.
Den Warnern lohnest Du mit rauhen, kalten Steinen,
Denn Brod und Spiele brauchst Du für die Deinen —
Im Taglicht nicht, in hellen, rothen Flammen
Glüh'n Deine Zinnen — stürzen dann zusammen.

Von Deiner Sünde lebst Du freche, stolze Buhle
Und bauest Tempel Dir aus Deinem Sündenpfuhle,
Nur fremdes Blut schminkt Deine welken Wangen,
Nur fremder Schmuck macht Deine Reize prangen.
Nicht lange währt es noch bis zu dem Tag, dem bangen,
Wo Du wirst Lohn für Deine That empfangen,
Wo Du in Flammenschrift und unter Schauern
Das Mene tekel siehst an Deinen Mauern.

Und was für Volk ist das, bei dem sein höchstes Denken:
Wie man das Leben im Genuß nur kann ertränken —
Das zu dem Vaterland hat keine Liebe,
Zum Menschheits-Wohl nicht fassen kann die Triebe?
Elend Gesindel ist's, baar jeder geist'gen Gabe,
Sein Sitz, er gleicht dem glänzend schön getünchten Grabe:
Wenn auch sein Aeuß'res fremde Blumen decken,
Sein Inn'res ist nur Moder, Fäulniß, Wahnsinns-Schrecken.

Prag. —r.

Nord-Amerika.

J. Roß Browne's Reisen im westlichen Amerika.

Bei den Apachen in Arizona.

Das Land, in welches uns der sechste Band der von Hermann Costenoble in Jena herausgegebenen Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen*) zunächst führt, ist eins der neuesten und ödesten Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika. J. Roß Browne, ein Amerikaner, dem wir einen höchst interessanten Reisebericht über dieses Land verdanken, durchwanderte dasselbe im Jahre 1864.

Browne ist gewissermaßen Reisender von Geburt, nebenbei Zeichner und Maler. Er durchwanderte Europa und Nord-Afrika, ging in die arktischen Regionen Norwegens und durchforschte Island, und der nordamerikanische Kontinent hat nicht viel bessere Kenner als er ist. Die Leichtigkeit, mit welcher er Haus und Familie verläßt, um auf die geringste Anregung sich einem Zuge nach unbekannten Regionen anzuschließen, bekundet in ihm den nimmersatten Entdecker. In seinem leichten Gepäck bilden Bleistift, Pinsel und Farbenkasten den wichtigsten Bestandtheil, und diesen Künstler-Apparat weiß er mit wahrer Virtuosität im Interesse des Publikums anzuwenden: nicht weniger, als 155 zum Theil auf höchst originelle Auffassung gegründete Illustrationen veranschaulichen das, was die Feder erzählt.

Das Gebiet, dem J. Roß Browne im Jahre 1864 seine Aufmerksamkeit zuwendete, gehörte bis zum Jahre 1853 zu Sonora, dem nördlichsten Staate Mexikos, und gränzt gegen Norden an den Unionsstaat Neu-Mexiko, von welchem es durch den River Gila getrennt ist. Früher Arizuma genannt, führt es jetzt den wohlklingenden und anziehenden Namen Arizona. Obwohl das Land jetzt fast unbekannt ist, hat es doch schon seine nach Jahrhunderten zählende Civilisations-Geschichte, doch ist leider in neuerer Zeit das Wort Civilisation dort abhanden gekommen.

Im September 1853 schloß die Union durch ihren Vermittler Gadsden den nach diesem genannten Vertrag mit Mexiko, wonach das 40,000 englische Quadratmeilen große Gebiet um den Preis von 10 Millionen Dollar in den Besitz der Union überging. Sogleich drangen amerikanische Ingenieure in das Land, um Pläne zu Straßen auszuarbeiten. Gesellschaften bildeten sich in den Atlantischen Staaten, um die Silberminen von Arizona auszubeuten, und der General-Postmeister der Union sorgte dafür, daß die amerikanische Post, welche sich rühmen darf, das Gebiet der Vereinigten Staaten von West bis Ost gewöhnlich in 20 bis 22 Tagen zu durcheilen, auch in Arizona den Verkehr belebte. Im Jahre 1863 wurde beschlossen, eine Territorial-Regierung einzusetzen. Diese Maßregel aber hätte früher ergriffen werden sollen.

Das Geschäft mit Arizona hatte von vornherein einen faulen Fleck. Es war nicht darauf Rücksicht genommen worden, daß das Gebiet schwer zugänglich bleiben würde, wenn man es nicht mit dem Golf von Kalifornien in unmittelbare Verbindung bringen konnte. Diese Verbindung fehlt, obgleich sie sehr leicht herzustellen gewesen wäre. Was das sagen will, leuchtet sogleich ein, wenn man bedenkt, daß zur Ausbeutung der Mineralschätze Dampfkessel von 6000 Pfund Schwere und dem entsprechende Maschinen 1200 englische Meilen weit auf Lastwagen über Texas in die Silbergegenden geschafft werden mußten! Dazu kam, daß die Straßen fast noch so beschaffen waren, wie die Natur sie gemacht hatte. Ungleich und steinig, mit ausgefahrenem Geleise, voller Gruben und tiefen Sandes, stellten sie der Beförderung von Lasten die größten Hindernisse entgegen, und die Sicherheit auf ihnen war auf der ganzen Strecke vom Rio Grande her so, daß Niemand ohne starke Bedeckung und vollends nicht, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein, reisen konnte.

Nicht die Apachen allein, diese Räuber aus Haß, Prinzip und Gewohnheit, gefährdeten und gefährden noch jetzt die Sicherheit in Arizona. Trotz der von der Union in die Hauptorte gelegten militärischen Besatzungen ward das Land von einer Schaar weißer Abenteurer überschwemmt, welche, wenn möglich, noch schlimmer auftraten, als die Apachen. In Arizona gab sich der Auswurf von Sonora, Kalifornien und Texas das ausschweifendste Stelldichein. Die verzweifeltsten Schurken fanden hier sichere Zuflucht vor dem Gesetze. Tucson wurde das Hauptquartier, wo Sinnenlust, Laster und Verbrechen sich die Herrschaft streitig machten. Mörder und Diebe, Gurgelabschneider und Spieler bildeten die Masse der Bevölkerung. Alle Welt sah sich genöthigt, Tag und Nacht sich mit vollständiger Waffen-Ausrüstung zu tragen, und Mordscenen waren ein tägliches Vorkommniß.

Trotz alledem würden vielleicht doch endlich Ordnung und Gesetzlichkeit die Oberhand gewonnen haben, wenn nicht die Rebellion der Südstaaten alle Schritte der Regierung zur Civilisirung des Landes plötzlich unterbrochen hätte. Texanisches Gesindel verjagte die militairischen Besatzungen, die sich keineswegs rühmen konnten, muthvoll die Fahne der Union hochgehalten zu haben. Die Apachen machten mit jenem Gesindel gemeinschaftliche Sache und glauben noch heute, die Union sei von ihnen überwunden worden. Der ganze Kultur-Versuch nahm eine rückläufige Bewegung an. Die meisten begüterten Ansiedler zogen sich zurück, und so ist denn das Land, dessen amerikanische Bevölkerung überhaupt niemals über 3000 Köpfe betragen hat, ein Tummelplatz der Apachen und Abenteurer geblieben.

Mit der Errichtung einer Territorial-Regierung hat das Washingtoner Gouvernement wenigstens den guten Willen gezeigt, das Land kräftiger in Schutz zu nehmen. Aber wenn es der Zweck war, die Einwanderung von neuem nach Arizona zu lenken, so hatte man die günstige Zeit verstreichen lassen. Denn inzwischen waren die Silberschätze von Washoe entdeckt worden, und da dieselben von Kalifornien aus viel bequemer zu erreichen und auszubeuten waren, so wandte sich die gesammte Einwanderung mit der ganzen Hast spekulirender Goldsucher dorthin, und an Arizona dachte Niemand mehr.

Unser John Roß Browne durchreiste dies Land von San Francisko aus mit einem Regierungs-Commissar, dessen Aufgabe es war, mit den zahmen Indianerstämmen im Interesse der Regierung zu unterhandeln. Man betrat bei Los Angeles in Californien den festen Boden, rüstete eine ganze Karawane aus, ließ sich eine militairische Bedeckung geben und zog so in das Innere. Der Weg ging zunächst durch die Coloradowüste; man besuchte Fort Yumas am Zusammenflusse des Rio Colorado und des Gila; dann wanderte man am letzteren Flusse hinauf, durch die Neunzig-Meilen-Wüste und gelangte nach Tucson, der Hauptstadt des Distrikts. Von hier aus wurden nach allen Seiten Ausflüge gemacht, die sogenannten Städte Tubar und Santa Cruz besucht, Indianer-Versammlungen abgehalten, alte Jesuiten-Missionen von neuem entdeckt u. s. w. Dann ging Browne denselben Weg nach San Franzisko zurück.

*) Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Sechster Band. Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Von J. Roß Browne. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Jena, H. Costenoble, 1871.

Der Charakter des Landes ladet nicht sonderlich dazu ein, den Fußstapfen der Reisenden zu folgen. Wüste an Wüste, durchbrochen hin und wieder von einem Thale, das in üppiger Grasvegetation prangt und zuweilen prächtigen Baumwuchs zeigt; großartige Gebirgspartien mit kahlen, seltsam geformten, zum Theil stark verwitternden Felsengerippen. Die „Picos" sind häufig. Enge Schluchten, von hochaufgethürmten Felsen gebildet, nehmen nicht selten die Straße auf und geben den Apachen Gelegenheit, ihre Ueberfälle auszuführen. Das Klima ist mild und gesund. Der Reisende verbringt gewöhnlich die Nacht unter dem hohen freien Himmelszelt. Der Mineral-Reichthum liegt klar zu Tage. Aber Wasser ist selten. In der Regel werden die Tagereisen durch das Vorkommen von Quellen bestimmt. Von Quelle zu Quelle (20—25 englische Meilen, zuweilen auch 40) ist eine Tagereise.

Was den Indianerstamm betrifft, so kann man wohl sagen, daß derselbe, nur 1500 Köpfe stark, das ganze Territorium verödet hat. In dem Rassenkampfe, der hier von beiden Seiten mit aller Rücksichtslosigkeit geführt wird, haben bis jetzt die kulturfeindlichen Elemente gesiegt. Mit einer Wuth, welche ihres Gleichen vergeblich sucht, vertilgen die Apachen Alles, was sich als Weißer zeigt, was den Weißen gehört und was mit ihnen im Bunde steht. Männer, Frauen, Kinder werden, wenn sie in die Hände dieser schrecklichen Feinde fallen, unerbittlich hingeschlachtet; kein Stück Vieh läßt sich mehr aufziehen, es wird von den Apachen geraubt; Missionen und ganze Städte stehen verwüstet da, sie sind der Wuth der Apachen erlegen.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit gehen die Weißen zu Werke. Die Jagd nach menschlichem Rothwild gehört zu den noblen Passionen. Eine Schaar Apachen verrätherisch in die Falle zu locken und dann niederzuschießen, ist nichts als Jagdgebrauch.

Während es daneben auch Indianerstämme giebt, welche, wie die Pimo-Indianer, sich mit immer glücklicherem Erfolge dem Ackerbau widmen und den Frieden mit den Weißen lieben, macht sich das Volk der Mischlinge fast in gleichem Grade furchtbar wie die Apachen. Es raubt bei Weißen wie bei Indianern. Träge, verkommen, untauglich zu jeder Beschäftigung, liebt dieses Gesindel nichts als Branntwein, Cigaretten und Kartenspiel. Es lebt in Koth und Trümmern, es kleidet sich in Koth und Lumpen. Die einzige Antwort, die sie auf eine Frage haben, ist diese: „quien sabe — wer weiß?" Die schönste Gelegenheit, sich Reichthümer zu erwerben, brauchen diese Leute nur mit Händen zu greifen, das Silber liegt ihnen förmlich zu Füßen — doch ehe sie die Hacke erfassen, um selbst das Metall zu Tage zu fördern, laufen sie lieber viele Meilen weit, um eine Mine zu berauben. Dabei ist dies Volk erstaunlich fruchtbar; die einzige Produktion hier, sagt Browne, ist die von Kindern! Ob das Klima daran Schuld trägt, ob der Müßiggang, aus dem alles Uebel entspringt, ob die Mischung des Blutes — gleichviel — es findet sich in den kleinen Städten dieser Distrikte eine staunenerregende Masse kleiner Kinder der Mischlings-Rassen. Fast in Allen fließt auch Indianerblut, und bei manchen zeigt sich schon eine zunehmende Hinneigung zur amerikanischen Rasse. So kommt es denn, daß sich in einer Familie die bemerkenswertheste Mannigfaltigkeit der Rassen vorfindet. Eine Mutter mit weißhaarigen und blauäugigen, zugleich auch mit schwarzköpfigen und schwarzäugigen Kindern — Kinder mit glattem und gelocktem Haar — Kinder mit dicken und dünnen Lippen — Kinder mit langen und kurzen Nasen, und bei alledem doch starke Familien-Aehnlichkeit! Das ist in dieser Breite ziemlich gewöhnlich. Gelegentlich durchzieht ein wohlthätiger Pater das Land, um dann eine Reihe verspäteter Trauungen nachzuholen. — Seit drei Jahrhunderten herrscht hier dieses Mischlingswesen vor, und mit jeder Generation wird die Bevölkerung schlechter. Wo mexikanisches, indianisches und amerikanisches Blut in einem Individuum sich zusammenfindet, da sehen wir das vollendetste Exemplar eines Mörders, Diebes oder Spielers vor uns; nirgends ist in Menschengestalt so Verworfenes wiederzufinden!

Zuweilen wohnte Browne den Verhandlungen des Regierungs-Commissars mit den friedlichen Indianerstämmen bei. Behufs einer solchen Verhandlung wird ein sogenanntes Pow-wow mit den Häuptlingen abgehalten. Es wird die Kunde verbreitet, daß prachtvolle Geschenke ausgetheilt werden sollen. Auf diese aufregende Nachricht strömen schon am frühsten Morgen die Häuptlinge — Browne hat einige derselben durch Portrait-Zeichnungen unsterblich gemacht — sammt ihren Leuten herbei. Von allen Enden eilen sie ins Lager zum Abgesandten des „großen Vaters", aus den Flußniederungen und den Dörfern, aus dem Buschwerk und Grase, wenn nicht gar aus ihren Erdlöchern; zu Pferde und zu Fuße, einzeln und in Schaaren. Ringsum glänzt Alles in Tätowirungen und rothen Wolldecken, in Perlenschmuck und Messingknöpfen. Die weiblichen Schönen zeigen sich in ihrer Glorie; bei gutem Naturell sind sie dick; ihre hübschen Augen sind mit schwarzer Schminke umringelt; die Zähne sind von blendender Perlenweiße, und bei entblößtem Busen sind ihre Formen von fast griechischer Symmetrie und Zartheit. Nun beginnt die Vertheilung der Geschenke. Gewöhnlich drängt sich Alles in Hast um den Commissar, und um das Geschäft abzukürzen, giebt er blindlings, was er hat. So kommt es denn zuweilen, daß er einen Shawl oder einen Perlenschmuck kräftigen jungen Burschen reicht, während die zarte Schöne vielleicht eine Schaufel oder Axt davonträgt. Zum Dank für solche Geschenke überließen die Pimo-Indianer den Reisenden bei einer derartigen Gelegenheit zwei Kürbisse, nach zweistündigem Handeln, für zweiundzwanzig Dollars!

Den Eindruck, welchen Arizona auf Browne gemacht, faßt derselbe in die Worte zusammen, daß er das Land für ein Territorium hält, das einen wunderbaren Reichthum an Mineralien besitzt, dabei aber an größeren Schattenseiten leidet, als irgend ein anderes Territorium der Union. So werden noch manche Jahre vergehen, ehe die Mineralschätze des Landes zu vollkommener Entwickelung gelangen werden. Die Mittel hierzu sind: größerer militairischer Schutz, festeres Eingreifen der bürgerlichen Gesetzgebung; bessere Verbindungsmittel, viel Kapital, und vor Allem: Ausrottung der Apachen! G. H.

Die Literatur der Deutschen in Amerika.

Der bekannte deutsche Verlagsbuchhändler E. Steiger in Newyork, der in deutschamerikanischen Blättern einen Blick auf die literarischen Leistungen der Deutschen in Amerika wirft, läßt am Schlusse dieses sehr gut geschriebenen Artikels folgenden Aufruf ergehen:

„Es will mir als eine schöne Aufgabe erscheinen, solche werthvolle Arbeiten deutsch-amerikanischer Schriftsteller, denen es nicht vergönnt gewesen, in weitere Kreise zu dringen oder die den Raum des Arbeitszimmers noch nicht verlassen haben, aber durch Inhalt und Form die Existenz-Berechtigung in sich tragen, zu sammeln, zu sichten und dann durch Reproduction in ansprechender Form allen Deutschen zugänglich zu machen. Ich

weiß sehr wohl, daß ein solcher Versuch nicht der erste sein würde, daß ähnlichen Unternehmungen der Erfolg gefehlt habe. Wenn ich jedoch in Erwägung ziehe, daß die Deutschen der Ver. Staaten durch die großen Ereignisse der letzten Jahre zu größerer Cohäsionskraft gelangt sind, daß die deutsch-amerikanische Presse den großartigsten Aufschwung genommen hat und zur Förderung nationaler Zwecke stets bereit ist, daß endlich der deutsch-amerikanische Buchhandel sich über das ganze Land verbreitet hat und die Kultur in die fernsten Gegenden trägt, dann gewinne ich den Muth, den Versuch zu erneuern, überzeugt, daß der moralische Erfolg nicht ausbleiben werde, mögen die Aussichten auf den materiellen auch noch so ungünstig sein.

„So trete ich denn an alle Deutschen in Amerika und an solche jenseits des Oceans lebende Landsleute, die in Amerika gewirkt und geschafft haben, mit der Einladung heran, mir ihre literarischen Original-Arbeiten jeder Art zur Verfügung zu stellen, gleichviel ob schon in Zeitschriften veröffentlicht oder nicht, sofern sie nur für ein gebildetes Publikum geeignet sind. Was davon nach sorgfältiger und competenter Prüfung zur Publikation ausgewählt wird, soll in schöner typographischer und äußerer Ausstattung in gefälligem Buchformat erscheinen. In welcher Weise jedoch die Veröffentlichung der verschiedenen Beiträge geschehen wird, ob in Bänden oder Lieferungen, muß ich vom Umfange der Einsendungen und manchen anderen Umständen abhängig machen, welche sich erst aus der Praxis ergeben werden. Jede auf einzusendende Beiträge bezügliche schriftliche Anfrage soll meinerseits pünktlich beantwortet werden.

„Ich glaube, daß mein Plan, sofern er der erwarteten Unterstützung begegnet, auf das Hervortreten und die Entwickelung einer deutsch-amerikanischen Literatur mannigfach fördernd wirken könne. Für meinen Theil will ich der Ausführung meine besten Kräfte widmen und mich glücklich schätzen, wenn es mir gelingt, ein lebensvolles Unternehmen zu schaffen, welches dem Deutschthum des Landes zur Ehre gereicht."

Die Schlafwagen auf amerikanischen Eisenbahnen.

Philadelphia, 16. October.

Geehrter Herr Redacteur! In Nr. 32 Ihres geschätzten Blattes las ich vor einigen Tagen einen Artikel über das Reisen auf Eisenbahnen in Amerika. Erlauben Sie einer alten Abonnentin, einige darin vorkommende Irrthümer zu berichtigen.

Es ist wahr, daß die Eisenbahnen in diesem Lande noch Manches zu wünschen übrig lassen, und daß wir in Vielem hinter den europäischen, besonders aber hinter den deutschen, zurück sind. Darüber will ich auch nicht sprechen, sondern nur über die Entstellungen des Berichterstatters in „Putnam's Magazine" hinsichtlich der Schlafwagen, und hier kann ich aus eigener Erfahrung sprechen.

Im letzten Juni reiste ich von Philadelphia über Niagara nach St. Paul, Minnesota, eine Strecke von 1500 Meilen, also eine Reise von drei Tagen und zwei Nächten, wobei ich mich denn auch der Schlafwagen bediente. In Detroit nahm ich mir Abends 6 Uhr mein Billet für 2½ Dollars, welches mir Bett Nr. 2 anwies. Auf der Platform des Wagens angekommen, fand ich den Schaffner, der mich sofort in mein Schlafkabinet führte. Ich ebenfalls bewunderte die sinnreiche Einrichtung dieser Wagen, aber nicht nur das, sondern auch die Pracht, Reinlichkeit und wirklichen Comfort derselben; von Schmutz und Dunkelheit wurde ich nichts gewahr. Was nun die Nachtruhe betrifft, so störte mich der Schaffner nur Ein Mal, als er um 9 Uhr kam, mir mein Billet abzufordern. Die Nachbarschaft unartiger Kinder, nun, die muß man sich allenfalls in allen Ländern gefallen lassen. Aufgeregte Politiker haben mich nie gestört in meiner Nachtruhe, weder auf meiner Reise nach St. Paul, noch auf meiner Rückreise nach Phila, bei welcher Gelegenheit ich drei Nächte und zwei Tage ununterbrochen in den Pullman Cars zubrachte. Wahrscheinlich zogen es diese aufgeregten Gemüther auch vor, zu schlafen; andernfalls hätte man sie gewiß zur Ruhe verwiesen. Auch auf meiner Rückreise konnte ich nur die große Ordnung, Aufmerksamkeit und Bequemlichkeit in jeder Hinsicht bewundern. Selbstverständlich spreche ich hier nur von Schlafwagen, die der Schreiber in Putnam's Magazine so schmäht. Im Uebrigen schildert jener Artikel die Uebelstände unseres Eisenbahnwesens auf eine höchst wahre und treffende Art. A.

Kleine literarische Revue.

— **Joh. Amos Comenius.***) Am 15. November 1871 werden es zweihundert Jahre sein, daß der Pestalozzi des siebzehnten Jahrhunderts, der Bischof der reformirten böhmischen Brüdergemeinde, J. A. Comenius, aus dem Leben schied. Seine Ideen über die geistige Erziehung und den Unterricht der Jugend, namentlich auch über die gleiche Berechtigung des weiblichen Geschlechts auf die Einführung in das Geistesleben, waren seinem Jahrhundert weit vorangeeilt und sind auch heutzutage noch nur in sehr engen Kreisen gekannt und anerkannt. Herr Rector Seyffahrt hat sich daher durch Erweiterung und Ergänzung dieser seiner früher im „Preußischen Schulblatt" abgedruckten Arbeit über Comenius ein Verdienst um das deutsche Volk erworben, welches dadurch Gelegenheit bekömmt, das Wesentliche aus den in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften des ersten Reformators auf pädagogischem Gebiete, sowie das Leben und die Wirksamkeit des edlen Mannes, der leider ein Märtyrer seiner Ideen ward, näher kennen zu lernen. Die didaktischen Regeln seiner großen Unterrichtslehre, die fast direct gegen den geisttödtenden Mechanismus der bekannten preußischen Regulative der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerichtet zu sein scheinen, verdienen auch heute noch als goldene Regeln jedem Lehrer und Erzieher eingeprägt zu werden.

— **Eugen Pappenheim: Amos Comenius.****) Nachdem die voranstehende Anzeige bereits geschrieben war, ist uns diese zweite Festschrift zugegangen, die den Gefeierten ebenfalls vom Standpunkte des Volkslehrers und der Volkserziehung darstellt. An die „Große Lehrkunst" des Comenius, welche der Verf. ursprünglich in tschechischer Sprache geschrieben und dann für das europäische Publikum in's Lateinische übersetzt hatte, knüpft Herr Dr. Pappenheim hauptsächlich seine Betrachtungen über die von Comenius den Eltern und Erziehern an's Herz gelegte Ent-

*) Nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung. Von L. W. Seyffarth. Zweite vermehrte Auflage (110 S.) Leipzig, Siegismund u. Volkening, 1871.

**) Amos Comenius, der Begründer der neuen Pädagogik. Von Dr. Eugen Pappenheim. Berlin, F. Henschel, 1871. (66 S.)

wickelung der natürlichen Anlagen des Kindes. Wir können die Grundidee der kleinen reichhaltigen Schrift nicht besser darlegen, als indem wir die Worte, mit welchen Herr Pappenheim seine Betrachtungen schließt, hier wiedergeben:

„Ein reines, tiefes, an Liebe volles, übervolles Herz, ein rastloser Wille, ein unermüdlicher, im Großen wie im Kleinen gleich treuer Fleiß, eine reiche Phantasie, ein hochbegabter, selbstdenkender, weit ausschauender Geist hatten in Comenius zusammengewirkt, unterstützt von vielseitigem Wissen und reicher, unter den schwersten Schicksalsschlägen gewonnener Lebenserfahrung. Mit dieser Fülle von Gaben stand er eine lange Reihe von Jahren auf dem Gebiete der Erziehung, segensreich in der Praxis schaffend, unvergeßlich und vielleicht unübertroffen wirkend in der Theorie. Er erkannte die Möglichkeit einer Erziehung auf dem Grunde der menschlichen Natur; er trat ein für das Recht des Kindes auf diese Erziehung, er erklärte die Erziehung für eine Angelegenheit des ganzen Gemeinwesens, für eine Pflicht des Staates; er vertraute ihrer hohen, das Böse bewältigenden Macht, und darum glaubte er, der Zeuge eines der beklagenswerthesten Kriege (des dreißigjährigen) gleichwohl an die Möglichkeit der Veredelung der Menschheit."

— **Vom Westfälischen bis zum Versailler Friedensschluß.** Ein neueres Heft von Virchow's und Holtzendorff's „Gemeinverständlichen Vorträgen" bringt eine philosophisch-historische Ueberschau der großen Ereignisse der Gegenwart aus der Feder Adolph Wagner's unter dem Titel: „Die Veränderungen der Karte von Europa." In klarer, lichtvoller Weise und von dem Schwunge eines ebenso tiefen als ungekünstelten Patriotismus gehoben, zieht diese Schrift, so zu sagen, ein Resumé der großen politischen Actionen des letzten Jahrzehnds. Ihr Ziel ist: Klarheit zu schaffen in den Köpfen, die, von Vorurtheilen oder Unwissenheit erfüllt, die neueste, deutsch-nationale Entwickelung mit mißgünstigem Blicke betrachten; zu welchem Zwecke die Sachlage nicht von einem specifisch-deutschen Standpunkte aus, sondern mit voller Berücksichtigung der politischen Verhältnisse der europäischen Staaten überhaupt, dargelegt wird. Scharf und richtig geht der Verf. dabei von dem Punkte aus, der die modernen Staatenverhältnisse für immer zu regeln geschienen, von den widernatürlichen Vertragsbestimmungen der Münster-Osnabrück'schen Verträge, und zeigt, daß die damaligen Garantieen des Unrechts, des beschränkten Egoismus vermöge der so laut verklagten Gewaltpolitik unserer Zeit zerrissen werden mußten, um wahrhaft natürliche Zustände wiederherzustellen; daß alle großen, staatlichen Veränderungen seit jener Zeit, die direkt oder indirekt aus jenen Verträgen sich herleiteten, nicht zum Nachtheil, sondern zum Segen fast sämmtlicher Betheiligten ausgefallen sind. — Die kleine Schrift bringt nichts wesentlich Neues, doch das ist auch durchaus ihr Zweck nicht. Sie bringt aber Zusammenhang und Klarheit in das, was uns zerstückelt und einzeln bekannt ist. Wir empfinden bei der Lectüre, daß sie die Arbeit eines Mannes ist, der sich über das Gewirr der Tagespolitik erhoben, der das Bleibende in dem Vorübergehenden zu markiren verstanden und der mit ganzer Seele bei der Entwickelung der Dinge mitgefühlt hat, deren Gestaltung er hier fixirt.

J.

— **Orchesterstimmen** hat Frau Louise Otto drei neue Novellen genannt, weil sie, wie sie in der Vorrede sagt, „der Ausübenden der Tonkunst gedacht, ohne welche gar kein musikalisches Kunstwerk lebendig werden kann." Die drei Erzählungen „Die Musiker-Börse"; „Orchester- und Coulissen-Mächte" und „Das erste Beethovenfest in Bonn" schildern denn auch recht ansprechend die „Leiden und Freuden der Orchester-Mitglieder", und wiewohl es vielleicht die Wirkung erhöht und die Tendenz noch schärfer zum Ausdruck gebracht hätte, wenn der Held wenigstens einer der drei Novellen sich nicht durchgekämpft und vielmehr tragisch geendet hätte, wird doch das Publikum in dieser Beziehung schwerlich mit der Kritik einverstanden und der Verfasserin dankbar dafür sein, daß „sie sich kriegen." — Frau Otto erlaube uns jedoch, indem wir ihr unsere Anerkennung für die saubere, hübsche Ausführung der Novellen zu Theil werden lassen, eine Bemerkung, welche weniger der Schriftstellerin, als der wackeren Kämpferin gegen alte, verrottete Vorurtheile, für Freiheit, Licht und Menschenwürde gilt. Wer gegen Vorurtheile kämpft, muß sich hüten, selbst dergleichen blicken zu lassen, und ein solches scheint uns doch vorhanden, wenn sie in zwei Novellen die Rolle eines aufdringlichen, vorlauten, putzsüchtigen Mädchens beidemal einer Jüdin zutheilt, obgleich die Religion und Lebensstellung der geschilderten jungen Dame für den Gang der Erzählung vollständig gleichgiltig ist. Wir wollen durchaus nicht sagen, daß sich solche Närrinnen unter den Jüdinnen nicht finden, aber die Verfasserin des „Genius der Menschheit" sollte daraus doch keinen Typus machen.

J. H.

— **Albanesische Dichtungen. An Dora d'Istria.***) Die kleine uns vorliegende Sammlung albanesischer Dichtungen ist der Frau Elena Kolzor-Massalsky, geb. Fürstin Ghika, deren Autor-Name Dora d'Istria einen weit verbreiteten, guten Klang hat, gewidmet. Wie über neugriechische, rumänische und serbische Nationalität und Sprache, so hat Dora d'Istria auch über die wenig bekannte Volksthümlichkeit und Poesie der Albanesen in italiänischen und französischen Zeitschriften Aufsätze veröffentlicht, welche ihr den Dank der Nachkommen Skanderbegs eingetragen haben. Diese behaupten sogar, daß die berühmte Frau ebenfalls von albanesischer Abstammung sei. Den hier gesammelten Dichtungen geht eine Einleitung, als Studie der albanesischen Dialekte, voran, aus welcher wir ersehen, daß diese gegenwärtig in nicht weniger als sieben verschiedenen Charakteren geschrieben werden, worunter die griechischen, die lateinischen, die slavonischen und die türkischen die vornehmlichsten sind.

— **Smiles in neuer deutscher Bearbeitung.** Das im „Magazin" seiner Zeit sehr ausführlich besprochene englische Volksbuch im besten Sinne des Worts „Hilf Dir selbst!" von Samuel Smiles, von dem früher bereits in Hamburg eine deutsche Bearbeitung erschienen, erscheint jetzt in Lieferungen zu dem billigen Preise von 5 Sgr. in schöner Ausstattung, mustergiltig übersetzt in der Verlagshandlung von C. Jancke (Post'sche Buchhandlung) in Colberg.

Literarischer Sprechsaal.

Eine erfreuliche Kultur-Erscheinung ist es, daß am Tage der Enthüllung des Schiller-Denkmals in Berlin auch viele der

*) A Dora d'Istria gli Albanesi. Canti pubblicati per cura di Demetrio Camarda. Livorno, Fabreschi.

kleineren Theater der Hauptstadt sich beeiferten, Schiller'sche Dramen, mit irgend einer festlichen Demonstration verbunden, zur Aufführung zu bringen, und zwar unter Ueberweisung eines großen Theils der überall an diesem Tage glänzend gewesenen Einnahmen an den Berliner Zweig-Verein der Schillerstiftung. Nicht minder erfreulich war es, wahrzunehmen, mit welcher Empfänglichkeit das Publikum dieser Vorstadt-Theater heute alle Beziehungen auf die Ehre und die Größe des Vaterlandes aufnahm, die in dem großen Dichter einen so beredten Dolmetscher gefunden. Wir haben dies namentlich im „Nationaltheater" in der Rosenthaler Vorstadt bei der Aufführung des „Wilhelm Tell" bemerkt. Dieses Theater, in welchem Herr Otto Lehfeld aus Weimar kürzlich einen Cyklus von Vorstellungen gab, verdient überhaupt, ebenso wie das Residenz-Theater, das Louisenstädtische, das Königsstädter und einige andere in neuerer Zeit begründete Theater Berlin's, wegen ihrer ehrenwerthen Bestrebungen die Aufmunterung der Kritik. Diese Bühnen haben die von mehreren Theater- und Volksfreunden, unter Anderen vom alten Holtei, früher ausgesprochene, scheinbar berechtigt gewesene Besorgniß, daß die Freigebung der Theater-Concessionen, beklagenswerthe, unsittliche Folgen haben werde, durchaus nicht gerechtfertigt. Im Gegentheil haben sie, während die älteren concessionirten Theater durch ihren Possen-Unsinn, durch ihre gar nicht zweideutigen Couplets, den Geschmack ihres Publikums völlig verdarben, in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits nicht wenig zur Wiederhebung dieses Geschmackes beigetragen. Selbst die königliche Hofbühne, die früher privilegirt für die Aufführung des klassischen Drama's war, sieht sich von jenen bescheidenen Rivalinnen zu einer größeren Anstrengung ihrer reichen Kräfte gedrängt.*) Ja vielleicht findet sie sogar auch in der Aufmerksamkeit und Theilnahme, die das Publikum der Vorstadt-Theater sehr oft den zweckmäßig gewählten und sorgsam ausgeführten Ouvertüren und Zwischenakts-Musiken ernster Dramen widmet, eine Aufforderung, die barbarische Maßregel der Unterdrückung aller Schau- und Lustspiel-Ouvertüren und Zwischenaktsmusiken im k. Schauspielhause wieder aufzuheben.

„Frankreich regenerirt sich", sagt die liberale Brüsseler Discussion; „um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur die letzte Nummer des unter den Auspicien des Ministeriums des Innern redigirten „Catalogue de la Librairie française" anzusehen. Einen Hauptschmuck dieses Kataloges bildet ein sauberer Kupferstich, nackte Frauen darstellend, die vor einer Bildsäule Pan's tanzen. Dieser Kupferstich ist das Frontispiz zu einer „Histoire des Libertins et des Libertines célèbres", 100 Lieferungen à 10 Centimes. Das wohlfeile Buch hat die Aufgabe ein vielverbreitetes Volksbuch zu werden. Gleich die erste Lieferung ist voll der obscönsten und widerwärtigsten, mit Illustrationen ausgestatteten Schilderungen, z. B. des Liebesverhältnisses zwischen einem Vater und seiner Tochter! Derselbe Katalog enthält die Anzeige eines neuen Werkes, ebenfalls die Lieferung à 10 Centimes, von Bescherelle, dem Verf. des Dict. national, der sich diesmal einem Gegenstande zugewandt, welcher dem Buche große Popularität verspricht: er publizirt nämlich mit Illustrationen eine Geschichte der dunkeln Häuser (mauvais lieux). Daran schließt sich endlich ein drittes ähnliches Werk, eine „Geschichte der berühmten Hahnreie." — Allerdings hat man auch früher liederliche Bücher geschrieben; damals aber hielt man sie versteckt, und jedenfalls war ihr hoher Preis ein Hinderniß, daß sie in sehr viele Hände fielen. Frankreich huldigt dem Fortschritt: die schönsten Prachtausgaben mit Kupferstichen für zwei Sous die Lieferung — was will man mehr? Auf diese Weise unterrichtet und moralisirt man das Volk und bereitet sich zur Revanche vor."

* Leider stand die Vorstellung der „Piccolomini" am 11. November im k. Schauspielhause gegen die des „Wilhelm Tell" am 10. d. im Nationaltheater, sowohl was die Ausführung der einzelnen größern und kleineren Rollen, als was das Zusammenspiel betrifft, sehr bedeutend zurück. D. R.

Einen überaus interessanten Beitrag zur Kenntniß des germanischen, wie des internationalen Charakters des elsässischen Landes und Volkes lieferte der Vortrag, welchen Herr Dr. Trautwein von Belle am 7. November Abends in dem unter Leitung der Frau von Gayette-Georgens stehenden Frauenvereins für Unterricht und Bildung gehalten. Der Redner machte die Studienzeit Goethe's in Straßburg zum Kerne seiner Darstellung, um welchen sich die Männer des Elsasses dieser Zeit und ihre nationalen Beziehungen, welche damals noch ein sehr verschiedenes deutsches Gepräge hatten, gruppirten. Soviel auch bereits über Goethe's Aufenthalt in Straßburg geschrieben worden, ist doch noch niemals, wie wir glauben, ein so farbenreiches, eindrucksvolles Bild der Zeit der Schöpflin und der Schweighäuser, der Oberlin und der Koch, und — fügen wir hinzu — auch des Pfarrhauses von Sesenheim und der edeln Friederike Brion geliefert worden, als in dem Vortrage des Herrn v. Belle, der, selbst von elsässischer Abstammung, sich dadurch als ein echter Erbe allemannischen Gemüthslebens auswies und in Folge dessen auch den lebhaftesten Beifall des zahlreich anwesenden, meistens weiblichen Publikums davontrug.

Das österreichische Museum für Industrie und Kunst hat dieser Tage sein prächtiges, von Ferstel erbautes Museumshaus am Stubenring zu Wien eröffnet. Der Ernst Deutschlands und die lichte Heiterkeit Italiens reichen sich in diesem Prachtbau die Hand. Der Kaiser wohnte der Eröffnung bei und zeichnete den Director v. Eitelberger, welcher Plan, Statut und Reglement für das Museum und die Kunstschule entworfen und durchgeführt hatte, aus. Unter großer Theilnahme der künstlerischen und industriellen Kreise der verjüngten Kaiserstadt wurde in dem neuen Gebäude eine reiche Industrie-Ausstellung des österreichischen Kunstgewerbes eröffnet, deren größter Triumph darin besteht, daß sie nachweist, wie sich dort Alles von dem Papstthum des Geschmackes, der Pariser Mode, emancipirt hat. Man ist mit Recht dort stolz auf die eigene Industrie, die, von echtem deutschen Kunstsinne getragen, weder der Vorbilder aus dem Westen bedarf, noch nach Osten hin einen Ausgleich mit ungarischem, tschechischem, slovakischem oder kroatischem Styl nöthig hat. Director v. Eitelberger und Dr. Jakob Falke leiten die Kunstgewerbeschule mit Geschick und Erfolg, und es ist nur zu wünschen, daß die ähnlichen Anstalten des Deutschen Reiches sich gleicher Munifizenz seitens des Staates, gleicher Theilnahme seitens des Publikums zu erfreuen hätten. — Die Stadtgemeinde von Berlin hat dem „Deutschen Gewerbe-Museum" durch die „Friedrich-Wilhelm-Stiftung" ein ansehnliches Kapital zugewendet. Möchte doch auch der Staat nach

dem Beispiele Oesterreichs dafür Sorge tragen, daß diese so strebsame Anstalt in den Besitz eines eigenen würdigen Hauses gelange!

Die Deutschen in Oesterreich, die jetzt in so ehrenhafter Weise sich regen, beginnen auch thatkräftig die Volksbildung zu heben. Ein Beispiel ist der „Kärntner Volkskalender“ für 1872, herausgegeben von Karl Pröll*), welcher Kalender nicht allein einen wirklich volksthümlichen, sorgfältig gewählten, praktisch nutzbaren Lesestoff bietet, sondern auch in unerschrockener Weise den Kampf gegen Feudale, Pfaffen und Slaven aufnimmt. Sein Motto sind Zschokkes Worte: „Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die Einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Besseren; die Anderen für das ihnen Nützliche gegen das Allen Ersprießliche; noch Andere für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft geoffenbaret ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum gegen die reineren Begriffe von Religion, Wahrheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige siegte jedesmal; selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann um so herrlicher lodert.“ Den Inhalt des Kalenders bilden Aufsätze wie „Ueber Vorschußvereine“, „Alte und neue Schule“, „Ueber naturwissenschaftliche Volksbildung“, „Kleiner politischer Volkskatechismus“, „Ueber Frühreife der Jugend“, „Grundsteuer-Regulirung“, „Ein Wort an liberale Minister“, „Der Freiheit eine Schule“ 2c. K. R.

Gegen die deutsche Winkelblatt-Presse in Ungarn, die wir bereits im vorigen Jahre, bei Gelegenheit ihrer stumpfsinnigen Ausfälle gegen die tapferen deutschen Krieger in Frankreich, als eine Schmach für den deutschen Namen im Auslande charakterisirten, ist endlich in Ungarn selbst der öffentliche Unwille erwacht, und wie ein Telegramm aus Pest meldet, hat die gesammte magyarische, sowie der achtbare Theil der deutschen Presse dieser Hauptstadt, den Beschluß gefaßt, keinerlei Gemeinschaft mehr mit jenen Winkelblättern haben zu wollen und demnach auch jede Ankündigung derselben in ihren Spalten abzulehnen. Daß man in Ungarn dem Unwesen so lange stillschweigend zugesehen, hatte in dem Bedenken seinen Grund, daß, wer Pech anfaßt, sich selbst besudelt, und daß Jeder, der in das Wespennest stach, sofort in seiner Person, in seinem Hause und seiner Familie auf das Schmählichste angefallen und verleumdet wurde. Der magyarische „Ellenör“ hat das Verdienst, zuerst dieses Stillschweigen gebrochen zu haben und dem allgemeinen Unwillen jene Buschklepper der Presse zu denunziren. An der Spitze derselben steht ein gewisser Saphir, ein naher Verwandter des bekannten, verstorbenen Journalisten dieses Namens, der Herausgeber des sogenannten Witzblattes „Styx“, der übrigens kürzlich auch von einigen der von ihm in gewohnter Weise verleumdeten Familienväter, welche er in der Ehre ihrer Frauen und Töchter angegriffen hatte, einer summarischen Lynch-Justiz unterzogen worden war. Leider hat diese nichtswürdige ungarische Lästerschule auch bereits nach Deutschösterreich, wo, namentlich in Wien, mehrere mit den saubern Blättern in Pest concurrirende, sogenannte Witzblätter wuchern, ihre Zöglinge ausgesandt, von denen Einzelne sogar bis nach Breslau und Berlin gelangten.

*) Ed. Liegel, Klagenfurt; Reinertrag dem Schulpfennig gewidmet.

Der Buchhändler J. A. Barth in Leipzig zeigt als „eine Waffe gegen das Muckerthum unserer Tage“ einen Wiederabdruck des neuerdings von Dixon colportirten Artikels über die sogenannten Königsberger Mucker (ursprünglich in Illgen's „Zeitschrift für historische Theologie“ von 1838) an. Nachdem wir uns bereits einmal (in der Augsb. Allg. Ztg., 1869, Beil. Nr. 122) darüber ausgelassen, halten wir es für geboten, auch jetzt, auf Grund specieller Forschungen, dem Publikum einige Orientirungs-Punkte zu bieten. Wir wollen also constatiren, daß obige rein persönlich schmähsüchtige und schülerhaft stylisirte Arbeit, von einem Adoptivsohn des Kanzlers Wegenern verfaßt, lediglich ein Auszug aus den Akten der Anklage ist, die bekanntlich wegen gänzlichen Mangels an Beweisen niedergeschlagen werden mußte. Wir constatiren ferner, daß die dort erhobenen Anklagen, namentlich wenn man aus den vorliegenden Dokumenten die Charaktere der betheiligten Frauen betrachtet, eine psychologische Unmöglichkeit sind; endlich, daß das praktische Christenthum Ebel's und der Seinen durchaus auf sittliche Charakterbildung und Werkthätigkeit ging, wogegen die eine Partei seiner Gegner, z. B. der herrenhutische Olshausen, sofern ihnen die praktische Religiosität lediglich auf jene, nothwendig auch die Sinnlichkeit anregende, „angenehmere Gefühle“ (der schönen Seele) sich reducirte, viel eher die Bezeichnung „Mucker“ verdiente. Dies nur zur Steuer der historischen Wahrheit, ohne daß wir persönlich uns sehr angezogen finden.*)

H. K. Hugo Delff.

*) Fanny Lewald, deren Autorität als unbefangene Referentin gewiß nicht angezweifelt werden kann, erwähnt im zweiten Bande ihrer geistvollen Lebensgeschichte des Königsberger Muckerprozesses, von dem sie allerdings nur nach allgemeinen, in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gerüchten berichtet, doch giebt sie den ihr näher bekannten Persönlichkeiten dieses Prozesses folgendes Zeugniß: „Ich habe nicht nur Ebel und Diestel, sondern auch eine große Anzahl ihrer Anhänger gekannt und Einige von ihnen von Herzen lieb gehabt; denn es waren gute, nach einem Ideale strebende und zum Theil sehr bedeutende Menschen, die weit über die Masse des Gewöhnlichen emporragten. Nie habe ich von einem der Ebelianer jenes leichtfertige Gerede gehört, mit welchem man sich sonst wohl die Zeit zu vertreiben pflegt. Viele von ihnen waren sehr bewandert in der deutschen und englischen Literatur, Andere zeichneten und malten vortrefflich, und Kunst und Literatur wurden von ihnen nicht, wie es eigentlich überall von selbst sich verstehen sollte, um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck, d. h. mehr um der versittlichenden Kraft, als um der bloßen Schönheit willen, geliebt und geschätzt. Der Sinn für das Erhabene und Edle war in ihnen sehr rege und fruchtbringend für sie selbst und für Andere durch sie. Daneben waren sie im höchsten Grade hülfreich unter einander und zugleich die ersten Menschen, von denen ich eine wahrhaft heilige und selbstverleugnende Armenpflege habe ausüben sehen. Sich selbst etwas zu entziehen, um es Aermeren zuzuwenden, waren sie immer geneigt, und ich habe von ihnen großartige Akte der Selbstverleugnung erlebt.“ D. R.

Dieser Nummer liegen bei 1) ein Prospect betr. die Zeitschrift: **Deutschland.** Verlag von **Julius Niedner in Wiesbaden.** 2) Prospect der Zeitschrift: **Aus allen Welttheilen.** Verlag von **Adolph Mefelshöfer in Leipzig.** 3) Ankündigung der **Auswahl** aus den **Kleineren Schriften von Jacob Grimm.** Verlag von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin.** (203. 204. [illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Kattdälnechstraße 16, [illegible]) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet. Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. [illegible]

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. [illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 25. November 1871. [№ 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Propaganda der Erziehung.*)

Unter diesem Titel liegt uns eine kleine Schrift vor, die, obgleich sie nur wenige Bogen umfaßt, doch eine Fülle des Wissens- und Beherzigenswerthen enthält, die man zuweilen in dicken, von Gelehrsamkeit und gelehrten Citaten strotzenden Bänden vergebens suchen dürfte. Der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin, denn unter dem Namen „Otto August" verbirgt sich die hochbegabte Gattin eines geschätzten Gelehrten in Wien, knüpft an die Resultate des „vorüber gerauschten" Krieges zwischen Deutschland und Frankreich an und führt dieselben in erster Linie auf den Stand der allgemeinen Volksbildung in Deutschland zurück.

„Die geistige Erhebung eines Volkes", fährt sie fort, „geht aber nicht aus Einer Generation hervor. Es bedarf dazu vielmehr einer Kette von Vorbedingungen und eines ununterbrochen fortschreitenden Entwickelungsganges auf dem Wege jener steten Fortbildung, welche wesentlich den Inhalt der Kultur ausmacht."

„Das, was die deutsche Schule geweckt und entwickelt", heißt es an einer andern Stelle, „was die deutsche Familie genährt und fortgepflanzt seit Jahrhunderten, das Kapital an geistiger und moralischer Kraft, das sie als Schatz hinterlegt und aufgespeichert für das Vaterland von Enkel zu Enkel, das trägt seine Früchte und mußte sie tragen durch ein Zusammenwirken von Kräften, in denen sich das Uebergewicht eines Volkes über das andere ausspricht."

Nachdem auf diese Weise die Wichtigkeit der Schule dargethan und betont ist, daß diese Wichtigkeit in unseren Tagen zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist, geht die Verfasserin zu den Schwierigkeiten über, mit welchen die Schule zu kämpfen hat. „Dieselben bestehen in dem Mangel an brauchbaren Lehrkräften, welcher in bedenklichem Grade zunimmt, während doch Alles in der Gegenwart darauf hindrängt, die Aufgabe dieser Schule, sowohl in Beziehung auf das ihr aufgetragene Lehrmaterial, als auch auf dessen Verbreitung zu vermehren."

Nachdem dann die aus diesem Mangel fließenden Uebel eingehend erörtert und beleuchtet sind, geht die Verfasserin zu den Ursachen über und findet diese in der täglich zunehmenden Abgeneigtheit der männlichen Jugend, sich dem Volkslehrerstande zu widmen. Die Ursache dieser Ursache aber ergiebt sich aus den inneren Bedingungen, wie der äußeren Stellung des Volkslehrerthums.

„Die Stellung des Lehrers, welcher der Jugend die ersten Begriffe des Lesens, Schreibens, Rechnens beibringt, hat sich, seit man diese Kenntnisse selbst von der letzten Dienstmagd fordert und fünfjährige Kinder dieselbe schon erlangt haben, bedeutend geändert. — Der Unterricht in diesen Anfangsgründen hatte eine andere Bedeutung, so lange er nicht bloß Mittel zum Zweck war, sondern als Schulung und Methode für den Verstand betrachtet wurde, wie etwa in der Gegenwart philologische Studien. Seit aber diese Fertigkeiten Gemeingut geworden und Kinderwärterinnen im Stande sind, dieselben auf ihre Zöglinge zu übertragen, weil diese nicht nur Abkömmlinge von Generationen des Lesens und Schreibens kundiger Aeltern sind, sondern weil der Lehrende mit der Schöpfung der Methode gar nichts mehr zu thun hat, mußte sie naturgemäß auch die Würde solchen Lehramtes mindern. — Durch die Verbreitung der vortrefflichen Lehrmittel, durch die Vereinfachung der Methode und besonders durch die Herausgabe vorzüglicher Hülfsbücher zum Gebrauch der Lehrenden ist es dahin gekommen, daß das Gebiet des Unterrichtes sich in zwei streng geschiedene Thätigkeiten, eine ausübend praktische und eine wissenschaftlich theoretische getheilt hat. Die praktische Aufgabe der Erziehung aber vereinigt sich ebenso mit dem weiblichen Berufe, wie jene wissenschaftliche dem Wirkungskreise ernster Männer angehört, welche als Humanisten und Pädagogen die größten Verdienste um die Kultur der Menschheit haben und nicht aufhören werden, im Sinne der Civilisation zu wirken."

Damit ist die Verfasserin zum eigentlichen Kern- und Brennpunkte ihrer Arbeit gekommen. Das von ihr Gesagte rekapitulirend, folgert sie daraus und rechtfertigt als die allein richtige und mögliche Abhülfe des Uebelstandes, daß die Frauen zum öffentlichen Unterricht herangezogen und sowohl das Lehramt der Volksschule, als das der unteren Klasse der Mittelschulen in die Hände des weiblichen Geschlechtes gelegt werde.

Wir müssen es uns versagen, die geistreiche und wissenschaftliche Charakteristik einer der Frau vermöge ihrer ganzen Individualität innewohnenden Fähigkeit, das geistig Erworbene Anderen wiederzugeben, welche sehr glücklich mit dem Lehrtrieb bezeichnet ist, hier ausführlich mitzutheilen. Für die Ausbildung dieses Lehrtriebes ist aber, wie sehr schlagend nachgewiesen wird, niemals das Geringste geschehen, und doch würde ein Unterricht im Unterrichten diese Fähigkeit im Laufe der Zeiten von Generation zu Generation ebenso gesteigert haben, wie sich dies auf andern Gebieten nachweisen läßt.

Die Aufgabe des ersten Unterrichtes, heißt es weiter, sei eine

*) Von Otto August. Jena, Verlag von Fr. Frommann.

leichtere und mehr und mehr weibliche geworden, denn es bedürfe zu ihrer Ausübung mehr eines geduldigen Durchführens, als eines raschen und kräftigen Ergreifens. Die moderne Schule habe sich demgemäß, um im höheren Grade wirksam zu sein, in ihren untersten Stufen durch Kinderbewahranstalten, Kindergärten u. s. w. in eine erweiterte Kinderstube verwandelt, in welcher die Frau mit erweiterten Pflichten und Kenntnissen zu wirken vermag. Es könne mithin keine Rede davon sein, daß die Frauen, indem sie suchen, die erste Lehrthätigkeit auszuüben, sich in männliche Berufe drängen, vielmehr habe durch die Verschmelzung der Schule mit der Kinderstube das Lehramt auf diesem Grund und Boden aufgehört, eine dem Manne angemessene Wirksamkeit zu sein. Zu allen diesen inneren Gründen und Umständen gesellen sich noch äußere und materielle Verhältnisse, welche zu Gunsten der Frauen für den unteren Lehrstand sprechen. Auch diese werden scharf und überzeugend dargelegt, ohne daß dabei der allgemeinen Ungerechtigkeit das Wort geredet wird, welche der Frau für dieselbe Leistung geringere Entlohnung reicht.

Nachdem die Forderung aufgestellt, ihre Nothwendigkeit und Berechtigung nachgewiesen ist, wendet sich die Verfasserin zu den Hindernissen, die sich dieser Neuerung entgegenstellen und bezeichnet als hauptsächlichstes das Vorurtheil, welches gegen jede weibliche Leistung besteht und so lange mit Recht bestehen wird, als die Erziehung den Mädchen jede folgerichtige Entwickelung unmöglich macht und sie durch eine unnatürliche Abschließung von der Wahrheit und Wirklichkeit fern hält. Die erste Aufgabe, welche, der Uebertragung des Lehramtes vorangehend, gelöst werden müßte, findet sie deshalb nebst einer gesunden, natürlichen, nicht durch vielseitiges Dilettantenthum zersplitterten und aufreibenden Erziehung in der Zulassung zu den das Lehramt für Knaben vorbereitenden Schulen und Seminarien, oder in der Gründung eines eigenen Gymnasiums für Lehramts-Kandidatinnen, welche sich aber in keiner Weise von denen unterscheiden dürfen, welche zu gleichen Zielen und in gleicher Absicht für männliche Lehramts-Aspiranten organisirt sind. Staat und Gemeinde können auf die Verwendung weiblicher Kräfte nur insofern eingehen, als Frauen für das Ausmaß ihres Wissens und ihrer Lehrbefähigung die gleiche Gewährleistung durch anerkannte Zeugnisse aufzuweisen haben, und deshalb sei es geboten, selbst wenn an den Einrichtungen dieser Schulen für die männliche Jugend mancherlei zu tadeln sei, sie für die weibliche Jugend doch zu übernehmen und beide Anstalten gemeinsam an der bevorstehenden Reorganisation des Systems theilnehmen zu lassen.

Wir möchten dazu bemerken, daß es nur die Frage ist, was länger auf sich warten lassen wird, die Reorganisation des Systems oder das Gymnasium für Lehramts-Kandidatinnen.

Die Verfasserin geht auf eine Kritik der bisherigen Frauenerziehung über und widerlegt alsdann die gegen eine gründlichere wissenschaftliche Ausbildung der Frauen hauptsächlich erhobenen Einwürfe. Wir haben so oft Gelegenheit genommen, diese Themata zu behandeln, daß wir von einer Wiedergabe derselben absehen können, so gründlich und geschickt es auch geschieht und so wohl angebracht in der vorliegenden Schrift die Behandlung von Fragen ist, von denen man mit dem Landsmanne der Verfasserin, Anastasius Grün, sagen könnte: „Das ist schon oft gesungen, doch singt man's nie zu oft."

Auf Autoritäten gestützt, giebt die Schrift ein Bild der Lehrthätigkeit der Frauen in Amerika, wo bekanntlich der Unterricht in allen Lehranstalten, sowohl in den unteren, wie in den höheren, zum größten Theile in weiblichen Händen ruht, und nur die höheren wissenschaftlichen Fächer, wie die Leitung des Ganzen, den Männern übertragen sind. Sie berichtet über die günstigen Resultate, welche, nach den zuverlässigsten Zeugnissen, durch die weiblichen Lehrer der neuen Welt erzielt werden, und schildert die Unterrichts-Anstalten, durch welche die Töchter der Vereinigten Staaten ganz ebenso wie die Knaben ihren Bildungs-Antheil erhalten.

Wieder nach Deutschland zurückkehrend und das Facit ziehend, kommt die Verfasserin zu dem Schlusse: „daß die Lehrkraft der Frauen nicht mehr in Anspruch genommen werden soll, als man deren bedarf. Man wird Lehrerinnen anfänglich nur anstellen im Falle, wo man keine Lehrer hat; man wird sie später nur insoweit zu höheren Lehrstufen aufsteigen lassen, als ihr Unterricht und ihr Einfluß sie zu einem Vorzuge vor männlichen Lehrern berechtigt.

„Wenn wir daher vom Staate, von der Regierung, von den Gemeinden, um eine wirksame Propaganda des Unterrichtes herzustellen, die Gründung von Gymnasien und Lehrseminarien für Frauen verlangen, so geschieht es nicht, um diese in männliche Wirkungskreise einzudrängen, sondern um dem allgemeinen Unterrichte jene hinreichenden Kräfte zuzuführen, deren die rasch fortschreitende Gegenwart zur Förderung der Civilisation bedarf.

„Daß aber das Verlangen nach solchen Bildungsanstalten für Frauen als ein neues, bisher unerhörtes Ansinnen an Staat und Gemeinde auftritt, ist dadurch erklärbar, daß jede staatliche Neuerung eine sociale zur Folge hat und zur Folge haben muß, um das Gleichgewicht zwischen politischen und socialen Maßnahmen herzustellen. „Und", so schließt die Schrift, „wie wenig Zusammenhang auch auf den ersten Blick zwischen so heterogenen Dingen zu bestehen scheint, so ist doch das Bedürfniß nach weiblichen Mittelschulen zur Heranbildung von Lehrerinnen hervorgerufen durch die Verbreitung der allgemeinen Wehrpflicht über Europa — als eine Compensation des Verlustes, den das Heer der Streiter der humanitären Entwickelung auf den Schlachtfeldern und im Dienste der nationalen Ehre erleidet."

J. H.

Paul Heyse. *)

Richard Wagner hat in seinen Schriften die vielfach belächelten — am Meisten natürlich von denen, die sich getroffen fühlten — Worte „Literatur-Poesie, Literatur-Dichter" geschaffen. An und für sich erscheinen diese Bezeichnungen einigermaßen sonderbar, denn jeder Dichter und alle Poesie ist Literatur, ja Wagner selbst mit seinen Werken und Schriften gehört der deutschen Literatur an. Wir haben es hier nicht mit dem besondern Sinne zu thun, in welchem er diese Ausdrücke braucht, wenn er den Literatur-Dichter in Gegensatz zu seinem „wahren Künstler" bringt, sondern nur mit der Erscheinung, von welcher Wagner sich seinen Begriff abstrahirt. Wenn Schiller's Epigramm fragt, ob der schon Dichter zu sein glaube, dem ein Lied in einer gebildeten Sprache gelungen, so schildert er eine Gattung des Literatur-Dichters; wenn Immermann von „Epigonen" spricht, hat er es in Bezug auf die Poesie auch mit derartigen Poeten zu thun, zu denen er leider dem größten Theil seiner Werke nach — selber gehörte; aber jener neue Begriff ist damit noch lange nicht erschöpft. Es wäre unrecht, wenn man auf Schrift-

---

*) Gesammelte Werke von Paul Heyse. Erster Band. Gedichte. Berlin, W. Hertz, 1872.

steller, die ich wenigstens unter ihn fassen möchte, das Schiller'sche Epigramm anwenden würde; denn in ihren Erzeugnissen ist zu viel Eigenes und Anregendes, als daß man Alles der Sprache zuschreiben könnte, die für sie dichte und denke. Auch der Vorwurf des Epigonenthums paßt oft nicht recht. Erstlich sind wir ja seit Adams Zeit in gewissem Sinne alle Epigonen; dann aber besteht oft ein so großer Unterschied zwischen Ahn und Nachkommen, daß es Unrecht wäre, den genealogischen Zusammenhang als Tadel hervorzuheben. Denn eine Poesie selbst, die mitten in unserm Leben stünde und jedes Herz bewegte, würde von dem Zusammenhange mit dem früher in Deutschland Geleisteten sich niemals ganz lossagen können.

Die großartigste Erscheinung der Literatur-Poesie ist die Poesie der Humanisten. Gewiß war sie nicht ohne allen Zusammenhang mit ihrer Umgebung; gewiß hatte sie großen Einfluß auf ihre Zeit und spiegelte dieselbe vielfach wieder. Aber ihr eigentlicher Kern war nicht das wahrhaft Künstlerische, Poetische: sie ging aus dem Studium hervor, nicht aus dem Leben; sie war Philologie, nicht Philosophie. Wie erbärmlich nimmt sich das Geschreibsel jener lorbeergekrönten Professoren neben Shakespeare's Dramen, ja neben dem einfachsten Volksliede aus, das unter ihrem Fenster die Landsknechte und Schusterjungen sangen! Wie tiefsinnig philosophirt der große Brite über die Räthsel des Daseins, während die Humanisten in den Schriften der Alten blättern, Ovidii ars amandi studiren und ihr metaphysisches Bedürfniß mit der griechischen Mythologie befriedigen.

Auch unsere eigentliche klassische Poesie hatte etwas vom Humanismus des 16. Jahrh.; sie abstrahirte ihre Aesthetik nicht aus den Bedingungen, unter welchen die Wirklichkeit der Kunst eine sichere Existenz gestattet hätte, sondern aus dem Studium der Antike. Nachdem der Inhalt, den das eigene kleine Ich der Kunst gewährt, in der Sturm- und Drangperiode erschöpft war, verfiel man auf Gegenstände, die den ungeheuren Ereignissen gegenüber als Lappalien und Schrullen bezeichnet werden müssen, als da sind: höfische Liebesaffairen, ausgeklügelte psychologische Probleme, chinesische Geschichte. Nur Schiller's mannhafter Geist versuchte es, seine Ideen aus der Welt und nicht aus den Büchern zu nehmen; er legte sich aber selbst durch allerhand antikisirende Grillen eine förmliche Zwangsjacke an, ohne doch seinen Dramen trotzdem eine formale Vollendung geben zu können — sonst brauchten sie für Aufführungen nicht stets beschnitten und bearbeitet zu werden.

Die wahre Poesie soll sich ihre Ideen, ihre Konflikte aus der Gegenwart nehmen. Nicht etwa, daß ich von vornherein jede Kunst-Arbeit verbieten wollte: Virtuosität ist eine schöne Sache, nur darf sie nicht zum Zweck gemacht werden. Es ist sehr anziehend, zuweilen irgend ein sonderbares seelisches Problem sauber und gründlich behandelt zu sehen — indessen die Kunst soll nicht den schwer auffindbaren Sonderbarkeiten nachjagen, sondern die Konflikte sich aneignen, welche am hellen Tage zu sehen sind, auf dem Markte und in den Rathhäusern! Der Geist der Weltgeschichte spricht zu uns so deutlich und vernehmlich, wie noch zu keiner andern Generation; wir sind den Gesetzen seines Lebenslaufes auf die Spur gekommen: welche großartige Aufgaben bieten sich hier dem Dichter dar, mag er nun den Kampf zwischen den Völkern selbst und die Ideen, die sie verkörperten oder die weltgeschichtlichen Individuen, die sie als Kreuz auf sich nahmen, schildern. Eine staunenswerthe geistige Entwickelung liegt hinter uns: Gedanken und Aufgaben sind dem Menschen aufgegangen, von denen die Alten kaum eine Ahnung hatten, an die auch unsere klassischen Dichter, die Schüler derselben, nicht dachten. Um uns her ist die Gesellschaft in einem gewaltigen Kampfe begriffen: Fanatismus der Neuerung und conservative Vornirtheit platzen auf einander. Aber der Literatur-Dichter weiß von alledem nichts; er geht in's Kämmerlein, liest die römischen Elegien, den Wilhelm Meister oder den westöstlichen Divan, die Iphigenie oder die Wahlverwandtschaften, taucht die Feder ein, legt Scheuklappen an die Augen und beschränkt seinen Horizont auf das glatte Papier, das auf seinem Pulte liegt.

Paul Heyse hat den Beifall gefunden, den seine graziöse Formgewandtheit, seine bedeutende Erfindungsgabe verdienen. Wenn wir ihn einen Literatur-Dichter im eminenten Sinne nennen, so wollen wir damit keineswegs sein Verdienst schmälern; wir wünschen seinen gesammelten Werken von Herzen dieselbe Theilnahme, welche die Verlagshandlung hofft. Denn der Leser findet stets einen gewählten, meist auch interessanten Inhalt in einer gewählten Form und hat davon einen ähnlichen Nutzen, wie das große Publikum beim Durchwandern einer Galerie von antiken Statuen: ein angenehmes ruhiges Beschauen, ein erhöhtes Gefühl für die feinen Linien der Schönheit und des Geschmacks. Aber wie das Publikum in seiner Gesammtheit für die plastische Kunst des Alterthums keine tiefen Empfindungen mehr hat, und in einem Concertsaale ganz anders aus sich herauskommt, wenn ihm die eigentlich moderne Kunst, die Musik, dargebracht wird, als in einem Museum: so wird auch Heyse niemals die ganze Subjektivität seines Lesers erschüttern, sondern ihm stets nur einen etwas kühlen Genuß gewähren. Das zeigt sich da am deutlichsten, wo die Poesie in directe Concurrenz mit der Musik tritt und von denselben Brettern um die Gunst der Menge wirbt, auf denen auch die Oper ihre phantastischen Gebilde erscheinen läßt. Der unendlichen Phantastik der Oper muß das wirkliche Drama einen ebenso consequenten Realismus entgegensetzen. Heyse aber schwankt zwischen einer schwächlichen Phantastik und einem, dem an die Birch-Pfeiffer gewöhnten Philister schmeichelnden Materialismus. Seine Dramen sind literarische Studien, die sich bis zur Geschmacklosigkeit eines „Hadrian" versteigen, in welchem er das Verhältniß dieses Kaisers zum schönen Antinous idealisch zu verklären sucht, ein Verhältniß, daß nach unsern Begriffen unter das Strafgesetz fiele. Am Vollendetsten tritt uns die Heyse'sche Muse in den Novellen entgegen; hier beweist er eine Virtuosität der Seelenmalerei, welche das größte Lob verdient. Aber das Wesen seiner Novellistik stammt von der Romantik her: mit den Problemen des modernen Lebens hat sie wenig zu thun. Wir haben vielleicht später Gelegenheit, auf seine einzelnen Schöpfungen zurückzukommen.

Was vorliegenden Band betrifft, welcher die „Gedichte" enthält, so spiegelt auch er den Autor in seiner ganzen Stärke und Schwäche. Da tönt Eichendorff wieder und die zahmeren Partien des Buches der Lieder; da ergeht sich der lebenslustige Dichter, der sich erst vor wenigen Jahren ein so reizendes Weib genommen, in der Spruchweisheit der Goethe'schen Geheimraths-Periode; da plaudert er über Frauen-Emancipation in einer nonchalanten Weise, die an Lord Byron's geniale Manier erinnern sollen — indessen dieser hätte das ernste Thema vielleicht humoristisch, aber gewiß tiefer und gründlicher behandelt. Auch „an Personen" bekommen wir einige hübsche Gedichte zu lesen, ferner einen Prolog zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's — damals hier im Schauspielhause gesprochen — und ein Festspiel „der Friede", eine etwas sehr unbehülfliche Allegorie, zur Feier des letzten Friedens in München gegeben. Die „Terzinen", in welchen der Dichter zwei ihm nach einander entrissene Kinder

beweint, würden noch mehr ergreifen, wenn sie weniger breit und künstlich wären, und sich nicht oft in etwas eigensinnigen Gedankengängen verlören, ohne indessen auf denselben durch Tiefsinn zu entschädigen. Die ganze Heyse'sche Kunst entfaltet sich aber in den beigegebenen Uebersetzungen aus dem Provenzalischen, Italiänischen und Spanischen: hier ist er unübertrefflich!

H. H.

Die bevorstehende Weltausstellung in Wien.

Es liegen uns die Pläne und Programme der im J. 1873 bevorstehenden Weltausstellung in Wien vor, und wir können unseren österreichischen Nachbaren nur Glück zu ihrem sehr gut angelegten Unternehmen wünschen. Der Generaldirektor, Herr von Schwarz-Senborn, hat es verstanden, eine Anzahl achtungswerther Namen zu einer Commission zu vereinigen, die die Leitung der Ausstellung übernimmt und einen vortrefflichen Platz im Prater gewonnen, auf dem man schon rüstig mit Erdarbeiten beschäftigt ist. Es gilt nicht eine Reihe decorativer Stücke aufzustellen, sondern den Prater dauernd als einen Sammelplatz der Kunst und Industrie zu erhalten, um in Oesterreich mit großem Ernst verfolgten Tendenz zu dienen, welche auf Befreiung des Gewerbefleißes von dem französischen Uebergewicht gerichtet ist. Das Gebäude wird eine langgestreckte Halle mit rostartig durchgelegten Pavillons bilden, um in diesen den Völkern, in geographischer Reihe, beginnend vom äußersten Osten Japans und schließend mit dem äußersten Westen Californiens, folgerichtig einzelne Plätze zuzuweisen, so daß jedes Land ein Stück der Halle, zwei Pavillons und zwei Gartenhöfe erhält. Den Mittelraum erhalten Oesterreich und das deutsche Reich; die Anlagen im Park gehören dem Land- und Gartenbau, der Architektur, den Künsten und der Schifffahrt, wozu der nahe Donau-Canal den Raum geben wird.

Eine Reihe internationaler Preisaufgaben wird ausgeschrieben, und eine Reihe von Vorlesungen wird in den Räumen des Ausstellungs-Gebietes veranstaltet werden.

Während der Dauer der Ausstellung werden internationale Congresse stattfinden von Gelehrten, Künstlern, Schulmännern, Aerzten, Volkswirthen, Ingenieuren, Land- und Bergleuten, Bank- und Versicherungs-Beamten u. s. w., deren Berathungs-Gegenstände vorläufig folgende sein sollen:

Die Frage des geistigen Eigenthums, die Veredelung des Geschmackes, die Ausbreitung des Zeichenunterrichtes, die Vervollkommnung des Transportwesens, der Nutzeffekt der Maschinen, die Forst-Statik, die Verwohlfeilerung der Lebensmittel, Ernährung des Kindes, Heilpädagogik, Frauenbildung und Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frauen.

Besonderes Augenmerk wird die Ausstellung auf die Geschichte der Preise und die Verwerthung der Abfälle legen und endlich den Versuch machen, ein Gesammtbild des Welthandels zu geben, mit dem sich eine allgemeine Preis-Vergleichung vereinigen wird.

Große und würdige Aufgaben sind es, wie sie noch keiner Weltausstellung zuvor gestellt waren, welche die Begeisterung zu entzünden fähig sind. Möchte dem von politischen Krisen zu häufig erschütterten Nachbarlande die Ruhe gegönnt sein, sich der Ausführung aller Pläne widmen zu können! Unserer neidlosen und aufrichtigen Theilnahme und Mitarbeiterschaft mögen die Freunde an der Donau versichert sein!

Belgien.

Wie sollen wir Euch danken.

Danklied eenes Vlamings aan de Duitsche Broeders.

Hoe zullen wij u danken, o Duitsche broederschaar,
Gij, die door moedig kampen ons redder van't gevaar
Der Fransche rooverbenden, die van Germaniëns Rijn,
En ook der Maas, der Schelde de meesters wilden zijn.

Hoe zullen wij u danken, gij, die uw jeugdig bloed
Zoo kwistig hebt vergoten, met vaderlandschen gloed,
Al stervend mochtet zingen: „Vrij blijft Germaniëns Rijn,
„Zo zullen hem niet hebben zoolang er Duitschen zijn!"

Ach, gij die werd gebroken, verscheurd, ter dood gewond,
Ach, gij die ligt begraven in vreemden Franschen grond,
Hoe zullen wij u danken? — Want door uw heldendood
Verlostet gij ook Vlaandren uit dwang, gevaar en nood.

Wij moeten u gedenken, met waren broederplicht
Aan't vaderland ook schenken en liefde en geestesliche,
Met hert en ziel waardeeren den grooten zegestrijd,
Germaniëns roem vermeeren door werkzaamheid en vlijt.

Aan onze kindren leeren, hoe Duitschlands eerlikheid,
Getrouwheid, waarheidsliefde het volk ten goede leidt,
Hoe kennis, wetenschappen verdubblen de kracht,
Hoe moed en zelfvertrouwen steeds zijn de sterkste wacht.

Hoe eigene taal en zeden als eene reine bloem
Verschaffen eigene schoonheid begeurend eeuwigen roem,
Hoe immer 't valsche Walsche moet worden als de slek
Vertreden, dan vermeden, opdat het niet berlekk'.

Zo zullen wij u danken, gij die het Walsche juk
Zoo dapper hebt verbroken voor't ware volksgeluk...
En gij, die stervend neerviel in rooden zegeschijn?
Ach!... roerend klinkt ons danklied ter eer van Duitschlands Rijn.

Brussel, 1871. **Emanuel Hiel.**

Holland.

Ein Völkerrechts-Lehrer in Utrecht gegen das Deutsche Reich.

Allmählich beginnen die von den Nachbar-Nationen gegen Deutschland während des Krieges geäußerten feindseligen Gesinnungen zu verstummen. Je mehr der wahre Urheber des Krieges entlarvt und der Zweck Deutschlands bei demselben enthüllt wird, gerade umsomehr bemühen sich die Einsichtigen sämmtlicher Nationen, ihr früheres, auf falschen Voraussetzungen basirtes Vorurtheil Deutschland gegenüber zu modificiren. Umsomehr verkriecht sich aber auch die blinde Wuth und die von langer Hand her genährte, parteiische Mißgunst in ihre Schlupfwinkel, um aus verborgenem und darum geschützterem Ort ihre Angriffe auf den mächtigen Feind zu richten.

Nicht so versteckt verfolgt dieses Ziel die von uns bereits in Nr. 38 des „Magazin" erwähnte Schrift des Utrechter Professors Vreede: „Ueber die Herstellung des Deutschen Reichs und die Freiheit Europas." Im Gegentheil, Herr Vreede tritt ohne Visir in die Schranken und rennt kampfesmuthig und rachschnaubend mit eingelegter Lanze auf den Gegner ein, nur schade daß der Stoß nicht den Feind, sondern in's Blaue hinein trifft.

daß wir am Ende nicht nur von Herrn Vreede's Meinungen nicht überzeugt, sondern durchaus zu den entgegengesetzten bekehrt sind.

Eine eingehendere Analyse seiner Beweisführung wird uns nicht nur die Irrigkeit seiner Prämissen und daher auch seiner Schlüsse ergeben; sie wird zugleich den Zweck erreichen, das ganze Wesen dieser schlecht erfundenen, sophistischen Dialektik zu markiren und hoffentlich ähnlichen Angriffen in der Folge die Spitze abbrechen.

Habt Ihr je das Plaidoyer eines Advokaten mit angehört, der, mit allen Künsten der Sophistik seine These durchzuführen bemüht, plötzlich von einem Anfall von Leidenschaft übermannt, Euch seine wahrhafte Meinung, die ganz anders lautet, vernehmen läßt? So ungefähr fühlten wir uns von der Dialektik des Herrn Vreede angemuthet, wenn er in seinem Eifer, die Verfassung Deutschlands um ein Jahrhundert zurückzuschrauben, sich dazwischen die Aeußerung entschlüpfen läßt, daß jenes alte, Deutsche Reich doch eigentlich nur eitel blauer Dunst und Unwahrheit gewesen sei.

Verursacht wird dieses werthvolle Geständniß durch einige Worte in der Proklamation Kaiser Wilhelm's vom 18. Januar d. J., in denen derselbe u. A. auch den Glanz des alten, Deutschen Reiches wiederherzustellen verspricht. — Den Glanz des alten Reichs! ruft Herr Vreede ironisch aus, ob denn der darin bestanden habe, daß der Kaiser keinen Fußbreit deutschen Landes als sein Eigen besessen, und in Folge dessen machtloser als die ihm untergebenen Fürsten dagestanden habe? ob darin, daß er an die Beschlüsse des Reichstages gebunden, eigentlich nichts weiter, als der Mund desselben gewesen sei? Nun, wenn es mit dem Glanz und der Macht des Kaiserthums nichts weiter auf sich hat, warum denn diese grausame Angst vor der Wiederherstellung desselben? O, argumentirt Herr Vreede, so verhält sich die Sache doch eigentlich nicht, die Schwäche, die Abhängigkeit der „deutschen Republik" von den Großmächten des Kontinents, das machte ja ihren Hauptwerth in den Augen des europäischen Staatenconcerts aus, das verhinderte manchen ebenso blutigen Krieg, wie es der heutige ist, — ja freilich, wenn die einzelnen Stände von den Andern und dem ganzen Reich im Stich gelassen, nach Willkür sich drücken, sich zertreten lassen mußten. Daß dieser für Europas Ruhe so nothwendige, so heilsame Zustand durch das böse Preußen ein Ende genommen, das ist's eben, was Herr Vr. aus tiefster Seele beklagt, was er vom Standpunkt des Völkerrechtslehrers als eklatanten Rechtsbruch verdammt; denn darüber ist er sich wohl klar geworden, daß Kaiser Wilhelm bei seinem Versprechen nicht gerade an den Glanz Deutschlands, wie er sich zur Zeit des Westfälischen Friedens dargethan, gedacht habe. Also mit Eurem früheren Glanz braucht Ihr gerade nicht zu prahlen, so ist hier der etwas schiefe Gedankengang des Herrn Vr., aber, o daß es doch auch in der Zukunft nie einträte, daß Ihr Ursache hättet, auf Euren künftigen Glanz stolz zu sein! Deutschland, im Innern zerrissen, nach Außen hin der Sündenbock der europäischen Mächte — das ist seine natürliche Bestimmung.

Das Plaidoyer des Verfassers scheint sich seinem Ende zuzuneigen. Er will in einem Schlußkapitel die Frage beantworten, ob das englische Parlament ein müßiger Zuschauer der Vernichtung Frankreichs bleiben dürfe? Laßt uns also vernehmen, wie sich die Frage vor dem völkerrechtlichen Tribunal des englischen Parlaments gestaltet. Doch vorerst noch ein wenig Geduld! Herr Vr. hat sich in den vorhergehenden Kapiteln noch nicht seines ganzen Grolles gegen das neuentstandene Deutschland und seinen Glanz entledigt, er kommt noch einmal auf dasselbe Thema zurück. — Ein schlechtes Prinzip, der Bonapartismus, ist kaum aus der Welt geschafft, als sich schon ein neues, zehnmal gefährlicheres, der Pangermanismus, erhebt. Was will der Pangermanismus? Er will die Rechte Einzelner mißachten, das Völkerrecht mit Füßen treten, sich über die heiligsten Verträge — so den Westfälischen Frieden, für dessen Heiligkeit das Zeugniß Katharina's II. angeführt wird, — hinwegsetzen, Dank einer Million Bajonnette.

Der Pangermanismus, heißt es weiter, eingehüllt in den Cäsarenmantel, sich brüstend mit den Titeln der Carlovinger, Ottonen, Hohenstaufen, das sei der Glanz „la splendeur de l'Empire", den man erstrebe; denn wohl nicht an den Zustand Deutschlands, den der Kapuziner in Schiller's Wallenstein ironisirt, nicht an die Rettung des Reichs durch Sobieski, und dann durch die Heere der Seemächte unter Marlborough, habe Kaiser Wilhelm gedacht, als er jene Worte in seine Proklamation aufnahm! Nicht in die Zukunft, auf die Vergangenheit müsse man blicken, dort in dem großen Pakt des Westfälischen Friedens ruhe das Bollwerk der Constitution des Deutschen Reichs, ja des europäischen Staatensystems!

Welches sei denn nun aber das Ziel des Pangermanismus? Vernehmt es, ihr Mächte Europas und zittert! Im Jahre 1812 hielt Napoleon dem Berliner Kabinet Livland und Kurland als Lockspeise hin; darf Rußland dies heutzutage vergessen? fragt Herr Vr. Muß es sich nicht fragen, welches die Stellung Preußens in der orientalischen Frage sein wird? — Gut, daß Herr Vr. das russische Kabinet an seine diplomatischen Pflichten erinnert. — Hat Preußen nicht Oesterreich aus Italien, aus Deutschland getrieben? Droht es nicht schon mit der Annexion der gesammten Deutsch-Oesterreicher? War nicht in früheren Zeiten seit Otto I. Italien mit Deutschland unlösbar verknüpft, ihm gänzlich unterthänig und wird nicht das Bestreben des neuen Reichs auf dasselbe Ziel gerichtet sein? Wird man nicht bald auf das alte Königreich Burgund, auf die Kaiserkrönungen zu Arles, auf die Lehnsabhängigkeit der dänischen und ungarischen Könige vom Reich zurückkommen?!

So, nun wissen wir, was das neue Reich eigentlich will, was es unter der Herstellung des alten Glanzes versteht, und hoffentlich fühlen sich die europäischen Kabinette ebenso aufgeklärt über diesen Punkt, Dank der gütigen Belehrung des Herrn Vreede, wie wir selbst.

Möchte doch auch wenigstens den einen Vorzug des alten Reichs das neue in seine Institutionen mit hinüber nehmen, nämlich die Bestimmung der kaiserlichen Wahlkapitulation, nie Krieg anzufangen ohne die Zustimmung der Stände, nie die deutschen Heere über die deutsche Gränze hinauszuführen und möchte die neue deutsche Kriegsverfassung, so liest man zwischen den Zeilen, jener des alten Reichs gleichen, die gar nicht so „splendide" gewesen sei!

Nachdem Herr Vr. durch diesen Erguß noch einmal sein Herz gründlich erleichtert, kehrt er zur ursprünglichen Frage zurück. — Das englische Kabinet Gladstone-Granville ist unbegreiflicherweise müßiger Zuschauer bei der ganzen Frage geblieben; dies dürfe nicht länger dauern, die Frage selbst gehe an das englische Volk, oder an dessen Vertreter, das englische Parlament, zurück; dieses oberste Tribunal, an das sich alle unterdrückten Nationen bisher nie vergebens gewandt hätten, wird dieses, das Parlament, sich nicht beeifern, der unerträglichen Anmaßung Preußens ein Halt! zuzurufen? Sehe man denn nicht ein, daß dieser moderne Vandalismus, der das schönste Land der Welt

zerstückele, nicht nur ein Unrecht gegen Frankreich, sondern der Bruch der heiligsten Völkerrechtslehren sei?

Wird diese Stimme, wie die des Predigers in der Wüste, ungehört verhallen? Noch einmal also, o Kabinet von St. James, du alter Verbündeter Frankreichs (?) und Hollands, raffe dich auf und hindere durch deinen Einspruch den Fortgang des Militarismus, die Herrschaft von List und Gewalt. Lebte heute noch Lord Palmerston, der eifrige Vorkämpfer der Sklaven-Emanzipation, er wäre sicherlich schon eingetreten für die Rechte der Weißen, die man hier in Europa zu Sklaven zu machen bemüht sei! Nicht will er das zweideutige Zeugniß Napoleon's I. anführen, der es ausgesprochen, daß Preußen seit 1740 stets ohne Consequenz und Ehre, stets unzuverlässig gewesen sei, und im Augenblick selbst, wo er davon spricht, dies Zeugniß nicht anführen zu wollen, führt er es an. Gleichsam zur Bekräftigung ein angebliches, den saubern Schriften Onno Klopp's entnommenes Wort Friedrich's des Großen: „Wenn bei der Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, werden wir ehrlich sein, wenn man betrügen muß, laßt uns Betrüger sein!!" Die Sünden der Hohenzollern gegen dich, Altengland, sind alt: der Vater des jetzigen Kaisers hat deinem Könige Georg III. Hannover zeitweilig entrissen, der jetzige Kaiser es Georg V., dem Herzoge von Cumberland, für immer genommen. — Du weißt, was du zu thun hast."

So ungefähr der Gedankengang dieser pamphletartigen Broschüre. — Man könnte fragen, weshalb wir heute, nachdem der Lauf der Ereignisse alle diese Wünsche, Begierden und Voraussagungen grundlos gemacht, noch einmal ausführlich auf ein solches Erzeugniß zurückzukommen?

Unsere Antwort ist die: Glücklicherweise ist die in dieser Schrift kundgegebene Anschauung nicht die einer Regierung, und mochte auch manche Regierung einige Velleitäten nach dieser Richtung hin empfunden haben, so durfte sie nicht wagen, offen damit hervorzutreten; also von einer direkten Schädigung der deutschen Interessen kann dabei nicht die Rede sein. Dennoch aber müssen wir Deutsche uns über die Ursachen klar werden, die zu derartigen Anschauungen und Manifestationen führen. Und da erkennen wir denn als Hauptmoment die fast wunderbare Unbekanntschaft in socialer Hinsicht hochstehender Männer, wie Vreede, mit dem wirklichen deutschen Volksgeiste, mit dem allgemeinsten Volkswillen, wie er sich bei Ausbruch des Krieges laut und so gut wie einstimmig dokumentirte, mit dem Grundprinzip des neuen Deutschen Reiches und seiner Verfassung, nämlich dem des Friedens, mit der gewaltigen Aenderung endlich, die in dem gesammten Verhältniß der deutschen Volksstämme zu einander im Verlauf der letzten 20 Jahre eingetreten ist. Deutsche Bücher freilich lesen jene theoretischen Herren Politiker genug, doch die Richtung des deutschen Geistes entnehmen sie daraus oft gar nicht, oft nur in verzerrter Gestalt; hierüber ihnen ein klares Licht aufzustecken, wäre das größte Verdienst, das sich ein deutscher Publicist in dieser Beziehung um ein Land erwerben könnte. Denn nicht zu unterschätzen ist der Einfluß dieser Männer, die in den Deutschland benachbarten Ländern Presse und Katheder beherrschen. Was sie selbst nicht geistig durchdrungen, kommt in Form von unklaren und vorurtheilsvollen Artikeln oder Vorträgen in die große Menge geistige Nahrung indolent in sich aufnehmender Leser und Hörer, in deren Köpfen ein Wust derartiger Paradoxen natürlich eine Gährung sondergleichen hervorbringen muß. Und was sich einmal im Lauf der Zeiten derartig als Vorurtheil im Kopf des gedankenfaulen oder -schweren Menschen festgesetzt, das läßt sich nur durch die bitterste Erfahrung des eigenen Leidens wieder daraus austreiben und auch dann nicht immer, wie wir dies leider im gegenwärtigen Augenblick an einem Theile der französischen Nation mit eigenen Augen wahrnehmen können. Daher keine Schonung diesen Vorurtheilen, wo und wie wir sie immer antreffen mögen, damit der Name der deutschen Nation nicht nur ein gefürchteter, sondern auch ein geachteter und geliebter werden und immerdar bleiben möge. J.

Frankreich.

„Les deux Allemagnes" in der Revue d. d. Mondes.

Deutschland, wie es von Frau v. Staël und wie es von H. Heine dargestellt wird, ist der Gegenstand einer Betrachtung in der R. d. d. M. vom 1. November.*) Wenn ein Mensch und eine Nation ein großes Unglück überstanden, so fragen sie sich, ob es wohl möglich gewesen wäre, durch bessere Kenntniß seiner Ursachen dieses Unglück abzuwenden? Und darum studiren jetzt die Franzosen Deutschland nach allen Seiten. Herr Professor E. Caro, der Verfasser des Artikels in der R. d. d. M., befragt die beiden oben genannten Orakel, deren Stimmen in Frankreich zur Zeit, als sie über Deutschland sich vernehmen ließen, einen weiten Wiederhall fanden, seitdem aber im Tumult der Ereignisse verhallt sind. Er meint, daß der Edelmuth, mit welchem Frau v. Staël die Menschen und die Zustände Deutschlands aufgefaßt und dargestellt, sehr viel dazu beigetragen, daß man diese in Frankreich bis zum Ausbruche des letzten Krieges falsch beurtheilt, daß man den Charakter der Deutschen für viel zu nobel, ihre Bestrebungen und Ziele für viel zu ideale gehalten habe. Heine sei es gewesen, der zuerst dieses von Frau v. Staël gezeichnete, romantische Bild Deutschlands in seiner Unwahrheit aufgezeigt und der die Zustände dieses Landes als den französischen von 1830 weit untergeordnet nachgewiesen, aber man habe in Frankreich seine Winke nicht zu benutzen verstanden.

Bei diesem Vergleiche der beiden Schilderungen Deutschlands vergißt Herr Caro jedoch zweierlei: erstens, daß zwischen der Zeit, wo Frau v. Staël (1808) und wo Heine über Deutschland schrieb, die Jahre 1813—15 liegen, in welchen doch die Franzosen Gelegenheit genug gehabt haben, zu lernen, daß die Deutschen keine bloß ideale Nation von romantischen Träumern seien, und zweitens, daß Heine, wie er selbst bei vielen Gelegenheiten zugiebt, seine Anklagen Deutschlands nur in momentanem Unmuth ausgesprochen, und daß er an den einstigen Sieg und die künftige Größe des Vaterlandes stets geglaubt habe. Herr Caro gelangt am Schluß seiner Betrachtung zu dem Urtheil, daß, wenn die Deutschen auch eine starke und intelligente Nation seien, ihnen doch das Rechtsgefühl mangele: „aber das Rechtsgefühl," fügt er hinzu, „die Achtung vor dem Recht Anderer ist es, was allein den Charakter eines Volkes hochstellt, und seiner Größe den Stempel aufdrückt".

Darin also erblickt Herr Caro einen Mangel an Rechtsgefühl, an Achtung vor dem Rechte Anderer, daß die Deutschen, denen im 16. und 17. Jahrhundert zwei ihrer Provinzen von den Franzosen geraubt wurden, die am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts abermals mehr als eine Provinz an Frankreich abtreten mußten, und die bis auf den letzten Krieg in jedem

*) Les deux Allemagnes. Madame de Staël et Henri Heine.

neuen Jahrzehnd von Straßburg und Metz aus mit einem neuen französischen Raubzuge bedroht wurden — daß die Deutschen endlich, nach ihren blutig errungenen Siegen von 1870, zu ihrer künftigen Sicherheit, diese beiden Einfallsthore und mit ihnen jene vor drei und zwei Jahrhunderten ihnen geraubten Provinzen wieder zurücknahmen. Wenn die Weltgeschichte den Deutschen keinen anderen Raub, kein anderes Unrecht, als den Versailler Frieden, vorzuwerfen hat, dann kann Deutschland ruhig das Urtheil des Weltgerichts über sich ergehen lassen.

Aus den Pariser Schreckenstagen.

Als ein erfreuliches Zeichen, daß den Franzosen doch noch nicht vollständig die Fähigkeit abhanden gekommen, Personen und Zustände objectiv und leidenschaftslos zu beurtheilen, begrüßen wir das uns in deutscher Uebersetzung vorliegende Buch eines französischen Schriftstellers*), der während der Herrschaft der Commune Paris nicht verlassen, aber auch ebenso wenig gemeinschaftliche Sache mit derselben gemacht hat. Herr Catull Mendès verfolgt Tag für Tag, Schritt für Schritt das Entstehen und Wachsen des Aufstandes; er ist vollständig klar über die Fehler, welche die Regierung in Versailles begangen; er ist nicht blind für die Vorzüge, die namentlich im Anfange die Führer der Bewegung besaßen. Er faßt Hoffnung, daß noch Alles gut gehen könne, als die Deputirten und Maires von Paris die Nationalversammlung zur Anerkennung der munizipalen Freiheiten der französischen Hauptstadt zu bewegen suchen. Als aber diese Hoffnung sich als trügerisch erweist, als Paris sich gezwungen sieht, sich den Aufrührern zu unterwerfen, da es verlassen ist zuerst von der Regierung, dann von seinen Repräsentanten, als es nur zu wählen hat zwischen der Anarchie und der Commune, da entsinkt ihm der Muth, und er macht die National-Versammlung verantwortlich für alles Unheil, das kommen werde.

Und dieses Unheil kommt; täglich wird es drohender, entsetzlicher; die Bedrückungen, die Plünderungen beginnen, im Handumdrehen geht die oberste Regierungsgewalt von einem bis dahin Unbekannten auf einen noch Unbekannteren über. Dann folgen die Tage der zweiten Belagerung von Paris, der entsetzliche Bürgerkrieg, und bei dieser Schilderung finden wir den Verfasser von einer Objectivität, in der er wirklich beinahe einzig dasteht — es geht nämlich ohne jede gehässige Bemerkung gegen die Deutschen ab; er hütet sich, Parallelen zu ziehen, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, daß dieselben, da er ein ehrlicher Mann ist, zu Gunsten der Fremden ausfallen müssen.

Klagend wie der Prophet auf den Trümmern Jerusalems schildert er die letzten Tage des Verzweiflungskampfes, das sich über Paris ergießende Meer von Feuer und Blut, die Erschießung der Geiseln, die Massen-Hinrichtungen der siegenden Regierung, aber zu einer Weissagung schwingt er sich nicht auf. „Die Insurrection ist besiegt", sagt er am Schlusse, „die Feuersbrünste sind gelöscht, Paris ist ruhig und still wie das Grab. Unsere Sinne sind durch Das, was wir gehört, gesehen und erlebt haben, zu abgestumpft, als daß wir ein Bild der Gegenwart entwerfen könnten, unser Herz zu sehr zerrissen, als daß wir einen Blick in die Vergangenheit wagen sollten, unser Denken zu sehr gelähmt, als daß wir uns schon jetzt zu einem Blicke in die Zukunft aufraffen sollten." Allem Anscheine nach, dürfte noch geraume Zeit vergehen, ehe man einen solchen Blick in die Zukunft mit Erfolg thun könnte; wäre dies aber möglich, so erschiene uns nach Allem, was wir von ihm gelesen, Catull Mendès als eine sehr geeignete Persönlichkeit dafür. J. H.

*) Die 73 Tage unter der Commune, von Catull Mendès. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pesth, A. Hartleben, 1871.

Italien.

Fridolin Hoffmann: Römisches Alltagsleben.*)

Legion ist die Zahl der Fremden, die Jahr aus Jahr ein von allen Landen zu der alten Weltherrscherin Rom ziehen, und Legion ist auch die Zahl der Bücher, in denen sich die Ergebnisse dieser Römerzüge ablagern. Von dem bunten Gewimmel, das in dem Mekka der Christenheit zusammenströmt, gewährt die Mannigfaltigkeit der Schriften, von welchen die Flut der Literatur über die ewige Stadt alljährlich vermehrt wird, ein ziemlich getreues Conterfei. Kunst und Wissenschaft, gründlichste Gelehrsamkeit und leichter Dilettantismus, dichterische Begeisterung und nüchterne Prosa, moderner Realismus und noch modernere Mystik: kurz, wahrlich „allerlei Geister" sind hier vertreten und Jeder sucht sich des unerschöpflichen Gegenstandes auf seine Weise zu bemächtigen oder die ihm congenialste Seite desselben darzustellen.

Die „Bilder römischen Lebens", in denen Herr Fridolin Hoffmann die Früchte eines anscheinend längeren Aufenthalts und fleißiger Benutzung älterer ähnlicher Schriften verwerthet, stellen es sich in erster Linie zur Aufgabe, das meist wenig beachtete Alltägliche, insbesondere die Spiele, Lebensgewohnheiten und Gebräuche der römischen Bevölkerung zu veranschaulichen. Da nun das Charakteristische und Pittoreske des Alltagslebens in Rom stärker noch als anderwärts im Thun und Treiben der geringeren Klassen hervortritt, so richten sich die Schilderungen des Verfassers vorwiegend dieser Sphäre zu, und es tritt in ihnen mit entschiedenem Behagen eine Vorliebe für das Burleske zu Tage, die von der elegischen Gedankenblässe der meisten Rom-Pilger durchaus unangekränkelt geblieben ist. Schade, daß der Humor des Herrn Hoffmann durch eine gewisse apologetische Tendenz und eine ziemlich überflüssige Polemik gegen protestantische und speciell norddeutsche Collegen hier und da in seiner Harmlosigkeit und damit natürlich auch in seiner Wirksamkeit beeinträchtigt wird. Man begreift nicht recht, wie der Verfasser, der als Redacteur des „Rheinischen Merkur" die Sache der Altkatholiken gegen die Anmaßungen der Infallibilitäts-Gläubigen mit Eifer und Muth verficht, gerade gegenwärtig dazu kommt, als Lobredner der römischen Zustände unter der weltlichen Herrschaft der Päpste aufzutreten.

Hierüber mögen indessen Andere mit ihm rechten. Wer sich durch den Beischmack, den das Buch, absichtlich oder unabsichtlich, nun einmal besitzt, nicht abschrecken läßt, wird darin eine Menge ganz wohl genießbarer Dinge finden. Den Anspruch, daß dies Gute durchweg neu sei, wird man an eine Schrift dieser Art billiger Weise kaum stellen. Auch entwaffnet das Vorwort den Kritiker in diesem Punkte durch die anerkennenswerthe Offenheit, mit welcher die mitunter allerdings stark benutzten Vorgänger im römischen Weinberge genannt werden. Unter ihnen scheint uns namentlich das seiner Zeit auch im „Magazin" be-

*) Münster, Adolf Russel, 1871. (515 S.)

sprochene Buch des amerikanischen Bildhauers W. Story „Roba di Roma“ ein vorzugsweises Anrecht auf die Dankbarkeit des Verfassers erheben zu können. Freilich sind beide Autoren in der Art ihrer Beobachtung und ihrer Darstellung sehr erheblich von einander verschieden. Von der Eleganz und dem feinen Formgefühl, durch welche sich Story auch in seinem Buche als ein gründlich gebildeter Künstler bewährt, ist in den kräftigen aber naturalistischen und mitunter etwas rohen Skizzen dieses neuesten römischen Bilderbuches nichts zu entdecken. Dafür halten sie sich aber auch völlig frei von der etwas affectirten Gelehrsamkeit, die der Amerikaner in einem unnöthigen Citatenkram zu entfalten liebt.

Aus der Fülle bunter Figuren, an denen das römische Alltagsleben überreich ist, sind in diesen „Bildern“ nun keineswegs bloß die Jedermann sattsam bekannten Lieblingsgestalten der Maler herausgegriffen. Sie bieten uns mehr als bloße Costümstudien. In zwangloser Reihenfolge führen sie von den anspruchsvollen Scenen der Osterfeier im St. Peter an das ganze römische Jahr hindurch die mannigfaltigsten Auftritte und Begebnisse vor, in denen sich das Volks- und das Familienleben der Römer gipfelt. Die Fremden sehen Rom meist im Winter und Frühling, da die mala febrium cohors von der Mitte des Sommers bis zum Herbste hin alle Besucher und viele Einheimische dazu von der ewigen Stadt fern zu halten pflegt. Daß Rom selbst in den schwülen Monaten des Juli und August nichts weniger als ausgestorben ist, wird Manchem neu sein. Die Schilderung des anmuthigen Treibens, das in den lauen Abenden und würzigen Nächten dieser heißesten Zeit die Plätze und Straßen erfüllt, bringt Züge, die den meisten nordischen Gästen Roms entgehen. Seitdem Goethe von allen Schönheiten, die Roms Trümmerwelt bei vollem Mondschein gewährt, das Colosseum, von dem obersten Kranze seines Mauerrings gesehen, als das Vorzüglichste rühmte, unterläßt es wohl kaum ein Reisender, der mehr als vier Wochen in Rom bleibt, der gewaltigsten aller Ruinen einen Mondscheinbesuch abzustatten. Vollends die Engländer citiren oben mit Andacht die schönen Verse aus dem „Manfred“ von Byron:

. . . Ich
Erinnre mich, daß ich in meiner Jugend,
Als ich noch wanderte, in solcher Nacht
Im Kreis des Colosseums stand, inmitten
Der Ueberreste des allmächt'gen Rom.
Die Bäume wehten an gebrochnen Bogen
Schwarz in der blauen Nacht. Die Sterne schienen
Durch des Zerfalles Risse. Fern von jenseit
Des Tiber schlug der Wachthund an, und näher
Aus dem Palast der Kaiser kam der Eule
Dumpf schauerlicher Ruf; dazwischen dann
Hob sich und starb dahin auf sanftem Wind
Der Wachen abgerissner Sang . . .

Aber nicht bloß die blondhaarigen Kinder des Nordens lieben es, Nachts in der mondbeglänzten Zauberpracht dieser erhabenen Ruinen zu schwärmen. Auch die Römer haben für einen solchen Genuß Sinn und Verständniß. Ihre Mondscheinpartieen nach dem Colosseum haben von dem Monat, in welchem sie in der Regel unternommen werden, den bezeichnenden Namen Luna d'Agosto erhalten. In diesem Monat macht sich jeder römische Haushalt wenigstens einmal auf die Wanderung, um sich des schönen Anblicks zu erfreuen. „In dichten Schaaren strömt es an solchen Abenden an den Farnesischen Gärten auf dem Palatin vorbei durch den weißschimmernden Titusbogen, dem wie ein schlummerndes Ungeheuer daliegenden Colosseo zu. Stundenlang hallt es dann an den Galerien des Riesenbaues wider von der Unterhaltung Derer, die auf der weiten Arena herumspazieren und in den hohen Bogengängen verschwinden, um in dem zerbröckelnden Mauerwerk herumzuklettern. Das Colosseum gehört zu solchen Stunden den Einheimischen; man vernimmt keinen Laut einer fremden Sprache, nur das weiche Bastardlatein des modernen Rom, hier und da das Kichern der Mädchen, die getragenen Töne eines Liedes und ihr Echo, gedämpfte Ausrufe der Bewunderung. Nirgends eine Spur von Roheit, nirgends ein die Schönheit und die Ruhe der Scene störendes Hervordrängen des Einzelnen.“

Von besonderem Reiz erschien dem Verfasser das Treiben der römischen Märkte. Sowohl auf der Piazza Navona, wo die saftreichen und leuchtenden Früchte der Ceres und der Pomona verlockend aufgestapelt werden, als auf dem Platz vor der Rotonde, dem Hauptfleisch- und Wildpretmarkte, finden die „Bilder römischen Lebens“ eine reiche Fundgrube für ihre Schilderungen. Aus dem rechten Kerne des Alltagslebens herausgerissen und doch nicht ohne jenen Zauber, den die Sonne des Südens über alle ihre Kinder ausgießt, sind die Scenen, die uns da in bunter Fülle aus dem beweglichen und lockern Marktverkehr vorgeführt werden. Neben den geriebenen Obst- und Gemüsehändlern, die als „Doctoren des Navonaplatzes“ eine eigenthümliche Sippe mit allerlei schnurrigem Ceremonial bildeten, den würdevollen Metzgern und Wildverkäufern fehlt es da nicht an mancherlei losem Völklein, das die Jahr- und die Wochenmärkte Italiens mit minder soliden Waaren zu beziehen pflegt. Da ist der Charlatan, der launige Abkömmling jener das ganze Mittelalter hindurch verfolgbaren Zunft von wandernden Aerzten — und Betrügern, zugleich aber der verhältnißmäßig harmlose Stammverwandte der seßhaften Engroshändler von Universaltränken, die in unsern modernen Großstädten die Macht der Reclame mit ungleich größerem Erfolg auszubeuten verstehen. Der Zahnbrecher, der Schlangenbändiger, der Fleckenvertilger und der Erfinder einer unübertrefflichen Glanzwichse, sie alle bemühen sich, ihre Künste und Mittel durch südlichen Redefluß in das schönste Licht zu setzen und der gaffenden Menge anzupreisen.

Vor mehr als hundert Jahren jammerte Winckelmann in dem Gedanken, daß Rom einmal eine politische Stadt werden könnte. Seitdem ist zwar manches Stück des echten römischen Volkslebens von dem nivellirenden Einfluß des mächtig anschwellenden Fremdenverkehrs, der Rom alljährlich überfluthet, hinweggespült worden. Aber Winckelmann würde sich noch heutigen Tages zu Rom an dem Mangel gar vieler Dinge, welche uns für die Civilisation einer Großstadt unerläßlich erscheinen, erfreuen können. Und wenn er sich damals davor fürchtete, daß man die Campagna anbauen werde, so ist diese Besorgniß bisher jedenfalls vollständig grundlos geblieben. Wie vor hundert und vor fünfhundert Jahren bildet die römische Campagna noch heute eine unvergleichlich schöne Wüstenei, welche Rom von der übrigen Welt, aller Eisenbahnen zum Trotz, abschneidet und isolirt. Wird es der italiänischen Regierung, die jetzt den schweren Versuch macht, die Stadt des weltschuttführenden Tiber zur Reichshauptstadt des wiedererstandenen Königreichs umzugestalten, gelingen, auch die Campagna ihrer Verödung zu entreißen? Eins ist undenkbar ohne das andere. Bevor dies nicht geschehen ist, wird Rom, von allen politischen Veränderungen nur oberflächlich berührt, die eigenthümliche Physiognomie seines Alltaglebens nicht verlieren. Auch als Sitz des Parlaments und der obersten Reichsbehörden wird es so lange eine Stadt der Ruinen und der Gärten bleiben, bis es wieder, wie vor zweitausend Jahren, von blühenden Dörfern und Kleinstädten umgeben ist. F.

Aegypten.

Aegyptische Zustände.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Der Khedive und seine Reformen.

Je despotischer ein Staat, desto größer ist der Einfluß des Fürsten auf Kultur und Fortschritt oder deren Gegentheil bei seinen Unterthanen. Um freilich den heutigen Orient aus seiner Stagnation zu erheben, dazu wäre eine lange Reihenfolge ausnahmsweiser Fürsten, etwa solcher, wie Mehemed Ali einer war, nöthig, und das ist mehr als man hoffen kann. Mehemed Ali war ein Genie in seiner Art. Fast alles Gute, was jetzt in Aegypten besteht, stammt von ihm. Die Fürsten, die nach ihm kamen, waren ihm nicht gleich. Abbas Pascha war nicht nur ungebildet (das war ja Mehemed Ali auch), sondern geradezu ein Gegner der europäischen Kultur. Unter ihm ruhte das Reformwerk. Said Pascha nahm es wieder auf. Persönlich war er der gebildetste von allen Prinzen, die je das ägyptische Herrscherhaus besessen. Aber seine Liebhabereien, sein Soldatenspiel nahmen ihn zu sehr in Anspruch, und seine Armee diente lediglich Parade-Zwecken. Dabei war er der unvernünftigste Wirthschafter. Es ist bekannt, daß er einst einem Griechen, welcher mit ihm in einem Prozesse lag, der in Paris geführt wurde, einige Millionen, das Object des Streites, ohne die Entscheidung abzuwarten, aus reiner Gutmüthigkeit oder Schwäche überließ und einige Stunden darauf die Nachricht erhielt, daß er den Prozeß gewonnen habe, dem Griechen aber gar nichts gebühre. Ein Fürst, der das Geld nicht zu schätzen weiß, wird nie den Orient civilisiren. Im Orient hat nur der Fürst Geld, und dies kann nicht sparsam genug ausgegeben werden, denn bei dem modernen Kultur-Apparat kostet jede Bestrebung, das Land von außen her zu civilisiren, enorme Summen. An eine Civilisation von innen heraus, d. h. aus der eigentlichen Volksbildung, hat aber noch Niemand im Orient gedacht. Ob sie möglich oder nicht, wer kann es sagen? Der Versuch ist nie gemacht worden und in diesen Dingen kann nur die Erfahrung entscheiden. Zu einem solchen Versuch hat selbst Mehemed Ali sich nicht erhoben.

„Volksschulen", das ist das einzige und sehr einfache Mittel, das den Orient regeneriren könnte. Statt dessen sehen wir nur Costüm-Reformen und andere Oberflächlichkeiten und, wenn es hoch kommt, die europäische Ausbildung einiger Söhne der Vornehmen. Es ist wie wenn man eine Krankheit, statt durch durchgreifende Mittel, durch bloße Palliative heilen wollte. Linderung wird dadurch verschafft, die der Heilung ähnlich sehen kann, aber keine ist. Indeß wo sollte ein moslemischer Fürst die Einsicht hernehmen, daß man bei Kulturbestrebungen vor Allem an's Volk denken muß? Seine Erziehung lehrt ihn dieses als die willenlose, inacte Masse ansehen, gut nur dazu, ausgebeutet zu werden. Seine europäischen Rathgeber könnten ihn freilich eines Besseren belehren. Leider nehmen aber diese und selbst die Würdigern (von der Mehrzahl der Unwürdigen gar nicht zu reden) meist zu wenig wahres Interesse am Orient. Das Resultat bleibt, daß der Fürst gar nicht erfährt, was denn eigentlich seine Aufgabe sein müßte, wenn er wirklich das Wohl seines Landes wollte.

Legen wir deshalb bei Beurtheilung orientalischer Fürsten keinen zu strengen Maßstab an. In einer Beziehung können wir diese Herrscher, wie sie die Gegenwart aufweist, mit manchen europäischen des vorigen Jahrhunderts vergleichen. Der Khedive z. B. hat mich oft an Fürsten, wie Herzog Karl von Württemberg und den vorletzten Markgrafen von Bayreuth erinnert. Es ist derselbe „aufgeklärte" Despotismus, der sich freilich nicht zum „philosophischen" erhebt, wie beim Schwager Friedrich's des Großen. Gewisse humane Bestrebungen können wir aber dem Khedive nicht absprechen: so hat er faktisch die Todesstrafe abgeschafft; die von ihm eingeführten Kranken- und Armen-Anstalten sind gewiß lobenswerth. Auch die Wissenschaft ist nicht leer ausgegangen. Die Nachgrabungen Mariette's, das Museum in Bulaq, die Expedition Sir Samuel Baker's sind sicherlich anerkennenswerthe Bestrebungen, wenn auch vielleicht ein europäischer Staat mit viel geringeren Mitteln ungleich Bedeutenderes geleistet hätte. Aber dabei wird das Volk nach wie vor erbarmungslos ausgesogen. Ganz wie man an jenen europäischen Höfen französische Abenteurer und italiänische Tänzerinnen mit dem Schweiß des Volkes bereicherte, so ist auch Aegypten das Eldorado für europäische Schwindler und die Hölle für die armen Fellah's. Aber was weiß, was erfährt der Khedive vom Elend seines Volkes? Täglich sagen ihm seine Schmeichler, daß er es glücklich mache. Diesen süßen Worten nicht zu glauben, dazu müßte er etwas Außergewöhnliches sein, und davon ist er weit entfernt. Der Khedive ist nicht schlimmer und nicht besser, als andere moderne orientalische Fürsten, die die Reform auf ihr Banner geschrieben haben. Mit solchen altmodisch gebliebenen Regenten, wie dem Bey von Tunis und dem Kaiser von Marokko, läßt er sich kaum vergleichen.

Eine Audienz beim Khedive zu erlangen, ist nicht schwer. Er ist sich zu sehr bewußt, daß er persönlich einen guten Eindruck macht, um nicht jede Gelegenheit wahrzunehmen, dadurch die günstige Meinung der Europäer zu erwecken. Auch ich war zu einer solchen Audienz angemeldet worden. Von einem langwierigen Ceremoniell ist dabei nicht die Rede. Man fährt zur bestimmten Stunde nach dem Schlosse, wo sich der Fürst gerade befindet (in meinem Falle war dies Qaçu en Nil bei Bulaq), wird dort am Thor von dem freundlichen und geschmeidigen Kammerherrn und Ceremonienmeister, Lekki Pascha, empfangen, in's Vorzimmer geführt, mit Kaffee traktirt und erwartet so den Moment der Vorlassung. Doch ist das Antichambriren meist kein zu langes, d. h. bei angemeldeten Personen.

In diesem Vorzimmer geht es ganz europäisch her, d. h. Keiner kümmert sich um den Andern. Zugleich mit mir antichambrirten einige zwanzig Personen, in verschiedene Gruppen vertheilt. Darunter waren ägyptische und europäische Beamte, die Minister des Vicekönigs, einige in Cairo etablirte Großhändler, meist Lieferanten, die von der hiesigen Regierung lebten und reich wurden. Die meisten von ihnen waren gewohnt, hier einen Theil ihrer Tage zuzubringen. Sie waren wohl eher gekommen, um „acte de présence" im Vorzimmer zu machen, als daß sie wirklich auf eine Audienz reflectirten. Im Orient vergißt man mehr als anderswo den nicht Anwesenden, d. h. den, der sich nicht beständig persönlich zeigt, und deshalb muß jeder, der mit der Regierung zu thun hat, von Zeit zu Zeit sich einfinden, um durch seine Gegenwart seine Person vor Vergessenheit zu bewahren.

Das ist die leichteste und bequemste Art, hier reich zu werden. Es giebt in Cairo Lieferanten, die vielleicht nur zweimal im Jahre Aufträge erhalten, und dennoch haben sie ihre halbe Zeit im Vorzimmer zugebracht. Aber ein einziger solcher Auftrag genügt oft, um Hunderttausende einzubringen und das Antichambriren reichlich zu belohnen.

Eine Gruppe, die sich um den ersten Minister geschaart hatte, amüsirte mich. Der Hauptsprecher in derselben war ein Franzose, Agent der Havas'schen Anstalt für Verbreitung von Telegrammen und Zeitungsnachrichten. Es war zur Zeit zwischen der Kapitulation von Sedan und der von Metz, eine Zeit, in welcher die besagte Agentur viel in Verbreitung von Lügen-Telegrammen aus Tours und Paris leistete. Auch heute gab der Agent eine ganz anständige Dosis derselben den erstaunten Aegyptern zum Besten. Letztere waren nun zwar keineswegs von deren Wahrheit überzeugt; ihre französischen Sympathieen waren überhaupt schon bedeutend abgekühlt, denn im Orient hat man ausschließlich mit dem Erfolg Sympathie; aber gleichwohl hörten sie den Renommistereien mit Geduld zu.

Die Franzosen verstehen es, den Orientalen zu imponiren. Große Sicherheit des Auftretens, zuweilen selbst Unverschämtheit verfehlen bei diesen selten ihren einschüchternden Effect. Aber das Prästigium der „großen Nation" war doch bereits sehr im Schwinden, und so kam es, daß der erste Minister, früher selbst der eifrigste Parteigänger Frankreichs, sich schon zuweilen ironische Bemerkungen erlaubte und auf die Nichtbestätigung früherer Siegesberichte aus derselben Quelle anspielte. Aber das störte den Franzosen wenig. Ein lauteres Erheben der Stimme, ein schärferes Betonen seiner Nachrichten sollten diesen den versagten Glauben wiedererobern. Ein augenblicklicher Triumph schien sein Streben zu belohnen. Man schwieg, schien ihm Recht geben zu wollen und er mochte sich schmeicheln, seine Meinung zum Siege gebracht zu haben, bis die zuverlässigern Nachrichten des Nachmittags wieder das ganze Kartenhaus über den Haufen werfen sollten.

Endlich wurde mir der Empfangssaal geöffnet. Dort befand sich der Khedive, auch hierin dem Beispiel europäischer Fürsten bei Audienzen folgend, ganz allein. Seine Erscheinung machte, so lange er aufrecht stand, einen günstigen Eindruck. Nur als wir uns setzten, denn hier werden die Audienzen noch nicht, wie in Europa, stehenden Fußes abgemacht, offenbarte sich seine Wohlbeleibtheit in unvortheilhafter Weise, indem sie ihn nöthigte, die Beine krumm zu halten. Die Hände hielt er nach einer im Orient beliebten Manier auf dem Bauch gefaltet und spielte mit den Daumen. Sein Lieblingsgespräch, die Agrikultur, kam auch heute auf's Tapet. Er kennt vortrefflich das Bewässerungssystem Aegyptens; er weiß, wie viel Morgen Landes mit Baumwolle, mit Zuckerrohr angepflanzt sind, was sie einbringen und kann einen ziemlich vollständigen wirthschaftlichen Cursus abhalten. Ich zweifle sogar, ob in Aegypten viele Leute, natürlich die Specialisten ausgenommen, mehr davon verstehen, und dies in leichtfaßlicherer, unterhaltenderer Weise vorzutragen wissen, als er. Manchen frisch nach Aegypten hergeschneiten Consul hörte ich sagen, daß er seine erste Kenntniß vom Lande dem Khedive verdanke. Denn besonders den Consuln gegenüber liebt er es, ausführlich zu sein. Er ist übrigens kein Schwätzer und vermeidet Weitläufigkeiten gern. Auch hierin ist er bei den Franzosen (und zwar in einem Punkte, in dem sie Nachahmung verdienen) in die Lehre gegangen, daß er seinen Gegenstand im gleichgiltigen Gespräch nicht erschöpft und nicht Alles sagt, was er über ihn weiß. Er hat für sich sogar eine eigene Redensart erfunden, wodurch er einem tiefern Eingehen auf einen Gegenstand ausweicht. Dann hängt er an einen Satz, dessen Schlüsse ihn zu lang zu beschäftigen drohen, einfach die Worte: „ceci et cela et cetera" an („Dies und Jenes und das Uebrige"), damit ist in der That die Gesammtheit aller Dinge erschöpft. Diese Abkürzungsformel wäre manchen Rednern zu empfehlen. Sie kommt freilich bei'm Khedive ein bischen zu oft vor und verfehlt deshalb ihren komischen Eindruck nicht.

Sonst war noch vom Theater die Rede. Der Khedive erwartet hiervon einen Einfluß auf die Bildung seiner Unterthanen. Er schien zu glauben, daß dieselben wirklich hineingehen. Ich habe solche (einige in Paris gewesene Stutzer abgerechnet) nur im Circus gesehen, und dort wird doch wohl nicht „Bildung" geschaffen. Auch Offenbach wird man schwerlich dies Verdienst zuschreiben. Dennoch hat man sich die Mühe genommen, die Texte zu seinen Operetten in's Arabische zu übersetzen; diese erbauliche Lectüre ist jedoch nicht sehr beliebt. Man versteht sie nicht. Ein Effendi, den ich kannte, wollte zwar einen Commentar dazu schreiben, wie wir Commentare zu Shakespeare haben. Aber der Khedive war klug genug, die Unterstützung dieses „wissenschaftlichen" Unternehmens zu verweigern. Er weiß überhaupt, was ihn lächerlich machen könnte, und weicht ihm meist zur rechten Zeit aus.

Auch auf die Verschönerungen von Cairo kam das Gespräch. Ich war erst kurze Zeit wieder in dieser Stadt und frug deshalb ganz naiv, was denn aus den schönen großen Bäumen auf der Esbakiye geworden, die früher diesen Platz so schattig machten? Ich vermuthete natürlich, sie wären abgestorben und bedauerte dies. Aber hiermit hatte ich einen wunden Fleck berührt. Waren diese Bäume doch auf Befehl des Khedive entfernt worden, um kleinen Bosquets Platz zu machen. „Wir haben jetzt ‚un petit square à l'instar de Paris' aus dem Platz gemacht," lautete die Erklärung. Es war natürlich nicht an mir, ihm zu sagen, daß ‚un petit square à l'instar de Paris' in Cairo durchaus kein Bedürfniß, schattige Bäume aber sehr erwünscht seien.

Es schien mir, daß nichts dem Khedive mehr geschadet hatte, als sein Besuch in Paris. Dort hat er einen solchen Enthusiasmus für die „Hausmanisirung" gefaßt, daß nun seine Hauptstadt schwer darunter leiden muß.

Von den Söhnen des Khedive habe ich nur einen kennen gelernt, mit dem ich die Ueberfahrt von Triest nach Alexandrien machte. Er war gerade erwachsen und ganz französisch erzogen. Eben kam er, von französischen Erziehern begleitet, aus Paris. Sein Hauptgespräch drehte sich um eine Dame, die er dort intim gekannt hatte, man kann sich denken, von welchem Schlage. Durch solche Bekanntschaften vermeint man die Europäisirung dieser Fürsten zu befördern. Man erreicht aber nur das, daß sie eine ganz niederträchtige Meinung von europäischer Kultur bekommen. Der Orientale ist nur zu sehr geneigt, von Europa das Schlechte zu sehen. Wird er nun, wie es bei den Prinzen meist geschieht, noch geradezu mit der Nase in allen moralischen Schmutz Europas gestoßen, so bekommt er eine besonders große Dosis von Geringschätzung, die sich später bei ihm in Abscheu verwandelt. Darum finden wir auch, daß so viele Orientalen, welche in Europa waren, dasselbe im Grunde ihres Herzens verachten. Aeußerlich thun sie mit den Europäern schön, ja sie ahmen sie sogar nach, aber das ist doch lediglich ein schmeichelhaftes Zugeständniß, das sie der Machtstellung Europas machen zu müssen glauben. Innerlich sind wohl die allerwenigsten Orientalen davon überzeugt, daß ihr Land durch Nachahmung Europas gebessert werden könne und das ist gewiß mit ein Grund, warum alle Kulturbestrebungen nur auf der Oberfläche bleiben.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Protest gegen den Aufruf zur jüdischen Colonisation von Palästina.*)

Das Leipziger Tageblatt vom 23. September enthielt eine aus Frankfurt a. M. datirte Correspondenz, die über einen unter den dortigen Juden circulirenden Aufruf zu einem Unternehmen berichtete, welches als Beweis einer unter dem „fremden Stamm" der Juden in Folge der Neugestaltung Deutschlands ausgebrochenen „überraschenden Bewegung" bezeichnet wurde. Nachdem es mir mit einiger Mühe gelungen, ein Original-Exemplar des bezeichneten Aufrufs zu erlangen, finde ich mich zu der nachfolgenden Erklärung veranlaßt, von welcher ich annehmen darf, daß sie der innersten Ueberzeugung des weitaus größten Theiles der Judenheit in allen Kulturländern entspricht.

Der „Aufruf zur Gründung eines israelitischen Vereins zur Colonisation von Palästina" geht von einem provisorischen Comité aus, bestehend aus den Herren Rabbiner Elias Guttmacher in Grätz, Rabbiner Hirsch Kalischer in Thorn und Rabbinats-Candidat L. S. Skutsch in Frankfurt a. M.

Es erscheint nöthig hervorzuheben, daß diese drei Herren bis jetzt unter den Juden im Großen und Ganzen wenig oder gar nicht bekannt waren. Erst diesem Aufrufe blieb es vorbehalten, ihren Namen größere Oeffentlichkeit zu geben.

Es würde nun mir weder zukommen, noch beigekommen sein, dem Beginnen und Streben der genannten Herren, wie es in dem bezeichneten Aufrufe sich dokumentirt, entgegen zu treten; allein einestheils bestimmt mich dazu der Umstand, daß die politische Tagespresse diesem Aufrufe ihre Aufmerksamkeit geschenkt und das darin Ausgesprochene als Symptom einer besonderen, beachtungswerthen Bewegung im Judenthum bezeichnet hat; anderentheils aber die Thatsache, daß von dem größten Theile der nichtjüdischen Bevölkerung die Thorheit oder Schlechtigkeit Eines oder einiger einzelnen jüdischen Individuen stets dem gesammten Judenthume zur Last gelegt wird. Endlich aber ist seit dem Erscheinen jenes Aufrufs schon über ein Monat verflossen, ohne daß von den Vielen, welche mehr als ich dazu berufen wären, Einer es unternommen hätte, gegen den Inhalt dieses Aufrufs, welcher ein öffentlicher geworden, auch öffentlich, wenigstens so weit nöthig, zu protestiren.

Die Idee einer Colonisation von Palästina durch gesetzestreue Juden ist an und für sich ebenso wenig verwerflich, wie jede andere Colonisation; es würde sich nur fragen, ob sie ausführbar wäre? Die Bedenken aber, die sich der Ausführung dieses „einzigen Unternehmens" entgegenstellen würden, dürften durchaus nicht, wie die Unterzeichner des Aufrufs meinen, nur persönlicher, sondern vielmehr überwiegend und fast ausschließlich rein sachlicher Natur sein. Daß das Unternehmen der Colonisation von Palästina vom Standpunkte der Nationalität, Humanität und Gesetzestreue ein berechtigtes sei, ist mindestens zweifelhaft; vom politischen, sozialen und finanziellen Gesichtspunkte aus muß es entschieden bestritten werden. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle Gründe für und wider ausführen und gegen einander abwägen: — in dem engen Rahmen, in welchen ich diese Erklärung fassen muß, ist dies nicht möglich. Ich will nur das allersachlichste Bedenken und damit zugleich den ersten Angriffspunkt in besagtem Aufrufe hervorheben: „Welcher Jude will denn nach Jerusalem und Palästina?" Man frage unter allen Juden der Erde: — selbst unter den Frömmsten und sogar in den Ländern, in welchen sie noch mannigfachem Drucke unterliegen, wird man unter Tausenden kaum Einen finden, der sich dazu bereit finden ließe, nach Jerusalem und Palästina „zurückzukehren". Der Aufruf sagt zwar: „Sein (des Unternehmens) dritter Zweck soll der sein, uns der Erfüllung unserer heißen Bitten näher zu bringen, die wir noch drei- bis viermal täglich aussprechen: im Schemoneh Esreh, im Tischgebet und bei jeder Gelegenheit, nämlich der um Erlösung, d. h. Rückkehr nach Jerusalem und Palästina; wir folgen dabei dem Ruf des göttlichen Wortes: „Kehret zu mir zurück, so will ich zu Euch zurückkehren!" — Demnach könnte es scheinen, als ob jeder Jude, wenigstens Jeder, welcher nur einmal im Gebet die Bitte um Erlösung, d. h. Rückkehr nach Jerusalem ausspricht, in der That den Wunsch hätte, dahin „zurückzukehren" (obschon er noch nie dort gewesen ist). Allein, wenn es auch richtig ist, daß solche Bitten im täglichen Gebete der Juden vorkommen (ich sehe davon ab, daß nicht alle Juden diese Gebete verrichten), so ist dies nur ein erneuter Beweis für die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des jüdischen Cultus. Denn diese Gebete datiren alle aus den Zeiten kurz nach dem Verluste der jüdisch-nationalen Selbständigkeit. Damals, als das jüdische Staatsbewußtsein in den zersprengten Gliedern des jüdischen Volkes noch lebendig war, sein konnte und sein mußte, da sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft als vaterlandslose Exilirte ein bejammernswerthes Dasein führten, — damals hatten diese Gebete um Rückkehr nach Jerusalem, d. h. um Wiederherstellung des jüdischen Staates in Palästina, Sinn und Berechtigung. Um aber heutzutage noch dies Ziel als ein erstrebenswerthes und erstrebbares zu halten, — dazu gehört eine vollständige Verkennung der geschichtlichen Entwickelung des Judenthums seit Untergang des jüdischen Staates, seiner Mission unter den Völkern der Erde und vor Allem gänzliche Nichtachtung aller, der Realisirung eines solchen Unternehmens von vornherein entgegentretenden politischen, sozialen und finanziellen Schwierigkeiten, welche als unüberwindliche zu erkennen es keines besonderen Scharfsinnes bedarf.

In der That aber fühlt auch kein Jude, so lange er bei Sinnen ist, das Bedürfniß der „Rückkehr" nach Palästina und, wenn trotzdem Millionen von Juden tagtäglich mehrmals im Gebete die Bitte um „Rückkehr" nach Jerusalem aussprechen, so beweist dies nichts Anderes, als daß sie sehr gedankenlos beten, was übrigens, da sehr viele Juden die Gebete in hebräischer Sprache gar nicht verstehen, nicht zu verwundern ist. Anders, als in der heiligen, hebräischen Sprache zu beten, wird aber von unseren unfehlbaren Fanatikern — (es fehlt daran uns so wenig, wie anderen Religionsgenossenschaften) — für ein gewaltiges Verbrechen gehalten. Die Geschichte der in den letzten Decennien in fast allen größeren jüdischen Gemeinden Deutschlands angestrebten, zum Theil auch durchgeführten Reform des religiösen Cultus liefert belehrende Beispiele genug davon. In den in Folge dieser Reformbestrebungen in neuerer Zeit entworfenen Gebetbüchern, welche in vielen Gemeinden, die auf der Höhe eines geläuterten, religiösen Bewußtseins stehen, wie z. B. Berlin, Breslau, Frankfurt a. M. 2c. eingeführt sind, hat man die von den Unterzeichnern des Aufrufs bezeichneten Gebetstellen, die Rückkehr nach Palästina betreffend, durchgehends ausgemerzt. Wo dies noch nicht geschehen ist, oder geschehen konnte, da tra-

*) Der Einsender dieses Protestes richtet an alle Zeitungen und Zeitschriften, die von dem betreffenden Aufrufe Mittheilung gemacht, die Bitte, auch dieser Entgegnung Aufmerksamkeit und Raum zu schenken.

gen nur unsere „Gesetzestreuen", wie die Unterzeichner des Aufrufs und ihre Gesinnungsgenossen, die Schuld.

Jeder vernünftige Mensch wird nach dem Gesagten beurtheilen können, welche Bedeutung den täglichen Gebeten der Juden um Rückkehr nach Jerusalem und Palästina beizumessen sei; sie bedeuten nichts, gar nichts weiter als höchstens dasselbe, was es zu bedeuten hat, wenn eine Katholikin, die kein Wort der lateinischen Sprache versteht, den Rosenkranz in dieser Sprache abbetet oder eine lateinische Messe mit anhört.

Alles dies wissen, müssen die Unterzeichner des famosen Aufrufs wissen, so gut wie ich und jeder andere Jude. Trotzdem aber wagen es diese unfehlbaren, gesetzestreuen Herren, der Welt vorzuspiegeln, daß die Judenheit mit Bewußtsein (heiße Bitten können doch nur mit Bewußtsein dessen, um was man bittet, gethan werden) um ihre Erlösung, d. h. Rückkehr nach Jerusalem und Palästina tagtäglich zu Gott bete; sie wagen es, sich auf das göttliche Wort zu berufen: „Kehret zu mir zurück, so will ich zu Euch zurückkehren!" Als ob der Gott der Juden ein Anderer als der anderer Menschen und nur in Palästina zu finden wäre! — Man weiß in der That nicht, ob man diese Beweisführung der drei gottgelahrten Herren wegen der scheinbaren Naivetät welche sich darin ausspricht, belächeln, oder wegen der Blasphemie, welche sie enthält, verabscheuen soll. Denn sicherlich wissen diese Herren so gut wie andere Juden, daß die von ihnen angezogene Stelle eine rein ethische Bedeutung hat, der jede lokale Beziehung abgeht.

Der gerechten Entrüstung, dem Abscheu aller gebildeten Menschen muß aber die Gesinnung jener ehrenwerthen drei Unterzeichner des „Aufrufs" anheimfallen. welche sich darin ausspricht, daß „die religiösen Einwendungen (2c. gegen das Unternehmen) — es könnte von den Landbebauern Sabbath, Orlah 2c. nicht gesetzmäßig befolgt werden, keinen Anspruch auf Beachtung machen können, weil der Verein durch seine Aufsichts-Organe, wozu natürlich nur rechtschaffene, bewährte Männer gewählt werden müssen, hinreichende Garantie bieten könne und selbst besitze, daß jene Gesetze streng beobachtet werden, bei Vermeidung der Exmission der Colonisten." — Hier guckt der Wolf heraus!

Also rechtschaffene und bewährte Männer (ich erinnere daran, daß diese Begriffe moralische sind) sind nur die Gesetzestreuen, d. h. diejenigen, welche alle rituellen und ceremoniellen Vorschriften des Schulchan-Aruch-Judenthums genau befolgen, — wir Anderen Alle, die wir jenen formellen Vorschriften nach unserem besten Wissen und Gewissen eine sehr untergeordnete Stelle in unserem religiösen Leben einräumen, — wir sind demnach Spitzbuben, unzuverlässige Menschen, kurz gesagt: Lumpe! — Einer der größten lebenden Gelehrten des Judenthums, dessen wissenschaftliche Bedeutung weit über die Gränzen Deutschlands reicht, dessen moralische Integrität und persönliche Liebenswürdigkeit ihm die Herzen Aller, die ihm näher treten, gewinnt, erwiederte mir, als ich ihm von dieser indirekten Schmeichelei der gesetzestreuen Unterzeichner des Aufrufs erzählte: „Wir wollen solche Lumpe bleiben!" Und ich denke dasselbe. Dies Lob aus solchem Munde können wir uns gefallen lassen.

Und wie menschlich sind diese Aufrufshelden noch! — Der Colonist, welcher die „Gebote" nicht strenge beobachtet, wird exmittirt! — Wie edel, daß er nicht verbrannt wird!

Also zunächst eine Colonie der jüdischen Unfehlbarkeit in Palästina! Wollte Gott, die Unterzeichner des Aufrufs und alle ihre Gesinnungsgenossen wären schon dort im Gelobten Lande und recht akklimatisirt; die Entwickelung des Judenthums in allen Ländern der Kultur könnte nur um so schneller und blühender von Statten gehen. Denn — die Welt höre es und staune, oder — lächle auch! Einer der Unterzeichner dieses „Aufrufs", der Gesetzeskundigste, soll, wie mir von zuverlässiger Seite versichert worden ist, als letztes, aber erreichbares Ziel des neu zu begründenden „Unternehmens" die vollständige Wiederherstellung des Jehovah-Dienstes mit den biblischen Thieropfern bezeichnet haben. Nun, in civilisirten Staaten würde allerdings schon die Wohlfahrts-Polizei gegen diesen wieder auftauchenden Opferdienst gegründeten Widerspruch erheben, und wäre es nur wegen des Duftes der Brandopfer. Zur Wiedereinführung dieser gottgefälligen Opfer ist also die Neugründung eines jüdischen Staates, welcher nur sich selbst Gesetze zu geben hat, unbedingt nothwendig. Darum auf, nach Palästina, gesetzestreue Heerde! — Dort wirst, dort kannst du opfern und dort — wirst du geopfert! Denn — kein Zweifel! — angenommen, es gelänge diesen gesetzestreuen Herren, das Unmögliche möglich zu machen und einen neujüdischen Staat zu gründen, so wäre dies der Anfang vom Ende des Judenthums. Sein bitterster Feind könnte nichts sehnlicher wünschen, als die Realisirung dieses Unternehmens. In Wahrheit sind, wie dies bei jeder anderen Religion sich ebenfalls erweist, auch hier die schlimmsten Feinde des Judenthums seine eigenen Fanatiker.

Ich hoffe durch das Gesagte Allen, die in dem „Aufruf" eine bedeutsame Regung jüdischen Geistes und Strebens zu erkennen glaubten, den Beweis geliefert zu haben, daß er nichts ist, als eine Ausgeburt einiger phantastischen, jüdisch-fanatischen Köpfe, welche wähnen, durch das „Unternehmen" die Grundlage für ihre pfäffischen Gelüste, für eine unfehlbare jüdische Hierarchie schaffen zu können. Mag aber auch die Masse der modernen Judenheit, namentlich bei uns in Deutschland, in ihren eigensten inneren Angelegenheiten noch so indifferent geworden sein, — so tief ist sie nicht gesunken, um an solchen plumpen Machwerken, wie dieser „Aufruf" ist, keinen Anstoß zu nehmen.

Und so protestire ich — wie ich annehmen darf, im Namen aller vernünftigen und vorurtheilsfreien Juden — gegen den wahnsinnigen Plan: uns nach Palästina „zurück" zu schaffen. Wir sind uns unserer Eigenschaft, unserer Rechte und Pflichten als Bürger moderner Kulturstaaten, unserer Aufgaben als Menschen im Allgemeinen und als Juden im Besonderen viel zu sehr bewußt, als daß wir danach Verlangen trügen, den vor fast zwei Jahrtausenden untergegangenen jüdischen Staat, — dessen Untergang die Pfaffen und die von ihnen mißleiteten Fürsten des jüdischen Volkes verschuldet haben — auf Wunsch und an der Hand der gesetzestreuen Ableger jener Verderber wieder aufzurichten. Wir erkennen vielmehr gerade im Untergange des jüdischen Staates den Beginn der welthistorischen, religiösen und ökonomischen Mission des Judenthums, — eine Auffassung, deren freilich die Bornirtheit unserer unfehlbaren Generalpächter des alleinseligmachenden Judenthums nicht fähig ist!

Leipzig, Ende October 1871.

Fr. Wachtel, Gerichtsreferendar.

Kleine literarische Revue.

— Ferd. Hiller: „Aus dem Tonleben unserer Zeit".*) Wer dieses, der Kaiserin Augusta gewidmete kleine Buch, diese neue

*) Neue Folge. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Leuckart, 1871.

Folge ernster und scherzhafter Betrachtungen eines geistvollen Tonsetzers und Virtuosen über Musik und große Componisten noch nicht kennt, und wer ein reizendes literarisches Angebinde für eine liebe Freundin zu den nächsten Weihnachten sucht, der mag unverweilt zu seinem Buchhändler schicken, und er wird Geld und Zeit, die er auf dieses Buch verwendet, mehr als gut angelegt finden. Welche Fülle von tiefen Gedanken über die Würde der Kunst, über die Heiligkeit der Musik in den Erinnerungsworten an Beethoven, an Joh. Sebastian Bach, an Mozart (in den „musikalischen Briefen"), und welche Liebenswürdigkeit des Humors und der Neckerei in den Skizzen „Zu viel Musik!" und des lebenslustigen Maëstro Rossini in seiner heitern Pariser Welt!

„Vielleicht", so beginnt Hiller sein schönes Gedenkwort zum 17. Dez 1870, „kömmt dereinst eine Zeit, wo unsere Kalender, statt eine Unzahl Namen heiliger Männer zu nennen, von deren Leben und Wirken auch der Gläubigste nur schwache Kunde hat — wo unsere Kalender, sagen wir, die Geburts- oder Todestage der Männer verzeichnen werden, welche auf die Förderung der Kultur im weitesten Sinne des Wortes von hervorragendem Einflusse gewesen. Dann werden wir, in Deutschland wenigstens, zum Datum des 17. Dezember schreiben: Ludwig van Beethoven."

Wahrhaft aus dem Leben gegriffen ist des trefflichen Musikmeisters Schilderung der Mißbräuche, die mit der edeln Tonkunst getrieben werden. Ja, wer möchte nicht, bei dem musikalischen Durcheinander der vier Klavierspielerinnen (oder auch Spieler) über, unter und an beiden Seiten neben unserer Studirstube, oder bei dem Vergnügen, das wir in Concertgärten ausstehen, wo die „sentimentalen Trompeter" blasen, und wo in den beliebten „Quodlibets" „Revue über ganze Regimenter von lahmen, hinkenden, einbeinigen und stelzfüßigen Melodieen gehalten wird", mit Hiller ausrufen:

„O süße Macht der Harmonie, du kannst den Menschen zur Verzweiflung bringen!"

Ja, „wenn unsere edle Tonkunst, trotz allem Unfuge, der mit ihr getrieben wird, nicht aufhört, erhebend und beseligend zu wirken, so beweist sie gerade dadurch ihre tiefe und ewige Herrlichkeit."

— **Alfred Meißner's gesammelte Schriften.** Unsere Blätter wollen und dürfen nicht unterlassen, auf die neue, bei Grunow in Leipzig erscheinende Gesammt-Ausgabe der Schriften Meißner's hinzuweisen — eines Dichters, der die Fahne deutschen Geistes und Strebens in seinem österreichischen Vaterlande stets hochgehalten hat. Mag auch der Sänger des „Ziska" in diesem seinem ersten größeren Gedicht einen Stock-Tschechen gefeiert haben: es geschah in einer Zeit, wo man den Verlauf der tschechischen Bewegung, ihre Beschränktheit in deutsch-feindlicher Sonderbündelei noch nicht übersehen konnte; es war im Grunde die Oppositionslust, welche den jungen Dichter trieb, wider einen verrotteten Beamten- und Priesterstaat die Lanze einzulegen. Sobald die wahre Gestalt der tschechischen Tendenzen hervortrat, sagte sich M. von den Trägern derselben los, und schließlich verließ er für immer sein böhmisches Vaterland, weil ihn die Tschechomanie anwiderte. Wer seine Romane „Schwarzgelb", „Babel", „die Kinder Roms" gelesen, der wird sich des kerndeutschen Sinnes des Autors freuen, welcher in diesen Werken den Feudalen und Klerikalen, sowie dem ganzen bureaukratischen Mechanismus des Kaiserstaats einen Spiegel vorgehalten, der ihr wahres Bild zurückwirft. Die „Sansara" gehört zu den hervorragendsten Produktionen deutscher Romandichtung. Die Dramen, namentlich „das Weib des Urias", sind von großer dramatischer Kraft und durchschlagender Wirkung. Unter den kleineren Charakterskizzen und Humoresken sind manche Perlen, auf denen der Blick immer und immer wieder mit Wohlgefallen ruht. So möge denn diese ebenso schöne als billige Gesammt-Ausgabe der Schriften Alfred Meißner's unseren Lesern bestens empfohlen sein und auch ihrerseits dazu beitragen, daß das geistige und gemüthliche Band, welches Deutschland mit Deutsch-Oesterreich verbindet, immer mehr sich festige und inniger sich gestalte. A. G.

— **Zur Kunstgeschichte.** Künstler und Kunstfreunde machen wir auf die im Braumüller'schen Verlage zu Wien erscheinende Sammlung von Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance aufmerksam, deren erster uns vorliegender Band eine Uebersetzung des Cennino Cennini'schen „Buches von der Kunst oder Traktat der Malerei" von Alb. Ilg enthält. Cennino Cennini, ein eben nicht hervorragender Künstler aus dem Ende des 14. Jahrhunderts und einer der letzten Vertreter der Giotto'schen Schule, dessen wenige, meist nur beschädigt erhaltene Malereien mehr handwerkmäßige Kunstfertigkeit, als wahrhaft künstlerische Auffassung und Darstellung verrathen, wandte sich, im späteren Verlauf seines Lebens, vielleicht in der richtigen Erkenntniß dessen, worin seine Tüchtigkeit bestände, zur literarischen Darstellung der gesammten für die Malerei erforderlichen Technik, die er in schlicht-einfacher, systematischer Weise zu Nutz und Frommen derer „die durch ihren Fleiß in Frieden leben und ihre Familie in dieser Welt erhalten wollen", in 187 Capiteln in seinem „Buch von der Kunst" abhandelte. Biographisches, erklärende Noten und ein Textregister führen das früher fast verschollene, in unseren Tagen durch französisch-englische Uebersetzungen der Kunstgeschichte wieder zugeführte Werk auch der deutschen Künstlerwelt näher. — Ein eingehenderes Urtheil über das Unternehmen selbst behalten wir uns für die Zeit vor, wo die zunächst angekündigten „Fachschriften und Briefe" Albr. Dürer's, sowie Dolce's „Dialog von der Malerei" erschienen sein werden. J.

— **Zur Handels- und Verkehrs-Statistik.** Wir haben seit einiger Zeit mit Vergnügen die Entwicklung einer Wissenschaft wahrgenommen, die, bisher stiefmütterlich behandelt, kraft der ihr innewohnenden, jugendlichen Entwickelungsfähigkeit, einen Aufschwung genommen hat, der die meisten ihrer älteren Schwestern zu überflügeln droht. Wir meinen die, theoretische Forschung und praktisches Leben vermittelnde Wissenschaft der Statistik. Kaum vergeht ein Jahr, ohne daß ein neuer Keim derselben sich selbständig entfalte, zu einem besondern Zweige heranwachse. Nicht minder folgenreich als die in den letzten Jahren eifrig gepflegte Wohnungs-Statistik möchte die durch Rob. Simson begründete „Handels- und Verkehrsstatistik" sich gestalten. Schon seit Jahren sehen wir Simson mit den Fragen dieses Zweiges der Wissenschaft beschäftigt, die Herausgabe seiner „Beiträge zur Handels- und Verkehrsstatistik des Deutschen Reiches und seiner Nachbarländer"*) begleitet von einer specialisirten Eisenbahn-Verkehrskarte, lenkt die Aufmerksamkeit des Fachmannes

*) Berlin 1871, Fr. Kortkampf.

neuerdings auf diese Bestrebungen. Es sind nur wenige Seiten, die Simson dieser Karte beigiebt, doch die festen Daten derselben sprechen beredter als ausführliche Auseinandersetzungen. J.

— **„Berlin und seine Entwickelung.“** Das reichhaltige städtische Jahrbuch, das unter diesem Titel seit dem J. 1867 vom statistischen Bureau der Hauptstadt herausgegeben wird, ist soeben in seinem fünften Jahrgange erschienen.*) Abermals wird uns darin eine Fülle von historischem, statistischem, volkswirthschaftlichem, handelspolitischem, finanzwissenschaftlichem, gewerblichem, sitten- und gesundheits-polizeilichem Material geboten, das durch einige theoretische, populär gehaltene Abhandlungen erläutert und durch eine umfassende Jahres-Chronik der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches ergänzt wird. Wir behalten uns vor, auf einzelne werthvollere Betrachtungen des Jahrbuches zurückzukommen und weisen vorläufig nur auf den, über die städtischen Finanzzustände und die Gemeinde-Einkommensteuer von Berlin sehr interessante Aufschlüsse gebenden Artikel von Dr. Ernst Bruch, sowie auf dessen „politische Topographie Berlins“ hin. Der Vorsteher des statistischen Büreaus der Hauptstadt, Dr. H. Schwabe, hat diesmal die „Berliner Kellerwohnungen nach ihrer Räumlichkeit und Bewohnerschaft“ zum Gegenstand einer sozialen und sanitätlichen Betrachtung gemacht, und von Herrn Archivar Dr. Burkhardt in Weimar ist, nach Papieren aus dem Nachlasse des Herzogs Friedrich August von Braunschweig, die sich im Weimarischen Staatsarchive befinden, eine statistische Uebersicht der Bevölkerung Berlins, des dortigen Gewerbewesens, der Consumtion ꝛc. zur Zeit des siebenjährigen Krieges (1762—63) bis zum J. 1790 mitgetheilt. Die curioseste unter diesen Notizen ist eine Uebersicht der Zahl der Fremden, die im November 1790 durch sämmtliche Thore von Berlin ein- und auspassirten. Am 1. November betrug diese Zahl 21 und am 30. November 7 sage sieben Personen.

Literarischer Sprechsaal.

Herr E. v. Hartmann, der bekannte Verfasser der „Philosophie des Unbewußten“, ist in ganz unerwarteter Weise auf einem Gebiete, das, wenn auch sehr spekulativ, doch nichts weniger als philosophisch-unbewußt zu nennen, nämlich auf dem der Börse, mit einer Theorie hervorgetreten, die von manchen neuen, vielleicht sogar auch nicht unpraktischen Ideen getragen wird. Im Feuilleton der „National-Zeitung“ vom 17. und 18. November bespricht Herr von Hartmann die moderne Actien-Industrie, welche er gegen die allgemeine Anklage des Schwindels in Schutz nimmt und vielmehr — natürlich unter Mißbilligung des Unwesens der Consortien mit ihren wucherisch hohen Gründer-Gewinnen — als eine Nothwendigkeit der volkswirthschaftlich fortschreitenden Zeit bezeichnet. Wie das berufsmäßige Handwerk einen Fortschritt gegen die in jedem Familien-Haushalt betriebene Spinnerei, Weberei, Schneiderei ꝛc. bildete, so war der bisherige Fabrikenbetrieb mit seinem Prinzipe der Theilung der Arbeit ein Fortschritt gegen das isolirte Handwerkerthum und so wird die Productiv-Association des Kapitals durch Actien-Unternehmungen einen Fortschritt gegen den Fabrikenbetrieb der, wenn auch noch so vermögenden, doch immer hinter den steigenden Kredit-Anforderungen der Zeit zurückbleibenden einzelnen Besitzer constituiren — besonders wenn es gilt, einen Wettkampf mit dem reichen England zu bestehen, das seinen Fabriken längst, um eine wohlfeilere Production zu erzielen, eine Ausdehnung durch Kapital-Associationen gegeben, von welcher man auf dem Kontinente kaum einen Begriff hat.

Aber als eine ganz vorzugsweise dem industriellen Nothstande unserer Zeit Abhülfe versprechende Einrichtung bezeichnet Herr von Hartmann die neuen Actien-Associationen, weil darin leichter den Arbeitern Gelegenheit gegeben werden kann, sich mit den Kapitalisten zu Cooperativgenossenschaften zu verbinden. Während die in den Händen von Privatbesitzern befindliche Fabrik einen durch den theuern Kredit und durch den verhältnißmäßig geringern Betrieb sehr vertheuerte Production hat, während hier die Arbeiter, bei Abschätzung des Werthes der Fabrik und des Unternehmer-Antheiles am Gewinne, dem guten Willen des Fabrikbesitzers preisgegeben sind, „hat ein Actien-Unternehmen bereits seinen normirten Kapitalwerth, und wenn die Arbeiter nunmehr ein Zehntel oder ein Fünftel der Actien erwerben (können), so repräsentiren sie in der, alle Schicksale in der Hand habenden Generalversammlung mehr als ein Zehntel oder ein Fünftel der Stimmen, da erfahrungsmäßig viele auswärtige Actionäre unvertreten bleiben und Stimmenhäufung nur bis zu ein gewisses Maaß gestattet ist . . .“

„Da mit der Größe eines Unternehmens und mit der Form der Actiengesellschaft das Risiko sich mindert, wird auch die Gefahr des Verlustes für die Arbeiter-Ersparnisse eine geringere sein, und in so weit sie noch besteht, reichlich durch den Einfluß moralisch aufgewogen sein, den sie vermittelst Uebernahme dieses Risiko's auf die Geschicke der Fabrik üben. Dieses Bewußtsein wird sie in noch ganz anderer Weise solidarisch mit den Interessen des industriellen Unternehmens verknüpfen, als die blos passive Theilnahme am Gewinn, und wird namentlich den abenteuerlichen und ausschweifenden Charakter, den die soziale Bewegung in letzter Zeit angenommen hat, zu nüchternem und praktisch-verständigem Ernste zurückführen. . .“

„Wenn die neuen Actiengesellschaften ein Einsehen haben in die Gefahren, welche die soziale Frage in ihrem Schooße birgt, und in die Unmöglichkeit, diese Gefahren auf die Dauer anders, als durch das Solidarischmachen der Interessen der Arbeiter und der Unternehmungen selbst zu beschwören, dann werden sie auf Mittel sinnen, um den Arbeitern ihrer Fabriken auf alle Weise das Erwerben von Actien zu erleichtern und ihnen die Vortheile einer solchen Erwerbung klar zu machen.“

Im Journal des Débats zeigt Herr Ad. Frank ein neues Werk des französischen Akademikers Hippolyte Passy über „die Formen der Regierung und die Gesetze, von denen sie beherrscht werden“ an.*) Obwohl es scheint, als sei dieses Buch gerade für den gegenwärtigen Moment, wo Frankreich wieder à la recherche einer neuen Constitution ist, geschrieben, ist es doch nur ein zufälliges, günstiges Zusammentreffen, was in diesem Augenblick

---

*) Berlin und seine Entwickelung. Städtisches Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. Fünfter Jahrgang. (282 S. gr. 8. mit drei graphischen Darstellungen.) Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1871.

*) Des formes de gouvernement et des lois qui les régissent. Paris, Guillaumin, 1870.

das Werk des Herrn Passy, der es bereits im Jahre 1870, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, publizirt hatte, so à propos erscheinen läßt. Der Verfasser untersucht und vergleicht darin die verschiedenen Regierungsformen der Erde, von der asiatischen Despotie bis zur demokratischen Republik, von der Wahlmonarchie bis zum erblichen Cäsarenthum, und kömmt, nach gründlichster Darlegung sine ira et studio, zu dem Resultate, daß der ehrlichen constitutionellen Monarchie unter allen Regierungsformen der Vorzug zu geben sei, womit natürlich der Berichterstatter des Journal des Débats vollkommen einverstanden ist. — Herr Passy hat kürzlich auch in einer Sitzung der Akademie, in welcher es sich um die Gründung eines Vereins zur Bekämpfung sozialistischer Theorieen durch Förderung des Unterrichts und der Arbeit handelte, seine Ansicht über die Nothwendigkeit einer Reform der in Frankreich herrschenden Ideen, und zwar nicht bloß der arbeitenden Klassen, sondern auch der Bourgeoisie, ausgesprochen. Er bemerkte, daß der letzte Krieg bereits den Erfolg gehabt, in den Mittelschulen des Landes dem Unterricht in der Geographie und in den lebenden Sprachen eine größere Ausdehnung zu verleihen; ebenso haben aber auch die communistischen Greuel des Jahres 1871 den Franzosen gezeigt, wie nothwendig es sei, das niedere Volk mit den gesunden Lehren der Volkswirthschaft und mit dem richtigen Verständnisse des Begriffes der persönlichen und der politischen Freiheit bekannt zu machen.

In der zu Edinburg abgehaltenen diesjährigen Versammlung der British Association hat Miß Lydia Becker, die rüstige Vorkämpferin für Frauenrechte in England, eine Abhandlung verlesen, deren theilweise Widerlegung von Lord Houghton und Andern versucht, nur schwach ausfallen konnte, da sich die Dame diesmal hinter eine eigentlich unangreifbare Forderung, die der unbeschränkten Zulassung der Frauen zur Arbeit, verschanzt hatte. Es ist dies eine Forderung, welche den wirklichen Bedürfnissen unserer Zeit, den Mißständen, aus welchen die vielgescholtene Frauenfrage sich entwickelt hat, so viel ernster zu Leibe geht, als z. B. die neuerlich im englischen Parlamente eingebrachte Bill über die Stimmfähigkeit der Frauen, daß sie nothwendig weit größere Sympathie als diese beanspruchen darf. Die klare, in allen Punkten auf Thatsachen basirte Ausführung Lydia Beckers stach sehr vortheilhaft gegen die Erwiderungen ab, welche dieselbe erfuhr; wie wir uns überhaupt der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß in diesem Kampfe um die Frauenrechte die Gegner die Waffen getauscht zu haben scheinen: während meist die besonnene Logik auf Seiten der freilich auch wohlvorbereiteten und um den höhern Preis ringenden Frau ist, dienen nur zu oft bittere Leidenschaftlichkeit oder sophistische Sentimentalität dazu, die Sache ihrer Angreifer zu schwächen.

„Die Ehe vom pekuniären Standpunkte aus betrachtet", lautet der vielversprechende Titel eines Aufsatzes im Victoria-Magazine. Statt der selbständigen Abhandlung, welche wir erwartet hatten, fanden wir jedoch nur die referirende Besprechung einer gewissen Maßregel der Directoren der „Union-Bank" in London, die an Interesse gewinnt durch die Discussionen, die sie in England hervorgerufen hat. Wir Deutschen sind von Regierungswegen an eine wohlwollende, väterliche Aufsicht, an Cautions-Bestellungen, Vermögens-Nachweisen und dergleichen gewöhnt; es befremdet uns daher nicht im Geringsten, wenn die Directoren eines sehr bedeutenden Bankgeschäfts eine gewisse Gehaltsziffer als das Minimum für ihre Beamten, wenn sie sich verheiraten wollen, festsetzen — denn das ist's, um was es sich hier handelt. Anders der Engländer: er trägt die Magna Charta, den Garantieschein der ausgedehntesten persönlichen Freiheit, immer in der Tasche, und — fügen wir hinzu — wacht mit spezieller Zärtlichkeit über sein Recht, thöricht und unsinnig zu handeln, dafern es ihm beliebt. Die Herren Bankdirectoren haben sich dahin geeinigt, ihren Clerks das Verehelichtsein erst bei 150 Pfd. (1000 Thaler) jährlichen Gehaltes zu gestatten. Ueber die Höhe der Summe lassen sich natürlich die verschiedensten Ansichten geltend machen; die Befugniß der Directoren aber, solche Maßregeln überhaupt zu treffen, müssen wir durchaus in Schutz nehmen. Denn wenn die Magna Charta den Herren Commis, Buchhaltern, Cassirern ꝛc. die Freiheit läßt, mit ihren Gattinnen und Kindern zu darben, so viel sie wollen, so giebt sie zugleich auch den Prinzipalen das Recht, sich gegen etwanige unzeitige Eingriffe in ihre Kassen, wie sie die durch frühes Heiraten herbeigeführte kritische Lage ihrer Angestellten nur zu leicht nach sich ziehen könnte, in Vertheidigungszustand zu setzen. Dieser Gesichtspunkt, der einzige, aus welchem, unsern continentalen Begriffen nach, solche, den regen englischen Freiheitssinn verletzende Maßnahmen betrachtet sein wollen, ist in dem erwähnten Aufsatz, wenn nicht übergangen, so doch nur flüchtig berührt.

S. J.

Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte", Frau Beecher Stowe, spricht sich in ihrem Romane „Pink and White Tyranny" (Blaßrothe und weiße Tyrannei) energisch gegen jede Gesetzes-Aenderung aus, die eine Erleichterung der Ehescheidung bezweckt, und bekämpft damit die weitverbreitete Ansicht, als würde eine solche Erleichterung der Sache der Frauen zu Gute kommen. Eigenthümlich und recht im amerikanischen Stil ist eines ihrer Argumente, womit, unter Heranziehung eines neutestamentlichen Spruches, für den Gesetzgeber aller civilisirten Völker, Christus, eine gewisse freundliche Parteilichkeit für das schwächere Geschlecht vindicirt und von der Legislatur des Landes, diesem Beispiele nach, eine ähnliche Parteilichkeit gefordert wird.

Von der humoristischen Schilderung des französischen Krieges: „Zwei Bücher Chroniken des J. 1870—71", sind kürzlich die vierte und die fünfte Lieferung erschienen*), durch welche das erste, „von Ems bis Wilhelmshöhe" reichende Buch abgeschlossen wird. Das Schluß-Kapitel (46) des ersten Buches endigt mit einer Weissagung Kutschke's von den zukünftigen Dingen in Gallien und mit folgendem Verse: „Uf'n Straßburger Münster aber wird 'n deutscher Professor stehen un sich den Schwindel ankucken; wenn's aber so weit ist, wird er uf's Jeländer kloppen un ausrufen: „Finis Galliae!" un „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohljefallen!"

*) Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

Berichtigung. In der vorigen Nummer d. Bl., S. 658, ist unter England, statt „Zirilaria", in der Ueberschrift und im Texte überall Zirclaria zu lesen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 2. Dezember 1871. [№ 48.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Anti-Materialismus, von Ludwig Weis.*)

Es ist ein bedenkliches Anzeichen für die Abnahme des Interesses an der spekulativen Philosophie, daß die Zahl der Schriften, welche sich mit der Vertheidigung aller Philosophie, oder wenigstes aller Metaphysik, beschäftigen, in der Gesammtheit der philosophischen Literatur der Gegenwart einen umfangreichen Platz einzunehmen beginnt. Vor vierzig Jahren pflegte man, wie ein Rückblick auf die Erscheinungen von damals nachweist, sich in der Einleitung eines philosophischen Buches nicht erst zu entschuldigen, daß man Philosophie treibe. Die Spekulation der Weltweisen war dazumal populär, während heutzutage ganz andere „Spekulationen" es sind! Doch wollen wir darum nicht ohne Ueberlegung einen Stein auf unser heutiges Geschlecht werfen, das schon von seinen Vätern erfahren hat, wie so mancher stolze Systembau der selbstgewissen Denkwissenschaft vor dem Ansturm einer neuen Denkerschule und zuletzt vor den Siegerschlachten der „exacten Empirie" kläglich zusammenbrach. Ein System hat das andere todt gemacht, und die „strenge Methode der Naturwissenschaft", die nicht spekulirt, sondern experimentirt, will sogar allen Systemen den Garaus gemacht haben. Letzteres bestreiten die Philosophen, soviel ihrer noch sind, mit großem Eifer und mit großer Hartnäckigkeit, im Uebrigen auch mit vollem Recht, denn man darf Niemanden todt sagen, der lebt und in Wort und Schrift deutliche Lebenszeichen von sich giebt. Andererseits jedoch können die Philosophen wiederum nicht in Abrede stellen, daß die analytische Methode, welche von der Einzelerscheinung ausgeht, der synthetischen, die vom Allgemeinen zum Besonderen und Einzelnen fortschreitet, weitaus den Rang abgelaufen hat. Zwar sind Dritte gekommen und haben die „genetische Methode" empfohlen, welche die Vorzüge der beiden andern vereinigen soll und man hat dies mit dem beliebten Ausdrucke „Entwickelung" benannt, allein die Harmonie der Spekulation und der naturwissenschaftlichen Analyse hat sich doch nicht „entwickelt", obwohl die Entwickelungen aller möglichen und zum Theil unmöglichen Vorgänge in den Lehrbüchern zu Tausenden sich häufen und z. B. Renan, der den kühnsten Wurf hierin gethan hat, etwas entwickelt zu haben glaubt, was seinen Gegnern, Klugen und Thörichten, wie eine bloße Roman-Entwickelung vorkam.

Thatsache jedenfalls ist: große Mißerfolge der Philosophen-Schulen haben unserem Geschlechte den Geschmack am Philosophiren einigermaßen verleidet. Soll nun einmal Alles „entwickelt" werden, so hat diejenige „Weltentwickelung", die man in der Geschichte der Menschheit kennen lernt, die meisten Vorzüge für sich. Und wie man an dem Geschehenen und dem Geschehenden das wärmste Interesse nimmt, so blieb auch der Philosophie kaum Besseres übrig, als selber in die geschichtliche Betrachtung sich zu vertiefen, was die Folge gehabt hat, daß die Geschichte der Philosophie und daneben die Philosophie der Geschichte die bebautesten Felder der spekulativen Wissenschaften geworden sind.

Ein mit Ernst und Fleiß geschriebenes Buch, „Anti-Materialismus", umfaßt eine Reihe von apologetischen Vorträgen aus dem Gebiete der Philosophie, von Dr. Ludwig Weis, und bekundet die historische Richtung der jetzigen Weltweisheitspflege in allen Abschnitten klar und bündig. Ruhe, Mäßigung, würdige Sprache, wahr empfundene Achtung vor den großen Aufgaben der Wissenschaft, lebendige Hingabe an den bedeutungsvollen Stoff kennzeichnen das uns im ersten Bande vorliegende Werk. Aus der Geschichte der deutschen Philosophie hat es am reichlichsten geschöpft, aber auch die Schicksale der inductiven, d. h. der Erfahrungs-Wissenschaften hat der Verfasser, seinem Zweck entsprechend, planmäßig eingeflochten und auch hier seine Orientirung in den wesentlichsten Punkten dargethan. Kleinere Irrthümer wird der ihm wohlwollende Leser verzeihen. Herr Weis hat populär sprechen und schreiben wollen und aus diesem Grunde discursivisch verfahren müssen, wo er selber gern den strengsten Pfad eingehalten hätte. Er ist in seinem Denken von Kant ausgegangen, aber er hat mit Hülfe der neuesten Wendung, die der spekulative Idealismus eingeschlagen, auf den Schultern des jüngeren Fichte und ähnlicher maßvoll denkender Geister einen selbständigen Standpunkt erklommen, von dem aus er, so unbefangen, als es die Gesammtheit dieser Conceptionen erlaubt, Rundschau hält über die Ergebnisse der Neuzeit.

Man kann nicht behaupten, daß diese Ergebnisse unserer zeitgenössischen Philosophie, auch wenn man die Schule der raisonnirenden Materialisten zu letzterer hinzurechnet, eine feste Basis darböten. Alles ist noch Gährung und Schwanken. Ein buntes Bild der verschiedenartigsten Gesinnungen und Strebungen rollt Herr Weis vor dem Auge des Lesers auf. Ob er gleich eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen der Naturphilosophie Hegel's und der unserer heutigen Materialisten, eines Vogt, eines Moleschott, eines Büchner entdeckt — der große Abstand zwischen beiden beruht auf der Genesis der beiderseitigen Anschauungsweisen; sie hat bei der äußersten Linken des Hegel-

*) Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Hauptrücksicht auf deren Verächter. Zwei Bände. Von Dr. Ludwig Weis. Berlin, F. Henschel, 1871.

thums zur Selbstvergötterung des Individuums, bei den Materialisten zur Naturvergötterung, oder wenn man will, zur Entgötterung der Welt geführt. Der Monismus Hegel's, der die Einheit der Substanz in die Einheit des Begriffs (also des Inbegriffs) aller Dinge umsetzt und die Denksouverainetät der Vernunft auf den Thron des Universums hebt, ist durch ihren Ursprung von den materialistischen Systemen radikal verschieden! Hegel's Lehre stammt aus dem spekulativen Idealismus des „philosophischen Jahrhunderts", und diese Herkunft kann sie nirgend verleugnen. Duo quum faciunt idem, non est idem. Das gilt hier in der That! Es ist immer ein Sprung, wenn ein Hegelianer zum empirischen Materialisten wird, denn der Denkprozeß, der das Hegelthum in seiner Eigenthümlichkeit bestimmt, haftet nicht unmittelbar an der Erscheinung der Dinge. Sehr mittelbar erst kommt der Hegelianer zu materialistischen Resultaten. Er wird selten oder nie den Begriff der Ewigkeit des Selbstbewußtseins aufopfern und wenn er dem Einzelbewußtsein auch keine Fortdauer zuschreibt, immer einen Weltzweck und eine Vorherbestimmung des Menschen zur Bethätigung der Freiheit annehmen, so daß er den blinden Zufall wie das blinde Fatum gleich stark abweisen wird.

Dem Satz des Cartesius: „Cogito, ergo sum" gesteht auch der Autor dieses „Anti-Materialismus" eine epochemachende Bedeutung zu. In diesem Satze hat die idealistische Philosophie der neuern Zeit ihr Selbst gefunden. Aus ihm hat sich der Nerv aller nachfolgenden Systeme entwickelt. Dieser Satz hat die Stellung der modernen Philosophie zur Theologie und zur Naturwissenschaft bestimmt und gegen den Glauben sowohl, als gegen das Erfahrungswissen der reinen Induction die Philosophie Front machen lassen. Eine Unabhängigkeit der Weltweisheit ist dadurch erzeugt worden, welche sehr häufig als ein Herrschaftsgelüst derselben aufgefaßt ward. Daß die Philosophie als allgemeine Wissenschaftslehre alle übrigen Wissensgebiete sich unterwerfen wolle, hat man ihr auf Seiten der Theologen, wie der Naturforscher und Rechtsgelehrten, bitter zum Vorwurf gemacht, und je stärkere Ansprüche der Formalismus der Hegel'schen Dialektik auf Gemeingiltigkeit erhob, desto lebhafter haben die zwei wahlverwandten Richtungen, nämlich die historisch-kritische Schule und die Männer der exacten Naturwissenschaft, gegen diese Alleinherrschaft protestirt und die Emancipation der Empirie von allem dialektischen Formelzwang um so eifriger vollzogen! Tiefe Gegensätze unserer modernen Geistesbildung sind in diesen scheinbar nur secundären Streitigkeiten an's Licht getreten; es waren Schlachten hinter einer spanischen Wand geschlagen, aber in Wahrheit lag ein gewaltiger Ernst und eine mächtige kulturhistorische Bedeutung darin. Das Unbefriedigende des jeweiligen Standpunktes der neueren Philosophie haben die auffälligsten Beispiele männiglich kundgethan, Schopenhauer's pantheistischer Pessimismus und E. v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" haben die scharfen Schlagschatten der geistigen Situation gezeichnet und durch ihre Versuche, die spekulativ-idealistische Weltanschauung zu verbessern, zu erweitern und zu ergänzen, den klarsten Beweis geliefert, wie Vieles die letztere für den geistig-sittlichen Ausbau eines harmonischen Menschendaseins zu wünschen übrig ließ!

Philosophie und Philosophie ist allerdings zweierlei. Was Trendelenburg's ehrenhafte Bestrebungen und was die hitzigen Streiter der junghegel'schen Epigonen Philosophie nennen, ist etwas sehr Verschiedenes. Die Verächter der einen Philosophie sind die glühendsten Verehrer der anderen, das ist eine banale Wahrheit, aber hat denn die Empirie, wenn sie methodisch betrieben wird, wohl nicht selber ein Recht, sich „Philosophie" zu nennen? Herr Ludwig Weis giebt dies Recht zu und wenn Philosophie nichts weiter ist, als methodisches Denken, warum sollte dann auch nicht die inductive Methode so gut ihren Platz im Reiche der Metaphysik einnehmen dürfen, als die deductive und die genetische? Verächter der Philosophie im Sinne des Verachtens streng logisch-methodischer Gedankenarbeit ist kein Forscher der Welt, sondern die Verachtung hängt sich lediglich an die Erfolglosigkeit inhaltleerer Spekulation, welche die Form für das Wesen der Sache ansieht. Die Verachtung der Philosophie hat sich stets gegen einzelne vorherrschende Systeme gerichtet, nur jene extremen Materialisten, denen die sinnliche Wahrnehmung allein etwas gilt, die selbst schon die reflectirende Erfahrung verwerfen (principiell ein Unsinn!), verfallen dem Bann der Unwissenschaftlichkeit, denn sie verrathen die Rohheit ihrer Anschauungsweise, sie sind Verächter alles Geistigen überhaupt!

Nicht der theoretische Materialismus, der sein selbsteigenes Correctiv an der gesunden Logik des wissenschaftlichen Geistes hat, sondern der praktische der Geistes- und Wissensverachtung, welcher sich des Volksgemüthes zu bemächtigen strebt, ist die große Gefahr, nicht der Neuzeit im Allgemeinen, aber doch der Episode, in welcher wir heute leben. Die Wissenschaft der System-Philosophen kann diesen Dämon nur sehr indirect beschwören, der praktische Materialismus wird am besten und erfolgreichsten durch die praktischen Lebensmächte bekämpft, durch ein den geistig-sittlichen Fortschritt der Menschheit wiedererzeugte Religion, durch verinnerlichte Gottesverehrung, durch Bildung des Herzens, des Gemüthes, durch die Arbeit gesunder Volkserziehung und ganz vorzüglich durch das Eingehen der Nation in ihren innersten Lebensadern. Das Alles sind Dinge, bei denen die System-Philosophie mittelbar manche treffliche Hülfe gewähren kann, aber sie ist nicht an sich selbst schon die Sonne der Zukunft, denn, wie Hegel so schön und richtig gesagt: „erst wenn die Dämmerung eingebrochen, erhebt die Eule der Minerva ihren Flug!" (Vorwort zur Rechts-Philosophie.) Die Philosophie ist eine späte Frucht, aber nicht für sich allein die erweckende Saat des Geistes. Es war nicht der Neuplatonismus, der die Geistes- und Seelenschätze des Alterthums der Menschheit gerettet hat, sondern das auf der Grundlage des mosaischen Monotheismus emporgewachsene Christenthum!

Trauttwein von Belle.

„Allzeit voran", von Friedr. Spielhagen.*)

„Der Roman sei ein Spiegel der Zeit!" Dieser allgemein anerkannten Forderung entsprechen die besseren neuen Romane selbst ohne es zu wollen, so sehr, daß man in gewissem Sinne jeden derselben einen historischen nennen kann. Aber wie der Spiegel nur dann ein richtiges Bild zurückwirft, wenn zwischen ihm und dem gespiegelten Gegenstande eine gewisse räumliche Entfernung sich befindet, so wird im Allgemeinen die zu große zeitliche Nähe der im Roman wiedergespiegelten Ereignisse der historischen Treue eher Eintrag thun als sie befördern: der freie Ueberblick fehlt. Dies gilt wohl vollkommen für gewöhnliche Zeiten; es giebt aber Epochen in der Geschichte, so groß, so gewaltig und doch so in sich abgerundet, daß sie die Bedingungen

---

*) Roman in drei Bänden. Berlin, Otto Janke, 1872.

zu ihrer Beurtheilung nur in sich selber tragen; sie verschmähen den gewöhnlichen Maßstab, der sich als unzureichend erweist. Kleinere Bergzüge wollen aus einer gewissen Entfernung angeschaut sein, wenn man ein richtiges Bild von ihren Linien empfangen soll; vor die Alpenkette gestellt, empfindest du ihre ganze Gewalt, magst du, am Fuße stehend, zu ihr aufblicken oder am fernen Horizonte ihre Häupter aufragen sehen.

Eine solche alpenartig in der Geschichte emporsteigende Epoche ist es, in der und vor der wir stehen, und weil sie so groß und in ihrer Größe doch so scharf begränzt, so faßbar ist, darum darf schon jetzt der Geschichtschreiber sie schildern, der Dichter sie besingen, der Maler sie malen, warum sollte nicht auch der Roman-Schriftsteller das Recht haben, von ihren bekannten und unbekannten Helden zu erzählen, und aus der überreichen Fülle des Stoffes, den sie darbietet, zu schöpfen?

Spielhagen hat in seinem neuesten Werke: „Allzeit voran" von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Er versetzt uns in den Mittsommer des Jahres 1870, jene ewig denkwürdigen Tage, die der Kriegserklärung Frankreichs vorangingen, und Abschied nehmen wir von den handelnden Personen unmittelbar nach der Schlacht von St. Privat. So viel über die Zeit. Der Ort der Handlung ist größtentheils der Hof eines kleinen mediatisirten Fürsten, der mit der Welfenpartei in Verbindung steht; der Verf. nennt das etwa zehn Quadratmeilen große Ländchen Roda-Rothebühl — auf der Karte also nicht vorhanden. — Den Mittelpunkt bildet die Gestalt des alten Fürsten, eines feinen, human gebildeten, liebenswürdigen Greises; die eigentliche Heldin aber ist Hedwig, seine Gattin zur linken Hand, die er als Gesellschafterin im Hause einer entfernten Verwandten kennen gelernt und, von ihrer Schönheit, Jugend und Liebenswürdigkeit bezaubert, geehelicht hat, ohne jedoch in den vier Jahren seiner Ehe jemals etwas mehr als äußerliche Ergebenheit von der früheren Portier-Tochter erlangen zu können. — Der präsumtive Erbe und Nachfolger in den sämmtlichen Besitzungen des kinderlosen Fürsten, Graf Heinrich Roda, ist Offizier in preußischen Diensten, während der alte Fürst seit 1866 in ohnmächtigem Grolle mit Preußen hadert. Graf Heinrich, obwohl selber standesgemäß vermählt, liebt Hedwig mit Leidenschaft und legt dies in sehr cavalièrer Weise an den Tag; zu gleicher Zeit wird die schöne Frau von Dr. Horst, einem jungen hannöverschen Arzte, schweigend angebetet, während der Marquis de Florville, ein Gast des Fürsten, der heimlich mit welfisch-französischen Intriganten liirt ist, sie in seine Netze zu verstricken sucht, da auch er ihrem Zauber nicht widerstehen kann. Sie selbst aber will und kann keinem von Allen angehören; dem Fürsten nicht — weil eben Jugend und Alter nichts mit einander zu theilen haben, dem Grafen, der ihre erste Jugendliebe war, ist sie entfremdet, weil er sie kalt seinen „höheren Interessen" zum Opfer gebracht hat; Doctor Horst jedoch, zu dem die gereiftere Neigung, ja alle Sympathieen des Geistes wie des Herzens sie zu ziehen scheinen, vermag sie nicht zu gewinnen, da er selber keinen festen Halt und Stand im Leben gefunden hat, und ohne eigentliches Vaterland, denn auch er grollt im Herzen noch mit Preußen, des rechten Bodens zur Entwickelung seiner schönen Gaben ermangelt; daß des Franzosen kecke und frivole Werbung der jungen Frau nur Widerwillen einflößen kann, bedarf kaum der Erwähnung. So entsagt die Vielumworbene dem Fürsten, der mit Leidenschaft begehrt, sie zu seiner wirklichen Gemahlin zu machen, und nach seinem im Augenblick der Kriegserklärung erfolgten tragischen Tode sehen wir sie Rang und Reichthum verschmähen, die der Fürst ihr gesichert; sie zieht es vor, als barmherzige Schwester in den Kriegslazareten zu wirken. Hier trifft sie noch einmal mit Heinrich, jetzt Fürst von Roda, zusammen, sowie mit Horst, der freiwillig als preußischer Militärarzt in den Krieg mitgegangen ist, ohne daß die Liebe dieser Beiden sie ihrem nun erwählten Berufe abtrünnig machen kann.

Hier bricht die Erzählung ab; die Zustände an dem kleinen Hofe und der Diminutiv-Residenz unmittelbar vor dem Kriege — diese ewig mit dem Fluche des Komischen belasteten Stürme im Glase Wasser, die bald ganz der Mythe angehören werden und schon deshalb der Aufzeichnung werth sind — bilden den heitern Hintergrund für die großen leidenschaftlich bewegten Figuren, die mehr oder weniger in die Weltereignisse verflochten sind.

Man sieht, der Stoff des Romans ist ein reicher und bunter und bietet genug Gelegenheit zur Zeichnung charakteristischer Gestalten und Gegensätze; und mit seiner gewohnten Meisterschaft hat denn auch Spielhagen eine Reihe eminent typischer Figuren vor uns hingestellt. Sieht man sie aber genauer an, so will es uns dünken, als ob das nicht bloß Typen im gewöhnlichen Sinne wären, nicht bloß Erscheinungen, die eine gewisse Klasse, einen Stand ꝛc. darstellen sollen, sondern sie scheinen vielmehr Träger von Begriffen und Ideen zu sein und somit eine allegorische Bedeutung zu beanspruchen. Der alte Fürst z. B. repräsentirt offenbar den ohnmächtigen Partikularismus der Kleinstaaten, dem Hedwig, das junge schöne Weib Germania, sich entwindet, indem sie die Scheinehe, die sie ihm verbunden hat, gewaltsam löst. Graf oder Fürst Heinrich hingegen versinnbildlicht die Aera von Blut und Eisen, das neue Geschlecht, das ehernen zermalmenden Schrittes seinem Ziele zuschreitet und den Sieg erringt — die freie Liebe Germanias zwar hat dieses Geschlecht nicht zu gewinnen vermocht — wohl aber beugt sie sich seinen Erfolgen. Der scheue, ideale, für Volkswohl begeisterte, aber nicht thatkräftige Horst soll wohl die Fortschritts-Partei, oder wenn man will, die Partei der Volksfreunde charakterisiren. Auch diesem kann Germania nicht ausschließlich angehören — sie bleibt frei!

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird sicherlich, gleich uns, den Gestalten des Dichters diese Deutung geben müssen; er selbst spricht es ziemlich unverhohlen aus in der Vision Horst's (Th. I. S. 275 u. folg.). Auch im zweiten Theil spricht Hedwig in gleicher Weise vor dem Bilde Horst's.

Und derselbe Dr. Horst schreibt bei seiner Flucht an den sächsischen Cavalier von Zeisel: „Lebewohl, lieber, einziger Freund, und mögen wir, bis wir uns wiedersehen, gelernt haben, daß, wer sein Glück von Individuen abhangen läßt, einem Schatten nachjagt; daß wir nur Befriedigung finden können in dem strengen Dienst für das Große und Ganze, dem gegenüber wir uns nicht zu schämen brauchen, wenn wir weder groß noch etwas Ganzes sind."

So könnten wir noch manche Stellen zum Beleg unserer Behauptung anführen, doch überlassen wir lieber dem Leser selber, sie herauszufinden. Ist es doch ein Hauptverdienst Spielhagen's, daß er die Kunst der Anregung in so hohem Maße besitzt. So mag man denn auch über die Berechtigung dieses Genres der Darstellung denken, wie man wolle, man wird zugeben müssen, daß die Lectüre des vorliegenden Romans ein ganz eigenthümliches, von dem Gewöhnlichen abweichendes Interesse bietet. Was ein wirklicher Dichter schafft (dichte er nun in Farben, Tönen oder Worten), das kann nie verfehlen, dichterisch empfängliche Gemüther zu fesseln; und daß Spielhagen ein Dichter und ein liebenswürdiger Dichter ist, das thut diese neue Arbeit wieder schlagend dar. Wie versteht er, die Saiten des Herzens

erklingen zu machen, sei es in Mitgefühl gewaltiger Leidenschaft, zorniger Empörung, sei es daß er mit schalkhafter Anmuth uns in die Conversationen in den Salons der Aristokratie einführt oder in die Unterhaltungen beim Damenkaffee der Frau Apotheker Hippe. Mit gleicher Meisterschaft weiß er die Natur und ihre Stimmungen zu schildern und mit Worten zu malen, wie denn überhaupt seine Sprache sich zu immer größerem Reichthum, zu immer durchsichtigerer Klarheit und Schönheit entwickelt hat — selbst das Gewöhnliche wird durch sie geadelt.

Auch darin glauben wir einen Beweis seines echten Dichterberufs zu erkennen, daß er, bei aller Anerkennung der großen Erfolge, bei aller Freude über die Errungenschaften des Krieges, sich doch das Bewußtsein davon erhält, „wie lieblich die Boten sind, die den Frieden verkündigen"; ja die Dichter sind berufen, solche Boten zu sein. Freilich spricht er diese Ansicht nirgends deutlich aus, wie ja im Epos überhaupt nur seine Gestalten reden; aber wenn Herr v. Fischbach, ein Adliger von der ehrenwerthesten Art, Folgendes sagt, so darf man wohl des Dichters Gesinnung dahinter vermuthen (III, 133): „Ich mag den Standpunkt des Grafen auch nicht billigen", sagt er, nachdem er den des alten Fürsten verworfen hat; „den Krieg mehr oder weniger des Krieges halber wollen, ist absolut nicht zu rechtfertigen, denn es heißt, wissentlich oder unwissentlich, die Elemente nähren, aus denen der Krieg erwächst. Und auf diesem Standpunkt steht, so viel ich sehen kann, mit seltenen Ausnahmen, der ganze preußische Militäradel und Alles was mit demselben zusammenhängt. Diese Tendenz giebt ihm nun in einer Zeit, die mit kriegerischen Elementen so gesättigt ist, wie leider die unsere, ein ungemeines Uebergewicht über alle anderen Stände, gerade wie in einem Krankenzimmer der Doctor der wichtigste Mann ist, zu dem Alles in scheuer Ehrfurcht aufblickt. Aber wenn außerordentliche Verhältnisse einen andern Werth für den Maßstab des Menschen bedingen, so ist das doch nur ein relativer Werth und dessen sollten unsere Standesgenossen sich bewußt sein, oder sie laufen Gefahr, sich und Andere für die Zeiten, die doch kommen werden und müssen, zu diskreditiren, ja unmöglich zu machen!"

Einen Roman im gewöhnlichen Sinne wird das Publikum in „Allzeit voran" nicht finden, wohl aber ein höchst gedankenreiches, vielfach anregendes, vom Pulsschlag der Gegenwart durchzittertes Buch. O.

Heinrich Kruse's „Wullenwever" und „Die Gräfin".*)

War während der ganzen Zeit, wo das deutsche Volk nach einer Zeit kläglicher Erschlaffung zu neuem Bewußtsein erwachte und erst leise, verworren und unklar, dann immer deutlicher und bestimmter seine höchsten Güter, Freiheit, Einheit und durch dieselben den Deutschland gebührenden Platz in der europäischen Staatenfamilie forderte, der Roman diejenige Dichtungsform, welche am meisten geeignet und berufen war, dem Gähren, Wünschen und Treiben Ausdruck zu geben; sahen wir deshalb in den letzten Jahrzehnden den Roman, namentlich als politischen und sozialen Roman, den bedeutendsten Platz in unserer Literatur einnehmen, so steht zu erwarten, daß ihm in unserer Zeit der Wiedergeburt Deutschlands das Drama an die Seite treten, ja die ihm gebührende erste Stelle einnehmen wird. Der Roman schildert das Werdende, er darf vorausdichtend in die Zukunft schweifen und das von ihr zu Erhoffende als erreicht oder doch demnächst erreichbar hinstellen; das Drama hat es mit dem Gewordenen zu thun, es ist ein Brennspiegel, der die Strahlen seiner Zeit auffangen und sie glühend und zündend zurückwerfen soll. So lange wir keine Nation waren, konnten wir kein nationales Drama haben; wählten doch unsere beiden größten Dichter Jeder nur für eins seiner unsterblichen Werke Stoffe aus der deutschen Geschichte; nachdem wir eine Nation geworden, werden uns hoffentlich die Dichter und das Drama nicht fehlen.

Es wäre eine Uebertreibung, welche der Verfasser der beiden uns vorliegenden und zu diesen Zeilen den Anlaß liefernden Trauerspiele selbst am wenigsten gut heißen dürfte, wollten wir dieselben als solche bezeichnen, welche bereits die Anforderungen befriedigen, die man an ein solches nationales Drama der Zukunft zu stellen berechtigt ist; wohl aber dürfen wir sie eine Morgenröthe desselben nennen, und dies um so mehr, als beide Arbeiten vor dem Kriege von 1870 entstanden sind.

Beide Dramen, „die Gräfin" und „Wullenwever" behandeln Stoffe aus der deutschen Geschichte; beide zeichnen sich aus durch eine edle und schöne Sprache und eine feine Charakteristik, beide haben neben diesen ihnen gemeinsamen Vorzügen jedes seine eigenthümlichen Vorzüge und Schwächen. Als eine Schwäche möchten wir im ersten Stücke, „die Gräfin", den Stoff bezeichnen. Der Kampf, welchen die Gräfin Thea von Ostfriesland Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gegen die friesischen Edelleute führt, ihre Fehden mit dem Grafen von Oldenburg, liegen unserem heutigen Interesse doch gar zu fern, und es bedarf schon einer recht eingehenden Kenntniß der Geschichte, um mit diesen Einzelheiten vertraut zu sein; das Ganze macht uns den Eindruck eines Sturmes im Wasserglase. Die Stärke des Stückes liegt dagegen in dem Charakter der Gräfin, dieser dämonischen Autokratin, die Alles ihrem Willen opfert, die sich und ihr ganzes Haus zu Grunde gehen läßt, ehe sie nur ein Haarbreit von dem abweicht, was sie für Recht erkannt hat und der wir doch unsere Theilnahme nicht versagen können, weil sie keine Tyrannin ist, sondern redlich das Beste will. Könnte man sich das Stück, abgelöst vom historischen Hintergrunde, als Familiendrama denken, wir glauben, es würde eine größere Wirkung erzielen.

Der umgekehrte Fall tritt bei dem Trauerspiel „Wullenwever" ein. Dieser Stoff ist uns vertraut; der muthige, beredte Bürgermeister Lübecks, unter dessen Regiment der alte Glanz der Hansa noch einmal aufleuchtet, um dann auf immer zu verlöschen, der Sohn und Freund des Volkes, dem die Patrizier den Untergang bereiten, unbekümmert darum, daß sie mit ihm auch Lübecks alten Ruhm unter das Henkerbeil bringen, ist uns bekannt und vertraut, und der gegenwärtige Augenblick recht dazu angethan, ihn in unserer Erinnerung wieder aufleben zu lassen. Mit Dänemark, mit Holstein führt Wullenwever Krieg, Kämpfe, die sich bis in die neueste Zeit gezogen und erst jetzt auf Frankreichs blutgetränkten Feldern ihren hoffentlich definitiven Abschluß gefunden haben. Es ist der Kampf um das deutsche Meer, nach dessen Küsten Wullenwever die Hand ausstreckt, zu dem er im Sunde den Schlüssel besitzen will, Wünsche, wie sie Deutschland heute nicht einmal mehr hegt. Fühlen wir uns auf uns wohlvertrautem historischem Boden, so scheint uns dagegen der tragische Konflikt in dem Helden nicht genug herausgearbeitet und zugespitzt zu sein; wir interessiren uns für die Begebenheiten, aber die Personen lassen uns kalt; es ist mehr die Historie, als das Drama, was uns beschäftigt.

---

*) Die Gräfin, Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Dritte Auflage.) Wullenwever, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich Kruse. (Zweite Auflage.) Leipzig, S. Hirzel, 1871.

Beide Dramen geben übrigens ein recht getreues Bild des Jammers, welchen die Uneinigkeit und Zerrissenheit Deutschlands über unser Vaterland brachte — welches Blatt der Geschichte könnte man aufschlagen, ohne daß es diese Lehre predigte? — und haben neben vielen andern Verdiensten auch das, darzuthun, welch' unsägliches Glück in dem festen Zusammenschließen Deutschlands unter einer starken Führung liegt. Neben vielen andern Verdiensten sagen wir, denn trotz der gemachten Ausstellungen erkennen wir gern und freudig an, daß der Verfasser uns mit zwei schönen Blüthen vaterländischer Literatur beschenkt hat.

J. H.

Jahrbücher der deutschen Armee und Marine.

Gleich den wissenschaftlichen Expeditionen, liefert auch der sonst diesem so unähnliche Krieg, für den sieghaften, wie für den unterlegenen Theil, eine reiche Fülle werthvollen Materials, dessen Bearbeitung und Ausnutzung die Kräfte der Berufenen auf Jahre in Anspruch nimmt. Eine solche Ausnutzung der im französischen Kriege gesammelten Erfahrungen, stellen sich die „Jahrbücher der deutschen Armee und Marine“*), welche sich, unter der Redaction des Oberst Heinr. von Löbell, seit October d. J. den bestehenden militairischen Fachzeitschriften zugesellt haben, in erster Linie zur Aufgabe.

Das vorliegende Oktoberheft erweckt durch seinen reichen und gediegenen Inhalt die besten Erwartungen für das Unternehmen. Würdig eröffnet durch einen, augenscheinlich mit Benutzung von nicht allgemein zugänglichen Quellen geschriebenen Aufsatz des Generallieutenant Freiherrn von Troschke über das eiserne Kreuz, bringt es mancherlei ausführliche Darstellungen über die Thätigkeit der Marine und einzelner Truppentheile im letzten Feldzuge, zum Theil durch gutgezeichnete Schlacht- und Aufstellungs-Pläne erläutert, sodann Aufsätze über die Wehrverhältnisse der drei skandinavischen Staaten und Anderes. Von einem weit über die reinmilitairischen Kreise hinausgehenden Interesse verspricht ein von Felix Dahn, Prof. des Völkerrechtes in Würzburg, begonnener Artikel über die zum Theil neu aufgetauchten, zum Theil einer Fortbildung bedürftigen kriegsrechtlichen Fragen zu werden. Zunächst wird in demselben nachgewiesen, daß die französische Kriegserklärung thatsächlich stichhaltiger, völkerrechtlich anerkannter Gründe entbehrte; sodann werden nach der Angelegenheit der Sprenggeschosse, besonders die Verhältnisse der Festungen erwogen. Der Verfasser neigt sich zu der Ansicht, daß, obwohl das von den deutschen Heeren innegehaltene Verfahren, in den festen Plätzen nicht bloß die eigentlichen, militairischen Werke zu bedrohen, sondern auch bisweilen einschüchternd auf die Bevölkerung zu wirken, vollständig dem bisherigen Kriegsgebrauch entspricht, es dennoch geboten sei, hierüber im Sinne der neueren Humanitäts-Bestrebungen andere Gesichtspunkte aufzustellen, zumal da sich gezeigt habe, wie erfolglos jene Mittel in den meisten Fällen geblieben sind. Nicht weniger einleuchtend erscheinen auch die Darlegungen des Verfassers über neuentstandene Verhältnisse, wie z. B. ob ein vor aller Augen aufgestiegener Luftschiffer als Spion betrachtet, und beim Einfangen behandelt werden müsse, da sonst als wesentliches Kriterium der Spionage die heimliche Einschleichung angesehen werde, während sonst der auf der Recognoscirung ergriffene Soldat, einfach als Gefangener gehalten wird. Betreffs der Passirung der feindlichen Linien mittelst des Luftballons, hält Dahn natürlich, ganz abgesehen von der Absicht des Unternehmens, jedes Mittel gerecht, dieselbe zu hindern. — Bei einer so tüchtigen Leitung, wird sich das neue militairische Journal bald seine Position unter den übrigen erobern.

*) Berlin, F. Schneider u. Co.

Bei dieser Gelegenheit unterlassen wir nicht, wieder das „Archiv des Norddeutschen Bundes über den Krieg gegen Frankreich“, herausgegeben von Dr. jur. A. Koller*) zu nennen, das eine Sammlung aller auf den Krieg bezüglichen Gesetze, Verträge, Aktenstücke, diplomatischen Schriftwerke, landesherrlichen Erlasse, Armeebefehle, Kammerverhandlungen (auch der französischen), der Kriegsdepeschen von Freund und Feind und von Aeußerungen offizieller und wichtiger unabhängiger Zeitungen des In- und Auslandes enthält. Das umfangreiche Material ist nach den verschiedenen Phasen des Krieges und nach den Beziehungen, welche die einzelnen Länder Europas zu demselben einnahmen, geordnet, so daß das Diplomatische von dem Militairischen geschieden ist. Dieser Trennung mögen triftige Gründe zur Seite stehen; wir lieben sie jedoch nicht, denn sehr oft läuft, in den Beziehungen zwischen den Kriegführenden, das Militairische und Diplomatische in Eins zusammen: der General wird Diplomat, der Diplomat General. Der Herausgeber hat aber dies Bedenken durch eine vorausgeschickte geschichtliche Uebersicht auszugleichen gesucht. Das Unternehmen ist bis in den V. Band fortgeschritten, und das letzte uns bis jetzt zugegangene Heft bringt militairische Aktenstücke, welche bis zur Kapitulation von Metz reichen.

Ein anderes von uns bereits empfohlenes Unternehmen ist die von Dr. Georg Hirth besorgte Herausgabe eines „Tagebuches des französischen Krieges“. Je weiter dies Tagebuch gediehen ist, desto mehr Freunde hat es sich erworben. Es besitzt in der That ein bedeutsames Geheimmittel, das Mittel nämlich, den Leser in die Stimmung der damaligen Tage, aber in eine fröhlich ahnende Stimmung zu versetzen, und ihn zugleich, indem es das Werthvolle von Allem bringt, was in den einzelnen Kriegstagen geschehen, in Erinnerungen schwelgen zu lassen. Echt deutsch ist das Verfahren, in gleicher Weise wie die deutschen, so auch die Berichte und Correspondenzen aus dem feindlichen Lager in die Sammlung aufzunehmen. Das Tagebuch erhält dadurch, unbeschadet seiner nationalen Tendenz, ein ihm wohlanstehendes kosmopolitisches Gepräge. — Die bis jetzt erschienenen Lieferungen gehen bis zum 27. August 1870.

England.

Darwin und die deutsche Wissenschaft.

Herr Dr. A. Bastian setzt in der „Zeitschrift für Ethnologie“ (1871, Heft V. S. 349) nach dem Erscheinen des von V. Carus übersetzten zweiten Bandes von Darwin's Werk: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ seine wissenschaftliche Polemik gegen dasselbe fort. Mit glänzender Logik weist der deutsche Gelehrte von seinem psychologisch-philosophisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte die materialistischen Paradoxien des englischen Gelehrten zurück. Aber er zeigt nicht blos die Einseitigkeit der Darwin'schen Theorie, die, bei allem

*) Berlin, Fr. Kortkampf (Buchhandlung für Staatswissenschaft und Geschichte), 1871.

Scharfsinn in der Beobachtung des zoologischen Organismus und seiner Entwickelung, ganz vergißt, daß der Mensch auch Geist und nicht bloß Körper ist, sondern er zeigt auch die inneren Widersprüche auf, die sich in Darwin's neuesten Beobachtungen der Körperlichkeit, in seinem Detail in Bezug auf „geschlechtliche Zuchtwahl" finden. Wir kennen bereits aus anderen Berichten in diesen Blättern Darwin's Ansichten in Bezug auf die größere Behaartheit der Männer und die Bartlosigkeit der Frauen, seine Erklärung des Musiksinnes und des Gesanges der Menschen und der Vögel, seine Zurückführung aller thierischen Abstammung auf einen Magensack. Herr Bastian weiß dies trefflich auszunutzen, um die Incongruenz und die Absurdität der ganzen Abstammungs-Theorie darzulegen. Es ist, wie er sagt, eine Zumuthung, welcher alle Berechtigung fehlt, wenn wir in den Aehnlichkeiten, die wir und die Wissenschaft in der organischen Natur gefunden haben, auch den Beweis einer gemeinsamen Abstammung aller dieser verschiedenen Organismen finden sollen. So hat die Wissenschaft allerdings die Säugethiere zusammengeordnet, weil sie erkannte, daß der Grundplan ihrer Organisation einer und derselbe sei; aber die Wissenschaft hat die Säugethiere auch gruppenweise getrennt, weil sie zugleich erkannt hat, daß sie nicht von einander abstammen.

„Die Naturwissenschaften," fügt Hr. Bastian hinzu, „werden allerdings dereinst berufen sein, den Boden für eine neue Construction philosophischer Gesetze zu fundiren, aber sie werden das ihnen jetzt so rückhaltlose Vertrauen bald verscherzt haben, wenn sie in der kürzlich eingerissenen Weise fortfahren, mit leichtester Oberflächlichkeit über die edelsten und höchsten Interessen zu kannegießern. Mit einem Paar Stichworten ist der Beifall des Volkes leicht gewonnen, aber seine Gunst ist unbeständig, und es wird sich dann schwer dem wieder zuwenden, der es eine Zeitlang am Narrenseil geführt hat. Der Stolz des Naturforschers ist, wahr zu sein in seinen Aussprüchen und was er unternimmt, mit Gründlichkeit durchzuarbeiten. Die psychologischen Vorarbeiten sind aber noch nicht weit genug gediehen, als daß der Naturforscher sich bereits auf dem Felde der philosophischen Disciplinen zuhause zu fühlen vermag. Deshalb unterlasse er noch ein Weilchen diese marodirenden Streifzüge, die ihm keine Ehre, sondern nur nutzlosen Plunder einbringen und wohlmeinende Freunde abwendig machen."

Das Quarterly German Magazine.*)

Die erste Nummer der von der Lüderitz'schen Verlagshandlung angekündigten, ins Englische übersetzten Auswahl naturwissenschaftlicher, historischer und ästhetischer Essays aus der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung ist soeben in Berlin, London und Newyork ausgegeben worden, und diese erste Probe dürfte dem neuen Unternehmen bei dem englisch lesenden Publikum, das für dergleichen Themata bei weitem zahlreicher ist, als das deutsche, von welchem nur eine kleine, gebildete Elite Sinn und Muße für solche Lectüre hat, eine glänzende Aufnahme bereiten. Sehr geschickt sind die drei Essays für diesen Probe-Ballon gewählt; es sind 1) R. Virchow's vergleichende Craniologie des Menschen und des Affen; 2) A. v. Gräfe's Das Sehen und sein Organ und 3) H. W. Dove's Circulation der Gewässer auf der Oberfläche der Erde.

Ganz besonders freuen wir uns aber, daß die englische Uebersetzung von Virchow's vergleichender Craniologie, welches Essay zunächst nicht gegen Darwin gerichtet war, weil derselbe damals noch nicht die Behauptung aufgestellt, daß der Mensch vom Affen oder vielleicht gar von einer Molluske abstamme, jetzt gerade, als ein Wort zur rechten Zeit gegen das neuere Werk Darwin's über die „Abstammung des Menschen", in England publizirt wird. Virchow fügt im Gegensatze zu solchen Forschern, wie Karl Vogt, die sich mit der äußeren Aehnlichkeit, die der Chimpanse und der Orang-Utang mit Negern und Papuas haben, als Beweis für ihre Affen-Theorie begnügen, seiner vergleichenden Darstellung eine anatomische Zergliederung des Schädels und der Wirbelsäule mit ihrem Nervensystem bei Menschen und bei Thieren hinzu, um daran nachzuweisen, daß die Theorie von der progressiven Menschwerdung des Affengeschlechts etwas rein Chimärisches sei. „By progressive development an Ape can never become a Man."

*) A Series of Popular Essays on Science, History and Art. November 1871. Berlin, Lüderitz. London, Williams & Norgate. New-York, E. Steiger.

Italien.

Protogäa, oder das vorgeschichtliche Europa.*)

Aus Neapel ist uns ein kürzlich dort erschienenes umfassendes Werk von 658 S. über das prähistorische Europa zugegangen. Die heutigen italiänischen Naturforscher beschäftigen sich vorzüglich viel mit den vorgeschichtlichen Zuständen der Erde und des Menschengeschlechts. Sie nennen sich darum „preistorici", und der letzte italiänische Kongreß der Naturforscher in Bologna nannte sich in Folge dessen auch ein „congresso dei preistorici". Bekanntlich hat Herr Professor Virchow diesem Kongresse beigewohnt und dort viele Ehren erfahren, die, als Huldigung für die deutsche Wissenschaft, ihm dargebracht wurden. In Italien beschäftigt sich jetzt fast jede Provinz mit der Durchforschung und Ausgrabung ihres historischen Bodens. Jede große alte Stadt wetteifert mit Rom und Neapel, ihr Forum romanum, ihre Katacomben, ihr Herculanum und Pompeji aufzufinden.

Bologna hatte eine solche wiederaufgefundene Urstätte dem Congresso dei preistorici in der vorgeschichtlichen, unterirdischen Nekropole seiner Certosa (Karthause) darzubieten. Der große Friedhof der Certosa ist an sich schon eine berühmte monumentale Sehenswürdigkeit von Bologna; nun hat man aber tief unter den modernen Gräbern, ja unterhalb einer dazwischen liegenden, wenn auch nicht geologischen, so doch scheinbar urgestaltigen Erdschicht eine andere Gräberstadt mit vollkommen erhaltenen, wie es scheint, einer nichtitaliänischen Rasse angehörenden, zahlreichen menschlichen Schädeln und Skeletten aufgefunden. Man hat einen tiefen Schacht angelegt, der zu dieser unterirdischen Nekropole und einer Krypta, welche sich unterhalb der Kapelle der Certosa befindet, hinabführt, und es ist Gelegenheit gegeben, die Gräber mit ihren wohl erhaltenen Ueberresten, zu welchen auch bronzene Aschenbüchsen (nicht Urnen) und Denkmäler in der Form von Stelen gehören, in der Nähe zu betrachten. Herr Virchow hat davon eine sehr interessante Schilderung in der

*) Protogèa, ossia l'Europa preistorica. Per Vincenzo Padula da Acri. Napoli, Detken & Rocholl (Piazza del Plebiscito), 1871.

letzten Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gegeben.

Aehnliche Ausgrabungen, wie die um Bologna, hatte auch Herr Vincenzo Padula, der Verfasser der vorliegenden „Protogäa", in Calabrien geleitet. Der Bericht über seine Forschungen in dieser Provinz, den er in einem von ihm gegründeten Journale „Bruzio" mitgetheilt, brachte ihn darauf, seine ethnographisch-mythologischen Untersuchungen zunächst über Italien und dann über ganz Europa auszudehnen. Der gelehrte Neapolitaner ist aber nicht bloß Ethnograph und Archäolog, sondern vorzugsweise vergleichender Sprachforscher und Etymolog, und wie es den Etymologen, die nicht zu der von Bopp gegründeten wissenschaftlichen Schule der vergleichenden Sprachforschung gehören, gewöhnlich zu gehen pflegt, hat er sich durch bloße Klang- und Wort-Aehnlichkeit zu den allerkühnsten und seltsamsten Hypothesen verführen lassen. Er gesteht selbst in der Vorrede, daß er dabei etwas leichtsinnig zu Werke gegangen sei und daß er, nachdem er einmal die alte, längst erschöpfte Küste der ethnographischen Forschung verlassen, die Schiffe hinter sich verbrannt habe.

Das Buch des Herrn Vincenzo Padula hat natürlich nur ein sehr geringes Interesse für die neuere Wissenschaft der vergleichenden, vorgeschichtlichen Erdkunde; ja es ist nicht recht ersichtlich, weshalb er ihm den Titel „Protogäa" gegeben und warum er dasselbe überhaupt mit der „scienza preistorica" seiner Landsleute in Verbindung zu bringen sucht. Auf das, was er über die frühern Land- und Meer-Formationen von Europa, über den Zusammenhang der Gräco-Latinischen mit den Semitischen Sprachen und Mythologieen sagt, könnte man das alte Adagium anwenden: „Das Wahre darin ist nicht neu und das Neue ist nicht wahr". Höchstens könnte man seine Studien über den Stand der ethnographischen Frage im 14., 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert als einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Wandlungen der neueren Ideen über die Menschheit bezeichnen.

Vorgeschichtlich ist aber sein Buch nur insofern, als der Verfasser seine mythologisch-sprachlichen Untersuchungen mit der Zeit der Pelasger und der Phönicier, von welchen er die uns bekannte Weltgeschichte ihren Anfang nehmen läßt, zum Abschlusse bringt.

Nochmals Immanuel und Dante.

An bedeutenden Menschen interessiren uns, außer ihren Geisteswerken, dem vollen Ausdrucke ihrer höheren Begabung, auch ihre einfacheren Lebensverhältnisse, zumal ihr vertrauter Umgang mit Zeitgenossen, mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten. Begegnet uns nun eine solche innige Herzensgemeinschaft zwischen zwei Männern, die, wenn auch einander nahestehend an Bedeutung, dennoch sehr verschiedenen Ueberzeugungen und Lebenskreisen angehören, so verfolgen wir die Spuren dieses intimen Verhältnisses mit noch lebhafterer Theilnahme. Deshalb war und ist die Entdeckung, daß den Dichterfürsten Dante ein Freundschaftsband umschlungen habe mit dem jüdischen Dichter und schrifterklärenden Scholastiker Immanuel so sehr anziehend.

Ist aber diese ganze Entdeckung nicht etwa bloß eine täuschende Luftspiegelung? Herr Dr. Paur glaubt es fast, ein Berichterstatter in diesen Blättern (Nr. 46) nimmt es ziemlich entschieden an. Das letzte Wort ist über diese Frage noch nicht gesprochen, und so seien mir, ehe die Akten reponirt werden, einige Bemerkungen gestattet.

Schon früher war das Gedicht eines befreundeten Zeitgenossen Dante's, nämlich des Rechtsgelehrten Bosone, welches dieser nach Dante's Tod „an den Juden Manoello" richtete, veröffentlicht, und zwar in Allacci's Raccolti p. 112, ebenso ein Gedicht Cino's, eines andern Schriftstellers aus dem Freundeskreise Dante's, das derselbe an Bosone gerichtet „nach dem Tode Dante's und des Juden Manoel", in dessen Gedichten, Ciampi p. 180. Später, im J. 1853, wurden durch Mercuri neben den beiden genannten Sonetten noch zwei andere herausgegeben, nämlich die Antwort Manoello's an Bosone auf das erste und die Bosone's an Cino auf das zweite Gedicht. — Schon die Aufschriften dieser Lieder bekunden den engen Zusammenhang des Juden Manoel mit dem um Dante sich gruppirenden Freundeskreise und mit Dante selbst, noch mehr spricht dies der Inhalt der Lieder aus. Bosone beklagt den tief schmerzlichen Verlust, den Alle durch Dante's Tod erlitten, und fühlt die Trauer mit, die besonders den Juden Manoel darum ergreifen müsse; dieser erwidert die Klage in tiefer Bewegung, „weinen möge Christ und Jude." Nun stirbt auch Manoel, und Cino wendet sich an Bosone mit den harten Worten: Euer Manoel, in seinem Unglauben beharrend, ist nun dahingefahren und duldet die Qualen der Hölle, doch weilt er nicht bei dem gemeinen Haufen, sondern steht bei Dante. Mildern Sinnes vertritt Bosone in seiner Antwort beide befreundete Dichter. Hieraus ergiebt sich unzweifelhaft der enge Verkehr, in welchem der Jude Manoel mit Dante selbst gestanden, namentlich auch mit mehreren Freunden, die diesen umgaben.

Aber sind diese Gedichte echt? Bis jetzt hat sie Niemand angezweifelt; nur Herr Dr. Paur thut dies mit dem Gedichte Cino's, und so muß auch die Antwort Bosone's verdächtig werden. Das Verhältniß zwischen Cino und Dante, meint er, sei, so lange letzterer gelebt, ein sehr inniges gewesen, getragen von gegenseitiger Anerkennung und von Gleichheit der Gesinnung, auch den Tod Dante's habe Cino mit tiefer Wehmuth betrauert; wie könne er ihn nun mit einem Male in die Hölle verweisen? — Aber daß Cino's Urtheil über Dante sich allmählich umgewandelt, dafür giebt jener ja selbst Zeugniß, und Herr P. verschweigt dies nicht. In einem Sonette nämlich bricht Cino in bittern und scharfen Tadel gegen Dante aus, „sein Buch stürze das Recht um, fördere das Unrecht, führe falsche und lügenhafte Beispiele vor." Das klingt hart genug, und wir werden nicht überrascht sein, wenn ein so gestimmter Mann, noch dazu aufgeregt durch die Erinnerung an den vertrauten Verkehr seines ehemaligen Freundes mit dem ungläubigen Juden, Beide zusammen in die Hölle verweist.

Doch selbst zugegeben, diese Dichtungen nach dem Tode Manoel's seien, aus irgend welcher Laune, später untergeschoben worden: wie steht es mit den harmlosen Trauergesängen, welche zwischen Bosone und Manoel gewechselt wurden? sind auch sie gefälscht? — Aber für eine solche Fälschung muß doch irgend eine Absicht gedacht werden können. Wenn man Decretale unterschiebt, will man die alte Rechtmäßigkeit eines Machtbesitzes begründen; legt man eigene Werke berühmten älteren Verfassern bei, so will man deren Werth erhöhen. Wem aber in aller Welt konnte daran liegen, einen Juden Manoel fälschlich in den Dante-Kreis einzuführen? Die ganze national-italiänische Literatur kennt keine Spur von ihm, die verschiedenen Herausgeber der in Rede stehenden Gedichte kannten ihn ebenso wenig und übergingen ihn deshalb einfach mit Stillschweigen oder riethen auf die ungeschickteste Weise über ihn herum. Auf welcher Seite nun kann man sich irgend ein Interesse denken, dem ganz unbekannten Juden eine solche Bedeutung beizulegen, ebenso dem Cino

Worte in den Mund zu legen, welche den Genius Italiens so hart schmähten? Mir scheint das eine Hyperkritik zu sein, die nicht die entfernteste Berechtigung hat.

Ob nun unter dem Daniel, welchen Immanuel in seiner Paradiesesfahrt so hoch verherrlicht, seine dereinstige Stätte daselbst mit allem Strahlenglanze schmückend, ob er, sage ich, unter diesem Daniel in leichter und dennoch vor jedem Tadel sichernder Verhüllung seinen Freund Dante preisen wollte, mag dahingestellt bleiben. Ein anderer Daniel, der solche Auszeichnung verdiente und dem Immanuel nahe gestanden, ist bis jetzt noch nicht aufgefunden.

So dürfte es denn weiter feststehen, der Jude Immanuel befand sich unter den engeren Freunden Dante's, und wir wollen uns ferner der geschichtlichen Thatsache erfreuen, daß die innere Wahlverwandtschaft die Geister mit einander verbindet trotz den Schranken, welche Vorurtheil und gesellschaftliche Geltung aufrichten.

Berlin, 20. November 1871. Abraham Geiger.

Belgien.

Der belgische Unterrichtsbund.

Am 28. October hielt die Ligue de l'enseignement in Brüssel ihre jährliche Generalversammlung, in welcher der Generalsecretair, Herr Buls, den Bericht über die Vereins-Thätigkeit im J. 1870—71 abstattete. Obwohl die belgische Ligue de l'enseignement mustergebend für die später in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, in Italien und selbst in England gegründeten ähnlichen Vereine geworden, scheint sie doch, diesem Berichte zufolge, im eigenen Lande immer noch auf vielerlei Hindernisse, mindestens aber auf großen Indifferentismus zu stoßen. Allerdings hat das letzte Vereinsjahr dem Bunde Gelegenheit gegeben, seine segenreiche Thätigkeit auf einem ganz neuen Felde zu entwickeln. Die im Lande internirten Uebergetretenen von der französischen Armee (nach der Schlacht von Sedan 2c.) waren nämlich großentheils so unwissend, daß sie unter den Wohlthaten, die ihnen in Belgien zu Theil wurden, freudig auch die des Unterrichts im Lesen und Schreiben annahmen. Der Banquier Bischoffsheim deckte die Kosten dieses Unterrichts aus eigenen Mitteln, und der Verein hatte die Genugthuung, 649 Mann, die als Analphabeten von Frankreich nach Belgien gekommen waren, als Schreib- und Lesekundige von Belgien nach Frankreich zu entlassen.

Der Verein, der sowohl das vlamische, als das französische Sprachgebiet mit seiner Thätigkeit umfaßt und der bei der Stiftung vlamischer Volksbibliotheken vom „Willems-Fonds" unterstützt wird, hat jetzt einen neuen Organisationsplan für den vom Einflusse sowohl des Staates, als der Priester befreiten, auf durchaus soliden Grundlagen ruhenden und keinerlei demokratisch-chimärischen Ideen huldigenden Volksunterricht ausgearbeitet, welcher Plan jetzt den verschiedenen Zweigvereinen und Lokalzirkeln zur Bestätigung und Annahme vorliegt.

Nachdem der Bericht der lobenswerthen Anstrengungen einiger dieser Lokalzirkel gedacht, fährt er fort:

„Was die übrigen Zirkel betrifft, so müssen wir leider constatiren, daß sie uns nicht die nöthige Mitwirkung nachgewiesen und daß es ihnen nicht gelungen, den Stumpfsinn zu besiegen, der in Belgien noch in Sachen des ohne die Mitwirkung der Priestern zu organisirenden Unterrichts zu herrschen scheint. Woher kömmt nun aber dieser Mangel an Vertrauen zu der Macht der Privat-Initiative? Wenn Alles rings um uns her vorwärts schreitet, so werden wir Belgier bald hinter allen anderen Völkern zurückbleiben.

„Wir haben Ihnen im vorigen Jahre die Gründung eines englischen Unterrichtsbundes angezeigt; dieser eben gegründete Verein zählt bereits 260 Lokalzirkel; seine Agenten durchziehen ganz Großbritannien, und allmonatlich publizirt er seine Rapporte. Ueberall werden in England Meetings zur Erörterung der Unterrichtsfrage veranstaltet. Es werden die Kinder controlirt, welche keine Schulen besuchen; es werden überall Schulcommissionen bestellt, deren Mitglieder Anhänger des obligatorischen und Gegner des confessionellen Unterrichts in öffentlichen Schulen sind. Und welche reiche Unterstützung findet der Bund bei den wohlhabenden Mitgliedern der englischen Gesellschaft! Unter seinen Anhängern befinden sich die Vertreter der Aristokratie und die Finanzwelt. Beiträge von hundert Pfund sind dort ebenso zahlreich, wie bei uns die von fünf Francs. Mit Hülfe des Bundes wird England bald die Genugthuung haben, den Unterricht jedes englischen Kindes gesichert zu sehen; dies ist der in den Statuten bezeichnete Hauptzweck des Vereins.

„Frankreich hatte sich von den furchtbaren Erschütterungen des Krieges kaum etwas erholt, als die französische Ligue de l'enseignement ihre Stimme erhob — nicht um auf Deutschland zu schimpfen, sondern um es als Muster zu citiren, um den Franzosen ungescheut zu sagen, daß ihre Unwissenheit die Hauptursache ihrer Unfälle sei, womit sie einen warmen Aufruf an alle Anhänger des unentgeltlichen und obligatorischen Unterrichts verband.

„In Italien sind die Lokalzirkel von Verona und Turin wacker an's Werk gegangen. Mit jugendlichem Eifer haben sie überall, in Werkstätten, in Kasernen, in Gefängnissen 2c. Unterrichts-Klassen eröffnet. Frauen haben sogar in ihren Familien Lehrcurse für junge Mädchen veranstaltet. In der Lombardei sind mehrere Lokalzirkel im Entstehen begriffen, doch fehlt es ihnen bisher noch an einem gemeinsamen Centrum. Gegenwärtig, wo in Italien das schwierige Werk seiner politischen Emancipation vollendet ist, kömmt es dort überall zum Bewußtsein, daß diese nur dann von segenreicher Dauer sein kann, wenn sie von der intellektuellen Emancipation der Bevölkerung unterstützt wird.

„Endlich haben wir auch noch die Genugthuung, die kürzlich zu Berlin erfolgte Gründung eines deutschen Unterrichtsbundes zu melden, dessen erste Kundgebung ein Wort der Sympathie für seine ältere Schwester, die belgische Ligue de l'enseignement, war, deren Organisation er sich zum Muster genommen und deren Benennung in dem deutschen „Bildungsverein" wiedergegeben ist.*) Sein Programm ist auch das unsrige: Bekämpfung der Unwissenheit mit aller Macht, Abwehr aller Willkür-Einmischung des Staates, sowie des verderblichen Einflusses der kirchlichen Behörden; unausgesetzte Verbreitung aller den Ver-

---

*) Noch präciser ist diese Benennung in dem Namen des vor einigen Monaten in Dresden gestifteten „Allgemeinen Erziehungs-Vereins" wiedergegeben, der sich als zunächst erreichbare Ziele gestellt: 1) Anstalten zur Fortbildung des weiblichen Geschlechts mit besonderer Berücksichtigung seines erzieblichen Berufes, 2) Anstalten zur Ausbildung von berufsmäßigen Erziehern und Erzieherinnen und 3) Anstalten zur Erziehung der Jugend. Zu den neun Mitgliedern des engeren Vorstandes gehören Prof. Fichte in Erlangen und Schulrath Marschall in München. D. R.

schen und den Bürger heranbildenden Kenntnisse; gründlicher und praktischer Unterricht für das weibliche Geschlecht, und um diese großen Zwecke nicht zu verfehlen — Vereinigung aller thätigen, ehrenwerthen und intelligenten Männer der Nation.

„Meine Herren! Wenn das kultivirteste Volk der Erde, dasjenige, welches die meisten Schulen besitzt und dessen Universitäten mit Recht die Lehrerinnen der Welt genannt werden, für nothwendig hält, einen Bund zu gründen, um den Volksunterricht noch vollkommener und allgemeiner zu machen, — wie viel mehr sollten wir nicht von Eifer beseelt sein, bei uns für denselben Zweck zu arbeiten! Denken wir an den bedeutenden Vortritt, den unsere Nachbaren vor uns Zurückgebliebenen haben, so müssen wir uns sagen, daß die guten Bürger unseres Vaterlandes nicht Anstrengungen genug machen können, um zu verhindern, daß nicht eines Tages unsere Civilisation als eine Barbarei neben der intelligenten Entwickelung der Nationen erscheine, die sich der heilsamen Disciplin der Schule unterworfen haben."

Vlamische Volkslieder.

Die „Zweep", diese wackere Kämpferin für die Volkssprache und die Volksrechte der vlamischen Mehrheit der Belgier, eröffnet seit längerer Zeit jede ihrer Nummern mit Text und Musiknoten eines vlamischen Volksliedes. Es ist dies eine Propaganda anmuthigster Art. Wenn auf diese Weise wirklich die von lieblichen Melodieen getragenen und gehobenen Laute der bisher etwas vernachlässigten Muttersprache in die Herzen des Volkes dringen, dann vollzieht sich, allen fanatischen Gegenbestrebungen der Franskiljons zum Trotz, die nationale Metempsychose von selbst. Man darf dies umsomehr von den schönen Volksliedern erwarten, da sich die besten lebenden vlamischen Dichter, wie Conscience, Frans de Cort, Eman. Hiel u. A. mit den besten vlamischen Componisten, wie Peter Benoit, De Mol, Huberti u. A., verbunden und diese bereits einen reichen Schatz von sangbaren Liedern und Melodieen in's Leben gerufen haben.

Die Zweep vom 5. November brachte ein von G. Antheunis in Musik gesetztes „Vaterlandslied" von H. Conscience: Zij zullen het niet krijgen, das nicht bloß durch diese Anfangsworte, sondern auch durch den das Ganze belebenden, echt germanischen und antigallischen Geist an Becker's Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben!" erinnert. Die erste Strophe dieses Vaterlandsliedes lautet:

Zij zullen het niet krijgen
Ons schoone Vlaanderland,
't Gezegend oord op aarde,
Europas Diamant.

Die Zweep bemerkt, daß dieses Lied bereits in allen vlamischen Stadtvierteln Brüssels gesungen und bald über ganz Süd-Niederland verbreitet sein werde.

Nicht minder ist dies von einem Liede von Frans de Cort zu erwarten, das die Zweep vom 19. November, ebenfalls von einer musikalischen Composition begleitet, mittheilt. Es ist überschrieben: De Franschen (Die Franzosen) und zählt fünf Strophen. Die erste und die fünfte dieser Strophen lauten:

De Franschen, dat beken ik geeren,
Zijn 't allergeestigst volk der aard:
Men ziet het klaar aan hunne kleeren,
Aan hunne houding, haar en baard.
Hun pijpen doet de wereld dansen,
Ben jeder buigt voor hen in't zand.
 Och Heer, verleen dien geestigen Franschen
 Ook iets of wat gezond verstand!

De Franschen wisten't ver te drijven,
Zij staan en gaan alom vooraan;
Doch — vrij te zijn en vrij te blijven,
Dat kregen zij nog nooit gedaan.
Dies zeg, ten slotte dezer stancen,
Ik tot het volk van Belgenland:
 Verruil de geestigheid der Franschen
 Niet tegen uw gezond verstand!

Frankreich.

Philarète Chasles über die heutigen Franzosen.

Der Professor am Collége de France, Herr Philarète Chasles, schreibt jetzt in englischer Sprache Briefe aus Paris an das Londoner Athenaeum. In seinem November-Briefe sagt er, der gewiß ein unverwerflicher Zeuge in Bezug auf das Thun und Treiben seiner Landsleute ist: „Die Verwirrung der Ideen, der moralische Katzenjammer, die verkehrten Begriffe von Recht und Unrecht, die jetzt in der französischen Gesellschaft herrschen, welche monarchisch in ihren Tendenzen, aber von demokratischem Neid angestachelt ist und durch aristokratische Prätensionen aller Art verbittert wird, haben wir größtentheils jener Mißachtung der Thatsachen, jener Vorliebe für Wortgetön und Effektmacherei zu verdanken, die unsere Schulen und Facultäten in den Köpfen der Jugend nähren. Gegen dieses Uebel gäbe es kein anderes Mittel, als eine bessere Vertrautheit mit fremden Sprachen, Sitten und Nationalitäten, besonders mit denen des Nordens, da die romanischen Völker, edel und intelligent, wie man sie in der That nennen muß, gleichwohl voll sophistischer und bloß rhetorischer Ideen sind. Der letzte Krieg hat aber die unselige Folge gehabt: daß die zu allen Zeiten schon breit gewesene Kluft zwischen Nord und Süd, zwischen Germanen und Romanen noch erweitert und dagegen die „courtisanerie" Frankreichs für sich selbst noch vermehrt worden ist. Jeder mit englischem oder deutschem Geiste vorzugsweise vertraute Gelehrte, der sich jetzt unserer Akademie als Kandidat darböte, würde verhöhnt werden und sicherlich nur schwarze Kugeln bekommen. — Woher sollten uns nun die nöthigen Lehrer des Englischen und des Deutschen, die vertraute Kenntniß des Auslandes kommen? ...

„Rechtlichkeit, guter Sinn und edles Gefühl herrschen in sehr vielen Familien Frankreichs, aber es fehlt an Willenskraft, Charakter, strenger Wahrheitsliebe, gründlichem Wissen und der Fähigkeit der Unterscheidung von Recht und Unrecht. Was man in England und Amerika, in der Schweiz und überall sonst Moral nennt, hat bei uns heutzutage eine ganz andere Bedeutung. So ist uns Alex. Dumas der Jüngere ein Moralist! Ein hochgebildeter, wohlerzogener Mann dagegen ist jetzt eine exotische Pflanze bei uns. Höflichkeit gilt für ein altes Rococo-Möbel, für eine Reliquie aus dem vorigen Jahrhundert. Auber, der ein wahrer Gentleman war, nennt man jetzt einen alten Schmachtlappen. Briefe zu beantworten und Besuche zu erwiedern, ist ein altmodisches Gebahren. Demi-monde aber ist allmächtiger, als jemals....

„Kürzlich kehrte ein in Frankreich naturalisirter Preuße, Albert Wolff, einer unsrer besten Journalisten, nach wohlweislich verlängerter Abwesenheit hierher zurück. Dieser hat nun im Figaro seinen Adoptivlandsleuten ein Licht aufgesteckt, das jedoch leider von Wenigen beachtet werden wird. „„Ihr habt keine Idee,““ ruft er seinen journalistischen Kollegen zu, „„von dem peinlichen Eindrucke, den in einiger Entfernung Eure schauderhafte Wuth, Euer Handgemenge und die vergifteten Pfeile machen, die Ihr durch Eure Zeitungen in die Welt sendet. Heutzutage sind die Pariser Journalisten Rothhäute, die sich nicht damit begnügen, ihren Gegner niederzuschlagen; nein, sie ziehen ihm auch noch den Skalp ab; sie glauben, ihrer Partei nicht genug gedient zu haben, wenn sie ihr nicht auch einen Sack voll Ohren präsentiren können, die sie ihren politischen Feinden abgeschnitten. Wenn dieser Zustand fortdauert, so ist zu erwarten, daß Ihr bald auch Nasenringe tragen und tätowirt umherlaufen werdet!““

In Deutschland hört man jetzt oft Ermahnungen an die heimische Presse, den Franzosen doch nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten und keine herabwürdigenden Darstellungen des französischen Nationalcharakters aufzunehmen. Wir waren, trotz der täglich sich erneuernden Ausfälle der französischen Journalistik gegen Deutschland, stets geneigt, diesen Ermahnungen Gehör zu geben, weil wir selbst erkannten, daß wir in einem aufgeregten, zur Parteilichkeit geneigten Gemüthszustande uns befinden. Aber wenn ein Stockfranzose, wenn Herr Philarète Chasles es für nöthig findet, seinen Landsleuten Wahrheiten zu sagen, wie sie in seinen Athenäums-Briefen enthalten sind, wird man uns, bei unserer Hinweisung darauf, gewiß nicht eines ungerechten Verfahrens zeihen können.

Rußland.

Neue Novellen von Iwan Turgéniew.*)

Das psychologische Gemälde herrscht in den Productionen des geistreichen russischen Novellisten vor; er giebt sich weit weniger mit Facten, als mit Seelenzuständen ab, daher sich denn auch das, was wir Handlung nennen, selbst in den längern Novellen mit wenigen Worten zusammenfassen läßt. So in der 267 Octavseiten einnehmenden Erzählung „Helene“. Ein junger bulgarischer Patriot wird in ein russisches Haus eingeführt; die Tochter aus demselben, eine feine, reizbare, edle Natur, liebt ihn und vermählt sich mit ihm ohne den Willen ihrer Eltern. Mit ihrem Gatten zieht Helene nach dessen im Aufstand begriffenen, unglücklichen Vaterlande; ehe sie es erreichen, stirbt der junge Mann. Helene ist eine von den wundervollen Frauengestalten, welche Turgéniew meisterhaft zu schaffen versteht, eine Psyche; auch die andere Hauptfigur, ihr Gemahl, tritt unter einfacher, wirksamer Beleuchtung scharf und ergreifend heraus. Von den übrigen Personen aber bekommt man, unseres Bedünkens, vor lauter Detailzeichnung keinen Totalbegriff; sie werden geschildert mit ihren geringsten Gewohnheiten, der Art und Weise, wie sie beim Sprechen ihre Finger spreizen und die Augen wenden, und dennoch verfehlen diese Schilderungen — und vielleicht trägt hier die Uebertragung aus dem fremden Idiom einen Theil der Schuld — lebendige Menschen, die uns bekannt vorkommen, vor uns erstehen zu lassen.

Die zweite Erzählung: „Visionen“ ist ein Kabinetsstück, eine Reihe vollendet charakteristischer Bilder, von dem abenteuerlichsten Sujet lose zusammengehalten, einem Motive, dessen sich nur ein Meister wie Turgéniew bedienen durfte und das trotz seiner Behandlung noch störend wirkt. — Poetische, ergreifende Naturgemälde wechseln mit jenen feinen Zügen aus dem Seelenleben, wie sie nur die immer eine Art Wunder bleibende Divinationskraft des echten Dichters zu erlauschen vermag, und der künstlerische Genuß bei diesem ist so groß, daß das Unbehagen, in welches unser Gefühl durch die beängstigende Vampyr-Fabel versetzt wird, davor verschwinden muß. S. S.

*) Mitau, E. Behre, 1871.

Kleine literarische Revue.

— **Das Urheberrecht an Schriftwerken.** Wenn eine lange, streitige Rechtsmaterie endlich durch die Gesetzgebung einen Abschluß findet, sei es auch nur um den Anfang zur Ausbildung des gefundenen Rechts zu schaffen, so ist immer schon viel gewonnen. Wie viel mehr, wenn das neue Gesetz einem allgemeinen Wunsche Befriedigung gewährt und mit einer krausen und unbehaglichen Vergangenheit bricht, wie das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870. Schon daß das deutsche Wort Urheberrecht an Stelle der peinlichen Begriffe „geistiges Eigenthum“ und „literarischer Schutz“ getreten ist, berührt angenehm. Mit der Constituirung eines Urheberrechtes ist schon der Gang der Gesetzgebung vorgezeichnet, und wir können getrost einer Zukunft entgegensehen, die dafür Sorge tragen wird, daß weder der Nation allzulange Zeit Schätze vorenthalten werden, die ihrem Wesen nach Gemeingut sein müssen, bloß um einen Buchhändler zu bereichern, noch daß auf der andern Seite der literarische Diebstahl so groß werden kann, daß sich kein Verleger mehr entschließt, seine Kraft und sein Kapital an große Unternehmungen zu setzen. Eine gute systematische Bearbeitung des Urheberrechtes an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken hat der durch seine Publicationen auf dem Gebiete des Bergrechts längst rühmlichst bekannte Dr. R. Klostermann herausgegeben*), ein Werk, das wir Allen, die sich für den Gegenstand interessiren, als kurz, vollständig und gut geschrieben, empfehlen können.

— **„Zur guten Stunde.“****) Unter diesem Titel läßt Berthold Auerbach eine Sammlung der kleinen Erzählungen erscheinen, die in dem von ihm früher etwa zehn Jahre lang herausgegebenen „Volkskalender“ aus seiner Feder zum erstenmal an's Licht traten. Anziehende Stoffe aus dem Leben, aus der Geschichte und aus der Literatur des deutschen Volkes sind es durchweg, die der hochbegabte Schriftsteller ebenso glücklich in schwungvoll-vaterländischer, wie in humoristisch-volksmäßiger Weise behandelt und die in dieser Sammlung, mit Illustrationen nach Zeichnungen von W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, Paul

*) Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1871.

**) Gesammelte Volkserzählungen. Mit etwa 400 Illustrationen und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. (In 20 Lieferungen à 5 Sgr.)

Meyerheim, M. Oppenheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, M. v. Schwind und P. Thumann geschmückt, sicher ein großes dankbares Publikum finden werden.

— **Deutscher Novellenschatz.***) Die kürzlich erschienenen Bände V und VI dieser früher von uns eingehend angezeigten Sammlung enthalten: Ein Karnevalsfest auf Ischia, von Aug. Kopisch. Die Entscheidung bei Hochkirch, von Friederike Lohmann. Der Karneval und die Somnambule, von Karl Immermann. Der arme Spielmann, von Franz Grillparzer.**) Nordische Freundschaft, von L. Kruse. Eine fromme Lüge, von Luise v. Gall. Der Müller vom Höft, von Alfred Meißner. Das Kind, von Herman Grimm.

— **Freiligrath.** Von der englischen Uebersetzung, welche Freiligrath's in England lebende Tochter, Frau Kate Kroeker, mit glücklichstem poetischem Erfolge veranstaltet hat, ist jetzt eine zweite vermehrte Auflage erschienen.***) In dem Widmungs-Gedicht an ihren Vater giebt die Tochter eine treffliche Charakteristik der Freiligrath'schen Muse. Wir citiren daraus die erste Strophe:

The volume which before you now you see,
The child of your own brain and phantasy,
Behold it in a garment new of fashion!
In new and yet not unfamiliar tongue
It strives to be the same wild daring song,
The same in pathos, power and passion.

— **Vergelbte Blätter.**†) Die Blätter eines alten Tagebuches von Frauenhand, unter vergessenen, staubigen Papieren in einem Schreibtisch aufgefunden, bilden den Inhalt dieses Büchleins, das, obwohl es nur die Bekenntnisse einer schwachen, vielgeprüften und zuletzt vereinsamt dastehenden Persönlichkeit enthält, doch vielen Lesern anziehend sein und in ihnen vielleicht, wenn sie ältere Berliner sind, Erinnerungen an die oder jene Verstorbene, die sie gekannt und geschätzt, erwecken wird. In früherer Zeit war ja Berlin nicht die Stadt der vielen Hunderttausende, die jetzt gleichgiltig an einander vorübergehen. Damals kannten sich alle gebildeten Familien noch, wenigstens dem Namen nach. Aus dieser Zeit stammen die jetzt gedruckten Tagebuch-Blätter einer unvermählt Gebliebenen. Sie war, wie aus ihren Bekenntnissen hervorgeht, nicht schön, aber sie muß ein geistvolles, interessantes Aeußere gehabt haben, denn sie flößte Anderen eine tiefe Neigung ein, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte und in der sie „nicht bloß Rücksichtslosigkeit, sondern auch Geschmacklosigkeit" erblickte. Aber von einer Liebe ward auch sie heftig ergriffen, und diese Liebe wurde von der andern Seite nur halb erwiedert. Der frühe Tod des geliebten Mannes bildet den tragischen Mittelpunkt dieser Tagebuch-Skizzen, unter die, freilich etwas störend, auch einige kleine Scherze, wie der Brief einer in Paris verheirateten echten Berlinerin aus dem Jahre 1808, und ein kleines, im „Hofjäger" spielendes Duodrama zwischen einem Bühnen-Tragöden und einer ihn enthusiastisch verehrenden, aber den Mann, den sie bis dahin nur vom Theater her kannte, für viel jünger haltenden Dame eingestreut ist.

— **Zur deutschen Rechtschreibung.** Wie schreibt man richtig deutsch? Nach welchen Vorbildern sollen wir uns richten? Welche Prinzipien sind die für die heutige, deutsche Rechtschreibung maßgebenden? — Derartige Fragen treten wieder und immer wieder an uns heran und verlangen dringend eine eingehende und möglichst präzise Beantwortung. Nicht als ob wir diese Fragen unserm Gelehrtenthum, unserer Schule und ihren Behörden gleichsam als schweren Tadel aufbürden wollten; im Gegentheil, die immer größere und weitergreifende Verlautbarung derartiger Fragen, die Discussion darüber ist eben ein Anzeichen dafür, daß auch auf diesem Gebiete eine Reform im Gange, deren Einwirkungen dem aufmerksamen Beobachter schon jetzt auf Schritt und Tritt aufstoßen. Die Ersten bekanntlich, die diese Angelegenheit rationell und systematisch in die Hand nahmen und die wie Wenige berufen waren als Gesetzgeber auf dem Gebiet der deutschen Rechtschreibung aufzutreten, waren die Gebrüder Grimm. Sie und ihre Schule haben vielleicht in den letzten 50 Jahren alle die Reformen in der Rechtschreibung eingeführt, die die natürliche Reaction des am Altgewohnten hängenden, großen Publikums ermöglichten. Wie lebhaft seitdem die betreffenden Reformen erörtert worden sind, das beweisen die vor Kurzem herausgekommenen Elaborate der hiesigen Deutschen Gesellschaft und der stenographischen Vereinigung, die beide bemüht sind, die allgemeinsten Regeln der Rechtschreibung für Schule und Leben zu fixiren. Diesem Gebiete gehört auch der neuerdings in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge erschienene Aufsatz des Prof. Lefmann aus Heidelberg „Ueber deutsche Rechtschreibung" an. Verf. giebt uns in dem ersten Theil desselben einen kurzen Ueberblick über die bisherige Entwickelung und den Kampf der entgegenstehenden Ansichten, der etymologischen (Weinhold) und der phonetischen (Rud. v. Raumer), um dann im zweiten Theil seine eigenen Prinzipien, eine Art Compromiß beider entgegenstehenden Ansichten und seine Reformvorschläge in ebenso knapper als lichtvoller Weise zu entwickeln. Er endet damit, daß er einige Grundsätze noch einmal zusammenfassend aufstellt, die das erstrebte Ziel einer möglichst allgemeinen, phonetisch und sprachlich begründeten deutschen Rechtschreibung schon in nicht zu ferner Zeit erreichen lassen dürften.

Der ganze Vortrag faßt die neuesten Resultate dieser Richtung zusammen und kann so allen denen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, bestens empfohlen sein. J.

Literarischer Sprechsaal.

Es liegt uns der 46. Jahresbericht der British and Foreign Unitarian Association in London vor, aus welchem ersichtlich, daß dieser im Jahre 1825 gegründete Verein zur Verbreitung geläuterter unitarischer Auffassung des Christenthums und der Religion überhaupt noch niemals so großer Erfolge sich zu erfreuen hatte, als im gegenwärtigen Jahre 1871. Selbst in Ostindien machen die unitarischen Ideen Fortschritte, wozu nament-

---

*) Herausgegeben von Paul Heyse und Herm. Kurz. V. und VI. Band. München, Rud. Oldenbourg.

**) Die im J. 1818 in dem Almanach „Iris" (Pest, Heckenast) erschienene Novelle ist in der damaligen Sturmperiode ganz unbeachtet geblieben, verdient aber, als ein kleines Meisterstück des alten Poeten, der Vergessenheit entrissen zu werden. D. R.

***) Collection of German Authors. Tauchnitz Edition Vol. 13. Poems by Ferd. Freiligrath. 1 vol.

†) Vergelbte Blätter, ein Tagebuch aus früherer Zeit. (58 S. in 12.) Berlin, Wilhelm Hertz, 1872.

lich der vorjährige Aufenthalt des gelehrten Brahmanen Chunder Sen in England sehr viel beigetragen, indem durch Vermittelung desselben die Werke des berühmten Unitariers Dr. Channing in Indien sehr verbreitet und viel gelesen sind. Ebenso rühmt sich der Bericht, daß die Unitarier Englands in neuerer Zeit sich der Zustimmung des deutschen Protestanten-Vereins zu erfreuen gehabt hätten. Am Schlusse dieses Berichtes heißt es: „Immer mehr wächst unter den denkenden Menschen die Ueberzeugung, daß die verschiedenartigen, die aufrichtigen Angehörigen der christlichen Kirchen trennenden und verfeindenden Glaubensbekenntnisse und Rituale bald einer natürlichen, spiritualistischen Gottesverehrung weichen werden, und daß eine größere Einfachheit des Glaubens, indem sie die Schranken und separatistischen Unterscheidungen der religiösen Gemüther aufhebt, Alle mit einander eng verbinden werde, welche zugleich Gott und die Menschen lieben. Alsdann wird auch die Zeit kommen, von welcher es in der Schrift heißt, daß der Ewige allen Menschenkindern Einer und Derselbe und Ein Hirt und Eine Heerde über die ganze Welt anerkannt und verbreitet sein wird."

Die durch die Dresdener Holbein-Ausstellung hervorgerufene Kontroverse über die Echtheit und Schönheit der Holbeinschen Madonnen-Bilder in Dresden und in Darmstadt hat ihren vorläufigen Abschluß in einem Gutachten des berühmten Kunsthistorikers und Kunstkenners C. Schnaase (abgedruckt in der Wochenschrift „Im neuen Reich", 1871, Nr. 45) gefunden. Gestützt auf sorgfältige Studien des Stils und der Malweise Holbein's, seiner Zeichnung, seiner Perspective, wie seiner Farben-Technik, und gründlich motivirt durch Hinweisung auf unwidersprechliche Merkmale der Vergleichung, bemessen nach den Zeiten der angeblichen, resp. wahrscheinlichen Entstehung der beiden Bilder, lautet das Urtheil des Herrn Schnaase dahin, daß das Dresdener Bild nicht eine Wiederholung von Holbein's eigener Hand, sondern die spätere Arbeit eines anderen bedeutenden Meisters sei, welcher die Motive des Ersteren so innig mit seinen eigenen Kunstanschauungen zu verschmelzen verstand, daß er aus dieser Combination ein neues, großes Meisterwerk geschaffen hat. „Von den beiden streitenden Madonnen," bemerkt Herr Schnaase schließlich, „ist bei dieser vergleichenden Ausstellung keine ganz ohne Verlust davongekommen. Die Darmstädter hat zwar den Vorzug ausschließlicher Legitimität erlangt, aber es hat sich dabei ergeben, daß sie durch Uebermalung nicht unbedeutend entstellt ist und entweder diesen Schaden behalten, oder sich einer nicht gefahrlosen Herstellung unterwerfen muß. Die von Dresden kann ihre Echtheit nicht unbestritten behaupten, aber sie hat den Vorzug der Schönheit, und zwar einer Schönheit, die im Wesentlichen auf Holbein selbst zurückzuführen ist."

Das Tischrücken ist in England wieder einmal Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und öffentlicher Besprechung geworden. In London beschäftigt sich besonders eine neugebildete „Dialectical Society" mit der Lösung des Problems, das diese Gesellschaft für ein rein physisches und durchaus nichts Psychologisches erklärt. Ein Herr Edward W. Cox, Mitglied der „Dialektischen Gesellschaft", protestirt im Athenaeum vom 12. Nov. gegen die Annahme, daß die neueren Untersuchungen irgend etwas mit dem sogenannten „Spiritismus" gemein haben. Im Gegentheil hätten alle Forschungen nach den Ursachen, die das Tischrücken und ähnliche nicht anzuzweifelnde Erscheinungen bewirken, zu der festen und unumstößlichen Ueberzeugung geführt, daß die Geister der Abgeschiedenen durchaus nichts damit zu thun haben. Als causa movens sei vielmehr der von Dr. Richardson entdeckte „Nerven-Aether" zu betrachten, welcher durch den von Dr. Carpenter als „unbewußte Cerebration" bezeichneten Willen dirigirt werde.

In Bezug auf unsern Artikel über die deutsche Winkelblatt-Presse in Ungarn (Nr. 46 des „Magazin") geht uns aus Pest nachstehende Mittheilung zu:

. . . . „Wenn Sie in Ihrem Artikel sagen: „„Diese nichtswürdige ungarische Lästerschule u. s. w. hat auch schon nach Wien ihre Zöglinge ausgesandt"", so ist dies ein Irrthum. Gerade umgekehrt! Jene Skandal-Journalistik ist ein uraltes Wiener Kind, schon vor Kaiser Joseph II. dort geboren; frühzeitig (siehe: Gräffer u. A.) hoch aufwuchernd, wurde sie darauf von der Regierung förmlich protegirt, weil diese dadurch am Sichersten das Volk von der Politik und von höheren Fragen abzulenken glaubte. In der Zeit von 1830—1848 wurde diese Skandal-Journalistik durch Bäuerle's „Theater-Zeitung" und M. G. Saphir's „Humorist" methodisch und systematisch im Großen betrieben; das Auftischen von Klatsch aus dem Privatleben, die Ironisirung gewisser Persönlichkeiten, Verleumdung und freche Lügen — Alles wurde unter der halb oder ganz offenen Andeutung debitirt: daß, wen so etwas genire, der möge sich „abfinden", d. h. zahlen. Diese direkt vor das Strafgericht gehörende „Chantage" oder „journalistische Bauernfängerei" beherrschte, förmlich organisirt, Decennien hindurch ganz Wien und die deutschlesenden Provinzen; ja das war unter Metternich „Oesterreichs Versuch, deutsche Bildung nach dem Osten zu tragen", und als die Ereignisse von 1848 eintraten, trieb man in Wien auch Opposition in diesem Stile, wovon die Dutzende der Schmutz- und Witzblätter jener paar Monate zeugen, und man versuchte, sie auch nach Pest und Prag zu verpflanzen. Ja später bediente sich nicht minder die Reaction, z. B. durch Ebersberg, dieser saubern Manier, um Mißliebige zu denunziren, es ihnen aber vorher freizustellen, sich von solcher Lynchjustiz loszukaufen. Als Rudolf Valdek 1854 in der „Ostdeutschen Post" seinen Vernichtungskrieg gegen M. G. Saphir begann, brachte er alles das offen zur Sprache. Damit war aber eben nur der alte Saphir abgethan, nicht zugleich auch seine geistige und leibliche Brut. Zu der letzteren zählen seine Neffen und Großneffen, deren einige allerdings in Pest geboren, aber bei seiner Redaction erzogen wurden, die sie noch bei seinen Lebzeiten in Wien führten.

„Was dagegen die Journalistik Ungarns betrifft, so existirt die in ungarischer Sprache seit 1780 und besteht heute aus 1[illegible] Zeitungen, dagegen die in deutscher Sprache seit 1712, und mag heute gut 200 Organe zählen; aber auch mit Hinzurechnung der slavischen fand sich unter diesen nicht Ein Journal, das sich auf jene Wiener Manier mit Privatklatsch abgab, bis Ungarn seit 1867 durch jene Wiener Ableger, deren Zahl nun schon Dutzende ist, beglückt wurde. Die Nichtbetheiligung an Privatklatsch von Seiten der Ungarn erklärt sich schon einfach aus dem Umstande, daß der Ungar seit Jahrhunderten nur zu leidenschaftlich Politik treibt, um an Privatangelegenheiten, welche außerhalb seiner Nationalfragen liegen, Interesse zu nehmen."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 1[illegible]

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 6[illegible].
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 9. Dezember 1871. [Nᵒ· 49.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Söhne des Elsaß.

J. H. Schnitzler.

Vor einigen Wochen starb in Straßburg, 69 Jahr alt, der elsässische, deutschfranzösische Schriftsteller J. H. Schnitzler, welcher einer der achtbarsten Repräsentanten der mit deutscher Wissenschaft verschmolzenen französischen Geistesbildung der Zöglinge der protestantischen Facultät der oberrheinischen Hochschule war. Frühzeitig (1823), kam er, als Hauslehrer einer vornehmen kurländischen Familie, nach den baltischen Herzogthümern, wo man ihm, gerade wegen seiner Vereinigung deutscher mit französischer Bildung, vor vielen anderen Bewerbern den Vorzug gegeben hatte. Hier, sowie in Petersburg, wo er im Hause des Hofmedicus v. Müller eine ähnliche Stellung fand, machte er sich mit der dem deutschen Naturell eigenthümlichen Begabung sehr bald mit den Sprachen und Sitten, sowie mit der Geschichte und Wissenschaft des fremden Landes vertraut, was für seine nachmalige schriftstellerische Laufbahn von größtem Einflusse ward.

Schnitzler's in französischer Sprache abgefaßte Werke über die neuere Geschichte und die Statistik Rußlands gehören zu den besten Arbeiten, die über dieses Reich im Auslande publicirt worden. Sowohl von den russischen Kaisern Nikolaus und Alexander II., als von den Akademieen in Petersburg und Moskau, nicht minder aber auch von der europäischen Kritik, wurden diese Arbeiten anerkannt und durch Auszeichnungen aller Art belohnt. Sein erstes größeres Werk, sein „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie, accompagnée d'aperçus historiques" ist bereits im J. 1829 bei Brieff in Petersburg erschienen.

Er kehrte darauf nach Straßburg und von da nach Paris zurück, wo ihn die Juli-Revolution enthusiasmirte, über welche er nicht bloß in französischer Sprache, sondern auch in deutscher (in der Augsb. Allg. Ztg.) vieles Anziehende geschrieben. Ebenso hat er für Raumer's „Historisches Taschenbuch" einige sehr interessante Beiträge in deutscher Sprache geliefert. Schnitzler übernahm sodann die Redaction der „Encyclopédie des gens du monde", in welcher namentlich die zahlreichen Artikel über Rußland aus seiner Feder sind — Arbeiten, die in seinem gleichzeitig erschienenen Werke: „La Russie, la Pologne et la Finlande" zu einer erschöpfenden Darstellung des damaligen Zustandes dieser Länder benutzt wurden. Gleichzeitig hat er jedoch auch eine Statistique générale de la France" in 4 Bänden veröffentlicht.

Als seine Hauptarbeit werden Schnitzler's „Études sur l'Empire des Tsars" angesehen, deren erste Abtheilung die „Histoire intime de la Russie sous les Empéreurs Alexandre et Nicolas et particulièrement pendant la crise de 1825", im J. 1847 (Paris, Renouard) in zwei Bänden erschien. Dieselben sind eine wahre Fundgrube von Belehrungen über Personen und Zustände Rußlands unter den beiden genannten Kaisern und geben besonders über die Militair-Verschwörung beim Ableben des Kaisers Alexander die interessantesten Aufschlüsse. (Sie sind zu jener Zeit in unserm „Magazin" vielfach citirt worden.) Als Fortsetzung dieses Werkes erschien dann (1856—1869) sein „Empire des Tsars au point de vue de la science actuelle", eine wahrhafte Encyklopädie über Rußland, zu deren Vollendung er im J. 1864 wieder nach Petersburg und Moskau reiste, wo ihm eine überaus glänzende Aufnahme zu Theil wurde.

Von der französischen Regierung war Schnitzler jedoch — hauptsächlich wohl weil er Elsässer von Geburt und von deutschem Charakter war — niemals mit der seinem Wissen und seinem schriftstellerischen Rufe gebührenden Anerkennung behandelt worden. Bald nach Vollendung seiner vergleichenden Statistique de la France, im J. 1847, hat man ihm das bescheidene Amt eines Inspectors der Primärschulen von Straßburg verliehen, wo er bis zu seinem Lebensende verblieben ist.

Ob die Wiedervereinigung seiner elsässischen Heimat mit dem alten deutschen Mutterlande ihn mit Hoffnungen oder mit Trauer erfüllte, ist aus den Nachrichten, die uns über Schnitzler's letzte Lebenstage vorliegen, nicht zu ersehen. Sein vieljähriges geistiges Zusammenleben und Wirken mit französischen und speciell mit Pariser Literatur-Genossen mag ihm wohl die Gewöhnung an den Gedanken, daß er, wie einst seine Voraltern, jetzt ein voller Deutscher sei, schwer gemacht haben; aber sein besseres deutsches Naturell, davon sind wir überzeugt, würde ihn, wenn er länger gelebt hätte, bald zum aufrichtigen Deutschen gemacht haben. J. L.

Der schlesische Gewerbetag über Gewerbe-Schiedsgerichte.

Es ist uns erst kürzlich der gedruckte Bericht über die Verhandlungen des am 16., 17. und 18. Juli d. J. versammelt gewesenen achten Schlesischen Gewerbetages zugegangen, welchen, wie seine Vorgänger seit einem Jahrzehend, der Schlesische Centralgewerbeverein einberufen hatte, und zwar diesmal nach Schweidnitz. Die Zahl der zum Verbande gehörenden Schlesischen Gewerbevereine und Corporationen beträgt 48, worunter 3 Handelskammern, der oberschlesische Berg- und Hüttenverein,

2 kaufmännische Vereine, 2 Vorschuß-Vereine, 1 Rohstoff-Consumverein und 1 Frauen-Bildungsverein. Es ist ein die preußische Provinz Schlesien auszeichnender charakteristischer Zug, daß sich dort, unter dem Vorgange der Hauptstadt Breslau, dergleichen die ganze Provinz umfassende, Volksbildung, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe fördernde Vereine — wir erinnern nur an den hochverdienten Schlesischen Verein für vaterländische Kultur,*) an den Schlesischen Kunstverein, an den (jetzt freilich pausirenden) Schlesischen Städtetag — bilden und in Blüthe erhalten.

Die Gegenstände, mit welchen sich der Schlesische Gewerbetag im abgelaufenen Jahrzehnd vorzugsweise beschäftigte, waren 1) Gewerbegesetz und Gewerbefreiheit; 2) Gründung von Musterlagern; 3) Regulirung des Oderstromes; 4) gewerbliche Lehranstalten; 5) Hebung der technischen Lehranstalten der Provinz; 6) Gründung einer polytechnischen Schule in Breslau; 7) Handelsvertrag zwischen Preußen und Rußland; 8) Beschäftigung der Frauen in der Industrie; 9) Patentfrage; 10) Erweiterung des Schlesischen Handelsgebietes; 11) die Arbeiter- und die Wohnungs-Frage; 12) Gründung eines Gewerbe-Museums in Breslau und noch einige andere die Förderung des Gewerbewesens und des Volks-Wohlstandes im Auge habende Fragen.

Wir haben es, wie man schon aus diesem Verzeichnisse der Gegenstände seiner Verhandlungen ersteht, hier mit einem völlig auf der Höhe der Zeit stehenden, nicht von einseitigen Standes-Interessen und Rücksichten geleiteten, sondern stets einen offenen Blick für die Bedürfnisse, wie für die Mängel der bürgerlichen Gesellschaft habenden Vereine zu thun. Noch überzeugender geht dies aus dem Gange der Verhandlungen selbst, aus der von aller Phrasen- und Systemmacherei, von allem Idealismus der Doctrin, wie von den Chimären der Socialistik, sich fern haltenden Discussion der eben so schlichten, als in ihren gewerblichen Fächern wohlbewanderten Mitglieder hervor. Die Verhandlungen werden von dem Präsidenten des Centralvereins, Herrn Berghauptmann von **Carnall**, in ebenso humaner, als streng unparteilicher Weise geleitet. Schriftführer des Ausschusses ist der Oberlehrer Dr. **Fiedler**, der sich um die Organisirung der Arbeiten des Centralvereins, wie des Gewerbetags, stets sehr verdient macht. In Schweidnitz waren 105 Vertreter der zum Verbande gehörenden Vereine und Corporationen anwesend.

Wir wollen aus den diesjährigen, sehr mannigfaltigen Verhandlungen des Schlesischen Gewerbetages ein gerade für den gegenwärtigen Augenblick sehr wichtiges Moment, die Frage der gewerblichen, aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern in richtigen Verhältnissen zusammengesetzten **Gewerbe-Schiedsgerichte** hervorheben. Der Konflikt der an sich gewiß durch viele Zeitverhältnisse gerechtfertigten **Forderung der Arbeitnehmer**, ihren Lohn zu erhöhen, mit den ihrerseits nach Außen übernommenen **Verpflichtungen der Arbeitgeber**, sowie mit deren unbedingt nothwendigen **Rücksicht auf die Concurrenz** des wohlfeiler arbeitenden Nachbargebiets, wird durch einseitiges gewaltsames Auftreten, durch die sogenannten „Strikes", niemals auf längere Zeit zu schlichten sein. Für den Augenblick giebt freilich der Theil, der am Meisten bedrängt ist, nach, aber früher oder später tritt wieder eine Reaction ein, die den Friedenszustand aufhebt und zum Nachtheil des Ganzen das gewerbliche Leben stört und untergräbt. Darum ist beiden Theilen dringend anzurathen, auf Mittel bedacht zu sein, die, nicht mit der Natur der Dinge in Widerspruch, Beiden, den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern, in gleicher Weise gerecht werden. Zu diesen im Auslande bereits als bewährt erprobten Mitteln gehören die Gewerbe-Schiedsgerichte. Hören wir, was darüber auf dem Schlesischen Gewerbetage verhandelt wurde.

Herr Dr. **Holtze**, Vorsteher des Gewerbe-Vereins in Kattowitz, war Referent in der Sache. Derselbe führte aus: Das Thema, über welches er zu sprechen habe, greife in die bereits auf den Gewerbetagen von 1867 und 1869 behandelte sogenannte sociale Frage hinein. Durch Ministerial-Rescript vom 4. Oktober 1870 sei den Gemeindebehörden dringend empfohlen worden, von der ihnen nach der Gemeindeordnung zustehenden Berechtigung, durch Ortsstatuten Schiedsgerichte zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern etc. zu errichten, Gebrauch zu machen. Dies Rescript werde wohl an vielen Orten dasselbe Schicksal gehabt haben, wie in Oberschlesien; man habe es unbeantwortet oder mit einer Ausflucht zurückgeschickt, da es zu ungeeigneter Zeit, während des Krieges, an die Betheiligten gelangte. Dennoch sei die Sache, man möge darüber denken wie man wolle, des Versuches werth und es sei die Pflicht des Gewerbetages, sein Votum für die Errichtung der in Rede stehenden Schiedsgerichte in die Wagschale zu werfen. Das Recht der Arbeiter, einzeln oder in Gesammtheit die Arbeit einzustellen, ist unbestreitbar, aber das Mittel sei viel bedeutender als der Zweck, welcher durch dasselbe erreicht werde. Der vernünftig denkende, von volkswirthschaftlichen Grundsätzen ausgehende Mann könne die Strikes nicht billigen. Was sei nun aber zu thun, um sie zu vermeiden?

In England habe man dies durch Schiedsgerichte erreicht, die aus der freien Initiative der Arbeitgeber und Arbeitnehmer hervorgingen und die mit gewissen Befugnissen ausgestattet und in verschiedener Weise organisirt wurden. Die Erfahrungen seien günstige gewesen. Auch am Rhein sollen ähnliche Einrichtungen von guter Wirksamkeit gewesen sein. Frage man, ob bei uns der Boden für solche Gerichte vorhanden sei, so müsse man sagen, daß man sie wohl erst dann für nöthig erachten werde, wenn man weitere bittere und böse Erfahrungen werde gemacht haben. Die Arbeiter selbst seien noch nicht so weit gebildet, um den Segen solcher Schiedsgerichte zu begreifen. Jetzt werde man wahrscheinlich noch auf Gleichgiltigkeit und Widerstand stoßen. Die Initiative der Commune werde der Sache keine Förderung verschaffen, wohl aber erscheine es angemessen, wenn Vereinigungen, wie der Gewerbetag, sich für sie aussprechen. Die Initiative müsse von den Betheiligten ausgehen und die Entscheidungen der qu. Schiedsgerichte dürfen nicht bloß facultativ, sondern müssen bindender Natur sein. Ein Modus werde sich dafür finden lassen. Redner beantragt die Annahme folgender Resolution:

Der VIII. Schlesische Gewerbetag beschließt:

die Bildung der in dem Rescript des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten d. d. 4. Oktober 1870 angedeuteten und im § 108 der Gewerbe-Ordnung vorgesehenen gewerblichen Schiedsgerichte unter der Voraussetzung zu empfehlen, daß sie aus der freien Initiative der betheiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer hervorgehen

---

*) Der 48ste Jahresbericht dieser Gesellschaft über ihre Arbeiten im J. 1870 (318 S. gr. 8) umfaßt die Thätigkeit von sieben Sectionen derselben, nämlich: 1) der allgemeinen naturwissenschaftlichen, 2) der botanischen, 3) der entomologischen, 4) der medizinischen, 5) der historischen, 6) der für Obst und Gartenbau und 7) der meteorologischen. Das inhaltreiche Buch beginnt mit einem Referat über die Veränderungen der Gesellschaft aus der Feder ihres Generalsecretairs, Bürgermeisters Dr. Bartsch, und schließt mit einem Nekrologe der in diesem Jahre verstorbenen Gesellschafts-Mitglieder, von Theodor Oelsner.

D. R.

Der Vorsitzende berichtet hierzu über die in Breslau nach der neuen Gewerbe-Ordnung getroffenen Einrichtungen zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen, resp. Lehrlingen, und den erzielten Erfolgen. Die Organisation der empfohlenen Schiedsgerichte würde in Breslau auf erhebliche lokale Schwierigkeiten stoßen, und der Erfolg voraussichtlich den Erwartungen nicht entsprechen. Drechsler Binner aus Breslau sucht die Nothwendigkeit der gewünschten Schiedsgerichte nachzuweisen. Jeder Strike habe nachtheilige Folgen für beide Theile. Durch die Entwickelung der Industrie werden große Massen von Arbeitskräften an einem Orte zusammengebracht, und es müsse dahingestrebt werden, daß das Kapital sich von der Industrie nicht abwende, was leicht geschehe, wenn der Arbeiter dasselbe mit scheelen Augen betrachte. Es sei dringend nothwendig, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer Hand in Hand gehen, und hierfür würden die Schiedsgerichte die besten Dienste leisten. Man möge doch zunächst den Versuch machen und dem vernünftigen Arbeiter die Hand bieten. Hänsel aus Neumarkt tritt den Ausführungen des Vorredners bei, glaubt jedoch, daß der Gewerbetag der vorgeschlagenen Resolution sehr wohl beitreten könne. Director Nöggerath aus Brieg, (der daselbst eine für ganz Deutschland mustergebend gewordene Gewerbeschule für Mädchen leitet) findet die Quelle der sozialen Frage darin, daß Fortentwickelung der Industrie und der Arbeiter nicht gleichen Schritt gehalten haben. Der Gewerbe-Verein werde mit allen Kräften dafür sorgen müssen, daß die Fortentwickelung und Aufklärung der Arbeiter gefördert werde. Redner empfiehlt folgenden Zusatz zu der empfohlenen Resolution: „Es ist Aufgabe aller Vereine des Verbandes, auf die Fortbildung und Aufklärung in den Arbeiterkreisen zu wirken."

Syndicus Eras meint, daß man noch gar nicht über die Competenz der Schiedsgerichte im Klaren sei. Als wesentlichster Punkt sei zu betrachten, daß die Schiedsgerichte an Stelle der Behörden treten. Die Execution ihrer Entscheidungen werde ohne Zweifel durch die ordentlichen Behörden erfolgen können. Die Bildung der Schiedsgerichte sei nothwendig und es erscheine angemessen, ihre Befugnisse möglichst weit zu fassen. Man dürfe sich von ihnen aber nicht zu viel versprechen. Redner empfiehlt die Annahme der Resolution. Rechtsanwalt Studt wünscht die möglichste Theilnahme von Sachverständigen. Drechsler Binner widerlegt die Behauptung, daß die Schiedsgerichte nicht im Stande sein werden, Strikes zu verhüten. Redner will die Grundzüge der Organisation eines in Grünberg gebildeten „Einigungsamtes" vorlesen; die Versammlung beschließt jedoch, dieselben durch das Vereinsorgan, das „Breslauer Gewerbeblatt", zur Kenntniß aller Gewerbe-Vereine zu bringen und zur Begutachtung zu empfehlen. Der Referent erinnert zum Schluß daran, daß eine dem Amendement des Director Nöggerath entsprechende Resolution bereits auf dem Brieger Gewerbetage angenommen worden sei. Director Nöggerath hält sein Amendement jedoch aufrecht, worauf die Resolution mit dem Amendement Nöggerath einstimmig angenommen wird.

König Erich, von Heinrich Kruse.*)

Ebenbürtig schließt sich in rascher Folge den beiden ersten dramatischen Dichtungen Kruse's, welche sich bereits volle Geltung verschafft haben, ein drittes Stück an, dessen Stoff nicht mindere Schwierigkeit der Bearbeitung darbot, als „die Gräfin" und „Wullenwever", da er so weit auseinander liegt, daß er sich nur mit Mühe in den beschränkten Rahmen eines Bühnenstückes spannen läßt, dazu manche schwer auf die Bühne zu bringende und dichterisch zu gestaltende Punkte enthält. Auch hier hat der Dichter, der sich an Shakespeare's gewaltigen Dramen herangebildet und dem Wesen der dramatischen, insbesondere der theatralischen Kunstform eindringliche Beobachtung zugewandt hat, Einsicht und Begabung auf erfreuliche Weise bewährt. Vor Allem ist sein Streben auch hier wieder auf Fülle wirksamer Handlung gerichtet, welche den Zuschauer in beständiger Spannung und aufgeregter Theilnahme erhält, und eine gewisse Breite des Gespräches fast nur in humoristischen Scenen sich gestattet, welche nach Shakespeare's Vorgange in allen drei Stücken Kruse's mit besonderer Vorliebe und Geschick behandelt sind, im „Erich" mit noch glücklicherer Freiheit und frischerer Leichtigkeit als in seinen beiden Vorgängern.

Zu einer solchen Fülle der Handlung nöthigte den Dichter schon der umfassende Stoff aus der Geschichte Schwedens; ja er dürfte dadurch gedrängt worden sein, das für eine den Eindruck der Handlung mehr als oberflächlich sich aneignende Auffassung bestimmte Maaß zu überschreiten. Wäre er nicht bis auf die Abdankung Gustav Wasa's zurückgegangen, so hätte er freilich der Darstellung von Erich's Herrschaft eine weitere Ausdehnung geben können, aber kaum möchte es ohne diese das Stück mit treffender Charakteristik eröffnenden Scenen gelungen sein, Erich's unglückliche Stellung seinem Vater und seinen Brüdern gegenüber zu lebendiger Anschauung zu bringen. Seine Zurücksetzung gegen die Kinder der Stiefmutter, das Fernhalten von der Regierung, das seine ungestüme Natur in Ausschweifungen stürzte, und die Besiegelung des väterlichen Mißtrauens durch die dem Reiche verderbliche Erhebung seiner Brüder zu selbständigen Herzögen bilden den Grund seines unseligen Schicksals. Der Dichter hat hiermit aber geschickt zwei andere wirksame Motive verbunden: astrologischen Wahnglauben und eine von Jugend an sich ankündigende Geistesstörung; freilich dürfte die Zurückführung des spätern Wahnsinns auf einen organischen Fehler der echt tragischen Theilnahme einigen Abbruch thun. Erich's gemüthliche, edle, heldenhafte Natur tritt bei allen Verirrungen seines Wahnes lebhaft hervor. Doch wünschte man die Glanzseite seiner Regierung etwas mehr so zu sagen in Handlung gesetzt, während sie jetzt fast nur in Aeußerungen Anderer erscheinen. Der Einwirkung seines bösen Dämons Göran Persson hat der Dichter viel Raum geben müssen, doch scheint uns gerade hierbei Erich in einem etwas zu ungünstigen Lichte sich zu zeigen, da die Art, wie dieser ihn zu berücken weiß, doch gar zu auffallend und bei Erich's hellem Verstande, der keineswegs über ihn ganz im Unklaren ist, kaum glaublich erscheint. Eine gewisse magische Gewalt, welche solche Verführer meist ausüben, hätte in irgend einer Weise hervortreten müssen, die Erich gar keinen Zweifel an Göran gestattete, bis durch Karin's mächtigere Einwirkung dieser Zauber gelöst wird. Der Ausbruch des Wahnsinns ist mit vielem Geschick vorbereitet; wir sehen, wie die Aufregung und Verdüsterung seiner, auch durch unglückliche Liebe gepreßten Seele allmählich bis zu irrer Wuth steigt, deren wildesten Ausbruch der Dichter mit Recht unseren Augen entzieht. Den Glanzpunkt scheint uns Karins Heilung von Erich's Wahnsinn zu bilden.

„König Erich" zeichnet sich durch Reichthum an wirksamen, den Zuschauer bald mächtig hinreißenden, bald tief erschütternden Scenen aus, die ihm auf der Bühne einen um so größeren Erfolg sichern dürften, als es auch an äußerer

*) Leipzig, S. Hirzel, 1871.

Handlung und pomphafter Ausstattung nicht fehlt, da wir nicht allein die Abdankung Gustav Wasa's vor dem Reichstage, sondern auch die Huldigung und den Hochzeitszug des Königs und der Königin auf der Bühne sehen. Aber die Handlung selbst scheint uns doch manchmal gar zu rasch zu gehen, besonders dürfte der Zuschauer sich kaum darein finden, daß zwischen dem einfachen Scenenwechsel ein paarmal Manches geschieht, was er sich erst berichten lassen muß, so daß er das Gefühl eines Sprunges hat. Im ersten und vierten Aufzug möchte zu viele bedeutsame Handlung sich drängen, was der vollen Wirkung des Einzelnen Abbruch thut. Doch mag dies in der Ausdehnung des Stoffes liegen, dessen Vereinfachung dem Dichter übergroße Schwierigkeiten entgegensetzte; daß er dieselbe redlich nachgestrebt, zeigt eine genauere Vergleichung. Kruse's feine Charakteristik, echt gesunden Humor sowie eine an den besten Mustern gebildete, bezeichnende, oft durch neue glückliche Bilder gehobene Sprache bekundet auch diese neue Dichtung Kruse's, welcher genaue Kenntniß Schwedens und seines Volkslebens eigenthümliche Lebensfrische verleiht, in vollem Maaße; ja es ist in ihr ein Fortschritt nicht zu verkennen. Wir dürfen unserer Bühne wohl Glück wünschen, wenn Kruse's Stücke auf ihr mehr als vorübergehend eine Stätte finden. —r.

Die Spiritisten.*)

Eine der wunderbarsten Erscheinungen in unserer an Wundern nicht eben armen Zeit ist wohl das Auftreten des Spiritismus, oder der „Wissenschaft vom Geisterreich", einem Glauben, der bei uns zwar nur sporadisch erscheint, in Amerika jedoch mit allen Ansprüchen einer neuen Lehre auftritt, und seine Anhänger nach vielen Tausenden zählt; wunderbar ist diese Erscheinung wohl, jedoch dem Tieferblickenden keineswegs unerklärlich. Das tiefe Sehnen der Menschenbrust nach einer reineren, besseren Existenz als die gegenwärtige es ist, das bald als religiöses Bedürfniß sich äußert, bald in krankhafte Schwärmerei ausartet, läßt sich wohl unterdrücken, aber nie ganz zum Schweigen bringen; seine Wurzeln liegen mit ihren zartesten Fasern zu tief im Grunde der Seele verborgen und treiben bald wilde Schößlinge, bald herrliche Blüthen idealen Strebens; „denn was der Mensch in seinen Erdenschranken von hohem Glück mit Götternamen nennt", sind eben nur Namen verschiedener Art für denselben Drang, „das Gefühl, das hinauf und vorwärts dringt."

Der Boden eines festen religiösen Dogmas, eines von der Kirche geheiligten Glaubens, aus dem das religiöse Bedürfniß der großen Mehrzahl bisher seine Lebenskraft zog, beginnt allmählich aber unwiederbringlich zu schwinden, natürlich sucht die Pflanze begierig andern Anker- und Wurzelgrund zu finden. Ja, hätten nicht die letzten zehn Jahre sowohl für die alte wie für die neue Welt eine Reihe großer blutiger Kriege mit ihren Folgen gebracht, die gewaltsam das Dichten und Trachten auch des persönlich Unbetheiligten nach außen rissen und allem Innerleben entfremdeten, so würde die erwähnte Erscheinung gewiß noch bedeutsamer hervortreten. Sollte die Welt noch einmal **wirklichen** Frieden kennen lernen, dann werden sicher auch all diese Fragen noch mehr in den Vordergrund treten.

Die große Frage, was hinter jenen Thüren verborgen, „an denen Jeder gern vorüberschleicht", oder um ein anderes Dichterwort zu brauchen, „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen", wird freilich durch alle Fortschritte der exacten wie der spekulativen Wissenschaften ihrer Lösung nicht um ein Haar näher gebracht werden. Hat doch kein Denker und kein Dichter, kein Forscher und kein Seher bisher diese Frage irgendwie befriedigend beantworten mögen. Die neueste materialistische Schule hat zwar jene Thüren mit einem großen Apparat von Gelehrsamkeit ganz regelrecht belagert und beobachtet; sie versichert uns jetzt mit sehr weiser Miene, daß sie trotz alledem Nichts dahinter zu sehen und zu hören vermocht hat, was wir ihr gern glauben wollen, und daß folglich auch Nichts dahinter zu sehen und zu hören sei, was wir ihr nicht ganz so bereitwillig zu glauben brauchen.

Herr C. **Marquard Sauer** in Prag, auf andern Gebieten der Literatur und Wissenschaft rühmlichst bekannt, führt uns in einem soeben erschienenen Romane in das Treiben einer Spiritisten-Gesellschaft ein, und zwar einer, die sich in allerneuester Zeit in **Berlin** befunden haben soll. Wir lernen eine sehr begüterte Familie der höheren Stände kennen, einen ältern Offizier, der nach dem Kriege von 1866 seinen Abschied genommen hat, seine Schwester, die verwittwete Baronin von Norrenwärt, eine noch junge Dame von feinster Bildung, seine Tochter, ein anmuthiges ganz junges Mädchen, die die beste Erziehung genossen hat. Auf einem Rheindampfer trifft diese Familie ganz zufällig mit einem jungen Griechen zusammen, der früher bei der Gesandtschaft in Paris angestellt gewesen, jetzt im Begriffe steht, Deutschland und — gewissermaßen Europa zu verlassen, da er seinen ganz unkultivirten Länderbesitz in Griechenland zu colonisiren und zu kultiviren denkt. Das zurückhaltende Wesen des schönen jungen Mannes, verbunden mit der Fülle von Wissen und Lebenserfahrung, die seine Unterhaltung verräth, üben auf die Damen einen so großen Zauber aus, daß sie seine Bekanntschaft suchen, seinen Besuch auf ihrem Landgut bei Lahnstein erbitten. Alles das macht sich so einfach und natürlich, so völlig in den Formen der modernen aristokratischen Gesellschaft, daß ein Hineinragen der Geisterwelt in den heitern Zirkel, den wir auf dem Gute versammelt sehen, um so mehr frappirt. Herr Kallergis, der junge Grieche, besitzt die Gabe des zweiten Gesichts, und ein Telegramm, das ihm den in Lukka erfolgten Tod seiner Mutter ankündigt, beweist den Anwesenden evident, daß er weder sich noch sie getäuscht hat, da er dies Ereigniß in dem Momente, wo es geschah, mit dem Geist erblickte.

Erst etwa ein Jahr später erscheint Herr Kallergis wieder in Berlin und findet sowohl die Baronin als ihre Nichte ganz eingenommen von den Offenbarungen aus der Geisterwelt, die ein Amerikaner, Mr. Atkinson, von durchaus würdiger Persönlichkeit, ihnen und einer kleinen Gemeinde von gläubigen Seelen vermittelt. Der Grieche, anfangs höchst skeptisch, läßt sich von der Baronin, deren stille Neigung er ganz gewonnen hat, in den Kreis einführen. Mr. Atkinson vermittelt ihm die Gewißheit, daß seine erste verstorbene Geliebte, der er ewige Treue geschworen hat, einer andern Neigung nicht länger entgegen sei, und nun steht seiner Verbindung mit der Baronin, die ganz unabhängig ist, nichts mehr im Wege. Da er aber zu gleicher Zeit von der Tochter des Obersten geliebt wird, so beschließt das junge Paar den Anblick ihres Glückes dem armen jungen Mädchen zu entziehen und sich heimlich in Hamburg trauen zu lassen. In dem Augenblicke, da dies in's Werk gesetzt werden soll, wird dem Obersten Mittheilung davon gemacht, zugleich aber nachgewiesen, daß es durch die feinsten, schlauesten Maßregeln endlich gelungen

---

*) Die Spiritisten. Roman von Carl Marquard Sauer. 3 Bde. Hannover, Rümpler, 1872.

ist, in dem vermeintlichen Herrn Kallergis einen ganz abgefeimten Betrüger zu entdecken, der wohl nur das große Vermögen der Baronin im Auge gehabt, und daß er vor einem Jahre seine junge Frau mit einem kleinen Kinde schnöde verlassen hat unter Wegnahme ihres ganzen Vermögens. Der hochwürdige Mr. Atkinson erweist sich als Helfershelfer, und die ganze fromme Spiritisten-Gemeinde löst sich in eine Menge Betrüger und einige Betrogene auf. Der entlarvte Kallergis, der die Baronin wirklich geliebt hat und in dem überhaupt ursprüglich edle Elemente lebten, nimmt sich im Augenblick der Entdeckung das Leben.

Man sieht, der Roman verdient die Bezeichnung Polizei-Roman mehr als manche andere, die sich dies Prädikat beilegen. Er schildert in der spannendsten Weise die schlauen, vielverschlungenen Pfade, die der Betrüger einschlägt, um sein Ziel zu erreichen, den oft bewundernswerthen Aufwand von Kraft, Ausdauer, Klugheit und Verwegenheit dieser modernen Raubritter, und die noch größere List, Ausdauer und entschlossene Kühnheit, die die strafende Gerechtigkeit aufbietet, um den Betrüger zu fangen. — Eine Schilderung, die ein psychologisches Interesse anderer Art darböte, in dem Sinne, den wir Eingangs angedeutet, haben wir nicht gefunden, dagegen müssen wir anerkennen, daß das Buch mit ganz bedeutendem Talente geschrieben ist, daß seine klare, nirgends überladene Schreibweise, die wahrhaft meisterhafte Schilderung der aristokratischen Kreise, sowie die feine Charakteristik, von Anfang bis zu Ende fesseln und auch solche Leser befriedigen werden, die mehr als bloße Unterhaltung suchen. Es macht immer einen erfreulichen Eindruck, zu sehen, wie der Künstler seinen Stoff vollkommen beherrscht, selbst dann, wenn wir diesen Stoff ein wenig anders geartet gewünscht hätten. M. Strahl.

Böhmen.

Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Prag.

Als es zu Ende v. J. galt, dem greisen Dichter Grillparzer zur Feier seines achtzigsten Geburtsfestes auch von den Deutschen Prags ein Zeichen allgemeiner Verehrung zu schicken, bildete sich hier ein Comité, das bei dieser Gelegenheit beschloß, zur bleibenden Erinnerung an den Grillparzer-Festtag einen Verein zu gründen, ähnlich dem der „Concordia“ in Wien. Der Antrag, vom Eigenthümer des „Tagesboten aus Böhmen“, Herrn Dr. Kuh, ausgegangen, fand den wärmsten Anklang nicht nur bei den meisten deutschen Schriftstellern und Künstlern Prags, sondern auch bei Freunden der Kunst, welche selbst eine hervorragende Stellung unter den Deutschen Prags einnehmen. Doch auch über die Mauern Prags hinaus fand dieser Antrag lebhafte und freudige Zustimmung. Der Zweck, den derselbe in's Auge gefaßt, ist ein doppelter, denn außer Förderung der Kunst und Literatur und Unterstützung seiner Mitglieder in Krankheiten oder im Alter (resp. Unterstützung von Witwen und Waisen der Mitglieder), wird durch den Verein auch Hebung des geselligen Lebens im Schriftsteller- und Künstlerkreise angestrebt. Zu diesem Behufe wurde ein Comité gewählt, welches die erforderlichen Statuten ausgearbeitet und der behördlichen Bestätigung vorgelegt hat.

Um den Kreis der Vereinsmitglieder auch außer dem Weichbilde Prags vergrößern zu können, wurde in die Statuten ein Punkt aufgenommen, vermöge welches der Verein, der seinen Sitz in der Metropole Böhmens hat, auch außerhalb derselben Wanderversammlungen veranstalten könne. Die Regierung Hohenwart's fundamentalartikelschen Andenkens, witterte aber in jeder deutschen Wanderversammlung Hochverrath, verbot daher dem neuen Verein, außerhalb Prags zu tagen, und die hiesige Statthalterei strich die betreffende Stelle aus den Vereinsstatuten. Wenn auch das Reichsgericht in Wien erklärt hatte, daß Wanderversammlungen nicht gegen das österreichische Vereinsgesetz verstoßen — sie waren dem Grafen Hohenwart mißliebig, er hielt sie für staats-, d. h. seinen Ansichten gefährlich, und sie wurden, trotz Reichsgericht und Vereinsgesetz, untersagt. Nunmehr ist die Regierung des Grafen Hohenwart beseitigt, die Deutschen in Oesterreich athmen wieder freier, und es war die erste Aufgabe des Vereins, eine Statuten-Aenderung herbeizuführen, welche die Wanderversammlungen — deren Zweckmäßigkeit der hiesige deutsch-historische Verein am besten bekundet — auch dem Vereine deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen ermöglicht. — In einer am 20. November stattgefundenen Generalversammlung wurde der bezügliche Beschluß gefaßt und zugleich beantragt, daß der Verein den Namen „Concordia“ führe. — Möge er gedeihen wie die Wiener „Concordia!“ — Auch ist zu erwarten, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Behörde die niemals „staatsgefährlich“ gewesenen Wanderversammlungen, wie die neue Namens-Beilegung bewilligen werde.

England.

Der schwarze Montag.

Wir lesen alle Tage in den Zeitungen Berichte und Urtheile der englischen Presse über Ereignisse in Deutschland und diplomatische Geheimnisse und Beziehungen. So sehr wir auch Ursache hatten, England und dessen Presse während des Krieges vielfach mit Haß und Verachtung zu bestrafen, können wir doch das Gefühl nicht los werden, daß es noch eine stimmmächtige Großmacht in allen Welt- und Handelsbeziehungen sei. Und so vielfach wir auf die Times schimpfen, lesen und übersetzen wir doch jedes günstige Urtheil über uns gern. Die englische Theilnahme an allen Verhältnissen und Ereignissen Deutschlands und die Wichtigkeit, welche wir derselben beilegen, hat einen guten, tieferen Grund: trotz aller Eifersüchteleien und Gehässigkeiten gehören wir zusammen und fühlen es und werden zum beiderseitigen Wohle nicht umhin können, uns mit unserer germanischen Natur besser verstehen, vertragen und vereinigen zu lernen. Schon deshalb, weil es unsere Pflicht und die Bedingung unseres Wohles, ja des europäischen und Weltfriedens ist, mit germanischem Geiste, wozu mit der Zeit Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark gehören müssen, den romanischen und slavischen Bewohnern Europas die Achtung einzuflößen, welche aus vereinigter Macht und Kulturkraft entspringt, und auf dieser Grundlage uns vor ihren Eroberungs- und Rachegelüsten gegen ihr böses, unruhiges Blut zu schützen, sie zu nöthigen oder, wenn es nicht anders geht, zu zwingen, to keep the peace, den Frieden zu halten, wie es in englischen Gerichtssprüchen gegen unleidliche Ruhestörer und Krakehler heißt.

Aus diesen und anderen Gründen ist es gut und nützlich,

sich mit englischen Zuständen möglichst vertraut zu machen. Namentlich bietet das Parlament des vergangenen Frühlings und Sommers ungemein viel Stoff, der noch nicht gehörig gewürdigt und verstanden zu sein scheint. Die parlamentarischen Ereignisse waren zum Theil stürmisch, räthselhaft, ja seit undenklichen Zeiten beispiellos und werden auch wesentlich auf die Ereignisse des nächsten Jahres wirken. Uebersehen und sichten läßt sich der Wirrwar von Verhandlungen, Entwürfen, Siegen und Niederlagen nicht; aber eine einzige Woche, ja eigentlich ein einziger Tag, wozu wesentlich die Nachtstunden gehören, drängte sich so voll von Parlamentswundern und ministeriellen Niederlagen, die gleichwohl zu unerhörten Siegen wurden, daß wir uns wenigstens diese vierundzwanzig Stunden etwas klarer zu machen suchen wollen. Haben wir erst das rechte Licht für die Ereignisse dieses merkwürdigen Montages, so sehen wir auch sowohl zurück als auch vorwärts in die nächste Parlaments-Periode viel deutlicher.

Wir wissen wohl Alle, was wir unter blauem Montag verstehen; aber auf die Frage: was heißt „schwarzer Montag"? würden wohl selbst die meisten Gelehrten die Antwort schuldig bleiben. Das wäre nun zwar kein großes Unglück; aber es ist doch gut und belehrend, diesen neuen englischen Festtag etwas näher kennen zu lernen.

Während des Sommers kamen fast alle Tage interessante Nachrichten aus dem englischen Parlamente in alle möglichen Zeitungen der Welt und wurden wohl deshalb weniger beachtet, weil unter Versailles und Paris meist längere und haarsträubendere Geschichten zu lesen waren. Politiker haben sich vielleicht etwas von dem Tadelsvotum, dem Staatsstreiche und sonstige Curiositäten aus dem diesjährigen Parlamentsleben Englands gemerkt und sich gewundert, wie das in dem musterconstitutionellen England doch Alles so habe kommen können, und nun denken sie wohl weiter nicht viel mehr daran. Man wurde ohnehin nicht recht klug daraus. Nun, vielleicht kommt es nach; denn Parlament und Gladstone-Ministerium schieden diesmal auf eine Weise, welche auf weitere Ereignisse rechnen läßt. Auch Beider Verhältnisse zu den verschiedenen Volksklassen sind so merkwürdiger Art, daß wahrscheinlich im nächsten Frühjahr aus dem Chaos von Mißverhältnissen und Niederlagen etwas Neues, irgend eine Ueberraschung hervorgehen wird.

Ein solcher schwarzer Montag, wie der letzte im vorigen Juli, ist wohl noch nie dagewesen. Der Katalog von ministeriellen Niederlagen und Verlegenheiten wurde an diesem Abende allein so grausam und groß, wie ihn bisher wohl noch kein Ministerium der Welt aufweisen kann. Im Oberhause ein Tadelsvotum mit einer Mehrheit von achtzig oder gerade zwei zu eins; im Unterhause, trotz heroischen Kampfes des Premier-Ministers, die Regierung mit einer Mehrheit von sechsundneunzig geschlagen. Vorher hatte der Kriegsminister die demüthigende Anzeige machen müssen, daß die versprochenen, stolzen Militär-Manövers mit einer neuen Landarmee nicht stattfinden könnten, weil die Armee dazu noch fehle.

So viel innerhalb des Parlamentsgebäudes, während in der verbotenen Nähe von einer halben Meile, gegen den Befehl des Ministers des Innern und gegen militärische und polizeiliche Vorkehrungen, die unverschämtesten Commune-Enthusiasten Englands eine öffentliche Versammlung hielten, den ministeriellen Drohungen hohnlachten, die ganze Regierung verspotteten, die Königin und ihr ganzes Haus öffentlich beschimpften und dafür den Beifall von vielen Tausend Strolchen, Dieben und Dirnen einstrichen. Alles dies an einem einzigen Montage! Nun wissen wir, warum er der schwarze heißt. Nicht ein Theil der Regierung brach zusammen, sondern alle Minister steckten gleichzeitig wesentliche Verdammungsurtheile ein. Das verstanden namentlich nach dem Revolutionsjahre 1848 die verschiedensten deutschen Ministerien ganz vortrefflich; aber wir durften uns auch nicht constitutioneller Rechte rühmen. In dem Lande constitutioneller Erbweisheit war dies nun aber unerhört, unerklärlich. Die Männer des Gladstone-Ministeriums zeigten ja die Springkraft von wirklichen Stehaufchen, diesen kleinen Bolzen, welche, wie man sie auch niederwerfen und mißhandeln mag, immer ganz frisch wieder aufstehen, freilich immer mit dem Kopfe unten, während die Gladstonianer, ganz gegen alles parlamentarische Herkommen, ihn immer oben behielten. Man hat den Staatsstreich (Staatsstreich und England!), das Tadelsvotum und die unerhörte Hartnäckigkeit des Gladstone-Ministeriums in Deutschland und sonstigen auswärtigen Blättern vielfach beleuchtet und zu erklären gesucht, aber wohl selten hinreichend; wenigstens ist es nicht richtig, daß Gladstone und die Seinigen die Constitution verletzt haben.

Ihre nach allen diesen Niederlagen noch ungeschwächte Kraft beruht nicht auf Militärgewalt und Königthum, sondern weil sie, trotz ihrer Schwäche, noch immer stärker sind, als alle Arten von Gegnern; darum mußten sie bleiben, sie mochten wollen oder nicht.

Staatsstreich, Verfassungsverletzung! Worin besteht die englische Verfassung? Hat man die darüber geschriebenen dicken deutschen und englischen Bücher gelesen, so weiß man es oft erst recht nicht, und man kommt in Versuchung Antworten zu geben, wie sie einst ein Dienstmädchen auf die Frage gab: „Was ist Putzpulver?" „Wenn man keen's hat, nimmt man doch Bimsteen."

Die vielleicht vernünftigste Erklärung habe ich erst neulich gelesen, wonach die englische Constitution in der überlieferten Kenntniß der Staatsmänner und gebildeten Politiker von parlamentarischer und richterlicher Behandlung der verschiedenen Konflikte zwischen Krone und Parlament, Oberhaus und Unterhaus und der verschiedenen Parteien und Interessen innerhalb und außerhalb des Parlaments besteht. Die Simonie, der Stellenhandel und Ablaßkram in der Armee war dem deutsch-französischen Kriege gegenüber zu einer solchen Gefahr, einer solchen Schmach und Schande geworden, daß sie unbedingt abgeschafft werden mußte.

Die Oberhäusler des Parlaments und Reichthums haben seit Menschenaltern ihre ungerathenen Söhne und Verwandten in die besten Offizierstellen eingekauft und wollten noch so fortfahren. Deshalb wiesen sie Gladstone mit dieser Armee-Reform ab. Auf Grund der Majorität des Unterhauses und angesichts der Gefahr und Schande vermochte er die Königin, kraft alter Kronprärogative den Handel mit Offizierstellen für abgeschafft zu erklären. Das war der Staatsstreich und das Tadelsvotum. Es giebt Pyrrhussiege, aber auch Niederlagen, welche die glänzendsten Siege übertreffen.

Das Gladstone-Ministerium fühlte sich nach tapferer Ausbrennung dieses Schandflecks stolzer und stärker als vorher, und vernünftige Zeitungen behandelten deshalb auch das Tadelsvotum als einen „prächtigen Spaß!" Das demüthigende Bekenntniß des Kriegsministers, daß noch keine Landarmee für ein Manöver da sei, trifft weniger die Regierung, als die althergebrachte Vielregierung in allen Militär- und Marine-Angelegenheiten, an deren Spitze nicht selten sechs von einander unabhängige Kriegsminister standen, deren Unfähigkeit durch eingekaufte und in die

Höhe geschwindelte Offiziere in alle Kasernen und Abtheilungen verschleppt ward. Aus diesem aufgerührten Mischmasch konnte der Kriegsminister nicht so schnell, wie er gehofft hatte, eine neue Landarmee backen.

Der Minister des Innern, Bruce, ist allerdings kein Licht trotz seines besten Willens. So hatte er sich vorgenommen, kraft des Gesetzes die Pöbel-Demonstration gegen die Civilliste des Prinzen Arthur auf dem Trafalgar-Square nicht zu dulden und verbot sie also. Um Widersetzlichkeiten energisch entgegen zu treten, hatte er Polizei und Militär aufgeboten. Als der Janhagel republikanischen, internationalen und communalen Glaubens, des Taschendiebstahls und sonstiger Verbrechen, sich nun doch massenhaft zusammenzog, schickte er den Führern besondere Erlaubniß, das öffentliche Meeting abzuhalten und Königin, Prinzen und Prinzessinnen, Minister, Ober- und Unterhaus, alle reichen und gebildeten Klassen mit ungeschwächter Lungenkraft weithin schallend durch die Straßen zu verunglimpfen und tobenden Beifall aus achttausend stinkenden Kehlen einzustreichen. Damit blamirte sich der Minister, aber da dem Prinzen sein hübsches Jahresgehalt schon mit Majorität zugesprochen worden war, konnte diese Luftverpestung vom Trafalgar-Square aus nicht mehr schaden, und es macht seinem guten Herzen Ehre, daß der Minister sich noch im letzten Augenblick besann, drohendes Blutvergießen zu verhüten, statt auf seinem Kopfe und seinem Rechte zu bestehen. Freilich ist er wohl beinahe ein Dutzend Reformgesetze schuldig geblieben, aber ich glaube, daß man ihm nie Zeit und Ruhe gegönnt hat, nur eine einzige Reform ein- und durchzubringen. Hat man ihm doch während dieses Sommers schon allein wegen seines Gesetzentwurfs zur Milderung der Trunksucht das Leben so schwer gemacht und ihn Wochen lang durch alle mögliche Opposition der Brauer und Schankwirthe, einer ganzen Armee von hartnäckigen, stierartig starken Menschen, welche über die meisten Millionen unter allen Industrien gebieten, beinahe todt gequält, so daß kaum ein Schatten von Gesetzeskraft gegen den souveränen Wucher mit gebrauten und gebrannten Getränken übrig blieb.

Damit waren die Anschwärzungen des Ministeriums noch nicht vollzählig. Man hatte nämlich den Premier einige Tage vorher gezwungen, sich in einer Schul- und Confessions-Frage zurückzuziehen, weil weder er noch das „Haus" den Muth hatte, sich über die katholische Religion in Bezug auf Universitätsrechte zu entscheiden.

Lauter Niederlagen der tödtlichsten Art. Ich könnte deren Zahl aus früherer oder späterer Zeit noch vermehren. Man nannte das Gladstone-Ministerium das stärkste unter der langen Regierung der Königin. Das muß wohl wahr sein, denn es überlebte nicht nur den schwarzen Montag, sondern auch alle übrigen späteren siegreichen Angriffe der Feinde, und die Oberhäusler, denen ihr Tadelsvotum durchaus nichts half, haben schon öfter in ihren Zeitungen verkündigt, daß Gladstone siegestrunken über seinen Staatsstreich noch öfter die Prärogative der Krone, wohl gar physische Gewalt benutzen werde, um die Institutionen des Landes zu verletzen, die Constitution zu brechen. Vernünftige Leute, welche das Glück des Landes mehr lieben, als das Labyrinth von tausenderlei alten Gesetzen und Parlaments-Beschlüssen, freuen sich schon dieser künftigen Staatsstreiche.

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort." —
„Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

Diese Krankheit hat sich mit besonderer Kraft und Erbweisheit durch lange Jahrhunderte so befestigt und verbreitet und durch immer wieder neue Ablagerungen von schädlichen Stoffen so arg vermehrt, daß es in England nur noch Eine rationelle, gesunde Regierungs- und Parlamentsthätigkeit giebt: Abschaffung von Gesetzen und Rechten. Außerdem hat die Weltgeschichte durch alle Jahrhunderte hindurch gelehrt, daß es oft Zeiten giebt, wo nur ein Mensch Recht hat und die ganze übrige Welt Unrecht. Je eher nun dieser Eine die Majorität, die Macht des Rechtes bekommt und diese geltend zu machen weiß, desto besser für das Heil des betreffenden Landes und der Welt.

Damit hängt auch der besonders von Carlyle in genialen Büchern gepredigte Heroen-Cultus zusammen, und auch in Deutschland gab es einst viele Prediger des Cultus des Genius. Dieser wird seine Macht und Majorität gegen allen hergebrachten constitutionellen Majoritäts-Schwindel immer wieder geltend machen, wenn es einen großen Ruck, eine wesentliche Reform und Erlösung von herrschenden, unerträglich gewordenen Uebeln gilt. Gladstone hat etwas vom Heros und Genius in sich, vielleicht nicht sehr viel, aber doch hoffentlich genug, daß man ihm nach diesem ersten Staatsstreich noch einige andere und hoffentlich wohlthätigere gegen die sonst unheilbare Krankheit von ererbten Gesetzen und Rechten zutrauen darf.

Wir Deutsche haben ja neuerdings das merkwürdige Beispiel erlebt, daß der einst unpopulärste, ja grimmig gehaßte einzige Mann sich stärker erwies, als alle gegen ihn geschleuderten Majoritäten und Mißtrauensstimmen, und er ist jetzt mächtiger und volksthümlicher als wohl jemals ein Held unserer Geschichte. Wir schließen deshalb mit dem guten Rathe, sich nicht so sehr zu ängstigen, wenn einmal ein alter verfaulter Rechtsboden ein Loch bekommt oder ein constitutioneller Rechtsparagraph bricht oder zerbrochen wird, sondern immer wenigstens erst zu untersuchen, ob dieses Loch oder dieser Bruch nicht die heilsame Anstrengung der Menschennatur in einem Lande oder Staate sei, einen unerträglich oder tödtlich gewordenen Krankheitsstoff fortzuschaffen. H. B.

Lord Palmerston's Leben.*)

Bei einer Uebertragung, wie die vorliegende, scheint uns besonders die Frage in Betracht zu kommen: Hat das Werk, um welches es sich handelt, Anspruch auf unser Interesse? Bildet es eine wünschenswerthe Vermehrung unserer zeitgeschichtlichen Literatur? Wir müssen in diesem Falle unbedingt mit Ja antworten. Nicht nur gewinnen wir aus den Documenten und Briefen, welche Sir Henry Lytton Bulwer veröffentlicht, das Bild eines Mannes, den näher kennen zu lernen für Jeden ein Geistes- und Herzensgenuß ist; nicht nur erkennen wir (zum Theil vielleicht zu unserer nicht geringen Ueberraschung) in Lord Palmerston einen humanen, aufgeklärten, ja weisen Staatsmann, einen vollkommenen, echten Gentleman; nicht nur erhalten wir Kenntniß von den innersten Motiven der von ihm vertretenen englischen Politik, denen wir ebenfalls, nach den Angriffen, die sie beim Leben des Lords zeitweise von deutschen Liberalen, wie Bucher, Beta u. A. erfuhren, unsere Achtung nicht versagen können, sondern wir gewinnen auch einen Einblick in die Manöver der französischen Diplomatie, welcher nach den neuesten Ereignissen einen bedeutenden Zuwachs an Interesse erhält.

---

*) Frei nach Sir Henry Lytton Bulwer, von Arnold Ruge. Berlin, Robert Oppenheim.

Der jetzige Präsident der Republik in Frankreich war, als Lord Palmerston einen versteckten diplomatischen Strauß mit ihm ausfocht, der mit der Niederlage des Herrn Thiers endete, noch Minister des Königs Ludwig Philipp. „Man sagt, Thiers sei ein Teufelskerl," schreibt Palmerston einmal über ihn, „zu Allem fähig, deswegen höchst gefährlich und folglich ein Mann, dem man nachgeben müsse. Von dieser Lehre glaube ich gerade das Gegentheil. Ich fürchte einen waghalsigen Burschen, wenigstens als offenen Feind, nicht, und bin nie dafür, einem solchen Manne nachzugeben, er müßte denn durch ein Wunder gerade Recht haben." Ueberhaupt zeigt Lord Palmerston im intimen Briefwechsel ein bei einem Staatsmanne wohl ziemlich ungewöhnliches Vertrauen auf das Recht, dem er eine Sieg inspirirende Kraft zutraut. „Da ich weiß, daß ich Recht habe, fürcht' ich ihn als Feind nicht," sagt er einmal, ebenfalls von Thiers.

Sir Henry Lytton Bulwer, welcher die feine geistreiche Feder seines Vaters führt, hat das nur ihm zugängliche Material mit kundiger Hand geordnet, und Arnold Ruge wiederum bei seiner Bearbeitung des englischen Werkes besonders auf deutsche Verhältnisse Rücksicht genommen, d. h. alles auf diese bezügliche hervorgehoben. S. J—s.

Frankreich.

Zwei Engländer im belagerten Paris.

Es liegen uns zwei englische Werke vor, welche beide dem Zwecke dienen, die Welt mit den Zuständen bekannt zu machen, die während der Belagerung der französischen Hauptstadt durch die Deutschen in Paris herrschten. Wesentlich Neues erfahren wir durch keins der beiden Bücher. Die Zeitungsberichte während und nach der Belagerung haben bereits das Bild vollständig entrollt, das hier, mehr ins Einzelne gehend, ausgemalt und je nach der Individualität des Verfassers gefärbt ist. Diese Individualität stellt sich aber in den beiden Büchern als grundverschieden heraus.

Das erste Buch, Shut up in Paris, by Nathan Sheppard*) ist die Veröffentlichung eines etwas breit gehaltenen Tagebuches, das ein in Paris mit eingeschlossener Engländer vom 5. Sept. 1870 bis zum 30. Januar 1871 gewissenhaft geführt hat. Ist manches Unbedeutende darin mitgetheilt, nimmt die Persönlichkeit des Erzählers darin einen etwas zu bedeutenden Raum ein, lassen Styl und Anordnung manches zu wünschen, so verdient die Arbeit doch das größte Lob wegen der Unbefangenheit und Unparteilichkeit, mit welcher die Ereignisse geschildert sind, wegen der richtigen Würdigung der Verhältnisse und Personen, welche den Verfasser mit einer Art von Prophetie voraussehen läßt, was für Scenen des Entsetzens der unglücklichen Stadt nach dem Abzuge des Feindes bevorstanden. Ob Nathan Sheppard für die Franzosen oder für die Deutschen Partei genommen, läßt sich bei Prüfung seines Tagebuches nicht feststellen; er enthält sich jedes Urtheils und läßt die Thatsachen reden. Deshalb wird aber sein Zeugniß über die Belagerung gerade ein wichtiges; wir hören hier den unparteiischen, wirklich neutralen Berichterstatter, der nur dann Partei nimmt, wenn er auf die Vorzüge der Anglo-Sachsen zu reden kommt, und sogar ganz naiv behauptet, England habe sich während des Krieges „glorreich" benommen.

*) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Trotz dieser kleinen Schwächen und der im Eingange gerügten Mängel des Buches steht uns dasselbe doch viel höher, als das zweite, das bereits vielbesprochene Tagebuch während der Belagerung von Paris*), welches uns jetzt in deutscher Uebersetzung vorliegt.

Herr Labouchère ist Zeitungscorrespondent, er besitzt ein vorzügliches Darstellungstalent, weiß mit der Gewandtheit des geschulten Feuilletonisten seine unbedeutendsten Mittheilungen interessant und unterhaltend zu machen; sein Buch verdient in literarischer oder sagen wir lieber publizistischer Hinsicht weitaus den Vorzug vor dem seines Landsmannes; was aber die Treue und Zuverlässigkeit betrifft, möchten wir den schlichten Berichterstatter doch viel höher stellen, als den brillanten Erzähler.

Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß Herrn Labouchère's Tagebuch eine Zusammenstellung sämmtlicher von ihm aus dem belagerten Paris an die Daily News in London gesandten Berichte ist, welche theils dort ankamen und veröffentlicht wurden, theils verloren gingen und durch den Bri[e]f nach zurückbehaltenen Abschriften Ergänzung erhielten. Herr Labouchère schildert das Leben und Treiben der Pariser; da er Zeitungscorrespondent ist und pikant schreiben will, so schont er sie in keiner Hinsicht, macht sie lächerlich, geht mit ihnen ins Gericht, ist aber dabei selbst in allen Vorurtheilen befangen, die er angreift, und urtheilt über den Charakter der Deutschen und namentlich der Preußen mit einer wahrhaft lächerlichen Voreingenommenheit und Einseitigkeit, hat über den Krieg, die Belagerung von Paris und die Bedingungen des Friedensschlusses so durch und durch französische Ansichten, daß wir seiner Arbeit jede Berechtigung absprechen müssen, für eine „neutrale", unparteiische Berichterstattung zu gelten; wohl aber ist sie ein fesselndes, gut geschriebenes Buch, das einen großen Leserkreis in ganz Europa und jenseits des Oceans gefunden. J. H.

Rußland.

Der Bücher-Diebstahl in der kaiserlichen Bibliothek von St. Petersburg.

Wir erinnern uns noch aus Zeitungsnachrichten des beispiellosesten Bücher-Diebstahls aus der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Der Dieb war ein Deutscher, ein Gelehrter, ein Professor und Dr. der Theologie sogar, und gab durch diese Stellung und als Deutscher den deutschfeindlichen Russen ganze Ladungen von Nahrung für ihre Denunciationen gegen uns. Nicht weniger als 4000 Bände hatte dieses [illegible] der Wissenschaft, dieser große Apostel der Versöhnung zwischen der katholischen und griechischen Kirche, gestohlen. Wie war dies möglich? Wie hing es zusammen? Was ist daraus geworden? Ein genauer, aktenmäßiger Bericht über diese psychologisch und juristisch merkwürdige Erscheinung und die Gerichtsverhandlungen, unlängst in Petersburg deutsch erschienen, giebt uns darüber [illegible] klaren Aufschluß.**) Diese Broschüre hat zugleich insofern [illegible]

*) Von Henry Labouchère, Correspondent der Daily News. Leipzig, S. Loewe.

**) Dr. Alois Pichler und der Bücher-Diebstahl aus der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Bericht über die Verhandlungen vor den Geschworenen am 24. und 25. Juni 1871 nach stenographischen Aufzeichnungen von J. Chr. Marguse. St. Petersburg, Verlag von Carl Ricker, 1871.

uns Wichtigkeit, als sie uns einen genauen Einblick in die Art giebt, wie in dem jetzigen Rußland durch Geschwornengerichte Prozesse geführt und entschieden werden. Viele Deutsche halten das jetzige Rußland immer noch für barbarisch und können sich gar nicht denken, wie es im Verlauf weniger Jahre in freiheitlicher und humaner Richtung zum Theil alte Kulturstaaten, wie z. B. Frankreich, überflügelt hat. Wir bewundern hier die Klarheit, Unparteilichkeit und Humanität des gerichtlichen Verfahrens gegen einen der raffinirtesten Bibliomanen und unverschämtesten Verbrecher an dem größten Stolze Rußlands, der prachtvollen, überaus reichen Bibliothek. Selbst das Maaß der Strafe erscheint uns nicht hart, wenn wir wissen, wie frei und begünstigt die nach Sibirien Verbannten leben können.

Ein so berühmter Gelehrter und Verbrecher verdient wohl näher angesehen zu werden. Deshalb hier zunächst folgende biographische Notizen: Prof. Dr. Alois Pichler, ein hoher Dreißiger, ist der Sohn eines Zimmermanns und einer Hebamme in einem kleinen Orte Baierns. Sie waren so arm, daß der Sohn auf Staatskosten in die Schule und auf das Seminar ging. Seine Leistungen und sein Wissensdurst waren so groß, daß er sich nach der Universität München förmlich bettelte. Hier fand er Aufnahme in einer Anstalt für arme Studenten. Eine Arbeit über griechische Historiker fand gelehrten Beifall. Er wurde zum Priester geweiht und dann Privatdocent. Seine Forschungen über das Verhältniß der katholischen und griechischen Kirche wurden sein Hauptruhm, die eigentliche Leidenschaft seines Lebens. Seine Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche während des siebzehnten Jahrhunderts, ein anderes über die Patriarchen von Konstantinopel, dann aber besonders die Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen Orient und Occident mit der Absicht beide Kirchen wieder zu vereinigen, scheinen ihn weit und breit berühmt gemacht zu haben. Aber sein Nachweis, daß auch die katholische Kirche gefehlt habe, war dem heiligen Vater und seinen heiligen Kindern ein solcher Greuel, daß der Verfasser verflucht und sein Buch verboten ward. Die griechische Kirche aber ward durch dasselbe auf ihn aufmerksam, so daß er nach Rußland berufen ward und in Petersburg Erlaubniß erhielt, als außerordentlicher Bibliothekar mit dreitausend Rubel festem Gehalt unter den Hunderttausenden von Bänden nach Belieben und Bedürfniß herumzuwühlen und Bücher ohne besondere Erlaubniß und Angabe mit nach Hause zu nehmen. Im Verlaufe von zwei Jahren nun hatten sich mehr als viertausend Bände der kaiserlichen Bibliothek in seiner öden, kleinen Wohnung angehäuft und zwar in expreß dazu gekauften, zum Theil schon vernagelten Kisten. Seine Base hatte vorher die Werkzeichen der Bibliothek nach Kräften wegradirt und besondere Zettel darüber geklebt. Der Mann hatte sich einen besonderen geheimen Sack unter den Ueberzieher machen lassen, um zwei, dreimal täglich heimlich Bücher darin mitzunehmen, darunter auch ganz werthlose, anscheinend ganz unbrauchbare Bücher, z. B. über die Tanzkunst, oder Handbücher für Schneider, Tischler u. s. w. Er wußte schon lange vorher, daß man ihn wegen Bücherdiebstahls in Verdacht habe und beschwerte sich darüber schriftlich, stahl aber immer noch fort, bis er eines Tages, statt auf den Rücken auf ein großes verstecktes Buch geklopft, auf frischer That ertappt und gezwungen wurde, sich einer Haussuchung zu unterziehen. Hier fand man denn auch die ungeheure Bescheerung von mehr als viertausend gestohlenen Büchern, ausgeschnittenen und von ihm wieder gebundenen Abhandlungen, Bildern und Zeichnungen u. s. w. Alles mit der größten Raffinirtheit, List und Frechheit planmäßig gestohlen, ausgeschnitten, verklebt, versteckt, unkenntlich gemacht, zum Theil als persönliches Eigenthum bezeichnet, kurz eine solche Fülle von verbrecherischen Thatsachen, daß alle Augenzeugen und bald darauf das ganze gelehrte Rußland die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Hat er gestohlen? Und wenn so, aus Gewinnsucht? Der russische Vertheidiger suchte nachzuweisen, daß eine unüberwindliche Bibliomanie, kein Diebsgelüst, keine Gewinnsucht zu Grunde gelegen habe. In seinen Werken hatte Pichler es mit allen Gnaden der römischen Kirche verdorben. Verbannt und verflucht, fuhr er doch fort, im Dienste der Wahrheit sich jede Aussicht auf materielle Vortheile in Deutschland zu versperren. In der Abhandlung: „Die wahren Hindernisse und die Grundbedingungen einer durchgreifenden Reform der katholischen Kirche zunächst in Deutschland", trat er nicht nur gegen die Theologen, die anonym gegen die katholische Kirche schreiben, z. B. auch gegen seinen Freund Döllinger, nicht nur gegen das Concil und das Unfehlbarkeits-Dogma auf, sondern auch gegen die deutschen Regierungen, weil sie diejenigen nicht gehörig beschützen, welche gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche ankämpfen, besonders auch gegen den ersten protestantischen Staat Deutschlands, Preußen, das gleichwohl die ultramontane Partei begünstige. So schnitt er sich alle Wege nach Deutschland ab und mußte sich in Rußland zu befestigen suchen. Und er hätte durch solche Diebstähle sich unmöglich machen können? Nein, ein solcher Mann, der im Stande war, allen Aussichten auf die Zukunft zu entsagen, um seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, kann unmöglich aus Geiz und Eigennutz Bücher stehlen. Die Aufnahme des Kampfes gegen eine solche Macht wie die der römischen Kirche, läßt voraussetzen, daß Pichler nicht der Mann ist, aus materiellen Rücksichten seine Ehre, seinen guten Namen auf's Spiel zu setzen. Man muß deßhalb zu dem vollkommen glaubwürdigen Schlusse gelangen, daß er unter dem Einflusse einer unwiderstehlichen, unbesiegbaren Leidenschaft für Bücher so gehandelt, daß in ihm also nicht die Bedingungen vorhanden, die den Menschen zum Verbrecher machen und Pichler nicht ein Dieb genannt werden, d. h. daß er die Bücher nicht aus niedriger Habsucht, aus Eigennutz genommen haben kann."

So der Vertheidiger. Und er selbst wußte über jeden seiner heimlichen Schritte, über die Anhäufung scheinbar selbst ihm ganz unnützer und werthloser Bücher, über die Entstellung und Umgestaltung derselben durch seine Base so unschuldige, durchweg zusammenhängende Auskunft zu geben, daß man selbst einem so kolossalen, raffinirt und unverschämt fortgesetzten Diebstahle gegenüber gern glauben möchte, es sei Alles vollkommen richtig. Aber der Staatsanwalt warf denn freilich ganz andere Lichter hinein. Die Bibliomanie müßte bis zu der nirgends nachgewiesenen Unzurechnungsfähigkeit gestiegen sein, wenn sie in der Vertheidigung etwas gelten solle. Dazu häuften sich die Anzeichen, daß P., allerdings halb wahnsinnig in Bezug auf die Ausführung, die ungeheure Masse Bücher aus Eigennutz, wahrscheinlich um sie zu verkaufen, gestohlen habe. Die Geschwornen bejahten es. So wurde der baierische Unterthan und außeretatsmäßige Bibliothekar der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, Dr. der Theologie, Alois Pichler zum Verlust aller besonderen persönlich und nach seinem Stande ihm zukommenden Rechte und Vorzüge, des Stanislaus-Ordens und zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien verurtheilt, und zwar mit dem Verbote, den ihm angewiesenen Wohnort im Gouvernement Tobolsk während eines Jahres und das Gouvernement selbst während zweier Jahre zu verlassen.

Sibirien ist größer als Europa, und es kommt darauf an,

wohin man verbannt wird. Tobolsk ist die mildeste und beinahe gar keine Strafe, weil jeder, namentlich gebildete Mensch unter eine sehr dünne und zwar meist überraschend gebildete Bevölkerung und in ein mildes, sehr gesundes Klima kommt. Der Verbannte kann dort machen was er will; namentlich wird jede geistige Arbeit sehr geehrt und gut bezahlt. Da nun in Tobolsk auch eine neue Universität gegründet wird, läßt sich hoffen, daß es dem unglückseligen Bibliomanen nicht an Gelegenheit fehlen wird, seine Gelehrsamkeit bestens zu verwerthen und Bücher zu kaufen, statt zu stehlen. Ist es freilich eine auf Bücher erpichte eigentliche Kleptomanie, so wird mehr moralische Kraft dazu gehören, sie zu überwinden, als man ihm zutrauen darf.

Wir aber schließen hier mit einem wohlverdienten Danke gegen die Russen, welche es in dieser Sache, trotz des modischen Hasses gegen Deutsche, nicht an Rechtssinn, nicht einmal an Humanität haben fehlen lassen. Die Franzosen mögen sich an den Russen ein Beispiel nehmen!

Nord-Amerika.

Karl Heinzen's wahre Demokratie.*)

Die germanische, speziell die angelsächsische Rasse zeichnet sich von allen andern Völkern durch Vorwiegen conservativer Tendenzen aus. In ihnen beruht die starke Lebensfähigkeit und unverwüstliche Kraft derselben; denn damit dieselbe bestehen bleibe, muß sie eben conservirt werden. Es versteht sich von selbst, daß wir hier den Ausdruck conservativ ohne irgend eine Beziehung auf einheimische Parteiungen gebrauchen. Conservatismus ist eine Charakter-Eigenthümlichkeit, die im Staatsleben möglicherweise ihren Inhaber zum Mitgliede der fortgeschrittensten Fraction machen kann. Aus ihr entspringt die stätige Entwicklung, welche die Geschichte der germanischen Nationen kennzeichnet: selbst Uebelstände werden nicht sofort durch Revolutionen beseitigt, die angeblich tabula rasa machen, aber im Grunde den Volkskörper ebensowenig zu ändern vermögen, wie acute Krankheiten den menschlichen Organismus umzuwandeln oder gar diesem eine andere Seele einzuhauchen im Stande sind. Fürst Bismarck sprach einmal das bedeutungsvolle Wort aus, daß „der Kompromiß die Seele des constitutionellen Lebens sei." Der Kompromiß ist in der That die Seele alles Lebens, ja sogar das lebendige Wesen selbst, so zu sagen ein Kompromiß zwischen Zeit und Ewigkeit.

Auch die Vereinigten Staaten kamen durch einen Kompromiß zu Stande, und entstanden keineswegs durch Inscenirung des Rousseau'schen Gesellschafts-Vertrages. Herr Karl Heinzen beschreibt ihn richtig als einen vierfachen, nämlich zwischen Einheit und Partikularismus, Republik und Monarchie, Freiheit und Sklaverei, Demokratie und Aristokratie. Es ist klar, daß jedem Kompromisse ein Widerspruch anhaftet, welcher zuletzt ausgefochten werden muß. Das ist der Fortschritt der Geschichte: sie löst das eine Problem, stellt aber sofort ein neues auf die Frage; ob Freiheit oder Sklaverei hat der blutige Secessionskrieg entschieden. Aber ist nicht statt dessen die soziale Frage in den Vordergrund getreten? Zählt die Internationale nicht ihre meisten Anhänger, von England abgesehen, unter der Arbeiter-Bevölkerung Amerikas?

Es kostet nicht viel Mühe, die Mängel und Widersprüche politischer Institutionen aufzuzählen. Derartige Prinzipienreiter hat es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben. So lange die Nation sich eines normalen Gesundheitszustandes erfreut, sind sie ziemlich ungefährliche. Ihre Kritik stiftet den Nutzen, den alle Kritik stiftet; an sich selbst unfruchtbar, regt sie zum Nachdenken an. Die geschichtlichen Ereignisse können nur durch produktive Geister herbeigeführt werden; aber die Geschichte wird so wenig nach Partei-Prinzipien gemacht, wie ein Dichtwerk nach den Regeln der Aesthetik. Etwas anderes ist es, wenn der Volksorganismus erkrankt ist, mag ihn die Krankheit nun total oder partiell ergriffen haben. Das Prinzip wird dann zu einer gefährlichen Macht, die auf Augenblicke Staat und Gesellschaft beherrschen kann, wie wir das erst eben in Frankreich erlebt haben. Die ungeheure materielle Macht, welche die Vereinigten Staaten dem jungfräulichen Boden ihres Landes verdanken, verleitet Viele, die dortigen Zustände zu überschätzen und da ein Muster zu suchen, wo weder Nachahmenswerthes, noch Nachahmbares ist. Man muß bedenken, daß die ursprüngliche Constitution für ein ganz anderes Volk gegeben worden, ein Volk, in welchem die eigentlichen Anglo-Amerikaner als Hauptbestandtheil dominirten. Seitdem aber ist ein Strom der buntesten Einwanderung ins Land geflossen — neben den Deutschen haben sich auch Massen von Irländern, meist das allergefährlichste Proletariat, angesiedelt, und nach Beendigung des Secessionskrieges betheiligen sich nun auch gar die Neger am öffentlichen Leben. Eine solche Völkermischung hat, wie die Geschichte lehrt, fast immer Corruption im Gefolge: sie fördert eine atomistische Denkweise und die Selbstsucht des Individuums.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn im Stillen mancher Amerikaner über die Zukunft seines Landes bange Zweifel empfindet; nicht etwa als ob er an derselben verzweifelte, aber weil er noch große Kämpfe und Mühsale vor sich sieht. Da sind natürlich die Prinzipienreiter schnell zur Hand, die politischen Wunderdoktoren, welche dem Volke erzählen, das Uebel stamme einzig daher, weil Amerikas Verfassung auf Kompromissen zweier sich widersprechender Prinzipien beruhe; wie der Kampf zwischen Freiheit und Sklaverei mit dem Siege der Freiheit geendet, so müßten auch alle anderen Antithesen zum Vortheil einer „wahren Demokratie" aus dem Wege geräumt werden. Was diese sei, will Herr Heinzen seine Leser „im Auftrage des Vereins zur Verbreitung radikaler Prinzipien" belehren. Indessen kommt er, sehr charakteristisch, nicht darüber hinaus, zu sagen, was die Demokratie nicht sei, nämlich die heutige Verfassung der Vereinigten Staaten; die eigentliche Definition seines Ideals fällt ziemlich schwach aus und ist nicht viel mehr, als die leere Tautologie, daß die wahre Demokratie eben die wahre Demokratie sei.

Daß ein so hartköpfiger Anbeter des todten Prinzips an der lebendigen Entwickelung, welche die Geschichte seiner deutschen Heimat ergriffen hat, wenig Freude empfindet, braucht kaum bemerkt zu werden. Ihm ist Bismarck noch immer „der Mann von Blut und Eisen" 2c.

H. H.

---

*) Was ist wahre Demokratie? Beantwortet durch eine Beleuchtung der Verfassung der Vereinigten Staaten, von Karl Heinzen, Boston, 1871.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Die Angelegenheit des Colonisations-Vereins für Palästina.

In Nr. 47 dieser geschätzten Zeitschrift veröffentlichte Herr Gerichtsreferendar Fr. Wachtel gegen diesen Verein einen geharnischten Protest, der die verschiedenartigsten Mißverständnisse hervorzurufen geeignet ist.

Angeblich gab Herrn W. eine Bemerkung des „Leipziger Tageblatt" Veranlassung zu seinem Proteste, indem dieses das Unternehmen als Beweis einer unter dem „fremden Stamm" der Juden in Folge der Neugestaltung Deutschlands „ausgebrochenen überraschenden Bewegung" ansieht. Ich sage „angeblich", weil Herr W. wissen muß, daß die Colonisations-Idee nicht nur lange vor der Neugestaltung Deutschlands, sondern sogar vor dem ersten Aufraffen desselben im schleswig-holsteinischen Kriege entstand, und ihre erste Realisirung im J. 1861 zu Frankfurt a. O. gefunden hat.

Der Verf. des Protestes meint, daß seine Expektoration „der innersten Ueberzeugung des weitaus größten Theiles der Judenheit in allen Kulturländern entspricht." Dem gegenüber erlaube ich mir den geschätzten Lesern d. Bl. Männer aus „allen Kulturländern" vorzuführen, die vielfach rühmlichst bekannt und die mit Entschiedenheit für die Idee der Colonisation Palästinas eingetreten sind. Ich nenne aus Frankreich Adolf Cremieux und Albert Cohn, aus England Sir Moses Montefiore und Ober-Rabbiner Dr. N. Adler, zum Theil auch Dr. Ludwig August Frankl in Wien. Der Name dieser Männer ist von zu gutem Klange, als daß die Leser nicht schon hieraus ersehen sollten, das Colonisations-Unternehmen müsse denn doch kein so „wahnsinniges" sein.

Daß die drei Herren, welche den Verein neu begründet haben, im Großen und Ganzen wenig oder gar nicht bekannt waren, ist ebenso unrichtig; das israelitische Publikum kennt und ehrt die Namen der ehrwürdigen Herrn Gutmacher in Grätz und Kalischer in Thorn seit Jahrzehnden, und wird die Aeußerung des Herrn W., daß „die Thorheit und Schlechtigkeit Eines, oder einiger einzelnen jüdischen Individuen stets dem gesammten Judenthum zur Last gelegt wird", und die sich, dem Zusammenhange nach, nothwendig auf jene Herren beziehen muß, mit sittlicher Entrüstung von sich weisen. Die Herren Kalischer und Gutmacher sind zwei würdige alte Rabbiner, welche ihr ganzes anspruchsloses Leben dem Dienste der jüdischen Wissenschaft und der Humanität geweiht haben, die deshalb weit über die deutschen Marken hinaus sich eines bedeutenden Namens erfreuen.

Phrasen, wie z. B. „daß die Colonisation vom Standpunkte der Nationalität, Humanität und Gesetzestreue berechtigt, sei mindestens zweifelhaft, und müsse vom politischen, sozialen und finanziellen Standpunkte entschieden bestritten werden" —, sind eben Phrasen, so lange es Herr W. nicht beweist oder wenigstens zu beweisen versucht. Ich bestreite dem Herrn W. alle seine Behauptungen gegen den Colonisations-Verein, und mache mich anheischig, dieselben vollständig zu widerlegen, wenn es ihm belieben sollte, mit wissenschaftlichen oder faktischen Beweisen hervorzutreten.*) Bis dahin muß ich annehmen, daß Herr W. über die Gründe gegen den Verein geschwiegen, weil er — nichts Stichhaltiges vorzubringen wußte.

*) Jedoch nicht in den Spalten unseres Journals, das keiner weiteren Polemik in dieser Sache Raum gewähren kann. D. R.

So wäre es denn überhaupt Zeitverschwendung, den Herrn W. zu widerlegen. Dreht sich doch der ganze „Protest" um einen Satz des Aufrufs, der den dritten Zweck des Vereins angiebt „partielle Erfüllung der in den täglichen Gebeten der Juden erbetenen Rückkehr nach Jerusalem." Ich schweige von den wohlfeilen Witzen gegen das Heiligthum einer nach hunderttausenden zählenden Religions-Anschauung, schweige über Ausdrücke, wie „unfehlbare Fanatiker", „Colonie der jüdischen Unfehlbarkeit", „jüdische fanatische Köpfe", „gesetzestreue Ableger jener Verderber", „Vornirtheit unserer unfehlbaren Generalpächter des allein seligmachenden Judenthums" u. s. w.; — es ist ja so leicht, Bezeichnungen aus den schwebenden Tagesfragen auf fremde Gebiete zu übertragen, die dazu nicht die geringste Beziehung haben!

Aber zur Richtigstellung der Sachlage und zur Aufklärung des geschätzten Publikums dieser Zeitschrift erlaube ich mir folgende Bemerkungen, indem ich zuvor constatire, daß ich selbst zu diesem Vereine bis jetzt außer jeder Beziehung stehe:

1) Herr W. irrt sehr, wenn er glaubt, daß der weitaus größte Theil der Juden in allen Kulturländern seine Anschauung theile. Vielmehr zeigen die Erfolge, die die Alliance Israélite in Paris gerade mit der Colonisation errungen, und die besonders zahlreichen Mitglieder des neuen Vereins „in allen Kulturländern" —, daß sich die gebildeten Juden größtentheils dieses Pietäts-Verhältnisses nicht schämen.

2) Ueber die israelitische Liturgie in einem „Magazin für die Literatur" zu verhandeln, ist durchaus nicht angemessen. Es gehört dies intra muros und in Zeitschriften ausschließlich jüdischer Tendenz, in denen ich allerdings Herrn W. gern darüber Rede stehen will.

3) Ich habe oben eine kleine Blumenlese der im Proteste den Gesetzestreuen vindicirten Epitheta gegeben, und damit gezeigt, daß es auch „unfehlbare Fanatiker" des „geläuterten religiösen Bewußtseins" geben könne. Es ist nothwendig und nützlich, daß dies constatirt werde. Daß nur „gesetzestreue Juden" für rechtschaffene, bewährte Männer gehalten werden, ist keineswegs im Aufrufe ausgesprochen, sondern von Herrn W. hinein interpretirt worden. In der That steht im Aufrufe gerade das Gegentheil! Er sagt nämlich Folgendes: „Bedenken über möglicherweise vorkommende Vernachlässigungen ritueller agrarischer Vorschriften in Palästina seien deshalb nicht stichhaltig, weil der Verein durch seine Aufsichtsorgane, wozu natürlich nur rechtschaffene, bewährte Männer gewählt werden müssen, hinreichende Garantie bieten könne." Man sieht hieraus bei vorurtheilsloser Betrachtung, daß die Bedingung eines orthodoxen Standpunktes nicht aufgenommen, daß im Gegentheil bloß von der bewährten Rechtschaffenheit der Männer hinreichende Garantie erwartet wird, daß das Religionsgesetz beobachtet werde.

Ich breche ab, obwohl ich noch Vieles zu bemerken hätte. Die objektiv urtheilenden Leser des „Magazin" sehen es ja nun wohl ein, auf welcher Seite „Unfehlbarkeit und Fanatismus" liegen, und daß Herr W. den Beweis für seine Behauptungen vollständig schuldig geblieben ist.

Dr. Israel Hildesheimer.

Kleine literarische Revue.

— **Kaiser Wilhelm und das eiserne Kreuz.** Von der in unserer vorigen Nummer als sehr interessant bezeichneten Abhandlung über das eiserne Kreuz (vom General v. Troschke) in den „Jahrbüchern der deutschen Armee und Marine" ist ein besonderer Abdruck erschienen*), der einen großen Werth dadurch besitzt, daß ihm das Facsimile eines vom Kaiser Wilhelm bei der Durchsicht dieser Abhandlung schriftlich abgegebenen Urtheils über dieselbe, unter Hinzufügung einer Notiz über die Stiftung des eisernen Kreuzes im J. 1813, beigegeben ist. Es hat gewiß für sehr viele Leser ein bleibendes Interesse, eine eigenhändige schriftliche Aeußerung des Kaisers Wilhelm über das eiserne Kreuz, aus Gastein vom 16. August 1871 datirt, mit seiner Unterschrift versehen, in einem facsimilirten Autograph zu besitzen. Und da der Ertrag dieses Buches dem Fonds für die tapferen deutschen Invaliden des Krieges von 1870–71 bestimmt ist, so hoffen wir, daß sich dadurch viele Vaterlandsfreunde bewogen finden werden, die auch an sich anziehende, außerdem noch mit einer Tafel von Abbildungen der Großkreuz-Inhaber beider Stiftungen des eisernen Kreuzes von 1813 und 1870 ausgestattete Abhandlung für ihre Bibliothek anzuschaffen.

— **Weber's „Illustrirte Kriegschronik."** Das imposanteste und nobelste malerisch-geschichtliche Buch über den Krieg von 1870—1871 liegt nun vollständig vor uns.**) Was man an technischer Vollendung von einer Publication des Verlegers der „Illustrirten Zeitung" und von deren künstlerischen Mitarbeitern nur erwarten kann, das ist hier geleistet und in einzelnen Leistungen noch übertroffen. Edel und würdig spricht uns gleich im Eingange das von H. Scherenberg gezeichnete Bild des Deutschen Kaisers an, dem der Verfasser des Textes in seiner feuilletonistischen „Bilder-Chronik," sehr treffend, ja für den ganzen Charakter dieses Krieges maßgebend, den Kaiser Napoleon III., diesen der französischen Nation so würdigen Herrscher, gegenüber gestellt hat. Die sittlichen Gegensätze „Deutschland" und „Frankreich" sprechen zu uns in allen diesen Bildern und geschichtlichen Darstellungen mit überzeugender Kraft. Diese Blätter, dazu bestimmt, ein deutsches Haus- und Familienbuch zu bleiben, liefern ein treues Bild von den Anstrengungen, Kämpfen und Triumphen des Volkes in Waffen; gleichzeitig berichten sie aber auch „von den Schmerzen und Sorgen, womit die Größe, Sicherheit, Wohlfahrt und, wie wir hoffen, auch die Fortschritte in geistiger, politischer, religiöser und bürgerlicher Freiheit errungen werden mußten." Man darf auf diese Kriegschronik die schönen Worte des Berliner Denkmals auf den Befreiungskrieg von 1813 anwenden: „Den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

*) Berlin, F. Schneider u. Co. (31 S. gr. 8.) Zum Besten der Kaiser-Wilhelms-Stiftung für Invaliden.

**) Illustrirte Kriegschronik. Gedenkbuch an den deutsch-französischen Feldzug von 1870—1871. Geschrieben vom Verfasser der illustrirten Kriegschronik von 1866. Leipzig, J. J. Weber. (Ein Band in Großfolio von 500 S. mit 350 in den Text gedruckten Abbildungen, einem allegorischen Titelbild von E. Scheuren, einem Titelblatt von F. Baumgarten, dem Portrait des Kaisers Wilhelm und einem kartographischen Panorama des Kriegsschauplatzes von Th. v. Bomsdorff. Pr. in engl. Einband mit Deckelpressung in Gold 6⅔ Thlr.)

— **„Straßburg im sechzehnten Jahrhundert."** Unter diesem vielversprechenden Titel erscheint bei Steinkopf in Stuttgart ein historisches Werk, dessen Verfasser der oberelsässische Pfarrer, Herr Julius Rathgeber ist.*) Das Buch ist „den ehemaligen deutschen Reichsstädten, die einst mit Straßburg für die Reformation gestritten und gelitten, und den evangelischen deutschen Schweizerstädten, die ehedem mit ihr das christliche Burgrecht geschlossen, von einem Sohne der altehrwürdigen Reichsstadt gewidmet."

Als Motto dient der Wunsch, welchem wir von Herzen beistimmen:

> Gott woll' die Stadt Straßburg erhalten,
> Die verlängst war geehrt von Alten,
> Und die die jung Welt nun auch ehret,
> Daß ihr Ehr und Lob ewig währet!
>
> Fischart: Das glückhafte Schiff von Zürich.

In diesen Blättern spricht sich derselbe Geist der Milde und der Versöhnung aus, wie in den „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß" (Nr. 46 des Mag) Diese ebenfalls von Rathgeber veranstaltete, poetische Sammlung schließt mit den Worten:

> O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
> Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
> Sei zwischen beiden du das Liebesband!

Auch der Kirchenhistoriker (S. 309) endigt mit demselben Wunsche: „Mögen die Straßburgische evangelische Kirche und die Hochschule der Stadt unter Preußens starkem Schutze und umsichtiger Leitung wieder zur ehemaligen Blüthe gelangen und den altbewährten Ruhm einer ehrenvollen Vergangenheit behaupten!"

— **Die Altnordische Grammatik** des Kopenhagener Professors Ludwig F. A. Wimmer hat Herr Dr. E. Sievers in's Deutsche übersetzt.**) Obgleich unsere einheimische Literatur bereits die verschiedensten Lehrbücher dieses Dialektes besitzt, wird man dieses Werk doch nicht ungern ihr einverleibt sehen. Herr Wimmer behandelt übrigens nur die Sprache der eigentlich klassischen Periode (bis 1300), die Abweichungen der Skalden-Poesie sind nicht berücksichtigt.

— **Novellen von Marie von Olfers.*****) Würde uns die Aufgabe gestellt, zu diesen Novellen ein Motto zu wählen, so wären wir keinen Augenblick zweifelhaft, daß dies kein anderes sein könnte, als Freiligrath's: „O lieb' so lang du lieben kannst, o lieb' so lang du lieben magst, die Stunde kommt, die Stunde kommt, da du an Gräbern stehst und klagst!" Wie ein leitender Faden zieht sich dieser Grundgedanke durch sämmtliche Novellen der uns vorliegenden Sammlung, mag der Vertreter desselben dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören, mag er in den Kreisen der gebildeten Welt oder in schlichten, ländlichen Verhältnissen zu suchen sein, mag er seine Liebe im Dulden oder im Handeln, im Gewähren oder im Entsagen beweisen.

In den hier angedeuteten Gegensätzen liegt die Verschiedenheit der Novellen, sonst sind sie sämmtlich die Variationen des einen Themas: „Die Liebe trägt Alles, sie duldet Alles, sie ist

*) Wir behalten uns vor, auf das neue Werk des ehrenwerthen Pfarrers von Sulzern ausführlicher zurückzukommen. D. R.

**) Halle, Waisenhaus-Buchhandlung, 1871.

***) Berlin, W. Hertz, 1871.

langmüthig und von Herzen demüthig, sie hört nimmer auf." Bei aller Vortrefflichkeit der Erzählungen ist es unter diesen Umständen unvermeidlich, daß die Sammlung durch die immer wiederkehrende Behandlung des einen Satzes eine gewisse Monotonie erhält, obgleich der aufmerksamere Beobachter wieder einen eigenen Reiz darin findet, die verschiedenen Beleuchtungen zu betrachten, unter welche die Verfasserin das Bild gebracht hat, wahrzunehmen, wie verschieden sich die eine Wahrheit, die gepredigt werden soll, im Munde der verschiedenen Personen, denen sie anvertraut wird, ausnimmt. J. H.

— **Verflossene Stunden.***) Die uns unter diesem Titel vorliegende Novelle ist das Erstlingswerk eines jungen, viel versprechenden Talentes, das hier, gleichsam die Tragkraft seiner Flügel prüfend im engeren Rahmen, eine sehr hübsche Probe dessen abgelegt hat, was die Literatur bei Fleiß und fortgesetztem Streben von ihm erwarten darf. Die Novelle erzählt die Lebens- und Herzensgeschichte eines jungen Mädchens mit vornehmem Namen und geringen Mitteln, das muthig den Kampf mit dem Leben aufnimmt und ihn, allerdings von äußeren Glücksumständen vielfach begünstigt, erfolgreich durchführt. Mit geschickter Hand ist in dieses Leben der Gegenwart das der Vergangenheit, nämlich eine trübe, dunkle Familiengeschichte, nicht nur verwebt, sondern zum Angelpunkte der Fabel gemacht, indem die von dem einen Zweige des Hauses gegen den andern begangene Schuld durch die Verbindung der Herzen und Hände zweier Sprößlinge dieser Linien ihre Sühne und glückliche Lösung findet. Schließlich möchten wir die schöne correkte Sprache der Novelle noch lobend hervorheben. J. H.

— **Otto Spamer's „Illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk".****) Mit Vergnügen kommen wir auf dieses neue große Unternehmen der berühmten Verlagshandlung zurück, das sich von den vielen mit der Zeit in die Welt getretenen ähnlichen Unternehmungen durch den originellen Gedanken, auf dem es beruht, auszeichnen will. Der Gedanke, in Worte gefaßt heißt: vergleichende Zusammenstellung von Wort, Bild und Zahl. Das Lexikon will sich also von seinen Vorgängern dadurch unterscheiden, daß es in einer großen Anzahl wissenschaftlicher Themata die beschreibende Darstellung durch die Illustration erläutert und ergänzt, in der ganz richtigen Ueberzeugung, daß ein Lesestoff durch eine gute Zeichnung nicht allein erst die richtige Klarheit erlangt, sondern auch erheblich abgekürzt werden kann. Dies bezieht sich insbesondere auf Beschreibung von Landschaften, interessanten Natur-Vorkommnissen, Gebräuchen, Trachten, auf Erörterung von technischen und wissenschaftlichen Apparaten, auf Schilderung von Gegenständen der Heraldik, Numismatik rc., und auf zahlreiche andere Aufgaben des Wortes und Bildes. Das Princip der Vergleichung wird aber auch in vielen historischen, politischen, geographischen Artikeln angewandt. Hier tritt nun auch der dritte Faktor, die Zahl, auf. Der Statistik, dieser Wissenschaft neuesten Datums, ist in dem Lexikon eine nicht geringe Rolle zugedacht. Einen besonderen Vorzug wird im Uebrigen das Werk durch die Zugabe zahlreicher Karten und Pläne gewinnen, welche wiederum sinnreich mit nützlichen Zuthaten, nämlich statistischen, historischen und sonstigen wissenschaftlichen Angaben, versehen sein werden. Das Lexikon soll hauptsächlich ein Orbis pictum für die studirende Jugend werden. Keine andere Verlagshandlung ist besser im Stande, dieser Aufgabe gerecht zu werden, als die Spamer'sche; ihre zahlreichen illustrirten Werke legen Zeugniß davon ab, zu welcher Vollendung unter ihrer Einwirkung der Holzschnitt gelangt ist. Das Lexikon wird gegen 6000 Bilder bringen. Die bis jetzt uns zugegangenen Hefte (5—6 eine Thalerlieferung bildend) empfehlen das Unternehmen besonders nach dieser Seite hin.

*) Leipzig, J. Günther, (Roman-Album).

**) Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

— **Das Buch der Erfindungen.** Otto Spamer's gegenwärtig in sechster Auflage erscheinendes „Buch der Erfindungen, der Gewerbe und Industrieen" ist, was wir eine buchhändlerische That oder Wohlthat nennen möchten, ein echtes, ebenso einsichtsvoll geplantes wie prachtvoll ausgeführtes Bildungswerk für Jedermann. Heutzutage, wo die Arbeit sich fortschreitend vergeistigt, wo die Muskelkraft immer vollständiger ersetzt wird durch Maschinen, wie sie eben nur das geistige Vermögen hinstellen konnte, erhebt sich der Blick des Arbeiters von selbst auf den Weg, wie das Alles geworden, auf die Geschichte der Arbeit. Es ist daher ein tief in der Gegenwart wurzelnder, praktischer Gedanke, die Geschichte der Entwickelung des Menschen in Bezug auf seine mechanischen Leistungen, die ja mit den geistigen Errungenschaften unzertrennlich Hand in Hand gehen, in einem Werke darzustellen, welches zunächst für die reifere Jugend berechnet, der Anschauung durch zahlreiche und gute Abbildungen entgegenkommt. Den jungen Mann, an welchen die ernste Frage: Was willst du werden? herantritt, dürfte es so wenig wie seine Aeltern gereuen, ein solches Buch gelesen zu haben, und oftmals werden sie zu demselben zurückgreifen, um sich in fremden Fächern zu orientiren, und die Lücken ihres Wissens auszufüllen. Was wir dem Werke zum besonderen Verdienste anrechnen, ist die zusammenhängende Entwickelung des Gegenstandes, durch welche die tausend Einzelnheiten in ein Ganzes gefaßt werden, so daß eine Art Kulturgeschichte, welche sich angenehm liest, und nicht ein bloßes Nachschlage-Werk entstanden ist. Die neue Auflage dieses Hausschatzes erscheint in 6 Bänden Lexikon-Format, welche mit über 2000 gut ausgeführten Text-Abbildungen und 56 Tontafeln illustrirt sind; die Anschaffung ist erleichtert durch den Bezug in Heften à 5 Sgr.

Literarischer Sprechsaal.

Das freisprechende Nichtschuldig, das kürzlich französische Geschwornengerichte, unter dem Beifalle des französischen Publikums und der französischen Presse, in zwei Fällen ausgesprochen, wo französische Meuchelmörder deutsche Soldaten hinterrücks angefallen und tödtlich verwundet hatten, ist eine signatura temporis, die, wie keine andere, den tiefen sittlichen Verfall des heutigen Frankreich anzeigt. Während der Präsident der französischen Republik, Hr. Thiers, der Deputation aus China, welche zur Sühne für die Mordthaten von Tien-tsin nach Frankreich gekommen war, die Lehre giebt: „Die Pflicht der Regierungen ist es, nicht bloß die Vergehen der Volksmenge zu strafen, sondern auch ihre Leidenschaften zu zügeln, ihre Vorurtheile zu bekämpfen und die Stimme der Vernunft und der Humanität zur Geltung zu bringen" — läßt es die

Regierung von Frankreich ruhig zu, daß der Meuchelmord ungestraft bleibt, der gegen friedliche, ehrenwerthe Deutsche verübt wird, daß Vorurtheile und Leidenschaften in der Presse und demnächst in der unwissenden Menge täglich wachsen, ja daß Unvernunft und Barbarei — wie dies z. B. auch von einem Mitgliede der französischen Presse, Namens Jacob de la Cottière, in seiner kürzlich bei Hachette in Paris erschienenen Schrift „Mes semblables" bezeugt wird — in einer unserer ganzen sozialen Kultur den Untergang drohenden Weise überhand nehmen. Selbst die höhnische, schamlose Manier, mit welcher dieser Herr Jacob de la Cottière sich nicht entblödet, die Schmach seiner journalistischen Collegen aufzudecken, ohne sie im Mindesten zu tadeln, zeigt uns, wie sehr dem heutigen französischen Volke jedes sittliche Gefühl und jedes Bewußtsein dessen, was der Einzelne dem Ganzen, was ein Volk dem andern an Rechtsachtung und Menschenwürde schuldig sei, gänzlich abhanden gekommen ist. Sehr treffend bemerkt daher auch eine der letzten Nummern der Berliner „Provinzial-Correspondenz": „Die ehrlose Haltung der französischen Bevölkerung und der französischen Gerichte kann nicht blos ein Gegenstand ernster Betrachtungen sein, sie ist für uns von der dringendsten praktischen Bedeutung. Wie der Staatsanwalt in Paris (bei der Schwurgerichts-Verhandlung über einen der französischen Meuchelmörder deutscher Soldaten) daran erinnerte, daß noch sechs Departements vom Feinde besetzt seien, so müssen wir unserer braven Truppen in Frankreich gedenken, deren Sicherheit aufs Höchste gefährdet ist, wenn die französischen Geschworenen nicht blos, sondern auch die höchsten richterlichen Beamten solche nichtswürdigen Grundsätze zur Beschönigung des Mordes an Deutschen verkünden können."

Ueber den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen zwischen England und Amerika, den internationalen literarischen Rechtsschutz betreffend, giebt eine eben in London erschienene Schrift: „Literary Copyright"*) Auskunft, und zwar ersehen wir daraus, daß nicht, wie man bisher geglaubt, die Amerikaner, sondern die auch in dieser internationalen Frage (gleichwie in der, während des deutsch-französischen Krieges zur Erörterung gekommenen, Neutralitäts- und Waffen-Ausfuhr-Frage) zähe und egoistische Politik der englischen Regierung die bisher nicht zu Stande gekommene Abschließung eines völkerrechtlich würdigen Vertrages verschuldet. Während nämlich die Amerikaner bereit sind, einen solchen Vertrag abzuschließen, wenn dieser den Rechtsschutz der Schriftsteller allein zum Gegenstande hat, nicht aber, wenn er zugleich geeignet ist, das Privilegium des großbritannischen Verlegers auf dem eigenen, auch zum ausschließlichen Privilegium auf dem amerikanischen Büchermarkte zu machen, weist die englische Regierung jeden vorzugsweise dem Schriftsteller zugut kommenden Schutz, z. B. seines Rechtes, sowohl einem britischen als einem amerikanischen Verleger sein geistiges Eigenthum selbst und nebeneinander zu cediren, unbedingt zurück. Der Standpunkt der Amerikaner in dieser Sache ist, theoretisch wie praktisch, jedenfalls ein höherer, als der der englischen Regierung, und von der gesammten Schriftsteller-Welt dankbar anzuerkennen.

*) Seven Letters addressed to the Right Hon. the Earl Stanhope. By John Camden Hotten. (Hotten ist der bekannte englische Verlagsbuchhändler.)

Dr. Aug. Petermann veröffentlicht in Nr. XII. der Geographischen Mittheilungen drei weitere Berichte über die Erforschung der Polarregionen seit 1868. Der erste betrifft die Weyprecht-Payersche Expedition von Januar bis September 1871, welche das wichtige Resultat einer eisfreien Durchfahrt im Nowaja Semlä-Meer vom 76° bis zum 79° N. Br. geliefert. Der zweite umfaßt die Rechnungs-Ablegung in Bezug auf die von Petermann angeregten und von der deutschen Nation unterstützten Nordpolar-Expeditionen in den Jahren 1860, 1870 und 1871. Der dritte Bericht endlich bespricht den Stand der Nordpolar-Frage zu Ende des Jahres 1871, wobei außer den Beobachtungen von Weyprecht und Payer auch die nicht minder interessanten der Norweger Tobiesen, Carlsen und Mack, sowie des Engländers James Lamont, in Betracht kommen. Tobiesen bestätigt die Weyprecht-Payerschen Mittheilungen über das eisfreie Meer vollständig. Carlsen hat im „Eishafen" der holländischen Nordpolar-Expedition von 1596 unter Capt. Barents die Ruinen des Ueberwinterungs-Hauses der Barents'schen Expedition, hermetisch von Eis bedeckt, sowie Schwerter, Hellebarden, Lanzenspitzen, Werkzeuge, ein Uhrwerk, eine Flöte ꝛc., zusammen 150 verschiedene Gegenstände, die den Holländern gehörten, aufgefunden und dieselben nach Hammerfest gebracht. Capt. Mack endlich hat bei seiner Aufnahme des nordöstlichen Nowaja-Semlä dem fernsten nordischen Cap den Namen des Fürsten Bismarck beigelegt.

Die Accademia olimpica in Vicenza hat kraft eines Auftrages, der ihr durch einen Mitbürger geworden ist, einen Preis von 2000 Lire (Frcs.) ausgeschrieben für denjenigen Italiäner, der im Laufe der nächsten vier Jahre sich durch ein Werk über vaterländische Geschichte, Literatur oder Volkswirthschaft, oder durch eine moralische oder politische Abhandlung dieser Belohnung würdig machen sollte. — Das Gute, das solche Prämien als Anregungsmittel zu ernsten Studien in den Kreisen der strebenden Jugend verbreiten, ist gewiß ganz unberechenbar, und selbst solche, die vergebens nach dem Preise gerungen haben, können durch das Streben selbst sich für wahrhaft gefördert halten. Longfellow sagt darüber sehr treffend:

„No endeavour is in vain
Its reward is in the doing
And the rapture of pursuing
Is the price the vanquished gain."

Das erste Heft des Jahrgangs 1872 der von Dr. G. Hirth herausgegebenen „Annalen des deutschen Reiches" ist bereits erschienen*) und bringt unter Anderem die Erklärung der bayerischen Regierung vom 14. Oktober 1871 in Bezug auf die Trennung von Staat und Kirche. Gleichzeitig wurde eine sehr zeitgemäße Preisaufgabe von der Redaction der „Annalen" gestellt: über „die Beziehungen zwischen Volkswirthschafts-Lehre und Rechtswissenschaft in Deutschland." Auf die Abhandlung, welche am Besten die schwebenden volkswirthschaftlichen Fragen in eine klare Stellung zu dem bestehenden Recht und den aus dem Wesen des deutschen Staats fließenden Rechtsanschauungen bringt, ist ein Preis von 450 Mark (150 Thlr.) in Gold ausgesetzt.

*) Berlin, Stilke und van Muyden (Preis des Jahrgangs 3 Thlr. oder 9 Mark).

Dieser Nummer liegt bei 1) die Ankündigung eines Werkes u. d. T.: **Philosophische Zeitfragen von Jürgen Bona Meyer.** Verlag von **Adolph Marcus** in **Bonn.** 2) eine literarische Anzeige von **Robert Oppenheim** in **Berlin.** (233. 34)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. [illegible]

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. [illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 16. Dezember 1871. **[N° 50.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Goethe's Mutter.*)

Ein gutes Wort war es, welches Bettine bei Gelegenheit der feierlichen Enthüllung des Frankfurter Goethedenkmals sprach: „Sehr wohlverstanden würde es sein, wenn von allen Kränzen, die an diesem Tage dem Standbilde Goethe's dargebracht werden, der beste und heiligste Kranz, nachdem er das Haupt des Sohnes geschmückt, auf das Grab der Mutter gelegt würde; dies würde ganz das Mitgefühl ausdrücken für die Begeisterung, welche dieser Frau durch ihr ganzes Leben zum Spiegel des reinsten Glückes wurde." Vom Ruhme des Sohnes verbreitete sich ein mächtiger Glanz über die gesegneten Tage der glücklichen Mutter, deren edelste Eigenschaften den großen Dichter beseelten, die durch ihre innige Liebe und durch die frische geistige Anregung, welche sie ihm gab, die Entwickelung aller ihm von der Natur so reich verliehenen Gaben wesentlich förderte, wie wenig sie auch eine solche Ehre für sich in Anspruch nahm, welche sie einzig Gott gab. Deutschland verdankt den schönsten und besten Theil ihres Wolfgang der trefflichen Mutter, die eine volle, frische, fest auf sich selbst ruhende Natur war, deren Liebe ihn immer genienhaft umschwebte, ihn hob, schützte und wärmte. Von ihr hatte er die frische Sinnlichkeit unmittelbarer Anschauung, von ihr das warme rein menschliche Gefühl, von ihr die edle Güte des Herzens, von ihr das hohe Gottvertrauen, von ihr das feste Ruhen in seiner tüchtigen, alle Leiden und alle Noth gefaßt als Prüfungen des Schicksals ausduldenden Seele. Das Bild dieser edlen Frau stand uns bereits längst durch so manche Briefe von ihr und an sie, sowie durch sonstige Mittheilungen so lebendig vor Augen, daß es sich die herzlichste und freudigste Bewunderung Aller erwarb, die ihre Blicke auf diese einzige Erscheinung hinwandten, aber auch das Bedürfniß erregte, immer mehr von ihr zu erfahren. Leider wurde dieses Verlangen gerade von derjenigen Seite am wenigsten erfüllt, die am ersten dazu berufen war, von den Enkeln Goethe's. Was würde Frau Aja, welchen von den Grafen Stolberg ihr gegebenen Namen sie in heiterer Weise sich gern gefallen ließ, ja selbst von sich brauchte, was würde diese sagen, wie würde sie mit einem derben Worte dreinfahren, sähe sie, wie ihre Urenkel des dringenden Verlangens des deutschen Volkes, aus ihrem reichen Archive die von ihrem Sohne vorgesehenen Mittheilungen zu machen, mit einem vornehmen „es sei noch nicht an der Zeit" spotten und es auf ruhiges Warten hinweisen! Mittlerweile kommen uns von anderer Seite, eben in dem von uns angezeigten Buche neue belangreiche Mittheilungen, die wir ihres hohen Werthes wegen, freudig willkommen heißen, ohne nach ihrer Herkunft zu fragen.

Von Goethe selbst erhalten wir hier vier ganz unbekannte Briefe an seine Mutter, sechs andere, die großen- oder größtentheils von Riemer mitgetheilt waren, was der Herausgeber verschwiegen hat, zum erstenmal vollständig. Eine größere Zahl neuer Briefe von der Mutter an den Sohn bietet die Sammlung, aber leider keinen aus den frühern Jahren; diese werden wir also von Goethe's Enkeln oder vielleicht erst von ihren Rechtsnachfolgern erwarten müssen. Der erste Brief der Frau Rath an Goethe ist der nach Rom gerichtete aus dem November 1786, welchen der deutsche Sekretär des Cardinals von Herzan, der aus politischen Gründen hinter Goethe's Briefwechsel her war, in seine Hände zu bringen wußte. Ganz oder größtentheils sind hier 21 unbekannte Briefe der Frau Rath an Goethe mitgetheilt, von deren Inhalt bereits in meinen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit" im allgemeinen Kunde gegeben war. Einzelne Sätze aus 4 Briefen von ihr an Christiane Vulpius, an welche sie schon im Juni 1793 „ein gutes Brieflein" schrieb, das, wie sie gegen Goethe äußert, seinem Liebchen vermuthlich Freude machen werde erhalten wir hier 6, auch ein Stück eines Briefes an Goethe's Sohn. Sonst finden sich von der Rath nur vier unbekannte Knittelvers-Briefe an Fräulein von Göchhausen mitgetheilt. Von neuen an sie gerichteten erhalten wir eine Anzahl von der Herzogin Mutter, dem Herzog Karl August, Wieland, Fräulein von Göchhausen nebst einzelnen Briefen von Kalb, freilich größtentheils schon bekannt (trotz dem Herausgeber aus dem Mai, nicht aus dem März 1776), Fritz von Stein, Klinger u. a. Auch vier in diesen Kreis gehörige Briefe von Klinger und Lenz an den Komponisten Kayser, von Wieland an Merck und von diesem an Wieland werden mitgetheilt. So bietet uns die Sammlung eine höchst schätzbare Bereicherung unserer Kenntniß des Verhältnisses Goethe's zu seiner Mutter, ihres wunderbaren Wesens und der geistigen Kreise Weimars. Der Herausgeber hat sich aber hierbei nicht begnügt, sondern auch die bisher bereits bekannt gewordenen Briefe der Frau Rath nach der Zeitfolge abdrucken lassen; leider entbehren wir hier die von S. Hirzel als Manuscript für Freunde bekannt gemachten Briefe der Frau Rath an Lavater, die so höchst bezeichnend sind, und auch ein paar von Burckhardt herausgegebene Briefe an den vertrauten Diener ihres Sohnes, den treuen Philipp Seidel.

Vom Herausgeber ist den Briefen eine Charakteristik der Frau Rath vorgesetzt, die freilich dem Kundigen nichts Neues

*) Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen von Robert Keil. Leipzig, Brockhaus, 1871.

bringt, auch nichts weniger als ein Muster seiner, wohl erwogener, künstlich abgerundeter Darstellung ist, aber doch für den weitern Kreis der Leser und besonders Leserinnen das zur Einführung Nöthige bringt. Gerade den Frauen möchten wir diese Briefe angelegentlichst empfehlen; denn wenn man auch nicht den Wunsch des in seiner rasch entzündbaren Begeisterung alle Schranken überfliegenden Wieland, so müßte Gott alle Frauen geschaffen haben, im vollen Sinne theilen wird, war Goethe's Mutter doch eine der edelsten, rein menschlichsten und liebenswürdigsten ihres Geschlechtes, die Leben und Lust überall um sich verbreitete. Wie schön zeigt sich ihr Herz nicht bloß in den Briefen an den heißgeliebten Sohn, sondern auch in den Schreiben, die sie an ihre Enkel richtete. Goethe's Verehrung seiner Mutter geht aus zahlreichen Aeußerungen hervor, aber auch fast alle, mit denen sie in nähere Berührung kam, reden mit Begeisterung von der einzigen Frau, deren Wahlspruch war:

Lerne zu leben,
Lebe zu lernen!

Die sonst wohl ausgestattete Sammlung hätte nicht ohne das Bild der allen Deutschen verehrungswürdigen Frau erscheinen sollen, die freilich sprechend genug aus den hier gemachten Mittheilungen hervortritt, deren Vervollständigung aus Goethe's Archiv höchst wünschenswerth bleibt. H. Düntzer.

Heinrich Düntzer als Erläuterer deutscher Klassiker.*)

Mit besonderem Vergnügen lenke ich in Ihrem vielgelesenen „Magazin" die Aufmerksamkeit auf die zweite Auflage einiger der vorzüglichsten Theile aus Düntzer's Erläuterungen. Ich setze voraus, daß der Name Düntzer und seine Wirksamkeit auf dem Felde deutscher Literatur allen Ihren Lesern bekannt ist; ihm verdanken wir ja die interessanten und gründlichen Arbeiten über jene herrliche Blüthezeit unserer Literatur; ihm verdanken wir ein liebevolles Forschen und Suchen nach den bis dahin ungedruckten Mittheilungen über die Weimarische Literatur-Periode; ihm verdanken wir den treuen Fingerzeig zum Verständniß des Faust in seinen als mustergiltig bekannten: Goethe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit (Köln, 1836); und Goethe's Faust (2 Bände. Leipzig 1850, 2. Auflage 1857). Für weitere Leserkreise bestimmt sind die genannten Erläuterungen, von deren Vortrefflichkeit Schreiber dieses, während seiner mehrjährigen Wirksamkeit als Lehrer der deutschen Literatur in den Niederlanden, die erprobtesten Beweise hat.

Der Plan der ganzen Arbeit ist übersichtlich und klar; der Verfasser bleibt nicht auf dem schmalen Wege, den das eben zu besprechende Werk des Dichters eröffnet; — er skizzirt und zeichnet jedes geistige Produkt als ein aus des Dichters seelischem Leben nothwendig so, wie es eben vor uns liegt, sich entwickelndes Kunstwerk; er giebt uns einen Ueberblick über die Entstehungs-Geschichte der Dichtung; über den Stoff und dessen frühere Bearbeitungen; über die Auffassung und Umgestaltung, über die Entwickelung und Ausarbeitung desselben von Seiten des Dichters — der Stil ist überall klar, deutlich, faßlich, und von jener wohlthuenden, liebevollen Wärme, welche die „Erläuterungen über das Erkältende abstrakter Betrachtungen hinaus in die lebenswarme Sphäre thätigen Mitfühlens erhebt. Dabei ist er vollständig frei von dem falschpopulären Tone, dessen sich die neuere Wissenschaft leider nur zu oft bedient, und der doch ganz sicher zur traurigen Mittelmäßigkeit führt. — Ein weiterer Vorzug der Erklärungen besteht darin, daß man sie unbesorgt jeder Frau, jedem Mädchen in die Hände geben kann; überall herrscht vollkommenste Reinheit der Anschauungsweise und der Darstellung. Unbegreiflich ist es, daß die Besprechungen der klassischen Dramen nicht von den Leitern unserer Bühnen, resp. von Vorstehern der Theaterschulen benutzt werden. Wie manchem Schauspieler würde diese oder jene Stelle im neuen Lichte erscheinen! Ihm wäre vergönnt, das plastisch darzustellen, was Düntzer so warm beleuchtete; wir könnten hoffen, unsere Dramen mit geistigem Verständniß aufgeführt zu sehen, wie dies, außer an wenigen Musterbühnen, bis jetzt leider nicht der Fall ist.

Die zweite Auflage des Faust und der Iphigenie bieten vielfach Neues und auch im Ausdruck Verbessertes. Ich mache im Faust aufmerksam auf die dem Leser besonders angenehme Anführung der Vergleichstellen nach dem vollständigen Titel der Werke; nicht wie früher nach der Band-Bestimmung der Goethe'schen Schriften, wobei Jeder, der eine andere Ausgabe besitzt, sich erst durch Nachsuchen orientiren mußte. Der innere Werth der Erklärungen wurde bedeutend erhöht durch Hinzufügung der neuesten Briefe und Berichte aus jener goldenen Zeit; ich verweise u. A. auf die wichtigen Streiflichter, die der inzwischen veröffentlichte Briefwechsel von Sulpiz Boisserée über die Entstehungsmythe des zweiten Theils wirft.

Iphigenie erhielt u. A. die wichtigen Zusätze, welche die in der bei Hirzel erscheinenden Wochenschrift „Im deutschen Reich" veröffentlichten Briefe an Philipp Seidel verschafften. — Es ist überall das Neueste sorgfältig benutzt.

Die letzten Lieferungen brachten in umfassendster Besprechung Wallenstein, Maria Stuart und Jungfrau von Orleans (Band 46—51). Beim Ersten ist der Briefwechsel Grüner's mit Goethe geistvoll benutzt; Urtheile Anderer wie z. B. das von Tieck berichtigt, ergänzt oder bestätigt. Auch hier fände der Schauspieler oder Regisseur scenisch wichtige Andeutungen. Von großem Werthe und leichtbegreiflichem Nutzen sind überall die Fingerzeige auf Parallelstellen, unter denen sich deutlich Schiller's griechische Vorbilder erkennen lassen. War er doch auch, kurz bevor er am Wallenstein dichtete, eifrig mit einer metrischen Uebersetzung der Iphigenie von Aulis beschäftigt, um sich die „griechische Manier" anzueignen. — Treu und gewissenhaft sind die Geschichtswerke, die Schiller benutzt hat zu Rathe gezogen, um die Abweichungen, Veränderungen u. s. f. angeben zu können.

Dieselbe Uebersichtlichkeit, Klarheit und Vollständigkeit auch in Maria Stuart. Die Auffassung ist auch hier überall gleich selbständig. Ich erinnere an seine von der Hoffmeister'schen Meinung sich bestimmt absondernde Idee über Mortimer. Die oftmals gemachten Einwürfe gegen das Recht des Dichters, vollständig frei mit dem doch Unbedeutendsten, der Zeit, schalten zu können, widerlegt Düntzer schlagend mit dem Hinweis auf Stück 23 in Lessing's Dramaturgie.

Von höchstem Interesse ist das letzte der (Doppel-) Bändchen „Jungfrau von Orleans". Unter verschiedenen andern Dichtern, die der Jungfrau ein poetisches Denkmal gesetzt haben, nennt uns D. auch den bedauernswerthen Jean Chapelain. In seine Vertheidigung des von Schiller geknüpften dramatischen Knotens (im Widerspruch mit den Gebrüdern Schlegel, mit Raumer u. A.) gestattet er uns zugleich tiefe Blicke in das Wesen des Dramas. Da die Tragödie einen wirklichen Kampf vor-

*) Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, von Heinrich Düntzer. Zweite Auflage. Leipzig, Ed. Wartig.

langt, aus welchem der Held sich geistig emporschwingt, wodurch wir eben die tragische Aussöhnung gewinnen, so mußte der Dichter einen solchen innern Kampf für seine Heldin erfinden; und er hat ihn glücklich dadurch herbeigeführt, daß die Jungfrau, welche durch keine Männerliebe gerührt werden soll, eben auf der Höhe ihres Wirkens ihr Gelübde bricht, und von Liebe ergriffen wird, wodurch sich die Reinheit ihres Gefühls von der göttlichen Sendung trübt." — Ueberraschend neu, aber sehr überzeugungskräftig stellt D. die Behauptung auf, daß Johanna schon in der Annahme der höchsten irdischen Ehre, des Ritterschlags, den ersten Einfluß weltlicher Neigung in ihrem bisher Gott und ihrer Sendung geweihten Herzen erfahren habe. Die Hölle benutzt ihre leidenschaftliche, vom weltlichen Triebe nicht freie Aufregung, um sie durch ihren bösen Anhauch noch mehr zu verwirren; sie schickt ihr einen ihrer finsteren Geister. Daß dieses Talbot sei, darf nicht verwundern, da dieser bei seinem Sterben im schärfsten Gegensatze zu dem religiösen Glauben der Jungfrau entschiedenen Materialismus und herzliche Verachtung alles Menschlichen ausgesprochen hat. — Wird aber dieser Punkt als erwiesen betrachtet, so fällt Palleske's scharfer Widerspruch gegen die Annahme, der schwarze Ritter sei Talbot's Geist. (Sehr gut ließe sich mit D.'s neuaufgestellter Ansicht Dr. Vorberger's Meinung vereinen, die in der obigen Scene einen Anklang an Buch 21 und 22 der Ilias erkennt.) Es wäre interessant, wenn die bis jetzt ziemlich wie ein deus ex machina erscheinende Gestalt des schwarzen Ritters, mit einem Male ihre fest angewiesene Stelle in der Oekonomie des Stückes erhielte. Die Anwendung des jambischen Trimeters in den Scenen Montgomery's wäre dann auch nur der Ausdruck für Johanna's bis dahin unverletzte, sich in dieser Scene voll bewährende antike Unberührbarkeit.*)

Rotterdam, November 1871. Wilhelm Berg.

Ein ernstes Wort über den Witz, von Kuno Fischer.

Selbst die Berliner sollen nicht mehr witzig sein. „Gegend" haben sie auch nicht, so daß Hegel's Ausspruch: „ein Berliner Witz ist besser als eine schöne Gegend", zum doppelten Verdammungs-Urtheile der neuen deutschen Reichsstadt wird. Wie mag es kommen, daß selbst Berlin so viel von seinem alten Hauptvorzuge verloren hat und die Menschen überhaupt so ernst, resp. unhöflich und unzufrieden geworden sind? In der Broschüre des Philosophen von Jena, Kuno Fischer: „Ueber die Entstehung und die Entwickelungsform des Witzes"**) finden wir eine wissenschaftlich gründliche Erklärung, wobei wir nur bedauern, daß ihm Arnold Ruge's philosophische Entwickelung „des Komischen" unbekannt geblieben zu sein scheint. Ruge war der Erste, der das bis dahin vergeblich untersuchte und ungenügend erklärte Geheimniß des sich im Komischen vollziehenden dialektischen Befreiungsprozesses begrifflich packte und gleichsam wie ein anatomisches Präparat in allen seinen elektrischen Telegraphen-Drahtwindungen klar vorzeigte. Fischer's Broschüre leidet daher auch trotz aller sonstigen Klarheit und logischen Entwickelung an philosophischer Festigkeit.

*) Ich bedaure, daß mir der Raum nicht gestattet, Düntzer's vorzügliche Erklärungen zu den Klopstock'schen Oden hier näher zu besprechen.

**) Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena. Heidelberg, F. Bassermann.

Nachdem der Verf. die üblichen falschen oder einseitigen Erklärungen des Witzes als verfehlt nachgewiesen, antwortet er auf die Frage: Wie erzeugt sich der Witz? Durch die Begriffe der ästhetischen Freiheit und Vorstellung. „Der Mensch verhält sich zu den Dingen entweder begehrend oder betrachtend", meint er. Beim Begehren muß man freilich auch gleich an das Gegentheil, den Abscheu und Widerwillen denken, überhaupt an Alles, was den Menschen von außen her in seiner Persönlichkeit, seinem Egoismus zieht oder abstößt. Alle diese betreffenden Gefühle und Leidenschaften machen ihn unfrei, d. h. bringen ihn in ein von diesen Dingen und Eindrücken abhängiges Verhältniß. Und dann ist es schwer, witzig zu sein. Es geht uns dann wie in Geldsachen, wo immer noch weit mehr aufhört, als die Gemüthlichkeit. Wir werden dadurch unästhetisch und statt des schlagenden Witzes stellen sich leicht schlagende Fäuste und ähnliche Waffen ein, vor denen sich die besseren Bewohner Berlins Tag und Nacht mehr fürchten müssen, als vor dem früher an allen Straßen eckensteherisch lauernden Witze. Wir betrachten nicht mehr, sondern begehren und verabscheuen in mehr oder weniger unästhetischer Fieberhaftigkeit und Sklaverei. Daher giebt es keinen Witz mehr.

„In demselben Maße, als wir frei sind von Begierden, lassen wir auch die Dinge außer uns frei, wollen nichts von und mit ihnen, sondern sie bloß betrachten, in der Vorstellung genießen. Gegenstand der bloßen Betrachtung ist aber nur die Form und das Bild der Dinge. Die Befriedigung nun, die eine solche Betrachtung gewährt, ist reiner Phantasiegenuß und die Vorstellungsart daher eine rein ästhetische, die nur in sich beruht, nur in sich ihren Zweck hat und damit vollständig ihre Bestimmung erfüllt."

Das Paradies dieser Genüsse hat uns die Noth und der Druck des Lebens, die fieberhafte Jagd der Begierden nach materiellem Genuß, nach Reichthum und dessen giftige Schwelgereien verschlossen. Daher verhalten wir uns zu fast allen Menschen und Dingen unfrei, unästhetisch, und können keine Freude, keinen Witz mehr darin finden. Witz wird daher nur noch für hohes Honorar mühselig gesucht, selten gefunden, und dann krampfhaft gemacht. Alles nach dem Princip: „Knallerbsen, oder Du sollst und mußt lachen", oder wie wir's mit einem Jungen auf der Schule machten, der immer so lange geknufft und geboxt ward, bis sein ihm angeborner Mutterwitz ihm mindestens einen befreienden und Frieden stiftenden „Kalauer" eingab.

Wollen wir wieder witzig, müssen wir erst weise und frei werden, uneigennützig, ästhetisch. „Das ästhetische Verhalten", sagt Fischer, „ist in seinem Ursprunge allen Arten von Begehrlichkeit entgegengesetzt. Unsere Lebensinteressen enthalten Ziele, die erreicht sein wollen, daher ernste Aufgaben, Anstrengung und Arbeit. Dagegen ist das ästhetische Verhalten spielend, zum Ernst des Lebens ungetrübt und heiter, weil bloß betrachtend und formgenießend. „Aber in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr" (Schiller). „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Sie wäre nicht heiter, wenn die ungetrübte, von dem Drucke des Lebens freie Betrachtung nicht der Grundcharakter alles ästhetischen Verhaltens wäre. Es könnte sein, daß aus der ästhetischen Freiheit auch eine von der gewöhnlichen Fessel und Richtschnur losgelöste Art des Urtheilens entspringt, die ich um ihres Ursprungs willen das ‚spielende Urtheil' nennen will."

„Spielendes Urtheil!" Damit will Fischer den Ursprung und das Wesen des Witzes erklärt haben, wie auch Jean Paul mit seinem Wortspiel: „Freiheit giebt Witz und Witz giebt Frei-

heit", den Kern wohl getroffen, aber die harte Schale drum herum nicht zerschlagen hat. Dies ist von allen Philosophen meines Wissens bisher nur dem einzigen, dem harten, unbarmherzigen Denker Arnold Ruge gelungen. Es ist wahr: der Begriff des Komischen ist die härteste Nuß, an der sich alle Aesthetiker nur die Zähne stumpf gebissen haben. Ruge allein knackte sie nicht nur, sondern zeigte uns auch den Kern unter dem Mikroskope der Dialektik und zugleich in seinem hohen, befreienden Berufe. Das Komische in allen seinen Formen des Witzes, der Karrikatur, des Wortspiels, des Doppelsinnes, des Epigrammes, der Satyre, der Ironie und des Humors ist sowohl ein Recht als eine Pflicht der Wahrheit, des Richtigen und Schönen gegen die Lüge, die Falschheit und Häßlichkeit in allen Erscheinungsformen. Das Komische ist nämlich der einschlagende Blitz der Wahrheit in das Lügengewebe des Häßlichen, wodurch es zerstört wird. Dies ist eine geistige Befreiungsthat von blitzartigster Schnelligkeit, aber doch sehr verwickelt, wie man in Ruge's Abhandlung über das Komische nachlesen kann. Hier nur so viel, daß im Prozeß des Komischen immer zwei Bewußtsein zu einem einzigen elektrischen Blitze zusammenschlagen, um das falsche, verdrehte oder entstellte in das richtige aufzulösen.

Erst durch solche philosophische Erklärung wird das Komische als ein ganz wesentlicher Bestandtheil der Aesthetik begriffen und gewürdigt. Fischer sucht sich mit der Erklärung: „spielendes Urtheil" durch alle Formen des Komischen durchzuhelfen. Es gelingt ihm auch insofern, als er uns alle die Spielarten des Witzes anschaulich macht und für unsere Vorstellung aufklärt; aber erst fast zuletzt unter Ironie kommt er dem philosophischen Begriffe und der ästhetisch befreienden Bedeutung des Komischen näher.

„Je deutlicher ich das Vollkommene vorstelle, um so klarer sehe ich das Unvollkommene; je heller mir die reine Form des Schönen einleuchtet, um so augenfälliger erscheint mir das Häßliche. Ich kann die zweite Vorstellung nicht haben, ohne die erste, ich kann sie nur haben in demselben Grade der Klarheit und Stärke. Soll sich daher die vorher besprochene Karrikatur vollenden, d. h. als lächerlich, als Komik oder Witz erzeugend wirken, so muß sie in den unmittelbarsten Contrast mit ihrem Gegentheil treten. Soll die Verunstaltung ganz einleuchtend sein, so muß ich sie in der allergrößten Nähe der wahren und richtigen Gestalt sehen, beide in ein und denselben Punkt, in eine Vorstellung, in ein Urtheil zusammenfallen lassen."

Hier hat er das Richtige, wie es Ruge philosophisch, d. h. als geistigen Prozeß entwickelt hat, bezeichnet, aber nicht erklärt. Was heißt es: „zugleich sehen?" Wie muß ich zwei entgegengesetzte Dinge in Eine Vorstellung, in Ein Urtheil zusammenfallen lassen? Was heißt hier „muß" bei dem freiesten Spiel des Geistes? Wie vollzieht sich diese Nothwendigkeit? Hierauf kann man bloß erschöpfend antworten, wenn man den dialektischen Prozeß des Komischen entwickelt und begreift. Dies läuft darauf hinaus, daß man dem komischen Objekte, welches an sich immer eine Art von Verunstaltung, von Lüge und Häßlichkeit ist, den Begriff, die Gestalt oder das Bewußtsein des Wahren und Richtigen, verhältnißmäßig des Schönen mit einer blitzartigen Gewaltthat aus seinem eigenen höheren Selbst unterschiebt, wie es Ruge nennt. Ohne diese komische Kraft bleibt das Häßliche eben nur häßlich und wird nicht lächerlich. Es ist eine Art ästhetischer Lynchjustiz, eine Gewaltthat der Wahrheit gegen die Lüge, wie ja auch das Recht als Gericht, als Rechtsgewalt dem zu bestrafenden Subjekte das Rechtsbewußtsein unterschiebt, um seine Strafbarkeit zu begründen. Ist das so zur Sühne getriebene Vergehen leichter Art, so daß der Eindruck des häßlichen nicht zu stark ist, so wirkt es auch in der Regel komisch. Die Zeitungen, welche intelligente Berichterstatter haben, bringen denn auch die leichteren Vergehen und Verbrechen gern in einer komischen Ausschmückung.

Sehr bezeichnend schildert dann Fischer das Wesen und den Werth der Ironie. „Jeder Mensch hat seinen Schildbürger in sich. Es ist Menschenart, seine Unvollkommenheiten und Gebrechen für Vollkommenheiten, seine Schwächen für Tugenden, seine eitlen und selbstsüchtigen Motive für Meisterstücke der Uneigennützigkeit zu halten. Deshalb erleuchtet die ironische Betrachtungsweise menschlicher Charaktere nicht bloß, was sie sind, sondern auch, was sie zu sein sich einbilden. Sie dringt bis in die verborgenen Triebfedern des Charakters und enthüllt nicht bloß sein Bild, sondern zugleich das heimliche Spiegelbild, welches Jeder selbst von sich macht und im Stillen mit sich herumträgt. Deshalb ist die Ironie so vernichtend gegen allen Betrug und Selbstbetrug."

Erst die wahre Selbsterkenntniß, die zugleich Erkenntniß der eigenen Schwächen und Gebrechen ist, befähigte uns, die höchsten, reinsten Aetherhöhen des Komischen, des Humors zu erreichen und von da aus mit unparteilicher Witzkraft, die vernichtenden Pfeile des Böses abwendenden Apollo gegen alle Verdunkelungen und Verunstaltungen der Wahrheit und Schönheit außer uns und in uns zu schleudern, nichts gelten zu lassen als die ewige Flüssigkeit des Idealen, in welcher sich alle scheinbar festen Gestaltungen des Lebens und menschlicher Zustände auflösen. Dieses feste Bewußtsein in der Flüssigkeit des Idealen ist der Humor, wodurch zugleich auch die Etymologie dieses Wortes erklärt wird. Im Humor fließen alle Elemente und Formen des Witzes, des Erhabenen und Komischen, des Wahren und Schönen versöhnend zusammen. Deshalb genießen wir in ihm die höchsten Wonnen der Freiheit und Bildung. Es war eine schwedische Schriftstellerin, welche behauptete, „der Humor ist die feinste Blüthe der Bildung". Wir bedauern, daß Fischer dem Humor nur in einem schwachen Anhange ein Compliment machte, statt in ihm die Vollendung alles Witzes nachzuweisen.

In unserer gebildeten Literatur und in dem ebenso gebildeten Leben werden nur wenige und meist schlechte Witze gemacht. Wirklichen Humor finden wir fast gar nicht mehr. Wann wird er kommen, um die Herrschaft der Begierden, des Geldes und der Lüge zu brechen?

H. B.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

VI.

Die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der deutschen Literatur-Geschichte. — Die Wieder-Eröffnung der Akademie. — Zweierlei Frankreich.

Paris, Anfangs Dezember.

Einige Wochen vor dem Ausbruche des Krieges erschien — gerade zu rechter Zeit — das erste wirklich empfehlenswerthe, das erste ausführliche Werk über die deutsche Literatur, welches Frankreich besitzt. Es ist von einem Professor der Literaturen des Auslandes an der Lyoner Universität, dem bisher wenig be-

kannten Elsässer Heinrich, verfaßt und besteht aus zwei starken Bänden (der dritte ist, wenn ich nicht irre, noch nicht herausgegeben). Es zeichnet sich durch gewissenhafte Kenntniß des Gegenstandes und durch warme Sympathie für den germanischen Geist aus. Es ist ein Glück, daß das seit Jahren vorbereitete Buch, welches eine ganze Jahresreihe aufmerksamer Lektüre umfaßt, sich nicht um einige Monat verspätet hat; denn im Jahre 1871 wäre es am Ende gar nicht veröffentlicht worden, oder es hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach, etwas von seinem heiteren, unparteiischen Charakter eingebüßt. Doch möchte ich, wenn ich in diesem Umstand ein Glück sehe, nicht mißverstanden werden; das Glück ist ausschließlich auf der Seite der Franzosen, denn für Deutschland enthält diese Literatur-Geschichte durchaus nichts Neues; ja sie hat nicht einmal das Verdienst, ein selbständiges Urtheil über die großartigsten Schöpfungen der deutschen Dichtung zu fällen.

Der Verfasser hat Gervinus, Hillebrand, Julian Schmidt, und die anderen deutschen Literarhistoriker alle so eifrig gelesen, daß er darüber die Frische des Eindrucks verloren hat. Zwar hat er seine Studien damit angefangen — was ihm hoch anzurechnen ist — daß er die Werke des Mittelalters wie der Neuzeit, ohne Führer, mit unbefangenen Augen angeschaut; statt aber die gewonnene Ansicht sofort wiederzugeben, sieht er sie sich durch den Schleier, welchen die Kritik über sie geworfen, noch einmal an, und so ermattet und verblaßt die tiefe Empfindung, welche der klassische Text in seiner heiligen Unbefangenheit zuerst hervorgerufen hatte. Die deutschen Literar-Historiker führt der Verfasser beständig an, und wo er sie nicht anführt, redet er unbewußt in ihrem Sinne; so sehr hat er sich in ihre Methode hineingelesen und gedacht! In der Art, sie zu citiren, liegt aber eine heutzutage wirklich rührende Ehrlichkeit, denn es wird leider mehr und mehr zur Mode in derartigen Werken, das fremde Gut mit dem eigenen zu verwechseln; man entlehnt einem Vorgänger ganze Stellen und vergißt einfach den Namen des gefälligen Darleihers anzugeben.

Verzeihen Sie mir, wenn ich bei dieser Gelegenheit einen Augenblick von meinem Thema abschweife; ich muß dem Unbehagen Luft machen, das mir ein Buch verursachte, welches mir vor Kurzem zu Gesicht kam. „Arndt's Geschichte der französischen Literatur", heißt das unverschämte Product, — Sie sehen, daß ich mich nicht allzusehr von meinem Gegenstande entferne. In einer kurzen Vorrede werden die französischen Kritiker Nisard, Villemain, ja sogar Sainte-Beuve sehr derb abgefertigt, so daß man sich dem Glauben hingiebt, der Verfasser werde seine Originalität vollständig behaupten, und mit den so sehr verschmähten Mitgliedern der Academie française gar nichts zu thun haben. Nun findet man aber, wenn man diejenigen Seiten durchblättert, welche er dem sechzehnten Jahrhundert, besonders Ronsard und seiner Schule, der Pléjade gewidmet, daß er Sainte-Beuve's Essai über die Dichtung jener so bewegten Zeit buchstäblich übersetzt hat; wenn man seine Darstellung der Hof-Literatur, wie sie unter Ludwig XIV. blühte, liest, daß er Nisard's zweiten und dritten Band gründlich geplündert, ohne es zu gestehen; endlich wenn man zu Voltaire's und Rousseau's Zeitalter gelangt, daß manche Kapitel aus Villemain's geistreicher Schrift doch nicht so sehr unbrauchbar sind, als es die Vorrede des Herrn Arndt verkündete! Freilich hat dieser Herr seine Autoren nicht übel gewählt; er hat für jeden Abschnitt aus den passendsten Quellen geschöpft; bei diesem Schöpfen hat er aber eine Unverschämtheit, eine Undankbarkeit offenbart, die nicht genug gerügt werden können, und es war mir sehr lieb, zu erfahren, daß das erbärmliche Flickwerk in Frankreich fast unbekannt ist.

Nun schließe ich meine Abschweifung, um auf meinen Ausgangspunkt zurückzukehren. Die zwei Hauptzüge, die mir in Heinrich's Werke am meisten auffallen, sind ein gemäßigter, aber gleichwohl entschieden ausgesprochener Katholicismus, der durch das Ganze weht und eine sehr ansprechende Oeconomie der Darstellung. Beides läßt sich leicht auf den ursprünglichen Grund zurückführen. Wie ich oben erwähnt, ist H. ein Elsässer, und bekanntlich stehen sich die protestantische Lehre und der katholische Glaube nirgends schroffer gegenüber, als in den Ländern, wo sie eine ungefähr gleiche Anzahl von Anhängern zählen. Dies ist nun in gewissen Theilen des Elsasses der Fall, und obgleich die allgemeine Bildung dort eine verhältnißmäßig hohe ist, also eine weit verbreitete Aufklärung voraussetzen läßt, ist doch die kirchliche Orthodoxie auf jeder Seite eine fest ausgeprägte. Diese Tendenz seiner früheren Heimat hat der Lyoner Professor in seiner jetzigen Unterrichts-Sphäre nicht leicht verleugnen können; denn die Lyoner Universität, an der auch Laprade docirt, hat seit Jahren einen pietistischen Charakter, der vielleicht der radikalen Bewegung zuzuschreiben ist, unter welcher die Stadt so sehr leidet, und vor der die Gebildeten so sehr zurückschrecken, daß sie unwillkürlich eifrige Vertheidiger des Autoritäts-Prinzips, d. h. des Katholicismus werden. Kurz, Heinrich's Buch erinnert hier und da an Vilmar's Werk, denn im Grunde haben alle orthodoxen Lehren, welches Dogma sie auch vertreten, eine unleugbare Familien-Aehnlichkeit. Eine andere Aehnlichkeit zwischen beiden besteht in der kunstvollen Eintheilung des Gegenstandes; im Stile muß ich sogar dem französischen Schriftsteller eine bedeutende Ueberlegenheit zuerkennen. Er gehört nämlich einer Schule an, aus welcher die Tradition der classischen Methode nicht verschwunden ist, die, wie das Heiligthum, die Tugenden der klaren und attischen Reinheit sich bewahrt, welche dem Stile des vorigen Jahrhunderts eine so geschätzte Anmuth verliehen. Ich denke dabei an die Pariser Normalschule, welche eigentlich zum Zwecke hat, Lehrer und Professoren zu bilden, das Ziel aber sehr oft verfehlt und aus ihren Studenten, zu großem Bedauern der Unterrichts-Welt, zu größter Freude des profanen Publikums, Journalisten, Romanen-Dichter und Kunst-Kritiker macht. Aus dieser eigenthümlichen Anstalt sind About, Paradol, Taine, die glänzendsten Federn der fünfziger und sechziger Jahre, hervorgegangen; mit ihnen theilt Heinrich, wenn auch nicht in gleichem Grade, das Talent, den Stoff glücklich zu ordnen, und die Gedanken mit Feinheit auszudrücken.

Dieses Talent findet sich viel weniger in einer Sammlung von Vorträgen über die deutsche Literatur im Mittelalter, welche von Bossert, auch einem Elsässer von Geburt, in der vom Minister Duruy gegründeten École des Hautes Études gehalten wurden. Dagegen ist aber hier mehr philologische Wissenschaft zu finden; man merkt dem Werke an, daß sein Verfasser deutsche Universitäten besucht hat, daß er bei den hervorragendsten Germanisten in die Schule gegangen ist. Uebrigens war die ganze Anlage des Instituts, wo er jenen Gegenstand behandelte, eine durchaus deutsche; es war eine Gesellschaft von Privatdocenten, welche neben der Sorbonne, und im Gegensatze zu ihr, für Berlin, Bonn, Heidelberg 2c. offenherzig schwärmten.

Diese Anhänger deutscher Wissenschaft — und es giebt deren in Frankreich mehr, als man in Deutschland annimmt — welche jener Richtung folgten, sind jetzt, wie Sie leicht denken können, in der größten Verlegenheit. Um ihre frühere Zuneigung nicht vollständig abzuschwören, haben sie eine recht bequeme Theorie erfunden, welche Ihren Lesern durch Caro's Artikel schon bekannt ist: die „Théorie des deux Allemagnes". Der Urheber derselben

ist ein College Caro's an der Pariser Universität, ein Professor, der seit Jahren über Lessing und Goethe las, und, beiläufig gesagt, die Goethe'sche Dichtung mit wahrer Tiefe verstand, Herr Mezière. Wie wir aus den Artikeln erfahren, welche Mezière in der Revue des deux Mondes von Zeit zu Zeit abdrucken läßt, ist er in Metz geboren, und hat also doppelten Grund, die Ereignisse des letzten Krieges zu bedauern. Da er aber durch seinen Beruf und einen geläuterten Geschmack dazu aufgefordert wird, seine Zuhörer von der deutschen Literatur zu unterhalten, so hat er den Vorträgen, die er neulich begonnen, eine feierliche Rede vorangeschickt, welche, nicht ohne Witz, aber ohne historische Wahrheit diesen Gedanken entwickelt, daß es zweierlei Deutschland giebt, ein heiteres, ein Goethe'sches, möchte ich sagen, und ein finsteres, geräuschvolles, aus welchem Mars die Musen vertreibt. Ein prächtiger Stoff, nicht wahr, für eine rhetorische Ausführung! Schade, daß das kunstvoll errichtete Gebäude gar zu wenig Halt besitzt und so leicht zusammenfällt; denn daß es ohne Friedrich II. und den mächtigen Impuls, welchen er der deutschen Selbständigkeit mittheilte, keinen Lessing gegeben hätte, ist für jeden unparteiischen Richter eine bewiesene Wahrheit. Der Sieger von Roßbach war der unbewußte, aber unentbehrliche Mitarbeiter mancher Meisterwerke, die er nicht einmal des Lesens würdig fand, ja die er mit seinem skeptischen Hohne, mit seinem königlichen Spotte verfolgte.

Jedenfalls ist der Abgrund zwischen Frankreich's politischer Geschichte und seiner literarischen Entwickelung ein viel tieferer, als es in Deutschland der Fall ist und das System eines zweierlei Frankreich, eines edlen, humanen, aufklärenden, einem anderen, leidenschaftlichen, brutalen gegenüber, ließe sich viel eher rechtfertigen. Dies fiel mir neulich auf, als ich der Sitzung der Akademie beiwohnte, in welcher Jules Janin als Mitglied der Akademie feierlich begrüßt wurde. Es handelte sich um Sainte-Beuve's Lob, dessen Sessel dem humoristischen Feuilletonisten zu Theil geworden, und so ging denn die akademische Leichenrede (an seinem Grabe hatte Sainte-Beuve durch förmlichen Befehl keine dulden wollen) den Lauf der Jahre hinauf, bis zu 1830, bis zur Blüthe der romantischen Schule, bis zu den Glanz-Tagen der Sorbonne, bis zu der für ganz Europa so fruchtbaren Bewegung, welche in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und von da aus wohlthuend, erneuernd, verjüngend durch die Welt wirkte. Und wie viele derartige Momente zählt Frankreich in seiner Vergangenheit! Der Redner führte sie nicht an; aber durch einen geheimnißvollen Zusammenhang tauchten sie im Geiste der Zuhörer auf und brachten uns auf den Schluß, daß dem politischen Frankreich des literarischen Frankreichs wegen Manches verziehen werden muß, daß es — viel eher als zweierlei Deutschland — zweierlei Frankreich giebt.

Renan und Victor Hugo.

Eine neue Epistel Renan's an Strauß ist in Frankreich erschienen, und der Historiograph der deutschen Humanisten und ihres Kampfes mit den römischen Dunkelmännern des 16. Jahrhunderts wird gewiß nicht säumen, auch diese neue epistola ad usum obscurorum virorum zu beantworten. Sie bildet die Einleitung einer Schrift, worin Herr Renan die sittlichen und geistigen Reformen bespricht, welche dem heutigen Frankreich noththun — Reformen, die auch jeder Deutsche dem unglücklichen Nachbarlande gönnen würde. Aber diese Schrift enthält, ebenso wie die Epistel, nach den Auszügen, welche französische Blätter bisher davon mitgetheilt, auch noch ganz andere, ganz seltsame und verwunderliche Ideen, verwunderlich besonders in dem Munde eines Renan.

Wie in seinen früheren Episteln an Strauß, ist es der jetzt zum unheilbaren Bruch gewordene Gegensatz zwischen Germanismus und Romanismus, der ihn, wie er sagt, tief betrübt, über dessen Folgen er aber in wahrhaft machiavellistischer Weise spekulirt. Renan sagt, Frankreich werde, um zu seinen verlorenen Provinzen wieder zu gelangen, gegen Deutschland die Moral der Jesuiten zu der seinigen machen und sich zu diesem Zwecke mit dem Ultramontanismus auf das Engste verbinden müssen. Demnach empfiehlt er seinem Lande auch die Förderung des moskowitischen Ehrgeizes, sowie aller Bestrebungen des Panslavismus. Es wird, wie er meint, fortan eine Aufgabe der französischen Diplomatie und Presse sein, „der in allen Ländern verbreiteten katholischen Partei die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums vorzuspiegeln." Ganz besonderes Vertrauen setzt er in dieser Beziehung auf das westliche Frankreich, z. B. auf die Vendee, weil „hier die legitimistisch-klerikale Partei den erforderlichen, intensiven Fanatismus besitzt." Allerdings verwahrt sich Herr Renan gegen die Voraussetzung, daß er selbst diesen Fanatismus theile, daß er selbst von Haß und Verachtung gegen Deutschland erfüllt sei, aber gerade darum erscheint seine Theorie um so machiavellistischer, seine Praxis um so jesuitischer. Wie tief muß das alte Frankreich der Montesquieu und der Mirabeau, der Bossuet und der Voltaire gesunken sein, wenn heutzutage ein Professor am Collége de France, wo Herr Renan wieder seine lange unterbrochen gewesenen Vorlesungen hält, dergleichen machiavellistische Lehren öffentlich vorzutragen wagt!

* * *

Ueber die neuerdings von Victor Hugo im Pariser „Rappel" veröffentlichten politischen Briefe sagt die „R. d. d. Mondes": „Die Vorliebe für die Phrase — ach! sie ist in unseren Mißgeschicken nicht untergegangen; sie hat Alles überlebt und entfaltet sich glorreich mit großer Selbstzufriedenheit, besonders in Herrn Victor Hugo, dem Hohepriester eines gewissen demokratischen, humanitären und eiteln Phrasenthums. Herr Victor Hugo, welcher angekündigt, daß er sich nächstens in die stille Einsamkeit zurückziehen werde, hat doch vorher noch sein Urtheil über unsere Geschicke abgeben zu müssen geglaubt, und dies hat er in einigen offenen Briefen gethan, welche wir als die Quintessenz des romantischen Radicalismus bezeichnen dürfen. Der Dichter der „Orientales" und der „Chatimens" leidet an der Manie bei allem Ernste unserer öffentlichen Angelegenheiten nicht ernst und würdig sich verhalten zu können, so daß er uns in den Augen der ganzen Welt lächerlich zu machen im Stande wäre, wenn man uns nach Maßgabe seines Bombastes beurtheilte. Wir sind ganz einverstanden mit Herrn Hugo, wenn er sagt, daß wir vor Allem uns bestreben müssen, Frankreich sittlich zu zu erheben, aber wenn er hinzufügt, daß dies geschehen müsse nicht sowohl um Frankreichs selbst willen, sondern dem „slavischen Deutschland", der Welt gegenüber; wenn er als Mittel zu diesem Zwecke, das „schwierige aber einfache" Verfahren vorschlägt, „den Funken unserer Volksseele neu zu entzünden", dann kann uns das Phrasenthum wahrlich zur Verzweiflung bringen"..... „In seiner eigenthümlichen Manier, die Philosophie der Geschichte aufzufassen, nennt Herr Hugo die französische Revolution eine Wohlthat, die das „Totale" einer Menge von Verbrechen sei. Nun das ist wenigstens eine Phil-

sophie, welche die Hitzköpfe und Todtschläger aller Art, die Verehrer und Heroen der brutalen Gewalt, nicht zu geniren geeignet ist. Wie kann man diese Leute tadeln? Allerdings sind es kannibalische Verbrechen des Aufruhrs und der Revolution, die sie verüben, aber sie haben in der That keinen anderen Gedanken, als jenes von Hugo gefeierte „Totale", das eine Wohlthat sein wird, zu erreichen. Das Recht und die Humanität können sich beruhigen!"

England.

Shakespeare's Werke, herausgegeben durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft.*)

Coleridge sagt in der Vorrede zu seiner, mit dem deutschen Original fast gleichzeitig (1800) erschienenen Uebersetzung von Schiller's Wallenstein: „Eine metrisch getreue Uebersetzung dichterischer Werke ist deshalb so schwierig, weil der Uebersetzer seiner Sprache einen gewissen Glanz verleihen muß, ohne jene Wärme des ursprünglichen Schaffens, aus welcher dieser Glanz der Sprache von selbst hervorgehen würde. Wenn er sein Original, was den Sinn jeder einzelnen Stelle betrifft, treu wiedergiebt, so muß er nothwendigerweise einen erheblichen Theil des dichterischen Geistes opfern. Wenn er sich bestrebt, nach dem Gesetze der Ausgleichung oder der ersetzenden Wiedergabe zu verfahren, so kommt er in den Vorwurf der Eitelkeit oder der Entstellung."

Die Anforderungen an einen guten Shakespeare-Uebersetzer sind noch bedeutend größer, nämlich neben vollem Verständniß des schwierigen Originals eine solche Herrschaft über die deutsche Sprache, daß er jeden Charakter nicht nur gerade so glänzend, sondern auch gerade so holperig, bombastisch, geziert u. s. w. im Deutschen reden läßt wie Sh. im Englischen.

Die beiden vorliegenden Bände bieten uns von W. A. B. Hertzberg die drei Stücke „Troilus und Cressida", „Ende gut, Alles gut" und „Cymbelin"; von A. Schmidt „König Lear" und „Othello", und von F. A. Leo den „Macbeth".

Zunächst müssen wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, wie eine solche Macbeth-Uebersetzung von der Redaction in dieses doch sonst nur von den tüchtigsten Fachmännern bediente Werk hat aufgenommen werden können. Gleich am Anfang:

„Und, seiner Sache lächelnd, schien Fortuna
Wie 'nes Empörers Dirne; doch umsonst:
Der kühne Macbeth — dem der Name ziemt —
Verschmäh'nd Fortunen, Lieblingskind des Muthes,
Mäht sich den Weg mit dem geschwung'nen Stahl
— Der schier von blutiger Vollziehung dampfte —
Bis er den Sclaven traf u. s. w."

Der Satz: „schien Fortuna wie 'nes Empörers Dirne" soll bedeuten „schien Fortuna eine Metze des Rebellen oder eine Rebellen-Metze zu sein"; der Vers „Verschmäh'nd Fortunen, Lieblingskind des Muthes" meint „Macbeth, des Muthes Liebling, verschmähte die Fortuna". Liebling des Muthes soll sich auf Macbeth, nicht auf Fortuna beziehen. Ein „Kind" ist bei Sh. natürlich weder Macbeth noch Fortuna. — „Name" bezieht sich auf kühn und nicht auf Macbeth. — „schier" steht nicht im Original und hier am falschen Platze. — „Vollziehung" für execution ist zu wörtlich oder es hätte noch wörtlicher, nämlich mit „Strafvollziehung" übersetzt werden müssen, um den Sinn zu treffen. „Der rauchte schier von blut'ger Strafvollziehung". Wie aber der Anfang, so ist die Uebersetzung durchweg gearbeitet. Was uns ferner Herr Leo als „Individuell Eigenes" auftischt, z. B. die Rettung der Lady, welche im Grunde eine sehr biedere Dame sein soll, ist auch schon dagewesen.

Ganz unvergleichlich höher stehen die Arbeiten von Hertzberg und Schmidt. Schmidt's Einleitungen und Anmerkungen sind sehr knapp, aber in dieser Knappheit musterhaft. Da er, wie Wenige, die Shakespeare'sche Sprache und das aufgespeicherte kritische Material beherrscht und mit Nüchternheit zu verarbeiten weiß, so kommt der Sinn des Originals ausgezeichnet zur Geltung. In der Form behält er die Tieck'schen Arbeiten als Grundlage bei. Hertzberg's Uebersetzungen sind völlig neu und zeigen neben dem feinsten philologischen Verständniß auch eine vorzügliche Formgewandtheit. In seinen Einleitungen begnügt sich Hertzberg nicht mit kritischer Bearbeitung des bisher zusammengetragenen Materials, sondern bietet überall eigene Forschungen, welche die Arbeiten zu Perlen der Fachwissenschaft machen; für den Laien enthalten sie jedoch bisweilen zu viel Gelehrsamkeit.

Mit diesem 11. und 12. Bande ist das große Werk der Shakespeare-Gesellschaft beendet und muß im Ganzen — bis auf Macbeth — als vorzüglich gelungen bezeichnet werden. Die Beibehaltung der von Schlegel gelieferten, unübertrefflichen Uebersetzung von 17 Stücken, welche nur von Schmidt und Elze revidirt wurden, die ausgezeichneten Einleitungen und Anmerkungen von Schmidt, Hertzberg und Elze, die nicht nur gelehrten, sondern auch formgewandten und eleganten Neu-Uebersetzungen von acht Stücken durch Hertzberg, von zwei Stücken durch Elze (von dessen „Byron" übrigens demnächst eine englische Uebersetzung erscheint), die brillante einleitende Geschichte Shakespeare's von Ulrici sind Vorzüge dieser Shakespeare-Ausgabe, denen gegenüber — bis auf Macbeth — kleine Unvollkommenheiten wenig in's Gewicht fallen.

Joh. Meißner.

*) Shakespeare's dramatische Werke nach der Uebersetzung von Schlegel und Tieck, revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 11. und 12. Band. Berlin, G. Reimer, 1871.

Italien.

Eine neue poetische Uebersetzung der Göttlichen Komödie.

Die Dramen Shakespeare's, der Don Quijote, das befreite Jerusalem, der rasende Roland u. a. Meisterwerke ausländischer Literaturen sind durch die Leistungen eines Tieck, Schlegel, Gries u. A. lange Eigenthum unserer klassischen Literatur geworden. Nur von der Göttlichen Komödie besitzen wir noch keine, dem Original der Form nach adäquate Uebertragung, die allgemein als mustergiltig anerkannt werden könnte. Jetzt endlich scheint eine kürzlich von dem bekannten Dichter und Dante-Forscher Dr. Notter im ersten Theil herausgegebene*), allen Anspruch zu haben, diese Lücke auszufüllen. Bereits 1865, wenn wir nicht

*) Dante Alighieri's Göttliche Komödie, übersetzt und erläutert von Friedrich Notter. Erster Band: Die Hölle. Stuttgart, Paul Neff. 8. XII und 582 S.

irren, zur Zeit der Säkularfeier Dante's, veröffentlichte Notter einige Proben seiner neuen Uebersetzung im weil. Cotta'schen „Morgenblatt", die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Diesen folgten 1869 weitere Proben in der kleinen Schrift: „Die zwei ersten Gesänge von Dante's Hölle, übersetzt und besprochen."

Indem wir nun ein zusammenhängendes Ganze vor uns sehen, müssen wir im Allgemeinen bekennen, daß es vorzüglich gelungen ist. Zunächst haben wir die durchgängige Wort-Treue hervorzuheben, die gerade hier so schwierig festzuhalten ist; danach die sorgfältige Vermeidung aller Gewaltthätigkeiten gegen den Genius unserer Sprache, Vermeidung — wenigstens soweit möglich, denn alle Härten zu vermeiden, möchte auch der größte Sprachkünstler nicht leicht im Stande sein — bei dem schwierigen und fremden Versmaaß und der Reim- und Klang-Armut unserer Sprache; endlich aber und vor Allem den poetischen Geist, durch den wir die ganze große Wirkung des Originals nachzuempfinden vermögen. Um sich davon zu überzeugen, lese man nur die drei ersten Terzinen des Eingangs:

Auf unsres Lebenspfades Mitte fand
Von einem dunkeln Wald ich mich umfangen,
Weil ich vom rechten Weg den Schritt gewandt.
O wie so schwer wird's, Worte zu erlangen,
Wie rauh der Wald war, wie voll Grau'n und Noth,
Daß die Erinn'rung schon erneut mein Bangen.
Noch bitterer als er, ist kaum der Tod.
Doch um vom Heil, das ich hier traf, zu sagen,
Meld' ich auch Andres, was dem Blick sich bot.

Der Leser sieht, daß der Uebersetzer der Methode Streckfuß' gefolgt ist, mit männlichen und weiblichen Reimen abzuwechseln. Die Gründe, die er für diesen Gebrauch in der Vorrede S. VIII u. ff. anführt, wird gewiß Jeder für triftig genug halten, wenn ihn nicht schon der Klang selbst von dem Vorzug desselben überzeugt hat. Eine Uebersetzung jedoch hat uns nicht recht gefallen wollen, und wir halten diesen Punkt für gewichtig genug, um näher darauf einzugehen. Es sind die Verse am Thor der Hölle. Notter übersetzt:

Durch mich gelangst du in die Stadt der Schmerzen,
Durch mich gelangst du in die ew'ge Nacht,
Durch mich zum Volk mit den verlor'nen Herzen.
Gerechtigkeit hat mich hervorgebracht,
Mich schufen, sich in mir zu offenbaren,
Allweisheit, erste Liebe, höchste Macht.
Vor mir war nichts Geschaff'nes zu gewahren. 2c.

Wir wollen davon absehen, daß im Original nicht eterna notte, sondern eterno dolore steht, auch daß „mit den verlornen Herzen" ziemlich bedenklich scheint. Der Hauptfehler liegt in der folgenden Terzine. Nach dem Original hat Gerechtigkeit nicht die Hölle hervorgebracht, sondern ihrem „Macher" (fattore) nur als Motiv gedient. Ferner ist offenbar das Einschiebsel „sich in mir zu offenbaren", nicht ganz sinngerecht; denn — und auch nach der mittelalterlichen Theologie — es offenbart sich Gott nur im Himmel, aber durch oder mittelst der Hölle, sofern durch den Gegensatz seine Heiligkeit und Güte hervorleuchtet. In der Hölle offenbart sich nur die Gerechtigkeit; diese aber ist nicht das Wesen Gottes, sondern wie die Dike bei Plato, seine Dienerin, Ministra dell' alto Siro. Endlich ist die Stellung V. 6 nicht sachgemäß. Macht, Weisheit, Liebe stehen nämlich nur für die Personen der Dreieinigkeit, nach ihrer bestimmten Folge: Vater, Sohn, Geist. Dieser Gedanke wird hier verwirrt. Wenn auch Notter in der Anmerkung zu jenen Versen diese Notiz nachträglich anführt, so scheint das doch kaum zu genügen. Endlich sollte auch das „Machen" in fattore und fecemi nicht ganz unterdrückt werden. Es involvirt hier den Gegensatz zwischen einer Emanation aus göttlichem Wesen und der Fabrication, wie sie ein schlechthin Aeußerliches, wie die Hölle verlangt. Es sei uns gestattet, hier einen Versuch vorzulegen, wie wir etwa jene Terzinen übertragen würden, ohne daß jedoch wir diesen unseren Versuch für den vorzüglicheren gehalten wissen wollen:

Durch mich geht's ein zur Stadt, zur schmerzerkor'nen,
Durch mich geht's ein zum ewig regen Leid,
Durch mich geht's ein zum Volke, zum verlor'nen.
Den, der mich machte, trieb Gerechtigkeit,
Die höchste Macht, Weisheit und Liebe waren
Es, die mich machten in Verborgenheit.
Vor mir geschaffen waren nur die Schaaren,
Die ewig sind und ewig bin auch ich, —
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren.

Doch auch diese Uebersetzung ist nicht ganz genau. Denn V. 5 steht nicht der Plural, sondern der Singular fecemi. Die Dreiheit der Personen ist nämlich nur innerlich, sie ist nicht quantitativ, sondern qualitativ, und wirkt daher wie eine einzige, die auch V. 4 so aufgeführt wird: il mio alto fattore. Es erinnert das an den Gebrauch im Hebräischen, den Plural Elohim mit dem Singular des Verbums: Bereschith bara Elohim. Das bara ist hier vollständig das italiänische fare, „machen". Denn was Elohim hier schafft, ist nur der Grundstoff, das Chaos.

Herr Notter hat seine Uebersetzung durch eine sehr umfangreiche historische Einleitung eingeführt (S. 1—153), und läßt ihr Anmerkungen und Excurse (S. 367—582 folgen.) Diese sämmtlich zeichnen sich aus durch Eleganz, Akkuratesse und erschöpfende Gründlichkeit, letztere wenigstens in philologischen und historischen Partieen, sowie auch durch umfassende Benutzung der gesammten deutschen, theilweise auch der italiänischen Dante-Literatur. Wer Dante in diesem seinem Meisterwerke kennen lernen will, wird Alles darin finden, was er soweit zur Orientirung bedarf. Aber aber noch dürfen diese Abhandlungen auch in dem Kreise der Kenner und fachmäßigen Dante-Forscher (wie uns wenigstens dünkt, da wir uns freilich nicht ganz zu diesen zählen können) als eine wahre Bereicherung ihrer Dante-Literatur geschätzt werden. Gefreut hat es uns, den Verfasser das mystische Element hervorheben, in Dante den Mystiker anerkennen zu sehen.

Es erübrigt noch, Einiges hervorzuheben, worin wir mit dem Verf. nicht Einer Meinung sein können. Der Verf. kann sich S. 28 nicht denken, daß „unter denen, welchen sich hingezogen zu haben, ihm die verklärte Beatrix (Parad. XXXI, 34—63) zum Vorwurf macht), die Philosophie mit verstanden sei." Er meint, die Philosophie werde doch Par. XXVI, 26 ff. als eine Hülfe zur die Erkenntniß der Wahrheit bezeichnet, und in der Hölle VI, 106 ff., XI, 80 werde auch mit großer Verehrung von ihr, speciell von Aristoteles, gesprochen. Vor Allem hat man hier zu festzuhalten, daß unter Philosophie ganz was Anderes, ja das Entgegengesetzte zu denken ist, als was wir seit Spinoza und Schelling (Wissenschaft des Unendlichen) darunter verstehen. In soweit macht es wieder einen Unterschied, ob Einer in solcher bloß in endlichen Dingen verkehrenden, das Unendliche nur indirekt durch einen Schluß vom Endlichen aus erreichenden scholastischen Beschäftigung sein völliges Genüge findet, wie Dante im Gastmahl, oder ob er die Inferiorität dieser Philosophie erkennend und bekennend (s. Notter S. 30 ff.) sie nur als eine Stufe oder ein bloßes äußeres Hülfsmittel betrachtet, das für sich ganz ungenügend sei, den Durst des Geistes zu befriedigen, wie Dante in der Göttlichen Komödie. Vom Standpunkt des

Göttlichen Komödie aus, muß jene erste Richtung des Gemüths unbedingt verdammt werden. Und was den Aristoteles betrifft, so ist er zum Beispiel auch Bonaventura der „Philosoph" par excellence, der Meister derer, die da wissen, ein allgemeiner gangbarer Titel des Aristoteles in der mittelalterlichen Theologie; das hindert jedoch Jenen nicht, vom Standpunkt der mystischen Erleuchtung aus auf ihn hoch herabzusehen, ja ihn ganz wegwerfend zu behandeln, und z. B. ihm gegenüber Plato und Plotin für die wahrhaft Erleuchteten zu erklären. Derselbe Bonaventura sagt irgendwo: „Keine weltliche Wissenschaft kann die Seele befriedigen, weil in ihr nur geschaffene (endliche) Wahrheit gelehrt wird. Alle Kreatur aber ist der Eitelkeit unterworfen. Eitel ist, was nichts zur Erfüllung und Befriedigung beiträgt." Wir bleiben dabei, daß wir die Auslegung der bezüglichen Stellen der Sirene, der pargoletta u. s. w. auf „sinnliche Verirrungen" mit Weibern von Fleisch und Blut für „etwas plump" ansehen müssen.

Die Wahl der Personen in der Hölle der Verliebten, S. 101, nur durch den größern tragischen Effekt zu erklären, scheint doch nicht genügend. Dieser bekannte und seiner Zeit Aufsehen erregende, zeitgenössische Fall wird hier aber benutzt, um eine Richtung des Zeitgeistes zu verurtheilen. Ferner auch ist es unrichtig, wenn S. 108 gesagt wird, der scholastische Ballast diene dem Dichter nur dazu, den Schatz seines Wissens unter die Menge zu bringen. Vielmehr handelt der Dichter nur wie jeder mittelalterliche Theologe. Zu S. 111 und dem angeführten Verse des Inferno: „Und Schuld nicht führt zur Qual ihn", bemerken wir, daß Todsünde peccatum mortale im Gegensatz des peccatum veniale, wofür Dante im Fegefeuer leidet, gemeint ist. S. 148 macht der Verfasser der couranten Ansicht über Dante wieder eine Concession, die undenkbar ist, wenn man des Contextes der mittelalterlichen Theologie einigermaßen kundig, mit diesem den Context des Gedichts vergleicht. Eine Mystik „aus einer Doktrin und aus bloßer Annäherung des Gemüths, ohne unabweisbares Bedürfniß zu sein", giebt es im Mittelalter gar nicht — etwas Derartiges brachte erst die Neuzeit hervor. S. 488 können wir nicht übereinstimmen, wenn die beiden ersten Gesänge in höherem Maße allegorisch sein sollen, als die folgenden. S. 489 ist zu bemerken, daß Berg und Thal nach der allegorischen Sprache des M. A. im Allgemeinen nicht Himmel und Erde, sondern Tugend und Laster bedeuten. Der Berg, den Dante im ersten Gesange sieht, ist daher der „Berg der Tugenden" oder der Reinigungsberg, auf dessen Gipfel das irdische Paradies liegt. Die Wölfin ist S. 492 als Habsucht zu eng genommen; wir haben sie für die „sündige Begier" erklärt, und so erklärt sich auch leicht der Windhund, nämlich als der Kaiser, der die sündige Begier zähmen soll. Der Versuch, S. 515 ff., eine Fusion der mystischen Auslegung der himmlischen Frauen mit ihrer Erklärung nach den scholastischen Schematen scheint uns an einer Unmöglichkeit zu leiden. Beatrix als Sposa di Libano, d. h. als Repräsentantin des himmlischen Jerusalems, hat mit der „vollendenden Gnade" gar nichts gemein. Die Fortuna im VII. Gesang, in deren Deifizirung Notter S. 549 ff. sich nicht finden kann, ist die Tycho der Alten, das Fatum des Boethius, und als solche nur die zeitliche Darstellung und Evolution der ewigen Weltordnung oder Vorsehung in der „Kunst Gottes", d. h. in der Weisheit oder dem Sohn.

Indem wir nun hier so ziemlich alle Punkte bezeichnet haben, an denen unseres Bedünkens der Verf. nicht ganz Recht hat, kann uns das doch nicht hindern, die Trefflichkeit des Buches im Ganzen völlig anzuerkennen, und dasselbe daher wiederholt den Liebhabern Dante's angelegentlichst und warm zu empfehlen. Diesen mag es uns erlaubt sein, schließlich noch aus verschiedenen Schriften des Mystikers Bonaventura zusammenziehend, Einiges zu übersetzen, was geeignet ist, einen merkwürdigen Aufschluß über die Originale der Dante'schen Allegorien der Hölle zu geben. Bonaventura beschreibt die Hölle und sagt u. A.: „Siehe an ein grauenhaftes Chaos, eine unterirdische See, einen überaus tiefen Kessel und ganz in Feuer. Ebenso stelle dir eine große, grauenhafte und ganz finstere Stadt vor, von ganz dunklen und schrecklichen Flammen glühend, wo Geschrei, Geheul und Wehklagen wegen unaussprechlicher Schmerzen laut wird, und ähnliche Gleichnisse kannst du dir denken. (So ist da ferner) starrende Kälte, gefrierendes Wasser, wilde und stürmische Luft, von der Erde aufsteigender Qualm, greifbare (palpable) Finsterniß. (Ferner) Lästerung, Gestöhne und Wehklagen über die elende Gesellschaft, und die Grausamkeit der Folterknechte, die unermüdlich ohne Mitleid peinigen. Auch werden sie (die Verdammten) sehr zornig und neidisch sein, und werden sein wie reißende Hunde. Die größte Strafe aber wird das Grauen über den Anblick der Dämonen sein; dann denken wir uns, wenn uns jetzt nur ein Dämon erschiene, welch' ein mächtiges und fast unerträgliches Grauen uns befallen würde; wie vielmehr dann, wenn so viele grauenhafte erscheinen werden."

H. K. Hugo Delff.

Spanien.

Spanische Weltklugheit.

Balthasar Gracian's „Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit", aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Castanosa und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer, ist jetzt in zweiter unveränderter Auflage erschienen.*) Die Uebersetzung hatte sich unter den Manuscripten vorgefunden, welche Schopenhauer Herrn Dr. Julius Frauenstädt vermacht hatte, und war von diesem im Jahre 1861 zum erstenmale herausgegeben worden. Der Umstand, daß jetzt, nach zehn Jahren, eine zweite Auflage der Schrift nöthig geworden ist, beweist, daß, wenn sich vielleicht auch in Deutschland nicht so viel Bewunderer des „der feinsten aller Nationen" angehörigen Weltweisen gefunden haben, wie die Vorrede Frauenstädt's zur ersten Auflage vorauszusetzen schien, immerhin dem Buche und seiner Uebersetzung eine genügende Anerkennung zu Theil geworden ist. In der That verdient es diese Anerkennung auch. Wir wissen nicht, in wieweit der Uebersetzung das Prädikat „treu" zukommt, welches ihr Schopenhauer selbst in dem Titel beigelegt hat, da wir nicht Kenner des Originals sind. Sorgfältig ist sie auf alle Fälle, das beweist der durchgearbeitete, und was mehr sagen will, geistvolle Stil, in welchem das Buch durchweg gehalten ist. Es liest sich nicht nur wie eine gute, echt deutsche, sondern wie eine gute Schopenhauer'sche Schrift. Der Verfasser war also vollkommen in seinem Rechte, wenn er, wie uns die Vorrede Frauenstädt's zur ersten Auflage erzählt, sein Werkchen nicht mit dem gewöhnlichen Uebersetzungs-Maaßstabe gemessen wissen wollte, eine Ursache, an welcher der schon in den dreißiger Jahren gemachte erste Versuch der Herausgabe dieser, aus dem Jahre 1831 datirenden Uebersetzung scheiterte

*) Leipzig, Brockhaus.

Dem Uebersetzer kam in seinem Bemühen, eine gute Verdeutschung des spanischen Originals zu geben, offenbar der Umstand zu Hülfe, daß viele der hier ausgesprochenen Maximen, trotzdem daß sie dritthalbhundert Jahr alt und einem ganz anderen Himmelstriche entsprossen sind, ein fast Schopenhauer'sches Gepräge an sich tragen. Sie drücken durchschnittlich nicht gerade das aus, was man im gewöhnlichen Leben streng moralisch nennt, noch viel weniger entsprechen sie den Forderungen einer streng christlichen Ethik; ihre Absicht geht vielmehr überall darauf hinaus, mit möglichster Klugheit das spezielle Interesse des Individuums zu wahren und zu fördern; sie sind aber andererseits auch fern davon, irgendwie sich mit den herrschenden Sitten und Gesetzen in Zwiespalt zu bringen; vielmehr geht eine ihrer Hauptbestrebungen dahin, sich mit diesen immer leidlich abzufinden. Der moderne Weltmann, der diesen Standpunkt theilt, und wie Wenige theilen ihn nicht! wird sie daher auch immer mit Interesse und Vortheil lesen. Als Probe, wessen Geistes Kinder dieselben sind, mögen folgende, hier und da herausgegriffene Sätze dienen:

Nr. 98. „Die Leidenschaften sind die Pforten der Seele. Das praktischeste Wissen besteht in der Verstellungskunst. Wer mit offenen Karten spielt, läuft Gefahr, zu verlieren. Die Zurückhaltung des Vorsichtigen kämpfe gegen das Aufpassen des Forschenden: gegen Luchse an Spürgeist, Tintenfische an Versteckheit. Selbst unsern Geschmack darf Keiner kennen, damit man ihm nicht begegne, entweder durch Widerspruch oder durch Schmeichelei."

Nr. 5. „Abhängigkeit begründen. Den Götzen macht nicht der Vergolder, sondern der Anbeter. Wer klug ist, sieht lieber die Leute seiner bedürftig, als ihm dankbar verbunden: sie am Seile der Hoffnung führen, ist Hofmannsart, sich auf ihre Dankbarkeit verlassen, Bauernart; denn letztere ist so vergeßlich, als erstere von gutem Gedächtniß."

Nr. 104. „Den Aemtern den Puls gefühlt haben. Ihre mannigfaltige Verschiedenheit zu kennen, ist eine meisterliche Kunde, die Aufmerksamkeit verlangt. Einige erfordern Muth, andere scharfen Verstand. Leichter zu verwalten sind die, wobei es auf Rechtschaffenheit, und schwerer die, wobei es auf Geschicklichkeit ankommt. Zu jenen gehört nichts weiter, als ein rechtlicher Charakter: für diese hingegen reicht alle Aufmerksamkeit und Eifer nicht aus. Es ist eine mühsame Beschäftigung, Menschen zu regieren und vollends Narren oder Dummköpfe. Doppelten Verstand hat man nöthig bei Denen, die keinen haben. Unerträglich aber sind die Aemter, welche den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, zu gezählten Stunden und bei bestimmter Materie. Besser sind die, welche keinen Ueberdruß verursachen, indem sie den Ernst mit Mannigfaltigkeit versetzen: denn die Abwechselung muntert auf. Des größten Ansehens genießen die, wobei die Abhängigkeit geringer oder doch entfernter ist. Die schlimmsten aber sind die, wegen Derer man in dieser und noch mehr in jener Welt schwitzen muß." K. B.

Nord-Amerika.

Neue Phase des Spiritismus in Amerika.

So ist es denn endlich zur Thatsache geworden: der Schleier ist von der Zukunft der menschlichen Seele gehoben, die Schranken zwischen dem irdischen und himmlischen Leben durchbrochen, der briefliche und telegraphische Verkehr zwischen den Menschen und den Geistern Verstorbener ist glücklich hergestellt, das Kabel von der Erde bis zu den höheren Sphären gelegt, die unendlich scheinende Kluft des Todes übersprungen.

Das haben wir wieder einmal der Kühnheit und Behandlichkeit der Amerikaner zu verdanken. Wer dabei an amerikanischen Humbug glaubt — anathema sit! das gilt vornehmlich dir, o ungläubiges Deutschland, das sich im Allgemeinen in wirklich ärgerlicher Weise passiv verhält gegen die glänzendsten Entdeckungen des Spiritismus!

Wir haben immer geglaubt, daß der Spiritismus eine Kunst sei. Er ist aber eine Wissenschaft, eine positive Wissenschaft, die trotz ihrer Jugend in dem Wettrennen um den goldenen Preis der Erfolge ihren Schwestern einige Sonnen-Entfernungen vorausgekommen ist. Die Anhänger derselben hoffen sogar, daß Seine Heiligkeit der Papst mit seiner Unfehlbarkeit vor ihr die Segel streichen werde.

Dieser Wissenschaft hatte sich der nunmehr amerikanische Prof. der Chemie, Dr. med. Rob. Hare mit Leib und Seele ergeben. Es ist wahr, ruhig denkende Amerikaner waren so indiskret gewesen, es auszusprechen, daß dieser Herr wohl einer Geistes-Epidemie verfallen sein möchte, und es ist immerhin denkbar, daß hiermit die Emeritirung desselben in seiner Universitäts-Professur zusammenhängt. Aber er selbst machte sich über dergleichen Gerüchte lustig, und da wenigstens drei Leute in Europa, ein kaiserlich russischer Hofrath, ein deutscher Gelehrter und ein deutscher Verleger, gewissermaßen auf seine wissenschaftliche Kraft schwören, ja sich allen Ernstes zur Verbreitung seiner Lehre diesseits des Atlantischen Oceans zusammenthun, so dürfen wir seine Sache nicht mehr bagatellmäßig behandeln.

Hare's Werk zur Wissenschaft des Spiritismus haben wir in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen. Als eine wissenschaftliche Streitschrift gegen die jüngsten Dogmen des vatikanischen Concils über die allein wahre und unfehlbare Inspiration und Offenbarung, übersetzt von Gregor Constantin Wittig (aus Breslau) und herausgegeben von Alexander Aksákov" vor uns.*)

Die langen gelehrten Epitetha, mit denen sowohl der Verfasser wie der Uebersetzer und Herausgeber auf dem Titelblatte gleichsam verbarrikadirt sind, haben uns, wir gestehen es, in Betreff der Wissenschaftlichkeit des Werkes bestochen. Hinter dem Titelblatte aber bemerkten wir, daß der Wissenschaft arge Gewalt angethan worden war.

Hare war ein Saulus und hat sich in den „Cirkeln" zu einem Paulus des Spiritismus bekehren lassen. Als solcher benützte er seine physikalischen Kenntnisse, um seinen spiritistischen Idiosynkrasieen einen Mantel umzuhängen, den er sich aus religiösen und naturwissenschaftlichen Fäden zusammengewebt hatte. Damit wäre der Hokuspokus genügend gekennzeichnet. Indessen gebietet uns die Berichterstatter-Pflicht, wenigstens einigermaßen zu zeigen, bis zu welchem Hitzegrade die menschliche Phantasie durch ein Fieber, wie in manchen amerikanischen Kreisen der Spiritismus es hervorbringt, getrieben werden kann.

Wenn du auf deinem Sopha oder Lehnstuhle sitzest und Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft anstellst, so geschieht es wohl, daß dich ein rheumatischer Stich im Arme oder ein ungewöhnlich heftiger Pulsschlag an die Gegenwart mahnt. In

---

*) Mit vier Abbildungen von Apparaten. Leipzig, Franz Wagner, 1871.

solchem Falle gehe nicht leichtfertig in dem Gedanken darüber hinweg, es sei ein bloß physisches tagtägliches Vorkommniß; prüfe vielmehr dich und deine Umgebung auf Medium und bedenke, daß das, was an deinem Körper herum zwickt, sticht oder klopft, der Geist eines Verstorbenen sein kann, welcher Verlangen trägt, sich dir mitzutheilen. Bist du so glücklich, in dir selbst oder, was nach amerikanischen Erfahrungen regelmäßiger ist, in einer nahen, jungen, schönen Dame, ein Medium zu entdecken, so überlasse zunächst dem Geiste ruhig das Weitere; sei überzeugt, er wird sich lauter bemerkbar machen. Habe nur Acht auf deine Möbeln. Denn es geschieht dann plötzlich, daß irgend ein Tisch, und sei es der größte, plumpste und schwerste, sich ohne die geringste äußere Anregung in Bewegung setzt, in den Zimmern einherpromenirt, sich links und rechts vor dir neigt, sich mit allen Vieren in die Luft erhebt und, wenn du dreist bist, allen deinen billigen Wünschen wie ein vernünftiges Wesen nachkommt. Du wirst daraus zum Mindesten ersehen, daß der Tisch seit deinem letzten mißglückten Versuche, ihn durch das Auflegen von sechs oder zehn Paar befreundeter Hände ein wenig verrückt zu machen, sich sehr vervollkommnet hat.

Hat auf solche energische Weise der Geist seine Anwesenheit gezeigt, so ist nichts natürlicher, als der Wunsch, mit ihm in vertraulichere Beziehung zu treten. Zu diesem Zwecke hat Hare die vortrefflichsten Mittel erfunden. Es sind von ihm wunderschöne Apparate mit Ketten und Kugeln, Uhrzeigern und Zifferblättern, Drehscheiben und Haken, Hebeln und Schrauben construirt worden, mit welchen er den Geistern in wirksamster Weise zu Leibe gegangen ist und von ihnen, Goethe's bekanntem Worte zum Trotz, die schönsten Geheimnisse der überirdischen Regionen herausgepreßt hat.

Dr. Bell, ein ebenfalls eifriger amerikanischer Spiritist, ist so naiv gewesen, es auszusprechen und sogar in die Welt zu schreiben, daß die Geister ihren irdischen Inquirenten nur so viel mitzutheilen vermögen, als diese selbst wissen, und daß ihre Antworten jedesmal falsch waren, wenn darüber hinaus gefragt wurde. Diese Theorie ist nach Hare ganz unhaltbar. Hare's eigene Beobachtungen und „Thatsachen" gehen viel weiter.

So lange Hare bloße Prüfungs-Bedingungen anwandte, waren die Antworten der Geister allerdings sehr elementar; sie theilten mit, daß der Geist des Vaters, eines Freundes, einer Schwester u. s. w. anwesend sei; sie buchstabirten Namen, gaben Familiennachrichten mehr oder weniger genau, oder die nach dem Muster delphischer Orakelsprüche redigirt waren. Auf eine selbständigere Thätigkeit der Geister ließ eine später entdeckte beachtenswerthe „Thatsache" schließen. Man hatte in einem „Cirkel", in welchem Hare als Fremder erschien, unter einen Teppich ein Blättchen Papier und einen Bleistift gelegt. Als man das Papier nach einiger Zeit aufhob, fand man den Namen unseres Spiritisten darauf gekritzelt. Ein Geist hatte den Bleistift zu dieser wunderbaren That benutzt! Ferner weiß man jetzt, daß liebenswürdige und gefällige Geister sich den Sterblichen geradezu nützlich machen können. So wurde Hare, als er einst eine Schriftrolle verloren hatte, von dem Geiste seines Vaters korrekt benachrichtigt, wo er dieselbe wiederfinden würde. Noch dienstfertiger war der Geist seiner Schwester, welcher überhaupt unsern endlich selbst zum Medium gewordenen Chemiker treu überallhin zu begleiten pflegte. „Es ist Thatsache, erzählt Hare, daß der Geist meiner Schwester um 1 Uhr Mittags am 3. Juli 1855 es übernahm, vom Atlantic Hotel auf Cape May Island eine Botschaft an Mrs. Gourlay in Philadelphia zu überbringen, wodurch ich sie bat, daß sie den Dr. Gourlay veranlassen möchte, nach der Philadelphia-Bank zu gehen, um die Zeit zu ermitteln, wann ein Hand-Wechsel fällig sein würde, und mir um halb drei Uhr Bericht zu erstatten; daß sie mir zur bestimmten Zeit Bericht erstattete; daß bei meiner Rückkehr nach Philadelphia Mrs. Gourlay behauptete, selbst die Botschaft erhalten zu haben, und daß in Folge derselben ihr Mann und Bruder nach der Bank gingen. Mit der von der Bank erhaltenen Nachricht stimmte meiner Schwester Bericht überein. Alles dies beweist, daß ein Geist dabei thätig gewesen sein muß, da sonst nichts den Vorgang zu erklären vermag."

Das ist jedenfalls sehr verlockend, sich ebenfalls solche Geisterboten anzuschaffen. Indessen ist Vorsicht geboten. Einmal in Betreff des Mediums. Die Medien sind verschieden. Ihre Kraft und Wirksamkeit beruht nämlich auf der Nerv-Aura oder dem Dunstkreise, der jedes Medium umgiebt. Je weiter dieser Kreis sich erstreckt, desto kräftiger ist das Medium. Zuweilen versagen die Medien, zumal die weiblichen, den Dienst, und es ist schon für alle Fälle am besten, sich selbst eine mediumistische Kraft beizulegen. Was sodann die Geister betrifft, so machen sie sich nur dem Gläubigen dienstbar. Spöttereien können sie nicht vertragen. Es giebt auch, man sollte es gar nicht glauben, wie schlecht selbst die überirdische Welt geworden ist, trügerische Geister, die sich mit den neugierigen Fragern auf der Erde gar böse Scherze machen.

Wer bürgt uns denn nun dafür, daß nicht Alles, was Herr Hare aus der Geisterwelt erfahren hat, von solchen trügerischen Geistern herrührt, und das alte Blendwerk der Hölle ist?! Indeß, vertrauen wir Herrn Hare und seiner Geschicklichkeit! Der Geist seines Vaters ist gewiß ehrlich: lassen wir uns von ihm informiren.

Zunächst hat dieser Geist dem Sohne die Mittheilung gemacht, daß der ganze Spiritismus nicht von den Menschen, sondern von den Geistern ausgegangen sei, welche das Bedürfniß fühlten, ihre irdischen Verbindungen wieder anzuknüpfen; sie seien froh, nun endlich die Schranke, die der Tod aufgerichtet, durchbrochen zu haben. Was das Tischbewegen, das Klopfen ꝛc. betreffe, so habe das keinen weiteren Zweck, als die Menschen auf der Geister Anwesenheit aufmerksam zu machen und auf größere Dinge vorzubereiten. Es geschehe durch eine Art geistiger Elektricität, d. h. dadurch, daß durch den bloßen Willen der Geister und die Vermittelung des Mediums die vis inertiae des Tisches aufgehoben werde. Die Geister haben das Vermögen, sich augenblicklich unsichtbar an die Seite ihrer irdischen Angehörigen zu versetzen und so, doch immer nur durch Medien, mit ihnen zu verkehren ꝛc.

Dies Letztere stimmt nicht ganz mit den Nachrichten, die derselbe Geist brieflich über die Zustände nach dem Tode gegeben hat. Diese Nachrichten sind jedenfalls das Wunderbarste, was der Spiritismus, diese positive Wissenschaft, zu Tage gefördert hat. Das Folgende ist etwa der wesentliche Inhalt des langen Geisterbriefes.

Die Geister leben in sieben Sphären, welche die Erde und ebenso jeden anderen Weltkörper umgeben. Sie leben da in einer Welt, welche von den schönsten Landschaften, Seen, Bergen, Strömen, Wäldern und Gärten ausgefüllt ist, die man sich nur denken kann. Eine geistige Sonne erwärmt den Aufenthalt in ewig gleichmäßiger, wonniger Weise. Mit aller Schönheit, Lieblichkeit und Lebhaftigkeit der Jugend begabt, sind die Geister mit fluthenden Gewändern von leuchtender Natur bekleidet. Die Beschäftigung ist mannigfach. Wissenschaftliche Forschungen und

Untersuchungen in Astronomie, Chemie und Mathematik bilden die Hauptarbeit, Vocal- und Instrumental-Concerte das öfterste Vergnügen. Vervollkommnung und Ascension in die höheren Sphären sind der Zweck der Beschäftigungen. Nicht sehr einladend ist es, zu hören, daß all die Prüfungen, welche geniale Minister uns im irdischen Jammerthale auferlegen, von überirdischen Prüfungen nicht befreien. Die wissenschaftliche Erkenntniß, die man hier unten durch Ablegung der großen Staatsprüfung bekundet, gilt dort oben für nichts, und nochmals muß man sich in die „Presse" begeben, um in eine höhere Sphäre zu gelangen. Lehrer geben hierzu Unterrichtsstunden. Wie klingt es seltsam, wenn gleichwohl der Geist sich dahin ausspricht, daß wir nach Zeit, sie aber nach der Ewigkeit rechnen! Die siebente Sphäre hat noch kein der Erde entsprossener Geist erklommen; hierin scheint aber der Geist des Vaters weniger gut unterrichtet zu sein, als der ebenfalls im Geisterreiche befindliche Enkel, welcher, im Alter von fünf Monaten gestorben, seinem Vater sehr erleuchtete Mittheilungen machte. Hiernach ist in der siebenten Sphäre allerdings ein Erden-Geist, und natürlich kein anderer als Washington!

Wie würde Herr Hare bei seinen Jüngern bestanden haben, wenn seines Vaters Geist ihm nicht auch die sozialen Verhältnisse in den Sphären beschrieben hätte! Nun, auch diese sind ganz mit Geschmack geordnet. Es herrschen die Wahlverwandtschaften. Gleichgeartete Geister vereinigen sich zu größeren Cirkeln, Blutsverwandte finden sich wieder und besuchen sich, und Ehen werden wie auf Erden geschlossen: „die himmliche Ehe ist die Vermischung zweier Seelen in eine, welche aus jeder eingeborenen Ehe hervorgeht, eine Verbindung negativer und positiver Prinzipien, die einen wahren und unauflöslichen Bund geistiger Einigung bildet, den menschliche Gesetzgebung nicht erreichen kann, eine Ehe, welche aus Gott geboren und daher ewig ist."

Besondere Religionslehrer sind angestellt, um die Geister in den göttlichen Prinzipien der Liebe, Weisheit und des Wohlwollens zu unterrichten. Eine Verzeihung für begangene Sünden findet nicht statt — keine unmittelbare Gnade — der einzige Weg, um der Sünde und ihren Folgen zu entrinnen, ist, über dieselbe hinaus fortzuschreiten. Von Gott selbst ist in den Berichten nur als von einem noch weit entfernten Geiste die Rede; wahrscheinlich ist es noch keinem von Erden kommenden Geiste vergönnt gewesen, ihn zu schauen; die Erde steht in allen diesen Beziehungen hinter dem Uranus und Syrius zurück!

Für das irdische Leben zieht Hare aus alledem den praktischen Schluß, daß jeder Spiritist auf Erden bemüht sein wird, sich so zu verhalten, daß er dort bald in höhere Sphären aufrücken kann. Der deutsche Uebersetzer seinerseits nimmt die Geister-Mittheilungen in einem solchen Grade als baare Münze an, daß er, wie alle Dogmatiker, Unfehlbarkeit gegen Unfehlbarkeit stellt. „Den Grundsätzen des Papstthums gegenüber ist nicht genug hervorzuheben, daß die allein wahre lebendige göttliche Offenbarung der Natur und der Vernunft (!), welche der amerikanische Spiritismus in seiner neuen geistigen Verknüpfung mit Welt und Gott vertritt, die des beständigen Fortschritts der Erkenntniß und Sittlichkeit ist."

Wir aber entnehmen uns daraus die Lehre, daß es in der Welt keinen Unsinn giebt, der nicht selbst in dem denkenden Deutschland seine gläubige Gemeinde fände! G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Gustav Schwab's poetische Mustersammlung.***) Diese von einem deutschen Poeten mit feinem ästhetischen Gefühl in literargeschichtlicher Aufeinanderfolge getroffene Auswahl des Besten, was Deutschland an Liedern und Gedichten seit den Zeiten Haller's und Klopstock's hervorgebracht, erfreut sich nun seit länger als einem Menschenalter der Theilnahme und des Beifalles der Freunde deutscher Poesie. Theilnahme und Beifall sind unvermindert geblieben, weil der Herausgeber und der nicht minder mit Liebe und tiefem Verständniß für die Sache beseelte Verleger Sorge dafür trugen, daß die späteren Ausgaben nichts von dem vermissen ließen, was die neuere Zeit gerade auf dem Gebiete der Lyrik an mustergebenden Productionen geliefert. Ob der jetzt an die Stelle des verewigten schwäbischen Dichters als Herausgeber getretene, norddeutsche Kritiker der richtige Ersatzmann sei, wagen wir nicht zu bejahen. Allerdings was den Scharfsinn aristarchischer Correctur und Emendation betrifft, läßt sich wohl kaum jetzt eine gewandtere Feder in Deutschland nachweisen, als die des Herrn Michael Bernays. Aber ein Anderes, als die kritische Theorie, ist bekanntlich die künstlerische Praxis, der es weniger um die Ausmerzung dieses oder jenes Namens, „dem der bisher behauptete Platz mit gutem Gewissen entzogen werden kann," als um die volle Geltendmachung eines bisher vielleicht nicht nach Verdienst anerkannten, poetischen Talents zu thun ist. Sicher werden nur Wenige Herrn Bernays darin beistimmen, daß „während der letzten Jahrzehnde eine sicher fortschreitende Entwickelung in unserer Lyrik nicht wahrzunehmen; kein Dichter entfaltete eine so großartige Eigenthümlichkeit, daß er auf die Mitgenossen seiner Kunst bestimmend wirken und sie auf neu eröffnete Bahnen mit sich fortreißen konnte. Die Fähigkeit (meint Herr Bernays), das in der Menschheit ewig Wiederkehrende mit eigenthümlicher Kraft zu erfassen, so daß es in der dichterischen Darstellung als ein Neues erscheint und als solches Phantasie und Gemüth ergreift und bewegt — diese Fähigkeit droht, sich immer mehr zu verlieren."

— **Die „Geschichte des deutschen Volkes"**, von Prof. Dr. David Müller**) ist bereits in dritter Auflage erschienen. Zuerst herausgegeben in jener Zeit, als sich in dem deutsch-dänischen Kriege die nationale Politik Preußens unter Bismarck in ihren Anfängen zeigte, hat das Werk, wie der Verf. im Vorwort zur neuesten Auflage sagt, das Glück gehabt, bei jeder Erneuerung mit einem ruhmvollen Abschnitte auf der Bahn unserer vaterländischen Entwickelung zusammenzufallen: 1867 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes und 1871 mit dem Wiederaufbau des deutschen Kaiserreiches unter den Hohenzollern. Es ist dies in schöner Uebereinstimmung mit dem Grundgedanken des Buches. Der Verf. schrieb für die mittleren Klassen höherer Unterrichts-Anstalten, und dabei leitete ihn die Idee, daß er

*) Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung, herausgegeben von Gust. Schwab. Fünfte, neu vermehrte Auflage, besorgt von Michael Bernays. Leipzig, S. Hirzel, 1871.

**) Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichts-Anstalten und zur Selbstbelehrung von Prof. Dr. David Müller. Dritte verbesserte und bis 1871 vervollständigte Auflage. Berlin, Franz Vahlen, 1871.

nicht sowohl darauf ankommen könne, in den gelehrten Schulen, zumal in Preußen, Partikulargeschichte zu lehren, als vielmehr darauf, den Sinn des Schülers auf die deutsche Geschichte zu lenken: nur diese kann die „vaterländische" sein. Man kann den Verf. um dieser Idee willen, welche sich in dem Glauben an die deutsche Mission Preußens als Weissagung bewährte, nicht weniger aber um der Ausführung willen nur beglückwünschen. Er kennt das für Schulen so wichtige Geheimniß, übersichtlich und anziehend darzustellen, durch seine kernige Sprache immer mitten in das Wesen der Ereignisse zu treffen, mit wenigen kräftigen Strichen eine Persönlichkeit oder eine politische Lage zu zeichnen. Dem pädagogischen Zwecke entsprechend, treten die äußeren Ereignisse der Geschichte zwar überwiegend hervor, aber die kulturgeschichtliche Entwickelung ist nicht vernachlässigt worden, und vorzugsweise die Entwickelung der Sprache hat der Verf. in sehr glücklicher Weise in die Darstellung der staatlichen Geschichte zu verflechten gewußt. Wenn in uns der Wunsch rege geworden ist, das Kultur-Element in dieser „Volks"-Geschichte nach mehreren Seiten hin noch mit stärkerem Accente betont zu sehen, so treten wir mit diesem Wunsche gern gegen die pädagogischen Bedenken zurück. Gewiß sind es auch solche Bedenken gewesen, welche den Verf. abgehalten haben, in die Geschichte des letzten Jahres auch die in Deutschland so mächtig eingreifenden kirchlichen Ereignisse mit aufzunehmen. Aber der Zweck der Selbstbelehrung, welchem sonst in dem Werke sehr getreulich Rechnung getragen worden ist, würde durch eine wenigstens andeutungsweise Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes sicher gefördert worden sein!

— **„Die forstlichen Verhältnisse von Deutsch-Lothringen"***) hat Herr August Bernhardt, Dirigent der Forst-Versuch-Station zu Neustadt-Eberswalde, in einem Büchlein von vierzehn kurzen Capiteln behandelt, welches weit mehr bringt, als es dem Titel nach zu versprechen scheint.

Der Verfasser, ein bekannter Schriftsteller auf dem Gebiete der Waldwirthschaft, hat die Forstmeistereien zu Metz und Chateau-Salins von der Capitulation der ersteren Stadt ab bis zu diesem Sommer verwaltet, und giebt daher, was er giebt, aus eigener Anschauung. Aber er ist nicht bloß bei der Anschauung der Wälder des neuen Reichslandes stehen geblieben, sondern er hat ein offnes Auge für die Schönheit des Landes, die Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Besonderheiten der französischen Gesetzgebung.

Die ersten Capitel handeln von dem Gebiet, der Lage und Bodenbeschaffenheit Lothringens, von der Hydrographie, den geognostischen und klimatischen Verhältnissen. Bis zum Erscheinen eines größeren statistischen Handbuches wird der Freund Deutsch-Lothringens hier ein immerhin ansehnliches Material zur Kenntniß des Landes finden.

Aber auch die eigentlich fachmännischen Theile der kleinen Schrift, namentlich die Besprechung vom Forst-Unterrichtswesen in Frankreich und von der Jagd und Fischerei, werden den Laien durch bündige und anmuthige Darstellung interessiren.

— **Szewczenko, ein russischer Dichter.****) Ein ruthenischer Forscher macht den Deutschen das Compliment, daß sie in der Universalität ihres Geistes sich die geistigen Produkte aller Völker und Zeiten durch Uebersetzungen und gründliches Eindringen aneignen. Auf diese deutsche Tugend hat Herr Obrist seine Hoffnung gesetzt, indem er uns etwas aus den Poesien des kleinrussischen Dichters Szewczenko in der Uebersetzung vorführt. Kleinrussische Dichtungen meint er motivirend, seien im Vergleiche zu andern Literaturen von den Deutschen noch zu wenig beachtet und gewürdigt; sie verdienten aber diese Würdigung, denn sie, die kleinrussischen Poesien, seien schon von Fr. Bodenstedt („die poetische Ukraine, eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder." Stuttgart, Cotta, 1845) auf deutschen Boden verpflanzt und angerühmt worden. Inwiefern dieses Lob auch auf die vorliegenden Dichtungen paßt, mag der Leser und Sprachforscher selbst entscheiden; uns fehlt zur genauen Beurtheilung der Urtext in der Original-Ausgabe. Wir können zur Charakterisirung des Poeten nur beifügen, daß Szewczenko ein Naturdichter war und „Dumen" und „Dumken" dichtete. Dumen sind, nach Bodenstedt, eine Gattung Volksgesänge von epischem Charakter in freier Form und untermischtem Versmaße; die Dumken unterscheiden sich von ihnen durch größere Regelmäßigkeit in der Form. T. G. Szewczenko wurde am 25. Februar 1814 im Dorfe Mornitza (Gouvernement Kiew) geboren, hatte schwere Leiden und Drangsale zu überstehen (wurde sogar im Alter von 33 Jahren als gemeiner Soldat in die kaukasische Armee gesteckt und nach Orenburg geschickt), und starb 1861.

— **Gedichte von Agnes Kayser-Langerhanß.***) Während unsere Zeit den wachsenden Ansprüchen der Frauen auf Theilung der physischen wie der geistigen Arbeit mit dem stärkeren Geschlechte noch so manches Feld streitig machen möchte, ist sie im Ganzen nicht geneigt, ihnen die Befähigung zum poetischen Schaffen abzusprechen: daß eine Frau Gedichte mache, kommt wenigstens Niemandem unweiblich vor. Und doch setzt gerade der dichterische Beruf einen Complex von Eigenschaften voraus, welcher sich, der Natur und den Umständen gemäß, unendlich weit seltener im weiblichen als im männlichen Charakter vorfinden kann: Sensibilität und Objectivität, Lust an der Welt und Fähigkeit, die Einsamkeit zu ertragen, Leidenschaft und Maaß müssen sich, mit gediegener Bildung, in dem vereinigen, welcher gewissermaßen ein ganzes Stück Menschheit repräsentirt und dem es nicht darauf ankommt, etwas Neues auszusprechen, sondern gerade das, was Jeder weiß, was Tausenden die Brust beengte, bis sie es, losgelöst von der Individualität, in des Dichters Wort wiederfinden und sich nun getröstet und befreit fühlen. Wir schicken diese allgemeinen Bemerkungen voraus, damit sie unserer Anerkennung der vorliegenden Poesien einer Frau desto mehr Nachdruck geben mögen. In den „lyrischen Gedichten" haben besonders die zarten Empfindungen des Herzens, sanfte Ergebung, milde Naturfreude, einen formgerechten und ansprechenden Ausdruck gefunden. Unter den „Reisebildern" ist die „Nacht in Neapel", in den „Zeitgedichten" das Carmen „Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier von Ludwig van Beethoven" hervorzuheben, die meisten der erzählenden Gedichte sind voll schalkhafter Anmuth; so „Die lustigen Gesellen", „Das müde Kind". Anerkennenswerth ist die durchweg sorgfältige Beachtung der Form welche diese Sammlung vor vielen Productionen derselben Art auszeichnet.

S. Js.

---

*) Berlin, 1871, Julius Springer.

**) „Taras Grigoriewicz Szewczenko, ein kleinrussischer Dichter, dessen Lebensskizze sammt Anhang" von J. G. Obrist. Czernowitz, Rud. Eckhardt, 1870.

*) Dresden, Schulbuchhandlung, 1871.

— **Otto Spamer's Weihnachts-Bibliothek.** Wie in jedem Jahre, bietet auch diesmal wieder der Spamer'sche Verlag eine Fülle von Jugendschriften, die ebenso durch ihren belehrenden und anziehenden Inhalt, wie durch ihre künstlerische Ausstattung, für den Weihnachtstisch gebildeter Familien sich empfehlen. Wir nennen vor Allem den „Kosmos für die Jugend", der ein Gesammtbild der Natur und des Menschen zu liefern versucht. Es zerfällt dieser „Kosmos" in zwei Gruppen, deren erste die Hauptformen des vielgestaltigen Lebens der Natur in's Auge faßt. In J. Rey's „Himmel und Erde" wird die erhabenste aller Wissenschaften, die Astronomie, in allgemein verständlicher Weise abgehandelt, während das Bändchen: „Die Schöpfung der Erde" von E. Hintze, in lebendigen Schilderungen das schwerverständliche Gebiet der Geognosie durch Beschreibung der einzelnen bedeutenden Gebirge zum besseren Verständniß und die aufeinander folgenden Schöpfungs-Epochen zur Anschauung bringt. Der Verfasser des Buches: „Räthselhafte Dinge", Rich. Röhrich, führt den Leser leicht und ansprechend zur Erkenntniß der Naturgesetze und ihrer Wirkungen, wobei er auf interessante Weise an die geheimnißvolle Bewegung der Steine anknüpft. In den „Seltsamen Geschichten" bietet M. O. Mohl durch Seefahrten und Wanderungen auf dem Festlande eine Darstellung vom Kreislauf des Wassers vom Quell bis zum Meere, und H. Pösche führt in zwei Bändchen: „Unsere lieben Hausfreunde in Heimat und Fremde" im bunten Wechsel das Leben der dem Menschen nahestehenden Thiere vor. Von der zweiten Gruppe des „Kosmos", die sich mit dem Menschen beschäftigt, wurden bis jetzt drei Bändchen ausgegeben. L. Thomas: „Das Buch denkwürdiger Erfindungen" hat bereits vielseitige Anerkennung gefunden. Desselben Verfassers: „Buch der denkwürdigsten Entdeckungen", von welchem zunächst der erste Band (die älteren Land- und Seereisen bis zur Auffindung der Seewege nach Amerika und Indien) vorliegt, hat sich durch drei Auflagen ebenfalls bereits Bahn gebrochen. Die vorliegende, gänzlich umgearbeitete vierte Auflage schildert, wie der Mensch sich durch seinen Trieb nach Erweiterung des irdischen Gesichtskreises, durch seinen Forschungseifer und Fortschrittsdrang zum Herrn des Erdballs gemacht hat.

Einen andern Cyklus bildet die „Welt der Jugend", herausgegeben von H. E. Stötzner, eine wahre Bildergalerie der Zeitgeschichte, mit Gedenkblättern an den deutsch-französischen Krieg, an die deutsche Kaiser-Huldigung in Versailles und an den 18. Januar 1871, an die Belagerung von Paris, an die Nordpolfahrten älterer und neuerer Zeit, an die Passionsspiele im Oberammergau 2c. 2c.

Endlich sind auch noch der zweite Theil des „Neuen vaterländischen Ehrenbuches" von Franz Otto und Oscar Höcker, und die historischen Erzählungen aus der Zeit des großen Kurfürsten („Der alte Derflinger und sein Dragoner" von Georg Hiltl) und aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. (Das Tabaks-Collegium und die Zopfzeit) mit vortrefflichen Zeichnungen von H. Lüders, W. Heine und A. Kretschmer ausgestattet, zu nennen.

Literarischer Sprechsaal.

Daß von Jacob Grimm's kleineren Schriften eine Auswahl in Einem Bande von 372 Oktavseiten erschienen, die ein Gesammtbild von dieses deutschen Sprach- und Schrift-Meisters Leben und Wirken liefert, wird gewiß Vielen willkommen sein, die für das bevorstehende Fest ein würdiges literarisches Geschenk für einen wissenschaftlich strebsamen Sohn, für einen ernsten, Gegenwart und Vergangenheit Deutschlands gern vergleichenden Freund zu haben wünschen. Eine geschickte Hand hat hier aus den fünf Bänden der größeren Ausgabe dasjenige zusammengestellt, was gerade in diesem Moment, in welchem Deutschland an einem neuen, großen Wendepunkte seiner Kulturgeschichte er-gelangt ist, den Blick zu schärfen, das Verständniß zu fördern, das Urtheil zu vertiefen vermag. Hier strömt uns eine Fülle von Gedanken zu, die nach allen Seiten der Forschung, auf dem Gebiete der Geschichte und der Wissenschaftslehre, wie auf dem der Mythologie, Sittenkunde, Sprache, Grammatik und Literatur, die Wege ebnet und die Ziele uns näher rückt. Wie viele fruchttragende Keime sind z. B. nicht in dem akademischen Vortrag über Schule, Universität und Akademie allein enthalten?

„Wir Deutschen", heißt es in diesem Vortrage aus der Reactions-Jahre 1849,*) „wir Deutschen, denen, zu heiß drückender Schmach, das ersehnteste Recht eines freien Volkes, das seiner ungehemmten Einheit, bisher noch vorenthalten wird, endlich einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz oder Trost dafür in dem anerkannten Ruhm: daß Alles, was auf die Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, bei uns fast in höherem Grade vorhanden ist, als bei den mächtigsten, einsichtigsten Völkern der Gegenwart..... Und vermag der Geist einen hinfälligen Leib aufrecht zu erhalten und zu fristen, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere Wissenschaft und Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des deutschen Reichs das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja vor Untergang, — den sonst nichts hätte aufhalten mögen — uns bewahrt haben..... Franzosen und Engländer, ihren Blick theilnahmlos und ungläubig von unserm politischen Ringen abwendend, wo nicht gar es höhnend, erkennen auf dem Felde der Wissenschaft uns als ihnen ebenbürtig und selbst überlegen an, sie sind längst bestrebt, unsere Leistungen und Anstalten kennen zu lernen und vielleicht nachzuahmen. Was aber, auch in ihren Augen und mit verzehnfachtem Selbstgefühle, würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unserer Wissenschaft, d. h. der Erhebung des Geistes, auch ein stolzes Bewußtsein der Stärke und der Macht des Vaterlandes, als eines Bodens, von dem der Geist sich schwingen, auf den er weilend sich nieder lassen kann, zum Grunde gelegen? Oder welch' unerfülltes, glänzenderes Geschick ruht für uns auf jetzt noch unnahbaren Knieen der Götter?"

Villeicht wird dieses Compendium Grimm'scher Weisheits-Lehren vielen Lesern auch dadurch noch willkommener sein, daß darin dessen eigenthümliche, dem deutschen Volke fremd und unzusagend gebliebene Orthographie gegen die gewohnte, dem Auge und Verständniß mehr entgegenkommende Schreibung, und daß die vornehme Antiqua-Schrift, in welche sonst alle Bücher Grimm's gekleidet sind, gegen die bürgerlich einfache, uns deutsch anheimelnde Fractur-Schrift vertauscht ist.

*) Am 3. Nov. 1849 gehalten, aber erst später, „nachdem unsere öffentliche Lage noch schlimmer und düsterer geworden," durchgesehen und in Druck gegeben.

Wir kommen gern dem Wunsch nach, auch in diesen Blättern, die sich der Ehre erfreuen, in Italien ebenfalls gelesen und beachtet zu werden, des erneuerten Gastspieles der Signora Adelaide Ristori in Berlin zu gedenken. Zum drittenmale ist die große italiänische Künstlerin in der deutschen Hauptstadt erschienen: zuerst 1856 und dann 1862, jedesmal mit einer kleinen Gesellschaft, unter der sich nur wenige Kräfte befanden, von denen sie gehoben, oder auch nur würdig unterstützt wurde. Diesesmal trat sie an den Abenden vom 29. November bis zum 8. Dezember sechsmal auf, und zwar als „Medea" in der ursprünglich französischen Tragödie von Legouvé, als „Pia dëi Tolomei" in Carlo Marengo's gleichnamigem, einen Stoff Dante's behandelnden Trauerspiel, als „Giuditta" in dem für die Ristori ausdrücklich geschriebenen biblischen Drama von Giacometti, als „Elisabetta" in der „Regina d'Inghilterra", ebenfalls von Giacometti hauptsächlich für die Künstlerin geschrieben, und endlich als „Maria Stuarda" in dem von Maffëi poetisch übersetzten Schiller'schen Trauerspiel, welche letzte Rolle sie, bei am meisten gefülltem Hause, zweimal spielte. In der That war dies aber auch ihre Glanzleistung, und zwar nicht bloß, weil der dramatische Charakter der Schiller'schen Maria so hoch erhaben über den der anderen von ihr gespielten vier Frauen-Rollen ist, sondern auch weil das Naturell, die Kunst und das gegenwärtige Alter der Frau Ristori am Meisten mit dieser Rolle harmoniren. In keiner Weise macht Frau Ristori jetzt als Maria Stuart einen weniger harmonischen, erschütternden und nachhaltigen Eindruck, als vor fünfzehn Jahren, wo wir sie zum erstenmale, und als im Jahre 1858, wo wir sie in Verona in dieser Rolle gesehen haben. Diese künstlerische Durchführung der zartesten Nüancen, wie der großartigsten Momente des Charakters wird den deutschen Zuschauern, die sich bewußt sind, daß gegenwärtig in dieser Rolle keine einheimische Künstlerin ihr würdig an die Seite zu stellen sei, stets unvergeßlich bleiben.

Die Brüsseler Discussion macht darauf aufmerksam, daß in der Besprechung der neuesten Ereignisse und des Ministerwechsels in Belgien, wie sie einerseits in deutschen und andererseits in französischen Blättern sich finden, recht deutlich der Unterschied des politischen Verständnisses in Deutschland und in Frankreich wahrzunehmen sei. „Während (sagt das Brüsseler Blatt) die gesammte französische Presse, befangen wie sie in ihren alten unheilbaren Irrthümern ist, in den belgischen Ereignissen nichts, als die Vorzeichen einer Revolution in französischer Manier erblickt und absolut nichts davon zu begreifen vermag, bestrebt sich die deutsche Presse, die Quelle des Uebels nachzuweisen und die Mittel zu dessen Beseitigung anzugeben." Namentlich giebt die Discussion zu, daß die „Norddeutsche Allg. Zeitung", deren sonstige Ansichten sie nicht zu theilen pflege, die vorliegende Frage vollkommen richtig beurtheile, wenn sie sage, daß die conservative Partei in Belgien ihren Standpunkt verkenne und ihre Pflicht gegen sich selbst, wie gegen das Land vergesse, wenn sie, unter Mißachtung des allgemeinen Rechtsgefühls und der Sittlichkeit (im Langrand'schen Jesuiten-Bankerott), sich zum Kämpen für die Sache der Agioteurs und des Geldschwindels mache. — Nicht minder läßt die Discussion dem Wiener „Tagblatt" und der dortigen „Presse", sowie dem „Frankfurter Journal", die Gerechtigkeit zu Theil werden, daß sie die belgischen Ereignisse von einem des aufgeklärten, deutschen Volkes würdigen Standpunkte beurtheilen.

Da wir neulich der in Musik gesetzten, vlamischen Volkslieder gedacht, welche fast jede Nummer der Brüsseler Zweep mit so vielem populären Erfolge an der Spitze ihres Blattes publizirt, dürfen wir auch nicht verschweigen, daß uns lange nichts Unpoetischeres und Geschmackloseres, in Reime gebracht und in Musik gesetzt, vorgekommen ist, als das in Nr. 43 dieses Blattes enthaltene Lied „Dat moet buiten!" gedichtet von Ferguut und componirt von Berner. Niemand wird den national unterdrückten Vlamingen einen etwas kecken jugendlichen Uebermuth in Lieder-Scherzen verargen. Aber so weit darf dieser Uebermuth nicht gehen, daß er das vlamische Volk zu Haß und Verachtung seiner Landesgenossen und Mitbürger, der in seiner Mitte wohnenden Wallonen, Franzosen und Juden, auffordert!

Zwei neue Schriften, die von der heutigen Urbanität und Geistesbildung französischer Literaten ein redendes Zeugniß liefern, sind in Paris unter folgenden Titeln erschienen:

Barbares et Bandits. La Prusse et la Commune. Par Paul de St. Victor. Paris, Michel Lévy.

La France devant l'invasion. Par E. Bruault. Paris, Thorin.

In der ersten dieser beiden Schriften liefert der übrigens durch seine glänzende Unwissenheit längst bekannte Hr. Paul de St. Victor einen Abriß der angeblichen Geschichte Preußens, worin er als den eigentlichen Begründer der heutigen Omnipotenz der Beherrscher dieses Landes den „dicken Wilhelm" (le gros Guillaume) bezeichnet, dessen würdiger Enkel sein heutiger Namensvetter sei. Es versteht sich von selbst, daß unserem St. Victor die Barbaren des Nordens noch tief unter den Banditen der Commune stehen. Der andere Gamin de Paris, Herr E. Bruault, ist in die Fußstapfen der Verfasserin des „Journal d'un voyageur en France", George Sand, getreten, indem er eine Zusammenstellung aller Kriegsgreuel liefert, die der deutsche böse Feind in dem unschuldigen, an der Spitze der Civilisation marschirenden Frankreich sich hat zu Schulden kommen lassen.

Kürzlich starb zu Paris in seinem Hause Rue de la Seine (St. Germain) ein alter Gemälde-Liebhaber und Händler, der, unter dem Namen „Vater Michel" bekannt, vor 45 Jahren als ein armer Bücher- und Bilder-Trödler am Quai Voltaire sein Geschäft begann und der nunmehr ein Vermögen von mehr als einer Million Francs hinterlassen hat. Seine Gemälde-Galerie füllt nicht weniger als drei Häuser in der Rue de la Seine und in der Rue Visconti und enthält sehr viele werthvolle Kunstwerke. Die gesammte Bildergalerie des Vater Michel soll verkauft werden, doch um den Markt nicht auf einmal zu überfüllen und um die Preise nicht herabzudrücken, will man den Verkauf allmählich im Verlaufe von drei Jahren bewirken, und zwar sollen in jedem Jahre drei öffentliche Versteigerungen stattfinden.

Im Verlage von Louis Gerschel in Berlin erscheint vom 1. Januar ab eine von Dr. Carl Ruß redigirte Zeitschrift für Vogel-Liebhaber, unter dem Titel „Die gefiederte Welt". Der Herausgeber, als finniger Beobachter und Darsteller auf populär-naturwissenschaftlichem Gebiete längst bekannt, hat sich speziell mit praktischer Vogelkunde und mit Vogelzüchtung viel beschäftigt und wird in dieser Zeitschrift allen Freunden der gefiederten Welt Gelegenheit bieten, sich zu belehren.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."
Bernh. Wegweiser.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Sechzehnte Auflage. 1871. Mit acht Bildern in **Farbendruck.**

Velin-Ausgabe.	Wohlfeile Ausgabe. (235)
Mit farbigem Titelbild in engl. Einbd. 1 Thlr.	In farbigem Umschlag sauber gebd. 15 Sgr.

Diese neue Auflage zeichnet sich durch farbige Bilder aus, ein Schmuck, durch den dieses schönste aller Märchenbücher der Kinderwelt noch willkommener wird.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Gratis ist in allen Buchhandlungen zu erhalten: (236)

Verzeichniss ausgewählter Werke in eleganten Einbänden aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachten 1871.

Ein durch seine Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke.

Festgeschenk für Damen.

Luise, Königin von Preußen.

Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem photogr. Bildniß der Königin.
Miniatur-Ausgabe. in Reliefband mit Goldschnitt 2 Thlr.
Mit dem Portrait-Medaillon unter Glas eleg. gebd. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle sonstigen Bilder. (237)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

COLECCION DE AUTORES ESPANOLES.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neueste Bände:

Tomo 26. **de Cervantes Saavedra, Miguel.** Novelas ejemplares.
„ 27. **Tres Flores** del Teatro antiguo español. Publicadas con apuntes biográficos y criticos por CAROLINA MICHAELIS.
Comprende este tomo:
Las Mocedades del Cid. Comedia de DON GUILLEN DE CASTRO. — La Tragedia mas lastimosa de amor. Dar la vida por su dama ó el Conde de Sex. Comedia por DON ANTONIO COELLO. — El Desden con el Desden. Comedia por DON AGUSTIN MORETO.
„ 28. 29. **Le Sage.** Historia de Gil Blas de Santillana. Traducida al castellano por el Padre ISLA. 2 tomos.
„ 30. **Romancero del Cid.** Nueva edicion añadida y reformada sobre las antiguas que contiene doscientos y cinco Romances, recopilados, ordenados y publicados por CAROLINA MICHAELIS.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neueste Bände:

Tomo 11. **Fiori della Poesia italiana** antica e moderna raccolti da CAROLINA MICHAELIS.
„ 12. **Tasso, Torquato.** La Gerusalemme liberata. Riveduta nel testo e corredata di note critiche ed illustrative per cura di G. A. SCARTAZZINI.
„ 13. **Fantani, Pietro.** Cecco d'Ascoli. Racconto storico del secolo XIV. Edizione acconsentita dall' autore.

Ausführliche Verzeichnisse der bisher erschienenen Bände der „Coleccion de autores espanoles", der „Biblioteca d'autori italiani", sowie der sonstigen Bestandtheile der von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebenen Sammlung ausländischer Autoren in den Originalsprachen werden auf Verlangen gratis geliefert. (238)

Als Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen zu empfehlen!

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe. 1870.	**Miniatur-Ausgabe.** 1871.
Mit 60 Holzschnitten. In elegantem Reliefband mit Goldschnitt: 1 Thlr. 10 Sgr.	Mit Titelkupfer gez. von Ludwig Richter. In Reliefband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stereotyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt kart. 5 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (239)

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen: (240)

Darstellungen
aus der
Sittengeschichte Roms
in der Zeit
von August bis zum Ausgang der Antonine,
Von
Ludwig Friedlaender,
Professor in Königsberg.

Dritter Theil (Schluß).

Inhalt: I. Der Luxus. II. Die Künste. III. Die schöne Literatur. IV. Die religiösen Zustände. V. Die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit. VI. Der Unsterblichkeitsglaube.

gr. 8. Preis: 3 Thlr.

Früher sind erschienen:

Erster Theil. Dritte vermehrte Auflage. gr. 8. Preis: 2⅓ Thlr.
Inhalt: Die Stadt Rom. — Der Hof. — Die drei Stände. — Der gesellige Verkehr. — Die Frauen.

Zweiter Theil. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. Preis: 2⅓ Thlr.
Inhalt: Die Reisen. — Die Schauspiele.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bruder Studio!

Studenten-Geschichten aus vier Jahrhunderten
von (241)
Arnold Wellmer.

22¼ Bog. in illustr. Umschlag 1 Thlr. 6 Sgr.

Soeben erschien im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** die erste Lieferung von: (242)

Edward Whymper's Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen
in den
Jahren 1860 bis 1869.

Autorisirte deutsche Bearbeitung
von
Dr. Fr. Steger.

Mit Plänen und etwa 120 Original-Illustrationen in Holzschnitt.

Whymper, der einzige Ueberlebende der englischen Gesellschaft, die am 14. Juli 1865 das Matterhorn bestieg und auf dem Rückwege verunglückte, schildert von den zahlreichen und höchst interessanten Bergsteigungen, die er ausgeführt, in dem vorliegenden die wichtigsten und gefahrvollsten. Eine Menge naturwissenschaftlicher Bemerkungen verleihen seinen lebhaften und glänzenden Schilderungen einen bleibenden Werth; Illustrationen von höchster künstlerischer Ausführung begleiten sein Werk und lassen die oft furchtbaren Gefahren des kühnen Reisenden fast miterleben.

Das Werk wird in etwa 10 Lieferungen à 15 Sgr., erscheinen. Die erste soeben erschienene Lieferung kann in jeder Buchhandlung zur Einsicht vorgelegt werden.

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung des Werkes: **Der Neue Tannhäuser.** Ferd. Dümmler's Buchhandlung (W. Grube) in Berlin. (243)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin. Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin. Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] Berlin, den 23. Dezember 1871. [№ 51.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Herman Grimm's ausgewählte Essays über moderne Kunst.*)

Die junge Kaiserstadt Berlin besitzt einen artistischen Denker, von dem man sagen kann, er habe Goethe's kunstphilosophische Erbschaft übernommen; es ist Herman Grimm, dessen Vater und Vatersbruder, Wilhelm und Jacob Grimm, die Leuchten der germanistischen Sprachforschung, die Erwecker einer tieferen wissenschaftlichen Erforschung unserer Muttersprache gewesen sind. Aber, wenn Herman Grimm den deutschen Redefluß leicht und anmuthig, mit sicherer Meisterschaft entwickelt und eine große Geschmeidigkeit der stilistischen Formen offenbart, ist er doch selbst in formaler Hinsicht ein echter Sprößling des Goethe'schen Kunst-Idealismus; er ist im engsten Sinne ein Geistesverwandter der Pfleger des Goethekultus, dessen Ueberlieferungen er zum Heiligthum seines Hauses erkoren hat. Freilich geht ein Mann der modernen Zeit nicht in Ueberlieferungen auf. Wer diesen geistreichen und anregsamen Kunstphilosophen nur nach den Eingebungen, die aus dem Kreise Arnim-Brentano nachweisbar wären, oder als einen Ausläufer der Romantik beurtheilen wollte, würde seiner Eigenthümlichkeit nicht Genüge thun. Herman Grimm steht, so weit es in Kunst und Wissenschaft überhaupt möglich, auf eigenen Füßen; er hat als Aesthetiker viel zu tief in den innersten Schooß des Schönheitsbereiches geschaut, viel zu mannigfaltige Eindrücke verarbeitet, um lediglich von den Verhältnissen, unter denen er zu wirken begann, bestimmt zu werden. Dieser liebenswürdige Geist hat sein festes Maaß in sich; er ist deutscher und nationaler, als er dem oberflächlichen Betrachter erscheinen dürfte; er ist ein Kind und ein Bürger unserer Epoche und weil er das ist, hat er den natürlichen Beruf der Vermittlung zwischen den Ansprüchen der Gegenwart und den künstlerischen Errungenschaften der neudeutschen Klassicität.

Sein jüngstes Werk: „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst" bietet uns nicht nur eine reichhaltige Quelle von Anregungen zu selbständiger Forschung, sondern auch ein farbensattes Bild seiner ästhetischen Anschauungsweise und sogar seines persönlichen Charakters. Herman Grimm's Kunsturtheile sind Herman Grimm durch und durch; in jedem Satze fast spiegelt sich die Persönlichkeit des Autors wieder. Er schildert nicht sowohl die artistischen Objecte, sondern dasjenige, was die Gegenstände ihm zu denken und zu empfinden gaben, und am liebsten und besten schildert er deshalb die Kunstwerke aus der Lebensgeschichte ihrer Meister heraus. Der feinfühlige Denker, der „über Künstler und Kunstwerke" so trefflich zu schreiben wußte, hat von vornherein darin den Kernpunkt dieser Probleme getroffen, daß er den seelischen Zusammenhang von Künstler und Kunstwerk, von Meister und Schöpfung, in den Vordergrund schiebt. Es ist dies nach unserer, von keiner Parteimeinung dictirten Ansicht ein hohes ästhetisches Verdienst. Der nur kann einen Künstler begreifen, der ihn in seinen schöpferischen Momenten gleichsam vor Augen sah und der allein empfängt von einem Bilde oder Denkmal eine lichtvolle, des Kunstideals würdige Vorstellung, der aus dem Werke auf die schöpferischen Momente des Meisters zu schließen vermag.

Das Essay: „Raphael und Michelangelo" ist in dieser Beziehung typisch zu nennen. Bei aller Fülle des Stoffs, der die Abhandlung besonders auszeichnet, waltet eine durchsichtige Klarheit in der Charakteristik beider Kunstheroen Italiens. Man merkt es den Wendungen des Autors an, daß seine innerste Sympathie der Schöpfungsart Michel Angelo's folgt; denn das Wirken des Letzteren verkörpert recht eigentlich den Titanenkampf des Genius, der in jeder Natur wie in jedem Gemälde, wie selbst in seinen Sonetten auf die anbetend verehrte Vittoria Colonna, Marquise von Pescara, das geheimste Triebrad der Werkstatt seines Strebens enthüllt. Was Michel Angelo geschaffen, giebt Kunde von dem dämonischen Drange nach Gestaltung, der seine Seele rastlos angestachelt hat. Es weist jenseits der unmittelbaren Erscheinung auf deren sieghaften Urheber hin; es nimmt nicht völlig gefangen, wie Raphael's Madonnen-Köpfe, welche den Maler über das Bild vergessen machen und den Betrachter eintauchen in ein Meer von Schönheit und erhabenster Vollendung; es läßt dem Beschauer seine ästhetische Freiheit, weil es selbst aus der Freiheit geboren und durch den Freiheitsdrang des Meisters, der die Materie groß und gewaltig bezwungen hat, persönlich geadelt worden ist. Mit Recht vergleicht Herman Grimm Raphael mit Mozart, Michel Angelo aber mit Beethoven. Die Ersteren zeigen, was sie geschaffen haben als ein Abgeschlossenes, in sich unverrückbar Fertiges, die Letzteren, wie sie geschaffen haben und worauf ihr unerschöpfliches Ziel ging. Keine von beiden Gestaltungsarten entbehrt der ureigenen Größe, die Raphael's und Mozart's entspricht mehr dem romanischen, die Michel Angelo's und Beethovens mehr dem germanischen Genius.

*) Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst, von Herman Grimm. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1871. (VI. u. 356 S. Mitteloctav.)

Ein tüchtiger Aesthetiker hat ein tiefes Gefühl dafür, daß Künstler und Kunstwerke in dem Medium geschaut werden müssen, das ihr Werden umfangen hat. Wenn Herman Grimm seinem ersten Essay, dem über die „Venus von Milo“, den künstlerischen Abschluß geben will, so versetzt er uns auf die zauberische Insel im Aegeischen Meer, dorthin, wo das Heiligthum der unentweihten Göttin gestanden und sie dereinst vor den staunenden Blicken ihrer Gläubigen in entzückender Erhabenheit thronte. Da hat sie anders ausgesehen, als nach der Berührung von rohen Händen, als nach der Eingrabung und Ausgrabung! Sie war ein Moment des höchsten Lebens einer Nation gewesen, sie hatte mitgelebt mit den Ihrigen, weil sie von der ganzen Empfindung ihres Volkes getragen ward. Und ähnlich, wie mit der hellenischen Gottheit, ging es mit Sein und Schaffen eines Raphael und Michel Angelo. Der Verfasser schildert diese Beiden, indem er das Rom und das Florenz ihres Zeitalters schildert. Ein farbenreiches Bild jener Tage rollt er in kurzen Umrissen vor uns auf. Die Mediceer in Florenz, die Päpste in Rom seit Julius II. und Leo X. und die Welt, die zu ihren Füßen lag oder gegen sie ankämpfte; die politischen, die sozialen und die kirchlichen Zustände der Epoche bilden die Staffage zu diesem reizvollen Gemälde, aus dessen Rahmen die Künstler in der Größe ihrer lebendigen Erscheinung hervortreten. Ihr menschliches Theil neben dem unsterblichen ist nicht verdunkelt; der Zauberglanz, der die alten Meister umstrahlt hat; wurde zum hellsten Lichte eben durch ihre Persönlichkeit gesteigert, es schafft nichts Großes, wer nicht ein großer Mensch ist!

Der Verfall giebt sich kund, wenn die Macht der Persönlichkeit abnimmt. So ist es in der staatlichen Entwickelung, so ist es auch im Reiche der Kunst. Ein Caravaggio, ein Carlo Saraceni, welchem Letzteren der Verfasser eine ausführliche Studie gewidmet hat, wirkten in einer Epoche des Verfalls, weil sie nicht im Stande gewesen sind, die Schranke der Zeitgenossenschaft zu durchbrechen und den Bestrebungen derselben einen neuen künstlerischen Gehalt einzuhauchen. Der höhere oder geringere Grad der Technik kommt hierbei wenig in Betracht. Im Gegentheil, es ist oft eine überfeinerte Technik das deutlichste Anzeichen des Verfalls. Mit einfachen Mitteln haben die größten Meister Unvergängliches hervorgezaubert; es waren nicht Aeußerlichkeiten, welche ihnen den erhabenen Rang anwiesen und sicherten; es war der tiefe seelische Zug, der sie mit den höchsten Idealen der Menschheit und den gewaltigsten Aufgaben ihres Zeitalters verband. Herman Grimm hat an Albrecht Dürers edelem Charakterkopf dies am kräftigsten dargethan. Er stellt für die Aera der Reformation Luther, Hutten und Dürer als das Dreigestirn des damaligen Deutschlands zusammen; der Maler, Zeichner und Kupferstecher von Nürnberg ist zugleich der Dichter seines Zeitalters gewesen, mit liebevoller Hingabe an den Stoff hat er sich in Sein, Denken und Empfinden der Menschen um ihn her versenkt und ihrem eigensten und innersten Kern zur leicht erkennbaren Erscheinung verholfen. Darin steckt der eigenthümliche Werth dessen, was er im Portrait geleistet hat. Indem er seine Individualität in all' seine Schöpfungen ergoß, hat er die unscheinbarste seelisch geadelt und jedweder Arbeit seines Genius bleibende Bedeutung errungen.

Der neueren deutschen Kunst ist in den vorliegenden Studien mehr als die Hälfte des Raumes gewährt. Vom Standpunkte Herman Grimm's ist es natürlich und aus kulturhistorischen Gründen ebenso sachgemäß, daß er diesen Theil der Essays mit seinem 1871 im Berliner wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrage über „Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst“ eingeleitet hat. Nicht was Goethe im Einzelnen auf diesem Gebiete anregend gewirkt, sondern im Großen und Ganzen sein dichterisch-künstlerisches Interesse an den Fortschritten der deutschen Plastik und Malerei, sein Hand in Hand gehen mit den Gebrüdern Boisserée, der feine ästhetische, echt beschauliche Sinn seines Waltens hat unzählig viel Tüchtiges in's Dasein gerufen und eine ansehnliche Menge von Talenten gefördert. Wenn ein Künstler, wie Jacob Asmus Carstens, dessen Zeichnungen eine neue Epoche in der deutschen Malerei begründet haben, bei den Zeitgenossen nicht die verdiente Würdigung fand, obwohl er doch die lebensvolle Natur wieder zu Ehren gebracht, so hat Goethe an dieser Vernachlässigung keine Schuld gehabt, insofern sein Einfluß nicht allmächtig war; aber er hat doch dafür gesorgt, daß Carstens' artistischer Nachlaß in Weimar angekauft ward; er hat die Aufmerksamkeit der gebildetsten Kreise Deutschlands auf die Blätter dieses urwüchsigen Meisters gelenkt, ihm eine Stätte für alle Zukunft bereitet! Am nächsten steht Carstens an kulturhistorischer Wichtigkeit der früh bereitwillig anerkannte Peter von Cornelius, der die oberste Höhe der neudeutschen Malerei gewaltigen Schrittes erstieg. Herman Grimm hat ihn mit zwei Essays bedacht: zuerst mit einer allgemeinen Schilderung seiner Verdienste unter dem Titel „Berlin und Peter von Cornelius“, dann in einer besonderen Studie über die Cartons unseres großen Malers das Hauptfeld seines Schaffens beleuchtet. Grimm's Auffassung ist würdig, gehaltvoll, gerecht und unbefangen; sie läßt inzwischen das religiöse Moment bei diesem so innerlich religiös gestimmten Meister nur als Nebenumstand zur Geltung gelangen, während es nicht schwerlich bestritten werden kann, daß die katholischen Momente bei Cornelius eine sehr maßgebende Stelle eingenommen haben. Dennoch ist Grimm auch darin im Recht, daß er den Vorwurf einer im Dienste der Konfession stehenden Kunstübung mit Wärme von Cornelius abwehrt. Wer so groß von der Kunst dachte, wie dieser Mann, hat nicht dogmatische Formeln verherrlichen wollen. Das hat die Sammlung seiner Cartons ein für alle Mal klargestellt.

Der Vortrag, welchen Herman Grimm 1867, wenige Tage nach Cornelius' Hinscheiden, bei der Schinkel-Feier zu Berlin gehalten, reiht sich an die beiden, Cornelius gewidmeten Essays bedeutungsvoll an. Er ward Schinkel zu Ehren gesprochen und er setzt das in den vorhergehenden Abhandelungen behandelte Thema unmittelbar fort. Ein enger Zusammenhang ist hier deutlich sichtbar gemacht. Grimm weist in der Einleitung auf Goethe und auf Cornelius hin und erklärt: „wenn Goethe der Dichter der neueren Zeit und Cornelius ihr Maler gewesen ist, so muß Schinkel als der Architekt des neueren Deutschlands ebenbürtig ihnen beiden zugesellt werden.“ Der Baukünstler hat „aus der ganzen Fülle des deutschen Geisteslebens Nahrung entnommen für seine Kunst“; er war nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen seinen eigenen Schöpfungen überlegen, d. h. er hat sich nie erschöpft, er ist, wie seine uns aufbewahrten Skizzen verrathen, unaufhaltsam und rastlos gewachsen; er hat sein persönliches Streben als ein Moment in der Geschichte der Kunstentwickelung begriffen und den Werth des Studiums der Kunstgeschichte, den er an sich selbst erfahren hatte, daher immer eifrig empfohlen und lebhaft betont. So stand er auf den Schultern der gesammten Vergangenheit und hat für eine weite Zukunft gearbeitet, nicht einsam und allein, sondern im Anschluß an die verschiedenartigsten Aeußerungen und mannigfache Pfleger des künstlerischen Bewußtseins. So ist er neben Goethe und Cornelius einer der hauptsächlichsten Träger der „Wiedergeburt“ unserer deutschen Kunst. Von Albrecht Dürer bis zur Schw[illegible]

des 19. Jahrhunderts hatte es keine nationale Kunst der Deutschen gegeben; mit jenem Dreigestirn der Neuzeit ist sie wieder lebendig geworden und hat einen gar buntfarbigen Charakter enthüllt. Zwar nicht einen rundweg abgeschlossenen — Schinkel's Thätigkeit, die vor keinem Versuch zurückschreckte, bezeugt es — es war eine sammelnde Thätigkeit, und sie hat in dem Berliner Museum, in einem Kolossalbau griechischen Stils, ihren würdigsten Ausdruck gefunden.

Was nun Kunstmuseen überhaupt zu bedeuten haben, ist Grimm's letzte Studie, eine Besprechung des 1870 vom Professor Ernst Curtius über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrages. Sie sollen Tempel der Kunstgeschichte sein, aber Grimm ergänzt den verehrten Lehrer sehr richtig, wenn er diese Tempelhallen nicht auf die Antike und deren Nachbildungen beschränkt, sondern ihre Umfassungsmauern so ausdehnt, daß auch die Helden der neueren Klassicität, ein Raphael und ein Michel Angelo, ein Dürer und ein Holbein daselbst hervorragende Plätze empfangen. Nicht bloß die griechische Kunst, es hat alle Kunst, alle, die in eigenthümlichen Typen das Schönheitsgefühl der Menschheit verkörpert hat, Anspruch auf gastliche Wohnstatt in den Heiligthümern des ästhetischen Geschmacks. Ein Universum soll sich dort öffnen vor unseren Blicken, und dieses Universum der Schönheit ist eine hohe Schule, aber durchaus keine überflüssige Schule der Bildung, die den Menschen jedes Standes und jedes Geschlechts und den Bürgern jedweder Zeit köstlichen Trost, lebensfrische Erhebung und Thaten weckende Anregung schafft. Trauttwein von Belle.

Die Notenschrift des Mittelalters.*)

Wir haben hier die Forscherarbeit eines jungen Musikgelehrten über einen der dunkelsten Abschnitte der neueren Musikgeschichte vor uns. Es ist erfreulich, zu sehen, wie sich immer mehr und mehr Pioniere dieser Wissenschaft einfinden, um das Dickicht zu lichten, das uns noch am Eindringen in das Verständniß früherer Epochen hindert. Die hier behandelte Periode des 12. und 13. Jahrhunderts anlangend, so sind diese Hindernisse gar mannigfacher Art; das hauptsächlichste aber liegt in der damals gebräuchlichen Notenschrift, da wir dieselbe nicht mit Sicherheit zu entziffern vermögen. Diese, sogenannte Mensural-Notenschrift — welche als die wesentlichste Vorstufe zu der heute gebräuchlichen Notation zu betrachten ist — hatte sich allmählich aus den Schriftsystemen früherer Zeiten entwickelt. Der Gedanke, die Noten auf Parallellinien zu setzen, um durch höhere und tiefere Stellung die Tonhöhen zu unterscheiden, war bereits lange in Aufnahme gekommen; andererseits war in den sogenannten „Neumen“ (eine Notenbezeichnung durch verschieden geformte Striche) eine ungefähre Unterscheidung der längeren und kürzeren Zeitdauer der Töne vorhanden.

Beide Systeme hatten genügt für eine Epoche, in welcher ausschließlich der einstimmige Gesang existirte oder nur die ersten, ungemein dürftigen Versuche einer mehrstimmigen Musik auftauchten. Als aber diese mehrstimmige Musik — der Contrapunkt — nicht nur herrschend zu werden, sondern auch den Anlauf zu einer ungemein reichen Entwickelung zu nehmen begann, da traten ganz andere Bedürfnisse für die Notation hervor. Man strebte jetzt danach, einer jeden der zusammenwirkenden Stimmen einen eigenthümlichen, selbständigen Tongang — statt eines sklavischen simplen Begleitens der Hauptstimme — zu geben; die Stimmen sollten sich möglichst stark von einander unterscheiden, nicht nur tonisch, sondern auch rhythmisch; daher wurde von jetzt an der Zeitwerth der Töne nach einem bestimmten Maaß (mensura) gemessen, und vielfache Unterschiede ihrer Längen und Kürzen statuirt; und in Folge dessen mußte eine neue Notirungsart eingeführt werden, welche alle diese Unterschiede deutlich bezeichnete. Man begann, — wie unser Verfasser in der Einleitung aufweist — mit einer Verschmelzung der Neumen und der Linien-Notirung, und bildete nach und nach ein complicirtes System aus, weit complicirter als unser heutiges, da man, wie es stets bei neuen Erfindungen zu gehen pflegt, erst spät auf jene einfachen, einheitlichen Grundsätze kam, die unsere moderne Notenschrift auszeichnen. Wie gesagt, allmählich entwickelte sich die Mensural-Notation, und daher jene Schwierigkeit und Unsicherheit der Entzifferung bei den Werken des 12. und 13. Jahrhunderts. Jeder neue Lehrer und Tonschöpfer brachte neue Modificationen und Reformen hinein, und in den hinterlassenen Traktaten jener Meister finden wir die Schrift bald so, bald anders gelehrt. Nun weiß man aber bei den meisten Compositionen aus jener Epoche nicht genau Zeit und Ort ihrer Entstehung, hat also keinen Anhaltepunkt dafür, ob dieselben nach dem einen oder nach dem andern Schriftsystem zu lesen sind. In den späteren Zeiten geben die festen Regeln des Contrapunkts oft den Aufschluß über dunkle Stellen in der Notirung; in jenen Jahrhunderten jedoch waren auch die contrapunktischen Gesetze noch zu unausgebildet und zu schwankend, um eine Stütze für die richtige Lesung bieten zu können. Nehmen wir hierzu die oft unklare oder zweideutige Ausdrucksweise des Mönchslatein, in dem die Traktate geschrieben sind, so finden wir, wie sich die Verwirrung bis zu einem abschreckenden Grade steigert. Der einzige Franco von Cöln (Anfang des 13. Jahrhunderts), der berühmteste Mann aus dieser Periode, giebt uns eine deutliche Auseinandersetzung eines bestimmten Notirungssystems.

Herr Dr. Jacobsthal nun wagt es, als einer der Ersten, jenen steinigen Boden zu durchpflügen. Er sammelt die in den Traktaten auffindbaren Systeme, stellt sie nebeneinander, und sucht die Dunkelheiten durch Combinationen aufzuhellen, wobei er vorsichtig genug verfährt, und, wie es der strengen Wissenschaft ziemt, das nicht unbedingt Nachweisbare nur als Vermuthung hingestellt sein läßt. Dieser Darstellung geht eine Einleitung voran, die den Stand der musikalischen Dinge von damals im Allgemeinen erörtert. Er nennt sein Werkchen einen „fast verschwindend kleinen“ Beitrag zur Lösung der gewaltigen Aufgabe, welche sich die Musikgeschichte in Betreff jener Jahrhunderte zu stellen hat. Aber keine solcher Arbeiten ist unwichtig, möge sie auch noch so wenig Positives an's Tageslicht fördern. Und gerade der erste, der die Hindernisse wegzuräumen, der den Acker erst urbar zu machen versucht, übernimmt den mühseligsten Theil der Arbeit und verdient sich dadurch den meisten Dank. Möge der junge Forscher in seinem emsigen Streben Glück und Anerkennung finden! William Wolf.

*) Die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts. Von Gustav Jacobsthal. Berlin, Julius Springer, 1871.

Jahrbuch des deutschen Protestanten-Vereins.*)

Die literarische Thätigkeit innerhalb des deutschen Protestanten-Vereins ist ungemein rege. Die Kraft der Ueberzeugung, von

*) Zweiter Jahrgang. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1871.

welcher die Mitglieder des Vereins erfüllt sind, bewährt sich bei vielen der leitenden Persönlichkeiten in einer schriftstellerischen Beredsamkeit, die einen Vergleich mit dem Wirken der Apostel nicht zu kühn erscheinen läßt. Der Verleger des Vereins, R. L. Friderichs in Elberfeld, kann mit Fug und Recht schon von einer Literatur des Protestanten-Vereins sprechen, die, indem sie sich in der evangelischen Welt gleich Flugblättern verbreitet, nicht zu geringem Theile dazu beiträgt, daß die protestantische Bewegung der Gegenwart etwas von dem Charakter der späteren Reformations-Zeit an sich trägt. Einen glücklichen Gedanken hat die Leitung des Vereins durch die Herausgabe des „Jahrbuchs" ausgeführt, von welchem kürzlich der durch die Kriegsperiode um ein Jahr zurückgehaltene zweite Jahrgang erschienen ist. Derselbe enthält eine Reihe höchst gediegener, nach vielen Seiten hin anregend wirkender Artikel, von denen ein jeder Zeugniß davon ablegt, daß die von Deutschland errungene glücklichere politische Lage nicht ohne günstige Rückwirkung auf die Ziele des Protestanten-Vereins bleiben kann.

Eingeleitet durch ein Vorwort aus der Feder des Berliner Predigers Dr. Thomas, worin namentlich auch, aus Veranlassung der neuerdings an den Geistlichen Schröder im Nassauschen und Dr. Hanne in Kolberg begangene Härten, auf die parallele infallibilistische Richtung des evangelischen Oberkirchenraths und des Papstthums hingewiesen wird, bietet das Jahrbuch zunächst eine kirchenpolitische Rundschau von Lic. Hoßbach in Berlin, welche die Stellung des Protestanten-Vereins zu den Ereignissen der letzten beiden Jahre darlegt. Es folgt ein aufklärender Artikel „die Grundanschauung der Urgemeinde" von R. A. Lipsius, ferner ein von Dr. D. Schenkel, wie jedes Produkt seiner Feder, frisch und kraftvoll geschriebener Aufsatz „Zur Erinnerung an E. M. Arndt", den eisernen, gläubigen Mann, den der Protestanten-Verein mit Recht als einen Vorläufer auf seiner Bahn betrachtet. Prof. Baumgarten ist mit einem beredten, tief in die Verhältnisse eingehenden Vortrage „Protestantisches Zeugniß wider das Neulutherthum" vertreten. Ein Aufsatz „Der Darwinismus und die Religion", von Dr. Zittel in Heidelberg, sucht eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden anscheinenden Gegensätzen. „Zwei Ketzer-Prozesse", von Dr. Nippold, gewähren eine historische Parallele zwischen dem Verfahren gegen Leon, den spanischen Katholiken, und gegen Sinstra, den niederländischen Protestanten von Seiten der dort katholischen und hier evangelischen Inquisition. Den Schluß bildet der Jahresbericht, welcher in Verbindung mit der angefügten Statistik, insbesondere im Südwesten Deutschlands ein erfreuliches Wachsthum des Vereins und seiner Wirksamkeit ersehen läßt. Möge der Verein muthig fortfahren — Deutschland wird ihm einst dankbar sein für seine That: die Rettung der deutschen Bekenntniß- und Gewissens-Freiheit!

Eine neue Schiller-Ausgabe.

Zu den vielen neuen Editionen, welche seit dem Aufhören des ausschließlichen Verlagsrechtes der Cotta'schen Buchhandlung von Goethe's und in noch weit beträchtlicherer Anzahl von Schiller's Schriften veranstaltet worden, ist in diesem Augenblicke eine neue getreten, welche wir aus mehr als Einem Grunde mit besonderer Freude begrüßen und warm empfehlen möchten.*)

*) Schiller's sämmtliche Werke in zehn Bänden. Druck und Verlag von Karl Prochaska. Leipzig und Teschen.

Von dem Augenblicke an, wo das Privilegium der Cotta'schen Verlagshandlung aufhörte, schienen die Werke unserer Dichter, namentlich Schiller's, erst recht eigentlich das Eigenthum aller Deutschen, des gesammten Volkes geworden. In den verschiedensten Ausgaben, vollständig und in Auszügen, mit und ohne Erläuterungen, in höchster Eleganz und in anspruchslosester Einfachheit erschienen Schiller's Werke auf dem Büchermarkte, es Jedem ermöglichend, seinen Verhältnissen, seinen Bedürfnissen und seinem Geschmacke nach, sich den Lieblingsdichter unseres Volkes als bleibendes Eigenthum, als unvergänglichen Schatz zu erwerben. Die uns heute vorliegende Ausgabe geht noch einen Schritt weiter. „Ad nationes" ist ihr Motto; nicht nur an das deutsche Volk, sondern an die Nationen wendet sie sich. An Alle, welche, seien sie germanischen, romanischen oder slavischen Ursprungs, die deutsche Sprache lieben, lesen und so weit verstehen, daß sie wissen, welch reiches Gut nicht nur Deutschland, sondern die gesammte gebildete Welt an Schiller's Werken besitzt.

Die Art und Weise wie diese Vermittelung geschieht, ist sehr einfach und doch von ganz immenser Tragweite. Die Ausgabe ist nämlich in Antiqua-Schrift gedruckt, und wer da weiß, welche Schwierigkeiten allen Ausländern, selbst solchen, die mit unserer Sprache innig vertraut sind, unsere Lettern und Schriftzeichen machen, der wird zugestehen, daß hier wirklich der Weg gefunden ist, „den Nationen", die sich ja jetzt, sei es freundlich, sei es feindlich, mehr denn je mit der deutschen Sprache beschäftigen, eine ihrer edelsten Blüthen leichter zugänglich zu machen.

Die Ausstattung des in zehn Bänden erschienenen Werkes ist eine ganz vortreffliche. Jedem Bande ist als Titelkupfer eine Photographie von Bruckmann, nach Zeichnungen von C. Jäger beigegeben, die sämmtlich von großer künstlerischer Vollendung zeugen. Wir möchten als ganz besonders gelungen „Laura am Klavier" und die Gruppe „Schiller in Weimar" hervorheben.

Schriften über den Krieg.

Die zahlreichen, den Krieg von 1870—71 behandelnden Werke zerfallen in zwei Klassen: die einen wollen durch Schilderungen oder Beschreibungen der Aktionen, an denen sie handelnd oder zuschauend Theil genommen haben, Beiträge für Bearbeitungen des Verlaufes des gesammten Feldzugs liefern; die andern glauben es schon jetzt an der Zeit, aus offiziellen Berichten und jenen Detaildarstellungen eine umfassende Geschichte des riesenhaften und weitverzweigten Krieges zu schreiben. Die Schriften, die uns vorliegen, sind Vertreter dieser beiden Richtungen.

Herr Dr. Adolf Zehlicke hat seine Kriegsberichte für die Schlesische Zeitung revidirt, Manches unterdrückt, was von nur temporärem Interesse war, andererseits Bereicherungen und Ausführungen nach seinen Aufzeichnungen und den Mittheilungen Anderer gegeben.*)

Uns scheint nun zwar eine Veröffentlichung derartiger persönlicher Erinnerungen auch noch jetzt keineswegs ungerechtfertigt, eben weil das Material zu einer Geschichte des Krieges herbeigeschafft werden muß, welche militärisch sowohl, als im Einzelnen schildernd, ein vollständiges Bild der Ereignisse geben könne.

*) „Von Weißenburg bis Paris." Kriegs- und Siegeszug der deutschen Heere in Frankreich 1870—1871. Nach seinen Berichten für die „Schlesische Zeitung" dargestellt von Dr. Adolf Zehlicke. Breslau, W. G. Korn. 463 S. 8.

Indessen haben wir ein Bedenken in Bezug auf die Form solcher Darstellungen; wir meinen nämlich, daß die Verfasser derartiger Beschreibungen sich nun auch auf das beschränken sollten, was sie wirklich beobachtet haben und aus eigener Erfahrung erzählen können. Ziehen sie dagegen auch das mit in den Bereich ihrer Darstellung, was sie nur durch Erkundigungen erfahren haben, um ihre eigenen Beobachtungen zu vervollständigen, so machen sie eben damit schon den Uebergang zur Geschichtsschreibung, ohne ihn indeß zu vollenden. Ein solches Werk wird ein Mittelding zwischen Tagebuch und anschaulicher Schilderung und andererseits einer umfassenden Darstellung. Von diesem Standpunkte aus scheinen uns z. B. alle Einleitungen, welche die Entstehung des Krieges, die Vorbereitungen dazu, den Aufmarsch der beiden Armeen darstellen, völlig überflüssig; es sind bekannte Dinge, und sie gehören wohl zu einer Geschichte des Feldzugs, nicht aber in Schriften, welche beanspruchen, nur Beobachtungen zu geben, die zu machen nicht jedem Anderen möglich gewesen ist und welche in ihrer Art einzig und schätzbar als Vorarbeit und Material sein sollen.

Andererseits ist es gewiß irrig, anzunehmen, daß viele rein persönliche Erinnerungen jetzt ihren Werth verloren hätten. Die Geschichte eines Feldzugs besteht nicht allein in der Darstellung alles streng zu den eigentlichen Aktionen Gehörigen, etwa in der Weise, wie Rüstow taktisch und statistisch seine Geschichte verfaßt; sondern für uns Leser, mögen wir Theil genommen haben an den Operationen oder nicht, wird jetzt und später auch alles das von großem Interesse sein, was, sozusagen, die Qualität der Begebenheiten, den Charakter der kriegführenden Parteien und Völker, die individuellen Züge, an denen ein solcher Krieg nach allen Richtungen des Seelenlebens hin so reich ist, irgendwie betrifft. Daher glauben wir, gerade in der Zusammenstellung vieler solcher einzelnen Züge und Erfahrungen liegt für immer ein Werth und sie sind zugleich eine Quelle für eine Geschichtsschreibung, welche eine sorgsame wissenschaftliche Darstellung in anziehender Form geben und zugleich ästhetisch und charakteristisch befriedigen will.

Das Gesagte trifft auch das Buch von Zehlicke, welches aber trotzdem recht lesenswerth und vor allem unbefangen geschrieben ist. Besonderes Interesse wird es für Diejenigen haben, welche bei den entsprechenden Ereignissen zugegen gewesen sind und durch solche Aufzeichnungen sich gern das Ueberstandene und ihre Thaten in die Erinnerung zurückrufen lassen; wie denn überhaupt alle diese Bücher, mögen sie auch die von uns angeführten Fehler der Methode und andere treffen, immer ihren Leserkreis finden werden und mit ihm zugleich eine Rechtfertigung ihres Erscheinens; denn der Soldat wird gern jetzt das klar und ausführlich dargestellt lesen, was er zum Theil mit ausgeführt, oder worüber er sich im Felde bei der Enge des Gesichtskreises nicht hinreichend orientirt hat.

Wir schließen daran gern auch die gesammelten Kriegsberichte eines anderen Zeitungskorrespondenten, des Herrn Herm. Uhde, Berichterstatters der „Hamburger Nachrichten", an; seine „Streifzüge auf dem Kriegsschauplatz"*) schildern nur selbst Gesehenes und werden namentlich Denjenigen, die unter der Führung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Frankreich kämpften, eine willkommene Erinnerung sein.

Der zweite Theil von A. Niemann's Buch**) verdient das Lob, das schon dem ersten auch in diesen Blättern ertheilt worden ist. Das Einzige, was Referent bedauern möchte, ist, daß die Darstellung nicht ein wenig umfangreicher, da manches Ereigniß auf diese Weise zu kurz behandelt ist. Der Verfasser hat die bis jetzt zu Gebote stehenden Hülfsmittel verwerthet, auch die französischen Darstellungen, wie u. a. Faidherbe's „Campagne du nord", sorgsam verglichen. Besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung die Unparteilichkeit, mit der er auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Ereignisse, bei denen Ref. selbst zugegen gewesen ist, kann er als getreu dargestellt bezeugen. Die 12 Karten sind sorgsam und genau entworfen; außerdem ist dem Werke der Wortlaut der Konvention von Versailles, sowie der über die Uebergabe Belforts, ein Feldzugskalender, eine Erklärung technischer Ausdrücke und ein Register beigefügt. Das nun vollendete Werk wird gewiß Anerkennung finden und in einer zweiten Auflage manche Bereicherung erfahren, vielleicht überhaupt eine etwas ausführlichere Bearbeitung mancher Abschnitte, über welche das Material sich reichlicher ansammeln wird.

*) Hamburg, Otto Meißner, 1871.

**) Der französische Feldzug 1870—1871. Militärische Beschreibung von A. Niemann; dem deutschen Heere gewidmet. Zweite Abtheilung. Mit 12 Karten. Hildburghausen, Bibl. Institut.

Frankreich.

Tagebuch eines Offiziers der französischen Rhein-Armee.*)

Nicht um sich von einer vorgeworfenen Schuld zu reinigen, oder den Verdacht einer verrätherischen Handlung abzuwehren, hat der Verfasser zur Feder gegriffen, sondern vielmehr um einfach seine Erfahrungen und Eindrücke, vom Anfange des Feldzuges bis zur Kapitulation von Metz, wiederzugeben. Es sind größtentheils Klagen über den Gang der Mobilmachung und über die Organisation, Bedenken, Befürchtungen, Vorwürfe, die der tüchtige und vorhersehende Soldat seinem Tagebuche anvertraut hat, und die nun — hofft er — beitragen sollen zur Wiedergeburt einer tapfern französischen Armee. Im Generalstabe der sogenannten Rhein-Armee befindlich, hatte Oberstlieutenant Fay vollauf Gelegenheit, jene Mängel aus nächster Nähe zu sehen, und sehr bald kommt er zu der Ueberzeugung, daß die preußische Armee in jeder Beziehung der französischen überlegen, daß erstere der letzteren bei ihrer künftigen Reorganisation überall als Muster dienen müsse. Fay's Darstellung zeugt von einem gesunden Verstande, und was wir bei den heutigen Franzosen so selten anzuerkennen Gelegenheit finden, von Gerechtigkeitssinn und Billigkeitsgefühl; denn was er auch über die deutsche Kriegführung — zuweilen nach falschen Berichten — sagen möge, es verschwindet völlig gegen die, wenn auch möglichst zurückgehaltenen Klagen über die eigene Heerführung.

Nachdem er zunächst die unendliche Langsamkeit, mit welcher der angreifende Theil die Kriegsbereitschaft erreichte, kritisirt, schildert er die gänzliche Rathlosigkeit jenes in Frankreich allmächtigen, aber keineswegs auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Institutes der Intendantur. Mit drei Worten: überall fehlte Alles. Der vorwitzige Kriegsminister wird in Paris mit einem Hagel von Telegrammen überschüttet; überallhin werden

*) Von Charles Fay, Oberstlieutenant im Generalstabe. Mit einer Karte vom Kriegstheater bei Metz. Nach der dritten französischen Ausgabe deutsch von Dr. Oskar Schmidt. Posen, Louis Merzbach, 1871. 276 S. in 8.

Ausrüstungs-Gegenstände, Munition, Lebensmittel u. s. w. verlangt; er vermag nichts, als nach allen Winden mit einem „Helft euch selbst!" zu antworten. So einschneidend treten schon bei den ersten Märschen Nahrungssorgen und Bekleidungsmangel zu Tage, daß Verfasser es mehrmals wie ein Glück betrachtet, daß die französische Armee sich nicht vorweg in Feindesland gewagt, denn sie würde mit dem: Helft euch selbst! nicht weit gekommen und bald isolirt worden sein. Nach diesem nicht sehr tröstlichen Bilde wendet sich Fay zu den Feldzugsplänen, die doch nicht so feststehend gewesen sein müssen, als der Kaiser nachträglich hat glauben machen wollen, denn sonst würde man die Armee nicht auf die ganze Gränze vertheilt haben. Auch die an Einem Tage zehnmal wechselnden Marschbefehle sprechen nicht dafür, daß man genau gewußt, was man wollte.

„Die Nacht vergeht damit", so schreibt Fay am 4. August in sein Tagebuch, „Befehle und Gegenbefehle zu expediren; ich will nur ein Beispiel anführen, damit man von der Unsicherheit aller unserer Bewegungen in diesen ersten entscheidenden Tagen des Feldzugs einen Begriff bekomme. Bei der ersten Nachricht von jenem Uebergange preußischer Truppen bei Trier, erhielt die Garde Befehl, aus Metz auszurücken, dann ihre Bivouaks nicht zu verlassen, endlich ist sie an diesem Morgen auf Volmerange dirigirt worden; einige Stunden später erhielt sie den Befehl, nach Metz zurückzukehren; aber dieser Ordre folgte unmittelbar eine neue Instruction, welche die frühere aufhob, und diesem Corps für den folgenden Tag die Stellung Courcelles-Chaussy zuwies. Das ist der Hauptcharakter aller Pläne und Ideen beim Beginne des Krieges: Befehle und Gegenbefehle folgen und kreuzen sich ohne Ende, so daß die Armee-Corps sich in zwecklosen Märschen abnützen, ermüden und desorganisiren, bevor sie nur an den Feind gekommen sind. Eine Oberleitung ist wegen ihrer Vielfältigkeit so gut wie gar nicht vorhanden."

Von den Stellungen und der Zahl der gegenüberstehenden deutschen Truppen hatte man niemals eine Idee; während diese ihre Kavallerie ebensowohl zur Auskundschaftung der französischen Stellungen, wie zu ihrer eigenen Verhüllung auszunützen wußten, hat die französische Heerführung, wie Fay klagt, während des ganzen Feldzugs nicht gewußt, wozu sie überhaupt Reiter und Pferde füttert. Sehr interessant sind die dem Tagebuche anvertrauten Eindrücke und Betrachtungen, welche sich an die Nachrichten von den Niederlagen bei Weißenburg, Spichern und Wörth knüpfen. Ueber den fluchtartigen Rückmarsch von Wörth giebt ein im Anhange mitgetheilter Auszug aus dem Tagebuche eines bei Sedan gefallenen Offiziers ein überaus lebendiges, wenn auch tief düsteres Bild.

Von dem beabsichtigten Rückzuge der Rhein-Armee auf Chalons sprechend, schiebt der Verfasser die Hauptschuld der Verzögerung, in Folge deren sie auf Metz zurückgeworfen wurde, der unendlichen Bagage von oft sehr entbehrlichen Dingen zu, die man mit sich führte: „Bazaine hatte Unrecht, die Bagagen, unsere wunde Stelle bis zum letzten Tage, nicht schonungslos vermindern zu lassen; dieselben hielten am 14. und 15. unsern Marsch auf, der gerade sehr schnell hätte sein müssen, und geben uns nach einem Ausspruche der auf Aller Lippen ist, das Aussehen der Armee des Darius." Nachdem Fay an den bereits klanglosen Abschied des Kaisers von der Armee (am 14. August in Metz) einige Bemerkungen über die Wandlungen menschlicher Größe und Hoffnungen geknüpft, folgt die Schilderung der drei blutigen Schlachttage bei Metz, die den Mittelpunkt unseres Interesses für das Buch einnehmen, welche aber keines Auszugs fähig ist. Man betrachtete den ersten Zusammenstoß als einen entschiedenen Sieg; zum erstenmal war Jubel in der Armee, und der Kaiser begrüßte am Abend Bazaine, der nach Moulins zu ihm kam, mit dem Zuruf: „Nun Marschall, Sie haben also den Zauber gebrochen?" Auch die Schlacht bei Rezonville zählt der Verfasser zu den Erfolgen der französischen Waffen und meint, daß es ein großer Fehler gewesen sein würde, die Rhein-Armee auf Metz zurückzudrängen — „wenn" dieses genügenden Proviant gehabt hätte. Die blutige Schlacht von Gravelotte hat in Fay's Darstellung eine Beimischung von furchtbarer Komik; Bazaine kehrt im frohen Bewußtsein, sie gewonnen zu haben, nach seinem Hauptquartier Plappeville zurück, ohne Ahnung, daß beim einbrechenden Abend, sechs Kilometer (¾ Meilen) davon, bei Saint-Privat erst die Entscheidung stattfindet. „Es läßt sich in der That für sein Wegbleiben von einem Schlachtfelde, auf welchem sich der König, der General v. Moltke und zwei preußische Armeen befanden, kein anderer Grund denken, als daß man einfach sagt, er habe keine Ahnung von der Wichtigkeit der Schlacht gehabt." Unterdessen war die Umgehung der französischen Armee gelungen. Es wird Manchem unglaublich erscheinen, daß Bazaine in Plappeville nicht den Kanonendonner von St. Privat vernommen hat, während man später in Metz die Beschießungen von Monmedy, Toul und Verdun aus resp. 72, 52 und 60 Kilometer Entfernung vernommen hat. Allein Windrichtungen und Terrain-Verhältnisse haben den wunderbarsten Einfluß auf die Schallfortpflanzung, wozu Referent aus eigener Erinnerung hinzufügen kann, daß man an einzelnen Tagen den furchtbaren Kanonendonner der Batterieen von Meudon und Chatillon in dem kaum eine halbe Meile davon entfernten Dörfchen [illegible] absolut nicht vernahm.

Die Armee war nunmehr um Metz eingeschlossen, hatte aber nichtsdestoweniger mit Mac-Mahon Depeschen gewechselt, in der Absicht einander womöglich zu Hülfe zu kommen und gemeinsam weiter zu handeln. Leider fehlte es bei der Rheinarmee bereits an Munition. Da wurden in den Eisenbahn-Magazinen vier Millionen Kartuschen entdeckt, deren Existenz Niemand „ahnte!" Man konnte also in der That ein Paar Versuche machen, nach Sedan durchzubrechen, doch geschah der zweite Versuch erst zur Zeit der Schlacht bei Sedan, und wenn er gelungen wäre, würden die „Sieger" gerade den mit der Armee Mac-Mahon's fertigen Deutschen „zur Fortsetzung" in die Arme gelaufen sein. — Man sah nachher den unabsehbaren Zug der Gefangenen von Sedan, unweit Metz vorüberziehen, und hielt die Bewegung anfangs für eine großartige Dislokation der deutschen Truppen. Die inzwischen in die Festung gelangten Gerüchte von den ungeheuren Ereignissen und Umwälzungen, die sich in Folge der Schlacht und Capitulation von Sedan vollzogen, die Gefangennahme des Kaisers und die Erklärung der Republik fanden natürlich nur sehr geringen Glauben, und erst als Prinz Friedrich Carl in einer Anwandlung rauhen Kriegshumors, ihnen zur Auswechselung einige Hundert Sedan-Gefangene nach Metz hineinsandte, gewöhnte man sich allmählich an die furchtbare Wahrheit.

Im hohen Grade anziehend ist der tageweise Bericht über die nach und nach sich einstellenden Proviant-Sorgen. Zunächst mangelte Futter für Pferde. Man nährt sie zum Theil mit welken Blättern und mit den jungen Aesten der Weinrebe. Aber außerdem daß man bereits am vierten September mit der Vertheilung von Pferdefleisch begann, also täglich Hunderte zur Schlachtbank geführt werden, verfallen Viele dem Hungertode. Es wäre ein bedeutender Vortheil gewesen, wenn man sogleich eine größere Anzahl hätte schlachten und das Fleisch einsalzen können, aber gerade an Salz herrschte der empfindlichste Mangel. Glücklicher-

weise fand sich im Bereiche des Einschließungs-Ringes eine schwache Salzquelle, aus welcher man zwar nicht mit Erfolg Salz gewinnen, aber doch das Wasser zur Suppen- und Speisen-Bereitung, sowie zum Brodbacken entnehmen konnte. Die meisten Ausfälle, welche gemacht wurden, hatten den Zweck, Getraide- und Stroh-Vorräthe aus den nahen Ortschaften wegzunehmen. Ein großer Durchbruchs-Versuch, wie ihn der Verfasser für zweifellos ausführbar ansah, wurde nicht wiederholt, und verlor mit der Zeit immer mehr an Wahrscheinlichkeit des Gelingens. Die Noth steigt täglich höher, und der „Regen regnet jeglichen Tag", Trübsinn und Krankheiten in Menge erzeugend. Man beginnt, sich bis an die feindlichen Vorposten zu wagen, um dort auf den nicht abgeärndteten Feldern Kartoffeln zu sammeln. Der Verfasser kann nicht umhin, das Mitgefühl des Feindes zu loben, welcher die armen Leute nicht nur nicht belästigt, sondern ihnen hier und da die eigene Nation des kostbaren Salzes zu den Kartoffeln geschenkt habe. Marschall Canrobert sah sich genöthigt, durch Tagesbefehl diesen Verkehr mit den feindlichen Vorposten zu verbieten, während auch die deutschen Truppen Befehl erhielten, auf die Kartoffelsammler zu schießen, was übrigens jene durch die Noth gegen die Lebensgefahr gleichgiltig gewordenen Leute kaum hinderte, ihre Arbeit fortzusetzen.

Der Verkehr mit der Außenwelt wurde zwar von den Einschließenden erleichtert, allein bei dem begreiflichen Mißtrauen der Eingeschlossenen zog man es meistens vor, seine Briefe kleinen Ballons anzuvertrauen, welche ein Apotheker in Metz zu expediren verstand. Oberstlieutenant Fay kann sich nicht enthalten, dem einen derselben, der auch von ihm Briefe trägt, den Gruß an die „nach Frankreich" ziehenden „Segler der Lüfte" nachzurufen, welchen Schiller der Maria Stuart in den Mund legte: „Ich bin gefangen, ich bin in Banden — Ach, ich hab' keinen andern Gesandten! — Frei in Lüften ist eure Bahn." u. s. w. Der Verfasser gehört nicht zu den blinden Preußen-Hassern; er sammelt mit einer gewissen Vorliebe edelmüthige Züge vom Feinde, und theilt voller Mitgefühl Stellen aus einzelnen Briefen mit, die er bei verschiedenen, auf dem Schlachtfelde verschiedenen deutschen Soldaten gefunden, besonders, wenn sie vom baldigen frohen Wiedersehen in der Heimat sprechen!

Inzwischen werden die zum Theil wunderlichen diplomatischen Sendungen besprochen, die des Bourbaki nach Chislehurst, des General Boyer nach Versailles und England. Die Noth erreicht den höchsten Grad, denn auch das Pferdefleisch droht endlich auszugehen; die armen Thiere nagen die Baumrinden ab und fressen einander gegenseitig die Schwänze ab; man führt die zusammenbrechenden Thiere möglichst bei Lebzeiten nach dem Schindanger, da man den überlebenden jede unnütze Anstrengung ersparen muß. Das Schreckensgespenst der Capitulation kommt immer näher heran. Der Gedanke an einen Durchbruchs-Versuch, welcher den Verfasser drängte, seinen General mit stillen Vorwürfen zu überhäufen, erscheint ihm nunmehr selbst hoffnungslos; aber daß diese mehr als Hunderttausend Mann, ohne einen letzten Schwertstreich die Waffen strecken sollen, ist ihm auch ein fürchterlicher Gedanke. Freilich, wer sollte von dem zusammentretenden Kriegsrath wohl noch „männliche Entschließungen" verlangen, „wo seit vielen Jahren schon ein entnervendes System Offiziere und Soldaten, sogar Bürger von den Gedanken an Opfer für das Vaterland entwöhnt hat?" wie soll man da ein „Moriamur" erwarten, das Männer erfordert! Das Tagebuch endigt mit schrecklichen Bildern aus den Tagen der Capitulation: „Ein kleiner Regimentswagen hat auf einer Brücke umgeworfen, die Leute haben sich nicht die Mühe genommen, ihn wieder aufzurichten; das arme gefallene Pferd aber war sofort zwischen seinen Gabeldeichseln zerstückt worden, und war noch folgenden Tages als blutiges Skelet daselbst angespannt zu erblicken."

Das Buch wird überall durch sein gesundes Urtheil, und durch die verständige leidenschaftslose Sprache ansprechen. Jeder wird es mit Theilnahme und Nutzen lesen, und nicht am wenigsten bei dem alten Soldaten durch die vielfachen Zeichen eines lebhaften Mitgefühls für das Unglück Anderer erfreut werden. Die Schilderung der Operationen ist klar und die Darstellungsweise überall anmuthend. Ernst Krause.

Holland.

Niederländische Geschichte und Literatur.*)

Schlagbäume und Gränzlinien können ein Volk nicht abschließen — sein Geist reicht überall hin, wo er Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Beine findet. Seit Jahrhunderten nun schon führen die Niederlande eine von Deutschland gesonderte politische Existenz, und selbst damals, als sie noch dem heiligen römischen Reiche angehörten, hatten sie sich doch bereits in ihrer vollen Eigenthümlichkeit entwickelt, unterschieden sich ihre Bewohner so scharf von den übrigen Bewohnern der deutschen Tiefebene, daß sie als eine eigene Individualität unter den europäischen Nationen gelten durften. Trotzdem sind es Söhne des deutschen Stammes, die diese fruchtbaren Marken dem Meere abgerungen haben; trotzdem hat die äußerliche Abschließung gegen das große Mutterland Niederland innerlich nie ganz von Deutschland losreißen können. Nie wird dieses etwaige Rechte reclamiren und im Stile des ersten Napoleon decretiren, Holland sei nur eine Alluvion deutscher Ströme und die Holländer vergeßliche Auswanderer aus deutschen Gauen. Gewiß sind wir überzeugt, daß die Zukunft das fast ganz zerrissene Band zwischen den germanischen Niederländern — seien es Vlamingen oder Holländer — wieder herstellen und fester und fester verknüpfen wird; aber Deutschland wird ihre Selbständigkeit, ihre große Vergangenheit achten und ehren, denn Deutschland ist nicht Frankreich. Aber die Niederlande selbst werden einsehen, daß sie ihre Kraft nur in der erwachten Treue gegen die alte Heimat finden können, daß von dort her, wo die Ströme entspringen, in denen ihr Leben pulsirt, auch die geistigen Ströme fließen, welche sie vor schwächlichem Alter schützen und ihnen die Jugend zurückgeben. Nur in fester Freundschaft mit Deutschland, nur in rückhaltloser Anlehnung an das neue Reich liegt die Gewähr, daß die Niederlande auch noch ferner eine Geschichte haben und den glorreichen Tagen der Vorfahren etwas mehr hinzuzufügen sein wird, als statistische Notizen, Regenten- und Ministerien-Wechsel. Wie viel hat das nordische Phönicien eingebüßt! Jener fünfte Erdtheil, den seine kühnen Seeleute im fernen Oceane entdeckten, seine Niederlassungen am südlichen Ende Afrikas, seine amerikanischen Colonieen, Alles ward ihm genommen! Einst die erste Macht Europas, ist es jetzt ohne Stimme im Rathe der europäischen Nationen. Wohl hatte Napoleon III. Recht, wenn er unsere

*) Nederlandsche Letterkunde door D. de Groot, L. Leopold en R. R. Rijkens. Te Groningen, bij J. B. Wouters, 1871.
Geschiedenis van het Vaderland door Dr. J. A. Wijnne. Derde Druk. Ibid.

Epoche als die des Nationalitäts-Principes und der großen Staat-Agglomeration bezeichnete. Indessen wenn der Pariser ganz Frankreich unterwarf, dem Provenzalen die Poesie der Troubadoure, dem Bretagner die schwermüthigen Gesänge seiner Barden nahm, ja selbst dem armen Brüsseler, der seinen vlamischen Ursprung durchaus vergessen wollte, nichts übrig ließ, als ihn nachzuäffen — der Deutsche gönnt einem Jeden seine Besonderheit.

Wir möchten die niederländische Geschichte nicht missen; denn sie hilft uns über Jahre hinweg, die, wenn wir jene nicht auch unser nennen dürften, gar zu trüb und trostlos wären. Wohl hatte Deutschland die Reformation erstritten, aber die Glaubensfreiheit war noch nicht gewonnen. Cujus regio, ejus religio hieß die tyrannische Maxime, nach der die Gewissen in Deutschland regiert wurden. Die Glaubensfreiheit bestand darin, daß man aus einem katholischen Lande in ein protestantisches flüchten durfte: wo Parität bestand, wurde doch keine weitere Sekte geduldet. Der spanischen Gewaltherrschaft gegenüber entwickelte sich in den Niederlanden endlich das Princip einer allgemeinen Toleranz. Es kostete harte Kämpfe, denn die befreiten Calvinisten und Lutheraner hätten gar zu gern Inquisition mit Inquisition vergolten. Den großen Prinzen von Oranien nannte man einen Atheisten, weil seine starke Hand zugleich Katholiken und Anabaptisten beschützte. Aber die gerechte Sache siegte: die französische Aufklärung von Bayle bis zur Encyklopädie ließ fast alle ihre Schriften in Holland drucken. In Amsterdam lebte Spinoza, der religionslose Denker. So setzten die Niederlande die Reformation fort, welche im eigentlichen Deutschland zu leerem theologischen Gezänk herabgesunken war. Sie allein waren es weiter, die den französischen Eroberungs-Gelüsten einen Damm entgegenwarfen: ein erster Wilhelm vereitelte die universalistischen Gelüste des Habsburgers, ein zweiter ebenso großer, die des Bourbonen. Aber schon kämpfen brandenburgische Truppen mit: Hollands Macht siecht langsam hin. Als Deutschland den dreißigjährigen Krieg überwunden und seine Glieder wieder bewegen kann, als Preußen erstanden, ist der Ruhm der Niederlande dahin.

Als der Gründer der niederländischen Freiheit, von den vergifteten Kugeln des fanatischen Gérard durchbohrt, sterbend zu Boden sank, rief er aus: Dieu, ayez pitié de mon âme, ayez pitié de ce pauvre peuple! Gott erhörte sein Gebet nur theilweise. Ihm wäre es vielleicht gelungen, alle siebzehn Provinzen vom spanischen Joche zu befreien, oder wenigstens, wenn die Wallonen die Knechtschaft durchaus vorgezogen, alle diejenigen mit germanischer Bevölkerung. So wurden nur sieben Provinzen frei und Parma durfte die vlamischen seinem Könige zurückerobern. Antwerpen verblühte, der Katholicismus gründete eine seiner festesten Zwingburgen. Im Königreiche Belgien ist das französische, wallonische Wesen obenauf; der spanische Geist ist nicht aus dem Lande gewichen, trotz aller constitutionellen Freiheit — denn diese hat bis jetzt nur den Klerikalen Vortheil gebracht: die Scheiterhaufen der Ketzer haben nicht umsonst durch's Land geleuchtet. Allmählich — mit dem Erstarken des großen deutschen Mutterlandes — erholt sich der Vlaming wieder und macht seine angeborenen Rechte geltend. Schon ist Antwerpen wieder ein blühender Handelsplatz geworden, Antwerpen, das man zu seiner belgischen Freiheit mit Kanonen zwingen mußte. Je mehr es der vlamischen Bevölkerung bewußt, daß nur im deutschen Geiste ihre Kraft liegt, desto fester wird sie allen Entnationalisirungs-Tendenzen entgegenarbeiten können.

Das innerste Leben eines Volkes spricht sich in seiner Literatur und Kunst aus. Hier webt der Geist frei und unbehindert, hier ist am leichtesten zu erkennen, was zu einander gehört und was nicht. Die Niederlande haben Großes geleistet in Musik und Malerei. Die Malerei scheint sich immer weiter nach Norden geflüchtet zu haben: als Albrecht Dürer begraben, als die Kölner Schule dahin, traten van Dyck, Rubens und Rembrandt auf. Wie Italien und Niederland analog sich entwickelten auf den Handel: hier Antwerpen, dort Venedig; auf die Malerei, so auch auf die Musik: beide erreichten hier das Höchste, als Deutschland noch nicht viel von seiner ureigensten Kunst wußte, als Sebastian Bach noch nicht geboren war.

Die mittelalterliche Literatur der Niederdeutschen ist ein integrirender Bestandtheil der deutschen National-Literatur. Aber auch die anderen Perioden halten mit den unsrigen Schritt. Trotz alles mannhaften Kämpfens gegen den großen König Ludwig unterlagen die Holländer derselben Invasion des französischen Geistes, der die Deutschen ein Opfer wurden. Was Freiheit und Staatsleben sei, hätte ein Opitz lieber in Leyden lernen sollen: er aber profitirte dort nur die hölzernen Regeln einer unnatürlichen Poesie. Vondel, der bedeutendste holländische Dichter, bewahrt in seinen Dramen allerdings gewisse Eigenthümlichkeiten, die im niederländischen Leben wurzeln: das ist aber auch Alles. Neues Schaffen kommt in die holländische Literatur erst, als auch die deutsche aus ihrem Schlummer erwacht. Eine große, monumentale Persönlichkeit besitzt diese Literatur nicht, denn trotz alles nationalen und staatlichen Selbstgefühls, ist sie ein Dialekt: noch nie redete ein Genius im Dialekte, da er aus der Tiefe des Volksgeistes geboren wird, dessen Gewand die allgemeine Sprache ist.

Wenn wir etwas an dem Buche des Herrn Wijnne auszusetzen haben, so ist es, daß er die neuere Geschichte mit allzu großer Ausführlichkeit behandelt. Der Freiheitskampf und die Blüthezeit müßten den größten Raum einnehmen, denn da liegt Hollands Ehre, da kann der Holländer sich erinnern, was es heißt und kostet, eine Geschichte zu haben! — Die Geschichte der niederländischen Literatur, welche auch die vlamischen Schriftsteller berücksichtigt, bringt tüchtige Charakteristiken und Biographien der einzelnen Autoren, sowie mit Geschick ausgewählte Proben und ist zum Nachschlagen sehr empfehlenswerth. H. H.

Schweiz.

Aus dem Bernerland.*)

Beim Anblicke der schönen Vautier'schen Illustrationen zum „Oberhof" ist uns öfter die Frage entgegengetreten, warum noch die Erzählungen des besten schweizer Volksschriftstellers noch so wenig sich der künstlerischen Ausbeutung und Ausschmückung zu erfreuen gehabt? Denn ein Erzähler, der wie Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) aus der tiefsten Anschauung und aus dem genauesten Verständniß von Land und Leuten heraus schildert, der so wunderbar zu individualisiren versteht, und so behaglich bei idyllischen Bildern zu verweilen, dessen Sprache und Stil so durchweg volksthümlich und herzlich wirken, er müsse, meint ich, vor Andern einen Maler zu den lieblichsten Genre-Bildern

*) Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal von Jeremias Gotthelf. Mit Illustrationen von G. Roux, Fr. Walthard und A. Anker. Berlin, 1872. Julius Springer. (Bern, K. Schmid.) 286 S. in 4.

begeistern können, zu Bildern die, ohne pikanten Beisatz, eben wärmen wie Gotthelfs Schriften. Mit Recht haben die drei Künstler, welche sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, Gotthelf salonmäßiger zu machen, hierzu keine seiner Tendenzschriften gewählt, sondern vielmehr sechs kleinere Erzählungen aus dem Emmenthal, der näheren und seinem Herzen gewiß nächsten Heimat des Dichters. Dieselben sind vorzüglich geeignet, die Vielseitigkeit des Verfassers zu zeigen, und die erste Bekanntschaft mit ihm zu vermitteln. Die drei Künstler, G. Roux, Fr. Walthard und A. Anker vermochten um so vollkommner seine Motive zu durchdringen, die Bilder seiner Phantasie um so sicherer festzuhalten, und nun Allen mit einem Blicke sichtbar zu machen, da sie selbst allesammt Landsleute des Verfassers sind. Sie haben es verstanden, den sicher als anderswo hinter Gebirgen verborgenen Volkscharakter zum vollendeten Ausdruck zu bringen. Wie Christen durch das Essen trockner Kartoffeln direct aus dem Kochtopf seine künftige Schwiegermutter gewinnt, die heiße Frucht, auf einem Beine in der Küche umhertanzend, aus einer Hand in die andre wirft und sie dann unter gräßlicher Gesichts-Verzerrung hinunterwürgt, — wie die Gotte nach landesüblicher Weise versichert, sie habe schon Kaffee getrunken, und noch die Hand schützend über die umgekehrte Tasse hält, — wie die kleine Familie in corpore Großätti's Lehnstuhl in den Garten schleppt, und Großätti dann der untergehenden Sonne nachstirbt, das sind Alles Bilder, die nur der Ausführung in größerem Formate bedürften, um als bewunderte Genrebilder zu prangen. Die Illustrationen zu der Volkssage von der schwarzen Spinne, gehören zu den wirkungsvollsten des Buches, einzelne derselben erreichen einen wahrhaft dämonischen Ausdruck. Unter den größeren Holzschnitt-Tafeln wird freilich die willkommenste, das Portrait des Verfassers bleiben, dem das rastlose Streben für das Volkswohl aus den großen glanzvollen Augen leuchtet.

Wir empfehlen das Werk nachdrücklichst für den Weihnachtstisch und sind gewiß, daß es überall eine willkommne Aufnahme finden werde. Gotthelfs Schriften befriedigen keineswegs blos den bäuerischen Kreis, für den sie ursprünglich bestimmt sein mochten, sondern im vollsten Maaße auch den Gebildeten, wofür das Erscheinen dieser illustrirten Ausgabe, zwanzig Jahre nach seinem Tode, als einer der besten Beweise dienen kann.

E. Kr.

Dänemark.

H. J. Ewald, der dänische Novellist.*)

Dr. Brunelewki hat mit der Uebertragung der „Familie Nordorf" unsere Romanliteratur um ein gediegenes Werk bereichert. Die Erzählung versetzt uns in eine so wohlthuende Atmosphäre; man fühlt sich so sicher an der Hand des Verfassers, der seine kleine Welt — und, wie manche Anzeigen schließen lassen, die große Welt auch — mit klarem Blick und liebevollem Herzen übersieht, daß sich das Buch unter seinem neuen Publikum gewiß viele Freunde erwerben wird. Es bietet innerhalb der Gränzen einer ruhig dahin schreitenden Handlung die Resultate nicht gewöhnlicher Menschenkenntniß und treuer Beobachtung und erfreut und überrascht fast durch den hohen sittlichen Ernst, welchen der Verfasser mit einer gewissen Unbefangenheit, d. h. frei von aller tendenziösen Absichtlichkeit vertritt. Als eine Eigenthümlichkeit des Romans darf es wohl bezeichnet werden, daß derselbe keinen Helden und ebensowenig eine Heldin aufzuweisen hat. Die Träger der Handlung sind mehrere Gruppen von Personen, deren in einander greifende Geschichten wir erfahren, und auf welche sich das Interesse des Lesers gleichmäßig vertheilt. Da die Exposition jedoch auf einen etwas andern Verlauf vorbereitet hatte, so sieht man mit einiger Enttäuschung dieses Interesse sich zersplittern, und die Wirkung der hübschen Erzählung wird unseres Bedünkens dadurch beeinträchtigt.

S. J . . . s.

*) Die Familie Nordorf. Roman von H. J. Ewald. Nach dem Dänischen bearbeitet von Dr. A. Brunelewki. 3 Bde. Bremen, J. Kühtmann. 1871.

Italien.

Marianna Florenzi-Waddington.

Im Frühling dieses Jahres starb in Florenz die berühmte Marchesa Marianna Florenzi-Waddington. Der Tod löschte hier eines der hellsten Lichter aus, die je im weiblichen Geschlechte leuchteten. Sie hatte sich von Perugia nach Florenz begeben in der Absicht, einen Theil der langen Correspondenz, die sie mit dem Könige Ludwig I. von Bayern geführt hatte, in den Druck zu geben; sie besaß etwa dreitausend Briefe von ihm, von denen sie vierhundert zur Veröffentlichung bestimmt hatte, da sie sowohl für die Zeitgeschichte Italiens als für die Deutschlands von Wichtigkeit sind; sie hatte denselben biographische Notizen hinzugefügt; mitten in dieser Arbeit wurde sie vom Typhus ergriffen, und in wenigen Tagen war sie ihrer Familie, ihren zahlreichen Freunden und Bewunderern für immer entrissen.

Marianna Waddington wurde in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Ravenna geboren, ihr Vater war der Graf Peter Bacinetti, aus einer alten und reichen Patrizier-Familie stammend, ihre Mutter, Gräfin Laura Rossi, stammte ebenfalls aus berühmtem Hause. In dem zarten Alter von sieben Jahren wurde sie in die Schule von Santa Chiara in Faenza gebracht, wo sie von dem als Philosoph geschätzten Professor Torrigiani allmählich zu ernsteren Studien vorgebildet wurde. Schon als ganz junges Mädchen fühlte sie sich zu philosophischen Aufgaben ganz besonders hingezogen, daneben aber übte sie fleißig Musik und Malerei. — Ihre äußere Erscheinung war höchst anziehend durch den intelligenten Ausdruck, der die feinen Züge belebte. In ihrem funfzehnten Jahre verheiratete sie sich in Perugia mit dem Marchese Ettore Florenzi und hatte aus dieser Ehe einen Sohn und eine Tochter. Letztere heiratete später den Grafen Hund aus München, woher sich wohl die Beziehungen zu König Ludwig, dem Mäcen der Künste und Wissenschaften, anknüpften.

Mehr und mehr wandte sich Marianna den philosophischen Studien zu, und ganz besonders waren es die deutschen Philosophen, und unter diesen Schelling und Hegel, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwandte, während die meisten Philosophen Italiens noch in den ästhetischen Abstrusitäten des Mittelalters umhertappten. Sie übersetzte auch einzelne Werke aus dem Deutschen und wurde so die Erste, die dem italiänischen Volke deutsche Wissenschaft zugänglich machte. Die Bewegung, die von da an die studirende Jugend in Italien ergriff, ist großentheils diesem Anstoße zuzuschreiben.

Außerordentlich groß war der Reiz ihrer persönlichen Unter-

haltung, und die berühmtesten Männer strebten nach der Ehre, ihr vorgestellt zu werden oder mit ihr in Briefwechsel zu treten; Schelling selbst erstaunte über seine Schülerin; Rosmini, Gioberti, Mamiani, Babinet, Cousin, Bunsen und andere philosophische Berühmtheiten hielten große Stücke auf sie.

Sie widerlegte in einer eigenen Schrift das System des italiänischen Mönchs und Gelehrten Bini, eine Schrift, die sich durch große Klarheit und Schärfe auszeichnet, wie denn überhaupt ihre Schriften das Verdienst haben, sich leicht und mit Vergnügen lesen zu lassen. Der König Maximilian von Bayern übergab ihr die noch unedirten Schriften Schelling's als Zeichen seiner hohen Anerkennung, und aus diesen übersetzte sie das Gespräch über Giordano Bruno ins Italiänische, und versah es mit gelehrten Anmerkungen.

In jungen Jahren Wittwe geworden, verband sich die Marchese Florenzi in zweiter Ehe mit Herrn Waddington, einem Engländer, der ihr zu Liebe Italiäner wurde. Ihre Bescheidenheit und große Liebenswürdigkeit blieben dieselben, auch als sie mit Ehrenbezeugungen aller Art überschüttet wurde. Sie hatte jedoch große Verfolgungen seitens der päpstlichen Regierung zu erdulden, da ihre Ideen und Maximen, die sie furchtlos veröffentlichte, denen des Syllabus stracks zuwiderliefen; dies entmuthigte sie aber keineswegs; sie beharrte auf dem einmal eingeschlagenen Wege und ihr gastliches Haus blieb eine Freistätte für alle irgendwie ausgezeichneten Geister. Dem Cliquen- und Journalisten-Wesen aber hielt sie sich bis zu ihrem Ende stets fern.

Von ihren Werken nennen wir nur folgende: Einige Gedanken (Taluni pensieri), Paris 1843. Giord. Bruno. Dialog an Schelling, mit Vorrede von Mamiani, übersetzt von M. Florenzi. I. Aufl. Mailand, 1844.

Ferner hat sie übersetzt: Die Psychologie des Aristoteles (von Carl Waddington). 1856. Die Monadenlehre des Leibniz. Florenz, 1856, und verschiedene kleinere Schriften Schelling's.

Von eigenen Arbeiten nennen wir noch: Essay über den Socialismus und Communismus, Florenz, 1860. Essays der Psychologie und Logik, Florenz, 1864. Essay über die Natur. Dante, der Dichter des Gedankens, Florenz, 1866. Essay über die Philosophie des Geistes, 1867. Ueber die Unsterblichkeit der Seele, 1868, und in diesem Jahre gab sie noch ihre Correspondenz mit Victor Cousin heraus.

Wahrlich, die Marchesa Florenzi bietet ein glänzendes Beispiel dafür, daß der Geist ernster Forschung, der schon im Mittelalter einige ital. Frauen, wie Renata von Este, Olimpia Morata u. A. auszeichnete, auch im gegenwärtigen Geschlecht nicht ausgestorben ist, obwohl die Hindernisse, die sich seiner Entfaltung entgegenstellen, so mächtig sind als nur je.

Der archäologische Congreß in Bologna.

Herr J. Mestorf in Hamburg, der, als Delegirter der Regierung dieser freien Stadt, dem Congresse beigewohnt, hat über die Verhandlungen desselben einen Bericht herausgegeben*), in dessen Einleitung er sich über die internationalen, archäologischen Congresse folgendermaaßen ausspricht:

„Der internationale Congreß für vorhistorische Anthropologie und Archäologie wurde im Jahre 1865 von einigen in la Spezia versammelten Natur- und Alterthumsforschern zu dem Zwecke gestiftet, um durch eine jährlich zu berufende Versammlung den persönlichen Verkehr aller auf benanntem Gebiete thätigen Gelehrten zu vermitteln und durch Studium der verschiedenen Localtypen die vergleichende Forschung zu fördern und mehr Einheit in dieselbe zu bringen. Der Gedanke ward beifällig aufgenommen und nach einer 1866 zu Neuchatel stattgehabten ersten Zusammenkunft der beigetretenen Mitglieder constituirte sich die Gesellschaft definitiv im nächstfolgenden Jahre in Paris. Die dritte Versammlung fand 1868 in Norwich statt, die vierte 1869 in Kopenhagen. Die Zahl der Mitglieder war in den vier Jahren auf mehrere Hundert gestiegen: ein Beweis, daß, trotz der zahlreichen, regelmäßig veröffentlichten literarischen Berichte, ein mündlicher Gedanken-Austausch als Bedürfniß empfunden ward.

„Herrscht nun unter den Archäologen längst kein Zweifel mehr über den Nutzen der jährlich sich wiederholenden Zusammenkünfte, so blickt doch das größere gebildete Publikum ziemlich kühl und theilnahmlos auf diese wissenschaftlichen Feste, und oft genug hört man, nicht ohne Beischmack von Ironie, fragen, ob man von einer Congreßreise klüger zurückkommt, als man hingeht, ob in den bisherigen Versammlungen irgend eine archäologische Frage zur Entscheidung gebracht ist, ob die zum Amusement der Gäste veranstalteten Ausgrabungen etwas mehr sind, als kleine Spielerei? Diese und ähnliche Fragen sind es hauptsächlich, welche mich veranlassen, über die Vorgänge bei dem diesjährigen archäologischen Congreß in Bologna kurz zu berichten, dem Leser anheimgebend, am Schlusse der Skizze sich selbst die Frage zu beantworten, ob diese Zusammenkünfte von Gelehrten keinen anderen Zweck haben, als für vieles Geld wohl zu leben und einander mit schönen Reden zu feiern."

Am Schlusse seines anziehenden Berichtes, den wir allen Freunden dieser prähistorischen Forschungen nur empfehlen können, sagt Herr Mestorf:

„Daß die Verhandlungen in Bologna äußerst lehrreich und wichtig gewesen sind, verkenne ich keineswegs. Die locale Besichtigung einer Terramara*) und zweier etruskischer Nekropolen hat unsere Kenntniß der Vorzeit um ein Großes bereichert und den Blick für das Verständniß der heimischen archäologischen Erscheinungen geschärft. Der Einblick in das allseitige, eifrige Forschen und Arbeiten der italiänischen Collegen von den Alpen bis nach Sicilien, von Nizza bis an das Cap di Leuca, das unablässige Sammeln, Sichten und Ordnen des Materials mahnt zur Wetteifer, und hauptsächlich dürfte sich in uns Allen die Ueberzeugung befestigt haben, daß es heilige Pflicht jedes gebildeten, denkenden Menschen ist, jedes, auch das scheinbar unbedeutendste, werthlose Material für anthropologische und archäologische Studien in Obhut zu nehmen und dafür zu sorgen, daß es weder als Curiosität verschenkt oder von einem Sammler verschlossen, noch als Waare verschachert, oder gar aus dem Lande geführt, sondern der betreffenden Localsammlung überantwortet werde, wo es heimischen und fremden Forschern zugänglich und damit der Wissenschaft nutzbar bleibt. Unsere Aufgabe ist das Sammeln, das Vergleichen und die mit wissenschaftlichem Verständniß geübte Pflege des Materials, wozu es der Kenntniß heimischer und fremder Typen bedarf. Das Verarbeiten desselben bleibt den Nachkommenden aufbehalten; wir können nicht hoffen, daß bei unseren Lebzeiten das letzte Wort gesprochen werde in einer Sache, in der kaum das erste Wort gesprochen ist."

---

*) Hamburg, Otto Meisner, 1871. (48 S.)

*) So nennt man in Italien die in neuerer Zeit aufgedeckten, wahrscheinlich dem Bronze-Zeitalter angehörenden Menschen-Wohnstätten, die ein ähnliches Material darbieten, wie die dänischen „Kjökkenmöddingen" und die „Palafittes" in der Schweiz.

England.

Zwei irländische Volksparteien und Ordens-Bündnisse.

Der blutige Straßentumult, welcher am 12. Juli d. J. durch die Irländer in New-York stattfand, ist diesseits wie jenseits des Atlantischen Oceans wiederholt in der Presse besprochen worden, allein vielfach in irriger Weise. In den meisten Fällen wurde die Sache so dargestellt, daß die eine Partei der Irländer, die sogenannten Orangemänner, den 12. Juli als den Jahrestag der Schlacht am Boynefluſſe feierten und dadurch den Zorn ihrer Gegner, der katholischen Irländer oder der sogenannten Bandmänner (Ribbon Men), auf sich luden. Diese Angabe ist nun keine ganz richtige, denn die protestantischen Orangemänner (Orange Men) feiern am 12. Juli nicht den Tag der Schlacht an der Boyne, sondern den Jahrestag der Schlacht bei Aghrim. Die Schlacht am Boynefluſſe fand am 1. Juli 1690 statt und die Schlacht bei Aghrim wurde am 12. Juli 1691 geschlagen.

Obgleich sich in beiden Schlachten die Heere derselben Gegner, Jakob's II., des entthronten Königs von England, und Wilhelm's III., Prinzen von Oranien (Orange), damaligen Königs von England, gegenüberstanden und in beiden Schlachten die Armeen des Königs Wilhelm glänzende Siege erfochten, so war die letztere Schlacht in ihren Folgen doch die bedeutendste, indem sie die Capitulation von Limerick, des letzten Stützpunktes der Partei Jakob's II. in Irland; und damit die Auflösung der ganzen irischen Armee herbeiführte. Die Bedingungen der Capitulation von Limerick setzten fest, daß den Truppen der irischen Armee die Wahl gelassen wurde, entweder friedlich in ihre Heimat zu gehen, oder in das Heer Wilhelm's III. einzutreten; denjenigen aber, welchen beides nicht zusagte und welche es vorzogen, in französische Dienste zu treten, wurde freier Abzug nach Frankreich bewilligt. Der größte Theil der Armee machte von dem letzteren Rechte Gebrauch, und auf diese Weise kamen viele Irländer nach Frankreich, deren Nachkommen sich in späteren Kriegen in französischem Dienste auszeichneten.

Die Armee Wilhelm's III. bei Aghrim wird unter 22,000 Mann und die irische über 25,000 Mann angegeben; der Verlust der ersteren in der Schlacht betrug 600 Todte und gegen 1000 Verwundete, und der Verlust der irischen Armee wurde auf 7000 Todte geschätzt; unter den letzteren befand sich der Ober-General Saint Ruth, ein Franzose.

Die Schlacht am Boynefluſſe ist insofern bemerkenswerth, als sich in derselben Jakob II. und Wilhelm III. persönlich gegenüberstanden. Die Armee Jakob's war 30,000 Mann stark und Wilhelm hatte ungefähr 36,000 Mann unter seinem Befehl. Die Schlacht endigte mit einem wilden Rückzuge der Armee Jakob's nach Dublin und mit einem Verlust von etwa 1500 Mann auf irischer Seite und etwa 500 Mann auf der Seite Wilhelm's. Jakob floh in größter Eile nach Frankreich; in dieser Schlacht fiel im Heere Wilhelm's der Graf v. Schomberg, einer der bedeutendsten Generale der damaligen Zeit.

Wenige Jahre (1695) nach der Schlacht bei Aghrim wurde von protestantischen Irländern der geheime Orden „Loyal Orange Institution" gegründet und nach Wilhelm von Oranien benannt. Dieser Orden unterstützte Wilhelm's III. Pläne gegen die Katholiken und hatte Schwesterlogen in England, Canada und den Vereinigten Staaten. Unter den katholischen Irländern besteht aber andererseits seit uralter Zeit eine geheime Verbindung, „the Ancient Order of Hibernians", welche die Orangemänner verabscheut und den 17. März, den Jahrestag des heiligen Patrick, des Schutzpatrons von Irland, feiert.

Die Streitigkeiten, welche nun die Infallibilitäts-Erklärung des Papstes auch in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hatte, verschärften den alten Haß der Orangemänner und der Bandmänner, die zu dem Orden der Hibernier gehören. Dazu kam, daß die Orangemänner bei ihren Umzügen gewöhnlich theils Spottlieder auf ihre Gegner singen, theils von der sie begleitenden Musikbande Spottmelodieen spielen lassen. Die Worte zu einer solchen Melodie sind z. B.: „To hell with the Pope, d. h. zur Hölle mit dem Papst u. s. w." Eins der beliebtesten Spottlieder lautet also:

„Water, water,
Holy water;
Sprinkle the Catholics, every one;
We'll cut them asunder,
And make them lie under,
The Protestant boys will carry the gun.
(Chorus) Croppies, lie down;
Croppies, lie down;
We'll make all the Catholic Croppies lie down."

Das Wort „Croppies" bedeutet so viel wie die „Kurzgeschorenen" und ist historischen Ursprungs, da die Mitglieder des Hibernier-Ordens zu den Zeiten Jakobs II. theilweise kurzgeschorenes Haar trugen und sich mit Bändern schmückten, woher auch der Name „Ribbon Men". Eine besondere Poesie liegt in den protestantisch-irischen Spottliedern und Spottmelodieen nicht, dieselben athmen nur religiösen Haß und wilde Verachtung, wie die genannten Worte andeuten: „Wasser, Wasser, heiliges Wasser; besprengt alle Katholiken damit; wir wollen sie in Stücke zerschneiden und sie zu Boden werfen; die protestantischen Buben tragen die Gewehre hoch; die Kurzgeschorenen müssen zu Boden, wir schmettern alle kurzgeschorenen Katholiken nieder." Diese irische Volks- und Parteipoesie ist ein rohes, geistloses, fanatisches Machwerk, aber charakteristisch für die Irländer; unser „Was kraucht dort in dem Busch herum" ist im Vergleich damit ein wahres Juwel von Volkspoesie. R. D.

Nord-Amerika.

Die deutsch-amerikanischen Friedensfeste.*)

Zwar berichteten wir früher schon mit Genugthuung über den Glanz und die Großartigkeit der patriotischen Bewegungen und Festlichkeiten unserer Millionen Landsleute in Amerika und anderen Erdtheilen, aber wir sind doch freudig erstaunt über die Massenhaftigkeit und das fast durchweg volksthümlich ideale und nicht selten humoristisch-praktische Gepräge dieser Feste, wenn wir sie in einer darüber besonders erschienenen Erinnerungsschrift für die Deutschen diesseits und jenseits des Oceans, in ihrem Entstehen und Zusammenhange, in ihrem oft großartigen Glanze dicht hintereinander vor unserem Geiste vorüberziehen sehen.

Wir freuen uns zunächst, in einer zusammenhängenden Geschichte der ganzen Bewegung den praktischen, uns beinahe mit

*) Die Deutschen in Amerika und die deutsch-amerikanischen Friedensfeste im Jahre 1871. New-York, 1871, F. Gerhard. Leipzig, B. Herrmann.

einer Million Dollars für unsere Verwundeten, Wittwen und Waisen zu Hülfe kommenden Patriotismus genauer kennen zu lernen; dann werden wir stolz auf den näher geschilderten Glanz und Inhalt der Friedensfeste in allen Vereinigten Staaten Amerikas, wo Deutsche sich angesiedelt haben, besonders in Chicago, in New-York, Philadelphia, St. Louis, Cincinnati, San Franzisco, Buffalo, Albany, Detroit, Milwaukee u. s. w., und es geht hier wirklich viel weiter, d. h. auch bis in central- und südamerikanische Städte, zusammen wohl fünfhundert, welche, wenn nicht alle glänzend gefeiert, so doch alle von je zwei bis eine Viertelmillion Dollars Beiträge gesammelt und durch den Generalconsul Dr. Rösing und Herrn E. Sauer, dem Schatzmeister des deutsch-patriotischen Hülfsvereins in New-York, oder direct nach Berlin oder anderen Gegenden Deutschlands zur Linderung der durch den Krieg geschlagenen Wunden geschickt haben.

Wir sind stolz auf die Großartigkeit und Volksthümlichkeit, besonders aber auf den den Frieden und nur den Frieden verherrlichenden Idealismus dieser Festlichkeiten. In dem materiellen, nur auf Nutzen und Gewinn speculirenden Amerika war unseren deutschen Brüdern und Schwestern die heimische Gemüthlichkeit und der Idealismus nicht nur nicht verloren gegangen, sondern zu einer so kräftigen Blüthe aufgewachsen, wie es uns nicht einmal zuhause im Mutterlande vergönnt war. Dies drückt auf unsere stolze Freude eine sehr beschämende Demüthigung. Das Einzugsfest in Berlin war beispiellos großartig, aber es fehlte die Poesie und Volksthümlichkeit darin, wie sie durch die amerikanischen Hauptstädte in meilenlangen Zügen zu Fuß und zu Pferde und manchmal fünf, sechshundert Wagen außerdem, entfaltet ward. In New-York wie überall außer kraftvollen Reden ein Zug von Tausenden von Menschen, einige englische Meilen lang, in wohl ein Dutzend Abtheilungen. Der imposanteste Zug mit einem glänzenden deutschen Heerbann voran, dann zu Fuß und zu Pferde fünfundzwanzig Gesangvereine, Liederkränze, Beethoven-Männerchor, „Wacht am Rhein", Friedens- und Festwagen von sechs weißen Pferden gezogen mit der Germania hoch auf rheinumflossenen Felsen, Schützengesellschaften, alle Arten von Gewerken, Alle mit Musik, Fahnen, Gewerks-Sinnbildern und zum Theil in wirklicher Arbeit die Früchte desselben ausstreuend. Die Poesie, Schönheit und künstlerische Kulturkraft der deutschen, welterobernden, friedlichen Arbeit, auf den Festwagen nicht selten wirklich ausgeführt, war gerade der eigentliche Charakter aller dieser Festlichkeiten. Ueberall begeisterte Huldigung dem Frieden, der friedlichen schaffenden Arbeit. Nirgends Frohlocken über den geschlagenen, lügnerischen, tückischen Feind.

Wir wollen hier die einzelnen Hauptfeste nicht einmal alle erwähnen und nur noch einige Charakterzüge hervorheben. In der Bundeshauptstadt Washington glänzender Umzug mit achtzehn weißgekleideten Jungfrauen als Vertreterinnen der deutschen Staaten auf dem Triumphwagen. Flaggen und Guirlanden an allen deutschen Häusern. Als der Zug vor dem Hause des Präsidenten erschien, glänzte derselbe durch seine Abwesenheit und ließ sich überhaupt während der ganzen Feierlichkeit nicht sehen. Wäre er mehr Mensch als Soldat, würde er sich auch in seiner Zurückgezogenheit geschämt haben. Jeder einsichtige Amerikaner weiß, was die Vereinigten Staaten dem deutschen Elemente bereits verdanken, und er hofft besonders von der Zukunft, aus der geistigen und materiellen Kraft derselben wesentliche Hülfe gegen die durch irländische und pfäffische Verwahrlosung gewählten und geschützten Betrüger.

In Nashville, der Hauptstadt Tennessee's, Infanterie und Kavallerie, Turner-Vereine, Innungen unter Meeren von Fahnen und Guirlanden dahinziehend. Die Canadischen Deutschen aus Berlin und Waterloo fingen mit einundzwanzig Kanonenschüssen an und zogen zehntausend Mann lang aus einer Stadt in die andere. Pastor Salinger befürwortete unter lebhaftestem Beifall Einführung der deutschen Sprache in allen Schulen. Die Deutschen zu Houston in Texas feierten zwei Tage; darunter eine herrliche Kinder-Procession. In Pittsburg ein Zug von fünfzehntausend Personen mit glänzender Vertretung aller Gewerke.

Nur wollen uns die in englischer Sprache gehaltenen Reden nicht gefallen. Die Hauptstadt Kentucky's, Louisville, feierte verhältnißmäßig mit sechshundertunddreiundachtzig Wagen in einem vier Meilen langen Zuge am Glänzendsten und Volksthümlichsten, namentlich durch die Vertretung aller Gewerke, einer von Genien umgebenen Germania und der Göttin der Freiheit in der Mitte von fünfzig jungen Mädchen. Nicht weit davon Bachus aus großen Fässern nach allen Seiten wirklichen Wein spendend. Philadelphia zog dreißigtausend Personen stark durch die festlich geschmückten Straßen. Alle Gewerke, viele in wirklicher Thätigkeit. Vorher eine schöne religiöse Friedensfeier in Kirchen. Auch französische Bürger feierten mit.

Endlich Chicago, das jetzt abgebrannte! Es verdient die reichen Liebesgaben aus Deutschland: es feierte am Deutschesten, am Würdigsten. Nach 101 Kanonenschüssen siebzehn Divisionen Festzug, unübertrefflich durch die historische Abtheilung, welche mit Hermann und Thusnelda begann und mit Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen schloß. Dazwischen glänzende Vertretung aller welt-, kultur- und literargeschichtlichen Ereignisse und Persönlichkeiten durch alle die neunzehn Jahrhunderte hindurch, abschließend mit der Blüthe deutschen Gewerb- und Kunstfleißes, der auf den verschiedenen Wagen wirklich hämmerte und hobelte, böttcherte, webte und sonstige Stoffveredelung zeigte und sich theils vom Bachus, theils vom Gambrinus manchen guten Trunk reichen ließ.

So volksthümlich, idealistisch und malerisch, so inhaltreich und formenreich ist wohl noch nie ein deutsches Fest gefeiert worden. Wir sollten es uns zum Muster nehmen, wenn wir wieder einmal einen würdigen Grund und Stoff für National- und Volksfeierlichkeiten haben.

Die durch blutigste Opfer erkaufte deutsche Einheit ward zugleich für unsere Landsleute in allen Theilen der Erde gewonnen. Sie ward in den entferntesten und uns scheinbar entfremdetsten Städten gefeiert, in Rom und Madrid, in Oporto und Konstantinopel, in Jerusalem, Calcutta, Hongkong, Batavia, in Adelaide, Melbourne, durch Sibirien hindurch bis an die Amur-Mündungen hinaus. Ueberall auf der ganzen Erde deutsche Einheits-Feier. Unser Vaterland ist nun wirklich größer. Idealistisch und kosmopolitisch gehört uns bereits die ganze Welt, und wenn das Deutsche Reich zu Hause zu sich selbst kommt, seine Mission begreifen und erfüllen lernt, werden Millionen deutsche Reichsmitbürger rund um die Erde herum friedlich daran mitarbeiten, die ganze Welt für den germanischen Geist der Kultur und des Friedens auf Erden zu gewinnen.

Hecker meinte in seiner Rede, es möchten dazu etwa noch fünf Jahrhunderte gehören; aber es wird wesentlich vom Deutschen Reiche zu Hause abhängen, ob wir viel eher dieses Ziel erreichen oder auch gar nicht. Bis jetzt will es noch nicht recht zu sich selbst kommen. Es lerne nur erst richtig suchen, dann wird es wohl finden.

Kleine literarische Revue.

— **Deutsche Bibliographie von 1801—1868.***) Ein Werk, über dessen Nützlichkeit für Buchhändler, Bücherfreunde, Schriftsteller, Bibliotheken u. s. w. kein Wort zu verlieren ist. Die deutsche Literatur läßt sich nicht wohl enger zusammenfassen, als sie hier erscheint, und doch füllt sie einen kolossalen Band von 1061 Seiten! Und dabei ist die Journalistik, welche in deutschen Landen bekanntlich von Tag zu Tag einen breiteren Raum beansprucht, noch ganz unberücksichtigt geblieben. Es giebt aber auch kaum Einen Gegenstand in Gottes Welt, über welchen sich in Deutschland nicht ein Buch vorfände! Von den kühnsten Schlüssen spekulativer Philosophie bis herab zur Stiefelwichse ist Alles wichtig genug erschienen, um den Inhalt eines Buches herzugeben. Um eine solche Literatur zu schaffen, bedurfte es eines ganzen Heeres von Schriftstellern. Wenn während der Belagerung von Paris die dortige Presse eine besondere Legion aus den in ihrem Dienste stehenden Jüngern an die Thore entsenden konnte, so würden die deutschen Autoren respektabler Bücher füglich ein halbes Dutzend auf den Kriegsfuß gestellter Bataillone füllen können: das Register unseres Katalogs weist nicht weniger als 6600 Autoren-Namen auf, deren Träger wir gewiß zur Hälfte noch unter uns zu sehen die Freude haben. Dabei wird so mancher Verfasser eines Romans, einer Reihe von Novellen, eines Bühnenstücks oder eines Bändchens Gedichte behaupten dürfen, daß der Katalog ohne seinen Namen nicht vollständig sei! Dennoch nimmt die schöne Literatur darin den verhältnißmäßig größten Raum ein. Ihr folgt, als gutes Zeichen, wie hoch die mit den körperlichen Gebrechen sich beschäftigende Wissenschaft in Deutschland entwickelt ist, die medicinische Literatur. Die Gewerbskunde füllt ihre 70 Seiten, das Unterrichts- und Erziehungswesen kaum weniger, die Theologie präsentirt sich auf 57 Seiten, den Hausfrauen ist auf ganzen fünf Seiten Gelegenheit gegeben, den Geschmack am häuslichen Tische durch die Wahl des besten Kochbuches zu veredeln. — Was die Zusammenstellung des Katalogs betrifft, so ist dieselbe, wie uns der Herausgeber versichert, lediglich nach den Grundsätzen der Zweckmäßigkeit erfolgt. Wenn wir hierin beistimmen, so machen wir nur insofern einen Vorbehalt, als wir glauben, daß die Reihenfolge der unter einem Autornamen zusammengestellten Werke nicht alphabetisch, sondern chronologisch hätte geordnet werden sollen.

— **Meyer's Handlexicon des allgemeinen Wissens****) nennt sich der bei aller Kühnheit wohlgelungene Versuch, den Haupt-Inhalt unserer meist 16—20bändigen Conversationslexica in einem einzigen handlichen Band, welcher auf den ersten Griff kurze und bündige Auskunft giebt, zusammenzudrängen. Jeder der nicht viel Zeit, Platz und Geld auf ein solches Nachschlagewerk verwenden kann, wird hier vollkommen Befriedigung finden, ja wir glauben fast, daß selbst Mancher, der den großen Brockhaus besitzt, den kleinen Meyer noch nebenher anschaffen wird, wegen seiner ausnehmenden Bequemlichkeit und Dienstfertigkeit. Die ganze Ausführung ist von einem praktischen, des bibliographischen Instituts würdigen Gesichtspunkte entworfen, und wird sich sehr bald die verdiente Anerkennung erwerben. Die beigegebenen Kärtchen und Abbildungen sind eine recht hübsche Zugabe, die hoffentlich das Werk nicht vertheuert hat, welches in zwei Hälften à 1⅓ Thaler zu beziehen ist.

*) Katalog der wichtigeren hervorragenden und besseren Schriften deutscher Literatur, welche in den Jahren 1801 bis Ende 1868 erschienen. Zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Hoppe. St. Petersburg, H. Hoppe. Leipzig, Franz Wagner. 1871.

**) Hildburghausen 1871—1872. Verlag des bibliographischen Instituts.

— **Kompaß für Auswanderer.** Unter dem Titel „Illustrirte Katechismen" giebt die Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig eine Reihe kleiner Schriften heraus, welche, alle Gebiete des Wissens und zugleich des praktischen Lebens umfassend, eine erstaunliche Fülle von Belehrungsstoff für die weitesten Schichten der Bevölkerung bieten. Das uns vorliegende, oben genannte Werkchen trägt die Nummer 65 dieser Serie und ist zugleich bereits in der fünften, vermehrten und verbesserten Auflage erschienen. Dies spricht wohl am besten für den Werth eines solchen weitreichenden Unternehmens, wie bezüglich für den des einzelnen Werkes. Dies Letztere steht denn auch in der That, sowohl in Hinsicht gründlicher Kenntniß aller Verhältnisse, als auch in der klaren und durchaus unparteiischen Beurtheilung hoch obenan unter allen ähnlichen Schriften da. Aus vollem Herzen schließen wir uns daher dem im Vorwort ausgesprochenen Wunsche des Verfassers, Hrn. Eduard Pelz an: „Möchte dieser Kompaß eine recht allgemeine Verbreitung finden und für deutsche Auswanderer, welche seither wegen Mangel an richtiger Leitung sich nach allen Richtungen der Windrose zerstreuten, das eigene Gedeihen verfehlend und dem Mutterlande Verlust bringend, ein guter Wegweiser werden!" K. R.

— **Zur Erinnerung an Henrich Steffens.***) Wenn die Aerndte abgemäht und eingeheimst ist, dann finden die fleißigen Aehrenleser wohl noch manche vergessene Halme, aus denen sich ganz artige Bündelchen machen lassen. Auf dem Felde der Literatur giebt es auch solche Aehrenleser, die im Nachlaß berühmter Leute stöbern und mit einer Gewissenhaftigkeit, die einer besseren Sache werth wäre, aber auch Alles zu Tage fördern, was sie irgend gefunden haben. Da ist es denn kein Wunder, wenn neben mancher vollen Aehre auch eine ganze Menge leeres Stroh mit auf den Markt kommt. Die Briefe von Henrich Steffens an seinen Verleger gehören größtentheils in diese Kategorie. Wohl enthalten sie hier und da eine flüchtige Bemerkung über Zeitereignisse der Jahre 1832—1844, die, als unmittelbar die Eindrücke des Tages wiederspiegelnd, von Interesse ist, außerdem aber fast nur geschäftliche Mittheilungen an den Verleger, die, eben nur für diesen bestimmt, der Nachwelt immer hätten vorenthalten bleiben können. Pietät ist ja an sich eine sehr schöne Sache, in der Literatur hat sie aber nur eine zweifelhafte Berechtigung.

M. St.

— **Eine Dorfgeschichte von Katharina Diez.** Seit Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach, welche man die Väter der deutschen Dorfgeschichte nennen kann, durch ihre bis jetzt noch unerreichten Schilderungen des Lebens der ländlichen Bevölkerung unsere Literatur um eine neue Dichtungsart bereichert haben,

*) Aus Briefen an seinen Verleger. Herausgegeben von Max Tietzen. Mit dem Portrait von Steffens. Leipzig, G. E. Schultze. 1871.

sind Viele schöpfen gegangen an den von Jenen eröffneten Quell eines frisch und ursprünglich fluthenden Lebensstromes. Viele haben geschöpft, Einigen ist es gelungen, den Strom in krystallhelle Gefäße zu fassen, Andere haben ihn destillirt, bis von den ursprünglichen Bestandtheilen wenig übrig blieb; noch Andere glaubten, das mit aufgespülte Erdreich nicht sondern zu dürfen, und gaben uns Bilder, deren allzuderbe Natürlichkeit das Bedenken jedes ästhetisch Gebildeten erregen mußte. Je mehr Dorfgeschichten geschrieben wurden, um so mehr stellte es sich heraus, wie Wenige hierzu berufen und auserwählt sind; um so mehr stellte es sich heraus, daß diese anscheinend so einfache Dichtungsart das Herz und die Phantasie des Dichters, das Auge des Künstlers, verbunden mit echter Menschlichkeit, schlichter Wahrhaftigkeit verlangt.

Alle diese Bedingungen erfüllt Katharina Diez, deren Name man nicht in jedem Meßkataloge findet, die still im Verborgenen schafft, die sogar von der großen Masse wenig gekannt ist, aber eine kleine auserwählte Gemeinde besitzt, welche jede neue Blüthe ihrer Poesie mit Freuden begrüßt und dazu vollkommen berechtigt ist. Auch in der uns vorliegenden Dorfgeschichte*) erweist die Verfasserin sich wieder als eine Dichterin von Gottes Gnaden. Onkel Martin ist eine so fein gearbeitete Erzählung, wie wir sie nicht allzuhäufig auf dem Gebiete der neueren Literatur finden. Obwohl in der Anlage und Zeichnung der Charaktere, wie in der Schilderung der Verhältnisse gänzlich verschieden von Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde", erinnert „Onkel Martin" doch unwillkürlich an jenen vortrefflichen Roman. Auch hier liegt der Schwerpunkt nicht in der Schilderung der äußeren Ereignisse, obschon dieselben recht interessant sind, sondern in der sorgfältigen Seelenmalerei, in dem Belauschen und Wiederspiegeln der innersten Vorgänge des Menschenherzens. Wie die liebevollste Zeichnung nur die Form, nie den Duft einer Blume wiederzugeben vermag, so würde ein Bericht über die Erzählung nur das Gerippe, nicht die innere Bedeutung derselben schildern können; wir verzichten deshalb darauf und begnügen uns, unsern Lesern das „Selbstlesen" angelegentlich zu empfehlen. J. H.

— **„Herr Klappenborg."****) Eine geistreiche Humoreske, deren handelnde Figuren personificirte Volkscharaktere, also gewissermaßen Allegorien, sein sollen, aber, wie sich kaum anders erwarten läßt, mit manchen kleinen Zug an leitende Persönlichkeiten der politischen Welt stark erinnern. Die Einzelheiten der ziemlich zusammenhangslosen Geschichte sind so trefflich und ergötzlich erzählt, daß man sie mit Vergnügen, ja mit Interesse an der tollen Fabel selber liest, auch wo man dem Verfasser in seinen Anspielungen auf die Tagesgeschichte nicht zu folgen vermag, und die Gestalten des Herrn Klappenborg und besonders des „Pastor Danns", trotzdem sie mit geistreicher Willkür bald als Allegorien, bald als Masken bekannter Personen tractirt werden, weisen eine so lebensvolle Charakteristik auf, daß manche wirklich und malerisch sein sollende Romanfigur vor ihnen erblassen muß.

*) Onkel Martin, eine Dorfgeschichte von Katharina Diez. (Zweite Auflage.) Stuttgart und Leipzig. Otto Risch, 1872.

**) Eine wahre Geschichte von einem seiner Verehrer. Berlin, Robert Oppenheim.

— **Ein antiliberales Lebensbild.***) „Jeder will vor allen Dingen — Seiner Meinung sich entled'gen." — Diesem verzeihlichen Drange folgend, beschenkt uns der Herr Verfasser mit dem vorstehenden Lebensbilde. Er legt darin auch unter Anderm mit Nachdruck die wohl etwas veraltete Ansicht nieder, daß jeder Liberale ein verkappter Mephistopheles oder ein verführter Faust sein müsse. Das Büchlein hält sich durchaus rechts (rechts vom Präsidentensitze des Abgeordnetenhauses); es ist in der correcten Gesinnung und dem correcten Stil geschrieben, den wir bei dem Herrn Hauptmann auch nicht anders vermuthen dürfen, und erzählt Leben, Meinungen und Thaten eines jungen preußischen Offiziers, den sein seltsames Schicksal bis in die Sklaverei in Tripolis, von da aber in die Arme seiner getreuen Braut, welche er um ein Haar sitzen gelassen hätte, zurück führt. E. F.

— **Schweizerklänge.** In fünfter Auflage liegt uns eine Erzählung vor „Ein Sturm auf dem Vierwaldstädter-See"**), und dieser Umstand ist schon so beredsam, daß wir eigentlich kein Wort der Empfehlung mehr hinzuzufügen brauchten. Wir möchten indeß der Verfasserin gern unsern Dank aussprechen für die Stunde der Erhebung, welche uns das Buch gewährte, das in kurzen, knappen Zügen eine ebenso vortreffliche Schilderung des Sturmes in der Natur, wie der Stürme in der Menschenbrust zu geben vermag, das fern von aller Frömmelei den Geist echter Frömmigkeit athmet und ein Erbauungsbuch im besten Sinne des Wortes ist.

Ein zweites, ebenfalls die Schweiz besingendes Büchlein***) — und zwar in des Wortes strengster Bedeutung, denn es sind Verse — vermochte nicht, eine so wohlthuende Wirkung auf uns zu üben. Wir wollen es bei dieser Anzeige desselben bewenden lassen. J. H.

— **Brockhaus' Ausgaben spanischer und italiänischer Autoren.** Von der durch die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig veranstalteten Ausgabe spanischer Autoren liegen uns abermals vier Bände, der 27.—30. Band, vor. Der 27. und 30. Band sind herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Caroline Michaelis, einer in Berlin lebenden Dame, und enthalten: Las Mocedades del Cid. — El Conde de Sex. — El Desden con el Desden und Romancero del Cid. — Band 28 und 29 bringen eine spanische Uebersetzung des Gil Blas de Santillana von Le Sage aus der Feder des Padre Isla.

Dieselbe Verlagshandlung hat nunmehr auch eine Ausgabe italiänischer Autoren begonnen, deren drei erste Bände enthalten: Fiori della Poesia italiana antica e moderna, gesammelt von Caroline Michaelis; La Gierusalemme liberata von Tasso, herausgegeben und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von G. A. Scartazzini, und endlich Cecco d'Ascoli, geschichtliche Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert von Pietro Fanfani.

— **Neue Uebersetzungen alter Schriften,** die zum Theil in besseren deutschen Uebersetzungen längst vorhanden sind:

*) Thorismund, ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert, von Hermann von Schmettau, Hauptmann a. D. Stettin, Otto Brandner, 1871.

**) Von Louise Meyer von Schauensee. Stuttgart, Otto Risch, 1872.

***) Bilder vom Genfer See, von Louise Tittmann. Stuttgart, Carl Grüninger, 1871.

Die Ruinen, Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche, von C. F. Volney. Aus dem Französischen. Deutsch von Dr. Aug. W. Peters. (Ein Band von 371 S. mit zwei Kupfertafeln.) Bremen, J. Kühtmann, 1871.

Reiseskizzen und Federzeichnungen, von H. C. Andersen. Deutsch von Dr. Aug. W. Peters. (Ein Band von 330 S.) Bremen, J. Kühtmann, 1872.

König René's Tochter, lyrisches Drama von Henrik Hertz. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann, 1871.

Konrad Wallenrod, von Adam Mickiewicz. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Dr. Albert Weiß. Bremen, Kühtmann, 1871.

Gesellschaft und Einsamkeit. Zwölf Kapitel von Ralph Waldo Emerson. Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Bremen, Kühtmann, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Ein Pariser Arzt, Dr. Laborde, hat unter dem Titel: „Les hommes et les actes de l'insurrection de Paris devant la psychologie morbide" eine Schrift herausgegeben, worin er nachweist, daß fast sämmtliche Leiter der Pariser Commune und ihrer demokratisch-sozialen Unthaten mehr oder weniger geisteskrank waren, zum Theil in Folge einer erblichen Anlage, die sie von ihrem Vater oder ihrer Mutter überkommen hatten, und zum Theil in Folge persönlicher, heftiger Aufregungen in ihrer Familie und in den Kreisen, mit denen sie verkehrten. Sie waren Tollhäusler im eigentlichen Sinne des Wortes, und Einer derselben, der nach dem Irrenhause von Charenton gebracht wurde und der seitdem dort verschieden ist, frug sehr naiv: „Warum bringt man denn nicht auch die Anderen hierher?" Also von einer Schaar von Tollhäuslern ist die Weltstadt Paris, die vor Allem wegen des „Esprit" und des feinen Takts ihrer Bewohner, ja die als Königin der Intelligenz, der Wissenschaft und der Kunst gefeiert und bewundert war, zwei Monate lang so uneingeschränkt beherrscht worden, daß sie sich jeden Widersinn, jede bis zum Verbrechen sich steigernde tolle Handlung ihrer Leiter mußte gefallen lassen! Das war in der That eine der schmachvollsten Erniedrigungen, die das Schicksal dem modernen Babel, ja dem gesammten französischen Volke auferlegt hatte. Weit beschämender für die Nation, als die durch deutsche Waffen bewirkte Demüthigung des alten Militärstolzes von Frankreich, war diese Demüthigung seines Geistesstolzes durch eine Schaar von Wahnsinnigen. Die R. d. d. M. sagt bei Gelegenheit einer Anzeige der Schrift des Dr. Laborde: „Die Krankheit, an der wir laboriren und deren Symptom die Ereignisse zur Zeit der Commune waren, kann nicht durch eitele Selbstberäucherung, durch Frivolitäten, durch läppische oder heftige Zeitungsangriffe, sondern kann nur geheilt werden durch energische Rückkehr zu unserem natürlichen Selbst, durch vaterländischen Gemeinsinn und gesunde Vernunft, durch freiwilliges, uneigennütziges Zusammenwirken ohne alle Hintergedanken der Parteistellung, kurz durch alles das, was wirklich die Verjüngung einer alt und schwach gewordenen Nation herbeizuführen vermag."

Eines der versprechendsten Gebiete für einen tüchtigen Beobachter müßte es wohl sein, von den ersten psychischen Regungen des neugebornen Kindes an, die Entwickelung des Geistes in demselben stufenweise zu verfolgen, die ersten Reactionen auf äußere Gegenstände zu zergliedern, die beginnenden Sprachversuche aufmerksam zu studiren u. s. w. Aber, einzelne Ansätze abgerechnet, hat unseres Wissens noch Niemand eine vollständige Kette solcher Untersuchungen angestellt, welche nicht nur werthvolles wissenschaftliches Material, sondern auch reichliche praktische Ausbeute für die Erziehung versprechen. In einer kleinen, sehr verständlich gehaltenen Schrift von Prof. Dr. Gottfr. von Rittershain, „Geistesleben", Betrachtungen über die geistige Thätigkeit des menschlichen Gehirns und ihre Entwickelung*) haben wir mehr Rücksichtsnahme als gewöhnlich, auf diesen wichtigen Gegenstand gefunden, so daß wir, gerade dieses Umstandes wegen, dieselbe Aeltern, Lehrern und Erziehern auf das Wärmste empfehlen möchten, wenn sie ihre Methoden nicht allein auf Praxis und bestimmte Principien, sondern auch auf wissenschaftliche Erkenntniß basiren wollen.

Babu Keschuk Chunder Sen, der auch in diesen Blättern schon öfter erwähnte indische Brahmane, der sich längere Zeit in England aufgehalten hat, um europäische Einrichtungen in vorurtheilsfreiem Sinne zu studiren, und, soweit es thunlich, in seiner Heimat einzuführen, ist jetzt in Calcutta hauptsächlich damit beschäftigt, in Indien freie Gemeinden nach dem Muster derer der Unitarier einzuführen, in denen eine reine Gottesverehrung an die Stelle dogmatischer Formalität und mechanischer Bekenntnisse treten soll. Seine Freunde in England haben ihm eine schönklingende Orgel für seinen Tempel in Calcutta geschenkt, die soeben in England eingeschifft worden ist. Man hofft, daß sie noch zu dem großen Somaj-Fest, im Januar 1872, in Indien eintreffen werde; bei dieser Gelegenheit hofft Herr Sen durch die Einführung geistlicher Vokal- und Instrumental-Musik bei dem Gottesdienst tiefen Eindruck auf die Eingebornen zu machen.

Die „Israelitische Wochenschrift"**) erzählt folgende Anekdote: „Vor einiger Zeit begingen in Knoxville (Tennessee) einige Barbiere das abscheuliche Verbrechen, am Sonntag die Bärte zu rasiren. Einige Concurrenten verriethen diese Sabbath-Schändung und brachten deswegen sogar eine Klage bei dem Friedensrichter Julius Ox vor. Nun ist dieser Julius Ox zugleich Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Knoxville. Man denke sich daher seine große Verlegenheit, die beleidigten Gewissen und das bürgerliche Gesetz, Christenthum und zugleich sein Judenthum in Einklang zu bringen. Herr Ox zeigt sich durch seine Entscheidung als ein zweiter Salomo und decretirte wie folgt:

„Das Gesetz bestimmt, daß kein Kaufmann, Gewerbtreibender u. s. w. seinen täglichen Geschäften am Sonntag nachgehen dürfe, und bestimmt als Strafe für die Uebertretung 3 Dollars. Nun gewährt aber auch die Verfassung des Staates Tennessee vollständige religiöse Freiheit und bestimmt, daß keine menschliche Macht die Gewissen Anderer beeinflussen, und daß keine religiöse Gemeinschaft vor der andern einen Vorzug haben dürfe. Die Strafe, die durch obiges Gesetz für jede Person festgesetzt ist, die am Sonntag „ihren werktägigen Arbeiten nachgeht", ist ganz sicher eine Beeinträchtigung der religiösen Freiheit, eine Bevorzugung vor der andern und demgemäß eine Verletzung der Verfassung von Tennessee. Darum spreche ich den Angeklagten frei und lege dem Kläger die Kosten des Prozesses auf."

---

*) Wien, W. Braumüller, 1872.

**) Herausgegeben von Dr. A. Treuenfels. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch).

Dieser Nummer liegen bei: 1) Beilage von **R. Oldenbourg** in **München.** 2) Prospekt betr. **Illustrirte Kriegschronik.** Verlag von **J. J. Weber** in **Leipzig.** (250. 51)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

40. Jahrg.] — Berlin, den 30. Dezember 1871. — [№ 52.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die preußische Staatsverfassung.

Das von Max von Oesfeld herausgegebene Werk „Preußen in staatsrechtlicher, kameralistischer und staatswirthschaftlicher Beziehung"*), das zuerst im Jahre 1857 erschien, hat sich durch seine praktische Brauchbarkeit so große Anerkennung erworben, daß jetzt eine zweite Auflage hat besorgt werden müssen. Wir begleiten dieselbe mit folgenden Bemerkungen:

Der Verf. hatte bei seiner Arbeit den Zweck im Auge, einerseits dem preußischen Staatsbürger die Gelegenheit zu bieten, sich, der ihm durch die modernen Verfassungs-Verhältnisse des Vaterlandes gegebenen Stellung entsprechend, über die staatsrechtlichen Zustände Preußens zu unterrichten, andererseits dem Beamten eine Einsicht in alle Zweige des preußischen Staats-Verfassungs- und Verwaltungsrechts zu gewähren, besonders aber denjenigen Beamten behülflich zu sein, welche sich zu den Prüfungen für die höheren Verwaltungsstellen vorzubereiten haben. Diesen Zwecken zu dienen, war die erste Auflage vortrefflich geeignet. Die Anlage des Werkes, die leichte Uebersichtlichkeit, die klare und populäre Sprache, die Durcharbeitung des gewaltigen Stoffs ließen nichts zu wünschen übrig. Einige Unvollkommenheiten in der Darstellung konnten bei Gelegenheit der zweiten Auflage ausgeglichen werden. Indeß hat gerade diese zweite Auflage dem Verf. durch die Masse des darin zu berücksichtigenden neuen Stoffes ohnehin große Schwierigkeiten gemacht, so daß jenen Unvollkommenheiten vielleicht nicht die ihnen sonst wohl geschenkte Aufmerksamkeit zu Theil geworden sein mag. Wir erlauben uns ein Beispiel zu nennen.

*) Ein populäres Hand- und Hülfslehrbuch der inneren Staatsverfassungs- und Verwaltungskunde. 2 Theile. Breslau, J. U. Kern. (Zweite durchaus neu umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1871.)

Nach der Fassung des Artikels über den Bauernstand (das Staatsbürgerrecht, 2 E.) würde man anzunehmen haben, daß die Hörigkeit des bäuerlichen Standes in Preußen der von jeher eingeführte rechtliche Zustand gewesen sei. Mit dieser Annahme würde man aber sehr irren. Gerade in der Mark, dem Stammlande Preußens, war der Bauer frei, bis er, im Mittelalter, als Ausgleichs-Object zwischen den finanziellen Anforderungen der Fürsten an die Stände und der Willfährigkeit der Letzteren dem Gutsherrn überliefert wurde. Es ist dies ein sehr wichtiger und nicht zu übersehender Punkt in der Geschichte der Volks-Entwickelung.

Seite 518, Band I, meint der Verf.: „daß ein Beamter in der Regel verpflichtet wäre, ein anderes Amt mit demselben Range und demselben Amtseinkommen wider seinen Willen anzunehmen, kann man nicht behaupten." Es wird ihm interessant sein, zu erfahren, wie Friedrich Wilhelm I., einer der Begründer des preußischen Beamtenthums, hierüber dachte. Als im Jahre 1714 in Tilsit eine besondere Kammer gebildet werden sollte, wurden einige Räthe und Sekretäre der Königsberger Kammer angewiesen, sich zur Einrichtung der neuen Kammer nach jenem Ort zu begeben. Der Befehl war ihnen sehr unbequem, und mehrere weigerten sich entschieden, ihm nachzukommen; sie wollten in Königsberg verbleiben. Das nahm der König sehr übel auf. „Die Leute wollen mir forciren", schrieb er an das Finanz-Direktorium, „sie sollen nach meiner Pfeife dance, oder der D..... hohle mir. Ordre an Herzog von Holstein, die genannte — Herren, die dar nit wollen nach Tilse gehen mit Ihr gepuderten Parücken nach Friedrichsburg (die Festung in Königsberg) in die Karre geschlossen . . . die Herren werden sich verwundern, das ich so hart bin und nit meine Manier ist, es ist meine Schuldt nit, was kahn ich den tun, als es mus zur execution kommen, oder ich bin nit Herr . . ." Auf die Vorstellung des Finanz-Direktoriums nahm er den Befehl zur Einschließung der Beamten, aber keineswegs den ursprünglichen Befehl zurück. „Subordination muß sein und will haben und bin sehr delikat, wenn an meine Diner etwas befehlet, subediret zu werden und Blinden gehorsam weisen. Dieses exempell wird höchst gut sein vor mir, da ich versichert bin, nit nöhtig mehr haben werde, solche scharfe execution zu tuhn. Gott ist bekanndt, das ich es ungern tue, und wegen die Verheutter zwey nacht nit recht geschlahffen, ich habe Comando bey meine Armee und soll nit Comando haben bey die 1000 Sacramento Blakisten, ich bin Herr und die Herren sein meine Diner; sie müssen versichert sein, die alten Zeiten sein vorbey; ich werde nit mit meine Diner Proces führen, Keiner soll auch nit unglücklich werden vor Rapport . . . Die 3 Verheutter habe genug verwarnt, schriftlich. Wo kein Warn hilfft, ist keine genade. Amen." . . . „Man mus den Herrn mit Leib und Lehben, mit Hab und guht, mit erh und gewißen und alles daran setzen, als die sehligkeit, die ist vor gott, aber alles andere mus mein sein."

Der Sinn dieser energischen Dekrete ist bis in die heute noch giltigen preußischen Gesetze über die Beamten-Disciplin übergegangen, wobei nur die bekannten Einschränkungen, die, abgesehen von der Unabhängigkeit des Richterstandes, an Stelle der Willkür das dienstliche Interesse treten lassen, zeitgemäß eingeführt sind.

Die zweite Auflage des Werkes zeichnet sich dadurch aus, daß sie auch die Gerichtsverfassung in den Bereich der Arbeit gezogen und auf das Verhältniß Preußens zum Norddeutschen Bunde — während das deutsche Reich wiedererstand, war das Werk unter der Presse — berücksichtigt hat. Andererseits müssen wir bekennen, daß es uns scheint, als ob das Neue in dieser Auflage nicht die sorgfältige Durcharbeitung der ersten Auflage erfahren habe. Auf die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" in der Verfassung der seit 1866 zugetretenen Landestheile ist nicht immer gebührend geachtet worden. Es finden sich auch Ungenauigkeiten, welche in einem solchen „Lehrbuche" zu vermeiden gewesen sein würden. So zählt der Verf. in der Provinz Hannover, bei 6 Landdrosteien, 36 Amtsbezirke und ebensoviele „Amtshauptmänner". Preußen hat indeß in Hannover die frühere politische Eintheilung in 101 Amtsbezirke ruhig bestehen lassen, diesen Bezirken aber, vorzugsweise im Interesse der Militair- und Steuer-Verwaltung, 36 Kreise übergeordnet. Jedem Amtsbezirke steht ein Amtshauptmann vor; diejenigen Amtshauptmänner, welche die einen ganzen Kreis umfassenden Geschäfte führen, haben den Titel „Kreishauptmann". In Nassau ist, was der Verf. ebenfalls nicht berücksichtigt hat, die frühere Aemterverfassung beibehalten und mit dem preußischen Landraths-Institut verbunden worden. Der Bezirk Meisenheim gehört nicht zum Regierungsbezirk Wiesbaden, sondern ist als ein besonderer Kreis der Rhein-Provinz einverleibt worden. Unklar ist das staatsrechtliche Verhältniß des Herzogthums Lauenburg insofern dargestellt, als es bei dem Verf. als eine **Erwerbung**, aber auch wieder nicht als **Theil** des preußischen Staates figurirt. Es ist einfach kein preußisches Gebiet und hätte in dem Werke höchstens eine Anmerkung verdient. Wir werden uns freuen, die gewiß nicht ausbleibende dritte Auflage von solchen kleinen Mängeln befreit zu finden.

Nachlese von Karl von Holtei.*)

So ziemlich das ganze Jahrhundert in seinen literarischen, besonders schauspielerischen Persönlichkeiten und Erscheinungen zieht in dem ewig jungen Bühnenschriftsteller, Schauspieler, Shakespeare-Vorleser, Roman- und Novellenverfasser Karl v. Holtei an uns vorüber, und dies auf eine so gemüthlich-schlesische, echt deutsch gefühlvolle und zugleich so eigenthümlich humoristische Weise, daß, indem wir ihn während seiner reich schaffenden und gestaltenden Thätigkeit bewundern, zugleich persönlich unendlich liebgewinnen. Und hätte er weiter nichts gedichtet als das: „Schier Dreißig Jahre", „Hanns Jürge" (besonders mit der von ihm gegebenen Rolle), seine schlesischen Gedichte und die „Vierzig Jahre", würde er doch eine der liebenswürdigsten und volksthümlichsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts sein und bleiben. Um so dankbarer sind wir ihm für ganze **siebenunddreißig** Bände, und wir werden nicht müde, ihn bis zum vierzigsten und noch darüber hinaus immer wieder herzlich willkommen zu heißen. Letzteres gilt in diesem kleinen Aufsatze besonders seiner „**Nachlese**" zu den „Vierzig Jahren".

Und ich bedauere nichts mehr, als daß ich jetzt nur ein Wort über den dritten Band dieser Nachlese zu sagen habe. Obgleich immer liebenswürdig, gemüthlich und witzig, konnte er doch nicht in allen Winkeln seine Erinnerungen, Briefe und Manuscripte, bedeutungsvolle Bereicherungen seines Geistes- und Bändereichthums finden. So hat er jedenfalls für diesen dritten Band nichts Sonderliches zusammenspeichern können. Der größte Theil besteht in Briefen an August Kahlert.

„Was ist ihm Hecuba?" Was ist uns Kahlert? Dem Holtei ein lebenslänglicher, echter, lieber Freund. Für die Gelehrsamkeit ein hochgeachteter Büchermann und Polyhistor, zugleich begeistert und thätig für Poesie, Musik, Malerei, arbeitsam, anregend, unterstützend in Breslau und weiterhin, aber für die große Welt ein ziemlich unbekannt gebliebener Name, umsomehr, da er Eins nicht verstand, was jetzt die talentlosesten Eitelkeitsspatze meist am besten oder allein verstehen: **sich anpreisen**. So behandelte man seinen Werth und seine Wärme selbst zuhause mit Kälte und Undank. „Wenn ich mit meinen Erinnerungen", sagt Holtei, „bis in die Jugend zurückgehe, so finde ich dieselbe Undankbarkeit gegen Jeden, der sich um geistige Interessen **dort** Verdienste erwarb und sich nicht anzupreisen verstand."

Nun das geht anderen Leuten gerade so, jetzt **vielleicht** mehr als je. Wer sich nicht ausschreit, vordrängt, geltend **und** wichtig macht, der ist gar bald vergessen. Nicht sowohl aus Neid oder Bosheit, als weil sich die Leute keine Zeit mehr nehmen, nicht ausposaunte Namen und Verdienste zu bemerken, viel weniger aufzusuchen.

Nun an diesen Kahlert schrieb Holtei von 1828 an bis 18[illegible] Briefe der Freundschaft, fast immer nur persönlicher und geschäftlicher Art, fast immer mit Entschuldigungen, daß er so faul und zögernd in der Antwort gewesen sei. Für die große **Welt** haben diese Briefe nur ausnahmsweise den Werth **von** Notizen über berühmte Persönlichkeiten. Sie sind, wie es scheint, alle sehr flüchtig geschrieben. Die literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung derselben, namentlich auch in Bezug auf Holtei's eigenes Leben und Arbeiten, zerstreut sich gar zu sehr auf mehr als hundert Seiten. Aber auf jeder finden wir den herzgewinnenden, unruhig und vielseitig thätigen, unwandelbar **treuen** Freund. Kommt jetzt unter den Literaten wohl kaum noch vor, und insofern wären auch selbst diese Briefe ein sehr werthvolles Aktenstück für die Beurtheilung Holtei's und seiner Blüthezeit.

„Ein adeliges Kasino," Erzählung, ist ganz im gemüthlich humoristischen Geiste des Verfassers empfunden, ver- und entwickelt. Der Adel des kleinen Nestes ist bis auf sechs Personen zusammengeschrumpft: zwei alte Ehepaare und zwei junge Töchter. Sie kommen nur noch Einmal im Jahre, hermetisch abgeschlossen von der bürgerlichen Welt, festlich zusammen. In diese armselige Abgeschlossenheit wird ein ganz gewöhnlich bürgerlicher, noch dazu reisender Kaufmann durch eine Tapetenthür von dem mächtigen Liebreize Kunigunde's hineingezogen. Schrecken, Erstaunen, adeliger Zorn, aber die demüthigendste Unterwürfigkeit nachdem sich der in Eisen machende junge Kaufmann als Incognito reisender **Prinz** enthüllt hat. Die vier Alten reißen sich für ihre Töchter um solch einen Schwiegersohn. Dabei kommt es heraus, daß der Prinz bloß eine spaßhafte Fälschung im Fremdenbuche war und er wirklich bloß ein Kaufmann und Fabrikant. Nun siegt das bürgerliche Eisen doch gegen das adelige, armselige, verrostete Blech; aber ich hätte für meine Person keinen Grafen als Hülfstruppe verschrieben. Der bürgerliche Ritter, der echt schwedisches Eisen wachsen ließ, mußte sich Kunigunden mit **eigner** Kraft erobern. Aber man wird begreifen, daß Holtei trotz dem mit viel Komik und selbst Humor endlich sogar rührend durch und zu Ende kommt.

Zuletzt sind noch die Nachklänge aus vier Jahrzehnden Franz Grillparzer's besonders warm und werthvoll. Der merkwürdige

---

*) Dritter Band. Breslau, Ed. Trewendt.

große, eigenthümliche, lange verkannte, später wieder unbekannt gewordene, erst im achtzigsten Jahre weit umher gefeierte tragische Dichter tritt uns hier in seiner ganzen, wirklichen Persönlichkeit aus seinem Versteck, das er liebte, vertraulich näher, nicht in jener süßlich idealisirenden Verschwommenheit, ja Lüge, wie sie neuerdings in illustrirten Biographieen und Charakteristiken häßliche Mode geworden ist. Wir wollen hier nur auszugsweise eine urkomische Anecdote mit den Helden Grillparzer und Raimund zum Besten geben.

„Der große tragische Dichter konnte durch kurze ernst gemeinte Aussprüche unwiderstehlich komisch werden, wie andererseits Ferdinand Raimund, der große Komiker möglichst tragisch. Beide so scharf entgegengesetzte Persönlichkeiten treffen sich in van Akens Menagerie. Grillparzer, der die reißenden Thiere lange betrachtet, mit physiologischem Ernste ihr Gebahren studirt hat, nähert sich dem Raimund, welcher womöglich noch ernsthafter und tiefsinniger dem Affen sein Studium zuwendet. Grillparzer lacht über den Unfug, den die Bestien treiben (damals galten sie noch nicht für unsere Urahnen und es war noch verstattet, sie Bestien zu nennen). Nun kommt die Komik. Aber um sie recht zu verstehen, müssen wir uns recht einprägen, wie in Wien das Wort „schaffen" gebraucht wird. „Was schaffen's" oder bloß „schaffen's"? fragt der geklingelte Kellner; das heißt: „Was befehlen oder verlangen Sie?" Und noch mehr. „Man schafft von Ihnen" oder bloß „Ihnen", heißt: „man verlangt von Ihnen." Also nun weiter: „Ein Affe treibt gymnastische Uebungen, krallt sich mit seinen vier Pfoten an der oberen Holzwand des Käfigs fest und grinzt mit überhängendem Kopfe zähnefletschend auf die Beschauer. Raimund stößt vor Bewunderung den dicht neben ihm Stehenden mit dem Ellbogen an: „Sie, Grillparzer, wissen's, das ist schwer!"

„Schafft's Ihnen wer?" erwidert Grillparzer.

„Recht hat er gehabt", versicherte Raimund. „Von mir hat's halt Niemand verlangt; aber ich bin völlig baff gewesen. Wir haben gar nix weiter miteinander discurirt."

Einige andere charakteristische Anekdoten dieser Art sind nicht minder komisch, aber die gedrungene Form und blitzblaue Lokalfarbe in: „Schafft's Ihnen wer?" kann wohl kaum übertroffen werden. Und hinterher diese hohe, warme Anerkennung aus dem Herzen des wahrlich selbst nicht unbedeutenden dramatischen Künstlers und Dichters. Er nennt sich dabei den Abgestorbenen. Zu solchen wird er nie gehören, ebensowenig wie Grillparzer; aber das ist wahr: solche Anerkennung ohne Brodneid ist nicht mehr modern, ist abgestorben.

Wir verlassen den nun auch wohl beinahe Achtzigjährigen als Großvater in seiner Familie, als Vater unsterblicher Dichtungen, trotz der wuchernden Makulatur-Literatur, mit dem herzlichen Wunsche, daß es ihm gelingen möge, noch ein Paar Bändchen „Nachlese" zusammenzufinden und in die Welt zu streuen.

H. B.

Bruder Studio.*)

„Studentenleben! Tausendknospige, tausendblättrige Rose, vollblühendste Blume der Jugend!"

So fängt der „Bruder Studio" von Arnold Wellmer, ein hübscher, vollsaftiger Band mit Studentenleben aus fünf Jahrhunderten an und entspricht in seiner Begeisterung für den akademisch-jugendlichen Uebermuth ganz dem citirten Ausrufe und zwar vielleicht mit zu rosiger Färbung. Man kann seine Begeisterung theilen, ohne sich dadurch der Pflicht zu entziehen, ohne Philisterhaftigkeit anzuerkennen, daß in diesen Freistaaten der Wissenschaft etwas faul geworden ist. Die anmaßende Fakultäts-abgefächerte Kathederweisheit mit der Pascha-artigen Gerichtsbarkeit einer einzigen Person, und zwar ohne Möglichkeit der Appellation, die immer noch in manchen Verbindungen tyrannisch herrschende Paukerei, der Stolz auf's Saufen mit möglichst viel Tabaksqualm, manche noch aus dem Mittelalter stammende Schranken und Vorschriften, dies und noch mehr sind entschieden faule Flecke.

Bekanntlich sind die Studenten selbst mehrmals um Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit eingekommen. Andere Uebel mögen sie vielleicht lieben, ohne daß sie dadurch besser werden. Nun es ist wenigstens ein Trost, daß sich diese echtdeutschen Frei- und Pflanzschulen der Wissenschaft während ihres fünfhundertjährigen Bestehens im Wesentlichen immer zweckmäßiger entwickelt haben. Die erste Universität Prag schildert uns der Verf. genau und anschaulich als ein wahres Sündennest von Rohheit und unwissenschaftlicher Beschränkung. Wir erwähnen nur, daß die Studenten nach Nationen eingetheilt waren und immer Krieg mit einander führten. Dabei lesen wir, daß sich Johann Huß schon als echter Stockböhme gegen die Deutschen bewies und er es war, der dadurch die deutschen Studenten zwang, zweitausend Mann hoch nach Leipzig auszuwandern und da eine besondere deutsche Universität zu gründen. Prag war seitdem durch Huß und Haß gebrochen und ist nie wieder recht heil geworden.

Von den zwölf Schilderungen heben wir noch das „Studentenmütterchen", keine andere als die Wittwe Luthers in Wittenberg, als eine geschichtlich interessante und gemüthlich warme Darstellung hervor.

Sodann theilen wir den grimmigsten Zorn des Verfassers gegen die wahnsinnigen Verfolgungen, Einkerkerungen und selbst Begnadigungen der schwarz-roth-goldenen Studenten unter der Tyrannei ihrer Henker und Häscher, wie sie in wiederholten Wahnsinns- und Furchtausbrüchen unter den Befehlen eines Metternich, Kamptz, Schmalz u. s. w. gegen die schönste Blüthe der deutschen Jugend, gegen die Gesinnung gehetzt wurden, deren Verwirklichung wir eben als die Grundlage des deutschen Siegesruhms und der deutschen Einheit erlebt haben.

In dem „Bruder Studio for ever" lernen wir den Studenten Bismarck als den größten, übermüthigsten, aristokratischsten „Achilles" der Paukerei, des Trinkens und Rauchens kennen. Der weltberühmt gewordene Schöpfer der deutschen Einheit, des deutschen Kaiserreichs, dessen begeisterte Jünger und Anhänger noch während seiner Studentenzeit verfolgt oder wenigstens brodlos gemacht wurden, wird jetzt selbst bereuen, daß er gar zu flott paukte, rauchte und trank. Die drei übrig gebliebenen Haare und seine den größten Aufgaben gegenüber ohne hohes Alter erschütterte Gesundheit sind nicht bloß ein grenzenloses Uebel für ihn, sondern auch für Alle, welche in ihm den Baumeister des noch nicht vollständigen Gebäudes deutscher Einheit und Freiheit verehren. In drei Semestern siebenundzwanzig Paukereien, drum herum immer Bier- und Champagner-Kneipereien mit langen, fast nie kalt werdenden Pfeifen oder feinsten Havana-Cigarren — das untergrub auch die kernige Gesundheit des stämmigsten, märkischen Junkers, des bis jetzt größten Helden deutscher Diplomatie und Staatskunst. Er machte sogar förmliche Pauk- und Bierreisen

---

*) Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten. Von Arnold Wellmer. Berlin, Gerschel Verlagsbuchhandlung. 1871.

von Göttingen aus nach Halle, Leipzig und Jena. Auf der Weimar'schen Universität steckten sie den zum Waffen-Abfassen herbeigeschlichenen Pedell oder Pudel Kahle unter eine große Weintonne, stellten sich mit zwölf Kanonenstiefeln darauf, stopften das von ihm zum Guckloch ausersehene Spundloch zu und hielten ihn so gefangen, bis sie alle siebzehn Skandäler vor seinen Ohren ausgefochten und Bismarck seine acht Gegner alle angeschmiert hatte, ohne selbst nur einen blutigen „Ansch—ein" zu erhalten.

Solche Geschichten lesen sich ungemein lustig, und die kräftige deutsche Jugend wird sich dergleichen „Ulk" nie nehmen lassen. Auch der Referendarius Bismarck macht durch sein aristokratisches Selbstgefühl der höchsten Büreaukratie gegenüber auf die heiterste Weise dem Stande noch Ehre. Dem Allmächtigen des Regierungsbezirks Potsdam, v. Meding, beweist er ganz Bismarck'sch, daß auch ein Referendarius anständig behandelt sein will. Letzterer stellt sich ihm vor und dieser raucht ruhig weiter, ohne ihn zu beachten. Otto v. Bismarck holt sich eine feine Havana hervor, öffnet das Fenster und bläst duftende Wölkchen in die Frühlingsluft hinaus, bis er nur noch einen Stummel zwischen den Fingern dreht. Da entdeckt der Oberpräsident das furchtbare Verbrechen und starrt den Schuldigen sprachlos an. Dieser aber giebt ihm auf die höflichste Art einen Verweis und verabschiedet sich mit edelmännischem Kratzfuß, noch ehe der Bureaukrat zu Worte kommen kann. Etwas Aehnliches erlebte der österreichische Bundestagspräsident später in Frankfurt. Bismarck machte ihm an einem heißen Tage seine Aufwartung. Rauchend und in Hemdsärmeln empfangen, fand er sogleich eine übermüthig edelmännische Züchtigung.

„Excellenz haben Recht: es ist wirklich sehr heiß hier. Darf ich um etwas Feuer bitten?" Zieht seinen Rock aus und eine Cigarre hervor. Das war vielleicht der Anfang des böhmischen Krieges, des Endes des deutschen und des Anfangs des norddeutschen Bundes.

Auch der Herr Stadtgerichtsrath in Berlin wird zeitlebens an den damaligen Gehülfen Bismarck gedacht haben. Es wird ein Berliner Bummler verhört und macht sich durch schnöde Grobheit mausig. Bismarck droht „ihn hinauszuwerfen." Der Stadtgerichtsrath bemerkt aber vorwurfsvoll: „Hr. v. Bismarck, das 'Rausschmeißen ist meine Sache." Nun wird der Berliner Bummler natürlich noch schnöder und schnatteriger bis Bismarck entrüstet aufsprang und ihm zurief: „Herr, wenn Sie sich nicht ordentlich betragen, lasse ich Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen."

So etwas liest man gern von dem jetzigen Fürsten und Reichskanzler und liebt vielleicht sogar den Gefürchteten und Erhabenen und wünscht männlicherweise nichts sehnlicher, als daß das Bureaukratenthum mit seinen entwürdigenden Demüthigungen für untergebene Ehrenmänner öfter in solcher Weise gebrochen und gezüchtigt werde.

Auch die deutschen Studenten in Jena, wie sie sich dem damals allmächtigen Napoleon gegenüber männlich und muthig bewährten, während Alles vor dem kleinen, grüngelben Ungethüm zitterte und kroch, sind echte Perlen in Wellmer's erstem Bande.

Ebenso tragen die anderen Schilderungen zur Bekräftigung des Wunsches bei, daß diesem ersten Bande mehrere folgen mögen. Bruder Studio hat während der fünfhundert Jahre seiner immer schöner und auch etwas tabaksfreier gewordenen Blüthe so wesentlich zur Heiterkeit und Männlichkeit des deutschen Lebens beigetragen, daß es sehr verdienstlich ist, noch mehr Erquickung und Nahrung aus dieser Quelle zu schöpfen und nach allen Seiten zu bieten. Ewig soll Börne's Ausspruch gelten: „Wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren soll die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!"

Wir setzen hinzu, daß die blutigen Paukereien oft um der lächerlichsten Lappalien willen, die bei starkem Bier und beizendem Tabak den beduselten und vergifteten Gehirnnerven wie Ehrensachen erscheinen, in dieser Verbindung mit Nicotin und alcoholisirten Gerstensaft ganz wesentlich zum Schmutze gehören.

H. B.

Neue Auflagen älterer Werke lebender Autoren.

Es sind uns eine ganze Anzahl von Büchern in zweiter und dritter Auflage zugegangen, welche wir zum großen Theil bei ihrem ersten Erscheinen eingehend besprochen haben und über welche außerdem der Umstand, daß sie mehrere Auflagen erlebt, bereits das entscheidendste Urtheil gefällt hat. Wir begnügen uns deshalb mit einer einfachen Anzeige der neuen Auflage, überzeugt, daß es von unserer Seite nur dieser bedarf, um die Leser sich mit erneuter Aufmerksamkeit dem bereits freudig Aufgenommenen wieder zuwenden zu sehen.

Zuerst sei genannt: „Römische Schlendertage" von Hermann Allmers,*) das im Jahre 1869 zuerst erschienen, jetzt bereits die dritte Auflage erlebt, somit das günstige Prognostikon, das wir bei unserer Besprechung der Arbeit stellten, reichlich gerechtfertigt hat. Die neue Auflage ist vom Verfasser sorgfältig durchgesehen und hat bedeutende Erweiterungen und Bereicherungen erfahren.

Hieran schließt sich „Eine protestantische Osterandacht im St. Peter zu Rom" von W. Roßmann.**) Auch dieses Buch, welches ein Supplement zu des Verfassers Werk: „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen" bildet, hat in sehr kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Herr Roßmann stellt in dieser Schrift, gestützt auf die ältesten liturgischen Quellen, und auf archäologische Vergleichungen eine Untersuchung an über das Herkommen und den Charakter der römischen Osterfunktionen und kommt zu dem Resultate, daß dieselben zum größten Theil aus dem alten römisch-griechischen Gottesdienste übernommen seien. Der Verfasser verwirft diese symbolischen Gebräuche ihres Ursprunges halber nicht, aber er trennt sie von den Werken und Opfern, die den praktischen Zweck der Versöhnung Gottes haben und bricht so den Bann alter Vorurtheile auf protestantischer, wie auf katholischer Seite.

An belletristischen Werken sind uns neue Auflagen zugegangen von: „Maria Mancini", Roman von Julius Grosse; „Der Regenbogen", sieben Erzählungen von Wilhelm Rabe; „Erlebtes und Erdachtes" von A. Mels***) und endlich „Innocens", eine Novelle von Ferdinand von Saar.†) J. H.

Frankreich.

Eine französische Stimme über Arbeiter-Verhältnisse.

In dem Dezemberheft der Revue des deux Mondes macht Herr Paul Leroy Beaulieu sehr eingehende Mittheilungen über die

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1872.

**) Ebendaselbst.

***) Sämmtlich verlegt bei Eduard Hallberger in Stuttgart, 1872.

†) Heidelberg, Verlag von G. Weiß, 1871.

Ergebnisse der von der englischen Regierung veranlaßten Enquête über die Arbeiter-Verhältnisse in den verschiedenen Ländern der civilisirten und selbst nicht civilisirten Welt. Am Schlusse dieses mit großer Umsicht und Sorgfalt geschriebenen Berichtes kommt der Verfasser zu einem Resultat, das er selbst keineswegs als absolut neu hinstellt und dem auch wir diese Eigenschaft nicht zusprechen können, das wir aber doch der Mittheilung in unserem Blatte vollkommen würdig halten, weil es wichtig ist, daß angesichts des wüsten Treibens der Internationalen und Sozial-Demokraten die Stimme der Wahrheit und der gesunden Vernunft immer und immer wieder, in den verschiedensten Ländern erhoben und in den verschiedensten Zungen verbreitet werde.

Herr Leroy Beaulieu sagt: „Wir haben nunmehr die materielle Lage der arbeitenden Klassen bei den verschiedensten Völkern und unter den verschiedensten Verhältnissen einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Wir haben gesehen, wie das Loos der Handarbeiter allmählich gesicherter und glücklicher geworden ist, in dem Maaße als das Kapital wuchs, der Unterricht allgemeiner ward und die politische und soziale Sicherheit sich vermehrte; dies sind jedoch nicht die einzigen Faktoren, welche die Höhe der Löhne bestimmen, vielmehr wird dabei auch die stärkere oder geringere Bevölkerungszahl eines Landes wesentlich in Betracht kommen müssen. In Sachsen, Belgien und Holland, wo die Bevölkerung sehr dicht ist, muß das Arbeitslohn natürlich viel niedriger sein als in Amerika, wo geschickte Arbeiter sich nur in beschränkter Anzahl finden und wo in Folge dessen die Löhne ganz erstaunliche Proportionen annehmen. Diese Aufstellung ist durchaus nicht neu; sie enthält Lehren, welche uns täglich von der Volkswirthschaft gegeben werden; es ist jedoch nützlich, sie bestätigt zu sehen durch die von den englischen Consuln gelieferten Berichte, die ebenso mannigfach wie zuverlässig sind.

„Ein anderer Schluß, welchen man aus dieser englischen Enquête ziehen kann, ist, daß die Ausbreitung der Civilisation mitwirkt, langsam, aber in beständig fortschreitender Weise, die Löhnung der Arbeiter zu erhöhen. Jeder Versuch, diesen natürlichen Verlauf der Dinge durch Gewalt zu beschleunigen, wird sich als unfruchtbar erweisen. In jedem Handwerk wird eine Erhöhung der Arbeitslöhne, wenn sie nicht gleichzeitig eine Vermehrung der Produktion und des Kapitals in sich schließt, nur scheinbar und nominell sein. Der Arbeiter muß in Amerika für seine Wohnung eine Jahresmiethe von 200—300 Doll. zahlen, da der Tagelohn eines Zimmermannes und Maurers sich auf 3—4 Dollars beläuft. Kleidungsstücke, Schuhe, kurz alle Handwerks-Erzeugnisse sind dort bis zu einem wahrhaft exorbitanten Preise gestiegen, und diese Erscheinung ist lediglich darauf zurückzuführen, daß die Arbeiter in jenen Fächern unverhältnißmäßig hohe Löhne erhalten. Ein einziger Gegenstand des täglichen Bedürfnisses ist in Amerika wohlfeil, nämlich das Fleisch, weil die Bevölkerung schwach ist im Vergleich zu den ungeheuren Ländereien, welche dort angebaut sind und noch angebaut werden können.

„Um zu einer wirklichen und nicht bloß scheinbaren Erhöhung der Löhne zu kommen, wird es für die Menschheit niemals ein anderes Mittel geben, als mehr zu produziren. Will man, daß jede Familie täglich einmal Fleisch esse, so ist es nothwendig, daß mehr Schlachtvieh gezüchtet und gemästet werde. Ebenso ist es nothwendig, daß ein Land mehr Manufakturwaaren produzire, wenn man will, daß jede einzelne Familie davon mehr verbrauchen könne. Diese Wahrheiten sind so klar, liegen dergestalt auf der Hand, daß man sich beinahe schämt, sie noch ausdrücklich niederzuschreiben. Und dennoch werden sie, es ist kaum zu begreifen, immer und allerwärts übersehen! So lange man die große Frage der Vermehrung der Produktion nicht gelöst haben wird, werden alle Anstrengungen, die Löhne in wirksamer Weise zu erhöhen, hinfällig sein; dem Anscheine nach mögen sie vielleicht erfolgreich sein, in der Wirklichkeit bringen sie aber keinen Nutzen.

„Aber selbst die Vergrößerung der Produktion kann nicht hinreichen, das Loos des Arbeiters zu verbessern, sobald mit derselben auch die Bevölkerungszahl in gleicher oder annähernd gleicher Weise wächst, wie dies in Belgien und Sachsen der Fall ist. Man sieht, wie einfach die sozialen Probleme sind, wenn man sie mit gesundem Verstande und im Lichte der Thatsachen studirt. Allerdings stößt man alsdann auch auf Wahrheiten, welche hart erscheinen, und viele empfindsame Seelen tief verletzen. Viel romantischer ist es freilich, an die Zauberkraft eines neu zu erfindenden, alles Elend mit Einem Schlage aus der Welt schaffenden Systemes zu glauben.

„Indeß giebt die englische Enquête doch auch noch eine andere tröstliche Lehre, nämlich die, daß es in der ganzen Welt kein Land giebt, wo es einem ordentlichen, fleißigen Menschen nicht möglich wäre, sich eine auskömmliche, behagliche Lage zu schaffen. Es ist nur unbedingt nothwendig, schon frühzeitig darauf bedacht zu sein. Das Sparen muß in den der Heirat vorangehenden Jünglingsjahren begonnen werden. Jene glücklichen Zeiten, in denen der Arbeiter die Löhnung eines Familienvaters erhält, ohne gleichzeitig die Verpflichtungen desselben zu haben, sind am Geeignetsten zur Ansammlung eines kleinen Kapitals; in ihnen ist es leicht, den Grund zu einem gewissen Wohlstande zu legen. Tritt der Handwerker oder Arbeiter in den Ehestand, ohne Ersparnisse zurückgelegt zu haben, so kann er in jedem Lande der Welt der Hoffnung Lebewohl sagen, dies in seinem ganzen Leben noch zu thun; er ist verurtheilt, zu vegetiren und von der Hand in den Mund zu leben. Diese Forderungen mögen hart klingen und es vielleicht auch sein, aber es wäre unvernünftig, zu glauben, daß sich durch Gesetze daran etwas ändern lasse. Keine Verfassung, keine Staatsform wird jemals im Stande sein, zu bewirken, daß ein Mensch etwas ärndte, der nicht zur rechten Zeit gesäet hat. In allen Sphären der menschlichen Gesellschaft entscheiden einige Jahre über das ganze Geschick eines Menschen, und diese Jahre sind die Jahre der Jugend. In dieser Zeit sind Seelenstärke, Beharrlichkeit und weise Vorsorge unerläßliche Bedingungen für die Grundlegung der Zukunft; später stellen sich derselben unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Es wäre sehr kühn, wollte man glauben, daß diese Bedingungen sich jemals ändern könnten, denn sie sind begründet auf der Natur der Dinge und den Grundgesetzen der Menschheit."

Böhmen.

Ein russisch-panslavistisches Journal in Prag.

Seitdem im Frühjahre 1867 die Tonangeber Tschechiens auf der ethnographischen Ausstellung in Moskau gewesen und dem Herrscher aller Reußen durch einen unterthänigsten Handkuß die Solidarität aller Slaven zu erkennen geben wollten, hat der Rapport zwischen Russen und Tschechen immer neue Anknüpfungspunkte aufgesucht. Was die Katkov's und die Fadejeff's nicht aufzubringen vermocht, wurde durch kleinere Leute versucht, und

es gelang ihnen dies mitunter besser, als den großen Moskowiten. Von Zeit zu Zeit wird auch die Zusammengehörigkeit aller Slaven den Tschechen, natürlich im geeigneten Momente, vorgepredigt, doch die Erfolge dieser Predigten mußten greifbar gemacht werden, damit sie dem Gedächtnisse nicht entschwinden sollten.

Wenn es auch bis jetzt nicht gelungen ist, zur Anbahnung eines regen Wechselverkehrs ein russisches Consulat in Prag zu errichten, so fand man doch einen Anknüpfungspunkt in der russisch-orthodoxen Kirche, in welche in splendider Weise die alte aufgehobene Altstädter Niklaskirche umgewandelt wird, und welche im Mai k. J. feierlich eröffnet werden soll. Für ein feierliches Geläute sorgte die Moskauer Commune, die zu den für die Prager Kirche bestimmten Glocken 6000 Rubel gespendet. Rasch wurden diese Glocken angeschafft und nach Prag befördert, weil man befürchtete, daß diese Spende aus dem Communalvermögen in Petersburg beanstandet werden könne, allein die Furcht war eine ungegründete. Bei alledem fehlte noch immer ein geistiges Verkehrsmittel zwischen den beiden Nationalitäten.

„Alle einzelnen Momente, alle Bestrebungen in den slavischen Angelegenheiten begegnen sich unzweifelhaft in der slavischen Zusammengehörigkeit, der slavischen Vereinigung. Der einzige grade Weg zu dieser Vereinigung ist die Annäherung der verschiedenen slavischen Völker auf dem Boden der intellektuellen Bewegung." Mit diesen Worten wird die Nothwendigkeit der Herausgabe eines russischen Journals in Prag eingeleitet, da bis jetzt die slavischen Zeitungen und Journale dieser wichtigen Aufgabe, durch den Einfluß verschiedener unangenehmer Verhältnisse, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Diese unangenehmen Verhältnisse werden zumeist politischen Einflüssen zugeschrieben, allein wer Gelegenheit gehabt, slavische Verhältnisse zu studiren, findet die Hauptursache in der Verschiedenheit der slavischen Idiome. Die Slaven scheuten sich dies offen auszusprechen, beweisen dies aber durch das Journal, welches zur Hebung der slavischen Solidarität in Prag erscheinen soll. „Um einig und ehrenhaft der Sache der slavischen Consolidirung zu dienen, der ganzen slavischen Lesewelt das sich auf dem sichern Boden einer einheitlichen Kultur entfaltende Material zu bieten, gegenseitige Sympathieen, und dadurch die große Idee slavischer Zusammengehörigkeit zu wecken, welche letztere bis zu diesem Augenblicke nichts als eine hohltönende, leere Phrase" — um dies Alles zu erreichen, muß die deutsche Sprache herhalten.

Vom Januar 1872 angefangen, wird in Prag ein Journal erscheinen, welches „Die slavische Welt" heißen, und „in Anbetracht dessen, daß der größte Theil der österreichischen Slaven der deutschen Sprache mächtig ist (die russische aber gar nicht versteht), wird besagtes Journal in zwei Parallel-Ausgaben", in russischer und in deutscher Sprache erscheinen. Eines Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man erfährt, daß dieses Journal die „Slavischen Jahrbücher" ersetzen soll. Um aber der Nationalitäts-Idee Tschechiens gerecht zu werden, wird dieses Journal auch in einer russisch-tschechischen Parallel-Ausgabe erscheinen, was immerhin leicht thunlich ist, da die panslavistische Propaganda über ziemliche Summen zu verfügen im Stande ist. Dieses neue Journal soll zweimal im Monat in Lieferungen zu fünf Druckbogen im Formate der größten russischen Zeitungen ausgegeben werden. Vielleicht wird sich uns hier und da Gelegenheit bieten, auf dieses Journal zurückzukommen.

Dr. —s—r.

Baltische Herzogthümer.

Die Privilegien Livlands, von C. Bar. Krüdener.*)

In dem Verfasser ist wieder ein neuer Verfechter der Rechte der baltischen Herzogthümer, namentlich Livlands, im Mutterlande aufgetreten und zwar ein dazu wohlberufener. Er giebt in der kleinen Schrift eine vollständige Geschichte der Privilegien, also des Verfassungsrechtes des größten und wichtigsten der drei Herzogthümer. Bekanntlich wurde das Gewohnheitsrecht Livlands in dem Unterwerfungsvertrage der Stände mit der Krone Polen im Jahre 1567 zum ersten Mal in einer Urkunde niedergelegt, dem vielgenannten „Privilegium Sigismundi Augusti". Dasselbe wurde dann später 1602 von dem Könige von Schweden und 1710 von dem Zaren Peter d. Gr. mit geringen Abänderungen bei dem Uebergange der Schutzherrlichkeit von einem Reiche auf das andere neu bestätigt. Baron Krüdener beweist auf's neue die Giltigkeit des Landesgrundrechtes auch für den gegenwärtigen Beherrscher des russischen Reiches und die Nichtigkeit der Einwendungen, welche dagegen von moskowitischer Seite gemacht werden. Er beweist auch noch mehr, nämlich, daß es sich bei den livländischen, wie den anderen Privilegien nicht blos um Conservirung der Adelsvorrechte handelt, sondern um die Grundlage der Fortentwicklung der deutschen Provinzen und der deutschen Kultur, und daß die Ritterschaften in ihnen die Rechte aller Bevölkerungsschichten vertheidigen. Wir halten es für die Pflicht jedes deutschen Publicisten, sich über die Rechte unserer baltischen Stammgenossen, des verlassensten aller Bruderstämme, aus dieser Schrift Belehrung zu holen, wenn er die dortigen Verhältnisse nicht schon aus größeren Werken, besonders aus Otto Müller's „Die livländischen Landesprivilegien" (Riga, A. Flutwedel u. Co.) kennt.

Morgen und Abend.

Esthnische Legende.

Ihr wißt, das Licht scheint in Allvater's Hallen, aber Ihr wisset nicht, wessen die Hand ist, die es jeden Abend auslöscht, wenn es seinen Lauf vollbracht hat. Und wisset Ihr denn, wer die Flamme des Morgens wieder neu entzündet, daß sie die Himmelsräume und die Welt erhelle?

Höret denn, was unsere Vorväter sagten: Allvater hatte zwei Lieblinge in dem Geschlechte, welchem ewige Jugend verliehen ist: Aemmarik (Dämmerung oder Abendröthe) und Kail (Morgenröthe) waren ihre Namen, und er beschloß, ihnen folgenden Auftrag zu geben: Zu Aemmarik sagte Allvater: „Dir o Tochter, übergebe ich die untergehende Sonne; lösche ihre Flamme aus und bedecke ihre glühenden Kohlen mit Asche, damit kein Unglück geschehe."

Am nächsten Tage, als die Sonne ihren Lauf wiederbeginnen sollte, rief er Kail und redete ihn so an: „Deine Aufgabe, o Sohn, soll es sein, das Feuer der Sonne jeden Morgen neu zu entzünden, und es für den Lauf des Tages vorzubereiten."

Die beiden Lieblinge Allvater's erfüllten treulich ihre Pflichten, und nie versäumte das Licht an der Veste des Himmels zu er-

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung.

scheinen und zu verschwinden. Im Beginn des Jahres, wenn die Sonne sich nur wenig über die Erde erheben kann, war ihr Lauf nur von kurzer Dauer und die Ruhezeit war lang; aber allmählich nahm sie ab und in demselben Maße wuchs die Dauer der Lichterscheinung, bis Aemmarik, welche die Fackel zu löschen hatte, sie geradeswegs in die Hände Kails übergab, der die eben zusammensinkende Flamme sofort wieder neu entfachte.

Es war zur Zeit, da die schwellenden Knospen sich öffnen und die jungen Blüthen die Luft mit ihrem Dufte erfüllen, es war die Zeit des Jahres, wo der munteren Vögel Chor das Echo mit ihren Liebesgesängen erwecken. — Kail und Aemmarik konnten dem mächtigen Rufe der Natur nicht widerstehen: sie blickten einander tief in die Augen, und als die erlöschende Sonnenfackel aus den Händen der Aemmarik in die von Kail glitt, da umschlossen sich die Hände und die Lippen begegneten sich.

Das Auge, das nimmer schläft, hatte gesehen, was so heimlich zur Stunde der Mitternacht geschah. Allvater rief die Liebenden zu sich und sagte ihnen: „Ihr habt Eure Pflichten wohl erfüllt und ich wünsche, Euch glücklich zu machen; gehöret denn von jetzt an einander an und fahret als Vermählte fort, Euren Pflichten obzuliegen."

Aber wie aus Einem Munde riefen Beide: „Wolle, o gütiger Vater der Götter und Menschen, unser Glück nicht stören oder ändern. Laß uns für immer Liebende bleiben, nur gieb, daß unsere Liebe immer jung bleibe!"

Und Allvater erhörte ihre Bitte. Nur einmal im Jahre, vier Wochen hindurch, begegnen sich die Liebenden um Mitternacht, und wenn Aemmarik Kail die untergehende Sonne übergiebt, finden sich ihre Hände in stummem Drucke, und Aemmarik's Wangen erglühen vom Wiederschein des nördlichen Himmels — dann entzündet Kail auf's Neue die Fackel und ihr gelbes Licht verkündet der Welt den Morgen.

Allvater aber schmückt das Fest der Vereinigung seiner Lieblinge mit den schönsten Blumen, und die Nachtigall ruft dem in Aemmarik's Armen Zaudernden, daß die Welt des Lichtes harre.

Nord-Amerika.

Dornrosen, Erstlingsblüthen deutscher Lyrik in Amerika.*)

Die Zeit ist zum Glück vorbei, in welcher Deutschland die über den Ocean hinweg nach dem Westen gewanderten Landsleute als Verlorene betrachtete. Allgemein ist die Erkenntniß, daß das deutsche Element in Amerika eines Baumes Schößling gleicht, welcher, nachdem er weit hinweg von seinem Stamme sich verirrt hat, plötzlich mit kräftigem Triebe an das Tageslicht gelangt und sich auf frischem Boden zu einem selbständigen, doch gleiche Früchte tragenden Baume entwickelt. Wenn drüben unter den Deutschen in Amerika Freude, Jubel und Begeisterung herrscht über des Vaterlandes glücklich vollzogene Einheits-Gestaltung, so vernimmt das Vaterland mit Stolz die herüberkommenden Nachrichten über den täglich steigenden, sittlichen Einfluß seiner Söhne auf die politischen und sozialen Zustände ihrer neuen Heimat. Daß dieselben sich fort und fort als Söhne des alten Vaterlandes fühlen, auch nimmer den geistigen Verband mit uns aufgeben wollen und können, dafür liefert die oben angezeigte Gedicht-Sammlung einen eben so klaren wie sinnigen Beweis. Der deutsch-amerikanische Herausgeber bringt die Sammlung ausdrücklich dar in der Genugthuung, „daß die Deutsch-Amerikaner inmitten der materiellen Arbeit den lebendigen Sinn für die Ideale der Menschheit nicht verloren haben." Dafür sind ihm Bürgen die 43 Verfasser von etwa 75 der Sammlung einverleibten Gedichten: jeder Vers ein Pulsschlag deutschen Lebens, deutscher Innerlichkeit und deutscher Gemüthstiefe. Doch hat sich das Verhältniß der Ausgewanderten zum alten Vaterlande in den meisten Gedichten zu einer poetischen Eigenthümlichkeit ausgeprägt: der Schwung des Gedankens zurück über den Ocean in die deutsche Heimat, giebt den Dichtungen einen eigenartigen Klang, der sich kaum anders als durch Gesang ausdrücken läßt. Gewiß ist es nicht Heimweh, noch weniger allgemein sentimentale Klage, was sich da ausspricht; vielleicht aber die aus Erinnerungen hervorgehende Sehnsucht, das deutsche Leben voll und ganz in seiner da drüben noch idealer erscheinenden Schönheit auf dem freien amerikanischen Boden erblühen zu sehen. — Einige Dichter, wie Theodor Kirchhoff und Friedrich Lexow, sind uns bereits von vortheilhafter Seite bekannt. Ihre Produktionskraft hat durch die Vorgänge in Europa frische Nahrung erhalten. Andere Namen nennen wir heute nicht. Der Verleger hat uns weitere Publikationen in Aussicht gestellt; wir werden dann Gelegenheit nehmen, den einzelnen Persönlichkeiten eine weitere Besprechung zu widmen.

*) New-York, E. Steiger, 1871.

Amerikanische Dichtungen von Frauenhand.

Die Blüthe des Geistes, die Poesie, hat sich in der friedlichen idyllischen Gartenstadt Cambridge bei Boston viel reicher und schöner entfaltet als wir in der alten Welt es ahnen. Es entwickelt sich eine wirkliche Dichterschule von Massachusetts, in der Namen wie Emerson, James Russel Lowell, Longfellow u. s. w. glänzen; ihre Charakterzüge bestehen in dem Streben nach Naturwahrheit, nach Einfachheit und Aufrichtigkeit, sowie in dem tiefen Verständniß der Literaturschätze aller Länder, hauptsächlich Deutschlands und Englands. Goethe und Schiller, Fichte und Schelling, Tieck und Novalis sind im Verein mit Coleridge, Wordsworth und den spätern englischen Poeten als Vorbilder zur Entwicklung der amerikanischen Literatur zu erkennen; der geistige Blüthenstaub aus der alten Welt ist befruchtend in die neue hinübergeweht.

Der eigentliche Gründer der Massachusetts-Dichterschule ist Ralph Waldo Emerson. Der schöne Wahlspruch: „Bescheiden leben und stolz denken" ist darin zur vollsten Geltung gekommen. Die weitesten Kreise des Denkens erschließen sich für die Dichter dieser Schule; sie sind von einem wahrhaft großartigen Schaffenstrieb beseelt. Sogar die Dichtungen von Frauenhand streben nach hohen Zielen!

Es liegt eine Sammlung von Poesien vor uns, als deren Verfasserin Emma Lazarus genannt ist. Sie hat durch ein geistvolles Widmungslied sich als eine Freundin Emersons beim Publikum eingeführt, und die ernste Richtung ihrer Gedanken beweist auch außerdem, daß sie eine echte Anhängerin der Dichterschule von Massachusetts ist. Sie giebt uns sogar altgriechische Stoffe, deren Behandlung ihrem Verständniß der Antike alle Ehre macht, wenn auch zuweilen allzu moderner Glanz die Verse

polirt hat. Der Einfluß von Tennyson ist in der Bearbeitung derselben unverkennbar, indessen kann das kaum als Tadel gelten, denn er ist unbestritten der größte Meister der Form; es ist sogar bewundernswerth, daß es einer Frauenhand gelingen konnte, ihn, wenn auch nur theilweise, darin zu erreichen. Der Inhalt der altgriechischen Poesien von Emma Lazarus giebt ihrem Herzen wie ihrem sittlichen Gefühl ein schönes Zeugniß. Sie hat nicht die ungeheuerlichen Fabeln von entfesselten Leidenschaften, von Mord, von Verbrechen aus Liebe, von Rache und Haß für ihre Bearbeitung gewählt, an denen die antike Welt so reich ist, sondern die rührende und sittlich schöne Geschichte der tugendhaften Ehepaare Alceste und Admet, sowie Orpheus und Euridyce.

Den Opfertod der liebenden Gattin um das Leben des Admet zu fristen, hat die Dichterin mit echtem Pathos geschildert. Nicht minder gelungen ist die Rettungsthat des Orpheus behandelt; sein Gang in die Unterwelt wird durch so wohlklingende Verse beschrieben, daß man unwillkürlich an den mythischen Wohllaut des Gesanges denken muß, durch den Orpheus Menschen und Thiere bezauberte.

Von den Marmorgruppen der hellenischen Mythen wendet sich die Dichterin zu den bunten, farbenreichen Gestalten der altdeutschen Sagenwelt. Tannhäusers Abenteuer eignen sich zwar nicht sonderlich für eine weibliche Feder, aber die Reue und Buße des verliebten Ritters werden viel ausführlicher geschildert, als seine romantischen Sünden, wodurch die Klippe des Venusberges glücklich umschifft worden ist. Die Lohengrin-Sage ist mit einem allzu großen Aufwand von beschreibender Poesie behandelt, die Ermüdung des Lesers kann nicht ausbleiben bei einer solchen Uebertreibung von Glanz und Flitter, wenn auch Einzelnes überaus reizend sich ausnimmt.

Neben dem epischen Talent der Dichterin macht sich das lyrische in ebenso bedeutender Weise geltend. Die Poesie des Herzens redet ihre schönste Sprache in den kleineren Gedichten von Emma Lazarus; ihre „Sehnsucht" und ihre „Trauer", ihre „Liebe" und ihr „Glaube" sind unvergleichlich innig. Auch patriotische Lieder enthält die Sammlung, mit denen kaum männliche Dichtungen wetteifern können. Die amerikanische Literatur hat alle Ursache, stolz zu sein auf diese Bereicherung durch Frauenhand. F. von Hohenhausen.

Das amerikanische Eisenbahnwesen und seine Zukunft.

Die Erfindung der Eisenbahnen wird künftig als der Beginn einer neuen Aera bezeichnet werden, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst für uns einen neuen Abschnitt der Entwickelung bedeutet. Diese ermöglichte die allgemeine Verbreitung der Ideen, jene verschafft die Mittel, die Menschen selber in Bewegung zu bringen, und so groß auch schon die Wirkungen sein mögen, die wir dieser Erfindung verdanken, noch haben wir erst den Anfang derselben erblickt.

In den Vereinigten Staaten muß dieser Gegenstand nothwendigerweise noch mehr als in Europa das Interesse Aller erregen, die sich dem Studium sozialer Aufgaben widmen und zugleich aus der Vergleichung vergangener Zeiten mit der unsrigen zu lernen streben.

In Europa folgt die Eisenbahn den schon gebahnten Wegen, verbindet schon bestehende Städte und dient nur als verbessertes Mittel des Verkehrs zwischen schon längst bestehenden Centren der Bevölkerung. In Amerika *schafft* die Eisenbahn die Städte, welche sie verbinden will, und indem sie in die Wildnisse vordringt, trägt sie die Civilisation und alle ihre Erfordernisse dorthin. Eine Stadt im Westen der Ver. Staaten wird nicht gegründet, um den Bedürfnissen der umwohnenden Bevölkerung als Centrum des Verkehrs-Austausches zu dienen, sondern das umherliegende Land wird bevölkert, um den Bedürfnissen der Stadt zu genügen, die ganz fertig dahingetragen worden ist — auf den Flügeln der Eisenbahn.

In allen europäischen Staaten, mit Ausnahme Englands, steht die Eisenbahn unter der Controle der Regierung. In vielen ist sie direkt in deren Händen. In England ist sie ganz dem Privatunternehmen überlassen worden, und das Resultat hat bewiesen, wie ungenügend die bloß kommerzielle Controle ist, um bei so großen industriellen Unternehmungen die nöthige Sicherheit zu gewähren.

In den Ver. Staaten ist die Entwickelung des Eisenbahnwesens auch Privathänden überlassen worden, und dadurch ist es zu einer Macht geworden, welche bereits auf die politischen und finanziellen Maßregeln der verschiedenen Regierungen einwirkt, und droht, diese ihren Interessen ganz und gar dienstbar zu machen. Dieses Resultat hat verschiedene Ursachen. Zunächst sind die Entfernungen in den Ver. Staaten so groß, daß die Linien, welche die Hauptplätze verbinden, *der That nach* Monopole sind. Dann, obgleich die Eisenbahnen in den Ver. Staaten alle Privatunternehmungen sind, sind sie doch in vielen Fällen von den verschiedenen Staaten unterstützt worden, entweder durch Geld oder Kredit, oder die Centralregierung hat sie unterstützt, indem sie verschiedenen Linien Theile des öffentlichen Landbesitzes gewährt hat. Auf diese Weise sind Millionen auf Millionen Morgen Landes in den Besitz von Privat-Corporationen übergegangen, die nun Herren nicht nur der Eisenbahnlinien, sondern auch des ganzen umgebenden Landes geworden sind.

So sonderbar es in Europa erscheinen mag, daß man mit Landbesitz-Ertheilung so leicht umgeht, so giebt es doch in Amerika einen guten Grund dafür. Die weiten, unbebauten Strecken des Westens bedürfen der Eisenbahn, um ansiedelungsfähig zu werden; ohne sie sind sie praktisch unnahbar. Sie allein gewährt die Mittel, die Aerndte zu Markte zu bringen, die sonst werthlos in des Erzeugers Hand bleiben müßte. Dieses Land verkauft die Regierung für 1 Doll. 40 Cent. (also noch nicht ganz zwei Thaler) den Morgen. Durch den Bau der Eisenbahn wird das Land auf beiden Seiten in 40 (engl.) Meilen Entfernung erst verkaufbar. Nachdem die Eisenbahnlinie projektirt worden, wird der Congreß angegangen, der Gesellschaft einen Theil des Landes, das so in den Bereich der Ansiedler gebracht wird, zu geben als eine Compensation für die Auslage an Kapital, die unvermeidlich ist, bis das Land bebaut genug ist, um durch Handelsbeziehungen das Unternehmen unterstützen und halten zu können. Dies Verlangen erscheint billig. Das Land kostet der Regierung nichts, während die projektirte Eisenbahn ihr Abnehmer für den übrigen Theil des ihr gehörigen Landes verschaffen wird.

Wenn man die Frage von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, so muß man sagen, daß der Erfahrung gemäß, Landbesitz gleichbedeutend ist mit Einfluß auf die Gesetzgebung. Die demokratische Verfassung der Ver. Staaten macht von dieser Regel durchaus keine Ausnahme. Neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung sind Landbesitzer, und darin gerade liegt dort die beste Garantie für die Fortdauer des demokratischen Einflusses.

Der kleine Staat New-Jersey befindet sich bereits mit all' seinen politischen, finanziellen und commerciellen Interessen gänzlich in den Händen der New-Jersey-Eisenbahn-Gesellschaft. Diese Ge-

sellschaft hat lange Zeit das Monopol der Verbindung zwischen New-York und Philadelphia besessen, also mit anderen Worten, der Verbindung zwischen dem Osten und dem Süden; da sie sowohl die Reise- als die Handelsbewegung in dieser Richtung allein beherrschte, so nahm sie ihren Zoll davon. Obgleich die Verfassung der Ver. Staaten ausdrücklich verordnet, daß ein Staat dem Handel des andern Staates keine Hindernisse in den Weg legen dürfe, so hat doch der Staat New-Jersey, bestochen durch Geldversprechungen, der Gesellschaft das Monopol verliehen und es gegen alle Opposition aufrecht erhalten. Dieses Monopol kostet den Bewohnern Jerseys wenigstens zehn Millionen Dollars jährlich durch den Druck, den es auf die Agrikultur-Interessen des Staates ausübt, während seine Wirkung auf die politische Moralität der Gesetzgebung und die erziehlichen Interessen des Staates es dahin gebracht hat, daß der Name New-Jersey in der ganzen Union für gleichbedeutend gilt mit Trägheit, Langsamkeit des Fortschritts u. s. w.

In Pennsylvanien ist die Verbindung der Eisenbahnen, welche aus den Kohlen- und Eisendistrikten dahin führen, so mächtig, daß sie nicht nur die legislatorische Thätigkeit des Staats unter ihrer Controle hat, sondern auch die ganze Administration, so daß sie durch ihre Tarife fast einen Prohibitiv-Zoll auf die Einfuhr von Eisen und Kohlen gelegt hat.

Maryland steht auch unter der Herrschaft der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, und New-York verdankt seine Freiheit vielleicht nur dem Umstande, daß die Central- und die Erie-Bahn-Gesellschaften im Streit mit einander liegen, wobei, dem Sprichwort zufolge, der ehrliche Mann zu seinem Eigenthum gelangt.

Einige Eisenbahn-Gesellschaften, z. B. die von Massachusetts, haben es verstanden, durch alle möglichen Finanzoperationen, vor Allem durch die Aufahme ungeheurer Anleihen, die Gesetze der Union der Art zu umgehen, daß ihr Einfluß stets im Zunehmen begriffen ist.

Dies ist jedoch nur erst der Anfang. Die Eisenbahn-Gesellschaften in der Union haben nie viel von dem rivalisirenden Geist der Concurrenz gezeigt, durch den, der Theorie zufolge, das Publikum die Frucht billiger Beförderung ärndten soll. Sie sahen sehr früh schon ein, wie verhängnißvoll für sie selbst eine solche Concurrenz sein würde, und vereinigten sich zum Zwecke gegenseitiger Begünstigung. Es kommen wohl hier und da Dispute und Rivalitäten zwischen einzelnen Gesellschaften vor; dem Publikum gegenüber aber handeln sie immer übereinstimmend, und jedes Jahr wird dieser Bund enger und fester. Wenn man bedenkt, daß diese Verbindung ein ungefähres Kapital von 2000 Millionen Dollars repräsentirt, daß sie Hunderttausende von Personen beschäftigt und in Abhängigkeit erhält; daß sie sich wie ein Netz über das ganze Land erstreckt; daß die Industrie von Millionen durch sie bedingt wird; daß ihre Leiter thätig, eifrig und geschickt sind und außerdem so von dem Handelsgeist erfüllt, der nur den Erfolg im Auge hat, gleichviel ob die Gewissenhaftigkeit darunter leidet — wenn man all' dies bedenkt, so fragt man sich ernstlich, wohin Dies zuletzt führen soll?

Es ist nicht die Union allein, die bei der Lösung dieser Fragen betheiligt ist, da die Eisenbahn, die den direktesten Handelsweg zwischen Europa und Asien bildet, sich jetzt quer über den amerikanischen Continent gelegt hat. Von den frühesten geschichtlichen Zeiten an war der im Stande, den Reichthum der Welt zu beherrschen, der im Besitz des Handels nach dem Orient war. Die Geschichte der Wandlungen, die dieser Handel im Laufe der Zeit durchgemacht, ist zugleich die Geschichte des Aufblühens und des Verfalles von Städten, die ihrer Zeit die Mittelpunkte des Reichthums, der Kunst, des Luxus waren. Die Karawane, das Boot, die Galeere, das Dampfschiff bezeichnen die verschiedenen Fortschritte, welche die Verkehrsmittel gemacht haben; jedes der Reihe nach bot einen neuen Kanal dar für jenen goldnen Strom, der vom Orient her kommt und in seinem Laufe immer neue Orte berührt und bereichert. Jetzt ist die Eisenbahn an die Reihe gekommen; und dieses jüngste Kind menschlicher Erfindungskraft und Geschicklichkeit blickt selbstvertrauend (wie die Jugend ist) der Zeit entgegen, wo es diesen Handel des Orients in seine Gewalt bekommen wird und damit dem Handel der Welt überhaupt, der von jeher auf jenem ruhte, eine andere Richtung zu geben als die bisherige.

Obgleich die Eisenbahn kaum fünfzig Jahre lang in der Welt ist, zeigt doch die immense Ausdehnung, die sie gewonnen, ihr Einfluß auf die politischen, commerciellen und administrativen Verhältnisse der Union, die Masse der Capacitäten, die sie in ihrem Dienste hat, sowie der Ehrgeiz, den sie erweckt, wie intensiv die gegenwärtige Lebensthätigkeit ist, und wie schnell die heutige Gesellschaft Stadien durchläuft, die früher von vielen Generationen kaum durchmessen werden konnten. Moralisch wie physisch legen wir jetzt in Stunden Entfernungen zurück, die sonst Tage und Wochen erfordert hätten. Um die Vorrechte der Ritter durch das Gesetz zu beschränken, dazu bedurfte es mehrerer Jahrhunderte, aber in weniger als zwanzig Jahren hat sich die Eisenbahn zu einer Macht entwickelt, die der That nach über dem Gesetze steht.

Gleichwohl wird das Endresultat dieser Bewegung ein gutes sein; sie wird die Organisation der Gesellschaft auf allgemeinere Grundsätze zurückführen. Der Feudalismus des Mittelalters war ein politischer Organismus, der gerade durch das große Uebergewicht, das die Barone darin hatten, zuerst Schutz und Dauer für die arbeitenden Klassen gewährleistete und den Werth der Disziplin und Methode darthat. So bildete er ein nothwendiges Stadium in dem langsamen Entwickelungsprozeß der Gesellschaft, aus dem die jetzige europäische Civilisation hervorgegangen ist. In den Ver. Staaten wird der Handels-Feudalismus für die sozialen Beziehungen eine ähnliche Rolle übernehmen, wie jener ältere für Europa. Die Nation muß lernen, ihre Industrie auf Grund universeller Ideen zu regeln, wie die politische Organisation auf dem allgemeinen Stimmrecht beruht.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Der Mensch das Ebenbild Gottes.*)

Die Frage, ob die sittlichen Ideen des Alten Testamentes noch für die Gegenwart angemessen sind, ob die Sinaitische Weltanschauung die des neunzehnten Jahrhunderts sein könne, ist nicht dadurch zu erledigen, daß wir nur die mosaischen Institutionen untersuchen; diese unverändert in unsere Zeit versetzt, ergäben in der That einen schreienden Anachronismus. Aber das biblische Menschheits-Ideal ist in diesen Einrichtungen nicht klar, es ist verkümmert durch die eisernen Forderungen einer rauhen Zeit; klar offenbart es sich in den ersten Kapiteln der

*) Bezelem Elohim. („Im Ebenbilde Gottes.") Fünf Reden über israelitische Menschenlehre und Welt-Anschauung. Von Dr. Adolf Jellinek. Wien, Alfred Hölder, 1871. (84 S.)

Genesis, denn die symbolischen Ausdrücke verhüllen die Wahrheit, welche sie bedeuten, nur mit einem leichten, durchsichtigen Schleier. Herder hatte auch hier den richtigen Blick für's Ganze, ob er auch im Einzelnen irre ging, wenn er gerade diese Kapitel mit so großer Vorliebe behandelt hat. Das mosaische Gesetz gestattet die Polygamie, die, wenn sie auch vielen physischen und sittlichen Ausschreitungen entgegentritt, doch eine sittliche Ausgestaltung des Familienlebens nicht zuläßt, denn sie hat die Hörigkeit der Frau zur Folge. Aber gestattet Moses nur die Polygamie, weil sie mit den Gewohnheiten der Orientalen innig zusammenhing, oder gebietet er sie, etwa aus Rücksicht auf die Population? In der Genesis lesen wir: Deshalb verläßt der Mann Vater und Mutter, und verbindet sich seinem Weibe, und sie werden zu Einem Wesen. Da ist dürr und deutlich die Monogamie als das einzig sittliche Verhältniß hingestellt: die Vielweiberei war ein Zugeständniß an die menschliche Schwäche, wie heutzutage die Ehescheidung. Ferner lautet das Gesetz: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Soll damit ein ewiges Postulat der Gerechtigkeit ausgesprochen werden, oder ein Gesetz, wie es die harte Zeit erforderte? Nun sogleich im Eingang der Genesis wird der Mord Kain's berichtet; aber der oberste Richter will von der Tödtung des Mörders nichts wissen; er straft ihn hart, aber nicht mit dem Tode; er giebt ihm Zeit zur Besserung und zur Sühne; sollten wir uns nicht viel mehr nach dem Beispiel, nach der That des göttlichen Richters denn nach dem Worte Moses richten, nachdem die Civilisation die Menschen aus dem Naturzustande herausgeführt hat? Moses bestimmte, nicht was Rechtens sein sollte, sondern was Rechtens sein mußte. Endlich treffen wir in der Bibel neben vielen Vorschriften, welche den Fremden zu schonen, zu schützen, ja zu pflegen und zu lieben heißen, wieder andere, welche sehr hart und ausschließend gegen Nichtisraeliten lauten. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Ganz einfach; in der Genesis heißt es: Gott erschuf den Menschen in seinem Ebenbilde. Liegt in diesem Worte nicht ein ganzer Sittlichkeits-Codex? Dürfen wir irgend Jemandem die Menschenrechte entziehen, es sei denn, daß die dringendste Noth, die Rücksicht auf das eigene Seelenheil es erfordert? Ist die Exklusivität, welche der Bibel zum Vorwurf gemacht wird, eine Frucht des Sinaitischen Geistes und nicht vielmehr des Geistes der Völker, die unfehlbar ohne den von Moses seinem Volke eingeimpften exklusiven Sinn das Saatkorn einer reinen Moral und religiösen Anschauung ganz erstickt hätten?

Es liegt ein Schatz von ethischen Ideen in diesen Kapiteln der Genesis, in welchen der biblische Geist, uneingeengt durch die Schranken einer kulturlosen Wirklichkeit, wie Moses sie in seinen Gesetzen berücksichtigen mußte, sich äußern kann. Es war daher ein trefflicher Gedanke des Dr. Jellinek, des bekannten Predigers der Wiener jüdischen Gemeinde, gerade dies: „Bezelem Elohim“, die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott, zum Gegenstand eines ganzen Cyclus von religiösen Reden zu machen. Diese Reden enthalten Alles, was der Jude in der Predigt wünscht: Geist, Humor, eine Fülle talmudischer und rabbinischer Tendenzen, dazu eine übersprudelnde Beredtsamkeit, welche alle Thesis hinwegschwemmt, kurz alle Eigenschaften, welche dem beliebten Redner in seiner Heimat, wenn der Ausdruck gestattet ist, „ein volles Haus machen“. Es ist heutzutage der Kanzel nicht leicht, sich neben der Konkurrenz, welche ihr von der politischen Tribüne, dem Katheder des Gelehrten, und — dem pathetischen Schwunge der Bühne gemacht wird, zu behaupten. Noch vor hundert Jahren sagte Herder: er sei Prediger geworden, weil man von der Kanzel das Volk am leichtesten und eindringlichsten belehren könne. Diese Belehrung ist heute viel schwieriger, weil das Volk, besonders die Gebildeten, die Kanzel ein ganzes Jahr nicht vor Augen sieht. Liegt dies an der „bösen Welt?“ Die schlechten Prediger wollen uns das glauben lassen; die guten, wie Dr. Jellinek, beweisen das Gegentheil. Das Volk würde nicht fehlen, wenn es die Prediger nicht am Besten fehlen ließen.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Winter in Rom.***) Dies vortreffliche Buch, dem die Namen seiner Verfasser überdies die beste Empfehlung sind, haben wir bereits beim ersten Erscheinen besprochen und dürfen uns jetzt auf die Anzeige beschränken, daß es in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist. Nur auf eins möchten wir hinweisen, was Herr Adolf Stahr in seinem an den Gesandten des Deutschen Reiches in Washington, Dr. Kurd von Schlözer, gerichteten Vorwort zur zweiten Auflage ebenfalls andeutet. Es sind kaum zwei Jahre vergangen, seit dieses Buch zuerst erschienen, und doch scheint es, als läge ein Jahrhundert dazwischen. Zertrümmert liegt der Thron der Bonaparte, aufgerichtet in Kraft und Herrlichkeit ist das Deutsche Reich unter der Führung der Hohenzollern. Der Antagonismus zwischen den deutschen Stämmen, der in dem ersten aus Stuttgart vom Oktober 1866 datirten Brief geschildert wird, hat aufgehört; die Deutschen sind ein „einig Volk von Brüdern,“ und Rom ist die Hauptstadt Italiens. Die hoffnungsvolle Zuversicht, welche die Verfasser an mehr als Einer Stelle für Deutschland wie für Italien ausgesprochen, hat eine überraschend glorreiche und schnelle Bestätigung und Erfüllung gefunden. „Es ist etwas Schönes um den Glauben an die Macht und den Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Lichts über die Finsterniß,“ sagt Stahr in seinem Vorwort. „Ich wenigstens, der ich von mir sagen darf, daß ich ein langes Leben hindurch unerschüttert an diesem durch die Ereignisse des Jahres 1870 so wunderbar bestätigten Glauben festgehalten habe, vermöchte ohne denselben überhaupt das Leben nicht lebenswerth zu achten.“ In diesem Sinne sind denn auch die beiden in dem Buche, wie im Leben verbundenen Schriftsteller Herolde der nun hereingebrochenen neuen Zeit gewesen. J. H.

— **Eine neue Molière-Uebersetzung.** Ob es nach den vortrefflichen Arbeiten eines Baudissin und Anderer überhaupt noch ein besonderes Bedürfniß war, unsere Literatur mit einer neuen Uebersetzung der Werke Molières zu bereichern, wollen wir dahingestellt sein lassen; aber was einmal da ist, hat immer seine Berechtigung des Seins, und so zeigen wir denn, uns jeder Vergleichung mit den vorhandenen Originalen enthaltend, die uns zugegangene jüngste Uebertragung des berühmten französischen Dichters in unser geliebtes Deutsch an. Die in zwei Bänden von E. Schröder herausgegebene, von Heinrich Theodor Rötscher eingeleitete und befürwortete Sammlung**) empfiehlt

*) Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin) 1871.

**) Philipp Reclam's billigste Klassiker-Ausgaben. — Molières sämmtliche Werke in zwei Bänden, herausgegeben von E. Schröder. Leipzig, Reclam.

sich zunächst durch ihre Wohlfeilheit und Vollständigkeit, denn mit Ausnahme von zwei Jugendpossen Molières fehlt keins seiner Stücke darin. Außerdem darf man aber auch den einzelnen Uebersetzerinnen, Malwine Gräfin Maltzan, Auguste Cornelius, Emilie Schröder, nachrühmen, daß ihre Arbeiten gut und treu nach dem Original sind; freilich haben sie es sich etwas leicht gemacht und den gereimten Alexandriner in reimlose fünffüßige Jamben verwandelt, doch muß zugegeben werden, daß die letztere Versart immerhin dem poetischen Genius der deutschen Sprache mehr entspricht, als der steife französische Alexandriner.

— **„Unter Palmen."***) Jeder Schriftsteller hat seine Spezialität, weshalb nicht auch der Literarhistoriker? Herr Karpeles hat sich vorgenommen, den Weltschmerz zu tractiren. „Unter Palmen" — damit sind die Palmen gemeint, unter denen man nicht ungestraft wandelt, „weil die Poesie ein ewiges Martyrium, ein nie endendes Leid, den unheilbaren Riß zwischen Idee und Materie in sich birgt". Der Weltschmerz ist eine veraltete Kategorie; im Fabriklärm, unter dem Eisenbahngerolle, dem Schlachtdonner der Gegenwart hat man kein Ohr mehr für die Seufzer, welche krankhafte Dichterlinge über ihr „eigenes, großes, zerrissenes Herz" „aushauchen"! Man wähne nicht, daß das Gefallen an Männern, wie Schopenhauer oder v. Hartmann, „Weltschmerz" sei — der echte, tiefe Pessimismus hat nichts von jener schwärmerischen Vorstudie zum Wahnsinn an sich, wie sie die Poesie eines Lenau darbietet. Auch Heine laborirte an diesem Uebel nur in seinen ersten Jahren, später, als er im Zenith seines Ruhmes stand und sich als Freiheitskämpfer fühlte, war er der Anhänger eines nur zu gesunden Realismus. Seine unendlich rührenden Klagen auf dem Krankenbette aber haben mit dem „Weltschmerz" nichts gemein. Der Schmerz über die Welt, in welcher Alter, Krankheit und Tod herrschen, spricht sich allerdings darin, aber realistisch aus. Der echte, literarische „Weltschmerz" aber ist die Verstimmung ohne Grund, die Niedergeschlagenheit an sich, die Verzweiflung aus Passion. Herr Karpeles kann sich trösten; der „Geldschmerz" ist nicht, wie er meint, an die Stelle des Weltschmerzes getreten. Wer weiß, ob nicht vielen jener Weltschmerzdichter auch mit einer Handvoll Kassenscheinen eine ganz andere Ansicht des Daseins aufgegangen wäre — hingegen der berechtigte Pessimismus (ob er das Recht der Wahrheit auf seiner Seite hat, ist eine andere Frage) kann mit Friedrich dem Großen auf dem Throne sitzen, reichen Lorbeer um's Haupt tragen, sich einen Günstling des Glücks nennen — er bleibt sich selbst getreu! — der Weltschmerz ist eine Coquetterie. — Herr Karpeles beschäftigt sich in seinen Aufsätzen mit Ibn Gabirol, Schleiermacher und Henriette Herz, Heine, Börne und Lenau.

H. H.

— **Nora.****) Karl Detlef, der Verfasser der auch in diesen Blättern empfohlenen interessanten kulturgeschichtlichen Romane: „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande", tritt mit einer neuen Arbeit vor das Lesepublikum, dessen Gunst er sich so überraschend schnell zu erwerben gewußt hat. Diesmal sind es nicht russische Zustände und Personen, die uns vorgeführt werden — nur eine kurze Episode spielt in Petersburg — sondern wir befinden uns in den höchsten Gesellschaftskreisen einer deutschen Residenzstadt, und der Verf. schildert hier offen Selbstgesehenes. — Nora, die arme aber sehr stolze Tochter eines altadligen Geschlechts, muß, früh zur Waise geworden, im Hause eines Oheims leben, der ängstlich bemüht ist, seine äußerlich glänzende Stellung vor der Welt aufrecht zu halten, sonst aber eine ziemlich harmlose, gutmüthige Natur ist. Frau und Tochter dieses Mannes jedoch empfinden so viel Antipathie gegen Nora, deren wunderbare Schönheit und ganze eigenartige Entwickelung sie störend erscheinen lassen, daß Nora, der kleinlichen Quälereien müde, sich zu einer unbesonnenen Verlobung hinreißen läßt. Nachdem diese auf schmerzliche Weise von außenher gelöst worden, entschließt sie sich zu einer Vernunftheirat und reicht dem Grafen Magnus, Gesandten in Petersburg, ihre Hand. Die sechsjährige Ehe bringt ihr Prüfungen, aber auch Läuterungen mancher Art so daß der edle Kern ihres Wesens sich mehr und mehr entwickelt. Schließlich heiratet sie den Grafen Rauden, einen Mann, der sie von Kindheit an geliebt hat, gegen dessen überlegenen Charakter sie sich aber in kindischem Trotze auflehnte, ehe sie ihn ganz zu würdigen wußte. — Diese innerlichen Vorgänge und Wandlungen sind mit großer psychologischer Schärfe und Feinheit dargestellt, während andererseits das Treiben der höheren Gesellschaft, der Ton unter den Cavalieren zu sehr ergötzlichen Schilderungen Anlaß geben. Hervorheben müssen wir noch die außerordentlich gefeilte und elegante Schreibweise des Verf., die nie in's Breite übergeht.

M. St.

*) Unter Palmen. Literaturbilder von Gustav Karpeles. Berlin Otto Löwenstein, 1871.

**) Roman von Karl Detlef. Stuttgart, Eduard Hallberger, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Kurz vor dem Jahresschlusse ist in Straßburg die frohe Botschaft eingetroffen, daß der Deutsche Kaiser die Vorlagen zur Neubegründung der Oberrheinischen Hochschule, die ihm vom Reichskanzler gemacht worden, in ihrer vollen Ausdehnung genehmigt habe, so daß der mit der Entwerfung des Organisationsplanes betraut gewesene, frühere badische Staatsminister, Freiherr von Roggenbach, demnächst zur Ausführung desselben schreiten wird. Hoffen wir, daß diese Ausführung dem großen Gedanken, durch die Macht des deutschen Geistes den seit zwei Jahrhunderten von einem fremdländischen Zaubernetz umstrickt gewesenen und befangenen Geist der schönen Alsatia zu befreien, vollkommen entsprechen und daß man daher nicht kargen werde mit den Mitteln, ein Werk herzustellen, das nicht bloß für diese Provinz von unendlichem Segen sein kann. Schon sehen wir im Geiste, aus allen deutschen Gauen, wie ehemals und wie es noch zur Studienzeit Herder's und Goethe's geschah, die wissensdurstige Jugend zur wiedererstandenen Alma Mater Argentorata strömen und dort mit Lehrern und Lernenden aus Deutschland, aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Italien um die Palme der Wissenschaft und der edelsten Kultur ringen. Je mehr sich Frankreichs Universität gegen alle germanischen Einflüsse absperren wird, um so glorreicher in ihrer humanistischen Wirksamkeit wird die an der Gränze französischer Beschränktheit errichtete, jeder Lehrkraft des Auslands, wie des Inlands, zugängliche oberrheinische Hochschule ihr gegenüber stehen. Heil der Stadt, der es vergönnt ist, einer solchen Wiedergeburt ihres alten Ruhmes, der Erfüllung einer so großen Aufgabe in der europäischen Kulturwelt entgegenzugehen!

Es kann wohl kaum ein glänzenderes Zeugniß für das Genie und die Perspicacität des leitenden Staatsmannes von Deutschland geben, als dasjenige, welches der Advokat Frankreichs par excellence, der Landesvertheidigungs-Minister Jules Favre, in seinem neuesten Buche über die Waffenstillstands- und Friedens-Verhandlungen seinem deutschen Gegner ertheilt.*) Selbst in den Klagen über die Härte und Rücksichtslosigkeit des Fürsten von Bismarck ist, ohne daß sie beabsichtigt war, eine Anerkennung des nur auf die gesicherte Stellung, auf die Zukunft seines Vaterlandes bedachten Staatsmannes enthalten. Wir theilen aus dem sehr anziehenden Bericht über die Unterredungen der beiden Vertreter der zwei Nationen in Haute-Maison und Ferrières folgende kurze Stelle mit, weil aus ihr hervorgeht, um wie viel richtiger zu jener Zeit, wo die Tragikomödie der Pariser Commune noch nicht gespielt hatte, Fürst Bismarck den Charakter der französischen Nation zu beurtheilen verstand, als ihr eigener Sachwalter.

Herr Favre erzählt: „Ich erlaube mir, bemerkte ich Herrn von Bismarck, Ihre in meinen Augen ganz irrige Meinung zu bekämpfen. Sie scheinen mir das offizielle und militärische mit jenem Frankreich zu verwechseln, das aus der wissenschaftlichen und intellektuellen Bewegung unserer letzten Jahre hervorgegangen ist. Es hat sich in ihm eine tiefgehende Veränderung vollzogen, die Sie wohl anerkennen. Die Majorität der Nation wird nothwendiger Weise durch jene unwiderstehliche Strömung mit fortgerissen werden, welche sie einer neuen Politik und besseren Geschicken entgegenführt. Sie wird begreifen, daß die Unterstützung aller Völker, und namentlich Deutschlands, ihr unentbehrlich ist, und sie wird sie suchen, nicht durch unfruchtbare Eroberungen, sondern durch die Güter der Arbeit und des wechselseitigen Austausches, und man darf behaupten, daß, wenn diese Bewegung durch weise Staatsmänner begünstigt ist, bald jeder Krieg unmöglich gemacht sein wird."

„„Die Frage ist nur, wo diese Staatsmänner finden"", erwiderte mir der Graf, „„und ich bin überzeugt, daß sie in Frankreich nicht vorhanden sind. Sie sprechen edle Gedanken aus, und wenn Sie Herr und Gebieter wären, wäre ich Ihrer Ansicht und würde sofort mit Ihnen unterhandeln; Sie befinden sich aber im Widerspruch mit den wahren Gesinnungen Ihres Landes, das seiner Händelsucht treu bleibt, und um nur von der Gegenwart zu reden, so sind Sie aus einer Empörung hervorgegangen, und können morgen durch den Pöbel von Paris zu Boden geschmettert werden.""

„Hier unterbrach ich ihn lebhaft mit der Bemerkung: Es giebt keinen Pöbel in Paris, Herr Graf, sondern eine intelligente, hingebende Bevölkerung. Ich weiß, daß sie Eindrücken leicht zugänglich und beweglich ist; doch seien Sie gewiß, daß unter ihrer anscheinenden Leichtfertigkeit sich wahrer Muth und eine unendliche Großherzigkeit birgt. Diese Bevölkerung hat das Kaiserreich ertragen und sich erst erhoben, als es nicht mehr möglich war. Ihre Akklamation hat uns die Mission auferlegt, unseren Boden zu vertheidigen, und sie stützt uns, indem sie die materielle Ordnung aufrecht erhält, die ernstlich nicht gestört werden wird. Was ihren friedlichen Geist betrifft, so bürge ich Ihnen dafür, und wenn ganz Frankreich ihr gliche, so würde es mir keine Mühe kosten, die Ideen, welche Sie als die einer Minorität ausgeben, als allgemein angenommen zu betrachten."

„„Sie raisonniren hierüber, wie ein Franzose,"" ließ sich der Graf vernehmen; „„gestatten Sie mir, ein Deutscher zu bleiben. Was bedeuten die Gewaltthätigkeiten Ihrer Presse, die beleidigenden Karikaturen, alle diese gegen uns gerichteten Verhöhnungen und Prahlereien? Es sind Huldigungen, der öffentlichen Meinung dargebracht, und eben daran läßt sich ihre Tendenz erkennen, welche Ihren Annahmen widerspricht.""

*) Le gouvernement de la défense nationale du 30 Juin jusq'au 31 Octobre 1871. Par Jules Favre. Paris, H. Plon.

Ein Geburtszeit- und Geburtsstadt-Genosse unseres alten Freundes Karl v. Holtei, Willibald Alexis (Häring) ist vor wenigen Tagen zu Arnstadt in Thüringen mit Tode abgegangen. Vielfach berührten und vielfach trennten sich die literarischen wie die Lebens-Verhältnisse der beiden Söhne Breslau's. Beide haben gleichzeitig mit Erfolg für das Gebiet der Theater- und für das der Roman-Dichtung gearbeitet; aber während Holtei auf dem ersteren, hat Will. Alexis auf dem letzteren seinen Hauptberuf und die meiste Anerkennung gefunden. Während Holtei, der ewig unstäte und umherziehende Sänger, in Süd- wie in Norddeutschland geistig und leiblich zuhause war und am Liebsten stets wieder nach seinem zwischen beiden liegenden und zu beiden Theilen Deutschlands gehörenden Schlesien zurückkehrte, dem seine schönsten Poesieen und Novellen gewidmet sind, hat Alexis sein norddeutsches Naturell und dessen Verwandtschaft mit dem germanisch-angelsächsischen so treu gepflegt, daß zwei seiner Romane, „Walladmor" und „Schloß Avalon", lange für englische Arbeiten und sogar für Schöpfungen des „großen Unbekannten", damals sich auf seinen Romanen nicht nennenden Verfassers des „Waverley" gelten konnten. Früh schon hat Alexis, nach vollendeten Studien, seine Heimat-Provinz mit der Mark Brandenburg vertauscht, deren romantischer Geschichtschreiber er wurde, indem er ebenso die Zeit der märkischen Ritter und Junker, wie die des erwachenden preußisch-deutschen Geistes und endlich die der französischen Kolonie und des Jenaer Zopfes in Meister- und Muster-Romanen geschildert hat. Leider haben wir auch eines schmerzlichen Lebensmomentes zu gedenken, das den Gründer des „Berliner Conversationsblattes" von dem schlesischen Volksdichter unterscheidet. Während wir heute noch in unserem Blatte Gelegenheit haben, die elastische Geistesthätigkeit des fünfundsiebzigjährigen Holtei (der uns hoffentlich noch lange erhalten bleibt) zu bewundern, ist seit einer Reihe von Jahren, mit Ausnahme einiger glücklichen Tage, wo er diktiren und uns sogar durch die Presse neue Beweise seines Seelenlebens liefern konnte, die geistige Thätigkeit des edeln Schriftstellers Willibald Alexis durch eine ihn an Lehnstuhl und Lager fesselnde Krankheit so gehemmt worden, daß die Mitwelt in den letzten Decennien auch schon die Nachwelt des Dichters zu bilden berufen war. Gewiß aber wird diese Nachwelt auch eine sich mehr und mehr verlängernde sein! J. L.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 14.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.